


SIGILL. COLL. HARVARD. CANTAB. NOV. ANGL. MDCL
EX DONO
THOMAE HOLLIS, ANGLI,
HOSPIT. LINCOLN.
REG. ET ANT. SS. LOND.
SODALIS
Emptus Jan. 26, 1846.

Encyclopädie

der

deutschen Nationalliteratur

oder

biographisch-kritisches

LEXICON

der deutschen

Dichter und Prosaisten

seit den frühesten Zeiten;

nebst

Proben aus ihren Werken.

Bearbeitet und herausgegeben

von

Dr. O. L. B. Wolff,

Professor an der Universität zu Jena.

Fünfter Band.

L. M. N.

Leipzig,

Verlag von Otto Wigand.

1840.

L.

Hadamar von Laber, s. Minnesinger.

Karl Lachmann

ward am 4. März 1793 zu Braunschweig geboren und studirte auf dem dasigen Carolinum, sowie auf der Universität Göttingen Philologie und Philosophie, worauf er zum Doctor dieser Wissenschaft promovirte und als Oberlehrer am Friedrichsgymnasium und außerordentlicher Professor der Philosophie nach Königsberg ging. Von hier kam er 1825 als ordentlicher Professor dieser Wissenschaft nach Berlin, wo er noch gegenwärtig sich befindet.

Er schrieb:

Sagabibliothek des skandinavischen Alterthums, von Pet. Erasm. Müller übersetzt. Berlin 1816. 1. Bd. in gr. 8.
Ueber die ursprüngliche Gestalt des Gedichts von der Nibelungen Noth. Ebendas. 1816, in gr. 8.
Auswahl aus den Dichtern des 13. Jahrhunderts. Ebendas. 1820, 8.
Shakespeare's Sonette. Uebersetzt. Ebendas. 1820, 12.
Der Nibelungen Noth mit der Klage. Ebendas. 1826, 4.
Iwein von Hartmann von der Aue. Ebendas. 1827, 8. Mit G. Benecke.
Walter von der Vogelweide Gedichte. Ebendas. 1827, in gr. 8.
Shakespeare's Makbeth. Uebersetzt. Ebendas. 1829, 8.
Wolfram von Eschenbach Lieder &c. Ebendas. 1833, in Lex. 8.

In fremder Sprache:

Specimina linguae Francicae in usum auditorum edita. Berolini, 1825, 8maj.

L. erwarb sich große und bleibende Verdienste um die genauere Kenntniß der deutschen Literatur des Mittelalters, durch seine scharfsinnigen und gründlichen Forschungen und die trefflichen Ausgaben, welche er von einzelnen poetischen Denkmälern aus jener Zeit veranstaltete.

August Heinrich Julius Lafontaine

ward im October 1758 zu Braunschweig geboren. Sein Vater, ein geschickter Maler, ließ ihn die dasigen gelehrten Unterrichtsanstalten besuchen und ihn dann nach Helmstädt auf die Universität abgehen, um dort Theologie zu studiren. Nach vollendeten Studien kam er zu dem preußischen General von Thadden nach Halle und wurde später 1789 auf dessen Empfehlung bei dem von Thaddenschen Regimente als Feldprediger angestellt, in welcher Stellung er die Feldzüge dieses Regimentes an den Rhein und in die Champagne mitmachte. Nach dem baseler Frieden legte er aber sein Amt 1801 nieder und lebte als Privatmann auf seinem Garten bei Halle. Die dasige philosophische Facultät beehrte ihn mit dem Doctordiplom und der König von Preußen zeichnete ihn durch Ertheilung eines Canonicates aus. Er starb daselbst am 20. April 1831.

Seine theils unter den Pseudonymen „Miltenberg“ oder „Gust. Freier“ erschienenen Schriften sind:

1) Scenen. Leipzig, 1788 und 1789, 2 Thle. Auch u. d. T.: Befreiung Roms in Dialogen.
2) Die Gewalt der Liebe. Berlin 1791—94, 4 Thle. 8.; 2. Aufl. Ebendas. 1797.
3) Der Naturmensch. Halle 1792; 3. Aufl. 1801.
4) Der Sonderling. Ebend. 1793, 3 Bde.; 3. Aufl. 1801.
5) Die Tochter der Natur. Familiengemälde. Halle 1793, 8.; neue Aufl. Ebend. 1806, 8.
6) Clara du Plessis und Clairant. Berlin 1794; 3. verb. Aufl. Ebend. 1801, 8., mit Kpf.
7) Moralische Erzählungen. Berlin 1794—1801, 6 Bde. in 8., mit Titelkupf. und Vign.
8) Antonie. Trauerspiel. Halle 1795, 8.
9) Kleine Erzählungen und Aufsätze. Ebendas. 1795, 8.
10) Quinctius Heymeran von Flamming. Berlin 1795—96, 4 Bde. 8.; neue Aufl. 1798, 4 Bde. 8., mit Kupf.
11) Die Verirrungen des menschlichen Herzens. Halle 1796, 2 Bde., 8.
12) Sagen aus dem Alterthume. Berlin 1797; neue Aufl. Ebendas. 1801—1803, 2 Bde., 8., mit Kupf.
13) Familiengeschichten. Berlin 1797—1805, 12 Bde., 8., mit Kupf.
14) Die Stärke des Vorurtheils. Züllichau 1798, 8.
15) Kleine Romane und moralische Erzählungen. Berlin 1799; 3. Aufl. Ebendas. 1804, 9 Thle., 16., mit Kupf.
16) Theodor, oder Kultur und Humanität. Berlin 1800; neue Aufl. Ebendas. 1802, 2 Thle., 8., mit Kupf.
17) Engelmanns Tagebuch. Berlin 1801, mit Kupf.
18) Hermann Lange. 3. Aufl. Berlin 1801, 2 Bde., 8.
19) Mährchen und Erzählungen. Berlin 1801, 2 Thle., 16., mit Kupf.
20) Fedor und Marie. Ebendas. 1802; neue verb. Aufl. Ebendas. 1805, 8., mit Kupf.
21) Henriette Bellmann. Berlin 1802, 2 Thle., 8., mit Kupf.
22) Rudolph und Julie. Halle 1802, 2 Bde., 8., m. Kupf.
23) Leben eines armen Landpredigers. Neue Aufl. 1802, 2 Thle., 8., mit Kupf.
24) Die Familie Halden. Berlin 1803, 2 Bde., 8.

25) Der Baron von Bergedorf. Berlin 1803.
26) Eduard und Margarethe. Berlin 1803, 2 Thle.
27) Makaria, Atalante und Kassandra. 3 Erzählungen. Züllichau 1803, 8. (mit Fr. Kind).
28) So geht es in der Welt. Berlin 1803—1804, 3 Bde., 8.
29) St. Julien. Halle 1803.
30) Sittenspiegel für das weibliche Geschlecht. Görlitz 1804—11, 6 Bde., 8., mit Kupf.
31) Vermischte kleinere Erzählungen. Berlin 1804, 2 Thle.
32) Barneck und Saldorf. Berlin 1804—1805, 2 Thle., mit Kupf.
33) Erzählungen aus dem häuslichen Leben. Berlin 1805, 2 Thle., mit Kupf.
34) Das Haus Bärburg. Berlin 1805, 8.
35) Dramatische Werke. Halle 1805; neue Aufl. Ebend. 1823, 8., mit 1 Kupf. und 1 Vign.
36) Familienpapiere. Berlin 1806, 2 Thle., 8.
37) Gemäldesammlung. Ebendas. 1806, 2 Thle., 8.
38) Die Prüfung der Treue. Schauspiel. Görlitz 1806, 8.
39) Der Familienehrgeiz. Halle 1807.
40) Arkadien. Halle 1807, 3 Bde., mit 3 Kupf.
41) Gemälde des menschlichen Herzens. Halle 1807—1810, 15 Bde., 8., mit Kupf.
42) Die beiden Bräute. Berlin 1808, 3 Thle., 8.
43) Aline von Riesenstein. Halle 1808, 3 Bde., mit 1 Kupf.
44) Eduard, oder der Maskenball. Halle 1809, 3 Bde.
45) Das Testament. Halle 1809, 3 Thle., 8., mit Kupf.
46) Raphael. Halle 1809, 8.
47) Emma. Berlin 1809, 2 Thle., 8.
48) Wenzel Falk und seine Familie. Ebendas. 1810, 3 Thle., 8.
49) Der Hausvater. Halle 1810, 3 Thle., 8., mit Kupf.
50) Amalie Horst. Ebendas. 1810, 2 Bde., 8.
51) Kleine Romane und moralische Erzählungen. 10.—12. Theil, Berlin 1810, 3 Thle., 16. Auch unter dem Tit.: „Gesammelte kleine Romane" rc.
52) Die Gefahren der großen Welt, oder Bertha von Waldeck. Halle 1810, 2 Bde.
53) Natur und Kunst. Halle 1811.
54) Tinchen, oder die Männerprobe. Halle 1811, 2 Bde.
55) Das Bekenntniß am Grabe. Halle 1811, 3 Bde., 8.
56) Schilderungen aus dem menschlichen Leben in Erzählungen. Halle 1812—19, 10 Thle., 8.
57) Bürgersinn und Familienliebe, oder Tobias Hoppe. Ebendas. 1812, 3 Bde., 8.
58) Die Moralsysteme, oder Ludwig von Eisach. Halle 1812, 2 Bde.
59) Walther, oder das Kind vom Schlachtfelde. Halle 1813, 3 Thle., 8.
60) Eugenie, der Sieg über die Liebe. Ebendas. 1814, 3 Thle., 8.
61) Der Kampf mit den Verhältnissen. Ebendas. 1815, 3 Thle., 8.
62) Ida von Kyburg. Berlin 1816, 8.
63) Die Pfarre an der See. Halle 1816, 3 Thle., 8.
64) Isidore, oder die Waldhütte. Halle 1817, 2 Bde.
65) Das heimliche Gericht des Schicksals. Halle 1817, 3 Thle., 8.
66) Agathe, oder das Grabgewölbe. Leipzig 1817, 3 Bde. 8., mit Kupf.
67) Reinhold. Halle 1818, 3 Thle., 8.
68) Die beiden Freunde. Halle 1819, 2 Bde.
69) Rudolph von Werdenberg. 3. Aufl. Berlin 1819, 8., mit Kupf.
70) Die Geschwister, oder die Reue. Halle 1819, 2 Thle., 8.
71) Die Wege des Schicksals. Halle 1820, 2 Thle., 8., mit Kupf.
72) Die Stiefgeschwister. Ebendas. 1822, 2 Thle., 8.

Von den vorstehenden mit den Sammelwerken zugleich aufgeführten Einzelschriften sind enthalten in Nro. 15: die Nummern 12, 18, 19, 22, 24, 29 und 32; in Nro. 23: die Nrn. 25, 26; in Nro. 30: die Nrn. 31, 33, 53; in Nro. 35: die Nrn. 5, 38; in Nro. 40: die Nrn. 3, 4, 23, 40, 43, 44; und in Nro. 56: die Nrn. 52, 54, 58, 64, 68. Außerdem finden sich einzelne Arbeiten von ihm, wie „die Rache" und „Suschen" in den Taschenbüchern von 1799 und von 1803. Auch verfaßte er: „Agamemnon und Aeschylus' Koephoren." Halle 1821 flg., 2 Bde.

Es ist jetzt Mode geworden bei der Menge, ebenso vornehm und verächtlich auf Lafontaine's Romane herabzusehen, als sie früher begierig danach griff, und dieselben mit Eifer verschlang. Das Richtige liegt, wie immer, in der Mitte; die Zeit, in welcher jene sentimentalen Familiengemälde ein Bedürfniß der Lesewelt waren, ist allerdings ganz vorüber, aber das Gute, das L's Leistungen theils selbst enthielten, theils zu befördern strebten, verdient stets ehrende Anerkennung, wenn ihr Verfasser sich auch in den Mitteln vergriff, und zu Uebertreibungen, Unwahrscheinlichkeiten oder falschen Effecten seine Zuflucht nahm. Kenntniß des Herzens, Phantasie, obgleich nur in beschränktem Kreise wirkend, und ein leichtes angenehmes Talent der Darstellung besitzt er jedenfalls, lauter Eigenschaften, welche ihn in seiner Zeit befähigten, sich ein größeres Publikum zu gewinnen und zu erhalten, zumal er die vorherrschende allgemeine Geschmacksrichtung in Deutschland meisterhaft zu treffen, und von ihr begünstigt, indem er sie begünstigte, sich Ruf und Beifall auf der einmal von ihm betretenen Bahn zu erwerben wußte. **Von höherem Standpunkte aus betrachtet, erheben sich seine sämmtlichen Leistungen nicht über eine gefällige Mittelmäßigkeit, da ihnen alle tiefere, auf dem wirklichen Leben und der geistigen Auffassung desselben ruhende Begründung durchaus abgeht.** —

Die Wirkungen der selbstsüchtigen Grundsätze *).

Rouelle d'Agassau, ein sehr reicher junger Edelmann, war durch den Tod seiner Eltern sehr früh unabhängig geworden. Seine Erziehung fiel in die Hände eines elenden, verächtlichen Menschen, der die Politur der Sitten und Weltklugheit für die einzigen Tugenden der Großen und Reichen hielt. Dieser führte ihn zu Paris, wo er mit seinem Zögling lebte, früh in die Welt. Der Anblick der Verbrechen aller Art, der Leichtsinn der Großen gegen die Sittlichkeit, die Schmeicheleien, die man dem liebenswürdigen und kultivirten Knaben machte, verdarben das Herz des jungen Rouelle. Seine Bekanntschaften, die er als Jüngling machte, vollendeten sein Verderben. Er nahm sehr früh das System der Pariser Welt an: „nur für sich und sein Vergnügen zu leben," und sein feiner Kopf suchte sich dies als das einzig wahre System des menschlichen Lebens zu erweisen. Rouelle war ein Philosoph auf seine Weise. Das Vergnügen ist meine Bestimmung, sagte er; Mäßigkeit verlängert den Genuß, Klugheit sichert ihn. Das war sein System, und er lebte darnach. Die Moral schien ihm eine Grille, die für den Pöbel und für den Dummkopf gemacht war. Der Schein der Tugend war ihm Alles, und man hielt ihn zu Paris für einen der tugendhaftesten Jünglinge.

Auf einer Reise nach Poitou, wo seine Güter lagen, mußte er in einem Dorfe bleiben, weil die Ergießung des Flusses die Brücke weggerissen hatte. Er ging, weil das Wirthshaus sehr elend war, auf das wohlgebaute Haus eines Pächters im Dorfe, um dort die Nacht zuzubringen. Der Pächter, ein alter, ehrwürdiger Mann, nahm ihn mit der gutherzigsten Freundlichkeit auf, und räumte ihm das schönste Zimmer des Hauses ein. Rouelle kam am Abend herab, um mit dem Pächter zu essen. Er erstaunte, da er neben dem Vater das reizendste Mädchen, das er je gesehen hatte, stehen sahe. Ihr geistvoller Blick, ihr Gespräch am Tische, überzeugten ihn sehr bald, daß das Mädchen keine gewöhnliche Erziehung gehabt hatte. Ihr Vater hatte lange in der Welt gelebt, und war, der Unruhe der Welt müde, mit dem Reste seines Vermögens hieher geflohen, um hier der Ruhe und der Erziehung seiner Tochter zu leben.

Der Anblick des Mädchens hatte Rouellens Sinnlichkeit empört. Nicht gewohnt, bei Wünschen stehen zu bleiben, suchte er einen Vorwand, ein Paar Tage in dem Hause zu bleiben, den ihm die Gastfreundschaft seines ehrwürdigen Wirthes bald gab. Er gebrauchte die Zeit, sich mit Susannens Schwächen bekannt zu machen, und er mußte sich gestehen, daß seine gewöhnlichen Netze zu schwach waren, das Herz des Mädchens fest zu halten. Er mußte abreisen, ohne einen Schritt weiter zu sein, als bei dem ersten Augenblicke, da er sie sah. Das

*) Aus A. Lafontaine's „Neue moralische Erzählungen." Berlin 1799. (5. Bändchen).

Mädchen redete von Tugend, und redete mit so vielem Ernst davon, daß er gezwungen war, diese Tugend für mehr als eine Grimasse zu halten. Er hütete sich, seine Grundsätze zu zeigen. Er kam auf seiner Rückreise wieder. Seine Bescheidenheit gewann ihm das Vertrauen des Alten, und seine Liebenswürdigkeit Susannens Wohlwollen. Er fand bei dem Mädchen so viele Festigkeit, daß er jeden Schritt vorwärts mit der feinsten Behutsamkeit machte. Alle seine Pariser Künste reichten bei diesem Herzen nicht aus. Er hielt alle Weiber für eitel und sinnlich, und hier sah er ein Herz, das weder Eitelkeit noch Wollust kannte. Eine Ahnung, daß solche Grundsätze möglich wären, wie er sie hatte, brachte das Mädchen zum Schaudern. Er gebrauchte alle Mittel, des Mädchens Sinnlichkeit, ihre Eitelkeit in Bewegung zu setzen. Vergebens. Die schönsten Stunden gingen verloren, die so mühsam angelegten Scenen des Alleinseins, des Vertrauens, brachten ihn nicht weiter, und mit der Mühe, die er sich gab, war seine Neigung gegen das Mädchen gewachsen. Er fühlte sich unzertrennlich fest an sie gebannt; ja, er fühlte Achtung für ihre Tugend. „Noch zwei solche Menschen," rief er sogar, von sich selbst überrascht, „und mein System ist dahin!" Das geschah nun nicht; allein seine Sinnlichkeit wurde in der That etwas Besseres, sie wurde Liebe. Er fühlte, er würde nicht unglücklich, in dem Glauben an Susannens Tugend, mit ihr, sogar hier auf dem Lande leben, und da überraschte ihn der Gedanke, den er für unmöglich gehalten hatte, der Gedanke an eine Heirath mit dem Mädchen.

Pfui! rief er sich selbst zu bei dem Gedanken. Allein er kam desto öfter wieder, jemehr die Hoffnung sank, Susannen zu verführen. Er fühlte, daß er die Liebe des Mädchens hatte, und er verzweifelte darüber fast, daß ihre Liebe kein Mittel war, ihre Phantasie zu bestricken und zu entflammen. Er that alles Mögliche, zu seinem Zwecke zu gelangen, und ein Paarmal schon hatte er Susannens Mißtrauen erregt; und das gab zu so ernsten, kraftvollen Scenen Anlaß, in denen des Mädchens Charakter, ihr Abscheu gegen die Sinnlichkeit sich so mächtig, so wahr zeigte, daß er nicht mehr wußte, was er von den Menschen, unter denen eine Susanne lebte, denken sollte. Sein Herz fing an, sich dem Systeme, das sein Kopf noch immer fest hielt, zu widersetzen. Seine Liebe, diese allmächtige Leidenschaft, riß ihn unaufhaltsam fort. Es war kein anderes Mittel glücklich zu werden, als Susannen seine Hand zu bieten. Er wußte selbst nicht, wie ihm eigentlich geschah. Er fühlte jetzt sogar einen geheimen Widerwillen, auf Kosten von Susannens Ruhe selbst glücklich zu werden. Da war doch ein Mensch, dessen Glück er achtete. Er bot in einer Empfindung, deren Ruhe er noch nie empfunden hatte, Susannen seine Hand, und da Susanne mit den Thränen des Entzückens, mit hochklopfender Brust in seine Arme sank, da fühlte er den Lohn der bessern Menschlichkeit, er fühlte Achtung für sich selbst, und er sagte, wie er allein war: „nein, bei Gott! die Tugend ist doch nicht ganz Grille!"

Susanne wurde Rouellens Weib. Auf ihre Bitten ging er mit ihr auf seine Güter. Das Glück der Ruhe, des Vertrauens, der zärtlichen Liebe, dessen er nun genoß, der Anblick der Tugenden seiner Frau, ihre Keuschheit, ihre Wohlthätigkeit, ihre Güte, ihre Demuth, rissen mächtig an seinem Systeme. Mächtige Zweifel dagegen stiegen in seiner Seele empor. Er wurde Vater eines Sohnes. Er nahm mit zitternder Freude das Kind an seine Brust und rief: „nein, bei Gott! bei dem Gefühle meines Wesens, die Tugend ist keine Grille!" — Susanne gab ihm einen zweiten Sohn. Seine Freude war gemäßigter. Er war einige Monate in Paris gewesen. Eine reizende Operntänzerin hatte seine Sinnlichkeit in Bewegung gebracht. Er kehrte nur mit halbem Herzen auf seine Güter zurück. Er reiste wieder nach Paris. Mit einer Unruhe, die er nie sonst gefühlt hatte, suchte er die Bekanntschaft der schönen Tänzerin. Ohne es zu wollen, wurde er seiner Frau untreu, und er suchte sein System wieder hervor, weil es seine Unruhe linderte. Er blieb länger in Paris. Er liebte seine Frau nicht mehr, allein er fühlte dennoch eine unbegrenzte Achtung gegen sie; und diese Achtung wurde ihm eine bittere Last, denn sie machte ihm in dem Genusse seiner Freuden geheime und beunruhigende Vorwürfe. Pah! rief er endlich: die Menschen sind sich alle gleich, auch sie, auch meine Frau! Sie wollte Frau von Rouelle werden, und darum mußte sie die Rolle spielen, die sie spielte. Ihr Wunsch war Rang, Titel, Reichthum; meiner ist Vergnügen! — Sein System kam in die alten Rechte wieder, und er zwang sich, die Achtung gegen seine Frau fallen zu lassen, und blieb in Paris. Seine Frau schrieb ihm; er antwortete mit Kälte. Sie kam nach Paris, und er sagte ihr kalt: ich habe nichts dagegen, daß Sie hier leben wollen. Sie sah seine Ausschweifungen. Sie bot alle ihre Kräfte auf, das Glück der ersten Jahre wieder herzustellen. Vergebens. Die Achtung, die er ihren Tugenden nicht versagen konnte, machte ihn noch kälter und bitterer gegen sie. Um sie dafür zu bestrafen, zeigte er ihr Grundsätze, die er nicht einmal so böse hatte.

Susanne war unglücklich, und das war ihr größtes Leiden, daß ihr Mann es ihr täglich merken ließ, wie sehr er bereue, daß er ihr seine Hand gegeben habe; wie sehr sie seinem Vergnügen im Wege war. Einen Abend kam er zu Hause. Man gab ihm einen Brief von seiner Frau. Er las ihn. „Ich verlasse Sie, mein Herr, schrieb sie ihm, und auf ewig. Sie werden in der Beilage alle die Beweise finden, die sie gebrauchen können, um unsere Ehe, die Sie so unglücklich machte, auch gesetzlich zu trennen. Meinen ältesten Sohn habe ich mitgenommen, den jüngsten habe ich Ihnen lassen müssen. Sollte er von seiner Krankheit wieder hergestellt werden; so beschwöre ich Sie bei Ihrem Vaterherzen, den Knaben vor Ihren Grundsätzen zu bewahren. Es giebt eine Tugend, mein Herr, und einen Rächer aller Verbrechen. Eine Summe Geldes, die ich mitgenommen habe und die Sie zu klein finden werden, weil vielleicht nicht einmal Eine Ihrer Freuden damit erkauft werden könnte, soll dazu dienen, Ihren Sohn in die Lage zu setzen, worin sein Großvater, und ich Unglückliche, so glücklich waren. Dieses Kind soll nie erfahren, zu welchen Verbrechen es seine Geburt und Ihr Vermögen berechtigten. Ich habe die Gefahren des Ranges und des Reichthums kennen gelernt; er soll sie nie kennen lernen. O, mein Herr! Sie spotten der Tugend; aber, könnten Sie mich hier an dem Bette meines jüngsten Sohnes auf den Knieen liegen sehen, hören, wie ich Sie beschwöre, des Herzens dieses Kindes zu schonen, o Sie würden wenigstens des Mutterherzens und meiner Angst nicht spotten! Leben Sie wohl!"

Rouelle las. Sein Auge verfinsterte sich doch. Sein Wunsch war erfüllt, aber zugleich war seine Brust voll Unruhe. Er liebte seinen Sohn, er schätzte Susannen doch so sehr, daß sie keine Noth leiden sollte. Er leitete seine Unruhe von seinem Edelmuthe ab, und sie war nichts, als der Vorwurf seines Gewissens. Er lachte, wie er hörte, daß zugleich mit seiner Frau ein junger Mann Paris verlassen habe, ein Mann, der Susannen geschätzt hatte. Er fand eine Beruhigung darin, seine Frau eines Verbrechens bezüchtigen zu können. Da haben wir's! rief er: die Heuchlerin! Er forschte nach dem Aufenthalte des vermeinten Entführers seiner Frau, und diese Nachforschungen bewiesen ihm, daß er seiner Frau Unrecht gethan hatte. Nun forschte er dem Aufenthalte seiner Frau nach; allein vergebens. Sie blieb verschwunden, und nach einem Jahre von ewigen Zerstreuungen war Susanne und sein Sohn vergessen.

Jetzt nun, frei von der lästigen Kette des Ehestandes, machte er einen festen Plan seines Lebens. Er machte sein Haus zu dem Aufenthalte aller Freuden der groben und der feinern Sinnlichkeit. Er fühlte die Nothwendigkeit des Reichthums, um sich sein Glück zu sichern, und die größte Ordnung herrschte in seinem Hause. Er stürzte sich nicht in den verzehrenden Strudel der sinnlosesten Ausschweifungen. Er genoß mit Mäßigung, sogar mit Anstand. Er verhüllte den Plan seines Lebens, wie die Ausführung desselben. Er wurde das Muster der jungen Männer, die Gesellschaften liebten ihn. Er war immer heiter, immer fröhlich. Er war im allerhöchsten Grade diskret. Kein Wort, keine Anspielung, kein zweideutiges Lächeln verrieth irgend einen Triumph, den er erhalten hatte. Er war der feinste Verführer der Weiber und Mädchen, deren Schönheit seine Sinnlichkeit reizte; aber nie durften diese fürchten, daß ihr Name dabei leiden konnte, und Rouelle hatte den Triumph, daß man ihn überall einen edeln, tugendhaften Mann hieß, ob er gleich nie einen Wunsch, nie eine Begierde fühlte, die er nicht befriedigte, es mochte kosten, was es wollte.

Er war höflich, hülfreich, großmüthig, er unterstützte das Verdienst, er nahm die Miene an, als ob er nur für andere Menschen lebte; und, er lebte nur allein für sich und seinen Genuß. Diese Kunst, diese Feinheit, mit der er lebte, beschäftigte zugleich seinen Verstand. Er beging zweideutige Handlungen, um Proben mit sich und den Menschen anzustellen; er befestigte sich in seinem Systeme der Selbstsucht, des höchsten Egoismus immer mehr. Sein Geschmack bewahrte ihn schon vor groben Niederträchtigkeiten, seine listige Feinheit ersparte ihm die Verbrechen, die ein grober, roher Wollüstling an seiner Stelle begangen haben würde. Um Verbrechen zu begehen, sagte er, muß man ein niederträchtiger, ehrloser Mensch sein, und um tugendhaft zu sein, ohne seinen Vortheil im Spiel zu sehen, muß man ein grillenfängerischer Dummkopf sein! Ich bin Beides nicht. Gut, ich lebe für mein Vergnügen; das ist nur das, was ein gescheuter Mensch wollen kann. Nebenher befördere ich auch das Glück anderer Geschöpfe, freilich ohne meine Absicht. Will man das Tugend nennen; gut! es ist nichts, als eine kluge Einrichtung der Natur, die den Menschen in den Grenzen der Mäßigung gegen Andere hält, daß er das Glück und das Wohlsein Anderer beiläufig mit befördert, wenn er für sein eigenes Wohlsein arbeitet. Das waren seine Grundsätze.

Und in diesen Grundsätzen erzog er seinen Sohn von der frühesten Jugend an. Er lehrte ihn alle Tugenden, welche die Gesellschaft fordert, er bildete seinen Verstand, ja, er lehrte ihn sogar entbehren; denn er selbst hatte doch einigemale die Erfahrung machen müssen, daß nicht alle seine Wünsche zu befriedigen waren. Du mußt entbehren können, mein Sohn, sagte er; die Befriedigung unserer Wünsche ist zwar Glück: allein die Befriedigung mancher Wünsche ist so gefährlich in ihren Folgen, daß der Mensch, den die Natur so beschränkt hat, auch entbehren lernen muß, um glücklich zu sein. Die Erziehung gelang. Der junge Rouelle wurde der Stolz seines Vaters, und er hing mit großer Liebe an ihm.

Zwanzig Jahre waren nun seit der Trennung von Susannen verflossen. Rouelle war noch immer ein sehr liebenswürdiger Mann. Selbst sein Alter hatte ihn noch liebenswürdiger gemacht. Es hatte einen heitern Ernst, eine schöne Mäßigung über sein Wesen verbreitet. Wenige Sorgen hatten sein Leben getrübt, eine berechnete Mäßigkeit hatte seine Gesundheit erhalten und gestärkt. Er war ein schöner Mann von acht und vierzig Jahren. Er fand sich höchst glücklich. Eine allgemeine Achtung aller Menschen, die ihn kannten, erheiterte sein Leben. Sein Sohn fing, nach einigen jugendlichen Unbesonnenheiten, die sein Vater zu einem Schatze von seiner Lebensweisheit für ihn machte, an, dem Wege seines Vaters zum Glück zu folgen. Der Vater lebte mit ihm, wie sein älterer Freund, der nur durch seine größere Erfahrung das Ansehen über ihn erhalten hat. Der Vater drängte sich nicht in des Sohnes Vertrauen, so wenig wie er sein Vertrauen ganz vollkommen seinem Sohne schenkte. Sie lebten wie zwei Freunde, die ein langer Umgang mit einander verbunden hat. Der Sohn ehrte den Vater wie das Ideal der feinsten Klugheit, und der Vater liebte den Sohn.

Eines Tages ging der alte Rouelle durch eine kleine Gasse in Paris. Eine Thür' öffnet sich. Ein Frauenzimmer, schön wie der aufgehende Morgen, tritt aus einem kleinen Hause hervor, um in die Kirche zu gehen. Die frische Gesichtsfarbe, die Unschuld in dem schönen Auge, die hohe, volle Gestalt, macht den feinen Epikuräer aufmerksam. Er läßt seinen Stock fallen, um sich zu verweilen. Er folgt ihr nun in die Kirche, von dort in den größern Lärm, bis wieder zu ihrem Hause. Er giebt seinem Bedienten den Auftrag, sich nach dem Namen des Frauenzimmers zu erkundigen, und geht, voll von den Reizen ihrer Schönheit, nach Hause.

Der Bediente, der alte Vertraute seines Herrn, brachte die ausführlichste Nachricht. Das junge, schöne Frauenzimmer war die Frau eines Malers. Die Umstände dieser Familie schienen nicht die besten zu sein; sie lebten höchst sparsam und einfach. Mann und Frau waren beide nicht aus Paris, sein Name war Marton. Er setzte noch Einiges von der Liebe der jungen Eheleute hinzu, von ihrer Einigkeit, was sein Herr mit dem Worte „Dummkopf!" beantwortete. Die einzige Bekanntschaft der jungen Frau war eine Modehändlerin in ihrer Nachbarschaft, die dem jungen Maler seine erste Arbeit verschafft hatte, und für welche die junge Frau Stickereien verfertigte.

Die Bekanntschaft mit der Modehändlerin war bald gemacht: allein Madame Marton kam sehr selten hieher. Rouelle sah sie dennoch einmal hier, und seine Begierde wurde noch stechender. Was er von der Modehändlerin über die Familie hörte, zeigte ihm die Schwierigkeit seiner Unternehmung. Ohne die Modehändlerin in seinen Plan sehen zu lassen, bediente er sich ihrer, dem Maler Arbeit bei einem seiner Freunde zu verschaffen. Hier machte er die Bekanntschaft mit dem jungen Künstler selbst, unter einem fremden Namen. Die Arbeit war langwierig; der Maler hatte einen Saal auszumalen. Rouelle kam alle Tage dahin. Die Kunst war ihr Gespräch, und Rouelle erhielt bald das ganze Vertrauen des jungen Künstlers. Rouelle verschaffte ihm mehrere Arbeit. Seine Gespräche über Kunstgeschmack, über den Geschmack der Pariser, waren so belehrend, daß Marton sich freuete, die Bekanntschaft mit seinem Freunde gemacht zu haben. Der Maler bat ihn, ihn zu besuchen. Rouelle that es. Und nun erstaunte er, nicht mehr über die Schönheit des jungen Weibes, sondern über die hohe Zärtlichkeit, über die erhabene Unschuld der beiden Eheleute. Der junge Mann war eine Feuerseele, der seine Kunst mit Enthusiasmus, seine Frau mit flammendem Entzücken, und die Tugend mit einer erhabenen, unbeschreiblichen Innigkeit liebte. Die unschuldige Frau fühlte nichts als eine dankbare Liebe gegen ihren Mann.

Rouelle saß nun zwar an der Seite des reizenden Weibes; sie sah ihn sogar gern, sie bezeigte ihm ihr Wohlwollen; allein er wußte hier zum erstenmale nicht, wie er es angreifen sollte, seinen Wunsch zu befriedigen. Er durfte es auch nicht von fern wagen, des Künstlers hohen Sinn für die reine Tugend mildern zu wollen. Marton begriff nicht einmal, wie es möglich sei, anders zu fühlen und zu denken, als er fühlte und dachte. Es fehlte ihnen allen Beiden an aller Welt- und Menschenkenntniß, das sah Rouelle wohl, allein des Mannes Tugend und des Weibes Liebe ersetzten ihnen diesen Mangel hinlänglich. Sie waren nirgends fest zu halten. Rouelle erfuhr von Marton die Begebenheit, die ihm seine Frau gegeben hatte.

Sehen Sie, mein Lieber, sagte er, und umschlang seine Frau mit froher Zärtlichkeit, ich war ein junger Mensch, ohne Freunde, ohne Vermögen, mein Vater war früh gestorben, meine Mutter, eine vortreffliche Frau — hier hob er entzückt beide Hände empor — o! ihr habe ich mein hohes Glück, alles, was mich ruhig macht, zu danken. Sie lehrte mich, was alle Menschen lernen sollten, nichts als gerecht sein und unabhängig. Dazu lehrte sie mich entbehren und arbeiten. Meine Kunst trieb ich, wie die Musik, zwar als Nebensache; allein sie machen mich, bei den wenigen Bedürfnissen, die ich habe, unabhängig. Das war die Absicht meiner Mutter. Ich ging nach Lyon, um dort meine Kunst zu vervollkommnen. Ich sollte dort nur lernen, nicht arbeiten. Eine ganz kleine Summe Geldes, die mir meine Mutter gab, war hinreichend, mich einige Monate da zu erhalten. Einen Abend gehe ich vor die Stadt am Flusse hin, um eine reizende Gegend zu zeichnen. Ich werfe mich nieder. Ich zeichne. Zum Vordergrunde wählte ich eine Gruppe Bäume, in deren Schatten ein alter Mann saß. — Hier faßte die Frau, mit Thränen in den Augen, ihres Mannes Hand, und der Mann fuhr, nach einem zärtlichen Blicke, fort:

Der alte Mann schien mich nicht zu bemerken. Ich zeichne ihn, wie er die Hand an die Stirn legt, und in der kummervollsten Stellung da sitzt. Ich sehe die kummervolle Gestalt auf meinem Papiere an, und frage mich selbst: aber was mag ihm fehlen? Ist es möglich, rief eine Stimme in mir, kannst du einen Unglücklichen zeichnen, statt ihm zu helfen? Ich springe auf, ich eile zu ihm, ich frage: guter, alter Vater, Ihr scheint nicht glücklich. Er schlug das nasse Auge auf mich, und schüttelte seufzend den Kopf. Ich faßte mitleidig seine Hand, und bat ihn, mir zu sagen, was ihm sei. Ich habe eine Frau und Tochter, sagte er mit brechender Stimme, und heute, hier (er zeigte auf die stolze Stadt) keinen Bissen Brod. Guter Gott, rufe ich, und gab ihm eine Kleinigkeit, die er mit schamhaftem Erröthen annahm, und sogleich aufstand, um nach Hause zu eilen. Er war matt, ich führte ihn. Könnt Ihr nicht arbeiten? fragte ich im Gehen. Er lächelte schmerzhaft. Ich bin alt, der Arbeit ungewohnt, mein armes Weib ist seit einem Jahre krank, meine Tochter arbeitet, um — uns desto langsamer verhungern zu lassen. Ach, lieber Herr, setzte er stillstehend, und mich ansehend, hinzu: Heute nun wohl; aber morgen? über einen Monat? Er trocknete die gewaltig hervorquellenden Thränen. Ich faßte in die Tasche, ich gab dem Alten die Hälfte von dem, was ich hatte. Er nahm es mit inniger Dankbarkeit. Es ist so wenig, Vater, sagte ich, im Mitleid zerschmolzen, aber ich selbst bin arm. Er sah mich an, und wollte mir einen Theil des Geldes zurückgeben. Ich schlug es ab. Ich brachte ihn vor die Hütte, in der er wohnte. Hier nahm er meine Hand, und sagte: daß ich jetzt mit frohzitterndem Herzen hier hinein trete, nicht mit der Verzweiflung des Todes, ist Ihr Werk. Er zog meine Hand an seine Brust, seine Thränen stürzten, und ich riß mich los, und flog die Gasse hinab; denn ich fühlte, ich würde ihm alles gegeben haben, was ich hatte. Ach, so engherzig konnte ich sein! Engherzig? wiederholte Rouelle lächelnd.

Ich kam zu Hause. Ich konnte das Bild des alten Mannes nicht los werden, ob ich gleich nichts mehr für ihn thun konnte. Nichts? nichts? rief ich auf einmal: kannst du nicht für ihn arbeiten? und wenigstens für ihn entbehren? Ich lief noch den Abend zu einer Modehändlerin, der ich einige Muster zu Stickereien gezeichnet hatte. Ich setzte ihr die Idee, die ich durch die Malerei eines Fächers für meine Wirthin, erhalten hatte, wie man Fächer ausmalen sollte, auseinander. Sie nahm meinen Vorschlag an. Ich fing noch den Abend an, Fächer zu malen. Ich wählte dazu Ideen aus den damals berühmtesten Romanen. Es war etwas Neues; der Absatz war groß. Ich betrachtete das Geld, das ich erhielt, wie das Eigenthum des Alten. Nach ein Paar Tagen ging ich zu ihm. Ich traf ihn an dem Strohlager seiner kranken Frau. O Gott! rief er, das ist er! Die Kranke wendete das matte Auge mit einem Strahle von Dankbarkeit auf mich. Nein, Vater, rief ich, ich war nicht arm; denn ich konnte arbeiten. Verzeiht mir! und nun gab ich ihm das Geld, das ich verdient hatte. Hier entstand ein Streit unter uns über das Geld. Keiner wollte es. Ich setzte dem Alten meinen Plan auseinander. Laßt mich, lieber Vater, sagte ich voll Bewunderung seiner Großmuth; ich betrachte mich von jetzt an als Euren Sohn. Und, sagen Sie selbst, so wendete sich der Maler an Rouelle: sollte nicht jeder Jüngling sich für den Sohn jedes unglücklichen Greises halten? Ich hatte Mühe, diese armen, guten Menschen davon zu überzeugen. Es gelang mir endlich.

Ich war sehr fleißig; ich verdiente so viel, daß ich der Kranken und dem Alten mehr Bequemlichkeit verschaffen konnte. Einen Monat war ich schon mit ihnen bekannt, da sah ich endlich auch zum erstenmale ihre Tochter, hier meine theure Frau. Er nahm sie zärtlich an seine Brust, und sie küßte ihm die Hand, als sähe sie ihn als den Wohlthäter ihrer Eltern jetzt zum erstenmale.

Es war ein Mädchen von fünfzehn Jahren, sehr wohl gebildet (die Frau erröthete) und — wollte er fortfahren. Sie unterbrach ihn: und was mein Mann verschwiegen hat, und was wir erst hinterher erfuhren, er entzog sich jeder Freude, um uns wohlzuthun. Er darbte, damit wir Ueberfluß haben sollten. Laut weinend vor Dankbarkeit warf sich jetzt die Frau an ihres Mannes Brust.

Sehen Sie, fuhr Marton lächend fort, da sah ich meine Luise zum erstenmale. Ich liebte sie von dem ersten Augenblicke an. Ach, mein Herr, sie war so reizend und so gut, daß ich nicht einen Augenblick zweifelte, sie müsse eine bessere Parthie thun können, als mit mir. Ich schwieg. Die Mutter starb, dann ihr Vater. Ich drückte ihnen die Augen zu, und nun nahm ich Luisen zu mir, und behandelte sie wie meine Schwester. Ich liebte sie unendlich; aber ich schwieg. Was konnte ich ihr bieten, als mein Herz? Aber meine Leidenschaft hatte sich doch verrathen. Sie gab mir ihr Herz, dieses unschätzbare Herz, und ihre Hand, und ich war vollkommen glücklich. Ja, fuhr er feurig fort, ich habe nichts, als diese Liebe, das Herz meiner Frau; denn alles Andere gehört auch jedem Unglücklichen. Aber, diese Liebe ist auch mein Glück.

Rouelle stand hier auf. Seine Stirn war finster. Er drückte dem Maler die Hand, und ging, bewegt, früher, als er zu gehen gewohnt war, und in dreien Tagen ließ er sich nicht sehen. Diese Erzählung war tief in Rouellens Herz gedrungen. Die Liebe, die keusche Liebe der Frau war das einzige Gut des edlen Malers; und, er wollte ihm dieses Glück rauben. Er wagte es kaum, jetzt diesen Gedanken zu denken. Er blieb sogar, aus einem Instinkte des Unrechts, die drei Tage weg, er gab sich Mühe, das schöne Weib zu vergessen.

Aber, rief er, da der Eindruck der Erzählung sich verwischt hatte, will ich ihn denn unglücklich machen? Kann denn nicht Er so gut glücklich bleiben, wie ich es werden kann? Wie? wenn nun die kleine, schöne Frau Sinn genug hätte, das Vorurtheil der Treue fahren zu lassen, und dafür mit mir meinen Reichthum zu theilen? Wir gewönnen doch wahrhaftig alle Drei. Ich schone des Mannes Aberglauben; was könnte man mehr verlangen?

Die Liebe Rouellens zu der reizenden Frau war durch den Umgang mit ihr die allerheftigste Leidenschaft geworden. Ohne einen Entschluß des Verbrechens zu fassen, womit der Mensch fast immer seine Verbrechen zu entschuldigen sucht, setzte er den Umgang mit der glücklichen Familie fort. Er ließ sich von seiner Leidenschaft, von den Zufällen treiben, und triumphirte über seine Tugend, weil er sich hütete, einen Plan zu machen, sie zu verderben. Und doch war er gar nicht unthätig. Er suchte die Eitelkeit, die Putzsucht der jungen Frau rege zu machen. Er schenkte ihr auf eine sehr natürliche Weise Kleinigkeiten, wodurch andere Kleinigkeiten nöthig wurden. Er suchte ihr einen Hang zu Vergnügungen beizubringen, er machte Spazierfahrten mit der Familie, er führte sie in die Schauspiele. Die junge Frau fand ein großes Behagen an diesen ihr ganz neuen Vergnügungen, und Marton liebte seine Frau zu sehr, um ihr nicht die Vergnügungen zu verschaffen, die sie so sehr liebte. So fleißig Marton auch war, so reichte sein Verdienst doch nicht hin, alles das anzuschaffen, was seine Frau gebrauchte. Auf eine für den Mann unmerkliche Weise schaffte Rouelle das Fehlende an; und so erwarb er sich um die junge Frau das erste Verdienst, die es sehr wohl merkte, wie großmüthig Rouelle war.

Jemehr die junge Frau die Vergnügungen von Paris genoß, desto fleißiger arbeitete Marton. Er konnte also sehr häufig die Vergnügungen mit Luisen nicht theilen. Ohne Mißtrauen ließ er also seinen Freund, den heitern Favart, den Namen hatte sich Rouelle gegeben, seine Frau begleiten. Rouelle war also jetzt oft ganze halbe Tage mit Madame Marton allein, und nun fing er an, dem unschuldigen Weibe seine Grundsätze in sehr milden Farben mitzutheilen, die ihr Herz nicht verdarben, die sie aber doch leichtsinnig machten. Er hatte zwar ihr höchstes Vertrauen, ihre Freundschaft; allein ihr Herz besaß ihr Mann, und keine Bemühung des feinen Rouelle brachte ihr schönes, treues Herz in eine leichte Unruhe.

Mit der größten Behutsamkeit ging der Verführer vorwärts. Er erlaubte sich nach und nach Scherze und Einfälle, und stieg so unmerklich damit, daß Luise glaubte, er wäre immer so gewesen. Er machte sie immer bekannter mit den Verbrechen der Welt, aber er ließ sie dieselben nie in den abschreckenden Gestalten sehen. Er selbst nahm sich erst kleine, dann größere Vertraulichkeiten mit Luisen heraus, die sie erlaubte, weil sie zu unschuldig war, und weil sie fühlte, wie sehr sie ihren Mann liebte, weil sie keine Ahnung des Verbrechens hatte, das sie begehen sollte. Die Arme ging mit unschuldiger Fröhlichkeit dem Abgrunde immer näher, der sie verschlingen sollte.

Die schwarze Stunde schlug. Rouelle war mit Luisen an einem schönen Morgen, da ihr Mann auf einem benachbarten Landsitze malte, in ein Lustgehölz bei Paris, in einer Gesellschaft von jungen, heitern Personen, gefahren. Man lachte, man schwärmte den ganzen Tag. Ein Vergnügen jagte das andere. Gegen Abend fing man an zu tanzen. Luise war vor Vergnügen außer sich. Gänzlich zerstreut durch die vielen Genüsse, durch die tausend Bilder der Freude, die durch ihre Seele flatterten, durch eine leichtsinnige Lustigkeit, die sie ergriffen hatte, bemerkte sie es kaum, wie muthwillig Rouelle heute war. Sie tanzte mit ihm; in dem vergessenden Rausche der Freude trank sie einige Gläser Champagner. Ihr Blut war erhitzt, ihr Kopf zerstreuet, ihre Phantasie entbrannt, das verrätherische Getränk brachte sie außer sich. Ein lautes Gelächter nach dem andern kam aus ihren Lippen. Trunken von Freude, von Tanz und von Wein, wurde sie die leichte Beute von Roullens kühner, unverschämter Wollust. Luise wußte kaum, wo sie war, noch weniger, welch ein Verbrechen sie beging. Die schrecklichen Minuten des Verbrechens flogen wie Blitze durch ihr Leben, und jetzt, da das Verbrechen vollendet war, versank sie in eine dumpfe Sinnenlosigkeit, aus der sie weder die Liebkosungen ihres Verführers, noch die feurige Qual ihres Innern erwecken konnten. Ihr Gewissen rang noch mit dem Rausche ihrer Sinnlichkeit. Ein Sturm in ihrem Innern ließ sie noch nicht zum Nachdenken kommen. Das Einzige, was sie sagte, war, sie wollte nach Hause. Sie stürzte ängstlich in den Wagen; sie sah es kaum, daß Rouelle nachkam. Sie hing wie gefühllos in seinen Armen, gefühllos ging sie an seiner Hand in ihr Zimmer. Sie flog in ihr Schlafzimmer, sie warf sich heftig auf ihr Bett, und verhüllte ihr Gesicht in die Decke.

Rouelle wollte sie trösten. Sie sah ihn starr an, und, als ob sie ihn erst jetzt erkennte, schauderte sie zusammen. Sie rief die Magd laut. Diese kam. Ich bin krank, sagte sie mit einem tiefen Seufzer. Die Magd sah Rouellen an. Ein Schrecken, sagte Rouelle der Magd; die Pferde wurden flüchtig vor dem Wagen. Es hat nichts zu bedeuten. Luise sagte nichts dazu, und Rouelle verließ sie, unter der frohen Hoffnung, daß Luise nun das gewisse Opfer seiner Begierde bleiben würde. Am andern Morgen ging er zu Luisen in dem vollen Gefühle, daß er sie ganz in seiner Gewalt hätte, und mit dem Entschlusse, die Reste eines Aberglaubens von der Schändlichkeit ihrer Handlung aus ihrer Seele wegzuschaffen, oder, sie durch die Furcht vor ihrem Manne doch an dem Verbrechen fest zu halten. Er fand Luisen bleich, höchst entstellt, in einer furchtbaren Unruhe. Sie hörte ihn nicht an; sie verhüllte sich in ihre Decke, so oft er anfing zu reden. Alle seine Vorstellungen waren unnütz, und da er einmal ihre Hand ergriff, fing Luise so laut an zu schreien, daß die Magd kam. Rouelle verlor indeß den Muth nicht, auf Luisen zu wirken, und dieser Muth stützte sich auf eine Nachricht der Magd. Luise hatte nämlich dieser erzählt, daß der Wagen umgeschlagen sei. Rouelle sah daraus, und aus der Höflichkeit, womit ihn Luise, in Gegenwart der Magd, behandelte, daß sie nicht willens sei, ihr Verbrechen zu entdecken. Das war Luise wirklich nicht; sie war entschlossen, zu schweigen. Aber, zu gleicher Zeit war in ihrem Innern ein furchtbarer, zerstörender Haß gegen Rouellen entstanden. Sie durchlief, die Nacht hindurch, die ganze Zeit ihrer Bekanntschaft mit ihm, sein Benehmen gegen sie und gegen ihren Mann, und sie fand, daß ihre Verführung der Plan des Bösewichts gewesen war. Sie liebte ihren Mann unaussprechlich; sie hielt eine Untreue gegen ihn für das entsetzlichste Verbrechen, das sie begehen konnte; sie wußte, daß ihr Mann eben so darüber dachte, und nun hatte sie den Mann, den Wohlthäter ihrer Eltern, ihren Retter, diesen edeln, treuen Mann, der sich für ihr Vergnügen jede Freude versagte, den hatte sie verrathen! Diese unsäglich schreckliche Vorstellung fiel mit aller Schärfe auf ihr Herz, und füllte ihr Wesen mit einem schwarzen, unendlichen, zerstörenden Gram, der ihr jede Hoffnung der Aussöhnung mit ihrem Manne nahm und sie als Beute einer stillen, verschlossenen Verzweiflung hingab. Haß und Liebe, Gram und Verzweiflung, Reue und Hoffnungslosigkeit, Furcht und Erinnerung des Verbrechens nagten mit unaufhörlicher Thätigkeit, mit unbeschreiblicher Gewalt an ihrem Leben. Sie fühlte sich ihres Mannes unwerth, und doch wollte sie ihm ihre Schande verschweigen, und so konnte nur der Tod sie retten.

Sie nahm die Arznei des Arztes, den man geholt hatte, nicht; sie that vielmehr vorsätzlich das Gegentheil von dem, was er befohlen hatte. Rouelle ging ab und zu. Sein Anblick erregte allemal ihren ganzen fürchterlichen Abscheu. Wenn sie ihn ansah, so geschah es mit tödtenden, haßerfüllten Blicken. Die Gegenwart der Wärterin hinderte ihn, ihr Vorstellungen zu machen, und da er dennoch einmal mit ihr allein war, ihre Hand ergriff, und anfing zu reden, so wurde ihr Zorn so heftig, daß

sie ein Messer ergriff, und nach ihm stach. Er sprang erschrocken zurück; zum erstenmale stieg nun der Zweifel bei ihm auf, daß ihm hier die Früchte seines Sieges entgehen könnten. Was soll ich thun, Luise, Sie zu beruhigen? fragte er verlegen. „Paris verlassen" antwortete sie heftig. Dann faltete sie die Hände, und wiederholte noch einmal flehentlich: „Paris verlassen." Er stand finster und unentschlossen da. Die Wärterin kam wieder. Er nahm seinen Hut, und kündigte Luisen an, daß Geschäfte ihn zwängen, eine Reise zu machen. Er bat sie, ihn ihrem Manne zu empfehlen.

Ihr Auge blitzte bei dem theuren Namen, den er nannte, voll Grimm auf ihn; indeß sie schwieg. Er ging, und noch verließ ihn die Hoffnung nicht, daß Luisens Unruhe vorüber gehen würde. Er war sicher, sie würde ihrem Manne Alles verschweigen, und dann, wenn sie wieder ruhig wäre, wäre sie auch in seiner Gewalt. Er gab einem Bedienten den Auftrag, sich von Zeit zu Zeit heimlich nach dem Zustande der Familie zu erkundigen.

Einige Tage darauf kam Marton zurück. Vor diesem schrecklichen Augenblicke hatte Luise gezittert; auf ihn hatte sie sich mit einer Anstrengung vorbereitet, als ob dieser Augenblick über ihr Leben entscheiden würde. Wie Marton ins Zimmer trat, sein Weib sah, und mit dem lautesten Schreckensgeschrei auf ihr Bette sank, sie in seine Arme nahm, sie mit Thränen benetzte, ihr die zärtlichsten Beweise seiner unendlichen Liebe gab; so war doch dieser Auftritt zu stark für sie: sie sank mit einem Zettergeschrei in seinen Armen in Ohnmacht. Der Arzt wurde geholt, Luise kam wieder zu sich, und der Mann erfuhr aus dem Munde der Wärterin nur, daß seine Frau umgeworfen sei, und daß daher ihre Krankheit rühre. Luise bestätigte diese Erzählung nur durch Blicke und Geberden. Der Arzt gab Hoffnung, er hielt Luisens Krankheit für eine durch den Schrecken zerrüttete Phantasie. Marton wurde ruhiger, weil auch Luise selbst behauptete, daß sie sich bessere. Nach einigen Stunden, die er am Krankenbette zubrachte, wo er Luisens Hände küßte, wo er ihr auf das Allerzärtlichste liebkoste, und die Luisen beinahe vor Schmerz und Reue tödteten, fragte er auch nach Favart. Luise wurde bleich. Die Wärterin sagte, er habe vorgestern Abschied genommen, um eine Reise zu machen. Das bedauerte Marton, und fragte, ob er Luisen viel besucht habe; jedes Wort, das er zu seinem Lobe sagte, drang schmerzhaft in Luisens Herz.

Luise erklärte nun den Arzt für unnöthig. Der Arzt selbst gestand, daß Ruhe allein die Kranke herstellen könnte. Marton wurde auf die Versicherungen Luisens, daß sie sich besser fühle, von Tage zu Tage ruhiger. Er sah nicht, weil er immer gegenwärtig war, wie Luise immer bleicher, immer hagerer wurde. Je schwächer sie sich fühlte, desto heiterer wurde sie. Die Zärtlichkeit ihres Mannes, seine Liebkosungen, waren ihr das drückendste Elend, das sie zu tragen hatte. Seine Liebe vermehrte den geheimen Gram und ihre Verzweiflung. Die Gewalt, die sie sich mit jeder Minute — denn ihr Mann verließ sie höchst selten — anthun mußte, heiter zu scheinen, zerstörte noch jeden Keim des Lebens. Sie sank unmerklich dem Tode näher.

Martons Mutter kam auf die Bitte ihres Sohnes nach Paris. Marton fühlte die Nothwendigkeit, seine Frau zuweilen zu verlassen, um zu arbeiten, immer mehr, und so bedurfte er der Gesellschaft seiner Mutter für Luisen. Die Mutter merkte Luisens Gefahr; allein, sie verschwieg sie ihrem Sohn, auf das allerinnigste Bitten Luisens; und Marton hatte noch immer die Hoffnung, bald seine geliebte Luise wieder hergestellt zu sehen. In dieser Zeit begegnete er eines Tages Rouellen auf der Gasse. Lieber Favart, rief er, und flog in des bestürzten Rouellens Arme, sind Sie endlich wieder zurück? Rouelle sah an der Aufrichtigkeit, an der Natürlichkeit seiner Freundschaftsbezeugungen, daß er nichts von seinem Verbrechen wußte. Er erkundigte sich nach Luisen, und Marton antwortete ihm: sie kränkelt noch immer ein wenig; allein jetzt gibts sich doch etwas. Ich hoffe, sie bald wieder ganz hergestellt zu sehen. O sie wird sich freuen, Sie wieder zu sehen. Rouelle hatte ebenfalls die Nachricht, daß Luise sich besserte. Die Mutter und die Kranke selbst verbreiteten geflissentlich die Nachricht im Hause, wo sie wohnten. Noch immer fühlte Rouelle die heftigste Leidenschaft gegen das reizende Weib. Sie wird sich freuen, Sie wieder zu sehen, hatte Marton gesagt. Er mußte das glauben, und er versprach, Marton den dritten Tag zu besuchen. Er wollte Luisen Zeit lassen, sich mit der Vorstellung zu befreunden, ihn wieder zu sehen. Er war seiner Sache höchst gewiß: Luise hatte ihrem Manne die Untreue verschwiegen, ihre Unruhe darüber war vorbei. Wenn er wieder in ihre Gesellschaft kam, so mußte sie ja einsehen, daß ihr theures Geheimniß in seiner Gewalt stand. Sie mußte sich ergeben, und wie leicht war es ihm dann nicht, Luisen zu überzeugen, daß sie eine kleine Thörin gewesen wäre, sich über die Untreue zu beunruhigen.

Das dachte Rouelle triumphirend, und sein Genius führte ihn seiner Strase entgegen. Marton kam zu Hause; er ging fröhlich an Luisens Bett, fröhlich sagte er ihr: Uebermorgen besucht dich dein lieber Favart! Diese schreckliche Nachricht traf Luisen zu schnell. Sie sank aufschreiend hinten über auf ihr Kissen. Uebermorgen! rief sie schrecklich. Alle ihre Pulse flogen, ihre Farbe wechselte. Sie war außer sich. Marton hielt dieß für einen neuen Anfall ihrer Krankheit. Er suchte sie zu beruhigen, und sie schien ruhig zu werden. Innerlich aber arbeitete jede Leidenschaft fort. Nein, sie wollte durchaus den Bösewicht nicht sehen. Sie suchte vergebens nach einem Mittel, diesem verhaßten schrecklichen Besuche auszuweichen. Sie legte sich nieder, als ob sie schlafen wollte; allein sie wollte nichts, als darüber nachdenken, sich von Favart zu befreien.

Sie fand kein Mittel, so sehr sie sich auch anstrengte. Ihre Angst nahm zu. Der Gedanke, ihren betrogenen Mann in den Armen seines bittersten Feindes sehen zu sollen, marterte sie, stürzte sie noch einmal in einen wilden Schmerz, der bei der Annäherung ihres Todes milder geworden war. Nein, das Einzige konnte sie nicht. Diese verschiedenen Vorstellungen, denen sie mit aller Wärme ihrer Phantasie nachhing, ließen sie ihre Schwäche nicht fühlen. Ihr Mann hatte sich gegen den Kamin gesetzt, um sie nicht zu stören. Sie sah ihn an, sie bemerkte, daß er die Augen trocknete, sie sah die heftige Bewegung von Schmerz, worein der neue Zufall ihrer Krankheit ihn versetzt hatte. Marton stand auf, sie stellte sich festschlafend, und doch lauschte sie unmerklich nach ihm hin. Er näherte sich ihrem Bette, er betrachtete sie mit trostloser Zärtlichkeit. Auf einmal kniete er an dem Bette nieder; sie hörte, wie er leise für das Leben seiner treuen, seiner tugendhaften Luise betete. Das war zu viel. Sie fühlte zum ersten Male, daß sie ihrem Manne ihr Verbrechen hätte entdecken müssen. Diese neue Vorstellung ergriff sie mit einer großen Gewalt. Marton hatte sich wieder an den Kamin gesetzt. Nein, sie wollte ihren Mann nicht länger betrügen. Sie wollte aufstehen, und sich ihm zu Füßen werfen. Die große Bewegung ihres Gemüths verbarg ihr ihre Schwäche. Sie hob sich empor, sie stieg leise aus dem Bette, sie wollte sich ihm nähern. Sie war zu schwach, sich zu halten. Sie fiel nieder und mit der Brust auf die Ecke eines Stuhls. Marton hob sie mit Angst auf, und trug sie wieder auf ihr Bett. Sie warf viel Blut aus. Sie war zu schwach zum Reden. Der Arzt kam. Er kündigte dem unglücklichen Manne ihren nahen Tod an. Das Geschrei, das Marton bei dieser Nachricht erhob, verkündigte auch Luisen ihr Todesurtheil. Sie empfing es mit Lächeln. Sie sammelte alle ihre Kräfte, sie hieß alle Menschen, außer ihren Mann, hinausgehen.

Mit matter Stimme entdeckte sie nun diesem Rouellens Verbrechen und ihre Schwäche. Marton bebte. Er nahm seine sterbende Frau in seine Arme, und versicherte ihr ihre Unschuld; er vergab ihr, und klagte sich selbst an, daß er ihre arglose Unschuld in die Hände dieses Bösewichts gelegt hatte. Er war jetzt zärtlicher als je, und diese Versöhnung mit ihrem Manne goß noch eine langentbehrte Ruhe und Heiterkeit auf die letzten Minuten von Luisens Leben. Noch einen Tag lebte sie in den Armen ihres versöhnten Mannes; einen Tag noch war sie glücklich.

Am Morgen des dritten Tages starb sie heiter und ruhig Marton versank in Schmerz. Er saß neben dem Leichname, ohne Farbe, ohne Bewegung, ohne Thränen. Er hatte Alles vergessen, selbst den Mörder seiner Luise. Er hörte nicht, was seine Mutter ihm sagte. Er hielt nur den starren Blick auf Luisens bleichem Gesichte fest. Die Mutter mußte ihn allein lassen, um Anstalten zum Begräbniß zu treffen.

Da öffnete sich die Thüre; Rouelle trat herein, Marton sah ihn, erkannte ihn, sprang auf, faßte ihn an der Brust, schrie fürchterlich: Mörder, verdammter Mörder! und riß den blassen, zitternden Verführer näher zu dem Leichname Luisens. Rouelle schrie vor Entsetzen bei dem Anblicke des Leichnams auf, und Martons Mutter stürzte bei diesem Lärmen in das Zimmer. Sie warf einen Blick auf Rouellen. Unglücklicher, rief sie ihrem Sohne zu, und umfaßte seine Hände, die Rouellen fest hielten, Unglücklicher, er ist dein Vater! Rouelle erkannte seine verstoßene Frau, sah seinen unglücklichen Sohn, seine ermordete Tochter; er bebte, er schwankte, und wimmernd sank er zu Boden.

Bleich und starr mit emporsträubenden Haaren, stand der Sohn. Das Wort „Vater" kam langsam aus den bleichen Lippen hervor. Er sah seine Mutter starr und bittend an. Die unglückliche Mutter, die weder wußte, daß ihr Sohn ihren Mann schon lange kannte, noch das Rouelle der Mörder Luisens war, stand erstaunt und unentschlossen da. Sie umfaßte ihren Sohn, und wiederholte noch einmal: ja, das ist dein Vater! Mein Vater? fragte mit dumpfer Stimme und zusammenschaudernd der Sohn. Der da? fragte er wieder und

zeigte auf Rouellen, der das bleiche Gesicht verbarg. Ja, es ist dein Vater! Aber so sag mir — fragte die Mutter... Mein Vater, wiederholte Marton zitternd. Heiliger Gott! sagte er leise, mit dem Tone der tiefsten Wehmuth, und nun schwankte er aus dem Zimmer.

Nun wurde der Mutter ängstlich. Sie fühlte, daß hier etwas Schreckliches vorgefallen war. Sie wendete sich ängstlich an Rouellen, mit dem bittenden Tone der Furcht vor einem noch größern Unglück: „ich beschwöre Sie, sagen Sie mir, mein Herr.“ — Sie faßte seine Hand. Rouelle sah auf, zeigte mit bebender Hand auf den Leichnam, und sagte zitternd: „ich bin der Mörder!“ Hier hörte die Mutter ihren Sohn aufschreien. Sie flog hinaus, und Rouelle blieb mit dem Leichnam allein. Ein unnennbares Entsetzen ergriff ihn. Ihm war, als richtete sich der todte Körper auf, als bräche das Gewölbe des Zimmers über ihm, als stürzte die Erde unter ihm in Trümmer. Er sprang auf, er schwankte durch die Finsterniß, die seine Augen bedeckte, durch das Gedonner, das ihn betäubte. „Erbarmt euch!“ rief er, und so stürzte er die Treppe herunter in das Haus. Hier sank er nieder. Man trug ihn in den Miethswagen, der ihn gebracht hatte. Der Wagen brachte ihn nach Hause. Sein Diener, der ihm gefolgt war, schleppte ihn in sein Zimmer. Er war durchaus ohne Bewußtsein der äußern Gegenstände.

Einen Monat lang hielt ihn ein heftiges Fieber auf seinem Lager. Er erhielt seine Gesundheit, nicht aber seine Heiterkeit wieder. Sein erster Gang war nach dem Hause, wo sein unglücklicher Sohn lebte. Er wollte nur seine Frau sprechen, um ihr einen Theil seines Vermögens für seinen Sohn anzubieten. Seinen unglücklichen Sohn wollte er nicht sehen. Er fühlte zu sehr, daß ihn der Name „Vater“ nicht gegen die Rache, die der beleidigte Mensch nehmen konnte, schützen würde. Er fand Niemanden mehr. Mutter und Sohn hatten, den Tag nach Luisens Begräbniß, Paris verlassen, und Niemand wußte, wohin sie gegangen waren. Er forschte mit großer Anstrengung nach ihrem Aufenthalte; allein, sie blieben verschwunden.

Die ersten Monate ging Rouelle wie in einem schrecklichen Traume umher. Er war für jeden Genuß wie todt. Der Gedanke, daß seine Wollust seinen Sohn unglücklich gemacht, und seine Tochter ermordet hatte, wurde bei jedem Vergnügen, das er genießen wollte, erst recht lebendig. Er trug die Rache für sein Verbrechen mit sich in seinem eigenen Herzen umher. Indeß war es doch bei ihm zu keiner Gewißheit gekommen, ob er wirklich allein an Luisens Tode Schuld sei. Daß der Gram über ihre unfreiwillige Untreue sie getödtet habe, schien ihm doch so höchst unwahrscheinlich. Er verfolgte diese Vorstellung mit allem Eifer, sein Verstand fand darin Entschuldigungsgründe; allein sein unruhiges Herz nicht. Eine unerklärbare Unruhe hatte sich seiner so ganz bemeistert, daß er auf keine Weise Herr darüber werden konnte. Er nahm tausendmal zu seinem System seine Zuflucht, um die Ruhe wieder zu finden, die er entbehrte. Hm! ist denn nicht der Eigennutz die Triebfeder der menschlichen Handlungen? Ich wollte nichts, als mein Vergnügen; ist es meine Schuld, daß das seltsame Vorurtheil einer fleckenlosen Treue die Frau tödtete? Ja, wußte ich denn, daß er mein Sohn war, und selbst, wenn ichs auch gewußt hätte — diesen Gedanken konnte er nicht fortdenken. Es war, als ob sich in seinem Innern etwas widersetzte.

So philosophirte er tausendmal; allein, er konnte diese Unruhe nicht aus seinem Gemüthe wegphilosophiren. Er fand keinen Trost in seinem System; es vermehrte vielmehr seine Unruhe noch. Sogar wenn er sich dieser Unruhe hingab, wenn er sie als eine Besserung seiner Handlung betrachtete, ja, wenn er seine Handlung zuweilen als ein Verbrechen ansah, so beruhigte ihn das alles mehr, als die Entschuldigung seiner Handlung durch sein System. Hier hoben sich die ersten Zweifel gegen seine eigenen Grundsätze. Er suchte sein System mit allem Eifer zu vertheidigen, er gab sich alle Mühe, es fest zu halten, aber sein Herz, sein Gefühl widersprach ihm. Eine innere Stimme nannte seine Handlung, die er nur unglücklich nannte, unrechtmäßig, schlecht.

So kämpfte Rouelle Jahre lang gegen sich selbst bald, und bald gegen sein System. Seine Heiterkeit aber war dahin, das Bild seines unglücklichen Sohnes stand immerwährend vor seiner Seele. Er fühlte in der Achtung, die er dem Andenken an seine Tugenden nicht versagen konnte, in dem Wunsche, ihn nicht so schmerzlich beleidigt zu haben, um sich seines edlen Sohnes freuen zu können, daß die Tugend etwas ist. Er fühlte bei dem Anblicke des Lebens seines zweiten Sohnes, daß er selbst von Andern Tugenden verlange, und, in dem Gefühle seiner Unruhe über seine Begebenheit mit Luisen, ahnete er, daß der Mensch auch von sich Tugenden fordern müsse.

Rouellens zweiter Sohn lebte vollkommen nach seines Vaters System; er lebte seinem Vergnügen. Er besaß die Achtung der Welt, er lebte mäßig, er genoß mit Anstand, er lebte mit seinem Vater auf dem freundschaftlichsten Fuße, ohne gerade Vertrauen gegen ihn zu haben. Der Sohn war gern in des Vaters Gesellschaft, weil dessen Unterredungen immer fröhlich, und sogar unterrichtend waren. Seit der unglücklichen Begebenheit mit Luisen aber war Rouelle ernst geworden. In dem Kampfe mit seinem Systeme machte er zuweilen sehr ernsthafte Bemerkungen über seines Sohnes Leben. Der Umgang, den der junge Mensch hatte, machte den Vater ängstlich. Er liebte ihn. Er fing zuweilen an, was er nie gethan hatte, den Hofmeister und den Tadler zu spielen, er forschte des jungen Menschen Gängen nach. Er war nicht mehr so mit Allem zufrieden, wie sonst, er war sogar nicht mehr so freigebig gegen ihn. Er fühlte, daß sein Vermögen zur Hälfte seinem ältern Sohne gehörte.

Der Jüngling, der seinen Vater so verändert sah, fing an, weniger seine Gesellschaft zu suchen. Je ernster der Vater wurde, desto kälter wurde der Sohn, desto seltener sahen sie sich. Es gab von Seiten des Vaters Vorwürfe, und von Seiten des Sohns Entschuldigungen. Es kam zu unangenehmen Scenen, die Anfangs in den Grenzen des Anstandes blieben. Der Sohn verbarg seine Gänge, versteckte seine Plane; der aufmerksamere und besorgtere Vater entdeckte sie. Es kam zu bedeutenderen Zwistigkeiten. Der Vater forderte im Zorn Rechenschaft von seinem Sohne, und der Sohn gab sie dem Vater auf eine Weise, die ihn zum Zittern brachte.

„Ich lebe für mein Vergnügen“ sagte der Sohn kalt, „und ich weiß nicht, wie Sie dazu kommen, mein Vater, daß Sie mir das jetzt zum Verbrechen machen, was sie mich selbst lehrten. Daß Sie jetzt ernster, mürrischer werden, ist doch wahrhaftig nicht meine Schuld. Ich gestehe es zu, daß ich seit einiger Zeit Ihre Gesellschaft nicht mehr suche; die Ursache kann Ihnen, der Sie so scharf zu sehen und so billig zu urtheilen gewohnt sind, nicht entgangen sein. Ich verlange nicht von Ihnen, daß Sie meinetwegen Ihren Ton ändern sollen, der Ihnen jetzt natürlich und angenehm ist; allein, ich wüßte nicht, warum ich meinen Ton, der für mich paßt, ändern sollte? Wie oft sagten Sie, mein Vater, daß die Menschen sich darum das Leben so sauer machen, weil sie nicht verstehen, mit Anstand eine Verbindung aufzugeben, die nicht mehr natürlich ist. Mich dünkt, wir Beide sind in diesem Falle.

„Wie? Diese Kälte, diese erstarrende Kälte! Daß du mein Sohn heißest, das fällt dir also nicht ein?“

„Ich mußte einen Vater haben,“ antwortete lächelnd der Sohn, „wenn ich sein sollte. Das ist Alles! Wie oft haben Sie das selbst gesagt, daß diese zufälligen Verbindungen der Menschen kein Recht geben, Forderungen zu machen; daß unser Vergnügen unsere Bestimmung ist. —“

Der Vater seufzte. Er brach die Unterredung ab. Er gab sich Mühe, den vorigen Ton gegen seinen Sohn wieder zu finden; aber es wollte nicht ganz wieder die vorige Lage werden. Der Sohn sonderte sich immer mehr von dem Vater ab. Der Vater, der jetzt der Liebe seines Sohns bei dem Gedanken, daß er seinen ältesten so unglücklich gemacht hatte, so sehr bedurfte, sah sich, durch sein System, der Liebe seines Sohns beraubt. Er ließ ihn machen, was er wollte, und, um ihn ebenfalls den Druck dieses selbstsüchtigen Systems fühlen zu lassen, schränkte er ihn nur in Absicht des Geldes ein, und er erhielt dadurch nichts, als den Widerwillen des Sohns, der endlich zwischen Beiden, in Zorn vom Vater, und Kälte und Abneigung beim Sohn, ausartete.

Ach, die Tugend der Dankbarkeit, der Liebe, der Treue, die seinem Sohn fehlten, fingen an, dem verlassenen Vater jetzt sehr viel zu werden. Ach, rief er jetzt oft, hätte ich meinen bessern, edlern Sohn nicht beleidigt, und fände ich ihn wieder, wie glücklich würden mich seine Tugenden machen! Da sah er ein, daß Eltern und Kindern wenigstens die Tugend nicht fehlen dürfe.

Diese Begebenheiten waren in das erste Jahr der Revolution Frankreichs gefallen. Rouelle und sein Sohn waren, wie natürlich, die eifrigsten Anhänger des Hofes. Der Vater wurde sogar in Geschäften, wozu sein feiner Kopf, und seine Besonnenheit sehr paßten, gebraucht. Der Sohn lebte unbekümmert, welche Parthei siegen würde, seinem Vergnügen; er nahm nur mit guten Wünschen an dem Wohl der Royalisten Antheil. Er verließ sie, bei ihrer völligen Niederlage, mit der größten Gleichgültigkeit, und nahm nun eine so natürliche Larve des Republikaners vor, daß Niemand an dem Bürgersinn des jungen Rouelle zweifelte, so sehr man auch seinen Vater, wegen seiner ehemaligen Geschäfte für den Hof, im Verdacht des Royalismus hielt.

Unter der Schreckensregierung wurde ein Geschäftsträger Rouellens arretirt. Er hatte im Verhör gegen Rouellen ausgesagt, und seine Aussage durch schriftliche Befehle Rouellens bestätigt. Dieser erhielt noch frühzeitig Nachricht davon. Er verbarg sich bei einem Bekannten. Er ließ am Abend seinen

Sohn holen. Ich bin verrathen, sagte er ihm zitternd, man sucht mich überall. Was du an Gelde und Kostbarkeiten zusammen bringen kannst, das bringe zusammen. Wir müssen Frankreich verlassen.

Der junge Rouelle betrachtete seinen Vater verlegen. Ich bedaure Ihr Unglück, mein Vater, hob er stockend an; allein die Maßregel, die Sie dagegen ergreifen, scheint mir nicht gehörig überlegt. Sie sind im Verdacht, nicht ich. Reisen Sie; wenn ich bleibe, so kann ich Ihnen vielleicht nützlicher sein, als wenn ich Ihr Unglück mit Ihnen theile. Ueberlegen Sie —

Meinst Du, man wird Deiner schonen, wenn man den Vater verfolgt?

Die Bösewichter! rief der Sohn. Doch auch das ist zu machen. Ich habe einen Freund im Wohlfahrtsausschusse. Wenn ich Sie selbst anklage, wer kann dann meinen Patriotismus in Zweifel ziehen?

Du mich anklagen, mein Sohn, Du?

Und warum nicht? Unser Vermögen wird gerettet. Stoßen Sie sich nicht an diese Kleinigkeit, an dieses Vorurtheil.

Vorurtheil? Der Sohn den Vater anklagen? — Der Vater schüttelte den Kopf. Indeß es war nicht anders. Der junge Rouelle hielt es so für das Beste. Der Vater mußte sich ergeben. Sie nahmen Abschied, und der Sohn eilte in den Wohlfahrtsausschuß.

Nach einigen Tagen (der Aufenthalt Rouellens bei seinem Freunde wurde diesem gefährlich, und das Entkommen aus Paris war noch gefahrvoller) ging Rouelle am Abend zu seinem Hause. Er war wie ein Bauer gekleidet. Er traf seinen Sohn allein. „Hier bin ich," sagte er, „mein Freund konnte mich nicht länger in seinem Hause behalten. Ich habe keinen Ort mehr, wo ich mich verbergen kann. Hier will ich bleiben, und mein Geschick erwarten."

Finster runzelte der Sohn die Stirn zusammen. Hier? hier? Sie bedenken nicht, mein Vater —

Ich bedenke sehr wohl, daß es hier gefährlich ist; allein, nenne mir einen andern Ort, wo ich sicherer bin, und ich will dahin gehen.

Man wußte keinen. Aber hier hob der Sohn wieder an; wissen Sie, daß man dem den Tod gedrohet hat, der Sie verbirgt? Wissen Sie das, mein Vater?

Eben deshalb kann mich Niemand, wird mich Niemand aufnehmen.

Aber, verlangen Sie denn, sagte der Sohn empfindlich, daß ich mein Leben in diese Gefahr geben soll? Warum ich? In der That, mein Vater, Sie verlangen sehr viel, und wenn ich Sie retten könnte; — allein die Haussuchungen dauern jetzt beständig fort. Nein, bei Gott, hier sind Sie am wenigsten sicher.

Ja, bei Gott! rief der Alte auf einmal, von dieser Kälte des Sohns überwältigt, das seh' ich, Bösewicht! Hier bin ich am wenigsten sicher. Hätte der Tyrann einen Preis auf mein Leben gesetzt, du würdest — O Gott, sagte er jetzt milder, was klag' ich? Mußte er nicht so denken? Lehrte ich es ihn nicht? Er rang die Hände.

Zu dem Augenblicke wurde an der Thür geschellt. Ein Bedienter gab die Nachricht, daß ein Nationalgarde an der Thüre wäre, und nach dem Bürger Rouelle fragte. Vater und Sohn bebten. O fort! fort! rief der Sohn, schnell! um Gottes willen! Sie werden mich verderben. Fort! Zögern Sie nicht einen Augenblick! Leben Sie wohl.

Der Vater sah den Sohn starr und gräßlich an. Ohne ein Wort zu sagen, verließ er das Zimmer, stürzte die Treppe hinab, um sich der Nationalgarde zu überliefern. Die kalte Selbstsucht hatte des Vaters Wesen zerschmettert. Der Nationalgarde warf einen forschenden Blick auf den alten Rouelle, sagte bewegt: O das ist er! Kommen Sie, mein Herr! Ihr Leben ist in Gefahr. Sie sind hier nicht sicher. Ich will Sie retten! Rouelle hörte nicht, was der Garde sagte. Er wiederholte von Zeit zu Zeit mit der innigsten Betrübniß: Das war mein Sohn! — Ich war sein Vater! —

In einer Vorstadt öffnete der Garde die Thür einer kleinen Hütte: Hier hinein, unglücklicher Mann! sagte er, mit einer bewegten Stimme. Jetzt erst merkte Rouelle auf die äußern Gegenstände wieder. Wohin führst du mich, mein Freund? fragte er, wer bist du? Ohne zu antworten zog ihn der Mensch in die Hütte, führte ihn eine kleine Treppe hinauf, in einen heimlichen Verschlag, dessen Eingang mit Stroh verdeckt war. Durch eine Oeffnung im Dache fiel so viel Licht, daß Rouelle ein Lager sehen konnte, was für ihn bestimmt war. Wollen Sie sich niederlegen? sagte der Garde leise: Wir haben keine Zeit zu verlieren. Morgen, mein Herr! Hier sind Sie sicher. Er setzte Rouellen auf das Lager. Er verließ den Verschlag. Er bedeckte die Thür mit Stroh, und schlich hinunter.

Rouelle warf sich auf sein Lager, und überließ sich den allerquälendsten Betrachtungen über die Undankbarkeit seines Sohnes. Ach, er konnte es sich nicht läugnen, er selbst war durch seine Erziehung Schuld an diesem unkindlichen Betragen. Das Pochen am Hause, eine Menge Stimmen, die sich hören ließen, unterbrachen diese Betrachtungen. Man durchsuchte das Haus nach Verdächtigen. Man kam auch auf den Boden. Rouelle zitterte. Wie ich euch sage, hob eine Stimme an, hier ist Alles unverdächtig; wollte Gott, daß alle Pariser so gute Republikaner wären, als der Bürger Marton.

Rouelle hatte sich aufgerichtet, um zu horchen. Das Wort Marton schmetterte ihn, wie ein verzehrender Blitz nieder. O rächender Gott! seufzte er, und bedeckte mit beiden Händen sein Gesicht. Nun wurde Alles still im Hause, auf der Gasse, nur in Rouellens Herzen nicht. Der grausamste Rachengel hielt diese Nacht sein Schwerdt über Rouellens Herzen mit zückenden Flammen hin. Sein System war nichts als eine gräßliche Lage. Die beleidigte Tugend stand in der Gestalt bald der ermordeten Louise, bald in der Gestalt seiner verstoßenen Frau vor ihm da. Sein Sohn, den er unglücklich gemacht hatte, war sein Retter. Unglücklicher Vater! und, vor dem Angesichte des beleidigten Sohnes sollte er morgen erscheinen. Er bebte vor dieser Vorstellung. Sie war ihm fürchterlicher als der Tod, der ihn verfolgte. Er sprang auf, um Luft bei dieser entsetzlichen Angst zu schöpfen. Nein, rief er, ich kann ihn nicht sehen.

Mit dem ersten Strahle des Morgens fing er an, seine Thür zu öffnen. Es gelang ihm. Leise stieg er die Treppe hinunter. Er wollte das Haus verlassen, wo ihm der furchtbare Anblick seines Sohnes drohete. Er konnte die Hausthür nicht sogleich öffnen. Seine Bemühungen machten Geräusch. Er hörte Jemanden gehen. Entsetzlich! Er riß die Thür auf, und sprang auf die Gasse. In dem Augenblick sprang Jemand hinter ihm her. Es war sein Sohn. Er umfaßte den schwankenden Vater. Wohin wollen Sie, Unglücklicher? fragte Marton. Der Vater erkannte seine Stimme. Ohnmächtig sank er in seines Sohnes Arme. Nach einer Stunde kam er wieder zu sich. Er lag auf einem Bette. Sein Sohn hatte eine Hand, seine Frau die andere gefaßt.

O mein Vater! das war das erste Wort, was er hörte, was er aus den Lippen seines beleidigten Sohnes hörte. Er hob furchtsam das Auge auf ihn. Er sah Thränen in den Augen des Sohns. Die Thränen brachen sein Herz, und zugleich den Schmerz der Verzweiflung. Er schluchzte laut. O mein Vater! wiederholte der Sohn, und drückte seine Lippen auf seine Hand.

Noch konnte der Unglückliche nichts sagen. Er suchte sein Gesicht zu verbergen. Ich bitte dich, mein Sohn, geh, sagte die weinende Mutter, du bist zu bewegt. Er ging. Herr von Rouelle, hob die Mutter an. Ich Unglücklicher! unterbrach Rouelle sie, hat er mir vergeben? Darf ich ihn Sohn nennen? Es gelang seiner Frau, ihn zu beruhigen. Marton kam; und wie nun der Vater dem Sohne die Arme entgegen breitete, wie der Sohn an die väterliche Brust sank, da drang die sanftere Reue und die Tugend gewaltig in das Herz des Vaters. Er wünschte sterben zu können für seinen Sohn. Ihre Thränen mischten sich, und des Vaters Verbrechen waren vergessen.

Welche rührenden Augenblicke, da seine Frau ihm erzählte, wie unglücklich ihr Sohn durch den Tod seiner Luise geworden sei, wie er gekämpft habe, seinen Vater nicht zu hassen, wie er mitten in den Schmerzen gesonnen habe, ihn zu entschuldigen! Es war dein Sohn, Rouelle; wie konnte er dich hassen? Wir lebten nun hier in Paris von dem Reste meines Vermögens und von unserer Hände Arbeit, ärmlich, bescheiden. — Ach, rief der Vater: die Grausamen! Warum wendetet Ihr Euch nicht an mich? Zweifelt ihr, daß ich — ach, ich Unglücklicher, mußtet Ihr nicht an mir verzweifeln?

Nein, wir zweifelten an Deiner Hülfe nicht; wir wußten, daß die schreckliche Begebenheit Dich und Deine Grundsätze erschüttert hatte; aber dein Sohn, er wollte Dir den Anblick des Menschen ersparen, den du so unglücklich gemacht hattest. Endlich erfuhren wir durch die öffentlichen Blätter Deine Gefahr, den Haß, mit dem die Tyrannen dich verfolgten. Dein Sohn zitterte für dich. Er entschloß sich, dich zu retten. Er glaubte, Du würdest in Deinem Hause, bei Deinem Sohne verborgen leben. Rouelle seufzte. Die Mutter fuhr fort. Er hielt diesen Aufenthalt nicht für sicher genug. Er überwand seine Bedenklichkeiten, sich vor Dir sehen zu lassen. Er ging einen Abend, um Dich abzuholen, und Gott sei Dank! er hatte das Glück, Dich zu retten.

Rouelle lebte ein Jahr lang in der Hütte seines Sohnes. Die Arbeit desselben ernährte ihn. Hier erst lernte Rouelle empfinden, welch ein Glück es ist, zu lieben und geliebt zu werden, daß es die höchste Wonne des Menschen ist, für Andere zu denken, zu wirken, zu entbehren, aufzuopfern! Wie glücklich fühlte er sich, wenn er einen Genuß aufopfern konnte, um seinem Sohne und seiner Frau eine Stunde Arbeit zu ersparen!

Hier erst lernte er, daß die Tugend das Glück, die Bestimmung des Menschen sei, nicht der Genuß.

Endlich fiel das Ungeheuer, das Frankreich mit Blut und Leichen bedeckte, unter dem Schwerdte der Rache. Rouelle kam, auf die Versicherungen einiger bedeutender Männer, daß er sicher sein würde, wieder zum Vorschein. Sein Prozeß fiel glücklich aus. Er bewies, daß er immer in Paris gewesen war, und so sollte er sein Vermögen wieder in Besitz nehmen. Sein zweiter Sohn allein war damit nicht zufrieden. Er klagte seinen Vater an, daß er wirklich emigrirt gewesen sei. O Gott, rief der unglückliche Vater, wie er die Anklage las, das sind die Folgen meiner Grundsätze. Der Sohn, dem ich wohlthat, verfolgt mich! und — der, den ich unglücklich machte, rettet mich. Er sank an den Busen seines edlen Sohns. Der Prozeß war bald entschieden. Rouelle erhielt sein Vermögen. Er sah seinen zweiten Sohn. Er gab ihm die Hälfte seines Vermögens. O Unglücklicher, sagte er, ihn an seine Brust drückend, könnte ich dir die abscheulichen Grundsätze nehmen, die ich dir beigebracht habe, mit Freuden wollte ich arm sein!

Johann Aloys Martyni-Laguna

ward am 20. Januar 1755 zu Zwickau geboren, studirte, nachdem er daselbst die gewöhnliche Vorbildung erhalten hatte, schöne Wissenschaften zu Leipzig, und wurde hier Professor derselben. Später zog er sich vom Staatsdienste zurück und lebte als Privatmann theils in Zwickau selbst, theils auf seinem nahe dabei gelegenen Gute an der Bölau, wo er am 19. April 1824 starb.

Er verfaßte:

Falk's Reise in Rußland. Berlin 1794.
Epistel an Riguet. Dresden 1810.
Die Erziehung des Achilles. Ebendas. 1811.
Auffahrt und Rettung von Minna Reichardt. Ebendas. 1811.
Wingolf. Ebendas. 1811, gr. 4.
Vier Briefe über Bötticher's literarische Zeichnung Reinhard's. Ebendas. 1814.
Hinc illae lacrimae, oder Schuld und Unschuld. Zwickau, 1818, 8.
Geistliche Lieder und Oden. Leipzig 1825, gr. 12.

Ein eigenthümlicher Charakter erwarb sich Martyni-Laguna Ruf als Theolog, Philolog und Dichter, zeichnete sich jedoch in seinen Schriften keineswegs so vortheilhaft aus, als er es hätte thun können, wenn er ernstlich gewollt hätte, und lieferte nur wirklich Bedeutendes in seinen geistlichen Liedern.

Johann Heinrich Lambert,

der Sohn eines armen Schneiders zu Mühlhausen im Sundgau, ward daselbst am 29. August 1728 geboren, und erwarb sich unter den kümmerlichsten Verhältnissen einige gelehrte Bildung, in Folge deren und durch Empfehlung Iselin's es ihm glückte, Hofmeister bei dem Präsidenten von Salis zu werden. Durch die Benutzung der Bibliothek dessen füllte er die Lücken seines wissenschaftlichen Strebens aus, entwickelte besonders sein mathematisches Genie, und begleitete 1756 seine Zöglinge auf die Universität nach Göttingen, 1757 nach Utrecht, und im folgenden Jahre nach Frankreich und Italien, von wo er als Correspondent der göttinger Societät der Wissenschaften über Turin nach Chur zurückkehrte. Nach kurzem Aufenthalte in seiner Vaterstadt, so wie zu Augsburg, München, Erlangen und Leipzig, kam er 1764 nach Berlin, wo er zum Oberbaurath und Mitgliede der Akademie der Wissenschaften ernannt wurde. Hier starb er am 25. September 1777. Er hinterließ den Ruf eines ausnehmend fleißigen und tüchtigen Mathematikers und Denkers, so wie eines höchst wohlthätigen und friedlichen Bürgers.

Von ihm erschienen:

Kosmologische Briefe. Augsburg 1761.
Neues Organon. Berlin 1764, 2 Bde.
Anlage zur Architektonik. Riga 1771, 2 Bde.
Logische und philosophische Abhandlungen. Herausgegeben von J. Bernoulli. Dessau 1782, 1. Bd.

Abgesehen von seinen vortrefflichen wissenschaftlichen Leistungen, verdient dieser ausgezeichnete Denker noch besonderes Lob dafür, daß er einer der Ersten war, welche einen besseren, wenn auch noch keineswegs vollendeten didaktischen Styl in die deutsche Literatur einführten.

Jakob Friedrich Lamprecht

ward 1707 zu Hamburg geboren, studirte daselbst und zu Leipzig die Philosophie und die Rechte, und lebte dann als Redacteur einer Wochenschrift in seiner Vaterstadt, bis er 1740 nach Berlin zog. Hier wurde er 1742 zum geheimen Secretär im Departement des Auswärtigen, und 1744 zum Mitglied der dasigen Akademie der Wissenschaften ernannt. Er starb daselbst am 8. December 1744.

Er gab heraus:

Der Menschenfreund. Hamburg 1739.
Der Weltbürger. Berlin 1740 ff.
Lebensbeschreibung des Baron Leibnitz. Ebendas. 1740.
Die Tänzerinnen. Scherzhaftes Gedicht. Berlin 1741.
Die Nachtigall. Scherzhaftes Gedicht. Ebendas. 1744.

Ein gebildeter und geschmackvoller Mann, zeigte L. ein für seine Zeit nicht gewöhnliches Talent zu komischer Poesie.

Herr Konrad Schenk von Landeck, s. Minnesinger.

Karl Heinrich von Lang,

der Sohn eines Landpredigers, ward am 7. Juli 1764 zu Balgheim im Fürstenthume Oettingen-Wallerstein geboren und studirte früh mit Vorliebe Geschichte und Diplomatie, was er auch während seines Aufenthaltes auf den Univer-

sitäten Altorf und Göttingen fortsetzte. Er wurde dann Hofsecretär zu Wallerstein, und erhielt später unter dem Titel eines hardenbergischen Archivars den Auftrag, das Familienarchiv dieses Fürsten zu ordnen, nach dessen Vollendung er 1795 als geheimer Archivar nach Baireuth kam. Während des rastadter Congresses wurde er Legationssecretär bei der dasigen preußischen Gesandtschaft, 1799 Kriegs- und Domänenrath zu Ansbach, und 1806 baierscher Kanzlei- und Kreisdirector daselbst. Nachdem er 1810 das Directorium des Reichsarchivs zu München erhalten hatte, und als Ministerialreferent in Archivsachen und Vorstand des Reichsheroldsamtes manche Unannehmlichkeit eine Zeitlang ertragen hatte, ging er aus Verdruß hierüber 1815 als Kreisdirector nach Ansbach zurück, und trat 1817 gänzlich aus dem Staatsdienste. Seitdem lebte er als pensionirter Reichsarchivar und Ritter des Civilverdienstordens auf seinem Gute bei Ansbach seinen literarischen Beschäftigungen. Er starb daselbst am 26. März 1835, nachdem er vorher noch mit dem Titel eines geheimen Rathes war beehrt worden.

Er machte sich literarisch bekannt durch:

1) Prüfung des vermeintlichen Alters der deutschen Landstände. Göttingen 1796.
2) Neuere Geschichte des Fürstenthums Baireuth. Göttingen 1798 — 1811, 3 Thle.
3) Annalen des Fürstenthums Ansbach von 1792 bis 1806. Frankfurt 1806.
4) Historische und statistische Beschreibung des Rezatkreises. Nürnberg 1809, 1810, 2 Hefte, 4.
5) Bemerkungen zu Zschokke's bairischen Geschichten. 1813, 4.
6) Der Minister von Montgelas. 1814.
7) Adelsbuch des Königreichs Baiern. München 1816; 2. Aufl. 1820.
8) Bairische Jahrbücher von 1179 — 1294. Augsburg 1816; 2. Aufl. 1824.
9) Merkwürdige Reise über Erlangen, Dresden, Kassel und Fulda nach Hamelburg. München, Ansbach und Nürnberg 1818 — 1833, 1. bis 11. Fahrt, 8.
10) Hamelburger Reise. 3. Fahrt. 2. Aufl. München 1818.
11) Hamelburger Conversationslexikon. 2. Aufl. Hamelburg 1819, 8.
12) Geschichte der Jesuiten in Baiern. Nürnberg 1819.
13) Neueste Nachrichten aus den Landen Großgescheid und Kleingescheid. Ansbach 1821.
14) Meine harten Schicksale im Kauzenland. 3. verb. Aufl. München 1822.
15) Meine Verwaltung in Neugescheid. Ansbach 1822.
16) Mein Aufenthalt am Hofe des Freischützenfürsten Ottokar. Ebendas. 1822.
17) Meine Schicksale als Karthäuser im Kloster Grünau. Ebendas. 1824.
18) Meine Begebenheiten am Hofe des Fürsten Ypsilanti in Griechenland. Ebendas. 1826.
19) Skizzen aus dem Leben des Herrn Elias Springer Jun. rc. Nürnberg 1828.
20) Meine Gefangenschaft und Sklaverei in Algier. Ebendas. 1830.
21) Baierns Gauen nach den 3 Volksstämmen der Alemannen, Franken und Bojaren. Ebendas. 1830.
22) Baierns alte Grafschaften. Ebendas. 1831, 4.
23) Meine Abentheuer in der Luft. Ebendas. 1833.

Von diesen bilden die Nummern 10. 13. 14. 15. 16. 17. 18. 19. 20. 23. jede ein besonderes Heft von Nro. 9. unter dem Titel: Fortgesetzte Reise nach H.

In Latein:

Res gestae Bavaricae. München 1822, 4.

Als Historiker erwarb sich v. Lang einen sehr geachteten Namen durch seine Forschungen auf diesem Gebiet, vorzüglich aber durch seine Geschichte des Fürstenthumes Baireuth, eine der geistreichsten Arbeiten dieser Gattung, welche die deutsche Literatur aufzuweisen hat. Seine humoristischen Schilderungen, in welchen er eben so freisinnig, wie treffend und witzig die Thorheiten und Verirrungen unserer Zeit verspottete, und anstatt in Zorn darüber auszubrechen, sie verlachte und mit scharfer sarkastischer Lauge begoß, erhielten zu ihrer Zeit großen und gerechten Beifall, und werden, obwohl manche Anspielung in denselben sich bereits überlebt hat, noch immer gern gelesen.

Friedrich Karl Lang

ward am 27. October 1766 zu Heilbronn geboren, erhielt nach vollendeten juristischen Studien in seiner Vaterstadt die Aemter eines Kanzleiadvocaten und Archivalacressisten des Kraichgaues, 1795 eines Secretärs, 1796 Stadtgerichtsassessors und 1797 die eines Senators. Durch einen unglücklichen Bankerott wurde er aber 1798 zur Flucht nach Altona genöthigt, ging 1808 von hier nach Dresden, 1810 nach Tharand, und gründete als Dr. philosophiae im Jahre 1816 in der Nähe von Dresden die Erziehungsanstalt Wackerbartsruhe, wo er am 17. Mai 1822 starb.

Er ließ erscheinen:

Ulrich von Hutten, in 3 Gesängen. Erlangen 1787.
Gedichte. Ebendas. 1787.
Erholungen. Frankfurt 1791, 2 Bde.
Historischer Almanach. Ebendas. 1792 — 94.
Kleine Bibliothek für junge Deutsche. Ebendas. 1793 — 97, 8 Thle.
Menschenwerth und Menschenglück. Altona 1799.
Die Kolonie an der Donau. Ebendas. 1799.
Tempel der Natur und Kunst. Leipzig 1802, 2 Bde.
Marienthals Rebenlaube. Ebendas. 1803, 2 Bde.
Sommerblumen. Ebendas. 1803.
Die Haushaltung der Menschen unter allen Himmelsstrichen. Ebendas. 1805, 3 Thle.
Titania. Ebendas. 1806.
Kindertreue u. s. w. Ebendas. 1806.
Die Nationen der Vorzeit. Ebendas. 1808, 2 Thle.
Wanderungen in die Tempelhallen der Natur. Ebendas. 1808, 2 Bde.
Muhme Freundlich. Ebendas. 1809.
Welt- und Wundermagazin. Ebendas 1809 — 11, 3 Thle.
Raritätenbüreau. Chemnitz 1810, 1811, 16 Bde.
Gallerie kleiner Fabeln und Erzählungen. Dresden 1812.
Neue Bildergallerie. Berlin 1812, 15 Bde.

L's Romane und Poesieen erheben sich nicht über die Mittelmäßigkeit, obwohl sie in gefälliger Weise vorgetragen sind; desto größeren Werth haben dagegen seine Schriften für die Jugend, da er in denselben nicht allein das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden, sondern auch den allein angemessenen Ton meisterhaft zu treffen wußte, so daß sie von erfahrenen Pädagogen noch immer vorzugsweise dem kleinen Publikum, für das sie bestimmt sind, empfohlen werden.

Emil Christian Gottlob Langbecker.

Von den Lebensumständen dieses Schriftstellers ist nur bekannt, daß er gegen Anfang des jetzigen Jahrhunderts im Königreich Preußen geboren wurde, und nach vollendeten philosophischen Studien als Dr. der Philosophie und Privatgelehrter sich in Berlin niederließ.

Die literarische Welt kennt ihn durch:

Gedichte. Berlin 1824, 8.
Gedichte. 2. Sammlung.* Ebendas. 1829, 8.
Das deutsche evangelische Kirchenlied. Ebendas. 1830, gr. 8.

Als geistlicher Liederdichter zeichnet sich L. ganz vorzüglich durch innige Frömmigkeit, Wärme, Klarheit und Gedankenreichthum in sehr gefälliger Form aus, und seine religiösen Gesänge gehören zu den besten Erzeugnissen neuerer Zeit.

August Friedrich Ernst Langbein,

Sohn des sächsischen Justizamtmanns L. zu Radeberg bei Dresden, ward daselbst am 6. September 1757 geboren und seit 1772 auf der Fürstenschule zu Meißen wissenschaftlich gebildet. Um die Rechte zu studiren, bezog er 1777 die Universität Leipzig und wurde 1781 zuerst als Actuarius bei dem Justizamte Großenhain angestellt, ging aber von hier 1785 als Sachwalter nach Dresden und wurde 1786 daselbst geheimer Archivskanzellist. Aus Verdruß über seinen vergeblichen Wunsch nach Beförderung, ließ er jedoch 1800 als Privatgelehrter sich in Berlin nieder, wo er 1820 das Amt eines Censors schönwissenschaftlicher Schriften erhielt, welches er auch bis zu seinem am 2. Januar 1835 erfolgten Tode ebenso gewissenhaft wie mild verwaltete.

Seine Werke sind:

Sämmtliche Schriften. Vollständige, vom Verfasser selbst besorgte, verbesserte und vermehrte Originalausgabe letzter Hand. Stuttgart 1835—1836, 30 Bde., 16., mit 31 Stahlstichen.

Einzeln:

Gedichte. Leipzig 1788; 3. Aufl. 1820, 2 Thle., 8., mit Kupf.
Zwei Lustspiele. Ebendas. 1788, 8.
Schwänke. Dresden 1791—92, 2 Bde.; 3. verb. Aufl. Berlin 1816, 2 Bde., 8., mit Kupf.
Miscellen. Ebendas. 1793.
Feierabende. Ebendas. 1793—95, 3 Bde., 8.
Neue Schwänke. Ebendas. 1799.
Talisman gegen die Langeweile. Berlin 1801—1802, 3 Bde., 8., mit Kupf.
Romantische Copien. Leipzig 1802.
Der graue König. Revantiker Roman. Berlin 1803, 8., mit 1 Kupf.
Novellen. Nach Ségur's: La femme. Ebendas. 1804; neue Ausg. 1812, 8., mit Kupf.
Neue Schriften. Ebendas. 1804, 2 Bde., 8., mit Kupf.
Die Schule der Eleganz. Posse. Ebendas. 1805, 8., mit Kupf.
Der Ritter der Wahrheit. Ebendas. 1805, 2 Bde., 8., mit Kupf.
Thomas Kellerwurm. Roman. Ebendas. 1806, 8., mit Kupf.
Zeitschwingen. Ebendas. 1807, 8., mit Kupf.
Franz und Rosalie. Roman. Ebendas. 1808, 8., mit Kupf.
Der Sonderling und seine Söhne. Roman. Ebendas. 1809, 8., mit Kupf.
Der Bräutigam ohne Braut. Roman. Ebendas. 1810, 8., mit Kupf.
Neuere Gedichte. Tübingen 1812—23, 2 Bde., gr. 8.
Kleine Romane und Erzählungen. Berlin 1812—14, 2 Bde., 8., mit Kupf.
Jocus. Ebendas. 1813, 12., mit Titelkupf.
Die Kleinstädter und der Fremdling. Roman. Ebendas. 1814, 8.; auch unter dem Titel: Kleine Romane, 2. Bd., mit Kupf.
Unterhaltung für müssige Stunden. Ebendas. 1815, 8., mit Kupf.
Liederkranz. Ebendas. 1820, 8., mit 19 Vign.; neue Ausg. Ebendas. 1830, 8.
Magister Zimbels Brautfahrt. Ebendas. 1820, 8., mit Kupf.
Mährchen und Erzählungen. Ebendas. 1821, 8., mit Kupf.
Ganymeda. Ebendas. 1823, 2 Bde.; neue Aufl. 1830.
Jocus und Phantasus. Ebendas. 1824, 8., mit Kupf.
Vacuna. Ebendas. 1826.
Herbstrosen. Ebendas. 1829, 8.

Langbein's Talent bewegt sich eigentlich nur in einer sehr beschränkten Sphäre und begnügt sich damit, das Leben von seiner komischen Seite zu allgemeiner Ergötzlichkeit aufzufassen und darzustellen, wobei es jedoch zu oberflächlich und einseitig verfährt, und selbst die Lehren einer sehr laxen Moral oder gar lascive Schilderungen nicht verschmäht, um sich das Wohlgefallen des Lesers zu erwecben. Gering ist es jedoch keinesweges zu nennen und würde bei tieferem Eindringen und ernsterem Streben Bleibendes geleistet haben, da es die Gegenstände mit Geschick und Gewandtheit zu behandeln und seinen Darstellungen den Charakter wirklicher Naivetät und behaglicher Gutmüthigkeit zu verleihen weiß. — Ein Zug des echtesten Wohlwollens geht durch sämmtliche Schriften Langbein's hindurch und zwingt den Leser, den Menschen in ihm lieb zu gewinnen, wenn er sich gleich veranlaßt sieht, den Schriftsteller streng zu tadeln. — Am glücklichsten ist dieser Dichter in der komischen Ballade und kleineren poetischen wie prosaischen Erzählung; will er sich jedoch darüber hinausbewegen, so wird sein Witz stumpf, seine Charakterschilderung flach und seine Darstellungsweise ärmlich und alltäglich. —

Gedichte von A. F. E. Langbein.

Richard Löwenherz und Blondel.

Held Richard, Löwenherz genannt,
Saß auf der Britten Throne.
Nie trug ein Fürst in Engelland
Mit höherm Ruhm die Krone.
Bei seinem Namen stieg das Haar
Vor Schrecken dem, deß Feind er war.

Doch nur gezwungen, nicht mit Lust,
Ging er zum Kampfgewühle;
Denn es bewohnten seine Brust
Die zartesten Gefühle,
Womit er oft zu Harfenklang
Der Liebe Schmerz und Wonne sang.

Und allen Harfnern war er hold,
Die ihre Kunst verstanden;
Drum viele Ruhm und Ehrensold
An seinem Hofe fanden.
Ich nenne nicht ihr ganzes Chor;
Nur Blondeln ruft mein Lied hervor.

Der war des braven Königs Freund,
Und selbst ein braver Degen.
Der Heuchelei und Ränke Feind,
Die gern am Thron sich regen,
Stand er so treu, wie Felsen stehn.
So werdet ihr ihn handeln sehn!

Stets um den König, den so sehr
Die Noth der Christen rührte,
Daß er, zu ihrem Schutz, ein Heer
Nach Palästina führte,
Begleitet' er des Helden Gang
Mit Staunen und mit Lobgesang.

Der Sieg hielt Richards Fahnen werth.
Die Räuberschaar der Türken
Verscheuchte bald sein Flammenschwert
Aus heiligen Bezirken.
Er kämpfte, stark durch Liebesgluth,
Mit Löwenkraft und Löwenmuth.

Denn ihm schuf hier ein Paradies
Die Gräfin Margarithe
Von Hennegau. Ein Weib, so süß
Und schön, wie Rosenblüthe.
Sie herrschte ganz in seinem Sinn,
War seines Liedes Königin.

Nur zu geschwind floh ihn sein Glück!
Bald scholl vom Themsenstrande
Der Angstruf: „König, fleuch zurück'
Empörung tobt im Lande,
Und Philipps rasches Kriegesheer
Umstürmt dein Erbreich, wie ein Meer!"

Die Botschaft setzt ihm Flügel an.
Gerüstet in drei Tagen,
Durchschnitt sein Schiff den Ocean,
Nach England ihn zu tragen.
Mild war die Luft und freundlich blies
Der Wind, als er vom Lande stieß.

Urplötzlich schwärzt Gewitternacht
Den blauen Himmelsbogen,
Rings flammt der Blitz, der Donner kracht
Ins Wuthgeheul der Wogen;
Und das Geschwader auf der See
Zerstreut der Sturm, wie Flocken Schnee.

Hier kam ein Schiff in sichern Port;
An schroffen Felsenklippen
Zerstieß ein anderes sich dort
Die ungeheuern Rippen.
O Blondel! Blondel! Ach, wohin,
Erzürntes Schicksal, warfst du ihn?

Der Sturm verschlug sein Fahrzeug fern
An Welschlands heitre Küste;
Doch er, getrennt von seinem Herrn,
Sah hier nur eine Wüste.
Er rief: „O Richard, o mein Held,
Ich suche dich am Ziel der Welt!"

Und stracks und emsig zog er fort,
Mit seinem Harfenspiele.
Er zog ein Jahr von Ort zu Ort,
Bei Regen, Frost und Schwüle,
Ihm winkte manches Hoffnungslicht;
Doch den Gesuchten fand er nicht.

Einst macht' ein Thurm in Oesterreich
Des Pilgers Neugier rege.
Ihm ward so weh, ihm ward so weich,
Sein Herz that laute Schläge.
Schon tauchte sich der Tag ins Meer,
Und keine Hütte lag umher.

Doch eine unsichtbare Macht
Ließ ihn vom Thurm nicht wanken.
Er harrte bis um Mitternacht
In quälenden Gedanken.
Jetzt kam ein Wandrer: „Sagt mir, Freund!"
Rief Blondel, „wer hier lebt und weint."

Der Wandrer sprach: „Seit Jahresfrist
Sitzt Einer da gefangen;
Doch wahre Kundschaft, wer es ist,
Konnt' ich noch nicht erlangen.
Man sagt, es sei ein großer Mann,
Der unserm Herzog Unheil spann."

Ha! dachte Blondel: Leopold
Hat im gelobten Lande
Mit meinem König hart gegrollt! —
Hat er vielleicht, der Schande
Nicht achtend, wie ein feiger Knecht,
Am Waffenlosen sich gerächt? —

Und schnell entworfen war sein Plan:
Er stimmte sanft die Weise
Von einem Liebesliedchen an,
Das, zu der Gräfin Preise,
Einst Richard dichtete, und sang
Dann selbst das Lied bei Harfenklang:

„Es tobt' in mir des Fiebers Brand,
Sengt' alle Lebensbande,
Schon reichte mir der Tod die Hand
Vom düstern Schattenlande:
Da kam mein Lieb mit holdem Blick,
Und Tod und Fieber wich zurück.

Ich kämpft' im Mordgewühl der Schlacht;
Schier sank mein Arm, als Stangen
Und Schwerter auf mich ein mit Macht,
Wie Gottes Hagel drangen:
Doch meine Holde rief ich an,
Und Sieger blieb ich auf dem Plan." —

Tief schweigend horcht' er nun empor,
Und hört aus fernen Hallen
Des schauervollen Thurms hervor
Bald eine Stimme schallen,
Die mit gepreßtem, dumpfen Klang
Das Liebeslied zu Ende sang:

„Laßt meiner Feinde Feldgeschrei,
Wie Donner mich umbrüllen!
Laßt mir des Schicksals Hand aufs neu
Den Todesbecher füllen!
Wenn Erd' und Himmel um mich bricht,
Im Arm der Liebe zag' ich nicht."

Wie ward dem Lauscher wohl dabei!
Er zweifelte nun wenig,
Der arme Thurmgefangne sei
Kein Andrer, als sein König.
Nur, weil sich Irrthum denken ließ,
Sang er noch aus dem Stegreif dieß:

„Die feige Rachgier lag im Hain,
Dem Löwen aufzulauern;
Sie fing ihn listig, schloß ihn ein
In finstre Kerkermauern:
Doch Treue leitet Blondels Lauf.
Bald, Löwe, springt dein Kerker auf!"

Hoch auf den Zehn lauscht' er empor,
Und lauschte nicht vergebens.
Es wallte lieblich durch sein Ohr
Ein neuer Strom des Lebens,
Als wiederum die Stimm' erklang,
Und muthiger als vorher sang:

„O wäre Margot nur bei mir,
Die Rachgier möchte wüthen!
In Gottes Himmel wohnt' ich hier,
Wo Molch' und Schlangen brüten:
Denn dieses holde, süße Weib
Erquickt und stärket Seel' und Leib."

Kaum hörte noch den letzten Ton
Der Harfner sanft verklingen,
Da sprach er allen Leiden Hohn,
Die ihn bisher umfingen.
Er schied vom Thurm mit nassem Blick,
Und eilt' ins Vaterland zurück.

In London, welch ein Jubelschall,
Als er die Kund' erzählte,
Die Aller Herzen auf einmal
Mit neuem Muthe stählte!
Der Kern der Ritter flog sogleich
Mit Blondeln hin nach Oesterreich.

Hart, wie ein Fels, blieb Leopold,
Obschon sie Fehde drohten.
Nicht eher, bis sie Gold auf Gold

Zum Lösegelde boten,
Gelang es, daß sein Starrsinn brach,
Und er das Wort der Freiheit sprach.

Die Britten eilen jetzt zum Thurm,
Wo Richards Seufzer hallen.
Sie laufen schier vor Sehnsucht Sturm,
Bis Schloß und Riegel fallen.
Der König tritt entstellt heraus,
Blickt um sich her und ruft dann aus:

„Heil mir, daß ich in frischer Luft
Euch, Freunde, wieder sehe,
Und aus der dumpfen Kerkergruft,
Neu lebend, auferstehe!
Habt Alle Dank, die aus der Nacht
Mich an das Sonnenlicht gebracht!

Von Seelenpein und Leibesnoth
War ich dieß Jahr umsponnen.
Ich hatte kaum dem Fluthentod
Mein Leben abgewonnen,
Da legt' ich Schwert und Harnisch ab,
Nahm Pilgerkleid und Wanderstab.

So wähnt' ich von Gefahr mich frei;
Bald aber, bald entdeckte
Luchsäugige Verrätherei,
Wer in der Kutte steckte.
Hoch freute drob der Herzog sich,
Und seine Söldner fingen mich.

Einst weckt' ich seinen Tigersinn
Durch eine bittre Rede.
Wie taub und stumm, nahm er sie hin,
Zu feig zur Ritterfehde.
Er floh' aus Scham der Christen Heer,
Und rächte nun sich spät, doch schwer.

In dieß Verließ, drei Schritte lang,
Wohin kein Lichtstrahl irrte,
Und nie ein Laut des Lebens drang,
Als wenn die Eule schwirrte,
In diese Werkstatt für den Tod
Verdammte mich sein Zorngebot.

Schon flohen Muth und Hoffnung mich
Auf der Verzweiflung Schwingen;
Da hört' ich, guter Blondel, dich
Zu deiner Harfe singen.
Ich glaubt' im ersten Freudensturm,
Dein Geist umwalle meinen Thurm.

Wohl mir, du lebst! Komm an mein Herz,
Du Treuer ohne Gleichen!
So fest vereint in Freud' und Schmerz,
Laß uns dereinst erbleichen! —
Doch hier brennt unter mir der Sand,
Fort ins geliebte Vaterland!"

Eginhard und Emma.

Thatenlob erhabner Seelen
Ist des Sängers höchste Lust.
Sie entflammt auch meine Brust,
Eine brave That zu wählen,
Und sie jetzt euch zu erzählen.
Hört, die ihr durch Unbedacht
Uebel oft nur ärger macht!

Eginhard, geheimer Schreiber
Karls des Großen, galt durchs Land
Für des Kaisers rechte Hand,
Aber auch, im Kreis der Weiber,
Als ein holder Herzensräuber.
Selbst die Tochter seines Herrn
Sah den schönen Jüngling gern.

Ahnend ihre Neigung, blickte
Eginhard mit trunknem Sinn
Nach der zarten Emma hin,
Deren Liebreiz ihn entzückte;
Seine Flammen unterdrückte
Nur die Furcht vor Mißgeschick
Durch des Neides Falkenblick.

Aber unbezwinglich flogen
Sie in einer Winternacht
Hoch empor mit Riesenmacht;
Und, gleichwie vom Sturm und Wogen
Ohne Rettung fortgezogen,
Eilt' er hin, wo Emma schlief,
Klopfte schüchtern an und rief:

„Habt die Huld, mir aufzuschließen,
Euer Vater sendet mich!" —
Sie that auf; da warf er sich,
Bleich und bebend, ihr zu Füßen:
„Laßt durch Qual und Tod mich büßen,
Nur verzeiht, daß Liebesdrang
Mich zu einer Lüge zwang!"

Zürnend sprach sie: „Heißt das lieben?"—
Doch des Herzens Ungestüm
Stürzte zwischen ihr und ihm
Alle Scheidewände nieder.
Emma lächelte nun wieder,
Und sie schwelgten, Kuß auf Kuß,
In der Liebe Vollgenuß.

Jetzt verkündigten die Glocken
Und der erste Hahnenschrei,
Daß der Tag nicht fern mehr sei.
Heim gehn wollt' auf leisen Socken
Der Beglückte; doch, erschrocken,
Stand er, wie versteinert, da,
Als er Schnee gefallen sah.

„Weh mir!" rief er aus: „Es streitet
Gegen mich des Schicksals Fluch!
Sieh, er hat ein Flockentuch
Ueber meinen Weg gebreitet,
Das, wenn es mein Fuß beschreitet,
Meinen Gang in dieser Nacht
Jedem Auge sichtbar macht!" —

Emma hatte Muth, zu sagen:
„Was du Schickung nennst, ist nur
Eine Laune der Natur.
Fürchte nichts! Ich will es wagen,
Durch den Schloßhof dich zu tragen,
Daß man nicht im weichen Schnee
Eines Mannes Fußtritt seh'!" —

Dennoch, gleich erloschnen Kerzen,
Blieben in des Jünglings Sinn
Muth und Hoffnung todt und hin.
Nur aus Emma's Heldenherzen
Sprühten sie in muntern Scherzen;
Und, so wie sie gab ihr Wort,
Trug sie den Geliebten fort.

Aber ach, der Kaiser wachte! —
Und er sah mit starrem Blick
Vom Altan dieß Wagestück,
Das ihn schier zum Wahnsinn brachte.
Jeder Schritt der Tochter fachte
Höher seines Zornes Gluth,
Und entflammt ihn bis zur Wuth.

Einen Dolch in seinen Händen,
Wollt' er, wie zum Raub der Aar
Niederstürmt, das junge Paar
Rasch ins Land der Schatten senden.
Doch, mit Blut sollt' er nicht enden.
Vaterliebe rang und wand
Ihm den Mordstahl aus der Hand.

Und er ging, mit matten Schritten,
In sein innerstes Gemach,
Sich, zu Ahndung dieser Schmach,
Himmelsleitung zu erbitten;
Denn in seinem Busen stritten
Kaiserstolz und Zärtlichkeit
Einen zweifelhaften Streit. —

Heilvoll hatte sich erhoben
Sein Gemüth zum großen Geist,
Der die Wellen schweigen heißt
Und der Leidenschaften Toben:
Wundermild ward ihm von oben,

Wie durch Engelstimmen, Rath
Zu der schönsten Edelthat. —

Kämpfend mit des Grames Hyder,
Die in seinem Busen lag,
Ging er bis zum hellen Tag
Still und einsam auf und nieder;
Dann berief er alle Glieder
Seines Rathes vor den Thron,
Und begann mit ernstem Ton:

„Richtet über ein Verbrechen!
Wie soll ich, nach euerm Rath,
Fürst- und väterlich die That
Eines schlimmen Dieners rächen,
Der, verführt von Herzensschwächen,
Treulos und im Dunkel sich
Meiner Tochter Gunst erschlich?“

Eine tiefe Todtenstille
Herrschte durch den weiten Saal.
Nur ein leises Seufzen stahl
Sich hindurch: wie eine Grille,
Wann die Nacht mit brauner Hülle
Alles deckt, noch einmal zirpt,
Und mit diesem Seufzer stirbt. —

Als der Kaiser nochmals fragte,
Sprach der Räthe strenge Pflicht:
„Hin mit ihm zum Hochgericht!“
Nur ein edler Graukopf wagte
Kein Entscheidungswort; er sagte:
„Unsers Kaisers Herz allein
Kann und darf hier Richter sein.“ —

Drauf der Fürst: „Wohlan! Mir schufen
Lieb' und Untreu bittres Leid;
Dennoch walte Menschlichkeit!“
Eginhard, herbei gerufen,
Nahet sich des Thrones Stufen;
Schritt und Auge beichten Schuld,
Doch der Kaiser spricht mit Huld:

„Tätigkeit und gute Sitten
Schmücken deinen Lebenslauf;
Darum ford'r' ich jetzt dich auf,
Eine Gnade zu erbitten.
Ich will selbst mit halben Schritten
Deinem Wunsch entgegen gehn:
Kann ein Weib dein Glück erhöhn? —

Ha, du ahnest, was ich meine!
Dein sonst fester, offner Blick
Bebet scheu vor mir zurück,
Und dir zittern die Gebeine! —
Kühner Mensch, zum Rabensteine
Schickte stracks dich ein Tyrann,
Aber mir — sei Tochtermann!“

Alle standen, wie verschlagen
An ein unbekanntes Land.
Was des Jünglings Herz empfand,
Euch zu singen und zu sagen,
Mögen andre Sänger wagen,
Jedes Wort davon verbeut
Mir die Unaussprechlichkeit. —

Rasch, mein Lied, zum frohen Ende!
Wie ein Röschen ohne Stab
Sah die Braut zur Erd hinab,
Als der Kaiser Händ' in Hände
Fügt' und sprach: „Der Rang der Stände
Ist nur Menschenwerk und Brauch;
Doch die Lieb' ist Gottes Hauch.“

Lob des Schweigens.

Luft, ach Luft, daß ich nicht unterliege!
Duns, der Schwätzer, schwatzt mich matt und krank,
Bald vom lieben Wetter, bald vom Kriege,
Bald von Weiber- und Gelehrten-Zank.

Schweigen, du des Chaos Zwillingsschwester,
Komm, und hemme seiner Zunge Lauf!
Ha! du winkst, und mit: Ade, mein Bester!
Hebt er meines Ohrs Belag'rung auf.

Dankbar will ich dich dafür erheben,
Will besingen, was man oft vergißt,
Wie du Tag für Tag im Erdenleben
Vieler Menschen treuer Schutzgeist bist.

Träge Dummheit, die den Mund versiegelt,
Weil ihm blanker Unsinn sonst entfährt,
Wird, von dir beschirmet und umflügelt,
Weit und breit als Denkerin verehrt.

Mancher Schelm, vor dem sich Tausend bücken,
Ob ihm gleich Betrug die Taschen füllt,
Würde längst den lichten Galgen schmücken,
Hätte nicht dein Mantel ihn umhüllt.

Deiner freundschaftlichen Huth empfehlen
Lose Dirnen ihren Jungfernkranz,
Und dann steht er, wenn auch Blätter fehlen,
Vor der Welt im schönsten Blüthenglanz.

Dich gebraucht der Strotzer, der da prahlet,
Und einher mit Stolz des Pfauen tritt,
Oft als baare Münze, und bezahlet
Manchen alten Freundschaftsdienst damit. —

Doch genug auf heut von deiner Ehre!
Ich bin schon des Ruhmposaunens satt.
Hat dieß Liedchen dir behagt, so höre,
Was dein Sänger noch zu bitten hat!

Willst du dir die Welt noch mehr verbinden,
O so hilf uns, wenn der Seelenhirt,
Welcher liebreich seiner Heerde Sünden
Strafen soll, zum tollen Eifrer wird!

Hilf, wenn ernsthaft, wie der Sachsenspiegel,
Der Jurist beim frohen Gastmahl spricht,
Und der Witzling seiner Lippen Siegel,
Uns mit Aberwitz zu quälen, bricht!

Hilf uns, wenn der finstre Stubenschwitzer
Ueber Geisteswerke dumbreist lacht,
Und, daß er der glückliche Besitzer
Eines Schafkopfs ist, zum Stolz sich macht!

Kurz, wer hinter des Verstandes Rücken
Seine Zunge braucht, und macht's zu bunt,
Dem, Patronin, gieb von freien Stücken
Flugs ein Notabene auf den Mund!

Und mir selbst auch, wenn ich schneller schwatze,
Als die Ueberlegung folgen kann,
Oder stumpf und matt die Leier kratze,
Wie ein schwacher Alltags-Leiermann.

Doch soll deine Warnung Früchte tragen,
Komm mir ja, als Krittler, nicht vermummt!
Denn was braucht man viel darnach zu fragen,
Ob ein Solcher lächelt oder brummt?

Die neue Eva.

Lieber Gott, man muß sich placken,
Wie ein Lastthier, auf der Welt,
Klötze sägen, Stöcke hacken,
Daß der Schweiß zur Erde fällt!
Wir und alle frommen Christen
Lebten hoch im Paradies,
Wenn sich Eva nicht gelüsten
Den verbotnen Apfel ließ.

Lieb' ich, wie die Weiber alle,
Wohl auch Obst und Näscherein,
Würd' ich doch im gleichen Falle
Nicht so schwach, wie Eva, sein.“ —
Liese sprach, voll Mißbehagen,
Dieß zu Waltern, ihrem Mann;
Doch ein Reicher hört sie klagen,
Und er redet schnell sie an:

„Mutter, prüft euch, eh' ihr schmälet!
Ach, verblendet, hättet ihr
Wohl den Irrpfad selbst erwählet!
Mutter, das befürcht' ich schier!
Glaubt ihr, solch ein Abenteuer
Ritterlicher zu bestehn,
So werft Säg' und Axt ins Feuer,
Und dann kommt, wir wollen sehn!"

Sie versprach, sich gut zu halten,
Und so froh, wie Fisch' im Bach,
Trippelten die beiden Alten
Nun dem reichen Manne nach.
Dieser gab das schönste Zimmer
Seines Hauses ihnen ein.
„Leutchen, seht, hier soll euch nimmer
Evens Fehltritt merklich sein.

Täglich sollt ihr aufgetragen
Sieben Schüsseln vor euch sehn
Sechs genießet mit Behagen,
Aber laßt die letzte stehn!
Man wird sie verdeckt euch bringen;
Zähmt und fesselt Hand und Blick!
Denn euch flieht auf schnellen Schwingen,
Wenn ihr sie berührt, das Glück!"

In dem neuen Paradiese
War den Leutchen trefflich wohl;
Doch am achten Tag sprach Liese:
„Fast werd' ich vor Neugier toll!
Väterchen, gewaltig jucken
Mir die Finger, das Gericht
Unterm Deckel zu begucken;
Väterchen, heh! meinst du nicht?" —

„Hast du, schmält' er, schon vergessen,
Daß du all' dein Glück verlierst,
Wenn du, Thörin, dieses Essen
Mit dem Finger nur berührst?
Willst du dich denn wieder placken,
Wie ein Lastthier, auf der Welt,
Klötze sägen, Stöcke hacken,
Daß dein Schweiß zur Erde fällt?"

Aber seine gute Lehre
Fand der Gattin Ohren taub;
Denn sie war schon der Megäre,
Neugier, rettungsloser Raub.
Neugier spielte hier die Schlange;
Liese hob die Deck' empor,
Und ein Mäuschen, das schon lange
Darauf harrte, sprang hervor.

Welch Geschrei, welch Händeringen!
Doch dieß konnte nicht zurück
Das entflohne Thierchen bringen,
Und das mit entflohne Glück.
Bald bekam der Hausherr Kunde
Von der Flucht der Prüfungsmaus,
Und er trieb in dieser Stunde
Seine Gäste spottend aus.

Ach! sie schlichen jetzt, voll Reue,
Durch des Paradieses Thor,
Um mit Thränen nun aufs Neue
Holz zu spalten, wie zuvor.
Walter rieb sich hinter'n Ohren,
Und schalt Liesen ins Gesicht:
„Tadeln können zwar die Thoren,
Aber klüger handeln nicht!"

An die Redlichkeit.

Die alten Deutschen waren
Nicht schmeidig, wie der Aal;
Doch Löwen in Gefahren,
Und Lämmer beim Pokal.
In ihren Eichenhainen,
Von Arglist unentweiht,
Schlug hoch ihr Herz an deinen
Altären, Redlichkeit!

Willst du nun von uns weichen,
Du holdes Himmelskind,
Weil hin die stolzen Eichen
Und wir entartet sind?
In üppigen Gebüschen
Von Rosen wandeln wir
Doch ach, das Schlangenzischen
Der Falschheit schreckt uns hier!

O, komm in unsre Lauben,
Wo sie, gar schlau versteckt,
Versprechen, Treu und Glauben
Mit ihrem Gift befleckt.
Komm, setz' in ihre Würde
Die Freundschaft wieder ein,
Daß wir, des Freundes Bürde
Zu theilen, nimmer scheun!

Die Göttin Liebe flehet:
Komm, sei mein Schirm und Schutz,
Denn Wort' und Eide drehet,
Wie Wachs, der Eigennutz!
Winkt Gold zum Traualtare,
Dann schreckt den Jüngling nicht
Des armen Mädchens Bahre,
Dem er die Treue bricht. —

Was ist der Mensch, deß Seele
Dich, Göttliche, nicht ehrt?
Ein Raubthier, wie die Höhle
Der rauhen Wüste nährt.
Wer trauet seinem Schmeicheln?
Wer seinem süßen Gruß?
Sein Händedruck ist Heucheln,
Sein Kuß ein Judaskuß.

Wohl, drei Mal wohl dem Lande,
Wo du dein Reich verjüngst,
Und rosenweiche Bande
Um Lieb' und Freundschaft schlingst!
Da lacht der Himmel heiter,
Da scherzet Fröhlichkeit;
Denn stets ist dein Begleiter
Der Geist der goldnen Zeit.

Hier wallt ein dir Getreuer
Schon in Elysium,
Und schnauben Ungeheuer
Auch rings um ihn herum.
Mit ruhigem Gewissen
Verschlummert er die Nacht,
Die unter Natterbissen
Ein Böswicht durchwacht.

Heiß brennt, wie Gluth der Hölle,
Des Buben Sterbepfühl.
Wie liegt auf dieser Stelle
Der Redliche so kühl!
Dort steht, wie man ihn malet,
Der Tod, ein Schreckenbild,
Doch hier von Glanz umstrahlet,
Ein Engel, hold und mild. —

O Redlichkeit, ich liebte,
So lang' ich athme, dich!
Auf Erden nichts betrübte
So tief, als Falschheit, mich.
Dir sei, bis an die Schranken
Der dunkeln Ewigkeit,
In Thaten und Gedanken
Mein Leben ganz geweiht.

Der Bräutigamsspiegel.

Zur Frühlingszeit besuchten sich
Zwei Mädchen auf dem Lande
Und sprachen fein und züchtiglich
Vom heil'gen Ehestande.

„Zu dir gesagt! fing Dorchen an:
Das kalte Jungfernleben
Wollt' ich mit Lust für einen Span
Vom warmen Brautbett geben.

Der Dorfschulmeister Haselstock
Hat sich mir angetragen,
Nur will mir nicht sein schwarzer Rock
Und runder Stutz behagen.

Und noch ließ sich an meiner Thür
Kein andrer Freier blicken.
Der liebe Himmel weiß, ob mir
Es einst wird besser glücken."

Drauf Suschen sprach: „Das will ich bald,
Du gutes Kind, dir sagen.
Wir dürfen nur im Tannenwald
Die Wunderquelle fragen.

Soll eine Jungfer nächstens frei'n,
So kann sie fest drauf bauen,
Des künft'gen Gatten Bild, beim Schein
Des Vollmonds, drin zu schauen.

Doch, liebes Herz, man darf dabei
Nicht sprechen und nicht lachen.
Nun, in der Nacht vom ersten Mai
Laß uns die Probe machen!" —

Dieß hörte Haselstock, der heiß
Verliebt war, und nicht schmollte,
Ob seiner Doris Herz von Eis
Gleich gar nicht schmelzen wollte.

In Arbeit ward sein Kopf gesetzt,
Ein Plänchen zu ersinnen.
Kommt Zeit, kommt Rath. Wir folgen jetzt
Den Mondschein-Pilgerinnen.

Hell war's, wie Tag; das Pärchen da,
Wo schon auf einem Aste
Des Baums, der in die Quelle sah,
Der schwarze Schäfer paßte.

In fünfzig Locken, groß und klein,
War heut sein Stutz gebogen,
Wo Liebesgötter aus und ein,
Wie Bienenschwärme, flogen.

So zierlich sollt' ihn Dorchens Blick
Im Wasserspiegel schauen,
Und sie, im Wahn, es sei Geschick,
Ihm Hand und Herz vertrauen.

Die Mädchen guckten; er begann
Sich brüstend vorzubeugen,
Und als ein reizender Galan
Dem Liebchen sich zu zeigen

Knacks! brach der Ast, und sieh, da schwamm
Im nassen Elemente
Das Schulmonarchlein wundersam,
Gleich einer schwarzen Ente.

Das Mädchenpaar erschrack und lief,
Weil's an Gespenster dachte;
Doch, als der Schwarzrock Hülfe rief,
Blieb's muthig stehn und lachte.

Und er entwischte glücklich zwar
Dem Reich der Frösch' und Unken,
Allein der Stutz voll Amors war
Verloren und versunken.

Seitdem erhielt die Quell' im Hain
Nicht mehr Besuch von Schönen,
So sehr sich auch, bald Braut zu sein,
Noch alle Mädchen sehnen.

Das Abenteuer des Pfarrers Schmolke und Schulmeisters Bakel.

„Ja, ja wir gehen fehl! Das Ei
War klüger als die Henne.
Ich warnt ihn, doch er blieb dabei,
Daß er die Straße kenne.
O weh, die Nacht ist schauerlich!
Nun, Bakel, rett' er mich und sich!"

„Hic haeret aqua, mein Herr Pfarr!
Ich weiß nicht mehr zu helfen;
Doch zittr' ich gar nicht, wie ein Narr,
Vor Räubern und vor Wölfen.
Horaz sagt: Purus sceleris
Non eget Mauri jaculis." —

„O wär' doch er und sein Latein
Beim Styx und ich — im Bette!
Er treibt wohl gar noch obendrein
Mit meiner Angst Gespötte? —
Doch halt! In jenes Thales Schooß
Winkt uns ein Licht! Gehn wir drauf los?" —

„Cur non, mi Domine? Es muß
Ja wohl ein Mensch dort wohnen.
Der Fürst mit Schwanz und Pferdefuß
Wird da gewiß nicht thronen.
Hin, cito hin! Schon wittr' ich schier
Ein Gläschen gutes Magenbier." —

Dem Dorfschulmeister folgte dreist
Sein Pfarr zum Lichtgefunkel.
Doch welcher schadenfrohe Geist
Hetzt sie durch Nacht und Dunkel? —
Sie machten mit dem Neckgeist, Wein,
Bei einem Schmaus sich zu gemein.

Erreicht war bald die Hütt' im Thal.
Ein Mann in brauner Weste
Empfing ein wenig kalt und kahl
Die späten, schwarzen Gäste.
„Den Herren fehlt ein Nachtquartier?
Das findet allenfalls sich hier.

An Federbetten nur gebricht's.
Was helfen saure Mienen?
Ja oder Nein! Ich kann mit nichts,
Als Stroh, die Herrn bedienen.
Das soll im obern Kämmerlein
Sogleich für sie bereitet sein." —

Der Pfarr sah still auf seinen Bauch,
Als wollt er ihn befragen:
Wird dir, du fettes Schneckchen, auch
Das harte Stroh behagen?
Doch Bakel sprach: „Perfectum est
Sub sole nil! Mach' er das Nest!"

Er sagte so und es geschah.
Nun hängte Pastor Schmolke,
Der nirgend einen Stutzbock sah,
Ans Fenster seine Wolke,
Warf sich auf die verhaßte Streu,
Und sein Gefährte nebenbei.

Nur eine dünne Bretwand schied
Die Pilger von dem Wirthe,
Der jetzt ein langes frommes Lied,
Nebst seinem Weibe, schwirrte,
Den Abendsegen las, und dann
Noch dieses Bettgespräch begann:

„Ja, Frau, sobald der Morgen graut,
Will ich die Schwarzen schlachten.
Sie sind, wenn man sie recht beschaut,
Viel fetter, als wir dachten.
Der eine Bursch ist kugelrund;
Mir wässert schon nach ihm der Mund." —

Der Wirth, ein roher Fleischer, sprach,
Mit Ehren zu vermelden,
Von seinen Schweinen; aber ach!
Wie zagten unsre Helden!
Sie standen in dem tollen Wahn,
Die Rede geh' ihr Leben an.

„Heh, Bakel, schläft er? Hört er nicht,
Was in der Nebenstube
Der Menschenfresser von uns spricht? —
Uh! eine Mördergrube
Ist dieß vermaledeite Haus.
Wär' ich lebendig nur heraus!" —

Proh dolor! Doch wir stehen ja
Noch nicht in Charons Rachen:

Noch können viel convivia
Ihr Bäuchlein runder machen:
Sperr' oculos! Sehn Sie nicht hier
Ein Fenster? Durch das springen wir." —

„Ja, so ein leichter Flederwisch,
Wie er, kann das wohl wagen,
Und dennoch seinen Leichnam frisch
Und heil nach Hause tragen:
Ich aber stürzte, Gott erbarm!
Stracks in des Todes offnen Arm." —

Die Bakelsche Beredsamkeit
Gab sich noch nicht gefangen,
Und bombardirte lange Zeit
Mit Gründen auf den bangen,
Verzagten Seelenhirten los,
Bis er zum Sprunge sich entschloß.

Nun war nur noch die Frage, wer
Den Vortanz wagen sollte?
Sie stritten hin, sie stritten her,
Weil lange keiner wollte,
Bis endlich rasch der Pädagog
Voran hinab ins Höfchen flog.

Er stürzte, salva venia,
Auf einen Berg voll Dünger.
Es lag sich gar nicht unsanft da,
Auch schmerzt' ihn nicht ein Finger;
Doch fiel jetzt, wie ein Felsenstück,
Sein schwerer Freund ihm auf's Genick.

Nach Felsensitte wich er auch
Kein Haar, troß Bakels Fluchen.
Der mußte durch des Hügels Bauch
Sich einen Ausweg suchen.
Zum Stehen brachte Schmolken kaum
Ein aufgefundner Hebebaum.

Stockfinster war's, in Strömen schoß
Der Regen von dem Dache,
Und vor der Hofthür lag ein Schloß!
Traun, eine schlimme Sache!
Denn fruchtlos war nun ihr Bemühn,
Dem Kannibalen zu entfliehn.

Sie machten sich schon ganz bereit,
Der Welt Valet zu singen,
Und wünschten nur, ihr Restchen Zeit
Im Trocknen hin zu bringen.
Wer mäßig wünscht, der wird erhört,
Wie täglich die Erfahrung lehrt.

Drum konnten auch die Herren bald
Sich eines Obdachs freuen.
Es war des Thieres Aufenthalt,
Das Moses Kinder scheuen.
Nun weiß wohl Jeder auf ein Haar,
Daß es das Haus der Schweine war.

Hurr! floh das wilde Rüsselvieh
Durchs aufgemachte Pförtchen.
An seiner Statt bezogen sie
Sein warmes Lagerörtchen,
Umarmten sich, wie Brüder, fein,
Und sprachen Muth und Trost sich ein.

„Bedenk' er, Freund, was ist das Grab? —
Ein Thor zu bessern Zonen,
Wo ruhen wird der Bettlerstab
Vertraut bei Kaiserkronen.
Dann bleibt er nicht mehr Famulus,
Der die Agende tragen muß." —

„Ja, schön sagt der Lateiner so:
Si hora mortis ruit,
Tunc is fit Irus supito,
Qui modo Croesus fuit." —
So sprachen sie die Nacht entlang,
Bis Morgenlicht ins Höfchen drang.

Jetzt knarrte plötzlich eine Thür.
Der braune Menschenfresser
Erschien mit rascher Mordbegier,
Und wetzte seine Messer.
„Heraus, ihr Schwarzen, frisch heraus,
Mit euerm Leben ist es aus!" —

Er griff hinein mit fester Hand,
Um eine Sau zu holen;
Doch schnell, als hätt' er sich verbrannt
An Bakels dicken Sohlen,
Fuhr er zurück, wie toll im Sinn,
Und schrie: „Der Teufel steckt darin!"

Den Leidensbrüdern ward nun so
Des Irrthums Staar gestochen.
Ihr Hauswirth ward nicht minder froh,
Als sie dem Stall' entkrochen.
Das Abenteuer dieser Nacht
Ward jetzt aus Herzensgrund belacht.

Beim Abschied schwor das Kleeblatt zwar,
Den Spaß nicht zu verrathen;
Doch bat ich jüngst den leckern Pfarr
Auf einen Hasenbraten:
Drob freute so sich sein Gemüth,
Daß er die Schnurre mir verrieth.

Die Ruinen am See.

Eine wahre Begebenheit.

Riesenschatten wüster Mauern fallen
Von der Stirn des Berges in den See;
Gemsen springen durch die öden Hallen,
Und im Vorhof weidet kühn das Reh.
Dort erlosch, wie alte Sagen melden,
Jammervoll ein Hauptgeschlecht der Schweiz.
Seine Söhne strahlten einst als Helden,
Seine Töchter schmückte Zauberreiz.

Dieses Stammes letzte Sprossen waren
Zwei Geschwister, ihrer Ahnen werth.
Ottokar, ein Stern der Jünglingsscharen,
Weihte früh dem Vaterland sein Schwert;
Agnes, seine Schwester, war zur Blume
Aller Schweizermädchen aufgeblüht:
Ihre Schönheit, weit genannt vom Ruhme,
Hob und krönt ihr Geist und ihr Gemüth.

Angebetet von der Ritterjugend
Wählte sie des braven Rudolphs Hand,
Der mit hoher, unbescholtner Tugend
Klugen Sinn und Heldenmuth verband.
Rosamunde, seine zarte Schwester,
Schloß mit Ottokar der Herzen Bund,
Und nie liebten inniger und fester
Sich zwei Seelen auf dem Erdenrund.

Hochgefeiert ward an Einem Tage
Dieses edlen Doppelpaars Verein,
Und es zogen zu dem Brautgelage
Hundert Gäste dort ins Burgthor ein.
Goldgeflügelt schwebte zu der Feier
Himmelab der Freude Götterchor,
Und die Sonne schmückte, sonder Schleier,
Mild zum Fest des Frühlings Blumenflor.

Doch beim Kreisgang der gefüllten Becher,
Bei der schmetternden Trompeten Klang,
Und beim Afterwitz berauschter Zecher,
Ward die Zeit den Neuvermählten lang.
Und sie stahlen nach dem Ehrenmahle
Sich mit leisen Flügelschritten fort,
Eilten aus dem jubelvollen Saale
An des See's einsamen Wiesenbord.

„O!" sprach Ottokar „hier möcht' ich bleiben!
Hier, wo uns kein Weltgewühl umschwärmt!
Mich empört der Menschen wildes Treiben,
Seit der Liebe Hauch mein Herz erwärmt.
Stiege doch aus dieser Fluthen Mitte
Eines Eilands Paradies empor!
Dort mit euch, ihr Lieben, eine Hütte
Zög' ich allen Königsburgen vor." —

Eben lenkte müßig auf den Wogen
Ein bejahrter Schiffer seinen Kahn,
Und die Weiblein, die ans Ufer flogen,
Winkten ihm zum Ankerplatz heran.
„Kommt, wir machen eine Lustfahrt!“ riefen
Sie den Rittern: „Gebt uns das Geleit!
Seht, der See ist fromm, und nimmer schliefen
Ungestüme Winde so, wie heut!“

Und die vier Vermählten trug der Nachen
Von dem Strand hinaus ins kleine Meer.
Aus des Schlosses Fenstern schallte Lachen
Und der Wunsch beglückter Wiederkehr.
Hymens jüngste Kinder warfen dankend
Abschiedsküsse nach der Burg hinauf,
Und, wie eine sanfte Wiege schwankend,
Nahm das Schifflein förder seinen Lauf.

Ihren Augen schwand die grüne Küste,
Und sie sahn das ferne Schloß nicht mehr:
Horch! da schnaubte durch die Wasserwüste
Unerwartet ein Orkan daher!
Donnerschwangre Wolkenberge thürmten
Hoch sich vor der Sonne goldnes Thor,
Und aus allen Wetterhöhlen stürmten
Wirbelwinde mit Geheul hervor.

Feindlich kam die Nacht auf Rabenschwingen
Im Gebiet des heitern Tages an.
Um die Herrschaft sah man beide ringen,
Und der Dämmrung Zwischenreich begann.
Ach! wie blich der Frauen Rosenwange!
Selbst dem grauen Schiffer, der, als Kind,
Schon den See befuhr, ward seltsam bange,
Und die Heimath ihm ein Labyrinth.

In der Irre zwischen Wechselwinden,
In dem Aufruhr ihres Wuthgefechts,
Steuert' er, den Weg ans Land zu finden,
Wie ein Blinder tastet, links und rechts.
Nur auf friedlichem Gewässer wiegte
Sich sein Fahrzeug sonst mit Muth und Glück,
Doch, da Welle gegen Welle kriegte,
Schaudert' es vor dem Tumult zurück.

Liebreich tröstend die verzagten Frauen,
Ruderten die jungen Männer kühn.
Welcher Jubel, als der Uferauen
Schmaler Gürtel ihrem Blick erschien!
Aber diesen Hoffnungsschimmer dämpfte
Bald der Schrecken, daß der matte Tag,
Der bis jetzt der Nacht entgegen kämpfte,
Plötzlich seiner Feindin unterlag.

Ihrer Wolken schwarze Heere schlossen
Sich in lange, grauenvolle Reih'n,
Und der Himmel, den sie rings umflossen,
Schien ein großes Leichentuch zu sein.
Blitz auf Blitz zerriß die grause Hülle,
Fluthen rauschen nieder, wie ein Meer,
Und mit erderschütterndem Gebrülle
Wälzte sich von fern der Donner her.

Mit des Wetters steigendem Getümmel
Stieg die Angst der Liebenden im Boot.
Ach, nach ihnen griff herab vom Himmel,
Griff empor aus Wellenschaum der Tod!
Hoffnungslos, dem Starken zu entrinnen,
Schloß sich, feurig betend, Weib an Mann
Um vereint den Hafen zu gewinnen,
Wo kein Erdsturm sich erheben kann.

Und als jetzt die Fluth noch wilder schäumte,
Und sich, wie ein ungezähmtes Roß,
Mit der leichten Last des Kahnes bäumte,
Schoß ein rother Schlangenblick aufs Schloß.
Gräßlich hallte dort mit Donnerkrachen
Noch des Thurmes Einsturz durch die Luft,
Da verschlang der Seeschlund hier den Nachen,
Und ein doppelt Brautbett ward die Gruft.

Die Sage vom Bischof Hatto.

Den Segen des Halmes im Mainzer Lande
Schlang Hatto's Speicher begierig ein.
Es däuchte der geistlichen Macht keine Schande,
Der eisernsten Wucherer Haupt zu sein;
Und flehten verkümmerte Schatten um Brot,
Ward ihnen mit Kerker und Geißel gedroht.

Des Hungers Schwert, das Tausende mähte,
Zerhieb die Bande der Tyrannei.
Ein Aufruhr durchstürmte die Hauptstadt, es krähte
Der rothe Hahn auf dem Vorrathsgebäu,
Er schwang die feurigen Flügel ums Dach,
Die Mauern stürzten mit Donnergekrach.

Zur Brandstätte flog, mit dem Trupp seiner Reiter,
Der Bischof schnaubend: „Ergreift die Brut!“
Die rohen Kriegsknechte warfen die Meuter,
Auf sein Gebot, in das Meer der Gluth.
Hohnlachend hört' er die Sterbenden schrei'n;
„Ha!“ rief er, „wie pfeifen die Kornmäuse fein!“ —

Hoch sah von den Sternen hernieder ein Rächer,
Und sprach das Urtheil der Blutschuld aus.
Heim trabte der Wüthrich zum schäumenden Becher,
Doch sieh, was schwimmt auf den Wein? — Eine Maus!
Bleich bebte der Pfaff, und mit Grausen trat
Vor sein Gewissen die ruchlose That.

Urplötzlich zerborst an unzähligen Orten
Der glänzende Marmorspiegel der Wand,
Und aus den weit aufgähnenden Pforten
Kam eine Heerde von Mäusen gerannt.
Sie pfiffen und heulten ein gräßliches Chor,
Und sprangen am starrenden Bischof empor.

Er floh, mit aufwärts sich sträubenden Haaren,
Er keuchte die Hallen der Burg entlang:
Umsonst! ihn verfolgten die pfeifenden Schaaren,
Und eine furchtbare Stimm' erklang:
„Und hättest du Flügel, sie frommten dir nicht,
Denn tausendmal schneller ist Gottes Gericht!“ —

Danieder gedonnert von Todesschrecken,
Indeß um ihn her das Geziefer zerstob,
Verbarg er sich unter des Ruhebetts Decken,
Bleich wie ein Gespenst, das der Gruft sich enthob.
Die Furcht hielt lang' ihm zu Häupten Wacht,
Doch schloß sein Auge die Mitternacht.

Jetzt sah er, in scheußlicher Larven Gedränge,
Zerbrechen seinen bischöflichen Stab,
Und sich, gedrückt in des Sarges Enge,
Lebendig versenken in Nacht und Grab;
Und als er sich losriß vom peinlichen Traum,
Durchschlüpften die Mäuse des Bettes Raum.

„O Jammerleben voll Ekel und Grauen!
Ihr Traumgespenster verkörpert euch,
Erwürgt mich, zerfleischt mich mit Drachenklauen,
Und schleppt mich hinunter ins Todtenreich!“
So rief er, indem er vom Lager sprang,
Und voll Verzweiflung die Hände rang.

Er wandelte seufzend, mit zagendem Schritte,
Wie ein Geächteter, durch den Pallast,
Geschreckt von dem Hall seiner eigenen Tritte,
Und neidend des schlafenden Hofgesinds Rast.
Es regte sich rings keine Lebensspur,
Das Flämmchen der Ampeln bewegte sich nur.

Die leuchtenden Augen des Morgens sahen
Ihn noch in der graunvollen Einöde wach.
Er hörte geschäftige Diener sich nahen,
Entschlich vor Scham zum verlaßnen Gemach,
Betrat die Schwelle mit spähender Scheu,
Gewahrte kein Schrecknis, und lebte wie neu.

Doch als er am Mittag, sammt Chorherr'n und Rittern,
In Freude genoß des Nektars vom Rhein,
Sah man ihn jähling erblassen und zittern,
Denn ach! die Bluträcher stellten sich ein.
Sie wimmelten zahllos aus seinem Gewand,
Und rafften ihm gierig das Brot aus der Hand.

Er blickte mit Grimm der Verzweiflung gen Himmel,
Und warf in der Eilflucht den Sessel um.
Ihm nach, wie ein Schweif, zog das graue Gewimmel,
Die Gäste saßen wie Bildsäulen stumm,
Und schleunig, nach kaum erst begonnenem Mahl,
Verließen sie schaudernd den Tisch und den Saal.

So spukte die lästige Wundererscheinung
In Hatto's Pallaste drei Monate fort.
Bald einzeln geneckt, bald in Schaarenvereinung,
Blieb nirgend dem Bischof ein ruhiger Ort.
Die Unholden störten zuletzt ihn sogar
Im Sange der Hochmesse vor dem Altar.

Er bot für ein Mittel, sie aufzureiben,
Durch Herolde manchen anlockenden Preis;
Er ließ hochberühmte Beschwörer verschreiben,
Sie zogen ums Schloß einen magischen Kreis:
Doch schlug ihr Bannspruch und Talisman
So wenig als künstliche Giftmischung an.

„O wär' ich unglücklicher Mann nicht geboren!"
Rief Hatto mit himmelwärts flammendem Blick.
„Hindrängen will mich zu des Grabes Thoren
Dein eherner Arm, verhülltes Geschick!
Ich trotze dir aber und all deiner Wuth:
Dir obsiegt der Mensch durch beharrlichen Muth!"

Er ließ, daß er sich vor den Peinigern rette,
Sofort einen Thurm = ein steinernes Rund,
Auf einer Insel, im Wogenbette
Des Rheinstroms, erbauen auf Felsengrund.
Dort hofft' er, umarmt von dem mächtigen Rhein,
Vor fluthscheuen Feinden gesichert zu sein.

Die Wasserburg stieg mit thätiger Schnelle
Hoch aus dem Schooße des Felsen empor;
Vom härtesten Marmor gewölbt war die Zelle,
Die Hatto sich drinnen zur Wohnung erkor,
Und brennende Sehnsucht nach Ruhegewinn
Spannt' ihm die Segel zur Reise dahin.

Sein Schiff umrauschten des Rheines Wogen,
Doch waren sie ihm keine schützende Wehr:
Es schwammen behend, wie im Wasser erzogen,
Die schrecklichen Plagedämonen umher,
Verfolgten gedrängt der Gondel Bahn,
Und klommen in Schaaren den Bord hinan.

Und eine Stimme vernahm er mit Beben,
Die, wie aus den Wolken herunter, sprach:
„Durch Blutschuld hast du verwirkt dein Leben,
Dein Schicksal eilt, wie dein Schatten, dir nach!
Es stieg mit dir in das flüchtende Boot,
Und mitten in Fluthen ergreift dich der Tod!"

Drauf fand man einst Morgens im Thurmgemache
Ihn starr am Fußboden hingestreckt,
Und, gleich einem Schwarme von Mücken am Bache,
Mit nagender Mäuse Gewühl ihn bedeckt.
Wie Blitze verschwand das gräuliche Heer,
Doch zuckte der blutende Leichnam nicht mehr.

Man nennt den Thurm, wo sich dieß, nach der Sage,
Vor achthundert Jahren bei Bingen begab,
Den Mäusethurm bis zum heutigen Tage,
Und graunweckend sieht er den Rhein noch hinab.
Kornwucherer, blickt auf dieß Hochgericht hin,
Und Schauder durchbeb' euch den eisernen Sinn!

Die Flederwische.

Rosicht blühten Ursels Wangen,
Ursels Wuchs war schlank und hehr!
Leider hob mit stolzem Prangen
Nur das Näschen sich zu sehr!
Ein berühmter Wechselhändler
War ihr werther Herr Papa,
Und fürwahr! kein Zeitvertändler,
Wo er Vortheil keimen sah.

Ihr Gesicht und seine Münzen
Lockten bald der Freier viel:
Doch nur Grafen, wo nicht Prinzen,
Waren Ursels Ehezìel.
Freilich kamen nicht durchlauchte
Und nicht hochgeborne Herr'n:
Ein Baron, der Münzen brauchte,
War der Freier größter Stern.

Ach, mit welchen Honigreden
Höfelt' er ihr als Sponsier!
Doch ein kaltes Nein der Spröden
Wies auf ewig ihm die Thür.
Er ging stumm, gleich einem Fische,
Und sie fegte — welche Schmach! —
Ihm mit einem Flederwische
Hinter seinen Fersen nach.

Aufgehängt, als Warnungsspiegel,
An des Zimmers seidne Wand
Wurde dann der Gänseflügel,
Und ein Blatt, auf welchem stand:
„Den Reichsfreiherrn Karl von Lüttich,
„Der mit Freien mich beschwert,
„Hab' ich jüngst mit diesem Fittich
„Aus dem Hause weggekehrt."

Diesem Pranger recht zum Hohne,
Ward um sie ein Herr von Specht.
Er war traun! der Jäger Krone,
Und sein Adel alt und ächt.
Doch ein frischer Federbesen
Rauscht' ihm nach mit Spottgezisch,
Und sein Name war zu lesen
An dem aufgehangnen Wisch.

Nummer drei von Ursels Freiern
War ein hochgelehrter Rath.
Er ging immer wie auf Eiern,
Und im größten Gallastaat.
Doch er hatte ganz verloren
Seinen Prunk zur Schau gelegt,
Denn auch Ihro Wohlgeboren
Wurden schimpflich ausgefegt.

Kaum war es so abgelaufen
Mit des Kleeblatts Freierei,
Sieh, da zog ein neuer Haufen
Von Sponsierern schon herbei;
Und er kam mit raschem Drange,
Wie, wenn nicht die Sage trügt,
In den Mund der Klapperschlange
Der betäubte Vogel fliegt.

Heut erschien ein Burgemeister,
Morgen gar ein Präsident,
Und ein Nachschwarm andrer Geister,
Die mein Lied nicht alle nennt.
Auch Prälatensterne blitzten
Urseln reizend ins Gesicht,
Aber Rang und Würden schützten
Gegen ihren Kehraus nicht.

Fünfzig Flederwische hingen,
Blendend wie des Schwanes Kleid,
Ehe Jahr und Tag vergingen,
Siegesfahnen gleich, gereih't;
Und sie kaufte täglich neue,
Um das Hundert voll zu sehn,
Doch das Glück, das ungetreue,
Gönnt' ihr nicht so viel Trophä'n.

Lange hatt' es schon gerüttelt
An des Vaters Wechselbank,
Und zuletzt so stark geschüttelt,
Daß sie plötzlich brach und sank.
Gestern sah er zwischen Bergen
Von Ducaten noch heraus;
Heute jagten ihn die Schergen
Der Justiz von Hof und Haus.

In die Flucht trieb alle Freier
Des gebrochnen Bänkchens Fall,
Wie die Krähen an der Scheuer
Eines Feuerrohres Knall.
Er, der oft vergebens zielte,
Er floh selbst, der Liebesgott,

Denn mit ihren Reizen spielte
Ursula nun auch Bankrott.

Von der schönen Welt verlassen,
Grämelte sie manches Jahr
In der engsten Schlucht der Gassen,
Und schon graute fast ihr Haar:
Sieh, da kam ein Dorfschulmeister,
Etwas häßlich von Person,
Und bewarb sich um sie dreister,
Als vor Zeiten der Baron.

Der Gelust des schwarzen Gecken,
Seine Hand nach Fürstengut
So vertraulich auszustrecken,
Brachte Urselchen in Wuth.
Schmähend zog sie der Amanten
Federgeißel rasch hervor,
Und koranzte den Pedanten,
Daß er Hut und Stock verlor.

Nachher sprach in ihrer Kammer
Kein Bewerber weiter ein,
Und des Mangels ehrner Hammer
Malmte ihren Hochmuth klein.
Ach! sie hätte diese Schläge
Gern durch Thätigkeit entfernt,
Doch die weiland Stolz' und Träge
Hatte leider nichts gelernt.

Einst gebrach auf ihrem Tische
Auch sogar das trockne Brot.
Ihre hundert Flederwische
Halfen dießmal aus der Noth.
Diesen Rest von ihren Schätzen
Zu versilbern, und damit
Sich auf offnen Markt zu setzen,
War ein schwerer Dornenschritt.

Doch des Hungers starker Hebel
Drängte sie gewaltsam hin.
Ha! wie jubelte der Pöbel
Ob der seltnen Krämerin!
Und für jede vormals Spröde
Wetzte nun der Spott den Pfeil
Dieser sprüchwörtlichen Rede:
„Sie hat Flederwische feil."

Die Roßdecke.

Der Weihnachtstag begann zu lichten;
Ein Nordsturm heulte durch den Forst,
Und stürzte schneebeladne Fichten;
Der Adler floh in seinen Horst.
Da schauderte, gebeugt von Jammer,
Ein Greis in seiner öden Kammer.
Die Wände flimmten silberweiß,
Gleich seinem Bart, von Reif und Eis.

Ihn trieb der Frost in eins der Zimmer
Des stolzen Ritters Balduin,
Hier funkelte des Goldes Schimmer
Am Prachtgeräth und am Kamin.
Rings strahlten im Krystall der Spiegel
Des Feuers hochgeschwungne Flügel,
Und süßer Wohlgerüche Duft
Durchschwamm die mild erwärmte Luft.

Der Alte schob sich einen Sessel
Dicht an des Marmorherdes Rand,
Um von des Frostes harter Fessel
Zu lösen die erstarrte Hand.
Doch, kaum berührt vom Hauch der Flammen,
Fuhr er vor Schrecken hoch zusammen,
Denn Balduin, sein Sohn, trat jach
Mit Donnerworten ins Gemach.

„Hinweg! Was giebts noch hier zu warten?
Vergeßt Ihr, daß ich Burgherr bin?
Mir blüht voll Reiz des Lebens Garten,
Nur Ihr seid mir ein Dorn darin!
Macht, wie ich gestern Euch befohlen,
Euch schnell zum Abzug auf die Sohlen;
Sonst treib' ich Euch, ein Wort, ein Mann!
Gewaltsam aus des Schlosses Bann!"

„O Gott! wohin soll ich mich wenden?
Sei nicht so grausam, Balduin!
Soll ich denn nackt, mit leeren Händen,
Das Stammhaus meiner Väter fliehn?
Ich setzte dich zum Schloßgebieter,
Ich schenkte dir all' meine Güter;
Nun gönne doch mir armen Mann
Ein Räumlein, wo ich sterben kann!" —

„Fahrt hin! — nur nicht in diesen Mauern! —
Vorwürfe härten mich zum Stein.
Ihr könntet, ohne mein Bedauern,
Schon längst der Würmer Speise sein.
Wer schöne volle siebzig Jahre
Der Welt genoß, ist reif zur Bahre!
Denn wäre dieß kein altes Muß,
Wann käm' ein Erbe zum Genuß?"

„Ach, Sohn, erinnre dich, daß heute
Der Heiland uns geboren ward!
Sei ihm, der sich des Wohlthuns freute,
Sei ihm zu Ehren nicht so hart!
O, dein Gedächtniß wird dir sagen,
Wie oft ich einst in diesen Tagen
Dir freundliche Geschenke bot,
Und du entziehst mir Dach und Brot!"

Doch nur verstockter ward der Ritter,
Je mehr der Greis an's Herz ihm sprach.
Er tobte wie das Ungewitter,
Das um die Burg her Bäume brach.
Mit Löwengrimm legt' er am Ende
An seinen Vater gar die Hände,
Und zog, der schändliche Barbar,
Ihn hin zur Thür am greisen Haar.

„Ach, schone mein! Ich will dir weichen,
Will ewig meiden deine Thür.
Doch, Balduin, ein kleines Zeichen
Von Menschlichkeit erbitt' ich mir.
Du hörst die Winterstürme rasen,
Siehst meines Rocks verschlißne Fasen.
Drum schenke mir ein Reisekleid,
Das gegen Frost mir Schutz verleiht!"

„Die Wohlthat soll Euch widerfahren;"
Sprach Balduin, und wandte sich
Zu seinem Söhnlein von zehn Jahren,
Das, horchend, jetzt durch's Zimmer schlich:
„Georg! im Stall, in einer Ecke,
Hängt eine wollne Pferdsdecke,
Noch neu und rein, die bringe du,
Und wirf sie diesem Alten zu!" —

Der Knabe ging und kam. „Wie lange!"
Rief Balduin, „hast du verweilt!
Und ha! was seh ich, loser Range!
Wer hat die Decke halb getheilt?" —
„Ich!" sprach der Knabe sonder Schrecken:
Sie reicht so hin, ihn zu bedecken.
Die andre Hälfte, dieser gleich,
Bewahr ich, Väterchen, für Euch!"

Mit Thränen sah der Greis gen Himmel,
Wies stumm die Hülle von sich ab,
Und setzte dann ins Sturmgetümmel
Getrost hinein den Wanderstab.
Der Ritter schloß vergnügt die Pforte,
Belächelte des Knaben Worte;
Doch dreißig Jahre drauf hieß ihn,
Georg auch fort ins Elend ziehn.

Der Bergknappe.

„Glück auf!" Die Bergleute fuhren
Hinab in den Eisenschacht,
Und ihre Lampen erhellten
Die unterirdische Nacht.

Dicht war mit Dornen umwachsen
Des Bergs verschlossener Mund;
Seit funfzig Jahren berührte
Kein Fuß den verödeten Schlund.

Denn weiland hielt, nach der Sage,
Ein Gnomengeschlecht darin Haus,
Und trieb mit steinigem Hagel
Die Grubenarbeiter hinaus.

Doch alle diese befuhren
Seitdem das friedliche Grab;
Jetzt stiegen die Söhne, die Enkel,
Zur Wiege des Eisens hinab.

Und als ein verfallener Stollen
Sich nun aus den Trümmern erhub,
Erschien ein verunglückter Jüngling,
Den dort das Schicksal begrub.

Er lag (den Findern ein Wunder)
Wie noch von Leben durchglüht:
Ihm waren die Rosen der Jugend
Nicht auf der Wange verblüht.

Von einer Bergwand gefangen,
In Eisenwasser versenkt,
Blieb ihm durch die Kraft des Metalles
Der Schimmer des Lebens geschenkt.

Die Knappen trugen den Leichnam
Ans Licht des Tages empor,
Und schnell durcheilte die Kunde
Der Bergstadt niedriges Thor.

Da zogen Jugend und Alter
Hinaus in gedrängten Reihn,
Und männiglich sah mit Erstaunen
Dort Leben und Tod im Verein.

Doch das Gewimmel des Volkes,
Das rings den Entseelten umstand,
Durchliefen vergebens die Fragen:
„Wer ist er? wer hat ihn gekannt?"

Und siehe, da kam aus dem Städtchen,
Gekrümmt von des Alters Last,
Noch eine Greisin, am Stabe,
Mit kraftlos zitternder Hast.

Und als sie den Leichnam erblickte,
Erbebte sie wundersam,
Und stürzte dahin, mit dem Rufe:
„O Gott! mein Bräutigam!"

Sie hub mit gewaltigem Streben
Sich unter der Ohnmacht Gewicht;
Sie beugte, mit Augen der Liebe,
Sich über des Todten Gesicht.

Sie küßte, mit strömenden Zähren,
Des Mundes eiskaltes Roth,
Und die so lange Getrennten
Vereinte plötzlich der Tod. —

Erschüttert standen die Zeugen;
Nur Seufzer durchhauchten die Luft.
Die Liebenden ruhen nun beide
In einer gemeinsamen Gruft.

Samuel Gotthold Lange

ward 1711 zu Halle geboren, und erhielt unter der Leitung seines Vaters, des bekannten hallischen Theologen Joachim L., von Privatlehrern den ersten Unterricht, welcher auf der Klosterschule zu Magdeburg und auf dem Pädagogium zu Halle dann vervollständigt wurde. Mit dem 16. Jahre nahm er als Student der Theologie an den dasigen akademischen Vorlesungen fleißigen Antheil, und besuchte nebenbei auch noch physikalische, mathematische und medicinische Collegia, während er in Erholungsstunden Belletristik mit Ernst trieb. Hang zur Hypochondrie nöthigte ihn aber, sich 1734 von seinen Studien loszureißen und sich zur Erholung nach Erfurt zu begeben, von wo er 1736 nach Berlin ging, und dort den bildenden Umgang großer Gelehrten und Künstler genoß. 1737 kam er als Prediger nach Laublingen bei Halle, erhielt 1740 die Magisterwürde und gleich darauf die Mitgliedschaft der kaiserlichen Akademie der Naturforscher zu Wien. Auch ertheilte ihm der König von Preußen 1755 die 3. Inspection des Saalkreises, und so lebte und wirkte er in seiner ländlichen Einsamkeit angenehm und fruchtbringend, und von seinen Freunden und Bekannten, Pyra zu Berlin, Meier zu Halle, Gleim, von Hagedorn, von Kleist, von Stille, Bodmer, Breitinger, Hirzel, Sulzer geliebt, bis er kurz nach seiner zweiten Vermählung am 25. Junius 1781 daselbst starb.

Er verfaßte:

Thyrsis und Damons freundschaftliche Lieder. Zürich 1745, 1749, 8.; 2. Aufl. Halle o. J., 8.
Freundschaftliche Briefe. Berlin 1746, 8.; n. A. Ebend. 1760, 8.
Horazische Oden. Halle 1747, gr. 8.
Eine wunderschöne Historie von dem gehörnten Siegfried dem Zweiten 2c. Braunschweig und Leipzig (Halle) 1747, 8.
Horatius Oden 5 Bücher und von der Dichtkunst 1 Buch, poetisch übersetzt. Halle 1752, 8.
Poetische Betrachtung über die 7 Worte des sterbenden Erlösers. Ebendas. 1757, gr. 8.
Die besiegten Heere. Halle 1758.
Oden David's. Halle 1760, 4 Thle., 8.
Der glorreiche Friede im Jahr 1763. Ebendas. 1763.
Denkmal ehelicher und väterlicher Liebe. Halle 1765, gr. 8.
An Klotz aus Klaudians Eingange zum zweiten Buch vom Raube der Proserpina. Halle 1769, 8.
Der Komet. Letztes Gedicht. Ebendas. 1769, 8.
Sammlung gelehrter und freundschaftlicher Briefe. Ebendas. 1769, 1770, 2 Thle., 8.
Leben G. Friedrich Meier's. Halle 1778, gr. 8.

Außerdem gab er noch heraus die Zeitschrift: „Poetische, moralische 2c. Beschäftigungen einer Gesellschaft auf dem Lande" (Halle 1777, 1778, 3 St., gr. 8.), eine der ältesten Kleistischen Handschriften des Frühlings, mit Professor Meier die Wochenschriften: „Der Gesellige; Der Mensch; Das Reich der Natur und Sitten; Der Glückselige" und lieferte mehrere kleinere Arbeiten in damalige Zeitschriften und Almanachs.

Lange ist nie zu den bedeutenderen Dichtern gezählt worden, obwohl seine Freundschaft mit Pyra und sein durch dieselbe vorzüglich veranlaßtes Streben ihm früher ehrenvollen Ruf verschafften. Seine Gedichte verdienten Lob wegen der in denselben gezeigten Wärme und Wahrheit des Gefühls, es fehlte ihrem Verfasser aber an Geschmack und Reife des Urtheils. Dies zeigte sich am deutlichsten in seiner Uebersetzung der Horazischen Oden, von der man weit mehr erwartet hatte, und welche sich Lessing's entschiedenen Tadel zuzog.

Georg Heinrich, Freiherr von Langsdorff

wurde 1774 zu Laisk in Schwaben geboren, studirte zu Göttingen Medicin und ward, nachdem er die Doctorwürde in dieser Wissenschaft sich erworben hatte, 1797 Leibarzt und Begleiter des Prinzen Christian von Waldeck nach Lissabon, wo er zuerst die Kuhpockenimpfung einführte, und von wo er dann über England und Frankreich zurückkehrte. Da durch das Gerücht von Krusenstern's beabsichtigter Unternehmung sein Wunsch nach einer größern na-

turhistorischen Reise sich nun sehr lebhaft regte, reiste er, obschon Tilesius bereits zum Naturforscher bei dieser Unternehmung bestimmt war, dennoch 1803 von Göttingen nach Kopenhagen ab, traf hier mit Krusenstern zusammen, und erhielt vom Gesandten Resanoff die Erlaubniß zur Mitreise. Nachdem er 1805 in Kamtschatka seine Reisegesellschafter verlassen, und den Rest seiner Reise durch Sibirien zu Fuß zurückgelegt hatte, kam er nach Petersburg zurück, ging 1822 als russischer Generalconsul mit einer Gesellschaft Auswanderer nach Brasilien, bereiste 1823 den Ural und darauf Brasilien, und trat 1825 seine große naturhistorische Reise in das Innere von Südamerika an, von welcher er 1831 nach Europa zurückkehrte. Er lebte seitdem als Dr. medicinae, kaiserlich russischer Staatsrath und Ritter mehrerer Orden zu Freiburg im Breisgau.

Er gab heraus:

Bemerkungen auf einer Reise um die Welt in den Jahren 1803 — 7. Frankfurt 1812, 2 Bde., 4.

Und Französisch:

Plantes, recueillies pendant le voyage des Russes autour du monde. Tübingen 1810.
Mémoire sur le Brésil pour servir de guide à ceux qui désirent s'y établir. Paris 1820, 4.

Die von L. herausgegebene Reise um die Welt wird stets einen ehrenvollen Rang unter den Werken dieser Gattung einnehmen, da sie sich eben so sehr durch gründliche Wissenschaftlichkeit, wie durch geschmackvolle Behandlung und geistreiche Darstellung auszeichnet.

Karl Lappe

ward am 24. April 1773 zu Wusterhausen bei Greifswald geboren, studirte zu Wolgast und Greifswald unter Kosegarten, wurde dann Hauslehrer bei einer meklenburgischen Familie, und später zu Altenkirchen in Kosegarten's Hause, worauf er 1801 als Gymnasiallehrer nach Stralsund ging. Wegen Kränklichkeit wurde er 1817 pensionirt und zog sich nach Steinhagen, dann nach Pütte bei Stralsund zurück, wo er sich auf eigenem Hofe mit ländlichen und literarischen Arbeiten beschäftigte.

Er ließ erscheinen:

Gedichte. Düsseldorf 1801, gr. 8.
Kellgren's prosaische Schriften. Aus dem Schwedischen. Neustrelitz 1801.
Miranda. Historisches Gedicht. Stralsund 1809.
Poetisches Magazin. Ebendas. 1809, 5 Thle.; 2. Ausgabe 1816 ff.
Glaube, Hoffnung, Liebe, Treue. Leipzig 1810, 8.
Gedichte. Zweite Auswahl. Stralsund 1811, 8.
Kampfgedichte. Ebendas. 1814, 8.
Froschmäuseler im Auszuge. Ebendas. 1816.
Mitgabe nach Rügen. Ebendas. 1818.
Pommerbuch. Ebendas. 1820.
Altes verjüngt. Nürnberg 1823.
Blätter. Stralsund 1824 und 1829, 1. Heft.
Insel Felsenburg. Robinsonade. Nürnberg 1823.
Blätter. 2. und 3. Heft. Berlin 1828. Auch unter dem Titel: Vermischte Schriften. 2 Bdchn., 8.
Friedhofskränze. Auswahl. Stralsund 1831, 8.

Innige und wahre Herzlichkeit, Wärme des Gefühls und lebendige Auffassung bei einfacher, ungekünstelter Darstellung, verleihen L's Schriften, namentlich seinen lyrischen Poesieen, einen bleibenden Werth.

Der kleine Derik*).

„Derik!" — ruft der Pflanzer tiefbekümmert, —
„Wo bist du?" — „„O Derik, Derik!"" wimmert
Halb entseelt die Gattin durch den Wald.
Keine Ruhe soll die Mutter laben,
Bis sie findet ihren trauten Knaben.
„„Derik! Derik!"" — Keine Antwort schallt.

„„O mein Derik, soll ich so dich missen?
Wilde Katzen haben dich zerrissen.
O mein armes, mein verlornes Kind!
Oder lebst du? Hörst du noch mein Jammern?
Eilet, rettet, eh' sie ihn umklammern,
Deren Krallen schon gehoben sind!""

Ach, sie eilen, alle Hausgenossen,
Mitleidsvoll, in Thränenflut zerflossen,
Fliegen, suchen, rufen durch den Hain.
„„Alles ist verloren und vergeben;
Ach, mein Derik ist nicht mehr am Leben!""
Ruft sie wild, gepreßt von Todespein.

In der Ohnmacht tief hinab geschlagen,
Ruht sie starr; die stummen Männer tragen
Die gebeugte Mutter in das Haus.
Schon verronnen sind des Tages Stunden,
Alle Hoffnung ist zugleich entschwunden,
Und der Vater rauft das Haar sich aus.

Lautes Klagen jammert durch die Hütte
Sieh', da nahet sich mit müdem Schritte
Noch ein Wilder und sein treuer Hund.
Tewenissa ist's, der auf der Reise
Als Bekannter einkehrt nach der Weise,
Mit dem Pflanzer hält er Freundesbund.

Und er sieht den Gastfreund bleich in Zähren,
Und er forscht, und brennet, schnell zu hören,
Was dem Hause diese Wunde schlug.
„„„Laßt den Kummer, meine weißen Brüder
Lebend oder todt, ich bring' ihn wieder,
Gebt mir Kleider, die der Knabe trug."

Und man bringt sie; Tewenissa reibet
Seines Hundes Nüstern, und beschreibet
Einen weiten Zirkel mit dem Stab,
Wendet sich bedeutend zu dem Hunde,
Gibt durch Winke seines Willens Kunde,
Und hinweg rennt schnobernd Oniab.

Dicht den Boden mit der Schnauze rührend,
Kreiset Oniab; die Fährte spürend,
Schlägt er bald mit lautem Bellen an.
Aemsig suchend stürzt er in's Gebüsche,
Alles folgt in wimmelndem Gemische,
Doch zuvor rennt weit der braune Mann

Man verliert die Schnellen hinter Bäumen;
Aber sieh'! nach einem kurzen Säumen
Rauscht der Wald; der Wilde kehrt zurück,
Einen Knaben trägt er auf dem Arme;
„„Bruder Weißer, laß vom bittren Harme!
Hier ist Derik, deines Lebens Glück!

„„„Tief versteckt im Laub des Dickichts trafen
Wir das Kind, ermattet eingeschlafen,
Unverletzt, doch halb verschmachtet schon.""
Und der Vater hört es mit Entzücken,
Und die Mutter hört es, und sie drücken
An den Busen den geliebten Sohn.

Laute Wonne folgt auf tiefe Schmerzen:
Freudetaumelnd küssen sie und herzen
Bald den Knaben, bald den wilden Mann,
Bald den Hund, den redlichen, getreuen,
Der verständig scheint sich mit zu freuen;
Unter Jubel bricht die Nacht heran.

Als durch's Laub der Sonne Stralen brannten,
Schickt Lefevre rings zu den Bekannten,
Alle Pflanzer ladet er zum Schmaus.

*) Gedicht von K. Lappe (aus A. Dietrich's „Braga" 9. Bdchn.).

Und sie kommen willig zu dem Feste;
Treue Nachbarn, viel willkomm'ne Gäste
  Strömen sie theilnehmend in das Haus.

Biederherzig, sonder Falsch und Tücke,
Freut sich Jeder in des Hauses Glücke,
  Traulich um den Vater steht mein Schwarm;
Um die Mutter, die den Spätgebornen,
Ach, den Todtbeweinten, den Verlor'nen,
  Stets noch hält in liebevollem Arm.

Doch, gepreßt vom rauschenden Gedränge,
Flüchtet Tewenissa aus der Menge,
  Sitzt bescheiden in dem Schoppen hin;
Denn er dünkt sich bei dem frohen Feste
Den Geringsten der gelad'nen Gäste,
  Unverstellt, mit anspruchlosem Sinn.

Ihn vermißt Lefevre aus dem Kreise;
Kundig längst des Mannes stiller Weise,
  Sucht er schnell den zu bescheid'nen Freund.
Aus dem Schoppen führt er, tief gerühret,
Seinen Gast, der mehr, denn sich gebühret,
  Von dem Wirthe sich gefeiert meint.

Und Lefevre kann der Flut von Zähren
Heißen Danks nicht länger sich erwehren,
  Er umarmt den guten braunen Mann.
„Wähle dir von allen meinen Schätzen,
Was am meisten deinen Sinn ergötzen,
  Was am besten dich belohnen kann."

„„Biete nicht dem Wilden deine Güter!
Keines Silbers, keines Goldes Hüter
  Mag dein Freund aus Anaquaga sein.
Arm und fröhlich sind die Nationen,
Die am Strome Susquehannah wohnen,
  Unsre Schätze birgt der Wald allein.""

Heißer drängt des Freundes sanfte Bitte,
Doch er weigert mit bescheid'ner Sitte,
  Da kein Reichthum seinen Sinn besticht.
Endlich läßt er sich zum Angedenken
Dieses Tages eine Flinte schenken;
  Aller andren Schätz' bedarf er nicht.

Drauf mit seinem Knaben auf dem Arme,
Still umringt von aller Gäste Schwarme,
  Faßt der Pflanzer Tewenissa's Hand.

Mit dem Ausdruck, der das Herz gewinnet,
Naht er sich dem Fremden, und beginnet,
  Mit der Wilden Rede wohl bekannt:

„Tewenissa, merke, was ich sage,
Jedes Wort, das ich im Busen trage!
  Mit dem Wampumgürtel rühr' ich dich.
Sieh', ich war von Angst und Qual umgeben,
Wie erstarrte Schlange, ohne Leben,
  Tewenissa, du erwärmtest mich.

„Tewenissa, nimm mein Wort zu Ohren!
Meines Alters Stab hatt' ich verloren,
  Und du fandest wieder diesen Stab.
Ach, den süßen Trost des müden Alten,
Meinen Derik hast du mir erhalten,
  Du und dein getreuer Oniab!

„Tewenissa! Meines Knaben Retter!
Lohnen mögen mein' und deine Götter
  Diese That, die du an mir gethan!
Sieh', mein Volk und deines, sie sind Feinde,
Doch nicht wir, seit lange sind wir Freunde;
  Heute nehm' ich dich zum Bruder an.

„Wirst du alt, nicht fürder mehr zu jagen,
Wollen deine Füße dich nicht tragen:
  Tewenissa, Bruder, komm' zu mir!
Deines Alters Schwäche will ich pflegen,
Deine müden Knochen weich zu legen,
  Breit' ich eine Bärendecke dir.

„Wird auch einst dein rüstiger Begleiter,
Er, dein Jagdgefährt' und Nebenstreiter,
  Dein getreuer Hund des Alters Raub:
Bring' ihn mir! Auch sein will ich gedenken,
Will ihm Kost und Pfleg' und Ruhe schenken,
  Und mit Thränen ehren seinen Staub.

„Nun, mein Bruder, fasse meine Rede!
Merke meine Worte all' und jede!
  Diesen Wampumgürtel nimm von mir;
Daß dein Geist nicht flüchtig abwärts schweife:
Nimm auch hin und rauche meine Pfeife;
  Dies sei Zeugniß zwischen mir und dir!"

Johann Lassenius

ward am 26. April 1636 zu Waldau in Pommern geboren, studirte Theologie und Philosophie zu Rostock, und bereiste dann als Hofmeister in einer hochgestellten Familie mit seinem Zöglinge Holland, Frankreich, England, Italien, Spanien und Portugal. Er fiel dabei mehrmals den Jesuiten in die Hände, die ihn einige Zeit gefangen hielten. 1666 wurde er Rector zu Itzehoe, dann 1669 Prediger zu Bremstädt, und kam von hier 1675 nach Kopenhagen, wo er am 29. August 1692 als Dr. und Professor der Theologie, Hofprediger und Consistorialassessor starb.

Von ihm haben wir:

Geistliche Lieder. 1702.

Perlenschatz. Leipzig 1712.

Davids Harffe. Verliebte Sulamithin. Leipzig 1713 u. folgende.

Lobsingende Andacht; Adelige Tischreden; Bürgerliche Weisen und Tischreden; Sionitische Erquickstunden. 1714, 2 Thle.

Seine geistlichen Lieder sind nicht ohne Werth, auch seine Reden verdienen für jene Zeit geziemendes Lob; nur verleitete ihn der Eifer für rhetorische Kürze und Präcision oft zu Uebertreibungen und Geschmacklosigkeiten.

Heinrich Laube

ward im Jahre 1806 zu Sprottau in Schlesien geboren, erhielt seine wissenschaftliche Bildung auf dem Gymnasium zu Glogau, und studirte dann in Halle und Breslau Theologie. Später lebte er als belletristischer Schriftsteller zu Leipzig, wo er die Redaction der Zeitung für die elegante Welt leitete, dann abwechselnd in Berlin, Naumburg, und zuletzt in Muskau. Er ist Doctor der Philosophie.

Seine Schriften sind:

Das neue Jahrhundert Fürth und Leipzig 1833, 2 Bde.

Das junge Europa. Leipzig und Mannheim 1833 — 37, 5 Bde., in drei Abtheilungen: die Poeten, die Krieger, die Bürger.

Reisenovellen. Leipzig und Mannheim 1834—37, 6 Bde.

Liebesbriefe. Leipzig 1835.

Die Schauspielerin. Mannheim 1835.

Moderne Charakteristiken. Mannheim 1835. 2 Bde.

Das Glück. Mannheim 1837.

Görres und Athanasius. (Anonym) Leipzig 1838.

Einzelne Aufsätze belletristischen und kritischen Inhaltes in Journalen u. s. w.

Laube, zu dem sogenannten jungen Deutschland gehörend, und in alle Schicksale, welche diese Schule trafen, eng verflochten, hat zwei verschiedene Richtungen in seinen Schriften eingeschlagen, von denen die letztere der ersteren fast entgegengesetzt ist. Während dieser legte er seine Le-

bensansichten vorzüglich in der ersten Abtheilung seines modernen Zeitromans: das junge Europa (die Poeten) nieder. Er betrachtete (es sei uns vergönnt, hier schon früher über ihn Ausgesprochenes mit wenigen Abänderungen zu wiederholen) die Institutionen des Staates und der Kirche als veraltet und durch die Zeit verderbt, und wollte sie, wenn auch nicht ausgerottet, doch umgestaltet wissen. Wie diese Umgestaltung geschehen solle, darüber war er, mit Millionen neben ihm, noch nicht im Reinen, und begnügte sich daher, den Conflict Gleichdenkender mit ihrer Zeit und ihren Verhältnissen zu schildern, und im romantischen Gewande seine zerstreuten Lehren, denn zu einem eigentlichen durchgearbeiteten System hat er es selbst nie gebracht, als Grundlinien eines solchen Systems zu verbreiten. Besonders hervorzuheben an seinen damaligen Leistungen war, daß, so kühn und frei er sich auch in seinem weiten Kreise bewegte, und so eigenthümliche Seiten des Lebens er auch behandelte, doch sein Gefühl für Schönheit immer vorherrschend blieb, und er sich nie zu geschmacklosen Widerlichkeiten hinreißen ließ. Börne und Heine übten während dieser Periode bedeutenden Einfluß auf ihn aus, und es gelang ihm nicht, sich zu selbstständiger Freiheit von aller Manier zu erheben. — In seiner zweiten Richtung ist er noch nicht so entschieden aufgetreten, daß man ein genügendes Urtheil über ihn fällen könnte; doch scheint er, nach dem, was er bis jetzt geleistet, zu urtheilen, hier weit mehr Gefahr zu laufen, in einer festen Manier allmälig zu erschlaffen. Er hat sich Goethe zum Vorbild genommen, oder sucht vielmehr, wie er es selbst nennt, Goethe'sche Weltanschauung zu erstreben; da er aber nicht dichterisch dabei zu Werke geht, sondern mit einer gewissen Vornehmheit, nur kritisch, selbst in Darstellungen des Lebens, und das, was er poetisch bringt, nur das äußere Gewand ist, so hat er in neuerer Zeit bedeutend an seiner ursprünglichen Kraft verloren und nicht wirklich Eigenthümliches und Neues gebracht. — Große Anmuth des Styls, geistige Gewandtheit und lebendige Phantasie sind ihm eigen, und wenn es ihm gelänge, sich von störender Subjectivität zu befreien, so würde er bestimmt noch sehr Gelungenes bringen.

Die Novelle*).

In Altenburg waren zwei Damen eingestiegen, und erst vor der Stadt hatten sie sich in die Gesichter gesehen und sich erkannt. Es schienen herzliche Freundinnen zu sein, die weit entfernt von einander gewesen waren, aber der Ausdruck ihrer Freude kam mir so dumpf gemäßigt vor, wie man die Trommeln schlägt, wenn ein Soldat begraben wird. Sie küßten sich und drückten sich die Hände; genauer schaute ich nicht hin, ich war zu sehr beschäftigt, ihre Gesichter hatte ich auch nicht gesehen. Ich saß neben ihnen auf dem hintersten Sitz, und als es ganz finster war, und sie mich gewiß fest eingeschlafen glaubten, erzählte die eine mit leise flüsternder Stimme folgende Geschichte. Vorher hatte ich auf ihr Gespräch nicht Acht gehabt, der epische Ton aber, welcher plötzlich anhub, weckte mich alsbald. Die erzählende Dame hatte eine schöne Altstimme, welche zuweilen über das Flüstern heraustrat. Sonst sprach sie Alles ohne Modulation, eintönig, und das erhöhte mir den Eindruck außerordentlich. Die Nacht und der Wagen war übrigens finster und still, ununterbrochen, aber in gleichmäßigem Tempo, regnete es draußen. Ich hörte halb wachend, halb träumend zu, doch werd' ich kaum etwas Wesentliches geändert haben, wie ich die Erzählung aus meinem Gedächtniß objectivirt hier wiederbringe.

1.

Draußen am Rhein in einem mäßigen Städtchen saß eine bürgerliche Familie beim Frühstück. Es war noch sehr früh, die Morgennacht sah grau zu den Fenstern herein, das Kaminfeuer brannte, und auf dem Tische standen zwei brennende Lichter. Um den Tisch herum saßen der Vater in einem warmen Schlafpelze, die Mutter mit der weißen Nachthaube, und der Sohn, ein stattlicher Bursch, zur Reise gegürtet. Ferdinand wollte in der Frühe fort, er sollte bis nach Rußland reisen. Am Kamin stand die Schwester, einen frischen Topf Warmbier kochend, denn es war kalte Frühjahrsluft draußen. Das Mädchen war hoch und schlank gewachsen, sie hatte ein großes Tuch umgeschlagen und auf dem Rücken die Zipfel zusammengebunden. Unverwandt sah sie in's Feuer hinein, und langsam glitten die Thränen ihr über die Wangen.

„Aber Mathilde" — rief der Vater, „die Kanne ist leer, und Ferdinand hat erst zwei Tassen getrunken."

Da fuhr sie erschrocken zusammen, und die weißen schönen Arme kamen aus dem Tuche heraus, und legten frisches Holz an, die Thränen fielen in's Feuer, und sie nahm sich kaum die Zeit, die Wange mit dem Tuche abzutrocknen. Das Warmbier kochte, sie brachte es auf den Tisch, schenkte dem Bruder die Tasse voll, und fuhr ihm dann mit beiden Händen über Kopf und Gesicht, und leise weinend drückte sie ihr Gesicht an seine Augen. „Und du gehst nun auch fort, Ferdinand." — —

Mehr konnte sie nicht sagen. Der Bruder schlug den Arm um sie, der Vater stellte die Pfeife weg, und ward unruhig, die Mutter weinte sehr, und trat hinzu und nahm den Sohn bei der Hand. Endlich that der Vater, als sei er verdrießlich, und schalt, daß man den Jungen nicht wenigstens in Ruhe frühstücken ließe.

Da knallte es laut im Hausflur, und Alle riefen: „der Kutscher."

Ferdinand sprang auf, küßte den Vater. Des Alten Gesicht war in stürmischer Bewegung. Er küßte die lautweinende Mutter; unter lautem Weinen band sie ihm einen Fuchsschwanz um den Hals, und wollte ihn nicht mehr loslassen. Sie steckte ihm noch das Taschentuch, was er auf dem Stuhle hatte liegen lassen, in die Brust hinein. Nun wollte er von der Schwester scheiden. Sie legte den Arm um seine Schultern, und bat innig: „Noch nicht!" — Die Eltern durften nicht mit vor die Thür, es sei zu kalt für sie draußen. Und draußen am Wagen, da drückte sie dem lieben Bruder noch einmal die zitternden, warmen Hände in's Gesicht, und bat ihn von Herzen, er möge ja recht glücklich leben. „Und wenn du ihn in Riga triffst, so bitte ihn, daß er treu ist."

Der Wagen rollte fort. Mathilde sah ihm mit schmerzlichem Gesicht nach, und flüchtete ihre schönen Arme unter das Tuch. Es war kalt, die Straße sah noch todt aus wie eine graue Stube, deren Decke abgetragen ist. Der Nachtwächter auf der Bank gegenüber war aufgewacht, half sich langsam am Spieß in die Höhe, lüftete seinen breiten Hut und pfiff fünf Uhr. Langsam, schauernd vor Frost und Trauer ging Mathilde in's Haus zurück. Das Kaminfeuer war ausgegangen, die Eltern saßen im Dunkeln. Sie setzte sich still in einen Winkel am Ofen, wo sie oft mit dem Bruder und dem gesessen hatte, den sie in Riga grüßen ließ. —

2.

Eines Abends kam Ferdinand in Riga an. Er hatte in Heidelberg seine Studien vollendet, und sollte jetzt eines reichen Banquiers Kinder erziehen. Deshalb war er hier, und schritt über die Schwelle des hell erleuchteten Hauses. Es war Theegesellschaft da, man nahm ihn vornehm freundlich auf, der Banquier machte ihn mit seiner Familie bekannt. Die Frau vom Hause hatte ein eitles aufgeblasenes Gesicht, es war viel Schönheit in den Formen, aber eine gewisse Unordnung in den Zügen, sie behandelte Ferdinand mit jenem Gemisch von Kaufmannsdünkel, Geldstolz und halbgebildeter Artigkeit. Ihr Anzug war reich, aber ohne Geschmack, die Toilette üppig und frei. Hinter ihr, zum Theil auf ihre Schulter gelehnt, stand die älteste Tochter Emilie, und sah den Ankömmling neugierig mit ihren brennenden Augen an. Das Mädchen trat eben in's Alter der Jungfrau, wie junger Reif lag ein frisches Verlangen auf den festen jugendlichen Formen, auf dem kecken Roth der Gesundheit. Sie hatte rabenschwarzes Haar und schwarze Augen, und war schon so groß wie ihre Mutter. Ferdinand sollte sie französisch und Musik lehren. Sie fiel wie Feuer in seine Augen, und er sah sie mit leuchtenden Blicken an. Die Mutter begegnete seinen Blicken und lächelte. Man fragte ihn, ob er vorlesen könne, und gab ihm Goethe's Stella.

Ferdinand las, Emilie saß neben ihm, er fühlte ihren Athem, ihre Augen auf den Buchstaben und las heiß und leidenschaftlich. Das Mädchen hörte mit großer Theilnahme zu, und nach den Akten war sie erhitzt und holte tief Athem und lächelte dem Leser dankbar in die Augen. Die Mutter applaudirte, der Papa ging langsam im Nebenzimmer auf und ab, und sprach leise mit einem Fremden über Geschäfte. Nur zuweilen blieb er in der Thür stehen, und sah die Gruppe an, aber man konnte leicht unterscheiden, daß er auf Stella nicht höre. Zwei jüngere Brüder Emiliens waren bei Beginn der Lektüre von der Mutter entfernt worden, weil das Buch nicht passend für sie sei.

Als das Buch zu Ende war, glühte Ferdinand, und war sehr glücklich. Die Mutter trat nahe an ihn heran, lächelte zutraulich, und meinte, es sei charmant, daß er so hübsch und mit so viel Ge-

*) Aus H. Laube's „Reisenovellen." Leipzig 1834 (Bd. 1. S. 304. flg.).

fühl lese. „Ach ja!“ setzte Emilie schnell dazu, und stand mit niederblickenden Augen sinnend neben ihm.

3.

Am folgenden Tage traf Ferdinand auf der Straße seinen Universitätsfreund Richard, und die Freude war groß, sie hatten mit einander studirt, und Richard war einst in den schönen Pfingstfeiertagen mit Ferdinand nach Haus gereis't, hinaus an den Rhein in jenes kleine Städtchen, wo es still und hübsch ist, und wo Mathilde vor der Thür saß, und einen bunten Studentenbeutel stickte. Im Frühlinge, da kamen die Blumen all, und auch die Liebe, und Richard hatte Mathilden geküßt, eh' die lustigen Freunde wieder von dannen zogen, es war große Freude draußen am Rhein gewesen. Später war er wieder gekommen, und war Arm in Arm mit dem Mädchen spazieren gegangen, und die Leute hatten gesagt: das ist ein schönes Paar, Vater und Mutter aber hatten sie gesegnet. —

Jetzt richtete Ferdinand Mathildens Gruß und Sorge aus, und Richard fragte zurück, wie es ihr ginge. Drauf ließ er sich von Ferdinand in das Haus des Banquiers einführen. Er spielte besser Klavier als jener, und übernahm zum Scherz und aus Freundschaft die Musikstunden für Emilien. Die Mutter war es zufrieden, denn Richard war ein sehr artiger Mann, und ein geliebter Gesellschafter in Riga; er hatte so viel Verbindliches, und war auf dem besten Wege, eine glänzende juristische Karriere zu machen. Der Banquier machte ihm sehr freundliche Verbeugungen und Ferdinand stieg im Preise, daß er so respektable Konnexionen besäße.

In den Morgenstunden unterrichtete Ferdinand Emilien und ihre Brüder, die Mutter schlief da noch, oder machte Morgentoilette, der Vater hatte Geschäfte und ließ sich auch niemals sehn.

Ferdinand lehrte Alles so innig und eindringlich, daß Emilie die Stunden immer lieber gewann. Wenn nach Tisch die Eltern ausfuhren, blieb sie jetzt immer zu Hause, um bei den Stunden ihrer Brüder zuzuhören, und selbst noch Manches mitzulernen. Wenn die Sonne schien, ließ Ferdinand die Knaben in den Hof springen, und der Winter begann zu scheiden, die Sonne schien oft.

Da sprachen sie stille, herzliche Dinge mit einander, Ferdinand und Emilie. An einem solchen sonnigen Nachmittage war's, als er sich ein Herz faßte und sie bei der Hand nahm, und die frische, pulsirende Hand heiß und lebhaft küßte. Sie legte in Freude und Schreck zusammenschauernd die andere Hand auf die seine, und sie sahen sich endlich in die Augen, und fielen sich in die Arme. Es begann ein Küssen und Drücken, sie wußten nicht, wie ihnen vor Seligkeit geschah.

Da stieß ein Frühlingswind das Fenster auf, das nach dem Hofe ging, einer der Brüder unten rief: „Kuckuck,“ und sie sprangen erschreckt tiefer in die Stube.

Ferdinand sagte im Taumel seines Glückes zu Emilien, er wolle den Vater, sobald er nach Hause komme, bitten, ihm seine schöne Tochter zur Frau zu geben. Gestern habe er Briefe vom Rheine bekommen, und die Pfarrstelle in seiner Vaterstadt sei ihm angetragen. Emilie küßte ihn dafür, der Wagen fuhr vor, sie sprang in den Hof, um den Bruder von losem Geschwätz abzuhalten. Ferdinand ging hinter dem Banquier her, und bat um eine Unterredung.

4.

Richard war im Hofe und spielte mit den Buben. Der älteste erzählte ihm, was er heut gelernt, und wie lange er jetzt schon gespielt habe. Als Richard nach Emilien fragte, antwortete er ihm leise, sie küßte sich eben mit Herrn Ferdinand.

Darauf ging Richard eiligst zur gnädigen Frau vom Hause, und Ferdinand war kaum beim Banquier eingetreten, so erschien auch jene mit zornflammendem Gesicht, und unterbrach den Vortrag Ferdinands, welcher eben begonnen hatte. Halb zu ihm, halb zu ihrem Manne gewendet, sagte sie mit schneidenden Worten, daß der Herr Hauslehrer sich Vertraulichkeiten mit seiner Schülerin erlaube, welche sich durchaus nicht schickten.

Mühsam schob Ferdinand dazwischen, daß er eben den Vater aufgesucht habe, um Emiliens Hand zu erbitten. Da schrie die Mutter laut auf, höhnisch und schneidend, der Vater aber, welcher bis dahin nur mit halbem Auge aufgesehen hatte, sah ihn plötzlich groß an, runzelte die Stirn, und sprach mit fester Stimme: „Mein Herr, davon kann nicht die Rede sein.“ — —

Auf dem Korridor fand der zurückkehrende, zerschmetterte Ferdinand Emilien, die in Freude, Liebe und Angst bebend seiner harrte. Er reichte ihr die Hand, und sagte ihr mit weicher, von heftigem Schmerz bewegter Stimme, daß Alles verloren sei. Sie fiel ihm um den Hals, überschüttete ihn mit heißen Thränen und Küssen.

„Laß uns nach Deutschland fliehn!“ bat sie.

„„Du willst?““

„Ich will Alles, was mich mit Dir vereinigt, ich liebe Dich sehr.“

Und nun besprachen sie, wie das zu beginnen sei, denn es war nicht wahrscheinlich, daß man Ferdinand noch länger im Hause dulden werde. Thüren wurden geöffnet, sie waren nicht sicher an dem Orte, und verabredeten ein Rendezvous. Emilie wollte sich den Schlüssel zum Gartenhause verschaffen, dort würden sie, wenn Alles im Hause schliefe, das Nöthige besprechen.

Sie schieden unter Küssen, ermuthigt durch ihre Pläne.

Denselben Abend war Thé dansant im Hause. Emilie erschien geschmückt, und war ausgelassen und schön und lachte und scherzte und tanzte wild und lustig, vorzüglich mit Richard. Ferdinand stand in einem Fensterwinkel, und sah ihr mit Entzücken zu; seine Seele war mit der Liebe für das schöne, frische Mädchen und mit Besorgniß wegen der Flucht erfüllt. Er tanzte nicht. Als sich die Gesellschaft trennte, flüsterte sie ihm zwei Worte in's Ohr, und eilte auf ihr Zimmer.

5.

Es war eine mondhelle Nacht. Die Gartenthür knarrte, und eine verhüllte weibliche Gestalt huschte unter dem Schatten der Bäume hin. Es war Emilie. Ferdinand schlich drüben an der Gartenmauer entlang. Sie mußten vorsichtig sein, denn der Mond schien verrätherisch klar, und in des Vaters Schlafzimmer, was auf den Hof herausging, war noch Licht. Plötzlich schrie Emilie laut auf — rücksichtslos sprang Ferdinand über die Beete herbei. Sie zitterte am ganzen Körper, und deutete auf eine dunkle Stelle des Gartens, von dort habe sie ihren Namen nennen hören. Rücksichtslos ging Ferdinand auf die Stelle los — er fand nichts. Sie gingen in's Gartenhaus, und küßten sich, und kamen in Folgendem überein: Ferdinand sollte aus dem Pavillon, der in's Freie führte, sogleich nach dem Hafen eilen, zwei Plätze auf einem Schiff bestellen, und dann an denselben Ort zurückkehren. Emilie werde ihre Habseligkeiten und Kostbarkeiten zu einem Bündel schnüren, und ihn reisefertig erwarten.

Ferdinand geleitete sie erst zurück in's Haus, nahm seinen Mantel um, steckte ein neues Testament in die Tasche, und ging. Am Hafen war's still, ein Schiffer schlief auf dem Damme. Er weckte ihn, und begann seine Unterhandlung. Der Schiffer blieb liegen, stemmte seine Arme unter, ließ ihn ausreden, stand dann auf und ruderte, ohne ein Wort gesprochen zu haben, Ferdinand hinüber an's Schiff. Der Kapitain ward gerufen, das Geschäft war bald abgemacht, um 6 Uhr wollte das Schiff in See gehn. —

Ferdinand eilte zurück, fand Emilien harrend, und trat den Weg zum Hafen mit ihr an. Sie wollte immer bemerken, daß ihnen in weiter Entfernung eine Figur gleichmäßig folge, aber Ferdinand nannte es Träumerei. Erst am Hafen schien es auch ihm, als folge ihnen Jemand, das Boot, was sie übersetzen sollte, zögerte, er ward unruhig. Drüben von den Häusern her näherte sich eine Figur. —

Aber das Boot war da — sie segelten hinüber, und bestiegen das Schiff. Beide holten tief Athem und fühlten sich in Sicherheit.

6.

Es war noch nicht Tag, da begann eine große Verwirrung im Hause des Banquiers. Ein Mann, in einen langen Mantel gehüllt, hatte heftig an der Hausthür geschellt, und darauf bestanden, den Herrn vom Hause augenblicklich sprechen zu müssen. Der Wagen des Banquiers rollte nach dem Polizeihause, die Polizei eilte bald darauf nach der Richtung des Hafens hin.

Der Dreimaster hob eben die Anker, in Riga schlug es sechs, als der Polizeihauptmann auf einem Boote am Schiffe ankam, und im Namen des Kaisers den Kapitain zu sprechen verlangte. Die Matrosen schrieen, die Anker würden gelichtet, es sei zu spät, „Im Namen des Kaisers“ klang es verhängnißvoll in das Gewirr. Der Kapitain kam.

Bald darauf sah man Emilien und Ferdinand die kleine Schiffstreppe herab klettern in's Boot. Richard, der in seinen langen Mantel gehüllt, auf dem Steindamme stand, führte Emilien an des Vaters Wagen, hob sie hinein, küßte ihr die Hand, und rief dem Kutscher zu, nach Haus zu fahren.

Ferdinand ward in's Gefängniß gebracht, und es begann ein Kriminalprozeß.

In den ersten Tagen hatte Emilie oft geweint; Richard war aber redlich bemüht, sie zu trösten.

Nach einiger Zeit sagte man ihr, Ferdinand sei nach Deutschland entlassen und die Sache sei aus.

7.

Draußen am Rhein in dem kleinen Städtchen blieben nun auch die Briefe von Ferdinand aus, denn Briefe von Richard erwartete man schon nicht mehr. Mathilde war sehr blaß geworden und noch ernsthafter als früher. Eines Tages sagte sie dem Vater, sie wolle mit der Post nach Riga reisen, Ferdinand sei gewiß krank und habe

in der Fremde keine Pflege. Der Vater sagte nichts, und machte ihr das Reisegeld zurecht.

— In Riga hörte sie auf der Polizei, Ferdinand sei nach Sibirien transportirt worden. Sie weinte nicht, sondern traf Anstalten, nach Petersburg zu reisen, um dem Kaiser einen Fußfall zu thun. Als sie nach dem Hafen ging, um einen Platz auf dem Schiff zu bestellen, ging ein eleganter Mann vor ihr her, der ein deutsches Lied sang, was man bei ihr zu Hause am Rheine oft zu singen pflegte. Sie ging etwas schneller; vielleicht hatte der Mann Ferdinand gekannt. Er wendete sich um. Mathilde stand still wie eine Bildsäule, sie kannte den Mann; er hieß Richard. Er kannte aber sie nicht, und ging weiter, und trällerte sein rheinisches Lied.

8.

Mit vieler Mühe war sie in Petersburg zur Audienz gekommen, mit vieler Mühe hatte sie ihres Bruders Begnadigung erhalten. Jetzt fuhr sie über die weite Eisfläche Sibiriens hin, sie hatte schon viele hundert Werste zurückgelegt, das Städtchen lag vor ihr mit seinen Hütten, wo sie Ferdinand finden, ihm seine Befreiung ankündigen würde.

Man trug eine Leiche an ihrem Schlitten vorüber, und als sie in den Ort kam, erfuhr sie, daß es Ferdinands Leiche gewesen war. —

— Mathilde weinte nicht. Sie wollte zurück nach dem Rheine, um ihre alten Eltern zu pflegen. —

— In der Nähe von Riga begegnete ihr eine schöne Equipage. Der Kutscher des schönen Wagens fuhr heftig gegen einen Stein, es krachte ein Rad, die Darinsitzenden stiegen aus, der Postillon, welcher Mathilden fuhr, hielt still, um dem Kutscher behilflich zu sein.

Der Herr und die Dame, eine junge, schöne Dame, baten Mathilden, sie mitzunehmen nach der nahen Stadt. Mathilde erkannte den Herrn, und ließ ihren Schleier über das Gesicht fallen, es war Richard. Er saß ihr gegenüber und scherzte mit ihrer Nachbarin. Die Nachbarin war aber seine junge Frau, und als sie nach Riga kamen, sagte ihr der Postillon, die junge Frau wäre die Tochter eines reichen Banquiers, welche einmal mit einem jungen Deutschen hätte fortfahren wollen.

Mathilde sagte nichts, und fuhr weiter nach Deutschland hinein.

In diesem Augenblicke hielt der Wagen vor dem Posthause in Zwickau. Man leuchtete mit einer Laterne hinein, und ein Lichtstrahl fiel über die Erzählerin. Ich erbebte wie zum Tod erschrocken: Das waren die verstorbenen großen Augen Mathildens, auf diesen blassen edlen Zügen lag die ganze Leidensgeschichte des unglücklichen Mädchens aus jenem Städtchen draußen am Rhein. Ach, es schien mir ein erschreckliches Unglück auf diesen todtgeweinten Mienen still und stolz zu ruhen, lange, lange schon mochten es keine Thränen mehr befeuchtet und geschmeidigt haben. Ein strenger Weibesschmerz sah heraus, trocken war das Auge eines Mädchens nach solch trauriger Geschichte. Meine Nachbarin, an welche die Erzählung gerichtet worden war, bedeckte das Gesicht mit dem Taschentuche und schluchzte innig, und die erschütterte Seele drängte sich in den bebenden Körper heraus.

Bei Erzählung solches Unglücks konnte nur ruhig und thränenlos sein, wer das Unglück selbst erlebt hatte.

Keinen Augenblick zweifelte ich mehr, daß es Mathilde selbst sei. Ich hob sie aus dem Wagen, ihre Hand, ihr Arm war kalt, sogar ihr Athem, der mich berührte, schien keine Lebenswärme mehr zu haben. Es war eine hohe Gestalt. Sie vergaß mir zu danken, und reichte stumm der nach ihr kommenden weinenden Freundin die Hand. Als diese beim Heruntersteigen beide Hände bedurfte, und einen Augenblick das Tuch vom Gesicht nahm, sah ich auch ihr Gesicht — ich war versteinert von den verschiedenartigsten Eindrücken. Es war der schöne Mädchenkopf aus Altenburg, es waren die verweinten Augen, die schmerzlich verzogenen Züge meiner kleinen Heidin aus Sprottau.

Umsonst hatte ich sie gesucht, ohne es zu ahnen, hatte ich eine Poststation neben ihr selbst gesessen und mit ihrem Bilde geschwelgt, und jetzt weinte sie und war schmerzerfüllt; ich konnte sie nicht anreden, wenn es mein Leben gerettet hätte, sie gehörte dem Schmerz und Mathilden.

Mein Weg führte über Schneeberg, der Postwagen ging aber gerade fort über Plauen nach Baiern hinein. Eh' ich meine verwirrten Affekte geordnet hatte, waren die Reiseeffekten geschieden, die Mädchen fuhren von dannen, ich hatte nicht den Muth gehabt, ein Wort an sie zu richten, hinaus in die Nacht fuhr das Mädchen mit dem süßen Gesicht meiner Jugendliebe.

Ich stand schmerzlich bewegt, voll Trauer und Sehnsucht im Thorwege, und sah der Laterne des Wagens so lange nach, bis sie verschwand.

All' die süßen Liebesschauer aus der Sakristei, all' das Liebessehnen der frischen Jugend ging durch mein Herz — ich hatte ein altes Gedicht gelesen, und hätte wie damals als Knabe bitterlich weinen mögen, daß es zu Ende war.

Eine Tyroler Geschichte.

In diesem Lande müssen recht traurige Geschichten passiren können, dacht' ich in meinem stillen nächtlichen Sinn, und sah nach den schwarzen Felsmassen in die Höhe, die bei der Finsterniß kein Ende nehmen, und nach dem ebenfalls unendlich schmerzhaften Gesichte des Mädchens. Das arme Kind riß sich das Busentuch heraus, als ich so in die Höhe blickte, und trocknete sich damit die Augen, obwohl die Augen gar nicht weinten. Eine alte Erinnerung mochte ihr wohl sagen, daß sie eigentlich weinen sollte, und sie wollte die harte Natur ergänzen. Ihr weißer Busen sah kalt und unempfindlich in die Nacht, und es bedünkte mich, als glich er einem Marmordenkmale, was auf dem Grabe heiliger Todten ruht.

Es war gar zu auffallend, denn die Tyrolerinnen sind keusch und schamhaft, es mußte nicht recht richtig mit dem Mädchen sein.

Ach, es war auch nicht recht richtig. In diesem Lande passiren wirklich recht traurige Geschichten, denn die Bildung hat noch keine Leidenschaft in Baumwolle gewickelt, sie äußern sich in baarer, wilder Naturkraft, und frei sind die Tyroler auch nicht, wenn sie sich auch so stellen.

Das Mädchen war einmal recht glücklich gewesen, sie hatte geliebt. War sie nicht eigentlich zu beneiden? Wißt Ihr es wohl, ihr stumpf glücklichen Menschen, die Ihr gedankenlos in der Fülle Eures Behagens hinlebt, wißt Ihr es wohl, daß diese lachende goldne Sonne Menschen bescheint, welche niemals, ach das Herz bricht mir bei dem Worte — niemals glücklich gewesen sind, niemals nur den Mantelsaum des fliegenden Glücks gesehen haben.

Manchmal macht es mich irre an der Liebe Gottes, die durch Alles rauscht, was da ist, daß es wirklich Menschen giebt, welche nie die Liebe empfunden haben, nie die Liebe empfunden — — Herr des Himmels, es giebt solche Menschen! Machtest du sie über Nacht klug, sie liefen auf die Thürme, und stürzten sich herab, um die trostlose Brust zu zerschmettern. Und es sind das nicht immer blos alte Kaufleute, die nur ihr Geld, alte Edelmänner, die nur sich lieben, alte Jungfern, die ein Herz von Sohlleder gehabt haben; es sind mitunter ganz anständige Leute.

Wie ein Platzregen würde es auf sie herabstürzen, wenn sie plötzlich ihr Unglück erführen. Es ist eine traurige, entsetzliche Poesie um einen Menschen, der da sieht, wie Alles überwältigend die Liebe bei allen Menschen ist, und der niemals selbst etwas davon erfahren hat.

Ich meine, er sei der unglücklichste Mensch unter der Sonne, unglücklicher als der größte Verbrecher.

Elsi, dein Unglück war eine Kleinigkeit daneben, obwohl es gar nicht klein war.

Elsi hatte in einem artigen Häuschen bei ihrem Vater und ihrer Mutter gewohnt; beim Hause war ein Gärtchen, im Stalle stand eine Kuh, der Altan, welcher bei den meisten Tyroler Häusern angebracht ist, war erst vor sechs Jahren blank und fest ausgebessert worden. Im Sommer zog der Vater mit Fußteppichen und Handschuhen nach Teutschland, im Herbste kam er wieder, und den Winter über hatten sie Holz genug, saßen fein warm, das Dach war gut erhalten, es drang kein Schnee durch, und das Ersparte reichte auch hin, in der Woche zweimal Fleisch zu essen.

Es ging der Elsi wirklich recht sauber, besonders als der Sepperl immer regelmäßig des Abends vorbeikam, im Frühjahr, wenn sie oben auf dem Altan hinter den beiden Blumentöpfen saß, die ihr der Sepperl geschenkt hatte, und wenn der Sepperl immer freundlicher sagte: Elsi, guten Abend. Denn der Sepperl war ein blitzhübscher Bube, er schoß die meisten Gemsen von allen Schützen im Dorfe, und hatte den schwärzesten schönsten Knebelbart. Als der Vater schon einen Monat fort war, hinaus in's Reich, da trat der Sepperl einmal wirklich ein in's Haus, und schüttelte Elsi's Mutter die Hand und der Elsi auch und setzte sich.

Elsi's Mutter war unten aus Welsch-Tyrol, und hatte stechende schwarze Augen, und Sepperl gefiel ihr, und wenn sie die Tochter hinausschickte, so streichelte sie ihm die Backen und den Knebelbart. Das gefiel dem Sepperl, und da Elsi's Mutter noch eine rüstige, hübsche Frau war — Elsi war erst 15 Jahr — so streichelte er sie wieder, er war jung, sie war aus Welsch-Tyrol, sie wurden warm mit einander.

Die arme Elsi merkte nichts, denn Sepperl gab ihr immer die Hand, wenn er kam und wenn er ging, und Sonntags tanzte er mit ihr wie die andern Burschen mit ihren verlobten Dirnen. Es that ihr nur leid, daß die Mutter immer des Abends so viel zu schicken hatte, wenn der Sepperl kam.

So verging die Zeit, bis der Wind schon wieder rauh von Baiern her über die Berge herunterfiel, und das Laub von den Bäumen blies. Da kam eines Abends Elsi's Vater aus dem Reich zurück, und er wunderte sich, daß es noch dunkel in seinem Hause war, machte leise die Stubenthür auf und blieb stehen. Hinten vom blauen Himmelbett her vernahm er Geräusch, als wenn zwei Leute schön mit einander thäten, und sich küßten. Er schüttelte

unwillig den Kopf, daß Elsi solchergestalt die Sitte hintansetze, kehrete flugs um, und ging zum Pfarrer, für seine Tochter die Hochzeit zu bestellen; denn er hatte es schon im Frühjahr gesehen, daß Sepperl ein Auge auf sein Mädel hatte. Unweit des Pfarrhauses aber begegnete ihm Elsi. Sie grüßte ihn schön und gab ihm die Hand; er fragte sie aber blos, wer denn eigentlich daheim in der Stube sei, und als Elsi antwortete: „die Mutter und der Sepperl," da sagte er: Elsi, geh' zum Herrn Pfarr, und warte auf mich, ich werde auch gleich hinkommen.

Sie ging, er kehrte um, und trat stumm in seine Stube. Das Weib saß mit entblößter Brust auf dem Bett, Sepperl sprang hastig auf die Seite. Elsi's Vater trat an sein Weib heran, und fragte, ob sie ihn kenne. Der Mond kam eben hinter den Bergen hervor, und fiel mit seinem blassen Schein über Beider Gesicht. Das Weib war todtenstill; er griff nach seinem Messer an der Seite und stach es ihr tief in die offne Brust. Sepperl schlich langsam aus der Stube; er sah's aber noch, wie das Blut emporsprang und das Weib auf's Bett zurückstürzte.

Es hatte Niemand ein Wort gesprochen, aber Sepperl mußte wohl später geschwatzt haben, denn am andern Tage war die Geschichte ruchbar. Elsi hatte bis spät in den Abend im Pfarrhause auf ihren Vater gewartet. Als er gar nicht kommen wollte, ging sie heim, und da unten Alles finster und still war, dachte sie, die Eltern schliefen schon, und ging hinauf in ihre Kammer, und schlief bis an den frühen Morgen. Im Hause selbst schlief aber Niemand mit ihr als die todte Mutter.

Als Elsi früh in die Stube trat, begann ihr Unglück: die Mutter fort, der Vater fort, das Messer mit seinem Namen bei der Leiche, und Sepperl — — die Nachbarn erzählten ihr schonungslos, was sie wußten und was sie nicht wußten.

Elsi war alt genug, ihr Unglück zu übersehen: Vater und Mutter verloren, und was mehr sagen will: den Geliebten, und was noch mehr ist: die Liebe, und Alles in einer Nacht — es war Unglück genug, um den Verstand zu verlieren. Elsi verlor ihn auch.

— Aber wer nie geliebt hat in seinem Leben, ist doch noch schlimmer dran.

Von Elsi's Vater hatte man nie wieder etwas gehört, aber Sepperl hatte Soldat werden müssen. Elsi saß still in ihrem Häuschen, legte den Tag über die Hände in den Schooß, und sang die alten glücklichen Lieder; sie putzte sich sorgfältig, weil sie glaubte, der Mangel an Schönheit sei Schuld gewesen, daß sie Sepperls Liebe nicht gewonnen. Die Nachbarn brachten ihr Essen, und sie aß mit großem Appetite, war still und sanft, und that Niemand etwas zu Leide.

Eines Abends saß sie wieder im Dunkeln allein, unweit des blauen Himmelbetts, in welchem jetzt Niemand schlief; denn sie ging immer noch hinauf in ihre Kammer, obgleich der Schnee jetzt durch das verwahrloste Dach hereindrang. Sie summte leise ein altes Lied, da ging die Thür auf, und Elsi sprang in die Höhe und rief jauchzend: „Sepperl." Sie hatte ihn am Tritt erkannt. Es war Sepperl, der von Wien desertiert war; sie schien ganz vernünftig zu sein, so lange sie mit ihm redete. Er stellte ihr vor, wie man ihn verfolge, und daß kein anderer Ausweg übrig sei, als auf's Gebirg zu fliehen, denn wenn man seiner habhaft würde, erschösse man ihn. In diesem Augenblicke sei er halbtodt gehetzt, und bedürfe einer stärkenden Ruhe, im Gebirge sei's noch kalt und rauh, Elsi solle ihn vier und zwanzig Stunden beherbergen.

Elsi nickte mit dem Kopfe, er verschlang hungrig ein Stück Brot, was auf dem Fensterbrett lag, dann fiel er todtmüde auf jenes Bett, wo das Unglück geschehen war; er hatte keine Zeit und keine Kraft zum Schauder; der Schlaf sank bleiern auf seine Augen. Elsi ging, und riegelte die Thür zu, dann legte sie sich angekleidet neben ihn auf's Bett, und schlief nicht, sondern sah den Schläfer an mit offnen Augen, obwohl sie wenig an ihm sah, denn die Nacht war dunkel.

Als der Tag graute, erwachte Sepperl, sah das Mädchen neben sich halb aufgerichtet sitzen, sah seine Lagerstätte, und fuhr entsetzt in die Höhe. Er wollte fort. Elsi umklammerte seine Knie, er möge bleiben. Sepperl wußte nichts von Elsi's Wahnsinn; er wollte noch einen Tag bleiben, um sich einzurichten für seinen Aufenthalt auf den Bergen.

Als es Morgen ward, kam die Nachbarin, und brachte Elsi das Frühstück, Sepperl kroch hinter den Ofen, und Elsi schob den kleinen Schieber am Fenster auf, und nahm den Topf der Nachbarin ab.

„Der Sepperl ist wieder da," sagte sie.

Sepperl erschrak des Todes in seinem Versteck.

Die Nachbarin aber, gewohnt, sie von Sepperl sprechen zu hören, achtete nicht darauf, sondern ging, sich bekreuzigend wieder von dannen. Jetzt kam dem Sepperl zum ersten Male der Gedanke von ihrem Irrsinn, aber wenn sie sich zu ihm wendete, sprach sie unverwirrt.

Es war ihm doch unheimlich in der schlimmen Stube zu Muthe; er machte sich indeß zu thun, suchte den Stutzen und Pulver und Blei von Elsi's Vater zusammen, putzte das Gewehr, und machte sich reisefertig. Der Elsi verbot er, wenn die Nachbarin wiederkäme, seinen Namen zu nennen; als sie aber kam, sagte Elsi wiederum: Der Sepperl ist da, ich darf's aber nicht sagen.

Nun blieb ihm kein Zweifel mehr über ihre schreckliche Lage; er sah auch, daß sie nichts that, und sich wie eine Kranke von außen her ernähren ließ. Ihn verlangte angstvoll nach dem Abende, er schmachtete nach den Bergen, Schuld und Unglück lastete wie Verdammniß mit der niedrigen Stube auf seiner Brust.

Elsi war unterdeß lieb und zärtlich gegen ihn, und sprach kein thöricht Wort.

Es ward Abend, und er machte sich reisefertig. Elsi that's auch. Er fragte. Sie wollte ihn bis an's Ende der Wolken begleiten, und wenn's weiter ginge, weiter. Als er's ihr abschlagen wollte, weinte sie bitterlich.

Sepperl suchte sie zu beruhigen, und streichelte ihr zum ersten Mal die Wangen, und küßte sie flüchtig auf den Mund. Da fuhr's wie ein Feuerstrahl durch ihr Antlitz und ihre Glieder, die Augen leuchteten, und sie preßte ihn küssend und wieder küssend so heftig an sich, daß es ihn schmerzte.

Er steckte so viel Brot, als im Hause zu finden war, in die Jagdtasche, und sie gingen; was er mit ihr beginnen sollte, wußte er selbst noch nicht.

Es war Abend. Sie schlüpften zwischen Häusern und Zäunen hin. Plötzlich hörte Sepperl Fußtritte, und kauerte sich hinter einen Zaun. Als Elsi dies bemerkte, waren die Männer, deren Fußtritte Sepperl gehört, schon da, und fragten sie, wohin sie bei so später Zeit noch gehe.

„Ich geh mit dem Sepperl auf die Berge, sie wollen ihn todtschießen."

Eiskalt überlief es den Sepperl, denn er hörte Waffen klirren; es waren österreichische Militairs, die ihn verfolgten. Er huschte so leise als möglich auf der Erde hin, und fiel in eine Grube, duckte sich zusammen und regte sich nicht.

„Sie ist nicht klug," sagte ein Tyroler, welcher dabei war, aber Elsi setzte hinzu: Hier hinter dem Zaune sitzt er.

Man trat hinzu. Ein Soldat näherte sich der Grube. Sepperl spannte seinen Stutz, der Hahn knackte, der Soldat trat näher und rief: „Antwort oder ich gebe Feuer!"

Es fällt ein Schuß, es fliegt ein Mann über den Zaun, Schüsse knallen hintendrein, man setzt ihm nach, nur der Tyroler und Elsi bleiben bei dem blutenden Soldaten. Elsi ruft ängstlich nach Sepperl.

Aber Sepperl war ein gewandter Bursche und kannte alle Wege und Stege — erst ein Paar Jahre nach diesem Vorfalle ist ihm oben auf dem höchsten Gebirge ein Gemsjäger begegnet. Sepperl hat sehr mager und alt ausgesehen, sein Haar ist grau gewesen, und auch ein langer Bart, der ihm unterdeß gewachsen. Er lebt nur von Gemsenfleisch, und es sollen noch mehrere solche Unglückliche da oben im Gebirg herumirren, welche der Conscription entflohen sind. Sie wagen sich auch nach vielen Jahren nicht herunter, denn das Gouvernement ist unerbittlich. Man erzählt, daß einer von ihnen altersschwach mit sechzig Jahren herabgekrochen sei, verhoffend, man habe sein vergessen. Aber man vergißt nichts, hat ihn eingefangen und an Leib und Leben gestraft. Wie bei den Türken und Persern existirt auch das Heimfallsrecht bei solchen Personen: jener Mann hat 90,000 Gulden besessen, welche dem Gouvernement verfallen sind. —

— Der Tyroler, welcher mir die Geschichte mit Elsi und Sepperl erzählte, als er mich so betrübt und verwundert über ihren Anblick sah, setzte hinzu, man wisse nicht, ob sie mit dem Sepperl zusammenkomme. Sie werde oft des Nachts hoch oben auf den Felsen gesehen, und hasche begierig nach Zunder, Pulver und Blei, womit sie wahrscheinlich den Geliebten versorge. Sie spreche übrigens kein Wort mehr, trockne sich aber immer die trocknen Augen, wenn sie hinauf nach den Bergen sehe.

Der Tyroler erzählte mir Alles in ihrer Gegenwart, sie hörte aber nichts, sondern leuchtete uns schweigsam wie ein Marmorbild über die schmalen Balken, welche man in die brausenden Bergwasser geworfen hatte, um die Kommunikation herzustellen. Als ihre Fackel zu Ende ging, verschwand sie plötzlich auf der Seite, wo die Felsen in die Höhe laufen, um ihren Sepperl zu suchen.

Johann Dietrich Christian Lauenstein

ward am 12. März 1776 zu Katlenburg im Fürstenthum Göttingen geboren, studirte zu Rinteln und Göttingen Theologie und Philosophie und kam 1800 zuerst als Prediger nach Esbeck, dann 1815 nach Stadt und Bad Rehburg. Von hier wurde er 1821 in gleicher Eigenschaft nach Holtorf versetzt und 1825 zum Superintendent der daselbst neu errichteten Inspection ernannt.

Er wurde literarisch bekannt durch:

Gedichte. Hannover 1801, 8., mit Kupf.; neue Aufl., Hamburg 1823.

Correctheit und Gedankenreichthum treten in L's Gedichten am stärksten hervor, weniger Phantasie und Darstellungskraft; deshalb hat er sich auch auf dem Gebiete der didaktischen und reflectirenden Poesie am glücklichsten und erfolgreichsten bewegt.

Johann Wilhelm Lauremberg

wurde 1591 zu Rostock im Meklenburgischen geboren und im Hause seines Vaters, des dasigen Professors der Medicin Wilhelm L. erzogen, studirte dann daselbst schöne Wissenschaften und erhielt, nachdem er zum Magister A. A. L. L. promovirt war, die Stelle eines Professors der Dichtkunst und der Mathematik an dieser Universität, welche er 1623 mit einer gleichen Anstellung an der Ritterakademie zu Soroe in Dänemark vertauschte. Er starb daselbst im Jahre 1659.

Von ihm erschien:

Zwo Comödien. Kopenhagen 1635, 4.
De veer olde beröhmede Schertz-Gedichte. Gedrückt in düssem itzigen Jahr (wahrscheinlich Hamburg 1654). Kassel 1650 und öfter.
Dieselben Hochdeutsch: Vier Scherzgedichte zu lustiger Zeitvertreibung, gehochdeutschet von der Dichtkunst Liebhaber (C. Chr. Dedekind). Hamburg 1753, 8.

Lateinisch:

Satyra, qua rerum bonarum abusus et vitia quaedam seculi perstringuntur, cum querimonia Daphnorini. Kiloniae 1684, 4. Herausgegeben von Morhof.

Derber, gesunder Witz, treffende Einfälle, Scharfblick und Wahrheit der Auffassung bei gesunder Ansicht des Lebens und vortrefflicher Darstellung und Behandlung der Sprache weisen Lauremberg, trotz dem daß er sich des Plattdeutschen bediente, einen hohen Rang unter den deutschen Satyrikern an. Seine vier echt nationalen Scherzgedichte erhalten außerdem noch großen Werth dadurch, daß sie einen nicht geringen Beitrag für die genauere Kenntniß der Sitten seiner Zeit darbieten.

Dat drüdde Schertz-Gedichte, van Allemodischer Sprake un Titeln*).

Vam meesten Deel der Minschen de nu leven,
Veel ydel Waen un Dorheit werd bedreven,
Doch des bin ick versekert und gewiß,
Dat van den allen keene Dorheit gröter ys,
Als dat eener van Dorheit wil spreken,
Un eenen andern syne Dorheit wil herreken,
Da he doch sülvest ys der gröste Geck,
Un hefft, mehr als andere, Dorheit und Gebreck.
Nich grote Wyßheit ys by dem, kan ick erachten,
De sick ärgert an den veelen nyen Trachten,
Un segt, dat van Kledern altydt wat nyes kümpt,
Un alle Jahr man eene andre Mode vernimpt,
De Mening ys nich goot, my dünckt de sülckes reden,
Den ys Verstand un Sinn gantz uth dem Koppe gleden.
Den alles wat men nu vör yne Mode holt,
Dat yß gewesen all vör veelen Jahren old.
Wil gy wat nipp ansehn der olden Greken Bilder,
De noch gemahlet hefft Zeusis de beste Schilder,
So werd gy lichtlyck sehn, dat de verwesde Dracht
Vam Dod ys upgestahn, un tho dem Levend bracht.
Als men in Bökern findt Glycerium gemahlet,
Als Phamphilius mit synen wyden Ermeln pralet,
Als uthstafferet wären Alquif un Urgande,
Een sülcke Art Habit gebrückt men nu im Lande.
Van Kledern de Fatzon dar Acteon in ginck,
Do he Diane sach er splitter nacket Dinck,
Desülve Kleder-Art ys wedder nye gebahren,
Ahn dat de Hörner synd darvan vam Kop verlahren.
De Börgers tho Martow, de olde Antiquiteten,
Erinnern sick gar offt un könen noch wol weten,
Dat do se wehren junck van Jahren un noch kleen,
Desülve Kleiderdracht se hedden do gesehn,
Ydt ys glyck als de Sünn, de geit des Avends nedder,
Des andern Dages froh so kümt se balde wedder.
So deit de Klederform: wenn se etwas gewahrt,
So moet se undergahn: den kümpt een ander Art,
De wahrt den ock nich lang, men ys se ock bald möde,
So brickt de old' hervör glyck als de Morgenröde,
Vör de wechwyken moet de düstre schwarte Nacht:
De affgelechte Form werd wedder upgebracht.
De Kleder synd gelyck eenem Cabinet un Kamer,
Darin men ys loseert vam Schnider un vam Kramer,
Een'm yden steith yd frye, in wat Maneer un Maten
He wil syn Cabinet staffeern un putzen laten:
Off em de Mahlerknecht darin affmahlen schal
Een Frantzösischen Sot, edder eenen Dänschen Gal,
Edd'r een Düdschen Geck, edd'r een Welschen Matz,
Edd'r een Spanschen Loe, edd'r een Hollendischen Dwas.
Ydt ys doch all gelyck wol dar loseret in
In eenem syndt dar mehr, in andern syndt dar min.
In een Frantzösisch Kled kan men loseren kuem
Een eengen Düdschen Kerl, so ys dar nich mehr Ruem,
Men in een düdisch Kled in eenen Wams un Hosen,
Find men oft inquarteert mehr als 5 Schock Frantzosen.
So geydt ydt in der Werlt: dat synd all sülcke Dinge,
De thor Glückselicheit synd schlecht un sehr geringe.
De olde Nyeticheit, dat nye Olderdohm
Verjunget jahrlyck sick, als Bläder up dem Bohm.
Dat rechte Fundament leth schwerlyck sick verrücken,
Dat olde Principal steit fast in allen Stücken,
Als ydt gewesen ys so blyfft ydt na als vör,
Wen men wil gahn in't Hues, so geit man dörch de Döhr,
Dat ys de olde Schick: ydt wehr groot Ungemack
Wen men uth Nyelicheit wold stiegen dörch dat Dack.
In andern Dingen ock ys noch beth her gar even
De Wyse, dat dar was vör dusend Jahr, gebleven.
Als Roland syn Bajard, als Holgers Dansches Hest,
So synd de Peerde nu un syn alltyd gewest.
Ock höld men den Gebruck noch hüden, wen men ritt,
Dat yder Rider buten up den Peerde sitt.
Do eens de Cavaliers binnen im Peerde seten,
Da ward Troja verstört mit grotem Bloetvergeten.
Man worüm schold men mich de Klederdrachten halen
Uth Franckryck, edder ock van Spaniers edder Wahlen?
Materie un Form dat synd de beeden Deel
Van eenem yden Ding, gelyck als Lyff un Seel:
Dewyl wy de Materie van Fremden kriegen her,
Worüm scholde den ymand bringen Beschwer,
Dat wy de Forme ock van den Fremden bekahmen?
Een Land kan nich fortbringen alles thosamen.
Italien maket uns dat Sammit und Salyn,
Uth Holland kriegen wy Kamerdoeck klar un fyn.
Engeland schaffet uns de besten schönsten Laken,
Uth Franckryck, uth Düdschland hale wy andre Saken,
De een yeder tho Kledern bruken moet,
Etlyke thom Ziradt, etlyke tho der Noth.
Doch ys een Dinck, dat nich veel hedde tho bedüden,
Wen nich grötere Dorheit wehre manck den Lüden.

Aus J. W. Lauremberg's „De veer olde beröhmde Scherzgedichte."

Dat grötteste Vordreet un ärgerlyckste Sake
Ys de vermengde Red' un allemodsche Sprake,
Dat Frantzösisch Düdsch dat vör gar wenig Jahren
Erst upgekahmen ys, un glück als nye gedahren.
Dat men Verendring hefft van Kleder un Habit,
Dat gifft noch mennigen goot Vordeel un Profit.
Men hefft noch Lust daran, men kan de Ogen weiden,
Een yder de ydt hört kann lichtlick underscheiden,
Ja een junck Plögekerl, een schlichter Buer-Compan,
Wen he süth eene Fruw im Sammitten Schnörlyff gaen,
So weet he alsobald ydt sy een Fruwen-Wammes,
Un nich de ruge Stert eens Ossen edder Lammes:
Wen he süth dat een Mann in braven Bücksen geit,
Se syn wyd edder eng, alsbald he doch versteit,
Dat sülckes Kled gewiß sy eenes Mannes Broke,
Un nich een Bessemstehl, een Ploch edd'r Eyerkoke:
Wen averst eener de vermengde Sprake hört,
So werd he in synem Verstande gantz verstört.
He steit un gapet dar, un weet nich im geringsten,
Offt men van Paschen spreckt, edd'r offt men spreckt van Pfingsten,
De eene hefft villicht van Junfern synen Schnack,
De andre meent he rede van eenem Hoppensack.
Twar ydt geschüth gar offt, wenn yemand syck begeven
Van Huß in fremde Land, un kan noch nich gar even
Des Landes rechte Spraeck, de Noth em dartho drengt,
Dat he des Ordes Spraeck na syner Landsart mengt.
Als wenn een Düdscher erst in Franckryck ys gekamen,
Spricckt he Frantzösisch als he ydt hefft ingenahmen.
A fu Monsör mon frere, a fotre ponne gras,
Dat kümpt im Cabaret dem Werde wol tho paß.
Monsör feson do båske, allon schuvveer la pome,
Dat werd gerekent uns tho Ehrn un grotem Rohme:
Men kan ydt doch verstahn: dryfft em dartho de Noth,
Dat he des Landes Spraeck mit Lüden reden moet.
So spricckt he als he kan: wen he nich mehr kan sprecken,
So moet he mit Gebehrde entdecken syn Gebrecken,
Men weet dat sülckes nich mit Willen kan geschehn,
Ock nich uth Uppicheit, üm syck tho laten sehn,
Man wyl se könen nich, un ydt nich beter weten,
Darüm ock ere Feil ock nemand leth vordreten.
De averst uth Hofart geworden ys so stolt,
Dat he sülck närrisch Dinck vör grote Wyßheit holt,
Un halet all hervör, wat he man kann erhaschen
Van der Frantzöschen Spraeck, als uth der Gökel-Taschen,
Desülve in synem Sinn gestegen ys so hoch,
Dat he syck bildet in, wat andern ys goot genoch,
Dat sy em tho gering: he kan syck nögen nicht,
Mit syner Moderspraeck, de ys em altho schlicht.
Ock ys veel ander Volck dat ere Spraeck verstümpert,
Als wen men Rostker-Beer mit Denschen Oel verplümpert.
Ich heb wol ehr gehört dat mit gemengden Schnack,
Een Düdisch Denscher Mann tho synem Jungen sprack:
Kum hyt du Drenge Jung, in dysem Saae Span
Vor myne Heste Peerd hent my wat Water Van,
Un stracks snart hastigien kum wedder tho my saa,
Sünst schaltu dichte Huck paa dynen Rüggen faa.
Dat ys dat schlichte Volck, dat so tho reden plecht,
De menen dat men sünst vorstah nich wat men secht.
Se wolden sprecken gern als men dar spricckt im Lande,
Man se synt noch nich gantz gekamen thom Verstande.
Mit andrer Völcker Spraeck wil ick my nich beladen,
Man myne Moderspraeck ick billig moet beklagen.
Dat goode olde Düdsch so lygen dul nu geit,
Dat de eene Düdsche den andern nich vorsteit.
Wen een Landsman tho my Düdsch tho sprecken begünt,
So moet ick fragen: wat segge gy goode Fründ?
Ick kan yuwe Mening nich ermeten,
Gy reden als wen yuw de Tunge wehr beschmeten.
Men kant wol mercken uth yuwen Wörden,
Dat gy lang gewest synd an frembden Oerden,
Im Lande Parys, dat so werd gerömt,
Un der andern Völckern Vegetasche genömt.
Köne gy noch so veel, so sydt gebeden,
Dat gy wollen als een Christen-Minsche reden.
Yuwe Möme de werd syck trefflick gremen,
Wen se mit Sorgen wert vornehmen,
Dat gy hebt yuwe rechte Sprake vorlahren,
Dardy gy sydt upgetagen un gebahren.
Men werd vör yuw bitten in alle Kercken,
Dat yuw Godt yuwe Tunge wolle wedder stercken.
Seht sülck Schipbröck hefft de Düdsche Spraeck geleden,
De Frantzösche hefft er de Nese afgeschneden,
Un hefft eene frembde Nese wedder angeflicket,
De syck by de Düdsche Ohren nicht wol schicket.
De olden Nedderfaxen plegent nich so tho maken,
Se sprecken als ere Vörolbern hadden gespraken.
Dat rechte was glyck, dat krumme scheef men heet,
De Ermel wehren Mowen, de Helbard was een Speet.
Een **Courtisane**, Hohre: de Preesters wehren Papen,
De Meerkatten ahne Schwantz de nömbde se Aapen.
Dar weren Dener noch, men dar was nich een **Pasje**,
Se geven eren Knechten Lohn, un gantz keene **Gasie**.
Se vördern up Wagen un nich up Kutzen,
Een Schelmstück ward genömt, wat men nu heet Putzen.
De dar plechten tho roven un stehlen,
De heten se Deve, un hengden se up by der Kehlen.
Nu hört men, Godt loff! van keenen Deven schnacken,
Roven un stehlen dat het künstlyck anpacken.
De Flucht nehmen, un den Rüggen kehren,
Dat heet im Kriege, syck retereren,
Wol do een Schlüngel was, dat ys nu een **Cojon**,
Wat domals was fort, fort, ys nu allohn, allohn,
Im **Mars** begrepen syn, was een unfledig Wort,
Nu ys ydt, wen Soldaten in Ordnung rücken fort.
Besocht men synen Fründ, gahr höfflyck schal men seggen:
Ick möet nu myn **Devör** un Schüldicheit affleggen.
Als ick erst sülckes hörd, meende ick wolde schnacken,
Ick kan nich lenger holden, recht nu moth ick eens kacken,
Domals im ganzen Land was nich een **Servitör**,
Nich een **Signor**, nich een **Dame**, nich een **Monsör**,
Were domals eener tho den Junfern gekahmen,
Und hed tho en gesecht, Godt grüß euch schöne **Damen**,
Se hedden em gar bald den Rüggen thogekehrt,
En nich geachtet eenes Peckelherings werth.
Eene van en hedde wol gesecht, wat bildestu dy in?
Wat menstu grave Esel, wat nimstu dy in den Sinn?
Weestu Bernhüter nich mehr wo ick hete?
Myn Nahme ys Annemeken edder Grete:
Ick bin keene **Dame**, du lichtferdige Finck,
Dyne Moder de Hoer was sülck een Dinck.
Ick bin een ehrlick Medken gebahren,
Laet my mit sülcke Oekelnahm ungescharen.
Se meenden, Damen wehren Sögen edder Teven,
Edder eene de Horereye hadde bedreven.
Averst Godt betert, se weten nu altosamen,
Wat ydt vör Dinger syndt, de schönen **Damen**,
Se hebben nu gelehrt so veel Tucht un Törlör,
Wen men tho en secht Dame, so söggen se Monsör.
Averst doch de Nahme Monsör ys nu gar tho gemeen,
Vörnehmen Lüden ys he tho gering un tho kleen.
Ydt synt nu alle Monsörs, Monsörs,
De Fohrlüde am Strande, de Jungens up der Börs.
Stallknecht, Scherschlüper, Kockedrengen,
De laten syck nu all mit Monsörs behängen.
Im Stalle kan men Complementen hören,
Myn hochgeehrter Cammerade, Monsör Bören,
Went em nich tho weddern wer, als ick hape,
Wolde he den Perden den Ers stryken mit der Scharpe.
Ydt sy doch des Heren syn Wollgevalle,
Dat he de Perdeköтel fege uth dem Stalle,
In der Köken Monsör Jens, Broer Lille,
Wen ydt wehre des Hern syn Wille,
Wolle he den solten Dorsch howen in Stücken,
Un den Stockfisch mit den Negeln plücken,
Mynen grotgünstigen leeven Heren,
Wil ick wedder deenen hertlyck geren,
Wem scholde ydt numehr nich vordreten,
Wen men eenen wolde Monsör heten?
Ick wolde my vör allen Lüden schemen,
Dat ick scholde Monsör in den Mund nehmen,
Denn Monsör up Frantzösisch ys mit eenem Word,
Even so veel als up Engelsch een **Lord**.
Wen de Engelschen eenen willen ehren, thor Stund,
Neemen se eenen groten **Lord** in den Mund.
Lord Gentelmen, Lord Biskop, Lord Prelat,
Lord Borgermester, Lord Doctor, Lord Advocat,
Lord hyr, **Lord** dar, **Monsör, Monsör,**
My deyt de Buek weh, wen ick ydt hör:
Laet de Frantzosen in ere Frantzösische Reden,
Beholden er **Monsör**, un syn darmit thofreden:
Een Engelsman mag **Lord** in syner Sprake bruken,
Un eenen groten dicken Dänschen **Lord** upschlucken.
My wundert ock, dat men mit sülcken schlimmen Nahmen,
De ehrlycken Junfern dörfft heten **Damen**.
Dame ys een van den bösen Deeren,
Darvan de Jungens in der **Grammatica** lehren.
Dar steit: Eene Schlang, eene Schuffueth, een Hund,
Eene **Dame**, een Luchs, eene Adderbunt,
De worden vör **generis dubii** geholden,
Wyl men nich weet offt se synd als se scholden,



Un synd van dem twyfelhaftigen Geschlecht,
Als de Regel in der Grammatica secht.
Den Damen up Latin synd wilde Zegen,
Die gerne na de Bücke tho lopen plegen.
Darüm, Junfern, bewyset yuwen Torn,
Wen yuw eener Dame het, schlaet en an de Ohrn.
Vorgevet my, dat yck so veel heb wiln praten,
Van de vermengde Spraeck: yck kant doch noch nich laten.
Ydt ys so myn Gebreck, my geit dörch Marck un Been,
Dat Sammelsurium, wen ick moet hörn und sehn.
Ick wil twar hyrvan nich bringen mehr Glykenissen,
Sünst möchte Her Matz Pump syck wedderüm bepissen?
Man ick will yuw darvan vertellen een Histori,
So veel ick kan in Yl gripen uth der Memori,
Een hüpscher junger Kerl gebahren in Westfalen,
Syck vörgenamen had, he wolde Wyßheit halen:
He hedde wol gehört, dat men in keenem Land
Als in Franckryck alleen fünd Wyßheit un Verstand.
Vernunfft de lege dar, als Dreck ligt up der Straten,
Een yder kond darvan een groten Sack vull vaten:
Da konde men Discours un Complementen lehren,
Dörch welcke men nu kümt in Ansehn, un tho Ehren.
Als he was tho Parys gewesen achtein Weken,
Kond he so wol Frantzösch als een Frantzose spreken,
He wüste Ceremoni, he kont Caresse dryven,
Damit quam he tho Huß, wilkamen van Mann un Wyven,
Un wyl he alltydt het de Hochheit nagejaget,
Ward he dörch Gades Gnad up eenem Huse Vaget.
Vaget up eenem Huse, un Schryver up dem Schlate,
Sehr hoge Aempter synd, van groet Profit und Bate.
De Buer se fürchten moet, un dantzen na ere Pipen,
Ydt drüppet all van Geld, wor se men henne grüpen.
Se bilden syck veel in, un willen gröter syn,
Als am Frantzöschen Hof Cardinal Mazarin.
In so gedanem Respect was de, darvan ick rede.
Eensmals repp he den Kock, un also tho em sede:
Escoute Cuisinier, van mynen Cameraden,
Hab ick zwey oder drey zum desjeuner geladen,
Mach mir een gut Potage, mit alle apertenence,
Wie man es à la Cour dressiren pflegt en France,
A la nouvelle Mode, du solt in continent
Für dieses dein travail haben ein gut Present.
Ich wil à la pareille dein Freund seyn en effait.
Mach mir die Supp nur so wie ich habe geredt.
De Kock sprack, ja Herr Vagt, als gy hebben gespraken,
So will ick yuw de Supp up goden Gloven kaken.
He lachde by syck sülvest, un rönde na der Koken,
Begunde uth allen Winckeln de Pötte uth tho soken,
Koel, Arfften, Grüt, Warmbeer, dede the thosamen schrapen,
Un goet ydt altho hoop in eenem groten Grapen,
Dartho dede he, dat ydt scholde schmecken desto schmucker,
Een Hand vull stötten Peper, un anderhalff Lot Zucker.
Dat muste kaken dyck, als Weetenmehlen Brie,
Nümmer heb ick gesehn een sülcke Companie.
Als ydt nu was bereit, un feedig althomale,
Gaff ydt de Meester up in eene sülverne Schale,
He bröcht ydt tho den Heern, de alle darna toffden.
Man do de gooden Lüd de Kakeratze pröffden,
De Degen wörden en grot, vull Runtzel kam de Stern,
Een yder hedd de Supp wedder uthgespyet gern.
De een sed, fi diabl. par mon foy, dat schmeckt brösig,
De Kock de dat gekakt, de moet syn dumm un dösig,
Em word so angst und bang, dat een vormenget Roeck
Uth synem Schornsteen quam, un fohr em in de Broeck.
Ydt hörde wol nemand, averst doch in de Nesen
Men mercken kond wat vör een Roek ydt was gewesen.
De ander sprack fi, fi, dö, dö, potz veltes Wunden,
Men schold mit sülcker Supp vergeven Katt'n un Hunden.
Een Inventarium recht ick nu maken moet,
Van allem wat my waent im Lyffe böß un goot.
Hyrmit so toch he los: een Wort twee Ellen lanck,
Bald twischen syne Tene herfloet under de Banck,
Se müsten, de dar weren, sünt Olrick all anropen.
Mit eenem Spanschen Reet de Vaget quam gelopen,
Coquin, sed he Cojon, vida, sa, loser Tropff,
Jetzunder wil ich dir eens langen auf den Kopff,
Cuisiner de Houdan: was ist das für ein Fressen:
Hastu noch nicht gelernt Potage recht zu dressen?
Was Pesle mesle ist das? was sinds für dolle Sachen?
Darmit du uns insampt darfst solchen Eckel machen?
Ich wold dich setzen lahn aufs neue holtzen Pferd,
Wenn ich dich, Masquerau, achtet meines Zornes werth.
Y Heer Vagt, sed de Kock, wil gy my so dethalen?
De Supp ys thogericht, als gy my hebt befahlen,
Gy seden my, yck schold yuw eene Suppe kaken,
Even up sülck Maneer, als gy habben gespraken.
Ydt was yo althomal verplümpert, wat gy spreken,
Ydt was thosamen schrapt uth Düdschland, Franckryck, Greken,
So ys de Suppe ock, se ys van veelen Stücken,
Een yede vör syck sülvst hed syck wol konen schicken,
Man nu ys se vermengd, nu ys se nich veel werth,
Schmeckt nich na Fisch noch Flesch, hefft weder Kop noch Stert.
Also wen gy Frantzösch un Düdsch thosamen rören,
So kant keen Düdsch verstahn, scholb he ydt schon anhören,
Men wet nich wat ydt ys, un moet so wat narahmen,
Ehr ment vornehmen kan, un up de Mening kamen.
Darüm gnedig Heer Vagt, wen gy wilt Suppe eten,
So sprecket Düdisch mit Frantzöschen nich beschmeten.
Noch eenen korten Schnack will ick hyrvan vortellen,
Wen gy ydt hören wilt, van eenem tyken Gesellen.
In eener groten Stadt, ydt ys nich lang vorleden,
Was eenes Börgers Söhn, darvan de Lüde seden,
Dat Ryckdom un Vernunfft syck nich konden verdragen,
Beede by em the syn: Se hedden syck geschlagen,
In eenen harden Kamp, darin se lange stunden,
Endlyck na schwarem Strydt Vernunfft ward averwunden,
De Wyßheit un Verstand dem Gelde musten wyken,
Und dürften offentlyck syck nich mehr laten kyken.
Dysse gode Gesell syck habde laten maken
Een Mantel na Maneer van fynen schwarten Laken,
Een Krage sat darup, van Sammit Carmesyn,
De Upschlach gantz herdael van violet Satyn,
Uember vyff Finger dred dar was een knüppels Rand,
Van syden Passement, van Farve blömerand.
Mit dyssen Mantel ginck de Geck hoferdig praten,
In Kösten, Kindelbeer, un statlyk'n Avantmahlen.
De Geste althomal de helden en tho gode,
Un meenden under syck, ydt wer nu so de Mode.
Wen eener under en uth Franckryck erst gekahmen,
De de Frantzösche Sprak had hüpich ingenahmen,
Un wold syck laten sehn, dat he wyßlyck un recht,
Had syne dusend Marck an Spraken angelegt,
De trat hervör, un sed: Monsieur van Conquemarre,
Wo hebbe gy yuw Habit chamarrert so bizarre,
Van aller Sort Velours? Als Flora de Deesse,
In een plaisant parteere chargeret ere Tresse.
De Damen mit Signors all in Extase syn,
Wen se considerern yuw genereux maintien.
De Geck lachde so hart dat em een Wind entfohr,
Seet, seet sprack he, wol ys van uns de grötste Door?
An yuwer Düdschen Red synd tein Frantzösche Lappen,
Un synd nich mehr als veer Colör an myner Kappen.
Uthwendig bin ick Geck, gy syd een Geck van binnen,
My sit de Narr im Kleb, yuw sit he in den Sinnen.
Dat was een wyses Wort, uth eenem schlichten Mund.
Dem eenen was de Mantel, dem andern de Rede bunt.
Ick erkenne my twar, veel tho geringe,
Dat ick schold reden van sülcken hogen Dinge,
Ja late sülvest wohl under tyden
Een Frantzösich Wort under das Dütsche glyden,
Dat gifft der Rede sülcke Zierlicheit,
Als een Demand im güldnen Ringe steit.
Averst dennoch, als andre Spraken mehr,
Dat ock det Düdsche wert mißbruecket sehr,
Dat maket Glyßnerye, un Ehrgietz er Geselle,
De bringen nu de Sprake uth erer rechten Stelle.
Wormit könde men syck laten sehn und hören,
Dat eener syne Rede weet zierlycker tho fohren
Als eene Amme de de Kinder upsöget,
Edder een Buerknulle, de den Acker plöget,
Wen men nich mit frembder Salse by hogen Lüden
Wolde syne Discours beströwen un bekrüden:
De mit uthlendische Word moet syn thosamen stickt,
Un mit erschrecklycken hogen Titeln dörch gespickt:
De edle Hüchelye kan bringen groot Profit,
Un de Rohmgierichheit geschreden ys so wyt,
Dat keener ys mit der Ehr de em geböhrt, thofreden,
Na grotem Titel kümt he lopen un gereden.
De Stand un Ampt ys eens, de Titel moeten stygen,
Men weet nich, wor men schal gnoch hoge Titel krygen:
Gades rechtferdige Straf, de nemand kan hemmen,
Hefft gantz Europa willen averschwemmen,
Un groten Schaden gedahn veel dusend Lüden,
In Osten, Westen, Norden un Süden.
Mit twen Plagen ys dat gantze Land avergaten,
Mit Water un mit Titel aver de maten.
Water un Titel synd altho hoch gestegen,
Darvan een yder hefft syn Deel gekregen,
De Armen synd im Water schier versuncken:
De groten Heren in Titeln bald verdruncken.

Als thovörn een Grave ward getitulert,
Darmit werd nu een Edelmann geehrt.
Sülcke Gewaenheit ys gekahmen in den Orden,
Dat een Gesette daruth ys geworden.
Wol nich will uth der Lüde ere Gratie schlippen,
De moet de Fedder temlyck deep instippen,
Un setten den Titel höger een paer Graed,
Als mitdringt dessülven Persen un Staet.
Darmit krigt men Gunst, un kostet keen Geld,
Derwyl ydt en also wolgefelt,
Un se daran finden so goeden Schmack,
Veel Titel kan men scherven vör eenen Schilling Black.
Men süth yo wo Gelehrde un Leyen,
Ere Hofarts Schörvet mit Titeln kleyen.
Praeceptor ys Hoffmeister, Amtmann ys de Vaget,
De Schryver Secretarius, Junfer ys de Maget,
Een Caplan leet syck nömen Pastor,
Een Quacksalver will heten Doctor,
Een Timmerknecht werd Buwmeester genand,
Een Krogfiddeler ys Musicant.
Een Rattenfenger ys Kamer-Jeger,
Renoverer het syck de Hüsckenfeger,
Klipkramers de nömet men Kocpheren,
Mit höltnen Kannen handeln, ys juwelehren.
Een Scholapper will Schoster syn,
Een Bader un Scherer Chirurgin.
Dyht dohn nich alleen van weltlycken Stande,
Men ock de Geestlycken in Steden un up dem Lande,
De ere Tohörers so tröstlycken bereden,
Van Hofart un Ehrgyetz affthotreden,
Desülve sülvest na Ehren-Titel ringen,
All scholde ock söß Punt Korn henspringen,
Ere Fruwens könen nich mehr kamen tho rechte,
Dat se eenen Heer Mann hebben tho echte,
Ydt moet nu syn Mester Mann,
De dem Ehebedde weliger vorstahn kan.
Een Mester, seggen se, kan beter die Schryfft erförschen,
Und Gades Wort reiner uth dem Kave dröschen
Heer Niels, Heer Laers, synd van den geringen,
Mester Niels, Mester Laers kan beter klingen.
Mester Hans sit baven an, Heer Hans sit unden,
Wen wy in unsem Kaland werden gefunden.
Mester Peter krigt tho Offer een Marck,
Heer Peters Offer ys veer Schilling in de Karck.
Ys ydt een Meester, moet men ehn sieren,
So moet he am ersten synen Pegel uth lieren,
He moet erst hebben de Hand int Vat,
Wen upgedragen werd gammel Mat.
Drüm dyt nu nemand mehr wundert
Dat der Mester synd mehr als hundert,
Ja mehr als tho Hamburg Licentiaten,
Mehr als Müse in eenem olden Katen.
Dyt deit de Hofart by dem, dem na Ehr,
Un baven aufsitten, jöcket dat Hinder-Quarteer.
Dyt ys yo een van den ärgerlyckesten Dingen,
De een Minsch in synen Sinn kan bringen.
Wenn de dullen Wysen darvan ick hed gesecht,
Dyt scholden sehn, un ydt bedencken recht,
So würde de, de alltyd lachde, weenen,
Dat em de Tranen lepen deth an de Tenen:
De alltyd weende, de würde so grülyck lachen,
Dat em Lever un Lunge möchten krachen.
Schold men denn de eureren, de dar synd so dull,
Schaffönnie wer nich genog twe dusend Secke vull,
Ick würd gewißlyck ock een groot Deel darvan kriegen,
My gruet all darvör: Drum will ick echter schwiegen.

Johann Kaspar Lavater.

Dieser zu seiner Zeit und auch noch später bald fast angebetete, bald verdächtigte Mann war der Sohn des schweizerischen Arztes und Mitgliedes der züricher Regierung, Heinrich L., und wurde am 15. November 1741 zu Zürich geboren. Mit seines Vaters trefflichen Eigenschaften ausgerüstet, hatte er zugleich seiner Mutter Verstand, erstaunliche Einbildungskraft, Wißbegierde und tiefes Gemüth geerbt, ohne daß dies jedoch anfangs an ihm stark hervorgetreten wäre. Er war blöde unter seinen Gespielen, ungelehrig in der Schule, und fand sich nur bei seinen Träumereien behaglich. Doch war ungemeine Phantasie, ein lebhafter Bildungstrieb und große Vorliebe für Uebungen der Andacht schon früh an ihm bemerklich, weswegen er schon im 10. Jahre auf die in der dasigen Stadtschule an ihn gerichtete Frage nach seinem künftigen Berufe ohne Zaudern sich für das Studium der Theologie entschied. Damit vereinigte er auffallend starken Abscheu vor jedem Unrecht, und unerschrockene Thatkraft, wovon seine, mit seinem Freunde Heinrich Füßli unternommene unerschrockene Anklage und Veranlassung der Bestrafung eines ungerechten, aber angesehenen züricher Landvoigtes einen leuchtenden Beweis lieferte. Nachdem er seit 1759 in seiner Vaterstadt Collegia über Philosophie und Theologie fleißig besucht, und mit seltener Ausdauer studirt hatte, wurde er 1762 im Ministerium aufgenommen, bereiste dann mit Felix Heß und Füßli Deutschland, und lernte auf dieser Reise zu Leipzig und Berlin die geachtetsten Dichter, Prediger und Gelehrten persönlich kennen. Hierauf vollendete er bei Spalding zu Barth in Schwedisch-Pommern seine praktisch theologische Bildung, und machte sich 1764 nach seiner Rückkehr in seine Vaterstadt zuerst als geistlicher Liederdichter und asketischer Schriftsteller bekannt. Während er nun hier mit seinen literarischen Arbeiten beschäftigt war, heirathete er 1766 Anne Schinz, die Tochter eines angesehenen züricher Kaufmanns, die sich durch stille, demüthige Frömmigkeit auszeichnete, und wurde 1769 Diakonus und 1775 Pfarrer an der Waisenhauskirche zu Zürich. Ein weiterer praktischer Wirkungskreis seines pfarramtlichen Lebens eröffnete sich dem literarisch fortwährend unermüdet thätigen Manne 1778 durch seine Wahl zum Diakonus an der dasigen Peterskirche, worauf er 1786 einen ehrenvollen Ruf als Prediger an der Ansgariikirche in Bremen ausschlug, und dafür noch in demselben Jahre zum ersten Pfarrer an der Petrikirche zu Zürich erhoben wurde. Seine inzwischen unternommenen Reisen durch Deutschland und nach Dänemark glichen Triumphzügen eines Propheten, die aber seine Eitelkeit aufregten und ihm mancherlei Demüthigungen bereiteten. Ein gleiches Loos traf ihn, als er kühn und offen die Gräuel der Revolution, welche er anfangs mit republikanischer Freude begrüßt hatte, rügte, und besonders dem helvetischen Directorium seine Gewaltthätigkeit und sein Unrecht vorwarf. Er wurde mit 10 der angesehensten und wackersten züricher Bürgern 1796 deportirt, jedoch nach einigen Monaten auf seine bündige und derbe Vertheidigung wieder entlassen. Als 1799 die Franzosen in Zürich eindrangen, erhielt er, während er einem Unglücklichen auf der Straße Beistand leistete, durch einen französischen Grenadier einen Schuß in die Seite, der zwar nicht lebensgefährlich war, aber durch seine inzwischen fortgesetzten Berufsarbeiten tödtlich für ihn wurde. Nach langen Qualen, jedoch mit Geduld, Ergebung und Heiterkeit des Geistes, endete er am 2. Januar 1801 sein Leben.

Seine Schriften sind:

1) Zween Briefe an M. Bahrdt. Breslau 1763, 8.
2) Auserlesene Psalmen Davids, in Reime gebracht. Zürich 1765, 1768, 2 Thle., 8.
3) Schweizerlieder. Bern 1767, 8.; 2. Aufl. Ebend. 1767, 8.; 3. Aufl. mit abgekürztem Titel, 1763, kl. 8., mit Vign.; 4. verm. und verb. Aufl. Zürich und Bern 1775, 8., mit Kupf.; neueste Aufl. Zürich 1789, 8., mit Kupf.
4) Christliches Handbüchlein. Bern 1767, 12.; neue Aufl. Ebendas. 1770, 12.; verm. Aufl. Homburg vor der Höhe 1775, 12.; neue verb. Aufl. mit verändertem Titel (Christliches Jahrbüchlein), Frankfurt a. M. 1775, 24.
5) Das allgemeine Gebet des Herrn Benjamin Hoadly, in Reime gebracht. Zürich 1768, 8.

6) Aussichten in die Ewigkeit, in Briefen an J. Georg Zimmermann. Zürich 1768 — 78, 4 Thle., 8.; 2. Aufl. des 1. und 2. Thls. Ebendas. 1773, 8.; 3. rechtm. Aufl. in 3 Thln. Ebendas. 1777, 8.; 4. verb. Aufl. Ebendas. 1782, 2 Bde., 8., und viele Nachdrücke.
7) Bonnet's philosophische Palingenesie. Aus dem Französischen. Zürich 1769 und 1770, 2 Thle, 8.; 2. Theil auch unter dem Titel: B's philosophische Untersuchung der Beweise für das Christenthum.
8) Vermischte Predigten. Frankfurt a. M. 1770, 8.
9) Einige Briefe über das Basedow'sche Elementarwerk. Zürich 1771, 8.
10) Ode an Gott. Zürich 1771, 8.
11) Historische Lobrede auf J. Jak. Breitinger. Ebendas. 1771, 8.
12) Funfzig christliche Lieder. Ebendas. 1771, 8.
13) Geheimes Tagebuch eines Beobachters seiner selbst. Leipzig 1771 — 73, 2 Thle., gr. 8., mit Vign.; 2. Aufl. Ebendas. 1772 — 73, 8. (der 2. Theil auch unter dem Titel: Unveränderte Fragmente aus dem Tagebuche ꝛc.). Davon auch einige Nachdrücke.
14) Lieder zum Gebrauch des Waisenhauses in Zürich. Zürich 1772, 8.
15) Von der Physiognomik. Leipzig 1772, 2 Thle., kl. 8., mit vielen Kupfern.
16) Predigten über das Buch Jonas. Winterthur 1773, 1. Hälfte, 8.; 2. Ausg. Sammt einer Predigt vom Selbstmorde. Ebendas. 1782, 2 Hälften, 8.
17) Festpredigten, nebst einigen Gelegenheitspredigten. Frankfurt und Leipzig 1774, 8.; neue Aufl. Ebendas. 1784, 8.
18) Vermischte Schriften. Winterthur 1774 und 1782, 2 Bdchn., 8.
19) Christliche Lieder, der vaterländischen Jugend gewidmet. Zürich 1775, 8.
20) Vermischte Gedanken. Herausgegeben von einem unbekannten Freunde. Frankfurt und Leipzig 1775, 12.
21) Eigentliche Meinung von den Gaben des heiligen Geistes ꝛc. Bremen 1775 — 77, 3 Thle., 8.
22) Physiognomische Fragmente. Winterthur 1775 — 78, 4 Bde., gr. 4., mit Kupf. und Vign.
23) Hundert christliche Lieder. Zürich 1776, 8.
24) Zweites Funfzig christlicher Lieder. Ebendas. 1776, 8.
25) Nachdenken über mich selbst. Offenbach 1776, 8. (Fortsetzung des Tagebuchs.)
26) Abraham und Isaak. Religiöses Drama. Winterthur 1776, gr. 8.
27) Zwo Predigten, bei Anlaß der Vergiftung des Nachtmahlweins. Nebst einigen historischen und poetischen Beilagen. Leipzig 1777, gr. 8. (die 2. Predigt, die Vergiftung ꝛc. betreff. Frankfurt a. M. 1777, 8.). Viele Nachdrücke.
28) Anmerkungen zu einer Abhandlung über Physiognomik. Leipzig 1778, 8.
29) Sammlung einiger Gebete für die wichtigsten Angelegenheiten des Menschenlebens. Leipzig 1778, 8.
30) Predigten über die Existenz des Teufels und seine Wirkungen. Frankfurt und Leipzig 1778 und 1781, 2 Thle., 8.; 2. Aufl. Ebendas. 1788, 8.
31) Christliche Lieder. Zweites Hundert. Zürich 1780, 8.
32) Sechzig Lieder nach dem Zürcherischen Katechismus. Ebendas. 1780, 8.
33) Die Liebe in 4 Predigten und einigen Liedern. Leipzig 1780, gr. 8.
34) Jesus Messias, oder die Zukunft des Herrn. O. O. und J. (Zürich 1780), gr. 8.
35) Poesien. Leipzig 1781, 2 Bde., gr. 8., mit Vign.
36) Aussichten in die Ewigkeit. Gemeinnütziger Auszug. Zürich 1781, 8.
37) Neue Sammlung geistlicher Lieder und Reime. Ebendas. 1782, gr. 8.
38) Reime zu den biblischen Geschichten des alten und neuen Testaments. Ebendas. 1782, 8.
39) Pontius Pilatus, oder ein Universal-Ecce homo. (Zürich) 1782 — 85, 4 Bde., 12.
40) Predigt bei Anlaß der großen Erderschütterungen in Sicilien und Kalabrien. Ebendas. 1783, gr. 8.
41) Der christliche Dichter. Ein Wochenblatt. Ebendas. 1783, 8.
42) Jesus Messias, oder Evangelien und Apostelgeschichte in Gesängen. (Winterthur) 1783 — 86, 4 Bde., gr. 8., mit und ohne Kupfer.
43) Physiognomische Fragmente. Verkürzt herausgegeben von M. Armbruster. Winterthur 1783 — 86, 4 Bde., 8., mit vielen Kupf.
44) Herzenserleichterung. St. Gallen 1784, 12.
45) Sämmtliche kleinere Schriften. Winterthur 1784 — 88, 3 Bde., 8.
46) Salome, oder die Lehre der Weisheit. Ebendas. 1785, 8.
47) Predigten über den Brief Paulus an Philemon. St. Gallen 1785—86, 2 Thle., gr. 8.
48) Vermischte gereimte Gedichte. Winterthur 1786, 8.
49) Nathanael. Ebendas. 1786, 8.
50) Rechenschaft an seine Freunde. Ebendas. 1786, 2 Bde., 12.
51) Zu Bremen gehaltene Predigten. Bremen 1786, 8.
52) Geist der sämmtlichen Schriften. Herausgegeben von J. M. Armbruster. 1786, 1. Bdchn., 8.
53) Lavater's Geist aus seinen Schriften gezogen. Berlin und Stettin 1786, 8.
54) Vermischte unphysiognomische Regeln zur Selbst- und Menschenkenntniß. Zürich 1787, 12.
55) Drei Lobgedichte auf den katholischen Gottesdienst, mit den Anmerkungen zweier Protestanten.
56) Lieder für Leidende. Tübingen (Winterthur) 1787, gr. 8.
57) Protokoll über den spiritus familiaris Gablicone. Frankfurt und Leipzig 1787, 8., mit Beilagen und Kupfern.
58) Handbibel für Leidende. Winterthur 1788, 8.
59) Christlicher Religionsunterricht für denkende Jünglinge. (Winterthur) 1788, 1. Heft, 8.
60) Zween Volkslehrer. Ein Gespräch. Ebendas. 1789, 8.
61) Betrachtungen über die wichtigsten Stellen der Evangelisten. Ebendas. 1789, 90, 2 Bde., gr. 8.
62) Handbibliothek für Freunde. Zürich 1790, 12.
63) Auserlesene christliche Lieder. Basel 1792, 8.; neue Aufl. 1808, 8.
64) Letztes Wort über ein Wort. 1793, 12.
65) Joseph von Arimathia. Gedicht. Hamburg 1794, gr. 8.
66) Vermächtniß an seine Freunde. Zürich 1796, 8.
67) Freimüthige Briefe über das Deportationswesen. Winterthur 1800, 1801, 2 Bdchn., 8., mit Urkunden, Beilagen und Anmerkungen.
68) Privatbriefe von Paulus und Saulus. Ebendas. 1801, 8.
69) Nachgelassene Schriften. Herausgegeben von Georg Geßner. Zürich 1801 und 1802, 5 Bde., gr. 8., mit Kupf.; 5. Band auch unter dem Titel: Physiognomischer Nachlaß.
70) Ausgewählte Kanzelreden. Herausgegeben von G. Geßner. Ebendas. 1802, 8.
71) Vermischte physiognomische Regeln. Manuscript für Freunde. Leipzig 1802, 8.
72) Zweihundert christliche Lieder. Zürich 1806, 8.; neue durchges. Aufl. Ebendas. 1833, 2 Thle., 8.
73) Sprüche. Tübingen 1815; 3. Aufl. Ebend. 1829, 16.
74) Hundert Sentenzen. Basel 1827, qu. 32.
75) Physiognomik, zur Beförderung der Menschenkenntniß und Menschenliebe. Vervollständigte Aufl. der physiognomischen Fragmente. Wien 1829, 1830; 2. Abdruck. Berlin 1834, Lexik. 8., mit Kupfertaf.

Andere hier nicht aufgezählte Einzelschriften finden sich in Zeitschriften, Journalen, Almanachs ꝛc. damaliger Zeit.

Außer den unter Nro. 35. 37. 45. 52. 53. 63. 69. 70. und 73. aufgezählten Einzelsammlungen seiner Werke, erschienen dieselben auch noch in einer Gesammtausgabe, welche noch nicht beendigt ist, als:

Sämmtliche Werke. Augsburg und Lindau 1834 — 36, 3 Lieferungen, gr. 8.

Das treffendste und gerechteste Urtheil über diesen jedenfalls ausgezeichneten Mann spricht Bouterweck in seiner oft angeführten Geschichte der Poesie und Beredtsamkeit, Th. II S. 503 aus, wo er von ihm sagt: Keiner dieser schwärmerischen Didaktiker darf auf irgend eine Auszeichnung in der Geschichte der schönen Literatur Anspruch machen, außer Johann Kaspar Lavater — einer der berühmtesten Männer seiner Zeit, verehrt, geliebt, verspottet, und immer sich gleich im redlichen Streben nach Wahrheit und fester Anhänglichkeit an den christlichen Offenbarungs- und

Wunderglauben, der ihm theurer war, als alle irdische Weisheit. Welche Anlagen Lavater hatte, einer der vorzüglichsten didaktischen Schriftsteller zu werden, kann man schon aus seinen „Aussichten in die Ewigkeit" sehen, die vor dem Jahr 1770 herauskamen, und öfter wieder gedruckt wurden. Mehreres in diesem Werke und einigen andern der früheren Schriften Lavater's verdiente, wie man auch über den Inhalt denken mag, in einer Chrestomathie aufbewahrt zu werden. Aber um das Jahr 1770, als er an den „Physiognomischen Fragmenten" zu arbeiten anfing, die er im Jahre 1775, mit einer Menge von Kupferstichen begleitet, dem Publikum vorlegte, wurde sein Styl so seltsam und schwärmerisch, wie die physiognomischen Deutungen, in die er sich vertiefte. Doch sind auch in diesem Buche, das noch mehr Aufsehen erregte, als die religiösen Schriften seines Verfassers, und in mehreren seiner spätern Abhandlungen über religiöse und andere Gegenstände, nicht wenige eben so trefflich geschriebene, als tiefgedachte und geistvolle Stellen. Wie viel Dichterisches in Lavater's Natur lag, beweisen seine Schweizerlieder und andere poetische Wecke, unter denen sogar eine Art von Seitenstück zur Messiade vorkommt.

Die vier ersten Gesänge des „Jesus Messias."

Erster Gesang.

Höre, wer Ohr hat, Offenbarungen Jesus Messias,
Ihm gegeben vom Vater, was in der Schnelle geschehn soll,
Seinen Dienern zu zeigen.
Ein Bote Jesus Messias
Kam, gesendet von Ihm, zu seinem Knechte Johannes.
Was der Seher gesehn, vernommen der Hörer der Wahrheit,
All' das zeugt er. Alles ist Zeugniß von Jesus Messias.

Selig, wer sie lieset die Schrift, entquollen der Wahrheit;
Eines Ohres verschlingt, umfaßt mit Einer Betrachtung
Alle Worte des Buchs der Gesichte, gezeiget von Gott mir!
Nahe, nahe vor mir, erblickt' ich die eilende Zukunft.
Sieben Christusgemeinen in Asia sendet's Johannes.
Gnade mit Euch, und Fried', und ewigerfreuendes Heil Euch,
Von dem Wesen der Wesen, dem Namen die Sprache nicht findet!
Von den Sieben um Den, der war, und der ist, und der sein wird!
(Geistige Kräft' um den Thron; von Gott hellflammende Bilder.)
Gnade von Jesus Messias, dem treusten der Zeugen! Dem Ersten
Aller Erstandnen vom Tode zum unauflöslichen Leben!

Ihm, der Könige Fürsten, dem Herrscher der Erdebeherrscher,
Ihm — wie hat Er geliebt! Dem Ewigliebenden Liebe!
Ewige Lieb' Ihm und Ehr'! Es rann am Pfahle des Opfers
Allversöhnendes Blut! Entsündigung floß mit dem Blute!
Aller Sterblichen Leben entquoll des Geopferten Tode!
Ewige Lieb' Ihm und Ehr'! Er erhub zu Fürsten des Himmels,
Sammelt um Sich herum die Todessöhne des Staubes!
Stellt zu Priestern uns dar vor Seinem Gott und dem Unsern!
Seinem Vater und Unserm! — Sein ist die Herrlichkeit aller
Herrlichen! Sein ist der Mächtigen Macht! Die Höhe der Hohen!
Erd' und Himmel ist Sein, des Erstgebornen des Vaters!
Ehre von Ewigkeit Ihm, und Ehr' in die Ewigkeit! Amen!
Sieh! Er kömmt! — Auf blendenden Wolken! Ihn siehet das Auge
Aller Kinder von Adam, die sterben werden, und starben,
Athmeten Odem der Erd' — O Dich wird, Herrlicher Gottes!
Sehn der Kreuziger Aug, und der durchbohrte das Herz Dir!
Amen! Amen! Er kömmt! Ihm heulen der Erde Geschlechter
Bleicher Schrecken des Todes erhebt die gefalteten Hände —
Und der Gebeine Mark verdorrt dem Kommenden! Amen.
Ich bin Alpha! Ich bin Omega! Der Anfang, das Ende!
Spricht Jehovah, der ist, Jehovah, der war, und der sein wird.
Er, Deß ewiges Sein ein ewiges Kommen Sein Selbst ist!
Spricht, der Himmel gewölbt, und Flieht! den Himmeln einst zuruft!
Ich Johannes sein Zeug', (Ihr Brüder kennet den Bruder!)
Mitgenoß Eurer Trübsal, und Eurer Geduld für den Dulder,
Und des Reiches Genoß, das kömmt mit Jesus Messias,
War um der Wahrheit willen gebannt auf die einsame Pathmos;
Denn ich zeugte von Ihm, von dem nicht schweigen mein Mund kann;
Saß am Tage des Herrn verloren in frommer Betrachtung;
Brennender Sehnsucht voll nach Ihm und seiner Erscheinung.
Thränen entflossen dem Blick', und Gebete der schmachtenden Lippe.
Und die Hand des Herrn kam über mich, und mein Geist war
Hingezückt zu Gesichten. — Ich hörte hinter mir plötzlich
Eine Stimme des Donners; sie schmetterte laut wie Drommeten:

Alpha bin Ich! Omega bin Ich! Der Erste, der Letzte!
Schreib', was du siehst, in ein Buch, und send' es den sieben Gemeinden
Asiens: Ephesos, Smyrna, Pergamon, Thyatira,
Sardis, Philadelphia, Laodizea. — So donnert's.

Und ich wandte mich um, zu schau'n den donnernden Sprecher;
Und erblickte vor mir erst sieben goldene Leuchter;
Mitten im lichten Kreise der sieben goldenen Leuchter
Eine Strahlengestalt, gleich einem Sohne des Menschen.
Prächtig wallte herab bis zum Fuß ein weißer Talar Ihm.
Seine Brust umgürtet' ein goldener Gürtel. Sein Haupt war
Weiß wie die weißeste Wolle; sein Haupthaar blendendem Schnee gleich;
Flammenquellen die Augen; die Blicke Blicke des Blitzes!
Seine Füße glänzendes Erz, wie Erz in der Schmelzglut.
Seine Stimme war Donner, war Sturm, war Tosen der Meere.
Sieben Stern' umschwebten die hingebietende Rechte.
Und des Herrlichen Mund' entstrahlt ein treffendes Blitzschwert,
Scharf und schneidend ins innerste Mark! — Wie die Sonne sein Antlitz,
Wie die flammende Sonn' an der Erndte brennendem Mittag.

Nieder sank ich, als ich Ihn sah', vor des Strahlenden Fuß hin,
Wie zerschmettert vom Blitze, vom Schlage des Donners, ein Leichnam.

Und Er legt' auf mein Haupt die sanfter leuchtende Rechte.
Und der leisen Berührung entquoll allmächtige Tröstung;
Kraft, wie nie noch mir ward, und Freude wie ewiges Leben.
Fürchte dich nicht vor Mir! sprach unnachsprechlich der Nahe:
Siehe! Der Erste bin Ich! Ich bin der Letzte! Der todt war,
Nun von Ewigkeit lebt, durch jede Ewigkeit. Amen.
Mein sind, Mein die Schlüssel der Grüfte; dem Tode bin Tod Ich!
Dem Verderben Verderben, und den Verwesungen Leben!
Leiser sprach Er zu mir, da ich Ihm schaut' in sein Antlitz:
Schreib', was du sahst, und was ist, und was nach diesem geschehn soll!
Meiner sieben Stern' und der goldenen Leuchter Geheimniß.
Sieben Boten Gottes, die Hirten von sieben Gemeinen
Sind die Sterne, die du in meiner Rechten gesehn hast;
Und die sieben Leuchter bedeuten sieben Gemeinen.

Zweiter Gesang.

Sendschreiben des Messias an den Bischof der Gemeine zu Ephesus.

Und der Herrliche rief:
Schreib' erst an Ephesos Hirten:
„Also spricht, der die sieben Sterne hält in der Rechten,
„Lichthell wandelt im Kreise der sieben goldenen Leuchter:
„Deine Werke, wer weiß sie, wie Ich, die Geduld und die Arbeit
„Deiner Seele? — Du strafst mit Eifer Gottes die Bösen;
„Prüfst und erkennst die Lehrer, die Gottes Boten sich lügen;
„Viel erträgst du still für meines Namens Bekenntniß;
„Wirst nicht müd in der Mühe! — Nur Eines wider dich hab' Ich:
„Ach du fernest dich Mir! Die Erste Liebe — wo ist sie?
„Denk an die Wonnetage der zärtlichen Wärme, Geliebter!
„Wende dich wieder zu Mir mit allen Flammen der Sehnsucht!
„Thue die ersten Thaten! Genieße wieder die ersten
„Freuden der reinsten Ergießung, des vollen Genusses, daß Ich nicht
„Dem erkalteten Herzen der Wahrheit Leuchter entferne.
„Höre des Warnenden Warnung! Ich kenne dein Gutes — Du hassest
„Greuel der Nikolaiten, der Wollüstlinge; sie hass' Ich!
„Höre, wer Ohr hat, höre, was allen Gemeinen der Geist sagt:
„Wer vom Irrthum entflieht, sich wendet vom Reize des Lasters;
„Siehe der Ueberwinder genießt vom Baume des Lebens,
„Mitten im Paradiese Gottes! — Unsterblichkeit ist er!

II.

An den Bischof der Gemeine zu Smyrna.

Und der Herrliche rief mir:
Schreibe dem Engel in Smyrna:
„Also der Erste, der Letzte, der todt war und ewiglich lebet:
„Ich weiß deine Werk' und deine Trübsal und Armuth.
„O du reicher! — Ich höre die Lästerungen der Lügner.
„Israelitinn lüget sie sich die Gemeine des Satans —
„Fürchte vor Leiden dich nicht. Ich weiß und wäge dein Leiden!
„Schließe der Satan in Ketten von deinen Schaafen, zur Prüfung —
„Schnell enteilen sie dir die zehen Tage der Trübsal.
„Sei getreu bis zum Tod', und Ich gebe die Krone des Heils dir!
„Höre, wer Ohr hat, höre, was allen Gemeinen der Geist sagt:
„Wer dem Irrthum entflieht, vom Reize des Lasters sich wendet;
„Siehe, den Ueberwinder berührt der Tod nicht — der zweite!

III.

An den Bischof zu Pergamen.

Und der Strahlende rief mir:
Schreib' an Pergamons Bischof:
„Also der, aus des Mund ein allzerschneidendes Schwert blitzt!
„Deine Werk', Ich weiß sie, und kenne den Ort, wo du wohnest;
„Da, wo Satan thront. Ich weiß: Mein Nam' ist dir heilig;
„Treu ist dein Glaub' an Mich, und unerschütterlich fest standst
„Du gewurzelt in Mir, den Tag, da Antipas den treuen
„Zeugen von Mir, der Satan, da, wo sein Thron ist, erwürgte.
„Wenig nur wider dich hab' ich:
Du duldest noch einige, strafst nicht
„Nikolaiten, Verführer zum Götzenopfer, zur Unzucht —
„Bileams Schüler, Sklaven des Geizes, Freunde des Irrthums.
„Besserung! Oder Ich komme, sie schnell mit dem Schwerte zu strafen,
„Das in den richtenden Mund für Sünder und Heuchler mir Gott gab —
„Höre, wer Ohr hat, höre, was allen Gemeinen der Geist sagt:
„Wer dem Irrthum entflieht, sich wendet vom Reize des Lasters;
„Siehe, dem Ueberwinder bescheer' Ich himmlisches Manna,
„Aus dem Heiligthum Gottes, und süß, wie das ewige Leben;
„Geb' ihm Zeichen des Siegrs und Ehren des hohen Triumphes;
„Einen edeln Stein ihm, und auf dem Steine den neuen
„Göttlichen Namen gegraben, der seine Würd' ihm versiegelt.
„Niemand versteht den Namen — als wer ihn giebt und empfängt ihn.

IV.

An den Bischof zu Thyatira.

Wiederum rief der Herr mir:
Schreibe dem Thyatirer:
„Also Jehovahs Sohn, der Mann mit flammenden Augen,
„Blick des Blitzes sein Blick, die Füße wie Erz in der Schmelzglut —
„Deine Werke, wer weiß sie, wie Ich? Den Dienst und die Liebe,
„Deine Treu' und den Glauben und deinen duldenden Eifer,
„Alles zu wagen für Mich; zu thun das Beste! — Der letzten
„Deiner Thaten sind mehr, als der ersten! Ich zählte sie alle.
„Wenig nur wider dich hab' Ich: Du duldest die falsche Prophetin!
„Jesabel gleich; die Lügnerin zaubert zum Tempel der Wollust
„Meine Geweihten hin. Sie essen Opfer der Heiden.
„Warne die Falsche! Gab Ich Ihr Frist nicht? Trieb nicht zur Besserung?
„Aber der Lüste nicht satt, verschlingt Sie immer noch Seelen.
„Sieh, Ich werf' auf ihr Bett sie, das Ehebrüche beflecken!
„Ihrer Bewunderer Schaar, Ich schmettre sie weg von dem Ziele
„Ihrer flammenden Lust und stürz' in Jammer und Qual sie!
„Flieh'n sie die Täuscherin nicht; Ich tödte die Kinder des Ehbruchs!
„Fressen wird sie mein Schwert; mein Blick sie zermalmen, daß bebend
„Jede Gemein' erkenn': Ich prüfe Herzen und Nieren!
„Ich, der Richter der Thaten, Vergelter jedes Gedankens —
„Euch, den übrigen sag' Ich, die Thyatira in sich schließt,
„Feinde der Lügen — uneingeweiht in Geheimnissen Satans:
„Neue Leiden werf' Ich auf Euch nicht. Haltet nur standhaft,
„Was ihr habt, bis Ich komme, mit Mir Vergeltung und Heil kömmt.
„Wer dem Irrthum entflieht, sich wendet vom Reize des Lasters,
„Siehe dem Kämpfer und Sieger, der bis zum Ende Mir treu bleibt,
„Geb' Ich über die Völker Gewalt. Sein eiserner Stab wird
„Mengen der Feinde Jehovahs, wie Töpfergefäße, zerschmettern.
„Was Ich empfing vom Vater, empfängt der Treue von Mir einst.
„Sieh'! Ich geb' ihm den Morgenstern und Freuden des Lichtes!
„Höre, wer Ohr hat, höre, was allen Gemeinen der Geist sagt!"

V.

An den Bischof zu Sardis.

Und der Herrliche rief mit Donnerstimme mir weiter:
„Schreib' dem Engel zu Sardis"
„So spricht der Gesalbte Jehovahs;
„Alle sieben Kräfte der Gottheit — Mein sind sie alle!
„Mein die sieben Stern' und Mein die sieben Gemeinen!
„Deine Thaten sind offen vor meinem Blicke! — Der Ruf zwar
„Nennet dich lebend; Du aber bist todt! Erwach'! und erwecke
„Jedes sterbende Leben, das deiner Sorge vertraut ist!
„Gottes Prüfung entschleichen unreine Thaten! Es fliehen
„Deiner Thaten, wie viele! Sein Licht, dem keine doch flieh'n kann...
„Was du lerntest von Gott — sei unvergeßlich, wie Gott, dir!
„Besserung! Oder Ich komme, wie unversehens der Dieb kommt!
„Wache! — Du weißest nicht, zu welcher Stunde dein Herr kommt!
„Hirt von meiner Heerde! — Wie hast du so wenige Namen,
„Deren Kleider besudelt nicht sind; entweiht nicht ihr Körper —
„Reine Wohnungen Gottes. Die wenigen Reinen sie werden
„Wandeln Lichtbekleidet mit Mir, in Gefilden des Lichtes.
„Würdig sind sie der Ehre, der Priesterwürde des Himmels!
„Wer dem Irrthum entflieht, vom Reize des Lasters sich wendet,
„Kleiden will Ich den Treuen mit Lichtgewand und mit Ehre!
„Helle leuchtet ewig sein Nam' in der Rolle des Lebens!
„Himmelerfreuend erschalle vor meinem Vater sein Name;
„Vor den Engeln des Vaters! So lohn' Ich Treuer dem Treuen!
„Höre, wer Ohr hat, höre, was allen Gemeinen der Geist sagt!

VI.

An den Bischof zu Philadelphia.

Und der Herrliche sprach mit neuer Stimme des Donners:
„Schreib' dem Hirten der Heerde zu Philadelphia: — Also
„Spricht der Heilige Gottes! Die Wahrheit! Also die Allmacht;
„Die durch Davids Sohn Verschlossenheiten eröffnet,
„Daß sie niemand beschließt, und zuschließt offene Thüren,
„Daß sie niemand eröffnet. Ich kenne dein Herz und dein Thun, Ich!
„Sieh'! Ich schloß vor dir auf die Pforte der Kraft und des Lebens —
„Wer ist, der sie beschließ'? Ich weiß, wie wenig dir Kraft ward;
„Dennoch hieltst du mein Wort und heilig war dir mein Name!
„Nichts vermochte zu schwächen den Heldenmuth, ihn zu nennen.
„Heil dir, Guter und Treuer! Ich bringe dir Schaaren der Heuchler,
„Die sich Abrahamiden lügen und Diener sind Satans;
„Bringen will Ich sie dir, zu deinen Füßen sie werfen;
„Daß gebogenen Knie's sie an dich staunen! — Sie drücke
„Last der Gottesverwerfung! Sie fühlen, wie Ich dich liebe!
„Weil du umfaßtest das Wort, das dir Geduld in dein Herz sprach;
„So erfaßt dich mein Arm, dich zu entreißen der Trübsal,
„Die, zur Läutrung der Erde, die Erde beströmen mit Angst wird!
„Wirf nicht weg, was du hast! Wer hat, nur dem wird gegeben —
„Sieh'! Ich komme schnell! Laß nichts die Krone dir rauben!
„Wer vom Irrthum flieht, von des Lasters Reize sich wendet;
„Siehe — der Kämpfer und Sieger wird sein ein Pfeiler im Tempel
„Meines Gottes und bleibt's — so lange Tempel und Gott ist.
„Seiner Stirn entstrahlt des Vaters Namen und Ehre;
„Und Jerusalems Licht, der Stadt, von Gott nur erleuchtet,
„Die aus Höhen des Himmels von meinem Gotte herabstrahlt;
„Und mein Name, der Neue! Des Königes Ehre! Sein Lichtglanz
„Soll beströmen die Stirn des treuen Siegers, den Gott krönt.
„Höre, wer Ohr hat, höre, was allen Gemeinen der Geist sagt!

VII.

An den Bischof zu Laodizea.

Und der Herrliche rief:
„Schreib' an den Hirten der Heerde
„Laodizea: — So sagt der Amen, der Zeuge der Wahrheit!
„Nie war List in der Brust, auf seinen Lippen Betrug nie.
„Also der Frühste der Gottesgebornen; der Schöpfungen Anfang:
„Ich weiß deine Werk', und daß du nicht kalt und nicht warm bist;
„Freund nicht bist und nicht Feind — Ach! Daß du kalt oder warm wärst!
„Aber, Ich mag nicht des Lauen. Den Doppelherzigen spei' Ich
„Ekelnd aus meinem Munde! Mein ärgster Feind ist der Laue,

„Ist der Satte von Sich — der spricht: Ich bin reich und bedarf nichts!
„Ach! Du Elender, weißt, wie blind du und jämmerlich bist, nicht.
„Sähst du deine Blöße; dich deckte Bleiche des Todes!
„Höre, Verarmter und Nackter! Dir räth die Wärme der Liebe:
„Rein geläutertes Gold, das nicht verraucht in der Schmelzglut.
„Kaufe den Reichthum von Mir. Ich geb' ihn der glaubenden Demuth.
„Reine Kleider von Mir! Entlerne mir redliche Unschuld!
„Decke die bloße Schaam nicht mit dem Gewande von Worten,
„Frömmern Lippen enthorcht! Empfindung Gottes und Wahrheit,
„Einfalt sei dein Schmuck! Dein Kleid sei Tugend und Liebe!
„Salbe dein Auge, zu seh'n die dir begegnende Wahrheit!
„Wen Ich liebe, den warn' Ich — Ich strafe meine Vertrauten.
„Höre die Warnung! Erwach'! und glutheiß werde dein Eifer!
„Sieh'! Ich steh' an der Thür und klopfe an! Wer mein Klopfen
„Froh vernimmt und Mir aufthut! Wohl ihm! Ich schließ in den Arm ihn!
„Lagre mich neben ihn hin und esse mit ihm; und mit Mir Er!
„Und beim nächtlichen Mahle vertrau' Ich ihm jedes Geheimniß.
„Wer dem Irrthum entflieht, vom Reize des Lasters sich wendet;
„Sieh'! Ich gebe dem Ueberwinder den Thron, den mir Gott gab!
„Also lohnte der Vater mir meinen Kampf bis zum Siege —
„Dulder herrschen mit mir und Himmelskönige werden,
„Die die Erde durchwallen in duldender Ruh' und in Demuth.
„Höre, wer Ohr hat, höre, was allen Gemeinen der Geist sagt!"

Dritter Gesang.

Und ich sah' und siehe! — Des Himmels Pforte war offen!
Und die donnernde Stimme, die gleich Posaunen vorher mir
Hatte gerufen, sie rief:
„Erhebe vom Staube dich aufwärts!
„Zeigen will ich dir nun, was am Ende der Tage geschehn soll —"

Alsobald war ich verzückt. — Verschwunden war die Natur mir.
Himmel war um den schauenden Geist; ein Thron in dem Himmel —
Auf dem blendenden Thron ein Herrlicher! — Wie Ihn beschreiben?
Jaspisgrün und glutroth, Sardis, dem Edelgestein gleich,
Saß auf dem Throne, wie ernst! der Unbeschreibliche! — Um Ihn
Strahlt ein Bogen des Friedens, gewölbt aus smaragdener Lichtfarb'.

Um den erhabenen Thron erblickt' ich fürstliche Thronen
Zwanzig und vier. — Auf den goldenen Thronen Zwanzig und Viere,
Aelteste — Erstling' aller Erstling', und aller Erwählten
Auserwählteste; Häupter des Menschengeschlechtes; bekleidet
Mit Talaren wallender Weiße, priesterlich. — Goldne
Kronen krönten ihr Haupt. Sie saßen, gefaltet die Hände,
Und geheftet den Blick auf den Thron, und der Thronenden Ersten.
Lebende Blitze Gottes und redende Donner und Stimmen,
Mächtige Stimmen des Preises entquollen dem Geiste des Urthrons —
Wo der Lebende lebt, trinkt alles um Ihn sein Leben.

Und vorm Throne der Thronen erblickt' ich flammende Fackeln
Sieben, die sieben Geister; der Offenbarungen Gottes,
Seiner Geheimnisse, sieben; — von jenen Gemeinen das Urbild;
Und der sieben Tage der Schöpfung herrschende Kräfte.

Und wie ein Fels in Fluthen, so stand der Thron im Krystallmeer;
Licht und Leben ohn' End', und Quellen der Herrlichkeit schienen
Die krystallenen Fluthen an diamantenen Stufen
Des erhabenen Throns, des unerschütterten, prellend —
Auf den leuchtenden Fluthen — (von allen Wassern das Urbild)
Rings um den Thron erblickt' ich wunderherrliche Wesen,
Viere; voll des lebendigsten Lebens. — Die Kräfte der Gottheit
Ruhten und regten sich schnell im Urbild' aller Naturen,
Denen Odem der Herr und ein schlagendes Herz in die Brust gab;
In der Könige Leben, dem alle Leben der Thierheit
Waren entquollen. — So schön hat nichts die Erd' und der Himmel.
Augen ohne Zahl, die wie Blitze blitzten, erfüllten
Ringsum die hohen Naturen. — Von allen Seiten erblickten
Sie die Höhen der Schöpfung, der Schöpfungen Tiefen. — Vor Ihnen
War verschlossen nicht Eins von allen Wesen, die Gott schuf;
Keine der Kräfte von allen, die allen Schöpfungen Gott gab.
Eine der lebenden Wundernaturen, die Erste der Viere,
Hatte Löwengestalt — das Urbild herrschender Leben
Und der Duldenden Bild. — Die Zweite war wie ein Rindkalb.
Und die Dritte der Lebensgestalten, ein Urbild der Weisheit,
Hatt' ein Menschengesicht, des mildesten heitersten Sinn's voll.
Fliegender Adlersgestalt war des Vierten lebenden Wesens
Reges Gebild; vom geflügelten Streben ein königlich Urbild;
Deß, das die Lüfte durchschwimmt, der geflößten Leben der Wasser.

Siehe, der Urthier' jegliches schwang sechs wehende Flügel,
Mit der schnellesten Schnelle den Willen der Gottesgedanken
Zu vollbringen. Wenn sie die prächtigen Fittige schwangen,
Sah' ich auf ihnen ein Heer gedrängter leuchtender Augen;
Um und um trinkender Blick der Wonnestrahlen der Gottheit —
Hellgebildet, das Licht aus dem ersten Quelle zu schöpfen.

Stillstehn war nicht und Ruh in den lebenden Wundergestalten.
Wie vom Felsen herab sich Ströme stürzen auf Ströme —
So entströmten dem offenen Munde, dem schlagenden Herzen
Wonneströme des Preises, ergossen sich durch die Schöpfung.

Heiliger! Herrlicher! Reiner!
Heiliger! Einziger! Erster!
Heiliger! Ewiger! Bester!
Jehovah! Jehovah!
Himmelgebieter!
Vater der Geister!
Wesen der Wesen!
Du sprichst, und sie sind!
Sind nicht mehr; Du sprachst!
Sonnen entstrahlen,
Sonnen verlischen
Deinem schweigenden Blick!
Urquell der Quellen!
Ewig von Dir voll!
Ewig Dir selbst gleich!
Du vor den Frühsten!
Du nach den Spätsten!
Ewig nur Dir gleich!
Jeder der Schöpfungen ewig!
Jeden Augenblick neu!
Leben unsterblicher Leben!
Was war und was ist und was sein wird,
Ist nur Schatten von Dir,
Der war und der ist, und der sein wird!
Bei dem vollsten Ergusse der Wonnelobpreisungen Gottes,
Ausgegossen am Fuße des Thrones der Thronen, da lauter
Schallen nicht konnte der Endlichkeit Lob, und tiefer nicht sinken
Ihrer Demuth sinkende Last in die Tiefe der Tiefen —
Vor dem Ewigerhabnen; nicht höher vermochte zu fliegen
Ihres Jubels Flug, und der Aufschwung ihrer Entzückung:
Ehre dem Ersten der Ersten!
Ehre dem Herrscher der Herrscher!
Dem Ewigthronenden Ehre!
Alle Herrlichkeit Sein!
Jedes schlagende Herz Sein!
Jeder schallende Ruhm Sein!
Jeder bebende Laut ist,
Jeder Odem des Preises
Keines, keines, wie Sein!
Er ists, Er nur! Nur Er!
Er Leben der Leben!
Er Alles in Allen!
Wankten die goldenen Thronen der vier und zwanzig Verklärten;
Schnell entsanken den Thronen die himmlischen Konige. Vor Ihm
Wurden sie Jubelgesang. — Die hingeworfenen Kronen
Ach! Sie vermochten es nicht, den heißen Durst nach Anbetung
Auszudrücken — die Ehrfurcht vor dem Unendlichen! Nichts ward
Vor des Ewigen Ewigkeit alles Erschaff'ne! — Nur Winke
Wurden Jahrtausende da! Vor Seiner Herrlichkeit wurde
Jede fürstliche Würde der ersten Herrscher des Himmels
Fliehende Asche. — Die frühsten aller Naturen verschwanden
Vor sich selber ins Nichts vor dem Wesen der Wesen! Dem Einen,
Der von Ewigkeit war und Ewigkeiten durch Sich ist —
Und dem vollen Strome des Wonnegesanges entfielen
Meinem Ohre herab nur wenige Tropfen — Ich hörte:
Jehovah! Jehovah!
Einziger! Einziger! Einziger!
Ehre nur Dir! Ehre nur Dir!
Aller Athmenden Odem!
Aller Sehenden Licht!
Dein Wille! Dein Wille geschehe!
Ewigkeiten Dein Wille!
Du wolltest lebende Wesen!

Da riefen die werdenden Wesen:
Hier sind wir! Hier sind wir!
Der Wesen aller, die niemal
Keine Sprache wird nennen,
Kein Blick überschau'n —
Von allen Schaaren ohn' Ende
Nicht Eins, Nicht Eins ist von allen
Ohne Dich worden!
Nicht Eines! Nicht Eines von allen
Könnte Winke nur sein;
Wenn Du nicht wolltest!
Du willst!
Anbetung! Du willst! Und wir sind!
Du wolltest! Wir wurden!
Du willst! Und wir werden!
Jeden Augenblick neu!
Ehre! Ehre nur Dir!
Dir! Einziger Wille!
Vollendung und Anfang!

Vierter Gesang.

Und die Hallelujah verstummten .. Und vom Gestade
Des Krystallmeers huben sich auf die Zwanzig und Viere;
Deckten mit den Linken das Antlitz, streckten die Rechten
Aus nach den hingeworfenen goldenen Kronen und setzten
Wieder sie auf ihr Haupt, und bestiegen die leuchtenden Thronen;
Auf dem Schooße gefaltet die Gott anbetenden Hände.
Stiller nur scholl noch und schnell, wie Blitze folgen auf Blitze,
„Heilig! Heilig! Heilig! Der ist und der war, und der sein wird!"
Jede Regung der Vier und jeder Blick und ein jeder
Hauch des Mundes war Lob, war sanft erschallender Preisruf.
Sonst war Still' in dem Himmel. Es sanken des hohen Krystallmeers
Silberne Wogen zur spiegelhellen Fläche. Den Odem
Schienen an sich zu halten die Heere des Himmels. Vom Throne
Blitzten stillere Blitze, Verkündiger neuer Gesichte.

Und in der wolkigen Rechten des Thronenköniges sah' ich
Eine Rolle, bemalt mit deutungsvollen Gestalten
Um und um mit Geheimniß bezeichnet; versiegelt mit sieben
Scharf verschließenden Siegeln, die niederhängten . . . Die Augen
Aller Himmel geheftet (ich sahe sie) hin nach der Rolle.

Und ein gewaltiger Bote des Herrn trat hin an die Linke
Des erhabenen Thrones, und stand am Gestade des Lichtmeers —
Legte die Link' auf die strahlende Brust und streckte die Rechte
Gegen die schauenden Heer' und erhob die donnernde Stimme.
Aller Himmel war Ohr und hielt an die Lippe den Finger; —
Als der Erhabne begann, den Mund zu öffnen; als laut nun
Seinen Lippen entscholl, wie Donner den Blitzen — der Ausruf.

„Wer der Geschaffenen? Wer in allen Gebieten der Schöpfung?
„Wer in allen Himmeln — ist würdig zu öffnen die Rolle
„Der Geheimnisse Gottes? — Er nahe dem Throne der Gottheit!
„Seine Hand erbreche die sieben verschließenden Siegel" —

Sprach's und stand und schwieg, und schaute nach jeglicher Gegend
Der Unendlichkeit hin und faltete nieder die Hände —
Stand wie ein Fels in Wolken . . Es schwieg der hörende Himmel
Und die Schöpfung verstummt', und jedes Auge war Hinblick
Nach des andern Aug', und alle Naturen empfanden
Ohnmacht. Stillere Stille verbreitet mit jedem Momente
Ueber den Himmel sich aus und alle Gebiete der Schöpfung.
Niemand regte die Lippe! Kein Fuß hob lüstelnd zum Throne
Leise sich auf! Kein Aug' war, welches zur Rolle sich vordrang,
Näher sie zu beseh'n, der Oeffnung Möglichkeit forschend.
Wie nach dem großen Geheimniß die Himmel dürsteten; — dennoch
War verschlossen der Quell des großen Geheimnisses. Niemand
In den Höhen des Himmels und in den Tiefen der Schöpfung
Niemand fühlte sich würdig, und würdig keiner den andern,
Aufzuschließen die göttliche Rolle — nur nahe zu schau'n sie.
Und ich weinete sehr: „Ach! niemand würdig erfunden,
„Aufzuschließen die göttliche Rolle — nur nahe zu schau'n sie!"
Aber mir rief mit der Stimme des Trostes der Aeltesten einer,
Der der Nächste mir war und meine Thränen bemerkte:
„Weine, Sterblicher, nicht! Der Löw' aus Juda wird siegen!
„Davids Herrscher und Sohn! Denn Sein ist Gottes Geheimniß. —"

Und im Auge des Himmels war allgemeines Erwarten.
Horchender konnte nicht horchen das Ohr der verstummenden Schöpfung,
Nach dem Throne. — So lechzt ein Reh nach dem Quell' im Gebüsche.

Einsmals sah' ich und sieh! Im Kreise der Zwanzig und Viere,
In dem tiefern Kreise der lebenden Wundergestalten,
Sah' ich ein reines Lamm, bezeichnet mit Zeichen der Schlachtung;
Sieben Hörner am Haupt, von den Fürstenschaften der Schöpfung
(Sieben sind ihr; die Sieben sind Sein) das lehrende Sinnbild.
Sieben Augen strahlten am Haupte des Lamms der Versöhnung.
Auf des Gesalbten Stirn ruhn sieben Kräfte der Gottheit.
Strahlen strömen von da in alle Gebiete der Schöpfung. —
Und der Geschlachtete ging, der Dulder auf Golgatha, schweigend
Einige leise Schritte näher zum Throne Jehovahs.
Strahlen unnennbarer Huld entflossen dem Blicke der Gottheit
Auf den Kommenden nieder — der aus der haltenden Rechten
Des Gebieters der Welten, hoch auf dem schimmernden Throne,
Nahm der Geheimnisse Rolle mit sieben Siegeln versiegelt. . .

Staunen war erst der Himmel; gehaltner Odem und starrer
Blick die schauende Schöpfung! — Dann lebende Freude! — Dann Jubel!
Niederwarfen sich schnell die Urgestalten der Thierheit —
Niederwarfen sich schnell die vier und zwanzig Fürsten;
Hoben, gesenkten Blicks, empor die goldenen Harfen —
Ihren Thronen entnommen, an denen jede gelehnt stand;
Hoben Schaalen voll süßen Geruchs, der Heiligen Seufzer,
Ihrer Zwölfe die Harfen, und Zwölfe die rauchenden Schaalen,
Gegen Jehovah empor, die ersten Priester der Menschheit —
Diener, Schatten von Dir — Du Hoherpriester der Schöpfung!
Und ich hörte das Lied von den Lippen der Knieenden schallen,
Unter dem Harfengetön und unter den Wolken des Rauchwerks:

Du nur! Du nur! Wer sonst?
Jesus Messias! Nur Du bist
Würdig, zu nahen dem Throne!
Zu nehmen die Rolle nur Du!
Nur Du zu entsiegeln
Das Buch der Gottesgeheimnisse!
Preis, Geschlachteter, Dir!
Preis! Du Erblaßter am Kreuze!
Preis Dir! Reiniger Aller!
Entsündiger aller Befleckten!
Aller, die starben,
Auferstehung und ewiges Leben!
Dein göttliches Blut floß
In der Tiefe der Tiefen!
Floß für uns Sünder! Uns Alle,
Aus allen Zungen gesammelt;
Aus allen Winden der Erde!
Freiheit, und Kraft floß,
Freuden Gottes entflossen,
Auf die schmachtende Menschheit
Vom Antlitz des Dulders!
Preis Dir! Erhöher vom Staube!
Preis Dir! Könige sind wir!
Gottes Priester durch Dich!
Einziger! Allvollender!
Erbarmer! Entsündiger aller!
Mit Dir, o mit Dir soll
O Du, der Könige König!
Jeder deiner Erwählten
Ueber die Erde herrschen!
An deinem Throne sein Thron stehn!

Riefen's und standen auf, und stellten die goldenen Harfen,
Legten die goldenen Schaalen mit schneller Still' an die Thronen;
Setzten sich wieder hin, auf dem Schooße gefaltet die Hände,
Niederschauenden Blicks voll leuchtender Gottesempfindung.

Kaum verstummten die Harfen — und schnell ergoß sich ein Preismeer
Aus den strahlenden Reihen der zehentausend mal tausend
Boten des Herrn, der lebenden Gottesgedanken, der Engel
Außer dem Kreise des Throns, der Thier' und der Zwanzig und Viere —
Alle tausendmal Tausend — sie riefen alle, wie Einer.

Das von Beginne der Welten
Vor Gott geschlachtete Lamm,
Der Dulder auf Golgatha, Der nur,
Er nur ist würdig! Nur Er!
Nicht Einer von allen, die Gott schuf!
Aller Ehren und Würden!

Aller Kräfte der Gottheit!
Aller Weisheit und Gnade,
Die des Unendlichen ist!
Sein sei, was Gott hat!
Was Gott ist, sei Er!

Und in den Jubelgesang der zehentausendmal Tausend
Fiel der Wonnegesang von allen Schöpfungen Gottes.
Alle Leben der Himmel, der Erde Leben, der Meere,
Alle des Abgrunds riefen, die Milliarden, wie Einer:

Ehre der Thronenden Erstem!

Ehre dem Lamm der Versöhnung!
Alle Herrlichkeit Sein!
Alle Kraft Sein und Liebe!
Wer ist ihr würdig, als Jesus Messias?
Durch jede Ewigkeit — Er nur! —

Und mit lauterer noch, mit allverschlingender Stimme
Riefen die Wundergestalten, die nächsten Vier an dem Throne:
Amen! Riefen sie aus — im Namen aller, die Gott schuf.

Und den Thronen entstürzten von neuem die Priester der Menschheit,
Hingegossen vor dem, der lebt von Aeon zu Aeon.

Leander, s. Näke.

Leander aus Schlesien, s. Stolle.

Karl Lebrun

ward 1791 zu Halberstadt geboren, widmete sich der Bühne und wurde Theaterdirector in Hamburg, trat jedoch später wieder von diesem Posten ab und privatisirte seitdem daselbst. —

Er gab heraus:

Kleine Lustspiele und Possen. Mainz 1808, 8.
Neue kleine Lustspiele und Possen. Ebendas. 1818, 8.
Neueste kleine Lustspiele und Possen. Ebendas. 1820, 8.
Erzählungen und Verseleien. Leipzig 1820, 8.
Lustspiele. Original und Bearbeitung. Mainz 1822, 2 Thle., 8.
Bühnenspiele. Ebendas. 1825, 8.
Neue Bühnenspiele. Ebendas. 1825 und 1830, 2 Bde., 8.
Piccard's Lustspiele. Ebendas. 1826.
Lustspiele und Erzählungen. Ebendas. 1827, 8.
Vor- und Nachspiele für die Bühne. Ebendas. 1833 — 1834, 2 Bde., 8.
Der Mann mit der eisernen Maske. Ein Rechtsstreit. Hamburg 1836.

Außer den hierin enthaltenen Stücken, welche großentheils auch einzeln sich vorfinden, lieferte er mehrere Dramen in Kotzebue's Almanach dramatischer Spiele (im 19. 21. 22. 23. 24. 31. 32. Jahrgang) und in das Jahrbuch deutscher Bühnenspiele (2. 4. 5. Jahrgang) und ließ auch noch einzelne Sammlungen seiner theatralischen Arbeiten im Druck erscheinen.

Große Bühnenkenntniß, ein rascher, witziger Dialog und eine gewandte Behandlung der, meist ausländischen Originalen nachgebildeten, Charaktere und Situationen, haben Lebrun's dramatischen Arbeiten überall eine freundliche und ehrenvolle Aufnahme verschafft. Auch als Erzähler ist er nicht ohne Talent.

Christoph Lehmann.

Seine Lebensumstände sind nur so weit bekannt, daß wir wissen, er wurde 1568 zu Speier geboren, diente als Stadtschreiber seiner Vaterstadt und starb 1638 daselbst.

Von ihm erschien:

Speiersche Chronik. Frankfurt 1612 und 1662, 4.; neue Ausg. von J. M. Fuchs. Ebendas. 1698 und 1711, Fol.
Politischer Blumengarten. Lübeck 1639.

Seine Chronik, so wie sein Blumengarten, eine Sammlung von Sprüchwörtern, gehören zu den besseren Arbeiten dieser Gattung aus jener Periode.

Johann Gottlieb Lehmann

ward am 25. März 1782 zu Sonnenwalde in der Niederlausitz geboren, bekam nach vollendeten philologischen Studien 1819 die dritte Lehrerstelle an der Thomasschule zu Leipzig, wurde Dr. der Philosophie und Conrector des Gymnasiums zu Luckau und erhielt später das Directoriat an dieser Schule.

Er schrieb:

Das Glück im Glauben. Preisepistel in der Urania. Leipzig 1820.
Schulreden. Ebendas. 1828 und 1830, 2 Thle.

Ein tüchtiger, geistvoller Schulmann, dessen Preisepistel vollkommen die Anerkennung verdient, welche ihr bei ihrem Erscheinen zu Theil ward.

Georg Christian Lehms

ward 1684 zu Liegnitz geboren, studirte in Leipzig und wurde später, nachdem er auf obiger Universität die Magisterwürde erhalten, in Darmstadt als Rath und Bibliothekar angestellt, wo er am 15. Mai 1717 starb. Er schrieb meist unter dem Namen Pallidor.

Seine Schriften sind:

Der unglückselige Michael. Hannover 1707.
Absalons und Thamars Staats-, Lebens- und Heldengeschichte. Nürnberg 1710.
Der weiße König Salomo. Hamburg 1712.

Der schönen Esther Lebensgeschichte. Leipzig 1713.
Deutschlands galante Poetinnen. Frankfurt a. M. 1715.

Ein geschmackloser Romanschreiber, dessen übrige Schriften nur für den Literärhistoriker von einigem Interesse sind und weiter keinen sonderlichen Werth haben.

Adam Theodor Albert Franz Lehmus

ward am 2. December 1777 zu Soest in der Grafschaft Mark geboren, erhielt nach vollendeten Studien 1801 die Stelle eines Diaconus zu Dünkelsbühl, wurde 1807 Diaconus und Stadtcaplan zu Ansbach und kam 1814 als außerordentlicher Professor der Theologie und Universitätsprediger nach Erlangen. In demselben Jahre brachte ihn jedoch ein Ruf als Decan und Stadtpfarrer an der Johanniskirche nach Ansbach zurück, von wo er 1829 als Dr. der Philosophie und Theologie und Consistorialrath nach Baireuth abging.

Er verfaßte:

Predigten. Nördlingen 1806.
Ueber die Taufe. Heidelberg 1807.
Predigten am Säcularfeste der Reformation. Nürnberg 1817; neue Ausg. Ebendas. 1820.
Der Protestantismus. Drei Gespräche. Augsburg 1817.
Evangelische Kanzelvorträge. Berlin 1822.
Casualpredigten und Reden. Ebendas. 1823.

Wärme, Klarheit und Geist zeichnen die Arbeiten dieses höchst talentvollen Kanzelredners sehr vortheilhaft aus.

Julius Leichtlen

ward am 4. März 1791 zu Emmendingen geboren und wurde wegen seiner guten Kenntnisse nach treuem Verharren in niederen Bedienstungen zum großherzogl. badenschen Archivrath und Vorstand des oberrheinischen Provincialarchivs zu Freiburg ernannt, als welcher er am 2. April 1830 daselbst starb.

Größtentheils unter dem Namen Julius Lampadius verfaßte er:

Gottsauer Chronik. Karlsruhe 1810.
Beiträge zur Vaterlandsgeschichte. Heidelberg 1811.
Badens Kriegsverfassung im 17. Jahrhundert. Karlsruhe 1815.
Forschungen im Gebiete der Geschichte, Alterthums- und Schriftenkunde Deutschlands. Freiburg 1818 — 1823, 4 Hefte.

L's historische Arbeiten erwarben ihm wegen der in denselben enthaltenen gründlichen, fleißigen und sorgfältigen Forschungen einen sehr geachteten Namen. —

Meister Elias von der Leine, s. Minnesinger.

Graf Friedrich von Leiningen, s. Minnesinger.

Johann Anton Leisewitz

ward am 9. Mai 1752 zu Hannover geboren, studirte nach gehöriger Vorbildung zu Göttingen die Rechte und lebte dort als Mitglied des Dichterbundes mit Boje, Bürger, Hölty, den Stollbergen und Voß in freundschaftlichem Umgange. Nach vollendeten Studien kam er 1777 als Landschaftssecretär nach Braunschweig, wurde dort 1790 Hofrath bei der geheimen Kanzlei, 1791 Canonicus am St. Blasienstifte und 1801 wirklicher geheimer Justizrath und Referent im Geheimconseil. Auf diesem Posten und als Präsident des Obersanitätscollegiums, was er 1805 geworden war, wirkte er einerseits durch Bildung der beiden Prinzen von Nassau-Oranien und ihrer Schwester, sowie durch die Erziehung des braunschweigischen Erbprinzen, andererseits durch administrative Arbeiten, namentlich durch den scharfsinnigen Entwurf und die Ausführung eines neu organisirten Armenwesens der Stadt Braunschweig mit solchem Nutzen und Glück, daß er das unbedingte Vertrauen des Volkes und der Regierung sich erwarb und dasselbe bis zu seinem am 10. September 1806 erfolgten Tode behielt. Seine Mitbürger jedes Standes und Alters begleiteten freiwillig und trauernd die Leiche des trefflichen Mannes zu ihrer Ruhestätte, der durch wahrhaft große und seltene Eigenschaften des Geistes und Herzens ausgezeichnet, wegen seiner liebenswürdigen Bescheidenheit allgemein beliebt und seinen vertrautern Freunden theuer und unvergeßlich war.

Von ihm haben wir:

Schriften. Wien 1816, 12. und vollständigste neue Ausgabe: Braunschweig 1838. —

Einzeln:

Julius von Tarent. Trauerspiel. Leipzig 1776, 8.; verb. Aufl. Ebendas. 1828, 8.

Rede an eine Gesellschaft Gelehrter. (Im deutschen Museum 1776).

Außerdem noch 2 Dialoge im Göttinger Musenalmanach auf's Jahr 1775.

L. erwarb sich durch sein Trauerspiel Julius von Tarent, das er in seinem vier und zwanzigsten Jahre schrieb und welches von der deutschen Gesellschaft zu Mannheim ehrenvoll ausgezeichnet wurde, einen sehr geachteten Namen. Es blieb jedoch leider das einzige Werk seiner Muse und ein Paar Kleinigkeiten ausgenommen, erschien weiter Nichts von ihm. Leichtigkeit des Dialogs, feine Erfindung, Wärme und Kraft, verleihen dem Trauerspiel „Julius von Tarent“ einen nicht geringen, bleibenden Werth, der jedoch noch viel bedeutender sein würde, wenn es nicht zu gleicher Zeit an Raffinement und Unnatürlichkeit litte. Seine hier mitgetheilte Rede eines Gelehrten, ist dagegen ein Meisterstück seiner Satyre.

Rede eines Gelehrten an eine Gesellschaft Gelehrter *).

Glücklich ist der, meine Herren, der Pasteten isset, und utramque rempublicam gehen läßt, wie sie geht! dem sein Schutzgeist, der bei seiner Geburt den ganzen Zweck seines Daseins übersah, nichts wünschte — als eine gesegnete Mahlzeit! Der Kitzel alles zu wissen, versagt ihm den schmausenden Morgentraum nicht; ein Floh im Strumpf ängstigt ihn mehr, als alle Zweifel über seine Bestimmung, und er verlangt von dem göttlichen Lorbeer nur wenige Blätter — um sein Rindfleisch zu würzen. Nichts erinnert ihn an seine Sterblichkeit, als wenn zu viel Knochen im Frieassee sind, und nie geräth er in tiefes Nachdenken, als wenn er mit Erstaunen ausruft: was für Geheimnisse stecken in einem Ragout **)!

Und was haben wir denn davon, daß uns alle Morgen der Fleiß sein Erwache! in's Ohr donnert, daß wir der Natur, Freundschaft, Liebe und uns selber entsagen, daß uns das nämliche Alter als Greise findet, kurz, was bezahlt uns das Unglück, gelehrt und berühmt zu heißen? Etwa, daß wir uns mit offnem Hemde vor einem Duodezband, oder, in einer gestickten Weste, und neben uns unser Wappen, vor einem Quartanten sehen? Daß ein reisender Uffenbach unsere krummen oder geraden Beine bemerkt? Oder daß ein Stück Silber mit unserem Brustbilde von Liebhabern zu Juden, und von Juden zu Liebhabern wandert? Oder daß wir in einer schwärmerischen Minute die Ewigkeit bei allen vier Zipfeln zu halten glauben?

Es ist noch nicht ausgemacht, meine Herren, ob Salomo sein „Alles ist eitel!" zu seinem Minister, seinem Koch, seiner Mätresse, oder vielmehr zu seinem Bibliothekar sagte. Doch er mag gesagt haben, was er will; auch das gelehrte Leben ist eitel, von der Zeit des Eseltragens in den Schulen an, bis wir in die lange Nacht kommen, wo der Schriftsteller und sein Lichtputzer, der Schauspieler und sein Commentator ruhig neben einander schlafen.

Freilich wird alles, was unser ist, unter die Sterne versetzt. Aber haltet Ihr es einem rechtschaffenen Manne für anständig, die Sterne in ihren wohlhergebrachten Rechten zu beunruhigen, daß bald der Krebs seine Scheeren ***), bald die Jungfer ihren Reifrock einziehen muß, um unserem vielsylbigen Namen Platz zu machen? Die Sterne sind billiger als wir. Wann hat der Wassermann Verse gemacht, oder der Scorpion Recensionen?

Aber im Ernste, ist die Ewigkeit denn der Name Eurer Prinzessin? — Denkt Ihr denn wirklich durch Eure Strohhälmchen den Strom aufzuhalten der Roms Staatsverfassung untergrub, in dessen trüben Strudeln Königreiche, philosophische Secten und Alexandrinische Bibliotheken wie Spreu schwimmen? — Aber möchte schwimmen, was schwimmen könnte, wenn nur nicht zuletzt die Geschichte hinten nach schwämme — oder ohne Figur zu reden, das ist eben der Henker, wenn die Welt verbrennt, so verbrennt die Universalhistorie mit.

Glaubt Ihr denn, daß Ihr das erste Menschengeschlecht seid, das diese Erde bewohnt? Andere Leibnitze haben sie erleuchtet, und andere Alexander verwüstet, bis sie Feuer, oder Wasser, oder ein ausgestorbenes Element umschuf. Nichts geschieht, was nicht geschehen ist: und nichts geschieht, was nicht geschehen wird. Neue Heinriche werden regieren, und neue Ravaillacs sie ermorden, die Fackel der Philosophie wird verlöschen, und noch unerschaffene Barbaren de universali a parte rei disputiren. — Das große All ist ein umlaufendes Rad; jede Speiche kömmt zu ihrer Zeit oben. — Alles wird Staub, und ein berühmter Name in der Geschichte kömmt mir vor, wie ein Thierchen in Spiritus — eine kurze Frist zwischen Tod und Verwesung!

Ein altes Sprichwort sagt: Großes Glück fordert starke Schultern. Und sollte Witz und Gelehrsamkeit keinen Schultern zu schwer sein, da jenes zu den Dingen gehört, die außer uns sind, diese aber in das innerste Wesen der Seele eindringen? Und doch prüft Niemand, wie viel sein Herz und sein Verstand tragen können. Allein beide gehen auch oft unter der Last ihrer Kenntnisse zu Grunde; sie gleichen dem alten Schlauch mit gährendem Moste. Der Schlauch zerreißt, und der Most wird verschüttet. — Auch fordert das Beste der Menschheit nicht ungeheure Gelahrtheit von uns — der natürliche Mensch ruft, unter unsern Wissenschaften, wie Socrates auf einem Jahrmarkte, aus: Gott sei Dank, wie viel ist hier, was ich nicht brauche!

Sie sehen, meine Herren ich scherze. Allein es soll nicht gut sein, wenn man immer scherzt. — Lassen Sie uns von etwas andern — aber ernsthaft reden; und was ist ernsthafter, als Ihre Charaktere und ihre Geschichte? Wir wollen sehen, wie mir mein Ehrentempel oder Bildersaal geräth *).

Melamp hat Witz; aber was gilt ihm die Tugend eines Weibes, die Ruhe eines Mannes, wenn er einen Einfall hat? Seine weichen lydischen Lieder sind Lockspeisen in die Netze des Lasters; seine Muse gleicht der Missionarin eines Bordells, und beide flistern einerlei in die Ohren des erröthenden Jünglings. Sein grüngelber Genius nährt sich von der Ehre des Nächsten, und seine Werke gleichen einem Galgenfelde, wo Pasquille, wie eine Schar von Raben, an dem Aase guter Namen nagen. Ich will ihn gerichtlich belangen; denn auf mich hat er keine Schmähschrift gemacht, und auch ich bin ein ehrlicher Mann. Was ist ihm heilig? Er würde seinen Vater ermorden, wenn er eine satyrische Grabschrift auf ihn wüßte; und selbst der Religion spottet er — so lang es hell ist. Sein Unglauben geht mit der Sonne auf und unter; denn um Mitternacht sieht er Gespenster und den Teufel, zählt unter der Bettdecke die Krallen an seinen Klauen, und hört gar deutlich das Pfeifen der Luft, wenn er mit dem Schwanze wedelt. Ist Melamp glücklich? das Kaffeehaus wiehert, und die Assemblee zischelt: er hat einen Einfall! Ich gestehe es, meine Herren, das ist eine herrliche Belohnung; aber — verzeihen Sie — ein guter Mann zu sein, ist auch nicht übel. Allein muß man denn ein Melamp sein, wenn man ein witziger Kopf ist? — So gebt mir einen Karst und einen Pflug, und verbrennt mein Herz!

Wohlaufgeschaut! Markulf kömmt! Markulf, der keinen für ein Genie hält, der nicht zweierlei Strümpfe an hat, und der den Wohlstand nicht mit Scorpionen züchtigt, der Spinnen essen würde, wenn Virgil Spinnen gegessen hätte, und das alles, damit die Markulfiana ein unterhaltendes Buch werden. Wie schlecht wählen die Menschen oft ihre Mittel! Markulf ist sonderbar, um ein Genie zu sein, und doch ist nichts gewöhnlicher, als ein gewöhnlicher Kopf, der sonderbar sein will.

Er ist vorbei — und noch lächelt Luzil in stiller Demuth, Luzil, der das moralische Wunderelixir erfand. Es heilet alle Krankheiten der Seele, Wassersucht, Brüche, Gicht, die heillose Schwindsucht, und die sogenannten galanten Krankheiten — reinigt auch die Leberflecken des Charakters; sollte jemand sogar gestorben sein — zwei Tropfen auf Zucker — aber Diät gehalten! Probatum est.

Aber lassen Sie uns den Staub dieser Pedanten mit einem glänzenden Auftritte vertauschen. Der seidene Sabinus liebäugelt mit jedem Pförtner, ist in jedem Vorzimmer zu Hause, und canonisirt jeden Reichen, für Braten und Bewunderung, zum Mäcen. Der Satrap sieht ihn gern, aber nicht weil Sabin ein Mann von Talenten ist. — Wir wissen es alle aus der Gelehrtengeschichte, wie es Leute gibt, die witzige Dinge sagen, um zu essen, so gibt es auch einige, die zu essen geben, um witzige Dinge zu sagen. Seine Herrlichkeit haben einen Einfall auf große Nasen — er ist ihnen lieb, denn er ist der einzige Stammhalter ihrer Einfälle — und kein Mensch in der Stadt hat eine größere Nase, als Sabin.

Meine ganze Seele ergrimmt, wenn Talente vor Reichthümern kriechen, und wenn ich die Stimme des Mäcen höre: Gebt dem Herrn einen Stuhl, ein Glas Wein und einen Schnitt Biscuit!

Drängt euch nicht zu den Königen, ihr Genien! die ihr über Königreiche und Jahrhunderte herrscht, und keinen Unterthanen habt, der es nicht sein will!

Kein Fürst erschafft Talente. Die deutsche Literatur sei Zeuge! — Da waren keine Mediceer, die die Flecken ihres Ruhms mit castalischem Wasser auswuschen; kein eitler Ludwig, der unsterbliche Dichter ergriff, um sich mit ihnen in den Tempel der Unsterblichkeit einzudrängen. Aber bei uns war der Funken des Himmels.

Die deutsche Literatur wand sich mit eig'ner Kraft aus ihrem Chaos hervor, und ward durch sich, was sie ist. Ohne Unterstützung schwimmt sie durch ihre weite Sphäre, wie ein Erdball — gestützet durch sich selbst, gehalten durch ihre Schwere.

Es giebt ein Geschlecht von Menschen, das nur eine Wissenschaft kennt, und diese Wissenschaft in Alles mischt. Sie glauben, das, was sie wissen, sei Salat zu jeden Braten, und wuchern in fremden Ländern, wo ihre Münze Zahlpfennig ist. Ich kenne Logiker, die Verse in alle Figuren bringen, und Aerzte, die die Gesetze mit Wachs ausspritzen. Gurdus ist ein Geograph, aber redet mit ihm eine Stunde, so ist sein Gedankensystem eine Provinz des eurigen. O hören Sie auf, guter Gurdus! Ich weiß Alles. Um Mitternacht will ich ohne

---

*) Aus „Schriften von J. A. Leisewitz" (Wien 1816).

**) Marcel, la main appuyée sur le front, l'oeil fixe, le corps immobile, et dans l'attitude d'une méditation profonde, s'écria tout à-coup en voyant danser son écolière: que de choses dans un Menuet! Helvetius, de l'Esprit. Disc. II. ch. I.

***) — ipse tibi jam brachia contrahit ardens
Scorpios, et coeli justa plus parte relinquit.
Virg. Georg. I. 34.

*) Zwei Bücher des vortrefflichen Beuder.

Laterne den Weg von Athen nach Megara finden, und von Leipzig nach Rom — wie vom Teller in den Mund.

Oder sind wir alsdann glücklich, wenn Gehirn und Eingeweide in ewigen Kriege liegen. Wenn der Hypochonder über uns herrscht, und Wesen, Form und Farben der Dinge ärger vermischt, als der Philosoph Pontius! Wenn unser Schädel dem Gewölbe eines Tollhauses gleicht, wo jeder Gedanke ein Narr ist? Wenn der Streudel der Phantasie alle Wirklichkeit in den Abgrund stürzt, und die unterste Möglichkeit oben schwimmet? — Was für Tollheiten gehen nicht täglich durch die gelehrte Seele des Pedrill! Oft hält er einen Bücherkasten für einen Polyhistor, und einen Geldbeutel für eine Hure, die ein Schwert und eine Wage in den Händen hält, bemerkt Gänse mit Ordensbändern und einem Steen auf dem Kropfe, sieht Raben in Toga, und Hasen in Sago, hält seinen Papagei für einen Magistrum legentem, und wenn er: wacker Päpchen! ruft, so glaubt er, daß er Wolfen widerlegt.

Entblößen Sie ihre Häupter, meine Herren! der große Paphnucius kömmt! Ein Mann, der das ganze Gebiet der Wissenschaften von Dan bis gen Bersaba, von der Algeber bis zu den Feenmährchen durchreist ist! In der Geschichte hat er sich umgesehen, ist mit der Chymie bekannt, in der Rechtsgelahrheit kein Fremdling, und spielt auch mit Sätzen unter den vier logikalischen Taschenspieler-Bechern — auch aus der Hyppokrene hat er getrunken, aber nur im Vorbeilaufen wie ein ägyptischer Hund aus dem Nil. — Wunderbar! aber noch wunderbarer, Paphnucius ist ein Ignorant! Ein Mann, der alle Kenntnisse halb hat, auch die, die er ganz haben sollte, gleicht er einem Stutzer, der um alle Mädchen buhlte, und den sein eig'nes Weib zum Hahnreih macht.

Aber Crispus ist doch wirklich, was Paphnucius sein will — ein Buch mit Händen und Füßen. Man kann sein Gehirn nicht mit einer Nadelspitze berühren, ohne eine Idee zu spießen. Aber seine Seele ist wie eine Schöpfung ohne leeren Raum, nach den Begriffen gewisser Philosophen; alles ist todt; mehr Leeres — Leben und Bewegung wird erwachen.

Soll ich einige Stufen tiefer heruntersteigen, und Ihnen Gemälde im Geschmack des Tenier und Ostade liefern?

Sehen Sie die trunkenen Magister bei einem Inauguralschmause? Sie zerschmeißen mit ihren Beweisen Systeme, und mit ihren langen Aufschlägen Gläser. Vor ihren Augen tanzen Tische und Stühle, die Monaden und die Allgemeine Bibliothek im wunderbaren Gemisch. Wenn sie nicht trinken, verbrennen sie Ketzer; denn freilich ist es bequemer, den Autor zu verbrennen, als das Buch zu widerlegen. — „Ihr Herren Confratres, der Morgenstern winkt, unsere Weiber warten, der Wein siegt — noch ein Mal stoßen Sie an, auf's Wohl der besten Welt!"

Oder soll ich Ihnen, meine Herren, das verzerrte Gesicht eines Kunstrichters malen, der ein Buch liest, an dem er nichts zu tadeln findet? — Unnütz für ihn! denn das fehlerhafteste ist ihm das liebste. So zieht ein hochfürstlicher Kammerjäger eine Hütte mit Ratzen einem Pallast ohne Mäuse vor.

Ein Franzos — Sie wissen meine Herren, wenn ein Franzos niest, wünscht ganz Europa: Prosit! — ein Franzos sagt an einem Orte, die politische Geschichte ist die Geschichte des menschlichen Elends, die gelehrte der menschlichen Größe.

Ich weiß nicht, und denke vielmehr, alle menschlichen Dinge unter eine philosophische Capelle gebracht, geben immer dasselbe Resultat — den Menschen.

Ueberdem hat man die gelehrte Verfassung ziemlich richtig mit einer Republik verglichen; und da sie nun, mit aller logischen Genauigkeit zu gehen, einer wohleingerichteten Anarchie gleicht, so sehe ich den Grund der Verschiedenheit beider Geschichten nicht ein.

Sie haben ihre Haller, Sextus, Klotz, Scioppius, wir unsere Cäsar, Attila, Greifenfeld und Nero; bei ihnen ist noch keine Verfassung ewig gewesen, bei uns noch kein Grundsatz: in ihrer Geschichte drängt ein Staat den andern, bei uns eine Meinung die andere; dort machen die Zerstörer die ersten Rollen — was thun unsere größten Köpfe anders, als zerstören? Etwas in der Gelehrten-Republik bauen ist ein Verdienst, nicht weil etwas gebaut wird, sondern daß Andere etwas einzureißen haben.

Dort gründet ein großer Geist ein Reich, und eine Reihe namenloser Könige folgt; hier erschafft ein Genie ein System, und dann eine Reihe babylonischer Schriftsteller, bis muthige Köpfe jene mit ihren Spinnrocken, und diese mit ihren Compendien vertilgen. Neue Dynastien nehmen ihren Anfang, und die verdrießliche Geschichte muß denselben Weg zwei Mal gehen.

An großen Begebenheiten aus kleinen Ursachen sind wir eben so reich als sie; die kranken Augen einer Prinzessin stürzen Aegypten, die Nase des Newton, auf die ein Apfel fiel, die Monarchie des Cartesius. Unserer Cabalen darf sich kein Gewissensrath schämen, und oft würde ihnen das sonst ganz gewöhnlich eingerichtete Gewissen eines Hofmanns zu eng werden. Nur haben wir bei allem diesen den Vorzug des Lächerlichen, und das mag dem Gedanken des obgedachten Franzosen eine schiefe Wendung gegeben haben.

Unsere Kriege sind eben so weltkündig und in eben so sonderbare Glücksfälle verwebt. Hat nicht oft eine leichte Instanz den am besten bewaffneten Syllogismus von seinem Streitroß gehoben, daß er die geharn'schten Beine gen Himmel kehrte? Hat nicht oft ein witziger Einfall, der vor den Fürsten einer Hypothese spielen sollte, den Pfosten derselben ergriffen und umgerissen, daß alles darin umkam, Männer, Weiber und Kinder, an die dreitausend Seelen?

Auch den schnellen Wechsel der menschlichen Dinge, auf den Tacitus oft so rührend hinweist, finden wir unter den Gelehrten. Sagt, war Gottsched, als er blühte, nicht so reich an Lobsprüchen, als Krösus an Golde? Seine literarische Schatzkammer hatte alles, was einen Solon in Erstaunen setzen kann. Da hing die Bewunderung von Deutschland, das Lächeln vornehmer Gönner, und das Nicken einsichtsvoller Damen, die Rauchfässer der Journalisten, das Jauchzen der studierenden Jugend, und selbst schon der Tadel der Narren. — Jetzt alles im Monde! Mit diesen meinen Ohren habe ich es gehört, als Gottsched auf dem Scheiterhaufen stand, und die kritische Flamme schon loderte, rief er aus: Allerseits werthgeschätzte Anwesende, vor seinem Ende ist Niemand berühmt!

So sprach der Philosoph Altius *), und schrieb auf, was er gesagt; und nun, lieben Leute, wer rathen kann, der rathe, warum er gegen den Witz geredet?

Poetische Gespräche **).

I.

Die Pfändung.

Ein Bauer und seine Frau.

Abends in ihrer Schlafkammer.

Der Mann.

Frau, liegst du? so thu' ich das Licht aus. Dehne dich zu guter Letzt noch ein Mal recht in deinem Bette. Morgen wird's gepfändet. Der Fürst hat's verpraßt.

Die Frau.

Lieber Gott!

Der Mann (indem er sich niederlegt).

Bedenk' einmal das Wenige, was wir ihm zu geben haben, gegen das Geld, was er durchbringt; so reicht es kaum zu einem Trunke seines köstlichen Weins zu.

Die Frau.

Das ist erschrecklich, wegen eines Trunkes zwei Leute unglücklich zu machen! Und das thut Einer, der nicht einmal durstig ist! Die Fürsten können ja nie recht durstig sein.

Der Mann.

Aber wahrhaftig! wenn auch in dem Kirchengebet das kommt: „Unsern durchlauchtigen Landesherrn und sein hohes Haus," so kann ich nicht mit beten. Das hieße Gott spotten, und er läßt sich nicht spotten.

Die Frau.

Freilich nicht! Ach! ich bin in diesem Bette geboren, und, Wilhelm, Wilhelm! es ist unser Brautbett.

Der Mann (springt auf).

Bedächte ich nicht meine arme Seele, so nähm' ich mein Strumpfband, betete ein gläubig Vaterunser, und hinge mich an diesen Bettpfosten.

Die Frau (schlägt ein Kreuz).

Gott sei mit uns! — Da hättest du dich schön gerächt!

Der Mann.

Meinst du nicht? — wenn ich so stürbe, so würdest du doch wenigstens ein Mal seufzen!

Die Frau.

Ach, Mann!

Der Mann.

Und unser Junge würde schreien! Nicht!

Die Frau.

Gewiß!

---

*) Beatus ille, qui procul negotiis,
Ut prisca gens mortalium,
Paterna rura bobus exercet suis.
— — — — — — —
— — — — — — — — —
Haec ubi locutus foenerator Alphius,
Jam jam futurus rusticus,
Omnem relegit Idibus pecuniam,
Quaerit Calendis ponere.
Hor. Epod. II.

**) Aus „Schriften von J. A. Leisewitz" (Wien 1816).

Der Mann.

Gut! An jenem Tage ich, dieses Seufzen und Schreien auf einer Seite — der Fürst auf der andern! Ich dächte, ich wäre gerächt.

Die Frau.

Wenn du an jenen Tag denkst, wie kannst du so reden? Da seid ihr, der Fürst und du, ja einander gleich.

Der Mann.

Das wolle Gott nicht! Siehe, ich gehe aus der Welt, wie ich über Feld gehe, allein, als ein armer Mann. Aber der Fürst geht heraus, wie er reist, in einem großen Gefolge. Denn alle Flüche, Gewinsel und Seufzer, die er auf sich lud, folgen ihm nach.

Die Frau.

Desto besser; — so sieh doch dieß Leben als einen heißen Erntetag an! — Darauf schmeckt die Ruhe so süß; und dort ist die Ruhe von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Der Mann (legt sich wieder nieder).

Amen! Du hast Recht, Frau, laß sie das Bette nehmen, die Unsterblichkeit können sie mir doch nicht nehmen! Schlaf' wohl.

Die Frau.

Und der Fürst und der Vogt sind ja auch unsterblich. — Gute Nacht! Ach, morgen Abend sagen wir uns die auf der Erde!

II.

Der Besuch um Mitternacht.

Der Fürst und der Kammerherr am Schachbret.

Der Fürst (nach einigen Zügen).

Schachmatt!... Wahrhaftig, es ist Mitternacht; und die Gorgone ist noch nicht da! Weiß sie denn nicht, daß ich morgen mit dem Frühesten mustere?... Eh' ich's vergesse, Herr Kammerherr, ziehen Sie mir morgen die Halsbinde etwas fest. Man sieht bei dergleichen Gelegenheiten gern ein Bißchen braun — ein Bißchen martialisch aus. Die Gorgone hält doch nie Wort.

Der Kammerherr.

Eure Durchlauchten belieben sich zu erinnern, daß Ihre Gemahlin noch auf ist, und daß sie dorten vorbei muß.

Der Fürst.

Sie haben Recht. Und ich muß jetzt mit meiner Frau so behutsam umgehen, wie mit einem überlaufenden Gefäß.

Der Kammerherr.

Aber in der That, ich begreife nicht, was die gute Dame will. Sie haben ja einmal einen Erbprinzen von ihr; und wenn Sie den auf andere Weise hätten bekommen können, so hätten Sie keine Gemahlin genommen.

Der Fürst.

Ich weiß nicht. Eine Gemahlin ist doch immer eine Mätresse mehr. Freilich von einer andern Seite... (Es erscheint ein Geist. Der Fürst fällt in Ohnmacht. Wie er sich nach einer langen Pause erholt, zum Kammerherrn). Gott! wer ist das?

Der Geist.

Hermann, der Cherusker! Siehe, hier klebt das Blut des Varus, und hier das Meinige; beides nicht vergossen, daß du der Tyrann von Sclaven, und der Sclave einer Hure seist!

Der Kammerherr (ganz leise).

Ein respectwidriger Ausdruck!

Der Geist (zum Fürsten).

Edelknabe, hast du je die geweihte Last gefühlt, die auf deinen Schultern ruhen sollte? Glaubst du, daß süßer essen und trinken, wie Andere, sein Leben unter Weibern, verschnittenen und unverschnittenen Halbmännern vertändeln — daß das heiße ein Fürst sein? Und diese Ueppigkeit in einem Lande, wo man in keinem Hause lacht, als in deinem! Und doch däucht mir das Jauchzen deines Hofes in deinem verwüsteten Gebiete wie der Schall einer Trompete in einem Lazareth, daß man das Winseln der Sterbenden und Verstümmelten nicht höre!

Der Fürst.

Geist, warum kamst du zu mir?

Der Geist.

Um zu reden! — Hier hat noch Niemand geredet! Alles, was du je gehört hast, war Wiederschall deiner Begierden. Dieß verdient es, daß ein Geist sichtbaren Stoff anziehe, und die Sonne noch ein Mal sehe. — Sie ist das Einzige in Deutschland, was ich noch kenne! Aber, Jüngling, höre was ich rede! So gewiß jetzt dein Knie vor einem Geist und der Wahrheit zittert, so gewiß kommt eine Zeit, in der es Hermannen nicht gereuen wird, daß er für Deutschland starb! Verstehst du mich? — Nicht? — Despotismus ist der Vater der Freiheit! — Verstehst du mich jetzt? (Er verschwindet).

Der Fürst.

Ungarisch Wasser, Herr Kammerherr!

Der Kammerherr.

Ich — ich — habe nichts bei mir.

Der Fürst.

Sie sind ein Freigeist; und haben in der Gespensterstunde kein ungarisch Wasser!

Johann Wilhelm Lembert

ward gegen Anfang des jetzigen Jahrhunderts geboren und widmete sich mit Vorliebe dem Theater. Er trat im ersten Jahrzehend des 19. Jahrhunderts mit Glück als Schauspieler auf den Bühnen zu Stuttgart und Dresden auf und wurde später als kaiserlich-königlicher Schauspieler an das Hoftheater nach Wien berufen.

Er gab heraus:

König Stanislaus. Lustspiel nach Duval. Frankfurt (Leipzig) 1812, 8.
Arete oder Kindestreue. Schauspiel nach dem Französischen. Leipzig 1813, 8.
Der Dichter und der Schauspieler. Lustspiel nach Dupaty. Ebendas. 1813, 8.
Der Papa und sein Söhnchen. Lustspiel. Riga 1813, 8.
Ränke und Schwänke. Lustspiel. Ebendas. 1813, 8.
Der Trauring. Schauspiel. Leipzig 1813, 8.
Schauspiele. Riga (Leipzig) 1813, 1ter Bd., 8.
Dramatische Spiele. Leipzig 1816, 12.
Taschenbuch für Schauspieler und Schauspielfreunde. Stuttgart und München 1816 u. 1817. Dann Wien 1821—23, 5 Jahrgänge, 12.; 5ter Jahrg. mit 3 Portraits (mit Carl).
Die Brautwahl. Lustspiel nach Picard. Wien 1821, 8.
Federproben. Erzählungen und Novellen. Ebendas. 1821, 8.
Das öffentliche Geheimniß. Nach dem Spanischen des Calderon. Ebendas. 1824, gr. 12.
Der Ehemann auf Schleichwegen. Lustspiel nach Cas. Bonjour. Wien 1825, gr. 12.
Dramatische Neujahrsgabe. Wien 1827, gr. 12.
Historische Skizze der k. k. Hoftheater in Wien, mit besonderer Berücksichtigung des deutschen Schauspiels. Ebendas. 1833, gr. 8.
Almanach dramatischer Spiele für das Jahr 1834 und 1836. Ebendas. 1833 und 1836, 2 Jahrgänge, 12.

Bühnenkenntniß, Leichtigkeit der Behandlung und gefälliger Dialog, verschafften seinen, meist nach ausländischen Vorbildern gearbeiteten, dramatischen Leistungen eine freundliche Aufnahme.

N. Lenau, s. Niemtsch von Strehlenau.

Jakob Michael Reinhold Lenz,

Sohn des General-Superintendenten L. zu Riga, zeichnete sich lebenslang durch mancherlei Sonderbarkeiten aus. Er ward am 12. Januar 1750 zu Seßwezen in Liefland geboren, studirte eine Zeitlang in Straßburg, wohin er einige junge Adelige begleitet hatte, und lebte dort im vertrauten Umgang mit Goethe und andern ausge-

zeichneten Männern. Enthusiastische Vorliebe für das Theater hinderte aber schon damals seine Studien und hielt ihn auch später ab, sich mit Ernst einem bestimmten nützlichen Berufe zu widmen. Er sank in Armuth und starb in Wahnsinn zu Moskau am 24. Mai 1792.

Seine literarische Hinterlassenschaft besteht in:

Sämmtliche Schriften. Herausgegeben von Tieck. Berlin 1827 u. 1828, 3 Bde., 8.

Einzeln:

Die sieben Landplagen. Gedicht. Königsberg 1770, 8.
Lustspiele nach Plautus, für's deutsche Theater. Leipzig 1774, 8., (mit Göthe).
Der Hofmeister. Komödie. Ebendas. 1774 8.
Der neue Mendoza. Ebendas. 1774, 8.
Das leidende Weib. Trauerspiel. Ebendas. 1775, 8.
Menalk und Mopsus. 1775.
Die Freunde machen den Philosophen. Komödie Lemgo. 1776, 8.
Die Soldaten. Komödie. Leipzig 1776, 8.
Petrarch. Ein Gedicht aus seinen Liedern gezogen. Zürich. 1776, 8., mit Vign.
Flüchtige Aufsätze. Herausgegeben von Kayser. Ebendas. 1776, 8.
Zerbin oder die neuere Philopsophie. Eine Erzhlung. 1776.
Der Engländer. Dramatische Phantasie. Leipzig 1777, 8.
Der Landprediger. Eine Erzählung. 1777.
Pandaemonium germanicum. Aus seinem handschriftlichen Nachlasse herausgegeben von G. F. Dumpf. Nürnberg 1819, 8.

Mit Witz, Phantasie und lebhaftem Gefühl reich ausgestattet, suchte Lenz in seinen Dramen allem Bestehenden zu trotzen, und, sämmtliche Gattungen kühn durcheinander mischend, dadurch zu gleicher Zeit auf den Verstand, wie auf das Gemüth zu wirken. Seine Leistungen, in welchen sich allerdings ein außergewöhnliches Talent offenbarte, das eine neue Bahn einzuschlagen schien, zogen die Aufmerksamkeit der Menge auf sich, wußten jedoch eben durch das Excentrische in ihnen, dieselbe nicht lange zu fesseln, und fielen schnell wieder der Vergessenheit anheim, der sie in neuerer Zeit zwar durch Tieck wieder entrissen wurden, ohne jedoch bleibend wirken zu können.

Ludwig Friedrich Lenz

ward im Jahre 1717 zu Altenburg geboren, studirte zu Jena die Rechte und wurde nach vollendeten Studien bei den Justizbehörden seines Vaterlandes angestellt. Er starb als sachsen-gothaischer Hofrath und Amtmann zu Altenburg am 3. Juli 1780.

Von ihm haben wir:

Ueber die Liebe. 2 Gesänge. Altenburg 1743, 4.
Freimaurerlieder. Ebendas. 1746 u. 1750.
Mahomed der Andere. Trauerspiel. Gotha 1751
Gedichte. Altenburg 1781.

Ein für seine Zeit leichtes und gefälliges, mit ernstem Streben ausgerüstetes Talent, hat L. F. Lenz Manches hinterlassen, das freundliche Beachtung verdient.

Heinrich Leo

ward am 19. März 1799 zu Rudolstadt im Schwarzburgischen geboren, studirte auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt und zu Jena Philologie und Philosophie, wurde Dr. der Philosophie und ging in Folge eines Rufs als außerordentlicher Professor der Geschichte nach Berlin, von wo er als ordentlicher Professor derselben Wissenschaft nach Halle kam.

Er schrieb:

Ueber Odins Verehrung in Deutschland. Erlangen 1822.
Entwickelung der Verfassung der lombardischen Städte. Hamburg 1824.
Macchiavells Briefe an seine Freunde. Berlin 1826.
Von der Entstehung und Bedeutung der deutschen Herzogsämter nach Karl dem Großen. Ebendas. 1827.
Vorlesungen über die Geschichte des jüdischen Staates. Ebendas. 1828, 2 Thle.
Machiavells historische Fragmente. Hannover 1828.
Lehrbuch der Geschichte des Mittelalters. Halle 1829, 2 Thle.
Geschichte der italienischen Staaten. Hamburg 1829—32, 5 Bde.
Zwölf Bücher niederländischer Geschichten. Halle 1832 fgde.
Studien und Skizzen zu einer Naturlehre des Staates. Halle 1833 fgde.
Lehrbuch der Universalgeschichte. Halle 1835 fgde. 3 Bde.
Leitfaden für den Unterricht in der Universalgeschichte. Halle 1838, 2 Thle.
Altsächsische und Angelsächsische Sprachproben. Halle 1838.
Viele historische und polemische Flugschriften u. s. w.

Leo hat sich durch gründliche Quellenforschung, Scharfsinn und eine kunstvolle Darstellung, aus deren anscheinender Kälte und Abrundung oft große Wärme und Kraft hervorblickt, einen sehr geachteten Namen als Historiker erworben, obwohl seine politischen, religiösen und philosophischen Ansichten heftige Gegner fanden, und er unablässig in literärische Kämpfe, die zur Vermehrung seines Ruhmes eben nicht sonderlich beitragen, verwickelt ist.

Gottlieb von Leon

ward am 16. April 1757 zu Wien geboren und erhielt zuerst eine Anstellung als Scriptor an der dasigen kaiserlichen Hofbibliothek, 1816 aber das Amt eines zweiten Custos an derselben.

Er gab heraus:

Gedichte. Wien 1788 8.
Wiener Musenalmanach. Wien 1795 u. 96, 12. (mit Ratschky und Kreil).
Apollonion. Taschenbuch zum Vergnügen und Unterricht. Wien 1807 u. 1808, 2 Jahrgänge.
Rabbinische Legenden. Ebendas. 1821, 8.

Gute Diction, Wärme und Anmuth zeichnen seine poetischen Leistungen, namentlich auf dem Gebiete der Elegie und der Idylle, lobenswerth aus.

Karl Cäsar von Leonhard

ward am 12. September 1779 zu Raupenheim bei Hanau geboren und studirte auf verschiedenen gelehrten Anstalten Philologie, Philosophie, Staats- und Naturwissenschaften und wurde Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu München, als er sich dort aufhielt. Nachdem er zum königlich baierschen Geheimrath und Ritter des Civilverdienstordens ernannt worden, ging er von hier in Folge eines Rufs als ordentlicher Professor der Mineralogie nach Heidelberg.

Er schrieb:

Taschenbuch für die gesammte Mineralogie. Frankfurt 1807 ff.
Handbuch der allgemeinen topographischen Mineralogie. Ebendas. 1808 u. 1809, 2 Thle.
Mineralogische Studien. Nürnberg 1811.
Die Formenverhältnisse und Gruppirungen der Gebirge (mit Joffon).
Bedeutung und Stand der Mineralogie. Ebendas. 1816.
Propädeutik der Mineralogie. Ebendas. 1817.
Zu Werner's Andenken. Ebendas. 1817.
Zur Naturgeschichte der Vulkane. Heidelberg 1818.
Taschenbuch zur Naturgeschichte der Erde. Frankfurt 1819.
Handbuch der Oryktognosie. 2. Ausg. Heidelberg 1826.
Zeitschrift für Mineralogie. Ebendas. 1828 flg.

Berühmt als Mineralog und Geognost erwarb sich v. L. außerdem noch vorzügliches Verdienst durch den vortrefflichen didaktischen Styl in seinen Werken.

Lesch, s. Meistersänger.

Joachim Leseberg.

Von den Lebensumständen dieses Dichters wissen wir nur, daß er in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts geboren wurde, Theologie studirte, an der Stiftskirche zu Wunstorf im hannöverschen Fürstenthum Kalenberg als Prediger und Canonicus angestellt war und zu Anfange des 17. Jahrhunderts daselbst starb.

Er verfaßte:

Susanna. Lemgo 1609.
Jesus duodecimus in deutschen Reimen. Helmstädt 1610; ferner 1618.

Seine Arbeiten haben weiter keinen Werth, als daß sie von Interesse für den Sprachforscher sind, da er den meckelnburgischen Dialekt in denselben vorwalten ließ.

Gottfried Leß

ward am 31. Januar 1736 zu Konitz in Westpreußen geboren, studirte zu Königsberg und Halle Theologie und Philosophie und wurde nach vollendeten Studien Professor der Theologie am Gymnasium zu Danzig. Nachdem er von einer gelehrten Reise nach England zurückgekehrt war, erhielt er 1763 eine theologische Professur zu Göttingen, wo er bis 1791 mit großem Beifall lehrte und dann als Dr. der Theologie, General-Superintendent des Fürstenthums Kalenberg, Consistorialrath, erster Hofprediger und Director der Töchter- und Hofschule nach Hannover abging. Er starb daselbst am 28. August 1797.

Er gab heraus:

Die christliche Lehre vom Gebete. In 10 Predigten; 2. Ausg. Göttingen 1783.
Die christliche Lehre von der Mäßigkeit und Keuschheit. In 12 Predigten; 2. Ausg. Ebendas. 1780.
Die christliche Lehre vom innern Gottesdienst. In 10 Predigten; 2 Ausg. Ebendas. 1781.
Die christliche Lehre von den gesellschaftlichen Tugenden. In Predigten; 2. Ausg. Ebendas. 1785.
Passionspredigten. Ebendas. 1776; neue Ausg. Ebendas. 1780, 2 Thle.
Christliche Predigten. Ebendas. 1790.

L. erwarb sich den verdienten Ruhm, einer der bedeutendsten und gelehrtesten protestantischen Geistlichen seiner Zeit und ein höchst ausgezeichneter Kanzelredner zu sein; seine Predigten würden sich jedoch dauernder erhalten haben, wenn er nicht oft zu prolix in denselben gewesen wäre.

Johann Gotthold Ephraim Lessing.

Dieser große Dichter und noch größere Kritiker ward am 22. Januar 1729 zu Kamenz in der Oberlausitz geboren, wo sein auch als Gelehrter und Schriftsteller nicht unbekannter Vater, Johann Gottfried L., als Oberpfarrer wirkte. Durch früh entwickelte Vorliebe für Bücher, welche schon den 5jährigen Knaben zu dem beharrlichen Entschluß führte, nur mit einem großen Haufen derselben gemalt sein zu wollen und durch das Beispiel seines fleißigen Vaters zu den Wissenschaften hingezogen, bestimmte er seine Eltern zu dem Entschlusse, ihn studiren zu lassen. Er wurde daher, nachdem er durch den Unterricht seines Vaters, einiger Privatlehrer und der lateinischen Schule seiner Vaterstadt einigermaßen vorbereitet worden, 1741 auf die Schule zu Meißen gebracht, wo er mit außerordentlichem Fleiße und dem besten Erfolge alte Sprachen, Philosophie und Mathematik, Französisch, Italienisch und Musik studirte und auch in der schon früher von ihm getriebenen Zeichenkunst gute Fortschritte machte. Als er 1746 die Universität Leipzig bezogen hatte, um dort nach dem Willen seiner Eltern Theologie zu studiren, erwachte die schon zu Meißen von ihm im Stillen gehegte und gepflegte Liebe zur Dichtkunst und zum Theater von Neuem in ihm mit solcher Stärke, daß er in keinem der Collegien seines oder anderer Berufsstudien lange ausdauerte und mit Ausnahme der Vorlesungen Ernesti's, welche er regelmäßig und anhaltend besuchte, immer von einem in das andere lief. Dagegen studirte er desto eifriger die Wolf'sche Philosophie, übte sich fleißig unter Kästner im Disputiren und in den den Körper bildenden Künsten, trieb mit Glück in Gesellschaft seines Freundes Weiße, der beiden Schlegel und Zachariä's unter Mylius, der aus seinem Lehrer bald sein innigster Freund wurde, die Dicht-

kunst und die schönen Wissenschaften, und wurde aus einem Schüler derselben, bald Lehrer der damals dort spielenden berühmten Neuber'schen Schauspielergesellschaft. Auch trat er hier zuerst mit seinem Freunde Weiße und später selbstständig und vorzüglich für diese Bühne als Schriftsteller und Dichter auf. Als diese jedoch ihre berühmtesten Mitglieder verloren hatte und Mylius nach Berlin abgegangen war, wandte er sich 1750 dahin und lebte dort seinen poeschen und theatralischen Beschäftigungen und dem Studium der spanischen Sprache. Um jedoch seine mit dieser Lebensweise unzufriedenen Eltern zu begütigen, ging er noch in demselben Jahre auf die Universität Wittenberg, wo sein jüngerer Bruder, der nachherige Conrector Johann Gottlieb L. zu Chemnitz, damals studirte. Er wurde hier nach dem Wunsche seines Vaters Magister und gab mit seinem Bruder mehrere schönwissenschaftliche und theologische Schriften heraus, wodurch er einen geachteten Namen und die Mitgliedschaft der Gesellschaft von Freunden der Humaniora zu Halle erwarb, sich aber auch die Feindschaft vieler orthodoxen Theologen, besonders des Pastor Lange zu Laublingen zuzog. Ueberdrüßig des Aufenthaltes zu Wittenberg kehrte er 1751 nach Berlin zurück, wo eine größere literarische Wirksamkeit und seine alten Freunde seiner warteten. Moses Mendelssohn und Nicolai waren ihm am liebsten, doch schätzte er auch Ramler, Sulzer, König, Süßmilch und Kernberger hoch und befand sich in ihrer Gesellschaft sehr wohl. Nach kurzem Aufenthalte zu Potsdam und längerem zu Berlin ging er indeß 1755 wieder nach Leipzig und unternahm von da aus als Gesellschafter eines unterwegs mit ihm bekannt gewordenen jungen und reichen Kaufmanns eine Reise durch Deutschland nach Amsterdam, deren Ausdehnung nach England der eben ausgebrochene siebenjährige Krieg hinderte. Nachdem er deswegen sich wieder nach Leipzig zurückbegeben hatte, lernte er hier den schon von Berlin aus ihm nicht unbekannten Officier der preußischen Besatzung und Dichter von Kleist, so wie den zu früh verstorbenen Tragödiendichter von Brawe kennen, mit welchen er in literarischer Wirksamkeit fast 3 schöne Jahre verlebte, bis der Tod oder die Entfernung seiner Freunde ihn 1759 nach Berlin zurücktrieb, wo er 1760 Mitglied der Akademie der Wissenschaften wurde und dann als Secretär bei dem General von Tauenzien nach Breslau abging. Aus der literarischen Erschlaffung, in welche er hier versunken war, weckte ihn eine anregende Dedication, welche Moses Mendelssohn vor die 2. Auflage seiner philosophischen Schriften gesetzt und ihm zugesandt hatte. Mit einer Last von indeß gekauften Büchern bereichert verließ er 1765 Breslau, um wieder unabhängig leben zu können, ging nach Berlin und von da in Folge einer von dortigen Theaterfreunden an ihn ergangenen Einladung 1766 nach Hamburg. Allein die Händel, welche hier die Schauspieler ihm machten, das Aufhören einer von ihm mit Bode dort eingerichteten Druckerei und unaufhörliche literarische Fehden versetzten ihn in eine so trübe Stimmung, daß er im Begriff war, seine Habseligkeiten sämmtlich zu verkaufen und nach Italien zu wandern, als Professor Ebert zu Braunschweig ihn dorthin rief und ihn dem dasigen Erbprinzen zum Reisegesellschafter und Bibliothekar zu Wolfenbüttel empfahl. Nachdem er noch Herder's Bekanntschaft gemacht und mit einer sehr gebildeten Frau, der Wittwe des Kaufmanns König zu Hamburg sich verlobt hatte, trat er 1770 sein neues Amt zu Wolfenbüttel mit dem Titel eines braunschweigischen Hofrathes an, begleitete 1775 den Erbprinzen nach Italien und vergrößerte durch die Ausbeutung der ihm untergebenen Bibliothek und Herausgabe seiner wichtigsten Schriften seinen Ruf und die Kenntniß der Wissenschaften. Er verwickelte sich indessen dadurch mit dem Pastor Götze und Anderen in neue heftige Streitigkeiten, deren Folgen, verbunden mit seinen geistigen Anstrengungen ihm die Elasticität seines Geistes und seinen jovialischen Gleichmuth raubten und sein Leben untergruben. Er starb zu Wolfenbüttel am 15. Februar 1781 an Engbrüstigkeit. Seine Vaterstadt ehrte sein Andenken durch ein 1823 errichtetes schönes Denkmal. — Er war höchst theilnehmenden Herzens gegen Freunde und Verwandte und fast bis zum Uebermaße großmüthig gegen Unglückliche und Arme, und lebte bei aller Kenntniß der feinsten Genüsse im Allgemeinen höchst frugal. Die Größe seines Geistes und die Liebenswürdigkeit seines Charakters bestätigten Mendelsohn's Wort über ihn: Er ist mehr als ein Menschenalter seinem Jahrhundert vorausgeeilt.

Seine Schriften sind in chronologischer Reihenfolge folgende:

1) Giangir. Versuch eines Trauerspiels. 1748.
2) Samuel Henze. Trauerspiel. 1749.
3) Ueber Klopstock's Messiade. Halle 1749, 8.
4) Beiträge zur Historie und Aufnahme des Theaters. Stuttgart 1750, 4 St., 8. (mit Christlob Mylius).
5) Gedanken über die Herrnhuter. 1750.
6) Kleinigkeiten. Stuttgart 1751, 8.; dann neu aufgelegt 1756, 1769, 1779, 8. (erschien anonym).
7) Huart's Prüfung der Köpfe zu den Wissenschaften. Aus dem Spanischen übersetzt. Wittenberg 1752, 8.; 2. verm. Aufl. von Ebert, Wittenberg und Zerbst 1785, 8.
8) Marigny, Geschichte der Araber unter den Kalifen. Aus dem Französischen. Berlin 1753—54, 3 Thle., 8. (nur der 1. Thl. von Lessing).
9) Kleine Schriften. Berlin 1753—56, 6 Thle., 12.
10) Vade mecum für Herrn Lange, Pastor in Laublingen. Berlin 1754, 12.
11) Theatralische Bibliothek. Ebendas. 1754—58, 4 St., 8., mit 2 Portraits.
12) Miß Sara Sampson. Ebendas. 1755, 12.; ferner Ebendas. 1757, 12.; 1772, 8. Nachgedruckt zu Frankfurt 1764, 8. Französisch: Paris 1772. Dänisch: Kopenhagen 1770, 8.
13) Hutcheson's Sittenlehre der Vernunft. Aus dem Englischen. Leipzig 1756, 2 Thle., 8.
14) Law's ernsthafte Ermunterungen. Aus dem Englischen. Leipzig 1756, 8. (mit Weiße).
15) Fabeln. 3 Bücher. Nebst Abhandlungen mit dieser Dichtungsart verwandten Inhalts. Berlin 1759, 8.; 2. Aufl. Ebendas. 1777, 8.; 4. Aufl. Ebendas. 1819, 8. Französisch von d'Antelmy, Paris 1764, 12.; n. A. mit deutschem Text, Ebendas. 1781, 8.; Straßburg 1800, 8. In franz. Versen von Dorat, Paris 1774. Lateinisch von Avenarius, Braunschweig 1771, 8. Außerdem mehrere Nachahmungen.
16) Philotas. Trauerspiel (in Prosa). Berlin 1759, 8.; neue Ausg. Ebendas. 1788, 8.
17) Fatime. Trauerspiel. 1759.
18) Das Theater des Herrn Diderot. Aus dem Französischen. Berlin 1760, 2 Thle., 8.; verb. Aufl. Ebendas. 1781, 8.
19) Leben des Sophokles. Berlin 1760 (7 Bogen); 2. verm. Ausg. von Eschenburg, Ebendas. 1790, kl. 8.
20) Richardson's Sittenlehre für die Jugend. Aus dem Englischen. Leipzig 1761, 8.; 2. Ausg. Ebendas. 1772, 8.; 3. Ausg. Ebendas. 1773, 8.; 4. Ausg. Ebendas. 1783, 8., mit Kupf.
21) Laokoon, oder über die Grenzen der Malerei und Poesie. Berlin 1766, 1ter Thl., gr. 8.; neue verm. Aufl. Ebendas. 1788, gr. 8.; mit den Fragmenten von Karl Gotthelf L. herausgegebene 3. Aufl. Ebendas. 1805, gr. 8.; neue durchgesehene Aufl. Ebendas. 1832, 8. Englisch 1767, 8.
22) Lustspiele. Berlin 1767, 2 Thle., 8.; 2. Aufl. Ebendas. 1771, 8.; 3. Aufl. Ebendas. 1786, 3.; 4. Aufl. Ebendas. 1802, 2 Thl. 8.
23) Minna von Barnhelm. Ein Lustspiel. Berlin 1767, 8.; ferner Ebendas. 1770, 8.; 1774, 8.; 1786, 8.; 1826, 8. Französisch von Großmann, Berlin 1772, 8. Englisch: London 1799, 8. Schwedisch: Stockholm 1792, 8.
24) Hamburgische Dramaturgie. Hamburg 1768, 2 Bde., gr. 8.; neue Aufl. Bremen und Leipzig 1786, gr. 8. Nachgedruckt 1769, 2 Bde., kl. 8. Französisch: Paris 1785, gr. 8.; neue Aufl. 1805, 2 Thle., 8.

25) Briefe antiquarischen Inhalts. Berlin 1768, 2 Thle., 8.; neue Aufl. Ebendas. 1808, 2 Thle., 8.
26) Wie die Alten den Tod gebildet. Eine Untersuchung. Berlin 1769, kl. 4., mit 2 Vign. u. 5 Kupf.; neue unveränderte Aufl. Ebendas. 1800, 8. Französisch: Paris 1786, 8.
27) Briefe über die Tanzkunst von Noverre. Aus dem Französischen. Hamburg und Bremen 1769, 8. (mit Bode).
28) Berengarius Turonensis. Braunschweig 1770, 4.
29) Sinngedichte. Berlin 1771, 8.; neue Aufl. Ebendas. 1807, 8. (von Ramler herausgegeben).
30) Vermischte Schriften. Berlin 1771—92, 7 Thle., 8.; neue unveränderte Aufl. Ebendas. 1796, 8.
31) Trauerspiele. Berlin 1772, 8.; 2. Aufl. Ebendas. 1788, 8.; 4. Aufl. Ebendas. 1818, 8.
32) Emilia Galotti. Ein Trauerspiel. Ebendas. 1772, 8.; neue Aufl. 1788, 8.; Prachtausg. Leipzig 1803, gr. 4., m. Kpfrn.; 5te Aufl. Ebendas. 1820, 8. Englisch: von Berrington. London 1794. Russisch: 1784. Lateinisch: Celle 1778, 8.
33) Zur Geschichte und Literatur, aus den Schätzen der Bibliothek zu Wolfenbüttel. Braunschweig 1773—81, 6 Beiträge, gr. 8.; neue Aufl. der 4 ersten Beiträge Ebendas. 1793, gr. 8. (die beiden letzten mit Eschenburg und mit Christian Leiste).
34) Vom Alter der Oelmalerei, aus dem Theophylus Presbyter. Braunschweig 1774, 8. Englisch mit Veränderungen von Raspe. London 1781, 4.
35) Pope, ein Metaphysiker. Danzig (Berlin) 1775, 8. Eine Preisschrift mit Moses Mendelssohn).
36) Ueber den Beweis des Geistes und der Kraft. Braunschweig 1777, gr. 8.
37) Das Testament Johannis. Ein Gespräch. Braunschweig 1777, gr. 8.
38) Eine Duplik (dazu). Ebendas. 1778, 8.
39) Eine Parabel. Nebst Bitte und Absagungsschreiben an Herrn Pastor Göze in Hamburg. Braunschweig 1778, 8.
40) Nöthige Antwort auf eine sehr unnöthige Frage des Herrn Pastor Göze zu Hamburg. Bremen 1778, 8.
41) Der unnöthigen Antwort auf eine u. s. w. 1ste Folge. Ebendas. 1778, 8.
42) Axiomata. Wider Herrn Pastor Göze in Hamburg. Ebendas. 1778, 8.
43) Antigöze, d. i. Nothgedrungene Beiträge u. s. w. Ebendas. 1778, 2 Thle., 8.
44) Von dem Zwecke Jesu und seiner Jünger. Noch ein Fragment des Wolfenbüttelschen Ungenannten). Braunschweig 1778, 8.
45) Ernst und Falk. Gespräche für Freimaurer. Göttingen (Wolfenbüttel) 1778, 8.; neue Aufl. Ebendas. 1787, 8.
46) Neue Hypothese über die Evangelisten als bloß menschliche Geschichtschreiber. Wolfenbüttel 1778, 8.
47) Nathan der Weise. Ein dramatisches Gedicht. Berlin 1779, 8.; 2. Ausg. Ebendas. 178*, 8.; 3. Ausg. Ebendas. 1791, 8.; 4. Aufl. Ebendas. 1806, 8.; 7. aufs neue durchges. Aufl. Ebendas. 1826, 8. Französisch von Friedel. Englisch von Raspe 1780. Holländisch von einem Ungenannten 1781.
48) Berichtigung des Mährchens von 1000 Dukaten, oder Judas Ischarioth der Zweite. 1779.
49) Die Erziehung des Menschengeschlechts. Berlin 1780, kl. 8.; neue Ausg. Ebendas. 1786, kl. 8.
50) Theologischer Nachlaß. Herausgegeben von Karl Gotthelf L. Berlin 1784, gr. 8.
51) Theatralischer Nachlaß. Berlin 1784—86, 2 Thle., 8.
52) Fragmente des Wolfenbüttler Ungenannten. Ein Anhang zu dem Zwecke Jesu rc. Berlin 1785, 8. (blos Nachdruck des von L. in den Wolfenbüttler Beiträgen schon bekannt Gemachten); 4. Aufl. Ebendas. 1835, 8.
53) Analekten für die Literatur. Bern und Leipzig 1785—86, 4 Bde., gr. 8., mit Titelvign. (von J. G. Heinzmann).
54) Der Schlaftrunk. Lustspiel. Ein Torso, ergänzt von Dr. Eckstein. (Meldorf und) Leipzig 1785, 8. und Regensburg 1785, 8.
55) Anhang zu den Analekten, oder Pope's Metaphysik. Bern 1787, 8., (von Heinzmann).
56) Uebrige noch ungedruckte Werke des Wolfenbüttler Fragmentisten. Ein Nachlaß von L., herausgegeben von C. A. E. Schmidt. Berlin 1788, 8.
57) Poetische Schriften. Neue verm. u. verb. Aufl. Reutlingen 1788, 8.
58) Sämmtliche Fragmente des Ungenannten. Berlin 1788, 2 Thle., 8.
59) Gelehrter Briefwechsel mit Reiske u. Mendelssohn. Berlin 1789, 2 Thle., 8.
60) Freundschaftlicher Briefwechsel mit seiner Frau. Herausgegeben von Karl Gotth. L. Berlin 1789, 2 Thle., 8.
61) Collectaneen zur Literatur. Herausgegeben und weiter ausgeführt von Eschenburg. Berlin 1790, 2 Bde., 8.; neue Ausg. Ebendas. 1823 u. 1824, 2 Bde., 8.
62) Die Matrone von Ephesus. Lustspiel. Ergänzt von Rehbeck. Mannheim 1790, 8.
63) Kleine Schriften, welche durch die Fragmente des Wolfenbüttler Ungenannten veranlaßt sind. Berlin 1791, 2 Thle., 8.
64) Theologischer Nachlaß. Berlin 1793, 8.
65) Leben, nebst seinem noch übrigen literarischen Nachlaß. Herausgegeben von K. G. Lessing und G. G. Fülleborn. Berlin 1793—95, 3 Thle., 8.
66) Briefwechsel mit Ramler, Eschenburg und Nicolai. Nebst Anmerkungen von Mos. Mendelssohn. Stettin und Berlin 1794, 8.
67) Observationes criticae in varios scriptores graecos atque latinos etc. — ed. J. F. Jac. Reichenbach. Berolini 1794, 8.
63) Briefwechsel mit seinem Bruder. Herausgegeben von K. G. Lessing. Berlin 1794, 8.; neue Ausg. 1817, 8.
69) Gedanken und Meinungen. Aus dessen Schriften zusammengestellt und erläutert von Friedr. Schlegel. Leipzig 1804, 3 Thle., kl. 8.
70) Schönwissenschaftliche Schriften. Berlin 1827, 7 Bde., 12.

Auch gab er heraus: Mylius' vermischte Schriften (Berlin 1754, 8.); Logau's Sinngedichte (Leipzig 1759, kl. 8.); Brawe's Trauerspiele (Berlin 1768, 8.); Soultetus' Gedichte (Braunschweig 1771, 8.); K. W. Jerusalem's philosophische Aufsätze (Braunschweig 1776, 8.) und lieferte eine Menge in den oben angegebenen oder in der Gesammtausgabe größtentheils gesammelter Schriften in damaligen Zeitschriften u. s. w.

Gesammelt erschienen die Geistesproducte L's als:

Sämmtliche Schriften. Berlin 1771—94 und 1825, 31 Thle., 3., mit Lessings Portrait. Von diesen haben noch die besondern Titel:
1—7. Thl. Vermischte Schriften; und außerdem:
5—7. Thl. Theologische und philosophische Schriften.
8—16. Thl. Philologische, literarische, antiquarische und artistische Schriften.
17—31. Thl. Die unter Nr. 64, 15, 31, 22, 51, 11, 24 (59, 60, 66, 68) und 65 angegebenen Ueberschriften.
Neue Aufl. des 1. Thls. 1796; 5.—10. Thls. 1817—21; 15., 16. und 18. Thls. 1824; des 30. Thls. 1817 herausgegeben von K. G. Lessing, J. Joachim Eschenburg und Friedrich Nicolai; der 31. Thl. von Friedrich Schink.
Sämmtliche Schriften. Herausgegeben von J. Friedr. Schink. Berlin 1825—28, 32 Bde., 12.; nach den einzelnen Fächern geordnet in:
1r Bd. Leben und Charakteristik.
2r—4r Bd. Zur Philosophie und Kunst.
5r—7r Bd. Zur Theologie.
8r—16r Bd. Zur Geschichte, Sprache, Literatur und Kritik.
17r—28r Bd. Zur schönen Literatur.
29r—32r Bd. Anhänge rc.

Die neueste, vollständigste und genaueste Ausgabe seiner Werke wird gegenwärtig zu Berlin unter Lachmann's Leitung veranstaltet.

Das ausführlichste, trefflichste und genaueste Urtheil über Lessing's Schriften und seinen großen Einfluß auf die deutsche Literatur hat Bouterwek in seiner Geschichte der Poesie und Beredsamkeit (Th. 11, S. 138 fgde.) abgegeben; es wäre thöricht, neben ihm Aehnliches versuchen zu wollen, da man doch nur höchstens dasselbe mit anderen Worten und keineswegs so genügend und erschöpfend sagen könnte; wir lassen es daher hier wörtlich folgen, überzeugt, daß die wahren Freunde deutscher Literatur uns dafür mehr danken werden, als wenn wir es versucht hätten,

unsere eigene Ansicht, welche vollkommen damit übereinstimmt, hier auszusprechen. Es lautet: In Lessing hatte die Natur auf eine seltene Art die Anlagen zum Dichter, Philosophen und Gelehrten vereinigt. Er selbst sprach sich das Dichtergenie ab, weil er sich sehr gut bewußt war, wie seine Phantasie immer nur den Weg einschlug, den sein heller Verstand ihr vorzeichnete, wenn er über die Regeln der Kunst nachdachte. Aber die Geschichte der Literatur hat hinlänglich bewiesen, daß die Kritik nur da Fortschritte macht, wo das Genie ihr vorarbeitet. Lessing wußte sich von den Gründen, warum er so und nicht anders dichtete, eine Rechenschaft zu geben, die allerdings sehr verschieden ist von der Begeisterung, in welcher das Gefühl die Stelle der Grundsätze vertritt; aber mit allem seinem Verstande wäre er nicht fähig gewesen, seine Emilia Galotti und seinen Nathan zu schreiben, wenn er keine schaffende Phantasie und kein höheres Dichtertalent gehabt hätte, als das untergeordnete, das nach angenommenen Regeln einer gebahnten Straße folgt. Sich selbst im vollen Gefühle der Geistesfreiheit, aber auch weit entfernt von aller Originalsucht, einen Weg zu bahnen, der ihm der rechte zu sein schien, war das Bedürfniß, von dem seine meisten Geistesbeschäftigungen ausgingen. Keine Regel ließ er gelten, die ihm nicht die ganze Autorität der Natur und der Vernunft für sich zu haben schien; und indem er diese Regeln durch Selbstdenken zu entdecken suchte, gehorchte ihnen seine Phantasie von selbst. Daraus erklärt sich, warum er sagen konnte, ein dramatisches Gedicht, an dem er arbeitete, sei fertig, wenn er den Plan, Scene für Scene, vollständig entworfen hatte; denn er konnte auf eine Phantasie rechnen, die einen solchen Plan auf eine Art auszuführen bereit war, mit der er selbst nicht zufrieden gewesen sein würde, wenn nicht wahres Dichtergenie aus ihr gesprochen hätte. Wäre Lessing's Phantasie feuriger und von dem richtenden Verstande unabhängiger gewesen, würde sie nicht in demselben Grade reicher und kräftiger geworden sein, wie der Geschmack dieses kritischen Dichters sich läuterte, und seine Begriffe sich erweiterten. Aber mit jedem Fortschritte, den er in der Kritik machte, gewannen seine dramatischen Dichtungen an Kraft und Leben. Das spätere seiner Theaterstücke übertrifft immer das frühere. Nur auf diese Art wurde möglich, daß das vorzüglichste unter allen entstehen konnte, als der Dichter beinahe funfzig Jahr alt war und durch die theologische Polemik, die zu seinen übrigen gelehrten Studien noch hinzukam, der Poesie ganz entrissen zu sein schien. Aber ebendeswegen mußte auch allen seinen Dichtungen das Gepräge der hinreißenden Begeisterung fehlen, die unmittelbar aus dem Gefühle hervorgeht. Lessing interessirte sich für das Schöne immer nur in so fern, als es ihm mit dem Natürlichen und Vernünftigen einerlei zu sein schien. Dieses vorherrschende Interesse für das Natürliche und Vernünftige machte ihm jede Verirrung zu einem phantastischen Geschmacke unmöglich; es ließ keine Art von Schwärmerei in seinem Gemüthe aufkommen; es machte ihn kühn, alle conventionellen Regeln wie ein Joch abzuschütteln; aber es betrog ihn auch um eine richtige Ansicht des Idealen in der Kunst. Sein ästhetischer Naturalismus befreundete sich mit dem des Franzosen Diderot auf eine solche Art, daß er um des Natürlichen willen die Poesie überhaupt in das Gebiet der geistreichen und rührenden Prose herabzuziehen nicht abgeneigt war. Wäre er nicht einer der geistreichsten Köpfe gewesen, so hätte sein Geschmack auch wohl am Gemeinen hängen bleiben können, das frisch aus der Natur geschöpft ist. Aber glücklicherweise war ihm das Triviale, auch wo es noch so natürlich und vernünftig in seiner Art ist, nicht weniger zuwider, als das Phantastische, Verzerrte und Affectirte. Sein Witz, mit dieser Kraft des gesunden Verstandes und diesem Wahrheitssinne verbunden, würde ihn zu einem der vorzüglichsten Schriftsteller gemacht haben, auch wenn er kein Dichter geworden wäre.

Nur in der dramatischen Poesie und in der Kritik hat Lessing für seine Nation eine neue Bahn gebrochen. Da er von der Natur zur *dramatischen* Poesie vorzugsweise berufen war, und sich ihr deswegen auch von seinen ersten Jünglingsjahren bis an seinen Tod nicht zu entziehen vermochte, würde er in ihr noch weit mehr geleistet haben, wenn er sich nicht zugleich mit so vielen andern Dingen beschäftigt hätte, und wenn er nicht von Diderot's falschem Naturalismus angesteckt worden wäre. Unter seinen sechs *Lustspielen* ist nur das letzte, die Minna von Barnhelm, ein Werk von ausgezeichnetem Werthe. In den fünf ersten, die er binnen wenigen Jahren in seiner Jugend aufeinander folgen ließ, erkennt man den Anfänger in der Kunst, besonders an der ermüdenden Dehnung der Scenen, an der Flachheit der Charakterzeichnung, an der Nachahmung der alltäglichen Conversation ohne inneres Interesse, und an dem Mangel des kräftigen Styls, der die spätern dramatischen Werke Lessing's so vortheilhaft auszeichnet. Lustspiele sind diese Theaterstücke in dem Sinne, der damals vorzüglich geltend gemacht werden zu müssen schien, um die Moralisten in Deutschland für die Aufnahme des Theaters zu gewinnen. Das dramatische Interesse ist dem didaktischen untergeordnet, damit ja in keiner Scene die Wirkung verfehlt werde, die das Theater zu einer Sittenschule machen soll. Die Charaktere sind mit vieler Wahrheit aus dem wirklichen Leben hervorgehoben; die Situationen gut angelegt; der Dialog natürlich. Aber an komischer Kraft fehlt es diesen Lustspielen so sehr, daß man kaum begreift, wie sie von demselben Manne haben geschrieben werden können, vor dessen witzigen Einfällen seine Gegner fast noch mehr, als vor der Bündigkeit seiner Schlüsse, sich fürchteten. Wie weit es Lessing im Komischen hätte bringen können, beweiset, außer einigen Scenen in diesen Lustspielen, das Fragment seiner dramatischen Bearbeitung des lustigen Geschichtchens von der *Matrone zu Ephesus*. Aber sein Witz wurde niedergedrückt durch eine einseitige und zum Theil falsche Theorie, die man aus seiner *theatralischen Bibliothek*, vom Jahre 1754 bis 1758, kennen lernt. Indem er sich für das *rührende* oder *weinerliche* Lustspiel, das Destouches und La Chaussee auf das französische Theater eingeführt hatten, sehr interessirte, weil er es für eine glücklich erfundene neue Gattung hielt, glaubte er auch da, wo dem Lustspiele das Rührende fehlt, wenigstens den ernsten Zweck der moralischen Belehrung vorherrschen lassen zu müssen. Zehn Jahre später, als er seine hamburgische Dramaturgie schrieb, hatte er andere Begriffe vom nächsten Zwecke der komischen Darstellungen. Da zeigte er vortrefflich, wie solche Darstellungen, wenn sie gelingen, ihren Zweck in sich selbst tragen; und zur Verwunderung des Publikums vertheidigte er sogar den Harlekin. Aber als seine Theorie in dieser Hinsicht den rechten Weg gefunden hatte, war seine Neigung, für das komische Theater zu arbeiten, nicht mehr die vorige. Unter den Lustspielen aus der Minderjährigkeit seines Geistes hat sich „*Der Schatz*," zum Theil nach dem Plautus, noch am längsten in einem gewissen Ansehn erhalten. Die übrigen sind längst vom Theater verschwunden. Das Stück „*Die Juden*" verdankte seine vorübergehende Celebrität nur der Neuheit des Gedankens, die Urtheile des Publikums über die jüdische Nation durch ein Lustspiel berichtigen zu wollen. Dafür zeigt sich Lessing's dramatisches Dichtertalent auf einer weit höheren Stufe in seiner „*Minna von Barnhelm*". Ein so geistvolles, kräftiges und zugleich so national aus der damaligen Zeit geschöpftes Schauspiel war eine ganz neue Erscheinung auf dem deutschen Theater. Aber zur Gattung der eigentlichen Lustspiele gehört auch

dieses treffliche Stück nicht. Das Rührende in ihm überwiegt das Komische. Daß es indessen nur noch selten aufgeführt wird, hat seinen Grund mehr in dem wandelbaren Geschmacke des deutschen Publikums, als in dem durch die Zeit verminderten Interesse des Inhalts.

Vom Trauerspiele hatte Lessing anfangs im Ganzen die damals in Deutschland gewöhnlichen Begriffe nach den Grundsätzen der französischen Dramaturgie; aber allen Regeln des französischen Trauerspiels zu huldigen, erlaubte ihm sein selbstständiger Geist schon in seinem drei und zwanzigsten Lebensjahre nicht, als er die Hinrichtung des Samuel Henzi zu Bern, eines Mannes, den sein Patriotismus zu weit geführt hatte, zum Stoffe eines heroischen Trauerspiels machte, das ein Fragment geblieben ist. Das Gesetz der sogenannten Aristotelischen Einheiten hielt Lessing damals noch für unverletzlich, vermuthlich aus vernünftiger Ehrerbietung vor dem Aristoteles selbst, dessen Poetik er damals noch nicht richtiger auszulegen gelernt hatte. Aber unnöthig schien ihm, die Helden des heroischen Trauerspiels aus längst vergangenen Zeiten und vorzugsweise aus der alten griechischen und römischen Geschichte zu wählen. Doch glaubte er zur Sprache des Trauerspiels den Alexandrinervers beibehalten zu müssen. Wenige Jahre darauf war seine Vorliebe zum bürgerlichen Trauerspiele schon entschieden. Der Vorwurf, den man dieser Gattung mit Recht macht, daß sie den Schmerz der Theilnahme nicht durch den Reiz des Erhabenen vergütet und keinen wahrhaft poetischen Eindruck zurückläßt, trifft Lessing's „Miß Sara Sampson" um so mehr, da die Handlung, die gar keine äußere Größe hat, auch durch keine Größe der Gesinnung über die gewöhnlichen Beschränkungen des bürgerlichen Lebens hinaufgerückt wird. Nicht ein einziger Charakter, der sich mit dem Schicksale messen, oder es beherrschen will, erscheint in diesem Trauerspiele. Das Bubenstück der Buhlerin Marwood, die in der Wuth der Leidenschaft zur Giftmischerin wird, um sich an einem untreuen Geliebten zu rächen, behält bei aller Kühnheit etwas Gemeines. Auch die Kraft des Styls wird gehemmt durch die Dehnung der Scenen, in denen bis zum Uebermaße gesprochen wird, während die Handlung wenig vorrückt. Mehrere Auswüchse und ein gewisser Mangel an Feinheit in der Charakterzeichnung an verschiedenen Stellen kommen noch hinzu. Und doch ist dieses Stück mit allen seinen Mängeln und Fehlern das erste deutsche Trauerspiel, das nicht die Fesseln der conventionellen Gesetzgebung trägt, die nach den Grundsätzen der französischen Dramaturgie unter der Autorität Gottsched's für unbezweifelbare Regeln des guten Geschmacks galten. Auch war auf dem deutschen Theater noch kein tragisches Stück erschienen, das durch Wahrheit und Stärke der Charakterzeichnung sich so vortheilhaft ausgezeichnet hätte. Das zweite in der Reihe dieser Trauerspiele, der „Philotas", ist in seiner Art heroisch genug; und ein anderer Dichter, als Lessing, würde auch schwerlich gewagt haben, einen schwärmerischen Knaben, der im Kampfe mit einem feindlichen Schicksale sich selbst tödtet, um zu zeigen, wie ein tapferer Mann gesinnt sein soll, zum Helden eines Trauerspiels zu machen. Aber auch nur das Kühne und der hergebrachten Dramaturgie Trotzende in der Erfindung dieses Trauerspiels von einem einzigen Acte konnte einen Lessing hinreißen, die Grenzen der Natürlichkeit zu überspringen, um dem Charakter eines solchen Helden das dramatische Interesse zu geben, dem die innere Wahrscheinlichkeit fehlt. Desto mehr Bewunderung verdient das letzte Trauerspiel von Lessing, die „Emilia Galotti". Es übertrifft nicht nur die Miß Sara Sampson in jeder Hinsicht weit; auch unter den übrigen bürgerlichen Trauerspielen in der deutschen Literatur sowohl, als in der englischen und französischen, ist keines, das die Emilia Galotti erreicht. Zu den Vorzügen dieses Stücks gehört, was beim ersten Anblicke ein Mangel zu sein scheint, daß es bis gegen die Annäherung der Katastrophe weniger rührt und erschüttert, als man es gewöhnlich von einer tragischen Dichtung verlangt; denn dadurch vermeidet es die drückende und peinliche Art von Rührung, die in den gewöhnlichen bürgerlichen Trauerspielen das poetische Interesse niederschlägt. Der heroischen Gattung nähert es sich, indem es uns, ungeachtet des häuslichen Styls, in die weiteren Sphären des Lebens versetzt, wo die Handlungen der Großen einen Erfolg haben, der nicht auf häusliche Verhältnisse beschränkt ist. Alles in diesem Trauerspiele erscheint als Natürlichkeit; und doch ist nichts alltäglich. Keine Scene ist uninteressant, oder müssig; kein nichts bedeutender Dialog hält den raschen Gang der Handlung auf. Alle Charaktere sind, bis auf einige Nebenzüge, meisterhaft gezeichnet. Das Interesse der Handlung steigt mit jedem Acte; die Katastrophe ist erschütternd, und doch nicht niederschlagend, weil das Große, das in ihr liegt, den Schmerz der Theilnahme reichlich vergütet. Feierlicher und heroischer hätte das Stück werden können, wenn Lessing seinen früheren Plan ausgeführt hätte, den Tod der Virginia aus der römischen Geschichte auf eine ähnliche Art zu dramatisiren; aber ohne die Verwandlung der Virginia in eine Emilia Galotti hätten wir kein bürgerliches Trauerspiel erhalten, das beweiset, welcher Vervollkommnung diese zweideutige Gattung fähig ist. Das Vollkommenste, was Lessing in der dramatischen Literatur hervorgebracht hat, bleibt gleichwohl sein didaktisches Schauspiel „Nathan der Weise". Ohne Vorbild, weder in der alten, noch in der neueren Literatur, steht es als Muster einer ganz neuen, von Lessing erfundenen Art von dramatischen Gedichten da. Nicht leicht möchte einem andern Dichter ein ähnliches Werk gelingen, da das Stück weder tragisch, noch komisch, ohne Größe der Handlung, und im Ganzen nichts weiter ist, als eine dramatisirte Novelle mit einer didaktischen Tendenz. Aber schon die orientalischen Scenen aus den Zeiten der Kreuzzüge geben dem Interesse der Handlung eine poetische Richtung. Der didaktische Zweck, das ausgeartete Christenthum dem Judenthume und dem Mahomedanismus, den christlichen Theologen zum Aergerniß, gegenüber zu stellen, um alle positive Religion verdächtig zu machen, ist so kunstreich in die dramatische Composition verwebt, daß selbst die eingeschaltete, von Boccaz entlehnte Erzählung von den drei Ringen, in der sich jener didaktische Zweck ganz ausspricht, die dramatische Wirkung nicht schwächt. In der Charakterzeichnung und dem Dialog erkennt man Lessing's dramatisches Genie auf der höchsten Stufe seiner Bildung. Auch über den Werth des Verses in der dramatischen Poesie hatte er indessen anders urtheilen gelernt, als in den frühern Perioden seines Geschmacks. Die reimlosen jambischen Verse in die dramatische Literatur der Deutschen einzuführen, hatte schon Christian Felix Weisse versucht; aber erst nachdem Lessing seinen Nathan in dieser Versart geschrieben hatte, sind sie auf dem deutschen Theater einheimisch geworden.

Noch einen Beweis, wie Lessing in der dramatischen Literatur neue Bahnen zu brechen sich berufen fühlte, giebt sein „Faust", von dem er aber nur ein Paar Scenen ausgearbeitet hat.

Die übrigen in das Fach der Poesie gehörenden Werke Lessing's haben auf die Regeneration der deutschen Literatur wenigen Einfluß gehabt; aber sie verdienen, nie in Vergessenheit zu gerathen, weil auch unter ihnen Mehreres sich findet, das in seiner Art schätzbar ist, oder uns wenigstens Lessing's Geist und Geschmack von einer neuen Seite zeigt. Die meisten fallen in die Jugendperiode des

Dichters. Dahin gehören erstens seine Lieder, Oden und mehrere Epigramme. In den vermischten Schriften, die Lessing vom Jahre 1753 bis 1756 herausgab, legte er sie dem Publikum zum ersten Male vor; und nur die Veranstaltung, die ein Nachdrucker getroffen hatte, sie wieder aufzulegen, konnte ihn selbst zu einer neuen Ausgabe bewegen. Die Lieder gehören alle zu der scherzenden und epigrammatischen Gattung, die damals nach den Mustern, die Hagedorn gegeben hatte, zu einer Modepoesie bei den Deutschen geworden war. Einige sind matt; andere desto geistreicher. An der Sprache und dem Style hat die Feile Ramler's, mit Lessing's Genehmigung, in der zweiten Ausgabe nachgeholfen. Die Oden von Lessing sind nur als jugendliche Versuche merkwürdig. Unter seinen älteren Epigrammen sind auch mehrere lateinische im Geschmacke des Martial. Einige der vorzüglicheren seiner späteren Epigramme wurden erst nach seinem Tode öffentlich bekannt. Mehrere vortreffliche Stellen finden sich in den Fragmenten von Lehrgedichten, aus Lessing's Jugendperiode, besonders in den Gedanken über die Glückseligkeit und über die Regeln der Wissenschaften zum Vergnügen. Zu einem Lehrgedichte über die Religion, wovon nur der erste Gesang vollendet ist, hatte er einen großen Plan entworfen. Daß Haller und Hagedorn seine Muster in dieser Dichtungsart waren, erkennt man bald. Ein besonderes Interesse hatte für Lessing die Cultur der Aesopischen Fabel. Dem Geschmacke des Zeitalters folgend, dichtete er schon in seiner Jugend Fabeln, die er, wie es damals üblich war, mit muntern und komischen Erzählungen abwechseln ließ, die, wie die eigentlichen Fabeln, eine didaktische Bestimmung haben. Für jene Zeit sind sie ganz artig erfunden. Der Styl ist der gewöhnliche im Geschmacke des Phädrus und seiner Nachahmer, weit entfernt von der Vollkommenheit, zu der ihr Verfasser nicht lange nachher in andern Arten des Ausdrucks seiner Gedanken es brachte. Freier, aber auch muthwilliger, sind ein Paar komische Erzählungen, die sich unter den nachgelassenen Papieren Lessing's gefunden haben. Auf eine neue Theorie der Aesopischen Fabel gerieth er gegen das Jahr 1759. Damals schrieb er die geistreiche Abhandlung, durch die er zu beweisen sucht, daß eine Fabel ganz einfach in Prose und ohne allen poetischen Schmuck erzählt werden müsse, weil sie ihrer Natur nach kein eigentliches Gedicht sei. Dieser Theorie gemäß suchte er nun durch Fabeln, die er selbst erfand, während andere Fabulisten gewöhnlich nur längst bekannte Fabeln auf eine neue Art poetisch auszuschmücken sich bemühten, diese uralte Art von kleinen Geisteswerken in der neueren Literatur zu ihrer ursprünglichen Lauterkeit zurückzuführen. Es giebt keine sinnreicher erfundenen und kräftiger erzählten Fabeln, als eben diese von Lessing. Aber sie würden durch eine Behandlung, die der Einbildungskraft mehr Rechte an der erdichteten Erzählung zuläßt, nicht nur an innerem Werthe nichts verloren haben; sie verleugnen auch in ihrer epigrammatischen Zuspitzung den kindlichen Ton, der der Fabel vorzüglich eigen sein soll, weil sie aus dem kindlichen Bedürfnisse des menschlichen Geistes entstanden ist, die allgemeine Wahrheit, die dem ungebildeten Verstande zu abstract vorkommt, in der Form eines einzelnen Falles gleichsam mit Augen zu erblicken.

Das Wichtigste, was Lessing für die deutsche Literatur geleistet hat, die späteren seiner Schauspiele ausgenommen, findet sich in seinen prosaischen Schriften. Auch da, wo ihr Inhalt nur wenige Leser interessiren kann, zeichnen sie sich durch einen Styl aus, den Lessing sich selbst nach den Bedürfnissen seines eignen Geistes gebildet hat. Hätte er sich ein bestimmtes Muster zur Nachahmung gewählt, so würde er nicht mit dieser hinreißenden Leichtigkeit jeden Stoff zu bearbeiten gelernt haben. Die natürliche Sprache des wirklichen Lebens ist die Grundlage des Lessingischen Styls. Was irgend Affectation, oder Pedantismus genannt werden kann, ist ihm völlig fremd. Aber kein Styl kann auch weiter entfernt sein von matter Schöngeisterei und oberflächlicher Geschwätzigkeit. Tief, aber nicht nach angenommenen Schulbegriffen, in den Gegenstand einer Untersuchung einzudringen; jeden Begriff so klar und bestimmt als möglich dem gesunden Verstande zu vergegenwärtigen; mit strenger Consequenz ein geprüftes Urtheil an ein anderes anzuknüpfen; aber auch dem Witze die Freiheit zu gönnen, einen Gedanken, während er immer klarer und überzeugender hervortritt, fast muthwillig wie einen Fangball hin und her zu werfen, und den Leser, der Belehrung sucht, so zu unterhalten, daß er wie im Spiele zu dem Resultate hingelenkt wird; das war das Ziel, nach welchem Lessing, wenn er eine Abhandlung schrieb, nicht sowohl geflissentlich, als aus unwillkürlicher Neigung strebte, weil es der Natur seines Geistes gemäß war, so und nicht anders seine eignen Gedanken sich selbst zu verdeutlichen. Lessing's Prose ist classisch, wenn gleich nur in ihrer Art. Auf jede wissenschaftliche Untersuchung angewandt, würde sie eine familiäre Umständlichkeit nöthig machen, deren der Verstand nicht immer bedarf. Auch möchte wohl Jeder, wer sich den Lessingischen Styl, die interessante Klarheit, Bestimmtheit und Leichtigkeit abgerechnet, zum Muster nehmen wollte, in eine Affectation verfallen, die gerade das Gegentheil eines wesentlichen Zuges eben dieses Styls ist. Aber in dem Unnachahmlichen der Lessingischen Prose, die nie prunkt, zuweilen die kühnsten Sprünge macht, und doch nie ihr Ziel verliert, offenbart sich die Kraft des Genies, das uns mit sich fortreißt, während es nur sich selbst Genüge thun will.

Fast Alles, was Lessing in Prose geschrieben hat, gehört in das didaktische Fach; denn das Räsonniren war ihm noch mehr Bedürfniß, als das Dichten. Zum Erzählungsstyl scheint er kein vorzügliches Talent gehabt zu haben. Aber wie weit er es in der oratorischen Prose hätte bringen können, zeigen die polemischen Blätter, die er in seinen letzten Lebensjahren unter dem Titel Anti-Goeze herausgegeben hat, um seine Bekanntmachung der wolfenbüttelischen Fragmente eines Ungenannten gegen den hamburgischen Hauptpastor Goeze zu vertheidigen. Wie ein reißender Strom, dessen Wellen doch immer klar bleiben, ergießt sich die Beredsamkeit in diesem Anti-Goeze. Ein Theoretiker könnte aus diesen kleinen Streitschriften eine treffliche Beispielsammlung von allen oratorischen Figuren zusammentragen, die rührenden ausgenommen. Unter den eigentlichen Abhandlungen Lessing's zeichnet sich durch Cultur des Styls der Laokoon oder über die Grenzen der Malerei und Poesie, und nächst dieser die Abhandlung über das Wesen und den Styl der Aesopischen Fabel vorzüglich aus. Aber einen polemischen Charakter hat fast Alles, was Lessing im didaktischen Fache geschrieben hat. Die Neigung, Vorurtheile zu widerlegen, und Irrthümer aufzudecken, die sich einen Schein von Wahrheit zu geben gewußt hatten, war bei Lessing so vorherrschend, daß sie fast unvermeidlich zuweilen in Streitlust und, wenn der Angriff übereilt war, in Rechthaberei ausarten mußte. Lessing's Meinung, daß ein kritischer Schriftsteller das Wahre von selbst finde, wenn er nur erst Jemanden habe, mit dem er streitet, war einer der gewagten Einfälle, die er gern verfocht, als ob sie Wahrheiten wären, weil es ihm leichter war, einen solchen Einfall zu vertheidigen, als Andern, ihn zu widerlegen. Diese polemische Tendenz würde auch dem didaktischen Style Lessing's eine zurückstoßende Härte geben, wenn nicht der heitere Witz und der Eifer für Wahrheit und gesunden Verstand fast immer

wieder gut machten, was die Streitlust in seinen Schriften verdirbt.

Wäre Lessing weniger streitlustig gewesen, würde auch seine Kritik nicht die durchgreifende Wirkung gethan haben, die nicht leicht ausblieb, wohin er seine Waffen wandte. Was Bodmer leisten wollte, aber mit seinem beschränkten Verstande nicht vermochte, der Kritik, die in der Gottschedischen Schule zu einer frostigen Schulmeisterei geworden war, einen neuen Geist einzuhauchen, der belebend und erfrischend in die Literatur eindränge, leistete Lessing im vollen Maße. Er ist es, der in Deutschland die Altäre gestürzt hat, an denen man die französischen Dichter als vollendete Geschmacksmuster verehrte. Seine hamburgische Dramaturgie hatte vorzüglich den Zweck, dem Publikum über die Anmaßungen der französischen Dramaturgie die Augen zu öffnen. Niemand hat vor Lessing gezeigt, daß die Meinung, das französische Trauerspiel folge denselben Grundsätzen, wie das griechische, auf Mißverständnissen und einer Verwechselung von Nebensachen mit dem Wesen einer tragischen Dichtung beruhet, und daß selbst nach der Poetik des Aristoteles, auf deren Autorität die französischen Dramaturgen sich unablässig berufen, die bewunderten Stücke von Corneille und Racine zu einer willkürlich geregelten Gattung gehören. Lessing ergriff jede Gelegenheit, die Deutschen aufmerksam auf Shakespeare zu machen, und Wieland's Uebersetzung dieses größten aller dramatischen Dichter der neueren Zeit als eine der vorzüglichsten Bereicherungen der deutschen Literatur zu empfehlen. Auch die spanischen Schauspiele, über die man in Deutschland, ohne sie zu kennen, ganz wie die Franzosen zu urtheilen pflegte, zeigte er in einem andern und günstigern Lichte. Das französische Theater ohne Schonung der herrschenden Vorurtheile zu kritisiren, wurde Lessing besonders durch die zufällige Form veranlaßt, die er seinen dramaturgischen Grundsätzen geben mußte, als er sie in die Recensionen der Theaterstücke verwebte, die in Hamburg aufgeführt wurden; denn die Armuth der dramatischen Literatur der Deutschen nöthigte damals die Directoren deutscher Theater, die große Lücke mit Uebersetzungen französischer Stücke auszufüllen. Gegen die Lustspiele der Franzosen hatte Lessing wenig zu erinnern. Das Lob, das er ihnen ertheilt, bewies hinlänglich, daß er im Mindesten nicht gegen die französische Literatur überhaupt eingenommen war. Seine strenge Kritik des französischen Trauerspiels mußte um so mehr Eindruck machen, da sie von einem Manne kam, der weit entfernt von der Vertheidigung der Regellosigkeit war, und die Werke der alten Tragiker und die Poetik des Aristoteles so fleißig studirt hatte, wie irgend ein Gelehrter seiner Zeit. Aber vieles ließ auch Lessing's Dramaturgie zu wünschen übrig. Seine Vorliebe zur Poetik des Aristoteles, die er für ein eben so unfehlbares Werk, als die Elemente Euklid's erklärte, war so groß, daß er, um diesem von ihm gefeierten Alten in keinem Punkte Unrecht haben zu lassen, sich in philologische Subtilitäten verwickelte, deren Resultate doch problematisch blieben und ihrem Vertheidiger das Ansehen eines Sophisten gaben. Auch darf man wohl dazu lächeln, daß Lessing zum Beschlusse seiner Dramaturgie, wo er sich selbst das Genie abspricht, ernstlich versichert, das ganze Verdienst seiner dramatischen Dichtungen gründe sich auf sein Bestreben, in jeder Hinsicht den Vorschriften des Aristoteles Genüge zu leisten. Aber noch mangelhafter mußte Lessing's Kritik durch die Art werden, wie sie sich selbst nach und nach aus polemischen Bruchstücken entwickelte, die sich zwar immer enger an einander anschlossen, aber zu keinem Ganzen wurden. Ein allgemeines, alle schönen Künste umfassendes Princip scheint er nicht einmal gesucht zu haben, weil er das Gesetz der Nachahmung der Natur, nach der Lehre seines Aristoteles, nie bezweifelte. Voll festen Glaubens an die Zulänglichkeit dieses Gesetzes warf er nicht nur auf das Ideale in der Kunst kaum einen Seitenblick; er ließ sich auch hinreißen von dem Naturalismus Diderot's, nach welchem Schönheit in der Kunst nichts weiter als interessante Natürlichkeit ist. Deswegen war auch Lessing's Ansicht der heroischen Tragödie der Franzosen, und selbst der Griechen, nur einseitig. Ueber das Ideale in den plastischen Künsten ging ihm erst ein Licht auf, als er seinen Laokoon schrieb. Dessen ungeachtet fängt erst mit Lessing in der deutschen Literatur diejenige Kritik an, die keine Vorurtheile duldet, nicht eigensinnig an gewissen Mustern hängt, das Wesentliche von dem Zufälligen und Conventionellen unterscheidet, dem Genie auf die Spur zu kommen sucht, aber es nicht mit unnützen Fesseln belastet, und nicht durch frostige Bemerkungen, besonders über Regelmäßigkeit und Unregelmäßigkeit, das Gefühl des Schönen selbst abtödtet. Ueber den wahren Zweck des Lustspiels, daß man, um es moralischer zu machen, beinahe um alle Heiterkeit gebracht hätte, hat Lessing zuerst richtige Begriffe aufgestellt. Der wahre Unterschied zwischen poetischer und malerischer Schönheit ist durch seinen Laokoon zum ersten Male aufgeklärt. Auf mehrere bis dahin wenig beachtete Gesichtspunkte der Kritik hat er in seinen Beiträgen zu den Literaturbriefen hingewiesen. Ermüdend wird sein Tadel nur da, wo er sich unaufhörlich auf Kleinigkeiten einläßt, zum Beispiel bei seiner Beurtheilung der längst vergessenen Uebersetzung des Horaz von Lange, und bei seinen antiquarischen Streitigkeiten mit dem Philologen Klotz. Der einzige große Dichter, gegen den er nicht ganz gerecht war, ist Klopstock, von dem er öfter mit Bewunderung spricht, aber, aus Abneigung gegen alle religiöse Schwärmerei, auf eine so zweideutige Art, daß selbst das Lob zuweilen bitterer Spott zu sein scheint.

Eine besondere Erwähnung der Verdienste, die Lessing um mehrere Zweige der eigentlichen Gelehrsamkeit sich erworben hat, gehört nicht zur Geschichte der schönen Literatur. Aber zu seinen prosaischen Meisterwerken, was die Form betrifft, muß noch sein Ernst und Falk oder Gespräche für Freimaurer gezählt werden. Von einer solchen, blos Natur scheinenden Kunst des didaktischen Dialogs, ohne alle poetische Ausschmückung, weder dem Plato, noch irgend einem andern Muster nachgeahmt, findet sich in der deutschen Literatur weiter kein Beispiel.

Lieder von J. G. E. Lessing.

An die Leier.

Töne, frohe Leier,
Töne Lust und Wein!
Töne, sanfte Leier,
Töne Liebe drein!

Wilde Krieger singen,
Haß und Rach' und Blut
In die Laute singen,
Ist nicht Lust, ist Wuth.

Zwar der Heldensänger
Sammelt Lorbeern ein;
Ihn verehrt man länger;
Lebt er länger? Nein?

Er vergräbt im Leben
Sich in Tiefsinn ein:
Um erst dann zu leben,
Wann er Staub wird sein.



Lobt sein göttlich Feuer,
Zeit und Afterzeit!
Und an meiner Leier
Lobt die Fröhlichkeit.

Die Namen.

Ich fragte meine Schöne:
Wie soll mein Lied dich nennen?
Soll dich als Dorimene,
Als Galathee, als Chloris,
Als Lesbia, als Doris,
Die Welt der Enkel kennen?
Ach! Namen sind nur Töne:
Sprach meine holde Schöne.
Wähl' selbst. Du kannst mich Doris,
Und Galathee und Chloris,
Und — wie du willst mich nennen;
Nur nenne mich die Deine.

Die Küsse.

Ein Küßchen, das ein Kind mir schenket,
Das mit dem Küssen nur noch spielt,
Und bei dem Küssen noch nichts denket,
Das ist ein Kuß, den man nicht fühlt.

Ein Kuß, den mir ein Freund verehret,
Das ist ein Gruß, der eigentlich
Zum wahren Küssen nicht gehöret:
Aus kalter Mode küßt er mich.

Ein Kuß, den mir mein Vater giebet,
Ein wohlgemeinter Segenskuß,
Wenn er sein Söhnchen lobt und liebet,
Ist etwas, das ich ehren muß.

Ein Kuß von meiner Schwester Liebe
Steht mir als Kuß nur so weit an,
Als ich dabei mit heißerm Triebe
An andre Mädchen denken kann.

Ein Kuß, den Lesbia mir reichet,
Den kein Verräther sehen muß,
Und der dem Kuß der Tauben gleichet,
Ja, so ein Kuß, das ist ein Kuß.

Die Gewißheit.

Ob ich morgen leben werde,
Weiß ich freilich nicht:
Aber, wenn ich morgen lebe,
Daß ich morgen trinken werde,
Weiß ich ganz gewiß.

Die Betrübniß.

Der Dichter und sein Freund.
Der Freund.
Freund, welches Unglück, welche Reue
Macht dir so bittern Schmerz?
Der Dichter.
Ach, Freund! sie flieht, die Ungetreue!
Und sie besaß mein Herz.
Der Freund.
Um eine Falsche dich betrüben?
Du bist ja klug genug.
Der Dichter.
O schweig! das heißt nicht lieben,
Läßt uns die Liebe klug.

Antwort eines trunkenen Dichters.

Ein trunk'ner Dichter leerte
Sein Glas auf jeden Zug;
Ihn warnte sein Gefährte:
Hör' auf! du hast genug.
Bereit, vom Stuhl zu sinken,
Sprach der: Du bist nicht klug;
Zu viel kann man wohl trinken,
Doch nie trinkt man genug.

Das aufgehobene Gebot.

Elise.
Siehst du Wein im Glase blinken,
Lerne von mir deine Pflicht:
Trinken kannst du, du kannst trinken;
Doch betrinke dich nur nicht.
Lysias.
Wallt dein Blut von Jugendtrieben,
Lerne von mir deine Pflicht:
Lieben kannst du, du kannst lieben;
Doch verliebe dich nur nicht.
Elise.
Bruder! ich mich nicht verlieben?
Lysias.
Schwester! ich mich nicht betrinken?
Elise.
Wie verlangst du das von mir?
Lysias.
Wie verlangst du das von mir?
Elise.
Lieber mag ich gar nicht lieben.
Lysias.
Lieber mag ich gar nicht trinken.
Beide.
Geh' nur, ich erlaub' es dir.

Die Beredsamkeit.

Freunde, Wasser machet stumm:
Lernet dieses an den Fischen.
Doch beim Weine kehrt sich's um:
Dieses lernt an unsern Tischen.
Was für Redner sind wir nicht,
Wenn der Rheinwein aus uns spricht!
Wir ermahnen, streiten, lehren;
Keiner will den andern hören.

Die Haushaltung.

Zankst du schon wieder? sprach Hans Lau
Zu seiner lieben Ehefrau.
„Versoff'ner, unverschämter Mann — — —
Geduld, mein Kind, ich zieh' mich an — —
„Wo nun schon wieder hin?" Zu Weine.
Zank' du alleine.

„Du gehst? — — Verdammtes Kaffeehaus!
„Ja! blieb' er nur die Nacht nicht aus.
„Gott! ich soll so verlassen sein? —
„Wer pocht? — — Herr Nachbar? — — nur herein!
„Mein böser Teufel ist zu Weine:
„Wir sind alleine.

Der Regen.

Der Regen hält noch immer an!
So klagt der arme Bauersmann;
Doch eher stimm' ich nicht mit ein,
Es regne denn in meinen Wein.

Die Stärke des Weins.

Wein ist stärker als das Wasser:
Dies gestehn auch seine Hasser.
Wasser reißt wohl Eichen um,
Und hat Häuser umgerissen:
Und ihr wundert euch darum,
Daß der Wein mich umgerissen?

Der Sonderling.

Sobald der Mensch sich kennt
Sieht er, er sei ein Narr;
Und gleichwohl zürnt der Narr,
Wenn man ihn also nennt.

Sobald der Mensch sich kennt,
Sieht er, er sei nicht klug;
Doch ist's ihm lieb genug,
Wenn man ihn weise nennt.

Ein j der, der mich kennt,
Spricht: welcher Sonderling!
Nur diesem ist's Ein Ding,
Wie ihn die Welt auch nennt.

Der alte und der junge Wein.

Ihr Alten trinkt, euch jung und froh zu trinken;
Drum mag der junge Wein
Für euch, ihr Alten, sein.

Der Jüngling trinkt, sich alt und klug zu trinken;
Drum muß der alte Wein
Für mich, den Jüngling, sein.

Die Türken.

Die Türken haben schöne Töchter,
Und diese scharfe Keuschheitswächter;
Wer will, kann mehr als eine frei'n:
Ich möchte schon ein Türke sein.

Wie wollt' ich mich der Lieb' ergeben!
Wie wollt' ich liebend ruhig leben,
Und — — doch sie trinken keinen Wein;
Nein, nein, ich mag kein Türke sein.

Alexander.

Der Weise sprach zu Alexandern:
„Dort, wo die lichten Welten wandern,
„Ist manches Volk, ist manche Stadt.
Was thut der Mann von tausend Siegen?
Die Memme weint, daß dort zu kriegen,
Der Himmel keine Brücken hat.

Ist's wahr, was ihn der Weise lehret,
Und finden, was zur Welt gehöret,
Daselbst auch Wein und Mädchen statt:
So lasset, Brüder, Thränen fließen,
Daß dort zu trinken und zu küssen,
Der Himmel keine Brücken hat.

Die Schöne von hinten.

Sieh, Freund! sieh da! was geht doch immer
Dort für ein reizend Frauenzimmer?
Der neuen Tracht Vollkommenheit,
Der engen Schritte Nettigkeit,
Die bei der kleinsten Hind'rung stocken,
Der weiße Hals voll schwarzer Locken,
Der wohlgewachs'ne schlanke Leib
Verräth ein junges art'ges Weib.
Komm, Freund, komm, laß uns schneller gehen,
Damit wir sie von vorne sehen.
Es muß, trügt nicht der hint're Schein,
Die Venus oder Phyllis sein.
Komm, eile doch! — O welches Glücke!
Jetzt sieht sie ungefähr zurücke.
Was war's, das mich entzückt gemacht? —
Ein altes Weib in junger Tracht.

An eine kleine Schöne.

Kleine Schöne, küsse mich.
Kleine Schöne, schämst du dich?
Küsse geben, Küsse nehmen,
Darf dich jetzo nicht beschämen.
Küsse mich noch hundertmal!
Küss' und merk' der Küsse Zahl.
Ich will dir, bei meinem Leben!
Alle zehnfach wiedergeben,
Wenn der Kuß kein Scherz mehr ist,
Und du zehn Jahr älter bist.

Nach der zehnten Ode Anakreon's.

Was frag' ich nach dem Großsultan
Und Mahomeds Gesetzen?
Was geht der Perser Schach mich an
Mit allen seinen Schätzen?

Was sorg' ich ihrer Kriegesart
Und ihrer Treffen halben?
Kann ich nur meiner lieben Bart
Mit Spezereien salben.

Kann ich nur mein gesalbtes Haupt
Mit Rosen stolz umschließen,
Und wenn mir sie ein Mädchen raubt,
Das Mädchen strafend küssen.

Ein Thor sorgt für die künft'ge Zeit.
Für heute will ich sorgen.
Wer kennt, mit weiser Gründlichkeit,
Den ungewissen Morgen?

Was soll ich hier, so lang' ich bin,
Mich um die Zukunft kränken?
Ich will mit kummerlosem Sinn
Auf Wein und Liebe denken.

Denn plötzlich steht er da, und spricht,
Der grimme Tod: „Von dannen!
„Du trinkst, du küssest länger nicht!
„Trink' aus! küss' aus! Von dannen!

Das Paradies.

Sein Glück für einen Apfel geben,
O Adam, welche Lüsternheit!
Statt deiner hätt' ich sollen leben,
So wär' das Paradies noch heut. —

„Wie aber, wenn alsdann die Traube
„Die Probefrucht gewesen wär'?
„Wie da, mein Freund?" — Ei nun, ich glaube —
Das Paradies wär' auch nicht mehr.

Die Gespenster.

Der Alte.
O Jüngling! sei so ruchlos nicht,
Und leugne die Gespenster.
Ich selbst sah eins beim Mondenlicht
Aus meinem Kammerfenster,
Das saß auf einem Leichenstein:
Drum müssen wohl Gespenster sein.

Der Jüngling.
Ich wende nichts dawider ein;
Es müssen wohl Gespenster sein.

Der Alte.
Als meiner Schwester Sohn verschied,
(Das sind nunmehr zehn Jahre!)
Sah seine Magd, die trefflich sieht,
Des Abends eine Bahre,
Und oben drauf ein Todtenbein:
Drum müssen wohl Gespenster sein.

Der Jüngling.
Ich wende nichts dawider ein;
Es müssen wohl Gespenster sein.

Der Alte.
Und als mein Freund im Treffen blieb,
Das Frankreich jüngst verloren,
Hört' seine Frau, wie sie mir schrieb,
Mit ihren eignen Ohren
Zu Mitternacht drei Eulen schrein:
Drum müssen wohl Gespenster sein.

Der Jüngling.
Ich wende nichts dawider ein;
Es müssen wohl Gespenster sein.

Der Alte.
In meinem Keller selbst gehts um.
Ich hör' oft ein Gesause;
Doch werden die Gespenster stumm,
Ist nur mein Sohn zu Hause.
Denk' nur, sie saufen meinen Wein:
Das müssen wohl Gespenster sein.

Der Jüngling.
Ich wende nichts dawider ein;
Doch wünscht' ich eins davon zu sein.
Der Alte.
Auch weiß ich nicht, was manche Nacht
In meiner Tochter Kammer
Sein Wesen hat, bald seufzt, bald lacht;
Oft bringt mir's Angst und Jammer.
Ich weiß, das Mädchen schläft allein:
Drum müssen es Gespenster sein.
Der Jüngling.
Ich wende nichts dawider ein;
Doch wünscht' ich ihr Gespenst zu sein.

Der trunkene Dichter lobt den Wein.

Mit Ehren, Wein, von dir bemeistert,
Und deinem flüss'gen Feu'r begeistert,
Stimm' ich zum Danke, wenn ich kann,
Ein dir geheiligt Loblied an.

Doch wie? in was für kühnen Weisen
Werd' ich, o Göttertrank, dich preisen?
Dein Ruhm, hör' ihn summarisch an,
Ist, daß ich ihn nicht singen kann.

Lob der Faulheit.

Faulheit, jetzo will ich dir
Auch ein kleines Loblied bringen. —
O = = wie = = sau = = er = = wird es mir, = =
Dich = = nach = = Würden = = zu besingen!
Doch, ich will mein Bestes thun,
Nach der Arbeit ist gut ruhn.

Höchstes Gut! wer dich nur hat,
Dessen ungestörtes Leben — —
Ach! = = ich = = gähn' = = ich = = werde matt = =
Nun = = so = = magst du = = mir's vergeben,
Daß ich dich nicht singen kann;
Du verhinderst mich ja dran.

Die Faulheit.

Fleiß und Arbeit lob' ich nicht.
Fleiß und Arbeit lob' ein Bauer.
Ja, der Bauer selber spricht,
Fleiß und Arbeit wird ihm sauer.
Faul zu sein, sei meine Pflicht;
Diese Pflicht ermüdet nicht.

Bruder, laß das Buch voll Staub!
Willst du länger mit ihm wachen?
Morgen bist du selber Staub.
Laß uns faul in allen Sachen,
Nur nicht faul zu Lieb' und Wein,
Nur nicht faul zur Faulheit sein.

Die Planetenbewohner.

Mit süßen Grillen sich ergötzen,
Einwohner in Planeten setzen,
Eh man aus sichern Gründen schließt,
Daß Wein in den Planeten ist:
Das heißt zu früh bevölkern.

Freund, bringe nur zuerst aufs Reine,
Daß in den neuen Welten Weine,
Wie in der, die wir kennen, sind:
Und glaube mir, dann kann ein Kind
Auf seine Trinker schließen.

Der Geschmack der Alten.

Ob wir, wir Neuern, vor den Alten
Den Vorzug des Geschmacks erhalten,
Was lest ihr darum vieles nach,
Was der und jener Franze sprach?
Die Franzen sind die Leute nicht,
Aus welchen ein Orakel spricht.
Ich will ein neues Urtheil wagen.
Geschmack und Witz, es frei zu sagen,
War bei den Alten allgemein.
Warum? sie tranken Alle Wein.
Doch ihr Geschmack war noch nicht fein;
Warum? sie mischten Wasser drein.

Die lügenhafte Phyllis.

Mein Damon spricht:
Kind, lüge nicht!
Sonst werd' ich strafen müssen,
Und dich zur Strafe küssen.
Er droht mir, sieht verdrießlich aus,
Und strafet mich schon im voraus.
Sonst log ich nicht.
Nur seit er spricht:
Du sollst mir sein mit Küssen
Die losen Lügen büßen,
Red' ich kein wahres Wörtchen mehr.
Nun, Schwestern, sagt, wo kommt das her?

Die 47ste Ode Anakreon's.

Alter tanze! Wenn du tanzest,
Alter, so gefällst du mir!
Jüngling, tanze! Wenn du tanzest,
Jüngling, so gefällst du mir.

Alter, tanze, trotz den Jahren!
Welche Freude, wenn es heißt:
Alter, du bist alt an Haaren,
Blühend aber ist dein Geist!

Nachahmung dieser Ode.

Jüngling, lebst du nicht in Freuden,
Jüngling, o so haff' ich dich!
Alter, lebst du nicht in Freuden,
Alter, o so haff' ich dich!

Jüngling, trauerst du in Jahren,
Wo die Pflicht sich freuen heißt? —
Schäme dich! so frisch an Haaren,
Jüngling, und so schwach an Geist!

Der Wunsch.

Wenn ich, Augenlust zu finden,
Unter schatticht kühlen Linden
Spielend auf und nieder gehe,
Und ein häßlich Mädchen sehe,
Wünsch' ich, plötzlich blind zu sein.

Wenn ich, Augenlust zu finden,
Unter schatticht kühlen Linden
Spielend auf und nieder gehe,
Und ein schönes Mädchen sehe,
Möcht' ich lauter Auge sein.

Der größte Mann.

Laßt uns den Priester Orgon fragen:
Wer ist der größte Mann?
Mit stolzen Mienen wird er sagen:
Wer sich zum kleinsten machen kann.

Laßt uns den Dichter Kriton hören:
Wer ist der größte Mann?
Er wird es uns in Versen schwören:
Wer ohne Mühe reimen kann.

Laßt uns den Hofmann Damis fragen:
Wer ist der größte Mann?
Er bückt sich lächelnd; das will sagen:
Wer lächeln und sich bücken kann.

Wollt ihr vom Philosophen wissen,
Wer ist der größte Mann?
Aus dunkeln Reden müßt ihr schließen:
Wer ihn verstehn und grübeln kann.

Was darf ich jeden Thoren fragen,
Wer ist der größte Mann?
Ihr seht, die Thoren alle sagen:
Wer mir am nächsten kommen kann.

Wollt ihr den klügsten Thoren fragen;
Wer ist der größte Mann?
So fraget mich; ich will euch sagen:
Wer trunken sie verlachen kann.

Der Irrthum.

Den Hund im Arm, mit bloßen Brüsten,
Sah Lotte frech herab.
Wie mancher ließ sichs nicht gelüsten,
Daß er ihr Blicke gab.

Ich kam gedankenvoll gegangen
Und sahe steif hinan,
Ha! denkt sie, der ist auch gefangen,
Und lacht mich schalkhaft an.

Allein, gesagt zur guten Stunde,
Die Jungfer irrt sich hier.
Ich sah nach ihrem bunten Hunde:
Es ist ein artig Thier.

An den Wein.

Wein, wenn ich dich jetzo trinke,
Wenn ich dich als Jüngling trinke,
Sollst du mich in allen Sachen
Dreist und klug, beherzt und weise,
Mir zum Nutz, und dir zum Preise,
Kurz, zu einem Alten machen.

Wein, werd' ich dich künftig trinken,
Werd' ich dich als Alter trinken,
Sollst du mich geneigt zum Lachen,
Unbesorgt für Tod und Lügen,
Dir zum Ruhm, mir zum Vergnügen,
Kurz, zu einem Jüngling machen.

Phyllis an Damon.

Lehre mich, o Damon, singen,
Singen, wie du trunken singst.
Laß auch mich dir Lieder bringen,
Wie du mir begeistert bringst.
Wie du mich willst ewig singen,
Möcht' auch ich dich ewig singen.

Durch des Weines Feuerkräfte,
Nur durch sie singst du so schön.
Aber diese Göttersäfte
Darf ich schmachtend nur besehn.
Dir rieth Venus, Wein zu trinken,
Mir rieth sie, ihn nicht zu trinken.

Was wird nun mein Lied beleben,
Kann es dieser Trank nicht sein? —
Wie? Du willst mir Küsse geben,
Küsse, feuriger, als Wein? —
Damon, ach! nach deinen Küssen
Werd' ich wohl verstummen müssen.

Für wen ich singe.

Ich singe nicht für kleine Knaben,
Die voller Stolz zur Schule gehn,
Und den Ovid in Händen haben,
Den ihre Lehrer nicht verstehn.

Ich singe nicht für euch, ihr Richter,
Die ihr voll spitz'ger Gründlichkeit
Ein unerträglich Joch dem Dichter,
Und euch die Muster selber seid.

Ich singe nicht den kühnen Geistern,
Die nur Homer und Milton reizt;
Weil man den unerschöpften Meistern
Die Lorbeern nur umsonst begeizt.

Ich singe nicht, durch Stolz gedrungen,
Für dich, mein deutsches Vaterland.
Ich fürchte jene Lästerzungen,
Die dich bis an den Pol verbannt.

Ich singe nicht für fremde Reiche.
Wie käm' mir solch ein Ehrgeiz ein?
Das sind verweg'ne Autorstreiche.
Ich mag nicht übersetzet sein.

Ich singe nicht für fromme Schwestern,
Die nie der Liebe Reiz gewinnt,
Die, wenn wir munter singen, lästern,
Daß wir nicht alle Schmolken sind.

Ich singe nur für euch, ihr Brüder,
Die ihr den Wein erhebt, wie ich,
Für euch, für euch sind meine Lieder.
Singt ihr sie nach: o Glück für mich!

Ich singe nur für meine Schöne,
O muntre Phyllis, nur für dich.
Für dich, für dich sind meine Töne.
Stehn sie dir an, so küsse mich.

Die schlafende Laura.

Nachlässig hingestreckt,
Die Brust mit Flor bedeckt,
Der jedem Lüftchen wich,
Das säuselnd ihn durchstrich,
Ließ unter jenen Linden
Mein Glück mich Lauren finden.
Sie schlief, und weit und breit
Schlug jede Blum' ihr Haupt zur Erden,
Aus mißvergnügter Traurigkeit,
Von Lauren nicht gesehn zu werden.
Sie schlief, und weit und breit
Erschallten keine Nachtigallen,
Aus weiser Furchtsamkeit,
Ihr minder zu gefallen,
Als ihr der Schlaf gefiel,
Als ihr der Traum gefiel,
Den sie vielleicht jetzt träumte,
Von dem, ich hoff' es, träumte,
Der staunend bei ihr stand,
Und viel zu viel empfand,
Um deutlich zu empfinden,
Um noch es zu empfinden,
Wie viel er da empfand.
Ich ließ mich sanfte nieder,
Ich segnete, ich küßte sie,
Ich segnete, und küßte wieder.
Und schnell erwachte sie.
Schnell thaten sich die Augen auf.
Die Augen? — nein, der Himmel that sich auf.

Der Donner.

Es donnert! — Freunde, laßt uns trinken!
Der Frevler und der Heuchler Heer
Mag knechtisch auf die Kniee sinken.
Es donnert! — Macht die Gläser leer!
Laßt Nüchterne, laßt Weiber zagen!
Zeus ist gerecht, er straft das Meer:
Sollt' er in seinen Nektar schlagen?

Der müßige Pöbel.

Um einen Arzt und seine Bühne
Stand mit erstaunungsvoller Miene
Die leicht betrog'ne Menge
In lebendem Gedränge.
Ein weiser Trinker ging vorbei,
Und schriee: welche Polizei!
So müßig hier zu stehen?
Kann nicht das Volk zu Weine gehen?

Die Musik.

Ein Orpheus spielte; rings um ihn,
Mit lauschendem Gedränge,
Stand die erstaunte Menge,
Durchs Ohr die Wollust einzuziehn.

Ein Trinker kam von ungefähr,
Und taumelte den Weg daher.
Schnell faßt' er sich, blieb horchend stehn,
Und ward entzückt, und schriee: schön!
So schön, als wenn bei meinem wackern Wirthe
Das helle Paßglas klirrte!

An den Horaz.

Horaz, wenn ich mein Mädchen küsse,
Entflammt von unserm Gott, dem Wein,
Dann seh' ich, ohne krit'sche Schlüsse,
Dich tiefer als zehn Bentley ein.

Dann fühl' ich sie, die süßen Küsse,
Die ein barbar'scher Biß verletzt,
Sie, welche Venus, nebst dem Bisse,
Mit ihres Nektars Fünftheil netzt *).

Dann fühl' ich, mehr als ich kann sagen,
Die Göttin, durch die Laura küßt,
Wie sie sich Amathunts entschlagen,
Und ganz in mich gestürzet ist **).

Sie herrscht im Herzen, sie gebietet;
Und Laura löscht die Phyllis aus.
Sie herrscht im Herzen? nein, sie wüthet;
Denn Laura hält mich ab vom Schmaus.

Niklas.

Mein Esel sicherlich
Muß klüger sein, als ich.
Ja, klüger muß er sein!
Er fand sich selbst in Stall hinein,
Und kam doch von der Tränke.
Man denke!

Die Küsse.

Der Neid, o Kind,
Zählt unsre Küsse:
Drum küss' geschwind
Ein Tausend Küsse;
Geschwind du mich,
Geschwind ich dich!
Geschwind, geschwind,
O Laura küsse
Manch Tausend Küsse:
Damit er sich
Verzählen müsse.

Der schwörende Liebhaber.

Ich schwör' es dir, o Laura, dich zu hassen;
Gerechten Haß schwör' ich dir zu.
Ich schwör' es allen Schönen, sie zu hassen;
Weil alle treulos sind, wie du.
Ich schwör' es dir, vor Amors Ohren,
Daß ich — — ach! daß ich falsch geschworen.

Trinklied.

Voll, voll, voll,
Freunde, macht euch voll!
Wein, Wein, Wein,
Freunde, schenkt ihn ein
Küßt, küßt, küßt
Die euch wieder küßt!
Voll von Wein,
Voll von Liebe,
Voll von Wein und Liebe,
Freunde, voll zu sein,
Küßt und schenket ein!

*) — — — dulcia barbare
Laedentem oscula, quae Venus
Quinta parte sui Nectaris imbuit.
**) — — — in me tota ruens Venus
Cyprum deseruit.

Der Verlust.

Alles ging für mich verloren,
Als ich Sylvien verlor.
Du nur gingst nicht mit verloren,
Liebe, da ich sie verlor!

Der Genuß.

So bringst du mich um meine Liebe,
Unseliger Genuß? Betrübter Tag für mich!
Sie zu verlieren, — meine Liebe, —
Sie zu verlieren, wünscht' ich dich?
Nimm sie, den Wunsch so mancher Lieder,
Nimm sie zurück, die kurze Lust!
Nimm sie, und gieb der öden Brust,
Der ewig öden Brust die beßr're Liebe wieder!

Das Leben.

Sechs Tage kannt' ich sie,
Und liebte sie sechs Tage.
Am siebenten erblaßte sie,
Dem ersten meiner ew'gen Klage.
Noch leb' ich, zauberndes Geschick!
Ein pflanzengleiches Leben.
O Himmel! ist für den kein Glück,
Dem du Gefühl und Herz gegeben!
O! nimm dem Körper Wärm' und Blut,
Dem du die Seele schon genommen!
Hier, wo ich wein', und wo sie ruht,
Hier laß den Tod auf mich herab gebeten kommen!
Was hilft es, daß er meine Jahre
Bis zu des Nestors Alter spare?
Ich habe, trotz der grauen Haare,
Womit ich dann zur Grube fahre,
Sechs Tage nur geliebt,
Sechs Tage nur gelebt.

Die Biene.

Als Amor in den gold'nen Zeiten,
Verliebt in Schäferlustbarkeiten,
Auf bunten Blumenfeldern lief,
Da stach den kleinsten von den Göttern
Ein Bienchen, das in Rosenblättern,
Wo es sonst Honig holte, schlief.

Durch diesen Stich ward Amor klüger.
Der unerschöpfliche Betrüger
Sann einer neuen Kriegelist nach:
Er lauscht in Rosen und Violen;
Und kam ein Mädchen, sie zu holen,
Flog' er als Bien' heraus, und stach.

Die Liebe.

Ohne Liebe
Lebe, wer da kann.
Wenn er auch ein Mensch schon bliebe,
Bleibt er doch kein Mann.

Süße Liebe,
Mach' mein Leben süß!
Stille nie die regen Triebe
Sonder Hinderniß.

Schmachten lassen
Sei der Schönen Pflicht!
Nur uns ewig schmachten lassen,
Dieses sei sie nicht.

Der Tod.

Gestern, Brüder, könnt ihr's glauben?
Gestern bei dem Saft der Trauben,
(Bildet euch mein Schrecken ein!)
Kam der Tod zu mir herein.

Drohend schwang er seine Hippe,
Drohend sprach das Furchtgerippe:
Fort, du theurer Bacchusknecht!
Fort, du hast genug gezecht!

Lieber Tod, sprach ich mit Thränen,
Solltest du nach mir dich sehnen?
Sieh, da stehet Wein für dich!
Lieber Tod verschone mich!

Lächelnd greift er nach dem Glase;
Lächelnd macht er's auf der Baase,
Auf der Pest, Gesundheit leer;
Lächelnd setzt er's wieder her.

Fröhlich glaub' ich mich befreiet,
Als er schnell sein Droh'n erneuet.
Narre, für dein Gläschen Wein,
Denkst du, spricht er, los zu sein?

Tod, bat ich, ich möcht' auf Erden
Gern ein Mediciner werden.
Laß mich: ich verspreche dir
Meine Kranken halb dafür.

Gut, wenn das ist, magst du leben:
Ruft er. Nur sei mir ergeben.
Lebe, bis du satt geküßt,
Und des Trinkens müde bist.

O! wie schön klingt dies den Ohren!
Tod, du hast mich neu geboren.
Dieses Glas voll Rebensaft,
Tod, auf gute Brüderschaft!

Ewig muß ich also leben.
Ewig! denn, beim Gott der Reben!
Ewig soll mich Lieb' und Wein,
Ewig Wein und Lieb' erfreun!

Der Faule.

Rennt dem scheuen Glücke nach!
Freunde! rennt euch alt und schwach!
Ich nehm' Theil an eurer Müh:
Die Natur gebietet sie.
Ich, damit ich auch was thu, —
Seh' euch in dem Lehnstuhl zu.

Fabeln und Erzählungen v. J. G. E. Lessing.

Der Sperling und die Feldmaus.

Zur Feldmaus sprach ein Spatz: Sieh dort den Adler sitzen!
Sieh, weil du ihn noch siehst! er wiegt den Körper schon;
Bereit zum kühnen Flug, bekannt mit Sonn' und Blitzen,
Zieht er nach Jovis Thron.
Doch wette, seh' ich schon nicht ablermäßig aus —
Ich flieg' ihm gleich. — Fleug, Prahler, rief die Maus.
Indeß flog jener auf, kühn auf geprüfte Schwingen;
Und dieser wagt's, ihm nachzudringen.
Doch kaum, daß ihr ungleicher Flug
Sie beide bis zur Höh' gemeiner Bäume trug,
Als beide sich dem Blick der blöden Maus entzogen,
Und beide, wie sie schloß, gleich unermeßlich flogen.

* * *

Ein unbiegsamer F* will kühn wie Milton singen.
Nach dem er Richter wählt, nach dem wird's ihm gelingen.

Der Adler und die Eule.

Der Adler Jupiter's und Pallas Eule stritten.
„Abscheulich Nachtgespenst!" — „Bescheid'ner, darf ich bitten.
„Der Himmel heget mich und dich;
„Was bist du also mehr, als ich?
Der Adler sprach: Wahr ist's, im Himmel sind wir beide;
Doch mit dem Unterschiede:
Ich kam durch eignen Flug,
Wohin dich deine Göttin trug.

Der Tanzbär.

Ein Tanzbär war der Kett' entrissen,
Kam wieder in den Wald zurück,
Und tanzte seiner Schaar ein Meisterstück
Auf den gewohnten Hinterfüßen.
„Seht, schrie er, das ist Kunst; das lernt man in der Welt.
„Thut mir es nach, wenn's euch gefällt,
„Und wenn ihr könnt!" Geh, brummt ein alter Bär,
Dergleichen Kunst, sie sei so schwer,
Sie sei so rar sie sei,
Zeigt deinen niedern Geist und deine Sklaverei.

* * *

Ein großer Hofmann sein,
Ein Mann, dem Schmeichelei und List
Statt Witz und Tugend ist;
Der durch Kabalen steigt, des Fürsten Gunst erstiehlt,
Mit Wort und Schwur als Complimenten spielt:
Ein solcher Mann, ein großer Hofmann sein,
Schließt das Lob oder Tadel ein?

Der Hirsch und der Fuchs.

„Hirsch, wahrlich, das begreif' ich nicht,
Hört' ich den Fuchs zum Hirsche sagen,
„Wie dir der Muth so sehr gebricht?
„Der kleinste Windhund kann dich jagen.
„Besieh' dich doch, wie groß du bist!
„Und sollt' es dir an Stärke fehlen?
„Den größten Hund, so stark er ist,
„Kann dein Geweih mit Einem Stoß' entseelen.
„Uns Füchsen muß man wohl die Schwachheit übersehn;
„Wir sind zu schwach zum widerstehn.
„Doch daß ein Hirsch nicht weichen muß,
„Ist sonnenklar. Hör' einen Schluß.
„Ist jemand stärker, als sein Feind,
„Der braucht sich nicht vor ihm zurückzuziehen;
„Du bist den Hunden nun weit überlegen, Freund:
„Und folglich darfst du niemals fliehen.

Gewiß, ich hab' es nie so triflich überlegt.
Von nun an, sprach der Hirsch, sieht man mich unbewegt,
Wenn Hund' und Jäger auf mich fallen;
Nun widersteh' ich allen.

Zum Unglück, daß Dianens Schaar
So nah mit ihren Hunden war.
Sie bellen, und sobald der Wald
Von ihrem Bellen wiederschallt,
Fliehn schnell der schwache Fuchs und starke Hirsch davon.

* * *

Natur thut allzeit mehr, als Demonstration.

Die Sonne.

Der Stern, durch den es bei uns tagt —
„Ach! Dichter, lern', wie unser einer sprechen!
„Muß man, wenn du erzählst,
„Und uns mit albern Fabeln quälst,
„Sich denkend noch den Kopf zerbrechen?
Nun gut! die Sonne ward gefragt:
Ob sie es nicht verdröße,
Daß ihre unermeßne Größe
Die durch den Schein betrog'ne Welt
Im Durchschnitt' größer kaum, als eine Spanne hält.

Mich, spricht sie, sollte dieses kränken?
Wer ist die Welt? wer sind sie, die so denken?
Ein blind Gewürm! Genug, wenn jene Geister nur,
Die auf der Wahrheit dunkeln Spur
Das Wesen von dem Scheine trennen,
Wenn diese mich nur besser kennen!

* * *

Ihr Dichter, welche Feu'r und Geist
Des Pöbels blödem Blick entreißt,
Lernt, will euch mißgeschätzt des Lesers Kaltsinn kränken,
Zufrieden mit euch selbst, stolz wie die Sonne denken!

Das Muster der Ehen.

Ein rares Beispiel will ich singen,
Wobei die Welt erstaunen wird.
Daß alle Ehen Zwietracht bringen,
Glaubt jeder, aber jeder irrt.

Ich sah das Muster aller Ehen,
Still, wie die stillste Sommernacht.
O! daß sie keiner möge sehen,
Der mich zum frechen Lügner macht!

Und gleichwohl war die Frau kein Engel,
Und der Gemahl kein Heiliger;
Es hatte jedes seine Mängel.
Denn niemand ist von allen leer.

Doch sollte mich ein Spötter fragen,
Wie diese Wunder möglich sind,
Der lasse sich zur Antwort sagen:
Der Mann war taub, die Frau war blind.

Faustin.

Faustin, der ganze funfzehn Jahr
Entfernt von Haus und Hof und Weib und Kindern war,
Ward, von dem Wucher reich gemacht,
Auf seinem Schiffe heimgebracht.
„Gott, seufzt der redliche Faustin,
Als ihm die Vaterstadt in dunkler Fern' erschien,
„Gott, strafe mich nicht meiner Sünden,
„Und gieb mir nicht verdienten Lohn!
„Laß, weil du gnädig bist, mich Tochter, Weib und Sohn
„Gesund und fröhlich wieder finden.
So seufzt Faustin, und Gott erhört den Sünder.
Er kam, und fand sein Haus in Ueberfluß und Ruh.
Er fand sein Weib und seine beiden Kinder,
Und — Segen Gottes! — zwei dazu.

Die eheliche Liebe.

Klorinde starb; sechs Wochen drauf
Gab auch ihr Mann das Leben auf,
Und seine Seele nahm aus diesem Weltgetümmel
Den pfeilgeraden Weg zum Himmel.
„Herr Petrus, rief er, aufgemacht!“
„Wer da?“ — „Ein wackrer Christ.“ —
„Was für ein wackrer Christ?“ —
„Der manche Nacht,
„Seitdem die Schwindsucht ihn auf's Krankenbette brachte,
„In Furcht, Gebet und Zittern wachte.
„Macht bald!“ — — Das Thor wird aufgethan.
„Ha! ha! Klorindens Mann!
„Mein Freund,“ spricht Petrus, nur herein;
„Noch wird bei eurer Frau ein Plätzchen ledig sein.“
„Was? meine Frau im Himmel? wie?
„Klorinden habt ihr eingenommen?
„Lebt wohl! habt Dank für eure Müh'!
„Ich will schon sonst wo unterkommen.

Die Bäre.

Den Bären glückt' es, nun schon seit geraumer Zeit,
Mit Brummen, plumpem Ernst und stolzer Frömmigkeit,
Das Sittenrichteramt, bei allen schwächern Thieren,
Aus angemaßter Macht, gleich Wüthrichen, zu führen.
Ein jedes furchte sich, und keines war so kühn,
Sich um die saure Pflicht nebst ihnen zu bemühn;
Bis endlich noch im Fuchs der Patriot erwachte,
Und hier und da ein Fuchs auf Sittensprüche dachte.
Nun sah man beide stets auf gleiche Zwecke sehn;
Und beide sah man doch verschied'ne Wege gehn.
Die Bäre wollen nur durch Strenge heilig machen;
Die Füchse strafen auch, doch strafen sie mit Lachen.
Dort brauchet man nur Fluch: hier brauchet man nur Scherz;
Dort bessert man den Schein: hier bessert man das Herz.
Dort sieht man Düsternheit: hier sieht man Licht und Leben;
Dort nach der Heuchelei: hier nach der Tugend streben.
Du, der du weiter denkst, fragst du mich nicht geschwind:
Ob beide Theile wohl auch gute Freunde sind?
O wären sie's! Welch Glück für Tugend, Witz und Sitten!
Doch nein, der arme Fuchs wird von dem Bär bestritten,
Und, trotz des guten Zwecks, von ihm in Bann gethan.
Warum? der Fuchs greift selbst die Bäre tadelnd an.

* * *

Ich kann mich diesmal nicht bei der Moral verweilen;
Die fünfte Stunde schlägt; ich muß zum Schauplatz eilen.
Freund, leg' die Predigt weg! Willst du nicht mit mir gehn?
Was spielt man? Den Tartüff. Dies Schandstück sollt' ich sehn?

Der Löwe und die Mücke.

Ein junger Held vom muntern Heere,
Das nur der Sonnenschein belebt,
Und das mit saugendem Gewehre
Nach Ruhm gestoch'ner Beulen strebt,
Doch die man noch zum großen Glücke
Durch zwei Paar Strümpfe hindern kann,
Der junge Held war eine Mücke.
Hört meines Helden Thaten an!

Auf ihren Kreuz- und Ritterzügen
Fand sie, entfernt von ihrer Schaar,
Im Schlummer einen Löwen liegen,
Der von der Jagd entkräftet war.
Seht, Schwestern, dort den Löwen schlafen,
Schrie sie die Schwestern gaukelnd an.
Jetzt will ich hin, und will ihn strafen.
Er soll mir bluten, der Tyrann!

Sie eilt, und mit verweg'nem Sprunge
Setzt sie sich auf des Königs Schwanz.
Sie sticht, und flieht mit schnellem Schwunge,
Stolz auf den sauern Lorbeerkranz.
Der Löwe will sich nicht bewegen?
Wie? ist er todt? Das heiß' ich Wuth!
Zu mörd'risch war der Mücke Degen;
Doch sagt, ob er nicht Wunder thut?

„Ich bin es, die den Wald befreiet,
„Wo seine Mordsucht sonst getobt.
„Seht, Schwestern, den der Tiger scheuet,
„Der stirbt! Mein Stachel sei gelobt!
Die Schwestern jauchzen, voll Vergnügen,
Um ihre laute Siegerin.
Wie? Löwen, Löwen zu besiegen!
Wie, Schwester, kam dir das in Sinn?

„Ja, Schwestern, wagen muß man! wagen!
„Ich hätt' es selber nicht gedacht.
„Auf! lasset uns mehr Feinde schlagen!
„Der Anfang ist zu schön gemacht.
Doch unter diesen Siegesliedern,
Da jede von Triumphen sprach,
Erwacht der matte Löwe wieder,
Und eilt erquickt dem Raube nach.

Das Krucifix.

Hans, spricht der Pater, du mußt laufen,
Uns in der nächsten Stadt ein Krucifix zu kaufen.
Nimm Matzen mit; hier hast du Geld.
Du wirst wohl sehn, wie theuer man es hält.

Hans kommt mit Matzen nach der Stadt.
Der erste Künstler war der beste.
„Herr, wenn Er Krucifixe hat,
„So lass' Er uns doch eins zum heil'gen Osterfeste.

Der Künstler war ein schalk'scher Mann,
Der gern der Einfalt lachte,
Und Dumme gern noch dümmer machte,
Und fing im Scherz zu fragen an:
„Was wollt ihr denn für eines?“

„Je nun, spricht Matz, ein wacker feines.
„Wir werden sehn, was ihr uns gebt.“

„Das glaub' ich wohl; allein das frag' ich nicht.
„Ein todtes, oder eins, das lebt?

Hans guckte Matzen und Matz Hansen ins Gesicht.
Sie öffneten das Maul, allein es redte nicht.
„Nun, gebt mir doch Bericht.
„Habt ihr den Pater nicht gefragt?“
„Mein Blut!“ spricht endlich Hans, der aus dem Traum erwachte,
„Mein Blut, er hat uns nichts gesagt.
„Weißt du es, Matz?“ — „Ich dachte;
„Wenn du's nicht weißt, wie soll ich's wissen?“
„So werdet ihr den Weg noch einmal gehen müssen.“
„Das wollen wir wohl bleiben lassen.
„Ja, wenn es nicht zur Frohne wär'.

Sie denken lange hin und her,
Und wissen keinen Rath zu fassen.
Doch endlich fällt es Matzen ein:
„Je! Hans, sollt's nicht am besten sein,
„Wir kauften eins, das lebt? — Denn sieh,
„Ist's ihm nicht recht, so macht's ja wenig Müh,
„Wär's auch ein Ochs, es todt zu schlagen."
„Nun ja," spricht Hans, „das wollt' ich eben sagen:
„So haben wir nicht viel zu wagen.

* * *

Das war ein Argument, ihr Herren Theologen,
Das Hans und Matz ex tuto zogen.

Der Eremit.

Im Walde, nah bei einer Stadt,
Die man mir nicht genennet hat,
Ließ einst ein seltenes Gefieder,
Ein junger Eremit, sich nieder.

„In einer Stadt," denkt Applikant,
„Die man ihm nicht genannt?
„Was muß er wohl für eine meinen?
„Beinahe sollte mir es scheinen,
„Daß die, — nein die — gemeinet wär'.
Kurz, Applikant denkt hin und her,
Und schließt, noch eh' er mich gelesen,
Es sei gewiß Berlin gewesen.

„Berlin? Ja, ja, das sieht man bald;
„Denn bei Berlin ist ja ein Wald.

Der Schluß ist stark, bei meiner Ehre;
Ich dachte nicht, daß es so deutlich wäre.
Der Wald paßt herrlich auf Berlin,
Ohn' ihn beim Haar' herbei zu ziehn.
Und ob das Uebrige wird passen,
Will ich dem Leser überlassen.
Auf Griechisch weiß ich, wie sie hieß;
Doch wer versteht's? Kerapolis.
Hier, nahe bei Kerapolis,
War's, wo ein junger Eremite,
In einer kleinen leeren Hütte,
Im dicksten Wald sich niederließ.
Was je ein Eremit gethan,
Fing er mit größtem Eifer an.
Er betete, er sang, er schrie
Des Tags, des Nachts, und spät und früh.
Er aß kein Fleisch, er trank nicht Wein,
Ließ Wurzeln seine Nahrung sein,
Und seinen Trank das helle Wasser;
Bei allem Appetit kein Prasser.
Er geißelte sich bis auf's Blut,
Und wußte, wie das Wachen thut.
Er fastete wohl ganze Tage,
Und blieb auf Einem Fuße stehn;
Und machte sich rechtschaff'ne Plage,
In Himmel mühsam einzugehn.
Was Wunder also, daß gar bald
Vom jungen Heiligen im Wald
Der Ruf bis in die Stadt erschallt?

Die erste, die aus dieser Stadt
Zu ihm die heil'ge Wallfahrt that,
War ein betagtes Weib.
Auf Krücken, zitternd, kam sie an,
Und fand den wilden Gottesmann,
Der sie von weitem kommen sahe,
Dem hölzern Kreuze knieend nahe.
Je näher sie ihm kommt, je mehr
Schlägt er die Brust, und weint, und winselt er,
Und, wie es sich für einen Heil'gen schicket,
Erblickt sie nicht, ob er sie gleich erblicket.
Bis er zuletzt, vom Knieen matt,
Und heiliger Verstellung satt,
Vom Fasten, Kreuz'gen, Klosterleben,
Marienbildern, Opfergeben,
Von Beichte, Salbung, Seelenmessen,
Ohn' das Vermächtniß zu vergessen,
Von Rosenkränzen mit ihr redte,
Und das so oratorisch sagt,
Daß sie erbärmlich weint und klagt,
Als ob er sie geprügelt hätte.
Zum Schluß bricht sie von seiner Hütte,
Wozu der saure Eremite
Mit Noth ihr die Erlaubniß gab,
Sich einen heil'gen Splitter ab,
Den sie beküsset und belecket,
Und in den welken Busen stecket.
Mit diesem Schatz von Heiligkeit
Kehrt sie zurück begnadigt und erfreut,
Und läßt daheim die frömmsten Frauen
Ihn küssen, andre nur beschauen.
Sie ging zugleich von Haus zu Haus,
Und rief auf allen Gassen aus:
„Der ist verloren und verflucht,
„Der unsern Eremiten nicht besucht!
Und brachte hundert Gründe bei,
Warum es sonderlich den Weibern nützlich sei.
Ein altes Weib kann Eindruck machen;
Zum Weinen bei der Frau, und bei dem Mann zum Lachen.
Zwar ist der Satz nicht allgemein;
Auch Männer können Weiber sein.
Doch diesmal waren sie es nicht.
Die Weiber schienen nur erpicht,
Den theuern Waldseraph zu sehen.
Die Männer aber? — wehrten's nicht,
Und ließen ihre Weiber gehen.
Die Häßlichen und Schönen,
Die ältesten und jüngsten Frauen,
Das arme wie das reiche Weib, —
Kurz, jede ging, sich zu erbauen,
Und jede fand erwünschten Zeitvertreib.

„Was? Zeitvertreib, wo man erbauen will?
„Was soll der Widerspruch bedeuten?
Ein Widerspruch? Das wäre viel!
„Er sprach ja sonst von lauter Seligkeiten! —
O! davon sprach er noch, nur mit dem Unterscheide:
Mit Alten sprach er stets von Tod und Eitelkeit,
Mit Armen von der Himmelsfreude,
Mit Häßlichen von Ehrbarkeit,
Nur mit den Schönen allezeit
Vom ersten jeder Christentriebe.
„Was ist das?" Wer mich fragt, kann der ein Christ wohl sein?
Denn jeder Christ kommt damit überein,
Es sei die liebe Liebe.
Der Eremit war jung; das hab' ich schon gesagt.
Doch schön? Wer nach der Schönheit fragt,
Der mag ihn hier besehn.
Genug, den Weibern war er schön.
Ein starker, frischer, junger Kerl,
Nicht dicke wie ein Faß, nicht hager wie ein Querl —
„Nun, nun, aus seiner Kost ist jenes leicht zu schließen.
Doch sollte man auch wissen,
Daß Gott dem, den er liebt,
Zu Steinen wohl Gedeihen giebt;
Und das ist doch kein fett Gerichte!
Ein bräunlich männliches Gesichte,
Nicht allzu klein, nicht allzu groß,
Das sich im dichten Barte schloß;
Die Blicke wild, doch sonder Anmuth nicht;
Die Nase lang, wie man die Kaisernasen dicht't.
Das ungebund'ne Haar floß straubicht um das Haupt;
Und wesentlich're Schönheitsstücke
Hat der zerriss'ne Rock dem Blicke
Nicht ganz entdeckt, nicht ganz geraubt.
Der Waden nur noch zu gedenken:
Sie waren groß, und hart wie Stein.
Das sollen, wie man sagt, nicht schlimme Zeichen sein;
Allein den Grund wird man mir schenken.

Nun wahrlich, so ein Kerl kann Weiber lüstern machen.
Ich sag' es nicht für mich; es sind gescheh'ne Sachen.
„Gescheh'ne Sachen? was?
„So ist man gar zur That gekommen?
Mein lieber Simpler, fragt sich das?
Weswegen hätt' er denn die Predigt unternommen?
Die süße Lehre süßer Triebe?
Die Liebe heischet Gegenliebe,
Und wer ihr Priester ist, verdienet keinen Haß.

O Andacht, mußt du noch so manche Sünde decken!
Zwar die Moral ist hier zu scharf,
Weil mancher Mensch sich nicht bespiegeln darf,
Aus Furcht, er möchte vor sich selbst erschrecken.
Drum will ich nur mit meinen Lehren
Ganz still nach Hause wieder kehren.

Kommt mir einmal der Einfall ein,
Und ein Verleger will für mich so gnädig sein,
Mich in groß Quart in Druck zu nehmen,
So könnt' ich mich vielleicht bequemen,
Mit hundert englischen Moralen,
Die ich im Laden sah, zu prahlen,
Exempelschätze, Sittenrichter,
Die alten und die neuen Dichter
Mit witz'gen Fingern nachzuschlagen,
Und was die sagen, und nicht sagen,
In einer Note abzuschreiben.
Bringt, sag' ich noch einmal, man mich gedruckt an Tag;
Denn in der Handschrift laß' ich's bleiben,
Weil ich mich nicht belügen mag.
Ich fahr' in der Erzählung fort —
Doch möcht' ich in der That gestehn,
Ich hätte manchmal mögen sehn,
Was die und die, die an den Wallfahrtsort
Mit heiligen Gedanken kam,
Für fremde Mienen an sich nahm,
Wenn der verweg'ne Eremit,
Fein listig, Schritt vor Schritt,
Vom Geist auf's Fleisch zu reden kam.
Ich zweifle nicht, daß die verletzte Scham
Den Zorn nicht ins Gesicht getrieben,
Daß Mund und Hand nicht in Bewegung kam,
Weil beide die Bewegung lieben;
Allein, daß die Versöhnung ausgeblieben,
Glaub' ich, und wer die Weiber kennt,
Nicht eher, als kein Stroh mehr brennt.
Denn wird doch wohl ein Löwe zahm.
Und eine Frau ist ohnedies ein Lamm.
„Ein Lamm? du magst die Weiber kennen.
Je nun, man kann sie doch in so weit Lämmer nennen,
Als sie von selbst ins Feuer rennen.

„Fährst du in der Erzählung fort?
„Und bleibst mit deinem Kritisiren
„Doch ewig an demselben Ort?
So kann das Nützliche den Dichter auch verführen.
Nun gut, ich fahre fort,
Und sag', um wirklich fortzufahren,
Daß nach fünf Vierteljahren
Die Schelmereien ruchbar waren.
„Erst nach fünf Vierteljahren? Nu;
„Der Eremit hat wacker ausgehalten.
„So viel trau' ich mir doch nicht zu;
„Ich möchte nicht sein Amt ein Vierteljahr verwalten.
„Allein, wie ward es ewig kund?
„Hat es ein schlauer Mann erfahren?
„Verrieth es einer Frau waschhafter Mund?
„Wie? oder daß den Hochverrath
„Ein alt neugierig Weib, aus Neid, begangen hat?
O nein; hier muß man besser rathen.
Zwei muntre Mädchen hatten Schuld,
Die voller frommer Ungeduld
Das thaten, was die Mütter thaten;
Und dennoch wollten sich die Mütter nicht bequemen,
Die guten Kinder mitzunehmen. —
„Sie merkten also wohl den Braten? —
Und haben ihn gar dem Papa verrathen.
„Die Töchter sagten's dem Papa?
„Wo blieb die Liebe zur Mama?
O! die kann nichts darunter leiden;
Denn wenn ein Mädchen auch die Mutter liebt,
Daß es der Mutter in der Noth
Den letzten Bissen Brot
Aus seinem Munde giebt;
So kann das Mädchen doch die Mutter hier beneiden,
Hier, wo so Lieb' als Klugheit spricht:
Ihr Schönen, trotz der Kinderpflicht,
Vergeßt euch selber nicht.
Kurz, durch die Mädchen kam's ans Licht,
Daß er, der Eremit, beinah die ganze Stadt
Zu Schwägern oder Kindern hat.

O! der verfluchte Schelm! Wer hätte das gedacht!
Die ganze Stadt ward aufgebracht,
Und jeder Ehmann schwur, daß in der ersten Nacht,
Er und sein Mitgenoß, der Hain,
Des Feuers Beute müsse sein.
Schon rotteten sich ganze Scharen,
Die zu der Rache fertig waren.
Doch ein hochweiser Magistrat
Besetzt das Thor, und sperrt die Stadt,
Der Eigenrache vorzukommen,
Und schicket alsobald
Die Schergen in den Wald,
Die ihn vom Kreuze weg, und in Verhaft genommen.
Man redete schon von Galgen und von Rad,
So sehr schien sein Verbrechen häßlich;
Und keine Strafe war so gräßlich,
Die, wie man sagt, er nicht verdienet hat.
Und nur ein Hagestolz, ein schlauer Advokat,
Sprach: o! dem kommt man nicht ans Leben,
Der es Unzähligen zu geben,
So rühmlich sich beflissen hat.
Der Eremite, der die Nacht
Im Kerker ungewiß und sorgend durchgewacht,
Ward morgens ins Verhör gebracht.
Der Richter war ein schalk'scher Mann,
Der jeden mit Vergnügen schraubte,
Und doch — (wie man sich irren kann!)
Von seiner Frau das Beste glaubte.
„Sie ist ein Ausbund aller Frommen,
„Und nur einmal in Wald gekommen,
„Den Pater Eremit zu sehn.
„Einmal! Was kann da viel geschehn?
So denkt der gütige Herr Richter.
Denk' immer so, zu deiner Ruh,
Lacht gleich die Wahrheit und der Dichter,
Und deine fromme Frau dazu.

Nun tritt der Eremit vor ihn.
„Mein Freund, wollt ihr von selbst die nennen,
„Die — die ihr kennt, und die euch kennen:
„So könnt ihr der Tortur entfliehn.
„Doch" — „Darum laß' ich mich nicht plagen.
„Ich will sie alle sagen.
„Herr Richter, schreib' Er nur!" Und wie?
Der Eremit entdecket sie?
Ein Eremite kann nicht schweigen?
Sonst ist das Plaudern nur den Stutzern eigen.
Der Richter schrieb. „Die erste war
„Kamilla" — Wer? Kamilla? „Ja fürwahr!
„Die andern sind: Sophia, Laura, Doris,
„Angelika, Korinna, Chloris" —
„Der Henker mag sie alle fassen,
„Gemach! und eine nach der andern fein!
„Denn eine nur vorbei zu lassen" —
Wird wohl kein großer Schade sein,
Fiel jeder Rathsherr ihm ins Wort.
Hört, schrieen sie, erzählt nur fort!
Weil jeder Rathsherr in Gefahr,
Sein eigen Weib zu hören war.
„Ihr Herren, schrie der Richter, nein!
„Die Wahrheit muß am Tage sein;
„Was können wir sonst für ein Urtheil fassen?
Ihn, schrieen alle, gehn zu lassen.
„Nein, die Gerechtigkeit" — und kurz, der Delinquent
Hat jede noch einmal genennt,
Und jeder hing der Richter dann
Ein loses Wort für ihren Hahnrei an.
Das Hundert war schon mehr als voll;
Der Eremit, der mehr gestehen soll,
Stockt, weigert sich, scheut sich, zu sprechen —
„Nu, nu, nur fort! was zwingt euch wohl,
„So unvermuthet abzubrechen?"
„Das sind sie alle!" „Seid ihr toll?
„Ein Held wie ihr! Gestehet nur, gesteht!
„Die letzten waren, wie ihr seht:
„Klara, Pulcheria, Susanna,
„Charlotte, Mariane, Hanne.
„Denkt nach! ich laß' euch Zeit dazu!"
„Das sind sie wirklich alle!" „Nu —
„Macht, eh' wir schärfer in euch dringen!"
„Nein, keine mehr; ich weiß genau" —
„Ha! ha! ich seh', man soll euch zwingen" — —
„Nun gut, Herr Richter, — Seine Frau. —

* * *

Daß man von der Erzählung nicht
Als einem Weibermährchen spricht,
So mach' ich sie zum Lehrgedicht
Durch beigefügten Unterricht:
Wer seines Nächsten Schande sucht,
Wird selber seine Schande finden!
Nicht wahr, so liest man mich mit Frucht,
Und ich erzähle sonder Sünden?

Die Brille.

Dem alten Freiherrn von Chrysant,
Wagt's Amor, einen Streich zu spielen.
Für einen Hagestolz bekannt,
Fing, um die Sechzig, er sich wieder an zu fühlen.

Es flatterte, von Alt und Jung begafft,
Mit Reizen ganz besond'rer Kraft,
Ein Bürgermädchen in der Nachbarschaft.
Dies Bürgermädchen hieß Finette.
Finette ward des Freiherrn Siegerin.
Ihr Bild stand mit ihm auf, und ging mit ihm zu Bette.
Da dacht' in seinem Sinn
Der Freiherr: „Und warum denn nur ihr Bild?
„Ihr Bild, das zwar den Kopf, doch nicht die Arme füllt?
„Sie selbst steh' mit mir auf, und geh' mit mir zu Bette.
„Sie werde meine Frau! Es schelte, wer da schilt;
„Genäd'ge Tant' und Nicht' und Schwägerin!
„Finett' ist meine Frau, und — ihre Dienerin.

Schon so gewiß? Man wird es hören.
Der Freiherr kommt, sich zu erklären;
Er greift das Mädchen bei der Hand,
Thut, wie ein Freiherr, ganz bekannt,
Und spricht: „Ich, Freiherr von Chrysant,
„Ich habe Sie, mein Kind, zu meiner Frau ersehen.
„Sie wird sich hoffentlich nicht selbst im Lichte stehen.
„Ich habe Guts die Hüll' und Fülle.
Und hierauf las er ihr, durch eine große Brille,
Von einem großen Zettel ab,
Wie viel ihm Gott an Gütern gab;
Wie reich er sie beschenken wolle;
Welch großen Wittwenschatz sie einmal haben solle.
Dies alles las der reiche Mann
Ihr von dem Zettel ab, und guckte durch die Brille
Bei jedem Punkte sie begierig an.
„Nun, Kind, was ist ihr Wille?"
Mit diesen Worten schwieg der Freiherr stille,
Und nahm mit diesen Worten seine Brille —
(Denn, dacht' er, wird das Mädchen nun,
So wie ein kluges Mädchen thun;
Wird mich und sie ihr schnelles Ja beglücken;
Werd' ich den ersten Kuß auf ihre Lippen drücken:
So könnt' ich, im Entzücken,
Die theure Brille leicht zerknicken!) —
Die theure Brille wohlbedächtig ab.

Finette, der dies Zeit, sich zu bedenken, gab,
Bedachte sich, und sprach nach reiflichem Bedenken:
„Sie sprechen, gnäd'ger Herr, von Freien und von Schenken:
„Ach! gnäd'ger Herr! das alles wär' sehr schön!
„Ich würd' in Sammt und Seide geh'n —
„Was gehn? Ich würde nicht mehr gehn;
„Ich würde stolz mit Sechsen fahren.
„Mir würden ganze Schaaren
„Von Dienern zu Gebote stehn.
„Ach! wie gesagt, das alles wär' sehr schön,
„Wenn ich — wenn ich" — —
„Ein Wenn? Ich will doch sehn,
(Hier sahe man den alten Herrn sich blähn)
„Was für ein Wenn mir kann im Wege stehn!"

„Wenn ich nur nicht verschworen hätte" — —
„Verschworen? was? Finette,
„Verschworen, nicht zu frei'n? —
„O Grille, rief der Freiherr, Grille!
Und griff nach seiner Brille,
Und nahm das Mädchen durch die Brille
Nochmals in Augenschein,
Und rief beständig: „Grille! Grille!
„Verschworen, nicht zu frei'n!"

„Behüte!" sprach Finette,
„Verschworen nur, mir keinen Mann zu frei'n,
„Der so, wie Ihre Gnaden pflegt,
„Die Augen in der Tasche trägt!

Nix Bodenstrom.

Nix Bodenstrom, ein Schiffer, nahm —
War es in Hamburg oder Amsterdam,
Daran ist wenig oder nichts gelegen —
Ein junges Weib.
„Das ist auch sehr verwegen,
„Freund!" sprach ein Kaufherr, den zum Hochzeitschmause
Der Schiffer bat. „Du bist so lang' und oft von Hause;
„Dein Weibchen bleibt indeß allein:
„Und dennoch — willst du mit Gewalt denn Hahnrei sein?
„Indeß, daß du zur See dein Leben wagst;
„Indeß, daß du in Surinam, am Amazonenflusse,
„Dich bei den Hottentotten, Kannibalen plagst:
„Indeß wird sie" — —
„Mit Eurem schönen Schlusse!"
Versetzte Nix. „Indeß, indeß! Ei nun!
„Das Nämliche kann Euer Weibchen thun —
„Denn, Herr, was braucht's dazu für Zeit? —
„Indeß ihr auf der Börse seid.

Das Geheimniß.

Hans war zum Pater hingetreten,
Ihm seine Sünden vorzubeten.
Hans war noch jung, doch, ohne Ruhm,
So jung er war, von Herzen dumm.

Der Pater hört ihn an. Hans beichtete nicht viel.
Was sollte Hans auch beichten?
Von Sünden wußt' er nichts, und desto mehr vom Spiel.
Spiel ist ein Mittelding, das braucht er nicht zu beichten.
„Nun, soll das alles sein?
„Fällt, sprach der Pater, dir sonst nichts zu beichten ein?"
„Ehrwürd'ger Herr, sonst nichts" = =
„Sonst weißt du gar nichts mehr?"
„Gar nichts, bei meiner Ehr'!"
„Sonst weißt du nichts? Das wäre schlecht!
„So wenig Sünden? Hans, besinn' dich recht."
„Ach, Herr, mit seinen scharfen Fragen = =
„Ich wüßte wohl noch was."
„Nu? Nur heraus!" = = „Ja das,
„Herr Pater, kann ich ihm bei meiner Treu nicht sagen."
„So? weißt du etwa schon, worüber junge Dirnen,
„Wenn man es ihnen thut, und ihnen nicht thut, zürnen?"
„Herr, ich versteh' euch nicht" = = „Und desto besser, gut.
„Du weißt doch nichts von Dieberei, von Blut?
„Dein Vater hurt doch nicht?" = = „O, meine Mutter spricht's;
„Doch das ist alles nichts."
„Nichts? Nu? was weißt du denn? Gesteh! Du mußt es sagen;
„Und ich versprech' es dir,
„Was du gestehest, bleibt bei mir."
„Auf sein Versprechen, Herr, mag es ein And'rer wagen;
„Daß ich kein Narre bin!
„Er darf's, Ehrwürd'ger Herr, nur einem Jungen sagen,
„So ist mein Glücke hin."
„Verstockter Bösewicht, fuhr ihn der Pater an,
„Weißt du, vor wem du stehst? = = Daß ich dich zwingen kann?
„Geh! dein Gewissen soll dich brennen!
„Kein Heiliger dich kennen!
„Dich kenn' Maria nicht, auch nicht Mariens Sohn!
Hier wär' dem armen Bauerjungen
Vor Angst beinah' das Herz zersprungen.
Er weint, und sprach voll Reu: „Ich weiß" = = „Das weiß ich schon,
„Daß du was weißt; doch was?" = = „Was sich nicht sagen läßt" = =
„Noch zauberst du?" = = „Ich weiß" = = „Was denn?" „Ein Vogelnest.
„Doch wo es ist, fragt nicht; ich fürchte drum zu kommen.
„Vorm Jahre hat mir Matz wohl zehne weggenommen."
„Geh', Narr, ein Vogelnest war nicht der Mühe werth,
„Daß du es mir gesagt, und ich's von dir begehrt.

* * *

Ich kenn' ein drollig Volk, mit mir kennt es die Welt,
Das schon seit manchen Jahren
Die Neugier auf der Folter hält,
Und dennoch kann sie nichts erfahren;
Hör' auf, leichtgläub'ge Schar, sie forschend zu umschlingen!
Hör' auf, mit Ernst in sie zu dringen!
Wer kein Geheimniß hat, kann leicht den Mund verschließen.
Das Gift der Plauderei ist, nichts zu plaudern wissen

Und wissen sie auch was, so kann mein Mährchen lehren,
Daß oft Geheimnisse uns nichts Geheimes lehren,
Und man zuletzt wohl spricht: war das der Mühe werth,
Daß ihr es mir gesagt, und ich's von euch begehrt?

Morydan.

Das Schiff, worinnen Morydan,
Ein armer und doch feiger Mann,
Mit seinem Weib' und Kindern war,
Kam plötzlich auf der See in Sturm und in Gefahr.
„Ach, Götter, laßt euch doch bewegen!
„Ach laßt, schrie Morydan, laßt Well und Wind sich legen!
„Nur diesmal laßt mich noch der nassen Gruft entfliehn.
„Nie, nie, gelob' ich euch, mehr über's Meer zu ziehn.
„Neptun, Neptun erhöre mich!
„Sechs schwarze Rinder schenk' ich dir
„Zum Opfer dann mit Lust dafür!"
„Sechs schwarze Rinder?" sprach Mandar,
Sein Nachbar, der zugegen war.
„Sechs schwarze Rinder? bist du toll?
„Mir ist es ja bekannt,
„Daß solchen Reichthum nie das Glück dir zugewandt.
„Und du glaubst, daß es Gott Neptun nicht wissen soll?
* * *
Wie oft, o Sterblicher, wie ofte trauest du
Der Gottheit weniger, als deinem Nachbar zu!

Nathan der Weise*).

Saladin. Nathan.

Saladin.
(So ist das Feld hier rein!) — Ich komm' dir doch
Nicht zu geschwind zurück? Du bist zu Rande
Mit deiner Ueberlegung? — Nun, so rede!
Es hört uns keine Seele.
Nathan.
Möcht' auch doch
Die ganze Welt uns hören.
Saladin.
So gewiß
Ist Nathan seiner Sache? Ha! das nenn'
Ich einen Weisen! Nie die Wahrheit zu
Verhehlen! für sie alles auf das Spiel
Zu setzen, Leib und Leben! Gut und Blut!
Nathan.
Ja! ja! wenn's nöthig ist und nutzt.
Saladin.
Von nun
An darf ich hoffen, einen meiner Titel:
Verbesserer der Welt und des Gesetzes,
Mit Recht zu führen.
Nathan.
Traun, ein schöner Titel!
Doch, Sultan, eh' ich mich dir ganz vertraue,
Erlaubst du wohl, dir ein Geschichtchen zu
Erzählen?
Saladin.
Warum das nicht? Ich bin stets
Ein Freund gewesen von Geschichtchen, gut
Erzählt.
Nathan.
Ja, gut erzählen, das ist nun
Wohl eben meine Sache nicht.
Saladin.
Schon wieder
So stolz bescheiden? — Mach'! erzähl', erzähle!
Nathan.
Vor grauen Jahren lebt' ein Mann in Osten,
Der einen Ring von unschätzbarem Werth'
Aus lieber Hand besaß. Der Stein war ein
Opal, der hundert schöne Farben spielte,
Und hatte die geheime Kraft, vor Gott
Und Menschen angenehm zu machen, wer
In dieser Zuversicht ihn trug. Was Wunder,
Daß ihn der Mann in Osten darum nie
Vom Finger ließ, und die Verfügung traf,
Auf ewig ihn bei seinem Hause zu
Erhalten? Nämlich so. Er ließ den Ring
Von seinen Söhnen dem geliebtesten;
Und setzte fest, daß dieser wiederum
Den Ring von seinen Söhnen dem vermache,
Der ihm der liebste sei; und stets der Liebste,
Ohn' Ansehn der Geburt, in Kraft allein
Des Rings, das Haupt, der Fürst des Hauses werde. —
Versteh mich, Sultan.
Saladin.
Ich versteh dich. Weiter!
Nathan.
So kam nun dieser Ring, von Sohn zu Sohn,
Auf einen Vater endlich von drei Söhnen;
Die alle drei ihm gleich gehorsam waren,
Die alle drei er folglich gleich zu lieben
Sich nicht entbrechen konnte. Nur von Zeit
Zu Zeit schien ihm bald der, bald dieser, bald
Der dritte — so wie jeder sich mit ihm
Allein befand, und sein ergießend Herz
Die andern zwei nicht theilten, — würdiger
Des Ringes; den er denn auch einem jeden
Die fromme Schwachheit hatte, zu versprechen.
Das ging nun so, so lang' es ging. — Allein
Es kam zum Sterben, und der gute Vater
Kommt in Verlegenheit. Es schmerzt ihn, zwei
Von seinen Söhnen, die sich auf sein Wort
Verlassen, so zu kränken. — Was zu thun? —
Er sendet in Geheim zu einem Künstler,
Bei dem er, nach dem Muster seines Ringes,
Zwei andere bestellt, und weder Kosten
Noch Mühe sparen heißt, sie jenem gleich,
Vollkommen gleich zu machen. Das gelingt
Dem Künstler. Da er ihm die Ringe bringt,
Kann selbst der Vater seinen Musterring
Nicht unterscheiden. Froh und freudig ruft
Er seine Söhne, jeden ins besondre;
Giebt jedem ins besondre seinen Segen —
Und seinen Ring, — und stirbt. — Du hörst doch, Sultan?
Saladin (der sich betroffen von ihm gewandt).
Ich hör', ich höre! — Komm mit deinem Mährchen
Nur bald zu Ende. — Wirds?
Nathan.
Ich bin zu Ende.
Denn was noch folgt, versteht sich ja von selbst. —
Kaum war der Vater todt, so kommt ein jeder
Mit seinem Ring', und jeder will der Fürst
Des Hauses sein. Man untersucht, man zankt,
Man klagt. Umsonst; der rechte Ring war nicht
Erweislich; —
(nach einer Pause, in welcher er des Sultans Antwort erwartet)]
fast so unerweislich, als
Uns jetzt — der rechte Glaube.
Saladin.
Wie? das soll
Die Antwort sein auf meine Frage? . . .
Nathan.
Soll
Mich bloß entschuldigen, wenn ich die Ringe
Mir nicht getrau' zu unterscheiden, die
Der Vater in der Absicht machen ließ,
Damit sie nicht zu unterscheiden wären.
Saladin.
Die Ringe! — Spiele nicht mit mir! — Ich dächte,
Daß die Religionen, die ich dir
Genannt, doch wohl zu unterscheiden wären.
Bis auf die Kleidung; bis auf Speis' und Trank!
Nathan.
Und nur von Seiten ihrer Gründe nicht. —
Denn gründen alle sich nicht auf Geschichte?
Geschrieben oder überliefert! — Und
Geschichte muß doch wohl allein auf Treu
Und Glauben angenommen werden? — Nicht? —
Nun, wessen Treu und Glauben zieht man denn
Am wenigsten in Zweifel? Doch der Seinen?
Doch, deren Blut wir sind? doch deren, die
Von Kindheit an uns Proben ihrer Liebe
Gegeben? die uns nie getäuscht, als wo
Getäuscht zu werden, uns heilsamer war?
Wie kann ich meinen Vätern weniger,
Als du den deinen glauben? Oder umgekehrt.
Kann ich von dir verlangen, daß du deine
Vorfahren Lügen strafst, um meinen nicht
Zu widersprechen? Oder umgekehrt.
Das Nämliche gilt von den Christen. Nicht? —
Saladin.
(Bei dem Lebendigen! Der Mann hat Recht.
Ich muß verstummen.)

---

*) Dramatisches Gedicht von J. G. E. Lessing (3. Aufzug, 7. Auftritt).

Nathan.
Laß auf unsre Ring'
Uns wieder kommen. Wie gesagt: die Söhne
Verklagten sich; und jeder schwur dem Richter,
Unmittelbar aus seines Vaters Hand
Den Ring zu haben — wie auch wahr! — nachdem
Er von ihm lange das Versprechen schon
Gehabt, des Ringes Vorrecht einmal zu
Genießen — wie nicht minder wahr! — Der Vater,
Betheu'rte jeder, könne gegen ihn
Nicht falsch gewesen sein; und eh' er dieses
Von ihm, von einem solchen lieben Vater,
Argwohnen lass': eh' müss' er seine Brüder,
So gern er sonst von ihnen nur das Beste
Bereit zu glauben sei, des falschen Spiels
Bezeihen; und er wolle die Verräther
Schon auszufinden wissen, sich schon rächen.
Saladin.
Und nun, der Richter? — Mich verlangt zu hören,
Was du den Richter sagen lässest. Sprich!
Nathan.
Der Richter sprach: Wenn ihr mir nun den Vater
Nicht bald zur Stelle schafft, so weis' ich euch
Von meinem Stuhle. Denkt ihr, daß ich Räthsel
Zu lösen da bin? Oder harret ihr,
Bis daß der rechte Ring den Mund eröffne? —
Doch halt! Ich höre ja, der rechte Ring
Besitzt die Wunderkraft, beliebt zu machen,
Vor Gott und Menschen angenehm. Das muß
Entscheiden! Denn die falschen Ringe werden
Doch das nicht können: — Nun; wen lieben zwei
Von euch am meisten? — Macht, sagt an! — Ihr schweigt?
Die Ringe wirken nur zurück? und nicht
Nach außen? Jeder liebt sich selber nur
Am meisten? — O, so seid ihr alle drei
Betrogene Betrüger! Eure Ringe
Sind alle drei nicht echt. Der echte Ring
Vermuthlich ging verloren. Den Verlust
Zu bergen, zu ersetzen, ließ der Vater
Die drei für einen machen.
Saladin.
Herrlich! Herrlich!
Nathan.
Und also, fuhr der Richter fort, wenn ihr
Nicht meinen Rath, statt meines Spruches, wollt:
Geht nur! — Mein Rath ist aber der: Ihr nehmt
Die Sache völlig, wie sie liegt. Hat von
Euch jeder seinen Ring von seinem Vater:
So glaube jeder sicher seinen Ring
Den echten. — Möglich, daß der Vater nun
Die Tyrannei des Einen Rings nicht länger
In seinem Hause dulden wollen! — Und gewiß,
Daß er euch alle drei geliebt, und gleich
Geliebt: indem er zwei nicht drücken mögen,
Um einen zu begünstigen. — Wohlan!
Es eif're jeder seiner unbestoch'nen,
Von Vorurtheilen freien Liebe nach!
Es strebe von euch jeder um die Wette,
Die Kraft des Steins in seinem Ring' an Tag
Zu legen! komme dieser Kraft mit Sanftmuth,
Mit herzlicher Verträglichkeit, mit Wohlthun,
Mit innigster Ergebenheit in Gott,
Zu Hülf'! Und wenn sich dann der Steine Kräfte
Bei euren Kindes-Kindeskindern äußern:
So lad' ich über tausend tausend Jahre
Sie wiederum vor diesen Stuhl. Da wird
Ein weis'rer Mann auf diesem Stuhle sitzen,
Als ich, und sprechen. Geht! — So sagte der
Bescheid'ne Richter.
Saladin.
Gott! Gott!
Nathan.
Saladin,
Wenn du dich fühlest, dieser weisere
Versproch'ne Mann zu sein . . .
Saladin
(der auf ihn zustürzt, und seine Hand ergreift, die er bis zu Ende nicht wieder fahren läßt).
Ich Staub? Ich Nichts?
O Gott!
Nathan.
Was ist dir, Sultan?
Saladin.
Nathan, lieber Nathan! —
Die tausend tausend Jahre deines Richters
Sind noch nicht um. — Sein Richterstuhl ist nicht
Der meine. — Geh! — Geh! — Aber sei mein Freund.
Nathan.
Und weiter hätte Saladin mir nichts
Zu sagen?
Saladin.
Nichts.
Nathan.
Nichts?
Saladin.
Gar nichts. — Und warum?
Nathan.
Ich hätte noch Gelegenheit gewünscht,
Dir eine Bitte vorzutragen.
Saladin.
Braucht's
Gelegenheit zu einer Bitte? — Rede!
Nathan.
Ich komm' von einer weiten Reis', auf welcher
Ich Schulden eingetrieben. — Fast hab' ich
Des baaren Geld's zu viel. — Die Zeit beginnt
Bedenklich wiederum zu werden; — und
Ich weiß nicht recht, wo sicher damit hin. —
Da dacht' ich, ob nicht du vielleicht — weil doch
Ein naher Krieg des Geldes immer mehr
Erfordert — etwas brauchen könntest.
Saladin (ihm steif in die Augen sehend).
Nathan! —
Ich will nicht fragen, ob Al-Hafi schon
Bei dir gewesen; — will nicht untersuchen,
Ob dich nicht sonst ein Argwohn treibt, mir dieses
Erbieten freier Dings zu thun . . .
Nathan.
Ein Argwohn?
Saladin.
Ich bin ihn werth. — Verzeih mir! — Denn was hilft's?
Ich muß dir nur gestehen, — daß ich im
Begriffe war . . .
Nathan.
Doch nicht, das Nämliche
An mich zu suchen?
Saladin.
Allerdings.
Nathan.
So wär'
Uns beiden ja geholfen! — Daß ich aber
Dir alle meine Baarschaft nicht kann schicken,
Das macht der junge Tempelherr. Du kennst
Ihn ja. — Ihm hab' ich eine große Post
Vorher noch zu bezahlen.
Saladin.
Tempelherr?
Du wirst doch meine schlimmsten Feinde nicht
Mit deinem Geld noch unterstützen wollen?
Nathan.
Ich spreche von dem Einen nur, dem du
Das Leben spartest . . .
Saladin.
Ah! woran erinnerst
Du mich! — Hab' ich doch diesen Jüngling ganz
Vergessen! — Kennst du ihn? — Wo ist er?
Nathan.
Wie?
So weißt du nicht, wie viel von deiner Gnade
Für ihn, durch ihn, auf mich geflossen? — Er,
Er mit Gefahr des neu erhalt'nen Lebens,
Hat meine Tochter aus dem Feu'r gerettet.
Saladin.
Er? Hat er das? — Ha! darnach sah er aus.
Das hätte traun mein Bruder auch gethan,
Dem er so ähnelt! — Ist er denn noch hier?
So bring ihn her! — Ich habe meiner Schwester
Von diesem ihren Bruder, den sie nicht
Gekannt, so viel erzählet, daß ich sie
Sein Ebenbild doch auch muß sehen lassen! —
Geh, hol' ihn! — Wie aus Einer guten That,
Gebar sie auch schon bloße Leidenschaft,
Doch so viel and're gute Thaten fließen! —
Geh, hol' ihn!
Nathan (indem er Saladins Hand fahren läßt).
Augenblicks! Und bei dem andern
Bleibt es doch auch? (ab.)

Saladin.
Ah! daß ich meine Schwester
Nicht horchen lassen! — Zu ihr! zu ihr! — Denn
Wie soll ich alles das ihr nun erzählen?
(ab von der andern Seite.)

Ernst und Falk*).

Gespräche für Freimaurer.

Erstes Gespräch.

Ernst. Woran denkst du, Freund?
Falk. An nichts.
Ernst. Aber du bist so still.
Falk. Eben darum. Wer denkt, wenn er genießt? Und ich genieße des erquickenden Morgens.
Ernst. Du hast Recht; und du hättest mir meine Frage nur zurückgeben dürfen.
Falk. Wenn ich an etwas dächte, würde ich darüber sprechen. Nichts geht über das laut Denken mit einem Freunde.
Ernst. Gewiß.
Falk. Hast du des schönen Morgens schon genug genossen; fällt dir etwas ein: so sprich du. Mir fällt nichts ein.
Ernst. Gut das! — Mir fällt ein, daß ich dich schon längst um etwas fragen wollte.
Falk. So frage doch.
Ernst. Ist es wahr, Freund, daß du ein Freimaurer bist?
Falk. Die Frage ist Eines, der keiner ist.
Ernst. Freilich! — Aber antworte mir geradezu. — Bist du ein Freimaurer?
Falk. Ich glaube, es zu sein.
Ernst. Die Antwort ist Eines, der seiner Sache eben nicht gewiß ist.
Falk. O doch! — Ich bin meiner Sache so ziemlich gewiß.
Ernst. Denn du wirst ja wohl wissen, ob und wann und wo und von wem du aufgenommen worden.
Falk. Das weiß ich allerdings; aber das würde so viel nicht sagen wollen.
Ernst. Nicht?
Falk. Wer nimmt nicht auf, und wer wird nicht aufgenommen!
Ernst. Erkläre dich.
Falk. Ich glaube, ein Freimaurer zu sein, nicht sowohl, weil ich von ältern Maurern in einer gesetzlichen Loge aufgenommen worden, sondern weil ich einsehe und erkenne, was und warum die Freimaurerei ist, wann und wo sie gewesen, wie und wodurch sie befördert oder gehindert wird.
Ernst. Und drückst dich gleichwohl so zweifelhaft aus? — Ich glaube, einer zu sein!
Falk. Dieses Ausdrucks bin ich nun so gewohnt. Nicht zwar, als ob ich Mangel an eigener Ueberzeugung hätte, sondern weil ich nicht gern mich Jemandem gerade in den Weg stellen mag.
Ernst. Du antwortest mir als einem Fremden.
Falk. Fremder oder Freund!
Ernst. Du bist aufgenommen, du weißt alles — —
Falk. Andere sind auch aufgenommen, und glauben zu wissen.
Ernst. Könntest du denn aufgenommen sein, ohne zu wissen, was du weißt?
Falk. Leider!
Ernst. Wie so?
Falk. Weil viele, welche aufnehmen, es selbst nicht wissen; die wenigen aber, die es wissen, es nicht sagen können.
Ernst. Und könntest du denn wissen, was du weißt, ohne aufgenommen zu sein?
Falk. Warum nicht? — Die Freimaurerei ist nichts Willkührliches, nichts Entbehrliches; sondern etwas Nothwendiges, das in dem Wesen des Menschen und der bürgerlichen Gesellschaft gegründet ist. Folglich muß man auch durch eigenes Nachdenken eben sowohl darauf verfallen können, als man durch Anleitung darauf geführt wird.
Ernst. Die Freimaurerei wäre nichts Willkührliches? — Hat sie nicht Worte und Zeichen und Gebräuche, welche alle anders sein könnten, und folglich willkührlich sind?
Falk. Das hat sie. Aber diese Worte und diese Zeichen und diese Gebräuche sind nicht die Freimaurerei.
Ernst. Die Freimaurerei wäre nichts Entbehrliches? — Wie machten es denn die Menschen, als die Freimaurerei noch nicht war?
Falk. Die Freimaurerei war immer.

*) Zur Philosophie und Kunst von J. G. E. Lessing.

Ernst. Nun was ist sie denn, diese nothwendige, diese unentbehrliche Freimaurerei?
Falk. Wie ich dir schon zu verstehen gegeben: — Etwas, das selbst die, die es wissen, nicht sagen können.
Ernst. Also ein Unding.
Falk. Uebereile dich nicht.
Ernst. Wovon ich einen Begriff habe, das kann ich auch mit Worten ausdrücken.
Falk. Nicht immer; und oft wenigstens nicht so, daß andere durch die Worte vollkommen eben denselben Begriff bekommen, den ich dabei habe.
Ernst. Wenn nicht vollkommen eben denselben, doch einen etwanigen.
Falk. Der etwanige Begriff wäre hier unnütz oder gefährlich. Unnütz, wenn er nicht genug, und gefährlich, wenn er das geringste zu viel enthielte.
Ernst. Sonderbar! — Da also selbst die Freimaurer, welche das Geheimniß ihres Ordens wissen, es nicht wörtlich mittheilen können, wie breiten sie denn gleichwohl ihren Orden aus?
Falk. Durch Thaten. — Sie lassen gute Männer und Jünglinge, die sie ihres nähern Umgangs würdigen, ihre Thaten vermuthen, errathen, — sehen, so weit sie zu sehen sind; diese finden Geschmack daran, und thun ähnliche Thaten.
Ernst. Thaten? Thaten der Freimaurer? — Ich kenne keine andere, als ihre Reden und Lieder, die meistentheils schöner gedruckt, als gedacht und gesagt sind.
Falk. Das haben sie mit mehrern Reden und Liedern gemein.
Ernst. Oder soll ich das für ihre Thaten nehmen, was sie in diesen Reden und Liedern von sich rühmen?
Falk. Wenn sie es nicht blos von sich rühmen.
Ernst. Und was rühmen sie denn von sich? — Lauter Dinge, die man von jedem guten Menschen, von jedem rechtschaffenen Bürger erwartet. — Sie sind so freundschaftlich, so gutthätig, so gehorsam, so voller Vaterlandsliebe.
Falk. Ist denn das nichts?
Ernst. Nichts! — um sich dadurch von andern Menschen abzusondern. — Wer soll das nicht sein?
Falk. Soll!
Ernst. Wer hat, dieses zu sein, nicht, auch außer der Freimaurerei, Antrieb und Gelegenheit genug?
Falk. Aber doch in ihr, und durch sie, einen Antrieb mehr.
Ernst. Sage mir nichts von der Menge der Antriebe. Lieber einem einzigen Antriebe alle mögliche intensive Kraft gegeben! — Die Menge solcher Antriebe ist wie die Menge der Räder in einer Maschine. Je mehr Räder: desto wandelbarer.
Falk. Ich kann dir das nicht widersprechen.
Ernst. Und was für einen Antrieb mehr! — Der alle andere Antriebe verkleinert, verdächtig macht! sich selbst für den stärksten und besten ausgiebt!
Falk. Freund, sei billig! — Hyperbel, Quidproquo jener schalen Reden und Lieder! Probewerk! Jüngerarbeit!
Ernst. Das will sagen: Bruder Redner ist ein Schwätzer.
Falk. Das will nur sagen: was Bruder Redner an den Freimaurern preist, das sind nun freilich ihre Thaten eben nicht. Denn Bruder Redner ist wenigstens kein Plauderer; und Thaten sprechen von selbst.
Ernst. Ja, nun merke ich, worauf du zielest. Wie konnten sie mir nicht gleich einfallen diese Thaten, diese sprechenden Thaten! Fast möchte ich sie schreiende nennen. Nicht genug, daß sich die Freimaurer einer den andern unterstützen, auf das kräftigste unterstützen; denn das wäre nur die nothwendige Eigenschaft einer jeden Bande. Was thun sie nicht für das gesammte Publikum eines jeden Staats, dessen Glieder sie sind!
Falk. Zum Exempel? — Damit ich doch höre, ob du auf der rechten Spur bist.
Ernst. Z. E. die Freimaurer in Stockholm! — Haben sie nicht ein großes Findelhaus errichtet?
Falk. Wenn die Freimaurer in Stockholm sich nur auch bei einer andern Gelegenheit thätig erwiesen haben.
Ernst. Bei welcher andern?
Falk. Bei sonst andern; meine ich.
Ernst. Und die Freimaurer in Dresden! die arme junge Mädchen mit Arbeit beschäftigen, sie klöppeln und stricken lassen, — damit das Findelhaus nur kleiner sein dürfe.
Falk. Ernst! Du weißt wohl, wenn ich dich deines Namens erinnere.
Ernst. Ohne alle Glossen denn. — Und die Freimaurer in Braunschweig! die arme fähige Knaben im Zeichnen unterrichten lassen.
Falk. Warum nicht?
Ernst. Und die Freimaurer in Berlin! die das Basedow'sche Philanthropin unterstützen.
Falk. Was sagst du? — Die Freimaurer? — Das Philanthropin? unterstützen? — Wer hat dir das aufgebunden?

Ernst. Die Zeitung hat es ausposaunt.

Falk. Die Zeitung! — Da müßte ich Basedow's eigenhändige Quittung sehen. Und müßte gewiß sein, daß die Quittung nicht an Freimaurer in Berlin, sondern an die Freimaurer gerichtet wäre.

Ernst. Was ist das? — Billigst du denn Basedow's Institut nicht?

Falk. Ich nicht? Wer kann es mehr billigen?

Ernst. So wirst du ihm ja diese Unterstützung nicht mißgönnen?

Falk. Mißgönnen? — Wer kann ihm alles Gute mehr gönnen, als Ich?

Ernst. Nun dann! — Du wirst mir unbegreiflich.

Falk. Ich glaube wohl. Dazu habe ich Unrecht. — Denn auch die Freimaurer können etwas thun, was sie nicht als Freimaurer thun.

Ernst. Und soll das von allen auch ihren übrigen guten Thaten gelten?

Falk. Vielleicht! — Vielleicht, daß alle die guten Thaten, die du mir da genannt hast, um mich eines scholastischen Ausdruckes zu bedienen, der Kürze wegen, zu bedienen, nur ihre Thaten ad extra sind.

Ernst. Wie meinst du das?

Falk. Nur ihre Thaten, die dem Volke in die Augen fallen; — nur Thaten, die sie blos deßwegen thun, damit sie dem Volke in die Augen fallen sollen.

Ernst. Um Achtung und Duldung zu genießen?

Falk. Könnte wohl sein.

Ernst. Aber ihre wahren Thaten denn? — Du schweigst?

Falk. Wenn ich dir nicht schon geantwortet hätte? — Ihre wahren Thaten sind ihr Geheimniß.

Ernst. Ha! ha! Also auch nicht erklärbar durch Worte?

Falk. Nicht wohl! — Nur so viel kann und darf ich dir sagen: die wahren Thaten der Freimaurer sind so groß, so weit aussehend, daß ganze Jahrhunderte vergehen können, ehe man sagen kann: das haben sie gethan! Gleichwohl haben sie alles Gute gethan, was noch in der Welt ist, — merke wohl: in der Welt! — Und fahren fort, an alle dem Guten zu arbeiten, was noch in der Welt werden wird, — merke wohl: in der Welt.

Ernst. O geh! Du hast mich zum Besten.

Falk. Wahrlich nicht. — Aber sieh! dort fliegt ein Schmetterling, den ich haben muß. Es ist der von der Wolfmilchsraupe. — Geschwind sage ich dir nur noch: die wahren Thaten der Freimaurer zielen dahin, um größten Theils alles, was man gemeiniglich gute Thaten zu nennen pflegt, entbehrlich zu machen.

Ernst. Und sind doch auch gute Thaten?

Falk. Es kann keine besseren geben. — Denke einen Augenblick darüber nach. Ich bin gleich wieder bei dir.

Ernst. Gute Thaten, welche darauf zielen, gute Thaten entbehrlich zu machen? — Das ist ein Räthsel. Und über ein Räthsel denke ich nicht nach. — Lieber lege ich mich indeß unter den Baum, und sehe den Ameisen zu.

Zweites Gespräch.

Ernst. Nun? wo bleibst du denn? Und hast den Schmetterling doch nicht?

Falk. Er lockte mich von Strauch zu Strauch, bis an den Bach. Auf einmal war er hinüber.

Ernst. Ja, ja. Es giebt solche Locker!

Falk. Hast du nachgedacht?

Ernst. Ueber was? Ueber dein Räthsel? — Ich werde ihn auch nicht fangen, den schönen Schmetterling! Darum soll er mir aber auch weiter keine Mühe machen. — Einmal von der Freimaurerei mit dir gesprochen, und nie wieder. Denn ich sehe ja wohl, du bist, wie sie alle.

Falk. Wie sie alle? Das sagen diese alle nicht.

Ernst. Nicht? So giebt es ja wohl auch Ketzer unter den Freimaurern? Und du wärest einer. — Doch alle Ketzer haben mit den Rechtgläubigen immer noch etwas gemein. Und davon sprach ich.

Falk. Wovon sprachst du?

Ernst. Rechtgläubige oder ketzerische Freimaurer — sie alle spielen mit Worten, und lassen sich fragen, und antworten, ohne zu antworten.

Falk. Meinst du? — Nun wohl, so laß uns von etwas Anderm reden. Denn einmal hast du mich aus dem behaglichen Zustande des stummen Staunens gerissen. —

Ernst. Nichts ist leichter, als dich in diesen Zustand wieder zu versetzen. — Laß dich nur hier bei mir nieder, und sieh!

Falk. Was denn?

Ernst. Das Leben und Weben auf und in und um diesen Ameisenhaufen. Welche Geschäftigkeit, und doch welche Ordnung! Alles trägt und schleppt und schiebt; und keines ist dem andern hinderlich. Sieh nur! Sie helfen einander sogar.

Falk. Die Ameisen leben in Gesellschaft, wie die Bienen.

Ernst. Und in einer noch wunderbarern Gesellschaft, als die Bienen. Denn sie haben niemand unter sich, der sie zusammen hält und regiert.

Falk. Ordnung muß also doch auch ohne Regierung bestehen können.

Ernst. Wenn jedes Einzelne sich selbst zu regieren weiß: warum nicht?

Falk. Ob es auch wohl einmal mit den Menschen dahin kommen wird?

Ernst. Wohl schwerlich!

Falk. Schade!

Ernst. Ja wohl!

Falk. Steh auf, und laß uns gehen. Denn sie werden dich bekriechen die Ameisen; und eben fällt auch mir etwas bei, was ich bei dieser Gelegenheit dich doch fragen muß. — Ich kenne deine Gesinnungen darüber noch gar nicht.

Ernst. Worüber?

Falk. Ueber die bürgerliche Gesellschaft des Menschen überhaupt. — Wofür hältst du sie?

Ernst. Für etwas sehr Gutes.

Falk. Unstreitig. — Aber hältst du sie für Zweck, oder für Mittel?

Ernst. Ich verstehe dich nicht.

Falk. Glaubst du, daß die Menschen für die Staaten erschaffen werden? Oder daß die Staaten für die Menschen sind?

Ernst. Jenes scheinen einige behaupten zu wollen. Dieses mag aber wohl das Wahrere sein.

Falk. So denke ich auch. — Die Staaten vereinigen die Menschen, damit durch diese und in dieser Vereinigung jeder einzelne Mensch seinen Theil von Glückseligkeit desto besser und sichrer genießen könne. — Das Totale der einzelnen Glückseligkeit aller Glieder ist die Glückseligkeit des Staats. Außer dieser giebt es gar keine. Jede andere Glückseligkeit des Staats, bei welcher auch noch so wenig einzelne Glieder leiden, oder leiden müssen, ist Bemäntelung der Tyrannei. Anders nichts!

Ernst. Ich möchte das nicht so laut sagen.

Falk. Warum nicht?

Ernst. Eine Wahrheit, die jeder nach seiner eigenen Lage beurtheilt, kann leicht gemißbraucht werden.

Falk. Weißt du, Freund, daß du schon ein halber Freimaurer bist?

Ernst. Ich?

Falk. Du. Denn du erkennst ja schon Wahrheiten, die man besser verschweigt.

Ernst. Aber doch sagen könnte.

Falk. Der Weise kann nicht sagen, was er besser verschweigt.

Ernst. Nun, wie du willst! — Laß uns auf die Freimaurer nicht wieder zurückkommen. Ich mag ja von ihnen weiter nichts wissen.

Falk. Verzeih! — Du siehst wenigstens meine Bereitwilligkeit, dir mehr von ihnen zu sagen.

Ernst. Du spottest. — Gut! das bürgerliche Leben des Menschen, alle Staatsverfassungen sind nichts weiter als Mittel zur menschlichen Glückseligkeit. Was weiter?

Falk. Nichts als Mittel! Und Mittel menschlicher Erfindung; ob ich gleich nicht leugnen will, daß die Natur alles so eingerichtet, daß der Mensch sehr bald auf diese Erfindung gerathen müssen.

Ernst. Dieses hat denn auch wohl gemacht, daß einige die bürgerliche Gesellschaft für Zweck der Natur gehalten. Weil alles, unsere Leidenschaften und unsere Bedürfnisse, alles darauf führe, sei sie folglich das Letzte, worauf die Natur gehe. So schlossen sie. Als ob die Natur nicht auch die Mittel zweckmäßig hervorbringen müssen! Als ob die Natur mehr die Glückseligkeit eines abgezogenen Begriffs — wie Staat, Vaterland und dergleichen sind — als die Glückseligkeit jedes wirklichen einzelnen Wesens zur Absicht gehabt hätte!

Falk. Sehr gut! Du kommst mir auf dem rechten Wege entgegen. Denn nun sage mir; wenn die Staatsverfassungen Mittel, Mittel menschlicher Erfindungen sind: sollten sie allein von dem Schicksale menschlicher Mittel ausgenommen sein?

Ernst. Was nennst du Schicksale menschlicher Mittel?

Falk. Das, was unzertrennlich mit menschlichen Mitteln verbunden ist; was sie von göttlichen unfehlbaren Mitteln unterscheidet.

Ernst. Was ist das?

Falk. Daß sie nicht unfehlbar sind; daß sie ihrer Absicht nicht allein öfters nicht entsprechen, sondern auch wohl gerade das Gegentheil davon bewirken.

Ernst. Ein Beispiel! wenn dir eins einfällt.

Falk. So sind Schifffahrt und Schiffe Mittel in entle-

gene Länder zu kommen, und werden Ursache, daß viele Menschen nimmermehr dahin gelangen.

Ernst. Die nämlich Schiffbruch leiden und ersaufen. Nun glaube ich, dich zu verstehen. — Aber man weiß ja wohl, woher es kommt, wenn so viel einzelne Menschen durch die Staatsverfassung an ihrer Glückseligkeit nichts gewinnen. Der Staatsverfassungen sind viele; eine ist also besser als die andere; manche ist sehr fehlerhaft, mit ihrer Absicht offenbar streitend; und die beste soll vielleicht noch erfunden werden.

Falk. Das ungerechnet! Setze die beste Staatsverfassung, die sich nur denken läßt, schon erfunden; setze, daß alle Menschen in der ganzen Welt diese beste Staatsverfassung angenommen haben: meinst du nicht, daß auch dann noch, selbst aus dieser besten Staatsverfassung, Dinge entspringen müssen, welche der menschlichen Glückseligkeit höchst nachtheilig sind, und wovon der Mensch in dem Stande der Natur schlechterdings nichts gewußt hätte.

Ernst. Ich meine: wenn dergleichen Dinge aus der besten Staatsverfassung entsprängen, daß es sodann die beste Staatsverfassung nicht wäre.

Falk. Und eine bessere möglich wäre? — Nun, so nehme ich diese bessere als die beste an, und frage das Nämliche.

Ernst. Du scheinst mir hier bloß von vorne herein aus dem angenommenen Begriffe zu vernünfteln, daß jedes Mittel menschlicher Erfindung, wofür du die Staatsverfassungen sammt und sonders erklärst, nicht anders als mangelhaft sein könne.

Falk. Nicht bloß.

Ernst. Und es würde dir schwer werden, eins von jenen nachtheiligen Dingen zu nennen —

Falk. Die auch aus der besten Staatsverfassung nothwendig entspringen müssen? — O zehne für eins.

Ernst. Nur eins erst.

Falk. Wir nehmen also die beste Staatsverfassung für erfunden an; wir nehmen an, daß alle Menschen in der Welt in dieser besten Staatsverfassung leben: würden deßwegen alle Menschen in der Welt nur Einen Staat ausmachen?

Ernst. Wohl schwerlich. Ein so ungeheurer Staat würde keiner Verwaltung fähig sein. Er müßte sich also in mehrere kleine Staaten vertheilen, die alle nach den nämlichen Gesetzen verwaltet würden.

Falk. Das ist: die Menschen würden auch dann noch Deutsche und Franzosen, Holländer und Spanier, Russen und Schweden sein; oder wie sie sonst heißen würden.

Ernst. Ganz gewiß!

Falk. Nun da haben wir ja schon Eins. Denn nicht wahr, jeder dieser kleinen Staaten hätte sein eigenes Interesse? und jedes Glied derselben hätte das Interesse seines Staats?

Ernst. Wie anders?

Falk. Diese verschiedenen Interessen würden öfters in Collision kommen, so wie jetzt: und zwei Glieder aus zwei verschiedenen Staaten würden einander eben so wenig mit unbefangenem Gemüthe begegnen können, als jetzt ein Deutscher einem Franzosen, ein Franzose einem Engländer begegnet.

Ernst. Sehr wahrscheinlich.

Falk. Das ist: wenn jetzt ein Deutscher einem Franzosen, ein Franzose einem Engländer, oder umgekehrt, begegnet, so begegnet nicht mehr ein bloßer Mensch einem bloßen Menschen, die vermöge ihrer gleichen Natur gegen einander angezogen werden, sondern ein solcher Mensch begegnet einem solchen Menschen, die ihrer verschiedenen Tendenz sich bewußt sind, welches sie gegen einander kalt, zurückhaltend, mißtrauisch macht, noch ehe sie für ihre einzelne Person das geringste mit einander zu schaffen und zu theilen haben.

Ernst. Das ist leider wahr.

Falk. Nun, so ist es denn auch wahr, daß das Mittel, welches die Menschen vereinigt, um sie durch diese Vereinigung ihres Glückes zu versichern, die Menschen zugleich trennt.

Ernst. Wenn du es so verstehst.

Falk. Tritt einen Schritt weiter. Viele von den kleineren Staaten würden ein ganz verschiedenes Klima, folglich ganz verschiedene Bedürfnisse und Befriedigungen, folglich ganz verschiedene Gewohnheiten und Sitten, folglich ganz verschiedene Sittenlehren, folglich ganz verschiedene Religionen haben. Meinst du nicht?

Ernst. Das ist ein gewaltiger Schritt!

Falk. Die Menschen würden auch dann noch Juden und Christen und Türken und dergleichen sein.

Ernst. Ich getraue mir nicht, Nein zu sagen.

Falk. Würden sie das, so würden sie auch, sie möchten heißen, wie sie wollten, sich unter einander nicht anders verhalten, als sich unsere Christen und Juden und Türken von jeher unter einander verhalten haben. Nicht als bloße Menschen gegen bloße Menschen, sondern als solche Menschen gegen solche Menschen, die sich einen gewissen geistigen Vorzug streitig machen, und darauf Rechte gründen, die dem natürlichen Menschen nimmermehr einfallen könnten.

Ernst. Das ist sehr traurig; aber leider doch sehr vermuthlich.

Falk. Nur vermuthlich?

Ernst. Denn allenfalls dächte ich doch, so wie du angenommen hast, daß alle Staaten einerlei Verfassung hätten, daß sie auch wohl alle einerlei Religion haben könnten. Ja, ich begreife nicht, wie einerlei Staatsverfassung ohne einerlei Religion auch nur möglich ist.

Falk. Ich eben so wenig. — Auch nahm ich jenes nur an, um deine Ausflucht abzuschneiden. Eins ist zuverlässig eben so unmöglich, als das andere. Ein Staat: mehrere Staaten. Mehrere Staaten: mehrere Staatsverfassungen. Mehrere Staatsverfassungen: mehrere Religionen.

Ernst. Ja, ja: so scheint es.

Falk. So ist es. — Nun siehe da das zweite Unheil, welches die bürgerliche Gesellschaft, ganz ihrer Absicht entgegen, verursacht. Sie kann die Menschen nicht vereinigen, ohne sie zu trennen; nicht trennen, ohne Klüfte zwischen ihnen zu befestigen, ohne Scheidemauern durch sie hin zu ziehen.

Ernst. Und wie schrecklich diese Klüfte sind! wie unübersteiglich oft diese Scheidemauern!

Falk. Laß mich noch das dritte hinzufügen. — Nicht genug, daß die bürgerliche Gesellschaft die Menschen in verschiedene Völker und Religionen theilt und trennt. — Diese Trennung in wenige große Theile, deren jeder für sich ein Ganzes wäre, wäre doch immer noch besser, als gar kein Ganzes. — Nein: die bürgerliche Gesellschaft setzt ihre Trennung auch in jedem dieser Theile gleichsam bis ins Unendliche fort.

Ernst. Wie so?

Falk. Oder meinst du, daß ein Staat sich ohne Verschiedenheit von Ständen denken läßt? Er sei gut oder schlecht, der Vollkommenheit mehr oder weniger nahe: unmöglich können alle Glieder desselben unter sich das nämliche Verhältniß haben. — Wenn sie auch alle an der Gesetzgebung Antheil haben: so können sie doch nicht gleichen Antheil haben; wenigstens nicht gleich unmittelbaren Antheil. Es wird also vornehmere und geringere Glieder geben. — Wenn Anfangs auch alle Besitzungen des Staats unter sie gleich vertheilt worden: so kann diese gleiche Vertheilung doch keine zwei Menschenalter bestehen. Einer wird sein Eigenthum besser zu nutzen wissen, als der andere. Einer wird sein schlechter genutztes Eigenthum gleichwohl unter mehrere Nachkommen zu vertheilen haben, als der andere. Es wird also reichere und ärmere Glieder geben.

Ernst. Das versteht sich.

Falk. Nun überlege, wie viel Uebel es in der Welt wohl giebt, das in dieser Verschiedenheit der Stände seinen Grund nicht hat.

Ernst. Wenn ich dir doch widersprechen könnte! — Aber was hatte ich für Ursache, dir überhaupt zu widersprechen? — Nun ja! die Menschen sind nur durch Trennung zu vereinigen! nur durch unaufhörliche Trennung in Vereinigung zu erhalten! Das ist nun einmal so. Das kann nun nicht anders sein.

Falk. Das sage ich eben!

Ernst. Also, was willst du damit? Mir das bürgerliche Leben dadurch verleiden? Mich wünschen machen, daß den Menschen der Gedanke, sich in Staaten zu vereinigen, nie möge gekommen sein?

Falk. Verkennst du mich so weit? — Wenn die bürgerliche Gesellschaft auch nur das Gute hätte, daß allein in ihr die menschliche Vernunft angebauet werden kann: ich würde sie auch bei weit größern Uebeln noch segnen.

Ernst. Wer des Feuers genießen will, sagt das Sprichwort, muß sich den Rauch gefallen lassen.

Falk. Allerdings! — Aber weil der Rauch bei dem Feuer unvermeidlich ist: durfte man darum keinen Rauchfang erfinden? Und der den Rauchfang erfand, war der darum ein Feind des Feuers? — Sieh, dahin wollte ich.

Ernst. Wohin? — Ich verstehe dich nicht.

Falk. Das Gleichniß war doch sehr passend. — Wenn die Menschen nicht anders in Staaten vereinigt werden konnten, als durch jene Trennungen: werden sie darum gut, jene Trennungen?

Ernst. Das wohl nicht.

Falk. Werden sie darum heilig, jene Trennungen?

Ernst. Wie heilig?

Falk. Daß es verboten sein sollte, Hand an sie zu legen?

Ernst. In Absicht? . . .

Falk. In Absicht, sie nicht größer einreißen zu lassen, als die Nothwendigkeit erfordert. In Absicht, ihre Folgen so unschädlich zu machen, als möglich.

Ernst. Wie könnte das verboten sein?

Falk. Aber geboten kann es doch auch nicht sein; durch bürgerliche Gesetze nicht geboten! — Denn bürgerliche Gesetze erstrecken sich nie über die Grenzen ihres Staats. Und dieses würde nun gerade außer den Grenzen aller und jeder Staaten

liegen. — Folglich kann es nur ein Opus supererogatum sein: und es wäre bloß zu wünschen, daß sich die Weisesten und Besten eines jeden Staates diesem Operi supererogato freiwillig unterzögen.

Ernst. Bloß zu wünschen; aber recht sehr zu wünschen.

Falk. Ich dächte! Recht sehr zu wünschen, daß es in jedem Staate Männer geben möchte, die über die Vorurtheile der Völkerschaft hinweg wären, und genau wüßten, wo Patriotismus, Tugend zu sein aufhört.

Ernst. Recht sehr zu wünschen!

Falk. Recht sehr zu wünschen, daß es in jedem Staate Männer geben möchte, die dem Vorurtheile ihrer angebornen Religion nicht unterlägen; nicht glaubten, daß alles nothwendig gut und wahr sein müsse, was sie für gut und wahr erkennen.

Ernst. Recht sehr zu wünschen!

Falk. Recht sehr zu wünschen, daß es in jedem Staate Männer geben möchte, welche bürgerliche Hoheit nicht blendet, und bürgerliche Geringfügigkeit nicht ekelt; in deren Gesellschaft der Hohe sich gern herabläßt, und der Geringe sich dreist erhebt.

Ernst. Recht sehr zu wünschen!

Falk. Und wenn er erfüllt wäre, dieser Wunsch?

Ernst. Erfüllt? — Es wird freilich hier und da, dann und wann, einen solchen Mann geben.

Falk. Nicht bloß hier und da; nicht bloß dann und wann.

Ernst. Zu gewissen Zeiten, in gewissen Ländern auch mehrere.

Falk. Wie; wenn es dergleichen Männer jetzt überall gäbe? zu allen Zeiten nun ferner geben müßte?

Ernst. Wollte Gott!

Falk. Und diese Männer nicht in einer unwirksamen Zerstreuung lebten? nicht immer in einer unsichtbaren Kirche?

Ernst. Schöner Traum!

Falk. Daß ich es kurz mache. — Und diese Männer die Freimaurer wären?

Ernst. Was sagst du?

Falk. Wie, wenn es die Freimaurer wären, die sich mit zu ihrem Geschäfte gemacht hätten, jene Trennungen, wodurch die Menschen einander so fremd werden, so eng als möglich wieder zusammen zu ziehen?

Ernst. Die Freimaurer?

Falk. Ich sage: mit zu ihrem Geschäfte.

Ernst. Die Freimaurer?

Falk. Ach! verzeih! — Ich hatte es schon wieder vergessen, daß du von den Freimaurern weiter nichts hören willst. — Dort winkt man uns eben zum Frühstücke. Komm!

Ernst. Nicht doch! — Noch einen Augenblick! — Die Freimaurer, sagst du —

Falk. Das Gespräch brachte mich wider Willen auf sie zurück. Verzeih! — Komm! Dort, in der größern Gesellschaft, werden wir bald Stoff zu einer tauglichern Unterredung finden. Komm!

Drittes Gespräch.

Ernst. Du bist mir den ganzen Tag im Gedränge der Gesellschaft ausgewichen. Aber ich verfolge dich in dein Schlafzimmer.

Falk. Hast du mir so etwas Wichtiges zu sagen? Der bloßen Unterhaltung bin ich auf heute müde.

Ernst. Du spottest meiner Neugierde.

Falk. Deiner Neugierde?

Ernst. Die du diesen Morgen so meisterhaft zu erregen wußtest.

Falk. Wovon sprachen wir diesen Morgen?

Ernst. Von den Freimaurern.

Falk. Nun? — Ich habe dir im Rausche des Pyrmonter doch nicht das Geheimniß verrathen?

Ernst. Das man, wie du sagst, gar nicht verrathen kann.

Falk. Nun freilich; das beruhigt mich wieder.

Ernst. Aber du hast mir doch über die Freimaurer etwas gesagt, das mir unerwartet war; das mir auffiel; das mich denken machte.

Falk. Und was war das?

Ernst. O quäle mich nicht! — Du erinnerst dich dessen gewiß.

Falk. Ja; es fällt mir nach und nach wieder ein. — Und das war es, was dich den ganzen langen Tag unter deinen Freunden und Freundinnen so abwesend machte?

Ernst. Das war es! — Und ich kann nicht einschlafen, wenn du mir wenigstens nicht noch eine Frage beantwortest.

Falk. Nach dem die Frage sein wird.

Ernst. Woher kannst du mir aber beweisen, wenigstens nur wahrscheinlich machen, daß die Freimaurer wirklich jene großen und würdigen Absichten haben?

Falk. Habe ich dir von ihren Absichten gesprochen? Ich wüßte nicht. — Sondern da du dir gar keinen Begriff von den wahren Thaten der Freimaurer machen konntest, habe ich dich bloß auf einen Punkt aufmerksam machen wollen, wo noch so vieles geschehen kann, wovon sich unsere staatsklugen Köpfe gar nichts träumen lassen. — Vielleicht, daß die Freimaurer da herum arbeiten. — Vielleicht! da herum! — Nur um dir dein Vorurtheil zu benehmen, daß alle baubedürftigen Plätze schon ausgefunden und besetzt, alle nöthigen Arbeiten schon unter die erforderlichen Hände vertheilt wären.

Ernst. Wende dich jetzt, wie du willst. — Genug, ich denke mir nun aus deinen Reden die Freimaurer als Leute, die es freiwillig über sich genommen haben, den unvermeidlichen Uebeln des Staats entgegen zu arbeiten.

Falk. Dieser Begriff kann den Freimaurern wenigstens keine Schande machen. — Bleib dabei! — Nur fasse ihn recht. Menge nichts hinein, was nicht hinein gehört. — Den unvermeidlichen Uebeln des Staats! — Nicht dieses und jenes Staats. Nicht den unvermeidlichen Uebeln, welche, eine gewisse Staatsverfassung einmal angenommen, aus dieser angenommenen Staatsverfassung nun nothwendig folgen. Mit diesen giebt sich der Freimaurer niemals ab; wenigstens nicht als Freimaurer. Die Linderung und Heilung dieser überläßt er dem Bürger, der sich nach seiner Einsicht, nach seinem Muthe, auf seine Gefahr damit befassen mag. Uebel ganz anderer Art, ganz höherer Art, sind der Gegenstand seiner Wirksamkeit.

Ernst. Ich habe das sehr wohl begriffen. — Nicht Uebel, welche den mißvergnügten Bürger machen, sondern Uebel, ohne welche auch der glücklichste Bürger nicht sein kann.

Falk. Recht! Diesen entgegen — wie sagtest du? — entgegen zu arbeiten?

Ernst. Ja!

Falk. Das Wort sagt ein wenig viel. — Entgegen arbeiten! — Um sie völlig zu heben? — Das kann nicht sein. Denn man würde den Staat selbst mit ihnen zugleich vernichten. Sie müssen nicht einmal denen mit eins merklich gemacht werden, die noch gar keine Empfindung davon haben. Höchstens diese Empfindung in dem Menschen von weitem veranlassen, ihr Aufkeimen begünstigen, ihre Pflanzen versetzen, begäten, beblatten — kann hier entgegenarbeiten heißen. — Begreifst du nun, warum ich sagte, ob die Freimaurer schon immer thätig wären, daß Jahrhunderte dennoch vergehen könnten, ohne daß sich sagen lasse, das haben sie gethan.

Ernst. Und verstehe auch nun den zweiten Zug des Räthsels. — Gute Thaten, welche gute Thaten entbehrlich machen sollen.

Falk. Wohl! — Nun geh, und studire jene Uebel, und lerne sie alle kennen, und wäge alle ihre Einflüsse gegen einander ab, und sei versichert, daß dir dieses Studium Dinge aufschließen wird, die in Tagen der Schwermuth die niederschlagendsten, unauflöslichsten Einwürfe wider Vorsehung und Tugend zu sein scheinen. Dieser Aufschluß, diese Erleuchtung wird dich ruhig und glücklich machen; — auch ohne Freimaurer zu heißen.

Ernst. Du legst auf dieses heißen so viel Nachdruck.

Falk. Weil man etwas sein kann, ohne es zu heißen.

Ernst. Gut das! ich verstehe. — Aber auf meine Frage wieder zu kommen, die ich nur ein wenig anders einkleiden muß. Da ich sie doch nun kenne, die Uebel, gegen welche die Freimaurerei angeht —

Falk. Du kennst sie?

Ernst. Hast du mir sie nicht selbst genannt?

Falk. Ich habe dir einige zur Probe namhaft gemacht. Nur einige von denen, die auch dem kurzsichtigsten Auge einleuchten: nur einige von den unstreitigsten, weit umfassendsten. — Aber wie viele sind nicht noch übrig, die, ob sie schon nicht so einleuchtern, nicht so unstreitig sind, nicht so viel umfassen, dennoch nicht weniger gewiß, nicht weniger nothwendig sind!

Ernst. So laß mich meine Frage denn bloß auf diejenigen Stücke einschränken, die du mir selbst namhaft gemacht hast. — Wie beweisest du mir auch nur von diesen Stücken, daß die Freimaurer wirklich ihr Absehn darauf haben? — Du schweigst? — Du sinnst nach?

Falk. Wahrlich nicht dem, was ich auf diese Frage zu antworten hätte! — Aber ich weiß nicht, was ich mir für Ursachen denken soll, warum du mir diese Frage thust?

Ernst. Und du willst mir meine Frage beantworten, wenn ich dir die Ursachen derselben sage?

Falk. Das verspreche ich dir.

Ernst. Ich kenne und fürchte deinen Scharfsinn.

Falk. Meinen Scharfsinn?

Ernst. Ich fürchte, du verkaufst mir deine Spekulation für Thatsache.

Falk. Sehr verbunden!

Ernst. Beleidigt dich das?

Falk. Vielmehr muß ich dir danken, daß du Scharfsinn nennst, was du ganz anders hättest benennen können.

Ernst. Gewiß nicht. Sondern ich weiß, wie leicht der

Scharfsinnige sich selbst betrügt; wie leicht er andern Leuten Plane und Absichten leiht und unterlegt, an die sie nie gedacht haben.

Falk. Aber woraus schließt man auf der Leute Plane und Absichten? Aus ihren einzelnen Handlungen doch wohl?

Ernst. Woraus sonst? — Und hier bin ich wieder bei meiner Frage. — Aus welchen einzelnen, unstreitigen Handlungen der Freimaurer ist abzunehmen, daß es auch nur mit ihr Zweck ist, jene von dir benannte Trennung, welche Staat und Staaten unter den Menschen nothwendig machen müssen, durch sich und in sich wieder zu vereinigen?

Falk. Und zwar ohne Nachtheil dieses Staats und dieser Staaten.

Ernst. Desto besser! — Es brauchen auch vielleicht nicht Handlungen zu sein, woraus jenes abzunehmen. Wenn es nur gewisse Eigenthümlichkeiten, Besonderheiten sind, die dahin leiten, oder daraus entspringen. — Von dergleichen müßtest du sogar in deiner Spekulation ausgegangen sein; gesetzt, daß dein System nur Hypothese wäre.

Falk. Dein Mißtrauen äußert sich noch. — Aber ich hoffe, es soll sich verlieren, wenn ich dir ein Grundgesetz der Freimaurer zu Gemüthe führe.

Ernst. Und welches?

Falk. Aus welchem sie nie ein Geheimniß gemacht haben. Nach welchem sie immer vor den Augen der ganzen Welt gehandelt haben.

Ernst. Das ist?

Falk. Das ist, jeden würdigen Mann von gehöriger Anlage, ohne Unterschied des Vaterlandes, ohne Unterschied der Religion, ohne Unterschied seines bürgerlichen Standes, in ihren Orden aufzunehmen.

Ernst. Wahrhaftig!

Falk. Freilich scheint dieses Grundgesetz dergleichen Männer, die über jene Trennungen hinweg sind, vielmehr bereits voraus zu setzen, als die Absicht zu haben, sie zu bilden. Allein das Nitrum muß ja wohl in der Luft sein, ehe es sich als Salpeter an den Wänden anlegt.

Ernst. O ja!

Falk. Und warum sollten die Freimaurer sich nicht hier einer gewöhnlichen List haben bedienen dürfen? — Daß man einen Theil seiner geheimen Absichten ganz offenbar treibt, um den Argwohn irre zu führen, der immer ganz etwas anders vermuthet, als er sieht.

Ernst. Warum nicht?

Falk. Warum sollte der Künstler, der Silber machen kann, nicht mit altem Bruchsilber handeln, damit man so weniger argwohne, daß er es machen kann?

Ernst. Warum nicht?

Falk. Ernst! — Hörst du mich? — Du antwortest im Traume, glaube ich.

Ernst. Nein, Freund! — Aber ich habe genug; genug auf diese Nacht. Morgen, mit dem frühsten, kehre ich wieder nach der Stadt.

Falk. Schon? Und warum so bald?

Ernst. Du kennst mich, und fragst? Wie lange dauert deine Brunnenkur noch?

Falk. Ich habe sie vorgestern erst angefangen.

Ernst. So sehe ich dich vor dem Ende derselben noch wieder. — Lebe wohl! gute Nacht!

Falk. Gute Nacht! lebe wohl!

Zur Nachricht.

Der Funke hatte gezündet: — Ernst ging, und ward Freimaurer. Was er fürs erste da fand, ist der Stoff eines vierten und fünften Gesprächs, mit welchem — sich der Weg scheidet.

Fortsetzung (1780).

Vorrede eines Dritten.

Der Verfasser der ersten drei Gespräche hatte diese Fortsetzung, wie man weiß, im Manuskripte, zum Drucke fertig liegen, als derselbe höhern Orts einen bittenden Wink bekam, dieselbe nicht bekannt zu machen.

Vorher aber hatte er dies vierte und fünfte Gespräch einigen Freunden mitgetheilt, welche, vermuthlich ohne seine Erlaubniß, Abschriften davon genommen hatten. Eine dieser Abschriften war dem jetzigen Herausgeber durch einen sonderbaren Zufall in die Hände gefallen. Er bedauerte, daß so viel herrliche Wahrheiten unterdrückt werden sollten, und beschloß, das Manuskript, ohne Winke zu haben, drucken zu lassen.

Wenn die Begierde, Licht über so wichtige Gegenstände allgemeiner verbreitet zu sehen, nicht diese Freiheit hinlänglich entschuldigt; so läßt sich nichts weiter zur Vertheidigung derselben sagen, als daß der Herausgeber kein aufgenommener Maurer ist.

Uebrigens wird man doch finden, daß er, aus Vorsicht und Achtung gegen einen gewissen Zweig dieser Gesellschaft, einige Namen, welche ganz ausgeschrieben waren, bei der Herausgabe nicht genannt hat.

Viertes Gespräch.

Falk. Ernst! Willkommen! Endlich wieder einmal! Ich habe meine Brunnenkur längst beschlossen.

Ernst. Und befindest dich wohl darauf? Ich freue mich.

Falk. Was ist das? Man hat mir ein: „ich freue mich" ärgerlich ausgesprochen.

Ernst. Ich bin es auch, und es fehlt wenig, daß ich es nicht über dich bin.

Falk. Ueber mich?

Ernst. Du hast mich zu einem albernen Schritte verleitet. — Sieh her! — Gieb mir deine Hand! — Was sagst du? — Du zuckst die Achseln? Das hätte mir noch gefehlt.

Falk. Dich verleitet?

Ernst. Es kann sein, ohne daß du es gewollt hast.

Falk. Und soll doch Schuld haben?

Ernst. Der Mann Gottes spricht dem Volke von einem Lande, da Milch und Honig innen fließt, und das Volk soll sich nicht darnach sehnen? Und soll über den Mann Gottes nicht murren, wenn er sie, anstatt in dieses gelobte Land, in dürre Wüsten führt?

Falk. Nun, nun! der Schade kann doch so groß nicht sein. — Dazu sehe ich ja, daß du schon bei den Gräbern unserer Vorfahren gearbeitet hast.

Ernst. Aber sie waren nicht mit Flammen, sondern mit Rauch umgeben.

Falk. So warte, bis der Rauch sich verzieht, und die Flamme wird leuchten und wärmen.

Ernst. Der Rauch wird mich ersticken, ehe mir die Flamme leuchtet, und wärmen, sehe ich wohl, werden sich Andere an ihr, die den Rauch besser vertragen können.

Falk. Du sprichst doch nicht von Leuten, die sich vom Rauch gern beißen lassen, wenn es nur der Rauch einer fremden fetten Küche ist?

Ernst. Du kennst sie also doch?

Falk. Ich habe von ihnen gehört.

Ernst. Um so mehr, was konnte dich bewegen, mich auf dies Eis zu führen? Mir dazu Sachen vorzuspiegeln, deren Ungrund du nur allzu wohl wußtest?

Falk. Dein Verdruß macht dich sehr ungerecht. — Ich sollte mit dir von der Freimaurerei gesprochen haben, ohne es auf mehr als eine Art zu verstehen zu geben, wie unnütz es sei, daß jeder ehrliche Mann ein Freimaurer werde — wie unnöthig nur? — ja, wie schädlich. —

Ernst. Das mag wohl sein.

Falk. Ich sollte dir nicht gesagt haben, daß man die höchsten Pflichten der Maurerei erfüllen könne, ohne ein Freimaurer zu heißen?

Ernst. Vielmehr erinnere ich mich dessen. — Aber du weißt ja wohl, wenn meine Phantasie einmal den Fittig ausbreitet, einen Schlag damit thut — kann ich sie halten? — Ich werfe dir nichts vor, als daß du ihr eine solche Lockspeise zeigtest. —

Falk. Die du zu erreichen doch auch sehr bald müde geworden. — Und warum sagtest du mir nicht ein Wort von deinem Vorsatze?

Ernst. Würdest du mir davon abgerathen haben?

Falk. Ganz gewiß! — Wer wollte einem raschen Knaben, weil er dann und wann noch fällt, den Gängelwagen wieder einschwatzen? — Ich mache dir kein Compliment; du warst schon zu weit, um von da wieder abzugehen. Gleichwohl konnte man mit dir keine Ausnahme machen. Den Weg müssen Alle betreten.

Ernst. Es sollte mich auch nicht reuen, ihn betreten zu haben, wenn ich mir nur von dem noch übrigen Wege noch mehr zu versprechen hätte. Aber Vertröstungen, und wieder Vertröstungen, und nichts als Vertröstungen!

Falk. Wenn man dich doch schon vertröstet! Und auf was vertröstet man dich denn?

Ernst. Du weißt ja wohl, auf die schottische Maurerei, auf die schottischen Ritter.

Falk. Nun ja, ganz recht. — Aber wessen hat sich denn der schottische Ritter zu trösten?

Ernst. Wer das wüßte!

Falk. Und deines Gleichen, die andern Neulinge des Ordens, wissen denn die auch nichts?

Ernst. O die! die wissen so viel! — Der Eine will Gold machen, der Andere will Geister beschwören, der Dritte will die *** wieder herstellen. — Du lächelst — Und lächelst nur? —

Falk. Wie kann ich anders?

Ernst. Unwillen bezeigen über solche Querköpfe.

Falk. Wenn mich nicht Eins mit ihnen wieder versöhnte.

Ernst. Und was?

Falk. Daß ich in allen diesen Träumereien Streben nach Wirklichkeit erkenne, daß sich aus allen diesen Irrwegen noch abnehmen läßt, wohin der wahre Weg geht.

Ernst. Auch aus der Goldmacherei?

Falk. Auch aus der Goldmacherei. Ob sich wirklich Gold machen läßt, oder nicht machen läßt, gilt mir gleich viel. Aber ich bin sehr versichert, daß vernünftige Menschen nur in Rücksicht auf Freimaurerei es machen zu können wünschen werden. Auch wird der erste der beste, dem der Stein der Weisen zu Theil wied, in dem nämlichen Augenblicke Freimaurer. — Und es ist doch sonderbar, daß dieses alle Nachrichten bestätigen, mit welchen sich die Welt von wahren oder vermeintlichen Goldmachern trägt.

Ernst. Und die Geisterbeschwörer?

Falk. Von ihnen gilt ungefähr das nämliche. — Unmöglich können Geister auf die Stimme eines andern Menschen hören, als eines Freimaurers.

Ernst. Wie ernsthaft du solche Dinge sagen kannst! —

Falk. Bei allem, was heilig ist! nicht ernsthafter, als sie sind.

Ernst. Wenn das wäre! — Aber endlich die neuen * * *, wenn Gott will?

Falk. Vollends die!

Ernst. Siehst du! Von denen weißt du nichts zu sagen. Denn * * * waren doch einmal, Goldmacher aber und Geisterbeschwörer gab es vielleicht nie. Und es läßt sich freilich besser sagen, wie die Freimaurer sich zu solchen Wesen der Einbildung verhalten, als zu wirklichen.

Falk. Allerdings kann ich mich hier nur in einem Dilemma ausdrücken: Entweder, oder —

Ernst. Auch gut! Wenn man nur wenigstens weiß, daß unter zwei Sätzen einer wahr ist: Nun! Entweder diese * * * would be —

Falk. Ernst! Eh du noch eine Spötterei völlig aussagst! Auf mein Gewissen! — Diese — eben diese sind entweder gewiß auf dem rechten Wege, oder so weit davon entfernt, daß ihnen auch nicht einmal die Hoffnung mehr übrig ist, jemals darauf zu gelangen.

Ernst. Ich muß das so mit anhören. Denn dich um eine nähere Erklärung zu bitten —

Falk. Warum nicht? Man hat lange genug aus Heimlichkeiten das Geheimniß gemacht.

Ernst. Wie verstehst du das?

Falk. Das Geheimniß dee Freimaurerei, wie ich dir schon gesagt habe, ist das, was der Freimaurer nicht übee seine Lippen bringen kann, wenn es auch möglich wäre, daß ee es wollte. Aber Heimlichkeiten sind Dinge, die sich wohl sagen lassen, und die man nur zu gewissen Zeiten, in gewissen Ländern, theils aus Neid verhehlte, theils aus Furcht verbiß, theils aus Klugheit verschwieg.

Ernst. Zum Exempel?

Falk. Zum Exempel! Gleich diese Verwandtschaft unter * * * und Feimaurern. Es kann wohl sein, daß es einmal nöthig und gut war, sich davon nichts meeken zu lassen. — Aber jetzt — jetzt kann es im Gegentheil höchst verderblich werden, wenn man aus dieser Verwandtschaft noch länger ein Geheimniß macht. Man müßte sie vielmehr laut bekennen, und nur den gehörigen Punkt bestimmen, in welchem die * * * die Freimaurerei ihrer Zeit waren.

Ernst. Darf ich ihn wissen, diesen Punkt?

Falk. Lies die Geschichte der * * * mit Bedacht! Du mußt ihn errathen. Auch wirst du ihn gewiß errathen, und eben das war die Ursache, warum du kein Freimaurer hättest weeden müssen.

Ernst. Daß ich nicht den Augenblick unter meinen Büchern sitze! — Und wenn ich ihn errathe, willst du mir gestehen, daß ich ihn errathen habe?

Falk. Du wirst zugleich finden, daß du dieses Geständniß nicht brauchst. — Aber auf mein Dilemma wieder zurückzukommen! Eben dieser Punkt ist es allein, woraus die Entscheidung desselben zu holen ist. — Sehen und fühlen alle Freimaueer, welche jetzt mit den * * * schwanger gehen, diesen eechten Punkt; Wohl ihnen! Wohl der Welt! Segen zu allem, was sie thun, Segen zu allem, was sie unterlassen! — Erkennen und fühlen sie ihn aber nicht, jenen Punkt; hat sie ein bloßer Gleichlaut veeführt; hat sie bloß der Freimaurer, der im * * arbeitet, auf die * * * gebracht; haben sie sich nur in das ... auf dem ... vergafft; möchten sie gern einträgliche .... fette Pfründen sich und ihren Freunden zutheilen können: — nun, so schenke uns der Himmel recht viel Mitleid, damit wir uns des Lachens enthalten könnten.

Ernst. Sieh! du kannst doch noch warm und bitter werden.

Falk. Leider! — Ich danke dir für deine Bemerkung, und bin nun wieder, wie Eis.

Ernst. Und was meinst du wohl, welcher von den beiden Fällen der Fall dieser Herren ist?

Falk. Ich fürchte der letztere. Möchte ich mich betrügen! — Denn wenn es der erste wäre, wie könnten sie einen so seltsamen Anschlag haben? — die * * * wieder herzustellen! — Jener große Punkt, in welchem die * * * Freimaurer waren, hat nicht mehr Statt. Wenigstens ist Europa längst darübee hinaus, und bedarf darin weiter keines außerordentlichen Vorschubs. — Was wollen sie also? Wollen sie auch ein Schwamm weeden, den die Großen einmal ausdrücken? — Doch, an wen diese Frage? Und wider wen? Hast du mir denn gesagt — hast du mir sagen können, daß mit diesen Grillen von Goldmachern, Geisterbannern, * * *, sich andere, als die Neulinge des Ordens schleppen? — Aber Kinder werden Männer. — Laß sie nur! — Genug, wie gesagt, daß ich schon in dem Spielzeuge die Waffen erblicke, welche einmal die Männer mit sicherer Hand führen werden.

Ernst. Im Grunde, mein Freund, sind es auch nicht diese Kindereien, die mich unmuthig machen. Ohne zu vermuthen, daß etwas Eensthaftes hinter ihnen sein konnte, sahe ich über sie weg — Tonnen, dachte ich, den jungen Wallfischen ausgeworfen! — Aber was mich nagt, ist das: daß ich überall nichts sehe, übeeall nichts höre, als diese Kindereien, daß von dem, dessen Erwartung du in mir erregtest, keiner etwas wissen will. Ich mag diesen Ton angeben, so oft ich will, gegen wen ich will; niemand will einstimmen, immer und aller Orten das tiefste Stillschweigen.

Falk. Du meinst —

Ernst. Jene Gleichheit, die du mir als Grundgesetz des Ordens angegeben; jene Gleichheit, die meine ganze Seele mit so unerwarteter Hoffnung erfüllte, mit der Hoffnung, sie endlich in Gesellschaft von Menschen athmen zu können, die über alle bürgerlichen Modifikationen hinweg zu denken verstehen, ohne sich an einer zum Nachtheil eines Dritten zu versündigen —

Falk. Nun?

Ernst. Sie wäee noch, wenn sie jemals gewesen! — Laß einen aufgeklärten Juden kommen, und sich melden! „Ja," heißt es, „ein Jude? Christ wenigstens muß freilich der Freimaurer sein." Es ist nun gleichviel, was für ein Christ. „Ohne Unterschied der Religion, heißt nur, ohne Unterschied der drei im heiligen römischen Reiche öffentlich geduldeten Religionen." — Meinst du auch so?

Falk. Ich nun wohl nicht.

Ernst. Laß einen ehrlichen Schuster, der bei seinem Leisten Muße genug hat, manchen guten Gedanken zu haben (wäre es auch ein Jacob Böhme und Hans Sachse), laß ihn kommen, und sich melden! „Ja," heißt es, „ein Schuster!" freilich ein Schuster. — Laß einen treulich erfahrnen Dienstboten kommen und sich melden. — „Ja," heißt es, „dergleichen Leute freilich, die sich die Farbe zu ihrem Rocke nicht selbst wählen. — Wir sind unter uns so gute Gesellschaft —

Falk. Und wie gute Gesellschaft sind sie denn?

Ernst. Ei nun! Daran habe ich allerdings weiter nichts auszusetzen, als daß es nur gute Gesellschaft ist, die man in der Welt so müde wird — Prinzen, Grafen, Hereen, Offiziere, Räthe von allerlei Beschlag, Kaufleute, Künstler — alle die schwärmen freilich ohne Unterschied des Standes in der Loge unter einander durch. — Aber in der That sind doch alle nur von einem Stande, und der ist leider — — —

Falk. Das war nun wohl zu meiner Zeit nicht so — Aber doch! — Ich weiß nicht, ich kann nur rathen — Ich bin zu lange Zeit außer aller Verbindung mit Logen, von welcher Art sie auch sein müssen — In die Loge vor jetzt, auf eine Zeit, nicht konnen zugelassen werden, und von der Freimaurerei ausgeschlossen sein, sind doch zwei verschiedene Dinge.

Ernst. Wie so?

Falk. Weil Loge sich zur Freimaurerei veehält, wie Kirche zum Glauben. Aus dem äußern Wohlstande der Kirche ist für den Glauben der Glieder nichts, gar nichts, zu schließen. Vielmehr giebt es einen gewissen äußerlichen Wohlstand deeselben, von dem es ein Wunder wäre, wenn er mit dem wahren Glauben bestehen könnte. Auch haben sich beide noch nie vertragen, sondern eins hat das andere, wie die Geschichte lehrt, immer zu Grunde gerichtet. Und so auch, fürchte ich, fürchte ich —

Ernst. Was?

Falk. Kurz! Das Logenwesen, so wie ich höre, daß es jetzt getrieben wird, will mir gar nicht zu Kopfe. Eine Kasse haben; Kapitale machen; diese Kapitale belegen; sie auf den besten Pfennig zu benutzen suchen; sich ankaufen wollen; von Königen und Fürsten sich Privilegien geben lassen; das Ansehen und die Gewalt derselben zu Unterdrückung der Brüder anwenden, die einer andern Observanz sind, als der, die man so gern zum Wesen der Sache machen möchte — Wenn das in die Länge gut geht! — Wie gern will ich falsch prophezeihet haben!

Ernst. Je nun! Was kann denn weeden? Der Staat fährt jetzt nicht mehr so zu. Und zudem sind ja wohl unter den Personen, die seine Gesetze machen oder handhaben, selbst schon zu viel Freimaurer —

Falk. Gut! Wenn sie also auch von dem Staate nichts zu befürchten haben, was denkst du, wird eine solche Verfassung für Einfluß auf sie selbst haben? Gerathen sie dadurch nicht offenbar

wieder dahin, wovon sie sich losreißen wollten? Werden sie nicht aufhören zu sein, was sie sein wollen? — Ich weiß nicht, ob du mich ganz verstehst —

Ernst. Rede nur weiter!

Falk. Zwar! — ja wohl — nichts dauert ewig — Vielleicht soll dieses eben der Weg sein, den die Vorsicht ausersehen, dem ganzen jetzigen Schema der Freimaurerei ein Ende zu machen —

Ernst. Schema der Freimaurerei? Was nennst du so? Schema?

Falk. Nun! Schema, Hülle, Einkleidung.

Ernst. Ich weiß noch nicht —

Falk. Du wirst doch nicht glauben, daß die Freimaurer Freimaurerei gespielt?

Ernst. Was ist nun das? Die Freimaurer nicht Freimaurerei gespielt?

Falk. Mit andern Worten! Meinst du denn, daß das, was die Freimaurerei ist, immer Freimaurerei geheißen? — Aber sieh! Schon Mittag vorbei! Da kommen ja bereits meine Gäste! Du bleibst doch?

Ernst. Ich wollte nicht, aber ich muß ja nun wohl, denn mich erwartet eine doppelte Sättigung.

Falk. Nur bei Tische, bitte ich, kein Wort.

Fünftes Gespräch.

Ernst. Endlich sind sie fort! — O die Schwätzer! — Und merktest du denn nicht, oder wolltest du denn nicht merken, daß der eine mit der Warze an dem Kinn — heiße er, wie er will! — ein Freimaurer ist? Er klopfte so oft an.

Falk. Ich hörte ihn wohl. Ich merkte sogar in seinen Reden, was dir wohl nicht so aufgefallen — Er ist von denen, die in Europa für die Amerikaner fechten —

Ernst. Das wäre nicht das Schlimmste an ihm.

Falk. Und hat die Grille, daß der Kongreß eine Loge ist; daß da endlich die Freimaurerei ihr Reich mit gewaffneter Hand gründet.

Ernst. Giebt es auch solche Träumer?

Falk. Es muß doch wohl.

Ernst. Und woraus nimmst du diesen Wurm ihm ab?

Falk. Aus einem Zuge, der dir auch schon einmal kenntlich werden wird.

Ernst. Bei Gott! wenn ich wüßte, daß ich mich in den Freimaurern gar so betrogen hätte! —

Falk. Sei ohne Sorge. Der Freimaurer erwartet ruhig den Aufgang der Sonne, und läßt die Lichter brennen, so lange sie wollen und können. — Die Lichter auslöschen, und wenn sie ausgelöscht sind, erst wahrnehmen, daß man die Stümpfe doch wieder anzünden, oder wohl gar andere Lichter wieder aufstecken muß: das ist der Freimaurer Sache nicht.

Ernst. Das denke ich auch. — Was Blut kostet, ist gewiß kein Blut werth.

Falk. Vortrefflich! — Nun frage, was du willst! Ich muß dir antworten.

Ernst. So wird meines Fragens kein Ende sein.

Falk. Nur kannst du den Anfang nicht finden.

Ernst. Verstand ich dich, oder verstand ich dich nicht, als wir unterbrochen wurden? Widersprichst du dir, oder widersprichst du dir nicht? — Denn allerdings, als du mir einmal sagtest: die Freimaurerei sei immer gewesen, verstand ich es also, daß nicht allein ihr Wesen, sondern auch ihre gegenwärtige Verfassung sich von undenklichen Zeiten herschreibe.

Falk. Wenn es mit beiden einerlei Bewandtniß hätte! — Ihrem Wesen nach ist die Freimaurerei eben so alt, als die bürgerliche Gesellschaft. Beide konnten nicht anders als mit einander entstehen. Wenn nicht gar die bürgerliche Gesellschaft nur ein Sprößling der Freimaurerei ist; denn die Flamme im Brennpunkte ist auch Ausfluß der Sonne.

Ernst. Auch mir schimmert das so vor. —

Falk. Es sei aber Mutter und Tochter, oder Schwester und Schwester; ihr beiderseitiges Schicksal hat immer wechselseitig in einander gewirkt. Wo sich die bürgerliche Gesellschaft befand, befand sich aller Orten auch die Freimaurerei, und so umgekehrt. Es war immer das sicherste Kennzeichen einer gesunden, nervösen Staatsverfassung, wenn sich die Freimaurerei neben ihr blicken ließ; so wie es noch jetzt das unfehlbare Merkmal eines schwachen, furchtsamen Staats ist, wenn er das nicht öffentlich dulden will, was er in Geheim doch dulden muß, er mag wollen oder nicht.

Ernst. Zu verstehen: die Freimaurerei!

Falk. Sicherlich! — Denn die beruht im Grunde nicht auf äußerlichen Verbindungen, die so leicht in bürgerliche Anordnungen ausarten, sondern auf dem Gefühl gemeinschaftlich sympathisirender Geister.

Ernst. Und wer unterfängt sich, denen zu gebieten!

Falk. Indeß hat freilich die Freimaurerei immer und aller Orten sich nach der bürgerlichen Gesellschaft schmiegen und biegen müssen; denn diese war stets die stärkere. So mancherlei die bürgerliche Gesellschaft gewesen, so mancherlei Formen hat auch die Freimaurerei anzunehmen, sich nicht entbrechen können; nur hatte jede neue Form, wie natürlich, ihren neuen Namen. Wie kannst du glauben, daß der Name Freimaurerei älter sein werde, als diejenige herrschende Denkungsart der Staaten, nach der sie genau abgewogen worden?

Ernst. Und welches ist diese herrschende Denkungsart?

Falk. Das bleibt deiner eigenen Nachforschung überlassen. — Genug, wenn ich dir sage, daß der Name Freimaurer, ein Glied unserer geheimen Verbrüderung anzuzeigen, vor dem Anfange dieses laufenden Jahrhunderts nie gehört worden. Er kommt zuverlässig vor dieser Zeit in keinem gedruckten Buche vor, und den will ich sehen, der mir ihn auch nur in einer geschriebenen ältern Urkunde zeigen will.

Ernst. Das heißt: den deutschen Namen.

Falk. Nein, nein! auch das ursprüngliche Free-Mason, so wie alle darnach gemodelten Uebersetzungen, in welcher Sprache es auch sein mag.

Ernst. Nicht doch! — Besinne dich. — In keinem gedruckten Buche vor dem Anfange des laufenden Jahrhunderts? In keinem?

Falk. In keinem.

Ernst. Gleichwohl habe ich selbst —

Falk. So? — Ist auch dir von dem Staube etwas in die Augen geflogen, den man um sich zu werfen noch nicht aufhört?

Ernst. Aber doch die Stelle in —

Falk. In der Londinopolis? Nicht wahr? — Staub!

Ernst. Und die Parlamentsakte unter Heinrich dem Sechsten?

Falk. Staub!

Ernst. Und die großen Privilegia, die Karl der Eilfte, König von Schweden, der Loge von Gothenburg ertheilte?

Falk. Staub!

Ernst. Und Locke?

Falk. Und was für ein Locke?

Ernst. Der Philosoph. — Sein Schreiben an den Grafen von Pembroke; seine Anmerkungen über ein Verhör, von Heinrich des Sechsten eigener Hand geschrieben?

Falk. Das muß ja wohl ein ganz neuer Fund sein; den kenne ich nicht. — Aber wieder Heinrich der Sechste? — Staub! und nichts als Staub!

Ernst. Nimmermehr!

Falk. Weißt du einen gelindern Namen für Wortverdrehungen, für untergeschobene Urkunden?

Ernst. Und das hätten sie so lange vor den Augen der Welt ungerügt treiben dürfen?

Falk. Warum nicht? Der Klugen sind viel zu wenig, als daß sie allen Geckereien, gleich bei ihrem Entstehen, widersprechen könnten. Genug, daß bei ihnen keine Verjährung stattfindet. — Freilich wäre es besser, wenn man vor dem Publiko ganz und gar keine Geckereien unternähme; denn gerade das Verächtlichste ist, daß sich niemand die Mühe nimmt, sich ihnen entgegen zu stellen, wodurch sie mit dem Laufe der Zeit das Ansehn einer sehr ernsthaften, heiligen Sache gewinnen. Da heißt es dann über tausend Jahre: „Würde man denn so in die Welt haben schreiben dürfen, wenn es nicht wahr gewesen wäre? Man hat diesen glaubwürdigen Männern damals nicht widersprochen, und Ihr wollt Ihnen jetzt widersprechen?"

Ernst. O Geschichte! O Geschichte! Was bist du?

Falk. Anderson's kahle Rhapsodie, in welcher die Historie der Baukunst für die Historie des Ordens untergeschoben wird, möchte noch hingehen! Für einmal, und für damals mochte das gut sein. — Dazu war die Gaukelei so handgreiflich. — Aber daß man noch jetzt auf diesem morastigen Grunde fortbauet; daß man noch immer gedruckt behaupten will, was man mündlich gegen einen ernsthaften Mann vorzugeben sich schämt; daß man zu Fortsetzung eines Scherzes, den man längst hätte sollen fallen lassen, sich eine forgery erlaubt, auf welche, wenn sie ein nichtswürdiges bürgerliches Interesse betrifft, die pillory steht —

Ernst. Wenn es denn nun aber wahr wäre, daß hier mehr als Wortspiel vorwaltete? Wenn es nun wahr wäre, daß das Geheimniß des Ordens sich von Alters her unter dem homonymen Handwerk vornämlich erhalten hätte? —

Falk. Wenn es wahr wäre?

Ernst. Und muß es nicht wahr sein? — Denn wie käme der Orden sonst dazu, die Symbole eben dieses Handwerks zu entlehnen? Eben dieses? Und warum keines andern?

Falk. Die Frage ist allerdings verfänglich.

Ernst. Ein solcher Umstand muß doch eine Ursache haben?

Falk. Und hat sie.

Ernst. Und hat sie? Und hat eine andere Ursache, als jene vermeinte?

Falk. Eine ganz andere.

Ernst. Soll ich rathen, oder darf ich fragen?

Falk. Wenn du mir schon eher eine ganz andere Frage gethan hättest, die ich längst erwarten mußte, so würde dir das Rathen nun nicht schwer fallen.

Ernst. Eine andere Frage, die du längst hättest erwarten müssen? —

Falk. Denn, wenn ich dir sagte, daß das, was Freimaurerei ist, nicht immer Freimaurerei geheißen, was war natürlicher und näher —

Ernst. Als zu fragen, wie es sonst geheißen? — ja wohl! — So frage ich es denn nun.

Falk. Wie die Freimaurerei geheißen, ehe sie Freimaurerei hieß, fragst du? — Masoney. —

Ernst. Nun ja freilich! Masonry auf Englisch. —

Falk. Auf Englisch nicht Masonry, sondern Masony. — Nicht von Mason, der Maurer, sondern von Mase, der Tisch, die Tafel.

Ernst. Mase, der Tisch? in welcher Sprache?

Falk. In der Sprache der Angelsachsen; doch nicht in dieser allein, sondern auch in der Sprache der Gothen und Franken, folglich ein ursprünglich deutsches Wort, von welchem noch jetzt so mancherlei Abstammungen üblich sind, oder doch unlängst üblich waren, als: Maskopie, Masleidig, Masgenosse. Selbst Masoney war zu Luthers Zeiten noch häufig im Gebrauche; nur daß es seine gute Bedeutung ein wenig verschlimmert hatte.

Ernst. Ich weiß weder von seiner guten, noch von seiner verschlimmerten Bedeutung.

Falk. Aber die Sitte unserer Vorfahren weißt du doch, auch die wichtigsten Dinge am Tische zu überlegen? — Mase also der Tisch, und Masoney eine geschlossene Tischgesellschaft. Und wie aus einer geschlossenen, vertrauten Tischgesellschaft ein Saufgelag worden, in welchem Verstande Agrikola das Wort Masoney braucht, kannst du leicht abnehmen.

Ernst. Wäre es dem Namen Loge vor einiger Zeit bald besser gegangen?

Falk. Vorher aber, ehe die Masoneyen zum Theil so ausarteten, und in der guten Meinung des Publikums so herabkamen, standen sie in desto größerm Ansehn. Es war kein Hof in Deutschland, weder klein noch groß, der nicht seine Masoney hatte. Die alten Lieder- und Geschichtsbücher sind davon Zeugen. Eigene Gebäude, die mit den Schlössern und Pallästen der regierenden Herren verbunden oder benachbart waren, hatten von ihnen ihre Benennung, von der man neuerer Zeit so manche ungegründete Auslegung hat. — Und was brauche ich dir zu ihrem Ruhme mehr zu sagen, als daß die Gesellschaft der runden Tafel die erste und älteste Masoney war, von der sie insgesammt abstammen?

Ernst. Der runden Tafel? das steigt in ein sehr fabelhaftes Alterthum hinauf. —

Falk. Die Geschichte des Königs Arthur sei so fabelhaft als sie will; die runde Tafel ist so fabelhaft nicht.

Ernst. Arthur soll doch der Stifter derselben gewesen sein.

Falk. Mit nichten! Auch nicht einmal der Fabel nach. — Arthur, oder sein Vater, hatte sie von den Angelsachsen angenommen, wie schon der Name Masoney vermuthen läßt. Und was versteht sich mehr von selbst, als daß die Angelsachsen keine Sitten nach England hinüberbrachten, die sie in ihrem Vaterlande nicht zurückließen? Auch sieht man es an mehreren deutschen Völkern damaliger Zeit, daß der Hang, in und neben der großen bürgerlichen Gesellschaft, kleinere vertraute Gesellschaften zu machen, ihnen eigen war.

Ernst. Hiermit meinst du? —

Falk. Alles, was ich dir jetzt nur flüchtig und vielleicht nicht mit der gehörigen Präcision sage, mache ich mich anheischig, das nächstemal, daß ich mich mit dir in der Stadt unter meinen Büchern befinde, schwarz auf weiß zu belegen. — Höre mich jetzt nur, wie man das erste Gerücht irgend einer großen Begebenheit hört. Es reizt die Neugierde mehr, als daß es sie befriedigt.

Ernst. Wo bleibst du?

Falk. Die Masoney also war eine deutsche Sitte, welche die Sachsen nach England verpflanzten. Die Gelehrten sind uneinig, wer die Mase-Thonas unter ihnen waren: allem Ansehn nach die Edlen der Masoney, welche so tiefe Wurzeln in diesem neuen Boden schlug, daß sie unter allen nachfolgenden Staatsveränderungen beiblieb, und sich von Zeit zu Zeit in der herrlichsten Blüthe zeigte. Besonders waren die Masoneyen der *** im zwölften Jahrhundert und im dreizehnten in sehr großem Rufe. Und so eine *** Masoney war es, die sich, bis zu Ende des siebenzehnten Jahrhunderts, trotz der Aufhebung des Ordens, mitten in London erhalten hatte. — Und hier fängt die Zeit an, wo die Fingerzeige der niedergeschriebenen Historie freilich ermangeln. Aber eine sorgfältig aufbewahrte Tradition, die so viele Merkmale der Wahrheit hat, ist bereit, diesen Mangel zu ersetzen.

Ernst. Und was hindert diese Tradition, endlich einmal durch schriftliche Vorzeigungen sich zur Geschichte zu erheben?

Falk. Hindert? Nichts hindert! Alles räth vielmehr dazu an. — Wenigstens fühle ich, ich fühle mich berechtigt, ja verpflichtet, dir und Allen, welche sich mit dir in dem nämlichen Falle befinden, länger kein Geheimniß daraus zu machen.

Ernst. Nun denn! — Ich bin in der äußersten Erwartung.

Falk. Jene *** Masoney also, die noch zu Ausgang des vorigen Jahrhunderts in London bestand, aber in aller Stille bestand, hatte ihr Versammlungshaus unfern der Sanct Paulskirche, die damals neu erbauet ward. Der Baumeister dieser zweiten Kirche der ganzen Welt war —

Ernst. Christoph Wren —

Falk. Und du hast den Schöpfer der ganzen heutigen Freimaurerei genannt. —

Ernst. Ihn?

Falk. Kurz! Wren, der Baumeister der Sanct Paulskirche, in deren Nähe sich eine uralte Masoney, von undenklichen Jahren her, versammelte, war ein Mitglied dieser Masoney, welche er die dreißig Jahre über, die der Bau dauerte, um so öfter besuchte.

Ernst. Ich fange an, ein Mißverständniß zu wittern.

Falk. Nicht anders! Die wahre Bedeutung des Worts Masoney war bei dem englischen Volke vergessen, verloren. — Eine Masony, die in der Nähe eines so wichtigen Baues lag, in der sich der Meister dieses Baues so fleißig finden ließ, was kann die anders sein, als eine Masonry, als eine Gesellschaft von Bauverständigen, mit welchen Wren die vorfallenden Schwierigkeiten überlegt? —

Ernst. Natürlich genug!

Falk. Die Fortsetzung eines solchen Baues einer solchen Kirche interessirte ganz London. Um Nachrichten davon aus der ersten Hand zu haben, bewarb sich jeder, der einige Kenntnisse von Baukunst zu haben vermeinte, um Zutritt zu der vermeinten Masonry — und bewarb sich vergebens. Endlich — du kennst Christoph Wren, nicht blos dem Namen nach, du weißt, welch ein erfindsamer, thätiger Kopf er war. Er hatte ehedem den Plan zu einer Societät der Wissenschaften entwerfen helfen, welche spekulativische Wahrheiten gemeinnütziger, und dem bürgerlichen Leben ersprießlicher machen sollte. Auf einmal fiel ihm das Gegenbild einer Gesellschaft bei, welche sich von der Praxis des bürgerlichen Lebens zur Spekulation erhöbe. „Dort," dachte er, „würde untersucht, was unter dem Wahren brauchbar, und hier, was unter dem Brauchbaren wahr wäre. Wie, wenn ich einige Grundsätze der Masoney exoterisch machte? Wie, wenn ich das, was sich nicht exoterisch machen läßt, unter die Hieroglyphen und Symbole desselben Handwerks versteckte, und was man jetzt unter dem Worte Masonry versteht, zu einer Free-Masonry erweiterte, an welcher Mehrere Theil nehmen könnten?" — So dachte Wren, und die Freimaurerei ward — Ernst! Wie ist dir?

Ernst. Wie einem Geblendeten.

Falk. Geht dir nun einiges Licht auf?

Ernst. Einiges? Zu viel auf einmal.

Falk. Begreifst du nun —

Ernst. Ich bitte dich, Freund, nichts mehr! — Aber hast du nicht bald Verrichtungen in der Stadt?

Falk. Wünschest du mich da?

Ernst. Wünsche? — nachdem du mir versprochen —

Falk. So hab ich der Verrichtungen daselbst genug — Noch einmal! ich werde mich über manches aus dem Gedächtnisse zu schwankend, zu unbefriedigend ausgedrückt haben — Unter meinen Büchern sollst du sehen und greifen — Die Sonne geht unter, du mußt in die Stadt. Lebe wohl! —

Ernst. Eine andere ging mir auf. Lebe wohl!

Nachricht.

Ein sechstes Gespräch, welches unter diesen Freunden vorfiel, ist nicht so nachzubilden. Aber das Wesentliche davon ist zu kritischen Anmerkungen über das fünfte Gespräch bestimmt, die man zur Zeit noch zurückhält.

Von der Verschiedenheit der Zeichen, deren sich die Künste bedienen *).

Von der Verschiedenheit der Zeichen, deren sich die schönen Künste bedienen, hangt auch die Möglichkeit und Leichtigkeit ab, mehrere derselben mit einander zu einer gemeinschaftlichen Wirkung zu verbinden.

Die Verschiedenheit zwar, nach welcher sich ein Theil der schönen Künste willkührlicher, und der andere natürlicher Zeichen be-

---

*) Zur Philosophie und Kunst von Lessing (Werke, 3. Band).

dient, kann bei dieser Verbindung nicht besonders in Betracht kommen. Da die willkührlichen Zeichen eben deswegen, weil sie willkührlich sind, alle möglichen Dinge in allen ihren möglichen Verbindungen ausdrücken können, so ist von dieser Seite ihre Verbindung mit den natürlichen Zeichen ohne Ausnahme möglich.

Allein, da diese willkührlichen Zeichen zugleich auf einander folgende sind, die natürlichen Zeichen aber nicht alle auf einander folgen, sondern eine Art derselben neben einander geordnet werden müssen: so folgt von selbst, daß die willkührlichen Zeichen sich mit diesen beiden Arten natürlicher Zeichen nicht gleich leicht und gleich intim werden vereinigen lassen.

I. Daß willkührliche, auf einander folgende Zeichen mit natürlichen auf einander folgenden Zeichen sich leichter und intimer werden vereinigen lassen, als mit natürlichen neben einander geordneten Zeichen, ist klar. Da aber auf beiden Theilen noch der Unterschied hinzukommen kann, daß es entweder Zeichen für einerlei oder für verschiedene Sinne sind, so kann diese intime Verbindung wiederum ihre Grade haben.

1) Die Vereinigung willkührlicher auf einander folgender hörbarer Zeichen, mit natürlichen auf einander folgenden hörbaren Zeichen, ist unstreitig unter allen möglichen die vollkommenste, besonders wenn noch dieses hinzukommt, daß beiderlei Zeichen nicht allein für einerlei Sinn sind, sondern auch von ebendemselben Organe zu gleicher Zeit gefaßt und hervorgebracht werden können.

Von dieser Art ist die Verbindung der Poesie und Musik, so daß die Natur selbst sie nicht sowohl zur Verbindung, als vielmehr zu einer und ebenderselben Kunst bestimmt zu haben scheint.

Es hat auch wirklich eine Zeit gegeben, wo sie beide zusammen nur Eine Kunst ausmachten. Ich will indeß nicht leugnen, daß die Trennung nicht natürlich erfolgt sei, noch weniger will ich die Ausübung der einen ohne die andere tadeln; aber ich darf doch bedauern, daß durch diese Trennung man an die Verbindung fast gar nicht mehr denkt, oder wenn man ja noch daran denkt, man die eine Kunst nur zu einer Hülfskunst der andern macht, und von einer gemeinschaftlichen Wirkung, welche beide zu gleichen Theilen hervorbringen, gar nichts mehr weiß. Hernach ist noch auch dieses zu erinnern, daß man nur eine Verbindung ausübt, in welcher die Dichtkunst die helfende Kunst ist, nämlich in der Oper, die Verbindung aber, wo die Musik die helfende Kunst wäre, noch unbearbeitet gelassen hat *). Oder sollte ich sagen, daß man in der Oper auf beide Verbindungen gedacht habe: nämlich, auf die Verbindung, wo die Poesie die helfende Kunst ist, in der Arie; und auf die Verbindung, wo die Musik die helfende Kunst ist, im Recitative? Es scheint so. Nur dürfte die Frage dabei sein, ob diese vermischte Verbindung, wo nur nach der Reihe die eine Kunst der andern subservirt, in einem und ebendemselben Ganzen natürlich sei, und ob die wollüstigere, welches unstreitig die ist, wo die Poesie der Musik subservirt, nicht der andern schadet, und unser Ohr zu sehr vergnügt, als daß es das wenigere Vergnügen bei der andern nicht zu matt und schläfrig finden sollte.

Dieses Subserviren unter den beiden Künsten besteht darin, daß die eine vor der andern zum Hauptwerke gemacht wird, nicht aber darin, daß sich die eine bloß nach der andern richtet, und wenn ihre verschiedenen Regeln in Collision kommen, daß die eine der andern so viel nachgiebt als möglich. Denn dieses ist auch in der alten Verbindung geschehen.

Aber woher diese verschiedenen Regeln, wenn es wahr ist, daß beider Zeichen einer so intimen Verbindung fähig sind? Daher, daß beider Zeichen zwar in der Folge der Zeit wirken, aber das Maaß der Zeit, welches den Zeichen der einen und den Zeichen der andern widerspricht, nicht einerlei ist. Die einzelnen Töne in der Musik sind keine Zeichen, sie bedeuten nichts und drücken nichts aus; sondern ihre Zeichen sind die Folgen der Töne, welche Leidenschaft erregen und bedeuten können. Die willkührlichen Zeichen der Worte hingegen bedeuten für sich selbst etwas, und ein einziger Laut, als willkührliches Zeichen, kann so viel ausdrücken, als die Musik nicht anders, als in einer langen Folge von Tönen empfindlich machen kann. Hieraus entspringt die Regel, daß die Poesie, welche mit Musik verbunden werden soll, nicht von der gedrungenen Art sein muß; daß es bei ihr keine Schönheit ist, den besten Gedanken in so wenig als möglich Worte zu bringen, sondern daß sie vielmehr jedem Gedanken, durch die längsten geschmeidigsten Worte, so viel Ausdehnung geben muß, als die Musik braucht, etwas Aehnliches hervorbringen zu können. Man hat den Componisten vorgeworfen, daß ihnen die schlechteste Poesie die beste wäre, und sie dadurch lächerlich zu machen geglaubt, aber sie ist ihnen nicht deßwegen die liebste, weil sie schlecht ist, sondern weil die schlechte nicht gedrängt und gepreßt ist. Es ist aber darum nicht jede Poesie, welche nicht gedrängt und gepreßt ist, schlecht; sie kann vielmehr sehr gut sein, ob sie gleich freilich, als bloße Poesie betrachtet, nachdrücklicher und schöner sein könnte. Allein sie soll auch nicht als bloße Poesie betrachtet werden.

Daß eine Sprache vor der andern zur Musik geschickt sei, ist wohl unstreitig; nur will kein Volk das Wenigere auf seine Sprache kommen lassen. Die Unschicklichkeit beruht aber nicht bloß in der rauhen und harten Aussprache, sondern auch, zufolge der gemachten Anmerkung, in der Kürze der Wörter, und zwar dieses nicht allein, weil die kurzen Wörter auch meistentheils hart sind und sich schwer unter einander verbinden lassen, sondern auch schon deßwegen, weil sie kurz sind, weil sie zu wenig Zeit brauchen, als daß ihnen die Musik mit ihren Zeichen gleichen Schrittes folgen könnte.

Völlig kann keine Sprache von der Beschaffenheit sein, daß ihre Zeichen eben so viel Zeit erforderten, als die Zeichen der Musik, und ich glaube, dieses ist der natürliche Anlaß gewesen, ganze Passagen auf eine Silbe zu legen.

2) Nach dieser vollkommensten Vereinigung der Poesie und Musik folgt die Vereinigung willkührlicher auf einander folgender hörbarer Zeichen mit willkührlichen auf einander folgenden sichtbaren Zeichen, das ist die Verbindung der Musik mit der Tanzkunst, der Poesie mit der Tanzkunst, und der vereinigten Musik und Poesie mit der Tanzkunst.

Unter diesen drei Verbindungen, von welchen allen wir bei den Alten Exempel finden, ist wiederum die Verbindung der Musik mit der Tanzkunst die vollkommnere; denn obschon hörbare mit sichtbaren Zeichen verbunden werden, so fällt doch dafür hinwiederum der Unterschied des Zeitraums, den diese Zeichen nöthig haben, weg, welcher in der Verbindung der Poesie mit der Tanzkunst, oder der vereinigten Poesie und Musik mit der Tanzkunst bleibt.

3) Wie es eine Verbindung willkührlicher auf einander folgender hörbarer Zeichen mit natürlichen auf einander folgenden hörbaren Zeichen giebt: sollte es nicht auch eine Verbindung willkührlicher auf einander folgender sichtbarer Zeichen mit natürlichen auf einander folgenden sichtbaren Zeichen geben? Ich glaube, dieses war die Pantomime der Alten, wenn wir sie außer ihrer Verbindung mit der Musik betrachten. Denn es ist gewiß, daß die Pantomime nicht aus bloß natürlichen Bewegungen und Stellungen bestand, sondern, daß sie auch willkührliche zu Hülfe nahm, deren Bedeutung von der Convention abhing *).

Dieses muß man annehmen, um die Vollkommenheit der alten Pantomime wahrscheinlich zu finden, zu welcher noch ihre Verbindung mit der Poesie vieles beitrug. Dieses aber war eine Verbindung von einer besondern Art, indem nicht Zeichen und Zeichen mit einander verbunden wurden, sondern bloß die Folge der einen nach der Folge der andern eingerichtet, bei der Ausführung diese letztere aber unterdrückt ward.

II. Dieses waren die vollkommenen Verbindungen; die unvollkommenen sind diejenigen, da willkührliche auf einander folgende Zeichen mit natürlichen neben einander geordneten Zeichen verbunden werden, deren vornehmste die Verbindung der Malerei mit der Poesie sein würde. Wegen des Unterschiedes, daß die Zeichen der einen im Raume, und die Zeichen der andern in der Zeit auf einander folgen, kann keine vollkommene Verbindung entstehen, woraus eine gemeinschaftliche Wirkung entspränge, sondern nur eine Verbindung, bei welcher die eine der andern untergeordnet ist.

Erstlich also die Verbindung, wo die Malerei der Dichtkunst untergeordnet ist. Hierher gehört der Gebrauch der Bänkelsänger, den Inhalt ihrer Lieder malen zu lassen und darauf zu weisen.

Die Verbindung, welche Caylus angiebt, ist mehr von der Art, wo die alte Pantomime mit der Poesie verbunden war. Diese ist, die Folge der Zeichen der einen durch die Folge der Zeichen der andern zu bestimmen.

Daß die Malerei sich natürlicher Zeichen bedient, muß ihr allerdings einen großen Vorzug vor der Poesie gewähren, welche sich nur willkührlicher Zeichen bedienen kann.

Indessen sind beide hierin auch nicht so weit aus einander, als es dem ersten Ansehn nach scheinen sollte, und die Poesie hat nicht nur wirklich auch natürliche Zeichen, sondern auch Mittel, ihre willkührlichen zu der Würde und Kraft der natürlichen zu erhöhen.

Anfangs ist es gewiß, daß die ersten Sprachen aus der Onomatopöie entstanden sind, und daß die ersten erfundenen Wörter gewisse Aehnlichkeiten mit den auszudrückenden Sachen gehabt haben. Dergleichen Wörter finden sich auch jetzt noch in allen Spra-

*) Vielleicht ließe sich hieraus ein wesentliches Unterscheidungszeichen zwischen der französischen und italienischen Oper festsetzen.

In der französischen Oper ist die Poesie weniger die Hülfskunst; und es ist natürlich, daß die Musik derselben sonach nicht so brillant werden konnte.

In der italienischen ist alles der Musik untergeordnet; dieses sieht man selbst aus der Einrichtung der Opern des Metastasio; aus der unnöthigen Häufung der Personen, z. B. in der Zenobia, welche noch weit verwickelter ist, als Crebillon's; aus der üblen Gewohnheit, jede Scene, auch die allerpassionirteste, mit einer Arie zu schließen. (Der Sänger will beim Abgehen für seine Cadence beklatscht sein.)

Man müßte in dieser Absicht die besten französischen Opern, als Atys und Armide, gegen die besten des Metastasio untersuchen.

*) Die einfache Kunst, welche sich willkührlicher auf einander folgender sichtbarer Zeichen bedient, wird die Sprache der Stummen sein.

chen mehr oder weniger, je nachdem die Sprache selbst mehr oder weniger von ihrem ersten Ursprunge entfernt ist. Aus dem klugen Gebrauche dieser Wörter entsteht das, was man den musikalischen Ausdruck in der Poesie nennt, von welchem öfters und vielfältig Exempel angeführt werden.

So weit indeß die verschiedenen Sprachen größtentheils in ihren einzelnen Wörtern von einander abgehen, so viel Aehnliches haben sie noch in denjenigen Fällen, in welchen, allem Ansehn nach, die ersten Menschen die ersten Töne von sich hören ließen. Ich meine, bei dem Ausdrucke der Leidenschaften. Die kleinen Wöter, mit welchen wir unsere Verwunderung, unsere Freude, unsern Schmerz ausdrücken, mit einem Worte die Interjektionen, sind in allen Sprachen ziemlich einerlei, und verdienen daher, als natürliche Zeichen betrachtet zu werden. Ein großer Reichthum an dergleichen Partikeln ist daher allerdings eine Vollkommenheit einer Sprache, und ob ich schon weiß, welchen Mißbrauch elende Köpfe davon machen können, so bin ich doch auch gar nicht mit der frostigen Anständigkeit zufrieden, welche sie beinahe gänzlich verbannen will. Man sehe, mit welcher Mannigfaltigkeit und Menge von Interjektionen Philoktet bei dem Sophokles seinen Schmerz ausdrückt. Ein Uebersetzer in neuere Sprachen muß sehr verlegen sein, was er dafür substituiren soll.

Die Poesie bedient sich ferner nicht bloß einzelner Wörter, sondern dieser Wörter in einer gewissen Folge. Wenn also auch schon nicht die Wörter natürliche Zeichen sind, so kann doch ihre Folge die Kraft eines natürlichen Zeichens haben. Wenn nämlich alle die Wörter vollkommen so auf einander folgen, als die Dinge selbst, welche sie ausdrücken. Dieses ist ein anderer poetischer Kunstgriff, der noch nie gehörig berührt worden und eine eigene Erläuterung durch Exempel verdient.

Das Bisherige erweist, daß es der Poesie nicht ganz und gar an natürlichen Zeichen mangelt. Sie hat aber auch ein Mittel, ihre willkührlichen Zeichen zu dem Werthe der natürlichen zu erheben, nämlich die Metapher. Da nämlich die Kraft der natürlichen Zeichen in ihrer Aehnlichkeit mit den Dingen besteht, so führt sie, anstatt dieser Aehnlichkeit, welche sie nicht hat, eine andere Aehnlichkeit ein, welche das bezeichnete Ding mit einem andern hat, dessen Begriff leichter und lebhafter erneuert werden kann.

Zu diesem Gebrauche der Metaphern gehören auch die Gleichnisse. Denn das Gleichniß ist im Grunde nichts, als eine ausgemalte Metapher, oder die Metapher nichts, als ein zusammengezogenes Gleichniß.

Die Unmöglichkeit, in der sich die Malerei befindet, sich dieses Mittels zu bedienen, giebt der Poesie einen großen Vorzug, indem sie sonach eine Art von Zeichen hat, welche die Kraft der natürlichen haben, nur daß sie diese Zeichen selbst hinwiederum durch willkührliche ausdrücken muß.

Nicht jeder Gebrauch der willkührlichen auf einander folgenden hörbaren Zeichen ist Poesie. Warum soll jeder Gebrauch natürlicher neben einander stehender sichtbarer Zeichen Malerei sein, in so fern Malerei für die Schwester der Poesie angenommen wird?

So gut es von jenen einen Gebrauch giebt, der nicht eigentlich auf die Täuschung geht, durch den man mehr zu belehren, als zu vergnügen, mehr sich verständlich zu machen, als mit sich fortzureißen sucht, das ist, so gut die Sprache ihre Poesie hat: so gut muß auch die Malerei dergleichen haben.

Es giebt also poetische und prosaische Maler.

Prosaische Maler sind diejenigen, welche die Dinge, die sie nachahmen wollen, nicht dem Wesen ihrer Zeichen anmessen.

1) Ihre Zeichen sind neben einander stehend; welche folglich Dinge, die auf einander folgen, damit vorstellen.
2) Ihre Zeichen sind natürlich; welche folglich sie mit willkührlichen vermischen, die Allegoristen.
3) Ihre Zeichen sind sichtbar; welche folglich nicht durch das Sichtbare das Sichtbare, sondern das Hörbare, oder Gegenstände anderer Sinne vorstellen wollen. Erläuterung: the enraged Musician von Hogarth.

Die Malerei sagt man, bedient sich natürlicher Zeichen. Dieses ist, überhaupt zu reden, wahr. Nur muß man sich nicht vorstellen, daß sie sich gar keiner willkührlichen Zeichen bediene; wovon an einem andern Orte.

Und hiernächst lasse man sich belehren, daß selbst ihre natürlichen Zeichen, unter gewissen Umständen, es völlig zu sein aufhören können.

Ich meine nämlich so: Unter diesen natürlichen Zeichen sind die vornehmsten, Linien, und aus diesen zusammengesetzte Figuren. Nun ist es aber nicht genug, daß diese Linien unter sich eben das Verhältniß haben, welches sie in der Natur haben; eine jede derselben muß auch die nämliche und nicht bloß verjüngte Dimension haben, die sie in der Natur hat, oder in demjenigen Gesichtspunkte haben würde, aus welchem das Gemälde betrachtet werden soll.

Derjenige Maler also, welcher sich vollkommner natürlicher Zeichen bedienen will, muß in Lebensgröße oder wenigstens nicht merklich unter Lebensgröße malen. Derjenige, welcher zu weit unter diesem Maaße bleibt, der Verfertiger kleiner Cabinetstücke, der Miniaturmaler, kann zwar im Grunde ebenderselbe große Künstler sein; nur muß er nicht verlangen, daß seine Werke eben die Wahrheit haben, eben die Wirkung thun sollen, welche jene Werke haben und thun.

Eine menschliche Figur von einer Spanne, von einem Zolle, ist zwar das Bild eines Menschen; aber es ist doch schon gewissermaßen ein symbolisches Bild; ich bin mir der Zeichen dabei bewußter, als der bezeichneten Sache; ich muß die verjüngte Figur in meiner Einbildungskraft erst wieder zu ihrer wahren Größe erheben, und diese Verrichtung meiner Seele, sie mag noch so geschwind, noch so leicht sein, verhindert doch immer, daß die Intuition des Bezeichneten nicht zugleich mit der Intuition des Zeichens erfolgen kann.

Man dürfte vielleicht einwenden: die Dimensionen der sichtbaren Dinge, sofern sie gesehen werden, sind wandelbar; sie hängen von der Entfernung ab, und es giebt Entfernungen, in welchen eine menschliche Figur nur eine Spanne, einen Zoll groß zu sein scheint; welchem nach man auch nur anzunehmen braucht, daß diese verjüngte Figur aus dieser Entfernung genommen sei, um die Zeichen für vollkommen natürlich gelten zu lassen.

Allein ich antworte: in der Entfernung, in welcher eine menschliche Figur nur von der Größe einer Spanne, oder eines Zolles zu sein scheint, erscheint sie auch undeutlicher; das ist aber bei den verjüngten Figuren in dem Vorgrunde kleiner Gemälde nicht, und die Deutlichkeit ihrer Theile widerspricht der annehmlichen Entfernung, und erinnert uns zu lebhaft, daß die Figuren verjüngt und nicht entfernt sind.

Es ist hiernächst bekannt, wie viel die Größe der Dimensionen zu dem Erhabenen beiträgt, und dieses Erhabene verliert sich durch die Verjüngung in der Malerei gänzlich. Ihre größten Thürme, ihre schärfsten rauhesten Abstürze, ihre noch so überhangenden Felsen, werden auch nicht einen Schatten von dem Schrecken und dem Schwindel erregen, den sie in der Natur erregen, und den sie auch in der Poesie in einem ziemlichen Grade erregen können.

Welch ein Gemälde beim Shakespeare, wo Edgar den Gloster auf die äußerste Spitze des Hügels führt, von welcher er sich herabstürzen will *)!

Come on, sir! here's the place; — stand still! — How fearful
And dizzy 'tis, to cast one's eyes so low!
The Crows and Choughs, that wing the midway air,
Show scarce so gross as Beetles: half way down,
Hangs one that gathers samphire; dreadful trade!
Methinks, he seems no bigger, than his head:
The fishermen, that walk upon the beach,
Appear like mice; and yon' tall anchoring bark,
Diminish'd to her cock, her cock a buoy
Almost too small for sight. The murmuring surge,
That on the unnumber'd idle Pebbles chafes,
Cannot be heard so high; — I'll look no more;
Lest my brain turn, and the deficient sight
Topple down headlong.

Mit dieser Stelle des Shakespeare ist zu vergleichen die Stelle beim Milton B. VII, v. 210, wo der Sohn Gottes in das grundlose Chaos herabsieht. Diese Tiefe ist bei weitem die größere; gleichwohl thut die Beschreibung derselben keine Wirkung, weil sie uns durch nichts anschauend gemacht wird; welches bei dem Shakespeare so vortrefflich durch die allmälige Verkleinerung der Gegenstände geschieht.

*) King Lear. Act IV, Sc. 6.

Karl Gotthelf Lessing,

der Bruder von Ephraim L., ward am 10. Julius 1740 zu Kamenz geboren, erhielt dieselbe fromme und gelehrte Erziehung und studirte, nachdem er auf der Stadtschule zu Kamenz und auf der Fürstenschule zu Meißen vorbereitet worden war, ebenfalls zu Leipzig die Rechte, ohne jedoch sein Brotstudium oder irgend ein Berufscollegium

fest in's Auge zu fassen. Dagegen zeichnete er sich bald durch noch freisinnigere Ansichten als sein Bruder aus, erhielt deshalb das Prädicat des Atheisten und das Consilium abeundi und diente nun einige Zeit einem als Advocat ausgezeichneten Vetter als Schreiber, bis ihn sein Bruder 1765 zu sich nach Berlin nahm. Um unabhängig zu leben ging er zwar 1767 nach Hamburg, kehrte aber 1770 nach Berlin zurück, wo er durch Moses Mendelssohn's Vermittelung eine Assistentenstelle mit Gehalt am General-Münzdirectorium erhielt. Obwohl er die dazu nöthigen Kenntnisse nicht besaß, so erwarb er sich dieselben doch unter der Leitung des großen jüdischen Rechenkünstlers Abraham Cassel und des berühmten Mathematikers Euler in so hohem Grade, daß er 1779 als Münzdirector nach Breslau kam, wo er am 17. Februar 1812 starb.

Von ihm erschien:

Philosophische Untersuchungen über die Amerikaner. Berlin 1769, 2 Thle., 8.

Briefe der Miß Faneli. Aus dem Französischen des Herrn Imbert. Berlin 1777, 2 Thle., 8.

Schauspiele. Berlin 1778 und 80, 2 Thle., 8.

Einzeln:

Der Lotteriespieler. Lustspiel. Berlin 1769, 8.

Die Kindermörderin. Von Wagner umgearbeitet. Leipzig 1776, 8.; Berlin 1777, 8.

Der Mann von Gefühl. Aus dem Englischen. Danzig 1777, 8.

Die reiche Frau. Lustspiel. Frankfurt und Leipzig 1777, 8.

Seine Lustspiele fanden zu ihrer Zeit um der guten Diction und der richtigen Charakterzeichnung willen, welche in denselben vorherrschten, freundliche Aufnahme, erhielten sich aber nicht lange auf der Bühne.

Karoline Lessing,

die Tochter des preußischen Stallmeisters Meitzen zu Breslau, ward am 18. Juni 1780 daselbst geboren, erhielt eine ihrem Geschlechte angemessene Erziehung und verheirathete sich 1799 mit einem Neffen des Vorigen, dem Hofrath und Justizkommissär L. daselbst, mit welchem sie in sehr glücklicher Ehe lebte. Sie starb zu Altona am 2. October 1834.

Die literärische Welt kennt sie durch:

Isabelle de Lüdues, oder die Halbgeschwister. Lübeck 1826.

Gegenstücke. Berlin 1828.

Die Mexikanerin. Heldengedicht in 6 Gesängen. Zerbst 1829.

Sigbrit. Historische Novelle. Hamburg 1830.

Ihre Novellen sind gut erfunden und mit Wahrheit und Wärme geschrieben; unbedeutender ist dagegen ihr episches Gedicht.

Daniel Leßmann

ward am 18. Januar 1794 zu Soldin in der Neumark geboren, studirte auf dem joachimsthalischen Gymnasium und auf der Universität zu Berlin schöne Wissenschaften und unternahm dann eine Reise nach Italien. Nach 6jährigem Aufenthalte zu Rom und Verona kehrte er 1824 nach Berlin zurück und lebte daselbst als Privatgelehrter seiner literarischen Beschäftigung, bis er im September 1831 auf einer Reise in der Nähe von Wittenberg, wahrscheinlich durch freiwilligen Tod, sein Leben endete.

Er schrieb:

Amathusia. Berlin 1824, 8.

Luise von Halling. Berlin 1827, 2 Thle., 8.

Cisalpinische Blätter. Ebendas. 1828, 2 Thle., 8.

Novellen. Ebendas. 1828—30, 4 Thle., 8.

Mastino II. della Scala. Ebendas. 1829.

Biographische Gemälde. Ebendas. 1829—30, 2 Thle.

Gedichte. Ebendas. 1830, 8.

Das Spottgedicht. Ein Nachtstück rc. Ebendas. 1830, 8., (mit Blumenhagen).

Meister Mareola und die Nothlüge. Ebendas. 1830, 8. (mit W. Fischer).

Die Schlittenfahrt. Erzählung. Ebendas. 1831, gr. 12.

Das Wanderbuch eines Schwermüthigen. Ebendas. 1831—1832, 2 Thle., 8. Der 1r Thl. auch unter dem Titel: Südfrankreich; 2r Thl.: Spanien und England.

Die Heidenmühle. Ein Roman. Berlin 1833, 8. (aus seinen hinterlassenen Papieren herausgegeben).

Leßmann verkannte eigentlich sein Talent für historische Darstellung und beschäftigte sich vorzugsweise mit der Behandlung selbsterfundener Stoffe, bei denen sein feiner Verstand durch mühsame Combinationen die Stelle der frischschaffenden Phantasie vertreten mußte. Ein finsterer Zug geistiger Gedrücktheit geht durch alle seine Schriften und läßt ein trübes Geheimniß ahnen, daß an seiner Seele zu innerem Streite nagte. — Wissenschaftlichkeit, Fleiß und ein ausgebildeter, aber keineswegs gefälliger und wohlthuender Styl sind an seinen Leistungen besonders hervorzuheben.

Georg Christoph Lichtenberg,

war das 18. und jüngste Kind aus derselben Ehe des nachmaligen General-Superintendenten L. zu Darmstadt, ward am 1. Julius 1742 zu Oberramstädt bei Darmstadt geboren und erhielt von seinen frommen und gebildeten Eltern eine ebenso gute sittliche, wie von Hauslehrern unter Beihilfe und Aufsicht seines gelehrten Vaters eine vortreffliche wissenschaftliche Erziehung. Als er nach dem Tode seines Vaters unter Wenk das darmstädter Gymnasium besuchte, zeigten sich bereits die Folgen einer frühen Vernachlässigung seines Körpers durch seine Wärterin, ohne daß sie jedoch Einfluß auf die Munterkeit seines Geistes geäußert hätten. Vielmehr zeichnete er sich bald in den Wissenschaften, besonders in der Mathematik und Astronomie, welche er vorzugsweise liebte, vor allen seinen Commilitonen aus und erwarb sich die Gunst und Unterstützung des Landgrafen Ludwig's VIII. 1763 bezog er die Universität Göttingen, studirte dort mit immer gleichem Fleiße unter Kästner, Meister, Hollmann, Heyne und Gatterer Mathematik, Astronomie, Philosophie, Naturgeschichte, Philologie und Geschichte, und trat 1770 auf Münchhausen's Antrag und mit Genehmigung seines Landesherrn daselbst als Professor extraordinarius auf, nachdem er kurz zuvor 2 junge Engländer nach London zurückgeführt und während seines dortigen Aufenthaltes

sich die Hochachtung der königlichen Familie und vieler angesehenen Gelehrten erworben hatte. 1774 unternahm er zur eignen Vervollkommnung in der englischen Sprache eine neue Reise nach England und erhielt 1775 eine ordentliche Professur der Philosophie, neben welcher er seit 1777 zugleich die Stelle seines verstorbenen Freundes, des Professors der Chemie, Erxleben, versah. Auch anderwärts blieb sein Verdienst nicht ohne Anerkennung. Er wurde 1782 Mitglied der Naturforschergesellschaft zu Halle und Danzig, 1795 Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Petersburg und bekam, nachdem er einen Ruf nach Leiden ausgeschlagen hatte, 1788 den Rang eines k. großbritannischen Hofrathes. Noch einmal sah der reiselustige L. England, fiel aber nach seiner Rückkehr 1789 in eine Krankheit, die in Verbindung mit seiner unausgesetzten rastlosen Thätigkeit sein Leben endete. Er starb am 24. Februar 1799 in Göttingen.

Die Welt verlor in ihm einen gründlichen Mathematiker und Physiker, einen ausgezeichneten originellen Denker und einen achtungswerthen Menschen.

Theilweise unter dem Pseudonym Photorin haben wir von ihm:

Vermischte Schriften. Aus seinen hinterlassenen Papieren herausgegeben von Ludw. Christian L. und Fr. Kries. Göttingen 1800 — 1805, 9 Bde., 8., mit L's Portrait vor dem 1. Bde.

Einzeln:

Timorus. Berlin (Göttingen) 1773, kl. 8.

Epistel an Tobias Göbhard und Friedr. Eckard. Göttingen 1776, 8.

Ueber Physiognomik wider Physiognomen. 2. verm. Aufl. Göttingen 1778, kl. 8.

Ailurokriomachie, oder das Gefecht des Widders an der Elbe mit der Katze an der Leine. Leinathen 1782, 8.

Ausführliche Erklärung der Hogarth'schen Kupferstiche, mit verkleinerten aber vollständigen Copien derselben von E. Riepenhausen. Göttingen 1794 — 1807, 10 Lieferungen, 8. (die letzten 5 mit Zusätzen englischer Erklärer).

Sammlung Hogarth'scher Kupferstiche. Göttingen 1794 — 1817, 10 Lief., Fol. (die letzten 5 von einem Freunde L's). Französisch von Lamy. Göttingen 1797, 8.

Karikaturalmanach. auf 1801. Aus L's Nachlasse. Mainz und Hamburg 1800, 12. Auch unter dem Titel: Karikaturblätter, ein Nachtrag zu L's Nachlasse 1r Bd.

Auserlesene Schriften. Baireuth 1800, 8., mit 24 Kupf., nach Chodowiecki.

In dem Gebiet der witzigen Prosa und der didaktischen Satyre ist L. noch immer als Vorbild zu betrachten, obwohl sein Styl hin und wieder nicht ganz correct erscheint. Die Art und Weise, wie er die menschlichen Schwächen und Fehler betrachtete und durch treffende Darstellung aufzudecken und zu verspotten wußte, ist eine der feinsten und geistreichsten, da wirkliche Liebe und genaue Kenntniß der Menschen überall hindurchleuchten. Er verstand es, selbst den unangenehmsten Erscheinungen die heitere Seite abzugewinnen und sie lächerlich zu machen, ohne jedoch den moralischen Widerwillen davor zu verbergen. Englische Vorbilder sind in seinen satyrischen und ironischen Schriften nicht zu verkennen, aber er verband mit der Nachahmung derselben, deutsche Gründlichkeit und Originalität. Seine vorzüglichste Leistung auf diesem Gebiet ist die Erklärung der Hogarth'schen Kupferstiche, obwohl er sich hier oft von seiner Laune hinreißen läßt und mehr auslegt, als eigentlich, trotz Hogarth's Reichthum, darin ist. —

Simple, jedoch authentische Relation von den curieusen schwimmenden Batteeien, wie solche Anno 1782 am 13. und 14. September unvermuthet zu schwimmen aufgehört, nebst dem, was sich auf dem Felsen Calpe, gemeiniglich der Fels von Gibraltar genannt, und um denselben, sowohl in der Luft als auf dem Wasser, zugetragen *).

Durch Emanuelem Candidum,
Candidat en Poësie allemande à Gibraltar.

Vorbericht,

den man vorher lesen muß.

Der Verfasser erzählt nicht die ganze Geschichte der Belagerung, sondern wirft sich, wie man sagt, gleich an das Ende der Begebenheiten, indem er voraussetzt, daß das Meiste seinen Lesern eben so gut bekannt ist als ihm. Calpe heißt bei ihm immer der Fels, an dessen Fuß Gibraltar liegt, oder Gibraltar selbst, welches diejenigen wohl merken müssen, denen unbekannt ist, daß dieser Fels wirklich ehemals Calpe geheißen. Dieser und ein ähnlicher Fels in Afrika, ihm gerade gegenüber, hießen die Säulen des Herkules, und auch diese Benennung kommt im Gedicht vor. Den Namen Elliot hat er zuweilen drei-, zuweilen zweisylbig gebraucht. Diese Freiheit wird den Leser nicht hindern, den Vers fließend wegzulesen. Ersteres gebietet zwar die Natur der Sache, da das Wort dreisylbig ist, letzteres hingegen entschuldigt wieder die geschwinde Aussprache, da man nur zwei Sylben hört. Genaue historische Richtigkeit, zumal im Detail, wird man von einem solchen Gedicht nicht verlangen, da man sie heut zu Tage kaum einmal von einem Geschichtschreiber verlangt.

Candidus.

1.

Don Alvarez **) lag jämmerlich,
Blos der Belag'rung wegen,
So lang vor Calpe, daß er sich
Fast hinten durchgelegen:
Das macht, der Felsen ist fürwahr
Ein rechter Demant in dem Haar
Der Jungfer von Europa.

2.

Er grub und zeichnete und schoß,
Und macht' viel Zubereitung.
Doch gab's am Ende nichts als bloß
Artikel in die Zeitung.
Denn er verstand's Belagern schlecht
Und Elliot 's Cap'tuliren nicht recht:
So ward nichts aus der Sache.

3.

Nun kam Crillon, der Wundermann,
Durch's enge Meer gekrochen.
Da ward entsetzlich viel gethan,
Doch noch viel mehr gesprochen.
Belagert hatte man nun zwar
In circa schon drei ganzer Jahr,
Doch noch nicht angefangen ***).

4.

Nun fing man an mit vollem Lauf;
Zehn tausend Zentner Pulver
Und Eisen gingen täglich drauf,
Ganz Spanien roch nach Sulpher;
Die Erde bebte vor Crillon,
Man sagt', er hab' von Lissabon
Die Stöße kommen lassen.

5.

Die Pendeluhr'n zu Malaga †)
Die wollten nicht mehr gehen.
Und in ganz Andalusia ††)

---

*) Aus Lichtenberg's vermischten Schriften.

**) Don Martin Alvarez von Sotomayer führte die Belagerung von Gibraltar drei Jahre, nämlich vom Sommer 1779 bis in den Sommer 1782, da er von dem Herzog von Crillon abgelöset wurde.

***) In allen Zeitungen stand, sobald der Herzog von Crillon im Lager ankommen würde, sollte die Belagerung angehen.

†) Am mittelländischen Meere, nicht weit von Gibraltar.

††) Namen der Provinz, in welcher Gibraltar liegt.

Wollt' keine Mausfall' stehen.
Die Schornstein' selbst sah'n rund herum
Sich schon nach Menschenköpfen um,
Um sich darauf zu stürzen.

6.

„Elliot du und dein Felsendamm
„Sollt morgen unterliegen,
„Der jüngst, sprach er, Minorka nahm,
„Wird hier auch können siegen,
„Drauf hol' ich mir Jamaica
„Dann's Königreich Hibernia,
„Und dann — dann geht's — nach London.

7.

Doch ward durch Pulver, und durch Stoß
Kein Quartblatt Land erhalten;
Tagtäglich ändert der Franzoß,
Der Britte ließ's bei'm Alten,
Da fuhr er fort: „So geht es nicht,
„Wir müssen ihm im Angesicht
„Uns auch ein Calpe bauen *).

8.

„Und prahlt: hört Britten, troß Natur,
„Und eures Rodney's Siege,
„Zerschmett'r ich euch so bald ich nur
Mein Calpe fertig kriege."
Da schaufelte — da scharrete —
Da hackete — da karrete —
Ein Cälpchen man zusammen.

9.

Allein kaum sah der große Calp',
Das Cälpchen sich erheben,
Bumm! Bauz! da lag das Cälpchen halb
Sein Restchen stand darneben.
Wie roch's da nach Lavendel Duft!
Wie sums'ten da in hoher Luft
Französch' und span'sche Flüche!

10.

Drauf kam, im Projectiren stark,
Ein Mann d'Arcon mit Namen:
Stracks ab von Jungfer Jeanne d'Arc **)
Soll die Familie stammen.
Nur flickt die Demuth an ein on;
Die Mode setzte çon statt con.
So wurde aus d'Arc, d'Arçon.

11.

Der steckte seine Habichtsnas'
Nun in den Handel tiefer;
Er sah, man schoß' ohn' Unterlaß
Und täglich schoß man schiefer;
Da dacht' er, weil's nun so nicht geht,
Wie wär's, wenn man grad umgedreht
Zur See Laufgräben machte?

12.

Auch dreht in seinem Kopf sich um,
Was Batteur ihn gelehret
Er hatte den Virgilium
Französch bei ihm gehöret;
Da dacht' er an's trojan'sche Pferd,
Es wäre wohl der Mühe werth,
Hier so was zu versuchen.

13.

Ein Kriegsrath war so gleich bereit,
Und alle sagten: O, ja!
Die Sache hat viel Aehnlichkeit
Mit der vor'm lieben Troja.
Wir sitzen hier ins vierte Jahr,
Und Gott weiß, ob nicht zwölfe gar
Am Ende auch draus werden.

14.

D'Arçon, der nur zu wohl gehört,
Wie's dort die Griechen trieben,
Und daß sie sich ein hohles Pferd
Von Nürnberg her verschrieben,
Bemalt mit Tulpen roth und weiß,
Nur, statt des Pfeifchens in dem Steiß,
Mit einem Bombenmörser.

15.

Der dacht', mit Pferden möcht's nicht gehn
Zumal auf britt'scher Erde;
Denn Britten, wußt' er, die verstehn
Den Maro und die Pferde.
Jedoch wenn man dem Elliot
'nen Wallfisch oder Cachelot
Könnt' in den Hafen spielen?

16.

Allein der Wallfisch hat 'nen Schwanz
Verdrießlich zu bewegen,
Der Opermensch und Göttertanz
Sind Kinderspiel dagegen.
Für dieß und jen's und das und dieß
Müßt' man die Oper von Paris
Zum wenigsten verschreiben.

17.

Das geht nicht, nein, der Wallfischschwanz
Käm Karl'n wohl viel zu theuer:
Drum such' ich Sieg und Lorbeerkranz
Nicht in dem Ungeheuer.
Wißt ihr, wie ich es mach'? ich kapp'
Dem Wallfisch Schwanz und Vorkopf ab,
So hab' ich eine Arche.

18.

Kommt! Crillon's Arbeit führt zum Grab.
Die meinige zum Leben;
Zu! Was dem Noah Rettung gab,
Soll uns Erob'rung geben.
Dann steigen wir, nach großer That,
Auf jenes Calpe-Ararat,
Vom Sieg gekrönt, hernieder.

19.

Nun flog's, nun rennt's, nun lief's, nun ging's
Der sagt's, der jauchzt's, der prahlet's.
Von Archen tönt es rechts und links,
Der deutet's ab, der malet's.
Da sägt's und zimmert's Tag und Nacht,
Der Blasbalg keucht, der Ambos kracht
Für d'Arçon und die Archen.

20.

Battrien und schwimmend oben drein,
War'ns nach der Herrn Gedanken.
Ja! schwimmend so wie Mühlenstein:
Sie kamen, sahn und sanken.
Doch dieß ist schon zu früh geklagt,
Ich will dafür, wie Lessing sagt,
Fortfahr'n um fortzufahren.

21.

Zehn Archen kamen nun sonach,
Gleich Noah's angeschwommen,
Man hatte aus Herrn Silberschlag
Die Maaße g'nau genommen:
Doch guckten keine Affen raus,
Kein Pfauenschwanz, kein Vogel Strauß,
Kein Elephantenrüssel.

22.

Nein! Nein! mit diesen war's kein Spaß,
So wie wohl mit den andern.
An jeder Vorderseite saß
Ein Schießloch an dem andern:
In jedem Schießloch noch ein Loch,
Das war fürwahr! fast größer noch,
Als erstgedachtes Schießloch.

23.

Die ersten Löcher war'n von Holz,
Von Messing war'n die zweiten;
So groß, ein Zwerg, der Teufel hol's,
Konnt' euch in eines reiten.
Ja, eine Dame konnt' sonach
Hinein an einem Gala-Tag
Den Kopf bequemlich stecken.

*) Hier wird auf ein sehr hohes Werk angespielt, das den Zeitungen nach Crillon errichten ließ, um die Stadt bequemer beschießen zu können.
**) Sonst Pucelle d'Orleans genannt.

24.

Mit Ofenplatten war das Dach,
  Mit Kuchenblech die Wände
Gedeckt, damit ein Bombenschlag
  Das Eisen nicht verbrennte.
Umher ging eine Doppelwand
Voll Erd', die man vom festen Land
  Expreß dazu verschrieben.

25.

Nun pflanzten sie bei'nander sich
  In einem schönen Bogen,
Den man mit einem Kreidenstrich
  Erst auf der See gezogen.
Auch hatte jede Archenschanz
Die eigentliche Zünd-Distanz
  Für Elliot genommen.

26.

Da zeigt sich (in Parenthesi)
  Ein Echo voller Wunder
An dieser Archen-Batterie;
  (Gebt Acht, sie gehet unter!)
Wenn man hinein schrie! Elliot, Howe!
So schrie die Nymph' heraus: Au! Au!
  Recht ominös und deutlich.

27.

„Seht, Kinder, welch ein Schauspiel hier!"
  Sprach Elliot zu den Seinen,
„Der halbe Mond zu Bath*) könnt' schier
  So glänzend uns nicht scheinen.
Auch sind's Badhäuser, seht nur hin,
„Kommt laßt uns aus den Fremden drin
  „Noch heut Badgäste machen."

28.

„An Löchern zwar ist nichts gespart,
  „Gezimmert und gegoss'nen,
„Doch fehlt's noch an der schönsten Art,
  „Und das sind die geschoss'nen;
„Und damit, Kinder, wollen wir
„Im Ueberfluß den Herren hier
  „Mit Gottes Hülfe dienen."

29.

Gleich blitzt's und kracht's auf Elliot's Ruf,
  Wie, wenn Zeus kanoniret,
Als wäre Aetna und Vesuv
  Auf Calpe transportiret.
Da flogen Kugeln heiß und kalt;
Da schossen Helden jung und alt
  Aus Mörsern und Kanonen.

30.

Verwüstung strömt, und Flammen sprühn,
  Aus Elliot's Gewittern!
Das Meer tobt auf, die Wolken glühn,
  Und Herkul's Säulen zittern.
Doch ruhig, wie ein Kriegesgott,
Standst du da, großer Elliot,
  Bei deinem Häufchen Helden.

31.

Gott! welch ein Anblick, welch ein Graus!
  Seht, Fels und Weltmeer kreisen,
Doch hier gebar das Meer die Maus,
  Der Berg den großen Weisen.
Der Held faßt kühn die Lorbeern schon
Wenn Prahler Crillon und d'Arçon
  Umarmen Crucifixe;

32.

In britt'schen Diensten stand ein Mann,
  Zu Manchem zu gebrauchen,
Auch herzlich gut, nur tadelt man
  An ihm das viele Rauchen,
Der war vertraut mit Elliot:
Der Deutsche nennt ihn Feuer-Gott,
  Der Römer den Vulcanum.

33.

Den schickt' man nach den Batterien,
  Um dort in Ruh zu Rauchen.
Auch fing er mit Frau Pastorin*)
  Sein Pfeifchen an zu schmauchen.
Drauf streckt der Schelm die Zung heraus,
  Und leckt an jedem Wasser-Haus
Vom Taubenschlag zum Keller.

34.

Nun war's gethan! Gott! Feuer! Feu'r!
  Ach! Hülfe! Feuer! Wasser!
Was Muth hat, her! zum britt'schen Feu'r
  Das Bourbon'sche, das lass' er.
Hier brennt's! — Nein dort! — Nein dort und hier!
D'Arçon! Sieh! Feuer! — Unter dir!
  Ach, daß sich Gott erbarme!

35.

Nun stieg die Angst, nun sank der Trotz,
  Nun hat der Held gesieget;
Da lief's gleich Würmern auf dem Klotz,
  Der in den Flammen lieget.
Beschämt, verwirrt, beweint, verlacht,
Rennt selbst im Licht-Quell, als wär's Nacht,
  Der Eine an den Andern.

36.

Statt's Feu'r zu werfen über Bord
  Und's Pulver zu behalten:
So schmissen sie das Pulver fort
  Und ließen's Feuer schalten;
Die See, die ward so schwarz davon,
Man hätt' die Cap'tulation
  Draus können unterschreiben.

37.

Die Archen, die sonst unverletzt
  Und ruhig konnten liegen,
Die schönen Archen lernten jetzt
  Das Sinken und das Fliegen.
Und eine nach der andern trat
Die Reis' nach ihrem Ararat
  Flugs an durch Luft und Wasser.

38.

Puff! Puff! und einem ganzen Heer
  Von Spaniern und Franzosen,
Lief stromweis das atlant'sche Meer
  In Stiefel, Tasch' und Hosen;
Und jeder fast verlor etwas,
Der Eine dieß, der Andre das,
  Und alles schwamm voll Uhren.

39.

Ein Theil flog bis an's Wolkenreich,
  Daß sie die Pyrenäen,
Die Dreckstadt**) und Madrid zugleich
  Ganz deutlich konnten sehen.
Der Aetna lag zur rechten Hand,
Und hinterwärts das Mohrenland,
  Zur Linken die Antillen.

40.

Jud', Kind und Weib lief nun zu Hauf
  Das Ufer zu erreichen,
Und alles starrte himmelauf
  Zu sehn die Vögel streichen.
Da rief ein Feldscheer: hätt' ich euch,
Nie sah ich draußen in dem Reich
  So schöne span'sche Fliegen.

41.

Da warf Curtis die Netze aus
  Nach Spaniern und Franzosen,
Und zog drauf ein Gemisch heraus
  Von Brillen und von Dosen,
St. Ludwigs-Orden, schimmlicht Brod,
Riechfläschchen, Menschen mausetodt,
  Und Fähnriche lebendig.

*) The Crescent. Eine in einem Zirkelbogen gebaute Reihe von Palästen, worin zur Badezeit vornehme Gäste logiren. Sie giebt ein schönes Echo.

*) La Pastora hieß die Batterie, die zuerst in Brand gerieth, welcher die übrigen bald nachfolgten.

**) Paris (Lutetia).

42.

Bald kam ein Don, bald ein Marquis,
Bald ließ ein Dieb sich blicken *),
Und Ordensbänder sah man hie
Bei Galgen auf dem Rücken;
Dann kam ein geistlich Fuderfaß **)
Und gleich dabei nur etwas naß,
Ein Pürschchen wie gedrechselt.

43.

O welch ein Anblick, groß und hehe!
Wie sich die Wogen thürmten!
Wie Ocean und Feuer-Meer
Zum großen Endzweck stürmten!
Da fanden Tausende ihr Grab
Und selbst das Echo brannte ab,
Bis auf die letzte Sylbe.

44.

Als nun die Sache so weit war,
Verwirrt der Herr der Thronen,
Der Flotte, wie zu Babel gar,
Die Sprache der Kanonen.
Da ließen sie Georg's Fels in Ruh,
Und schossen desto frischer zu
Auf ihres Ludwigs Bruder ***).

45.

Der schöne Plan! ach wie verzaus't
Wie weg! die schönen Sachen?
Die Nachwelt seh' ich in die Faust
Bei manchem Namen lachen.
Doch dir, erhabner Elliot, brennt
Ihr Weihrauch; Hercul's Säulen nennt
Sie künftig Elliot's Säulen.

46.

Ihr Christen mit Vernunft begabt,
O merkt's, was ich erzählet.
Verkauft nicht, was ihr selbst nicht habt,
Verschenkt nicht, was euch fehlet.
Denkt hier nur an die Bär'nhaut hin,
Die, ohn' den Bär'n zu Rath zu ziehn,
Zwei Jäger theilen wollten.

Amintors Morgenandacht †).

Wie, wenn einmal die Sonne nicht wieder käme, dachte Amintor oft, wenn er in einer dunkeln Nacht erwachte, und freuete sich, wenn er endlich den Tag wieder anbrechen sah. Die tiefe Stille des frühen Morgens, die Freundin der Ueberlegung, verbunden mit dem Gefühl gestärkter Kräfte und wieder erneuerter Gesundheit, erweckte in ihm alsdann ein so mächtiges Vertrauen auf die Ordnung der Natur und den Geist, der sie lenkt, daß er sich in dem Tumult des Lebens so sicher glaubte, als stände sein Verhängniß in seiner eigenen Hand. Diese Empfindung, dachte er alsdann, die du dir nicht erzwingst und nicht vorheuchelst, und die dir dieses unbeschreibliche Wohlbehagen gewährt, ist gewiß das Werk eben jenes Geistes, und sagt dir laut, daß du jetzt wenigstens richtig denkst. Auch war dieses innere Anerkennen von Ordnung nichts anders, als wieder eben diese Ordnung selbst, nur auf ihn, der sie bemerkte, fortgesetzt, und daher immer für ihn der höchste Genuß seines Geistes. O ich weiß, rief er alsdann aus, dieses mein stilles Dankgebet, das Dir alle Creatur darbringt, jedes mit seinem Gefühl und in der Sprache, nach seiner Art, wie ich in der meinigen, wird gewiß von Dir gehört, der du den Himmel lenkst: gewiß wird es Dir von allen Creaturen, zu Tausenden, dargebracht, aber mit doppeltem Genuß, von mir, dem du Kraft verliehest zu erkennen, daß ich durch dieses Dankgefühl und in diesem Dankgefühl bin, was ich sein soll. O störe nicht, sprach er dann zu sich selbst, diesen himmlischen Frieden in dir heute durch Schuld! Wie würde dir der morgende Tag anbrechen, wenn ihn diese reine Spiegelhelle deines Wesens nicht mehr in dein Inneres zurück würfe? Es wäre besser, er erschiene nie wieder, oder wenigstens für dich Unglücklichen nicht mehr. — Diese Art in seinem Gott zu leben, wie er es nannte, die ihm von Betbrüdern, die lieber glaubten, als dachten, weil sie es so bequemer fanden, für Spinozismus ausgelegt wurde, hatte er sich so sehr eigen gemacht, daß sie für ihn unzerstörbare Beruhigung über die Zukunft, und ein nicht zu überwältigender Trost in Todesgefahr wurde. Eines Tages, als er sich nach einer seiner Morgenandachten selbst befragte, woher ihm dieses freudige Ergeben in die Führung der Welt, und dieses große Sicherheitsgefühl bei jedem Gedanken an die Zukunft komme (denn es war ihm zu fest, um bloß dichterisches Aufwallen zu sein): so war es ihm entzückende Freude, zu finden, daß er es allein dem Grad von Erkenntniß der Natur zu danken habe, den er sich erworben hatte, einem Grade, von dem er behauptete, daß er jedem Menschen von den gewöhnlichsten Anlagen erreichbar wäre. Nur müsse, wie er sagt, das Studium anhaltend, ohne Zank- und Neuerungssucht und ohne alle Speculationen des Inventurienten getrieben werden. Man wird ihm leicht glauben, daß es eine entzückende Betrachtung sein muß, sich sagen zu können: meine Ruhe ist das Werk meiner eigenen Vernunft; es hat sie mir keine Exegese gegeben und keine Exegese wird sie mir rauben. O, nichts, nichts wird sie mir rauben können, als was mir meine Vernunft raubt! Daß die Betrachtung der Natur diesen Trost gewähren kann, davon ist er gewiß, denn er lebt in ihm; ob er für Alle sei, ließ er wenigstens unentschieden, und hierbei hinge, wie er sagte, vieles von der Art ab, wie die Wissenschaft getrieben und angewandt würde, eine Sache, die, wie vielleicht auch Spinozismus, wenn er unschädlich sein soll, nicht gelehrt, sondern selbst gefunden sein wolle; es sei nichts weniger als jene physico-theologische Betrachtung von Sonnen, deren uns deutlich-sichtbares Heer nach einer Art von Zählung auf 75 Millionen geschätzt wurde. Er nannte diese erhabenen Betrachtungen bloße Musik der Sphären, die anfangs den Geist wie mit einem Sturm von Entzücken fast zur Betäubung hinreiße, deren er aber endlich gewohnt werde; allein das, was davon immer bliebe, unstreitig das Beste, fände sich überall und vorzüglich in dem mit in die Reihe gehörigen Geist, der dieser Betrachtungen fähig sei. Es sei vielmehr eine zu anhaltendem Studio der Natur sich unvermerkt gesellende Freude über eigenes Dasein, verbunden mit nicht ängstlicher, sondern froher Neugierde (wenn dieses das rechte Wort ist), die so weit über sogenannte Curiosité erhaben sei, als hohes Gefühl für Ehre über Bauernstolz, zu erfahren mit diesen Sinnen oder mit analogen, oder Verhältnissen anderer Art, die sich von jeder Art des Dasein hoffen lassen, was nun dieses alles sei und werden wolle. Er fürchte zwar sehr, daß seine Freunde immer nur die Worte der Lehre und nicht die Lehre hören würden, hoffe aber alles, wenn er dereinst darüber sprechen würde, von eigenem Versuch. Er denke nun seit der Zeit, daß das Vergnügen, das die Betrachtung der Natur dem Kinde und dem Wilden, so wie dem Manne von aller Art von Bildung gewährt, auch den großen Zweck mit zur Absicht habe, und in jeder Welt haben müsse, in welchem Zusammenhang sei: völlige Beruhigung in Absicht der Zukunft und frohes Ergeben in die Leitung der Welt; man gebe nun dieser einen Namen, welchen man wolle. Er zählte es unter die wichtigste Begebenheit seines Lebens, wenigstens für sich gefunden zu haben, daß, so wie wir natürlich leiden, wir auch natürliche von aller Tradition unabhängige Mittel haben, diese Leiden mit einer Art von Freude zu erdulden. Diese Philosophie hebe freilich den vorübergehenden Unmuth nicht auf, so wenig als den Schmerz, weil eine solche Philosophie, wenn sie möglich wäre, auch alles Vergnügen aufheben würde. Er pflegte dieses öfters seine Versöhnung mit Gott zu nennen, gegen den die Vernunft, selbst mit Hoffnung auf Vergebung, vielleicht murren könnte, wenn nicht im Gange der Dinge auch der Faden eingewebt wäre, der zu jener Beruhigung ohne weitere Hülfe leiten könnte. Ueberhaupt kamen bei seinem Vortrage viele Ausdrücke vor, deren sich die Bibel bedient; er sagte dabei: es sei nicht wohl möglich, dieselbe Geschichte des menschlichen Geistes zu erzählen, ohne zuweilen auf dieselben Ausdrücke zu gerathen, und glaubte, man werde die Bibel noch besser verstehen, als man sie versteht, wenn man sich selbst mehr studiere; und um mit ihren erhabenen Lehren immer zusammen zu treffen, sei der kürzeste Weg, die Erreichung ihres Zwecks einmal auf einem andern, von ihr unabhängigen zu versuchen, und Zeit und Umstände dabei in Rechnung zu bringen; Spinoza selbst, glaube er, habe es nicht so übel gemeint, als die vielen Menschen, die jetzt statt seiner meinen. — Es sei für Millionen Menschen bequemer und verständlicher vom Himmel herab zu hören: Du sollst nicht stehlen, und kein falsch Zeugniß reden, als im Himmel selbst die Stelle zu suchen, wo diese Worte wirklich mit Flammenschrift geschrieben stehen, wo sie von vielen gelesen worden sei.

---

*) Nach einigen Nachrichten soll man die Leute zum Rudern der Batterien aus den Gefängnissen zu Cadix genommen haben.

**) Auf jener Batterie befanden sich zwei Patres.

***) Als der Graf von Artois durch die combinirte Flotte fuhr, salutirte man dessen Boot aus Versehen mit scharfen Schüssen, wodurch einige Leute auf demselben getödtet wurden, und er selbst in große Gefahr gerieth.

†) Aus Lichtenberg's vermischten Schriften.

Verzeichniß einer Sammlung von Geräthschaften, welche in dem Hause des Sir H. S. künftige Woche öffentlich verauctionirt werden sollen.

(Nach dem Englischen).

Vielleicht gewährt nachstehendes Verzeichniß einigen unserer Leser eine kurze Unterhaltung. Ich fand dasselbe bei meinem Aufenthalt in England in einer Bibliothek auf dem Lande, wo es auf die hintern weißen Blätter eines Bandes von Swift's Werken von einer saubern Hand geschrieben war. Unmittelbar unter obiger Aufschrift stand in einer Parenthese: in the manner of Dr. Swift (in Dr. Swift's Manier). Der Besitzer der Bibliothek versicherte, es sei aus einem öffentlichen Blatte genommen, und eine ziemlich treffende Satyre auf einen damals verstorbenen, reichen aber unwissenden Naturalien-, Artefacten- und Raritätensammler, der mit ungeheurem Aufwand eine Menge des unnützesten Plunders in einem Cabinet aufgehäuft habe. Man habe ihn aus Spott Sir Hans Sloane*) genannt, und darauf zielen die Buchstaben in der Aufschrift, der Mann habe, wo er nicht irre, eigentlich Marlow geheißen. Seine Sammlung habe zwar nicht die nachstehenden Stücke, aber wirklich mehrere eben so tolle enthalten, und darunter auch einige, womit er war betrogen worden, und womit, sollte man denken, kein Kind hätte betrogen werden können, unter andern eine Cocusnuß, welche in Schottland wild gewachsen; eine solide Kugel von einem neuen Metall, die nicht mehr wog, als ein gleich großes Stück Kork; die beiden Kugeln hingen wirklich an einer gleicharmigen Wage und balancirten einander. Der edle Besitzer hatte nie bemerkt, daß der Wagebalken an der Seite des Metalls hohl, hingegen der andere solide oder gar mit Blei ausgegossen war. Der Schalk, der ihn mit dieser Rarität betrogen hatte, war vorsichtig genug, den Wagebalken vortrefflich auszuarbeiten, und den Kork sowohl als das Metall so an ihm zu befestigen, daß sie ohne Feile und Zange nicht abgenommen werden konnten, um die Stellen zu wechseln, oder sie auf einer andern Wage zu wiegen. Außerdem soll die Zahl unnützen und dabei kostbaren Hausgeräthes über alle Maßen groß gewesen sein.

Swift's niedrig-komische Manier ist, wie mich dünkt, ziemlich getroffen. Kenner der Producte dieses sonderbaren Kopfes werden wissen, daß Sr. Hochwürden nicht selten noch viel niedriger gedichtet, ja sich sogar sehr häufig zu groben Unfläthereien herabgelassen haben. Auch diese waren in dem Verzeichnisse nachgeahmt, bleiben aber hier natürlich weg. Daß ich nicht blos übersetzt, sondern Manches auf unsere Sitten und Gebräuche übergetragen habe, wird man mir gern vergeben. Denn was in dieser Art von Witz ohne hinzugefügte Erläuterung keinen Eindruck macht, macht mit der Erläuterung gewöhnlich auch nur einen sehr kümmerlichen. Vor allen Dingen muß man aber den Leser bitten, nicht zu vergessen, daß der Aufsatz einige Tage nach dem Tode des unsinnigen Sammlers erschien, von dem damals in allen Gesellschaften die Rede war. Das war die eigentliche Blüthezeit des Pflänzchens, das hier nur blos elend aufgetrocknet erscheint.

1) Ein Messer ohne Klinge, an welchem der Stiel fehlt.
2) Ein doppelter Kinderlöffel für Zwillinge.
3) Eine Repetir-Sonnenuhr von Silber.
4) Eine Sonnenuhr an einen Reisewagen zu schrauben.
5) Eine ditto, welche Lieder spielt.
6) Eine Schachtel voll kleiner feingearbeiteter Patronen mit Pulver gefüllt, hohle Zähne damit zu sprengen.
7) Eine Chaise per se (soll vermuthlich percée heißen). Wenn man sich gehörig darauf setzt, so wird ein Dusch mit Pauken und Trompeten gehört. Er schallt durch das ganze Haus. Ein Möbel für einen großen Herrn. Hat 100 Guineen gekostet.
8) Eine große Sammlung von porcellanenen Kammertöpfen, von zum Theil sehr lustigen Formen. Die beiden letzten Artikel können eine Stunde vor der Auction hinter einer spanischen Wand, oder auch in einem Nebenzimmer, probirt werden.
9) Eine Bettstelle, in Form eines Sarges, schwarz gebeizt mit überzinnten Henkeln, nebst 12 Gueridons für 12 Nachtlichter. Für Methodisten und Betschwestern.
10) Eine ditto Bettstelle, sich selbst des Nachts in der Stube herum zu fahren.
11) Ein prächtiges Imperialbett, worin drei Großveziere an der Pest gestorben.
12) Eine vortreffliche Sammlung von Instrumenten, die Juden zu bekehren. Sie sind meistens von poliertem Stahl, das Riemenwerk von rothem Marocco. Zumal ist die große Peitsche ein Meisterstück der englischen Riemerkünste.
13) Ein vortrefflich gearbeitetes Modell von einem Leichenwagen, zwölf Leichen zugleich darin hinaus zu fahren.
14) Eine Flasche mit Wasser aus einem Stück Eis, welches im Jahr 1740 noch um Pfingsten auf der Straße gelegen. Es hat die sonderbare und von keinem Physico noch bemerkte Eigenschaft, daß es bei jedem kalten Winter, wenn man es hinaussetzt, sich gleichsam seiner Freiheit erinnert, und das Glas zersprengt. Der Selige hatte der königl. Societät eine Abhandlung darüber überreicht, sie ist aber wegen allerlei Cabalen nie gedruckt worden.
15) Ein goldner Trumpfzähler. Etwas Einziges in seiner Art. Er wird wie ein Ring an den Finger gesteckt, doch so, daß er über ein Gelenk zu stehen kömmt. Wenn ein Trumpf gespielt wird, biegt man den Finger sanft, so zeigt er die Zahl der gespielten Trümpfe ungefähr wie ein Schrittzähler die Schritte.
16) Eine ganz vollständige Hauspulvermühle, worin jedermann sein Schießpulver selbst verfertigen kann, und zwar einen halben Centner auf einmal. Sie ist so bequem eingerichtet, daß sie unter einem etwas großen Schreibtisch, oder auch unter einer etwas erhöhten Bettlade in Gang gesetzt werden kann. Der Pudel, der das Rad treibt, wird mit verkauft.
17) Ein astronomischer Vexir-Tubus, wenn ein Freund durchsieht und man dreht eine kleine Schraube, so bläset er demselben Pfeffer und Schnupftaback in die Augen. Ist auch auf der Erde zu gebrauchen. Hierüber soll der Selige einmal ein paar Ohrfeigen bekommen haben.
18) Ein vortrefflicher Jagd-Tubus mit einem Flintenschloß, wenn man die Gläser herausnimmt, welches mit einem einzigen Ruck geschieht, (eigentlich werden sie blos an ihre Seitenbehälter geschoben), so kann man kleine Vögel damit schießen.
19) Ein Barometer, welcher immer schönes Wetter zeigt. Der Thermometer dabei zeigt Jahr aus Jahr ein eine angenehme temperirte Wärme.
20) Ein vollkommener Apparat von allerlei Trauergeräthe für hohe Häuser, als: a) Ein schwarzes Billard mit weißen Schnüren und schwarzangelaufenen Nägeln beschlagen, und rings umher mit Festons von weißem Kattun behangen. Die Glöckchen an demselben sind von Silber, aber mit schwarzem Sammet gedämpft. b) Ein Dutzend Trauerwürfel, schwarz mit weißen Punkten. c) Ein Dutzend ditto für halbe Trauer, violet mit schwarzen Punkten. d) Ein Vorrath von Lombre- und Tarokkarten mit breitem schwarzen Rande, und andern blos schwarz auf dem Schnitt, ebenfalls für halbe Trauer. e) Einige Dutzend Liquergläschen, in der Form von antiken Thränenfläschchen, zum Schnapsen bei der Leiche. f) Ein ansehnliches Convolut von Recepten, fast die meisten Gerichte, als Suppen, Gemüse, auch Gebackenes völlig unschädlich schwarz zu färben, worunter auch eines, die Citronen und Zwieback bei der Leiche schwarz zu beitzen. g) Ein vortreffliches, vollständiges Tafelservice von Porcellan, wovon jedes Stück auf eine sinnreiche Art auf den Tod anspielt, welches alles hier zu weitläufig wäre herzuerzählen. Nur eins anzuführen: so ist zum Beispiel die Butterbüchse ein Todtenkopf, so natürlich und mit solcher Kunst gearbeitet, daß man glaubte er lebe. Der Deckel oder der obere Theil des Cranii, ist selbst inwendig so osteologisch richtig geformt, daß, wenn man den Kopf mit Butter etwas hoch anhäuft und den Deckel gehörig darauf drückt, die Butter völlig die Form des Gehirns annimmt, welches auf der Tafel, zumal wenn man der Butter die gehörige Farbe giebt, schauderhaft schön aussieht. Bei einem Versuche, den der Selige einmal damit machte, fielen, als er die Butter anschnitt, einige Damen und Chapeaux in Ohnmacht, andere sprangen vom Tische auf, und keiner, den Wirth ausgenommen, konnte von der Butter essen. h) Eine bleierne Eßglocke während der Trauer zu läuten. i) Mehrere schwarz emaillirte Halsbänder mit weißen Todtenköpfen, für die Jagdhunde. k) Mehrere Masken für Personen, die nicht weinen wollen oder können. Sie sind alle von den größten Meistern Englands gearbeitet, und von großer Schönheit, zwar blaß, aber zum Entzücken, zumal die Frauenzimmermasken. Die Thränen an denselben sind durchaus durch natürliche Perlen vorgestellt, worunter einige an den Masken für die nächsten Verwandten von der Größe einer Erbse sind 2c.
21) Ein Suite von Kleidungsstücken für ein Kind mit zwei Köpfen, vier Beinen und vier Armen, von der Wiege an bis in's zwanzigste Jahr. Ein wahres Meisterstück der Schneiderkunst. Sie können auch zur Probe von zwei einzelnen Menschen angezogen werden, welches zumal in gemischter Gesellschaft, zu drolligen Scenen Anlaß giebt.
22) Eine Sammlung von vortrefflichen Formen, Drittel- und Zweidrittelstücke zu gießen, nebst einem Centner Metall dazu. Dieser Artikel wird um der Delicatesse der Käufer zu schonen, im Dunkeln verauctionirt und im Dunkeln abgeliefert. Das dafür zu entrichtende Geld wird von dem Auctionator bei einer Diebslaterne in einem Winkel gezählt. Er ist ein Mann von Ehre.
23) Einige Flaschen Lappländer Achtundvierziger. Im Englischen steht: some bottles of Iceland-Madeira (einige Flaschen von isländischem Madeira).
24) Eine ganze Sammlung von theils verbotenen, theils sehr verrufenen Büchern mit Kupferstichen von großer, obscöner Schönheit. Sie sind sämmtlich in schwarzen Corduan, mit goldenem

*) Nach dem bekannten großen Manne, dessen vortreffliche Sammlung die Basis der jetzigen Naturaliensammlung des brittischen Museums ausmacht.

Schnitt gebunden, zum Gebrauch der Jugend von Eton und Westmünster, sich in der Kirche damit zu amüsiren.

25) Ein höchst merkwürdiges Stück. Eine kleine mit unbeschreiblicher Kunst gearbeitete Maschine das concubinium (soll wohl heißen connubium oder commercium) animae et corporis zu erklären. Die Walze, welche alles in Bewegung setzt, hat drei verschiedene Stellungen für die drei bekannten Systeme; eine für den physischen Einfluß, eine für die gelegenheitlichen Ursachen und eine für die vorherbestimmte Harmonie. Doch hat die Walze, noch Raum für zwei bis drei andere; nur müssen sie einen Leib und eine Seele statuiren, doch könnte im Fall der Noth die Seele auch herausgenommen werden. Der Leib an diesem kostbaren Werke ist von vielmehr als halbdurchsichtigem Horn gearbeitet, und etwa vier bis fünf Zoll lang. Die Seele aber, nicht größer als eine große Ameise, ist ganz, Flügelchen und Alles, von Elfenbein, nur ist ihr linkes Beinchen etwas schadhaft. Die Bewegung wird der Maschine durch keine Kurbel mitgetheilt (man würde sie damit zerreißen), sondern durch ein paar kleine Windmühlenflügel aus der feinsten Goldschlägerhaut, gegen welche mit einem dazu gehörigen und in einiger Entfernung von der Maschine befestigten sogenannten doppelten, stäte fortblasenden Blasebalg (follis infinitus) geblasen wird, durch diese Flügel wird eine Schraube ohne Ende (cochlea infinita) gedreht, welche alles ni Bewegung setzt.

26) Die peinliche Halsgerichtsordnung (im Englischen steht die Habeas Corpus-Acte) von dem Seligen selbst in Musik gesetzt. Es ist die vollständige Partitur von Pauken und Trompeten. Bei einigen Passagen enthält das Accompagnement sogar Kanonenschüsse. Sonst hat hier und da auch die Maultrommel Solo.

27) Einige Formen, Petrefacta zu machen. Das Recept zur Masse ist dabei. Auch ein Vorrath von Pectiniten, Terebratuliten, Ammonshörnern u. s. f., auch ganz neu erfundenen Muscheln, die damit verfertigt worden; sie lassen alle völlig antik.

28) Das seltenste Stück, nicht allein in dieser Sammlung, sondern vielleicht in der ganzen Welt, nämlich ein Stück echten Granits, worin ein metallenes Aleph so fest steckt, daß es durch Menschenhände unmöglich hineingekommen sein, ja, ohne das Ganze zu zertrümmern, auch nicht dadurch herausgezogen werden kann. Alle die es sehen, bekennen einstimmig, daß es zum Bücherdruck gedient habe. Der Selige hat es von einem vornehmen Herrn, der seine Länder auf dem Berge Libanon hat, für eine große Summe gekauft.

29) Eine prächtige Staatscarosse mit vieler Vergoldung. Hoch über dem Kutschersitze ist ein prächtiger Spiegel angebracht, der gegen die Ebene, worauf die Kutsche steht oder geht, unter einem Winkel von 45 Grad nach der Kutsche zu geneigt ist. Hinten über der Kutsche correspondirt ihm ein ähnlich liegender, aber entgegengesetzter. Durch dieses prachtvolle Polemoskop wird der Kutscher in den Stand gesetzt, auf dem Bocke sogleich zu sehen, ob sich jemand hinten aufgesetzt hat. Ist dieses der Fall, so stampft er nur mit dem Fuß auf eine Feder, und der Passagier bekömmt sogleich einen derben Stoß gegen das Sitzfleisch, so daß er nicht leicht wieder kömmt.

30) Ein Gespann Pferde, denen der Verstorbene das Maculaturfressen beigebracht hat. Ein Artikel für Buchhändler und Verleger.

Wir brechen hier ab, damit nicht dieser gelehrte Artikel, wenn er noch mehr Ausdehnung erhält, am Ende gar den ganzen Taschenkalender in Pferdefutter verwandelt.

Rede der Ziffer 8 am jüngsten Tage des 1798. Jahres im großen Rathe der Ziffern gehalten.

(Die Nulle, wie gewöhnlich, im Präsidentenstuhl.)

Inhalt.

Anfang: die Rednerin spricht viel von sich: wird ausgelacht; ereifert sich; Lobrede auf die Nulle; Decimalsystem; Toulener Flotte; Berg Sinai; die Nulle wird roth; erster Tag des XIX. Jahrhunderts; Beschluß; Ende.

Durchlauchtigste Nulle,

Großgütigste Präsidentin und Stellvertreterin unsre Aller, Allerseits, nach angestammter Ungleichheit höchst zu verehrende Mitschwestern,

9, 7, 6, 5, 4, 3, 2, 1*).

Morgen wird der Tag sein, an welchem ich in unserem geheimen chronologischen Ausschuß die Bank der Einer auf zehn Jahre verlassen, und morgen über ein Jahr (tiefer Seufzer) der, an dem ich die der Hunderte wieder besteigen werde, auf der ich nun seit ultimo Decembris 899 nicht gesessen habe. Ihr werdet mir also verstatten, theuerste Mitschwestern, daß ich, ehe ich meine Stelle im geheimen Ausschuß der Schwester Neune übertrage, ein paar Worte zu euch rede, wozu mir einige Vorfälle während meines Sitzes auf dieser Bank Veranlassung gegeben haben, und worüber es in dem Jahre, das morgen seinen Anfang nimmt, vielleicht noch oft zur Sprache kommen möchte.

Ich finde zwar in den Annalen des chronologischen Ausschusses kein Beispiel, daß je von irgend einer Schwester bei ähnlichen Gelegenheiten öffentlich im großen Rath wäre gesprochen worden. Ja, ich erinnere mich noch sehr wohl, ob es gleich 1000 Jahre her sind, daß ich sogar am ersten Jänner 800, an dem Tage, da ich die Ehre hatte, zum ersten Mal in centgräflicher Glorie im Ausschuß zu sitzen, nicht zu euch geredet habe. Aber, geliebte Mitschwestern, tempora mutantur! Die 8, die das neunte Jahrhundert beherrschte, ist nicht mehr die, die das neunzehnte beherrschen wird; in 1000 Jahren läßt sich wohl was lernen. O, ich habe es hundertmal bereuet, daß ich am letzten December 1789, als ich mich von der Bank der Zehner zurückzog, nicht Manches über den Fall der alten Bastille und der alten Philosophie, der sich unter meinem praesidio ereignete und mir schwer auf dem Herzen lag, gleich damals declarirt habe. Gottlob aber, es kann mir, als der sichern Erbin des Vorsitzes der Hunderte im nächsten Jahrhunderte nicht an Gelegenheit fehlen, nachzuholen was ich versäumt habe, nämlich zu erweisen, daß Bastillen und Philosophien geboren werden und sterben, und wieder geboren werden und wieder sterben, so wie mutatis mutandis, ihre Erbauer und ihre Erfinder. (Hier Geräusch.) O! ich verstehe euch wohl. Ihr scheint es nicht zum besten zu nehmen, daß ich, als bloße Mitschwester, und weder die höchste noch die geringste unter euch, es zuerst wage, Schlüsse zu machen und von Rechenschaft zu sprechen. Schlimm genug für euch. (Gemurmel.) Doch damit ihr seht, daß ich meinen Werth kenne, und meinen Stammbaum studirt habe, so müßt ihr allerdings wissen: ich bin unter euch allen erstens die vollkommenste gerade Zahl (große Stille); bin zweitens unter euch allen der einzige wahre Würfel (spöttisches Lächeln von der Präsidentin und der Eins); bestehe drittens aus zwei gleichen Quadraten (die Präsidentin lächelt fort); bin viertens, was das Sonderbarste ist, zugleich der Würfel der Zahl, deren doppeltes Quadrat ich bin; und diese Zahl ist, fünftens, die ewige unverwerfliche Schiedsrichterin über alles Gerade und Ungerade im unermeßlichen Reiche der Zahlen von vorn und von hinten in alle Ewigkeit. (Spöttisches Amen! von Einigen; tiefe Verbeugung der Schwester Zwei.) Daher mich auch, ohne Ruhm zu melden (heimliches Gickern), die gütige Natur nach ihrer anbetungswürdigen, ewigen Weisheit im Range der arithmetischen Größe, zwischen dich, Quadrat aller guten Dinge, hochverehrliche Neune**) und dich hochwürdige apokalyptische Sieben, von Ewigkeit her gestellt hat. Ja, wenn ich alles dieses zusammen nehme, so fühle ich mich kühn genug, gerade heraus zu sagen, daß keine unter euch allen in Rücksicht auf Naturgabe, sich mit mir messen kann, als unsere erhabenste Präsidentin, die Nulle. (Lautes Gelächter. Sehr naiv, riefen Einige; sehr wahr, Andere; und Eine hatte sogar die Verwegenheit, ancora zu rufen. Dieses brachte die Rednerin sichtbarlich auf, und sie fuhr mit einer Heftigkeit fort:) Pfui, schämt euch! Ist das eine Aufführung für ganze Zahlen? oder befinde ich mich vielleicht unter einer Rotte nichtswerther Decimalbrüche, wovon man unendliche Reihen wegwirft, und am Ende den ganzen mächtigen Verlust mit einem paar Pünktchen oder einem et caetera ersetzt? (Große Stille, weil man wohl fühlen mochte, daß man mehr die Präsidentin, als die Achte beleidigt hatte.) Und sagt mir, was ist denn Lächerliches darin, daß ich mich neben der Nulle wichtig dünke? Kennt ihr wohl die wahrscheinlichste Grenze des menschlichen Lebens? Was für Ziffern hat denn die allgütige Natur ausersehen, diese Grenzen zu bestimmen? Habt ihr wohl von einem Buche gehört, worin es heißt: wenn's hoch kömmt, so sind's achtzig? und wie schreibt man diese Achtzig? Wie? O! es

---

*) Daß nachstehende Rede, sogar mit Aeußerungen der Zuhörer dabei, schon jetzt (im Juli 1798), also fast ein halbes Jahr vorher, ehe sie gehalten worden ist, abgedruckt erscheint, würde nicht leicht Jemand unter unsern Lesern, der zugleich Zeitungsleser ist, wunderbar finden, selbst wenn sie, als von Menschen vor Menschen gehalten, vorausgesetzt würde. Hier aber sprechen bloße arithmetische Wesen zu arithmetischen Wesen, deren Geschichte einer reinen Behandlung a priori nach wenigen Gesetzen unserer Natur um so mehr fähig erachtet werden muß, als man sogar diese Methode nicht ohne Glück in unsern Tagen selbst auf unreine, empirische historica und physica anzuwenden versucht hat.

**) Die Rednerin spielt hier offenbar auf das deutsche Sprichwort an: aller guten Dinge sind Drei.

sollte mir ein Leichtes sein, euch mit drei Worten zu Jacobinern zu machen. Ich thue es aber nicht, und werde blos zeigen, daß euer Mangel an Respect gegen unsere Präsidentin sich allein auf eure Ignoranz gründete. Erlaube mir also, erhabene Nulle, Präsidentin unseres Raths, Kreis, Kugel, Bild und Ewigkeit, Schöpferin und Erbin des Chaos, oder wie du sonst genannt sein willst, daß ich, ehe ich zum Hauptvortrage meiner Angelegenheiten komme, ein paar Augenblicke, einigen dieser Elenden zu Liebe bei deinem Verdienste verweile. Sagt, Spötterinnen, war es nicht die Nulle, die die Jahre zählte, ehe noch Zeit und Zahl waren, und dann wieder zählen wird, wenn diese nicht mehr sein werden? Fand nicht Shakespeare, der große Allfühler, selbst das Zeichen der Nulle so wichtig und so ehrwürdig, daß er sogar die Welt damit bezeichnete, und die Schaubühne, die seine Privatwelt war? Wäre er ein Deutscher gewesen, so würde er sicherlich jetzt sein Vaterland dankbar ebenfalls damit bezeichnen. War Sie es nicht, die den großen Gedanken faßte, die 1 zur 10, 100, 1000 rc. zu erheben, und dann, durch eine leichte Schwenkung, wiederum zu 0, 1; 0, 01; 0, 001 rc. zu erniedrigen, wie man eine Hand umwendet? Wahrlich! das Größeste, was je in der Welt, im Felde sowohl als auf dem Papier, durch Schwenkung ausgerichtet worden ist, und überdies so schwanger an Betrachtungen über Größe und Hinfälligkeit menschlicher Dinge, deren Werth oft blos von Schwenkungen einiger Nullen abhängt, daß, theuerste Mitschwestern (so nenne ich euch schwesterlich wieder, da ich Zeichen der Rührung bei euch bemerke), daß, sage ich, die Zeit meines Aufenthaltes auf dieser Bank, ja, daß die ganze Zeit, die ich hier gesessen habe, zu kurz sein würde, alles zur Geburt zu bringen. So wurde die Nulle endlich Schöpf.rin des großen Decimalsystems, und der großen Zehnfingrigkeit, die, wenn nicht Admiral Nelson, der bekanntlich nur fünf Finger hat*), den Lauf der Thaten hemmt, sich mit ihren zehn Fingern Alles unterwerfen wird. Denn ihr müßt wissen, daß die große Nation, die ihre Freiheit mit 581 Schlachten**), wovon 580 auf der Erde, und eine über den Wolken vorgefallen ist, erkauft hat, die Ebnerin der mächtigsten Thronen, die Durchstecherin der Landenge von Suez, die Abgleicherin durch Ungleichheit, und die Käuferin des mit Geld Unerkäuflichen — daß, sage ich, diese Nation dieses Decimalsystem mit der ihr eigenen Kraft und Baarschaft an Thaten unterstützt, und mit dem Feldgeschrei: Friede dem Einmal Eins, und Krieg allen Tafeln, Sonnenuhren und Zifferblättern der ganzen Welt, von Westen nach Osten zieht. O! wie habe ich während meines Präsidiums auf der Einerbank oft gelächelt, wenn man von Bonaparte's***) geheimen Absichten sprach und die hauptsächlichste darunter vergaß, nämlich: den Berg Sinai zu erobern, eine Druckerei auf demselben anzulegen, und so das Decimalsystem über die ganze rechnende Welt zu verbreiten. Der Gedanke hat in der That etwas Großes†). Denn erstlich ist das der Berg, auf welchem bekanntlich das erste Decimalsystem auf steinernen Tafeln gedruckt worden, das daher Gottlob! auch so ziemlich Eingang gefunden hat; zweitens beweist es eine gewisse Erkenntlichkeit der großen Nation, die allerdings jenem Berge eine Art von Satisfaction schuldig war, da bei ihr, zugleich mit der Einführung der neuen Decimalmaaße, manche Hauptartikel jenes alten Systems gleichsam abolirt worden waren. Wie ich höre, so wird mit den neuen Sinnstafeln der Anfang gemacht werden, und in der großen Universalorthographie der Berg künftig seinen Namen von dieser Stiftung erhalten, wiewohl man der Schwachen wegen ihn einige Zeit blos mit Mons Sin. bezeichnen wird, das jedes Herz lesen kann, wie es will, Sinai oder Sinuum††). Doch ich fühle, ich verliere mich in der Erzählung deiner Thaten und deines Werthes, große erhabene Nulle, sinnliches Bild des unabbildlichen Nichts. Wo würde ich ein Ende finden in dir, dem unerschöpflichen Thema von Tausenden. Ich ermüde. Doch erlaube mir, nur noch einige Minuten deinen bürgerlichen Verhältnissen in tiefster Verehrung zu weihen. Warst du es nicht, Citoyenne, die seit jeher deutsches Verdienst, wenn Alles fehlte, aus deinem unerschöpflichen Vorrathe belohntest, den hungrigen Dichter bald mit deinem runden Ambrosia-Zwieback labtest, bald in die leere Tasche des Lottospielers und des tief speculirenden Kaufmanns, weiß, klar und rund, tröstend hinab perltest? Warst du es nicht, die allein den Armen nicht verließ und baar übrig blieb, wenn Alexander, Tamerlan, der Kosacke Pugatscheff und der Zigeuner Gallant, oder sonst noch älteres oder neueres Gesindel, Alles, Häuser, Schiebladen und Börsen a jour gefaßt, zurückließen? (Die Präsidentin verhüllt sich und glüht schamroth durch den Schleier durch, wie der volle Mond bei einer Totalverfinsterung. Die Rednerin bemerkt es, und geht zu einem neuen Gegenstand mit einer tiefen Verbeugung über.)

Theuerste Mitschwestern, ich komme nun (indem sie sich die Augen wischt), da ein großer Theil der Zeit, die ich zu reden hatte, verstrichen ist, nach Rednerart, geschwind zur Hauptsache. Ob ich eben so geschwind darüber hingehen werde, hängt von der Zeit ab. Ihr wißt, ich rede in der Gespensterstunde. Schlägt die Glocke zwölf — weg bin ich! Ich habe sowohl aus dem Reichs- als allgemeinen literarischen Anzeiger, und noch aus einigen andern Anzeigern, und darunter sogar einigen englischen, mit Verwunderung ersehen, daß man in der Christenwelt über die Grenzlinie des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts eine Art von Streit führt, der mit dem über die Rheingrenze einige Aehnlichkeit hat; nur mit dem Unterschiede, daß die eine Partei ganz auf dem rechten, die andere ganz auf dem linken Ufer besteht. An eine Mittellinie ist noch nicht gedacht worden. Das hätte auch noch gefehlt. Ich will mich erklären. Ihr wißt, morgen über ein Jahr besteige ich die Bank der Hunderte, und unsere Präsidentin ist, trotz so vieler diplomatischen Geschäfte. die sie in der Welt jetzt zu dirigiren hat, entschlossen, das Präsidium auf der Bank der Zehner, und nebenher der Einer als Filial zu übernehmen, das ist, wir werden 1800 schreiben. Morgen über zwei Jahre tritt sie die niedrigere Stelle von beiden der Eins, die mit so vielem Ruhme die allerhöchste seit 800 Jahren begleitet hat, zum Filial ab, und wir werden 1801 haben. Die Frage ist nun: wann und an welchem Tage sollen Personen, die viel auf Geburtstagsschmäuse halten, den Geburtstag des neunzehnten Jahrhunderts feiern? An dem Tage, an welchem ich auf die Bank der Hunderte trete, oder (nachdem ich diese ein Jahr besessen habe) an dem Tage, da die Eins das Geschäft der Einer übernimmt? Kürzer: am 1. Jänner 1800 oder 1801? Ihr seht deutlich, daß mich dieser Streit nothwendig sehr interessiren muß. Mein ganzes erstes Regierungsjahr mit Hunderterrang steht auf dem Spiel, und ist gerade die Strombreite, um welche gestritten wird. Keine Kleinigkeit für den, der zu Herzen nimmt, daß es hier auf die Frage ankömmt: ob jenes, mein erstes Jahr, den jämmerlichen Nachtrab eines alten Jahrhunderts machen, oder die Anführerin eines neuen sein soll, das mit verjüngter Glorie seinen Einzug in die staunende Welt nehmen wird. Bedenkt, Mitschwestern, die Anführerin des neunzehnten, also des Jahrhunderts, das vermuthlich die Zahl der Planeten verdoppeln, und die der Trabanten und der Metalle vervierfachen wird; des Jahrhunderts, worin vermuthlich die Luftschlachten der Völker sich zu den Land- und Seeschlachten wie 580 zu 1 verhalten werden, so daß die Zeitungsschreiber, von Paris bis Hamburg, sie mit hundertfüßigen Teleskopen aus dem Contor selbst bevisiren, bephantasiren und als Augenzeugen beschreiben können, und worin man die hoch vorübersausenden Helden und ihre Sänger wie Raubvögel und Lerchen aus der Luft schießen wird. O! und des Jahrhunderts, das gewiß die Ehre haben wird, die Früchte einer neuen Wissenschaft, ich meine der mit großen Geld- und Blutaufwand eröffneten, neufränkischen Experimentalpolitik, entweder einzuärnten, oder, als hienieden unreifbar, zum Dünger für etwas minder Utopisches wieder unterzupflügen. Das Herz blutet mir, wenn ich bedenke, daß wahrscheinlich mein Antrittsjahr 1800 noch an das vergangene wird abgeliefert werden müssen. Hierüber muß ich mich erklären (sieht nach der Uhr und fängt an geschwinder zu reden):

Ihr wißt aller Seits, daß im 6. Jahrhundert zu Rom ein kaum vier Fuß hoher Abt lebte, der, wo ich nicht irre, aus Scythien stammte. Er hieß Dionysius, und wegen seines geringfügigen Körpers, der kleine (exiguus). Dieser kleine Mann hatte zuerst den großen Einfall, unsere Jahre nach der Geburt Christi zu zählen, das ist, unsere jetzige Zeitrechnung zu stiften. So viel ich weiß, ist sein Geist nie gemessen worden, allein das weiß man mit vieler Zuverlässigkeit, daß er sich im Jahr der Geburt Christi wohl geirrt haben möge, praeter propter um etwa vier Jahre. Doch darauf kommt hier nichts an. Genug, seine Zeitrechnung, wahr oder falsch, gleichviel, fand Beifall, und dieser mächtige Epochenstamm wuchs auf christlichem Boden ungestört fort, trotz der vielen kleinen Schmarotzerepochen, die sich an denselben hier und da angesetzt haben und noch immer ansetzen. Allein Jammerschade ist, daß noch sogar gestritten wird, wie eigentlich der kleine Dionysius gerechnet habe, ob er, weil Christus nicht auf den ersten Jänner geboren worden ist, sondern vorher, und die eigentliche Incarnation noch weiter in das Jahr der Geburt zurückfiel, das Jahr der Geburt und der Incarnation selbst das erste Jahr genannt habe, oder das Jahr nach diesem Geburts- und Incarnationsjahre. Diese Schwierigkeit ist so groß (denn Kleinigkeiten auf's Reine zu bringen, hat

*) Er verlor einen Arm bei Teneriffa.

**) Genius der Zeit. Juni 1798. S. 232.

***) So, und nicht Buonaparte muß man schreiben. Er selbst schreibt, wie ich höre, seinen Namen ohne u, auch fehlt das u unter dem ihm ähnlichsten Porträt. Anm. d. Herausgebers.

†) Man sagt, ein Citoyen circoncis habe ihn zuerst gehabt.

††) Ein Gerücht, daß zu Paris eine eigene Commission niedergesetzt sei, die verba irregularia abzuschaffen, um der Welt das Conjugiren zu erleichtern, bleibt bis dato unverbürgt.

oft große Schwierigkeiten), daß ein zweiter Dionysius, der tausend Jahre nach jenem kam, kein winziger vier Fuß hoher Abbé, sondern ein derber Sechsfüßer von einem französischen Jesuiten, Namens Dionysius Petavius, der, ob er gleich im 16. Jahrhundert zu Orleans und Paris sichtbar herumwandelte, im Geist größtentheils in den alten Zeiten spukte, sie so groß fand, daß er anfangs nicht recht mit sich selbst eins darüber werden konnte; sich einmal sogar selbst widersprach, doch aber am Ende bewies, wir zählten, wenn wir Dionysisch zählen wollten, jetzt wirklich falsch, und müßten eigentlich bisher schon 1799 gezählt haben, da wir 1798 zählten. Doch dieses nur im Vorbeigehen, und zum Beweis einer Unsicherheit in diesen Rechnungen, die wenigstens dazu dienen kann, eine andere zu entschuldigen.

Ihr werdet, theuerste Mitschwestern, aller Seits gesehen haben, daß die Zweideutigkeit, von der ich so eben geredet habe, den Grenzstreit der Jahrhunderte gar nichts angeht. Genug, wir zählen Jahre, ob scharf Dionysisch oder nicht, das ist nun gleich viel. Es wäre lächerlich, zumal ohne eine Armee von 300,000 Mann, sich jetzt noch einem so alten christlichen Gebrauche durch solche Finessen zu widersetzen und die Ordnung der Dinge zu stören. Es ließe außerdem ja, als wenn unsere Erfindungskraft so erschöpft wäre, daß wir gar nichts weiter erfinden könnten, als neue Meilen, neue Thermometerscalen und neue Schmarotzerepochen. (Hier etwas Gemurmel von Mons. Sin. und Uhrzifferblätttern. Die Rednerin hört es, fährt aber ruhig fort). Mit einem Wort, wir zählen Jahre nach Tausenden, nach Hunderten u. s. w. Sobald wir aber dieses thun, so müssen wir auch offenbar, um die Hundert voll zu machen, die Hundert selbst nicht fehlen lassen. Wo nach Hunderten gezählt wird, macht die Hundert selbst den Beschluß. So wäre also das Jahr, das nun in wenigen Minuten zu Ende gehen wird, das 1798. nach Christi Geburt gewesen, folglich fehlen noch zwei, um das Hundert voll zu machen, und der Geburtstagsschmaus des neunzehnten Jahrhunderts muß gefeiert werden am 1. Jänner 1801. Also das erste Jahr, worin ich auf der Bank der Hunderte erscheine, ist wirklich (man bemerkt ein Zittern in der Stimme) der Nachtrab des vergangenen Jahrhunderts, und ich muß mich damit trösten, daß ich, in rangmäßiger Verbindung mit der Schwester Eins, die Ehre habe, das 18. Jahrhundert endlich einmal mit voller Zahl zu besiegeln, welches bisher immer mit einer 17 und Decimalbrüchen des Säculums geschehen ist. Da ich dieses mir von der Vernunft übergebene Siegel ein ganzes Jahr noch als Bürgerin des 18. Jahrhunderts führen werde: so hoffe ich auch, damit selbst die bruta, die bisher nicht begreifen konnten, warum das 18. Jahrhundert mit einer 17 bezeichnet wurde, zu überzeugen, daß wir bisher im 18. Jahrhundert gelebt haben. Der Gerechte erbarmet sich auch seines Rindviehes! Ihr erkennet nunmehr, theuerste Mitschwestern, hieraus meine Unparteilichkeit. Ja (sich ermunternd) mit Freuden lege ich die schimmernde Krone, die mir bei meiner Erhöhung gereicht wurde, in das Grab des hingestorbenen Jahrhunderts. — Indessen sollte es mich nichts weniger als betrüben, wenn die Geburtstagsschmauser auch den ersten Tag meiner Erscheinung (1. Jan. 1800), an welchem sich Millionen Hände zu einem neuen Zuge gewöhnen müssen, und sich mit kalligraphischem Wonnegefühl gewiß, wiewohl nicht ohne unzählige Schnitzer, endlich gewöhnen werden, auch ein wenig feierten. Denn so würden ja (sie lächelt in sich selbst hinein), was die Welt immer liebt, der Schmaustage, statt eines, zwei (frohes jovialisches Lächeln von allen Seiten). Ja, wo ich nicht sehr irre, so ist gerade jener neue Datumszug wohl hauptsächlich Ursache, warum über die Frage gestritten wird, und eben deswegen schon eines kleinen Präliminarschmauses, vor dem großen Definitivschmause, werth.

Indessen aber, theuerste Mitschwestern, so sehr ich auch alte, ehrwürdige Gebräuche respectire, und überzeugt bin, daß sich unser christliches Jahrhundert erst mit dem 1. Jänner 1801 anfange, so kann ich euch doch unmöglich verhehlen, daß es auch Gründe giebt, die entgegengesetzte Meinung zu vertheidigen, wiewohl ich sehr gern zugebe, daß diese Gründe eben nicht gerade die sein mögen, womit sie von ihren gewöhnlichen Anhängern vertheidigt wird.

Es ist nämlich gewiß, 1) daß unsere gegenwärtige, wahr oder fälschlich sogenannte Dionysische Epoche sich von der Beschneidung Christi und weder von seinem Geburtstage, dem 25. December, noch von dem Incarnationstage desselben anhebt, einem Tage, der hierbei so wichtig gehalten wurde, daß die Engländer bis 1752 sogar ihr Jahr von demselben zu zählen anfingen, und noch spielt dieser Tag (der 25. März, bis jetzt Lady-day, Maria Verkündigung) unter ihnen, bei Miethcontracten u. dergl. seine Rolle. Also fällt weder der Geburts- noch der Incarnationstag an den Anfang unserer jetzt recipirten Epoche. Sondern beide Tage, auf die doch Alles ankömmt, fallen in das Jahr vorher, und folglich zählen wir, im strengsten Verstande, nicht Jahre nach dem Geburts- und Incarnations-Tage, sondern nach dem Geburts- und Incarnations-Jahr Christi. 2) Ist wohl ganz außer allem Zweifel, daß wir nicht vergangene, sondern laufende Jahre zählen. Unser gewöhnlicher Ausdruck, anno 1, anno 1000, anno 1798 zeigt so wie der lateinische Ausdruck: anno post Christum natum primo, millesimo etc., daß man, im bürgerlichen Leben, nicht vergangene Jahre zählt, sondern laufende. Man datirt Briefe nach dem laufenden Jahre, sowie nach dem laufenden Monatstage. Bezeichnet aber jener Ausdruck blos Jahre nach dem Geburts- und Incarnationsjahre, wie soll man denn dieses Geburts- und Incarnationsjahr selbst bezeichnen? Doch wohl nicht mit dem Namen des ersten Jahres vor der Geburt und Incarnation? Dieses wäre ja eben so widersinnig, als es das erste nach derselben zu nennen. Es bleibt also nichts übrig, als, da unsere Jahrrechnung mit einem ersten Jänner anfängt, vor welchem die Geburt und Incarnation Christi liegt und liegen muß, das ganze Jahr der Begebenheit selbst mit 0 zu bezeichnen, und dessen Anfangspunkt um ein ganzes Jahr hinter den der christlich-bürgerlichen Epoche zurück zu setzen, aber nicht ein ganzes Jahr hinter das Datum der Begebenheiten selbst, auf die es eigentlich hier ankömmt, sondern nicht einmal ein ganzes Vierteljahr hinter den Tag der Incarnation. Sobald man aber ein Jahr Christi 0 hat, das ist, ein Jahr, das man weder das erste Jahr vor dessen Geburt, noch das erste nach derselben nennen kann: so ist es wenigstens Niemand zu verdenken, am allerwenigsten aber Jemandem, der etwa mehr mit dem Absoluten der Meßkunst, als mit dem Conventionellen bürgerlicher Beschlüsse bekannt wäre, wenn er für recht und billig hielte, unsere Jahre von jenem 0 Punkte an zu zählen, also nicht laufende, sondern verstrichene Jahre, gerade so wie der Astronom ohnehin schon seine Zeichen des Thierkreises bei den Längen der Planeten und seine Monatstage zählt, und wie wir selbst im gemeinen Leben unsere Stunden zählen. Den III Uhr 50 Min. heißt ja auch nicht 50 Min. der dritten Stunde, sondern der vierten, so wie 100 Rthlr. 6 Ggr. nicht 6 Ggr. des 100. Thalers, oder so viel als 99 Rthlr. 6 Ggr. bedeutet. Warum soll denn nun 1798 1. Jul. gerade so viel sagen, als 6 Monate des 1798. Jahres, und nicht 1798 Jahr und 6 Monate nach jenem 0, das nicht viel unrichtiger liegt, als jener Anfangspunkt, und wodurch obendrein so viele Gleichförmigkeit in die Sprache über Zeitrechnung überhaupt gebracht würde? Denn so viel ich sehe, würde dadurch die Ordnung der Tafeln nicht im mindesten gestört werden. Wenn man den Ort der Sonne für 1798 den 1. Jul. 5 Uhr berechnen will, so schrieb man aus den Tafeln den Ort für die Epoche von 1798, das ist, für den Anfang dieses Jahres nach bürgerlicher Rechnung ab, addirt dazu die Veränderung von 6 Monaten und von 5 Stunden. Aber der Anfang des 1798. Jahres, nach der gewöhnlichen Rechnung, ist ja mit dem Ende das 1798. von jenem 0 an gerechnet einerlei. Allein so gerechnet, schreiben wir jetzt, da ich rede (sieht nach der Uhr), von jenem 0 an, 1798 Jahre 11 Monate, 30 Tage, 23 Stunden, 56 Min., und heute über ein Jahr, ginge mit dem 1799. Jahr nach der gewöhnlichen Rechnung das 100. des Jahrhunderts, auf diese Weise gezählt, zu Ende. Noch merke ich an, daß es ja nicht sonderbarer wäre, wenn die Astronomen ihre Jahrhunderte anders zählten, als daß sie ihre Tage anders zählen, wie sie wirklich thun, nämlich nicht laufende, sondern vergangene und diese noch oben drein von einem andern 0 ab, als das im bürgerlichen Leben. Zum Beschluß erinnere ich noch einmal, daß ich nicht verbessern, nicht neuern, sondern blos entschuldigen wollte. (Die Neune regt sich, um von der Bank Besitz zu nehmen). Ich sehe, theuerste Schwester und Nachfolgerin, du eilst meine Stelle einzunehmen. Ich weiche. Bedenke, du hast ein wichtiges Jahr vor dir. Sorge ja für Frieden, und halte dich durchaus, während deiner Regierung, als das Quadrat aller guten Dinge und nicht (etwas in den Bart murmelnd) wie im kalten Winter. (Die Glocke schlägt 12, man hört etwas von: Viel Lärm um nichts; die 8 geht ab, und die 9 setzt sich auf die Bank. Gratulationen zum neuen Jahre von allen Seiten).

Johann Lichtenberg, s. Meistersänger.

Martin Heinrich Karl Lichtenstein,

ein Sohn des General-Superintendenten L. zu Helmstädt, ward am 10. Januar 1780 zu Hamburg geboren und studirte, nachdem er im väterlichen Hause die nöthige gelehrte Vorbildung erhalten hatte, zu Jena und Helmstädt Philosophie und Medicin. Nach erfolgter Promotion ging er nach Wien und von da mit dem holländischen Gouverneur, General Jansen, als Hauslehrer und Arzt nach dem Cap in Africa, wo er 1802 anlangte und zuerst 1804 als Chirurgien-Major bei einem Bataillon hottentottischer Infanterie, dann 1805 als Regierungsbevollmächtigter verschiedene Reisen in das Innere unternahm. Seine auf denselben gemachte wissenschaftliche Ausbeute brachte er 1806 wieder mit nach Deutschland zurück und begab sich mit derselben nach kurzem Aufenthalte in Braunschweig, Helmstädt, Göttingen und Jena nach Berlin, wo er 1810 an der daselbst neu gestifteten Universität Vorlesungen zu halten begann und 1811 zum ordentlichen Professor der Naturgeschichte ernannt wurde. 1813 erhielt er die Direction des zoologischen Museums und 1814 die Würde eines ordentlichen Mitgliedes der Akademie der Wissenschaften, welchem Institute er durch seine Kenntnisse und auf einer neuen 1809 unternommenen Reise durch England, Holland, Frankreich und die Schweiz gesammelte Erfahrungen wesentliche Dienste leistete. Er ist Ritter des rothen Adlerordens und geheimer Medicinalrath. —

Er machte sich literarisch bekannt durch:

Reisen im südlichen Afrika in den Jahren 1803 bis 1806. Berlin 1810 — 1811, 2 Thle.

Das zoologische Museum der Universität zu Berlin. Berlin 1816, 2 A. 1818.

Darstellungen neuer und wenig bekannter Säugethiere. Berlin 1827 — 1830, 9 Hefte, Fol.

Erläuterungen der Nachrichten des Fr. Hernandez von den vierfüßigen Thieren Neuspaniens. Berlin 1830.

Auch gab er mit Rühs Zimmermann's Taschenbuch für Reisende (Leipzig 1817 — 1819, 2 Bdchen) und Beiträge zu den Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften heraus.

Ein eben so gründlicher und scharfblickender Gelehrter als geistreicher Naturforscher, lieferte L. eins der vortrefflichsten Reisewerke über das südliche Afrika, das wir besitzen und dessen Fortsetzung und Vollendung allgemein lebhaft gewünscht wird, um so mehr, als es durch die ausgezeichnete Darstellung in demselben nicht blos dem Manne vom Fach, sondern jedem Gebildeten eine eben so anziehende als unterrichtende Lectüre darbietet. — L's scientifische Verdienste, namentlich als Zoolog, genügend zu würdigen ist hier nicht der Ort; es möge hinreichen, auf seinen europäischen Ruf in dieser Hinsicht aufmerksam zu machen.

Herr Ulrich von Lichtenstein, s. Minnesinger.

Magnus Gottfried Lichtwehr

ward am 30. Januar 1719 zu Wurzen in Sachsen geboren und verlor schon 1721 seinen Vater, den dasigen Appellations- und Stiftsrath L., ohne daß dieser Unglücksfall jedoch seine würdige und allgemein geschätzte Mutter gehindert hätte, ihm und seiner Schwester eine sehr gute Erziehung zu geben. Nachdem er bis zum Tode seiner Mutter 1737 die lateinische Schule seiner Vaterstadt besucht und hier schon Proben seines poetischen Talentes abgelegt hatte, brachte ihn sein Vormund, der Stiftskanzler Zahn zu Wurzen, auf die Universität Leipzig, wo er mit Eifer die Rechtsvorlesungen der berühmtesten Lehrer besuchte, nebenbei noch die französische und italienische Sprache erlernte und mit Gottsched und dessen Schule bekannt wurde. 1741 ging er nach Dresden, bewarb sich 2 Jahre fruchtlos um ein Amt und ließ sich 1743 zu Wittenberg nieder, wo er gleichfalls die vorzüglichsten Lehrer hörte, fleißig für sich studirte und zum Doctor der Rechte und Magister der Philosophie ernannt wurde. Ein auf einer Reise nach Quedlinburg erlittenes Augenübel hinderte ihn lange daran seine Laufbahn als akademischer Lehrer zu beginnen, und als er endlich 1747 philosophische und juristische Vorlesungen zu Wittenberg eröffnet hatte, nöthigte ihn ein Blutsturz der Akademie gänzlich zu entsagen und sich blos auf die Dichtkunst zu beschränken. Zu diesem Behufe zog er 1749 nach seiner Verheirathung nach Quedlinburg, wo ihn der General von Stille eine Stiftspräbende abtrat und der König ihn zuerst zum Referendar, 1752 zum wirklichen Regierungsrathe und kurz darauf zum Mitglied der Landesdeputation ernannte, während die deutsche Gesellschaft zu Königsberg ihn zum Mitglied erwählte. 1763 wurde er weltlicher Consistorialrath und Criminalrath und 1765 Vormundschaftsrath bei dem Pupillencollegium, welche Aemter er mit der gewissenhaftesten Treue insgesammt verwaltete, bis ein heftiges Hämorrhoidalübel am 7. Julius 1783 seinem Leben ein Ende machte. — L. war mittlerer Statur, magern Ansehens und von gutem Wuchse und Anstande, ein stiller Weiser für die Welt, unermüdet thätig und gewissenhaft als Beamter, scharfsinnig und gründlich als Gelehrter.

Von ihm erschien:

Schriften. Herausgegeben von seinem Enkel Ernst Ludwig Magnus von Pott. Mit einer Vorrede und Biographie L's von Fr. Cramer. Halberstadt 1828, 16., mit Portrait.

Einzeln:

Vier Bücher Aesopischer Fabeln, in gebundner Schreibart. Leipzig 1748, 8. mit 1 in Kupfer gestochnem Titelblatt (anonym); 2. Aufl. nebst Anhang Berlin 1758, gr. 8., mit Titelvign. (mit Namen); 3. rechtmäßige Aufl. Berlin 1762, gr. 8., mit 4 Kpfrn. und Vign.; 4. Aufl. Ebendas. 1775, 8.; neue unveränderte Aufl. Ebendas. 1782, 8. Nachgedruckt Greifswalde und Leipzig 1761, gr. 8., mit Titelvign. Uebersetzt ins Französische: Rensburg und Paris 1763, 8. Russisch: Petersburg 1779. Dänisch: Kopenhagen 1780. Lateinisch (von Avenarius und Fischer) Leipzig 1785, kl. 8.

Das Recht der Vernunft in 5 Büchern. Leipzig 1758, kl. 8., mit Kupfervign. Französisch (von Madam Faber): Yverdun 1777, gr. 8.

Minucius Felix' Gespräch von der Religion, aus dem Lateinischen übersetzt. Berlin 1763, 8., mit Kpfervign.

Lichtwehr's hauptsächlichstes Verdienst sind seine Fabeln, welche sich durch eine sehr gesunde Moral, gute Erfindung, treffliche Darstellung und fließende, leichte Verse ein dauerndes Bürgerrecht in der deutschen Literatur erworben haben. — Mißlungen ist dagegen im Allgemeinen sein didaktisches Gedicht, das allerdings manchen guten Gedanken enthält, aber sich nur durch seine Form von gewöhnlicher Prosa unterscheidet.

Der kleine Töffel.

In einem großen Dorf, das an die Mulde stieß,
Starb Grolms, ein Bauersmann; die Wittwe freite wieder,
Und kam mit einem Knaben nieder,
Den man den kleinen Töffel hieß.
Sechs Sommer sind vorbei, als es im Dorfe brannte;
Der Knabe war damals gerade sechzehn Jahr,
Da man, wiewohl er schon ein großer Junge war,
Ihn noch den kleinen Töffel nannte.
Nunmehr drosch Töffel auch mit in der Scheune Korn,
Fuhr selber in das Holz; da trat er einen Dorn
Sich in den linken Fuß: man hörte von den Bauern
Den kleinen Töffel sehr bedauern.
Zuletzt verdroß es ihn; und als zur Kirchmeßzeit
Des Schulzens Hadrian, ein Zimmermannsgeselle,
Ihn „kleiner Töffel" hieß, hatt' er die Dreistigkeit,
Und gab ihm eine derbe Schelle.
Die Rache kam ihm zwar ein neues Schock zu steh'n,
Denn Schulzens Hadrian ging klagen,
Und durch das ganze Dorf hört man die Rede geh'n,
Der kleine Töffel hat den Hadrian geschlagen.
O das that Töffeln weh', und er beschloß bei sich,
Sich in die Fremde zu begeben.
„Was?" sprach er, kann ich nicht ein Jahr wo anders leben?
Immittelst ändert sich's, und man verkennet mich."

Gleich ging er hin, und ward ein Reiter;
Das höret Nachbars Hans, die Sage gehet weiter,
Und man erzählt von Haus zu Haus,
Der kleine Töffel geht nach Böhmen mit hinaus.
Der Töffel will vor Wuth ersticken.
Indessen kriegt der Sachsen Heer
Befehl, in Böhmen einzurücken.
Nunmehr ist Töffel fort, man spricht von ihm nicht mehr.
Die Sachsen dringen ein, geh'n bis nach Mähren hinter,
Und Töffel gehet mit. Es geht ein ganzer Winter,
Ein halber Sommer hin, man senkt den Weinstock ein,
Als man den Ruf vernimmt: es sollte Friede sein.
Da meint nun unser Held, daß man die Kinderpossen,
Die ihn vordem so oft verdrossen,
Verlängst schon ausgeschwitzt. Er wirkt sich Urlaub aus,
Und suchet seines Vaters Haus.
Er hörte schon den Klang der nahen Bauernkühe;
Ein altes Mütterchen, das an den Zäunen kroch,
Ersah ihn ungefähr, und schrie:
„„Je, kleiner Töffel, lebt ihr noch?""

Das Vorurtheil der Landesleute
Verändert nicht der Oerter Weite,
Tilgt weder Ehre, Zeit noch Glück.
Reist, geht zur See, kommt alt zurück:
Der Eindruck siegt, da hilft kein Sträuben:
Ihr müßt der kleine Töffel bleiben.

M. G. Lichtwehr.

Philipp Julius Lieberkühn

ward im August 1754 zu Wusterhausen an der Dosse geboren, studirte auf der Stadtschule zu Ruppin und auf der Universität zu Halle Philologie und Theologie und erhielt, nachdem er bereits seit 1778 als Hauslehrer sich daselbst aufgehalten hatte, 1779 das Rectorat der Schule Neuruppin, welche er in Verbindung mit seinem Freund Struve vortheilhaft umgestaltete. Ein Ruf als Professor der Theologie und Rector des Elisabethgymnasiums brachte ihn 1784 nach Breslau, wo er später auch das zweite Inspectorat der evangelischen Schulen erhielt und am 1. April 1788 starb.

Er schrieb:

Kleine Schriften. Nebst seinem Leben herausgegeben von F. Gedike. Züllichau und Freistadt 1791.

Einzeln:

Versuch über die anschauende Erkenntniß. Züllichau 1782.

Ueber die nothwendige Verbindung der öffentlichen und häuslichen Erziehung. Berlin 1784.

Ueber den Werth und die Rechte der öffentlichen Erziehung. Züllichau 1785.

Ueber die Vortheile und Nachtheile der großstädtischen Schulen. Breslau 1786.

Ein sehr tüchtiger Pädagog wirkte L. sowohl durch mündliche Lehre wie durch seine Schriften viel Gutes während seines leider zu kurzen Lebens, und wird noch immer mit großer Achtung genannt.

Ehrenfried Liebich

ward am 13. Juni 1713 zu Probsthain in Schlesien geboren und studirte von 1738 bis 1740 zu Leipzig Theologie, worauf er eine Hauslehrerstelle in seinem Vaterlande annahm. 1742 wurde er evangelischer Pfarrer zu Lomnitz und Erdmannsdorf. Er starb daselbst am 23. December 1780.

Er gab heraus:

Geistliche Lieder und Oden. Hirschberg und Leipzig 1768; dann Liegnitz 1774, 2 Thle., 12.

Ein für seine Zeit höchst ausgezeichneter geistlicher Liederdichter, der seine religiösen Poesien mit Kraft, Wärme und Wohlklang auszustatten verstand.

Traugott Christiane Dorothea Lilien

war die Tochter des 1747 verstorbenen altenburgischen General-Superintendenten Dr. Löber und 1725 zu Ronneburg geboren. Sie verheirathete sich mit dem Dr. medicinae Lilien zu Erfurt, wurde zur Dichterin gekrönt und Mitglied der deutschen Gesellschaften zu Göttingen, Helmstädt und Jena, nahm nach dem Tode ihres Gatten ihren Aufenthalt bei ihrem Bruder, dem Hofrath und Leibmedicus Dr. Löber zu Dresden und starb daselbst am 15. December 1788.

Von ihr haben wir:

Vermischte Gedichte. Altenburg 1741, 2 Thle.
Dieselben. 2. Sammlung. Ebendas. 1742.
Dieselben. 3. Sammlung. Meiningen 1763.
Idyllen und Lieder. Dresden 1784.

Im Geschmack der sächsischen Schule dichtete sie jedoch nicht ohne Talent und verstand es, zarten Empfindungen eine anmuthige und gefällige Form zu geben.

Mattheus Abele von und zu Lilienberg.

Von den Lebensumständen dieses Dichters wissen wir nur, daß er zu Anfang des 17. Jahrhunderts im Oesterreichischen geboren ward, nach vollendeten Studien zum Dr. der Rechte promovirte und kaiserlicher Rath, Hofhistoricus, Pfalzgraf, Landsteuer-Ober-Secretarius und Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft wurde. Er starb zu Ende des 17. Jahrhunderts.

Die literarische Welt kennt ihn durch:

Seltsame Gerichtshändel. Nürnberg 1668.
Vivat Unordnung. Sulzbach 1669, 12. Auch unter dem Titel:
Künstliche Unordnung. Nürnberg 1670 u. 1673, 12.

Es fehlt ihm nicht an Laune, Witz und Lebendigkeit der Darstellung, aber er gefällt sich zu sehr in Derbheit und rohem Scherz; einzelne Lieder in seiner künstlichen Unordnung sind dagegen vortrefflich und im echten Volkston gehalten.

Der Schenk von Limburg, s. Minnesinger.

Wilhelm Adolph Lindau

ward am 24. Mai 1774 zu Düsseldorf geboren, lebte nach vollendeten Studien als Privatgelehrter zu Meißen, wurde dann Polizei-Inspector zu Dresden, gab aber dieses Amt bald auf und privatisirte daselbst, so wie später in Leipzig, mit literarischen Arbeiten beschäftigt.

Er ließ erscheinen großentheils anonym:

Heliodora. Meißen 1799, 2 Thle., 8.; 2. Ausg. Ebendas. 1802, 2 Bde., 8., mit Kupf.
Erminia. Ebendas. 1800, 8., mit Kupf.
Die Dankbaren und ihre Wohlthäter. Erzählung Freiberg 1802, 8.
Adolar. Ebendas. 1802, 2 Thle., 8.
Erato. Meißen 1802—1803, 3 Bde., 8., mit 1 Kupf.; 3r Bd. auch unter dem Titel: Lilienblätter. Ebendas. 1810, 8.
Das Vermächtniß eines Einsamen. Leipzig 1803, 8.
Der Tempelherr. Ebendas. 1804, 2 Bde., 8.
Mährchen. Görlitz 1805, 8.
Die Reise von 24 Stunden. Leipzig 1806, 8.
Wanderungen und Abentheuer. Posen 1806, 8.
Blüthenblätter. Leipzig 1807, 8., mit 1 Kupf.
Scenen auf Ischia. Görlitz 1807.
Drei Erzählungen. Leipzig 1809, 8.
Edmunds Prüfungen. Görlitz 1810, 2 Th.e., 8.
Die Versöhnerin. Meißen 1811, 8.
Die weiße Frau. Nach dem Französischen. Leipzig 1811, 3 Bde., 8., mit Kupf.
Welcher ist mein Vetter? Nach Pain's Vaudeville. Görlitz 1811, 8.
Darstellungen aus der Geschichte von Spanien. Görlitz 1812.
Die Pilgerinnen. Meißen 1812, 8.
Die Gefangnen. Leipzig 1812, 8., mit Kupf.
Joann de Castro. Ebendas. 1812, 8.
Herbstblüthen. Ebendas. 1812, 8.
Leonello. Meißen 1813, 8.
Leonore. Leipzig 1813, 8.
Südfrüchte. Dresden 1813, 8.
Der Wundergürtel. Nach dem Spanischen. Leipzig 1813, 8.
Egerand de Balco. Nach dem Spanischen. Ebendas. 1814, 8.
Gemälde aus der Geschichte der Völker. Leipzig 1814; neue A. 1817.
Der graue Ritter. Leipzig 1814, 4 Bde., 8., mit Kupfer.
Neues Gemälde von Dresden. Dresden 1820; 2. Ausg. Ebendas. 1820, 2 Thle.
Ich und meine Frau. Dresden 1815, 8., mit Fr. Laun und G. Schilling.
Maiblumen. Görlitz 1817, 8.
Heldengemälde. Leipzig 1817, 8.
Lebensbilder. Dresden 1817, 2 Thle., 8.
Romantische Geschichten. Leipzig 1819, 8.
Die Flüchtlinge. Ebendas. 1820, 8., mit Kupf.
Erzählungen, 1r Theil. Brünn 1822, gr. 8. Auch unter dem Titel: Moosrosen.
Erzählungen aus dem Leben in Schottland. Aus dem Englischen. Dresden 1824, 8.
Gemälde aus der Geschichte Spaniens. Dresden 1824, 8.
Erzählungen. Leipzig 1827, 8., mit Titelkupf.
Geschichte Schottland's. Dresden 1827, 4 Thle.
Geschichte Irland's. Dresden 1829.

Viele Uebersetzungen aus dem Englischen und Französischen u. s. w.

Gute Erfindungsgabe, scharfe Charakterzeichnung, Wärme und Lebendigkeit der Anschauung, reiche Phantasie und ein fließender, gefälliger Styl sind Lindau's Romanen und Erzählungen eigen und verleihen denselben einen bleibenden Werth, namentlich war seine Heliodora lange eine Lieblingslecture des gebildeten Publicums. In neuerer Zeit hat er sich vorzüglich mit Uebersetzungen, besonders englischer Originale beschäftigt und auf diesem Felde Ausgezeichnetes geliefert. In seinen historischen und topographischen Arbeiten weiß er populäre Darstellung mit Gründlichkeit und Genauigkeit zu verbinden. —

Die Schlacht in den Ebenen von Tolosa*).

In der Pfingstwoche des Jahres 1212 war Toledo angefüllt mit Kriegern aus allen Gegenden von Europa; denn der Papst hatte durch offene Sendschreiben Ablaß allen Tapfern versprochen, die dem bedrängten Könige von Castilien, Alfonso dem Achten, mit Gut und Blut beistehen wollten. Mahomed, der Beherrscher von Mogrib (Marokko) vom Stamme der Mohaden, dem die maurischen Fürsten in Spanien als ihrem Oberherrn huldigten, war mit furchtbarer Kriegsmacht nach Andalusien übergegangen, und drohte die Herrschaft der Christen umzuwerfen. Gegen zweitausend Ritter, zehntausend Reiter und funfzigtausend Mann Fußvolk waren seit einigen Monaten, theils über die Pyrenäen, theils aus den nördlichen Gegenden der Halbinsel und aus Portugal herbeigeströmt, um den Ablaß der Kreuzfahrer zu verdienen. Es ward bald zu enge in den Mauern der Stadt, und der König räumte den Kriegern seinen Lustgarten am Ufer des Tajo ein, wo unter schattigen Bäumen Zelte und kühle Lauben errichtet wurden. Auch war Alfonso sorgfältig bedacht gewesen, außer allen Kriegsbedürfnissen so viele Lebensmittel herbei zu schaffen, daß diese zahlreichen Schaaren nie Mangel litten. Schwieriger war's, unter den rohen Horden, die eben so gierig nach Beute, als nach den Schätzen des Ablasses trachteten, Zucht und Ordnung zu erhalten. Die frem-

*) Aus Lindau's „Heldengemälde rc." Leipzig 1817.

den Kreuzfahrer verwüsteten einige Weinberge und Baumpflanzungen, um sich Brennholz zur Bereitung ihrer Speisen zur verschaffen, und mißhandelten die Juden in der Stadt, von welchen einige als Opfer der blinden Glaubenswuth umkamen. Diese Gewaltthätigkeiten reizten die Bewohner der Stadt zu einem Aufstande gegen die raubsüchtigen Fremdlinge, und Alfonso mußte seine ganze Klugheit, sein ganzes Ansehen aufbieten, den Aufruhr zu stillen und die Juden zu beruhigen. Der König bewies sonst viel Geduld und Nachsicht gegen seine unruhigen Gäste, um die feurige Kampflust, die Alle entflammte, zu nähren. Er gab immer gemäßigte Antworten, wenn Jemand aus den wilden Schaaren sich ungebührliche Reden erlaubte, und die Würde des Herrschers mit Leutseligkeit vereinend, den abweichenden Sitten der Fremdlinge geschmeidig sich fügend, suchte er allen Wünschen entgegen zu kommen. Freigebig zeigte er sich gegen die Großen, wie gegen die Geringern; jeder Krieger, von der Reiterei, und von dem Fußvolke erhielt täglich einen verhältnißmäßigen Sold zu seinem Unterhalte; Weiber, Kinder und andere zum Kriege untaugliche Menschen waren nicht ausgeschlossen von seiner Freigebigkeit, und außer diesen öffentlichen Austheilungen spendete er großmüthig noch viele besondere Gaben.

Während Papst Innocens III., besorgt für den glücklichen Fortgang der christlichen Waffen, den Gläubigen in Rom ein dreitägiges Fasten bei Wasser und Brot befahl, eine feierliche Betfahrt verordnete, wobei alle Weiber ohne Schmuck und diejenigen, die es vermochten, barfuß erscheinen sollten, gab auch der König von Castilien Befehle zur Einschränkung des Aufwandes. Alle Kriegsleute zu Roß und zu Fuß sollten den überflüssigen Putz, allen Schmuck von Gold und Silber ablegen, und sich mit nützlichen Waffen versehen, damit sie zum Dienste Gottes anwendeten, wodurch sie vorher den Himmel beleidigt hätten.

So bereitete sich Alles zu dem heiligen Kriege, und überall waren Priester bemüht, das Feuer der frommen Begeisterung nicht durch Ermahnungen allein, sondern auch durch eignes Beispiel zu entzünden und zu nähren. Unter den tapfern Rittern, die aus Frankreich und Italien über das Grenzgebirge kamen, waren die Erzbischöfe von Bordeaux und von Narbonne, und der Bischof von Nantes, um, wie die vornehmsten spanischen Geistlichen, mit dem Kreuzheere ins Feld zu ziehen.

Nur die Könige von Aragon und Navarra nahmen unmittelbaren Antheil an dem Kriegszuge, und der letzte ließ sich erst durch die Zuredungen des Erzbischofs von Narbonne bewegen, seinen Unmuth gegen den König Alfonso von Castilien, um des gemeinsamen Vortheils der christlichen Reiche willen, zu vergessen; aus Leon und Portugal hingegen kamen zwar einzelne Krieger, um die Wohlthaten des Ablasses zu gewinnen; die Könige dieser Länder aber, auch feindlich gesinnt gegen Castilien, weigerten sich der Theilnahme an dem Kriege gegen den Feind, dessen furchtbare Macht, wenn sie siegreich Alles vor sich niederwarf, auch sie erdrücken mußte.

Am Einundzwanzigsten des Brachmonats, als Alfonso's treuer Freund, Pedro II. von Aragon, mit seinen Kriegsvölkern in Toledo festlich war empfangen worden, zog das Heer hinauf gegen die Sierra Morena, die mächtige Vormauer des Feindes. Der tapfre König von Castilien hatte den übergebirgischen Kreuzfahrern, die in einem abgesonderten Heerhaufen voranzogen, den tapfern Diego Lopez de Haro zum Anführer gegeben. Darauf folgte der König von Aragon mit seinen Kriegsvölkern, und Alfonso schloß mit den Seinigen den Zug, so daß die drei Heere, obgleich getrennt, in geringer Entfernung sich folgten.

Nach einigen Tagen erreichten die fremden Kreuzfahrer zuerst das Schloß Malagon, und eroberten die Veste, ungeachtet des tapfern Widerstandes der Mauren, die alle durch das Schwert der Sieger umkamen. Das erste Siegesglück aber konnte die fremden Krieger nicht ermuntern, die Beschwerden des rauhen Bodens, und die drückende Sommerhitze zu ertragen; schon damals wollten sie in ihre Heimath zurückkehren, und nur die dringenden Bitten der Könige von Castilien und Aragon konnten sie bewegen, weiter bis nach Calatrava zu ziehen.

Das ganze Heer erschien vor dieser Stadt, wo die Mauren, unter einem kriegserfahrnen Anführer, sich zu tapferer Vertheidigung rüsteten. Sie hatten in alle Fuhrten des Flusses Fußangeln geworfen, welche aus vier Stacheln bestanden, so daß immer eine Spitze, wie sie auch fielen, oben lag und Menschen und Pferde verwunden konnte. Nur wenige aber wurden bei dem glücklichen Uebergange verletzt, und das Heer lagerte sich vor der Stadt. Die Vestung lag zwar in einer Ebene, aber der Fluß machte die Mauern derselben von der einen Seite unzugänglich, und auf der andern Seite war sie durch Gräben, Thürme und Bollwerke so gut beschützt, daß sie ohne Belagerungswerkzeuge nicht leicht genommen werden konnte. Nach dem ersten tapfern Angriffe aber erboten sich die Mauren zur Uebergabe, unter der Bedingung freien Abzuges, und der König von Castilien, der Anfangs nicht einwilligen wollte, mußte endlich seinen Bundesfreunden nachgeben, so daß der König von Aragon die Hälfte von Allem, was in der Veste sich fand, erhalten, und die andere Hälfte den übergebirgischen Kreuzfahrern zufallen sollte.

Aber weder dieser Vortheil, noch die Aussicht, Ruhm und Ehre zu gewinnen, vermochten etwas über die Fremdlinge. Fast Alle, gegen Vierzigtausend, nahmen den Rückweg in die Heimath jenseit der Pyrenäen, erschöpft von den Beschwerden, die sie schon erduldet hatten, und furchtsam zitternd vor den Mühseligkeiten, welche der Krieg in dem rauhen Gebirge drohte, aber auch unwillig über die Bedingungen, welche der Stadt Calatrava waren bewilligt worden, deren Plünderung sie sich versprochen hatten. Selbst die fremden Geistlichen entfernten sich mit den Kriegern; nur der Erzbischof von Narbonne hielt mit den Wenigen aus, welche bis zu Ende des Krieges blieben. Es waren gegen hundert und funfzig Ritter, außer dem Fußvolke, die auf den ersten Entschlusse wacker beharrten. Als die übrigen auf den unrühmlichen Rückzuge wieder nach Toledo kamen, waren der raubsichtigen Horde böse Gerüchte vorgegangen, und die Sage drohte, daß auch diese Stadt geplündert werden sollte. Da schlossen die Bürger ihnen die Thore, begrüßten sie von den Stadtmauern herab mit Schimpfreden, und beschuldigten sie der Feigheit. Aber die Fremdlinge, der Heimath entgegen eilend, entfernten sich schnell, ohne die Beschimpfung zu rächen, und zogen in einzelnen Haufen voran, um desto leichter Lebensmittel zu finden.

Mohamed, der König von Mogreb, hatte indeß seine Kriegsvölker bei Jaen versammelt, die Christen zu erwarten. Er zeigte keine Lust zum Angriffskriege, so lange die fremden Hülfsvölker die spanische Kriegsmacht anschwellten; aber er hatte richtig berechnet, daß dieses Heer durch Mangel an Lebensmitteln und die Beschwerden des rauhen Bodens und der Jahreszeit erschöpft, durch Verluste in kleinen Gefechten geschwächt, sich immer mehr vermindern werde.

Die Entfernung der übergebirgischen Kreuzfahrer schien eine günstige Fügung des Himmels zu sein. Bald nach dem Abzuge derselben gingen Einige der Zurückgebliebenen heimlich zu dem Feinde über, und verriethen ihm die Lage des christlichen Heeres, die bedrängt genug war, obgleich seit jenem Verluste der König von Navarra mit seinen Kriegsvölkern es wieder verstärkt hatte. Muthig und kühn nach dieser Botschaft zog Mohamed nach Barza, und sandte Kriegsvölker in die Ebene von Tolosa, um die Zugänge der Sierra Morena, und besonders einen Paß, wo Felsen den Weg sperren, und ein Fluß ihn einengt, besetzen zu lassen. Er hoffte die Christen dadurch zu hindern, die Berghöhen zu ersteigen, und meinte, wenn der Engpaß behauptet würde, müßten die Kreuzfahrer, durch Mangel und Hunger gedrängt, bald vom Kampfe ablassen.

Diego Lopez de Haro aber, der noch die Vorhut anführte, sandte seinen Sohn und seine beiden Neffen ab, damit sie die Bergwand erstiegen, was ihnen endlich auch gelang durch den Muth, womit sie die Gefahr überwanden, welcher sie, zu sehr ihrer Tapferkeit vertrauend, sich ausgesetzt hatten. Am Zwölften des Heumonats erschien das Heer am Fuße des Gebirges und am folgenden Tage begannen die Könige dasselbe zu ersteigen, und schlugen ihre Zelte an einem Abhange auf. Die Christen litten schon auf dieser Anhöhe viel durch Wassermangel und Dürre, und die Mauren hatten die vorzüglichsten Pässe und Schluchten, die durch wenige Kriegsvölker gegen zahllose Schaaren vertheidigt werden konnten, sorgfältig besetzt, um ihren Feinden aufzulauern.

Die Könige hielten Kriegsrath. Der Durchgang durch den engen Losa-Paß, der an jähen Abstürzen hinlief, konnte nicht ohne großen Verlust erzwungen werden. Mohamed's Heer war in der Nähe. Schon sah man das Lager der Mauren in der Bergebene, und weithin glänzte des Königs rothes Zelt. Die Stimmen der Anführer waren getheilt. Einige riethen, zurückzukehren, und lieber einen zugänglicheren Weg zu dem Lager der Mauren zu suchen, als den gefährlichen Paß zu erstürmen. Der großherzige König Alfonso aber gab zur Antwort: Euer Rath scheint vorsichtig zu sein, er ist dennoch gefahrvoll. Wenn die Unkundigen in unserm Heere den Entschluß zum Rückzuge vernehmen, so müssen sie glauben, daß wir furchtsam den Kampf meiden; sie werden es den Uebrigen sagen, und alle werden unaufhaltsam weichen. Wir sehen die Feinde vor uns, darum müssen wir auf die Feinde losgehen; es geschehe, was Gottes Wille ist.

Des Königs Meinung siegte. Da kam in's Lager der Christen ein gemeiner Mann, unansehnlich von Gestalt, welcher, wie er sagte, auf dem Gebirge einst Heerden gehütet und Ha-

sen und Kaninchen gejagt hatte *). Er wollte den Spaniern einen bequemen Weg am Abhange des Gebirges zeigen, wo sie von den Mauren zwar bemerkt, aber nicht aufgehalten werden, und sicher zu dem Orte gelangen könnten, der einen günstigen Kampfplatz darbot. Zur glücklichen Stunde erschien der Unbekannte, wie ein Bote des Himmels, um aller Verlegenheit ein Ende zu machen; aber da man in einer so wichtigen Sache einem solchen Manne nicht aufs Wort glauben konnte, so wurden Diego Lopez de Haro und ein aragonischer Ritter, Grazia Romero, mit einem kleinen Heerhaufen ausgesandt, um die Aussage des Unbekannten zu erproben. Der geheimnißvolle Mann führte sie, wie er versprochen, auf einem sichern Wege, und als sie die Höhe glücklich erreicht hatten, lagerten sie sich auf einer weiten Ebene, die sie hier fanden.

Die Könige erhielten alsbald Nachricht von dem glücklichen Erfolge, und Sonnabends früh, am Vierzehnten des Heumonats, ließen sie sich von dem Erzbischofe von Toledo segnen, und stiegen den Pfad hinan, den der Unbekannte gezeigt hatte, und der noch heut zu Tage der Königspaß genannt wird. Die Mauren glaubten, die Christen wollten ein Treffen vermeiden, weil sie den Losa-Paß nicht hatten bezwingen können, aber desto größer ward ihre Bestürzung, als sie sahen, daß die Spanier nicht flohen, sondern kühn voranrückten. Schon waren auf der Höhe mehrere Zelte aufgeschlagen, und immer erhoben sich neue; da sandten sie einige Reiterhaufen ab, um den Christen das Lagern zu wehren, die Spanier konnten auf dem schmalen Bergpfade nur in einer einzigen Reihe ziehen und desto gefährlicher war der Kampf, den sie glücklich bestanden. Das Lager ward aufgeschlagen. Als nun Mohamed sahe, daß weder die Vertheidigung des engen Passes, noch alle List ihm etwas geholfen, rückte er in Schlachtordnung aus, und stellte den tapfersten Heerhaufen auf ein schwer ersteigliches Vorgebirge, während er die übrigen Schaaren geschickt auf beiden Seiten ordnete. Hier erwartete er den Angriff bis zum Abende. Im Kriegsrathe der Christen aber ward beschlossen, die Schlacht bis zum Montage aufzuschieben, weil man den erschöpften Kriegern, den abgematteten Pferden, die kurze Rast gönnen und indessen die Stellung des Feindes erforschen wollte, um nach der eingezogenen Kundschaft das Heer so zu ordnen, daß man auf den Sieg rechnen könnte.

Mohamed deutete diese Vorsicht als Furchtsamkeit, und übermüthig hegte er stolze Siegeshoffnungen. Er sandte Briefe nach Baeza und Jaen, worin er sagte, er hätte drei christliche Könige eingeschlossen, und hoffte sie in drei Tagen gefangen hinwegzuführen. Einer aber von den Seinigen, klüger als er selbst, soll ihm gesagt haben: Herr diese Christen scheinen eher zum Kampfe sich zu rüsten, als auf feige Flucht zu denken. Am folgenden Tage rückte Mohamed wieder aus dem Lager und stand bis gegen Mittag in Schlachtordnung. Als die Sonnenhitze ihn drückte, brachte man ein hochrothes, schön verziertes Zelt, worin er sich stolz niedersetzte.

Die Mauren zeigten an beiden Tagen ihre ritterliche Geschicklichkeit gegen einzelne christliche Krieger, wie es bei Turnieren üblich war, aber nicht nach abendländischer Sitte, sondern nach ihrer Weise mit Lanzen und Rohrstöcken. Die Heerführer der Christen aber nahmen, so wenig als am Sonnabende, Mohameds Herausforderung an, und während die Bischöfe predigten und Ablaß verkündeten, war das Lager wohl geschützt, des Feindes Stellung beobachtet, und vorsichtig erwogen, wie der Angriff am folgenden Tage vollführet werden sollte. Alles war zum Kampfe geordnet und der Schauplatz eines der herrlichsten Siege gewählt.

Der schöne Tag erschien. Um Mitternacht schon ertönten Freudenstimmen in den Zelten. Der Ausrufer verkündete, daß alle zum heiligen Kampfe sich rüsten und die Ritter sich bewaffnen sollten. Darauf bereiteten sich die Kreuzfahrer durch andächtiges Gebet zu dem großen Werke; der Erzbischof von Toledo gab ihnen die allgemeine Lossprechung von ihren Sünden; das Abendmahl ward ausgetheilt, und noch einmal erhoben die Priester ihre Stimme, um die Krieger zu muthigem Kampfe für den Glauben, für das Vaterland, für die Ehre, für Spaniens Ruhm zu entflammen.

Es tagte. Trompeten und Trommeln gaben das erste Zeichen, die Schlacht zu ordnen. Das Hauptheer bildeten die castilischen Kriegsvölker in vier Abtheilungen, von welchen die erste auch jetzt der wackere Diego Lopez de Haro anführte; bei der letzten, im Hintertreffen, war der König selbst mit allen Bischöfen und mehreren tapfern Rittern. Den linken Flügel führte der muthvolle König Sancho von Navarra, bei welchem mehrere freiwillige Fremdlinge waren; den rechten der König von Aragon.

So waren die Heere geordnet. Da erhoben Alle die Hände und Augen zu Gott, und im Herzen den Wunsch den ruhmvollen Märtyrertod zu erleiden, folgten sie des Glaubens Fahnen in den Kampf. Haro und seine tapfern Waffengefährten führten die ersten Streiche. Die Mauren hatten auf einer hohen Bergebene von zahllosen Pfeilköchern eine Art von Verschanzung aufgerichtet, wo ihr bestes Fußvolk aufgestellt war. Mitten unter diesen Tapfern hatte Mohamed seinen Platz; er war angethan mit einem reichen schwarzen Gewande, das der erste Beherrscher aus dem Stamme der Mohaden getragen; in der einen Hand hielt er den Koran, in der andern das Schwert. Außer dieser Verschanzung standen noch andre Haufen tapfern Fußvolks, und viele von diesen Kriegern, sowohl drinnen als draußen, hatten sich mit Ketten um die Schenkel an einander gebunden, und rings eingeschlossen, um sich die Flucht unmöglich zu machen. Die maurische Reiterei, gut beritten und wohl bewaffnet, umschwärmte in dichten Schaaren die Haufen des Fußvolks, ordnungslos kämpfend, rasch und ungestüm im Angriffe. Das feindliche Heer hatte hunderttausend Krieger zu Pferde, und zahlloses Fußvolk; nur fünfundzwanzigtausend Reiter, und eine verhältnißmäßige Anzahl von Fußvolk, konnten die Christen entgegenstellen.

Unerschütterlich standen die Mauren dem Angriffe der Spanier. Einige Heerhaufen des Vortreffens der Christen stiegen auf einem beschwerlichen Wege hinan, und trafen auf der Höhe eine leicht bewaffnete maurische Schaar, die in rascher Flucht wich. Die Christen eilten ihr nach, als aber die Fliehenden sich bis zu den Verschanzungen auf der Höhe zurückgezogen hatten, stellten sie sich mit neuer Kampflust dem verfolgenden Feinde entgegen. Unter lautem Kriegsgeschrei machten die Mauren nun einen wüthenden Angriff, und es wichen einige Haufen des christlichen Vortreffens, Reiterei sowohl als Fußvolk. Fast das ganze castilische Heer, bis auf das Hintertreffen, folgte dieser Bewegung. Als König Alfonso diese unglückliche Wendung des Kampfes bemerkte, sprach er laut zu dem Erzbischofe von Toledo: Erzbischof, hier werden wir beide sterben! Darauf jener! Das wolle Gott verhüten, nein, eure Feinde werdet ihr hier besiegen. Der König aber rief außer sich, und mit unerschrockenem Muthe: Auf, auf! Dem Vortrabe zu Hülfe! er ist in Gefahr!

Die tapfersten Ritter, die den König umgaben, stürmten mit ihm voran. Fernando Garcia aber, ein wackerer Krieger, hielt den ungestümen König auf, und bat ihn, sich zu mäßigen. Hier Erzbischof, hob Alfonso wieder an, hier müssen wir sterben, denn in einem solchen Augenblicke ziemt uns ein rühmlicher Tod. — Wenn's Gott gefällt, gab der Erzbischof zur Antwort: so ist der Sieg euer Loos und nicht der Tod; aber wenn Gott es anders verordnet hat, so sind wir alle bereit, mit Euch und für Euch zu sterben.

Nie veränderte Alfonso seine Züge in diesem Augenblicke, wo die Gefahr so drohend, der glückliche Erfolg des Kampfes so zweifelhaft war; immer standhaft voll Löwenmuthes, zum Tode oder zum Siege entschlossen. Als er sah, daß der Vortrab noch immer mit den Feinden kämpfte, drang er ungestüm vor bis zu den Verschanzungen der Mauren, während auch auf beiden Flügeln die Könige von Navarra und Aragon tapfer eindrangen. Das Kreuz, das dem Erzbischof von Toledo vorgetragen ward, ging wunderbar durch die Schaaren Feinde, ohne daß der Träger und seine Begleiter verwundet wurden, oder das Kreuz beschädigt ward, und als nun auch das Banner der Landschaft Toledo mit dem Bilde der heiligen Jungfrau, der Beschützerin Spaniens, den Tapfern, die ihm folgten, die Bahn des Sieges zeigte, erlag endlich die Standhaftigkeit der Mauren, und mitten durch ihr Lager nahmen sie den Weg der Flucht. Vergebens suchte die Stimme der Anführer, vergebens Mohameds Gebot die Fliehenden zurück zu halten. Bald drangen die erbitterten Spanier unaufhaltsam voran zu der Verschanzung, wo die tapfersten Schaaren noch standen. Heftiger entbrannte wieder der Kampf, aber endlich drangen zuerst Navarra's Kriegsvölker unter ihres Königs Anführung ein, die Ketten sprengend, womit die Mauren sich umschlossen hatten, und furchtbar wüthete das Schwert der Sieger. Da entrann, als sein Bruder ihm die drohende Gefahr anzeigte, auch König Mohamed, und kam auf einer scheckigen Stute mit vier Reitern nach Baeza. Ich kann mir selbst nicht rathen, viel weniger Euch; der Herr sei mit Euch! gab er den Bewohnern der Stadt zur Antwort, als sie ihn fragten, was sie thun sollten.

Der Sieg der Christen war entschieden, als nun auch die ca-

*) Aus diesem Manne, der nach den gleichzeitigen Erzählungen nichts als ein Hirt und Jäger war, hat man in spätern Zeiten einen wunderbaren Boten Gottes gemacht. Einige nennen ihn Martin Alhaja und lassen das spanische Geschlecht Cabeza de Vaca (Kuhkopf) von ihm abstammen, weil er einen Kuhkopf als Zeichen gegeben haben soll. Nach Andern war es der heilige Isidor, oder ein Engel. Ein Steinbild des wunderbaren Hirten ward in der Kirche zu Toledo gezeigt. Der Mönch Alberich giebt ihm in seiner Chronik (in Leibnitzens Access. histor. II. 460) die mit dem J. 1241 endigt, schon einen auffallenden Anzug, eine ungegerbte Hirschhaut und Schuhe von gleichem Stoffe, und läßt auf dem dürren Gebirge Wasser in Ueberfluß hervorquellen, als man nach des Hirten Beispiel mit dem Grabscheit vor allen Zelten die Erde öffnet. Die Augenzeugen wissen von allen diesen Wundern nichts.

stilischen und aragonischen Kriegsvölker eindrangen. Von den Mauren erlagen viele Tausende, die Widerstand wagten, oder auf der Flucht erreicht wurden. Die Sieger verfolgten sie einige Stunden, ehe sie zu dem Hauptheere zurückkehrten, welches das maurische Lager einnahm. Als der Erzbischof von Toledo die Spanier siegreich vordringen sah, sprach er zu dem Könige von Castilien: Herr, gedenket der Gnade, die Gott Euch heute erwiesen, wodurch er alle Mängel gehoben, alle bisher erduldete Leiden vergütet hat. Aber erinnert Euch auch der tapfern Ritter, der wackern Krieger, durch deren Hülfe Ihr heute so großen Ruhm, so große Freude erlangt habt. Darauf begann er selbst den Preisgesang: Herr Gott, dich loben wir! die andern Bischöfe stimmten ein, und viele weinten Freudenthränen über das Glück der christlichen Waffen *).

Das Schlachtfeld bot einen furchtbaren Anblick dar. Die Leichen der erschlagenen Mauren waren so hoch aufgethürmt, daß man, selbst auf den besten Pferden, nicht ohne Gefahr hinüber kommen konnte. Von allen Seiten wurden indeß die Fliehenden bis zum Anbruche der Nacht verfolgt. Gegen hunderttausend Mauren waren theils im Kampfe, theils auf der Flucht erschlagen worden; von den Christen aber sollen, wenn man der einstimmigen Aussage der Augenzeugen glauben will, in der Schlacht nur fünfundzwanzig, im ganzen Feldzuge nur hundert und funfzig gefallen sein, und man will den Grund dieses auffallenden Mißverhältnisses auch darin finden, daß die Mauren sehr leicht, die Spanier hingegen schwer gerüstet waren.

Vor Sonnenuntergange saßen die Christen, ermüdet, aber durch Siegesfreude erheitert, schon in den Zelten der Mauren, und keiner kehrte zurück ins eigene Lager, als diejenigen Diener, welche ihre Habe zu holen hatten. Die Zahl der Sieger war zwar nicht klein, aber dennoch konnte sie kaum die Hälfte des maurischen Lagers füllen. Es wurden so viele Pfeile, Lanzen und andere Waffen gefunden, daß zweitausend Lastthiere sie nicht hätten fortschaffen können. Während der Nacht war die Habsucht der Soldkrieger schon geschäftig genug gewesen, obgleich der Erzbischof bei Strafe des Kirchenbannes das Plündern verboten, und die Krieger ermahnt hatte, nur daran zu denken, wie sie Gott und dem Könige dienen, und wacker nach dem Siege streben möchten. Es blieb noch eine reiche unermeßliche Beute übrig, welche Diego Lopez de Haro Tags nach der Schlacht unter Navarra's und Aragon's Krieger vertheilte; seinem Gebieter aber, dem Könige von Castilien, ließ er nichts, als den Ruhm des Sieges. Mohameds Fahne, von köstlichem, mit Golde durchwirkten Stoffe, und ein seidenes Zelt, sandte König Alfonso an den Papst, der jene als Denkmal des herrlichen Sieges der christlichen Waffen in der Peterskirche aufhängen ließ.

Zwei Tage ruhten die Christen aus in dem eroberten Lager, bei dem Ueberflusse erbeuteter Lebensmittel sich von den Entbehrungen erholend, welche sie in den rauhen Gebirgen erduldet hatten. An beiden Tagen brauchten die Sieger, so unglaublich es lautet, kein anderes Brennholz, als die Kocher und Pfeile, die Schäfte unzählbarer Lanzen und Wurfspieße, welche die Mauren zurückgelassen hatten, und dennoch wurde kaum die Hälfte dieses Holzvorraths verbraucht, so verschwenderisch sie auf ihren Herden die Flamme unterhielten.

*) Der Sieg wird in Spanien am 16. des Julius unter dem Namen Triunfo de la cruz (Sieg des Kreuzes) gefeiert, weil, nach einer spätern Sage, in dem Augenblicke, als der König am glücklichen Ausgange verzweifelte, ein Kreuz in der Luft sich gezeigt haben soll. Dieser Sage liegt jedoch eine Ortsverwechselung zum Grunde, denn in dem Treffen, das in demselben Jahre bei Toulouse (spanisch Tolosa en Languedoc) gegen die Albigenser geliefert wurde, soll jene Erscheinung den Sieg verkündigt haben. Die eigentliche Veranlassung des Namens jenes Festes ist wohl darin zu suchen, daß die Krieger in dem Feldzuge gegen die Mauren die Ablaßvortheile der Kreuzfahrer genossen.

Heinrich Friedrich Link

ward am 2. Februar 1769 zu Hildesheim geboren, studirte auf dem vaterstädtischen Andreanum und seit 1786 zu Göttingen Philosophie und Medicin, und wurde, nachdem er als Student den Preis gewonnen hatte, 1789 daselbst Dr. medicinae, 1792 aber Dr. der Philosophie und ordentlicher Professor der Naturgeschichte, Chemie und Botanik zu Rostock. 1797 bereiste er als Begleiter des Grafen von Hoffmannsegg Portugal, wurde nach seiner Rückkehr 1811 Professor der Chemie und Botanik zu Breslau, und ging 1815 in gleicher Eigenschaft von hier nach Berlin, wo er als Geheimer Obermedicinalrath und Director des botanischen Gartens, mit dem rothen Adlerorden 3. Cl. geschmückt, noch jetzt wirkt.

Seine Schriften sind:

Anleitung zur geologischen Kenntniß der Mineralien. Göttingen 1790.
Annalen der Naturgeschichte. Ebendas. 1791.
Beiträge zur Naturgeschichte. Rostock und Leipzig 1793 — 1801, 2 Thle.
Beiträge zur Physik und Chemie. Ebendas. 1795, 1796, 3 Stücke.
Bemerkungen auf einer Reise durch Frankreich, Spanien und vorzüglich Portugal. Kiel 1801 — 1804, 3 Bde.
Ueber Naturphilosophie. Leipzig 1806.
Grundlehren der Anatomie und Physiologie der Pflanzen. Göttingen 1807.
Natur und Philosophie. Leipzig 1811.
Notizen aus Dr. Ziegler's Leben. Rostock 1811.
Ideen zu einer philosophischen Naturkunde. Breslau 1815.
Grundwahrheiten der neuern Chemie. Leipzig 1815.
Die Urwelt und das Alterthum, erläutert durch Naturkunde. Berlin 1821, 2 Thle.
Handbuch zur Erkennung der nutzbarsten Gewächse. Berlin 1829, 1 Thl.
Handbuch der physikalischen Erdbeschreibung. Ebendas. 1829, 1830, 2 Thle.

Link's naturhistorische Schriften gelten ihrer klaren, beredten Darstellung, und ihrer edeln, correcten und verständlichen Schreibart wegen, als Muster des didaktischen Styls auf diesem Felde der Wissenschaft.

Reinold von der Lippe, s. Minnesinger.

Thomas Lirer oder Leirer, s. Meistersänger.

Christian Ludwig Liscov,

der Sohn eines Predigers, ward am 25. (nach Anderen am 29.) April 1701 zu Wittenberg geboren, und lebte nach vollendeten Studien um 1730 als Candidat der Rechte zu Lübeck, bis ihn der Domdechant und Geheimerath v. Thienen als Erzieher in sein Haus nahm. Nachdem er das Mißfallen seines Principals auf sich geladen hatte, ging er 1738 oder 1739 als Privatsecretär zum Geheimrath und Propst des adeligen Klosters Preez im Holsteinischen, v. Blome, und 1741 nach Dresden. Hier erwarb er sich die Gönnerschaft des Geheimen Kammerraths von Heinecken, wurde 1744 unter dem Minister, Grafen von Brühl Secretär in der Staatskanzlei daselbst, und bald darauf Kriegsrath, mußte aber schon 1747 Dresden wieder verlassen, und kam wegen seiner sarkasti-

schen Ausfälle auf den englischen Ministerresidenten zu Dresden, und seiner offenen Sprache gegen den sächsischen Minister selbst, auf die Feste Eilenburg, wo er nach Einigen 1757, nach Andern 1760 am 30. October als Staatsgefangener gestorben sein soll.

Von ihm haben wir:

Sammlung satyrischer und ernsthafter Schriften. Frankfurt und Leipzig 1739, 8., mit Titelvign.
Schriften. Herausgegeben von Karl Müchler. Berlin 1806, 3 Thle., 8., mit Kupf. Auch unter dem Titel: Satyren der Deutschen.

Einzeln:

Klägliche Geschichte von der Zerstörung der Stadt Jerusalem. Nach dem Geschmack des Herrn Sievers von X. Y. Z. Frankfurt und Leipzig 1732.
Vitrea fracta, oder Ritter Clifton's Schreiben an einen Samojeden. Aus dem Englischen. Frankfurt und Leipzig 1732, mit Kupf.
Der sich selbst entdeckende X. Y. Z. ꝛc. Leipzig 1733.
Unparteiische Untersuchung der Frage: Ob Briontes der Jüngere, oder Lobrede auf Herrn Philippi — eine strafbare Schrift sei. Ebendas. 1733.
Stands- und Antrittsrede des Herrn Philippi. O. O. 1733.
Sottises Champêtres, oder Schäfergedicht des Herrn Philippi. Leipzig 1733.
Eines berühmten Medici Bericht von dem Zustand des Herrn Philippi. Merseburg 1734.
Die Vortrefflichkeit und Nothwendigkeit der elenden Scribenten gründlich erwiesen. O. O. 1734; neue verb. Aufl. 1736. N. A. unter dem Titel: Lob der schlechten Schriftsteller. Hannover 1794, 8.
Bescheidene Beantwortung der Einwürfe wider die Nachricht von Philippi's Lob. Halle 1735.
Anmerkungen in Form eines Briefs über den Abriß eines neuen Rechts der Natur von Professor Menzel zu Rostock. Kiel 1735.
Ueber die Unnöthigkeit der guten Werke zur Seligkeit. Epistel. Herausgegeben aus den hinterlassenen Papieren (von Pott). Leipzig 1803, 8.
Auserlesene Satyren. Zwickau 1822, 16., mit Kupf.

Außerdem eine Vorrede zu Heineckens Longin (Dresden 1742) und Aufsätze in damaligen Zeitschriften.

Liscov's Satyren zeichnen sich durch kaustische Ironie, treffenden Witz und Leichtigkeit und Kraft der Schreibart, für die Zeit, in welcher sie geschrieben wurden, eben so vortheilhaft als eigenthümlich aus. Mit seltener Ruhe, Kühnheit und Ueberlegenheit griff er die Vorurtheile und Thorheiten seiner Zeitgenossen an; aber indem er sich theils zu sehr um literärische Streitigkeiten bekümmerte, welche bald vergessen wurden, theils bestimmte Personen von geringem Werthe verfolgte und mit ätzender Lauge übergoß, raubte er der Mehrzahl seiner Schriften ein nachhaltiges Interesse, so daß ein späterer lobenswerther Versuch, die allgemeine Aufmerksamkeit wieder auf ihn hinzulenken, nur in geringem Grade sich des Gelingens erfreute.

Die Vortrefflichkeit und Nothwendigkeit der elenden Scribenten *).

Die guten Scribenten haben die Gewohnheit, daß sie allemal eine richtige und vollständige Beschreibung von derjenigen Sache geben, die sie abhandeln wollen, und aus dieser Beschreibung alsdann die Schlüsse machen, die zu ihrem Zwecke dienlich sind. Sie wissen sich recht groß mit diesem Verfahren, weil sie glauben, daß, auf solche Art, alle Zweideutigkeit am besten vermieden werde, und ihre Schriften denjenigen Grad der Vollkommenheit erlangen, den sie haben müssen, wenn man sie loben soll.

Ich will ihnen diese angenehme Einbildung gern lassen: aber ich glaube, ihr eigen Gewissen wird ihnen sagen, daß ihre Art zu schreiben höchst mühsam sei, und sie nicht nur vieler Freiheiten beraube, sondern ihnen auch manche, zur Zeit der Anfechtung unentbehrliche Ausflucht beschneide. Meine vortrefflichen Brüder zum wenigsten haben es zu allen Zeiten für eine unerträgliche Last und schändliche Sclaverei gehalten, daß ein Scribent allemal verbunden sein sollte, seinen Lesern deutlich zu sagen, was er haben wolle; und ich hätte also, wenn ich arg wollte, völlige Freiheit, nicht zu sagen, was ich durch einen elenden Scribenten verstehe: allein weil ich besorgen muß, daß unsere Widersacher daher Anlaß nehmen möchten, meine Schrift, ihrer Gründlichkeit und Vortrefflichkeit ungeachtet, bei der Welt als ein verworrenes Geräsche auszuschreien; so will ich mich diesesmal meines Rechts begeben, und eine Beschreibung eines elenden Scribenten zum Grunde meiner Abhandlung legen, mit welcher alle Welt zufrieden sein wird. Ich bitte aber meine Brüder um Vergebung, daß ich dem löblichen Herkommen, welches bei uns so viel gilt, als ein Gesetz, entgegen handele. Sie können glauben, daß ich mich, bloß zu ihrem Besten, so tief herunter lasse, und ich verspreche heilig, mich in andern Fällen so zu bezeigen, als es einem elenden Scribenten von Rechts und Gewohnheits wegen gebühret. Ich schreite hierauf ohne fernere Weitläuftigkeit zur Sache selbst.

Wer unter die guten Scribenten gerechnet sein will, der muß vernünftig, ordentlich und zierlich schreiben. In dessen Schriften also weder Vernunft, noch Ordnung, noch Zierlichkeit anzutreffen ist, der ist ein elender Scribent.

Ich glaube nicht, daß jemand an dieser Beschreibung was auszusetzen haben wird; sie muß nothwendig allen meinen Lesern gefallen, und mich in ihren Augen zu einem Wunder machen, weil ich so ehrlich bin, und ungescheut bekenne, was meine Brüder bishero so mühsam haben zu verbergen gesucht. Zwar sehe ich vorher, daß unsere Verfolger über meine Aufrichtigkeit lachen, und sich einbilden werden, es sei unmöglich, nach einem so offenherzigen Bekenntniß, das geringste zur Vertheidigung der elenden Scribenten vorzubringen: allein ich bin auch versichert, daß ihnen die Lust zu lachen wohl vergehen wird, wenn ich ihnen deutlich beweisen werde, daß eben die Mängel, welche sie den elenden Scribenten verwerfen, und welche ich nicht zu leugnen begehre, meine Brüder und mich vortrefflich und unentbehrlich machen. Dieser Beweis wird ihnen durch die Seele gehen, und ihres Spottens und Lästerns ein Ende machen. Zu dem Ende nehme ich alles, was sie uns, auch in der größten Hitze ihres Eifers, vorwerfen können, für wahr und ausgemacht an.

Ich bekenne aufrichtig, daß die elenden Scribenten ohne Vernunft schreiben. Dieses ist das schwere Gebrechen, welches uns in den Augen unserer Feinde so lächerlich und verächtlich macht. Aber eben das Geschrei, so die Verächter elender Schriften darüber erregen, daß die elenden Scribenten ihre Vernunft nicht gebrauchen, beweiset die Unbilligkeit dieser Leute. Ich bitte meine Leser, unparteiisch zu urtheilen: ob es billig sei, uns elende Scribenten um eines Fehlers willen auszuhöhnen, den wir nicht nur mit unsern Feinden, sondern mit dem ganzen menschlichen Geschlechte gemein haben? Lassen sich die Menschen in ihren Handlungen wohl von der Vernunft regieren? Folgen sie nicht allemal den thörichten Begierden ihres Herzens? Sie wollen glücklich sein: sie wollen vergnügt und lange leben: sie wissen es auch gar wohl, wie sie es anfangen müssen, wenn sie diesen Zweck erlangen wollen. Aber dennoch machen sie sich vorsätzlich selbst unglücklich, verkürzen ihr Leben, und sind ihnen selbst die fruchtbarste Quelle alles Mißvergnügens, welches ihnen dasselbe sauer machet. Man kann also, ohne Verletzung der Wahrheit, sagen, daß die Menschen ihre Vernunft nicht gebrauchen. Dieses ist ein Satz, den die Thorheiten, die Eitelkeiten, die Laster, und der Aberglaube, worin das menschliche Geschlecht verfallen ist, hinlänglich beweisen. Die Schriften der Geschichtschreiber, Poeten und Weltweisen sind voll von Klagen über dieses Verderben: und man hat schon lange angemerket, daß, wer recht vernünftig handeln wolle, gerade das Gegentheil von demjenigen thun müsse, was der größte Hause vornimmt. Der Vorschlag ist gegründet; aber es haben sich doch zu allen Zeiten wenige gefunden, die Lust gehabt hätten, demselben zu folgen. Ich wundere mich darüber eben nicht; denn es wird dazu ein Eigensinn erfordert, den wenig Leute haben. Man muß sehr wunderlich sein, und eine unerträgliche Einbildung von sich selbst haben, wenn man sich der ganzen Welt entgegen setzen, und sich bereden will, man sei allein klug, und der Rest des menschlichen Geschlechts rase.

Wie kann man es also den elenden Scribenten verargen, daß sie ihre Vernunft nicht gebrauchen? Sie können es nicht thun, ohne die Ehrerbietung zu verletzen, die man dem größten Haufen schuldig. Ich wollte nichts sagen, wenn die Vernunft im menschlichen Leben unentbehrlich wäre: aber so sehe ich nicht, wozu sie nütze.

Es ist gar zu bekannt, daß die Weisheit, wodurch die Welt regieret wird, sehr geringe sei. Parva est sapientia, qua re-

---

*) Liscov's Schriften von K. Müchler. Berlin 1806 Thl. III. S. 21. flg.

gitur mundus. Es kömmt alles auf die Vorsehung an. Wir sehen, daß die klügsten Anschläge oft zurück gehen, unvernünftige hingegen einen guten Fortgang haben, zum deutlichen Beweise, daß es wahr sei, was der Prediger sagt: „Daß zum Laufen nicht hilft schnell sein, zum Streit hilft nicht stark sein, zur Nahrung hilft nicht geschickt sein, zum Reichthum hilft nicht klug sein. Daß einer angenehm sei, hilft nicht, daß er ein Ding wohl könne, sondern alles liegt es an der Zeit und Glück" *). Die tägliche Erfahrung kann auch einen jeden überführen, daß auch die wichtigsten Geschäfte in der menschlichen Gesellschaft ohne Vernunft verrichtet werden können. Salomon sagt **): daß der Unverstand unter den Gewaltigen sehr gemein sei: und von ihren vornehmsten Bedienten spricht ein heidnischer Poet:

Rarus . . . ferme sensus communis in illa
Fortuna. . . . . ***)

Diese Regel hat unstreitig ihre Ausnahme: aber so viel ist doch gewiß, daß nicht allemal die Klügsten am Ruder sitzen. Wir sind so gut, und glauben es. Ihre Gewalt, die äußerliche Pracht, und die ernsthaften und gravitätischen Geberden, wodurch sie sich ein Ansehen machen, prägen uns eine besondere Ehrerbietung ein, und verführen uns, sie für weise zu halten, weil sie groß sind; sollten wir aber diese Herren genauer kennen: so würden wir inne werden, daß ihre Klugheit an dem glücklichen Ausgange ihrer friedlichen und kriegerischen Verrichtungen den geringsten Antheil habe, und derselbe gutentheils dem Glücke zuzuschreiben sei. Es gereichet dieses den Großen dieser Welt so wenig zur Schande, daß man vielmehr daraus ihr Vertrauen auf Gott abnehmen, und es als den einzigen Beweis ihres Christenthums ansehen kann.

Können nun die Regenten in Kriegs- und Friedenszeiten ihr Amt ohne Vernunft mit Ruhm führen: so können es die Gottesgelehrten noch weit füglicher thun; weil sie berufen sind, die Welt durch thörichte Predigten selig zu machen. Sie haben mit Geheimnissen zu thun, darein sich die Vernunft nicht mischen muß, und predigen einen Glauben, dem dieselbe, ohne Ausnahme, zu gehorchen verbunden ist. Die Rechtsgelehrten und Advokaten gründen sich auf willkührliche Gesetze und einen höchst unvernünftigen Schlendrian: sie brauchen also der Vernunft so wenig, als die Aerzte, die es in ihrer Kunst gemeiniglich auf eine zweifelhafte Erfahrung, und auf ein ungewisses Glück ankommen lassen, Urin besehen, Recepte verschreiben, und zufrieden sind, wenn sie ihre Patienten, canonicamente, e non tutti gli ordini †), zur Ruhe bringen. Die Weltweisen scheinen der Vernunft mehr benöthigt zu sein: allein sie haben sich, ohne Nachtheil ihrer Ehre, derselben doch allemal wenig bedienet. Cicero sagte schon zu seiner Zeit, es sei keine Thorheit zu erdenken, die nicht einer von denen Weltweisen behauptet habe ††); und heutiges Tages, da wir so schöne Compendia Philosophiae haben, müßte einer ein Narr sein, wenn er ohne Noth seine Vernunft abnutzen wollte. Hat er nur so viel Gedächtniß, daß er eines dieser heilsamen Bücher auswendig lernen kann, und Mauls genug, wieder her zu beten, was er gelernet hat, so ist er geborgen.

Da man nun ohne Vernunft ganze Völker regieren, Länder erobern, Schlachten gewinnen, Seelen bekehren, Rechtshändel entscheiden, Pillen drechseln, Recepte verschreiben, und ein Weltweiser sein kann: so möchte ich wohl wissen, warum es dann nicht erlaubt sein sollte, ohne Vernunft ein Buch zu schreiben? Es wäre viel, wenn die Vernunft zu einer Sache von so weniger Wichtigkeit unentbehrlich sein sollte, da man doch ohne dieselbe die größten Thaten verrichten kann. Ich glaube es nicht, und halte es für eine himmelschreiende Unbilligkeit, daß man uns elenden Scribenten eine Last auflegen will, die niemand mit einem Finger anzurühren Lust hat.

Wenn unsere Feinde es redlich mit der Vernunft meinten, so würden sie, ohne Unterschied, wider alle diejenigen eifern, welche sich durch ihre Thaten als Verächter derselben bezeigen, und nicht bloß uns arme Leute aus der unzähligen Menge dieser Verächter ausklippen, um an uns ihren Eifer auszulassen. Allein so hat alle Welt die Freiheit, die Vernunft so gering zu achten, als es ihr beliebt; nur uns will man es nicht vergönnen. Unvernünftige Thaten lässet man ungeahndet hingehen; aber eine unvernünftige Schrift zu machen, ist eine unvergebliche Missethat. Auf eine solche Schrift sind alle Pfeile der guten Scribenten gerichtet, die sich doch sonst, wie die Erfahrung lehrt, eben kein Gewissen machen, die Vernunft, für deren Ehre sie eifern, in ihrem Leben und Wandel aufs gröblichste zu verletzen. Wo dieses nicht Mücken seigen und Kameele verschlucken ist, so weiß ichs nichts.

Indessen haben wir eben nicht Ursache, uns über diese Unbilligkeit zu betrüben. Denn eben dieses widersinnige Betragen unserer Feinde muß zu unserer Rechtfertigung dienen. Sie geben einestheils dadurch zu erkennen, daß es nicht allemal nöthig sei, seine Vernunft zu gebrauchen, und können also unmöglich eine gute Ursache anführen, warum sie es von uns als eine unumgängliche Nothwendigkeit fordern; und anderntheils kann man daraus, daß sie zu Thorheiten von anderer Gattung, als die unsern, stillschweigen, und bei Gelegenheit dieselben mitmachen, deutlich abnehmen, daß ihr eigen Gewissen ihnen sage, wie schädlich es sei, der Vernunft in allen Stücken zu folgen.

Einer, der das Unglück hat, so weit zu verfallen, beraubet sich selbst alles Vergnügens, dessen ein Mensch hier auf Erden genießen kann. Denn die tiefe Einsicht, welche er, durch einen unmäßigen Gebrauch seiner Vernunft, in den wahren Werth aller irdischen Dinge bekommt, benimmt ihm gewisse Vorurtheile, ohne welche man nicht glücklich sein kann. Montaigne sagt *): Un ame garantie de prejugé, a un merveilleux avancement vers la tranquilité. Und daher sehen wir auch, daß der Pöbel, der sich begnüget, alles nur von außen anzusehen, mit dem gemeinen Laufe der Welt zufrieden ist, und die Mühseligkeiten des menschlichen Lebens, worüber die Vernünftler so herzbrechend seufzen, kaum empfindet. Zu dieser glücklichen Zufriedenheit kann ein Mensch, der seiner Vernunft Gehör giebt, nicht gelangen. Die Eitelkeiten und Thorheiten der Welt müssen ihm nothwendig Verdruß und Ekel erwecken. Alle Ehre, aller Vortheil und alles Vergnügen, so die Welt geben kann, ist in seinen Augen gar zu verächtlich, als daß er darnach trachten sollte. Er spricht: die Welt vergeht mit ihrer Lust. Die ganze Ordnung der Natur ist ihm zuwider. Er tadelt dieselbe und zweifelt, ob die Natur mütterlich, oder als eine Stiefmutter mit uns gehandelt habe, parens melior homini, an tristior noverca fuerit **)? Ja seine Schwermuth und Verzweiselung steiget bisweilen so hoch, daß er behauptet, das beste sei, gar nicht geboren werden, oder doch bald wieder sterben ***).

Alle diese traurigen Gedanken rühren aus dem Gebrauche der Vernunft her. Wie kann aber mit diesen Einfällen die Glückseligkeit bestehen, nach welcher alle Menschen trachten? Mich däucht, diejenigen, die ein glücklicher Mangel von Nachdenken vor solchen schwermüthigen Grillen sichert, haben nicht Ursache, Leute zu beneiden, die mit einer so verdrießlichen Weisheit begabet sind.

Ich verlange zum wenigsten nicht an ihrer Stelle zu sein, was sie auch von ihrer Glückseligkeit schwatzen. Denn das Mittel, wodurch sie glücklich werden wollen, ist im höchsten Grade lächerlich. Sie sagen, man könne nicht füglicher und eher zur Gemüthsruhe, oder zu einer beständigen Zufriedenheit gelangen, als wenn man sich bemühe, seine Begierden einzuschränken und zu dämpfen. Aber kömmt dieser Vorschlag wohl viel klüger heraus, als wenn ich einem, der Kopfschmerzen hat, rathen wollte, er solle sich den Kopf abhauen lassen? Und konnte man wohl besser von der Schädlichkeit der Vernunft überführt werden, als wenn man siehet, was sie für verzweifelte Lehren giebt?

Ich bitte meine Leser, sich mit mir das Elend und die Verwirrung vorzustellen, die nothwendig erfolgen würden, wenn die Begierden gedämpfet wären, und die Vernunft freie Hände hätte. Das ganze menschliche Geschlecht würde dadurch in eine Art von Schlafsucht verfallen. Ich gestehe, es unterbliebe alsdann viel Böses: allein es würde auch wenig Gutes ausgerichtet werden, weil man gar nichts thun würde. Si la raison dominoit sur la terre, sagt einer von unsern ärgsten Feinden, il ne s'y passeroit rien. On dit, que les Pilotes craignent au dernier point ces mers pacifiques, où l'on ne peut naviger, et qu'ils veulent du vent, au hazard d'avoir des tempêtes. Les passions sont chez les hommes les vent qui sont necessaires pour mettre tout en mouvement, quoi-qu'ils causent souvent des orages †).

Der Endzweck aller menschlichen Handlungen ist Ehre, Vortheil und Lust. Wenn der Mensch ohne Ehrgeiz, Geldgeiz und Wollust wäre: so würde er stille sitzen, und die Hände in den Schooß legen. Ich begreife also nicht, wie es möglich sei, daß kluge Leute sich so große Vortheile von dem Siege der Vernunft über die Affecten versprechen können, da es doch so offenbar ist, daß ohne die Affecten nicht eine tugendhafte That verrichtet werden kann. Montaigne nennet sie mit Recht: des piqueures et sollicitations acheminans l'ame aux actions vertueuses ††); und scheuet sich nicht, zu behaupten, daß eben die Unordnung, welche die Affecten in unserm Verstande anrichten, uns tugend-

*) Pred. Salom. IX. 11.
**) Pred. Salom. X. 5.
***) Juvenalis Sat. VII.
†) Aristippe de Msr. de Balzac, p. 96.
††) Cicero de Divinat. Lib. II: nescio quomodo nihil tam absurde dici potest, quod non dicatur ab aliquo Philosophorum.

*) Essais de Montaigne Liv. II. Chap. 12. p. 313.
**) Plinius Hist. Nat. Lib. VII. in prooem.
***) Plinius l. c.: multi extitere, qui non nasci optimum censerent, aut quam ocyssime aboleri.
†) Fontenelle, Dialogues des morts, p. 141.
††) Montaigne l. c. p. 431.

haft mache. Par la dislocation que les passions apportent à nôtre raison, nous devenons vertueux *).

Ich möchte wohl wissen, ob sich, wenn die Begierde nach Ehre und Reichthum von der Vernunft unterdrückt und gänzlich aus der Menschen Herzen ausgerottet wäre, jemand finden würde, der Lust hätte, für das Beste des Staats und der Kirche zu wachen? Ob wohl jemand so treuherzig sein würde, daß er sein Leben für sein Vaterland wagte? Ja ob wohl, welches zur Beschämung unserer Feinde das meiste thut, die guten Scribenten sich die Mühe geben würden, die Welt durch ihre herrlichen Schriften zu erbauen. Ich glaube es nicht, und bin, was die guten Scribenten insonderheit anlanget, fest versichert, daß sie, wenn die Hoffnung des Lobes sie nicht zum Schreiben reizte, Zahnstocher aus ihren Federn machen, und wir nimmer das Vergnügen haben würden, eine Zeile von ihnen zu sehen.

Und dennoch schämen diese Leute sich nicht, von uns zu verlangen, daß wir die Vernunft gebrauchen sollen, die sie selbst, so oft sie schreiben, aus den Augen setzen müssen, die alle Tugend aufhebet, allen tapfern und zum Besten des Staats und der Kirche nöthigen Unternehmungen entgegen, und gar so schädlich ist, daß man, ohne Gefahr zu irren, sagen kann, sie würde, wenn sie einmal über die Affecten die Oberhand bekommen sollte, die allergefährlichste Veränderung, so jemals in der Welt geschehen ist, verursachen, und das Unterste zu oberst kehren. Denn wenn die Menschen sich nicht mehr von ihren Affecten regieren ließen, sondern bloß der Vernunft folgten: so wäre es um die Thorheiten geschehen, denen wir einzig und allein unsere Verfassungen und gute Ordnungen zu danken haben. Sobald ein jeder ungezwungen thut, was er zu thun schuldig ist, und freiwillig, wie es die Vernunft erfordert, die Regeln der Gerechtigkeit, der Ehrbarkeit und des Wohlstandes beobachtet, braucht man weder Strafe, noch Belohnung, noch Ermahnung; folglich weder Regenten noch Lehrer. Ein allgemeiner und immerwährender Gebrauch der Vernunft führt einen beständigen Frieden mit sich, und schließet allen Krieg, allen Streit und alle Uneinigkeit aus. Man braucht also weder Soldaten, noch Richter, noch Advokaten. Fällt die Begierde nach Reichthum weg, so liegt aller Handel und Wandel. Und wie viele Menschen sind nicht in der Welt, die sich bloß von der Wollust und dem thörichten Hochmuthe anderer nähren? Alle diese ehrlichen Leute würden aber an den Bettelstab kommen, wenn das menschliche Geschlecht klug werden, und der Vernunft zu folgen anfangen sollte.

Mich däucht, es erhellet hieraus deutlich, daß keine Republik bei dem Gebrauche der Vernunft bestehen könne, und daß eine gänzliche Dämpfung der Affecten und Ablegung der Thorheit den Unterschied zwischen Obrigkeit und Unterthanen aufhebe, und alle Stände der bürgerlichen Gesellschaft zu Grunde richte. Was soll man also von solchen Leuten denken, die so sehr auf den Gebrauch der Vernunft dringen? Läßt es doch nicht anders, als wenn ihnen alle Ordnung und alle guten Verfassungen zuwider sind. Wollte man ihnen Gehör geben, und sie rathen lassen: so würden sie uns in kurzem zu vollständigen Hottentotten machen.

Ich sage dieses nicht, um unsere Feinde, die guten Scribenten, in übeln Ruf zu bringen, und sie als gefährliche und dem gemeinen Wesen schädliche Leute vorzustellen. Was sie mir auch für Blöße geben: so sei es doch ferne von mir, daß ich das Unrecht, welches sie uns elenden Scribenten zufügen, auf eine so grausame Art rächen sollte. Ich bin gewiß von ihnen versichert, daß sie so böse Absichten nicht haben, und glaube, daß sie vor den entsetzlichen Folgen ihrer Lehre selbst erschrecken. Sie würden am allerwenigsten ihre Rechnung dabei finden, wenn wir uns entschließen sollten, unsere Thorheiten abzulegen, und Hottentotten zu werden. Denn die Hottentotten schreiben nicht, und lesen keine Bücher, sie mögen auch so gut geschrieben sein, als sie wollen. Und man könnte also den guten Scribenten keinen ärgern Possen thun, als wenn man, wie sie es haben wollen, die Vernunft aufs höchste triebe. Ich glaube nicht, daß sie dieses Unglück jemals erleben werden. Denn was man auch von dem menschlichen Geschlechte sagt: so habe ich doch eine viel zu gute Meinung von demselben, als daß ich glauben sollte, es werde so einfältig sein und sich entschließen, klug zu werden, und die Thorheiten abzulegen, bei denen es sich allemal so wohl befunden hat. Wenn demnach auch die Absichten der guten Scribenten noch so böse wären, so hätte man doch keine Ursache, dawider zu eifern; weil nicht zu besorgen ist, daß die Welt ihrem verführerischen Geschwätze Gehör geben werde.

Meine Widersacher können also glauben, daß alles, was ich bisher wider sie geschrieben habe, nicht auf ihre Verunglimpfung ziele. Ich bin zufrieden, wenn meine Leser nur erkennen, daß die Vernunft schädlich sei. Ich habe dieses, däucht mich, klärlich erwiesen, und getraue es mir, gegen unsere Feinde zu behaupten, wenn ich auch gleich zugäbe, daß die bürgerliche Gesellschaft durch einen unmäßigen Gebrauch der Vernunft nicht aufgehoben werde. Denn es bleibt doch allemal gewiß, daß die Vernunft eine Eigenschaft ist, die einen Menschen sehr ungeschickt macht, ein Glied der bürgerlichen Gesellschaft und der wahren Kirche zu sein.

Ein Bürger muß gehorchen, und ein Christ muß glauben. Wer seiner Vernunft nachhänget, der taugt zu beiden nicht. Gens qui jugent, sagt Montaigne *), et contrerollent leurs juges, ne s'y sonmettant jamais deuëment. Combien et aux loix de la Religion, et aux loix politiques, se trouvent plus dociles, et aisés à mener, les esprits simples et incurieux, que ces esprits surveillans, et pedagogues des causes divines et humaines? Wie viel Böses kann also die Vernunft in dem Staate und der Kirche nicht stiften? Wer über die Befehle der Obrigkeit grübelt, und sie vor den Richterstuhl seiner Vernunft stellet, muß sie nothwendig schlecht beobachten, wenn sie ihm unvernünftig scheinen. Daher entstehet dann ein Ungehorsam und eine Widerspenstigkeit gegen die Obrigkeit, die endlich zu einer offenbaren Rebellion ausschlagen und einen ganzen Staat umkehren kann. Man kann also sagen, daß die Vernunft die einzige Quelle aller Rebellionen sei, und noch ist kein Rebelle gewesen, der nicht seinen Aufstand dadurch zu beschönigen gesucht hätte, daß die Befehle seiner Obern ungerecht und folglich unvernünftig wären.

Wer sich zu klug dünket, seinen geistlichen Führern einfältiglich und blindlings zu folgen, der ist nicht geschickt zum Reiche Gottes, geräth auf Irrwege, und verfällt endlich in das abscheuliche Laster der Ketzerei. Und gesetzt, er verfällt so weit nicht, so ist doch auch der geringste Widerspruch einem Geistlichen verdrießlich; denn da diese ehrwürdigen Personen von der Wahrheit ihrer Lehren, und der Aufrichtigkeit und Unschuld ihrer Absichten überzeugt sind: so muß es sie nothwendig schmerzen, wenn man sie mit vernünftigen Einwürfen ängstiget, und alles, was sie sagen, meistert. Die Vernünftler thun dieses. Wie übel würden also unsere Lehrer nicht dran sein, wenn alle ihre Zuhörer ihrer Vernunft zu vielen Willen ließen? Sie würden mit Furcht und Zittern die Kanzel betreten, und ihr Amt mit Seufzen thun; welches uns doch nicht gut ist.

Nicht allein aber die Geistlichen würden bei einem allgemeinen Gebrauche der Vernunft übel fahren; sondern es würden auch andere Professionen ihre Rechnung nicht dabei finden. Man bedenke nur z. E., ob, wenn die Menschen ihre Vernunft allemal zu Rathe zögen, die Richter und Advokaten wohl das liebe Brod haben würden? Ein jeder würde lieber einen geringen Schaden leiden, und sich mit seinem Widersacher in der Güte vertragen, als sich in einen langwierigen Prozeß einlassen, der, wie es die Erfahrung lehret, allemal zum Verderben der beiden Parteien gereichet.

Wären die Leute klug, so würden die Aerzte schmal beißen müssen.

> Si tout le monde avoit l'esprit de se conduire,
> Remede et Medecin seroit peu de saison. **)

Ein Kranker würde seine Natur walten lassen, und mit Mr. de Fresny ***) sprechen: Quand un malade laisse tout faire à la nature, il hazarde beaucoup: quand il laisse tout faire aux medecins, il hazarde beaucoup aussi: mais hazard pour hazard, j'aimerois mieux me confier à la nature, car au moins on est sûe, qu'elle agit de bonne foi, comme elle peut, et qu'elle ne trouve pas son compte à faire durer les maladies. Diese Gedanken sind vernünftig; aber würden nicht die Aerzte, wenn alle Leute so dächten, ihren Patienten, die sie vorangeschickt haben, in kurzer Zeit, vor Hunger, in jene Welt folgen müssen?

Ich überlasse meinen Lesern, vor sich selbst nachzudenken, was andere Handthierungen, die ich hier, Weitläuftigkeit zu vermeiden, mit Stillschweigen übergehe, für Vortheil von dem Gebrauche der Vernunft zu hoffen haben? und frage nunmehr unsere Verfolger: ob der Mangel der Vernunft, den sie in unsern Schriften wahrnehmen, ein solcher Hauptmangel sei, daß wir desfalls verdienten, ausgezischt zu werden? und ob es nicht vielmehr an uns zu loben sei, daß wir eine Kraft der menschlichen Seele, die im gemeinen Leben nichts nützet, in dem Staate und in der Kirche so vielen Unfug anrichtet, und alle gute Ordnungen und Verfassungen aufhebet, so viel an uns ist, zu unterdrücken bemühet sind? Läßt es ihnen ihre Hartnäckigkeit und eingebildete Weisheit nicht zu, diese Frage so zu beantworten, als es die Wichtigkeit der Gründe, mit welchen ich das Verfahren meiner Brüder gerechtfertiget habe, zu erfordern scheint: so hoffe ich doch, sie werden sich eines bessern besinnen, wenn ich ihnen vorstelle, daß wir elenden Scribenten, wenn man unsere

*) Montaigne c. l. p. 432.

*) c. l. pag. 313. 314.
**) Je ne sai quoi, pag. 151.
***) Amusement serieux et comique, pag. 49.

Schriften recht ansiehet, nichts mehr thun, als daß wir einfältiglich dem guten Rathe folgen, den einige der guten Scribenten schon vor langer Zeit der Welt gegeben haben.

Einer der besten Scribenten, den ich, zu Beschämung meiner Widersacher, schon öfters angeführet habe, sagt ausdrücklich: Die Vernunft selbst erforderte, daß man dem menschlichen Verstande so enge Grenzen setze, als nur immer möglich ist. On a raison de donner à l'esprit humain les banieres les plus contraintes qu'on peut *). Er will, daß man dieses auch in Ansehung der Wissenschaften, und folglich auch der Schriften thun soll, in welchen man die Wissenschaften vorträgt. En l'étude, fährt er fort, comme au reste il lui faut compter et regler les marches, il lui faut tailler par art les limites de sa chasse **). Ja er bekennet aufrichtig, daß die Vernunft ein gefährliches Werkzeug in der Hand desjenigen sei, der sich derselben nicht mit Vernunft, das ist ordentlich und mäßig zu gebrauchen weiß: C'est un outrageux glaive à son possesseur même que l'esprit, à qui ne sçait s'en armer ordonnement et discretement ***), und räth dahero, man solle sie, so viel als immer möglich ist, im Zaum halten. Et n'y a, fährt er fort, point de beste, à qui il faille plus justement donner des orbieres pour tenir sa veuë sujette, et contrainte devant ses pas, et la garder d'extravaguer ny ça ny la, hors les bornieres que l'usage et les loix luy tracent †).

So wollen es unsere Feinde selbst haben; so machen wir's, und machen es ihnen doch nicht recht. Wir müßten aber sehr einfältig sein, wenn wir, da nunmehro ihr Eigensinn und ihre Unbilligkeit so klar am Tage lieget, uns groß bekümmern wollten, ob ihnen unsere Aufführung gefalle oder nicht. Laß sie sagen, was sie wollen. Wir können mit dem Zeugnisse unsers Gewissens zufrieden sein, welches uns saget, daß wir auf dem rechten Wege sind. Und wie könnte man auch sicherer gehen, als wenn man denen folget, die ihr Amt verbindet, für die Seelen zu sorgen, und die also am geschicktesten sind, von den Kräften der Seele zu urtheilen, und uns Regeln zu geben, wie dieselben ohne Gefahr gebraucht werden können? Diese Seelsorger nun sehen die Vernunft, eben wie Montaigne, als ein wildes, unbändiges, reißendes und gefährliches Thier an, dem man Zaum und Gebiß ins Maul legen muß, und mit welchem nicht auszukommen ist, wofern es nicht an eine starke Kette geschlossen wird.

Es ist wahr, sie sind über die Länge dieser Kette sehr uneinig: allein darin stimmen sie doch alle überein, daß die Vernunft angeschlossen sein müsse. Nur mit diesem Unterschied.

Einige wollen, die Kette müsse fein lang sein, damit die Vernunft, bei einer mäßigen Freiheit, ihre Bande desto geduldiger trage. „Ein Kettenhund, sprechen sie, der gar zu kurz angebunden ist, giebt sich so leicht nicht zufrieden, als einer, dem die Länge der Kette, an welcher er liegt, die Freiheit lässet, herumzugehen, und seine Gefangenschaft erträglich macht. Er stellt sich ungeberdig, heult, schreit, springt, bemühet sich, die Kette zu zerreißen, und hält übel Haus, wenn er los kömmt. Mit der Vernunft ist es eben so, und hat man Exempel, daß sie, wenn man sie gar zu kurz gebunden gehabt, ihre Fessel zerbrochen, alles, was ihr vorgekommen ist, niedergerissen hat, und so unbändig geworden ist, daß man sie hernach nimmer wieder hat zähmen können.

Andere hingegen behaupten: „Man müsse die Vernunft so kurz als möglich binden. Denn sonst sei man nimmer vor derselben sicher, eben so wenig als vor einem Kettenhunde, der gar zu weit herumgehen kann. Es sei wahr, die Vernunft liebe die Freiheit, und thue sehr übel, wenn sie gar zu hart gefesselt sei. Es sei auch gefährlich umzugehen mit ihr, wenn sie in der Wuth los käme. Aber es sei zu allem Rath. Man könne ihr ja im Falle der Noth einen Knebel ins Maul stecken, so müßte sie ihr Schreien wohl lassen; und sie an allen Vieren so fest binden, daß sie sich nicht rühren könnte: so wäre es nicht möglich, daß sie sich los risse. Ja die Vernunft sei so gar ungeduldig nicht, als man vorgäbe. Sie könnten wenigstens versichern, daß sie von der ihrigen, wie kurz sie auch angebunden sei, so wenig beunruhiget würden, daß sie kaum merkten, daß sie noch lebe. Sie berufen sich desfalls auf ihre Reden und Schriften, die so beschaffen sind, daß man schwören sollte, sie hätten keine Vernunft."

Ich bin viel zu wenig, zu entscheiden, welche Partei Recht hat. Es thut auch zu meinem Zwecke nichts, dieses auszumachen. Denn die Kette, an welche die Vernunft gelegt werden muß, mag nun lang oder kurz sein sollen; so gewinnen wir elenden Scribenten allemal dabei: weil doch immer ausgemacht bleibt, daß die Vernunft und deren Gebrauch nicht frei sein müsse: woraus ganz ungezwungen folget, daß es uns nicht könne verarget werden, wenn wir eine so gefährliche Kraft der Seele so viel möglich in ihren Schranken halten.

Wenn es mir indessen erlaubt ist, meine unvorgreifliche Meinung zu sagen: so halte ich dafür, daß man diese Schranken so enge machen müsse, als nur immer thunlich ist, und daß diejenigen der Wahrheit am nächsten kommen, welche glauben, man müsse die Vernunft fein kurz anschließen. Ich bin auch versichert, daß es nicht übel gethan sein würde, wenn man sie beständig geknebelt, und an allen Vieren gebunden, liegen lassen wollte. Ja, wenn ich aufrichtig sagen soll, wie mir's um's Herze ist: so halte ich dafür, das sicherste sei, ihr das Genicke zu brechen; denn so könnte sie gar nichts Böses mehr anrichten, und man wäre aller Mühe und Sorge auf einmal los.

Es hat mir dahero sehr wohl gefallen, daß mein vornehmer Gönner, und in Midas herzlich geliebter Bruder Philippi, den heroischen Entschluß gefasset hat, eine Anatomie des menschlichen Verstandes anzustellen. Das feindselige Gemüth, welches er bishero gegen die Vernunft von sich hat blicken lassen, macht mich hoffen, seine Absicht sei, dieselbe vom Leben zum Tode zu bringen. Ich wünsche, daß er bei seinem guten Vorhaben bleiben möge *). Denn da eine Anatomie ohne Zerschneidung nicht geschehen kann: so muß die Vernunft nothwendig drauf gehen, und ihm unter den Händen sterben. Er wird also die Ehre haben, daß er ein Ungeheuer gedämpfet, welches bishero so vielen Schaden gethan hat; und dieses wird ihm weit rühmlicher sein, als wenn er, ich weiß nicht wie viele Riesen erlegt hätte. Er kann sich nicht besser um das menschliche Geschlecht verdient machen, als wenn er demselben zu demjenigen Grade der Vollkommenheit verhilft, welchen er durch die Besiegung und Dämpfung seiner Vernunft schon lange erreicht hat, und wir elenden Scribenten insonderheit werden ihm unendlich verbunden sein. Denn uns geschieht durch die Tödtung der Vernunft der größte Gefallen, weil wir ihrentwegen so viel leiden müssen. O wie glücklich wären wir und die ganze Welt, wenn dieses Unthier vertilget würde! Und kann man demnach die Blindheit unserer Feinde genug beseufzen, die so viel Wesens aus einer Kraft unserer Seele machen, die nimmer das geringste Gute, wohl aber unsäglich viel Böses gestiftet hat?

Ich gestehe, die Vernunft ist eine Gabe Gottes: aber der Ausgang hat gewiesen, daß sie ein schädliches Geschenk gewesen ist. Wenigstens haben sich Leute gefunden, die geglaubt, es wäre besser, wenn uns Gott die Vernunft nicht gegeben hätte. Haud scio, sagt Cicero **), an melius fuerit, humano generi motum istum celerem cogitationis, acumen, solertiam, quam rationem vocamus, quoniam pestifera sit multis, admodum paucis salutaris non dari omnino, quam tam munifice, et tam large dari. Er führet dieses noch weitläuftiger aus, und ich weiß nicht, ob er groß Unrecht hat. Denn die Vernunft hat dem Menschen nimmer viel Vortheil gebracht. Kaum war der erste Mensch erschaffen, so verleitete ihn seine Vernunft zu derjenigen Sünde, wodurch er sich und seine Nachkommen unglücklich machte. Eva fing an zu grübeln, und da war es um sie und um alle geschehen. Sie würde es wohl gelassen haben, wenn sie entweder keine Vernunft gehabt hätte, oder nur so gesinnet gewesen wäre, als ich und meine vortrefflichen Brüder. Und dennoch lachet man uns aus.

Nachdem die Vernunft in der Mutter aller Lebendigen den ersten Schnitzer begangen hat, ist sie immer weiter verfallen; und unsere Feinde bekennen selbst, daß sie durch den Fehltritt, wozu sie unsere Stammmutter verleitet hat, im Grunde verderbet worden ist. Sie muß also, nach ihrem eigenen Geständnisse, nichts nützen. Ich weiß wohl, unsere Feinde sagen, man müsse sich bestreben, sie auszubessern, und wieder zu der ersten Vollkommenheit zu bringen; aber man hat nunmehro beinahe 6000 Jahre daran curiret, und noch ist niemand, der das Herz hätte, zu sagen, daß die Mittel, die man gebraucht hat, angeschlagen haben, oder daß es sich zur Besserung anlasse. Ich gebe also einem jeden zu bedenken: Ob es nicht klüger gehandelt sei, wenn man sich an eine Eigenschaft der Seele, die in einem so verzweifelten Zustande ist, weiter nicht kehret, als wenn man in alle Ewigkeit seine Schande daran curiret, und unmögliche Dinge möglich machen will?

Dieses thun unsere Feinde; aber sehen denn diese überklugen Herren nicht, daß sie wider den Strom schwimmen? Sie wollen die Vernunft ausbessern, und zu ihrer ursprünglichen Vollkommenheit bringen; das ist, sie wollen ihr wieder zu derjenigen

*) Montaigne c. l. p. 413.
**) Ibid. p. 413. 414.
***) Ibid. p. 414.
†) Ibid.

*) Dieser Wunsch ist nicht erfüllt worden. Aber was Philippi versprochen hat, das hat mein lieber Bruder, Johann Ambrosius Hillige, Meister der freien Künste und Pfarrer zu Zschaitz, in seiner Anatomie der Seelen mit solchem Nachdrucke ins Werk gerichtet, daß, wer sein Büchlein lieset, nothwendig bekennen muß, die Vernunft habe an ihm ihren Mann gefunden, und sei nimmer so gemißhandelt worden.
**) De natura Deorum Lib. III.

Herrschaft verhelfen, welche sie ehedessen über die Begierden gehabt haben soll. Ich will so höflich sein und glauben, daß alles wahr sei, was man von dieser Herrschaft der Vernunft über die Affecten sagt; ob es gleich unsern Feinden sehr schwer fallen würde, zu beweisen, daß die Vernunft, so lange Menschen in der Welt gewesen sind, nur einen einzigen actum possessionis verrichtet habe: aber unsere Feinde geben doch selbst zu, daß die Vernunft durch ihre eigene Schuld diese Herrschaft verloren habe. Sie ist derselben entsetzet, weil sie übel regiert hat, und muß jetzo zur Strafe den Affecten gehorchen. So will es die Natur haben. Was bemühen sich denn unsere Feinde, die Vernunft, der Natur zum Trotz, wieder auf den Thron zu setzen, von welchem sie ihres übeln Verhaltens wegen gestoßen worden? Ich versichere sie, ihre Bemühung ist vergebens; und wenn sie die Vernunft selbst fragen, so wird sie ihnen sagen, daß sie sich nach der verlornen Hoheit nicht sehne, sondern mit ihrem jetzigen Zustande wohl zufrieden sei, und das süße Joch der Affecten mit Lust trage. Denn die Vernunft siehet wohl, daß sie zum Regiment nicht tauge. Sie weiß wohl, daß, wie ich schon oben erwiesen habe, alles in der Welt umgekehret werden würde, wenn sie die Oberhand bekommen sollte. Und wenn sie denn gleich dieses nicht erkennete, sondern die lächerliche Bemühung ihrer unbesonnenen Verehrer billigte: so bleibt es doch allemal wahr, daß es ein strafbarer Frevel sei, wenn man die Natur meistert, die doch eine so weise und liebreiche Mutter ist, und besser weiß, was zu unserm Frieden dient, als wir selbst.

Wenn demnach unsere Feinde, die guten Scribenten, nicht die eigensinnigsten und wunderlichsten Leute von der Welt wären, so würden sie uns nimmer die kindliche Ehrerbietung, welche wir gegen die Natur hegen, zur Sünde deuten, und mit der größten Unbescheidenheit von uns verlangen, mit ihnen wider die Natur zu murren. Sind sie denn just so gesinnet, als die bösen Geister, die sich ein Vergnügen daraus machen, wenn sie die Menschen zur Sünde verleiten, und eben so unglücklich machen können, als sie selbst sind? Sie haben den natürlichen Brauch der Vernunft in den unnatürlichen verkehret. Man lässet ihnen ihren Willen: aber warum wollen sie uns denn nicht erlauben, nach unserm Gewissen zu handeln? Warum rechnen sie es uns als eine grose Thorheit an, daß wir, wie es die Pflicht eines jeden vernünftigen Menschen erfordert, mit der Ordnung der Natur zufrieden sind?

Denn darin bestehet eigentlich unser Verbrechen. Wie gerne wir auch gänzlich von der Vernunft befreiet wären, so können wir dieselbe doch nicht völlig dämpfen; und es scheint eben so unmöglich, ganz ohne Vernunft, als ganz ohne Sünde zu sein. So lange wir mit dem Leibe dieses Todes umgeben sind, werden wir uns wohl mit dieser verdrießlichen Eigenschaft schleppen müssen. Wie es indessen die Pflicht eines Christen erfordert, daß er die Sünde nicht herrschen lasse: so muß auch ein jeder Mensch sich sorgfältig hüten, daß er der Vernunft nicht gar zu viele Gewalt über seine Handlungen einräume. Dieses thun wir elenden Scribenten, und bilden uns ein, das sicherste sei, der Natur zu folgen. Da nun die Vernunft ihr Fürstenthum verloren hat, und mit den Ketten der Affecten gebunden ist: so muß man sie, will man gute Dienste von ihr haben, von diesen Banden nicht los machen, sondern immer in den Schranken halten, welche die Natur derselben gesetzet hat. Man muß sie also, wenn man sie ja gebrauchen will, nur als ein Werkzeug zu Ausführung seiner Absichten gebrauchen. Denn da die Vernunft den Begierden unterworfen ist, unsere Absichten aber aus unsern Begierden herfließen: so folget unwiedertreiblich, daß die Vernunft sich nach unsern Absichten richten müsse, nicht aber wir in unsern Absichten nach der Vernunft uns zu richten verbunden sind.

So denken wir elenden Scribenten, so denket das ganze menschliche Geschlecht mit uns. Nur einige mißvergnügte und eigensinnige Köpfe wollen klüger sein, als die ganze Welt, und lachen uns aus, weil wir unsere Vernunft nicht nach ihrer Phantasie gebrauchen. Aber laß sie lachen. Wir können uns damit trösten, daß wir ihnen keine rechtmäßige Ursache dazu geben. Wir sehen die Vernunft als ein Werkzeug an, und bedienen uns derselben bisweilen zu Erreichung unserer Absichten. Ist dieses übel gehandelt, so weiß ich nicht, was man von dem Verfahren unserer Gottesgelehrten sagen soll, die in ihrer Kunst die Vernunft nicht anders als ein Werkzeug gelten lassen. Sie brauchen dieselbe, die Widersprecher zu strafen, und zum Vortrage ihrer Lehren: aber es sei ferne von ihnen, daß sie ihren Eifer wider die Ketzer, und ihre Lehren nach der Vorschrift der Vernunft einrichten, und dem Urtheile derselben unterwerfen sollten. O wie wohl thäten unsere Feinde, wenn sie mit uns dem Beispiele dieser ehrwürdigen Männer folgten, und daraus lerneten, worin eigentlich der rechte Gebrauch der Vernunft bestehe! Könnten sie sich so weit überwinden, so würden sie uns den Mangel der Vernunft, den sie in unsern Schriften bemerken, nicht mehr so hoch aufmutzen, und sich entsehen, uns ferner Schuld zu geben, wir brauchten die Vernunft gar nicht. Wir brauchen sie, aber auf unsere Weise, mit Maße, in gehöriger Ordnung, blos zu Erreichung unsers Endzwecks.

Wenn die Begierde, berühmt zu sein, uns zum Schreiben reizet: so sagt uns unsere Vernunft, daß wir ohne Feder, Dinte und Papier unsern Zweck nicht erreichen können; und noch hat man kein Exempel, daß ein elender Scribent sich ein Gewissen gemacht habe, in diesem Fall seiner Vernunft zu folgen. Wir sind so wunderlich nicht, daß wir statt der Feder die Mistgabel ergreifen sollten. Wenn Sievers schreibt, so schreibet er mit Dinte und tunkt seine Feder nicht in Wasser. Selbst Manzel *) und Rodigast, die allerelendesten Scribenten unserer Zeit, verrichten ihre gelehrte Nothdurft auf Papier. Ich thue es auch, und Philippi weiß wohl, daß er seine herrlichen Werke in die Druckerei und nicht zum Gewürzhändler schicken, oder Fidibus davon machen muß, wofern er will, daß die Welt sich daran belustigen soll. Wie könnte er dieses aber wissen, wenn er ein Gelübde gethan hätte, der Vernunft in keinem Stücke Gehör zu geben? Und wer siehet also nicht, daß die Vernunft mehr Theil an unsern Schriften hat, als unsere Feinde glauben? Wären wir so gar albern, als unsere Feinde uns ausschreien, so würde die gelehrte Welt keine Zeile von unsern Händen sehen. Aber so verachten wir die Vernunft, so lange sie sich in ihren Schranken hält, und als eine Dienerin unserer Begierden aufführet, gar nicht. Wir folgen ihr willig, wenn sie uns einen Rath giebt, der zur Beförderung unserer Absichten dienet. Sobald sie sich aber ein mehrers herausnimmt, unsern Begierden widerspricht, und über unsere Absichten urtheilen will, so legen wir ihr ein ewiges Stillschweigen auf, und thun ihr allen ersinnlichen Verdruß an.

Wenn die Vernunft zu Philippi sagt: Schicke deine Schriften nach Hamburg, damit sie daselbst den Verleger finden, den du an den Orten, da man dich kennet, vergebens suchest: so spricht er: Wahrlich, das ist ein guter Rath, und thut, was die Vernunft haben will. Sagt sie aber zu ihm: Schreibe nicht; du taugst nicht dazu; die Leute lachen dich nur aus: so wird er unwillig, hält beide Ohren zu, und denket, seine Vernunft sei von seinen Feinden bestochen. Sie soll sich, wie man sagt, neulich die Freiheit genommen haben, ihm dieses plumpe Compliment zu machen; aber er hat sie so zugerichtet, daß sie ins künftige ihr Maul wohl halten wird. Du hast wohl daran gethan, allerliebster Bruder, denn wie übel würden wir nicht daran sein, wenn wir unserer Vernunft, die nur gemacht ist zu gehorchen, eine Herrschaft über unsere Begierden einräumen, und ihr gestatten wollten, von unsern Absichten und dem Werthe unserer Schrift zu urtheilen?

Ich habe mich begnüget, bishero zu erweisen, daß der Vernunft dieses nicht zukomme, und wir also nichts Lächerliches begehen, wenn wir dieselbe bei Verfertigung unserer Schriften nicht zu Rathe ziehen. Aber ich will weiter gehen, und getraue mir, zu behaupten, daß eben die Verachtung der Vernunft, woraus unsere Feinde ein so groses Verbrechen machen, der Grund unserer Vortrefflichkeit und derjenigen Vorzüge sei, die uns so weit über unsere Feinde erheben.

Ein sehr altes scythisches Sprichwort sagt, daß es eine größere Kunst sei, aus einem ledigen, als aus einem vollen Glase zu trinken; und mich däucht, daß also, wenn die Vernunft zu Verfertigung einer Schrift so unumgänglich nöthig ist, als die guten Scribenten wollen, einer, der ohne Vernunft ein Buch schreiben kann, weit vortrefflicher, und mehr zu bewundern ist, als einer, der, wenn er etwas zu Papier bringen will, allemal seine Vernunft zu Hülfe nehmen muß. Man muß nicht meinen, daß die Bücher, die ohne Vernunft geschrieben werden, nicht so wohl gerathen, als diejenigen, die mit Verstand gemacht sind. Denn es giebt Bücher, die unstreitig ohne Zuthun der Vernunft verfertiget, und doch so wohl gerathen sind, daß selbst unsere Feinde darüber erstaunen. Ist es möglich, schreien sie gemeiniglich, daß ein vernünftiger Mensch dergleichen Zeug schreiben könne? Ja, ich habe mit meinen Ohren gehöret, daß einer, dem die höchst unvernünftigen Gedanken eines gewissen elenden Scribenten, über den Spruch: Viele sind berufen 2c. zu Gesichte kamen, im Beisein vieler Leute hoch betheuerte, es sei ihm, wenn er auch Engelsverstand hätte, und sein Leben damit zu retten wüßte, unmöglich, so zu schreiben. Unsere Feinde gestehen also selbst, daß einem Menschen, der seine Vernunft nicht gebrauchet, vieles möglich sei, welches ein vernünftiger Mensch nicht thun kann, und daß wir die besondere Geschicklichkeit besitzen, ohne Vernunft Thaten zu thun, wozu ein mehr als englischer Verstand erfordert wird. Sie halten dieses für etwas Schweres, ja für eine Sache, die ihnen schlechterdings unmöglich ist. Ich versichere sie aber, daß es uns nicht nur möglich, sondern gar etwas Leichtes ist, ohne Vernunft ganz wunderbare Bücher zu

*) Ein Professor zu Rostock, mein groser Gönner. Er hat sich durch viele herrliche Schriften bekannt gemacht, die niemand lieset. Man kann sie bei Fritschen in Rostock, und sonst nirgends, zu halben und ganzen Pfunden um sehr civilen Preis haben.

schreiben. Sollten unsere Feinde wissen, wie geschwinde wir mit unsern Schriften fertig werden, und wie wenig Mühe und Nachdenken wir darauf wenden: so würden sie erst über unsere Geschicklichkeit erstaunen; sie würden, von dem Glanze unserer Vortrefflichkeit gerühret, vor uns niederfallen, und ohne Zeitverlust ihre Vernunft ins Meer werfen, da es am tiefsten ist.

Denn eben diese Vernunft ist es, welche ihnen ihre Arbeit so mühsam macht. Wir zähmen sie, und legen ihr ein Gebiß ins Maul, und eben darum wird uns unsere Arbeit so leichte. Unsere Feinde machen sich ein Gewissen, den Regeln der gesunden Vernunft, die doch so schwer zu beobachten sind, entgegen zu handeln. Sie können nicht schreiben, wenn sie nicht vorher denken. Sie bilden sich ein, sie müßten die Sache, wovon sie schreiben wollen, aus dem Grunde verstehen, und verderben die edle Zeit mit der unnützen und lächerlichen Ueberlegung, ob sie auch der Materie, welche sie abhandeln wollen, gewachsen sind, bloß darum, weil ein alter Grillenfänger, der aus vorsätzlicher Bosheit den Menschen das Schreiben schwer machen wollen, gesagt hat:

Sumite materiam vestris, qui scribitis, aequam
Viribus, et versate diu, quid ferre recusent,
Quid valeant humeri. . . . *)

Von allem diesen Ungemach sind wir frei. Wir erkennen die Schädlichkeit der Vernunft, und kehren uns also wenig an ihre Regeln. Unsere Absicht ist, ein Buch zu schreiben. Diesen Zweck erreichen wir, wenn wir so viel Papier, als dazu nöthig ist, mit Buchstaben bemalen. Ob der Sinn, der aus diesen Buchstaben heraus kommt, wenn man sie zusammensetzet, vernünftig ist oder nicht, daran ist uns wenig gelegen. Wollten wir Alles nach der Vernunft abmessen, so müßten wir denken; und das Denken greift den Kopf an, nimmt viel Zeit weg, und nützet doch, wenn man die Wahrheit sagen soll, nichts. So oft unsere Feinde unsere Schriften lesen, sprechen sie: Der Mensch kann nicht denken; und dennoch können sie unmöglich leugnen, daß dieser Mensch, der nicht denken kann, ein Buch geschrieben habe; weil sie es in Händen haben. Sie müssen also, sie mögen wollen oder nicht, gestehen, daß man schreiben könne, ohne vorher zu denken.

Wir thun es, und befinden uns wohl dabei. Es ist leichter und natürlicher, mit den Fingern zu schreiben, als mit dem Kopfe. Wer das letzte thut, ist einem Gaukler ähnlich, der auf dem Kopfe tanzet. Dieses mögen wir nicht von uns gesagt wissen, und brauchen also unsere Finger, wenn wir schreiben, und nicht den Kopf. Wenn unsere Feinde die Gemächlichkeiten, welche diese Schreibart mit sich führet, einzusehen fähig wären, so würden sie uns gewiß beneiden. Nur zweene sind, so viel mir wissend, so weit gekommen, daß sie dieses erkannt haben; und haben daher kein Bedenken getragen, uns glücklich zu preisen, und den guten Scribenten vorzuziehen. Der Eine ist ein Engländer, und beweiset gar gründlich, daß das Denken nichts nütze, und derjenige, der sich desselben ganz und gar enthält, nothwendig am besten schreiben müsse. Er spricht:

Here some would scratch their Heads, and try
What they should write, and How, and Why.
But I conceive, such Folks are quite in
Mistakes in Theory of Writing
If once for Principle 'tis laid
That Thought is Trouble to the Head.
I argue thus: The World agrees
That He writes well, who writes with Ease.
Then He, by Sequal logical,
Writes best, who never thinks at all **).

Der kratzt den Kopf, sinnt Zweifels voll,
Was, wie, warum er schreiben soll;
Doch merk' ich selbst aus seinem Fleiß,
Daß er vom Schreiben wenig weiß.
Denn hält man diesen Satz bewährt,
Daß Denken nur den Kopf beschwert;
So folgt auch: Es gesteht die Welt,
Der schreibt gut, dem's nicht mühsam fällt.
Draus macht selbst die Vernunft den Schluß,
Daß der, so niemals denkt, am besten schreiben muß.

Mich deucht, dieser Beweis ist unumstößlich. Der andere ist ein Franzose, und O bienheureux Ecrivains, rufet er aus, Mr. de Saumaise en Latin, et Mr. de Scuderi en François! J'admire vôtre facilité, et j'admire vôtre abondance. Vous pouvez écrire plus de Calepins, que moi d'Almanachs. Bienheureux, fährt er fort, les Ecrivains qui se contentent si facilement, qui ne travaillent que de la memoire et des doigts, qui sans choisir écrivent tout ce qu'ils savent ***). Ist es nicht ewig Schade um die ehrlichen Männer, daß sie, da sie so viele Erleuchtung hatten, sich nicht bestrebet haben, uns gleich zu werden? Sie haben übel bei sich gehandelt. Ich beklage sie, als Zeugen der Wahrheit, ungemein hoch. Sollten sie jetzt noch leben, da meine vortreffliche Schrift zum Vorschein kommt; so würden sie unstreitig ganz umgekehret, und neue Menschen werden.

Ich kehre wieder zu meinem Zweck, und sage, daß wir, wenn wir schreiben wollen, die Prüfung unserer Kräfte, mit welcher sich unsere Feinde quälen, für eben so unnütz halten, als Vernunft und Nachdenken. Wir brauchen so vieler Umstände nicht. Wir haben die besondere Gabe von der Natur, daß wir schreiben können, was wir nicht gelernt haben, und von Sachen urtheilen können, die wir nicht verstehen. Wir schreiben ganze Bücher von der Möglichkeit einer ewigen Welt, und handeln die schwersten Fragen aus der Weltweisheit auf eine ganz eigene Weise ab, ob wir gleich nichts davon begreifen. Philippi kann unbesehens von den Schriften urtheilen, die für und wider die Wolfische Philosophie herausgekommen sind. Sievers, der kaum seinen Catechismus weiß, ist doch geschickt, Andere zu lehren, was der seligmachende Glaube sei, und Rodigast kann die ungeheuersten Werke aus dem Lateinischen ins Deutsche übersetzen, ob er gleich weder Latein noch Deutsch verstehet, und niemand, ja vielleicht er selbst nicht, weiß, was er für eine Sprache redet. Hätte dieses edle Kleeblatt elender Scribenten sich lange besinnen, und seine Kräfte untersuchen wollen, ehe es die Feder ansetzte: so will ich wetten, wir würden noch nicht wissen, ob es in der Welt sei. Allein wir elende Scribenten sind so mißtrauisch gegen uns selbst nicht; weil wir wissen, daß uns, auch bei der größten Schwachheit, alles möglich ist.

Diese vortreffliche Eigenschaft erhebet uns unendlich über unsere Feinde. Ein guter Scribent muß seine besten Jahre mit einem verdrießlichen Lernen verderben, weil er die abergläubige Einbildung hat, man könne sonst nicht schreiben. Wir hingegen fangen ganz frühe an zu schreiben, und warten nicht, bis die bösen Tage kommen und die Jahre herzutreten, da man sagt: sie gefallen mir nicht. Wir können gleich, ohne alle Vorbereitung, zum Werke schreiten; und ehe ein guter Scribent mit der Einsammlung der Sachen fertig ist, die er zu seinem Zwecke nöthig achtet, haben wir uns zehnmal in Kupfer stechen lassen, und den besten Platz in den Buchläden eingenommen. Ein guter Scribent mag seine Zeit noch so wohl angewandt, und sich zum Schreiben so geschickt gemacht haben, als er immer will: so wird er doch allezeit gestehen, daß einige Materien ihm zu hoch sind, und selbst von denen, die er verstehet, nicht ohne vorhergegangene Ueberlegung und mit Furcht und Zittern schreiben. Uns ist keine Materie zu hoch. Wir wissen alles, ob wir gleich nichts wissen. Wir schreiben drauf los und kehren uns an nichts. Und daher hat die Welt von uns die besten Dienste. Wir entdecken eine unsägliche Menge der gefährlichsten Irrthümer, die unsere Feinde gemeiniglich übersehen, und das in Schriften, die wir nicht gelesen haben, und die wir, wenn wir sie lesen, kaum verstehen. Wir sind die eifrigsten Vertheidiger der Wahrheit und ein Schrecken der Ketzer. Wir entdecken sie, wie sehr sie sich auch verbergen; und ob wir gleich nicht wissen, was Ketzer und Ketzerei ist, so kann uns doch keiner entwischen, weil wir, wie die Hunde, die das Capitolium bewachten, den sichersten Weg gehen *), und alles, was uns verdächtig vorkommt, anbellen. Unsere Feinde verdenken es uns, daß wir so oft einen unnützen Lärm erregen. Sie wollen, daß man mit Behutsamkeit und Verstand eifere; aber eben dadurch verrathen sie ihre Schwäche, und geben uns das Zeugniß, daß wir ohne Nachdenken und Verstand eine der wichtigsten Pflichten eines Wahrheit und Ordnung liebenden Menschen beobachten können, welches gewiß nichts geringes ist.

Alles, was ich bisher gesagt habe, ist unstreitig und klar. Aber da mir die Hartnäckigkeit und Bosheit unserer Feinde bekannt ist, so sehe ich vorher, daß sie mit einem höhnischen Gelächter sagen werden: „Sie machten uns unsere Vortrefflichkeit nicht streitig. Sie glaubten gern, daß wir ohne Vernunft, ohne Nachdenken und ohne vorhergegangene Prüfung unserer Kräfte schreiben könnten. Allein unsere Schriften würden denn auch darnach. Wir hätten wenig Ehre davon. Niemand wollte sie kaufen, niemand läse sie, und wer sie läse, lachte darüber und zischte uns aus." Dieser Einwurf kann Vielen erschrecklich vorkommen, mir aber nicht. Denn ein elender Scribent kann auch gründliche Einwürfe mit Nachdruck widerlegen, und seinen Feinden zeigen, daß sie Unrecht haben, wenn er ihnen gleich zugiebt, sie hätten Recht. Ich sehe dieses als eine Kleinigkeit an, und will es eben nicht mit unter unsere Vortrefflichkeiten zählen. Ein billiger Leser wird für sich schon wissen, was er davon denken soll. Ich darf mich auch für diesesmal so nicht angreifen; sondern begnüge mich, unsern Feinden mit aller Bescheidenheit

---

*) Horatius de Arte poëtica.
**) Priors Poems, T. 1. p. 12.
***) Balsac Liv. 23. Lett. 12.

*) Cicero Orat. pro Sex. Roscio Amerino. Canes aluntur in Capitolio, ut significent, si fures venerint. Ad fures internoscere non possunt, significant tamen si qui noctu in Capitolium venerint, et quia id est suspiciosum, tametsi bestiae sunt, tamen in eam partem potius peccant, quae est cautior.

zu sagen, daß ihr Einwurf nichts bedeute, und alles, was sie sagen, grundfalsch sei.

Wir sind mit der Ehre, welche uns unsere Schriften bringen, wohl zufrieden. Sind wir nicht so glücklich, daß wir den Beifall der guten Scribenten erhalten: so müssen wir uns damit trösten, daß es allezeit noch so billige Gemüther giebt, die das verächtliche Urtheil, welches die guten Scribenten von unsern Schriften fällen, für verdächtig halten, weil es von unsern Feinden herrühret, und sich dadurch nicht abschrecken lassen, unsere Schriften zu lesen. Unsere Schriften mögen also beschaffen sein, wie sie wollen, so finden sie doch allemal einen Verleger, Käufer und Leser.

. . ils trouvent pourtant quoiqu'on en puisse dire
Un Marchand pour les vendre, et des Sots pour les lire *).

Man frage nur die Buchhändler: Ob nicht die Postillen, Romane, Briefsteller, poetischen Handbücher und Trichter, Reimregister, Notariatkünste, Complimentirbüchlein, der Eulenspiegel und dergleichen schöne und nützliche Werke den besten Abgang haben? Wie begierig sind nicht Happel's und Menantes' Schriften gekauft worden? Und Uhsen's wohl-informirter Redner ist wenigstens neunmal aufgelegt. Hübner's Oratorie hat eben das Glück gehabt; und ich muß mich also wundern, wie unsere Feinde so unverschämt sein, und sagen können, daß niemand unsere Schriften kaufen wolle, und das um so viel mehr, weil sie selbst am hitzigsten darauf sind, und nicht allein unsere Schriften mit Lust lesen, sondern auch durch ihre sinnreichen Spöttereien dieselben bekannt, und andere, sie zu sehen, begierig machen. Wir haben also das Vergnügen, daß selbst unsere Feinde unsern Namen herrlich machen müssen. Sollten sie sich entschließen, uns in Ruhe zu lassen: so würde unser Ruhm nicht halb so weit erschallen.

Indessen würde es uns doch niemals an einer Menge Verehrer und Bewunderer gebrechen. Unsere Schriften sind so beschaffen, daß sie dem Pöbel nothwendig gefallen müssen, weil sie nach seinem Begriffe eingerichtet sind. Wir entfernen uns nicht um einen Finger breit von den gemeinen Vorurtheilen. Wir versteigen uns nicht so hoch in unsern Betrachtungen, sondern halten uns herunter zu dem Niedrigen. Dieses macht unsere Werke dem größten Haufen verständlich, und erwirbt uns seinen Beifall. Die guten Scribenten sind so glücklich nicht. Ihre Schriften sind den meisten zu hoch, weil sie mit Vernunft gemacht sind. Sie werden also von Wenigen gelesen, und von noch Wenigern gelobt, weil niemand leicht an Sachen, die er nicht versteht, Geschmack findet. Tantum quisque laudat quantum se posse sperat imitari **). Die guten Scribenten sind naseweise und wollen alle Welt meistern. Sie tadeln die gemeinen Thorheiten, und haben das Herz, die Wahrheit zu sagen, die doch so bitter ist. Dieses setzt kein gut Geblüt zwischen ihnen und den meisten ihrer Leser, und bringt ihnen keinen andern Vortheil, als daß man sie für eigensinnige Grillenfänger hält, und auslacht.

Hos populus ridet multumque torosa juventus
Ingeminat tremulos naso crispante cachinnos ***).

Ja man siehet sie für gefährliche, unruhige Köpfe an, und hasset sie. Die guten Scribenten sind viel zu klug, als daß sie dieses nicht merken sollten. Sie wissen es, und sind sich, wenn sie sich recht besinnen, selbst desfalls gram. Sie erkennen auch, daß aller Haß, den der größte Haufe gegen sie, und die Verachtung, welche er gegen ihre Schriften blicken läßt, bloß daher rühret, weil sie ihre Vernunft, wider die Gewohnheit des menschlichen Geschlechts, gar zu sehr gebrauchen, und es ist kein Zweifel, daß sie insgeheim die Vernunft, als eine Quelle ihres Unglücks, oft verfluchen.. Cicero wenigstens hat gegen einen seiner besten Freunde im Vertrauen aufrichtig gestanden, daß er was darum geben wollte, wenn er der seinen mit Ehren los wäre. Fama, spricht er †), ingenii mihi est abjicienda; quod si possem, non recusarem. Aber dennoch sind sie viel zu halsstarrig und hochmüthig, als daß sie ihr Elend öffentlich bekennen sollten.

Stellt man ihnen vor, wie groß die Menge derjenigen sei, welche sich an den Schriften elender Scribenten erquicken, und wie klein hingegen das Häuflein derer, welche die ihrigen lesen, so sprechen sie: „Sie bekümmerten sich um den Beifall des einfältigen und ungelehrten Pöbels wenig, und wären zufrieden, wenn auch nur ein oder zwei rechtschaffene gelehrte Männer von ihrer Arbeit ein gutes Urtheil fällten. Wenn von der Güte einer Schrift die Frage sei, komme es auf die Mehrheit der Stimmen nicht an, und sei es eben ein gewisses Kennzeichen der Stümper, sich auf den Beifall des gemeinen Volks und der Ungelehrten zu berufen."

Es ist ein Glück für die guten Scribenten, daß sie sich selbst so artig zu trösten wissen; aber ich befürchte, diese Trostgründe werden zur Zeit der Anfechtung den Stich nicht halten, denn sie sind von Herzen schwach. Ich will nicht sagen, daß es ziemlich liederlich herauskömmt, wenn die guten Scribenten sprechen, sie bekümmerten sich wenig darum, was die Leute von ihnen urtheilten: ehrliebende Gemüther sind ganz anders gesinnet, und suchen so viel möglich auch den geringsten zu gefallen; sondern ich will nur anmerken, daß es ein unerträglicher Stolz sei, den Beifall des Pöbels so geringe zu achten, und diejenigen für Stümper zu schelten, die sich groß damit wissen. Die guten Scribenten stehen unstreitig in dem Wahn, als wenn die Ungelehrten ganz und gar ungeschickt sind, von ihren herrlichen Schriften zu urtheilen; aber sie könnten leicht inne werden, wie irrig diese Einbildung sei, wenn sie nur belieben wollten, zu bedenken, daß insgemein dafür gehalten wird, ein Frauenzimmer könne nicht so gut von der Schönheit eines andern Frauenzimmers urtheilen, als eine Mannsperson. Die Ursache ist: weil ein jedes sich für das schönste hält, und andere neben sich verachtet. Die Gelehrten gleichen in diesem Fall den Weibern vollkommen, und es ist kein einziger, wie elend es auch um ihn bestellet ist, der sich nicht in seinem Herzen klüger dünken sollte, als alle seine Brüder. Es muß also nothwendig Haß und Neid, zwo Leidenschaften, die vor andern einem unparteiischen Urtheile entgegen sind, unter den Gelehrten herrschen. Die Ungelehrten sind von diesen Affecten frei, und urtheilen folglich unparteiisch von den Schriften, die ihnen vorkommen. Sollte denn ihr Urtheil nicht höher zu schätzen sein, als das Urtheil einiger neidischen Gelehrten, die nichts als ihre eigene Arbeit hochhalten, und natürlicher Weise alles, was sie nicht gemacht haben, tadeln müssen? Mich däucht, wer sich dem Ausspruche so unparteiischer Richter nicht unterwerfen will, der läßt ein schlechtes Vertrauen zu seiner Sache von sich blicken, und muß kein gut Gewissen haben.

Dieser Verdacht wird also nicht gehoben, wenn gleich die guten Scribenten sprechen wollten: die Ungelehrten verstünden die Schriften der Gelehrten nicht, und könnten also nicht davon urtheilen. Denn diese Ausflucht würde sich auf nichts gründen, als auf den lächerlichen Wahn, daß man allemal die Sache, von der man urtheilet, verstehen müsse. Ich bilde mir ein, daß ich diese Grille schon überflüssig widerleget habe. Wir elenden Scribenten urtheilen von vielen Sachen, die wir nicht verstehen: der Pöbel kann die Kunst auch; und sind die guten Scribenten so geschickt nicht, so ist es ein Unglück für sie. Aber sie werden so gut sein, und von der Fähigkeit Anderer nicht nach ihrer eigenen urtheilen. Ich sollte nicht meinen, daß die guten Scribenten mir einwerfen werden: sie wüßten wohl, daß es Leute gäbe, die verwegen genug wären, von Sachen zu urtheilen, die sie nicht verstehen; allein es müßte so nicht sein. Denn dieses wäre ein verzweifelter Satz, wodurch die Gelehrten mit den geringsten und verächtlichsten Handwerksleuten in eine Classe würden gesetzet werden. Bei diesen muß niemand, als die Aeltesten einer Zunft von der Arbeit eines jungen Meisters urtheilen. Die Gelehrten wissen von einer solchen Verfassung nichts, und es wäre ihnen auch in der That schimpflich, wenn sie sich Leuten gleich stellen wollten, die in ihren Augen so verächtlich sind.

Da nun ein jeder, er mag es verstehen oder nicht, von den Schriften der Gelehrten zu urtheilen, nicht nur geschickt, sondern auch befugt ist: so möchte ich wohl wissen, was uns hindern sollte, auf den Beifall des größten Haufens zu trotzen? und ob es nicht ein lächerlicher Hochmuth sei, daß unsere Feinde sich so wenig darum bekümmern? Diese Leute müssen ganz besondere Creaturen sein. Es ist keiner außer sie zu finden, der nicht wünschen sollte, von den meisten gelobt zu werden.

. . . An erit, qui velle recuset
Os populi meruisse? . . . *)

Dem vortrefflichen Redner Demosthenes, den unsere Feinde so hoch halten, that es gewiß ganz sanfte, als eine geringe Frau zu Athen ihrer Freundin, doch so, daß er es hörete, ins Ohr sagte: Das ist der Demosthenes **). Und mein Freund Sievers würde längst vor Kummer, wie ein Schämen, vergangen sein, wenn nicht das Lob der alten Weiber und das gütige Urtheil der Karrenschieber, Lastträger und anderer ehrlichen Männer, Pöbelvolks ihn in seinem schweren Leiden aufrichtete, und seine Gebeine fett machte. Er hat Ursache, sich groß damit zu wissen, und sich desfalls einzubilden, er sei ein stattlicher Scribent, und die es anders sagen, boshafte Lästerer: denn wer wollte so vielen ehrlichen und unparteiischen Personen beiderlei Geschlechts nicht glauben?

---

*) Boileau, Sat. 2.
**) Cicero in Oratore.
***) Persius, Sat. 2.
†) Lib. IX. Epist. ad Atticum Ep. 16.

*) Persius, Sat. 1.
**) Cicero Tuscul. Quaest. Lib. V. Demosthenes, . . . ille susurro delectari se dicebat aquam ferentis mulierculae, ut mos in Graecia est, insusurrantique alteri: Hic est ille Demosthenes.

. . . egregiam cum me vicinia dicat
Non credam? . . . *)

Und muß man also nicht über die Frechheit unserer Feinde erstaunen, die sich nicht scheuen, der uns bewundernden Menge ins Angesicht zu widersprechen, und, ob sie gleich übereinstimmet sind, dennoch von der übeln Meinung, welche sie von uns hegen, nichts fallen lassen wollen?

Daß sie sprechen: die Mehrheit der Stimmen gelte in diesem Falle nicht, kann gewiß ihr Verfahren nicht rechtfertigen. So reden die Ketzer auch, und haben doch Unrecht, weil sie Ketzer, das ist, überstimmet sind. Unsere Feinde müssen gewiß auch nicht reiner Lehre sein; denn wie wäre es sonst möglich, daß sie auf so gottlose Gedanken verfielen? Wenn die Frage von der Güte einer Schrift, oder von der Wahrheit eines Satzes ist, so hat die Mehrheit der Stimmen keine Statt; sagen sie: Heißet dieses aber nicht offenbar der Kirche Christi, die es zu allen Zeiten, in weit wichtigern Fällen, auf die Mehrheit der Stimmen hat ankommen lassen, eine entsetzliche Thorheit und Ungerechtigkeit vorwerfen? Es ist ein Glück für uns, daß die heiligen Kirchenväter klüger gewesen sind. Hätten unsere Feinde vor 13 oder 1400 Jahren gelebt, und etwas zu sagen gehabt, so wäre kein einziges Concilium gehalten worden, und die Ketzer würden freie Hände gehabt haben, den Weinberg der christlichen Kirche nach Belieben zu verwüsten.

Ich erschrecke, wenn ich daran gedenke, und bitte unsere Widersacher, in sich zu gehen, und einmal zu erwägen, wohin ihr Haß gegen uns sie verleite. Sie sehen wohl, daß sie, so lange sie vernünftig schreiben, den Beifall des größten Haufens nicht erlangen können. Sie machen es also wie der Fuchs in der Fabel, und verachten das, was ihnen nicht werden kann. Sie stoßen im Unmuth Worte heraus, die erschrecklich sind, und machen dadurch ihren Geruch bei den Unparteiischen, welche sie gar verächtlich den Pöbel nennen, noch stinkender. Ich bedaure sie desfalls, ob ich gleich wohl weiß, daß sie über mein Mitleiden nur lachen werden; denn ich bin versichert, es werde sie einmal gereuen, daß sie die Ehrerbietung, welche sie dem größten Haufen schuldig sind, aus den Augen gesetzt haben. Sie werden gewiß die Lästerworte, die sie wider den Pöbel reden, um so viel schwerer zu verantworten haben, je besser sie wissen, daß die Stimme des Volks so viel gelte, als die Stimme Gottes. Vox populi, vox Dei. Und überdem müssen sie sich nicht einbilden, daß die Menge, die uns und unsern Schriften hold ist, aus lauter elenden, geringen und nichtswürdigen Leuten bestehe. Sie können glauben, daß sich viele vornehme und angesehene Männer aus allen Ständen darunter befinden. Denn Gott giebt denen, welche er in seinem Zorn groß machet, nicht allemal mit der Würde so viel Verstand, als man nöthig hat, wenn man an guten Schriften ein Vergnügen finden will, und man hat schon lange angemerket, daß diejenigen, welche die wichtigsten Aemter verwalten, und die größten Ehrenstellen bekleiden, wie viel sie auch sonst auf sich halten, doch gemeiniglich so bescheiden gewesen sind, daß sie sich in ihren Urtheilen wenig oder gar nicht von dem Pöbel entfernet, sondern sich zu allen Zeiten nicht so sehr durch den guten Geschmack, als durch die Kleidung von demselben zu unterscheiden gesuchet haben. Mirari quidem non debes, sagt Seneca **), corrupta excipi, non tantum a corona sordidiore, sed ab hac turba quoque cultiore: Togis enim inter se isti, non judiciis distant.

Es ist also eine unverantwortliche Grobheit, daß unsere Feinde von dem Pöbel so verächtlich reden, unter welchem sich doch Leute befinden, denen sie alle Ehrerbietung schuldig, und die im Stande sind, die Verachtung, welche man gegen ihr Urtheil bezeigt, mit Nachdruck zu rächen. Ich wünsche nicht, daß die guten Scribenten dieses jemals erfahren mögen: aber es sollte mir eine Freude sein, wenn diese Herren durch meine gegründeten Vorstellungen endlich einmal begriffen, daß unsere Schriften den meisten gefallen; daß der Beifall des größten Haufens nicht zu verachten sei; daß derjenige, der sich darauf beruft, kein Stümper ist; daß wir elenden Scribenten mit Recht darauf trotzen, und daß uns dieser Beifall des Pöbels einen großen Vorzug vor unsern Feinden giebt, und unsere Vortrefflichkeit eben so unstreitig macht, als der Ausspruch des Orakels die Weisheit des Sokrates.

Ich habe dieses handgreiflich erwiesen: allein was wird's helfen? So lange unsere Feinde noch sehen, daß viele elende Scribenten in der äußersten Verachtung leben, und ihre Schriften entweder gar nicht abgehen, oder nur von Leuten gekauft werden, die darüber lachen und spotten, werden sie immer dabei bleiben, daß eine Schrift, die ohne Vernunft gemacht ist, ihrem Urheber wenig Ehre bringe. Nun könnte ich zwar dieses mit eben dem Fug leugnen, als meine Brüder leugnen, daß sie elende Scribenten sind: allein ich mache mir ein Gewissen, dem Augenscheine zu widersprechen. Es ist leider! mehr als zu wahr, daß viele meiner Brüder von aller Mühe, die sie auf ihre Schriften wenden, nicht so viel haben, daß auch nur ein einziger ihre Arbeit lobe. Es ist unstreitig, daß eine gute Anzahl elender Schriften nimmer des Tages Licht siehet, und von den Motten verzehret wird. Viele brauchen die Buchhändler zu Maculatur, und einige haben gar das Unglück, daß sie, wenn sie kaum aus der Presse kommen, nach dem Gewürzladen geschickt werden.

. . . in vicum vendentem thus et odores,
Et piper, et quicquid chartis amicitur ineptis *).

Aber dieses widrige Schicksal elender Schriften, an welchem sich unsere Feinde ärgern, kann unmöglich das, was ich von den Vorzügen und von der Vortrefflichkeit der elenden Scribenten geschrieben habe, umstoßen und unwahr machen. Keine Regel ist ohne Ausnahme; und wenn ich sage, daß alles, was unvernünftig ist, dem Pöbel am besten gefalle: so begehre ich nicht zu leugnen, daß nicht bisweilen eine unvernünftige Schrift von dem größten Haufen anders als es billig sein sollte, aufgenommen werde. Ich weiß wohl, was solchen Schriften öfters zu begegnen pflegt; aber alles, was ihnen begegnet, sind Unglücksfälle, nach welchen man, ohne Unbilligkeit, von ihrem innerlichen Werthe nicht urtheilen kann, und worüber die guten Scribenten sich um so viel weniger zu kitzeln Ursache haben, je gewisser es ist, daß ihre Schriften denselben eben sowohl unterworfen sind, als die unsern. Es ist noch eine große Frage: ob mehr schlechte als gute Schriften verloren gegangen? Und mißbraucht man unsere Blätter zu Pfefferteuten, so hat man wohl eher in die Schriften des Livius Käse gewickelt.

Gesetzt aber, es widerführe dieses Unglück unsern Schriften nur allein. Gesetzt, es fiele dadurch alles, was ich von dem Vorzuge, den die elenden Scribenten in Ansehung der Anzahl ihrer Bewunderer vor den guten haben, bishero geschrieben, gänzlich über'n Haufen: so würde doch dadurch der wesentlichen Vortrefflichkeit meiner Brüder nicht das Geringste abgehen, weil dieselbe sich nicht auf die Gedanken, die Andere von uns haben, sondern auf unsere eigene Empfindung, und auf die gute Meinung, welche wir von uns selbst hegen, gründet. Unsere Feinde betrügen sich, wenn sie meinen, daß ich unsere Vortrefflichkeit in dem Beifalle des größten Haufens suche.

Was ich davon geschrieben habe, das hat keinen andern Zweck, als sie zu überführen, daß der Mangel der Vernunft uns nicht so verächtlich mache, als sie sich einbilden; sondern uns vielmehr die Hochachtung des uns gleichgesinnten Pöbels, und folglich der meisten Menschen erwerbe. Aber glauben sie denn, daß wir ohne diese Hochachtung nicht glücklich sein können? Ich gestehe, es ist eine angenehme Sache, von Vielen gelobt zu werden; allein mich däucht, wir würden doch wohl bleiben, wer wir sind, wenn wir gleich von aller Welt ausgezischet, und unsere Schriften von niemand gelesen, oder von allen, die sie lesen, getadelt würden. Der Mangel der Vernunft, der uns das Schreiben so leicht und unsere Schriften dem Pöbel so angenehm macht, würde uns auch in dem Fall Dienste thun, wenn der Pöbel sich zu unsern Feinden schlüge, und wir würden in unserm Unglücke größer sein, als bei glücklichen Tagen.

Unsern Feinden kann dieses nicht unglaublich vorkommen: denn sie kennen unsere Großmuth, unsere Geduld, unsere Gelassenheit. Wir haben ihnen seit der Zeit, daß sie uns geängstiget haben, so viele ausnehmende Proben davon gegeben, daß sie darüber erstaunet sind. Was würden sie also nicht sagen, wenn sie sehen sollten, wie wenig wir uns daraus machen würden, wenn gleich alle, die uns sonst noch hochgehalten, mit ihnen auf uns losstürmten? Sie hielten es nicht aus, wenn ihnen dergleichen begegnete, das weiß ich wohl; aber ich kann versichern, daß wir dieses Unglück, wie groß es auch sein mag, nicht einmal empfinden würden.

Wie wenig Verstand wir auch haben, so begreifen wir doch, daß es närrisch sei, seine Glückseligkeit in Dingen zu suchen, die außer uns sind. Unser Wahlspruch ist:

. . . . ne te quaesiveris extra **).

Und die Natur, die wohl vorhergesehen hat, daß wir wegen unserer Schriften viele Anfechtungen haben würden, hat uns dergestalt wider die Anläufe unserer Feinde gewaffnet, daß alle Pfeile der Spötter, wie spitzig und scharf sie auch sind, uns nicht die geringste schmerzhafte Empfindung verursachen können. Eine innerliche Empfindung unserer Vollkommenheiten ersetzet den Mangel eines fremden Lobes, mit welchem sich unsere Feinde so groß wissen, und tröstet uns kräftiglich, wenn man unserer spottet.

*) Persius, Sat. 4
**) Epist. CXIV.

*) Horatius Lib. II. Ep. I.
**) Persius Sat. I.

> Ridentur, mala qui componunt carmina: verum
> Gaudent scribentes, et se venerantur, et ultro
> Si taceas, laudant, quicquid scripsere, beati*).

Unsere Schriften führen also, wie die Tugend, ihre Belohnung mit sich, und wir haben nicht nöthig, den Lohn unserer Arbeit von Andern zu erwarten. Ein gewisser Lehrer der römischen Kirche hat hierüber gar artige Gedanken. Er meint, Gott bezeige sich eben so gnädig und gerecht gegen uns, als gegen die Frösche. Denn wie er diesen die Gnade gebe, daß sie sich selbst an ihrem eben nicht gar angenehmen Gesang belustigten: so habe er es in Ansehung unserer so weislich gefüget, daß wir, da niemand unsere Verdienste erkennen will, eine ungemeine Zufriedenheit mit uns selbst hätten. Selon la justice, spricht er, tout travail honnète doit être recompensé de louange ou de satisfaction. Quand les bons Esprits font un ouvrage excellent, ils sont recompensés par les applaudissemens du Public. Quand un pauvre Esprit travaille beaucoup pour faire un mauvais ouvrage, il n'est pas juste ni raisonnable qu'il attende, des louanges publique; car elles ne lui sont pas dûës: Mais à fin que ses traveaux ne demeurent pas sans recompense, Dieu lui donne une satisfaction personelle, que personne ne lui peut envier sans une injustice plus que barbare. Tout ainsi que Dieu qui est juste, donne de la satisfaction aux Grenouilles de leur chant: autrement le blâme public, joint à leur mécontentement, seroit suffisant pour les reduire au desespoire **).

Leute, für die der Himmel so sonderlich gesorget hat, können sich leicht über die Verachtung, welche die böse Welt gegen sie bezeiget, zufrieden geben, und unsere Feinde können daher, wofern es ihnen beliebet, leicht die Ursache ergründen, warum ihre Spöttereien, durch welche sie uns wehe thun wollen, so fruchtlos sind. Unsere Zufriedenheit mit uns selbst macht ihre boshafte Bemühung vergeblich; und ich werde also nicht zu viel sagen, wenn ich behaupte, daß dieselbe die grösseste unserer Vortrefflichkeiten, und der Grund unserer Glückseligkeit sei.

So lange wir mit uns selbst zufrieden sind, und an unserer Arbeit ein Vergnügen finden, wird alles, was unsere Feinde gegen uns vornehmen, viel zu wenig sein, uns unglücklich zu machen, und unsere Gemüthsruhe zu stören. Cicero nennet die Anhänger des Epicurus glücklich, und giebt keine andere Ursache davon, als weil sie sich es einbildeten. Sunt enim, spricht er ***), et boni viri, et, *quoniam sibi ita videntur*, beati. Da wir nun eben diese Einbildung haben, so möchte ich den sehen, der uns den geringsten Verdruß erwecken könnte. Ein elender Scribent ist weit über die Lästerungen und Spöttereien seiner Neider erhaben.

> Celsior exsurgit pluviis, auditque ruentes
> Sub pedibus nimbos, et rauca tonitrua calcat †).

Man stelle ihm seine Einfalt, seine Unwissenheit, seine Thorheit und Ungeschicklichkeit so deutlich und lebhaft vor, als man immer will: er wird doch dabei bleiben, daß die Natur an ihm ihr Meisterstück bewiesen habe, und sich an seinen Schriften, die Andere ohne Ekel nicht lesen können, auf seine eigene Hand belustigen.

Ich sehe nicht, was wider einen solchen Menschen auszurichten ist? Er ist unüberwindlich, und die guten Scribenten thun thöricht, daß sie sich bemühen, ihn auf andere Gedanken zu bringen. Die Klagen, welche die guten Scribenten über unsere Hartnäckigkeit führen, zeigen deutlich, daß sie die Eitelkeit ihres Beginnens selbst erkennen. Sie müssen also auch wider ihren Willen gestehen, daß Leute, die so sehr von sich eingenommen sind, daß man ihnen auf keinerlei Weise die süße Einbildung von ihrer Vortrefflichkeit, und die daher fließende Zufriedenheit mit ihrem Zustande rauben kann, die allerglückseligsten Creaturen sind. Ist es nun nicht, wie der Pater Garasse sagt, barbarisch gehandelt, wenn man seinem Nebenchristen sein Glück nicht gönnet? Dieses heißt die Bosheit aufs höchste treiben; und unsere Feinde sollten sich also schämen, von uns zu verlangen, daß wir die Vernunft gebrauchen sollen. Es ist dieses ein Ansinnen, so nicht höflicher und christlicher herauskömmt, als wenn ich einen ersuchen wollte, er möchte doch so gut sein und sich von einem Felsen herabstürzen; und könnten unsere Feinde uns zu der Thorheit verleiten, so wäre es um uns geschehen, und würden wir hinfort keine fröhliche Stunde haben.

Denn mit dem Gebrauche der Vernunft kann die Zufriedenheit, die uns so glücklich macht, und uns vor unsern Feinden einen so großen Vorzug giebt, unmöglich bestehen. Sobald wir der Vernunft zu viel Willen lassen, nimmt sie sich Freiheiten heraus, die unerträglich sind. Sie hat die böse Gewohnheit, daß sie Allen, die ihr zu viel Gehör geben, den vermaledeiten Rath giebt, sie sollten suchen, sich selbst kennen zu lernen. Das wäre uns elenden Scribenten eben recht. Der Mangel der Selbsterkenntniß ist der einzige Grund unserer Zufriedenheit; und wir müßten also weit närrischer sein, als unsere Feinde glauben, wenn wir nicht mit aller Macht unsere Vernunft, die so verführerisch ist, im Zaum hielten.

Wenn meine drei Freunde Sievers, Philippi und Rodigast sich selbst kenneten, so wären sie längst in Verzweiflung gerathen, und hätten sich vielleicht schon selbst Leid angethan. Aber so leben sie noch, und sind lustig und guter Dinge. Ihre Feinde wundern sich darüber, aus keiner andern Ursache, als weil sie die Vortrefflichkeiten und Vorzüge der elenden Scribenten nicht gebührend einsehen. Hätten sie aber die Alten gelesen, so würde ihnen die Unempfindlichkeit und Zufriedenheit, welche die erwähnten drei Männer mitten in ihrem Unglücke, eben wie Sadrach, Mesach und Abed Nego in dem feurigen Ofen von sich blicken lassen, nicht die geringste Verwunderung verursachen.

Plinius *) hat schon lange angemerket, daß die Esel keine Läuse haben; und wenn es gegeben ist, den heimlichen Sinn dieser nach dem Buchstaben-ungegründeten Anmerkung zu fassen, der siehet wohl, daß Plinius nichts anders sagen wolle, als daß ein elender Scribent von seinen Mängeln nicht die geringste Empfindlichkeit habe. Ich halte für unnöthig, die Gründlichkeit meiner mystischen Auslegung weitläuftig zu beweisen. Es ist gar zu bekannt, daß es eine alte Gewohnheit ist, von den elenden Scribenten unter dem Bilde eines Esels zu reden, und da jedermann weiß, daß die Erkenntniß unserer Vergehungen mit einem Worte das Gewissen genennet wird, das Gewissen aber in dem Ruf ist, daß es beiße: so ist leicht zu begreifen, was zwischen demselben und einer Laus für eine Aehnlichkeit sei. Ich halte mich dabei nicht auf, sondern bitte nur meine Leser, mit mir zu erwägen, was die vortreffliche Eigenschaft, die wir, wie Plinius zeiget und die Erfahrung lehret, besitzen, für Vortheile mit sich führet.

Die Erkenntniß der Fehler gebiert Reue. Die Reue ist nichts anders, als eine Art von Traurigkeit, und folglich ein verdrießlicher Affect. Sie kann ohne Zerknirschung und ohne einen Abscheu vor uns selbst nicht begriffen werden. Sie macht also einen Menschen mißvergnügt mit seinem Zustande; und wer mit seinem Zustande nicht zufrieden ist, kann nimmer glücklich sein. Unsere Feinde empfinden mit ihrem Schaden, daß das, was ich hier schreibe, die Wahrheit ist. Je mehr Verstand sie haben, je tiefer sehen sie ihre Fehler ein, und diese verdrießliche Einsicht macht ihnen das Leben rechtschaffen sauer. Ich darf ihnen nicht vorstellen, mit wie vielen Schmerzen sie ihre geistigen Kinder empfangen und zur Welt bringen. Sie wissen es besser, als ich es ihnen sagen kann; sie leugnen es auch nicht. Und wenn denn endlich ein guter Scribent von seiner gelehrten Bürde nach einer schweren Geburt entbunden wird, so ist er nicht einmal so glücklich, als die Affen, die ihre Jungen, ihrer Häßlichkeit ungeachtet, zärtlich lieben, sondern er entdecket an den Kindern seines Verstandes, wie schön sie auch sind, so viele Gebrechen, daß er sie kaum vor Augen sehen mag.

> Et toujours mécontent de ce qu'il vient de faire
> Il plait à tout le monde, et ne sauroit se plaire **).

Ein elender Scribent hingegen empfängt mit Lust, gebiert ohne Schmerzen, und erdrücket seine Jungen fast vor Liebe, nicht anders als die Affen. Man lache über diese Aufführung, so viel man will: so wird man doch nicht in Abrede sein können, daß ein elender Scribent weit glücklicher sei, als ein guter. Es ist nicht nöthig, daß ich mir die Mühe gebe, dieses durch viele Gründe darzuthun. Unsere Feinde sind so billig, daß sie es selbst erkennen. Boileau beneidet den Pelletier:

> J'envie en écrivant le sort de Pelletier ***).

Und Horaz sagt ausdrücklich, er möchte lieber ein elender Scribent sein, und seine Fehler nicht erkennen, als einer der besten, und dabei mißvergnügt mit sich selbst sein:

> Praetulerim scriptor delirus inersque videri,
> Dum mea delectent mala me, vel denique fallant:
> Quam sapere, et ringi . . . †)

Was brauchen wir weiter Zeugniß? Unsere Feinde selbst machen uns unsere Vortrefflichkeit und Glückseligkeit nicht streitig. Aber dennoch sind diese mit so besonderer Klugheit begabten Creaturen so verblendet und so übel berathen, daß sie die Selbsterkenntniß für nöthig halten. Meine Leser mögen urtheilen, ob ein so widersinniges Betragen mit der tiefen und abergläubigen Ehrerbietung, welche die guten Scribenten gegen die Vernunft hegen, bestehen könne?

---

*) Horat. Lib. II. Ep. 2.
**) Le P. François Garasse, Somme Theolog. Liv. II p. 419.
***) De Oratore. Lib. III.
†) Claudianum de Mall. Theodos. Consul. v. 206.

*) Hist. Nat. Lib. XI. c. 33
**) Boileau Sat. II.
***) Boileau t. II.
†) Horatius Lib. II. Ep. 2.

Ich weiß wohl, es mangelt den guten Scribenten nimmer an Ausflüchten. Sie werden sprechen: obgleich die Erkenntniß ihrer Fehler im Anfange verdrießlich wäre, so habe sie doch eine gute Wirkung, und treibe sie an, die erkannten Fehler auszubessern, und nach der Vollkommenheit zu trachten, die ein so unaussprechliches Vergnügen mit sich führe, daß dadurch einem Scribenten die auf die Ausbesserung seiner Fehler gewandte Mühe mehr als doppelt belohnet würde. Aber alles dieses heißt nichts gesagt.

Ein Scribent ist ein Mensch, und muß also Fehler haben. Wer sich darüber nicht zufrieden geben kann, dem weiß ich keinen bessern Rath, als daß er seine Menschheit ablege, und sich entweder um eine Stelle unter den Seraphinen bewerbe, oder gar vergöttern lasse. In dieser Sterblichkeit nach einer Vollkommenheit trachten, ist lächerlich und vergebens. Und wenn es denn ja möglich wäre, diese eingebildete Vollkommenheit zu erlangen: so weiß ich doch nicht, ob es der Mühe werth sein würde, desfalls seiner Natur Gewalt anzuthun, und sich mit einer verdrießlichen Ausbesserung einiger, der Menschheit so wesentlichen Fehler zu quälen? und ob man nicht auf eine gemächlichere Art derjenigen Vortheile theilhaftig werden könne, welche sich unsere Feinde von der Vollkommenheit oder gänzlichen Befreiung von allen Mängeln versprechen?

Wofern ich nicht irre, so bestehet aller Vortheil, den die Vollkommenheit geben kann, in dem unaussprechlichen Vergnügen, dessen ein Mensch, der sich keiner Fehler bewußt ist, nothwendig genießen muß. Wir elenden Scribenten sind uns nun unserer Fehler nicht bewußt, weil wir sie nicht erkennen, und besitzen also wirklich diejenige Glückseligkeit, nach welcher unsere Feinde mit so vieler Mühe ringen. Ist dieses nicht gemächlich? und kann man sich wohl des Lachens enthalten, wenn man sieht, wie wunderlich sich die guten Scribenten geberden? Sie kommen mir wahrlich nichts anders vor, als der König Pyrrhus, der sich einbildete, er könne sich mit seinen Freunden nicht recht lustig machen, wenn er nicht vorher Italien, Sicilien, Carthago, und ich weiß nicht was für Länder mehr bezwungen hätte. Man stellte ihm vor, er dürfe desfalls nicht einen Fuß aus seinem Königreiche setzen; und wenn unsere Feinde nur einmal bedenken wollten, wie vergnügt wir unser Leben zubringen, ohne unsere Fehler zu erkennen: so würden sie leicht begreifen, daß die Mühe, welche sie sich geben, um zu einem Glücke zu gelangen, das in ihren Händen stehet, höchst unnütz sei. Ich sage wenig: denn wenn man ihre Aufführung recht ansieht, so ist sie im höchsten Grade lächerlich.

Sie suchen durch die Erkenntniß ihrer Fehler glücklich zu werden: da doch die Glückseligkeit darin bestehet, daß man sich keiner Fehler bewußt ist. Kann man wohl wunderlicher zu Werke gehen? Sprechen sie: sie blieben bei der Erkenntniß ihrer Fehler nicht stehen, sondern bemüheten sich, durch die Ablegung derselben, die Vollkommenheit zu erreichen, die allein einen Scribenten vergnügt machen kann: so antworte ich: daß es unmöglich sei, auf solche Art vergnügt und glücklich zu werden. Ich berufe mich desfalls auf die Erfahrung. Wäre es möglich: so müßte die Zufriedenheit eines Scribenten, der es in der Ausbesserung seiner Fehler weit gebracht, und der Vollkommenheit sehr nahe gekommen ist, größer sein, als eines andern, der es nicht so hoch gebracht, und weiter von der Vollkommenheit entfernt ist. Aber so sehen wir täglich das Gegentheil. Montaigne*) sagt: es gehe den Gelehrten wie den Aehren, die so lange aufrecht stehen und sich brüsten, als sie leer sind; so bald sie aber von Körnern schwer werden, das Haupt sinken lassen; und er hat Recht. Ein unvollkommener Scribent ist bei allen seinen Fehlern vergnügt, und mit sich selbst zufrieden. Je näher hingegen ein Scribent der Vollkommenheit kömmt, je mehr Fehler entdeckt er an sich; je leckerer, je verdrießlicher, je mißvergnügter mit sich selbst wird er. Die Ursache ist diese: Weil die Vollkommenheit, nach welcher die guten Scribenten streben, eine leere Einbildung, und ein süßer Traum hochmüthiger Leute ist. Die bescheidensten unserer Feinde stimmen hierin mit mir überein. Sie bekennen, daß alle ihre Arbeit, ihr Wachen, ihr Lesen, ihr Nachdenken ihnen keinen andern Vortheil gebracht hat, als daß sie ihre Schwachheit erkennen und begreifen gelernet haben, daß unser Wissen Stückwerk sei. Wie diese verdrießliche Entdeckung geschickt sei, einen Menschen vergnügt zu machen, das begreife ich nicht. Ich halte vielmehr dafür, daß, natürlicher Weise, die Verzweiflung ihr auf dem Fuße folgen müsse, und ein guter Scribent, wann er sich lange gequälet hat, statt der Zufriedenheit, die er suchet, nichts, als einen ewigen Abscheu für sich selbst, zur Belohnung seiner Mühe, erlangen könne.

Wie eine schöne Gelegenheit hätte ich hier nicht, unsere Feinde auszuhöhnen und lächerlich zu machen? Ich könnte über ihre eingebildete Weisheit spotten, und ihnen deutlich zeigen, daß sie nichts weniger, als weise, sind. Denn die vornehmste Eigenschaft eines weisen Mannes ist die Zufriedenheit mit sich selbst. Nisi sapienti sua non placent, sagt Seneca*), omnis stultitia laborat fastidio sui. Diese Vorrückung ihrer Thorheit würde ihrem Hochmuth sehr empfindlich sein. Allein ich will ihr Unglück nicht größer machen; sie sind ohnedem hoch genug betrübet. Ich bin zufrieden, wenn nur meine Leser erkennen, daß unsere Feinde, die guten Scribenten, sehr unvernünftig handeln, wann sie uns den Mangel der Vernunft zur Sünde deuten, der doch die Quelle unserer Vortrefflichkeiten ist, und in uns eine Zufriedenheit wirket, zu welcher außer uns wenig Menschen in diesem Jammerthal zu gelangen das Glück haben.

Ich bilde mir ein, dieses mit stattlichen Gründen überflüssig erwiesen zu haben, und schreite dahero zu dem andern Hauptfehler elender Schriften, der, wie unsere Feinde meinen, in dem Mangel der Ordnung bestehen soll. Da es mir leichter geworden, als ich Anfangs selbst geglaubet habe, den Mangel der Vernunft, den man uns vorwirft, zu rechtfertigen: so wird es mir wenig Mühe kosten, unsern Feinden zu zeigen, daß sie gar keine Ursache haben, unsere Schriften zu verachten, weil sie eben nicht allemal die ordentlichsten sind.

Die Ordnung im Schreiben ist, wie jedermann gestehet, willkührlich. Es ist also kein Scribent befugt, dem andern vorzuschreiben, wie er sein Buch einrichten solle; eben so wenig als ein Bürger das Recht hat, seinen Nachbar über die Einrichtung seiner Haushaltung zur Rede zu stellen. Da nun dieses unstreitig ist: so nehmen sich unsere Feinde zu viel heraus, wenn sie sich unterstehen, über die Ordnung oder Unordnung unserer Schriften zu richten. Ihr Urtheil kan in diesem Fall nicht gelten, ich will nicht sagen, weil sie parteiisch sind, sondern auch nur deswegen, weil das, was man Ordnung nennet, etwas sehr Zweideutiges und Ungewisses ist.

Die Naturforscher**) sagen, die Ordnung sei eine Uebereinstimmung des Mannigfaltigen. Dieses Mannigfaltige kann auf vielerlei Art und unzählige mal versetzet werden, und es bleibt doch allemal eine gewisse Uebereinstimmung in demselben übrig. Da nun das Mannigfaltige auf unterschiedliche Art übereinstimmen kann: so stehet es bei einem jeden, was er für eine Uebereinstimmung der andern vorziehen will, und keiner ist befugt, mich einer Unordnung zu beschuldigen, wenn ich etwa das Mannigfaltige von einer andern Seite angesehen habe, als er. Soll dieses nicht wahr sein: so müßte in der Musik nur eine einzige Melodei statt haben. Denn die Melodei ist nichts anders, als eine harmonirende Menge unterschiedener Töne. Hätte nun in dem Mannigfaltigen nur eine einzige Uebereinstimmung statt: so müßte auch in der Musik nur eine einzige Harmonie unterschiedener Töne die rechte sein, und alle anderen Mischungen dieser Töne übel klingen. Dieses ist lächerlich. Folglich kann ein jeder das Mannigfaltige, mit dem er zu thun hat, mengen, wie er will, und diejenige Uebereinstimmung desselben wählen, die ihm die beste scheinet.

Es wäre viel, wenn bloß den elenden Scribenten dieses nicht frei stehen, und ein jeder Spötter berechtiget sein sollte, ihre Schriften unordentlich zu schelten, wenn sie das Mannigfaltige, woraus sie bestehen, nicht nach seiner Phantasie gemischet haben. Die elenden Scribenten schreiben Bücher. Ein Buch ist eigentlich nichts, als eine Menge mit Buchstaben beschriebener Blätter. Wenn unter diesen Buchstaben eine Uebereinstimmung ist, so ist das Buch, welches sie ausmachen, ein ordentliches Buch. Unter den Buchstaben ist eine Uebereinstimmung, wenn sie nur so zusammen gesetzet sind, daß verständliche Worte herauskommen. Diese Worte können nun in allen Sprachen wieder unzähligemal versetzet werden; ohne Nachtheil der so nöthigen Uebereinstimmung des Mannigfaltigen; und es stehet also in eines jeden Belieben, wie er die Worte der Sprache, in welcher er schreibt, unter einander mengen will. Da dieses nun in eines jeden Freiheit stehet: so handelt derjenige unvernünftig und tyrannisch, der sich die Macht zueignet, einen Scribenten, wegen dieser willkührlichen Vermengung der Worte, zur Verantwortung zu ziehen: wofern man nicht wider alle Vernunft behaupten will, es könne die nöthige Uebereinstimmung des Mannigfaltigen nur durch eine einzige Art aller möglichen Wortmischungen erhalten werden, und folglich nur ein einziges ordentliches Buch in der Welt sein.

Ich habe das Vertrauen zu unsern Feinden, daß sie sich schämen werden, so entsetzlich zu schwärmen. Aber mit was vor Fug können sie dann unsere Schriften für unordentlich aus-

*) Liv. II. Chap. 12. pag. 302. 303. Il est advenu aux gens veritablement sçavans, ce qui advient aux espics de bled, ils vont s'élevant et haussant la teste droite et fiere, tant qu'ils sont vuides; mais quand ils sont pleins et grossis de grain en leur maturité, ils commencent a s'humilier et baisser les cornes.

*) Epist. IX.

**) Metaphysici. Vid. Amus Comenius in Orbe sensualium picto.

schreien? Bestehen diese Schriften nicht aus verständlichen Worten? Ich sollte es meinen: denn sonst würden sie doppelt unvernünftig handeln, wenn sie von der Ordnung solcher Schriften urtheilen wollten, in welchen sie kein Wort verstehen. Haben wir nicht eben die Macht, die Worte nach unserm Gutdünken zu mischen, die sie haben? Und hätten wir also nicht auch das Recht, ihre Schriften für unordentlich zu halten, wenn die Vermischung der Worte, die sie erwählet, uns nicht anstünde? Aber wir sind so unbillig nicht. Wir lassen einem jeden seine Freiheit, und verlangen von unsern Feinden ein Gleiches.

Es ist schwerlich zu vermuthen, daß sie uns diese Gnade wiederfahren lassen werden; wie gründlich ich auch gezeiget habe, daß unsere Forderung billig ist. Denn sie sind gar zu ungerecht und eigensinnig. Ich will also diese Forderung fahren lassen, und ihnen, jedoch unsern Rechten unverfänglich, zugeben, daß in unsern Schriften die größte Unordnung herrsche. Mich deucht nicht, daß dieser Fehler zu groß ist, als ihn unsere Feinde machen, und ihre eigene Aufführung bestärket mich in dieser Meinung. Es ist bei ihnen gar nichts seltenes, daß sie Schriften mit Lust lesen, und bis in den Himmel erheben, die doch ganz unordentlich geschrieben sind. Wenn diese Schriften Leute zu Urhebern haben, denen sie gewogen sind: so wissen sie den Fehler, den sie uns als eine greuliche Missethat anrechnen, nicht genug zu preisen. Sie nennen die Unordnung, die sie in solchen Schriften wahrnehmen, eine angenehme Unordnung, und bewundern die Höflichkeit des Verfassers, der dem Ekel seiner Leser so geschickt vorbeuget, und für ihre Belustigung so sehr sorget, daß er sich oft mit ihnen von der ordentlichen Landstraße entfernet, und sie in so lustige Gegenden und auf so angenehme Auen führet, daß sie, für Lust entzückt, und für Freude außer sich, die Beschwerlichkeiten der Reise nicht merken, und sich nicht nach der Herberge sehnen. Wenn wir armen Leute hergegen, aus gutem Herzen, unsern Leser quer Feld ein führen, und ihm eine Ehre anthun wollen: so bekömmt es uns eben so übel, als wenn der Esel, nach dem Exempel des Hündchens, seinem Herrn liebkosen will. Man nennet unsere Höflichkeit eine Ausschweifung, und uns elende Schwärmer, die nicht wissen, wo sie zu Hause sind. Ob dieses billig gehandelt sei, weiß ich nicht: das weiß ich, daß meine Leser über das ungerechte Verfahren unserer Feinde erstaunen werden; aber sie werden sich noch mehr wundern, wenn sie Folgendes zu bedenken belieben wollen.

Die Poesie, welcher unstreitig der Rang über ungebundene Beredsamkeit gebühret, hat nichts vortrefflichers, als die Ode und das Heldengedicht. In beiden muß aber eine gewisse Unordnung herrschen, wofern sie gut sein sollen. Eine Ode, in der man keine Fußtapfen eines entzückten Geistes findet, taugt nicht viel. Sie muß voller Ausschweifungen sein, und mit einer angenehmen Verwirrung prangen. So bald hängen ihre Strophen nicht, auf eine gemeine Weise, ordentlich zusammen, so wird sie platt und abgeschmackt. Ein Heldengedicht, in dem eine gemeine historische Ordnung beobachtet worden, wird seinem Urheber wenig Ehre bringen. Will er, daß man ihn unter die Dichter zähle: so muß er schwärmen, und alles unter einander mengen. Er kann anfangen, wo er will, nur bei Leibe nicht von vorne: **Sed per ambages, deorumque ministeria, et fabulosum sententiarum tormentum praecipitandus est liber spiritus; ut potius furentis animi vaticinatio appareat, quam religiosae orationis sub testibus fides** *).

So reden unsere Feinde, und so machen sie es auch. Sollten sie sich dann nicht schämen, unsere Schrift wegen einer Unordnung zu verachten, die sie selbst zu den wichtigsten und größesten Werken des menschlichen Verstandes so nöthig halten? Müssen sie nicht selbst gestehen, daß die Unordnung unserer Schriften uns von dem gemeinen Haufen derer, die in ungebundener Rede schreiben, merklich unterscheide, und eine Eigenschaft sei, wodurch unsere ungereimten Werke der Ode und dem Heldengedichte, welches unstreitig die vollkommensten Geburten des menschlichen Witzes sind, ungemein ähnlich werden? Ihre Unbilligkeit fället so sehr in die Sinne, daß ich mich schäme, desfalls ein Wort mehr zu sagen. Sie mögen sehen, wie sie ihr Verfahren gegen Unpartheiische rechtfertigen.

Es wird ihnen dieses um so viel schwerer fallen, je offenbarer es ist, daß unsere Schriften den ihrigen, was die Ordnung anlanget, nichts nachgeben. Man sehe nur unsere Bücher an, und sage mir, ob sie nicht eben so aussehen, als diejenigen, welche unsere Feinde machen. Der Anfang kommt erst; dann folgt das Mittel, und das Ende schließet die Reihe. Ich habe noch nicht erlebet, daß einer meiner Brüder sein Buch mit einem andächtigen **Soli Deo Gloria** angefangen, und mit einem gläubigen **Quod Deus bene vertat**, beschlossen; und biete unsern Feinden Trotz, mir einen namhaft zu machen, der sich so weit vergangen habe. Wie sehr wir uns auch sonst von unsern Feinden unterscheiden: so richten wir doch unsere Bücher eben so ein, als sie. Sievers, mein würdiger Bruder, von dem man sagen kann, daß er der Vernunft und ihren unmäßigen Verehrern zum Possen geschrieben, und Philippi, der Streitbare, eine Zierde und Krone der elenden Schreiber, haben Büchlein ausgehen lassen, die so wohl eingerichtet sind, daß man, ehe man sie lieset, schwören sollte, sie wären von guten Scribenten gemacht. Wann man sie aufmachet: so erblicket man zuerst das liebliche Antlitz des vortrefflichen Verfassers, dessen Vor- und Zunamen, Vaterland, Alter und Würde: oder ein ander wohl oder übel ausgesonnenes Kupfer: dann kömmt die Vorrede eines berühmten Mannes, die das Lob des Verfassers in sich halten soll, ob sie gleich bisweilen, wie es meinem lieben Bruder Sievers wirklich begegnet ist, zu seiner Schande gerichet; oder eine demüthige Zueignungsschrift. Hierauf folget die Vorrede des Verfassers, und dann das Werklein selbst. Nach dem Werklein kommen die Register, und zuletzt ein Verzeichniß der Schriften des Verfassers. Das weiße Blatt, das dann noch folget, rechne ich nicht mit: weil es der Buchbinder nur hinzu gethan hat. Doch kann man auch daraus abnehmen, daß ein elendes Buch einem guten so ähnlich siehet, als ein Ei dem andern. Ist nun aber eine bessere Ordnung zu erdenken, als diejenige, so meine beiden Brüder, die ich eben jetzo genennet, in ihren Büchern beobachtet haben? Und so machen wirs Alle. Was wollen unsere Feinde mehr?

Ueber die Ordnung der Buchstaben und Worte in unsern Schriften lasse ich mich mit ihnen nicht ein: denn ich habe schon oben aus der Metaphysik erwiesen, daß es in eines jeden Belieben stehe, wie er die Worte und Buchstaben, die er zur Verfertigung seiner Schrift gebrauchet, mischen wolle. Doch kann ich wohl so viel sagen, daß wir, ohne Ruhm zu melden, eben so gut, als unsere Feinde, wissen, wo ein Jeder Buchstabe hingehöret.

Wann wir Aber schreiben, so setzen wir das A zuerst, und das R zuletzt; und so machen wir es in allen andern Wörtern. Was die Ordnung der Wörter unter sich anlanget: so bilde ich mir ein, wir thun genug, wenn wir sie so setzen, daß die meiste Zeit, ein Verstand herauskömmt. Können unsere Leser unsern Sinn manchmal nicht erreichen: so müssen sie es entweder ihrer Einfalt zuschreiben; oder denken, daß wir selbst nicht gewußt, was wir haben sagen wollen: und dann wäre es eine Unbescheidenheit, von uns zu verlangen, daß wir sagen sollen, was wir nicht gewußt haben.

Aus diesem allen konnte ich nunmehro den Schluß machen, daß unsere Schriften so ordentlich geschrieben sind, als es immer sein kann; wenn ich nicht vorher sähe, daß unsere halsstarrigen Feinde sagen werden, es sei noch zu frühe. Die Grillenfänger werden sprechen: es komme in einer Schrift hauptsächlich auf die Gedanken an: wir aber dächten ungemein unordentlich, und unsere Gedanken kämen alle über Kopf zu Papier. Dieser Einwurf bedeutet nichts, und ist, mit aller Bescheidenheit zu sagen, im höchsten Grade elend. Ich könnte nur darauf antworten, es sei, ihrem eigenen Geständnisse nach, unmöglich, daß wir unordentlich dächten; weil sie sagten, wir könnten gar nicht denken. Denn **quicquid non est simpliciter tale, illud non est cum addito tale.** Allein ich will sie so schimpflich nicht abfertigen. Ich bitte sie nur, mir zu sagen, woher sie denn wissen, daß die Gedanken in unsern Schriften nicht in gehöriger Ordnung stehen? Sie können ja unsere Gedanken nicht sehen, weil sie unsichtbar sind, und also nicht anders, als nach den Zeichen, mit welchen wir sie andeuten, von denselben urtheilen. Diese Zeichen sind die Worte, aus welchen unsere Bücher zusammen gesetzet sind. Da nun diese Worte, wie ich schon gezeiget habe, so ordentlich von uns gesetzet werden, und überdem kein Scribent dem andern von der Art seiner Wortmischung Rede und Antwort zu geben verbunden ist: so sehe ich nicht, wie die Gedanken, welche durch die Worte angedeutet werden, in unsern Schriften unordentlich unter einander gemenget sein können, und was unsere Feinde vor Recht haben, über die von uns beliebte Ordnung, wenn sie ihnen nicht anstehet, zu spotten.

Zwar muß ich bekennen, daß wir in der Wahl unserer Gedanken eben nicht sonderlich lecker sind. Wir schreiben sie hin, wie sie uns einfallen. Aber ich weiß auch, daß dieses etwas sehr gemächliches und löbliches, ja ein klarer Beweis unserer Vortrefflichkeit ist. Ich verdenke es unsern Feinden nicht, daß sie, wann sie schreiben wollen, sich mit einer abergläubigen Wahl der ihnen beifallenden Gedanken quälen, und nicht schlüssig werden können, welchen Einfall sie zuerst zu Papier bringen wollen. Denn ihre Gedanken sind nicht alle gleich gut. Allein sie werden dann auch so gut sein, und nicht von uns verlangen, daß wir uns eben so quälen sollen. Wir haben dieses nicht nöthig: weil unsere Gedanken alle gleich gut sind, und also wenig daran gelegen ist, welcher zuerst oder zuletzt hingeschrieben werde. Dieses giebt uns einen besondern Vorzug vor

*) Petronius.

unsern Feinden, und erleichtert uns die Geburt ungemein. In den Köpfen der guten Scribenten gehet es nicht anders her, als in dem Leibe der Rebecca. Die Gedanken stoßen sich darin, wie die Kinder in dem Bauche dieser Erzmutter. Ja das Gedränge der Gedanken, von denen immer einer eher als der andere heraus will, ist so groß in dem Gehirn dieser Unseligen, daß es nicht zu verwundern wäre, wenn viele in der Geburt darauf gingen, wie die Thamar.

Wir haben dergleichen Zufälle nicht zu besorgen. Unsere Gedanken sind einander vollkommen gleich. Sie leben in Friede, und streiten sich nicht um den Rang. Sie drängen sich nicht, sondern gehen ohne alle Ceremonie, wie sie die Reihe trifft, aus Mutterleibe hervor. Soll dieses eine Unordnung heißen: so müssen unsere Feinde glauben, daß, außer den öffentlichen Processionen, keine Ordnung zu finden, und z. E. in einer Gesellschaft recht guter Freunde nichts als Verwirrung und Unordnung anzutreffen sei. Sie werden so wunderlich nicht sein, daß sie dieses sagen; warum aber bilden sie sich dann ein, daß unsere Schriften darum unordentlich sind, weil wir keine Rangordnung unter unsern Gedanken eingeführet haben? Da unsere Gedanken alle gleich gut sind, so kann es unsern Schriften nicht an Ordnung gebrechen, und wenn wir die Gedanken noch so wunderlich durch einander werfen. Ja unsere Schriften werden dadurch um so viel künstlicher. Mann sehe sie von vorne, von der Seite, oder von hinten zu an: so wird man allezeit eine Ordnung darin finden. Und daher sagen unsere Feinde selbst, man könne sie, ohne Gefahr sich zu verwirren, von hinten zu so gut, als von vorne, lesen. Sie haben Recht; aber es stehet ihnen sehr übel, daß sie dem ungeachtet doch über die Unordnung unserer Schriften klagen. Wer meine Gründe, mit welchen ich die Ungereimtheit dieser Klagen dargethan habe, gebührend einsiehet, wird mit Händen greifen, wie unmöglich es sei, daß sich die geringste Unordnung in unsern Schriften einschleiche. Denn da unsere Gedanken einander vollkommen gleich: so kann es nicht fehlen, es muß eine Uebereinstimmung unter ihnen sein, sie mögen auch gemenget sein, wie sie wollen. Ja ich bin gut dafür, daß, wenn man die Schriften meiner beiden Freunde, Sievers und Philippi, in Stücke zerhacken, die Stücke in einen Hut schütten, und, nachdem sie vorher wohl umgerüttelt, von einem siebenjährigen Knaben blindlings heraus ziehen lassen wollte, ein Werk zum Vorschein kommen würde, das, wo nicht besser, doch allemal so gut sein würde, als alles, was diese beiden Männer jemals geschrieben haben. Die Ursache ist aus dem vorigen klar.

Nachdem ich also nunmehro auch den ungegründeten Vorwurf einer erdichteten Unordnung von den elenden Scribenten so gründlich und vortrefflich abgelehnet habe: so gehe ich mit einer, einem elenden Schreiber anständigen Zufriedenheit weiter, und beleuchte dasjenige, was die guten Scribenten gegen unsere Schreibart einzuwenden haben. Da die guten Leute in allen Stücken so lecker und von so verwöhntem Geschmacke sind: so ist es nicht zu verwundern, daß ihnen unsere Schreibart nicht zierlich genug ist. Sie rümpfen die Nase, wann sie unsere Schriften lesen, und drücken ihren Ekel durch die bittersten Worte aus. Sie klagen, unsere scheusliche Schreibart verursache ihnen ein Bauchgrimmen, und geberden sich so übel, daß man fast davor erschrecken sollte. Allein ich kenne diese Herren, und muß ihres Ekels und ihrer Verdrehungen lachen. Ich glaube auch, daß alle diejenigen, die mir die Ehre thun, meine Schrift bis hieher zu lesen, schon begreifen werden, daß diese Zärtlichkeit unsere Feinde mehr schände, als uns der Vorwurf, den sie uns machen, und wenn er gleich noch so gegründet wäre.

Ein weiser Mann befleißigt sich in allen Dingen der Mäßigkeit, und siehet also die gar zu große Bemühung, zierlich zu schreiben, für eine Schwachheit an, die sich vor ihn nicht schicket, Unsere Vorfahren, die alten Deutschen, waren gewiß ganz andere Leute, als wir, und ihre Tugenden setzen selbst diejenigen in Verwunderung, die am weitesten von der Vollkommenheit unserer Väter abgewichen. Man sehe aber die Schreibart dieser vortrefflichen Männer an; wie ungekünstelt, wie rauh ist sie nicht? Und dieses aus keiner andern Ursache, als weil ihre Sitten von aller Ueppigkeit und Zärtlichkeit entfernet waren: Talis hominibus fuit oratio, qualis vita *).

Wenn wir daher sonst nicht wüßten, wie sehr wir aus der Art geschlagen sind: so könnte man es, zur Noth, aus der mühsamen Künstelung in der Schreibart abnehmen, die zu unsern Zeiten, leider! so sehr überhand genommen hat. Denn dieses ist, nach des Seneca Anmerkung ein sicheres Kennzeichen eines verdorbenen Staats. Si disciplina, spricht er **), civitatis laboravit, et se in delicias dedit, argumentum est luxuriae publicae, orationis lascivia. Er setzt eine Ursache hinzu, die gewiß bündig ist. Non potest, fährt er fort, alius esse ingenio alius animo color. Si ille sanus est, si compositus, gravis, temperans, ingenium quoque siccum ac sobrium est. Das Zeugniß eines Mannes, der selbst so zierlich geschrieben hat, muß nothwendig bei unsern Widersachern viel gelten, und ich hoffe also, sie werden sich dadurch bewegen lassen, inskünftige von unserer unzierlichen und trockenen Schreibart etwas milder zu urtheilen.

Dieses um so viel eher von ihnen zu erhalten, will ich ihnen nachfolgende Stelle aus ihrem Seneca zur Ueberlegung mittheilen, aus welcher sie lernen können, wie wenig ein Mann, dessen Urtheil sie so viel vertrauen, auf die Zierlichkeit, um deren Mangel ihnen unsere Schreibart so scheußlich vorkommt, gehalten hat. Cujuscumque, sagt er *), orationem videris sollicitam et politam, scito animum quoque non minus pusillis occupatum. Magnus ille remissius loquitur et securius; quaecumque dicit plus habent fiduciae, quam curae. Nosti complures juvenes, barba et coma nitidos, de capsula totos: nihil ab illis speraveris forte, nihil solidum. Oratio vultus animi est, si circum tonsa est, et fucata, et manufacta, ostendit illum quoque non esse sincerum, et habere aliquid fracti. Non est ornamentum virile, concinnitas. Güldene Worte. Ist es nicht, als wenn der vortreffliche Seneca den Vorsatz gehabt hätte, uns wider unsere billigen Verfolger zu vertheidigen? Er hat es so nachdrücklich gethan, daß ich es nicht besser zu machen weiß. Unsere Feinde können von ihm lernen, wie eitel und weibisch ihre Bemühung, und wie unanständig einem rechtschaffenen Manne eine zierliche Schreibart sei. Sie werden demnach so gütig sein, und die Unzierlichkeit der unsrigen nicht weiter verachten. Wir haben es ihnen so oft gesagt, daß wir männlich schreiben, und nun hören sie von einem Scribenten, den sie gewiß keiner Partheilichkeit beschuldigen können, daß eine männliche Schreibart keinen Zierath leide. Wenn sie dadurch nicht bekehret werden, so ist alle Hoffnung an ihnen verloren.

Sie irren sich, wofern sie sich einbilden, daß unsere Schreibart durch den Mangel der Zierlichkeit alle Annehmlichkeit verliere, und aufhöre, schön zu sein. Sie findet doch ihre Liebhaber, und ist um so viel schöner, je natürlicher und ungekünstelter sie ist. Ein geputztes und geschminktes Gesicht fällt sehr in die Augen; aber das sind die rechten Schönheiten, die auch ungeputzt gefallen. Die Schönheit unserer Schreibart hat diese Eigenschaft. Unser Styl ist auch bei seiner natürlichen Scheußlichkeit schön. Er ist, wie die Möpse, speciosus ex horrido **), und wir würden ihn verderben, wenn wir daran künsteln wollten.

Ja wenn wir gleich dieses thäten: so wäre doch noch Gefahr dabei, ob wir es unsern Feinden zu Dank machen würden. Wir sind mit diesen eigensinnigen Leuten übel dran. Schreiben wir natürlich und männlich: so ist es ihnen nicht recht; schreiben wir zierlich und künstlich: so lachen sie uns aus. Diejenigen aus unserm Mittel, welche man die bösen Poeten nennet, erfahren es täglich. Diese zierlichen Herren putzen sich ungemein heraus, weil sie so oft zur Hochzeit gehen. Ihre Schriften sind prächtig geschmücket, und eine jede Zeile derselben pranget mit Gold, Silber und Erz, dazu auch Edelgestein. Sie gleichen dem Wagen des Phöbus.

> Aureus axis erat, temo aureus, aurea summae
> Curvatura rotae; radiorum argenteus ordo,
> Per juga chrysolithi, positaeque ex ordine gemmae
> Clara repercusso reddebant lumina Phoebo ***).

Und wer sie mit gläub'gen Augen ansiehet, der findet darin einen Vorschmack des neuen Jerusalems. Aber dem allen ungeachtet kommen sie unsern Feinden eben so lächerlich vor, als die Precieuses ridicules beim Moliere. Und so höhnisch diese wunderlichen Leute denenjenigen meiner Brüder, die, wie ich, in ungebundener Rede schreiben, ihre unzierliche Schreibart vorwerfen, so übel sind sie mit der Zierlichkeit meiner lieben Brüder, der bösen Poeten, zufrieden. Es ist ein Elend anzusehen, wie sie mit diesen armen Leuten, die gewiß keine Kosten sparen, ihre Leser zu vergnügen, haushalten. Sie lassen ihnen nicht für einen Heller Ehre, und haben diese prächtigen Schreiber so weit herunter gebracht, daß man kaum glauben sollte, sie stammten in gerader Linie von dem König Midas glorwürdigsten Andenkens her, wenn nicht ihre hohe Abkunft dadurch außer allen Streit gesetzt würde, daß alles, was sie anrühren, Gold wird.

Da sich nun unsere Feinde so offenbar in ihren Urtheilen widersprechen: so verdienen sie nicht, daß man sich groß an sie kehre. Sie wissen nicht, was sie haben wollen. Bald schreiben wir ihnen zu zierlich, bald nicht zierlich genug. Es ist uns also nicht zu verdenken, wenn wir sie immerhin schwatzen lassen, und feste dabei bleiben, daß es eine Thorheit sei, zierlich zu schreiben, wenn man keine Verse macht. Denn ich begehre kein Joch auf meiner Brüder, der bösen Poeten, Hälse zu legen,

*) Seneca Epist. 114.
**) Ebend.

*) Epist. 115.
**) Seneca Epist. 44.
***) Ovid. Metam. Lib. II.

oder ihrer Verschwendung Ziel und Maße zu setzen. Diese Herren können mit den Schätzen, welche ihnen nicht sauer zu verdienen, haushalten, als sie wollen. Je reichlicher und freigebiger sie ihre Kostbarkeiten ausspenden, je lieber ist es mir. Ich sage nur, daß ich und meines gleichen elende Scribenten besser thun, wenn wir uns der gekünstelten und zierlichen Schreibart, in welcher unsere Feinde ihr Vergnügen suchen, gänzlich enthalten.

Denn gewiß die gar zu ängstliche Sorgfalt, mit welcher die guten Scribenten ihre Worte aussuchen, und ihre Schriften schmücken, stehet einem weisen Mann, der sich mit Kleinigkeiten nicht aufhält, ganz und gar nicht an: und insonderheit hat ein elender Scribent nicht nöthig, daß er sich so viel Mühe giebt. Wir können ohnedem glücklich sein. Sind wir nur großmüthig, und kehren uns an der Leute Reden nicht; sind wir nur mit uns selbst zufrieden, und dünken uns groß, eben darum, weil wir Eigenschaften besitzen, die Andern lächerlich vorkommen; bilden wir uns nur ein, daß wir um so viel gelehrter sind, je weniger Lust wir haben, etwas zu lernen: so ist unsere Glückseligkeit fest genug gegründet. Seneca, der uns so sehr genau gekannt haben muß, sagt es ausdrücklich. Ad hanc, spricht er *), tam solidam felicitatem, quam tempestas nulla concutiat, non perducent te apte verba contexta, et oratio fluent leniter. Eant ut volent, dum animo compositio sua constet, dum sit magnus, et opinionum securus, et ob ipsa, quae aliis displicent, sibi placens; qui profectum suum vita aestimet, et tantum scire se judicet, quantum non cupit, quantum non timet.

Seneca fasset in diesen Worten alles, was ich von den Vortrefflichkeiten der elenden Scribenten, und von ihrer Glückseligkeit gesagt habe, kürzlich zusammen. Es ist glaublich, daß der ehrliche Mann das Elend der guten Scribenten erkannt, und, ob es ihm selbst gleich unmöglich gewesen, sich aus demselben herauszureißen, doch wenigstens seinen Freund, an den er schreibt, für Schaden warnen, und ihm den rechten Weg zur wahren Glückseligkeit eines Scribenten zeigen wollen.

Dieses ist auch meine Absicht in Ansehung unserer Widersacher, und ich bilde mir ein, daß ich dieselbe wohl ausgeführet habe. Ich habe gründlich gezeiget, daß die Mängel, welche die guten Scribenten in unsern Schriften entdecken, uns nicht schimpflich sind. Ja ich habe eben aus diesen Mängeln unsere Vortrefflichkeiten so ungezwungen hergeleitet, daß, wer mein Büchlein lieset, darüber erstaunen muß.

Es wird mir dahero etwas gar leichtes sein, die Nothwendigkeit der elenden Scribenten, meinem Versprechen gemäß, eben so gründlich, als ihre Vortrefflichkeit, zu behaupten. Ich will es mit wenigem thun, und frage unsere Feinde: Ob die Buchhandlung und Druckerei nicht ehrliche, und dem gemeinen Wesen nützliche Hanthierungen sind? Sie können nicht anders als Ja antworten. Sie müssen also auch gestehen, daß diejenigen, welche eine so nützliche Profession treiben, Leute sind, die verdienen, daß man ihnen alles Gute gönne, und ihre Nahrung befördere. Ich möchte aber gerne wissen, was die armen Buchführer und Buchdrucker wohl anfangen wollten, wenn keine elenden Scribenten in der Welt wären? Wir sind diejenigen, die ihnen am meisten zu verdienen geben: von uns leben sie, und müßten also betteln gehen, wenn wir aufhören sollten zu schreiben. Von den Werken der guten Scribenten würden sie das liebe Brot nicht haben. Ich will setzen, es sind in Deutschland nur 6000 Personen, die von der Druckerei und Buchhandlung leben. Nun nehme man die Verzeichnisse der neuen Bücher, die alle Messen herauskommen, nur von 10 Jahren her, und mache den Ueberschlag, wie viel gute darunter sind. Ich habe es gethan, und, nach einer genauen Ausrechnung, gefunden, daß, ein Jahr ins andere gerechnet, ohngefähr drei gute Bücher des Jahrs zum Vorschein kommen. Was ist das aber unter so viele? Und würde also nicht eine große Menge ehrlicher Leute Hungers sterben müssen, wenn die elenden Scribenten, nach dem Wunsche unserer Feinde, vom Erdboden vertilget wären?

Den Tag sollen sie nimmer erleben: aber man siehet doch daraus, was unsere Verfolger vor böse, schändliche Leute, und wie lieblos sie gegen ihren Nächsten sind. Doch wie kann man von den guten Scribenten verlangen, daß sie ihren Nächsten lieben sollen, da sie sich selbst nicht lieben? Sie kennen ihren eigenen Vortheil nicht. Sie wollen uns ausrotten. Allein wie übel würden sie nicht daran sein, wenn sie ihren boshaften Zweck erreichen sollten? Wir machen ihnen durch unsere Schriften so manche fröhliche Stunde; woran wollten sie sich dann wohl belustigen, wenn wir nicht schrieben? Das Vergnügen, dessen sie in dieser Welt genießen, haben sie einzig und allein uns zu danken. Ja sie würden nicht sein, was sie sind, wenn wir nicht wären. Man nennet sie jetzund gute Scribenten: aber müßten sie diesen Ehrentitel nicht fahren lassen, wenn es keine schlechten gäbe? Dieses wäre schon arg genug; aber der Untergang der elenden und lächerlichen Schreiber würde noch weit mehr Böses nach sich ziehen.

Unsere Feinde sind reich an lustigen und sinnreichen Einfällen. Sie spotten gerne, und wir sind diejenigen, die ihnen Gelegenheit geben, ihre Einfälle an den Mann zu bringen, und ihre Tadelsucht zu vergnügen. Wie würde es demnach um ihre Gesundheit stehen, wenn sie uns nicht hätten? Wo wollten sie mit ihren Einfällen hin? Sie dürfen nicht denken, ich scherze: denn es ist kein Kinderspiel mit einem verhaltenen Spaß. Er verursachet viele Qual, und ein verhaltener Wind ist nicht so gefährlich. Es ist mir Zeit meines Lebens nur ein einziges Mal begegnet, daß ich einen Einfall hatte, der für einen Einfall eines bösen Scribenten noch so ziemlich sinnreich war; aber ich mußte ihn bei mir behalten: und da weiß ich, wie mir zu Muthe gewesen. Ich wollte meinem ärgsten Feinde die Schmerzen nicht gönnen. Da nun ein einziger Spaß, den ich nicht zur rechten Zeit los wurde, mir so viel Ungemach verursachen konnte; was würden denn die guten Scribenten, die so fruchtbar an artigen Einfällen sind, nicht für Qual empfinden, wenn wir ihnen nicht Gelegenheit gäben, sich zu erleichtern. Ihre Einfälle brennen ihnen auf den Herzen, und Ennius soll schon zu seiner Zeit gesagt haben, daß ein weiser Mann eher Feuer im Maul halten, als einen sinnreichen Einfall verschweigen könnte: flammam a sapiente facilius ore in ardente opprimi, quam bona dicta teneat *). Unsere Feinde würde also ganz gewiß bersten, wenn wir nicht wären. Warum wünschen sie denn unsern Untergang, mit welchem der ihrige so genau verknüpfet ist.

Gesetzt aber, es wäre möglich, daß sie uns überlebten: so würde doch die gelehrte Welt wenig Gutes mehr von ihnen haben. Denn wir sind eben diejenigen, welche die sinnreichsten und artigsten Schriften, an welchen sich die Welt so sehr belustiget, von ihnen heraus locken. Wo wollten aber so viele stattliche Satyren herkommen, wenn unsere Feinde Niemand hätten, über den sie spotten könnten? Und was würde also die kluge Welt nicht an uns verlieren? Es ist wahr, wir können ihr mit guten Schriften nicht aufwarten; aber die Alten haben schon angemerket, daß, obgleich der Esel nicht die beste Stimme habe, und zur Musik ganz ungeschickt sei, man doch aus seinen Knochen die schönsten Flöten machen konne **). Und unsere Schriften, wie elend sie auch sind, geben doch Anlaß zu vielen gründlichen Widerlegungen und sinnreichen Spottschriften, deren die gelehrte Welt nothwendig entbehren müßte, wenn Niemand wäre, der elend und lächerlich schriebe.

Dieses ist der geringste Vortheil, den die Welt von uns hat; weil er sich eigentlich nur auf die Gelehrten erstrecket. Der Nutzen, den wir dem ganzen menschlichen Geschlechte bringen, ist wichtiger, und beweiset unsere Nothwendigkeit noch kräftiger. Wir sind diejenigen, welche die Vernunft, die der Ruhe des Staats und der Kirche so nachtheilig ist, mit Macht unterdrücken. Wir sind Beschützer der gemeinen Meinungen, und der Vorurtheile, die zu einem ruhigen, stillen und vergnügten Leben so unentbehrlich sind. Wir vertheidigen die väterlichen Weisen, und säubern die Kirche von Ketzern. Es ist wahr, unsere Feinde thun dieses letzte auch: aber sehr selten: und wann sie es thun, so thun sie es mit Vernunft: und das taugt nicht. Ohne uns würde es also wunderlich in der Welt hergehen, und unsere Feinde alles umkehren. Wer hätte sich wohl den gefährlichen Neuerungen Pufendorfs, Thomasius, Leibnitzens, und ihrer Anhänger widersetzen wollen, wenn wir nicht vor den Riß getreten wären? Und dieses einzige ist genug zu beweisen, wie nothwendig wir der Welt sind. Unsere Verdienste sind so groß, daß wir die Ehrerbietung des ganzen menschlichen Geschlechts verdienen: allein Niemand will sie erkennen. Man lohnt uns mit Undank, und es ist, leider! schon dahin gekommen, daß über uns und unsere Schriften lachen, für ein sicher Merkmal eines scharfen Verstandes gehalten wird. Wie indessen den Frommen alles zum Besten dienen muß: so hat auch unser schweres Kreuz, welches Niemand, als wir, zu ertragen fähig ist, seine Vortheile; und mich deucht, es ist ungemein geschickt, unsere Nothwendigkeit außer Zweifel zu setzen.

Ich habe schon oft gesagt, daß unsere Feinde, die guten Scribenten, weil sie ihre Vernunft gebrauchen, mit dem, so in der Welt vorgehet, schlecht zufrieden sind. Sie entdecken allenthalben Thorheiten, wenigstens bilden sie sichs ein, und es ist ihnen unmöglich, daß sie über das, was ihnen thöricht vorkömmt, nicht lachen und spotten sollten. Wenn sie demnach keine elenden Scribenten hätten, an welchen sie ihre Bosheit auslassen könnten, so würde kein ehrlicher Mann vor ihnen sicher sein. Sie würden, weil sie doch immer etwas zu meistern haben müssen, alles anfallen, was in der Welt groß und ehrwürdig ist,

*) Epist. 115.

*) Cicero de Oratore. Lib. II.

**) Plutarchus in Convivio ex vers. Xylandri, ut mirari subeat, animal crassissimum, et a Musica alienissimum, tamen ossa tenuissima et maxime canora suppeditare.

und durch ihre Satyren den Staat und die Kirche beunruhigen. Wir können uns also rühmen, daß wir unsere eigene Wohlfahrt für das gemeine Beste aufopfern, und ohne Prahlerei sagen, daß wir einem Staate unentbehrlich sind.

Ich wünsche von Herzen, daß alle christlichen Obrigkeiten das, was ich hier schreibe, in reifliche Erwägung ziehen mögen, und flehe insonderheit Ihro Kaiserliche Majestät und alle Churfürsten, Fürsten und Stände des heiligen römischen Reichs demüthigst an, hocherleucht zu ermessen, wie würdig solche Leute ihres Schutzes sind, die dem Staate und der Kirche so lange zu einer Vormauer wider die unruhige Schaar der Naseweisen gedienet haben. Es wäre, deucht mich, nachgerade Zeit, daß man auf eine Vergeltung unserer wichtigen Dienste gedächte; oder uns nur wenigstens vor unsern Feinden einigermaßen Ruhe schaffte, und diesen bösen Leuten ein Gebiß ins Maul legte. Womit haben wir es denn verdienet, daß man, da andere ehrliche Leute wider die Lästerer Schutz finden, uns der Willkür unserer Verfolger überläßset? Es dienet dieses zur Sicherheit Anderer. Ich weiß es wohl. Allein warum sollen wir denn die Sünden unserer Mitbürger tragen? Ich finde darin keine Billigkeit, und zweifele nicht, daß meine gegründeten Vorstellungen die Wirkung haben werden, die ich wünsche.

Sollten aber, über Verhoffen, die Großen dieser Welt, durch das leidige Geschwätz unserer Feinde verführet, in dem Wahn stehen, unser Jammer verdiene nicht, daß sie ihn zu Herzen nehmen, und das Verbrechen unserer Feinde sei eben so groß nicht, daß es nöthig, mit dem Schwerte darein zu schlagen: so wende ich mich zu denen, die das geistliche Schwert führen, und ersuche sie ganz ergebenst, wider das boshafte Verfahren unserer Feinde denjenigen Eifer zu bezeugen, den ihr Amt von ihnen fordert. Ich verlange dieses eben von den klugen Geistlichen nicht. Denn diese Herren halten es, zu ihrer Schande, öffentlich mit den Spöttern. Sondern ich bin zufrieden, wenn nur die Dummen ihre Stimme, wie eine Posaune, erheben, und mit ihrer gewöhnlichen Beredsamkeit wenigstens dem gemeinen Mann einbläuen wollen, daß es eine große Sünde sei, über lächerliche Dinge zu lachen. Sie dürfen nicht denken, daß es schwer, ja gar unmöglich sei, einen so albernen Satz zu behaupten. Sie können glauben, daß der P. Girard in einer Schrift, die man, nach seinem Tode, unter seinen Papieren gefunden, mit 666 wichtigen Gründen dargethan hat, daß es eine weit größere Sünde sei, eine Satyre zu schreiben, als bei seiner Köchin zu schlafen. Und ich bin von ihrer Geschicklichkeit so überführet, daß ich festiglich glaube, sie können wohl mehr, als das. Ich hoffe demnach, sie werden die Güte haben, und wider unsere Feinde, die gewiß auch ihre Freunde nicht sind, mit dem Munde eben so tapfer, als mit der Feder, streiten. Dieses wird meiner Schrift den rechten Nachdruck geben, und zu ihrer eigenen Sicherheit gereichen.

Beschluß.

Hiermit beurlaube ich mich von dem geneigten Leser, und schmeichele mir mit der angenehmen Einbildung, es so gemacht zu haben, daß er mit mir zufrieden sein wird.

Von meinen Widersachern kann ich mir dieses nicht versprechen: denn die muß, natürlicher Weise, ein so unvermutheter und scharfer Angriff in die äußerste Bestürzung setzen. Es kann ihnen unmöglich gefallen, daß ich sie so gewaltig zu Boden geschlagen habe. Wenn sie wären wie andere Leute: so würde diese Niederlage sie zu Friedensgedanken bringen. Allein da mir ihr harter Sinn und unbezwinglicher Heldenmuth bekannt ist: so kann ich dieses ohne Thorheit nicht hoffen. Doch glaube ich, den Sieg, den ich in dieser Schrift über sie befochten habe, werde wenigstens so viel bei ihnen wirken, daß sie, nur auf einige Minuten, einen Stillstand der Waffen mit uns eingehen, und meine Friedensvorschläge anhören.

In dieser Zuversicht hebe ich meine Augen empor, und ersuche sie aufs freundlichste, dasjenige, was ich, im Namen meiner Brüder, gegen sie vorgenommen habe, bloß als eine Nothwehr, und nicht als ein Zeichen eines feindseligen Gemüths, anzusehen. Ich versichere sie, daß wir nichts, als ihr Bestes, suchen, und unsere Absicht keine andere sei, als sie zur Erkenntniß ihres Elend zu bringen. Es schmerzet uns sehr, daß sie mit so vieler Mühe nach einer Vollkommenheit trachten, die unmöglich zu erhalten ist, und sich durch diese lächerliche Bemühung immer weiter von der Zufriedenheit entfernen, die uns so glücklich macht.

Ich gebe ihnen zu bedenken, ob sie nach der Vernunft, die sie so hoch achten, ohne Sünde Leute hassen können, die so liebreich gegen sie gesinnet sind? und ob es nicht vor sie sowohl, als vor uns, besser wäre, wenn wir im Frieden mit einander lebten? Wir spinnen bei dem unglücklichen Kriege, in welchen wir verwickelt sind, beiderseits keine Seide, und haben keinen andern Vortheil davon, als daß die Ungelehrten uns auslachen, und aus den Wahrheiten, die wir uns einander sagen, den schimpflichen Schluß machen, daß alle Gelehrten nicht klug sind. Da nun dieses Urtheil des ungelehrten Zuschauers unsers Kampfs sie mehr schmerzen muß, als uns, die wir aufrichtig unsere Einfalt gestehen: so wäre es, nach meiner Meinung, wohl von ihnen gehandelt, wenn sie die Feindseligkeiten einstellten und Friede machten.

Wir, unsers wenigen Orts, sind geneigt dazu. Aber da wir uns in einem so glückseligen Zustande befinden, daß wir uns für höchst vollkommen halten, und glauben, wir hätten noch Recht übrig: so ist es unmöglich, daß wir den ersten Schritt thun. Ja wenn es gleich möglich wäre: so müßten wir doch besorgen, sie möchten es als einen Eingriff in ihre Rechte ansehen, und, wenn wir nachgeben wollten, uns in dem Verdacht haben, wir hielten uns für klüger, als sie: denn der Klügste giebt allemal nach. Es sei ferne von uns, daß wir ihnen, zu diesen Gedanken Anlaß geben sollten. Dadurch würde die Verbitterung noch größer werden.

Wir haben, ob sie gleich unsere Feinde sind, so viele Hochachtung gegen sie, daß wir ihnen die Ehre des Nachgebens nicht streitig machen. Und käme uns ja die Lust an, ihnen dieselbe zu rauben: so würde doch unser natürliches Unvermögen unsere thörichte Bemühung fruchtlos machen. Denn wollten wir nachgeben: so müßten wir zu ihnen hinauf steigen; und dieses leidet unser außerordentlich schwerer Kopf nicht. Wir erwarten also von unsern Feinden, daß sie zu uns herunter kommen, und das von Rechts wegen. Denn fallen ist leichter, als steigen.

> . . . Facilis discensus averni;
> At revocare gradum, superasque evadere ad auras
> Hoc opus, hoc labor est . . . *).

Unsere Feinde brauchen nichts mehr, als daß sie den Kopf zwischen die Beine nehmen, und sich der natürlichen Schwere ihrer Körper, wie wir, überlassen.

Dieses ist der einzige Vorschlag, den ich ihnen thun kann. Nehmen sie ihn an, so ist ihr Glück gemacht. Der Fall, zu welchem ich ihnen rathe, wird ihnen vortheilhafter sein, als ihr mühsames Klettern. Dieses bringt ihnen nichts, als Mißvergnügen: durch den glücklichen Sturz, zu welchem ich sie aufmuntere, versinken sie hergegen in ein unergründliches Meer der süßesten Zufriedenheit, und erreichen, ohne Mühe, den Grad der Vollkommenheit, nach welchem sie auf eine verkehrte Art, und folglich vergebens trachten.

Verwerfen sie aber meinen höchst billigen Vorschlag: so muß zwar alle Hoffnung zum Frieden gänzlich verschwinden; allein ich hoffe doch, daß der Glimpf, den ich in dieser Schrift gegen sie gebraucht habe, und die liebreiche Art, mit welcher ich ihnen, ob ich gleich über sie gesieget, den Frieden anbiete, ihren Grimm in etwas mildern, und sie überzeugen werde, daß sie unrecht thun, wenn sie unschuldige, ehrliche und fromme Leutlein, als wir sind, so heftig verfolgen.

Erlange ich dieses nur: so soll mich die Mühe, die ich auf diese Schrift gewendet habe, nicht verdreißen: weil ich alsdann versichert sein kann, daß meine Brüder nicht ermangeln werden, einen so tapfern Vertheidiger, als sie an mir haben, ihre Erkenntlichkeit zu bezeigen.

---

*) Virgilius Aeneid. Lib. VI.

Der Litschauer, s. Minnesinger.

Der Burggraf von Liunz, s. Minnesinger.

Otto Heinrich, Graf von Löben,

der Sohn des sächsischen Cabinetsministers von L. ward am 18. August 1786 zu Dresden geboren und zeigte schon in früher Jugend große Vorliebe für Poesie. Nachdem er durch häuslichen Unterricht classisch vorgebildet worden war, bezog er 1804 die Universität zu Wittenberg und 1807 die zu Heidelberg, wo er mit geistesverwandten Freunden glücklich die eingeschlagene poetische Richtung verfolgte. Er ging hierauf nach Wien und Berlin, lebte einige Zeit bei seinem Freunde Fouqué zu Nennhausen und machte 1813 als Unterlieutenant im Banner der sächsischen Freiwilligen den Feldzug nach Paris mit. Nach seiner Rückkehr privatisirte er fortwährend zu Dresden und starb, da ihn schon 1822 ein Schlagfluß getroffen, nach langem Leiden daselbst am 3. April 1825.

Die literarische Welt kennt ihn unter dem Pseudonym Isidorus Orientalis durch:

Guido. Mannheim 1808; n. A. unter dem Titel: Romantische Dichtungen, Ebendas. 1820, 8.
Blätter aus dem Reisebüchlein eines andächtigen Pilgers. Ebendas. 1808, 8.
Gedichte. Berlin 1810, 8.
Arkadien. Ebendas. 1811—1812; n. A. 1821, 2 Bde., 8.
Ueber die Ansichten der Frau von Stael über unsere poetische Literatur. Heidelberg 1814.
Die Hesperiden. Leipzig 1816, 1. Bdchn, 8.
Der Schwan. Ebendas. 1816, 8.
Cephalus und Prokris. Drama. Ebendas. 1816. 8.
Lotosblätter. Fragmente. Bamberg 1817, 2 Bde., 8.
Rosengarten. Leipzig 1817, 2 Bde., 8.
Ritterehr und Minnedienst. Berlin 1819, 8.
Irrsale Klotar's und der Gräfin Sigismunde. Altenburg 1821; 2. Ausg. Ronneburg 1831, 8.
Erzählungen. Dresden 1822—24, 2 Bde., 8.
Der Pilger und die Pfalzgräfin. Ritterlied. Heidelberg 1825, 8.

Erzählungen, Gedichte u. s. w. in Zeitschriften und Almanachen.

Dieser talentvolle, aber unklare, und sich nur zu gern in sentimentale Mystik verlierende Dichter gehört zu den späteren, aber eifrigen Jüngern der romantischen Schule. — Phantasie, Zartheit, Anmuth und Wohllaut bei glücklicher Herrschaft über die Form sind ihm allerdings eigen, reichen aber nicht hin, um die großen, eben erwähnten Fehler seiner Dichtungen auszugleichen, so daß selbst während seines Lebens seine Schriften sich nur einen beschränkten Kreis von Freunden gewannen, und bald nach seinem Tode der Vergessenheit anheim sanken, obwohl sich einige seiner Gedichte durch seltene Zartheit auszeichnen.

Johann Michael von Loen

ward am 21. December 1694 zu Frankfurt am Main geboren, studirte auf dem vaterstädtischen Gymnasium so wie zu Halle, Marburg und Wetzlar Philosophie und die Rechte und unternahm dann 1716 bis 1724 mehrere Reisen. Anfangs schlug er vielfache Anerbietungen des preußischen Hofes aus, wurde 1752 aber Geheimerath und Präsident der lingen-tecklenburgischen Regierung, wobei er zugleich die Obercuratel über das akademische Gymnasium mit verwaltete. 1757 wurde er von den Franzosen als Geisel nach Wesel geführt, blieb dort bis 1761 und nahm 1765 seinen Abschied vom Staatsdienste. Zuletzt fast ganz erblindet lebte er nun zu Lingen bis an seinen am 24. Juli 1776 daselbst erfolgten Tod.

Seine vorzüglichsten Schriften sind:

Moralische und politische Schriften. Hanau 1728.
Der redliche Mann am Hofe oder Begebenheiten des Grafen von Rivera. Frankfurt 1740.
Sammlung der merkwürdigsten Reisegeschichten. Frankfurt 1741—1781, 34 Thle. (die 5 ersten Bde. von ihm).
Gesammelte kleine Schriften. Herausgegeben von J. C. Schneider. Ebendas. 1749—1752, 4 Thle.
Moralische Gedichte. Herausgegeben von Naumann. Ebendas. 1751.

Viele andere kleine religiöse und politische Schriften u. s. w.

Fleiß, gesunde Lebensansicht, Menschenkenntniß und ein einfacher lesbarer Styl, machten die Schriften dieses trefflichen Mannes zu ihrer Zeit sehr beliebt; auch als didaktischer Dichter zeichnete er sich rühmlich aus.

Josias Franz Christian Löffler

ward 1752 zu Saalfeld geboren und erhielt nach zu Jena vollendeten theologischen und philosophischen Studien eine Predigerstelle an der heiligen Geistkirche zu Berlin; 1778 wurde er preußischer Feldprediger und nahm 1782 eine außerordentliche Professur der Theologie zu Frankfurt an der Oder an. 1787 zum ordentlichen Professor dieser Wissenschaft daselbst ernannt, verband er zugleich damit die Stelle eines Predigers und geistlichen Inspectors, bis er 1789 einem Rufe nach Gotha als General-Superintendent und Oberhofprediger folgte. Er starb zu Gamstädt bei Gotha am 4. Februar 1816.

Er schrieb:

Predigten. Züllichau und Freistadt 1789—1797, 4 Bde.
Predigten mit Rücksicht auf den Geist des Zeitalters. Gotha 1795; n. A. Ebendas. 1804.
Neue Predigten. Jena 1801—1813, 3 Sammlungen.
Bonifacius. Gotha 1812.
Predigten im Jahre 1813 gehalten. Stralsund 1817, 2 Thle.
Kleine Schriften. Weimar 1817—1819, 3 Bde.

Ein sehr angesehener Theolog erwarb sich L. durch seine klaren und geistvollen Kanzelvorträge, denen es jedoch hin und wieder an Wärme und hinreißendem Schwung fehlte, einen hochgeschätzten Namen.

Friedrich, Freiherr von Logau.

Von den Lebensumständen dieses Sprößlings eines altadeligen Geschlechtes in Schlesien wissen wir nur, daß er am 20. Februar 1604 in diesem Lande geboren wurde und nach vollendeten Studien in die Dienste des Herzogs Ludwig IV. von Liegnitz und Brieg trat, in welchen er bis zum Kanzleirath emporstieg. Er wurde 1648 unter

dem Beinamen des **Verkleinernden** auch in die fruchtbringende Gesellschaft aufgenommen und starb geehrt und geliebt wahrscheinlich am 25. Julius 1655 zu Liegnitz. Einige setzen seinen Todestag auch auf den 5. Julius, Andere auf den 5. Junius, welche beide Angaben jedoch weniger zulässig sind.

Er verfaßte:

- **Erstes (und Andres) Hundert deutscher Reimsprüche Salomon's von Golaw.** Breslau 1638.
- **Salomon's von Golaw deutscher Sinngedichte drei Tausend.** Breslau o. J. (wahrscheinlich 1654), 8.
- **S. v. G. auferweckte Gedichte.** Herausgegeben von einem Ungenannten. Frankfurt und Leipzig 1702.
- **Friedrich's v. L. Sinngedichte**, 12 Bücher mit Anmerkungen, herausgegeben von K. W. Ramler und G. E. Lessing. Leipzig 1759, kl. 8., mit Titelkupf. und Titelvign.
- **Dieselben**, aufs Neue überarbeitet von K. W. Ramler. Leipzig 1791, 2 Thle., kl. 8.
- **Dieselben**, mit Wernike's Gedichten und Gryph's Trauerspielen. Zwickau 1824, 16., mit 1 Kupf.
- Dann: **Auserlesene Gedichte** in Müller's Bibliothek deutscher Dichter des 17. Jahrhunderts, 6r Bd. (Leipzig 1824).

Logau ist noch immer der bedeutendste deutsche Epigrammendichter und der einzige, welcher sich — einige kleine epigrammatische Lieder ausgenommen — auf keinem andern Gebiete der Poesie versuchte. — Originalität, schlagender, oft derber Witz, gesunder Verstand und eine, für die Zeit, in welcher er seine Sinngedichte schrieb, glückliche und talentvolle Behandlung der Form, verleihen seinen Leistungen, unter denen wirklich meisterhafte zu finden sind, einen bleibenden Werth.

Sinngedichte von v. Logau *).

1.

An etliche Lobsprecher eines verstorbenen Helden.

Ihr klugen, derer Faust die Feder embsig führet
Zu klagen dessen Tod, der an die Wolcken rühret
Durch Thaten ohne gleich, durch Thaten die der Welt,
Deß Himmels kurtze Gunst, hat einig fürgestellt
Zum Eigenthum zwar nicht, zum Wunder aber allen
Soweit der Titan leucht; der Mut mag euch entfallen
Daß diß, wo ewig Ding genug zu schaffen hat,
Die Feder enden soll vnd ein papiernes Blat.
Weicht ab von da, wo Fleiß gar schwerlich Frucht gewinnet,
Klagt nichts so sehr als diß, daß klagen ihr nicht könnet.

2.

Hochzeit-Wuntsch.

So lebt nun, liebes Paar, lebt zwischen Krieg vnd morden
In dennoch süsser Ruh vnd in dem schönen Orden
Der lieben Einigkeit; lebt daß des Glückes neiden
Muß' euch vnd euer Thun stets fliehen vnd vermeiden!
So wüntschen etwas gilt, so woll auch diß Gott geben,
Daß ihr, wenn ihr seyd tod, noch lange möget leben,
Viel Söhne daß man denn nach euch, dem Vater, nennet,
So viel der Töchter auch, nach euch, der Mutter, kennet.

3.

Ueber die Schäferey Amoena, eines vngenannten Freundes.

Musa, Venus, Charis schauet
Wie Amoena staffeln bauet
Auffzusteigen euren Thron!
Gebt ihr Raum zur rechten Seite
Schaffet daß man ihr bereite
Eine frische Lorber-Kron.
Phoebus lehnt ihr seinen Wagen
Ihren Ruhm herumb zu tragen
Durch das blaue Sternen-Feld.
Hermes soll die Flügel fassen
Daß sie sey, verkünden lassen,
Zu dem ewig-seyn gesellt.
  Billich! denn so hohe Sinnen
Müssen andren Dank gewinnen
Als ein kriechend Erde-Geist,
Denn man auß dem eignen kennen
Dennoch nicht mag recht erkennen,
Weil er andres ist als heist.
Sinnen, die vom Himmel kommen
Werden billich auffgenommen
In das reine Himmels-klar,
Da der schwarzen Erde Schatten
Glantz vnd Flammen ihrer Thaten
Nimmermehr verdunkeln thar.

4.

Waffen-Anstand.

Von Anstand vnd von Fried vnd vielen schönen Dingen
Will Fama dieser Zeit ein neues Liedlein singen;
Doch weiß ich nicht obs new. Der Anstand ist gar alt,
Der Fried ist auch für längst gar recht, gar wohl bestalt.
Was darff ein Anstand seyn, wo nie man noch gestritten,
Da Waffen vnd ihr Brauch, nach dieses Krieges Sitten
Gleich wie im einem Spiel, bloß nur zum Schertz vnd Schein
Und daß sie nicht der Rost zerfreß, in Händen sein?
Was darff ein Anstand seyn, wo nie kein Feind sich findet
Der zu bekriegen steht, vnd wo man sich nur gründet
Auff Meinung, vnser Land, nach drauß geschöpfftem Nutz
Alsdenn dem lieben Gott zu geben in den Schutz?
Was Darff ein Anstand seyn, wo man die Krieges-Kinder
Gar glimpff- vnd gütlich meint, vnd bloß die feisten Rinder
Sambt ihrer jungen Art, vnd etwa Pferd vnd Schwein
Schaf, Hun, Han, Ente, Gans läst seine Feinde seyn?
  Der Fried ist lange schon in vnsre Gräntzen kommen
Da jene viel zwar vns, wir ihnen nichts, genommen,
In dem wir vns bemüht, O eine feine Kunst!
Zu brechen ihren Trotz, durch vnsre gute Gunst.
Es ist ja Fried vnd Ruh im Lande gantz die völle,
Das Feld hält Sabat-Tag, der Acker lieget stille,
Und duldet nicht wie vor, daß ihm viel Wunden schlug
Deß Bauers frecher Arm vnd ein tyrannisch Pflug.
Es ist ja Friede da; man darff ja mehr nicht sorgen
Wie jeder Haab und Gut für Dieben hält verborgen
In sicherem Gemach; es bleibt ja Gold vnd Geld
In festem Hause so, wie durch das offen Feld.
  Hierin singt Fama falsch von Anstand und von Friede;
Ihr Sinn sey dieser denn, daß weil die Welt ist müde
Der alten Deutschen Trew, nur mit Betriegligkeit
Man habe steten Fried vnd Krieg mit Redligkeit.

5.

Schertz vom Flachs-Nutze.

Gewiß, der liebe Flachs ist gar ein nützes wesen;
Der, der es wo nicht glaubt, mag diese Reime lesen:
Ein Mägdlein ging zu Stuhl vnd thät, ich weiß nicht was,
Da war das Hembd ihr gut, sonst wär sie noch wohl naß.

6.

Tag, vnd ein Tages-Wuntsch.

Die Nacht ist nun dahin, die Sonn ist wieder kommen,
Der Schlaf deß Todes Bild ist weg von vns genommen,
Herr Gott du reines Liecht, laß ferne von mir seyn
Der Sünden finstre Werck, vnd gib mir deinen Schein!
Laß mich dein werthes Wort frey offentlich bekennen,
Laß mich in deiner Lieb vnd meines Nechsten brennen,
Laß meinen Sinn vnd Geist seyn wacker für vnd für
Zu thun was mir gebührt vnd wohlgefället dir!
Und so mein müder Leib noch länger soll beschauen
Das Unrecht dieser Welt, vnd dieses Elend bauen,
Herr Gott, so gib Geduld, verleih beständigkeit,
Laß scheinen deinen Trost vnd hilff zu rechter Zeit!
Laß mir mein Augen nicht von eitlen Dingen blenden!
Nach köstlich Ding der Welt, von dir, mein Hertze wenden,
Hilff das ich mich nicht theil vnd bleibe gantz an dir,
Auff daß du höchstes Gutt mögst bleiben auch in mir!
Wenn endlich denn mein Liecht vnd Leben muß vergehen,
So laß mich dort gantz schön vnd wie verkläret stehen,
Da, wo du Sonnenstral voll von Gerechtigkeit,
Schön hell erleuchten wirst die selig Ewigkeit!

---

*) Breslau o. J. (wahrscheinlich 1654).

7.

Nacht, vnd ein Nacht-Wuntsch.

Die Mutter vnsrer Ruh, die Artzney vieler Sorgen
Die finstre Nacht ist da, die Sonne geht verborgen,
Die halbe Welt ist schwartz, ist traurig ohne Liecht,
Ist gleichsam mehr nicht da, lebt zwar, lebt doch auch nicht.
Herr Gott, du heller Glantz, laß vnser Hertz vnd Sinnen
Im finstern nimmer seyn, gib daß sie wachen können
Auch mitten in dem Schlaf, auff daß dein Göttlich Schein
Mög vnsrer Seele Liecht vnd helle Fackel seyn!
Wenn wir deß Kummers Last zu vnsren Haupten legen
So laß sich deinen Geist in vnsrem Geiste regen,
Und schaffe daß die Nacht, wenn vns der Tag erweckt
Der Sünden schnöde Bürd in allem hat verdeckt!
Laß deiner Engel Dienst auch vns zu Dienste kommen!
Gib daß von vnsrem Haupt sey Schand vnd Schmach genommen;
Auff daß der starcke Feind der schwarze Fürst der Nacht
Deß Leibes süße Ruh vns nicht verbittert macht!
Und so es so soll seyn, daß heut ich noch soll gehen
Deß Todes finstren Gang, so wollstu bey mir stehen
Und gehen für mir her, ins Leben durch den Tod,
In Himmel auß der Welt, zur Freude von der Noth!

8.

Das Gebete.

Wenn die Welt mit Menschen kriegt
Muß der Mensch mit Gotte kriegen;
Weil die Nothons gegen liegt,
Müssen wir für Gotte liegen,
Vnd durch beten endlich siegen.

9.

Verleumbder.

Ich kenn ein höllisch Volk die Brüder der Erinnen,
Ein Volk von süsser Zung vnd von vergifften Sinnen.
Das zwischen Mund vnd Hertz, das zwischen Wort und That
Hat einen engen Raum, wie Ost von Westen hat.
Es lobt mich im Gesicht, es schändet mich im Rücken,
Es wil durch meine Schmach sein eignes Laster schmücken,
Es sehnet sich empor verachtet alle Welt,
Und hat genug an dem, daß jhm es selbst gefällt.
Was ist mir denn zu thun? Sonst wil ich nichts jhm gönnen
Als daß sein falsches Maul mög einen Stand gewinnen
Wo sonst durch holen Grund ein stinckend Athem zeucht,
Der auff die Fersen zielt, vnd in die Nasen kreucht.

10.

Wein-Lust.

Wer mit Bacchus kämpfen wil
Hüte sich vnd traw nicht viel;
Erstlich schlägt er auff die Beine
Trifft er dich; so bist du seine.

11.

Mein vnd dein.

Alles machet mein vnd dein
Daß man nicht kan friedlich seyn.

12.

Bücher-lesen.

Wie die Honigmacherinnen
Auß viel Blumen saugen künnen
Ihren süssen Nectar-Saft:
So auch vnsre Wissenschaft,
Wächst durch vnverseumtes lesen
In ein gleichsam Göttlich Wesen.

13.

Brautschrifft.

All' jhr Künstler in der Welt,
Derer kühnes Auge-schauen
Euch so viel kan Häuser bauen
In das blaue Götter-Feld,
Könnt jhr nicht voran mir sagen
Was sich gutes zu wird tragen,
Wenn sich Mars zur Venus stellt
In dem schönen Jungfern-Zeichen?
Tycho sage was er wil,
Fehl ich, fehl ich doch nicht viel:
Kinder werden dannen reichen
Die deß Vaters tapffren Sinn,
Vnd der Mutter schönes Kinn
Lieblich werden abegleichen.

14.

Grabschrift eines Speise- oder Kuchel-meisters.

Der hier begraben liegt, der hielt sehr viel vom essen
Und kan im Grabe noch deß essens nicht vergessen;
Denn, weil er selbst nicht mehr die Essens-Lust kan büssen
Gibt er sein eigen Fleisch den Würmern zu geniessen.

15.

Von der Phyllide.

Eines Morgens schaut ich gehen
Phyllis vor den Rosenstrauch,
Da sie nach gewohntem Brauch
Seine Zierden sahe stehen.
Damals kont ich nicht vergleichen
Welches vnter jhnen wol,
Weil sie beyd an Schönheit voll,
Von dem Siege solte weichen:
Ob die Phyllis angenommen
Von den Rosen jhre Zier,
Oder ob vielleicht von ihr
Jolche solchen Schein bekommen,
War gar übel zu bescheiden,
Denn ich hatt in jhren Glantz
Mich vertieffet also gantz,
Muste nur die Augen weiden.
Endlich had ich doch erfahren
Als der Sonne güldnes Rad
Traff den letzten Tages-Grad,
Daß die Rosen Diebe waren;
Weil sie hatten wollen gleichen,
Vnd der Phyllis stehlen ab
Ihrer Farbe schönste Gab,
Musten bald sie drauff verbleichen.

16.

Hochzeit-Wuntsch.

Lebt, liebes Paar, mit Gott, lebt, liebes Paar, mit Segen,
Lebt, liebes Paar, im Glück, daß Neid euch könn erregen,
Ich sage noch einmal, lebt hin in süsser Ruh
Biß Kindes, Kindes, Kind drück euer Augen zu!

17.

Ein andrer.

So lebt jhr beyde nun, lebt eines in der Liebe,
Lebt eines in dem Sinn, damit euch nicht betrübe
Deß Glückes runde Macht, denn seine Tück vnd Neid
Hat keinen andern Feind als Lieb vnd Einigkeit!
Jedoch woll Einsamkeit zur Einigkeit nicht kommen,
Noch eures Lebens Brauch euch eher seyn benommen,
Biß daß sich denn zur Zeit die süsse Zeit erweist,
Die Elter-Vater euch, euch Elter-Mutter heist!

18.

Ein andrer.

Wie jhr verbunden seyd, so sey auch euch verbunden
Der Segen vnd das Heil, sambt langen Lebe-Stunden!
Gott creutzig euer Creutz, vnd Wasser sey euch Wein,
Biß jhr das vierdte Glied hört in der Wiege schreyn.

19.

Mist-Juncker.

Ein zartes Mutter-Kind, das nie vom Haus entkommen,
Ist einem Ochsen gleich, der nie vom Stalle kommen.

20.
Paten-Zettel.

Du kommst, O liebes Kind, ein Gast in diese Welt,
Da gleich das Gasthaus jetzt zu Grund vnd Boden fällt
Durch, in, vnd mit sich selbst: Drumb ist dir nun sehr gut
Daß dir der Himmel bleibt, erkauft durch Christi Blut.

21.
Grabschrifft.

Da ich solte, kont ich leben,
Da ich solte, kont ich sterben,
Denn das ewig zu erwerben
Kont ich sterblich leichte geben.

22.
Hoffnung.

Auff was gutes ist gut warten,
Vnd der Tag kommt nie zu spat
Der was gutes in sich hat;
Schnelles Glück hat schnelle Fahrten.

23.
Brautschrifft. An den Bräutigam.

Ich weiß nicht was man glaubt? Ich weiß nicht wem man trauet?
Ich hätt ein hohes Schloß, Herr Bräutigam gebauet
Auff eurer Worte Grund, als wie auff Fels und Stein,
Seh aber daß die Welt nur will betrogen seyn
Und ich mit sambt der Welt. Ihr sprecht: Ihr seyd ergetzet
Daß auch deß Himmels Gunst für Augen hat gesetzet
Den süssen Hochzeit-Tag, vnd meinet doch die Nacht
Die euch zum Vater weiht, die Braut zur Mutter macht.
Weil schwarzes ihr nun meint, vnd weisses dennoch nennet,
So sei euch, mercket drauff, zur Straffe zuerkennet,
Daß, wenn ihr meint es soll das erst ein Söhnlein seyn
So wird es E E E wie Mutter Eva schreyn.

24.
An die Braut. Auß Versetzung deß Nahmens; Eilf Knaben.

Jungfer Braut, in eurem Nahmen
Find ich so gewiß, als Amen,
Eurer Ehe Kinderlein.
Was darinnen von Eilf Knaben,
Wo ist übrig an Buchstaben,
Werden lauter Töchter seyn.

25.
Hochzeit-Wuntsch.

Werthes Paar, das gantze Leben
Sey bey euch ein steter Krieg,
So, daß beyden sey gegeben
Gleiche Beut vnd gleicher Sieg
Kämpfft mit Liebe gegen Liebe,
Vnd mit Trew kämpfft gegen Trew,
Daß euch Zwiespalt nie betrübe,
Niemals euch der Kauff berew.
Zwar, es wird wol offt geschehen
Daß die Braut zu seiner Zeit,
Bey sechs Wochen nicht wird sehen
Wie die Wirthschafft sey bereit:
Doch bedeut es nichts denn Beute,
Wenn das Ziel fürbei wird seyn,
Werden euren Schatz die Leute
Hören aus der Wiege schreyn.

26.
Eine Schön-heßliche.

Ich kenn ein Frauen-Bild, das wäre völlig schön,
Nur daß der Schönheit Stück in falscher Ordnung stehn.

27.
Eine Schöne.

Wenn Menschen Gott sonst nicht erschaffen hätte wollen,
Hätt euretwegen nur er biß nicht lassen sollen.

28.
Hochzeit-Wuntsch.

Liebes Paar, lebt so im Leben,
Daß euch Wohlfarth sey gegeben
Wie zu einem Eigenthum!
Lebt, daß eurer Ehe Ruhm
Für, so wol, als nach dem Grabe,
Alle Welt zur Folge habe!
Lebt! last sehen daß ihr lebt,
Vnd nach langem Namen strebt,
Daß nach viermal zehen Wochen
Ihr must backen Kindlein-Kuchen!

29.
Das höchste Gut.

Zum höchsten Gut in dieser Welt
Wehlt jeder, was jhm selbst gefällt;
Gar im Schoß sitzt der dem Glücke
Dem gegeben sind vier Stücke:
Ein gütig GOTT,
Ein liebes Weib,
Ein frischer Leib,
Ein selig Tod.

30.
Hoheit, hat Gefahr.

Auff schlechter ebner Bahn ist gut und sicher wallen:
Wer hoch gesessen ist, hat niedrig nicht zu fallen.

31.
Hier, sind wir: Dort, bleiben wir.

Ich bin, ich bleibe nicht in dieser schnöden Welt,
Und weil das bleiben mehr mir als das seyn gefällt,
So lieb ich sterben mehr als leben, weil ich kan
So hören auff zu seyn, zu bleiben fangen an.

32.
Liebes-Flammen.

Hat die Liebe Feuers-Art
Weil sie hitzt vnd brennt;
Wie daß ihrer Flammen Fahrt
Sich Thal-ein denn wendt?

33.
Schönheit.

Wenn der Schönheit schöne Frucht
Wäre Keuschheit, Ehr vnd Zucht,
Wären manche schöne Wangen
Nicht ins Hurenhaus gegangen,
Manches krauses Haar wär nicht
Mit der Griechen Π verpflicht.

34.
Glück wäget die Freunde.

Böses Glück hat diese Gütte,
Daß die vngewissen Sachen
Vns gewisse Freunde machen;
Daß man sich für denen hütte
Die nicht die sind, die sie scheinen,
Sondern vnser Gut gut meinen.

35.
Zagheit.

Wenn ein Harnisch wäre gut
Für die Zagheit, Furcht vnd Schrecken;
Wenn ein Spieß und eisern Hut.
Könten Mut vnd Hertz erwecken,
Ey was hätten die für Zeit
Die ein solches Waffen schlügen?
Würd jhr Gold doch, gläub ich, weit
Alles Eisen überwiegen.

36.
Gerechtigkeit deß Neides.

Keine Straff ist außgesetzet
Auff deß Neides Gifft;
Denn er ist zu aller Zeit
Selbsten voll Gerechtigkeit,
Daß er meistens trifft,
Vnd sich durch sich selbst verletzet.

37.
Prüfe, denn liebe.

Kenne vor vnd traw nicht bald;
Traw wol, hat das Pferd verrieten:
Kenne nicht, hat frembde Sitten:
Frühe-zeitig wird nicht alt.

38.
An einen vortrefflichen Mann.

Niemand, mein Freund, hasset dich,
Nur der Tod führt viel Beschwerden,
Weil er muß befahren sich
Daß du wirst sein Meister werden.

39.
An einen lieblichen Poeten.

Ist wo wer, der widerspricht,
Daß die Pierinnen nicht
Mit der Fraw von Gnidus Sinnen
Ein vernemen haben können?
Was dein Mund, mein Freund, bericht,
Was nur deine Musa ticht,
Schaut man nicht vollauff darinnen
Lauter Venus sich entspinnen?

40.
An eben denselbten.

Daß die dreymal drey Göttinnen
Dich so herrlich angenommen,
Da du bist auff Pindus kommen,
Ist geschehen, daß sie können,
Jetzund für Bellona wüten,
Ihren Stand durch dich behüten,
Vnd ein Haus in dir gewinnen.

41.
Grabschrifft.

Dem Himmel war ich nur und nicht der Welt geboren
Was hab ich, sterb ich gleich, durch sterben denn verloren?

42.
An einen kriegrischen Held.

Als auß deiner Sinnen Stärcke
Jupiter nam ein gemercke,
Daß du durch so kühnes streiten,
Würdest biß in Himmel schreiten,
Sprach er: Vns die Ehre bleibe!
Dannenher ich einverleibe
Diesen Held, nach Himmels-Rechte,
In der Götter alt Geschlechte;
Denn er möcht auß eignen Thaten
Für sich selbst hieher gerathen.

43.
An einen gelehrten Held.

Weil der Pallas Jungferschafft
Ist der Keuschheit so verhafft,
Daß sie denn nun jhre Pflicht
Jetzt in deiner Liebe bricht?
Keiner ist, als du, sogar,
Welcher jhrer würdig war.

44.
An eben denselbten.

Phoebus ist nicht gar dein Freund,
Weil du mehr, er minder scheint,
Ausser jhm, der Phoebe Liecht;
Ausser dir, Glantz jhm gebricht.

45.
Auf einen glückseligen Schelmen.

Dir sey, sagst du, bald gewehret,
Was du mir nur kanst gedencken:
Schade, daß du nie begehret
Daß du möchst am Galgen hencken!

46.
Hochzeit-Wuntsch.

Wolfahrt müsse, liebes Paar,
Euch wie jhr euch selbsten lieben,
Glücke muß auch jmmerdar
Sich in euren Diensten üben.
Segen, Heil vnd Seligkeit
Müß euch in die Arme schliessen,
So, wie jhr zu seiner Zeit
Werdet Kindes-Kinder küssen.

47.
Ein andrer.

Theures Paar, seyd so besüsset
Mit der Liebe Lieblichkeit,
Daß jhr drinnen nichts nicht wisset
Als von Fried vnd Freudens-Zeit;
Biß jhr denn nach langen Jahren
Schauet, durch deß Priesters Hand,
Euer Kindes-Kind sich paaren,
In den süssen Liebe-Stand.

48.
Verdorbene Kauffmannschafft.

Bey dem Bäcker kauffen Korn, bey dem Schmiede kauffen Kohlen,
Bey dem Schneider kauffen Zwirn, hilfft dem Händler auf die Sohlen.

49.
Sparsamkeit.

Wenn die Jugend eigen wüste,
Was das Alter haben müste:
Sparte sie die meisten Lüste.

50.
Das Land in der Stadt.

Wer nach dem Land jetzund wil auff dem Lande fragen,
Der jrrt; Mars hat das Land längst in die Stadt getragen.

51.
Zwiespalt der Städte vnd deß Landes.

Weistu wannen her die Stadt
Mehr vnd mehr das Land so hasset?
Weil der Landmann mehr nichts hat
Daß der Bürger an sich fasset.

52.
Die jetzigen Soldaten.

Sind Martis Kinder nicht feine gesegnete Leute?
Was Gott, Mensch, Feind, Freund hat, wird jhre tägliche Beute.

53.
Eine Einigung zwischen Jove vnd Marte.

Es hat mich jüngst ein Freund auß Pindus lassen wissen,
Daß Jupiter vnd Mars wolt einen Friede schliessen:
So Mars hinfort nicht mehr bey allen seinen Tagen
Nach Himmel, vnd nach dem was himmlisch ist, wil fragen;
Wil Jupiter dahin sich bindlich denn erklären:
Dem Mars noch nebst der Welt, die Hölle zu gewehren.

54.

Kunst verstummet.

Daß jetzund die Pierinnen,
Mars, für dir nicht reden können,
Frew dich nicht; es ist jhr Wille
Vngehindert in der Stille
Sich mit Rechte zu berathen
Auff ein Vrtheil deiner Thaten.

55.

Untreuer Krieg.

Was sich reimt das schickt sich auch,
Spricht der frische Landes-Brauch;
Drumb so schickt sich liegen, triegen,
Auch so fein zu vnserm kriegen.

56.

Zeit-wandeln.

Sich in sich vnd vns in jhr
Endert Zeit nur für vnd für;
Drumb sind auß dem Landsknecht-Orden
Lauter Landes-Herren worden.

57.

Die Erde wird bewegt.

Daß der Himmel stille steht,
Daß die Erde rumher geht
Steht zu glauben: Vnser Land
Hat sich hinter sich gewand,
Daß nunmehr der Jungfer stat
Diese Zeit der Krebes hat.

58.

Unterscheid zwischen Land-Mann und Lands-Knecht.

Vnterscheiden muß man recht
Landes-Mann vnd Landes-Knecht;
Jener muß, wenn dieser wil:
Jener giebt, nimmt dieser viel:
Jener dient, vnd dieser schafft:
Jenes Angst, ist dessen Krafft:
Dieser raubt die gute Zeit,
Jenem bleibt die Seligkeit.

59.

Von einem eintzelen Freunde meiner Reimen.

Meine Musa hat kaum einen,
Der jhr Phoebus wil erscheinen;
Gar genug! Sie hat alleine,
Was für sich sonst in gemeine,
Alle dreymal drey Göttinnen
Dieser Zeit kaum haben können.

60.

Fleisch-Marckt.

Wer hier nur ist bekant
Der weiß, man kaufft jetzund
Das Fleisch zwar, durch das Pfund,
Die Weiber, nach der Hand.

61.

Mars und Venus sind zugehörige.

Wer Poeten nennet Tichter,
Ist ein vngerechter Richter;
Heute kan man noch erfahren
Daß sich Mars vnd Venus paaren,
Denn es ist ein Theil vom kriegen
Auff der Magd zu Felde liegen.

62.

Nicht zu hoch!

Ich trachte nicht nach hohen Dingen,
Ich geh gern auff der niedren Bahn,
Fing Clepticus zu sagen an,
Da man jhn solt an Galgen schlingen.

63.

Die fressige Zeit.

Vnser Zeit vnd jhr Gesinde
Fressen geitzig und geschwinde
Alles auff biß an den Grund:
Wetten wil ich, daß jhr Schlund
Kürtzlich rauß gibt vngedeuet
Was sie fressen vngekeuet.

64.

Cogere milites, Soldaten werben, zwingen.

Mars verhönt nur das Latein,
Muß doch selbst Lateinisch seyn,
Wil er Völcker an sich bringen
Muß er vor die Knechte zwingen.

65.

Der Tod ist der Sünder und der Krieger Sold.

Die Sünder haben Sold; Sold haben auch Soldaten:
Der Tod ist gleicher Lohn auff jhre gleiche Thaten.

66.

Damen und Chevalliers.

Die Damen wolln von nichts als Chevalliers jetzt wissen;
Das macht sie sind zum Krieg auff Reuterey beflissen.

67.

Unterscheid der Wörter Dame und Dama.

Was Dame sey, vnd denn was Dama, wird verspüret,
Daß jene Hörner macht, vnd diese Hörner führet.

68.

Rosenobel, der Soldaten Winter-Blumen.

Der Frühling fodert Blut, der Winter gibet Gold,
Drumb ist dem Winter Mars, vnd nicht dem Frühling hold;
Hier, wachsen rothe; dort, entspriessen Edle-Rosen,
Wer wollte denen nicht, für jenen, liebekosen?

69.

Auff den Tadler.

Dein Momus wil ich nicht seyn, Momus, noch vernichten
Dein Urtheil, wenn du sprichst: Das Vers- und Reime-Tichten
Sey Schulenfüchserey. Wie aber, daß das lesen
Noch giltig bey dir ist, als Schulenfüchsisch Wesen?
Ey lieber lies nicht mehr, sonst wirst du gar zum Kinde,
Und darffst, daß dir mein Reim noch eine Ruthe binde.

70.

Auff dergleichen.

Zoilus hält nichts vom tichten,
Pflegt Poeten zu vernichten,
Daß nicht Midas Esels-Kopff
Ihm wo auff die Achseln hopff.

71.

Die vnartige Zeit.

Die Alten konten fröhlich singen
Von tapffern deutschen Heldensdingen
Die jhre Väter ausgeübet,
Wo Gott noch vns ja Kinder gibet,
Die werden vnsrer Zeit Beginnen
Beheulen, nicht besingen können.

72.

Von meinem Buche.

Kündig ists, daß in der Welt
Sich zum Guten Böses finde:

Wenn mein Buch nur wär gestellt,
Daß beym Bösen Gutes stünde!

73.

An die Leser.

Dieses Buch, soll Monde seyn;
Leser aber, seine Sonnen,
So, daß durch der Sonnen Schein
Auch der Monde sey entbrunnen.

74.

Kunst von GOTT.

Daß der Musen alter Stamm
Her vom Himmel Anfang nam,
Macht, daß auch ein Edelmann
Sich zu ihnen freunden kan.

75.

Feste Stadt, wüste Land.

Seither daß vnser Stadt verschantzet und bewehret,
Seither ist vnser Land verwüstet vnd verheret.

76.

Von dem Brauch der Nasamonum vnd Augilarum.

Manche Braut bleibt nicht zufrieden,
Daß jetzt der Brauch bleibt vermieden,
Das nicht thun am Hochzeitfeste,
Was der Bräutgam thut, die Gäste.

77.

Auff Venerillam.

Venerilla hasset Schertz
Was sie meynt, das ist ihr Hertz.
Wer an ihr was suchen wil
Such, vnd seume nicht zu viel.
Der nichts sagt, vnd doch viel thut,
Ist für Venerilla gut.

78.

Auff den bellenden Tadler.

Wenn die Verse gelten wollten
Mir, wie sie dem Naso gulten,
Hätt ich längst den Ketten-Hunden
Meinen Momus beygebunden.

79.

Von den Weiber-Brüsten.

Wie kommts, daß Frauen-Volk so klare Stimmen führet?
Weil duppelt Blasebalg hart an ihr Lufftröhr rühret.

80.

Von der Weiber Plauderey.

Die Weiber reden laut, sie reden lang vnd offt,
Den Athem oben zu, mehrt vnten auff die Lufft.

81.

Von dem Gebrauch der Balearen.

Der Baelaren Brauch ist zwar zu vns nicht kommen,
Daß durch die Gäste vor, der Braut wird abgenommen
Was sonst der Bräutgam nimmt: Doch hört man, mancher mag
Thun vor, was erst man dort thät auff den Hochzeit-Tag.

82.

Betriegliche Hoffnung.

Der seinen Segel hin nach Engeland gewendet,
Ist manchmal durch den Wind in Holland angeländet:
Und der durchs enge Meer zu lauffen jhm getrauet
Hat vnverhofft sein Schiff in offner See geschauet:
Wer manchmals eine Nuß für gut hat angerühret
Hat drinnen einen Wurm vnd dran ein Loch verspüret:
Ob Jungefraw zwar nicht vnd Jungfraw, hoch entschieden,
Ist dem doch wol, der nam die, die das E! vermieden.

83.

Unterscheid zwischen Jungfraw vnd Jungefraw.

Was Junge-Fraw, vnd denn was Jungfraw, wird erkant,
Daß dieses Wort ist gantz, vnd jenes ist getrant.

84.

Der Zeiten Schauspiel.

Es denckt mich noch ein Spiel bey meinen jungen Jahren,
Drinn ich ein König war, da andre Knechte waren,
Da nun das Spiel war auß, fiel meine Hoheit hin,
Und ich ward wieder der, der ich noch jetzo bin:
Der heutige Gebrauch trägt gleichsam ein ergetzen
Die Bauern dieser Zeit den Fürsten beyzusetzen:
Schimpff aber ist nicht Ernst; vnd des Saturnus Fest
Ist einmal nur deß Jahrs, zu Rom im Brauch gewest.

85.

Schwanger seyn, schadet dem schön seyn.

Schwanger seyn, ist eine Schande,
Keine Schand in Bulschafft schweben:
Dannenher in vnsrem Lande
Huren mehr, als Mütter leben.

86.

Flüchtige Tugend.

Die Tugend ist ein Weib, so Mahlern ist zu glauben;
Drumb fleucht sie, Monsieur Mars möcht jhr die Keuschheit rauben.

87.

Adels-Feinde.

Edelleute muß man lassen
Von den Eselleuten hassen;
Wer nur gut ist, meint es gut
Auff das edle Ritters-Blut.

88.

Die verkoppelte Freundschafft.

Der Freundschafft keuscher Stand, war weiland voller Ehren:
Jetzt läst sie sich durch Geld, zum Huren-Brauch bethören.

89.

Auff Pudibundam.

Pudibunda, wie sie spricht,
Ehret hoch deß Tages Licht,
Wer mit jhres Leibes Gaben
Noch für Nachtes sich wil laben,
Muß sich mühen daß er macht,
Wenn es Mittag, Mitternacht;
Kan er sonst nicht Rath erfinden
Muß er jhr das Haupt verbinden:
Manchem kummt es, ders geneust
Daß sie selbst die Augen schleust.

90.

Neunerley Fragen, vnd neunerley Antwort.

1. Wie kümmt es, daß die Welt im argen ist versunken?
Sie ließ den rechten Weg vnd ging nur nach gedunckten.
2. Wie kümmt es, daß die Zeit nicht wil gebessert werden?
Die Menschen in der Zeit verbösern die Geberden.
3. Wie kümmt es, daß die Last der Noth die Welt so drucket?
Sie isset jetzund auß, was sie vor eingebrocket.
4. Wie daß vns Rath vnd That so wenig wil erspriessen?
Drum daß, wie wir von GOtt, GOtt nichts von vns wil wissen.
5. Wie daß sich die Fortun so plötzlich hat gewandelt?
Weil der, der sie bekam, sie übel hat gehandelt.
6. Wie kömmt es, daß jetzund die Bösen oben schweben?
Wer höchlich fallen soll, den muß man hoch erheben.
7. Wie kümmt es, daß jetzund die Frommen vnten liegen?
Sie kämpffen mit Gefahr, mit Ehren drauff zu siegen.

8. Wie daß vns wil die Zucht zur Sicherheit gelangen?
Dieweil der letzte Tag die Welt wil ehstes fangen.
9. Kümmt aber keine Zeit, darinn es besser werde?
New Himmel ist nicht weit, nicht weit ist auch New Erde.

91.

Die letzte Brunst der Welt.

Vnsre Welt ist Schläge-faul
Setzt sich wie ein stätig Gaul!
Wil sie Gott zu Stande bringen
Muß er sie mit Feuer zwingen.
Jene Welt ertranck durch Flut,
Diese Welt erfodert Glut.

92.

Vom Käyser Probus.

Käyser Probus wolte schaffen
Daß man dürffte keiner Waffen.
O wo ist bey vnsren Tagen
Käyser Probus zu erfragen?

93.

Huren-Zeit.

Durch Proculus geschahs daß zehnmal zehn Jungfrauen
Nach dreymal fünffter Nacht man konnte Weiber schauen.
Kumm wieder Proculus! Weil in den Frauen-Orden
Fast jede Jungfer wil, ist Mars gar müde worden.

94.

Rhein-Fluß.

Der dich erstlich nante Rhein
Wolte, glaub ich, sprechen Wein:
Der dich erstlich nante Rhenus,
Wolte, glaub ich, sprechen Venus:
Was die Venus im Latein
Ist vns, Rhenus, deutsch dein Wein.

95.

Rhein-Wein.

Reimet sich gleich Wein vnd Rhein,
Reimt sich Wasser nicht mit Wein.

96.

Wo Herren, da Narren.

Ey man muß dem Hofe-Leben
Für den andern Fürzug geben!
Denn bey grosser Herren Tische
Sind stets Has' vnd Stöckelfische.

97.

Hofe-Leben.

Das Hofe-Leben ist ein rechtes Hoffe-Leben;
Denn da verspricht man Gunst, vnd Ungunst wird gegeben.

98.

Fleiß bringt Schweiß, Schweiß bringt Preis.

Jederman hat gerne Preis,
Niemand macht jhm gerne Schweiß:
Wer der Arbeit Marck wil nissen,
Muß ihr Bein zu brechen wissen.

99.

Auff eines Helden Verleumder.

Da du lebtest, werther Held,
Ward dein Ruhm Berg-auff gestellt;
Nun von vns du bist entwand
Wird dein Ruhm kaum noch erkannt!
Nämlich wenn der Löw ligt tod,
Ist er auch der Hasen Spot.

100.

Der Natur-Weg.

Wer, wie die Menschheit geht, wil wissen ihre Spur,
Der wisse: Sie geht von, durch, in, auß der Natur.

Daniel Kaspar von Lohenstein

ward am 25. Januar 1635 zu Nimptsch im Fürstenthum Brieg geboren und erhielt durch seinen Vater, den dasigen Rathmann und kaiserlichen Einnehmer eine gute häusliche, sowie auf der Schule seiner Vaterstadt und später auf dem Marien-Magdalenen-Gymnasium zu Breslau eine treffliche wissenschaftliche Erziehung, welche insbesondere seiner schon früh erwachten Vorliebe für Poesie günstig war. 16 Jahre alt bezog er 1650 die Universität Leipzig und besuchte hier und später in Tübingen mit anhaltendem Fleiße die Vorlesungen der großen Rechtsgelehrten B. Carpzov und Lauterbach, worauf er öffentlich disputirte und dann eine große Reise durch Deutschland, die Schweiz und die Niederlande antrat, auf welcher er länger und mit Wohlgefallen zu Leyden und Utrecht verweilte. An einer neuen Reise nach Frankreich und Italien, welche er nach seiner Rückkehr von jener antreten wollte, hinderte ihn die in Oestreich wüthende Pest, weshalb er nach Breslau zurück ging, sich 1657 vortheilhaft verheirathete und 1666 die Würde eines fürstlich würtemberg-ölsnischen Regierungsrathes annahm. Bald darauf zum kaiserlichen Rath und ersten Syndicus der Stadt Breslau ernannt, lebte er seinen Aemtern und seinen literarischen Beschäftigungen. Er starb daselbst am 28. April 1683.

Von ihm haben wir:

Trauer- und Lustgedichte, mit Inhaltsanzeige und Anmerkungen. Breslau 1680, 8.; Letzte Ausg. mit dem Titel: Sämmtliche geist- und weltliche Gedichte. Leipzig 1733, 8.

Einzeln:

Kleopatra. Trauerspiel. Breslau 1661, Fol.
Epicharis. Trauerspiel. Ebendas. 1665, 8.
Agrippine. Trauerspiel. Ebendas. 1665, 8.
Ibrahim Sultan. Trauerspiel. Leipzig und Breslau 1673, Fol.
Sophonisbe. Trauerspiel. Breslau 1680, 8.
Arminius und Thusnelda. Herausgegeben von Neukirch. Leipzig 1689 u. 90, 2 Bde, 4.; neue Ausg. Ebendas. 1731, 4 Bde., 4., mit Kupf. (von Joach. Sandrat). Ein Auszug daraus vom Prediger J. Christoph Männling, unter dem Titel: Arminius enucleatus od. Realia etc. aus L's Arminio. Stargard 1708 (dieser Roman wurde von L. begonnen, von seinem Bruder fortgesetzt und vom Prediger Wagner zu Leipzig beendigt).
Arminii glorwürdige Heldenthaten. Leipzig 1708. (Umarbeitung des vorigen von Männling).
Lohensteinius sententiosus. Breslau 1710, 8. (eine Chrestomathie von Sittensprüchen und Maximen aus L. von Männling).

Es ist unter den deutschen Literaten Sitte geworden, Lohenstein als unnatürlich, übertreibend, affectirt, bombastisch und gesucht zu verschreien und den Ausdruck „Lohensteinischer Schwulst" zum Sprichworte zu erheben, ohne dagegen die vielen guten Eigenschaften dieses, man sage was man wolle, höchst talentvollen Dichters genügend hervorzuheben. Er besaß tiefes, feuriges Gefühl, eine schöpferische Phantasie, glückliche Erfindungsgabe, Gedankenreichthum und Herrschaft über Form und Sprache, aber es fehlte ihm an Talent, und leicht begeistert, wie

er es war, ließ er sich, von der Geschmacklosigkeit seiner Zeit verführt, durch den Ton, welchen Hoffmannswaldau (s. d.) angestimmt hatte, zu Uebertreibungen, rhetorischem Prunk, gewaltsamem Haschen nach Effect und phantastischen Bildern und Situationen hinreißen, so daß er nicht allein bis an das Ungeheuerliche streift, sondern auch das Ekelhafte und das Lüsterne bis zur entschiedensten Unanständigkeit nicht verschmäht, obwohl dieß Alles nur aus dem dunkeln Gefühl tragischer Nothwendigkeit und ohne zu ahnen, wie sehr er das feinere Gefühl dadurch beleidigt. — Auch in seinen übrigen Dichtungen herrschen diese Fehler, wenn gleich nicht in so hohem Grade vor. Unter seinen Trauerspielen sind Cleopatra und Sophonisbe die gelungensten; sein bestes Werk jedoch ist sein Roman Arminius und Thusnelda, da es die oben an ihm gerühmten trefflichen Eigenschaften im hellsten Lichte zeigt.

Marbod und Ariovist *).

Marbod hingegen wol wissende: daß geschwinder Einfälle gantze Krafft in der ersten Hefftigkeit bestehe, und daß die Spitzen, welche nicht durchgehen, nur stumpff werden; schmiedete das Eisen weil es warm, und seiner Feinde Hertz kalt von Furcht war; ruhete Tag und Nacht nicht, sondern machte sich in wenigen Wochen zum völligen Meister über die Bojen. Er selbst wuste sich in die Ubermaaß seines Glückes nicht zu finden; dessen Hefftigkeit nichts minder den Verstand, als allzugrosser Glantz die Augen verdländet. Daher er denn in Befestigung seiner Herrschafft nicht allenthalben seine gewohnte Klugheit fürkehrte; insonderheit aber denen freymüthigen Bojen allzu scharffe Gesetze aufbürdete, und durch Erbauung eines starcken Schlosses zu Boviasmum und Casurgis entweder sein Mißtrauen zu ihnen, oder seine Anstalt ihnen ein Gebieß anzulegen vermercken ließ. Weil ihm einer seiner Kriegs-Obersten rieth: Es sei sicherer einem die Hände binden: daß er nicht schaden könne, als sein Gemüthe gewinnen: daß er uns gewogen werde. Da doch ein Uberwinder neue Völcker durch nichts besser, als wenn er alles im alten Stande läßt, im Zaum halten kan; weil sie sodenn nicht so wol eine neue Herrschafft empfinden, als des vorigen Fürsten Geist in einem andern Leibe sehen. Weil nun in edlen Gemüthern die großmüthigen Regungen mehr schlafen als gestorben seyn, und bey eusserster Noth wie die im Winter erstarrten Schlangen am Frühlinge lebhafft werden; standen in einem Tage die Bojen durch ihr gantzes Land wieder den Marbod auf, überfielen seine Besatzungen, ja ihn selbst umringten sie unter dem Sudetischen Riesen-Gebürge, dahin er unter dem Scheine den Brunnen der Elbe zu beschauen, in Warheit aber der benachbarten Marsinger Zustand auszzuforschen verreiset war. Marbod hätte sich ehe des Himmelfalls, als eines Feindes versehen, als Gottwald, ein junger und hertzhaffter Ritter mit tausend Mann ihn in einem Walde an einem Furth überfiel. Ob er nun wol mehr nicht, als hundert bewehrte Leute bey sich hatte, munterte er doch durch seinen Zuruff und Beyspiel die Seinigen zu einer hertzhafften Gegenwehr auf. Marbod und Gottwald geriethen selbst an einander. Wie nun jener die gemeinen Schrancken menschlicher Tugend zu übertreffen sich bemühte, um den erlangten Ruff: daß er mehr, als ein Mensch wäre, zu behalten, und in einer Stunde nicht zu verlieren, was er durch so viel Jahre durch Schweiß und Blut kaum erworben hatte; also hatte der kühne Gottwald bey sich beschlossen: daß diesen Tag sein Schild entweder sein Grabe- oder der Freyheit Grund-Stein für die Bojen, ihm aber eine Staffel der Ehren und Glückseligkeit sein solte. Marbod verletzte Gottwalden zwar mit einem Wurff-Spiesse in den rechten Schenckel; aber diese Wunde nahm ihm nicht so viel Kräfften, als der Eyver hierüber seiner Tapfferkeit beysetzte. Dahero traff er den Marbod mit einer Lantze so hefftig: daß selbte zwischen dem Gelencke des Harnisches durch die lincke Achsel gieng. Marboden entgieng zwar hierüber nicht wenig Blut, aber das wenigste von seiner Hertzhafftigkeit. Inzwischen aber, weil die Bojen durch das Gehöltze denen Hermundurern und Marckmännern in Rücken kommen waren, lidten sie wegen ihrer Wenigkeit allenthalben Noth; also: daß Marbod, der nun seinen Untergang für Augen sahe, noch einmal sein eusserstes wagte; und nach dem er zwey Bojen zu Bodem geschlagen, einen verzweiffelten Streich auf den Ritter Gottwald thät, und ihm seinen Schild mitten entzwey theilte, ihm auch vollends noch was gefährlichers beybracht hätte, wenn ein Bojischer Edelmann, der hernach hiervon den Namen Rothhafft bekam, selbten nicht versetzt, und also fort Gottwalden seinen Schild eingehändigt hätte. Hierüber aber verlohr Marbod sein Pferd; ein Marckmännischer Ritter aber, den Marbod hernach von dem Orte dieses Gefechtes zum ewigen Gedächtnüße Tannenberg hieß, versetzte inzwischen alle feindlichen Streiche: daß er wieder auf die Füsse kam. Marbod, Tannenberg, Lichtenstein, und etliche andere Marckmänner machten ihnen durch das Gedränge mit dem Degen gleichwol einen Weg zu einer dicken Hecke; wohin es mit den Pferden zu kommen unmöglich war; aber Marbod bekam hierüber noch drey gefährliche Wunden. Endlich kam die finstere Nacht ihnen zu Hülffe; Tannenberg und Lichtenstein aber, als inzwischen die übrigen Marckmänner biß auff den letzten Bluts-Tropffen zwischen den Hecken die Bojen aufhielten, kletterten an einem gähen Berge hinauff, und brachten ihn um Mitternacht zu einer felsichten Hole. Wiewol sie sich nun nicht allerdings sicher schätzten, in dem sie um den Berg etliche hundert brennende Kien-Fackeln wie Irr-Lichter schwermen sahen, also muthmasten: daß die Bojen den König Marbod oder seine Leiche suchten, musten sie doch daselbst verblasen, weil der halb-tode und ohnmächtige Marbod unmöglich weiter zu bringen war. Daher schlepten sie den König Marbod in die Höle, zohen ihm seine Waffen aus, und erquickten ihn mit etlichen Handvolln Wasser aus einem dabey abrinnenden Quelle. Also ist doch niemand, wie viel tausend ihn gleich fürchten müssen, nicht immer der Furcht befreyet; und der mächtigste hat nichts minder von einem schwächern Gefahr, als aus einer kleinen Wolcke ein hefftiger Donnerschlag kommet, und ein verschlossener Wind gantze Gebürge umdrehet. Der verächtliche Gottwald brachte es derogestalt so weit: daß auf diesem hohen Gebürge der mächtige König Marbod so tieff verfallen muste. Und also ereignet sich mehrmahls: daß dieselben sich kaum mit einem Löffel Wasser laben können, welche kaum vorher der Besitz etlicher Meere und hundert Flüsse nicht zu sättigen vermocht hat. Bey anbrechendem Tage wolte Lichtenstein aus der Höle kriechen, um den eusserlichen Zustand zu erkundigen, und für ihre, besonders aber Marbods Wunden einige Kräuter aufzusuchen. Wie er hiermit zurück in die Höle kam, erblickte er zu hinterste einen grossen sich empor hebenden Bären, worüber er nach dem Degen grieff, und einen hellen Gall anzuruffen fieng, um den nicht ferne davon liegenden Tannenberg zu ermuntern. Dieser sprang hierüber auch auf, und wolten sie beyde sich an dieses wilde Thier machen. Es kroch aber ein Eysgrauer mit einer Bären-Haut bekleideter Mann, dessen Bart ihm biß unter den Gürtel gieng, hinter einem Felsen herfür, und gab ihnen zu verstehen: daß wo sie für keinem Menschen sich etwas zu befahren hätten, wären sie für diesem sonst grimmigen Thiere allerdings sicher. Wie nun aber Lichtenstein und Tannenberg ihre Degen nicht bald einsteckten, fuhr der Alte fort: Stehet ausser Sorgen, ihr Fremdlinge, wer ihr auch seyd, ich stehe für aller Gefahr und Schaden. Denn nach dem die Menschen gelernet haben grimmiger zu sein, als wilde Thiere, fangen diese an zahmer zu werden als die Menschen. Die dem Alten aus dem lebhafften Antlitze sehende Redligkeit, und seine andächtige Gebährden verursachten bey beyden alsbald ein Ehrerbietiges Ansehen; und der Bär selbst streckte sich auf sein gegebenes Zeichen demüthigst zu Lichtensteins Füssen. Dieser hingegen grüste den Alten nunmehr mit tieffer Verehrung als einen Halb-GOtt, und bat um die Auslegung seiner vorigen Worte. Der Alte versetzte: Er sehe sie theils für seinen Füßen, theils trüge er sie an seinem Leibe. Denn seine Kleider deuteten eine nicht geringe Verwundung an; solche aber hätte schwerlich ein reissender Bär und Wolff, sondern ein viel blutbegieriger Thier verursacht. Dieses wäre der Mensch, welcher biß zum zehenden Jahre einen Affen, biß zum zwantzigsten einen Pfauen, biß zum dreyßigsten einen Löwen, ins vierzigste einen Fuchs, ins funffzigste eine Schlange, biß ins Grab einen unersättlichen und alles Ertzt verdauenden Strauß abbildete; oder vielmehr iederzeit die Laster aller Thiere besässe, zehn Bären aber sich kaum mit der Grausamkeit eines Menschen betheilten. Ja weil kein Thier in sein eigen Geschlechte so wütete, würde die Welt sicher friedlicher, die Erde weniger blutiger seyn, wenn gleich Löwen, Panther und Tiger-Thiere die Oberherrschafft der Welt behaupteten. Es ist wahr, antwortete Lichtenstein. Denn da wir in dieser Bären-Höle nicht mehr Erbarmnüß finden, wird die Grausamkeit gewiß noch unsern übrigen Lebens-Athem ihr aufopffern. Erbärmlicher Zustand der Menschen! ruffte dieser holdselige Alte, welchem zugleich die milden Zähren über die Backen lieffen, und an seinem Barte wie Morgen-Thau hängen blieben. Warlich! wenn die Sonne so wol Ohren als Augen hätte; würde sie mehrmahls in ihrer eyffrigen Rennebahn den Lauff hemmen, und dem auf dem Miste dieser Welt winselnden Elende der Menschen Gehöre geben, vielmahl auch auf ihre teuffelische Boßheit an statt der fruchtbaren Stralen Hagel und Blitz ausschütten müssen. Ihr verdammten Halb-Menschen, die ihr unter Englischen Gesichtern gifftige Scorpionen-Schwäntze

---

*) Aus Lohenstein's Arminius und Thusnelda, Th. 1. Buch 7. S. 1092 fgde.

und rasende Panther-Klauen verdecket; die ihr vom Himmel deßwegen die Waffen der Vernunfft überkommen zu haben vermeinet: daß ihr sie zu anderer Betrug und Blutstürtzung gebrauchen köntet; gleich als wenn euch die Natur zu Priestern des Todes gezeuget hätte! Wisset ihr nicht: daß die Welt ein angefüllter Kercker von Missethätern sey, welche das Verhängnüß noch für ihrer Geburt durch ein unwiederrufliches Gesetze zum Tode verdammt hat; in dem ieder alle Augenblicke die Ausübung des Urthels und die Art seiner Hinrichtung zitternde erwarten muß? Ist euch verborgen: daß die Zeit selbst der Scherge oder der Todten-Gräber ist, der euch auf dem vom Verhängnüße ausgesteckten Wege über Hals über Kopff zum Grabe fortschleppet; und daß sie zwar zum Merckmahl, wie geschwinde unser Leben verrauchet, eine Sand-Uhr in der einen, eine Sichel aber in der andern Hand träget, welche uns unfehlbar abmeyet, ehe wir es uns versehen; weil wir schon in der Wiege reiff zum Tode sind. Aber lasset mich durch meine Trägheit nicht auch in verdammliche Grausamkeit verfallen. Hiermit machte der Alte dem noch sprachlosen Marbod die Kleider auf, besahe seine Wunden, wusch sie aus, holete Kräuter, zerquetschte sie zwischen zwey Steinen, und verband sie darmit. Nichts anders verfuhr er mit dem Ritter Lichtenstein und Tannenberg. Um den Mittag brachte er ihnen zur Mahlzeit allerhand Wurtzeln, und in einem ausgehölten Steine ein annehmliches Wasser, welches er nahe darbey aus einem Sauerbrunnen geschöpfft hatte; den lechsenden Marbod aber erquickte er mit Himpel- und andern annehmlichen Beeren, welche in Menge und ungewöhnlicher Grösse auf diesem Gebürge wuchsen. Seinen Bären schickte er auf die Jagt aus, welcher täglich etwas von Wildpret einbrachte, so der gute Einsiedler nach der ersten Welt Einfalt zurichtete; übrigens aber seine Gäste derogestalt unterhielt: daß sie ihn für ihren Artzt, ihren Verpfleger, ihren Lehrer, ja für ihren Vater rühmen musten. Tannenberg und Lichtenstein genefeten in drey, Marbod aber zu aller höchster Verwunderung in acht Tagen von ihren gefährlichsten Wunden. Worauf der Einsiedler allererst nach ihrem Zustande, und wie sie in diß Unglück verfallen wären, fragte; weil er es anfangs zu thun deßwegen anstand: daß ein Mensch nach dem Beyspiele der Sonnen, welche über Wolffs-Milch und Weitzen, so wol über die sie verfluchende Mohren als die sie anbetenden Persen ihre Strahlen ausschüttet, ohne einigen Unterschied Bösen und Guten wolthun solle. Marbod, welcher gleichwol nicht trauen wolte, wer er wäre, zu entdecken, berichtete ihn: Sie wären Marckmännische Edelleute, welche in Begleitung ihres Königes von denen Bojen verrätherisch wären überfallen, und also zugerichtet worden. Sehet ihrs nun, sagte der Einsiedler: daß die Boßheit mit demselben Messer verwundet werde, welches sie vorher auf andere Hälse geschliffen hat. Marbod und ihr habt euch dieses Uberfalls halber weder zu verwundern noch zu beschweren. Denn habt ihrs den Bojen nicht vorhin ärger mitgespielet? Perill brennet nicht unbillich im glüenden Ochsen, den er vorher andern zur Pein ersonnen hatte. Wer aber sein Thun nach der Wagschale der Gerechtigkeit abwiegt, hat sich für ihrem Schwerdte nicht zu fürchten. Unsere ungezähmte Begierden stürtzen uns nur von den Steinklüfften solcher entsetzlichen Zufälle. Hätte Marbod, dessen Leib der Himmel nicht begreiffen würde, wenn er mit seinem Ehrsüchtigen Gemüthe gleicher Grösse wäre, sich nicht zum grösten Räuber der Welt, und einem Mörder seines Herren gemacht; so hätte das erreitzete Verhängnüß ihm keinen so sauern Blick gegeben. Ein tugendhafft und vergnügliches Leben ist der sicherste Ancker und der vollkommenste Glücks-Stern. Wie tieffsinnig aber ist die Ehrsucht der Menschen um ihr selbst weh zu thun; wenn sie alle Kreiße der Vergnügung übersteigt, und alle Augenblick ihr in den Gedancken eine so hohe Glücks-Staffel fürbildet; die sie gar nicht, oder nur mit ihrer Einäscherung erreichen kann! Wie zwinget sie ihr Verlangen so viel höher, als ihre Augen tragen, und ihre Kräfften reichen. Ja wenn ein Herrschsüchtiger auch schon den ersten Tag auf dem Wagen der Sonne zu sitzen käme, würde er doch Morgen schon in dem allerhöchsten Kreiße die unbeweglichen Gestirne mit seinen Füssen zermalmen wollen. Denn ehe man sich einer Herrschafft bemächtiget, scheinet eine kleine groß, nach ihrer Uberkommung aber auch die gröste klein zu seyn. Dannenher GOtt gar billich der menschlichen Unersättligkeit durch so viel ohnmächtige Schwächen die Flügel verschnitten und verhangen hat: daß ein Knecht einem Fürsten offt zum Meister werde; und eine Hand mit einem Funcken Feuer in einem Augenblicke verterben könne, was hunderttausend in hundert Jahren gebaut haben. Ihr blinden Sterblichen! Wenn wird euch die Zeit oder euer Nachdencken die Larve vom Gesichte ziehen? wenn werdet ihr sehen: daß in der Tugend, nicht in eusserlichem Gepränge unsere Glückseligkeit beruhe? daß wie viel leichter in einem kleinen Zirckel unser Augen-Maß den Mittel-Punct zu erkiesen wüste; also in niedrigem Stande ehe, als auf denen geschwancken Gipffeln hoher Würden die Ruhe des Gemüthes zu finden sey! Wenn werdet ihr das Wesen für den Schatten ergreiffen; und euer Gemüthe mit Kost, nicht mit Winde speisen? Ist es nicht Thorheit oder vielmehr Boßheit: daß der Mensch den Glantz der Tugend, welcher die Stralen der Sonnen vertunckelt, darum verächtlich hält; weil selbter eine Selbstständigkeit zum Grunde hat; und sich mit der Bländung der Laster vergnüget; weil sie das Nichts der Eitelkeit zum Fusse haben. Die Weißheit hält für das höchste, wenn sie was ist; darmit aber kein Gepränge macht, sondern ihre Diamanten mit rauen Steinen, ihren köstlichen Kern mit geringen Schalen verhüllet. Was nichts ist, und nichts zu seyn scheinet, wird billich von Tugend und Boßheit verworffen. Aber in der Welt, weil selbte voll von eitel leeren Dingen ist, und eitel Einwohner hat, die nirgends weniger, als in derselben wohnen, hält man für nichts, was gleich scheinet, und wahrhafftig etwas ist; hingegen für das vollkommenste Wesen, was nicht ist, und nur einen Schein hat, als wenn es etwas wäre. Weil der Papegoy zu reden scheinet, hencken ihn Könige in güldenen Kefichten in ihre herrlichsten Zimmer, und speisen ihn mit Zucker; wenn aber Epictet einen Redner abgeben wil, schleust man ihm die eussersten Pforten für der Nase zu. Der grosse Alexander fand zwar beym Diogenes die Glückseligkeit, und sein Faß warff den Schatten weit über die Egyptischen Spitz-Seulen; dieser grosse Weltbezwinger aber wuste keinen Glantz diesem armen Weisen beyzusetzen; sondern er entzog ihm vielmehr die Stralen der Sonnen, und beeinträchtigte die Vergnügung seiner Niedrigkeit. Wenn Marbod in seinem ersten Stande blieben wäre, oder mit mir in dieser Höle gleich seine Vergnügung sehe, würde er doch lieber nach der Lufft eiteler Ehre schnappen, und inwendig gerne ein grausames Ungeheuer vieler Laster werden: daß er nur in den Augen der Eitelen ein Wunderwerck der Glücks-Kinder seyn möge. Es ist zu erbarmen: daß Menschen sich vernünfftige Thiere zu seyn rühmen; da sie doch selten der Richtschnur der Vernunft folgen, sondern ins gemein den Absätzen ihrer rasenden Begierde nachhängen; unter welchen die Ehrsucht die grausamste ist. Alle andere Laster haben ihren Stillestand; die Schwelgerey wird ersättigt, die Wollust überdrüßig, die Grausamkeit ermüdet, der Zorn abgekühlet; die Ehrsucht aber ist das Feuer, welches von seiner Nahrung wol vergrössert, keinmal aber satt wird. Da doch eine weite Herrschafft die beschwerlichste Dienstbarkeit ist; und die, welche über viel tausend gebieten, nicht Herren über sich selbst sind; in welchem letztern doch die eigentliche Herrschafft bestehet. Der Wollüstige ist ein Sclave eines Antlitzes, der Geitzige eines gläntzenden Erd-Klumpens, der Ehrsüchtige ein Knecht der Knechte; für welchen sich dieselben bemüthigen, welche über Herren gebieten wollen. Das gröste Königreich aber ist die Freyheit seines Hertzens; welches an nichts, als an seinem Uhesprunge dem Himmel hengt; welches keinen Menschen beleidiget, Gott nicht erzürnet; welches alle andere Stände ihm für unanständig hält; darein ihn das Verhängnüß nicht gesetzt hat, und den Begierden alsbald einen Riegel fürscheubt; wenn sich ihnen irgendswo ein Abweg zeiget; auf welchem die Lüsternen Hals und Kopff brechen; ob er schon im Eingange mit Lilgen und Jasminen bestreuet ist; wie euch das Beyspiel eures Marbods den gestrigen Tag fürgebildet hat; oder, welches mir glaublicher, der künfftige durch einen viel merckwürdigern Fall aller Welt für Augen stellen wird. Sintemahl die durch Laster an sich gezogene Gewalt eben so wenig, als der Schnee an der Sonnen, und das Wachs im Feuer tauern kan. Marbod färbte und entfärbte sich unterschiedene mahl über der nachdrücklichen Gewissensrührung dieses frommen Alten; er sahe bald den Tannenberg, bald den Lichtenstein an, sie gleichsam fragende: ob sie auch in ihrem Gemüthe die Stiche fühleten, welche so empfindlich sein Hertz träffen. Worüber der Einsiedler alsbald eine Muthmassung faste: daß diß König Marbod wol selbst seyn dörffte. Sintemahl eben so wenig eine Larve einen Fürsten, als eine Wolcke die Sonne völlig bergen kan. Lichtenstein aber, um entweder seinen Fürsten so viel möglich zu rechtfertigen, oder dem Alten mehr Anlaß zu fernerm Unterricht zu geben, sätzte ihm entgegen: Es gebe so wenig Menschen ohne Fehler, als Tiger ohne Flecken. Jeder Grundzeug der Natur wäre ein Behältnüß wilder Thiere, und ein Auffenthalt menschlicher Gebrechen. Die Hoffart hätte ihr Leben gleichsam in der Lufft, der Zorn im Feuer, der Geitz in der Erde, die Selbst-Liebe im Wasser; die Ehrsucht aber schlüge ihr Gezelt schier unter den Sternen auf, und hätte an sich etwas himmlisches, und darum so viel weniger Rauch und scheltbares. Alle Arten der Thiere hätten unter sich gifftige, und fürnehmlich die Kriechenden. Keinem Vogel alleine klebte einig Gifft an. Daher hielt er die, welche sich von dem Miste des Pöfels erhieben, und über andere durch grosse Thaten empor schwingen, für die reineste Sünde, wormit sich Menschen befleckten. Ihm wäre zwar etlicher Weisen Meinung nicht unbekandt: daß man aus blosser Liebe der Tugend, nicht aus Begierde der Ehren gutes thun solte; und daß die letztere sonst die Tugend in Eitelkeit verwandelte; ja daß die Tugend sodenn ihr höchstes Ziel erreichte; wenn sie nicht nur

alles Ruhms entblößt, sondern gar mit Schmach, Schande und Verachtung verstellet würde. Er wüste wol: daß einige den Pithias beschuldigten, seine Freundschafft gegen den Damon hätte nicht die Liebe, sondern Eitelkeit zum Grunde gehabt. Scipio hätte sich der schönen Gefangenen nicht aus Liebe, sondern aus Staatssucht; Curius der Eitelkeiten aus Eitelkeit enthalten. Alleine heist das nicht Helffenbeinerne Bilder mit Kohlen übersirnsen, und die Sonne mit Gewölcke schöner machen wollen; und der Tugend ihre Anmuth nehmen, wormit sie so viel weniger Buhler bekomme. Sintemahl die Menschen durchgehends so kalt geartet wären: daß der Zunder der Ehre ihre todten Geister aufwecken müsse. Daher nichts gewissers, als daß der, welcher Ruhm und Ehre verachtet, der Tugend schwerlich hold seyn könne. Massen denn den Menschen die Ehre fast allein von andern Thieren absonderte, und zu GOtt näherte. Ja sie wäre ein viel edler Kleinod als das Leben. Denn diß möchte man wol für jene, niemahls aber jene für dieses einbüssen. Zumahl die Ehre das von der Natur in so enge Schrancken der Zeit eingesperrte Leben sodenn, wenn es rühmlich eingebüßt wäre, verewigte; und das Verlangen beym Leben hochgesehen, nach dem Tode bey der Nachwelt berühmt seyn, einen sichern Beweiß abgäbe: daß die Seele unsterblich sey. Denn wenn sie mit dem Leibe zu seyn aufhörte, was hätte sie für Genüß vom Nachruhme? diesemnach liesse sich keine Ubermaße leichter entschuldigen, als wenn das Verlangen nach einem so herrlichen Dinge über die Schnure rennte. Der Leib wüchse nur fünff und zwantzig Jahr, das Hertz aber funffzig, und das Gemüthe wie der Krocodil so lange man lebte; zu einer nicht unklaren Andeutung: daß die Ergetzligkeiten des Leibes ein zeitliches; tapffere Entschlüssungen ein langsames, das Verlangen über andere zu herrschen gar kein Maß noch Ziel haben solle. Der zerbrechliche Mensch würde wilden Thieren in vielem nachgeben, besonders den Raben; derer Jugend allein hundert Jahr austrüge, und den Adlern, welche biß über die Wolcken flügen, wenn er nicht durch Helden-Thaten sich bei den Nachkommen verewigen, und mit der Herrschafft über die heben könte, welche in der Verachtung bey den Lebenden, und in der Vergessenheit der noch ungebohrnen vergraben liegen. Britton hätte zwar wie ein kleiner Stern für der aufgehenden Sonne des Fürsten Marbods erbleichen müssen; aber dieses Gesetze wäre nicht nur in dem Reiche der Staats-Klugheit, sondern auch der Natur Herkommens; worinnen eines Dinges Geburt des andern Vernichtigung nach sich züge. Das geringe Gewürme des Pöfels krieche nur in dem Staube, die ohnmächtigen Schnecken trügen sich nur mit ihren engen Hütten; grosse Gemüther aber zügen mit den Habichten und den Löwen auf den Raub aus. Und wie es dem Volcke wol anstünde das Seinige verwahren; also Fürsten um fremde Güter kämpffen. Mühte sich doch die Fettigkeit der stinckenden Moräste in empor steigende Dünste, und diese sich in Lufft-Sternen zu verwandeln. Und ob sie zwar endlich wieder verloderten; wäre doch ihre Asche nicht unedler, als der Uhrsprung. So viel weniger wäre dem von edlem Geschlechte entsprungenen Marbod zu verargen: daß er nach der Eigenschafft der besten Sterblichen ihm die höchste Pforte der Ehren, seinen Nachkommen der Würde, andern Edlen der Nachfolge geöffnet hätte. Weil so viel Riesen-Väter Zwerge; grosse Könige unedle Knechte zeugten, und ihr Geschlechte in Abfall brächten; müsten andere hingegen in Aufnehmen kommen. Wie einerley Ding unterschiedene Farben zu haben schiene, nach dem man es gerade oder seitenwerts ansehe; also wäre nichts seltzames: daß ein Mensch von einem erhoben, vom andern gescholten würde. Die alten Helden beuchteten uns Wunderwercke, die gegenwärtigen nichts zu sein. Wie verkleinerlich man itzt vom Marbod redete; so groß würde die Nachwelt von ihm sprechen. Dahero wenn schon ihn der Neid oder das Unglücke unter seiner Last erdrückte, könte doch seine Einäscherung ihn zu nichts geringerm, als er gewest wäre, machen; die Welt würde sodenn auf ihn, wie auf die verfinsterte Sonne, mehr Augen wenden, als da er in vollem Lichte gestanden. Denen itzt sein Schweiß stinckte, würde seine Leiche köstlicher, als Ambra rüchen; und wenn seine Asche schon nicht in güldene Todten-Töpffe solte verwahret werden, würde sie die Nachwelt doch in ihre unversehrliche Hertzen aufheben.

Der Einsiedler hörte den Ritter Lichtenstein wol aus; fing hierauf an: Es ist wahr, daß man deßhalben lebe, wormit man nimmermehr sterbe. Ich gebe nach: daß die nach dem Tode nicht leben können, die, ehe sie gestorben, wie Todte gelebt haben. Aber wie es ein grosser Unterscheid ist zwischen einem unsterblichen Nachruhme, und einer ewigen Schande; also wird Marbod durch seine Ehesucht zwar in diese verfallen, jene aber mit keinem Finger erreichen. Ein tugendhafft Leben balsamt allhier unsern Athem, nach dem Tode die Asche ein; wormit jener uns täglich erquicke; diese aber unverweßlich sey, so gar auch den Verläumdern nicht stincken möge; wie die, welche sich lebend im Blute gebadet, mit Winde gespeiset, im Kothe der Laster geweltzet, und weil sie die Pest der Lebenden gewesen, nichts als ein Aaß unter den Todten sein können. Marbod, Marbod, lasse dir diesen Zufall eine Warnigung seyn, und überrede dich selbst nicht: daß deine Macht so vielen Feinden gewachsen sei; und daß menschlicher Witz die Streiche des Verhängnüßes versetzen könne. Sey nur versichert: daß kein Orion so groß und mächtig sey, welchen nicht ein kleiner Scorpion entseelen könne. Wärestu in deiner Mittelmäßigkeit blieben, würdestu so wenig, als Anteus, so lange er mit seinen Füssen die Erde erreichte, überwunden worden seyn. So aber hat die Eitelkeit der Erhöhung beyden einen tödtlichen Streich versetzt. Trachtestu dich zu verewigen, so wisse: daß alle nach der Erde rüchende Thaten mit ins Grab verscharrt; die aber alleine verewiget werden, welche der Tugend verwand, und dem Brunnen der Ewigkeit angenehm sind. Ubermäßige Ruhmsucht ist eine grössere Schwachheit, als jenes Menschen, der sich über der Kürtze seines Schattens betrübte, über der Länge aber erfreute. Darzu weistu nicht: daß dieser Schatten die Verfolgenden fleucht, denen fliehenden aber nachfolgt. Bilde dir nicht ein: daß die Ehre allezeit der Tugend Schatten sey. Es giebt offt Schattenwerck ohne Leib, und Ruhmsprüche ohne Verdienste; welche keinem Dinge ähnlicher sind, als denen auf leere Gräber geetzten Grabe-Schrifften. Das Glücke setzet mehrmals die Unwürdigsten auf die höchste Staffel der Ehren und Gewalt, wie die verschmitzten Baumeister die unvollkommensten Bilder in die obersten Gadem, und ausser dem genauern Urtheil naher Augen. Warlich, es ist dein grosser Schade, daß die Welt so viel von dir weiß. Denn hierdurch hastu dein eigen Erkäntnüß vergessen. Wärestu nicht so mächtig worden, so hätte dich niemals eine solche Ohnmacht deines Gemüthes entkräfftet; und du wärest der lobwürdigste Herr in der Welt blieben, wenn du über dich die Gewalt behalten hättest, niemanden unrecht zu thun. Als dieser Ehrwürdige Alte solches mit unverwendeten Augen gegen den König Marbod anredete, kam dieser in die Gedancken: es müsse eine in ihm steckende Göttliche Würckung ihm, wer er wäre, offenbaret haben; fiel diesemnach dem Einsiedler mit thränenden Augen um den Hals; und nach dem er ihn eine gute Weile geküsset, sagte er: Es ist wahr, Vater, ich bin Marbod, der durch die Kriegs-Flamme so viel Länder angesteckt hat, dem so viel Völcker tausenderley Freuden-Feuer angezündet, kein Mensch aber noch ein solch Licht aufgesteckt hat, als ich durch deine Güte in dieser tunckeln Höle in meinem Gemüthe aufgehen sehe. O erbärmlicher Zustand der Fürsten! welche zwar durch ihre Botmäßigkeit über ihre Unterthanen herrschen; ihre Diener aber durch Heucheley über sich müssen wüten lassen! Derer blinde Eigenliebe das tödtlichste Gifft unverdienter Lobsprüche für Treue und Zuneigung annimmt; da es den Fürsten doch nur in seinen Lastern einschläfet, und auf Vergrösserung der Heuchler angezielet ist. Diese öffnen die Ohren ihres Fürsten gegen die Sirenen-Lieder der reitzenden Wollüste, verstopffen sie aber gegen dem Schalle der heilsamen Warheit. Sie sind die Spinnen, welche mit ihrem Kothe die Tugend besudeln, mit ihrem Gewebe den Abgrund des Verderbens überspinnen, mit ihrem Giffte die Seele des Königs und den Wohlstand der Völcker tödten. Wie viel heilsamer ist es den Fürsten gehaßt, als geliebkoset zu seyn. Denn der Haß ist ein aufrichtiger Spiegel, welcher uns unsere Flecken deutlich für Augen stellt, und sie abzuwischen uns erinnert. Die Heucheley aber verdeckt sie nicht nur, sondern übersirnset sie auch mit dem Kleister grosser Helden-Tugenden; für welche ich Verleiteter auch vielmahl die grausamsten Tugenden angesehen habe. Aber, weiser Vater, würdige den nun auch einer heilsamen Artzney, dessen Gemüths-Wunden du ihm auffs Lebendige gerühret, und dessen Seuchen du ihm entdeckt hast. Dem Einsiedler gefiel dieses Erkäntnüß so wol: daß er Mitleiden mit Marbods Verbrechen hatte, und ihm antwortete: Er wäre bereit auf dem rechten Wege sein Hülffs-Mittel zu finden. Aber Marbod versetzte: Er würde selbtes dennoch verfehlen, wenn er ihn nicht mit der Hand darzu leitete. Denn wie die Natur in den Augen einen nicht geringen Fehler begangen hätte: daß sie alles andere, sich alleine selbst nicht sehen könnten; also wisse der stets irrende Mensch ihm auch selten selbst zu rechte zu helffen; und wie er über andere Fehler Luchs-Augen hätte, also wäre er in seinen eigenen blinder, als ein Maulwurff. Daß er dergestalt die Heßligkeit seiner viehischen Verstellung, der Zornige nicht seine verdrehte Augen, der Wollüstige nicht seine thörichte Gebehrdung, weniger aber sein Heil erkennen kan. Der Einsiedler fieng an: Ich spüre diese Blindheit mehr denn zu viel an dir. Denn du hast das Kraut zu deiner Genesung in Händen, und siehest es gleichwol nicht. Wolte GOtt! antwortete Marbod; es wäre nicht allein so nahe bey mir, sondern auch nicht unsichtbar. Sich selbst kennen, fieng der treuhertzige Einsiedel an; ist die Artzney wieder alle Gemüths-Schwachheiten; und so allgemein: daß sie Königen und Kohlbrennern anschlägt, die Wurtzel aller Vergnügung, und der Pfeiler unser Glückseligkeit ist. Denn, was hilfft es alle andere Dinge kennen, wenn man ihm selbst unbekandt ist? wiewol auch der schwerlich was anders kennen kan, der sich selbst nie betrachtet, oder seiner vergessen hat. Alle andere Thiere ken-

nen sich; und ihr eingebohrner Trieb leitet sie zu allem, was ihre Erhaltung erfordert. Der schädliche Scorpion fleucht das Scorpionen-Kraut, die Schlange den Schatten der Eschbäume, als ihr tödtliches Gifft. Die verwundete Gemse kennet ihr Wund-Kraut; und der Hirsch weiß ein Mittel: daß ihm die Natter nicht schade, welche er mit seinem Athem aus den Steinritzen gezogen hat. Der elende Mensch allein kennet weder sich, noch sein Gutes; sondern erquicket sich am Giffte, rennet in sein eigen Verterben, verwundet sich mit seinem eigenen Messer; weil er den Funcken der Göttligkeit, nehmlich die Vernunfft nicht zu Rathe nimmt, und das edle Kleinod des freyen Willens so schändlich mißbraucht; und sich dardurch derogestalt verstellet: daß Socrates, welchen doch die Göttliche Wahrsagung für den weisesten Menschen erklärt hatte, an ihm selbst nicht ohne Ursache zweiffelt: ob er ein rechter Mensch oder ander Thier sey; und daß der so weise Lehrmeister des Achilles Chiron sich nur für einen Halb-Menschen gelten läst; sein niedriges Theil aber zum Pferde macht; ja die Weisen gar artlich die viehischen Neigungen des Menschen darddurch fürgebildet haben: daß Prometheus bey Bildung des ersten Menschen die Leber vom Wolffe, das Hertze vom Tiger, die Nieren vom Schweine, die Nase vom Nasen-Horn-Thiere, die Zunge von der Schlange, die Zähne vom Hunde, die Augen vom Basilisken, das Gesichte vom Affen, die Hände vom Geyer, den Magen vom Strausse geborget habe. Bey welcher Bewandnüß Pythagoras wol Ursache gehabt hat seinen Nachfolgern alle Abend die Prüfung ihrer Gestalt, und die Untersuchung des verübten Bösen, oder des unterlassenen Guten so nachdrücklich einzuhalten. Sintemahl seine Fehler erkennen schon eine halbe Vollkommenheit ist. Denn wie nur die, welche erwacht sind, ihre Träume erzehlen können; also vermag auch niemand seine Gebrechen wahrnehmen, als der ihnen gram wird, und sich schon der Tugend befleißigt. Deßhalben band Plato in seinen Gesetzen nach andefohlner Verehrung Gottes, die Ehrerbietung gegen seine eigene Seele so sehr ein, und daß ein ieder sie für seine Zeugin alles seines Thuns; ja gegen seinen eigenen Leib verschämt seyn solte. Denn hierdurch stellet man sich für den Richter-Stul des Gewissens, welches niemahls ohne Erleuchtung seines Verstandes, und ohne Besserung seines Willens abgehet. Diese Prüfung unsers Lebens ist die Mäß-Rute, welche uns benachrichtiget, wie viel Schritte wir uns der Tugend genähert haben, und wie ferne wir noch von dem Angel-Sterne der Glückseligkeit entfernet sind, welche in der Ruhe des Gemüthes bestehet. Sintemahl einen Lasterhafften seine Begierden nie ruhen, seine Sorgen nie schlaffen lassen. Der Verdruß überfället ihn in der Einsamkeit, in Gemeinschafften ist er mit niemanden weniger zufrieden, als mit ihm selbst; er erzittert für einem rauschenden Blate, und seine ihm einkommende Boßheiten machen ihm alle Wolcken von Blitze trächtig; ja wenn alle andere ihn für unschuldig erkennen, verdammet ihn sein eigen Hertze. Denn sein Gewissen weiß mehr, als kein Zeuge, und hat mehr gesehen, als seine ihn Tag und Nacht bewachende Trabanten. Hingege ist der, welcher sich kennen lernt, nicht nur selbst, sondern auch alle andere mit ihm zufrieden. Denn weil er sieht: daß er nicht besser, als andere sey, thut er andern auch nichts anders, als ihm selbst. Er bemüht sich deßhalben zweymal so viel gutes zu stifften, weil er unstraffbar könte böses thun; ja weil wilde Thiere aus Furcht das verbotene unterlassen, schätzte er sich unwürdig ein Mensch zu seyn, wenn er sich dessen aus einem andern Triebe enthielte, als weil er vernünfftig ist. Dergestalt ist ein sich selbst kennender Mensch ihm allezeit gleich; wie unterschieden gleich seine Verrichtungen sind. Daher ihm Alcibiades niemahls unähnlich wird, ob gleich seine Klugheit ihn zu Athen ansehnlich, zu Thebe arbeitsam, zu Sparta sparsam, in Persen einen Jäger seyn heißt. Und Cato verändert in dem veränderteem Rom niemahls sein Antlitz, weniger sein Gemüthe; wenn schon andere nicht nur, wie die Feldhüner in Paphlagonien, zwey Hertzen haben, sondern einem ieden ihnen beliebenden Dinge eines zueignen. Da ihr Erkäntnüß ihnen doch sagen würde: daß ihr einiges nur dem einigen Gotte zu wiedmen sey. Weßwegen die weisen Griechen diese Artzney der Selbst-Erkäntnüß billich mit Gold über die Pfosten des Delphischen Tempels geschrieben, ich aber zu meiner steten Erinnerung in diesen Felß über den Eingang der Höle gegraben habe, wormit es so wol ich, als ieder Kluger ihm in sein Hertz prege. Sintemahl diß der Delphische Apollo für den Kern menschlicher Klugheit erkennet hat. Lieber Marbod, weil du dich nun selbst nicht kennest, magstu dich wol unterstehen, denen Göttlichen Gliedern den Augen, welche nicht ohne Wunderwercke alle Dinge der Seele abbilden, oder sie gleichsam erschaffen, hierdurch aber selbst der Natur der Handlangerin Göttlicher Allmacht Mängel auszustellen? Allerdinges sind wol die eusserlichen Sinnen und Glieder die Abbildungen der Seele, und Ausleger ihrer Eigenschafften: daß aber die Augen sich selbst nicht sehen, ist eine kluge Behutsamkeit der Natur, welche darddurch den Menschen anweisen wollen: daß er durch stetes Ansehen seiner selbst sich ihm nicht selbst zum Abgotte mache; und wegen so geschäfftiger Eigen-Liebe nichts fremdem seine Augen gönne. Ich mag von allen Gliedern des Menschen dir nicht die Richtschnuren deiner Selbst-Erkäntniß zeugen; sondern weil du ein Haupt so vieler Völcker bist, und diese Larve wol nicht ehe, als mit Verwechselung des Sterbekittels abzulegen denckest, dich allein an die Betrachtung deines Hauptes weisen; welches allerdinges ein Auszug der Welt, ein Ebenbild der himmlischen Stern-Kreiße, ein Schloß der Seelen, und das Zeug-Hauß ihrer Bewegungen ist; zur Anleitung: daß im Fürsten das gantze Volck gleichsam begrieffen; seine Verrichtungen der himmlischen Reinligkeit zugethan; ein Herrscher der Schutz seiner Unterthanen, und die Stärcke seines Reiches seyn solle. Ein Fürst ist so wol, als das Haupt über alle Glieder empor gesetzt, seines Ansehens und Amptes wegen; welches letztere ihm die sorgfältige Auffsicht über die Niedrigen; das erstere aber: daß er ihm niemanden zu Kopffe wachsen lasse, keinen Diener so groß, als er selbst ist, mache, einbindet. Weßwegen ein Reich mit zweyen Fürsten für eine so grosse Mißgeburt zu halten, als ein Leib mit zweyen Köpffen. Sintemahl die einzele Zahl zum Herrschen, die Vielheit aber nur zum gehorsamen geschickt ist; ja die Bewegung des Himmels selbst aus einem Uhrsprunge fleust. Im Haupte haben alle fünff Sinnen ihre Wohnstatt; der übrige Leib, dessen Adern doch noch niemand gezehlet, dessen Gebeine mit den Tagen des Jahres einerley Zahl halten, ist allein mit dem irrdischen Fühlen begabet. Nach dessen Beyspiele ein Fürst so vielmahl seines gantzen Volckes Gaben übertreffen soll. Fürnehmlich aber hat der Verstand allein im Haupte den Sitz; weil ein Fürst mit seiner Klugheit den Gebrechen eines gantzen Landes, und den Irrthümern vieler Völcker abzuhelffen gewachsen seyn soll. Das Gedächtnüß ruhet im Hintertheile des Hauptes, wie der Verstand in dem vördersten; weil dieser auf das gegenwärtige und künfftige Auffsicht haben, jenes aber auf das vergangene zurück sehen, und aus dem Menschen gleichsam einen zweyfachen Janus machen muß. Ein Fürst muß nichts minder seiner Vorfahren Thun und Zufälle; und du Marbod insonderheit Brittons Fehler im Gesichte behalten, und aus selbten die zukünfftigen urtheilen. Denn das Leben der Menschen ist ein blosses Schauspiel; in welchem zwar die Personen verändert werden, das Spiel aber einerley ist, und von vornen wieder seinen alten Anfang nimmt. Das Haupt kan nicht ohne Augen; ein Fürst niche ohne Räthe seyn; weil es nicht rathsam ist: daß er die schwere Kugel der Herrschafft allein auf seine Hörner nehme. Denn ihm allein alles zutrauen ist mehr eine Vermessenheit, als klug gethan. Deßhalden verdienten die obern Staats-Diener bei den Persen schon den Nahmen der Augen; nach dem kluger Rath nichts anders, als ein auf künfftige Begebenheiten gerichtetes Auge ist. Das Hertz und die Augen sind an einander so genau verknüpffet: daß diese sich seiner Freude und Leid alsofort theilhafftig machen. Ein Fürst muß nichts minder seiner Diener empfindlichen Zuneigung versichert seyn; und keine andere erkiesen, als welche wie die Augen keinen Sonnenstaub des Eigen-Nutzes in sich vertragen; welche durch die geringste Betastung nicht ihres Fürsten Heimligkeiten erforschen lassen; und ob sie zwar gleichsam durch einen Tamm unterschieden sind, dennoch mit einander überreinstimmen, einerley Augenwerck nehmlich die Ehre ihres Fürsten und den Wolstand des Volckes für sich haben. Ja der Fürst selbst muß so wenig, als die Augen in seiner Wachsamkeit müde werden, die hefftigen Gemüths-Regungen ihm keinen Nebel, die Arglist keinen blauen Dunst für die Augen machen lassen, noch einerley Ding mit dem einen Auge schwartz, mit dem andern weiß anschauen; wo eben die Augen nicht hernach diß beweinen sollen, was sie vorher verkehrt an- oder gar übersehen haben. Weil aber die Warheit vorwerts einem begegnet, der Betrug aber uns auf der Seite beykommen wil, hat die Natur am Haupte das Gesichte vor die Ohren seitwerts zu Wächtern bestellt. Ein Fürst muß nichts minder auf beyden Seiten wachsam seyn; und wie die Ohren, welche nicht wie die Augen mit Augenliedern, noch wie die ungezähmte Zunge mit zweyerley Zäunen verschlossen werden können, sondern Tag und Nacht offen stehen, iedermann und allezeit hören. Denn der ist nicht werth, daß er König ist, dem das Hören verdrüßlich fällt. Wenn der gantze Leib schläfft, halten die Ohren Schildwache, um selbten für der sich nähernden Gefahr zu warnigen. Ein Fürst aber soll deßhalben wachen: daß die Unterthanen sicher ruhen können. Alle Thiere heben und sencken ihre Ohren, des Menschen alleine sind unbeweglich und stets in einem Stande. Ein Fürst soll iederzeit solche Aufacht haben: daß selbter niemahls was beyzusetzen sey, noch er bei andräuender Gefahr die Ohren spitzen dörffe, und seine Feinde ihm niemahls unvermuthet auf den Hals kommen, wenn sie gleich geschwinder, als der Blitz loß schlagen. Wiewol die Ohren nicht wie die Augen die Sachen suchen, sondern von den Sachen gesucht werden, stehen sie doch, wie der Mund mit zwey Mauern verschlossen ist, mit zweyfachen Pforten offen, um die Dinge desto besser in sich zu fassen, weil diß, was man siehet, bestehet; was man aber höret, alsbald verschwindet. Ein Fürst muß keine Ohrenbläser

halten, noch nach Vergällung der Unschuld trachten; aber für nichts, was auch nur das leichte Geschrey seinem Reiche gefährliches andeutet, die Ohren verstopffen; ja in allem zum minsten zweymal so viel hören als reden. Weil aber unser Gehöre niemand anderm in die Augen und empfindlich fällt; muß ein Fürst sich mehrmahls anstellen, als wenn er nicht hörte, und wegen geringer Beleidigung sein Reich nicht in Krieg verwickeln, noch allenthalben mit der Stirne, daran die Natur ihm nicht ohne Ursache, wie etlichen grimmigen Thieren kein Horn wachsen lassen, durchfahren. Insonderheit aber muß er nach Art der den Zauberer hörenden Schlange, gegen die Heuchler bey Vernehmung unzeitigen Lobes das eine Ohr mit Erde in Erwegung seiner irrdischen Unvollkommenheit, bey wollüstigen Anreitzungen aber das andere mit dem Schwantze durch Behertzigung des heßlichen Endes zustopffen; und wissen: daß die Wollust zwar ein Englisches Antlitz, aber einen Drachen-Schwantz habe; und ihr Anfang ein Himmel, ihr Ausgang eine Hölle sei. Die Natur hat dem Menschen zwey Ohren, und zwar in Gestalt eines Irregartens oder Schnecken-Hauses mit gekrümmten Eingängen gemacht; wormit diß, was er höret, an unterschiedenen Orten anschlage, und derogestalt wie das Ertzt aus dem Klange, also die Erzehlungen aus dem Schalle erkennet werden; insonderheit aber ein Fürst, als das lebendige Gesetze, gegründete Anklagen von Verleumdungen, redliche Gemüths-Ausschüttung von betrüglichen Schein-Worten unterscheiden, und wenn die Falschheit das eine Ohr besessen, er das andere der meist zuletzt kommenden, und das Nachsehen habenden Warheit, als eine unversehrliche Jungfrau, vorbehalten möge. Diesemnach denn ein Fürst auch eine dinnschälichtere Nase, als ein scharffrüchender Geyer haben, und nicht nur alles in seinem Reiche, sondern diß in die Staats-Cammern seiner Nachbarn rüchen; keines Weges aber nach Art des Geyers sich mit den Aessern der stinckenden Laster erquicken, noch wie einige ungezähmte schwangere Weiber für Zibeth Eckel, nach Bibergeil Begierde haben, oder nach blutigen Fleischbissen, sondern mit dem Fenix nach dem köstlichen Balsam der Tugend, welche alles Nabateische Rauchwerck übertrifft, als der süssesten Seelen-Speise lüstern seyn, und durchgehends Muschziegen von stinckenden Böcken, Amber-Bienen von Hirnsen, Syrische Balsam-Aepfel von Sodoms Aepffel-Bäumen, Jasmin von Napel, Rosen von Sammet-Blumen und Aloe von Teuffels-Koth, nehmlich den tugendhafften Adel von dem albern Pöfel, tapffere Helden, welche mit dem Geruche ihrer ruhmwürdigen Thaten die Welt erfüllen, von ungeartheten Zärtlingen, derer Leiber nach Bisam rüchen, die Gemüther aber nach Unschlit stincken, treue Diener von Verräthern, Ehre von Schande, und Redligkeit von Boßheit unterscheiden muß. Denn dieses Urthel ist mit einem klugen Fürsten wie der Athem mit dem Leben, der Geruch mit dem Athem unzertrennlich vereinbaret. Ein leichtgläubiger aber, und der ihm Mäuse-Koth für Pfeffer verkauffen läst, liegt schon in der Ohnmacht seines Unterganges, und sein Reich stehet auf der Bahre des Verterbens. Ja sein gantzes Leben muß durch eitel Unschuld die Lufft einbalsamen; wormit sein Gewissen mit iedem Athemholen nicht allein diese anmuthige Erquickung an sich ziehe, und sein Ruhm sich über seine Reichsgräntzen ausbreite; sondern durch diese heilsame Krafft in seinem Reiche aller Gestanck des Unrechts und böser Sitten gedämpffet werde. Sintemahl doch, ihm selbst wol bewust seyn, die Speise des Gewissens, ein guter Nahme der beste Geruch der Gemüther ist, und ein Fürst durch Gesetze und Straffen nicht so sehr, als durch sein gutes Beyspiel seine Unterthanen vom Unflate der Untugenden saubern kan. Denn wie der allerweiseste Schöpffer des Menschen einerley Glied mit dem Geruche, und der Eigenschafft nicht nur das Haupt, sondern so gar die Glieder des andern Leibes von unnützen Feuchtigkeiten zu reinigen versehen; also hat er die Häupter der Erden angewiesen: daß sie nicht nur sich selbst, sondern auch ihr Volck, als ihre Glieder, des Rauches aller hefftigen Begierden, des Windes schnöder Eitelkeit, aller Feuchtigkeiten schläffriger Trägheit entschütten sollen. Ja wormit ein Fürst das denen leiblichen Augen unsichtbare Bild seiner Seele seinen Unterthanen zum Spiegel ihres Lebens fürstellen könne, hat die kluge Mutter dieses allen, durch den Mund eine Pforte geöffnet: daß das Gehöre darein schaue; einen Werckzeug ihm beygelegt, welcher die Seele aus ihrem verborgenen Behältnüß herfür bringe, und ihre weisen Vernunfft-Schlüsse offenbare. Denn der Mund ist ein Pinsel des Gemüthes, und eine Schreibefeder der Gedancken; alle andere Thiere haben den Mund nur zum essen, der Mensch zum reden, ein König aber nur zur Weißheit. Ungeachtet die Speise gantz irrdisch, die Sprache gantz geistig ist, sind doch Essen und Reden in einem Gliede des Hauptes vereinbart; nicht weil Zunge und Mund allein um den Leib beschäfftigt seyn, sondern ihre meiste Bemühung im Dienste der Seele zubringen sollen, ein Mensch auch nichts zu reden hat, als was er gleichsam vorher gekäuet, wormit die Rede nicht zu Hülsen leerer Worte, sondern zum Kern heilsamer Lehren werde. Und nach dem die Zunge nichts minder das schädlichste als nützlichste Glied des Hauptes ist; hat wegen des letztern die Natur ihm eine gelencke Bewegligkeit verliehen, wegen des erstern aber sie so enge eingesperret. Diesemnach soll ieder Mensch allezeit nicht anders, als in einem letzten Willen, ein Fürst aber nur wie aus einem wahrsagenden Dreysusse reden. Denn dieser ist eine zu alles Volckes Nachricht und Richtschnur empor gehobene Glocke; ie seltner selbte läutet, ie mehr erwecket sie Aufmerckung; wenn sie aber übel klingt, verräthet sie entweder die Geringschätzigkeit des Ertztes; oder daß sie zerbrochen sey. Weßwegen Kayser August mehr schrifft- als mündlich seine Meynungen entdecket. Schmincke und Verhüllung sind Kennzeichen eines ungestalten Antlitzes, übrige oder geschmierte Worte eines heßlichen Gemüthes; dessen Antlitz die Rede ist. Kürtze ist der Redner Meister-Stücke, eines Fürsten Eigenthum. GOtt redet gar nicht, ein kluger Fürst wenig, ein Thor zu viel; welcher doch keine geschicktere Larve der Weißheit hat, als das Schweigen. Auch aus ungefährlichen Worten eines Fürsten erzwingen die Zuhörer Geheimnüsse. Der Donner ist die Sprache Gottes, und sein Bild auf Erden. Ein Fürst soll nichts, als Zentner-Worte fürbringen; welche kein Verleumder verdrehen, kein Spötter übel auslegen, kein Boßhaffter verdrücken kan. Alles, was er in Geschäfften redet, sollen Befehle, in Rechts-Sachen Bescheide, in Verheissungen Verbindligkeiten, in Gesprächen Nachdencklichkeiten, im Schertze Räthsel, und alle Bejahungen so heilig, als würckliche Eyde seyn: Das kleine Glied der Zunge ist das Steuer-Ruder, wormit Fürsten das grosse Schiff der Reiche mit geringer Müh lencken und umwenden. Auf diesem beruhet die Ehre und Verkleinerung des Fürsten; das Heyl und Verterben, ja das Leben und der Tod der Unterthanen. Weßwegen der Mund des Menschen nicht mit vorragenden Wolffs- oder Elefanten-Zähnen ausgerüstet ist; wormit Dräu- und Ausübung der Rache entfernet sey. Ein Fürst aber soll gar nicht dräuen; sondern, wenn er auch beleidiget wird, ein Lachen darein geben; biß die Gelegenheit ihm nichts minder zu sicherer und gerechter Rache die Hand biete. Inzwischen aber, weil nicht nur das Haupt allenthalben an sich eine Fühle; sondern auch an Empfindligkeit des Leibes Theil hat; soll er geschwinder, als die Spinne so wol diß, was das Gewebe seines Reiches beunruhigen, als den Aug-Apffel seines Hoheit verletzen wil, ihm zu Gemüthe ziehen. Denn der ist kein Vater des Volckes, der seine Wunden nicht in seiner Seele empfindet; der aber kein großmüthiger Löwe, der von Hasen ihm läst die Haare ausrauffen. Dieses, Marbod, ist das wenigste, was ein Fürst zu seiner Selbst-Erkäntnüß nur aus Betrachtung der eusserlichen Sinnen zu lernen hat. Denn ein Mensch ist ihm selbst ein so grosses Buch, das er sein Lebtage nicht auslesen kan; die innerlichen Kräfften der Seele aber so hoch: daß kein Weltweiser ihre völlige Wissenschafft erreicht hat. Uber diß glaube: daß mehr zu einem vollkommenen Menschen, als zu dem grösten Welt-Beherrscher gehöre. Dieses allein habe ich dich noch zu erinnern: daß ob zwar ein Fürst das Haupt des Volckes, er dennoch kaum ein Fußschemmel Gottes sei; und daß Könige sich zwar an die Richtschnur der Vernunfft halten, die Zeit ihnen nütze machen, die Gelegenheit mit beyden Händen erwischen, iedoch allezeit für dem Lichte der Göttlichen Versehung mit einer Ehrerbietigen Furcht die Augen zudrücken müssen. Denn diese ist in der Reichs-Uhr das Gewichte, unsere Vernunfft nur der Weiser; und wenn wir gleich alle Segel unserer Klugheit ausspannen, alle an denen Rudern unser Mühsamkeit schwitzen; kommen wir doch nirgendshin anders, als wo uns der Compaß der ewigen Versehung hinleitet; indem sie uns entweder sonder Zwang unsers freyen Willen ihr Absehen erkiesen läst; oder auch durch Sturm auf ihrem unerforschlichen Wege dahin verwirfft, wohin wir auch Traums-weise nie gedacht hatten. Gleichwol aber kan der nicht scheitern, noch eines Hafens fehlen, der auf diesem Meer der Welt GOtt zu seinem Angel-Sterne, sein Gewissen zur Magnet-Nadel hat.

Marbod hörte gleichsam als verzückt diesen nichts minder klugen, als heiligen Alten aus; und nach einem tieffen Seuffzer fieng er an: Warlich, Vater, diese Perlen sind in der Muschel dieser Höle nicht gewachsen! Denn wie mag die Einsamkeit eine Schule des Hofes, und ein Einsiedel ein Staats-Verständiger seyn? Dannenher wie wir zwar für diesen heilsamen Unterricht dir ungeltbaren Danck schuldig sind, werden selbte doch in unsern Hertzen so viel mehr Nachdruck haben, wenn die Wissenschafft ihres herrlichen Uhrsprungs ihren Werth noch vergrössern, und Marbod erfahren wird, wer heute sein so grosser Lehrer gewesen sey. Der Alte blieb eine gute Weile voller Nachdenken stehen, endlich aber redete er den Marbod also an: Wenn das Reichthum meiner Einsamkeit so sichtbar, als der Menschen Begierde fremdes Gut zu besitzen gemein, oder auch meiner Vergnügung Abbruch zu thun iemanden möglich wäre; würde ich billich Bedencken tragen euch zu entdecken: daß ihr für euch einen König sehet, der für Jahren zwar über viel Völcker, nunmehr aber über sich selbst eine viel herrlichere Herrschafft führt; der nunmehr allererst ihm selbst lebt, nach dem er in aller Gedancken gestorben ist. Aber weil mein Glücke höher gestellet ist; als daß es der Neid mit seinem giftigen Athem solte

15

können anhauchen, oder die Ehrsucht mit ihren Pfeilen erzielen; so wisse Marbod: daß du reden hörest den weyland unglücklichen, nunmehr aber seligen Ariovist. König Marbod fiel alsofort mit tiefster Ehrerbietung zu Bodem, umarmte Ariovisten mit diesen langsam heraus gestossenen Worten: Darff ich mir wol das Glücke träumen lassen heute den grossen Ariovist zu sehen; und lässet sich mit Gedancken begreiffen: daß ein so grosser Fürst für den Glantz so vieler Kronen das Finsternüß dieser Höle, für die fußfällige Bedienung hundert Völcker diese langsame Einsamkeit erkieset habe? Ariovist hob ihn auf, und hieß ihn von der seinem itzigen Zustande gar nicht anständigen Verehrung abstehen, an der Warheit seiner Erzehlung aber nicht zweiffeln; und an seinem entblösten Arme das angebohrne Kennzeichen der Allemannischen Fürsten, nemlich einen gesichelten Mohnden, wahrnehmen, wie Seleucus auf der Schulter einen Ancker, Kayser August den gestirnten Bär auf der Brust, seine Mutter Atia einen Drachen über dem Nabel gehabt haben solte. Das Abstürtzen von König-Stülen, sagte er, ist zwar gemeiner, als das freywillige herunter steigen; jenes aber rühret meist von Lastern, dieses von Tugend und Klugheit her. Jenes zeucht den Untergang, dieses eine Erhöhung der Seele und der Gemüths-Vergnügung nach sich. Es ist ja wol an Fürstlichen Höfen ein unbekandtes Wunderwerck, nicht herrschen wollen, wenn man kan; aber in der Schule des Weisen ein noch seltzamer, die zur Herrschafft bestimmte Vernunfft denen wütenden Begierden unterwerffen, und sich selbst zum Knechte machen; wormit uns andere gehorsamen. Mein Vater Arbogast hatte mir eine ziemliche Anzahl Völcker zu Unterthanen hinterlassen: denn der Ehrgeitz hat nun auch der Menschen Dienstbarkeit erblich gemacht; aber das Glücke warff noch viel mehr Länder unter meine Botmäßigkeit; wormit es durch den Raub seines zugeworffenen Reichthums mit der Zeit einen desto grössern Raub gewinnen möchte. Cäsar hieb mir in das Rad meiner Siege den ersten Span ein; und ich lernte dazumahl allererst: daß das Glücke so wenig Bürgen über seine Beständigkeit, als Tapfferkeit in der Welt nicht ihres gleichen habe. Mit meinen Gemahlinnen und Töchtern verlohr ich mehr, als die Helffte meiner selbst. Denn ich wuste nicht: daß alles irrdische nur geborgtes Gut, die Ruhe des Gemüthes aber allein unser schätzbares Eigenthum ist. Die Eintracht kehrte hierauf Deutschlande, alles Glücke aber schier mir den Rücken; zum Merckmahle: daß selbtes ein Weib wäre, welches nur mit jungen Leuten zuhielte, und die welche in der Jugend ihre Schoos-Kinder gewest, mit der Zeit müsten zu ihren Wechselbälgen werden. Das Verhängnüß flochte mich in den Bürgerlichen Krieg mit ein; um mein Gemüthe nicht allein mit allerhand Zufällen zu beunruhigen, sondern auch mehr meine Seele, als die Hände mit Blute des Vaterlandes zu besudeln. Mein Verlangen selbtes wieder mit Friede zu segnen, erschöpffte fast meinen Lebens-Athem; sonderlich weil ich wol sahe: daß die Siegs-Fahne nicht allezeit auf der Seite der gerechten Sache wehete. Der frühzeitige Tod aber meines einigen Sohnes scharrete mich nahe mit ihm in den Sarch. Zum wenigsten war mit ihm alle Vergnügung erloschen; und wie etlichen Krancken auch so gar der Zucker bitter schmeckt, also däuchtete mich alle Ergetzligkeit Wermuth zu seyn. Es eckelte mir nichts minder für meinem eigenen Thun, als für derselben Anstalt, die es mit mir am besten meinten. Ich verwandelte meine Reichs-Sorgen in eine verdrüßliche Einsamkeit; also: daß die Ehrsüchtigen Diener durch Anmassung der Herrschafft mir zum Theil an das Hefft des Königs-Stabs grieffen, die treuesten meine Verfallung beseufftzeten, keiner aber mir meine Fehler fürhielt. Denn ob zwar der Fürsten Gebrechen nichts minder, als die Verfinsterung der grossen Gestirne sichtbarer sind, als der kleinern; so wird selbte doch nicht der verfinsterte, sondern nur fremde gewahr. Sintemahl nur anderer Augen der Werckzeug sind unsere Splitter zu fühlen, und das Schau-Glaß uns selbst kennen zu lernen. Aber dieses bekommen zwar gemeine Leute, selten aber Fürsten zum Gebrauch. Denn entweder die Heucheley, oder die Furcht wollen Königen nichts ins Ohr sagen, was sie nicht im Hertzen kützelt. Meine eigene Tochter Bocione erinnerte mich noch zuweilen an ein und anderm; also: daß ich bey solcher Beschaffenheit, da meine Schwachheit auch gegen einem Weibe und Kinde zu verstecken war, mich entschloß, ihr die Herrschafft abzutreten. Ich schlug mich mit diesen Gedancken etliche Zeit; biß endlich auf meinem Schlosse Solicin am Necker um Mitternacht bey hellem Monden-Scheine ein vermeintes Gespenste für mein Bette trat, mich mit dem Arme zoge; und weil ich ohne diß allerdings munter war, auf meine Befragung: wer es wäre, antwortete: Ich bin dein guter Geist, und habe Mitleiden an deinem Unvergnügen. Du wirst aber in kurtzer Zeit nicht nur deine Ruhe, sondern deine wahre Glückseligkeit finden. Ich, fuhr Ariovist fort, sahe diesem Geiste mit unverwendetem Auge ins Gesichte; und hätte geschworen: Ich hätte mich selbst für mir stehen sehen. Gab ihm also, weil er sich nach und nach entfernet, zur Antwort: Ich würde die Zeit mit unerschrockenem Hertzen abwarten. Denn ich machte meine Rechnung und Auslegung auf nichts anders, als den Tod, welcher auch die in Ruhe versetzt, die im Leben keine gehabt, und niemanden mehr beglückseliget, als die Unglücklichen. Auf den Morgen beredete mich meine Tochter Bocione einer von ihr angestellten Jagt beyzuwohnen. Denn sie unterließ keine Erfindung: daß ich mich meiner Schwermüthigkeit entschlagen möchte. Bey Verfolgung eines Hirschens kam ich zu einem Brunnen, bey welchem ein Stein-alter Greiß auf einem Felsen saß; mich aber bey meinem ersten Anblicke mit dem Nahmen nennte, und auffs freundlichste grüste. Wie ich nun, sagte Ariovist, nach seiner Beschaffenheit fragte, antwortete mir dieser Alte: Ich wundere mich nicht, daß ich dir itzt so unbekandt bin; nach dem die wenigsten Menschen sich selbst kennen. Ich bin aber einer von denen Samothischen Weisen, welche von deinem Uhran-Herr Thuiscon den Uhrsprung haben; und zwar derselbe, welchen dein Vater der tapffere Arbogast zu einem Lehrer deiner Kindheit erkieset hatte; und der kein grösser Glücke erleben könte, als wenn er dich nunmehr auch könte sterben lehren. Ich konte mich nicht enthalten, fuhr Ariovist ferner fort, diesen guten Alten auffs empfindlichste zu umarmen; als welcher ein weiser Leiter meiner Jugend gewest war, und nicht nur die Griechische Sprache, sondern alles diß, was ich iemals tugendhafftes begrieffen, ihm zu dancken hatte. Er hatte nicht nur unter den Celten den Grund seiner Weißheit gelegt; sondern auch bey denen Zamolxischen Priestern unter den Geten, und in Egypten selbte durch viel heilsame Lehren befestigt. Wiewol diese Samothische Weisen nun von allem Geitz und Ehrsucht entfernet sind, auch sich nur mit Haar bedecken, und von Baumfrüchten leben, haben sie doch die Alemannischen Könige iederzeit an ihren Hoff zu Aufferziehung ihrer Fürsten gezogen; wolwissende: daß gantze Völcker zwar von einem Fürsten können beherrscht; ein junger Fürst kaum von einem gantzen Volcke wol, von niemanden aber besser, als einem Weisen aufferzogen werden; welcher von rechtswegen nicht allein mehr wissen, sondern auch mehr gutes thun soll, als alle Gehorchenden. Ich kan mit Warheit sagen: daß ich diesem Lehrer mehr als Alexander seinem verbunden, iedoch in diesem mit ihm beschämt bin: daß keiner seiner Ehrsucht ein rechtes Maaß zu setzen gelernet hatte. Diesemnach ich denn unter meinen bethränten Umhalsungen diesen Weisen ersuchte mir seine verströstete Unterrichtung zu der Zeit, da ich für meinen Irrthümern mehr, als in der unversichtigen Kindheit und in der verwegenen Jugend Sorge trüge, nicht zu entziehen; welcher denn nach einem tieffen Seufftzer mit vielen Thränen anfieng: Die Kunst recht zu leben ist zwar die gröste der Menschen, wol zu herrschen der Fürsten; selig zu sterben hat an sich etwas Göttliches; denn an dieser hänget unsere Ewigkeit. Weßwegen unser Leben von der blinden Kindheit den Anfang, und mit dem weisen Alter den Abschied nimmt; wormit man allhier keinen Tritt fehle, ja das Alter erwachet gleichsam alle Tage mit einer neuen Schwachheit; wormit selbtes so viel versichtiger dem besorglichen Falle zuvor komme. Zwar ist nicht ohne: daß die Herrschens-Kunst in einem klugen Kopffe, nicht in jungen Riesen den Sitz habe. Mehrmahls haben gantze Heere für zitternden Händen gezittert; und nachdem Zeit und Erfahrung das Hertze von unziemenden Begierden, das Haupt von Unwissenheit erlediget, der Verstand auch ins gemein zunimmt, wenn die eusserlichen Sinnen ins Abnehmen kommen, siehet ein bejahrter Fürst offt mit einem Blicke weiter, als die scharffsichtigsten Jünglinge mit ihren eingebildeten Adlers-Augen. Ihre Rathschläge richten mehr aus als der hitzigen Jugend geschliffene Spiesse. Gleichwol aber ist ins gemein das Alter bey Fürsten eben so wol eine Kranckheit, als beym Pöfel. Der Stab, für welchem gantze Länder gebebt haben, verwandelt sich in eine Stütze ohnmächtiger Armen. So viel man in der Jugend schwitzet, so viel muß man im Alter husten; jenes aber gebieret Zuneigung des Volckes, dieses Abscheu; also: daß auch die Jugend mit ihren gefährlichen Annehmligkeiten wie eine Sirene die Gemüther an sich zeucht, das Alter aber mit seinen heilsamen Warnungen als ein Gespenste die verwegenen schichtern; und nach dem der bejahrten Eigenschafft ist alles zu verneinen, wie der Kinder iedes zu verjahen, die Begierigen unwillig macht. Die Kindheit des Menschen gleichet sich einem Quelle, welcher zwischen dem unbefleckten Sande fast unempfindlich herfür rieselt, und bey seiner Einfalt auch seine Reinigkeit behält. Die Jugend wird schon eine rauschende Bach, welche über Stock und Stein abstürtzet, von Gemüths-Regungen schäumet, und mit dem Kothe der Wollust sich trübet; die männlichen Jahre gleichen einem vollkommenen Flusse, der zwar tieff, aber sittsam fortströmet, das Erdreich wässert, Schiffe träget, Städte befestigt, und hunderterley Nutzen schafft. Das traurige Alter aber ist ein gesaltzenes Meer, ein Abgrund der Gebrechen; wo alle Süßigkeit der Gebehrden sich in bittere Verdrüßligkeit, die nutzbare Hurtigkeit sich in keichende Schwachheiten verwandelt, das Schiff unsers Lebens leck wird, und allgemach in die Tieffe des Grabes zu sincken anfängt. Diesemnach wundere dich nicht, mein lieber Ariovist, daß du bey dem Alter ablegst, und das Volck dir itzt ein ander Gesichte macht, als für dreyßig Jahren. Kinder, die viel Mütter haben, nehmlich der unartige Pöfel, weiß auch unzeitigen Kindern die grauen Haare heraus zu treiben. Er wieget alle Entschlüssungen nach dem Ausschlage des Glückes ab; dieses aber ist eine Stieff-Mutter der verlebten, eine Buhlerin der Lebhafften. Gesetzt aber, Ariovist, daß ein Fürst bey seinem Alter

alle Kräfften in-, alles Glücke neben sich erhielte. Wie man für den nieblichsten Speisen einen Eckel bekommt, also werden Unterthanen ihrer besten Fürsten überdrüßig. Je höher ein Berg, ie mehr bedeckt ihn Schnee; ie vollkommener ein Fürst, ie mehr klebet ihm Verleumdung an. Denn das Maul stincket dem lüsternen Volcke immer nach Neuigkeit; und die stärckesten Beine sind zu schwach in die Länge gute Tage zu vertragen. Man betet die mehrmahls Regen und Koth nach sich ziehende Morgenröthe an, und verschmähet die zu Golde gehende Sonne, ob selbte gleich Purpur und Perlen von sich schüttet, und einen erfreulichen Morgen ankündiget. Ja wenn Fürsten auch schon Vermögen und Ansehen behalten; haben sie doch endlich zu behertzigen: daß sie zwar ein grosses Theil ihres Lebens dem Vaterlande schuldig, aber alles ihnen selbst zu entziehen nicht berechtigt sind. Bey gemeinen Menschen soll die Liebe bey sich selbst anfangen, bey Fürsten aber sich endigen. Ich weiß wol, daß ihrer viel mit weniger Bestürtzung den Sterbe-Kittel an-, als den Purpur ausziehen; aber sie verstehen nicht, daß in Königlicher Hoheit die wahre Vergnügung keines Weges stecke; weil die Unschuld darinnen nicht weniger seltsam ist, als neue Sternen im Himmel. Kronen bezeichnen nur prangende Knechte, und hoffärtige Elenden. Ja alle von der Einbildung nur begreifliche Wollust ist Wind und am Ende Schmertz; ihre ersten Trachten sind zwar aus eingeambertem Zucker-Teige bereitet, aber inwendig stecket Gifft, und das letzte Gerichte schmecket nach Fäulnüß; wenn selbte was liebliches an sich kleben, ihre Ergetzligkeit aber nicht zum Grund-Steine die Ewigkeit hat. Denn tausend Jahre unsers Lebens, wenn sie vergangen, sind weniger als ein Schatten; und tausendmahl tausend Jahre lassen sich doch nur mit einer Ziffer und vielen Nullen schreiben, auch im Augenblick zertheilen; in welchen wir meist so viel Seuffzer eingezogen, als Athem geschöpfft haben. Und die von der Natur in unsere Lunge gesetzte Hauß-Uhr erinnert uns durch ihre alle Augenblicke schlagende Unruh: daß die Stunde unsers Abschieds sich nähere, und, ehe wir es uns einbilden, schlagen werde. Hiemit zerrinnet alles irrdische durch den Tod in nichts, welcher schon in unser Geburt mit uns anfängt zu ringen. Alsdenn lässet sich die Todten-Asche eines Weltbezwingers, der wie ein Blitz hundert Länder eingeäschert hat, von desselbten, der in dem engen Kreiße eines Fasses seine Begierden endigte und völlige Vergnügung schöpffte, nicht unterscheiben. Die Fürsten- und Bettler-Knochen sind nichts minder als ein Ey dem andern ähnlich. Der Ruhm von unserm Tode, und die Pracht unsers Begräbnüßes giebt der Sache auch nichts. Dieses blendet etlicher Augen, jenes klinget eine Weile in Ohren, beydes aber verschwindet, ehe man es gedacht hätte; und der Tode selbst hat den geringsten Genüß darvon. Die Marmelnen Gräber, welche Könige ihnen setzen, machen nicht so wol ihre Thaten, als ihre Eitelkeit berühmt; und ob sie zwar die Nachwelt bißweilen zu ihren Abgöttern macht; so bleiben sie doch ins gemein länger ein Denckmahl köstlicher Steine, als derer, welche sie haben bereiten lassen. Nach dem aber die Beschaffenheit der Seele uns klar genung zeiget: daß nicht alles in uns vergänglich sey, uns gleichsam mit den Fingern auf ein Wesen weiset, welches ewig bleibet; wohin zu gelangen die Ablegung dessen, was an uns sterblich ist, eine Pforte abgiebt; so befiehlet uns die Vernunfft, wo nicht alle, doch wenigstens die letzte Zeit dahin anzuwenden: daß wir anders, als Vieh sterben; zumahl ohne Versicherung eines seligen Todes kein Leben vergnüget seyn kan; und weil der Mensch mehr nicht, als einmahl stirbt, also sich der hierbey begangene Fehler nicht mehr verbessern läst, muß hierum die eusserste Sorgfalt fürgekehret werden; wormit unsere Unachtsamkeit nicht unser eingebildetes Leben mit einem wahrhafften Tode, unsere gegenwärtige Marter aber nicht vollends mit einer Hölle verwechsele. Daher müssen wir unsere Eigen-Liebe in eine Selbst-Erkäntnüß verwandeln, die gläntzenden Schalen aller irrdischen Güter, und mit ihnen die Begierde sie zu erlangen, als auch die Furcht sie zu verlieren, wegwerffen; wormit die sonst unaufhörlich zitternde Magnet-Nadel unsers Gemüthes unverhindert GOtt, den einigen Angel-Stern unserer Seele erkiese, und in der Welt zur Ruhe, nach dem Tode aber zum wahren Leben gelange. Warlich, Ariovist, dieses ist dir keine neue Lehre; ich habe sie dir mit der ersten Milch eingeflöst. Ich habe dir als ein ander Euclides eingehalten: daß ein Kind nur einen Punct, ein Knabe einen ziemlichen Strich, ein Jüngling die völlige Breite guter Künste und Wissenschafften begreiffen, ein Mann die Tieffe der Klugheit, ein Greiß aber den Mittel-Punct und den Zweck des gantzen Lebens-Kreißes, nemlich Gott und den Grundstein seiner Seelen-Ruhe ergründen solle. Aber ich weiß, daß die ewige Beweglichkeit der Staats-Sorgen, und das Getümmel des unruhigen Hofes deinem Leibe nicht einst die nöthige Ruh, noch in deinem dreyßig-jährigen Fürsten-Stande eine Viertelstunde dieser Weißheit nach zu dencken erlaubt haben. Diesemnach ist es Zeit, daß du dich der mehr von Eitelkeit, als dem Lebens-Geiste beregsamen Menschen, und also dieser Hindernüße entschüttest. Es ist Zeit, daß du alle irrdische Anschläge fahren läst; wo du nicht die willkührliche Gewalt des Glückes über dich verlängern, und den grausamsten Zufällen dich selbst zu einem Ziele fürstellen wilst. Verlasse diesemnach das vergängliche, ehe es dich selbst verläst; und kehre dem den Rücken, was dir im Leben noch viel Empfindligkeit verursachen, nach dem Tode nicht wenig von deinem Ruhme benehmen kan. Die Schönheit muß den Spiegel zerbrechen, ehe sie veraltert, ein Fürst den Zepter weglegen, ehe er ihm aus den Händen fällt. Mache dein Ende dir derogestalt nütze: daß es mehr einem Siege, als einer Verfallung ähnlich sey; und das grosse Auge der Welt, die Sonne, dir zu einem Vorbilde, welche ihren Untergang meist mit einer Wolcke verhüllet, um die Welt im Zweiffel zu lassen, ob die Sonne noch über, oder unter unserer Erden-Fläche sey. Es ist freylich wol kein geringes für das Heil der Völcker, und die Ruhe der Länder sorgen; aber ein Augenblick dieser Einsamkeit ist herrlicher und vergnüglicher. Alles ist friedsam in der Seele; alle sonst widerspenstige Gemüths-Regungen gehorsamen der Vernunfft auf einen Winck. Müh und Verdrüßligkeit verschwinden; Neid und Ungemach tritt man mit Füssen; wir unterbrechen das Spiel des Glückes; ja wir fesseln es selbst an, wie starck es sonst ist, und wie krumme Gänge es sonst zu gehen weiß. Die Unruh selbst findet hier ihre Ruh; die Nächte sind aller verdrüßlichen Finsternüß, das Leben der falschen Welt, und ungelegenen Überlauffs entübrigt. Wir halten allhier täglich Siegs-Gepränge; man setzet der Tugend alle Augenblicke frische Ehren-Kräntze auff; der Himmel und unser Gewissen ruffet unserer Unschuld tausend Lobsprüche zu; und wir verwandeln die Hefen des sonst beschwerlichen Alters in das vollkommenste Theil unsers Lebens, welches nunmehr weder Jahr noch Monat, weder Ende noch Anfang zu unterscheiden, für keinem Geräusche zu erschrecken, nach keiner Glocke sich zu richten, und so wenig als die Ewigkeit selbst einer Uhr von nöthen, die Gestirne zu seinem Zeitvertreib, die Welt zu seinem Garten, seine reine Gedancken zu seiner Speise hat. Mit einem Worte: Unsere Lebens-Art stehet reinen Seelen, wie das Wasser den Fischen, die Lufft dem Geflügel an, sie ist ein Muster des Lebens im Himmel, und ein Vorschmack seiner Süßigkeit.

Nach diesen Worten leitete er mich zum Eingange seiner Höle; da er die Lob-Sprüche seiner beliebten Einsamkeit mit folgenden Reymen in eine von dem grünen Moße gesauberte Stein-Klippe mühsam eingegraben hatte:

Der Seele süsse Ruh, der Kern der theuern Zeit,
Des Hertzens stumme Lust, der Unschuld treuster Freund,
Der Warheit Mitgeferth, und Eitelkeiten Feind,
Der List und Wollust nicht mit scheinbarn Körnern streut,
Die auf den Abend nie des Tages Thun bereut,
Die kein schlimm Beyspiel sieht, kein Unrecht nie beweint,
Der wenn es auswerts blitzt, die Sonn inwendig scheint,
Der Friede des Gemüths, diß ist die Einsamkeit.

Glaubt: daß die Unruh ihr der Welt ein Unding heißt;
Daß Ehrsucht nie den Tag, die Furcht keinmahl die Nacht
Zu kurtz; kein Kummer ihr zu lange Stunden macht;
Daß sie kein Zorn erhitzt, kein' Angst ihr Hertz umeyst;
Kein Heuchler sie bläh't auf, kein Dräuen sie zwängt ein;
Daß sie läst Einsame nie bang und einsam seyn.

Durch diese, und mehr bewegliche Zuredung des Samothischen Weisen, sagte Ariovist, ward ich derogestalt eingenommen, oder, wenn ich zu einer so heilsamen Würckung ein so gefährliches Wort brauchen dörffte, bezaubert: daß meine Königliche Würde und alles irrdische mich anstanck; die gelobte Einsamkeit aber mein Gemüthe mit einem anmuthigern Geruch, als Balsam und Jasmin anhauchete; also: daß ich von Stund an meinem Pferde den freyen Lauf verstattete, meinen Degen, Kleider und Jäger-Geräthe wegwarff, mich mit dieser Haut deckte, und um von den Meinigen nicht ausgespüret zu werden, mit meinem Lehrer mich in eine nahe darbey verdeckte Höle verbarg. In welcher wir folgende Nacht und biß in dritten Tag ein unaufhörliches Gethöne von Jäger-Hörnern vernahmen; weil dem Vermuthen nach ich von den Meinigen gesucht, und nach vergebener Müh, Zweiffels-frey für tod gehalten ward. Nach dem ich mich aber in dieser Näh: nicht allerdings genung verborgen zu seyn achtete, beredete ich meinen Lehrer: daß er mit mir durch die dicksten Harudischen Wälder biß auf den Fichtelberg, und als wir da eine Zeit uns aufgehalten, auf das Hercynische Gebürge, und um selbtes herum biß auf gegenwärtigen Berg sich entfernte. Welchen ich deßwegen für den herrlichsten Ort in der Welt halte; weil ich von dem Samothischen Weisen die vollkommene Ruhe des Gemüthes gelernet, mich darauf über alle irrdische Sorgen erhöhet zu seyn befinde; und bey meiner Glückseligkeit die Thorheiten der Menschen, davon mir zuweilen ein oder ander Wurtzelmann zu erzehlen weiß, verlachen, und itzt mit deiner Eitelkeit, lieber Marbod, Erbarmnüß haben, nichts aber an deiner eingebildeten Hoheit beneiden kan; ja ich traute dir in meiner Einsamkeit, oder vielmehr in der mir erkieseten Todten-Höle, solche Reichthümer zu zeigen, welche wenige Weltbeherrscher ihr Lebetage zu sehen, weniger zu besitzen bekommen; und da August nichts minder als du mein Grabmahl schwerlich ohne Mißgunst

würden betrachten, und wie itzt von mir: daß die Natur, wenn sich die aufblehende Ehrsucht widersetzet, leicht zu ihrem ersten Stande und Kleinigkeit komme; also von erwähnter Höle lernen können: daß die Kunst eine blosse Magd oder Affe der Natur, der Menschen Wunderwercke gegen dieser Gebäuen weniger, als Ameis-Hauffen sind; beyde aber endlich nichts, als dem Feuer eine kostbare Asche, dem Winde einen theuren Staub abgeben.

König Marbod mühte sich mit aller nur ersinnlichen Ehrerbietung dem so berühmten Ariovist an die Hand zu gehen; und ob er zwar unterschiedene Einwürffe thät: daß die Einsamkeit eine böse Rathgeberin, und eine bangsame Geferthin wäre; und daher zu untadelhafter Selbstgelassenheit eine ungemeine Vollkommenheit gehörte; die Gemeinschafft zwar ein Verlangen nach sich, die Einsamkeit aber nach andern verursachte; daß ein angebohrner Trieb die Menschen zusammen vereinbarte, und die Freundschafft dem Leben so nöthig, als die Sonne der Welt; der Fürstliche Stand aber nichts minder dem gemeinen Wesen, als das Steuer-Ruder dem Schiffe unentbehrlich; und wegen seiner Sorgen und Gefährligkeit so wenig, als die Rose wegen ihrer Dornen verwerflich; kein ander Stand auch ohne Schwachheiten wäre; sondern iede Fackel ihren Rauch hätte, und jeden Menschen sein Schatten begleitete; so eignete ihm Marbod doch selbst so blöde Augen, und einen so albern Verstand zu: daß er in das Licht einer so hohen Gemüths-Erleuchtung nicht ohne Verblendung sehen, noch sein Urthel über die Meinungen des weisesten Ariovists erstrecken könte. Hingegen lag er ihm mit beweglichsten Bitten so lange an, biß er ihm die erwehnte Höle zu zeigen Vertröstung that. Massen sich denn Ariovist den dritten Tag, als er den König Marbod und seine Geferthen die Zeit über mit Gemsen-Fleisch, Erdbeeren, und Kräutern, mehr aber mit vielen klugen Gesprächen unterhalten hatte, mit ihnen auff den Weg begab; und diß in die sinckende Nacht durch etliche finstere Thäler über viel raue Stein-Klippen führte; also: daß diese sich in besten Jahren befindenden Nachfolger ihm mit genauer Noth gleich kommen, und daher sich nicht nur über der Hurtigkeit des Stein-alten Ariovists verwundern, sondern auch seiner gegebenen Ursache beypflichten musten: daß der Ehrgeitz nur nach vielen und seltzamen Speisen lüstern, der Hunger mit wenigem vergnügt, der schlechteste Unterhalt der Gesundheit und den Leibes-Kräfften am verträglichsten wäre. Gantze Heerde Ochsen wären mit einer engen Weyde, eine ziemliche Menge Elefanten mit einem Walde vergnügt; ein üppiger Mensch aber hätte in seinem Zwerg-Leibe einen unersättlichen Straus-Magen, welcher mit seiner Tafel die Lufft erschöpffte, gantze Meere ausfischte, grosse Wildbahnen verödete, den Erdboden arm machte; und, ob schon die Natur um seinem Eckel vorzukommen das Jahr über so vielmahl ihre Zeit, und darmit ihre Früchte veränderte, ihn darmit nicht vergnügte, sondern eines Menschen Leben das Jahr über mit etlichen tausend Leichen unterhalten müste. Dahero so viel weniger wunderns werth wäre: daß solche Schwelger ihnen durch so viel Tode den Weg zu Kranckheiten bähneten, und die Farth zum Grabe beschleunigten.

Sie erreichten aber selbigen Tag den verlangten Ort nicht; sondern übernachteten bey einem Brunnen, aus welchem die berühmte Elbe den Uhrsprung nimmt. Ueber welchen sich König Marbod mehr als Alexander bey Erfindung seines Oelbrunnen ergetzte; weil die Elbe einer der Haupt-Ströme seines Gebietes war. Dahero er sich auch bedüncken ließ: daß ihm sein Lebtage kein Wein so gut, als das aus diesem Brunnen mit den Händen geschöpffte Wasser geschmeckt hätte. Nach genossener Ruh auff einem mit hunderterley köstlichen Kräutern bewachsenem Rasen, machten sie sich, als es nur zu tagen anfieng, über eine ziemliche Fläche, von welcher etliche Krystallen klare Bäche Nordwerts in der Marsinger Gebiete mit grossem Geräusche abstürtzten, auf den höchsten Gipffel des Sudetischen Riesen-Gebürges, von welchem man nicht nur der Bojen, sondern der Marsinger und Burier Landschafften weit und fern übersehen kan, lenckten aber hernach in ein ziemlich tieffes Thal, und kletterten durch allerhand Verdrehungen über viel Felsen biß in die sinckende Nacht. Den dritten Tag schlieffen sie wegen ihrer Müdigkeit so lange, biß die Sonne schon mit ihren Strahlen selbiges Thal erfreute. Ariovist führte sie hierauf einen gantz ebenen Weg, da man aber weder von Menschen noch Thieren einigen Fußstapffen fand, zu einer gleichsam gespaltenen Stein-Klippe, machte hierauf ein Feuer, wormit ieder zwey Kyn-Fackeln in die Hand nahm, und dem vorgehenden Ariovist in den Steinritz, welcher eine verborgene Pforte in einen von Graß und Pflantzen gantz kahlen Berg abgab, durch den man sich seitwerts durchdrängen muste, folgten. Sie kamen aber bald in einen breiten aus dem schönsten weissen Marmel gehauenen Gang, in welchem sie anfangs funffzig Schritte gerade ein, hernach dreyhundert Staffeln hinunter giengen. Zu Erde desselbten kamen sie in eine Ey-rundte im Umkreyße siebendehalb hundert Schritte haltende, und mit einer anständigen Höhe versehene Höle. Ihr erster Anblick verbländete durch übermäßigen Schimmer aller Augen. Denn die Wände rings herum waren das vollkommenste Gold-Ertzt, oder vielmehr gediegenes Gold; weil man hin und her nur ein wenig Schlacke, oder vielmehr Beysatz andern Ertztes erkiesen konte. Uber diß hatte die Natur in diesem Gold-Bergwercke auch auf mancherley Arten gespielet; in dem sie allerhand Bäume, Berge, Bäche, gantze Landschafften, allerhand vierfüßichte, insonderheit kriechende Thiere, Geflügel, Fische, Muscheln, und Gewürme so wol, als kaum der künstlichste Bildhauer vermocht, geetzt; ja selbten so gar zuweilen die eigentliche Farbe und den Schatten gegeben hatte. Wie nun Marbod und seine Gefärthen etliche Stunden ihre Augen durch rings herum geschehende Beschauung dieser wunderwürdigen Goldmauern geweidet hatten, fieng Ariovist an: Ob sie wol glaubten, daß sie was köstlichers mit Füssen treten, als woran sich ihre Augen ergetzten; bückte sich auch hiermit zugleich, und hob eine Hand voll allerhand theils grauer, theils schwärtzlichter Steine, welche sie anfangs für Kieselsteine angesehen, auf; zeigte dem Könige Marbod auch, wie aus selbten hin und wieder die darinnen verborgenen Diamanten herfür strahleten, und versicherte ihn: daß zwar selbte nicht alle, iedoch derer viel denen Morgenländischen an Härte und Glantz gleiche kämen; gantz Indien aber schwerlich so viel edle Steine hätte, als ihrer in diesem einigen Berge vergraben lägen. Gleichwol aber wüste er nicht, ob das reiche Deutschland in ein schmähliches Armuth verfallen könte; als wenn diese Reichthümer desselbten Einwohnern entdeckt würden. Weßwegen er sie alle drey bey ihrer zum Vaterlande tragender Liebe beschwüre: daß sie diesen noch heiligen Schatz, weil selbten keine geitzige Hand versehret und entweihet hätte, keinem Menschen kund machen; und darburch nicht so wol zu Durchwühlung dieses Gebürges, als zur Peinigung ihrer Seelen, und zum Verlust ihrer freyen Gemüther Ursach geben solten. Sintemahl, wenn der Mangel einmahl diesen gläntzenden Koth in sein Hertze legte, würde dieser zu einem Abgotte, jenes zum Sclaven; und weil das Gold so gezüge wäre, daß ein Knopff einer Kirsche groß sich von der Elbe biß an Rhein ausdehnen liesse, umschlingte es im Augenblicke aller Menschen Hertzen. Da doch die Natur dem Golde darum den Geruch und Geschmack, wormit sie doch das unedlere Kupffer und Eisen begabte, gleichsam zu dem Ende entzogen hätte: daß die menschlichen Sinnen so viel weniger darzu solten gereitzt werden. Daher die Beschauung dieses Schatzes mehr Andacht und Mäßigkeit von nöthen hätte, als die Araber denen, welche Weyrauch suchen, und die Atlantischen Eyländer denen, welche in den Gold-Bergwercken arbeiten, aufbürden: daß sie sich so gar vorher ihrer Ehweiber enthalten müssen. Marbod betrachtete diese köstlichen Steine gegen dem Lichte mit höchster Verwunderung, Lichtenstein und Tannenberg rafften inzwischen beyde Hände voll, und befanden: daß nicht nur alle Steine Diamanten, sondern auch etliche darunter gantz rein und ausser ihrer Schale waren. Gleichwol aber hatte Ariovistens Zuredung einen solchen Nachdruck, daß sie auch nicht einen dieser Edelsteine zum Gedächtnüße bey sich behalten wolten; biß Ariovist die grösten ihnen einnöthigte, und ihnen einhielt, daß der gute Zweck nichts minder Reichthum, als Gift zu Nutzen machte, der Mißbrauch aber das herrlichste Gold in schädlichen Hütten-Rauch verwandelte. Marbod fieng an: Er sehe wohl, daß der gütige Ariovist freygebiger wäre, als die Indischen, Scythischen und Egyptischen Konige; unter denen die ersten ihnen alle über hundert Gran wiegende Diamanten, die andern alle grosse Türckiße, die letzten alle grosse Topaße vorbehielten. Hierauf steckte Ariovist seine zwey Fackeln auf eine bey der Hand liegende sehr hohe Stange, und ermahnte seine Nachfolger nun auch das Gewölbe dieser Höle zu beobachten; welches sie wegen der Tunckelheit für eitel Regenbogen ansahen. Ariovist aber unterrichtete sie: daß es eitel von der Kunsthand der Natur zusammen gesetzte Schmaragden, Topasser, Beryllen und Granaten wären; ja in der Welt wenig Edelgesteine gefunden würden, davon dieses Sudetische Gebürge nicht einen grossen Uberfluß hätte. Aber alles diß, sagte Ariovist, worvon der Geitz so viel Wesens macht, würde ich nicht der Müh werth geschätzt haben, euch einen so beschwerlichen Weg anher zu leiten; wenn ich dir, Marbod, nicht etwas bessers zu zeigen hätte, welches dir theils die wunderwürdigen Geheimnüße der Göttlichen Versehung für Augen stellen, theils deinem Thun vielleicht ein nützliches Beyspiel abgeben könte. Hiermit nahm er den Marbod bey der Hand, leitete selbten hinter einen güldenen Pfeiler in einen ziemlich breiten Gang, durch welchen sie wol eine Stunde zu gehen hatten; dessen Wände anfangs ebenfalls eitel Gold-Ertzt war, hernach sich aber selbtes in Silber, so Marbod und seine Geferthen für Schnee ansahen, verwandelte. Nach und nach kam ihren Ohren ein Geräusche entgegen, welches sich hernach in ein mächtiges Brausen des Wassers verwandelte; also: daß für selbtem mit genauer Noth ein auch ins Ohr redender den andern verstehen konte. Endlich erblickten sie eine zweymahl grössere Höle; worein aber Marbod und die Seinigen zu treten Bedencken trugen; weil sie in selbter grosse Ströme aufwerts schüssen sahen. Ariovist aber versicherte sie: daß ihnen kein Finger oder Fadem naß werden solte; leitete sie also darein, führte sie an die Seiten-Wände dieser Höle, um durch derselben Antastung sie zu versichern, daß zwischen ihnen und diesem brausenden Gewässer eine wiewol gantz durchsichtige, jedoch Marmel-feste Mauer stünde. Marbod vergaß für Verwunderung alle diese Seltzamkeiten, und fragte: Ob denn diese glatten und helleuchtenden Wände eitel Berg-Cristallen wären? Ich kan es für nichts anders

erkennen, antwortete Ariovist, weil in diesem Gebürge hin und wieder auch auswerts Stücke von Berg-Cristallen gefunden werden; und ander zerbrechliches Glaß gegen dem gewaltsamen Triede dieser Flüsse nicht bestehen würde. Lichtensteins Vorwitz tried ihn also fort zu fragen: Ob denn unter denen Gebürgen auch Flüsse wären? Ariovist lächelte mit beygesetzter Antwort: Es wäre daran nicht zu zweiffeln, weil der gantzen Welt unverborgen wäre, wie weit in Hispanien der Fluß Anas, in Africa der Neiger und Nil unter dem Erdboden hinflüsse. Die Donau selbst werde zum Theil von der Erde verschlungen. In Sicilien bey der Stadt Metaurus habe er eine Höle gesehen, durch welche ein ziemlicher Fluß ströme; und nach dem er weit unter der Erden seinen Lauff gehabt, allererst hervor komme. Bey dem Emporischen Seebusem in Mauritanien solle eine Höle seyn, in welcher man so gar des Meeres Epp und Flut wahrnehme. Und in Sarmatien flüssen nicht ferne von der Weichsel in tieffen Saltz-Klüfften starcke Bäche, woraus man köstliches Saltz kochte. Alleine diß Wasser, welches ihr durch diese durchsichtigen Steine hin und wieder brausen höret, und schäumen sehet, sind keine solche unterirrdische Flüsse; sintemahl dieses wieder die gemeine Art des Oberirrdischen Wassers gerade empor steiget, welches sonst mit seiner Schwerde nichts minder, als der schwerste Stein gerade gegen dem Mittel-Puncte der Erden zudrückt. Marbod, Lichtenstein und Tannenberg, als sie aus genauer Beobachtung dieser wahrhafften Emporsteigung des Wassers diß wahr zu seyn befanden, ersuchten den weisen Ariovist ihnen dieses Geheimnüß auszulegen; welcher denn vermeldete: daß diß Wasser eben die Brunnen der Elbe, des Bobers, und etlicher anderer theils zu den Bojen, theils zu den Marsingern abschüssender Bäche; diese Cristallen aber die wunderwürdigen Röhre und Behältnisse dieser aufqvellenden Ströme wären, und verhinderten, daß diese zwey Hölen nicht von dem Wasser angefüllet würden. Denn ob zwar einige Berg-Brunnen von dem einsinckenden Regen und Schnee-Wasser herrinneten, wären diß doch keine ewige, sondern bey grosser Dürre vertrocknende Brunnen. Die ewigen Brunnen und Flüsse hätten zwar ins gemein auch einen Zuwachs von Regen und Schnee; wiewol in der Narinensischen und etlichen andern Landschafften die Brunnen beym Regen grossen theils versiegen, die Erde bey nassem Wetter, zu Staube, bey dürrem zu Kothe wird. Der Brunnen ihr eigentlicher Uhrsprung rühre aber aus dem Mittel der Erd-Kugel her, zu welchem sich das Wasser aus denen Meeren, seiner eigentlichen Schwerde nach, durch seinen sandichten Bodem eindringe. Der begierige Tannenberg fiel alsbald ein und fragte: durch was für eine Wasser-Kunst oder Regung aber das einmahl schwere Wasser zu der eussersten Spitze des Erdbodens und zwar meist zu den Gipffeln der höchsten Gebürge empor gezogen würde; und ob alle Qvellen in solche steinerne Röhren eingeschlossen wären? Ariovist ließ ihm diese Sorgfalt gar wohl belieben, und antwortete: Es hätten zwar einige der Druyden ihn anfänglich beredet, daß die Auffsteigung des Qvell-Wassers von dem die Erde überhöhenden Meere herrührte; und in eitel solchen Röhren das Wasser zur obersten Fläche der Erden nichts anders, als wie von Bergen oder Thürmen in die Wasser-Künste getrieben würde; indem es in solchen festen Verfassungen nothwendig so hoch steigen müste, als es anderwerts abfiele; alleine sein erster und letzter Lehrer der Gothische Weise hätte ihm gewiesen, wie diese Meinung allzuweit hergesucht, die angegebenen Wasser-Röhre auch blosse Träume wären. Sintemahl die oberste Fläche des Meeres nirgends so hoch, als die Gipffel der Alpen, des Caucasus, der Pyreneischen Gebürge; solche Brunnen auch mitten in dem grösten Welt-Meere (wordurch entweder dergleichen Wasser-Röhre unmöglich gehen, oder doch wieder Sturm und Wellen nicht bestehen könten; oder solche Röhren unter der Tieffe des Meeres viel tausend Meilen weit geführet seyn müsten) auf den Bergen der kleinsten Eylande gefunden; ja auf den höchsten Gebürgen in den Brunnen eine Verwandnüß in Epp und Flut mit dem nahe darbey und um viel hundert Schritte niedriger gelegenen Meere verspüret würde. Hingegen wäre aus dem Leibe des Menschens, welcher als eine kleine Welt alle Wunderwercke der grossen in sich begrieffe, die Art der Auffsteigung des Quell-Wassers unschwer zu ergründen. Denn wie im Menschen das in Adern verschlossene Geblüte wegen seiner lebhafften Geistigkeit empor stiege; ausser denen Adern aber, wenn es in die Lufft käme, und seine Geister verrauchten, oder auch in todten Cörpern wie andere schwere Sachen zu Bodem fiele, oder abwerts sincke; also würde auch das in der holen Mitte der Erden aus dem Meere zusammen sinckende und von seiner Bitterkeit gereinigte Wasser nicht zwar durch Feuer, welches wegen mangelnder Lufft daselbst nicht, wie in denen der Erden-Fläche nähernden Hölen tauern könte, in dem allzutieffen Ertz-Schachte schon so gar kein Licht leiden, sondern durch seine selbsteigene Schwefel- und lebhaffte Krafft begeistet: daß selbtes nach Art des auch von der Sonnen in die Lufft gezogenen Wassers wie dünne Dünste der kalten Fläche der Erden durch alle nur zu durchkriechen mögliche Wege sich nähere, und daselbst gleich als in dem Kopffe eines Brenn-Topffes wieder zu Wasser werde; weßwegen etliche tieffsinnige Weltweisen die Brunnen gar füglich mit den Frauen-Brüsten verglichen haben; weil wie in diesen aus denen zugezogenen dünnen Feuchtigkeiten die Milch, also in jenen aus denen auffsteigenden Dünsten das Wasser gezeuget würde; also denn durch die Lufftlöcher der Erde (welche das Meer nicht hat, und also solche Aufdampffung nicht zuläst) ausbräche, seine Schwerde wieder bekomme, und anfangs Brunnen, hernach Flüsse verursache; also: daß das Meer innerhalb der Erde der Uhrsprung der Brunnen, die Brunnen aber oberhalb der Erde der Uhrsprung der Meere wären; und wie im Menschen das Blut, also in der Erde das Wasser niemahls ruhe, sondern durch unauffhörliche Bewegung einen Kreiß mache. Diesemnach ist es denn in der Mitte der Erden und aus der Höhe der Meere keiner verschlossenen Wasser-geleite darff; wie zwar derer hin und wieder, und also auch allhier gegenwärtig nicht wenig gefunden werden; auch allerdings der Warheit gar ähnlich ist, daß durch solche Wasser-Röhre das Caspische und schwartze, das rothe und Cyprische Meer an einander gehenckt sind. Diesemnach aber das Meer-Wasser in der Mitte der Erden von einer besondern natürlichen Säuerkeit, so man füglich den Eßig der Welt nennen kan, geschwängert wird, welche zwar das gemeine Qvell-Wasser in dem Thone, dardurch es sich dringen und läutern muß, ableget, viel Wasser aber geräumere Gänge findet, ja auch noch darzu durch allerhand schweflichte, saltzichte und anderer Arthen Erde empor dampffet, und von derselben Eigenschafft nichts minder etwas, als die hier empor schüssenden Brunnen ein Theil des Goldes und anderen Ertztes, wie auch der Edelsteine mit sich in die Bäche führen; so ereignet sich: daß es in der Welt, fürnehmlich aber in unserm Deutschlande so viel Sauer- und Saltz-, ja auch Feuer- und andere Wunder-Brunnen giebet; ja mitten in den grössesten Strömen, wie in dem Alemannischen Gebiete aus dem Rheine, und in dem Bojischen aus der Töpelbach siedend-heisse Qvellen empor springen; in dem Taunischen Gebürge bei denen Mattiazern ein Brunn nach Weine schmeckt; ja in den Wässern eine Krafft sich in Saltz und Steine zu verwandeln stecke. Welches letztere mich am meisten bewogen, mein lieber Marbod, dich hieher zu bringen. Hiermit führte ihn Ariovist zu einem fast in der Mitte der Höle stehenden Bilde, welches einen Berg-Cristallenen Riesen vollkommen abbildete, ausser: daß beyde Schenckel nicht von einander zertheilet stunden, sondern dieser Riese unten gleichsam eine rundte Seule war. Marbod und seine Gefärthen sahen selbten Anfangs mit Entsetz- hernach mit grosser Verwunderung an. Ariovist aber reckte seine beyde Fackeln empor gegen dem Haupte, und erinnerte sie dieses Riesen-Bild, von welchem dieses Riesen-Gebürge den Nahmen führte, nicht überhin, sondern mehr seinen Kern, als die Schale zu betrachten. Worauf der Ritter Lichtenstein zum ersten gewahr ward, daß in diesem durchsichtigen Steine ein natürlicher Mensch steckte; weßwegen er alsofort, ob ihn seine Augen betrügen, Ariovisten fragte. Nein, antwortete dieser. Denn ihr sehet hier für Augen die unverwesete Leiche des grossen Fürsten Tuiseo, und auswendig seinen Cristallenen Sarch. Aller Augen erstarreten für begieriger Betrachtung dieses Wunder-Grabes, und aller Zungen erstummten für Verwunderung; biß Marbod über eine lange Weile in diese Worte ausbrach: O glückseliger Tuiscon, dessen Tugend zwar unter allen Sterblichen verdienet köstlicher, als kein ander Mensch begraben zu seyn! dessen Geist aber auch schwerlich der Nachwelt ein so herrliches Begräbnüß verdancken kan; gegen welchem der Egyptischen Könige, des Mausolus und des Porsenna Marmel-Gräber Staub; Cleopatrens Perlen-Grufft Tockenwerck, der Macrobischen und derer ums Meere wohnender Mohren gläserne, und die güldenen Särche, darein Ptolomeus den grossen Alexander legte, für Asche und schlechte Scherben zu halten sind; also dieser grosse Fürst seines Begräbnüsses halber meinem Bedüncken nach mit niemanden, als mit derselben Natter zu eifern hat; welche über der Weichsel an dem Gothonischen Meer-Strande sich in den noch weichen Agstein verwickelte; und nach dem dieser sich versteinerte, darinnen begraben, von dem Fürsten selbigen Landes dem Feldherrn Segimern, von diesem aber der Kayserin Livia verehret ward. Warlich, wo iemahls ein Grabmahl in der Welt einer vieljährigen Tauerung werth gewest ist, verdienet diß eine Ewigkeit; und es ist zu wünschen, daß wie ohne diß der Donner denen Grabmalen keinen Schaden thut, dieses von keinem Erdbeben versehret werden möge. Aber durch was für Zauberey ist die Leiche in diesen durchsichtigen Stein gebracht, und durch was für kräfftigen Balsam über zwey tausend Jahr für Fäulnüs und Verwesung verwahret worden? Ariovist versetzte: Sie solten nur acht haben, so würden sie aus dem Gewölbe dieser Höle unaufhörlich Wasser abtröpffen, keines aber nirgends flüssen, sondern sich in kurtzer Zeit in so durchsichtigen Stein verwandeln sehen. Daher es nicht nur der Augenschein gebe, sondern ihn auch der Gothische Priester, welcher ihm diese Höle, als der Gothischen Weisen grosses Heiligthum, zum ersten gezeigt, glaubhafft berichtet hätte: daß man des grossen Tuiscons Sohn, welcher vom Tanais an, biß zum Rheine geherrscht, und diese Höle durch

Anleitung eines Wahrsagers gefunden hätte, aber in dem Marsingischen Gebiete gestorben wäre, seines Vaters Leiche in einem versteinernden Brunnen dieses Gebürges gelegt, hernach, als selbte entweder das todte Fleisch wie vorhin Holtz und Pflantzen zu Steine gemacht, oder zum mindesten mit einer steinernen Schale überzogen, in diese Höle versetzt hätte; wormit von dem stets abtriessenden Wasser, welches die Krafft im Augenblicke zu versteinern hat, sein Bild von Jahre zu Jahre sich vergrösserte. Da es denn nach so langer Zeit zu einem solchen ungeheuren Riesen, diß Gebürge aber von den Gothischen Weisen, die sonst diese Hölen überaus geheim gehalten, das Riesen-Gebürge genennet worden ist. König Marbod hatte Ariovisten beyde Ohren, diesem Bilde aber beyde Augen gewiedmet, und wußte sein und seiner beyden Ritter Mund nicht genungsame Lob-Sprüche dieser Säule zuzueignen; gegen der sie alle Wunderwercke der Welt für Schattenwerck hielten; Tannenberg aber besonders die vorhin mit Erstaunen besichtigte Grabe Spitzen in Egypten nicht genung zu verachten wußte. Ariovist fieng hierauff an: Es ist nicht ohne, daß die Herrligkeit dieses Begräbnüßes allen andern in der Welt die Wage hält; zumahl ich euch versichern kan, daß dieser Cristallene Riese gediegenes Gold zu seinem Fuße hat. Wie er denn ihnen selbtes mit Wegstossung der obigen gleichsam gläsernen Schale, welche von dem abspritzenden Versteinerungs-Wasser über den Bodem gemacht war, augenscheinlich zeigte, und sodenn ferner fort fuhr: Aber ich halte die Kostbarkeit und die Tauerhafftigkeit dieses Grabes an sich selbst für kein so grosses Wesen. Jene ist ein vergrabener Schatz, welcher wenig Menschen in das Auge kommt; und wenn ihr mich nicht zum Ausleger gehabt hättet, würdet ihr so wenig errathen haben, daß der grosse Thuisco darinnen begraben ist, als die Egyptier zu sagen wissen, wer in ihren Grabe-Spitzen beerdigt sey. Die andere ist ebenfalls der Vergängligkeit unterworffen, als die Leichen selbst, welche, wenn sie nicht Feuer oder Fäulnüß verzehret, doch Würmer und Ratten fressen. Sintemahl die Eitelkeit nicht nur über, sondern auch unter der Erden ihre Herrschafft hat, und durch Erdbeben gantze Gebürge und Flüsse verschlucket; durch Schwefel-Brände Ertzt und Felsen einäschert; durch Gewässer die geräumsten Hölen ersäuffet. Massen denn auch falsch ist: daß der Blitz kein Grab versehre. Sintemahl des Gesetzgebers Lycurgus, und des Tichters Euripides davon zermalmet werden; und ist die hieraus auf selbiger Todten Vergötterung gezogene Auslegung nur für eine abgöttische Heucheley zu halten. Es ist aber die Vergängligkeit in unterirrdischen Klüfften so viel weniger zu verwundern, weil die Eitelkeit für längst über das Rad der Sonnen sich geschwungen, und unterschiedene Sternen wo nicht vertilget, doch in dem Gesichte der Menschen ausgeleschet hat. Ja mein Gothischer Weltweiser hat mir nicht nur unterschiedene Merckmahle abnehmender Sternen gewiesen, sondern mich auch versichert: daß mit der Zeit vier Sternen in dem Zeichen des Schiffes zwischen dem Hintertheile und denen Rudern, einer in dem rechten Ohre des Hundes, in dem Schnabel des Rabens, der sechste im Kredse, einer ins Ganimedes Knie, der letzte im Schwantze der Schlange, und der helleuchtende im Medusen-Haupte mit der Zeit gar oder grossen theils verschwinden; hingegen einer im Mast-Baume, der eilffte im Löwen, der neblichte im Schwantze des Scorpion sich vergrössern, ja auf der Stirne des Hundes, in der Caßiopea, und im Wallfische gar neue Sternen gebohren werden würden. Wenn aber auch schon dieses oder einige andere Gräber mit der Erd-Kugel selbst um die Tauerhafftigkeit streiten könte; so scheinet es doch eine ewige Thorheit zu seyn, nach Ruhm unter den Todten streben, und aus dem Grabe eine Sonne machen; wenn zumahl einer im Leben kaum ein Stern der sechsten Gattung, oder einer derselben gewest ist, die in der Milch-Strasse sich gar nicht erkiesen lassen. Sintemahl wie die prächtigen Grab-Maale, welche Evagoras und Miltiades ihren auf den Olympischen Schau-Spielen obsiegenden Pferden, Lacydes seiner Ganß, die Römer einem Raben, andere Hunden aufgerichtet, diese Thiere in keine bessere verwandeln; also werden todte Wercke in kalten Steinen nicht lebhaft, und düncken mich die, welche nicht durch ruhmwürdiges Beginnen die Tage ihres Lebens, sondern durch Gepränge der Ehren-Maale die Nacht ihres Todes zu erleuchten vermeinen, nicht besser, als die glänzenden Feuer-Würmer zu seyn, welche im Finstern dem Golde, in dem Tage verächtlichem Kothe gleichen. Alles was nicht die Tugend zum Grunde, und die Ewigkeit der Seele zum Absehen hat, ist vergänglicher Rauch. Frist die Zeder nicht der Wurm, das Ertzt nicht der Rost, so verzehret sie ein ander Zahn der Zeit; ja ein einiger verwahrloster Funcken. Da nun aber du, Marbod, seuffzest, daß dein Leib hier auf Erden mit der Zeit wie allhier Tuisco in Cristall möge verwahret werden; wie viel mehr hastu nachzusinnen: daß die viel edlere Seele im Himmel die Sonne selbst zum Kleide habe. Weil der Mensch scheinet gebohren zu seyn, daß er sterbe; muß er sich bemühen also zu sterben, daß er ewig lebe; und weil das Leben ihn zum Grabe leitet, soll das Grab ihm die Staffel seyn zu verweßlicher Ehre. Glaube mir aber, Marbod, du wirst ein herrlicher Grab, als diß ist, oder aus einem Diamantenen Felsen dir gehauen werden könte, verdienen; wenn du diß, was die Vorwelt an den güldenen Fuß dieses Bildes verzeichnet hat, beobachten wirst; ja dein Gemüthe wird im Leben unversehrlicher Ruh, deine Seele unvergänglicher Vergnügung genüssen, wenn du denen Erinnerungen über der Pforte dieser Höle nachlebest. Hiermit bückte sich Ariovist, räumete um den güldenen Fuß vollends das versteinerte Wasser weg, und zeigte seinen Gefärthen, wie daselbst mit eitel Edelgesteinen nachfolgende Worte auffs künstlichste ins Gold versetzt waren.

Der Erde Marck das Gold, und so viel edle Steine
Sind's Armuth dieser Grufft. Tuiscons edles Grab
Ist ihr und Deutschlands Schatz. Weil diß nur sein Gebeine
Versammen hält, wird ihm kein Feind was ringen ab.

Als Marbod diese kostbare Schrifft gelesen, fieng er an: So sehe ich wol, daß die Leiche des grossen Tuisco ein Schutz-Bild, und also ein grosser Schatz Deutschlands sey; an dessen Bewahrung das Heil, an Versehrung aber der Untergang des Vaterlandes gelegen sey. Ariovist lächelte, ihm antwortende: Ich weiß wol, daß das der gemeinen Sage nach vom Himmel gefallene Trojanische Palladium, welches man mir noch zu Rom als ein grosses Heiligthum gewiesen, nichts anders, als des Königs Pelops Gerippe, welches ein Asiatischer Weiser bey einer gewissen Vereinbarung der Sternen aus seinen Todten-Beinen zusammen gesetzt, und dem Könige Troß verehret hat; das Olympische Schutz-Bild nichts, als Knochen eines Indianischen Thieres; der Spartaner Minerven-Schild die Menschen-Haut des weisen Pherecydes; das Syrische Dagons-Bild mit einer Wallfisch-Haut umzogen gewesen; und alle diesen Heiligthümern eine Krafft der Unüberwindligkeit zugeeignet werden sey. Alleine ich bin der Meinung, daß wie gegenwärtige Schrifft einen andern Verstand hat, also auch jene Bildnüße gar auf was anders gezielet haben. Marbod fragte alsofort: Ob denn diese ziemlich klare Reymen anders ausgelegt werden könten, als daß so lange Tuiscons Bild unversehrt bliebe, Deutschland würde unüberwindlich seyn? In alle Wege, antwortete Ariovist. Denn, weil ich meine Auslegung dieses Geheimnüßes wol so gefährlich nicht achte, als wenn einer das Palladium zu sehen bekommen; massen Ilus zu Troja, Metellus zu Rom hiervon soll verblindet sein; so wil ich meinen gemuthmasten Verstand dieses Retzels nicht verschweigen: daß nemlich, so lange Deutschland sich nicht selbst durch Zwiespalt trennen werde, kein Feind selbtem was anhaben würde. Denn nach dem Schirme des Göttlichen Verhängnüßes kan den Feinden eines Reiches kein besserer Riegel, als die Eintracht der Bürger fürgeschoben werden. Einzele Pfeile können auch Zwerge zerbrechen; viel auf einmal aber nicht Riesen-Armen. Diese, mein lieber Marbod, hüte dich ja vollends zu zertheilen, wo du dein streitbares Vaterland nicht zu einer Magd, dich aber zum Leibeigenen der herrschsüchtigen Römer machen wilst. Aber ich muß dich durch die Uberschrifft des Eingangs noch für einer schnödern Dienstbarkeit warnen. Hiermit führte Ariovist den König Marbod daselbst hin, und zeigte ihm die in Berg-Cristallen tieff eingegrabene Worte:

Der's deutsche Reich in Grund, die Feind' in Stand gelegt
Tuisco steht allhier in dieser güld'nen Höle.
Lernt, die ihr Koth für GOtt offt zu verehren pflegt,
GOtt sey ein tauglich Grab den Leichen, nicht der Seele.

Aber, sagte Ariovist, ich traue dir selbst nicht zu, daß ob wol ins gemein der für unvernünfftig gehalten wird, der nicht mehr verlangt, als er darff, dein hoher Geist sich mit dem unflätigen Laster des Geitzes, welches einen reichen Fürsten dürfftiger macht, als ein freygebiger Bettler ist, mit diesem Armuthe des Gemüthes besudeln soltest; welches nicht ehe, als wenn der erblaste Mund die kalte Erde zu käuen bekommt, ersättigt wird, und das durch eine unsinnige Begierde des Menschen Hertze alsdenn am ärgsten quälet, wenn er am wenigsten mehr zur Zehrung darff. Wie ich denn auch, da ich diese Beysorge gehabt hätte, keinem unter euch diese verborgenen Reichthümer und Anreitzungen zum bösen gezeigt haben würde. Aber meinem unvergreiflichen Urthel nach, wirstu in der darneben stehenden Cristallen-Taffel etwas mehr zu bedencken finden; in welche eingegraben war:

Die ihr aus Ehrsucht mehr, als Andacht Tempel bauet,
Nur: daß die Nachwelt euch, wie sie vergöttert schauet,
Baut dem Tuiscon auf kein güldnes Rauch-Altar.
Denn, kont' er lebend gleich nicht mehr seyn, als er war,
Auch todt nichts weniger, als dieser Riese werden;
So bleibt er doch, wie ihr, für GOtt ein Zwerg auf Erden.

König Marbod, nach dem er diese ihm eingehaltene Zeilen etliche mahl nachdrücklich gelesen hatte, fieng er an: Es ist wahr, wenn wir eingebildete Welt-Götter unser Absehn und unser Wesen gegen einander halten, müssen wir nachgeben: daß die Gebrechligkeit in unserm Vermögen einen festern Fuß gesetzt habe,

als die Allmacht in unser Einbildung. Daß unsere Gewalt auf nichts anders, als der Unterthanen Demüthigung, und der Nachbarn Schwäche gegründet sey. Wir sind unserer Hoffart nach in alle wege dem Egyptischen Memnons-Bilde zu vergleichen, welches nur mit der Sonne Gespräche hält, an sich selbst aber nichts, als ein zu Bodem sinckender Stein ist. Wir sind das eingebildete Gold in denen angefeuerten Schmeltz-Kolben, das im Glase Purpur zur Farbe hat, im Ausmachen aber nur Rauch und Asche ist. Ariovist fing an: Warlich, Marbod, wenn du diß von Hertzen redest, hastu aus der Eitelkeit einen fernen Blick in das Ewige gethan. Denn das Erkäntnüs seiner eigenen Richtigkeit, ist die Helfte seiner Verewigung, wie die Einäscherung irrdischer Dinge der Weg zu einer neuen Geburt. Wirstu nun behertzigen: daß alle Vergnügung der Welt nur Einbildungen, alle Güter, die die Eitelkeit der Ehrsucht und dem Geitze zur Schaue auslegt, verfälschte und betrügerische Waare sey; daß alles zeitliche vorwerts die Hoffnung, hinterrücks die Furcht zur Begleiterin hat; daß der anmuthigste Blick des Glückes ein Blitz sey, welcher mit seinem Anlachen einäschert; ja daß alles in der Welt Blendungen, Träume und Undinge, der vernichtende Tod aber allein etwas wahrhafftes sind; so wirstu bey Zeite deiner Herrschsucht einen Gräntz-Stein setzen; deine Vernunfft wird dich anverweisen den allzuweiten Zirckel deiner Gedancken in die Enge zu ziehen; wormit dein Gemüthe den Mittel-Punct der Ruhe finde, deine Seele aber nicht in dem Irrdischen eingezüngelt bleibe, sich zum Ewigen auffzuschwingen.

Diesen und vielen andern heilsamen Erinnerungen des frommen Ariovistes gab König Marbod, Lichtenstein und Tannenberg ein auffmerckſames Gehöre; welche hierüber von ihm wieder aus diesen zweyen Hölen geführet wurden. Sie kamen nach derselben fleißigster Betrachtung zu dem Felsenritze wieder heraus, als die Sonne schon untergegangen war. Weßwegen sie daselbst übernachten und sich mit denen Wurtzeln und Beeren, welche Ariovist aussuchte, wie auch mit deme nahe darbey heraus spritzenden Qvelle vergnügen musten; wiewol der Hunger ihnen diese schlechten Gerichte derogestalt würtzte: daß sie ihnen besser, als der Uberfluß an der Königlichen Taffel schmeckten. Ob nun gleich Marbod auf den Morgen von Ariovisten Abschied zu nehmen meinte, in dem er durch der Marsinger und Semnoner Gebiete, keines Weges aber durch das Land der auffständigen Bojen zu seinen Hermunderern zu kommen getraute; so wolte doch Ariovist ihn und seine zwey Ritter in diesem irrsamen Gebürge nicht verlassen, sondern sie biß unten an desselbten Fuß begleiten. Er führte sie diesemnach über allerhand Berge, durch viel anmuthige Thäler und Wälder; biß die am Mittage brennende Sonne sie unter einer überhängenden Stein-Klippe bey einer rauschenden Bach auszuruhen, ihr Magen sich aber mit der gewohnten Kost zu sättigen nöthigte. Weßwegen Ariovist an der Lähne etliche Kräuter ausrupffte; worüber er aber zur Erde niedersanck; und deßhalben die andern drey herzu sprangen seinen Unfall zu vernehmen. Sie fanden ihn gantz erblast; sein Mund konte mit genauer Noth kaum diese verbrochenen Worte ausdrücken: Ich sterbe um nunmehr recht zu leben. Wormit er denn verstummete, und in selbigem Augenblicke gleichsam ohne einige Empfindung des Todes die Seele ausbließ. Marbod und seine Geferthen empfanden diesen unvermutheten Todesfall dieses anmuthigen Fürsten so sehr, daß sie alle seine Leiche mit bitteren Thränen netzten; insonderheit aber nicht ohne geringe Gemüths-Veränderung wahrnahmen: wie der den Ariovist stets auf dem Fuße begleitende Bär, nach dem er seinen Herrn eine Weile beleckt, und gleichsam, ob er lebend oder verblichen wäre, erkundigt hatte, sich nahe darbey von dem Felsen in ein tieffes Thal abstürtzte. Gleichwol aber musten alle bekennen: daß wie Ariovistens Leben ein Beyspiel allen Lebenden seyn; also kein Mensch ein sanffteres Ableben wünschen könte. Sintemahl jenem das Glücke nichts zu nehmen; diesem aber der Tod seine anklebende Bitterkeit anzustreichen nicht vermocht hätte. Sie beriethen sich hierauff mit einander über seine Beerdigung; Marbod aber machte den Schluß: daß dieser grosse und weise Fürst verdient hätte, neben Tuiscons Grab gestellet zu werden. Weßwegen ihnen Lichtenstein und Tannenberg nicht beschwerlich liessen fallen, sich mit Ariovistens Leiche zu bebürden, und solche dem vor- und zurückgehenden Marbod gegen der verlassenen Höle nachzutragen. Sie verlohren aber bald die Spur; und ob sie zwar biß in dritten Tag selbte zu finden sich mit grosser Beschwerligkeit bemühten, war doch alles vergebens; also, daß König Marbod endlich seinen Vorsatz änderte, und anfieng: Ich weiß nicht, ob das Verhängnüs dieser verlohrnen Wunderhöle durch ein Gesetze, wie die Griechen das Eyland Delos, als ihr allgemeines und hochheiliges Vaterland, und die glücklichen Araber eine andere Insel für Beerdigung der Todten verwahret habe. Alleine, nach dem selbte gleichwol des Tuiscons Leiche verträgt, sehe ich wol: daß das Verhängnüs nicht so wol Ariovisten das köstliche Grab mißgönnet, als unsere Augen verblendet; weil es uns nicht allerdinges zutrauet: daß wir künfftig reine Hände von diesen verborgenen Schätzen behalten dörfften; nach dem vielleicht einer oder ander unter uns schon ein Theil seines Hertzens in der Höle zurück gelassen hat; und wir selbtes vielleicht gar mit Ariovistens Leibe darein vergraben dörfften, nach dem uns mit ihm ein so heilsamer Lehrmeister entfallen ist. Diesemnach machte er in einem Kräuter-reichen Thale, unter einem dreygriefsichten Ahorn-Baume durch seinen Degen mit Ausgrabung der Erde den Anfang ein Grab zu scharren; welches denn noch selbigen Tag durch aller dreyer Beyhülffe drittehalb Ellen tieff verfertiget, und also Ariovistens Leiche darein geleget ward. Das Grab erhöheten sie nach der alten Deutschen Art mit Rasen; und sagte Marbod: Ihre Vorfahren hätten Marmelne Gräber für keine Ehre, sondern eine Beschwerde der Todten gehalten. Ariovisten wäre rühmlich genung: daß er einen König zum Todten-Gräber, seine Jugend nebst der Tapfferkeit die Klugheit des Alters, sein Alter die Unschuld der Kinder gehabt; und als der Tod ihn gantz zu verriegeln vermeint, der Nachruhm und die Seele den Sarch für der Zeit erbrochen, jener sich in die Welt vertheilet, diese in eine herrlichere Wohnstatt verfügt hätte. Tannenberg schnitt in die Rinde des ansehnlichen Ahorn-Baumes folgende Reymen ein:

Hier ist's Grab Ariovistens, dessen mächtig Krieges-Heer,
Doch nicht ihn und seinen Muth Glück und Cäsar hat bestritten;
Dessen Beyspiel Fürsten lehret: iede Herrschens-Kunst sey schwer,
Gleichwol könn' ein Mensch der Welt, nur ein GOtt ihm selbst gebitten.

Auf das Albinische und Kamperische hochzeit-fest.

Ist lieben seuche, pest und gifft,
Dan nattern tödten kan, und scorpion entgeistert?
Das gelbe molchen übertrifft?
Ist lieben raserey, die die vernunfft bemeistert?
Ein nagend krebs, der marck und bein frist aus?
Ein wurm, der aus den stauden edler jugend
Nicht nur den kern, die wurtzel reißt der tugend?
Ein feuer, das in asche, staub und graus
Volkreiche städte leg't, und länder stürtzt in grund,
Daß itzo wilde Buchen stehen,
Und segel-volle maste gehen,
Wo weiland Troja war, und vormals Tyrus stund?

So ists! diß würckt der liebe brand.
Durch sie flog Sodoma geschwefelt in die lüffte.
Und Loth, der dort entronnen, fand
Auff seiner tochter schoß mehr als Gemorrens klüffte.
Ja Samson muß, den Rom doch und Athen
Im Hercules zu einem Gotte machte,
Als Omphale ihn in ihr netze brachte,
Durch Delilen verächtlich untergehn.
Als GOttes hertzens-mann kaum Batseben ersieh't,
Und er auch aus der flut entglimmet,
Wird Davids harffe so verstimmet,
Daß sie für psalmen spielt ein geiles buhler-lied.

Wer macht ihm nun nicht selbst den schluß?
Daß wer den keuschen geist GOtt rein und keusch will ehren,
Der liebe götzen abthun muß,
Und in der andachts-glut diß göldne kalb zerstören.
Der weyrauch, der in Venus tempel brennt,
Reucht GOtt nicht wohl, die engel, die uns dienen,
Entfernen sich, wie für dem rauche bienen.
Die opffer, die auch Paphos heilig nennt,
Sind zu Jerusalem ein stinckend Gottesdienst.
Ja die mit brunst sich unterstehen
In GOttes heiligthum zu gehen,
Bekommen fluch zu lohn, und straffe zu gewinst.

Wie ist denn er, vertrauter freund,
Der GOtte dienen muß und beym altare wachen,
Nicht auch der süssen liebe feind?
Schickt sichs, ein priester seyn, und gleichwohl hochzeit machen?
Ja ja! gar wohl! was GOttes liebes kind,
Was die natur den seelen eingesämet,
Steh't auch für GOtt in tempeln unbeschämet.
Es schickt sich wohl daß priester väter sind,
Die lieb in keuscher eh' entweyht kein opffer nicht.
Das heiligthum wird nur beflecket,
Wenn geile brunst im hertzen stecket,
Die GOttes ordnung stör't, und eh' und eydschwur bricht.

Der schnöde mißbrauch böser brunst
Ist unwerth, daß er soll der liebe nahmen führen
Der lufft-gestirne falscher dunst

Macht nicht, daß stern und sonn' ihr wahres licht verliehren.
Wenn jene fall'n zeräschert in den grund,
So glänzen die ins himmels güldnen zimmern.
Denn schwefel kan nicht wie die sternen schimmern.
Verkehret doch der schlangen geifer-mund
In wermuth-bittres gifft gesunder kräuter safft,
Woraus die bienen honig saugen:
So kehrt der liebe tauben-augen
Der boßheit zauber-gunst in basilisken-krafft.

Der edlen Rose perlen-haupt
Wird, ob die röthe sich schon ihrem schnee vermählet,
Der reinen zierde nicht beraubt.
Die jungferschafft hat sie für ihren krantz erwehlet,
Bepurpert sie gleich Cythereens blut.
Der keuschheit bild, die lilje selbst, empfindet
Den süssen trieb, der alle seelen bindet,
Den anmuths-reitz, des liebens reine glut.
Und welche blume glänzt, die dieser geist nicht rühr?
Der thau zeigt ihre liebes-thränen,
Und ihr Geruch das süsse sehnen,
Die röthe bildet gar verliebte flammen für sie.

So bleibet Abraham doch rein
Und GOttes bunds-genoß auch in der Sara bette.
Die kirche würde seldst nicht seyn,
Wenn sie die liebe nicht zu ihrer mutter hätte
Die pflanzen die aus ihrem garten blühn,
Die müssen kirch und paradieß erfüllen.
Aus liebe ließ sich GOtt ins fleisch verhüllen,
Ja sie vermählt die gläubigen und ihn.

Wo reine liebe glimmt, zeucht GOttes Geist selbst ein.
Des Heylands grosse wunderwercke
Entwerfen selbst des liebens stärcke:
Indem zu Cana quillt aus wasser-krügen wein.

Heist biß nun GOttes weinberg bau'n,
Wenn ein paar seelen sich in reiner ehe lieben,
Aus der sie stauben wachsen schau'n,
Die durch den glauben schon im himmel sind beklieben,
Wenn sie gleich noch der mutter schooß umfaßt;
So kan auch ihm nicht GOttes segen fehlen,
Nun er ihm eine seele will erwehlen,
Die tugend liebt, und schnöde laster hasst.
Wo doppel-andacht mehr als einfach opffer kan,
Muß man von euch verlobten schlüssen:
Eur seuffzen wird mehr würcken müssen,
Nun nebst der priesterin der priester GOtt rufft an.

Der himmel weist sich selbst geneigt,
Und regnet freud und lust auff die verknüpfften hertzen.
Denn wo sich GOttes anblick zeig't,
Bekräntzet eitel heil die frohen hochzeit-kertzen.
Und seegen folgt den reiffen jahren nach.
Mich dünckt, ich sehe schon in einer wiegen
Die frucht der eh' und GOttes gabe liegen;
Hingegen fleucht verdrüßlich ungemach.
Und wo hierinnen nicht mein festes urtheil fehlt,
Hat, ob wohl ehen hie auff erden
Vollzogen, dort geschlossen werden,
Auch Martha dieses mahl das beste theil erwehlt

Johanne Friederike Lohmann.

Diese Schriftstellerin war die Tochter des Hofraths und Professors Richter zu Wittenberg und am 25. März 1749 daselbst geboren. Nachdem sie die gewöhnliche weibliche Erziehung genossen hatte, verheirathete sie sich mit dem Accisinspector Häbler zu Zwickau, wurde aber von ihm wieder geschieden und aufs Neue vermählt mit dem Auditeur des preußischen Leibcuirassier-Regimentes Lohmann zu Schönebeck bei Magdeburg. Nach dem Tode ihres Gatten nahm sie Magdeburg zu ihrem Aufenthaltsorte, den sie später mit Leipzig vertauschte, wo sie am 11. December 1811 starb.

Sie gab heraus:

Gedichte und Aufsätze. Dessau 1793, 8.
Jakobine. Leipzig 1794, 2 Thle.
Klara von Wallburg. Ebendas. 1796, 2 Thle.
Die Irrgänge des häuslichen Lebens. Neuruppin 1798.
Weihestunden der Muse. Ebendas. 1798, 4 Thle.
Antonie. Leipzig 1799.
Klaudine Lahn. Ebendas. 1802, 2 Thle.; neue Ausg. 1815.
Leichtsinn und Wahn. Chemnitz 1805; 2. Aufl. 1813.
Marie. Zerbst 1806.
Herbstblumen meines Geistes. Magdeburg 1810.
Geschichte zweier Frauen aus dem Hause Blankenau. Ebendas. 1810.

Ihre Romane und Erzählungen fanden sehr freundliche Aufnahme, da sie mit gewandter Darstellung glückliche Erfindung und Kenntniß des menschlichen Herzens verband.

Emilie Friederike Sophie Lohmann,

die Tochter der Vorigen, welche auch unter dem Namen ihrer Mutter schrieb, ward 1784 in Schönebeck geboren, blieb unvermählt und starb im Jahre 1830 in Leipzig. —

Sie ließ erscheinen:

Winterabende. Ruppin 1811, 1r Bd., 8.
Erzählungen. Magdeburg 1820, 2 Bde., 8.; 2r Bd. auch unter dem Titel: Leben und Dichtung, in Erzählungen.
Neue Erzählungen. Ebendas. 1823, 8.
Kleine Romane. Ebendas. 1825 und 1827, 2 Bdchen, 8.
Neueste gesammelte Erzählungen. Leipzig 1828 — 32, 16 Bde., gr. 12. Der 13. — 16. Bd. auch unter dem Titel:
Letzte Erzählungen. Ebendas. 1832, 4 Bde., gr. 12.

Außerdem noch: Die Gräfin Puttlitz, Base Schlick aus Glogau, Thekla von der Aue, der Trauerritter, welche sich in der Sammlung Originalromane (Leipzig 1828 — 29, 8.) im 2., 3. und 6. Thle. finden.

Noch talentvoller als ihre Mutter, wußte F. L. den von derselben erworbenen Ruf ehrenvoll zu behaupten, da sich ihre Leistungen ebenfalls durch glückliche Erfindung und gewandte Darstellung, ganz besonders aber durch Zartheit, Innigkeit und Wärme, bei großer geistiger Feinheit, höchst vortheilhaft auszeichneten.

Johann Andreas Christian Löhr.

Dieser verdiente Jugendschriftsteller ward am 18. Mai 1764 zu Halberstadt von armen Eltern geboren und studirte nach unter drückenden Verhältnissen vollendeten Schulstudien gegen seine Neigung, die ihn zur Medicin hinwies, zu Leipzig Theologie. Nur unter den unglaublichsten Entsagungen und Entbehrungen ertrug er den harten Winter von 1781 — 82 und würde demselben vielleicht unterlegen haben, wenn nicht ein Menschenfreund sich seiner angenommen und ihm eine Lehrerstelle am Waisenhause zu Halle verschafft hätte. Uebertriebenes Arbei-

ten und dadurch zugezogene wiederholte Blutstürze, nöthigten ihn eine Hauslehrerstelle bei dem Vater des bekannten Krug von Nidda in Gatterstädt bei Querfurt anzunehmen. Von hier kam er in gleicher Eigenschaft zum Hofrath und Director des halleschen Waisenhauses Madai, wurde 1787 Pfarrer in Dehlitz am Berge, 1793 in Merseburg und 1813 Oberpfarrer in Zwenkau bei Leipzig, wo er nach vielfachen körperlichen Leiden am 28. Juni 1823 starb.

Von ihm erschien theils anonym, theils mit den Pseudonymen: J. K. F. Müller, K. Fr. Schmidt, Philadelphus Alethes für sich und mit Andern:

Anweisung zur zweckmäßigen Behandlung des Obst- und Gemüse-Gartens. Frankfurt 1796, 2 Bde.
Der vollständige Monatsgärtner. Ebendas. 1797.
Der ehrliche Baum- und Küchen-Gärtner. Leipzig 1798.
Kleine Geschichten und Erzählungen für Kinder. Ebendas. 1799.
Kleine Erzählungen. Frankfurt 1800.
Kleine Plaudereien. Ebendas. 1801 — 9, 3 Bde.
Die Natur und die Menschen. Leipzig 1803 — 4, 3 Thle.
Erste Lehren und Bilder. Ebendas. 1803 — 5, 2 Thle.
Die Länder und Völker der Erde. Halle 1803, 4. Bde.; 3. Ausg. Leipzig 1820, 4 Bde.
Tändeleien und Scherze. Ebendas. 1805 — 8, 2 Thle.
Ludwig und seine Gespielen. Ebendas. 1810.
Der erste Lehrmeister. Ebendas. 1810 — 22, 24 Thle.
Größere Weltgeschichte. Ebendas. 1811, 2 Bde.
Der Weihnachtsabend. Ebendas. 1813.
Das Fabelbuch der Kindheit und Jugend. Ebendas. 1815.
Gemeinnützige Naturgeschichte. Ebendas. 1815 — 17, 5 Bde.
Das Buch der Mährchen. Ebendas. 1818 — 20, 2 Bde.
Die Familie Oswald. Ebendas. 1819, 3 Thle.
Die Künste und Gewerbe des Menschen. Ebendas. 1819.
Das Buch der Bilder, Geschichten und Lehren. Ebendas. 1819 — 20, 3 Bde.
Mancherlei Begebenheiten. Ebendas. 1820.
Erzählungen und Geschichten für Herz und Gemüth. Ebendas. 1822, 2 Thle.
Die kirchlichen Dinge. Ebendas. 1823.
Des Dr. Martinus Katz- und Wachtelbüchlein. Ebendas. 1824.

Löhr's Jugendschriften haben vor vielen anderen ihrer Art den großen Vorzug, daß die Erfindung derselben eine eben so glückliche als die Behandlung eine äußerst gewandte und der Jugend vollkommen angemessene ist. —

Kaspar Friedrich Lossius

ward am 31. Januar 1753 zu Erfurt geboren und nach in seiner Vaterstadt vollendeten Studien an der dasigen Predigerschule 1771 als Lehrer angestellt. Er erhielt 1781 das Diaconat an der Andreas- und 1785 an der Rathskirche, wurde 1809 Mitglied des jetzigen Oberschul-Collegiums und 1811 Director der dasigen Töchterschule. Er starb daselbst am 26. März 1817.

Seine Schriften sind:

Für Katechumenen. Erfurt 1793 — 96, 2 Thle.
Gumal und Lina. Gotha 1795 ff., 3 Thle., u. öfter.
Sittengemälde. Ebendas. 1796 — 1802, 3 Thle. und öfter.
Helius Eoban Hesse und seine Zeitgenossen. Gotha 1797.
Moralische Bilderbibel. Ebendas. 1805 — 13, 5 Thle. und öfter.
Predigten. Erfurt 1809.
Wiegenbüchlein. Ein Taschenbuch für kleine Kinder. 2. Ausg. Leipzig 1811 — 12.
Historischer Bildersaal. Gotha 1815 — 16, 2 Thle. (mit C. F. Schulze).
Moralische Erzählungen. Ebendas. 1816.

Lossius erwarb sich durch seine Jugendschriften, namentlich durch Gumal und Lina, rühmliche Anerkennung, obwohl dieselben nicht ganz frei von einem gesuchten, süßlichen, mitunter sogar für die Jugend schwer verständlichen Tone geschrieben sind, doch hat er auf der anderen Seite so viel Gutes dadurch gewirkt, daß diese kleinen Fehler nicht weiter dürfen in Betrachtung gezogen werden.

Elisabeth von Lothringen, s. Meistersänger.

Georg Lotz

ward am 4. Januar 1784 zu Hamburg geboren, erhielt eine dem höhern Bürgerstande angemessene Erziehung und widmete sich dem Handelsfache. Schon früh an den Augen leidend gab er jedoch im reifern Jugendalter die bisher betriebene Kaufmannsbeschäftigung auf und lebte, nach und nach ganz erblindet, nur seiner literarischen Muße.

Er machte sich literarisch bekannt durch:

Wintergrün. Hamburg 1820, 8.
Poetische Versuche. Ebendas. 1820, 8.
Bilder aus dem Leben. Altona 1820 — 22, 3 Bdchen, 8
Die Lollharden. Braunschweig 1822, 3 Thle., 8.
Zerstreute Blätter. Ebendas. 1822 — 23, 2 Thle., 8.
Kampf mit dem Geschick. Ebendas. 1823, 2 Bde., 8.
Malpas. Historischer Roman. Ebendas. 1824, 3 Bde., 8.
Der Empörer. Ebendas. 1824, 3 Thle., 8.
Gabri oder die Brandruine bei Boza. Hamburg 1825, 8.
Darstellungen aus der idealen und wirklichen Welt. Nürnberg 1825, 8.
Erzählungen, Mährchen, Sagen und Schwänke. Leipzig 1825, 12., mit Titelkupf.
Der Unbekannte. Hamburg 1826, 8.
Florenzia. Nürnberg 1826, 8., mit 1 Kupf.
Geschichte der Fahrten und Abenteuer Bayards. Braunschweig 1826, 2 Thle., 8.
Neueste Schriften. Hamburg 1826, 8.
Das Grab des Fremden. Ebendas. 1826, 8.
Der Pflegesohn. Magdeburg 1827, 2 Thle., 8.
Die Tochter des Verbannten. Nürnberg 1827, 8., mit 1 Kupf.
Osmond. Kassel 1828, 2 Thle.
Pedrosa's Abenteuer. Nürnberg 1828, 8.
Der geheime Verhaftsbefehl. Braunschweig 1828, 8.
Das Ideal. Ebendas. 1828, 8.
Die Schreckenszeit und die Erbin. Ebendas. 1828, 8.
Räthselhafte, geheimnißvolle Erzählungen u. Gedichte. Hamburg 1829, 3 Bdchen, 8.
Die Jungfrau von Cordova. Ebendas. 1831, 8.
Die Warnerin. Ebendas. 1831, 8.

Er ist auch Herausgeber der Originalien (Hamburg 1817 ff.), der Flora (Ebendas. 1818 — 19), des Taschenbuchs Wintergrün (Ebendas. 1821 ff.) und (mit K. Töpfer), des Taschenbuchs Turandot (Ebendas. 1827 ff.), sowie Uebersetzer von Romanen W. Scott's, Ingemann's u. m. A.

Lotz ist durchaus nicht ohne Talent und besitzt neben glücklicher Erfindungsgabe Herrschaft über Sprache und Form; höhere Ansprüche an ihn, trotz den ihm verliehenen Naturgaben machen zu wollen, würde ungerecht sein, da das traurige Schicksal, welches ihn betraf, ihn auch zwang, sich der ihm verliehenen geistigen Mittel zu bedienen, um sich seinen Lebensunterhalt zu erwerben, wobei an eine ruhige, künstlerische Ausbildung derselben durchaus nicht gedacht werden konnte.

Johann Friedrich Löwen,

wurde 1729 zu Klausthal auf dem Harze geboren, studirte zu Göttingen die Rechtswissenschaften mit der Absicht, sich dem akademischen Fache zu widmen und ging, da dieß seine Vermögensumstände nicht erlaubten, 1751 zum Herrn von Hagedorn. Hier nahm sich, als er eben mit einem Empfehlungsschreiben dieses Dichters nach London abreisen wollte, der Legationsrath Zink einstweilen seiner an, bis er 1757 eine Secretärstelle in Schwerin erhielt und die Tochter des hamburger Schauspieldirectors Schönemann heirathete. In Folge eines Antrags einiger hamburger Kaufleute zu Umgestaltung der dasigen Bühne gab er 1767 seine Stelle in Schwerin auf und begann in Hamburg Vorlesungen über die Schauspielkunst zu halten. Da sich aber dieser Plan zerschlug, war er genöthigt 1768 wieder eine Registratorstelle zu Rostock anzunehmen, wo er unter Nahrungssorgen und Anfällen von Hypochondrie am 23. December 1771 starb.

Er schrieb:

Poetische Werke. Hamburg 1761, 2 Thle., gr. 8.; neue Aufl. unter dem Titel:

Schriften. Hamburg 1765—66, 4 Thle., gr. 8., mit Titelkupf. und Vign.

Einzeln:

Die Spröde. Schäferspiel. Helmstädt, 1748, 4.
Zärtliche Lieder und Anakreontische Scherze. Hamburg 1751, 8.
Poetische Nebenstunden. Mit Verrede von David Michaelis. Ebendas. 1752, 8.
Kurzgefaßte Grundsätze von der Beredsamkeit des Leibes. Ebendas. 1755, 8.
Ein halbes Hundert Prophezeiungen für das Jahr 1756. Deutschland (Hamburg) 1755, 8.
Die Walpurgisnacht. Gedicht. Hamburg und Leipzig 1756, 4.
Gedichte, dem Tode des Herzogs (von Meklenburg-Schwerin) gewidmet. Rostock 1756, gr. 4.
Der Billwerder. Hamburg und Leipzig 1757, gr. 4.
Satyrische Versuche. Ebendas. 1759, 8.
Götter- und Heldengespräche. Ebendas. 1760, 8.
Romanzen. Ebendas. 1762, 8.; neue Aufl. Leipzig 1771, 8.
Mißtrauen aus Zärtlichkeit. Lustspiel. Hamburg 1763, 8.
Schreiben an einen Freund über die Ackermann'sche Gesellschaft. Ebendas. 1766, 8.
Schreiben des Ackermann'schen Lichtputzers an einen Marionettenspieler. O. O. 1766, 8.
Romanzen, nebst einigen andern Poesien. Hamburg und Bremen 1769, 8.; neue verb. Aufl Leipzig 1771, 8.
Geistliche Poesien. Greifswalde 1770, 8.

Auch gab er Christian Krüger's poetische und theatralische Schriften (Leipzig 1763, 8.) und von Schweigerhausen's Schreiben an ihn (Dresden 1770, 8.) über die leipziger Bühne heraus und lieferte Arbeiten in damalige Zeitschriften und Almanachs.

Löwen war durchaus nicht ohne Talent, namentlich für das Komische, was sich vorzüglich in seinen Lustspielen und Satyren offenbart, aber ihn hinderte theils der Umstand, daß er für das tägliche Brot schreiben mußte, theils daß er sich die Dichter der sächsischen Schule zum Muster nahm, an der rechten Ausbildung desselben, und es gelang ihm nicht, sich über die Mittelmäßigkeit hinauszuschwingen, obwohl manche seiner Leistungen von Geist, Scharfsinn und leichter, glücklicher Behandlung zeigen. — Seine Romanzen waren zu ihrer Zeit, ihrer Neuheit wegen sehr beliebt und erfreuten sich großer Verbreitung, wurden jedoch bald durch bessere Arbeiten dieser Gattung wieder verdrängt, da sie eigentlich weiter nichts als komische und burleske Erzählungen in lyrischer Form waren.

Charaktere, nach einigen bekannten Grundsätzen entworfen *).

Denenjenigen, die den Witz des Witz des Waffenträgers des Don Quixot in Sprichwörtern bewundern, können die Erklärungen unmöglich unangenehm sein, die Herr Rabner von verschiedenen ursprünglich deutschen Sprichwörtern gegeben hat, deren Bedeutung man vor ihm entweder nicht recht verstanden, oder um die man sich wenigstens aus Gewohnheit nicht eben sehr viel bekümmert hat. Es ist mit den Sprichwörtern, wie mit einer mathematischen Aufgabe, oder wie mit verschiedenen philosophischen Sätzen beschaffen. So bald man den wahren Sinn derselben entwickelt hat, so bald kommt man durch sie auf Entdeckungen, die sonst noch lange fremde geblieben wären. Ich muß es gestehen, daß ich dem Herrn Rabner fast unter allen seinen Lesern den mehresten Dank für seine Bemühung schuldig bin, und manchesmal selbst in die Versuchung gerathe, mich mit der Erklärung solcher Redensarten zu beschäftigen. Ich habe gefunden, daß mir gewisse Bedeutungen von Wörtern oft den ganzen Charakter von gewissen Personen entdeckt haben. Ich war neulich bei einem reichen Kaufmann zu Gaste, wo man sehr heftig über die Bedeutung der Redensart stritt: Geld macht den Mann. Es wurden wohl tausend Beispiele angeführet, diesen wichtigen Satz in sein völliges Licht zu setzen. Man erzählte, daß Cleant schon lange nicht mehr ein braver, ein ehrlicher Mann sein würde, wenn er nicht aus einer ansehnlichen und reichen Familie wäre. Der Lebenslauf eines jungen Menschen von 20 Jahren wurde von einer Matrone erzählet, die wenigstens ihrer ehrwürdigen Runzeln wegen allen historischen Glauben verdiente. Sie bewieß der ganzen Gesellschaft, daß Leander ein großer Mann sei: denn er habe seit vier Wochen ein Kapital von 80000 Mark geerbet, und einen Handel nach Rußland angefangen. Ein solcher Beweis ist ohne Tadel! Man rechnete eine Menge von Menschengesichtern her, die vielleicht ewig den Charakter der Narren würden behauptet haben, wenn sie nicht ihre Bedienung, oder vielmehr das Geld, wodurch sie diese Bedienung erhalten, zu viel bedeutenden Männern gemacht hätte.

Ich wurde durch diese Beispiele leichter, als durch alle demonstrativische Gründe, überführet; und so bald ich jetzt das Wort Geld gedenke, so bald denke ich auch schon das Wort Mann dazu. Ein Mann ohne Geld würde also in unsern Tagen eben so klingen, als wenn ich sagen wollte: Ein christlicher Jude. Wenigstens können unsere Kaufleute, die täglich die Börse besuchen, nicht ohne das Wort Mann gedacht werden; sie müßten denn ihren Kredit verloren haben, der eben sowohl Männer machen kann, als das Geld.

Ich habe eingesehen, wie nützlich dergleichen Betrachtungen im gemeinen Leben sind; und ich will es daher versuchen, aus der richtigen Bestimmung der beiden Redensarten: Gut macht Muth, und Schweigen verräth nicht, den Charakter verschiedener Personen zu entwerfen. Ich hoffe, meine Landesleute werden mir es Dank wissen, daß ich sie von einer Sache belehre, die sie bei einer geringen Aufmerksamkeit aus der täglichen Erfahrung lernen können. Diese beiden Redensarten will ich so ansehen, als der Philosoph seine Grundwahrheiten ansiehet. Sie sollen zugleich die ersten Züge meines Gemäldes sein, woraus ich verschiedene vollkommene Schilderungen verfertigen kann.

Der Muth; oder der kühne Vorsatz, etwas zu unternehmen, muß allemal nach Gründen handeln. Ich rede philosophisch; und meine Leser müssen mir verzeihen, weil ich sonst in der Bestimmung irren könnte, und doch auf diese Bestimmung alles ankommt. Es geschiehet nichts ohne Ursache, oder ohne zureichenden Grund, wie unsere Philosophen sagen. Ein

*) Aus Löwen's satyrischen Versuchen. S. 152 fgde.

Narr ist nicht umsonst ein Narr. Er handelt nach gewissen Gründen; und sobald er aufhöret, dieß zu thun, so bald verdienet er den Namen eines Wahnwitzigen, und eine Stelle im Tollhause.

Der Muth hat folglich seine starken Gründe. Niemand ist ohne Ursache kühn. Die Ritter des Alterthums zerbrachen sich nicht umsonst einander die Hälse, und unsere Fahnenjunker würden gewiß ewig nicht in den Krieg gehen, wenn es nicht in der Absicht geschähe, eine Kompagnie zu erhalten, bei der sie über den Rücken eines jeden Mousquetiers zugleich ein gewisses Privilegium erhalten, oder auch nur wenigstens, um auf den Kaffeehäusern mit mehrerer Glaubwürdigkeit prahlen zu können.

Doch der Muth, der wahre und eigentliche Muth, hat noch weit glücklichere und gesegnetere Quellen. Man hat in unserer Sprache ein Wort, welches alle diese Quellen mit einmal ausdrückt. Es ist das Wort: Gut. Daher bedienet man sich so oft der Redensart: Gut macht Muth. Diese Redensart, oder besser, dieser Grundsatz enthält den Stoff zu vielen Charakteren, die man in der Welt antrifft. Ein Paar werden zum Beweise hinreichend sein.

Dort donnert Negrill in seinem neuen Wagen durch die Gasse. Der Pöbel gafft ihn an, bewundert sein blankes Kleid, und sieht der Karosse voll Ehrfurcht nach. Wodurch hat sich Negrill zu diesem Glücke erhoben? Nicht durch Gelehrsamkeit, nicht durch Verdienste. Er wurde eins nach dem andern. Lakay, Kassirer, Unterpächter, und zuletzt Finanzen-Rath. Eine reiche junge Wittwe, die Negrill schon vor zehn Jahren als Lakay getröstet hatte, hat sich jetzt diesen Trost beständig erkauft, oder deutlicher, sie hat sich dem Unterpächter antrauen lassen. Denn das war Negrill damals noch. Allein, es verstrichen keine vier Wochen, so besprach er sich mit der Chatouille des Fürsten, und für 2000 Thaler wurde er Finanzen-Rath. Er würde vielleicht niemals Muth zu dieser Bedienung bei sich gespüret haben, wenn ihm das Vermögen der Wittwe denselben nicht eingeflößet hätte. Den Umfang der Wissenschaften, die das Finanzwesen erfordert, kennet zwar der neue Rath nicht. Allein, aus seinem steifen Gesichte, und aus seinem gebieterischen Tone, mit dem er befiehlt, kann man sattsam schließen, daß er ohne sein baares Geld nicht so vielen Muth haben würde.

Nun hat Mericourt die reiche Erbschaft gethan, die keinen beherzter, als ihn, hätte machen können. Wie werden es sein Schneider, sein Speisewirth, der Weinhändler und alle seine Gläubiger fühlen! Ehe Mericourt erbte, bekamen alle diese Leute zwar nichts; aber man wies sie doch mit Höflichkeit ab, und höchstens fanden sie verschlossene Thüren. Jetzt stehet ihnen das Haus des Mericourt beständig offen; aber statt Geld regnet es gröbere Münze, Scheltworte, oder wohl gar Prügel. Würde Mericourt seinen Gläubigern so verwegen begegnen, wenn er nicht reich wäre? Der Reichthum führt ein gewaltiges Privilegium mit sich. Sein Schneider, der ihn vor drei Wochen würde haben beim Kopf nehmen lassen, wenn er ihn einen groben Mahner gescholten, und die Treppe herunter gestoßen hätte, bückt sich jetzt für alle Rippenstöße, womit ihn Mericourt bezahlet. „Sie scherzen nur, gnädiger Herr!" Würde der Schneider vor einigen Tagen so sanftmüthig gesprochen, oder würde vielmehr Mericourt so tapfer wider den Schneider losgezogen haben, wenn ihm nicht seine Erbschaft das Recht gegeben, so muthig zu sein. Noch ehegestern drohete sein Weinhändler, ihm nicht eine halbe Bouteille mehr zu verkaufen. Mericourt bat mit niederträchtigen Thränen um Geduld. Heute kommt der Weinhändler, und bietet ihm selbst neuen Kredit an, wenn er nur so glücklich sein, und einige tausend Mark auf Abschlag seiner alten Forderung erhalten sollte. Aber was antwortet der noch gestern so weibische Mericourt: Wein will ich haben, Kerl, und Geld sollst du bekommen, wenn es mir beliebt; aber ja bessere Weine als vorher! Denkst du, Hund, daß du mich mit deinem Schwefel vergeben willst? Geschwinde packe dich fort, ehe ich mir es einfallen lasse, dich für deine Betrügereien gar nicht zu bezahlen. Wie Sie befehlen, Ihro Gnaden! Er bückt sich, geht weg, und Mericourt sieht ihm triumphirend nach.

Leand ist der reiche Sohn eines reichen Vaters. Sein ganzer Vorzug bestehet darin, daß er schöne Kleider anziehet, ein böses Herz, nicht ein Quentchen Witz, aber ziemlich viel Geld hat. Er entscheidet unbarmherziger, als der fürchterlichste Kunstrichter. Sein Vater hat ihn dreimal aus einem ansehnlichen Banquerot reißen müssen. Er kann keiner Bedienung vorstehen; aber eine Frau muß er doch haben, und es wäre gut, wenn er mit dieser auch einmal Banquerot spielen könnte. Denn ich fürchte immer, daß sie ihn zur Last werden möchte, wenn er seine 12000 Thaler in Champagner hat verfliegen gesehen. Doch, so kleingläubig macht der Reichthum nicht. Gott, der die Raben ernährt, wird auch leicht verarmte Reiche ernähren. Gut macht Muth.

Philet hat, außer seinen brodirten Kleidern und neumodischen Westen, nichts Liebenswürdiges an sich. Sein Geschmack ist so ungestaltet, wie sein Körper; aber er ist Kammerjunker und sehr reich. Das sind ein paar starke Gründe, in den Gesellschaften die Rolle eines Vielbedeutenden zu spielen. Wenige Mägdchen sind so witzig, daß sie das Unanständige der feinen Herren bemerken sollten. Ein einziger Blick nach ihren frisirten Kopf, nach ihrer Weste, oder nach ihren Waden macht sie in ihren Augen allerliebst. Wer so klug ist, daß er schöne Westen und feine seidene Strümpfe tragen kann, der hat in den Gesellschaften der Damen gewonnen. Kommt der natürliche Verstand noch dazu, sich von reichen Eltern haben zeugen lassen; so wird man in der That der glücklichste Sigisbee werden. So viel zuversichtliche Gedanken muntern auf; und Philet, der zwar schon einige Dutzend Körbe eingesammlet hat, wird leicht ein Dutzend vernünftigere Schönen antreffen, die seinen Westen und seiner Börse die Ehre anthun, und sie lieben werden. Philet ist tausendmal glücklicher, als alle unsere Witzlinge. Wenigstens wiederfährt ihm eine größere Aufmunterung. Sein Vermögen ist ihm Aufmunterung genug; und die Welt müßt nicht mehr klug heißen, wenn Philet nicht nach seinem Gefallen tausend Herzen rühren, und über eben so viel Herzen siegen sollte. Gut macht Muth.

Der Muth, der auch bei der Gelehrsamkeit und in dem geistlichen Stande oft unentbehrlich ist, muß ebenfalls seine hinlänglichen Gründe haben. Es gehöret nicht wenig Muth dazu, wenn man sich der ganzen gelehrten Welt als ein vielbedeutender Autor in einer spanischen Peruke zeigen will.

Clitander, der alle mögliche Scholiasten auf den Fingern herzählen, und von dem Raum, von dem Wesen, von der Geistigkeit der Dinge so ausnehmend schön reden kann, daß ich ihn niemals verstehe; Clitander würde ewig kein Schriftsteller geworden sein, wenn er nicht Geld gehabt hätte. Seine Metaphysik, die drei Octavbände ausmachet, würde noch jetzt eben so unbekannt sein, als vorher, wenn er nicht Autor und Verleger zugleich gewesen wäre. Er hatte an dem Werke keine Kosten gesparet; und sein Bildniß, das vor demselben stehet, kostet allein 60 Thaler; denn die Peruke machte dem Kupferstecher sehr viel Mühe, und die Tressen auf dem Kleide wollten auch mit Geschmack gestochen sein. Clitandern ist erst vor vier Wochen eine reiche Erbschaft zugefallen, und er hat nachdem schon wieder eine Abhandlung in zwei Alphabeten, de jure haereditandi ex rationibus philosophicis et historicis, verfertiget, die vermuthlich sehr bald cum impensis Autoris celeberrimi erscheinen wird. Gut macht Muth.

Ehe ich mit der Erklärung dieser Redensart abbreche, will ich noch eine Anmerkung machen, die man bei einer genauen Untersuchung allemal wahr finden wird.

„Mit dem Reichthum ist nicht selten das Vorrecht vereinigt, ein offenbarer Freigeist zu sein."

Ein Mann, der denken kann, oder deutlicher zu reden, ein Mann, der einige Tausend Thaler im Vermögen hat, würde nicht mehr klug heißen, wenn er die Religion nicht für eine Ausgeburt halten wollte, die in dem Gehirn hungriger Pfaffen, und in der Politik der großen Herren gezeuget ist. Für den Pöbel, der gehorchen und arbeiten muß, schickt es sich, zu beten. Für Leute, die Geld haben, ist es eine verdrießliche Sache, andächtige Seufzer gen Himmel zu schicken. Es kommt alles darauf an, wie es das Schicksal ordnet. Wer im Staube kriechen muß, der ist gezwungen, es zu thun; und wer reich sein soll, der ist reich, und wird es auch bleiben, ohne daß er nöthig hat, alle Morgen und Abend in geistliche Verzückungen zu gerathen.

Ich kenne einen benachbarten Amtmann, der von nichts lieber, als von Renten, Pfaffen und Zoten redet. Seine liebsten Gäste sind diejenigen, die über den schwermüthigen Gedanken lachen, sich einen Gott zu erdenken, der alles regieret, und der Arme und Reiche gemacht hat. Nach seiner Meinung sind die Begüterten Herren der Welt, und der Pöbel ist nur dazu gemacht, daß er gehorchen, und um desto besser zu gehorchen, einen fürchterlichen Gott glauben müsse. Nach diesem Plane regieret er sein ganzes Dorf voll Bauern, und diese Arme fühlen es nur gar zu oft, wie gewissenhaft ein reicher unwissender Richter handelt, wenn sie das Schlachtopfer seiner Gerechtigkeit werden. Er hat wöchentlich den Gerichtsverwalter, der schon zweimal wegen eines Meineids angeklagt gewesen, einen Officier und einen jungen Menschen zur Tafel, der sich wegen seiner liederlichen Einfälle bei dem Herrn Amtmann den Ruhm eines witzigen Kopfes erworben hat; und wenn der Spaß vollkommen sein soll, so wird der hochehrwürdige Herr Pastor mit genöthiget, der sein Glas Wein besser verstehet, als seine Theologie.

Die erste Gesundheit, die der Herr Amtmann alsdann einsetzet, ist der Witz des jungen Gelehrten. Sie stoßen an, und der Wirth ruft ihnen mit einer vernehmlichen Stimme vor:

Der Klang unsrer Kannen
Soll Teufel, Gewissen und Priester verbannen.

Sie stoßen beherzt an; nur Ihro Hochehrwürden nicht, die den Kopf schütteln, und ein klein bischen feindselig lächeln. „Nun, Herr Pastor! frisch angestoßen! Sie stehen ja jetzt nicht auf Ihrem heiligen Holze. Ei zum Henker! schreiet der Officier, Sie

wären mir ein schlechter Feldprediger! Der Donner! ich habe einen Kerl beim Regimente! Wenn er vor der Trommel prediget, so ist er ein rechter Pinsel, und der Halunke stehet da, als wenn er allen Heiligen die Zehen abgebissen hätte. Aber wenns ans Saufen gehet, da kann er mich und meine Collegen in aller —— Namen zu Boden saufen."

Ihro Hochwürden lächeln noch immer. „Nehmen Sie mirs nicht übel, Herr Pastor! ruft endlich der Witzling, daß wir Sie jetzt in ihrer Andacht stören! Wir wollen Ihnen Ihren lieben Herrn Gott gar nicht nehmen. Aber uns zu gefallen können Sie wohl einmal mehr als einen Gott glauben. Nicht wahr, meine Herren, ist Bacchus nicht ein allerliebster Gott? Frisch, Herr Pastor angestoßen! Legen Sie uns mit diesem Glas Wein zugleich Ihr Glaubensbekenntniß ab. Stoßen Sie an, meine Herren!

„Wir sind in Geheimnissen Spötter,
Wohlan, es leben die Götter!

Der Witzling lacht zuerst über seinen Einfall. Der Amtmann und der Officier folgen ihm nach, und bewundern ihn noch etwas vernehmlicher. Der Herr Pastor thut nichts, als daß er den Kopf etwas stärker, wie zuvor, schüttelt, zuletzt aber doch anstoßet, das Glas leeret, wieder einschenket, und mit einem undeutlichen Seufzer antwortet: „Ja, Sie sind mir lose Herren."

Es ist eine Schande, wenn ein Mann, der die Ehre der Religion sein sollte, sich und die Religion zum Gelächter machet, da er weiter nichts dafür genießet, als wöchentlich einige Mahlzeiten, und ein paar wohlfeil gepachtete Hufen Landes.

Der Amtmann, von dem ich jetzt rede, befand sich in seiner Jugend in sehr dürftigen Umständen, und er war ein guter Christ, so lange er noch nicht reich war. So bald sich aber seine Umstände verbesserten, so bald verbesserte sich auch seine Denkungsart, und er suchte, nächst der Ehre reich zu sein, auch noch eine andere, nämlich an allem, was Religion heißt, zu zweifeln. Er wußte, daß dieß der Geschmack der großen Welt sei. Wer die Höfe und die Akademien besuchet hat; wer die vornehmen Sitten der erfahrensten Officiers kennet, und wer endlich die Häifte des reichen Pöbels scharf beurtheilet, dem wird es leicht sein, sich von diesen Gedanken zu überführen. Ein reicher Freigeist ist immer noch kühner, als ein Spötter, den seine Armuth an der Vorsehung, und folglich auch an der Religion zweifeln läßt. Der Leichtsinn schweifet allemal mehr aus, als eine vermeinte Ueberzeugung. Der Arme ist nur insofern ein Freigeist, weil er glaubet, daß es zu seiner Beruhigung dienet. Der Reiche aber ist es, um aus voller Brust zu lachen, und sich ein abwechselndes Vergnügen zu verschaffen. Seine Umstände machen ihn immer muthiger, einen Haufen Pedanten aufzuziehen, der in einer schwarzen Kutte die Leute für Geld mit aller Gewalt in den Himmel ziehen will, und eine Menge von armen Geschöpfen zu belachen, die ihren Mangel durch nichts anders versüßen können, als auf das Wort ihres Pfaffen, den Himmel mit ihren Stoßgebetern zu stürmen.

Ich habe angemerket, daß unsere jungen Herren, die gerne witzig sein wollen, ebenfalls an einem oder dem andern Theile der Religion auf Geradewohl wegzweifeln. Bei diesen sind sehr selten ihre glücklichen Umstände der Antrieb der Spötterei, sondern nur der Vorsatz, andere zu überreden, daß sie schärfer und feiner denken können, als der Pöbel. Unsere junge Welt, die durch das Wort: Stutzer, nicht mehr geschimpfet werden kann, indem sie jetzt eine allzu große Ehre darin suchet, unsere junge Welt glaubet, es gehöre mit zu ihren vorzüglichen Verdiensten, in Gesellschaften, oder wo man nur Gelegenheit hat, seinen Witz auszuschütten, sich als ein Freigeist aufzuführen. Es ist Schade, daß noch keiner von diesen feinen Geistern so witzig gewesen ist, einen Beweis zu liefern, daß auch der Charakter eines Freigeistes mit zu einem Stutzer und Witzling gehöre. Er müßte aber mit Geschmack geschrieben sein; das verstehet sich. Mit Erlaubniß dieser einsichtsvollen Herren, will ich ihnen den Plan hier kürzlich entwerfen. Dieß wäre ungefähr der Titel: „Witzige Gedanken, daß ein Stutzer ein Freigeist sein müsse." Ich würde wohl zu dem Titel: „Beweis," gerathen haben. Allein, ein solches Wort ist für einen Witzling zu schematisch. Das Werk könnte, ungeachtet der wenigen Kapitel, doch wenigstens zwei Alphabethe betragen. Man könnte ungefähr zeigen, daß ein Stutzer nicht um sein selbst willen, sondern, der Welt zugefallen, ein Stutzer wäre. Eben so müßte auch der Beweis von dem Freigeiste geführet werden. Diese beiden Charaktere müßte man mit einander zu vergleichen suchen, alsdann auch eine Anweisung geben, an welchen Theilen der Religion man am füglichsten und liebsten ein Freigeist werden könne. Zum Beschluß dürfte es nicht undienlich sein, wenn man allerlei witzige Einfälle erdächte, wodurch man bei einer jeden Gelegenheit der Religion spotten, und andere zum Lachen bringen wollte. Mich deucht, dieses letzte Kapitel würde bei der Ausführung die wenigste Mühe kosten. Man dürfte nur alle Zweideutigkeiten sammeln, womit unsere jungen Herren sich in Gesellschaften hervorzuthun suchen.

Mein Verleger hat mich schon versichert, daß er ein solches Werk gern annehmen, und für den Bogen wenigstens einen Louisd'or geben will. Er glaubet, es werde gehen. Denn er hat ein so großes Zutrauen zu seinen Lesern, daß er nicht zweifelt, die erste Auflage, die sehr groß werden möchte, allein in Hamburg abzusetzen.

Ich muß mich entschuldigen, daß ich bei einer so bekannten Sache weitläuftig geworden bin. Aber es ist nun einmal mein Fehler, wenn ich mich als Autor gedenke, daß ich eben so viel Muth bekomme zum Schreiben, als unsere junge Herren zum Spotten.

Aus der andern Redensart: Schweigen verräth nicht, die ich noch zu erklären habe, kann auf eine eben so leichte Art der Charakter vieler Personen geschildert werden.

Ich leugne es nicht, daß es sehr vielen menschlichen Maschinen zuträglich wäre, wenn sie ewig schweigen würden. Ein goldener Herr, dem eine Antichambre voll unterthänigster Clienten aufwartet, und auf dessen Wink Diener, Pferde und alles in Bewegung gebracht wird; diese Excellenz würde ihren Charakter am besten behaupten, wenn sie nicht anders, als durch Mienen, reden wollte. Hier kommen Ihro Gräfliche Gnaden. Sie passiren durch eine gedoppelte Reihe demüthiger Clienten, die bereits zwo Stunden auf Audienz gewartet haben, und die sich etzo bis auf die Erde bücken, denen aber Ihro Gnaden durch Mienen zu verstehen geben, es sei gegenwärtig nicht Zeit, auf ihre Sachen zu hören. Wohin soll der Kutscher fahren, Ihro Excellenz? Nach Hofe! Der Herr steiget aus. Er machet dem Konig die Morgenvisite, aber er machet sie heute eben so, wie gestern, und wie er sie immer gemacht hatte. Dergleichen Komplimente rechne ich also mit zum Stillschweigen, das nicht verräth. Auf den Abend fahren Ihro Gnaden unfehlbar nach der Oper. Der Castrate singt göttlich! Haben Sie wohl bemerket, mit welchem Gusto Ricciarelli diese Arie sang, Madame! Alles dieses, mit noch andern Schmeicheleien untermischet, die, wie sich von selbst verstehet, mit zur Hofsprache gehören, wird der nächsten Dame ein paarmal mit einigen Kavalier-Flüchen vorgesaget. Aber alles dieses, welches die gewöhnlichen Unterhaltungscomplimente sind, rechne ich mit zum Stillschweigen. So lange also Ihro Excellenz auf eine solche Art reden, so lange werden Sie Ihren Charakter nicht verrathen; aber wenn sie von den Angelegenheiten ihres Fürsten reden, oder für einen armen Clienten sprechen, und die gethane Zusage erfüllen sollen, da erfahren Sie nicht selten, daß Sie besser gethan, wenn Sie in der Sache Ihres Monarchen geschwiegen, oder auch, wenn Sie dem Clienten gar nichts versprochen hätten.

Eben auf die Art würden Tausend in ihrem Ansehen bleiben, wenn sie die Kunst verstünden, nicht zu reden. Manche Stadt würde mit ihren wohl gewachsenen Predigern eine große Ehre einlegen, wenn sie nichts anders thun dürften, als sich dem Volke alle Sonntage einmal öffentlich zur Schau zu stellen. Aber daß sie reden müssen, das ist gar zu gefährlich.

Ich sammle mir meine Originale, wo ich sie finde; und das Kaffeehaus, das ich wöchentlich ein paarmal besuche, hat mich beständig in den Gedanken bestärket, daß der Satz: „Schweigen verräth nicht," manchen Charakter bestimmet. Ich rede zwar selbst nicht viel; aber ich schweige doch auch, dem Himmel sei gedankt! nicht deswegen, weil ich nicht verrathen sein will. Die mich von Person kennen, wissen, daß ich nicht schwatzhaft bin, aber daß ich auch ganze Stunden lang wegplaudern kann, weil ich wünsche, daß so viele Narren ewig schweigen, und sich nicht verrathen möchten.

Da die Exempel eine Sache am besten beweisen, so will ich hier ebenfalls einige anführen, und hernach meine Leser urtheilen lassen, in wie ferne mein Grundsatz wahr und anzunehmen sei.

Ich bin mit einem benachbarten Prediger bekannt, den ich immer für vernünftig gehalten, so lange ich ihn noch nicht habe predigen hören. Ich habe ihn wohl tausendmal einige Stellen der Alten vorgesaget, und sie, zur Ehre unsers Zeitalters mit Stellen der Neuern verglichen, und ich habe allemal ein zuversichtliches Ja von ihm zur Antwort erhalten. Es kann sein, daß mein Landprediger weder die Schriften des Alterthums noch ihre Nachfolger verstehet; aber er verräth doch seine Unwissenheit nicht, indem er mir niemals widerspricht, und sein ewiges Ja oder Nein ist mir der sicherste Beweis, daß Schweigen niemals verrathe. Wenn ich ihn aber nur den 25. Sonntag nach Trinitatis nicht über den Greuel der Verwüstung hätte predigen hören, so würde ich doch noch geglaubet haben, daß er mehr als seine Postill verstände. Sie ist gefallen, Babylon, die Große. So pathetisch fing er seine Predigt an, und ich war schon froh, daß ich eine vernünftige Predigt hören würde. Aber meine Hoffnung wurde mir bald verdorben. Ich hörte weiter nichts, als das viele unordentliche Sätze in einem

noch unordentlichern Tone hergepoltert wurden. Sie ist gefallen, Babylon, die Grose, und so wird das heutige Babylon auch fallen. Dieß wiederholte er Unendlichemal. Ich wünschte, aus Verdruß, daß Ihro Wohlehrwürden, die so oft von Fallen redeten, nur selbst zur Kanzeltreppe herunterfallen möchten. Die Gemeine würde wenigstens in ihm nicht so viel verloren haben, als in ihrem Organisten. Denn der Bauer wird mir doch antworten können, was sein Kantor für einen Choral gespielet hat; aber was sein Priester von Babylon und von dem Antichrist prediget, das wird er nicht einmal aussprechen, geschweige denn behalten, und wieder erzählen können.

Bei dem Schlusse seiner strohernen Beredsamkeit gerieth der Herr Pastor in Eifer. Aber der Eifer hatte keinen Antheil an seinem einförmigen Tone. Die Hitze zeigte sich nur in einer geschwindern Bewegung der Hände und in einigen Scheltwörtern. Gott weiß, wo er mochte gelesen haben, daß man zu Jerusalem schon Schauspiele gehabt habe. Wenigstens erzählte er seinen Bauern ganz zuversichtlich, daß eben dadurch Gott bewogen worden wäre, die arme Stadt Jerusalem zu zerstören. Das hatte mir noch zu meiner völligen Ueberzeugung gefehlet. Und nun glaubte ich im ganzen Ernste, daß Ihro Wohlehrwüeden ein Narr wären. Ich ging aus der Kirche mit einem innerlichen Unwillen über die Unwissenheit dergleichen Prediger, die in einem gleichlautenden Schultone ihren Zuhörern nichts sagen, oder höchstens doch auf eine lächerliche Art über die Sitten der Welt spotten, indem sie die Ehre Gottes zu vertheidigen glauben. Ich habe nachher meinen Prediger immer für das gehalten, was er ist; welches ich aber nicht würde gethan haben, wenn ich ihn nicht gehöret hätte. Der Grundsatz: Schweigen verräth nicht, entscheidet also den Charakter dieses ehrwürdigen Mannes vollkommen.

Den Herrn von U*** habe ich nur ein paarmal auf dem Kaffeehause gesehen, und aus seiner drapdornen Weste und seinem geschickten Billardspiele hätte ich fast schliessen sollen, daß er Verstand habe. Er setzte sich neulich neben mir und dem Herrn Y*** ans Kamin. Er ließ sich eine Pfeife Taback geben; er spuckte aus; er trank ein Glas Mandelmilch, und schwieg stille. Ich glaube noch immer, daß er Verstand habe. Sind Sie gestern in der italienischen Komödie gewesen? redete er mich endlich an. Nein, mein lieber Herr, antwortete ich ihm ganz kurz. Er mochte mich entweder für einen Melancholicum oder für einen Tropf halten, der nicht wüßte, was das Wort: Komödie, für ein Ding sei. Genug, er wandte sich von mir weg, und frug den Herrn Y*** auf eben die Art. Er fand hier einen bessern Gesellschafter; aber er widersprach ihm auch desto besser. Das hätte ich doch nicht geglaubet, sagte endlich der junge Herr von U***, daß Ihnen die italienischen Komödien so schlecht gefielen! Gehen Sie künftigen Montag hinein, Sie werden Wunder sehen. Man hat mir gesagt, daß die Gesellschaft ihre besten Stücke bis auf die zukünftige Woche gesparet hätte. Sie muß nun wohl freilich ihre Ursache dazu haben. Wie gesagt, gehen Sie auf den Montag hinein. Ein Stück! mein Herr, das ist ein Stück! es heißt — zum Henker! wie heißt es denn nun? es heißt — Ei nun, es mag heißen, wie es will; es ist ein unvergleichliches Stück. Und die Musik, mein Herr, wird besonders neu sein. Wenigstens kann ich Ihnen zum voraus im Vertrauen sagen, daß eine ganz neue Arie wird gesungen werden. Er sprach dieß, was er im Vertrauen reden wollte, so vernehmlich, daß man es an der andern Seite der Billardstafel hören konnte. Von wem wird denn diese neue Arie sein? frug ihn Jemand. „Ich habe sie componiret, mein Herr. Die Composition ist jederzeit mein Hauptwerk und meine liebste Beschäftigung gewesen. Ich hatte den berühmten Herrn *** vor einigen Jahren zum Lehrmeister." Hätte er doch geschwiegen, dachte ich bei mir selbst, oder hätte er es wenigstens nicht entdecket, daß er seine Composition dem Herrn *** zu verdanken habe. Wenn der Lehrer ein Windbeutel ist, wie viel größer muß denn nicht sein Schüler sein! Hier vergaß ich auf einmal die goldene Weste und das schöne Billardspiel des Herrn von U***. Ich machte die Anmerkung, daß er wohl gethan hätte, wenn er diese beiden Stücke allein hätte reden lassen. Es sind zwar nur stumme Redner; aber sie nehmen manchesmal mehr ein, als die lauten kleinen Schreier. Ich dachte daher gleich an das Sprichwort: das seinen Charakter so deutlich machet: „Schweigen verräth nicht."

Außer dem Barbier ist in dem Dorfe S*** keiner schwatzhafter, als der junge Herr Fähndrich. Er ist wohl gewachsen; er ficht gut, und reitet besser, als der geschickteste Stallmeister. Wer ihn nicht weiter kennet, der hält ihn für einen vernünftigen Mann. Aber er ist ein Offieier, und die dürfen nicht schweigen. Sie scheinen noch dazu ein Privilegium zu haben, mehr zu sagen, als sie verantworten konnen. Seiner Frau Mama und Fräulein Schwester erzählet er Wunderdinge. Man sollte glauben, er sei der einzige hannöverische Offieier, der die Franzosen bei Dettingen geschlagen. Wenn er auch weiter nichts sagte, als daß er bei dem Treffen gewesen, so würde man ihm zur Noth glauben. Aber daß er das Lager abbilden, ein jedes Detaschement in Schlachtordnung stellen, den Angriff beschreiben, und selbst mit dem Degen in der Faust zwanzig Franzosen auf einmal in den Main will gestoßen haben, dieses unvorsichtige Plaudern verräth ihn, und er hätte besser gethan, wenn er geschwiegen hätte.

Wie viele Charaktere könnte man nach diesen beiden Grundsätzen nicht nach dem Leben zeichnen?

Ehe ich diese mir gesammelten Anmerkungen schliesse, will ich noch erinnern, daß das Schweigen hauptsächlich bei Kaufleuten nicht schade. Kaufleute, die ihre rechtmäßigen Schulden leugnen, oder auch ihre Contobücher auf die Seite bringen, können niemals verrathen werden. Sollte man deswegen einen Kaufmann gleich auf den Schuldthurm setzen, weil er seine Schulden nicht angeben kann? Wie viele große Männer, die jetzt wieder in den prächtigsten Kutschen fahren, und schon zweimal Banquerot gemacht haben, würden alsdann ewig in Verhaft sitzen müssen; und wie lange hätte die Obrigkeit schon auf diese Erweiterung eines solchen Behältnisses denken müssen? Bei einem Banquerot (es verstehet sich aber bei einem vernünftigen und rechtmäßigen Banquerot) verlieret ein Kaufmann gerade nichts, und wenn er schweigen, oder auch allenfalls muthig schwören kann, welches oft eben so gute Dienste thut, als das Stillschweigen, so wird es gewiß kein Schade nicht sein. Von den Lehrlingen im Banquerotiren, die ihre ganze Schuld sogleich gestehen, und den Augenblick einen guten Accord treffen, rede ich hier nicht. Bei denen hat die traurige Grille des Gewissens schon die Oberhand gewonnen, und die sind auf ewig verloren. Denn ein Kaufmann, der sich den schwermüthigen Gedanken einfallen läßt, redlich zu handeln, der wird niemals mit Ehren banquerot werden können.

Die Erfahrung ist in den angeführten Exempeln auf meiner Seite; und ein jeder von meinen Lesern wird von selbst leicht den Ausspruch geben können, ob ich in der Erklärung und Bestimmung dieser beiden Redensarten, so bekannt sie auch unter uns sind, einigermaßen glücklich gewesen sei, und ob es nicht eintreffe, daß man beide Redensarten, als ein Paar Grundsätze ansehen könne, die den Charakter so vieler Personen entscheiden und bestimmen.

Georg Wilhelm von Lüdemann

ward am 15. Mai 1793 zu Küstrin geboren, studirte zu Berlin die Rechte, und setzte seine Studien, nachdem er aus dem Freiheitskampfe von 1813 und 1814 zurückgekehrt war, daselbst fort. 1816 erhielt er eine Referendarstelle bei der Regierung und unternahm, weil er Krankheits halber diese Beschäftigung aufgeben mußte, seit 1820 verschiedene Reisen durch Deutschland, die Schweiz, Italien, Holland, England und Spanien. Nach seiner Rückkehr 1824 wohnte er eine Zeit lang am Rhein, 1825 zu Breslau, dann 1826 zu Dresden, und ließ sich endlich als Privatgelehrter zu Cyrus bei Freistadt in Schlesien nieder, bis er in neuester Zeit als Polizeidirector zu Aachen angestellt wurde.

Er ließ erscheinen theils unter eigenem Namen, theils unter dem Justus Ironius Kosmopolita:

Züge durch die Hochgebirge und Thäler der Pyrenäen im Jahre 1822. Berlin 1824, 8., mit 2 Charten.

Alfieri's Trauerspiele. Zwickau 1824 ff., 8 Thle. (mit Adrian).

Der Suliotenkrieg. Leipzig 1825.

Scott's schottische Balladen. Zwickau 1825, 7 Thle.

Dramen von Byron. Ebendas. 1825.

Andruzzos. Ebendas. 1826, 2 Thle.

Fielding's Tom Jones. Ebendas. 1826, 2 Thle.

Neapel, wie es ist. Dresden 1827.

Konstantinopel, wie es ist. Ebendas. 1827.



Türkisch-griechische Geschichte. Ebendas. 1827, 4 Thle.
Novellen und Erzählungen. Ebendas. 1827 — 28, 2 Bdchen., 8.
Die Foscari. Leipzig 1828, 2 Thle.
Venedig, wie es war und ist. Dresden 1828.
Die beiden Grafen. Ebendas. 1828, gr. 12.
Spaziergänge in Rom. Ebendas. 1828, 2 Thle.
Petersburg, wie es ist. Ebendas. 1829.
Geschichte der Malerei. Ebendas. 1829.
Geschichte der Achitektur. Ebendas. 1829.
Geschichte der Kupferstecher-, Holzschneide- und Steindruckerkunst. Ebendas. 1830.
Die Basken. Ebendas. 1830.
Töplitz, wie es ist. Ebendas. 1830, gr. 12.
Dresden, wie es ist. Zwickau 1830.
Vittoria Iturbide. Ebendas. 1830, 3 Thle.
Afronius Fatagel, der Freiheitsritter. Glogau 1835, 8.
Frommel's pittoreskes Italien. — Oberitalien. — Leipzig 1836 fgde.

Außerdem: der Mystiker, oder die Schuld (im Jahrbuch deutscher Bühnenspiele, Jahrg. 12) und mehrere andere Erzählungen u. s. w. in Zeitschriften und Almanachs rc.

W. v. L. besitzt eine reiche Bildung, vielseitiges Wissen, Geschmack, Erfahrung und Menschen- und Weltkenntniß, verbunden mit anschaulicher Darstellungsgabe und gutem Styl; seine Phantasie ist weniger reich als gewandt im Nachbilden und der Reproduction schon vorhandener Gegenstände; am glücklichsten ist er daher in Naturschilderungen und als Sittenmaler. Seine wissenschaftlichen Arbeiten zeugen eben so sehr von Fleiß und Belesenheit, als von Scharfsinn und Geist.

Johanne Karoline Amalie Ludecus,

die Tochter des braunschweigischen Majors von Kotzebue, ward am 16. November 1757 zu Wolfenbüttel geboren, und kam mit ihrem Vater im Gefolge der Herzogin Amalie nach Weimar, wo sie Kammerfräulein derselben wurde, und sich 1793 mit dem dasigen Steuerrath Ludecus verheirathete. Sie starb im Jahre 1827.

Unter dem Pseudonym: Amalie von Berg haben wir von ihr:

Luise. Leipzig 1800, 2 Thle.
Johanne Grey. Trauerspiel. Berlin 1806.
Sophie von Normann. Ebendas. 1806.
Gräfin Karoline von Thorenberg. Erfurt 1806; neue Aufl. Ebendas. 1826.
Eleonore. Prag 1812.
Ueber weibliche Erziehung und Bildung. Ebendas. 1815.

Feine Charakterzeichnung, genaue Kenntniß des weiblichen Herzens und gute Darstellung verliehen ihren Arbeiten wirklichen Werth.

Heinrich Luden.

Dieser berühmte Geschichtsforscher ward am 10. April 1780 zu Lockstedt im Herzogthum Bremen geboren, und studirte, nachdem er sich auf der Domschule zu Bremen wissenschaftlich vorgebildet hatte, von 1799 bis 1803 zu Göttingen nach einander Theologie und Philosophie, und mit besonderer Vorliebe Geschichte. Nach einem dreijährigen Aufenthalte zum Theil als Hauslehrer auf dem Lande, in Berlin und zu Göttingen, wo er nach vollendeten Studien sich auf seine akademische Laufbahn vorbereitet hatte, erhielt er 1806 den Ruf als außerordentlicher Professor nach Jena, wo er vorzüglich über Geschichte vielbesuchte Vorlesungen eröffnete, und 1810 zum Professor ordinarius der Geschichte daselbst ernannt wurde. Sein verdienstliches akademisches Wirken auf diesem Felde und sein freimüthiges Wort zur Zeit des Druckes fand aber nicht blos unter den dasigen Studirenden freudige Anerkennung, sondern wurde auch vom Großherzog von Weimar durch Ertheilung des Hofraths- und bald darauf des Geheime-Hofrathstitels und des Ordens vom Falken ehrend hervorgehoben, während die Universität ihn zum Abgeordneten auf dem weimarischen Landtage erwählte; ein Ehrenposten, den L. erst vor wenigen Jahren wieder abgab.

Seine Schriften sind:

Christian Thomasius. Berlin 1805.
Hugo Grotius. Ebendas. 1806.
Die letzten Briefe des J. Ortis. Göttingen 1807.
Kleine Aufsätze. Ebendas. 1807, 2 Thle.
Grundzüge ästhetischer Vorlesungen. Ebendas. 1808, gr. 8.
Ansichten des Rheinbundes. Ebendas. 1808.
Ueber das Studium der vaterländischen Geschichte. Jena 1809.
Handbuch der Staatsweisheit oder der Politik. Jena 1811.
Ueber den Sinn und Inhalt des Handbuchs der Staatsweisheit. Ebendas. 1811.
Allgemeine Geschichte der Völcker und Staaten des Alterthums. Ebendas. 1814; 3. Ausg. 1824, 2 Thle.
Nemesis. Zeitschrift. Weimar 1814 — 18, 12 Bde.
Allgemeines Staatsverfassungsarchiv. Ebendas. 1816, 2 Bde.
Das Königreich Hannover. Nordheim 1818.
Allgemeine Geschichte des Mittelalters. Jena 1821 — 22, 2 Bde., 8.; 2. Ausg. Ebendas. 1824, 8.
Geschichte des deutschen Volkes. Gotha 1825 fgde., 11 Bde., 8.
Einzelne Dissertationen, Flugschriften u. s. w.

Außerdem gab er Herder's Ideen zur Geschichte der Menschheit (Leipzig 1812; 2. Ausg. 1821) heraus.

Ein seltener politischer Scharfblick, echte Humanität, Adel der Gesinnungen, ausgebreitetes, gründliches, aus den Quellen geschöpftes Wissen, glänzende Beredsamkeit, und die feinste Dialektik neben reinster Gesundheit des Urtheils haben diesem ausgezeichneten Manne einen sehr hohen Rang unter den deutschen Historikern, und seinem Namen europäische Berühmtheit erworben. Unter seinen Werken sind vorzüglich seine geschichtlichen Darstellungen des Alterthums, des Mittelalters und des deutschen Volkes als classische Muster zu betrachten.

Karthago *).

Allgemeine Ansicht von dieser Geschichte.

Ueber den Verlust der Geschichten von des Morgenlandes früheren Reichen trösteten wir uns leicht, weil sich der Sinn und Gang derselben in den spätern zu wiederholen scheint. Mehr mußten wir bedauern, daß uns nicht vergönnt war, der Entwickelung ägyptischer Eigenthümlichkeit zu folgen. Aber durch die besonderen Verhältnisse Karthago's, von der Gründung der Stadt, bis zu ihrer Zerstörung, würde die Geschichte derselben

*) Aus Luden's Allgemeiner Geschichte der Staaten und Völker des Alterthums.

eine ganz vorzügliche Wichtigkeit haben; sie würde höchst lehrreich sein für Völker, wie für Staaten. Und auch von Karthago giebt es leider! — keine Geschichte! Die einheimischen Schriftsteller sind, durch Geschick, vielleicht durch den Fleiß, gewiß nicht gegen den Wunsch der Besieger Karthago's, untergegangen. Wir kennen Karthago nur durch Feinde, und wir kennen sie fast nur in der feindlichen Berührung mit diesen Feinden. Wenn die Geschichten anderer Völker von Griechen und Römern falsch oder verkehrt dargestellt sein mögen, so lag der Grund meist allein in Unkunde und Beschränktheit, höchstens in dem Stolze dieser Völker. Die Geschichten Karthago's hingegen haben Griechen und Römer nicht ohne Groll und Haß gedacht. Freilich mögen nicht Alle sich dieses Hasses bewußt gewesen sein. Aber eine so lange Eifersucht, Kriege, die Jahrhunderte hindurch dauerten, mit einer Feindseligkeit ohne Namen und Maß geführt, und ganz auf Vernichtung und Verderben gerichtet, mußte den Sinn für das Leben der Gegner ganz zerstören. Es ist mit Völkern wie mit Einzelnen. Die menschliche Natur ist in ihrem Wesen so gut, daß der Mensch zu fortdauernder Ungerechtigkeit nur fähig wird, wenn er dem, an welchem er sie vollbringt, noch größere Ungerechtigkeit Schuld giebt. Darum nimmt er das Zweideutige für schlecht, setzt das Unverstandene in ein gehässiges Licht, horcht auf Verläumdungen, und wenn er auch Erdichtungen unterläßt, so verschmäht er doch Verdrehungen nicht. So stärkt er sich zum Vollbringen des Unrechtes, so beruhigt er sich über das Vollbrachte. Und in jener Zeit, wo weder gleiche Sitten noch gleiche Religion das Urtheil milderten, und wo ein langer freundlicher Verkehr den Charakter des Gegners nicht früher kennen gelehrt hatte, war noch leichter möglich, den Volkshaß zu nähren und aufzustacheln, als es jetzt sein würde!

Aber wie viel auch Polybios, Livius, Diodor, Appian und Justin, theils wegen ihrer späten Zeit, theils aus Mangel gehöriger Forschung, oder wegen persönlicher Verhältnisse, wegen beschränkter Zwecke, ohne großen historischen Sinn, und wegen des Interesses beredter Darstellung, entweder nicht wissen konnten, oder übersehn, absichtlich verschwiegen, entstellt und verdreht wiedergegeben haben mögen: Karthago wird nie gering geachtet werden, so lang' es Menschen giebt, die sich über ihre Zeit und Verhältnisse zu erheben und die Erscheinungen des Alterthums zu würdigen wissen. Denn ein Staat, der von so geringem Anfange zu solcher Größe empor gestiegen ist, der es wagen konnte, mit Rom über die Herrschaft der Welt zu kämpfen, und der mehrmals einen glücklichen Ausgang des Kampfes hoffen durfte, der Feldherren hervorbrachte, die selbst von Feinden den größten aller Zeiten gleich geachtet wurden, dessen Bürger zu der größten Aufopferung, deren der Mensch fähig ist, für das Vaterland begeistert werden konnten, der Vertrauen fand bei vielen unverdorbenen Völkern, der sich auf seine Gerechtigkeitsliebe und auf seinen politischen Charakter berufen durfte, dessen Verfassung von dem größten Staatsgelehrten, den Griechenland erzogen hat, zu den vollendetsten gerechnet ward, die je menschliche Verbindungen gehabt hatten, der selbst bei fremden, bei besiegten Völkern Schriftsteller fand, die seine Einrichtungen, wie seine Thaten, voll Bewunderung ihres hohen Sinnes, der Nachwelt, wie wohl (so hat das Unglück die Karthager verfolgt!) umsonst, zu erhalten strebten, der einen Philosophen erzeugte, den Griechenland achtete, und dessen Weisheit selbst bei dem ungeheuersten Unglücke seines Vaterlands nicht ausging: — ein solcher Staat muß von einem eigenen Geiste der Ordnung, Mäßigung und Anstrengung durchdrungen und belebt gewesen sein! Dabei kann der endliche allgemeine Verfall nicht befremden. Karthago theilte das Schicksal aller Staaten. Von Anfang an lag etwas Unnatürliches in ihrer Herrschaft; in der Folge versäumte sie den alten Geist, sie wich ab von dem Grundsatz ihres früheren Lebens, vergaß die Grenzen der Völker und Länder, und überließ sich den Leidenschaften. Da schlug die letzte Stunde, und nicht unverschuldet.

Gründung und Vergrößerung des Staates. (Libyer.)

Im Süden von Aegypten wohnten, in glücklicher Unbekanntheit, Aethiopen. An diese, westlich von Aegypten, stieß ein verbranntes Land, das, nach der Vorstellung der Alten, weder Menschen noch Thiere nährte. Darauf folgte nördlich eine Wüste, von den ersten und gewaltigsten Thieren der Schöpfung bewohnt; nur hin und wieder fanden Menschen einen Platz, der für die Erhaltung des Lebens geschickt war. Weiter gen Mitternacht, längs der Ufer des Meers, gab es vortrefflichen Boden, wenn gleich die Sandwüste selbst das Gestade hin und wieder erreichte. Auf diesem Boden trieben sich, wohl seit uralter Zeit, eine Menge Völkerschaften in roher Freiheit nomadisch umher, verschieden in Brauch und Sitte, verschieden durch Stamm und Namen, Alle mit der gemeinsamen Bennung Libyer bezeichnet. Die Fruchtbarkeit dieser Gegenden aber, das Salz und Gold der Wüste, die großen und mannigfaltigen Thiere, welche Noth oder Uebermuth, bald lebend bald todt, im Krieg und Frieden zum Bedürfnisse machten, zogen fremde Völker dahin, so wie die Welt mit sich selbst in Verkehr trat, und die Menschen sich über die Fluthen wagten, um sich Alles zu verschaffen, was die Natur darbot.

Am frühesten kamen die Phönicier, und baueten sich auf dem Theile der Küste an, der ihnen für den Gewinn der Landes-Erzeugnisse, und für ihre Fahrten nach Tartisch am bequemsten lag. Da die Eingebornen das Wasser nicht zu benutzen und deswegen die Ufer nicht zu schätzen verstanden: so mag den Fremdlingen die Anheimung daselbst nicht theuer zu stehen gekommen sein; der Tand, den sie in dunkelen Schiffen brachten, reichte vielleicht hin, die Eingebornen zu befriedigen. Unter den Oertern nun, welche die Phönicier gründeten, war Karchedon oder Karthago keinesweges der älteste; ward aber durch ihre ausgezeichnete Lage, durch den gewandten Gewerbsfleiß, durch den alten Geist großer Unternehmungen, den Tyrus auf sie vererbte, endlich durch die Begünstigung des Glücks, ohne welche der Mensch nichts vermag, bald die erste unter den phönicischen Städten. Die Zeit ihrer Gründung (etwa u. d. J. 880?) ist ungewiß, und ihre spätere Größe hat Veranlassung gegeben, daß die Art derselben in ein mährchenhaftes Dunkel gehüllt ist.

Nach der Natur menschlicher Dinge jedoch und für das Verständniß der späteren Erscheinungen, dürfte anzunehmen sein, daß die phönicischen Städte, Karthago, Utika, Tysdrus, Tunis, Adrumetum u. s. w. zuerst mit dem Mutterland in freundschaftlichen Verhältnissen geblieben seien, so daß sie nicht bloß Handel mit einander trieben, sondern daß sie überhaupt so eng vereint waren, als die Entfernung, die Verhältnisse und die menschliche Natur verstatteten, und daß diese Städte zweitens unter sich auf dieselbe Art verbunden gewesen, wie die Städte des Mutterlandes ihnen ein Vorbild gaben. Auf diese Weise scheint es begreiflich, wie bei der Fortentwickelung des Lebens, als die Phönicier in Afrika zu Macht und Reichthum sich empor hoben, während jene in Asien durch die Bildung mächtiger Reiche bedrängt wurden, diese gegen Karthago keine Schiffe hergeben wollten, wie sich Karthago noch sehr spät der Tyrier bei Verträgen mit Fremden annahm, und wie überall, wo vormals asiatische Phönicier für Handel oder Herrschaft Städte gegründet hatten, später afrikanische erscheinen, dieselben vertheidigend und nutzend. Aber auf diese Weise ist auch begreiflich, was sonst schwerer zu erklären sein möchte, wie Karthago zu so weit verbreiteten Besitzungen in Afrika in so kurzer Zeit gelangen konnte.

Sobald nämlich die phönicischen Städte durch Handel und Gewerb an Reichthum und Bevölkerung gewannen: so mögen sie wetteifernd nach Vergrößerung ihrer Besitzungen gestrebt haben. In Asien durften die Phönicier solche Gedanken nicht hegen; die nomadischen Libyer aber verstatteten ihnen, nach Erweiterung der Verbindung und nach Vergrößerung der Kraft zu streben, um sich zu Nahrung und Gewerben Mittel zu verschaffen, und sich vor fremder Macht zu sichern. Daher mögen von allen phönicischen Städten in dem Innern des Landes, nach Glück und Bedürfniß weiter und weiter, Oerter gegründet sein, um die Libyer in der herumschweifenden Lebensart zu beschränken, und ans Gehorchen zu gewöhnen, um den Handel zu erleichtern, zu erweitern, und um Ackerbau zu treiben. Und weil der Geist über die Rohheit, und Kenntnisse über die Unwissenheit immer zu siegen pflegen: so wurden die Libyer, bald durch Lehre und Beispiel gewonnen, bald durch List und Schwerdt bezwungen, an Haus und Herd gefesselt, und es entstand nicht sowohl aus der Vermischung der Phönicier mit den Libyern, als vielmehr aus der Aneignung des Lebens der Ersten durch die Letzten ein neues Geschlecht, welches mit dem Namen Libyphönicier unterschieden wurde. Die Gränzen aber, welche das Gebiet der phönicischen Städte auf diese Weise umschlossen, lassen sich nur unsicher angeben; sie dehnten sich aber sehr weit aus, und selbst die Bewohner der Steppen, welche ihnen nicht mehr gehorchten, standen in sofern unter ihnen, als sie ihnen miethweise für Krieg und Handel Menschen und Thiere lieferten. Wie wichtig ihnen aber diese Steppen-Bewohner gewesen seien, das zeigte der Kampf, den sie über dieselben führten, und die große That der Philäne, durch welche derselbe geendigt sein soll.

Als aber im Fortgange der Zeit Karthago über die andern Städte hinauskam, und durch Reichthum, Menschenzahl und Betrieb die erste wurde: da mag die ursprünglich freie Verbindung dasselbe Schicksal gehabt haben, welches der Städte-Bund im Mutterland erfahren hatte. So wie hier Tyrus, so kam dort Karthago an die Spitze des Ganzen. Aber je größer Karthago wurde, je reicher und mächtiger, selbst durch die Bedrängnisse des Mutterlandes, desto lästiger mochte die Vormacht einer Stadt den übrigen Städten werden, die ihr Anfangs gleich gewesen waren. Daher wurde die Eifersucht, die sich gegen Tyrus erhoben hatte, gegen die stolze Karthago dreifach groß, und die neidische Art, mit welcher diese den Handel der übrigen Städte

zu lähmen und an sich selbst zu bringen suchte, mußte den Unwillen noch mehr erhöhen. Nur Utika, durch höheres Alter ehrwürdig, und durch ihre Lage mit Karthago fast eins und außer dem Handelszwange behielt die Ehre, noch mitgenannt zu werden; den übrigen mußte der allgemeine Name Bundesgenossen genügen.

Das Verhältniß Karthago's zu den Bewohnern des phönicischen Gebiets war also sehr mannigfaltig. Zuerst mußten wohl die Städte, die sie selbst gegründet, und nach welchen sie arme und unruhige Bürger zu entfernen pflegte, schon einen widerstrebenden Sinn in sich hegen, und den Bürgern Karthago's gleich zu bleiben trachten; die Libyer hingegen, die auf solche Art gefesselt oder unterworfen waren, mögen vielfältig selbst die Bildung darum als ein Joch angesehen haben, weil sie von Fremden kam und mit Beschränkungen verknüpft war, die sie früher nicht gekannt hatten. Dann blieb in jeder ursprünglich phönicischen Stadt der natürliche Wunsch, die erste oder der ersten gleich zu sein, und dieser Wunsch führte nothwendig zu desto größerer Eifersucht und Erbitterung, je weiter das Ziel des Strebens entfernt wurde. Die Oerter endlich, die von diesen Städten gegründet waren, mit den Libyern, die zu ihnen gehörten, standen zu diesen Städten eben so, wie Karthago's Gründungen zu ihr; aber grade dieses mochte den Karthagern für ihre Vormacht heilsam sein. Sonach hing das phönicische Gebiet in Afrika nur sehr lose zusammen; bürgerliche Einheit war unmöglich; ein gemeinsames Vaterland, für welches zu leben und zu sterben Jedem das Höchste geschienen hätte, gab es nicht; zu Einer Macht wurde das Ganze nur durch Karthago's Herrschaft. Und wie unnatürlich war die Herrschaft Einer Stadt, mit fremdem Sinn auf fremdem Boden gegründet, über ein solches Gebiet, das von Menschen so ganz verschiedener Art bewohnt wurde! Daher vermochte Karthago zwar viel gegen fremde Mächte, sobald große Männer den ungelenken Leib mit ihrem Geiste durchdrangen, und dann die Vormacht geltend machten, um Alles zu schrecken, und Menschen, Geld, Getraide, was immer, zu verlangen und beizutreibn; aber sie mußte nothwendig kraftlos und auf sich allein beschränkt werden, sobald solche Männer fehlten oder die Furcht vor ihrer Vormacht sonst verschwunden war.

Die Verfassung.

Wenn man dieses Verhältniß überdenkt: so kann man sich wohl im Allgemeinen sagen, daß ohne eine — nach Zeit und Umständen — vortreffliche Einrichtung, ohne gute Verwaltung, ohne große Aufmerksamkeit und Anstrengung, Karthago unmöglich hätte sein können, was sie war; aber wir kennen die Verfassung der übrigen phönicischen Städte gar nicht, und die von Karthago nur wenig. Das jedoch scheint man voraussetzen zu dürfen, daß die Städte insgesammt ursprünglich von asiatisch-phönicischen Begriffen bei ihren Einrichtungen ausgegangen seien, und daß sie diese Einrichtungen nach und nach verändert haben, so wie sich das Leben erweiterte, wie der Blick umfassender und die Bedürfnisse dringender wurden. Daher dürfte die alte Vorstellung, daß Karthago ursprünglich einen König gehabt habe, wohl leicht die richtigste sein. Aber eine willkürliche Königsgewalt hatten die Phönicier nie gekannt. Ein Staat, der sich zumeist durch Handel erhalten muß, wird nothwendig zu republikanischen Einrichtungen getrieben; will oder muß er aber zugleich, wie Karthago, die Herrschaft über Unterworfene oder Verbundene behaupten: so ist dieses nur möglich durch ein strenges System von gegenseitiger Aufsicht, Beschränkung und Mäßigung. Und dieses hatte Karthago, als sie zu ihrer Vormacht gelangt war, und wagen durfte, dieselbe geltend zu machen, obgleich wir der allmäligen Einführung desselben nicht folgen können. Ein solches System aber verträgt sich so wenig mit Volksherrschaft, als es ohne Volksgunst zu behaupten ist. Es liegt in der Mitte zwischen despotischer Gewalt und Volksherrschaft, so daß jene auf Mehreren ruht, jedoch keineswegs ohne Gesetz und Schranke. Wegen des Bedürfnisses der Volksgunst aber ist bei einem solchen Systeme die Gefahr für den Staat nicht gering. Das System artet leicht in Volksherrschaft aus, und wie dieses geschieht, so muß der Staat sinken, und untergehen. In diesem Sinne hat Aristoteles Recht, wenn er nach seiner Sprache in der Verfassung Karthago's eine Mischung von Oligarchie, Aristokratie und Demokratie bemerkt, nur dürfte er die Einheit nicht gefunden haben.

Die Staatswürden und Gewalten, zuerst der Suffeten, die auch Könige genannt wurden, mit den Kriegsfürsten, dann der Alten, und endlich der Hundert, scheinen in der Zeit der Kraft und des Gelingens unter sich ein schönes Gleichgewicht gebildet zu haben, bei welchem das Volk gewonnen und doch im Gehorsam gehalten werden konnte. Die Suffeten bekleideten die höchste Würde, und mußten darum unmittelbar vom Volke gewählt werden, damit dieses abgefunden ward, und sich der übrigen Gewalthaber weniger erinnerte. Ursprünglich mögen sie zumeist Anführer der Kriegsmacht gewesen sein, bis die Erweiterung des gemeinen Wesens noch andre Feldherrn nothwendig machte, die gleichsam Stellvertreter der Suffeten und darum mit diesen auf gleiche Art gewählt wurden; seitdem machten sie den Schluß der Beamteten des Staates. Die Wahlen selbst wurden nach den Tugenden und dem Reichthume der zu Wählenden entschieden. Der letzte war nöthig, weil der Gewählte aus eigenen Mitteln ein Leben führen mußte, welches der Größe des Staates würdig geachtet wurde. Die Alten — der Senat, die Gerusia — mochten durch eine Versammlung, zu welcher man bestimmte vorzügliche Familien zusammenberief, aus diesen erwählt und ergänzt werden. Bei ihnen aber und den Suffeten, welche in ihren Zusammenkünften den Vorsitz führten, war die eigentliche Regierung, und es hing von beiden ab, ob das Volk über die öffentlichen Angelegenheiten gefragt werden sollte, oder nicht. Uebrigens gab eine Stelle unter den Alten gleichfalls nur Ehre und kein Einkommen.

Dem Rathe der Hundert war, wie es scheint, die Erhaltung der Verfassung zur Pflicht gemacht: darum sollte er auf alles achten, was gegen die Sicherheit des gemeinen Wesens und die Freiheit seiner Bürger auf irgend eine Weise unternommen werden konnte. Und da nun am meisten zuerst von den Suffeten, dann von den Feldherren zu fürchten war, besonders deswegen, weil die Miethtruppen, mit welchen man überhaupt jede kriegerische Unternehmung auszuführen pflegte, an der Erhaltung des Staates in seinen Grundsätzen keinen Antheil nahmen: so mußte die Aufmerksamkeit der Hundert allerdings zunächst auf diese gerichtet sein, und es ist glaublich genug, daß ein übermüthiger Feldherr Veranlassung zur Errichtung dieses Vereins gegeben habe. Aber da er einmal errichtet war, so war sehr natürlich, daß sein Wirkungskreis erweitert, und daß Alles seiner Aufsicht übergeben wurde, was irgend den staatsbürgerlichen Sinn und die Wohlfahrt des gemeinen Wesens hindern oder fördern konnte, um zu steuern oder zu begünstigen. Der Verein der Hundert wurde daher gewisser Maßen der Mittelpunkt des Staats. Und daher scheint nothwendig, daß die Wahl der Mitglieder sich in den Händen des Volks befunden habe. Weil aber die jährliche Wahl von hundert Männern schwierig gewesen sein würde, so mögen die Abtheilungen der Stadt (ἑταιρεῖαι) je fünf Wahlmännern, die das Vertrauen ihrer Mitbürger besaßen, die Kür überlassen haben. Dieses Vertrauen, so wie überhaupt gleiches Sinnen und Wollen, sollte wohl auch durch die Sammtmahle (συσσίτια), die gewiß etwas Anderes waren, als das gemeinsame Essen der Spartiaten, unterhalten und gefördert werden; vielleicht wurden sie veranstaltet auf Kosten der Beamteten.

Wenn man nun dieses Stückwerk unsers Wissens von Karthago's Verfassung — denn von allem Andern, von den Gesetzen, dem Gerichtswesen (welches jedoch unter der Leitung der Hundert gewesen zu sein scheint), den Steuern, deren Erhebung und Verwaltung u. s. w. wissen wir fast nichts — überdenkt: so begreift man wohl, daß diese Verfassung ursprünglich, so lange die Menschen Sinn und Kraft am Gedeihen und Gelingen stärken konnten, vortrefflich gewesen sein mag. Aber man begreift nicht minder, daß diese Verfassung im Fortgange der Zeit, selbst über dem Gedeihen des gemeinen Wesens, bei dem Verhältnisse der herrschenden Stadt zu ihrem Gebiet, in Verfall gerathen konnte und mußte. Der Reichthum galt zu viel bei den öffentlichen Aemtern; niedrige Leidenschaften der Menschen behielten zu großen Raum, und was für Erlangung der Gewalt hingegeben wurde, das mußte durch Besitz derselben wieder erworben werden. Zwischen Senat und Volk war ein wechselseitiges Entgegenstreben fast unvermeidlich. Dieses konnte leicht zu einem verderblichen Kampf ausarten, sobald Einer aus einer großen Familie sich auf die Seite des Volks schlug, dasselbe gewann, so dem Senate gegenübertrat, und die Hundert entweder zwang, mit ihm allmächtig zu werden, oder zu Grunde zu gehen. So lange kein dauerndes Unglück die Verhältnisse verwirrte, und der Kraft des Einzelnen Gelegenheit gab, sich geltend zu machen, mochte Alles bestehen; aber Karthago durfte nicht hoffen, solchem Unglücke zu entgehen, da ihr Handelsgeist eben sowohl als der Zustand des phönicischen Gebiets zu auswärtigen Unternehmungen treiben, die nur mit Hülfe gemietheter Völker ausgeführt werden konnten, und sie nothwendig in Kriege verwickeln mußten. Wie klug sie auch bei der Werbung, wie vorsichtig sie beim Gebrauche der Miethlinge verfuhr: je weiter sie sich verbreiteten, desto mehr wurde der Bau über seine Grundlage erhoben und hinaus gedehnt, und desto gewisser mußte er zusammenstürzen.

Zu allen diesen Uebeln, welche theils in dem Verhältnisse der herrschenden Stadt zu dem phönicischen Gebiete, theils aber in den inneren Verhältnissen dieser Stadt ihren Grund hatten, kam nun noch hinzu, daß eine Menge Sklaven dem Ganzen, wie den Einzelnen, möglich machen mußte, zu werden, was sie waren. Durch diese Sklaven wurde Karthago in den Stand gesetzt, solche Flotten über das Meer zu senden, als geschah; die

reichen Bürger aber vermochten durch sie, die Wirthschaft auf ihren Gütern fremder Bewunderung werth zu machen, und sich die Mittel zu verschaffen, deren sie bedurften. Aber für Erhaltung und Mehrung des gemeinen Wesens wurde durch die Sklaven nur gewonnen, so lange das Glück bestand.

Auswärtige Eroberungen. Kriege mit den Griechen in Sicilien.

Indem auf solche Weise Karthago ihre Herrschaft in Afrika erweiterte und ihre Verfassung ausbildete, verbreitete sie sich zugleich fort und fort über das Meer und strebte nach auswärtigen Besitzungen. Der angestammte Geist des Handels reizte zu solchen Versuchen, die ererbte Weltkunde ließ am Gelingen nicht zweifeln, der Gedanke, die Verbündeten und Unterworfenen in Afrika im Gehorsam zu befestigen, trieb dazu an, und vielleicht forderte auch das bedrängte Mutterland dazu auf. Zu der Zeit, als die assyrischen und babylonischen Könige nach einander Asien unterwarfen, fingen die Karthager an, sich mit den phönicischen Niederlassungen in und an dem westlichen Theile des Meeres in Verbindung zu setzen, um sie zu vertheidigen, und den alten Handel in verwandter Hand zu erhalten. Gegen die Phokäer, welche, um dem persischen Joche zu entgehen, vor dem Cyrus ein neues Vaterland suchten, vertheidigten sie schon (in Verbindung mit Tyrrhenern?) die Insel Corsica, und ließen ihnen nur einen Kadmeiischen Sieg. Von der Zeit an erscheinen sie nach und nach überall auf den Inseln und Küsten, auf welchen vorher vom Mutterland aus phönicisches Leben und phönicischer Betrieb gegründet war.

In diesen phönicischen Gründungen wurden sie überall friedlich und freundlich aufgenommen. Dieses geht schon daraus hervor, daß sie bereits um dieselbe Zeit, als doch in Afrika selbst noch viel zu erstreben sein mußte, neue und bedeutende Ausheimungen wagen konnten. Der Suffet Hanno hat uns von einem wichtigen Versuche, den er selbst etwa sechsthalbhundert Jahre vor Christo, an der West-Küste Afrika's unternahm, eine merkwürdige Nachricht hinterlassen; von den — fast gleichzeitigen — Gründungen Himilkon's (der mit jenem dem großen Hause Mago's angehörte) an der europäischen Westküste wissen wir freilich nichts, aber die einfache Nachricht davon ist sowohl für karthagische, als für phönicische Geschichte nicht unwichtig. So gewann Karthago immer mehr Haltpunkte, wohin sie die aus dem Innern Afrika's, ja aus Aegypten und Indien, durch Karavanen erhaltenen, und mit alt-phönicischem Fleiß und Sinne bereiteten oder verschönerten Erzeugnisse der Natur und menschlicher Arbeit absetzen, und woher sie andere Erzeugnisse anderer Gegenden zum Gebrauch oder Umsatz an sich bringen konnte: sie gewann immer mehr Gelegenheit, Reichthum zu erwerben, Kraft zu üben und Bildung zu erringen. Aber in dem Benehmen der Karthager gegen diese auswärtigen Besitzungen zeigt sich ein Streben nach Herrschaft, von welchem das Mutterland nichts gewußt hatte, und deßwegen eine Umsicht, Mäßigung und Beharrlichkeit, die Bewunderung verdienen. Denn Karthago war in ihrem afrikanischen Gebiet an's Herrschen gewöhnt, und das Wesen ihrer Verfassung machte Mäßigung und Ausdauer möglich und nothwendig.

Jedoch nicht dadurch allein veränderte sich das Loos der phönicischen Niederlassungen, sondern bald droheten neue Gefahren. Die Bildung nämlich erweiterte sich; der Geist strebte fort, mehrere Völker fingen an, sich kräftiger emporzuarbeiten, und verlangten einen Besitz und Verkehr, mit welchem sich das karthagische System nicht vertragen konnte. Es war aber natürlich, daß Karthago, sobald es diese Bestrebungen anderer Völker gewahr ward, eilte, ihr System zu vollenden, und daß sie um so eifriger nach allgemeiner Herrschaft über das Meer strebte, je mehr sie sich ihrer Schwäche bewußt war und mithin fremde Macht fürchten mußte. Und da es nun gegen die Natur der Völker und Staaten ist, einen gerechten Anspruch aufzugeben, den sie einmal erhoben haben: so kam es nothwendig bald zwischen Karthago und dieser aufstrebenden Völkern zu feindlichen Berührungen. In diesen Berührungen konnte Karthago wohl eine Zeit lang scheinbar im Glücke bleiben, weil die neuaufstrebenden Völker erst durch sie Gelegenheit bekommen mußten, ihre Kraft zu entwickeln, zu fühlen und zu gebrauchen; obsiegen jedoch konnte sie darum nicht, weil der Sinn des menschlichen Lebens, freie Ausbildung des Geistes, freien Verkehr der Völker verlangt. Die Vormacht eines Staats, so verzeihlich ihre Erwerbung gewesen sein mag, wird zu einer vernichtenden Anmaßung, sobald andere Völker Ansprüche dagegen erheben, die aus dem Gefühl ihrer Kraft hervorgehen. Karthago aber konnte sich um so weniger in einer solchen Anmaßung behaupten, je weniger sie für die Vertheidigung derselben eine reine volksthümliche Macht aufzubieten hatte, und je unnatürlicher ihre Herrschaft überhaupt war.

Zuerst erregte sie die Aufmerksamkeit des Perser-Königs; aber diesem war es nur um Unterjochung zu thun, und die ferne Gefahr ging leicht vorüber. Dann erhob, mehr als 200 Jahre v. Chr., Rom ihr Haupt; und der Handels-Vertrag, der (im Jahr 509) zwischen Karthago und Rom geschlossen wurde, zeigt schon die Keime zu den künftigen Kriegen zwischen beiden Staaten deutlich genug. Solche Eifersucht in einem herrschenden, bei solchen Ansprüchen in einem emporstrebenden Staate, mußte zu entscheidenden Kämpfen führen, obgleich gegenseitige Verhältnisse dieselben verzögerten! Um das wichtige, an Getreide und Kostbarkeiten reiche Sardinien mußte gestritten werden, theils wahrscheinlich mit italischen Städten, theils mit den Bewohnern des Eilands selbst. Corsica wenigstens wurde von den Etruskern mit Glück streitig gemacht. Aber die Entscheidungen der großen Frage über die Herrschaft des Meeres schien von dem Besitze des großen und herrlichen Eilands Sicilien abzuhängen. Daher richteten die Karthagar auf dieses, dessen Urbewohner, die Sikuler, schon von frühen Zeiten her phönicische Städte hatten dulden müssen, mit Recht ihre Aufmerksamkeit und Anstrengung.

Aber hier gerade begegnete ihnen, mit entgegengesetzten Entwürfen, regem Geist und schöner Bildung, Griechen, denen die Phönicier vorsichtig auszuweichen bemüht gewesen waren. Syrakus, eine griechische Stadt dorischen Stammes, hatte sich in etwa dritthalbhundert Jahren durch rege Thätigkeit und durch Gunst des Glückes, zu einer bedeutenden Macht erhoben, sa daß dem Tyrannen Gelon, der durch Geist, Sinn und Einfluß die Syrakuser leicht über die verlorne Freiheit trösten konnte, der Gedanke, ganz Sicilien zu unterwerfen, nicht zu groß schien. Aber dadurch wurde die Anstrengung Karthago's nur um so mehr aufgereizt. Und die Zeit, als die Perser ihre Angriffe auf Griechenland unternahmen (127), schien günstig, um mit Syrakus über Sicilien den Kampf zu wagen; und die mannigfachen Besitzungen in verschiedenen Ländern, auf verschiedenen Inseln machten es leicht, ein bedeutendes Heer von Miethlingen zusammenzubringen. Aber dieselben Götter, welche über Griechenlands Bildung wachten, wehrten auch den Karthagern, so mächtig zu werden, daß ihr asiatisch-afrikanisches Wesen der Entwickelung europäischer Eigenthümlichkeit hätte hinderlich werden können. Der große Tag (128), welcher des Xerxes eitlen Plan bei Salamis so schmachvoll zerstörte, gab auch dem Gelon das Glück, den stolzen Entwurf Karthago's bei Himera zu vernichten. Hamilkar aber hielt es, erhabener als Xerxes, unter der Würde, einen solchen Tag zu überleben, und Gelon bewilligte einen bewunderten Frieden, durch welchen ihnen die westliche Küste des Eilandes verblieb. Da wurde die Ausführung des großen Gedankens verschoben, und, wie es scheint, die Zeit angewandt, in Afrika die Grenzen zu erweitern, die Herrschaft zu befestigen, und auf solche Weise Kräfte zu sammeln für Erneuerung des Kampfes.

Denn Karthago konnte so wenig den Blick von Sicilien hinwegwenden, als sie aufhören konnte, die Fortdauer ihrer Herrschaft und ihres Daseins zu wollen. Aber die Vorfälle auf Sicilien, die Erhebung der alten Sikuler für Freiheit und Recht, die Streitigkeiten der griechischen Städte unter einander, die unklugen Entwürfe Athens während des peloponnesischen Krieges, und die große Entscheidung, welche dieselben herbeizogen, erlaubten den Kathagern, wenigstens scheinbar, ruhige Zuschauer zu bleiben. Als durch diese Vorfälle Syrakus, welche nach jenem Siege durch Pracht und Dichtkunst einen großen Glanz gewonnen hatte, von ihrer Höhe herabgesunken war: da schien die Gelegenheit, die sich den Kathagern zur Erneuerung des Kriegs darbot, nicht unwillkommen zu sein. Und als er einmal wieder begonnen war dieser Krieg (im J. 410): so konnte er um so weniger wieder aufhören, da Dionysios, nachdem er die Syrakuser um die Freiheit, die sie so wenig als Herrschaft ertragen konnten, betrogen hatte, Eroberungs-Gedanken hegte und vererbte, deren Vereitelung den Karthagern jeder Aufopferung werth sein mußte. Daher ist nicht zu verwundern, daß der Krieg nur von Zeit zu Zeit unterbrochen ward, um mit stets frischer Kraft geführt werden zu können. Die Vernichtung des einen Theils durch den andern wurde nur dadurch verhindert, daß endlich eine neue Macht mit neuen Ansprüchen, dazwischen trat und Karthago's Anstrengung auf sich zog.

Der Umstand aber, daß Karthago, ungeachtet Syrakus durch so vielfältige innere Unruhen beschäftigt und zerrüttet wurde, doch so weit vom Ziel ihres Strebens blieb, scheint zu beweisen, daß ihre Macht so groß nicht war, als weit verbreitet ihre Herrschaft. Es fehlte wohl an einem Manne, welcher die ungleichartige Masse für Einen Zweck mit Einer Seele hätte durchdringen können. Selbst der zweite Handelsvertrag mit Rom (im J. 348) scheint ein Bestreben zu zeigen, die Schwäche zu verbergen. Und wie schnell offenbarte sich die Schwäche Karthago's, als Timoleon mit der höchsten republikanischen Tugend, welche die Geschichte kennt, mit hohem Geist und Hel-

denmuth, an der Spitze der Syrakuser erschien, und die Karthager zwang, nicht länger in schlauer Unterhaltung der Verwirrung, sondern in redlichem Kampfe zu zeigen, was sie vermochten! Aber neue Stürme in Syrakus und neue Zerrüttungen auf Sicilien riefen sie noch einmal zum Kriege. Da zeigte ihnen Agathokles, ein seltsamer Mann, ein Sohn des Glückes, ein Zögling der Verhältnisse, aber bei der größten Herrschlust voll Einsicht und Kühnheit, sogar vor den Thoren ihrer Stadt, wie wenig sie, auch bei dem schönsten Glück, in auswärtigen Kriegen für die eigene Sicherheit gewännen, sobald nur ihr Verhältniß erkannt war. Indeß ging die Gefahr um so leichter vorüber, da Agathokles mehr sich selbst wollte, als sein Vaterland. Von der Zeit an schien Sicilien ihre Beute und damit das große Ziel erreicht zu sein. Denn die vielversprechende Hülfe, welche der leidenschaftliche Krieger, König Pyrrhus von Epirus, mehr aus tollkühner Eitelkeit als mit besonnener Berechnung seiner Mittel nach Plan und Zweck, zu bringen schien, war von keiner Dauer, und diente nur dazu, die Karthager und Römer so nahe an einander zu bringen, daß sie nicht mehr friedlich neben einander bestehen konnten, und daß nur noch ein Zusammentreffen dazu gehörte, um den längstgehäuften Stoff in Flammen zu setzen. Er selbst schwächte sich dabei dergestalt, daß er diese Gegenden ihrem Schicksale gänzlich überlassen mußte.

Wenn uns nun auch unmöglich ist, im Einzelnen zu bemerken, welch' eine Wirkung dieser anderthalbjährige Kampf über Sicilien auf Karthago's Verfassung und Geist gehabt hat, so ist doch keineswegs zu bezweifeln, daß eine so langdauernde Bestrebung höchst wichtig auf die innern Verhältnisse gewirkt haben müsse. Und wenn man den frühern Zustand Karthago's bedenkt und die späteren Erscheinungen, so wie die Natur menschlicher Dinge beachtet, so dürfte sich Folgendes ergeben. Das Werbungssystem wurde erweitert und gesichert, um für den stets fortdauernden Kampf stets neue Schaaren zu haben: deßwegen erhielt das Geld eine neue große Wichtigkeit für den Staat. Um dieses Geld, oder das, wofür man dasselbe begehren mußte, zu erhalten, wurde den Verbündeten mehr angesonnen, den Untergebenen mehr aufgelegt: daher wohl größere Herrschaft, aber auch größerer Unwille. Die öffentlichen Angelegenheiten mußten mehr einzelnen Männern anvertraut werden: daher wuchs der Einfluß der Hundert nothwendig von selbst; und da nun für die leitenden nur Männer Sicherheit beim Volke war: so mußte der Senat mit den Suffeten zurückgedrängt, so das Gleichgewicht zerstört und Parteiung veranlaßt werden. Mit einem Worte: der Verfall war eingeleitet.

Der erste Krieg mit Rom, vom Jahr 264 — 240.

Nachdem die Römer ganz Unter-Italien in ihre Gewalt gebracht hatten, konnten sie die Karthager nicht im Besitze der nahen Eilande dulden, wenn sie anders ihrer Erwerbung froh und gewiß sein wollten. Die Karthager hingegen mußten, wie früher die Tyrannen von Syrakus, durch Besitzung des südlichen Italiens den Besitz der Inseln zu sichern suchen. Ueberhaupt scheint eine Eroberung nur durch eine neue Eroberung befestigt werden zu können. Dieses mögen Karthager und Römer recht lebendig gefühlt haben, als der seltsame Bund zwischen ihnen gegen den gemeinsamen Feind sie vor Tarent, einer griechischen Stadt dorischen Stamms, reich durch Handel und üppig durch Reichthum, zusammengeführt hatte. Daher ist nicht zu verwundern, daß die Römer, bei den seltsamen Verhältnissen der Mamertiner in Messana, sich entschlossen, diese Menschen gegen Syrakus und Karthago zu vertheidigen, wenn sie gleich ihre Sache für abscheulich erklärten; denn nicht diese Sache wollten sie vertheidigen, sondern sich selbst. Der Krieg aber, der darüber (im J. 264) ausbrach, mußte nach der Natur der Länder und Völker für Rom entscheiden, wenn er anders von Rom mit Kraft und Klugheit geführt ward; und die Art, wie Karthago diejenigen, die ihr unterworfen waren, behandelt zu haben scheint, und die treulose Selbstsucht, mit welcher sie den Bundesgenossen, Hieron von Syrakus, von sich entfernte, und zum Uebertritt auf die feindliche Seite reizte, erleichterte für die Römer den Kampf, weil sie sogleich einen großen Theil der Insel in ihre Gewalt brachten.

Dieser ursprüngliche Fehler konnte durch spätere Anstrengungen nicht wieder gut gemacht werden. Je größer diese waren, desto verderblicher mußten sie für Karthago sein; aber indem die Karthager die römische Macht dadurch aufhielten, gaben sie derselben nur Gelegenheit, sich zu entwickeln und zu vermehren, während sie selbst immer schwächer wurden. Gar bald war Karthago auf die Hoffnung der Uebermacht zur See beschränkt, und die alte Bekanntschaft mit dem Meere schien diese Hoffnung zu rechtfertigen. Dennoch stürzte auch sie schnell zusammen, als Duilius mit einer neuen Kampfart überraschte, und frischen Muth und Geist der Weise früherer Zeiten gegenüberstellte. Ja, selbst der Umstand, daß Karthago ihre Kraft meist auf die Seemacht wandte, führte fast das Verderben unmittelbar herbei. Denn welchen Widerstand fanden die Römer, als sie, mit des Agathokles Beispiele bekannt, den Krieg auf die afrikanische Küste, in das karthagische Gebiet, warfen (J. 252)? Und wenn Regulus, verwegen über das bisherige Glück, minder unvorsichtig, ehrbegierig und hart gewesen wäre: so möchte schon jetzt Karthago zu Aufopferungen geängstigt sein, durch welche sie von neuen Kriegen abgehalten worden wäre. Aber Rom bedurfte noch eines solchen Gegners, und Karthago hatte noch zu viel eigenthümlichen Sinn, um ein solches Schicksal zu verdienen. Gewiß scheint wenigstens: Karthago fand durch ein glückliches Geschick an Xanthippos den Mann, der ihre Kraft zu leiten verstand, um sich zu retten und zu rächen (J. 253).

Nach glücklicher Abwendung dieser Gefahr erhielt Karthago wackere Verbündete an den Winden, wenn anders diese nicht römische Ungeschicklichkeit und Niederlagen entschuldigen mußten. Aber auch der Kampf ward um so heftiger, je näher er die Gefahr gebracht hatte. Das Glück wandte sich bald auf diese Seite und bald auf jene, und erhielt dadurch den Muth beider Parteien aufrecht. Aber den Karthagern sank das Herz nothwendig zuerst, weil sie nur herrschen wollten, um Handel zu treiben und zu gewinnen, und weil sie darum die Kostenrechnung der langen Anstrengung mit Schrecken überdenken mußten; auch war natürlich, daß ihnen immer mehr die Mittel fehlten, den großen Aufwand zu bestreiten. Deswegen und wegen der Sache selbst war das Glück, bei allem Schwanken, bei allen Sprüngen, im Ganzen auf der Seite Roms. Selbst Hamilkar Barkas, ein herrlicher Jüngling, zu kühnen Entwürfen und großen Thaten durch Geist und Heldenmuth gleich fähig, konnte den Fortgang der Römer wohl aufhalten, aber er vermochte nicht das Gleichgewicht herzustellen, und noch weniger Karthago's Macht vorwiegend zu machen. Er selbst war unbesieglich, aber Karthago war durch ihn nicht siegreich.

Vierundzwanzig Jahre war auf diese Weise gekämpft; Karthago hatte unerhörte Opfer gebracht; die alte Mäßigung war durch die Noth der Umstände zerstört. Dem gemeinen Haufen mochte es scheinen, alle diese Opfer würden allein für den Besitz von Sicilien gefordert, und diese Insel versprach vielleicht nicht einen solchen Gewinn, der diesen Aufwand aufgewogen hätte. Da ermüdete derselbe und verlangte um so heftiger Frieden, je öfter der Einzelne eigenen Verlust durch die römische Seemacht erleiden mußte. Der Verfall der Verfassung aber, in den Kriegen gegen Syrakus vorbereitet, hatte in diesem heftigeren Kampfe gegen Rom furchtbar begonnen. Darum entschied die Stimme der Menge, und die einzelnen Männer, welche wohl wußten, warum es galt, gaben den Umständen nach, weil sie nur zu eigenem Verderben widerstanden haben würden. Hamilkar Barkas unterzeichnete also den Frieden unter Bedingungen, zu welchen Karthago nicht durch den Gang des Kriegs, nicht durch ihre Lage (wenn anders Ein Wille und Ein Entschluß in der Gesammtheit der Bürger gewesen wäre), gezwungen ward, sondern zu welchen sie nur durch eine unwürdige Verzagtheit im Augenblicke des Unfalles und der Verlegenheit geschreckt wurde. Darum würde der hohe Sinn Hamilkar's wohl nicht den tiefen Schmerz ertragen haben, wenn ihn nicht der Gedanke künftiger Rache aufrecht erhalten hätte (J. 240).

Die Zeit zwischen dem ersten und dem zweiten Kriege mit Rom; J. 240 — 219.

Für einen erobernden Staat ist das Aufgeben einer Unternehmung, die Anstrengung und Aufopferung gekostet hat, allemal gefährlich. Uebt dieser Staat schon Herrschaft über andere, gehören nicht Alle, die unter seinen Gesetzen stehen, ihm an mit freiem Bürgersinne, sondern werden sie wie unterworfen behandelt: so wird die Gefahr zweifach groß, denn sie droht von innen wie von außen. Darum war die Abtretung Siciliens für Karthago ein ungeheurer Verlust. Rom mußte seinen Blick auf Sardinien wenden, auf alle auswärtigen Besitzungen; und wer bürgte für die Treue der Bundesgenossen und für den Gehorsam der Unterworfenen? Nur eine neue große und glückliche Unternehmung, welche den alten Unfall in Vergessenheit zu bringen vermochte, schien Sicherheit und Ansehen retten zu können. Aber ehe Karthago sich besinnen und zu solchen Entschlüssen kommen konnte, wurde sie in größere Noth gebracht, als je zuvor. Sie erfuhr, wie unnatürlich Entwürfe zu Herrschaft und Eroberung sind, die durch fremde Arme ausgeführt werden sollen; wie unsicher ein Staat steht, der sich auf Söldlinge verlassen muß, welche das Unglück ihrer Herren nicht theilen, sondern dasselbe zu eigenem Vortheil-übermüthig zu benutzen trachten. Kaum war der unglückliche Krieg geendigt, so geriethen diese Feinde des Friedens in wilden Aufruhr, und mit ihnen erhoben sich fast alle Verbündete und Unterworfene schnell zu verderblicher Empörung,

weil Karthago sich stets, und im letzten Kriege von neuem, Allen durch Härte und Bedrückung verhaßt gemacht hatte.

In dieser Noth aber bewiesen die Karthager Vertrauen, Thätigkeit und Würde; darum fanden sie in sich selbst und bei Fremden die nöthige Hülfe. Karthago siegte; aber der vierthalbjährige schwere Krieg mit den Söldlingen, der sich durch Schändlichkeiten und Grausamkeiten furchtbar auszeichnete, wurde nicht blos durch die neuen, grossen und unerhörten Opfer, die er verschlang, höchst wichlig für Karthago, sondern er ward in vielen andern Rücksichten unendlich folgenschwer. Einmal mußte in einer solchen Zeit des Dranges und der Noth vielfältig der Augenblick entscheiden; alte Rechte durften nicht beachtet werden; die Leidenschaften der Menschen erhielten freien Raum; die Verfassung machte in ihrem Verfalle große Fortschritte. Dann verdankte Karthago ihre Rettung zumeist dem kühnen und hochgesinnten Hamilkar Barkas; aber je größer der Vorzug war, den dieser verdiente und erhielt, desto schwerer fühlte sich der stolze und mächtige, aber harte und des Krieges unkundige Hanno gekränkt, desto bitterer ward seine Feindschaft, desto bestimmter die Spaltung Karthago's durch ihn: denn der Keim zum Streite zwischen dem Senate nebst den Suffeten und dem Volke mit den Hundert, welcher in der Verfassung gegeben war (160), konnte sich nun recht furchtbar entwickeln, da beide Partrien Häupter erhielten. Ferner hatte Karthago erkannt, wie wenig auf Libyen zu rechnen, und wie nothwendig auswärtiges Glück für die einheimische Herrschaft war. Endlich mußte die Ohnmacht, mit welcher man nicht nur der Besitznehmung Sardiniens durch die Römer zusehen, sondern mit welcher man sich sogar, um einen neuen Krieg zu vermeiden, entschliessen mußte, die Kosten zu erstatten, welche die Erwerbung und Einrichtung etwa verursachten, in jedem edlen Manne das Gefühl des Schmerzes über das gesunkene Vaterland, der Erbitterung und der Rache gegen Rom furchtbar aufstacheln.

Keiner dürfte dies klarer erkannt, keiner darüber tiefern Kummer empfunden haben, als Hamilkar Barkas, der Unbesiegte, der Retter Karthago's. Aber während Andere etwa trostlos klagten, faßte er den kühnen Entwurf einer neuen großen Unternehmung, — nicht blos nothwendig für künftige Rache an der übermüthigen Roma, sondern auch für gegenwärtige Erhaltung des gemeinen Wesens, zur Verhütung allgemeiner Zerrüttung und Auflösung. Seine Gedanken fielen auf Spanien. Auf Sicilien, auf Sardinien war ein Versuch nicht möglich; ja, wenn er auch möglich gewesen, wenn er auch gelungen wäre, er war, wegen des Geldmangels, nicht einmal nützlich. Erwerbungen in Spanien aber schienen, von den Orten aus, in deren Besitze Karthago schon war, wegen der Zerrissenheit der alten Einwohner und wegen deren Verhältnisse zu den eingewanderten Völkern, nicht schwer; sie konnten gewähren, was man nöthig hatte, Geld und Menschen, und ihre Behauptung hing nicht von großen Flotten ab. Aber, wie war Karthago für einen solchen Gedanken, nach solchen Unfällen, bei der Niedergeschlagenheit, und bei dieser Feindschaft Hanno's und der aristokratischen Partei, zu gewinnen! Gewiß, es war wohl nothwendig, sie zu Entschluß und That fortzureißen! Indem aber Hamilkar dieser traurigen Nothwendigkeit, um Rettung und Rächung des geliebten Vaterlandes, nachgab, zerriß er zugleich die Grundsätze, durch welche das gemeine Wesen zu Kraft und Größe gekommen war, und setzte sich in die noch traurigere Nothwendigkeit, den Riß mit jedem Tage zu vergrößern. Von dem Augenblick an war Karthago das Spiel wilder Leidenschaften; das Volk und die Hundert entschieden; Hanno und der Senat durften nur im Stillen entgegenwirken; für Hamilkar aber waren große Thaten und große Beute nothwendig, um die Gunst derer zu erhalten, die ihn allein retten konnten. Er ging nach Spanien (J. 236).

Das Glück begünstigte sein Unternehmen. Rom war mit andern Kriegen beschäftigt. Durch Gewalt und Unterhandlung wurden in Spanien schöne und große Besitzungen erworben. Und da Hamilkar bei diesem glänzenden Erfolge die schönen Gaben, die Spanien darbot, mit großer Klugheit zwischen dem Staate, den Volksführern und seinem Heere vertheilte: wie hätte er nicht die Meinung der Mehrheit in Karthago für sich gewinnen und Billigung und Lob und Begeisterung erregen sollen! Aber sein früher Tod hinderte die Entwickelung seiner erhabenen Seele. Ihm folgte dann zwar (J. 228) sein Eidam, der schöne Hasdrubal. Dieser wußte auch durch Tapferkeit, und noch mehr durch freundliche Sitte die Einwohner Spaniens zu gewinnen, die Herrschaft Karthago's weit zu verbreiten und durch Anlegung einer neuen schönen Stadt derselben Festigkeit, Glanz und reges Leben zu geben. Aber Hamilkar's große Gesinnung war wohl nicht in ihm. Er dachte vielleicht mehr an sich, als an das Vaterland, und auch darin wich er gewiß von Hamilkar's Grundsatz ab, daß er die reiche Ausbeute der neuentdeckten Silberlagen anwandte, sich eine Partei im Senate zu erkaufen, um den alten Gegner seines Hauses zu stürzen und auf solche Weise allmächtig zu werden; aber dadurch gab er die Gunst des Volkes auf, die nur der hat, welcher nichts sucht als sie, und verschaffte dem Hanno Gelegenheit zu offenen Angriffen auf ihn und seine Partei, welche dieser schwerlich gewagt haben würde, wenn das Volk in gleicher Gesinnung erhalten worden wäre. Deswegen sein unzeitiger Tod wohl nicht zu früh. Hasdrubal möchte über dem ersten Theil des Hamilkar'schen Entwurfes (wie auch sein kaum begreiflicher Vertrag mit Rom zu beweisen scheint) den zweiten vergessen haben. Auch kam ein Würdigerer an seine Stelle (J. 221), Hannibal, Hamilkar's Sohn, ein edler, grosgesinnter Jüngling, der seinen Vater in den schönsten Tugenden des Feldherrn und Staatsbürgers weit übertraf, der dabei von einem angeerbten, früh beschworenen und recht durchdachten Hasse gegen Rom beseelt war, wurde durch das von ihm bezauberte Heer zum Anführer gewählt. Beim Senat und Volke zu Karthago wurde dann diese Wahl gleichfalls durchgesetzt; indeß scheint das von Hasdrubal vernachlässigte Volk nicht für dieselbe gewonnen zu sein, sondern es scheint nur geduldet zu haben, was in dem Augenblicke, nach der Entscheidung des Heeres, nicht zu hindern war. Aber diese Umstände machten die Lage Hannibal's gewiß bedenklich, und wenn sie ihn von der einen Seite zwangen, den Entwurf des Vaters rasch zu verfolgen, ehe die Ausführung des großen Gedankens ganz unmöglich sein würde (und dieses war, bei längerer Verzögerung auch wegen Roms, bisher gut abgelenkter, Aufmerksamkeit zu fürchten): so machten sie von der andern diese Ausführung fast allein zu seiner Sache, und nur durch Glück und Heldenthaten konnte er sie zu einer Sache Karthago's machen.

Der zweite Krieg gegen Rom; Jahre 219 — 201.

Und glückliche Heldenthaten vollbrachte Hannibal schon in Spanien, theils gegen die Olkaden und andere Völker, noch mehr aber gegen Sagunt, die unbesonnene Freundin Roms. Der erhabene Fall dieser Stadt jedoch, welcher die Unternehmung Hannibal's in mehr als einer Rücksicht erst möglich machte, zeigte diesem zum voraus, welch' einen Kampf er zu bestehen haben werde, so wie das menschliche Gefühl in allen Zeiten durch denselben aufs innigste ergriffen, und auf die Fortsetzung des Krieges gespannt werden wird. Darauf die Sicherung Afrika's und Spaniens, die Rüstung, der kühne Zug, um den Römern den Krieg von einer Seite zu bringen, von welcher sie ihn nicht erwarteten, der Uebergang über die Pyrenäen, die kluge Behandlung der gallischen Völker, und das mühselige Steigen über der Alpen grausenvolle Höhen, unter beständigen Kämpfen mit der ungeheuern Natur, mit der rohen Grausamkeit der Menschen, und mit Verzagtheit des eigenen Heeres! So erschien Hannibal zum Erstaunen der Römer in Italien, zwang sie, großen, in die Ferne gerichteten, Entwürfen zu entsagen und für Herd und Altar im eigenen Lande zu kämpfen.

Aber wenn die überraschte Rom, wie die späte Nachwelt, schon diese Dinge der Bewunderung werth fand: wie groß mußte ihr Hannibal erscheinen, da er mit einem solchen kleinen, buntgemischten Heere, welches nur durch das gemeinste Interesse zusammengehalten wurde, römischen Legionen zu begegnen wagte, ja da er diese römischen Legionen schlug, wo er ihnen begegnete! Selten ist wohl glänzender gezeigt, daß im Kriege der Geist des Feldherrn entscheidet; denn an den großen Tagen am Flusse Trebia (J. 218), am See Trasimenus (J. 217) und bei Cannä (J. 216), wie in den kleineren Gefechten errang eigentlich allein Hannibal's Feldherrngeist die schönen Siege über die römischen Scharen, denen es wahrlich weder an Kriegskunst, noch an Tapferkeit oder Bürgersinn fehlte; und es ist nicht zu verwundern, daß solche Fahrten und Siege nicht ohne Zwischenkunft von Göttern oder Heroen möglich gehalten wurden. Manche haben sogar geglaubt, daß es mehr als einmal in Hannibal's Gewalt gestanden habe, über die verhaßte Stadt den Untergang zu bringen, wenigstens einen Frieden zu erhalten, wie er sich zu Einem Versuche dieser Art geneigt gefühlt habe. Indeß scheint sein Verfahren erklärlich.

Hannibal nämlich mochte bei seinem anfänglichen Glücke vielleicht auf den ungeheuern Gedanken kommen, nicht bloß Rom zu vernichten, sondern auch Roms Herrschaft an Karthago zu bringen, und so über Italien und über das ganze Meer zu gebieten, wie schon über den größten Theil Spaniens geboten wurde. Wenn er sich nun das Verhältniß Roms zu ihrem Gebiet ungefähr eben so dachte, wie das Verhältniß Karthago's zu dem ihrigen: und die ersten Erfahrungen im obern Italien mußten ihn in dieser Vorstellung bestärken: so durfte er hoffen, unter dem Namen eines Befreiers Italiens vom römischen Joch, einen großen Anhang zu finden, er durfte hoffen, einen allgemeinen Aufstand gegen Rom zu erregen. Aber um die abgefallenen zugleich an die karthagische Herrschaft zu gewöhnen, war

nothwendig, Rom zu erhalten, und unter dem Vorwande des gemeinsamen Kriegs das Gehorchen weniger schwer zu machen. Aus diesem Grunde scheint sich Hannibal's Verfahren nach den Gefechten im obern Theil Italiens und sein Zug nach dem untern Theile zu erklären. Als er dann in der Folge sich in seiner Erwartung getäuscht sah: da scheinen ihn, der die Schwäche seines Heeres gewiß nicht übersah, und für den Sagunt nicht umsonst gefallen war, die hohe Würde, der große Ernst und die erhabene Besonnenheit geschreckt zu haben, die Rom fort und fort, und immer herrlicher im Unglücke bewieß. Wer auf einmal Alles gewinnen will, der wagt, auf einmal Alles zu verlieren. Und wie hätte er, nach solchen Siegen, und bei diesem Hasse, der stolzen Rom einen Frieden bieten können, den sie selbst nicht suchte! Daher durfte er die Erfüllung seiner Hoffnung entweder nur von einer thätigern Theilnahme Karthago's oder von der Theilnahme fremder Mächte erwarten, denen etwa Roms Geist und Sinn früher lästig oder gefährlich erschienen war.

Aber eine Unterstützung Hannibal's in Italien hing von der Uebermacht der karthagischen Waffen in Spanien ab, wohin der Krieg vielleicht gegen Hannibal's Hoffnung, mit großer Klugheit sogleich von den Römern verbreitet war, und wo er mit großer Anstrengung unterhalten wurde. Denn bei dem Uebergewichte der römischen Seemacht und bei dem Verfalle der karthagischen (seit dem Verluste Siciliens und der Herrschaft der Parteiung), war die Uebersetzung eines Heeres von Karthago nach Italien gewiß sehr gefährlich, wenn nicht ganz unmöglich, und dann konnte weder Karthago wollen, daß Spanien, dieses schon gehorchende, silberreiche, leichter zu behauptende Land, um Italien, wo wenigstens der Ausgang des Kampfes noch sehr zweifelhaft war, vernachlässigt werden sollte, noch konnte Hannibal den Sitz seiner Macht, woher er wahrscheinlich das Geld zu seinen Unternehmungen zog, aufzugeben wünschen. Aber die Römer durchschaueten diese Verhältnisse vollkommen, und dachten groß genug, nicht wegen der nahen einheimischen Gefahr den fernen Krieg zu versäumen, durch dessen kräftige Führung dieser Gefahr allein dauernd abgewendet werden konnte. Wenn nun auch Mago, Hannibal's Bruder, durch die Nachricht von dem Siege bei Cannä, und von den Folgen desselben bei den Völkern Italiens, und durch die Menge goldener Ringe, mit welcher das Unglaubliche gleichsam verbürgt ward, eine so allgemeine Begeisterung in Karthago für den Helden von Cannä und wider die verhaßte Rom zu erregen wußte, daß der alte Feind des Hauses, Hanno, mit seiner Friedenspredigt nicht gehört wurde: so behielt man doch Besonnenheit genug, erst nach der Sicherung von Spanien, welches die schönen Gaben lieferte, die Eroberung Italiens zu wollen, woher noch fast nichts gekommen war, als Sieges-Nachrichten und Forderungen. Aber die Verstärkung, die man wiederholt dem Hasdrubal, einem andern Bruder Hannibal's, zusandte, welchem dieser die Erhaltung Spaniens anvertraut hatte, war nicht einmal hinreichend, den Römern in Spanien zu begegnen, viel weniger, dem Hannibal Hülfe zu bringen. Die Niederlagen Hasdrubal's bei Ibera und Illiturgis und Munda (J. 216, 215, 214) vereitelten diesen Entwurf; und wenn seinem Geist und seiner Kriegskunde auch nach zwei Jahren gelang (J. 212), sich an den Römern zu rächen, so war damit für Hannibal's Plan wenig, ja nichts gewonnen. Und des jungen Scipio Erscheinung in Spanien schien die Ausführung ganz unmöglich zu machen. Der Geist, die Güte, die Freundlichkeit, das Glück — das götterähnliche Wesen, — dieses Mannes gewannen ihm bald die Herzen der Bewohner Spaniens, auf welchen der Krieg gewiß schwer gelastet hatte. Da waren die Karthager verloren. Und wie nun auch die Umstände gewesen sein mögen, unter welchen Hasdrubal endlich nach der Schlacht bei Bäcula (J. 298) Spanien mit einem bedeutenden Heere verließ: so war doch sein kühner Zug nach Italien eigentlich eine That der Verzweiflung, unternommen in dem Gefühle, daß er Alles aufgeben oder jetzt das Aeußerste wagen müsse, selbst den Verlust Spaniens. Aber solche gewaltige Unternehmungen mögen nur gelingen, wenn sie der ewigen Natur der Staaten und dem Wesen der Volksthümlichkeiten gemäß sind, oder wenn sie zur Zerstörung eines alten Lebens gereichen sollen. Darum war die Folge für Spanien, daß hier alle Besitzungen Karthago's nicht nur an die Römer verloren gingen (J. 205), sondern, daß auch Verbindungen angeknüpft wurden, welche sich sehr verhängnißvoll für Karthago entwickeln sollten.

Unterdeß hatte Hannibal, sich selbst überlassen und von Karthago aus fast gar nicht unterstützt, mehr und mehr auf Kosten Derer leben müssen, bei denen er war. In demselben Geiste, mit welchem er die Römer schlug, bemühete er sich, diesen neue Feinde zu erwecken, um durch deren Hülfe seinen Gedanken ausführen zu können; und er bemühete sich theils bei den italischen Völkerschaften, an deren Freundschaft ihm am meisten liegen mußte, theils bei den Sicilianern und bei Makedoniens Könige. Aber auch hier mißlang die unnatürliche Bestrebung. In Italien wurden wohl Einige zum Abfalle von Rom gelockt, Andere geschreckt; aber so groß auch Hannibal's Siege sein mochten: seine Macht, die Benutzung derselben, war nicht hinreichend, um durch allgemeine Furcht Alles mit sich fortzureißen; und wenn er durch geschickte Unterhandlung, durch kluge Benutzung der Verhältnisse, hin und wieder erreichte, daß einige Völkerschaften sich ihm anschlossen: so war doch sein, seines Heers und Staats ganzes Wesen den italischen Volksstämmen zu fremd, als daß sich ihre Seele nicht lieber zu den Römern gehalten haben sollte, wie verhaßt ihnen auch das Gehorchen zuvor gewesen war. Neben einem Pacuvius Calavius und Vibius Virrius stand überall ein Decius Magius und ein Perolla, die wohl von raschen Thaten fortgerissen oder abgehalten werden konnten, deren Sinn aber darum nicht zu vernichten war, weil er sich edler, größer, volksthümlicher zeigte. Daher nur Verwirrung und Unglück zu Roms Vortheile!

Eine schöne Ablenkung und Zertheilung der römischen Kraft hingegen schienen die Verhältnisse Siciliens nach dem späten Tode Hieron's von Syrakus zu versprechen (J. 215), und Hannibal unterließ nicht, Verstand und Leidenschaft zugleich aufzuregen, um den Krieg auf Sicilien wieder zu entzünden. Aber was hätte das wunderliche unstete Getreibe der Syrakusier gegen den Ernst und die Besonnenheit Roms vermocht? und was wurde anders erreicht, als daß zuerst die Kraft, die Karthago aufwenden wollte, noch mehr zersplittert ward, und daß alsdann, nachdem selbst Archimedes Syrakus nicht hatte retten können (J. 212), ganz Sicilien in römische Gewalt fiel und somit für Karthago verloren ging? Das Bündniß endlich, welches mit Philipp von Makedonien (J. 216) zu Stande kam, blieb gleichfalls theils durch das verständige Verfahren der Römer, theils durch die Macht der Umstände für Hannibal fast ganz ohne Nutzen, und diente nur zur Einleitung künftiger Erweiterung der römischen Herrschaft.

Indem Hannibal auf solche Weise eine seiner Hoffnungen nach der andern zusammenstürzen sah, wurde seine Lage immer schwieriger. Jeder Unfall war für ihn ein dreifacher Verlust. In Italien entfremdeten sich die Gemüther der Gewonnenen, weil immer zweifelhafter ward, ob er sie würde schützen können; diejenigen hingegen, welche wankten, schlossen sich doppelt fest wieder den Römern an, als sie das Schicksal der ersten sahen. In Spanien wurden die Hülfsmittel immer beschränkter. Bald schien auf der Ankunft Hasdrubal's alles zu beruhen; darum wurde sie von diesem auf jede Gefahr gewagt, wie sie von Hannibal auf jede Gefahr gefordert sein mochte. Aber wie grausam wurde die Hoffnung getäuscht, als die Erfüllung sich mit unerwarteter Raschheit zu nahen, und Alles glücklich zu entscheiden schien! Wenn Hasdrubal, einer der ersten Heermeister der Zeit, durch Unentschlossenheit, durch Verzögerung, durch falsche Rechnung, oder auf welche andere Weise, etwas verschuldet hat, so hat er diese Verschuldung durch seinen Tod wieder gut zu machen gesucht. Er fiel in der großen Schlacht am Metaurus (J. 207), würdig seines Vaters Hamilkar, seines Bruders Hannibal und seines eignen Lebens. Hannibal aber, als er die gefangenen Afrikaner erblickte, als ihm der Kopf seines Bruders vor das Lager geworfen wurde, ganz ergriffen von dem Unglücke seines Vaterlandes und seines Hauses, — Hannibal erkannte das Schicksal Karthago's. Und von der Zeit an glich sein Aufenthalt in Italien dem Kampfe des Löwen, der, von Jägern umstellt, die Beute nicht lassen will, die er einmal gemacht hat, und der Versuch seines Bruders Mago auf Genua, Ligurien und Gallien, konnte seine Lage nicht verändern.

Hingegen sah Karthago bald ein feindliches Heer im eignen Gebiet, unter einem großen siegbekrönten Feldherrn, am schönen Vorgebirge zu schöner Vorbedeutung ungehindert landen (J. 204). Da zitterte sie und erkannte, wie thöricht Bürger verfahren, die aus Liebe zu Ruhme und Gewinne sich und das gemeine Wesen versäumen, die den Frieden nicht zu bewahren wissen, und doch den Krieg nicht mit Anstrengung aller Kraft führen mögen, die sich der Leidenschaft hingeben und geleitet werden durch den Haß der Parteiung. Hätte Karthago den fernen Kampf mit der Hälfte des Aufwandes unterstützt, zu welchem sie jetzt durch die nahe Gefahr gezwungen ward, hätte sie ihre Küsten bewacht, und sich dem Feind auf offner See wohlgerüstet entgegengestellt: sie hätte wenigstens ein besseres Loos verdient! Ihre schnelle Aufraffung aber bei drängender Noth glich dem Taumel eines Schlaftrunkenen, der plötzlich aus der Ruhe aufgeschreckt wird. Die meisten Anordnungen bewiesen, daß sie den Zustand der Dinge nicht kannte. Und wenn es für Karthago ein Glück zu sein schien, daß die Schönheit der edlen Bürgerin Sophonisbe die Liebe und Macht des alten Feindes der Karthagar, Syphax, des Königs der Massylier (West-Numidiens) für sich und ihr Vaterland gewonnen: so konnte doch damit einem Staate keine Rettung verschafft werden, dem

es an innerer Tugend und Einheit fehlte. Vielmehr wurde gerade diese Verbindung dadurch so verhängnißvoll, daß der alte Freund Karthago's, Masinissa (Massanasses), König von Ost-Numidien, durch Interesse und Eifersucht zugleich bestimmt, völlig auf römische Seite trat.

Bald Unglück auf Unglück! Die Karthager kannten noch ihren Feind nicht: sie traueten ihm und hofften Frieden, als er Verderben sann; und wenn die Gesinnung auf beiden Seiten auch gleich feindselig war, so stand doch Karthago den Römern nach, wie an Tapferkeit und Einheit, so an Gewandtheit und List. Durch Brand und Schwerdt unterlag Karthago's Heer; viele Städte fielen in römische Gewalt; Syphax wurde gefangen, und Sophonisbe, vielleicht mit neuer Hoffnung für's Vaterland eine neue Ehe schliessend, hatte am Hochzeittage nur den Trost, durch einen Giftbecher von afrikanischer Hand der römischen Sclaverei zu entgehen. Da blieb Hannibal's Geist und Heer Karthago's einzige Hoffnung. Man rief ihn zurück, und er folgte dem Rufe des Vaterlandes. Mit bitterem Schmerze verließ er Italien, seit sechszehn Jahren die Bühne seines Ruhms und seiner Größe, voll des Gefühles, nicht vom römischen Volke besiegt, sondern von Karthago verlassen zu sein. Er sorgte aber dafür, daß ein einfaches Denkmal hinterblieb, künftigen Geschlechtern zu verkündigen, wie große Dinge er mit wie geringen Mitteln verrichtet! Seine Ankunft gab neues Vertrauen. Man brach Friedens-Unterhandlungen ab, die mit kleinlichen und unzeitigen Beschuldigungen Hannibal's eingeleitet waren. Hannibal aber verkannte weder seinen Gegner noch sein Volk und Heer; darum suchte er den Frieden, und wünschte die Schlacht zu vermeiden, deren Ausgang auf einmal entscheiden mußte. Es war gewiß ein großer Augenblick, als er und Scipio mit gleichem Staunen zu einer Unterredung zusammentraten. Aber wie hätte die Weisheit, welche ihm eine reiche Erfahrung im Glück und Unglücke gegeben, bei seinem Gegner, dem noch nichts mißlungen war, Eingang finden können? Vor Roms Mauern hätte sie entscheiden mögen! Hierauf wurde die Schlacht bei Zama gekämpft (J. 202), und in derselben Hannibal's Erfahrung und Heldengeist so grausam getäuscht, daß er von neuem das Schicksal Karthago's erkennen mußte. Darum trieb er zum Frieden auf jede Bedingung; ohne Heer, ohne Einheit, ohne Bürgersinn und Muth: was blieb anders übrig? Und Scipio gewährte den Frieden (J. 201), mag ihn der Ruhm, den langen harten Krieg zu endigen, bestimmt haben, oder die große Ansicht, daß Rom durch die Herrschaft über Afrika nicht gewinnen konnte, und daß es für sie gut sein würde, eine Nebenbuhlerin zu haben, die Aufmerksamkeit und Anstrengung forderte. Aber hiezu wurden Karthago doch zu schwer gedemüthigt. Sie wurde fast wehr- und waffenlos (ohne auswärtige Besitzungen, ohne Macht zu See und Land) ihren Feinden, besonders dem Masinissa, dem neuen Könige von ganz Numidien, überliefert. Das war der Ausgang des achtzehnjährigen Kampfes.

Karthago's letzte Zeiten und Untergang.
Jahr 201 — 146.

Als das Geld zusammen gebracht wurde, welches die Karthager den Römern zu bezahlen übernommen hatten: da weinten Viele, auch angesehene Männer; Hannibal aber lachte mit zerrissener Seele über die Elendigkeit Solcher, welche erst dann das Unglück des Vaterlandes beweinen, wenn ihr eigener Besitz leidet, und welche den Verfall des gemeinen Wesens nur nach der Größe des Verlustes an eigner Habe berechnen. Dennoch gab er das Vaterland nicht auf; Alles war nicht verloren, weil er sich selbst noch hatte. Aber wenn sein Vater geglaubt haben mochte, Karthago durch große Unternehmungen zu Sieg und Glücke fortreißen zu können: so war Hannibal durch eine furchtbare Erfahrung zu der Einsicht gekommen, daß der Einzelne auch mit dem reinsten Bestreben, mit dem heiligen Willen, mit dem größten Geiste für ein gemeines Wesen nichts vermag, welches, ohne Tugend und Kraft, sich Partreiungen hingiebt und gemeinen Leidenschaften. Darum hielt er für nöthig, vor allen Dingen den alten Leib seines Vaterlandes mit neuer Seele zu erfüllen. Indem er aber dieses versuchte, nöthigte ihn die Lage der Dinge, und trieb der Geist, mit welchem er Rom bekämpft hatte, ihn an, zur Raschheit und zum Durchgreifen: Er wollte erleben, was, wenn je, nur nach langer, weiser Vorbereitung zu erreichen war. Es war nämlich die Verfassung Karthago's im Ablaufe des langen Kriegs, unter dem Getreibe der Factionen, und dem Gewühle der Leidenschaften mehr und mehr entartet. Das Volk hatte den Senat bis zur Unmacht hinabgewürdigt, und war dann von denen, welche die Freiheit bewahren sollten, den hundert Männern (ordo judicum) unterworfen worden. Das Gleichgewicht der Gewalten war gänzlich vernichtet, die Zerrüttung allgemein. Hannibal, der in Italien den Senat als den Sitz der Verkehrheit und Nichtswürdigkeit angesehen zu haben scheint, erkannte jetzt, daß das Uebel an der Stelle lag, von welcher die Größe seines Hauses ausgegangen war, und daß, wenn etwas erreicht werden sollte, das gemeine Wesen wiederum zu dem Grundsatze zurückgeführt werden müsse, von welchem es durch seinen Vater am Weitesten hinweggerissen war.

Und es gelang der Ueberlegenheit seines Geistes, die Tyrannei der Hundert schnell zu stürzen (das Ansehen des Senates wieder herzustellen) und die Einkünfte des Staates, bisher von den Verwaltern geplündert und verschleudert, bald in eine solche Ordnung zu bringen, daß sie selbst zu neuen Unternehmungen hinzureichen schienen. Solche Unternehmungen aber gegen die übermüthige Rom mochte er bald als nothwendig erkennen; sie mochten ihm zugleich nicht unzeitig scheinen. Denn Masinissa, der durch den Haß Roms gegen Karthago zu jeder Anmaßung wider diesen unglücklichen Staat gereizt ward, und der in vielsinnigen Ausdrücken des letzten Friedens leicht einen Vorwand für jede Anmaßung finden konnte, zeigte gar bald (J. 199), welch' ein Loos Karthago unter diesen Verhältnissen zu erwarten hatte, und die Stellung, welche Antiochus der Große von Syrien um diese Zeit gegen Rom annahm, schien werth, eine Verbindung mit ihm zu suchen. Aber bald zeigte sich, daß verdorbene Bürger entarteter Staaten noch nicht zur Tugend zurück geführt sind, und zu einigem Gefühle für Vaterland und Freiheit, wenn sie bei edeln Bestrebungen schweigen, oder der Machts des Geistes weichen. Diejenigen, welche durch Hannibal's Verbesserungs-Versuche an Einkünften oder an Gewalt verloren hatten, nahmen Masinissa's und Roms Partei, und würden zur Sättigung niedriger Rache selbst den Frevel begangen haben, Hannibal in die Hand der Römer zu geben, wenn er sich nicht durch die Flucht gerettet hätte (J. 195). Dennoch blieb er sich gleich; das Vaterland, welches ihn ausgestoßen, blieb in ihm: Er hatte fort und fort nur Einen Gedanken. Das vollgültigste Zeugniß aber für die Größe seines Geistes war das, daß Rom in der Flülle ihres Glückes, ihrer Triumphe, ihres Ruhmes nicht sicher zu sein glaubte, so lange er lebte; und daß sie, alle Mittel versuchend, nicht eher ruhete, als bis er sich, um nichts Unwürdiges zu erdulden, durch freiwilligen Tod, zu den Helden der Vorzeit begeben hatte (J. 183).

Aber nicht minder zeigt für Hannibal die jammervolle Mißhandlung, welche Karthago sich sogleich nach seiner Entfernung ausgesetzt sah, und die wohlverdiente Auflösung, der sie unaufhaltsam entgegengestoßen ward. Es fehlt uns an Nachrichten, um dieser Auflösung ganz folgen zu können; aber wir wissen genug, um einzusehen, daß sie durch die niedrige Gesinnung vornehmer Bürger, durch den Mangel an Sinn für Vaterland und Gemeinwohl bei diesen bewirkt ward, während bei jedem Einzelnen im Volke noch Kraft und Verstand genug blieb, sein besonderes Wohl trefflich zu berathen. Die ängstliche Sorgfalt Karthago's, alles zu thun, was der gestrengen Roma Gunst erhalten zu können schien: dieses bewegliche, kleinliche, unwürdige Schweigen und Biegen: diese demüthigen Bitten und Versicherungen; dann die wachsende Keckheit, mit welcher Masinissa eine Provinz des karthagischen Gebietes nach der andern in Anspruch nahm, ohne daß Karthago nur wagte (theils gehindert durch den Frieden mit Rom, theils durch die innere Zerrüttung), sie ihm anders zu verweigern als mit unbeachteten Worten; endlich Roms arglistige Freude über die zerbrochene Kraft der alten Feindin, die ihr einst die Gefahr so nahe gebracht hatte, und die tückische Miene großmüthiger Gerechtigkeit, mit welcher sie Masinissa's und den eigenen Uebermuth zu bedecken strebte: wahrhaftig, Alles dieses macht ein schaudervolles Ganze, höchst belehrend für Alle, die es nicht unter sich achten, von fremder Verkehrtheit, von fremdem Unglücke zu lernen.

Zwei Partreien — deren eine sich wiederum theilte — bildeten sich neben einander aus: Masinissa fand mehr und mehr feile Seelen, die seine Sache führten, und Rom mehr und mehr Menschen, die ihren Sold annahmen: dieß war die eine Partei; aber auch das Vaterland fand noch Männer, die ihm im Unglücke getreu geblieben und es aus der Erniedrigung zu erheben suchten, in welche es mit jedem Tage tiefer hineinsank. Wenn aber auch die letzte Partei darum die größte war, weil das Volk von dem Adel der Gesinnung in Zeiten leidenschaftlicher Zerrüttungen gewonnen zu werden pflegt, und nicht leicht einem Bestreben widersteht, in welchem sich der alte Geist des Vaterlandes offenbart: so konnte sie doch nicht obsiegen, weil den Guten theils Vertrauen fehlte, theils aber, und noch mehr, weil sie im edlen Ingrimm über der Gegner Verruchtheit vergaßen, was in solchen Zeiten am schwersten, wie am nothwendigsten zu bewahren ist, — die Besonnenheit. Diejenigen, die es mit den Feinden hielten, scheueten wohl die Mittel nicht, die zum Zwecke dienlich schienen: auch lag an einzelnen Mißgriffen weniger, weil sie durch die Feinde gut gemacht werden konnten.

Für die Edlen hingegen, die niemand hatten als sich selbst, war jeder falsche Schritt verderblich, wie vortrefflich auch die Gesinnung war, die dazu führte.

Fünfundzwanzig Jahre war Karthago von Masinissa mißhandelt, als der ältere Cato dahin gesandt ward, um neue Ansprüche desselben zu untersuchen. Da mochte ihm die große Stadt, noch immer voll Lebens und Verkehres, es mochte ihm das gesegnete Gebiet allerdings gefährlich dünken, wenn er des Ursprunges von Rom oder Karthago gedachte; aber noch wohl mehr reizte ihn die gekränkte Eitelkeit, das Ansehen seiner rauhen Tugend zur Vernichtung Karthago's zu verwenden. Mehr als zwanzig Jahre lang reifte der traurige Plan in der Sonne des römischen Glückes. Unterdeß stieg die Erbitterung der wohlgesinnten Bürger zu Karthago, aber der Verräther Uebermuth wuchs nicht minder. Da brach endlich der lang verhaltene Ingrimm plötzlich durch. Vierzig Senatoren wurden aus der Stadt gejagt. Sie flohen zu dem, welchem sie gedient hatten. Masinissa ergriff die Waffen; Karthago wehrte sich; Rom sah zu. Masinissa siegte; die Römer aber scheinen durch sein anhaltendes Glück und Leben zur Beschleunigung des Krieges gebracht zu sein, weil bei längerem Zaudern der Freund vielleicht die Beute ganz genommen hätte und alsdann ein gefährlicher Feind geworden wäre. Ein Vorwand zum Krieg war leicht gefunden. Karthago, schnell wieder eingeschüchtert, und durch die letzten Unfälle an Roms Macht und Glück erinnert, wandte sich jammervoll, dem Kriege zu entgehen: sie erbot sich zu Allem, selbst zur Auslieferung der Waffen, die von würdigen Bürgern nie aufgegeben werden. Unrühmlich nahm Rom Alles, ehe sie das Letzte forderte — die Schleifung der Stadt. Da ergriff Verzweiflung Aller Gemüther. Den strafenden Blick der Väter, Hamilkar's und Hanibal's drohende Schatten, das Bewußtsein durch eigene Schuld das Vaterland so tief hinabgewürdigt zu haben, selbst das knechtische Gefühl der Wehrlosigkeit — hatten sie ertragen; aber ein Leben außerhalb der altgewohnten Mauern, ohne Genuß, ohne Gewinn und ohne Hoffnung, schien unerträglich. Die Anstrengung, zu welcher die Verzweiflung trieb, war groß, und eines bessern Ausgangs werth. Der letzte ungeheuere Kampf aber, in welchem Karthago sich ihrer Abkunft erinnerte, wird menschlichem Gefühle nur dadurch erträglich, daß er zeigt, wie sich der Mensch in großen Augenblicken über das Leben zu erheben vermag, und wie Staaten und Menschen durch den Schluß des Lebens die Schuld des Lebens büßen können. Hundert und achtzehn Jahre nach dem Anfange der Kriege mit Rom, siebenzig nach der Schlacht bei Cannä, siebenundzwanzig nach Hannibal's Tode vernichtete ein siebenzehntägiger Brand die alte, große Stadt, und eine Menge ihre Bürger, die das Schwert verschont hatte, verzehrten die Flammen. Scipio aber, des Paulus Aemilius Sohn, dem es bestimmt war, diese Flammen anzuzünden, ahnete bei ihrem Anblicke, daß vielleicht Roms Tugend unter den Trümmern Karthago's begraben würde!

August Ferdinand Lüder

ward im October 1760 zu Bielefeld geboren und erhielt nach vollendeten philosophischen Studien 1786 eine Professur der Geschichte am Karolinum zu Braunschweig, wo ihm 1797 der Hofrathstitel zu Theil ward. 1810 folgte er einem Rufe nach Göttingen als ordentlicher Professor der Philosophie und ging von hier 1814 nach Jena, wo er 1817 eine Honorarprofessur der Philosophie und bald darauf den Charakter als Geheimerath erhielt. Er starb daselbst am 27. Februar 1819.

Seine Werke sind:

Holländische Staatsanzeigen. Göttingen 1784 — 86, 6 Thle.
Geschichte des holländischen Handels. Leipzig 1788.
Einleitung in die Staatskunde. Leipzig 1792.
Geschichte der vornehmsten Völker der alten Welt. Braunschweig 1800.
Ueber National-Industrie und Staatswirthschaft, nach A. Smith. Berlin 1800 — 1804, 3 Thle.
Repositorium für Geschichte. Ebendas. 1800 — 1805, 2 Thle.
Ueber die Veredlung der Menschen, besonders der Juden. Braunschweig 1808.
Ueber Kultur und Industrie der Portugiesen. Berlin 1808.
Entwickelung der Veränderungen des menschlichen Geschlechts. Braunschweig 1810.
Kritik der Statistik und Politik. Göttingen 1812.
Kritische Geschichte der Statistik. Ebendas. 1817.
Nationalökonomie. Jena 1820.

Lüder zeichnete sich als Publicist höchst vortheilhaft durch Gründlichkeit, ausgebreitetes Wissen, Scharfsinn und Sorgfalt aus, und war einer der bedeutendsten Schüler und Nachfolger Adam Smith's in Deutschland.

Ludämilie Elisabethe, Gräfin zu Schwarzburg-Rudolstadt.

Diese fromme fürstliche Dichterin ward am 7. April 1640 zu Schwarzburg geboren und mit einem ihrer Vettern von Schwarzburg-Sondershausen verlobt. Sie starb aber während ihres Brautstandes an einem Tage mit ihrer Schwester Christiane Magdalene am 12. März 1672.

Ihre literärische Hinterlassenschaft ist:

Die Stimme der Freundin. Rudolstadt 1672, 12.

Echte Frömmigkeit, die zur Freude und zum Genuß der Gottesgaben auf eine tief empfundene harmlose Weise auffordert, spricht sich in den geistlichen Liedern dieser begabten Fürstin sehr vortheilhaft aus. —

Hiob Ludolff

ward am 15. Juni 1624 zu Erfurt geboren, studirte daselbst Philosophie und Staatswissenschaften und trat nach siebenjährigen Reisen in Europa 1652 in gothaische Dienste, worin er bis zum Kammerdirector zu Altenburg emporstieg. Seit 1677 lebte er mit dem Titel eines Geheimeraths zu Frankfurt, wurde daselbst 1681 kurpfälzischer Kammerdirector, kursächsischer Rath und Ministerresident und 1690 Praeses Collegii imperialis historici daselbst, wo er auch am 8. April 1704 starb.

Er schrieb:

Allgemeine Schaubühne der Welt. Frankfurt 1699, 2 Thle. (die Fortsetzung lieferte Christian Junker).

Vortreffliche sprachliche und geschichtliche Kenntnisse, welche L. in dem oben genannten Werke entwickelte, gaben diesem letzteren zu seiner Zeit ein dauerndes Ansehn; der Styl desselben ist jedoch holperig und ungelenk. —

Christiane Sophie Ludwig,

geborne Fritsche, ward 1764 zu Ragwitz im preußischen Herzogthum Sachsen geboren und wurde nach einem dürftigen Leben und mangelhaftem Unterrichte in der Schule ihres Geburtsdorfes im 17. Jahre an den Förster Ludwig zu Maßlau bei Merseburg verheirathet, wo sie unter den außerordentlichsten Anstrengungen sich einige wissenschaftliche Bildung erwarb und L. F. Weiße's Bekanntschaft machte, welcher sie mit andern Gelehrten in Verbindung brachte und ihr zu ihrer fernern Bildung behülflich war. Nach dem Tode ihres Gatten zog sie nach Schkeuditz, wo sie am 28. Februar 1815 starb.

Sie verfaßte:

Aufsätze eines Frauenzimmers vom Lande. Altenburg 1787, 2 Thle.
Gemälde häuslicher Scenen. Leipzig 1788 — 91, 4 Bde., 8.; 2. Aufl. 1801, 8.
Juda, oder der erschlagene Redliche. Ebendas. 1791, 8; 3. Aufl. 1815, 8.
Die Familie Hohenstamm. Thorn 1793 ff.; neue Aufl. 1817, 4 Thle., 8., mit Kupf.
Die arme Familie. 2. Ausg. Leipzig 1799, 8.
Erzählungen von guten und für gute Seelen. Ebendas. 1799 — 1800, 2 Thle., 8.
Moralische Erzählungen. Zwickau 1802, 8.
Lohn der Tugend. Leipzig 1805, 2 Thle., 8., mit Kupf.
Henriette, oder das Weib wie es sein kann. Ebendas. 1805, 8.; 3. Aufl. 1815, 8., mit Kupf.
Seleniden. 2. Aufl. Zwickau 1809, 8.

Ihre Romane sind durch die in denselben vorherrschende moralische Tendenz nicht ohne Verdienst, leiden aber an Breite und Weitschweifigkeit. —

Ludwig V.

Kurfürst von der Pfalz, ward am 4. Juli 1539 zu Heidelberg geboren und in der reformirten Lehre erzogen, schaffte dieselbe aber, nachdem er Regent geworden war, in seinem Lande ab und führte den lutherischen Cultus ein. Er starb daselbst am 12. October 1583.

Von ihm haben wir:

Gereimte Genealogie des baierschen und pfälzischen Hauses. In Fischer Scriptorum Germanorum P. I. p. 34. (Halae 1781, 4).

Diese Arbeit hat weiter keinen Anspruch auf Beachtung als etwa den, eine literärische Kuriosität zu sein.

Ludwig I. Karl August,

König von Baiern, ward am 25. August 1786 zu München geboren, studirte zu Landshut und Göttingen und focht mit Auszeichnung im Kampfe gegen Oestreich und Tyrol. Er vermählte sich dann mit der Prinzessin Therese von Sachsen-Hildburghausen, nahm aber an Regierungsgeschäften nur geringen Antheil und lebte mit vorherrschender Neigung den Wissenschaften und Künsten zu Salzburg, Insbruck, Würzburg, Aschaffenburg, für welche er damals schon beträchtliche Summen sammelte und die Glyptothek zu München errichtete. Auf ihren Flor in Baiern richtete er auch sein vorzüglichstes Augenmerk, als er am 14. October 1825 seinem Vater in der Königswürde gefolgt war, während er durch Vereinfachung des Staatshaushaltes und strenge Oekonomie dem Lande aufzuhelfen sich angelegen sein läßt.

Er gab heraus:

Gedichte. 1. und 2. verbesserte Aufl. Stuttgart 1829, 2 Thle., 8. Uebersetzt ins Französische: par Mad. de Montigny. Liège 1830, 8. (in Versen); ins Lateinische, und in beiden Sprachen gleichmetrisch gegen einander gestellt von Franz M. Schumm. Bamberg 1830, 8. (nur einige); dann in derselben Sprache von F. Fiedler. Vesaliae 1831, 8. (nur die Lobgedichte auf Italien und Sicilien); ins Griechische: von Joh. Franz. Stuttgart 1830, 4.

Von dieser Sammlung sagt Menzel (die deutsche Literatur Th. IV. S. 188) sehr richtig: König Ludwig von Baiern fühlte einst als Kronprinz den tiefen Schmerz des Vaterlandes mit, und sprach ihn in Liedern aus, die jedoch erst nach seiner Thronbesteigung öffentlich im Drucke erscheinen konnten.

Auf's Höchste war des Wüthrichs Macht gestiegen
Und gräßlich wie den Laokoon die Schlangen,
So hielt Europa würgend er umfangen
Dem Schwerte schien die Welt zu unterliegen.
Verderben drohte denen, die nicht schwiegen;
Mit der Verzweiflung alle Völker rangen,
Als plötzlich neues Leben aufgegangen,
Den Menschheitschänder Edlere bezwangen.
Die früh den Saamen in die Herzen legten
Zu Thaten, welche Ruhm und Sieg bekränzen
Erfreue Dankbarkeit, die ohne Grenzen,
Die in den Deutschen deutschen Sinn erregten,
Die unerschüttert treu das Gute pflegten,
Verherrlicht werden sie für ewig glänzen.

Nicht minder schön und wahrhaft ist folgende Strophe von ihm:

Asperns Feld bedecket ernstes Schweigen,
Stumme Todesruhe weilet dort,
Nicht ein Denkstein will auf ihm sich zeigen
Keiner an dem thatenreichen Ort.
Wohl versteht das deutsche Volk zu siegen,
Doch sich selbsten muß es gleich erliegen
Schlummert in den alten Schlaf zurück,
Nur erwachend schneller zu versinken,
Aus dem Lethe neuerdings zu trinken
Zu verträumen sein erkämpftes Glück.

Dann das classische Epigramm:

Trauriges Bild des Reiches der Deutschen: zweiköpfiger Adler,
Wo zwei Köpfe bestehn, ach da gebricht es an Kopf.

Der königliche Dichter hat noch viele Lieder der Liebe, und der Freundschaft gesungen, viele Lieder, worin sich seine Begeisterung für die Künste und für Italien, oder worin seine Frömmigkeit sich ausspricht. —

Luise Henriette,

Kurfürstin von Brandenburg, war die älteste Tochter des Prinzen Friedrich Heinrich von Oranien und am 17. November 1627 im Haag geboren. 1646 wurde sie mit dem großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg vermählt und starb zu Köln an der Spree am 8. Juni 1667.

Sie ist Verfasserin von 4 trefflichen geistlichen Liedern, welche sich zuerst in dem berliner Gesangbuche (Berlin 1653), welches auf ihre Veranlassung herausgegeben wurde, vorfinden, und unter denen das bekannte „Jesus meine Zuversicht" als das vorzüglichste betrachtet werden kann.

Zacharias Lundt

ward am 8. April 1608 zu Nübes geboren, studirte zu Leipzig, Wittenberg und Königsberg Theologie und unternahm dann als Hauslehrer mit seinen Zöglingen verschiedene Reisen, von welchen zurückgekehrt er 1645 die Rectorstelle zu Herlor annahm. Kurz darauf wurde er Bibliothekar des dänischen Reichsrathes Seefeld und kam durch diesen als Magister philosophiae, königlicher Secretär und Vicarius auf das Schloß Aarhuus, wo er am 8. Januar 1667 starb.

Er gab heraus:

Poemata juvenilia. Hamburgi 1635, 12.

Allerhand artige deutsche Gedichte. Leipzig 1636, 4.

Lundt besaß ein hübsches lyrisches Talent, das er mit großer Gewandtheit zu behandeln wußte; unter seinen Gedichten befinden sich namentlich mehrere scherzhafte und muthwillige Lieder, welche lebhafte Anerkennung verdienen.

Christian von Lupin, s. Minnesinger.

Martin Luther.

Das Leben dieses großen Glaubensreformators nach Verdienst und in seinen Einzelheiten in der Reihe dieser biographischen Skizzen darzustellen, ist bei dem gegebenen Raume und der Größe des Mannes eben so unmöglich, als unnöthig, da es in strengwissenschaftlichen sowohl als populären besondern Schriften und Reformationsgeschichten bereits genügender behandelt worden ist und noch jetzt die Federn ausgezeichneter Männer beschäftigt. Wir halten uns daher, dem Zweck unsrer Sammlung entsprechend, um so eher für berechtigt, um der Vollständigkeit willen nur einen kurzen Abriß seiner Lebensumstände zu geben, als wir diejenigen, denen wir durch unser Werk zu nützen glauben, schon für hinlänglich vertraut damit ansehen und annehmen dürfen, daß ihnen einzelne Hauptdata als Erinnerungspunkte nützen können.

Martin Luther, ward am 10. November 1483 zu Eisleben geboren und nach einer frommen, liebevoll strengen Erziehung von seinem Vater, einem armen dasigen Bergmanne, zuerst auf die Domschule zu Magdeburg und dann nach Eisenach gebracht, wo er als Currendeschüler und durch die Milde einer mütterlichen Verwandtin sich erhielt. Um nach dem Wunsche seines Vaters die Rechte zu studiren, bezog er 1501 die Universität zu Erfurt, aber eine aufgefundene lateinische Bibel und der plötzliche Tod seines Freundes Alexius steigerten den Widerwillen gegen seine Berufsstudien dermaßen, daß er 1505 daselbst in ein Augustinerkloster trat. Ein alter Ordensbruder gab hier dem in schwerer Krankheit von mystischen Vorstellungen gepeinigten L. seine Gewissensruhe und sein Ordensvorstand, Staupitz, sein Selbstgefühl und seine Liebe zu theologischen Studien ihm zurück, indem er ihn zugleich von niedrigen Klosterdiensten befreite. Durch den Letztern erhielt er auch, nachdem ihm 1507 die Priesterweihe ertheilt worden war, 1508 den Ruf als Professor der Philosophie an die neu errichtete Universität zu Wittenberg, wo er ein geeignetes Feld für seinen Geist und seine Thatkraft fand. Von dem herrschenden großen Verderben der Kirche auf einer Reise nach Rom (1510) in Ordensangelegenheiten durch eignes Anschauen belehrt und von der Würde seines neuen, ihm kurz darauf zu Theil gewordenen Berufes als Prediger zu Wittenberg und Doctor der Theologie, wozu er 1512 ernannt worden war, durchdrungen, trat er mit 95 am 31. October 1517 an die dasige Schloßkirche angeschlagenen Sätzen gegen den frechen Ablaßkram des Dominicaners Tetzel und dadurch auch gegen die blinden und entsittlichten Leiter der Kirche auf. Weder des verketzernden Dominicaners Hochstraten, noch des ungestümen Professors Eck und des römischen Höflings Prierias Schmähungen und des Papstes Vorladung nach Rom konnten den Muth des kühnen und gewaltigen Mannes beugen. Standhaft bei den Drohungen des Cardinals Cajetan zu Augsburg, unzugänglich den Schmeicheleien des päpstlichen Nuntius von Miltitz zu Altenburg und unbesiegt 1519 in der Disputation zu Leipzig nahm er durch Verbrennung der päpstlichen Bannbulle und römischen kanonischen Decretalien am 10. December 1520 frohen Muthes den ihm angebotenen Kampf auf. Deutschlands edelste Geister jauchzten ihm Beifall zu, als er noch allein und verlassen stand, und im Triumphzuge des überall herbeieilenden Volkes trat er am 4. April 1521 seine Reise nach Worms an, um dort vor der glänzenden Reichsversammlung seine Sache zu vertheidigen. Die Begeisterung, mit welcher er hier am 17. April sprach, gewann ihm selbst unter den übelgesinnten Fürsten Freunde und kräftigte den Kurfürsten von Sachsen, ihn auf der Rückreise heimlich auf die Wartburg zu bringen und dadurch der Vollstreckung der gegen ihn erlassenen kaiserlichen Achtserklärung zu entziehen. In diesem seinem Patmos, wie er es nennt, verdeutschte er das Neue Testament und eilte dann von hier rasch und unerschrocken durch feindliche Staaten gegen die wüthenden Neuerer, welche 1522 Wittenberg in Aufruhr versetzten. Unter fortwährenden Kämpfen und Anfechtungen vom Papst und seinen Dienern, den Schwärmern, so wie von dem weltlich gesinnten König Heinrich VIII. von England und Erasmus von Rotterdam, begann er 1523 die Kirche selbstthätig zu reinigen, legte daher 1524 die Mönchskutte ab und heirathete nach schwerem Kampfe mit sich selbst 1525 eine aus dem Kloster getretene Nonne, Katharina von Bora. Ruhig, bedachtsam, aber fest verwies er die aufrührerischen Bauern zum Gehorsam, schuf unter des Kurfürsten Autorität 1526 — 29 mit Hülfe seiner Freunde die neue Kirchenordnung und Lehre des Evangeliums für Sachsen, und wenn er im letztern zuweilen auf unwesentliche Punkte zu viel Gewicht legte, wenn man auf dem Reichstage zu Augsburg 1530 seine Unduldsamkeit gegen die glaubensverwandten schweizer Reformatoren beklagt, in den 1537 verfaßten schmalkalder Artikeln, in seiner Antwort an die brandenburgischen und anhaltischen Gesand-

ten (1541) und bei Gelegenheit des Conciliums von Trident (1545) Trotz und Härte, sowie in seinen derben Abfertigungen seiner Gegner Roheit findet, so ist dieß bloß ein Beweis dafür, daß auch ein großer Mann von den Einflüssen seiner Zeit nicht frei bleibt und als Mensch den Zoll an das Menschliche bezahlen muß. Um so erhabner erscheint das offene Geständniß seiner Schwächen an ihm und die Größe des umfassenden Fleißes durch welchen er in dieser bewegten Zeit von 1521 — 34 auch noch die vollständige Uebersetzung der Bibel zu Stande brachte, wöchentlich mehrere Mal, ja zuweilen täglich predigte, Beichte hielt, einen umfassenden Briefwechsel führte, geistliche Lieder dichtete und durch Musik sich erheiterte, nahen und fernen Freunden und jedem Hülfsbedürftigen leicht zugänglich und genießbar war und freundschaftliche Aufträge übernahm und ausführte, während bereits seit 1531 Steinschmerzen und Schwindel seinen Körper quälten. Ein solcher Freundschaftsdienst rief ihn auch, als er bereits der Welt satt war und nur auf ein gnädiges Sterbestündlein wartete, wie er selbst spricht, gegen Anfang des Jahres 1546 zu Schlichtung einer Streitigkeit zwischen den Grafen von Mannsfeld nach Eisleben, wo er nach kaum vollendeten Auftrage ernsthaft erkrankte und am 18. Februar 1546 starb. Seine Leiche wurde unter dem Geläute aller Glocken der Ortschaften, durch welche der Zug ging, und unter den Thränen der herbeigeströmten Menge nach Wittenberg gebracht und in der dasigen Schloßkirche beigesetzt. Ein am 31. October 1821 von den seit 1801 gesammelten Beiträgen errichtetes gußeisernes Denkmal ziert den Markt der Stadt, von welcher das neue Licht über die christliche Welt ausging.

Seine einzeln herausgekommenen Schriften und die theilweisen Sammelwerke derselben sind in chronologischer Ordnung folgende:

Bulla in coena Domini. Wittenberg 1522, 4.
Die Bibel. Ueberfetzt ins Deutsche. Ebendas. 1523 — 34, von L. nochmals überarbeitet 1541.
Neues Testament. Ebendas. 1523.
Wider den neuen Abgott und alten Teufel, der zu Meißen soll erhoben werden. Ebendas. 1524, 4.
Ein neu Fabel Esopi. Halle 1524, 4.
Des römischen Papstes Ursprung und: Geistliche Lieder. Wittenberg 1524; neue Ausg. Leipzig 1545, 8. (von Groll), dann Berlin 1817.
Altes Testament. Wittenberg 1534.
Etliche Sprüche wider das Concilium Obstatiense. Ebendas. 1535, 4.
Die Lügend von H. Chrysosthomo. Ebendas. 1537, 4.
Ernste zornige Schrift wider Lemmius Epigrammata. Ebendas. 1538, 4.
Wider Hans Worst. Ebendas. 1541, 4.
Ergänzungstheile zu der Werkesammlung von 1555 von Aurifaber. Eisleben 1565, 2 Thle.
Tischreden. Herausgegeben von Aurifaber. Frankfurt 1566.
Fabeln. (In Chyträus Fabeln. Rostock 1571).
Auszüge aus seinen Werken von Fr. W. Lomler. Gotha 1816 — 17, 2 Thle.
Aufsätze. (Im Reformationsalmanach). Erfurt 1818, — 19, — 21.
Predigten, Volksschriften, Briefe rc. Herausgegeben von de Wette. Berlin 1825 ff., 6 Thle.
Briefe, Sendschreiben und Bedenken. Herausgegeben von de Wette. Ebendas. 1825 — 28, 5 Bde.
Werke, in einer das Bedürfniß der Zeit berücksichtigenden Auswahl. Herausgegeben von Bent. Hamburg 1826 flg., 10 Bde., 12.
Geist aus L's Schriften (von Lomler, Lucius, Rust, Sackreuter und Zimmermann). Darmstadt 1827 ff.

Mehr oder weniger vollständig erschienen seine Werke:

Werke. Wittenberg 1539 — 59, 19 Thle. (12 Thle. deutsch, 7 lat.)
Dieselben. Jena 1555 — 58, 12 Thle. (8 deutsch, 4 lat.)
Dieselben. Altenburg 1661 — 64, 10 Bde.
Dieselben, von Sagittarius. Leipzig 1729 — 40, 23 Bde. (nur deutsch).
Vollständige Werke, von Walch. Halle 1740 — 53, 24 Bde., 4.
Dieselben. Erlangen 1826 — 34, 24 Bde. (in 50 Thlen.)

Wir haben hier nur zu betrachten, was unsere Sprache und Literatur diesem großen Manne verdanken; seine Verdienste um beide, so sehr bedeutend sie auch sind, wurden, wie das nicht anders sein konnte, häufig überschätzt, und die Behauptung, daß er zuerst die deutsche Schriftsprache begründet und den meißnischen Dialekt zu derselben erhoben, ist irrig; aber er stellte die bereits eingeführte von Anderen zu beträchtlicher Höhe beförderte Schriftsprache grammatisch fest, und seine allgemein verbreiteten Werke, in denen er Correctheit und Kraft, mit Einfachheit und Natürlichkeit des Ausdrucks verband, galten durchgängig als Muster, an denen sich die besten Volksschriftsteller jener Tage eben so eifrig heraufbildeten, als ihn die Schwachen am Geiste verkannten und nachahmend verzerrten; namentlich wurde der oratorische Styl durch ihn befördert, weniger der didaktische, zu dem seine ganze Sinnesart nicht so hinneigte. Luther war im vollsten Sinne des Wortes ein Held der Wahrheit, in seiner Schreibart spricht sich sein ganzer Charakter entschieden aus, er verschmähte es, für seine Gedanken nach glänzenden Ausdrücken zu suchen oder sie schmücken zu wollen mit dem Klang tönender Rede, aber das Gewand, das er ihnen umhing, war echt wie sie selbst und ihnen aus der innersten Nothwendigkeit seiner großen Seele angepaßt. Daher ist sein Styl der Herold seiner Kraft und geistigen Stärke, seiner tiefen, frommen Freudigkeit am Leben und seines unerschütterlichen Muthes, und als solcher ein schönes, bleibendes Vorbild für alle künftigen Geschlechter. Dieselbe Energie und Innigkeit spricht sich auch in seinen Kirchenliedern aus, deren höchster poetischer Werth in ihrer unerschrockenen Wahrheit und in der Begeisterung des Kampfes für Licht und Recht zu suchen ist. — Für das Volk, im edelsten Sinne, kämpfte und wirkte, für das Volk schrieb er, und was er hier gewollt und geleistet als ein Mann des Volkes, steht unerreicht eben so in der Geschichte der deutschen Literatur, wie in der Geschichte der deutschen Kirche da.

Gedichte von Martin Luther.

Beschreibung des Hoflebens oder Hofverse.

Intus quis? Tu quis? Aperi. Quid quaeris? Ut intrem.
Fers aliquid? Non. E-to foras. Fero quid. Satis, intra.

Cantio de aulis.

Im Ton: Ein leppisch Mann. D. M. L.

1. Wer sich nimt an,
Unds Rädlein kan
Hübsch auf der Ban
Lan umher gan,
Und schmeicheln schon
Find jederman
Ein Fehl und Wan,
Ist izt im Korb der beste Han; od.
Der geht zu Hof izt oben an; od.
Der ist zu Hof am besten dran.

2. Denn wer gedächt
Zu leben schlecht,
Ganz from und gerecht,
Die Wahrheit brächt,
Der wird durchächt,
Und gar geschwächt,
Gehöhnt und geschmächt,
Und bleibt alzeit der andern Knecht.

3. Beim schmeichelstab,
Gewint mancher Knab,
Gros Gut und Hab,
Geld, Gunst und Gab,

Preis, Ehr und Lob,
Stößt andre rab,
Daß er hoch trab,
So geht die Welt izt auf und ab.

4. Wer solchs nicht kan,
Zu Hofe than,
Thu sich davon,
Ihm wird zu Lohn,
Nur Spot und Hohn,
Denn Heuchelman,
Und Spötler Zahn,
Ist izt zu Hof am besten dran.

Frau Musica.

Für alle Freuden auf Erden
Kan niemand kein seiner werden,
Denn die ich geb mit meim Singen
Und mit manchem süßen Klingen.
Hie kan nicht seyn ein böser Muth,
Wo da singen Gesellen gut.
Hie bleibt kein Zorn, Zank, Haß noch Neid,
Weichen mus alles Herzeleid;
Geiz, Sorg, und was sonst hart anleit,
Fährt hin mit aller Traurigkeit.
Auch ist ein jeder des wol frei,
Daß solche Freud kein Sünde sei,
Sondern auch Gott viel das gefällt,
Denn alle Freud der ganzen Welt.
Dem Teufel sie sein Werk zerstört,
Und verhindert viel böser Mörd.
Das zeugt David, des Kön'ges, That,
Der dem Saul oft gewehret hat
Mit gutem süsen Harfenspiel,
Daß er in grosen Mord nicht fiel.
Zum göttlichen Wort und Wahrheit
Macht sie das Herz stil und bereit;
Solches hat Eliseus bekant,
Da er den Geist durchs Harfen fand.
Die beste Zeit im Jahr ist mein,
Da singen alle Vögelein;
Himmel und Erden ist der vol.
Viel gut Gesang da lautet wol;
Voran die liebe Nachtigal
Macht alles frölich überal
Mit ihrem lieblichen Gesang,
Des mus sie haben immer Dank.
Vielmehr der liebe Herre Gott,
Der sie also geschaffen hat,
Zu seyn die rechte Sängerin,
Der Musicen ein Meisterin.
Dem singt und springt sie Tag und Nacht,
Seins Lobes sie nichts müde macht;
Den ehrt und lobt auch mein Gesang,
Und sagt ihm ein ewigen Dank.

Eine Predigt vber das Euangelium am ersten Sontage jnn der Fasten, zu Smalkalden gethan, im jar 1537.

Euangelium Matth. 4.

Ihesus ward vom Geist jnn die Wüsten gefüret, auff das er von dem Teuffel versucht würde. Vnd da er viertzig tag vnd viertzig nacht gefastet hatte, hungert jn. Vnd der Versucher trat zu jm, vnd sprach, Bistu Gottes son, so sprich, das diese Steine brod werden. Vnd er antwortet und sprach, Es stehet geschrieben, Der mensch lebet nicht vom brod alleine, sondern von einem jglichen wort, das durch den mund Gottes gehet.

Da füret jn der Teuffel mit sich, jnn die Heilige stad, vnd stellet jn auff die zinnen des Tempels, vnd sprach zu jm, Bistu Gottes son, so las dich hinab. Denn es stehet geschrieben, Er wird seinen Engeln vber dir befelh thun, vnd sie werden dich auff den henden tragen, auff das du deinen fus nicht an einen stein stossest. Da sprach Ihesus zu jm, Widerumb stehet auch geschrieben, Du solt Gott deinen HERRN nicht versuchen.

Widerumb füret jn der Teuffel mit sich, auff einen seer hohen berg, vnd zeiget jm alle Reich der welt, vnd jre herrligkeit, vnd sprach zu jm, Das alles wil ich dir geben, so du nider fellest, vnd mich anbetest. Da sprach Ihesus zu jm, Heb dich weg von mir Satan, denn es stehet geschrieben, Du solt anbeten Gott deinen HERRN, vnd jm allein dienen.

Da verlies jn der Teuffell, Vnd sihe, da traten die Engel zu jm, vnd dieneten jm.

Diß Euangelium ist darumb auff den Ersten Sontag jnn der Fasten verordnet zu lesen, weil darin geschrieben stehet, wie Christus viertzig tage gefastet habe, Das man aus diesem Exempel die leute auff diese zeit zur fasten vermanen solt, wie denn auch daraus die viertzig fasten tage angenomen vnd eingesetzt sind, So es doch nicht zu solchem Exempel, durch Christum gethan, noch von den Euanglisten beschrieben ist, Auch nicht kan von jmand solche fasten gehalten werden, wie Christus viertzig tage vnd nacht, on essen vnd trincken gefastet hat, Vnd er kein solche fasten von seinen Jüngern vnd Christen gefoddert, noch jnen auffgelegt hat.

Nu solten wir alhie auch vom fasten sagen, Aber ich hab noch nie kein recht fasten gesehen, darumb weis ich auch nichts dauon zu predigen, Denn vnser Bapisten fasten, ist gar ein schlecht, ja spötlich fasten gewesen, wie auch das Latinisch sprichwort zeuget, Italorum deuotio, et Germanorum ieiunia, fabam valent omnia. Der Walhen andacht, vnd Deudschen fasten, möcht man beide mit einer bonen bezalen. Dazu ob man gleich etwo recht gefastet, so taug doch solch fasten nicht, weil durch des Bapsts lere ein lauter werckheiligkeit daraus gemacht, die sunde damit zu büssen, vnd vergebung zu erlangen. Vnd kurtz, der fasten keine, so aus eigener wahl vnd andacht wird fürgenomen, oder durch menschen gebot erzwungen, reimet sich zu diesem Exempel Christi, Denn da ist weder Gottes wort noch befelh, weder anfechtung noch not, aus Gottes schickung, wie alhie mit Christo geschehen ist, Sondern alles was mit solchem fasten geschicht, wird mit falschem vertrawen vnsers wercks, on Christlichen verstand vnd meinung, fürgenomen.

Christus aber redet viel anders vom rechten Christlichen fasten, Matth. 9. da die jünger Johannis zu jm kamen, vnd fragten, warumb sie vnd die Phariseer viel fasteten, vnd seine Jünger fasteten gar nicht, Da gibt er jnen eine kurtze Antwort, vnd spricht, Es reime sich nicht, das man einen alten rock mit einem newen lappen flicke, oder most jnn alte schleuche fasse, Sondern, newer wein vnd newe fasse, newer rock vnd newes tuch gehören zusamen rc. Als wolt er sagen, Jr rhümet ewer selb erwelet fasten seer hoch, Aber es ist ein loses fasten, das ich wol möchte einem zerrissen vnd geflickten pelz vergleichen. Meine Jüngen sollen mir aber nicht also fasten, weil ich bey jnen Sie bekomen noch fastens genug, wenn sie mich nicht mehr haben.

Da deutet er, was er eine rechte fasten heisse, Nemlich nicht die kinder fasten, ja lügen fasten, die nur den namen hat, weil man nicht des abends das tisschtuch aufflegt, oder nicht fleisch noch eyer isset, Vnd doch gleich wol den bauch füllet, mit den besten fisschen vnd wein, das manchem ein solcher fasten tag lieber were, denn sein esse tag, Vnd nur mit solchem fasten, beide Gottes vnd der leute gespottet wird. Auch nicht die heuchel fasten, so die Phariseer jnen selbs erweleten, on alle not vnd gebot, nur darumb, das sie fur heilige leut, fur andern (die nicht also fasten) gehalten wurden. Sondern das heisst er, eine rechte Christliche fasten, so er da selbs nennet, Trawren vnd leide tragen, Das ist, allerley vngemach vnd vnglück (von Gott auffgelegt) leiden, so dem menschen wehe thut, vnd er viel lieber solches vberhaben were. Als wenn einer mus mit weib vnd kinder hunger vnd komer leiden, veriagt oder gefangen sein, da er offt mit guten zenen vbel essen mus, Oder auch auff dem bette kranck ligt, vnd hette wol zu essen, vnd doch nich essen kan vnd mag, Welcherley S. Paulus erzelet 2. Cor. 6. Jnn trübsaln, jnn nöten, jnn engsten, jnn schlegen, jnn gefengnissen, jnn auffrhuren, jnn viel arbeiten, jnn wachen, jnn fasten rc.

Solch fasten wolt ich loben, da man mangel vnd not vmb Gottes willen gedultiglich leidet, Denn also hat Christus hie auch gefastet, da er nicht aus seinem eigen rat oder fürnemen, sondern durch den heiligen Geist jnn die wüsten gefürt ward, da er muste fasten, weil er nichts zu essen hatte. Das ander fasten so nichts anders ist, denn ein lauter heucheley, ja ein lügen vnd spot, ist nicht werd, das man jnn der Christenheit dauon sagen sol.

Darumb wollen wir jtzt auff das heuptstück dieses Euangelij sehen, nemlich, auff die dreierley anfechtungen, damit der Teuffel Christum jnn der wüsten hat angefochten. Vnd ist zwar dis Euangelium jnn dem stück erschrecklich gnug, wenn wirs nur recht ansehen wolten, Denn hie ist der Teuffel gemahlet mit allen seinen farben, vnd ist jnn der person Christi hie fürgebildet, nicht allein was ein jglicher Christ fur sich selbs, sondern auch was die gantze Christliche kirche vom Teuffel leiden müsse.

Jnn der ersten anfechtung von den steinen, ist der schwartze

Teuffel gemahlet. Inn der andern ist der schöne, weisse vnn heilige Teuffel gemahlet, der Christum jnn den lüfften, vnd auff den Tempel füret, aber nicht hinein. Inn der dritten, ist der höhest vnd himlisch, vnd gar Göttlich Teuffel gemahlet, der sich stellet, als sey er Gott selb, vnd beutet Christo alle Königreich auff erden an, doch mit der bedingung, das er fur jm niderfalle, vnd bette jn an. Dis ist seer schrecklich, On das es jnn dem tröstlich ist, das der Teuffel an Christo gefeilet hat, vnd an vns auch feilen mus, wenn wir durch den glauben an Christo hangen. Wo aber diese person aus den augen ist, da nemen diese drey Teuffel so vberhand, das nicht möglich ist, das ein mensch bestehen könne.

Nu der erste Teuffel, wie ich gesagt habe, ist der schwartze Teuffel, den die leute kennen vnd Teuffel heissen, der fichtet an mit hunger, vnd spricht, Bist du Gottes son, vnd so heilig, so wirstu alles können vnd vermögen, Wolan, so las sehen, ob du diese stein zu brod könnest machen ꝛc. Das ist der Teuffel, der schier einen jglichen Christen jnn sonderheit, vnn darnach die gantze heilige Christenheit, mit hunger, durst vnn allerley vngemach, trübsal, angst vnd not leiblich angefochten hat. Dis, wie vorgemelt, ist die rechte Fasten, dauon Christus saget Matth. 9. das seine Jünger, wenn er nu von jnen genomen ist, werden mehr fasten müssen, denn jnen lieb sein wird. Das ist, sie werden hunger vnd komer, vnd allerley leibliche mangel vnd vngemach, vom Teuffel vnd seiner Braut, der welt, leiden müssen, Wie denn im anfang der Christenheit bald nach der Himelfart Christi, solche anfechtung angienge, vnd wehret schier lenger denn drey hundert jar, da das liebe heufflin der Christen, nicht allein, hunger, durst vnn allerley leibliche mangel leiden muste, sondern auch von dem jren vertrieben, beraubt vnd jemmerlich ermordet wurden. Vnd ward endlich des wülens vnn tobens der Tyrannen wider die Christen (sonderlich so Prediger vnd Pfarrer waren) so viel, das auff einen tag (wie man jnn historien findet) durchs Römisch Reich siebentzig tausent Marterer erwürget wueden, Wie man noch zu Rom einen kirchhoff findet, darauff, wie man sagt 80000. Marterer, vnd 46. Bischofe begraben ligen. So gieng der schwartze Teuffel im anfang hinan, greiff die kirchen mit dem rechten fasten an, das man spüren muste, es were der leibhaftige Teuffel selb, der im sinn hette, die Christen alzumal mit seiner schwartzen farb, vom glauben vnd wort abzuwenden, vnd gar auszurotten.

Vnd solcher sein anschlag ist jm auch etlicher massen geraten, Denn viel Christen, da sie vmb jrs glaubens willen angefochten wurden, vnd gezwungen, entweder den selbigen zu verleugnen, oder den hals her zu halten, wichen zu rücke, verleugneten jre Tauff, vnd widerrufften jren glauben. Gleichwol blieben jr viel bestendig, die alles gewagt, vnd umbs glaubens willen gelidden haben. Also das die selbe erste zeit der Christenheit, wol heisset der lieben Marterer zeit, da sie greulich mit hauffen hin gerichtet sind. Vnd ist doch jnn solchem würgen vnd Tyranney die Christenheit blieben, vnd dagegen sind die Tyrannen drüber zu boden gangen. Dauon singet frölich vnd tröstlich der 9. Psalm, Du schiltest die Heiden, vnd bringest die Gottlosen vmb, jren namen vertilgest du ewiglich. Die schwerte des Feindes haben ein ende, Die Stedte hastu umbkeret, jr gedechtnis ist vmbkomen sampt jnen ꝛc.

Wo mit sich aber die lieben Marterer wider die Tyrannen gewehret haben, sagt der text hie, da Christus dem Teuffel antwortet, vnd spricht, Der mensch lebt nicht allein vom brod, sondern von einem jglichen wort, das durch den mund Gottes gehet. Aus dieser antwort höret man, das der Teuffel mit seiner anfechtung auffs erst Christo, vnd darnach der Christlichen Kirchen hat nach dem leben gestanden, Vnd das sie nicht darauff haben gesehen, wie sie dis gegenwertige vergenglich leben behielten, sondern sind dem Teuffel vnd seinem hauffen vnter augen gangen, sich wider seine tyranney gesetzt vnd gesagt, Es sey jnen nicht allein zu thun vmb dis zeitlich leben hie auff erden, sondern viel mehr vmb das liebe werde wort Gottes, das sie das selbige behalten mögen, vnn nicht verleugnen, Weil Moses sagt, das der mensch nicht allein dauon lebe, das er brod vnn korn hat, sondern es müsse ein grösser vorrat da sein, denn brod vnn korn, das der mensch auch könne bleiben nach diesem leben, Welches nirgend anders kan her komen, denn das der mensch, so er anders bleiben sol, bey dem rechten vnd ewigen leben, Gottes wort habe, damit er sich schütze vnd tröste, wider solche leibliche anfechtung, da durch jn der Teuffel bringen wil, das wort zu lassen.

Das sind, sage ich, die wehre, damit sich die heiligen Marterer gewehret haben, wider die tyrannen, vnd zu jnen mit frölichem mut gesagt, Wenn du mir gleich gelt vnd gut, weib vnd kind, ja auch das leben dazu nimst, was hastu deste mehr, oder ich deste weniger? weil ich eine speise habe zum ewigen leben, welche du mir nicht nemen kanst, wenn du mich gleich zu dem fasten bringest, dauon der leib verschmachten vnd sterben mus, So sol mir dennoch die ewige speise bleiben, das wort Gottes, welchs, wie Petrus sagt, mündlich gepredigt wird, Aber es ist ein vnuergenglich same, vnd das lebendige Wort wort, das da ewiglich bleibet, Darumb wer es gleubet, der hat die speise, die jn nehret, bis ins ewig leben, Denn wo das wort bleibet, da wird er auch bleiben, sintemal es ist (wie Paulus sagt) eine krafft Gottes, die da selig macht, alle die daran gleuben.

Also spricht Christus auch, Johan. 4. Wer des wassers trincken wird, das ich jm gebe, den wird ewiglich nicht dürsten, Sondern das wasser das ich jm geben werde, das wird jnn jm ein brun des Wassers werden, das jnn das ewig leben quillet. Da heisst er sein Wort ein lebendige quelle, die aus diesem leben jnn jhenes quilet.

Wie wol nu der schwartze Teuffel bald im fang mit aller macht an die Christenheit setzte, sie jnn die rechte wüsten fürete, vnd gar aus zutilgen gedachte, nicht allein mit hunger vnd allerley mangel des leiblichen lebens, sondern auch mit veriagen, rauben, morden ꝛc. vnd damit auch viel müde machte, das sie vom glauben fielen, Doch gleich wol bliebe der mehrer teil feste stehen, wehreten sich getrost wider den Teuffel, vnd vberwunden jn auch, allein durch Gottes wort, das sie durch den glauben gefasset hatten, vnd frey daraus schlossen, dem exempel Christi nach, Der mensch lebte nicht allein vom brod, sondern von einem jglichen wort, das durch den mund Gottes gehet, Denn weils ein lebendig vnd ewig wort ist, kans auch die, so daran gleuben, ewiglich erhalten, wenn sie gleich gestorben sind ꝛc.

Es waren zur selbigen zeit auch wol ketzer, die sich vnterstunden die Christenheit zurtrennen vnn jrre zu machen, Aber sie kunden sonderlich nichts ausrichten, Denn die leibliche verfolgung war zu gros, da durch die rechten Christen nur geübter vnd gewisser im glauben wurden ꝛc.

Darnach vnter dem Keiser Constantino, ward die Kirch befriedet, vnd das Euangelium on verfolgung gepredigt, das das würgen auffhören, vnd der schwartze Teuffel sich verkriechen muste, Denn Constantinus hielt so fest vber den Christen, das er auch Licinium den seinen krieger, der mit jm das keiserthum regieret, zum Reich ausiaget, allein darumb, das er die Christen nicht wolt zu frieden lassen. Da hat die erste verfolgung des schwartzen Teuffels auffgehöret.

Flugs nach solchem hunger, würgen vnd morden, kam der ander Teuffel, dacht, kan ich euch mit meiner schwartzen heslichen farbe nicht abschrecken, so wil ich ein anders versuchen, Vnd wurde also ein liechter Teuffel, der sich verstellet, das er gliesse, wie ein himlischer Engel, vnd greiff die Sache gleich auff die selbe weise an, wie ers mit Christo fürgenomen hatte, Da es jm zumersten mit jm nicht gelingen wolt, Harr (gedacht er) du wilt Gott vertrauen, das, wenn du schon kein brod hast, künne er dich gleich wol erneren, wenn du nur sein wort hast, Wilt du daran, so wil ich dir dazu helffen, vnd gnug zugleuben schaffen ꝛc. Nimpt jn, vnd füret jn nicht weiter jnn die wüsten hinein, sondern aus der wüsten heraus, das ist, aus dem hunger vnn fasten jnn die heilig stad.

Es wird aber Jerusalem die heilige Stad genennet, darumb, das Gottes wonung vnd Tempel da war, Denn gleich wie man ein haus nennet nach seins herrn namen, Also hies man den Tempel vnsers Herr Gottes stuel vnd wonung, da hatte er feur vnn ofen gehabt, Esa. 31. das ist, er hielt zu Jerusalem haus. Inn die selbe heilige stad, füret jn der Teuffel, als der auch from sein, vnd Christo helffen wolt, stellet jn oben auff die zinnen des Tempels. Denn jnn den selbigen lendern sind die heuser so gebawet, das sie oben vierecktigt vnd gepflastert sind, vnd stuffen haben, das man auff vnd ab gehen kan. Als er jn nu hinauff gestellt hat, spricht er, Bistu Gottes son, so las dich hinab. Er greifft jn hie weder mit hunger noch schwerd an, sondern füret jn jnn die schrifft, vnd lesst sich hören, als ein Doctor der schrifft, füret den schönen text aus dem Psalm, Gott wird seinen Engeln vber dir befel thun, vnd sie werden dich auff den henden tragen, das du deinen fus nicht an einen stein stossest. Als wolt er sagen, Wiltu so bestendig an Gottes Wort halten, vnd dir die schrifft durch keinerley anfechtung nemen lassen, Höre, hie hastu schrifft, Gott hat seine Engel verordnet, das sie dir jren eigen henden ein pflaster machen, vnd dich behüten sollen, das du gleich wie ein Engel on fahr vnd schaden hinab faren magst.

Dis ist nu der ander, nemlich der gleissend Teuffel, der sich stellet als ein Engel Gottes, vnd greiffet die Christenheit an, nicht mit leiblicher verfolgung, sondern mit jrem eigen harnisch vnd waffen, das ist, mit der schrifft, damit sie sich aller leiblichen anfechtung wider jn erwehret, Die selbige kan er so wunderlich vnd meisterlich fürgeben vnd drehen, das er einen bald jrre macht, wenn er nicht vleissig darauff achtung hat. Als hie, helt er Christo die schrifft für, vnd will jn bereden, er sol sich von der zinnen des Tempels hinab lassen, Denn es stünde jm keine fahr drauff, weil geschrieben stehet, Das Gott den

Engeln befolhen hat, das sie seine kinder auff jren henden tragen sollen ꝛc. Schrifft ist da, sihe aber, was die listige schlange, vnd der vater aller lügen, fur ein meisterstück brauchet, Schrifft füret er, das nöthigest aber lesst er aussen, Denn so lautet der spruch, den er aus dem 91. Psalm füret, Gott hat seinen Engeln befolhen vber dir, das sie dich behüten, auff alle deinen wegen ꝛc. Diese wort (auff alle deinen wegen) vberhupfft der schalck. Denn es war wider jn.

Darumb schlegt jn Christus zurück, vnd sagt zu jm, Man sol die schrifft so füren, das man dennoch Gott nicht versuche, Als wolt er sprechen, Wo der mensch auff seinen wegen gehet, das ist, wartet seines befelhs vnd ampts, da haben die Engel befelh jn zu behüten, vnd fur allem vbel zubewaren, Aber du schalck, lessest solches aussen, vnd weisest mir eine thür, da kein weg ist, Tauben, sperlingen, vnd andern vögeln, ists ein rechter weg, das sie sich aus der höhe auff die erden lassen, die haben feddern dazu, vnd können fliegen, Solchs hat Gott dem menschen nicht gegeben, sondern hat verordnet treppen, die sol man auff vnd abgehen, vnd nicht jnn der lufft einen newen weg suchen.

War ist es, Christus hette solches gleich so wol thun können, als auffm wasser gehen, Aber weil er da jnn menschlicher natur war, vnd vns zu gut solche anfechtung ausstehen wollte, lies Gott die menschliche natur jnn Christo mit dem Teuffel fechten, vnd vns zu trost, jn mit seinem eigen schwerd schlahen, vnd vberwinden, Nemlich also, Du solt Gott deinen HERRN nicht versuchen. Als wolt er sagen, Du schalck, du lerest mich, das ich mich sol jnn der lufft hinab lassen, das ist nicht ein weg fur mich, Denn die Menschen sollen sich nicht jnn der lufft hinab lassen, sondern die treppen hinab gehen, Weil ich aber ein mensch bin, wil ich solchs mittels brauchen, sonst wo ich deinem rat folgete, hiesse es Gott versuchen ꝛc.

Dis ist, sage ich, die ander anfechtung der Christlichen kirchen, Denn als bald Constantinus ein Christ ward, da funden sich die rechten Ketzer, nicht die jungen schüler, wie Ebion vnn Cherinthus war, sondern die heub ketzer, als Ariani, Macedoniani, Eunomianit Manichei ꝛc. Diese alle theten mörderlichen grossen schaden, Dazu verfolgeten, veriageten vnd ermorbeten sie die fromen Bisschoue, die solchem schaden allein hetten können wehren, Vnd war der Teuffel da viel stercker, thet auch grössern schaden denn zuuor, Denn da er die Christenheit mit leiblicher anfechtung des hungers vnd schwerts antastet, kund man den schwartzen Teuffel kennen, vnd sich fur jm hüten. Da er sich aber wider die Christenheit setzte, mit dem geistlichen schwerd, das ist, mit der schrifft, das er dadurch seine lügen schmücken, vnd mit einem schein grosser weisheit vnd helligkeit jnn die leute bringen möchte, stellet er sich nicht so heslich vnd grausam, wie vor, Also das man jn nicht mehr fur einen schwartzen Teuffel, sondern fur einen Engel des liechts ansahe.

Denn wie er Christo, da er mit der schrifft an jn satzte, vnd jn mit vbriger kunst vbermeistern wolt, nicht jnn die wüsten fürete, sondern aus der wüsten jnn die heilig Stad, vnd jn stellete auff den Tempel, Also thet er zur selbigen zeit auch, höret auff zu rumorn, mit verfolgen vnd morden der Christen, gab jn friede vnn gute ruge, lies auch geschehen, das sie reichlich versorget wurden, durch die fromen Christlichen Keiser. Vber das, machte er auch vberaus die leute, sonderlich die Pfarherr vnd Prediger, heilig, klug vnd gelert jnn der schrifft, das sie mit der zeit lass vnd sicher wurden, nimer vleissig Gottes wort trieben, mit leren, vermanen, trösten, noch sich mit beten vbeten, Denn sie hatten euserlich fried, Daraus denn endlich folgen muste, das sie den rechten verstand der schrifft verloren, vnd jnn seltzam wunderliche Fragen geriten, wie dis oder jens war sein künde ꝛc. Vnd fiengen an die artickel des glaubens nach jrem dunckel zu meistern vnd die schrifft darauff zu reimen. Mit solcher weis, hat sie der Teuffel aus der wüsten, nicht jnn den Tempel, sondern auff den Tempel, gefürt, dauon sie hinab stürzeten, vnd den hals brachen, vnd schier die gantzen Christenheit mit sich jnn greulich jrthum vnd ewiges verderben füreten.

Denn also pflegts mit allen ketzern zu gehen, das sie zum ersten einen dünckel fassen, der jnen wol gefelt, gut vnd recht beucht, Wenn sie den gefasst haben, gehen sie jnn die schrifft, suchen vnd klauben darinn, wie sie solchen dunckel schmücken, das ist denn ein seer fehrlich ding. Als, das ich des ein Exempel gebe, Da der Ketzer Arius wolte die person Christi anfechten, war das sein erster gedancke, Christus ist von Maria der jungfrawen geborn, Darum ist er ein lauter natürlicher mensch. Zum andern, so ists auch natürlich, das nicht mehr denn nur ein Gott sey, wie die Türcken noch heutigs tages darauff stehen, vnd sagen, Wir nur eine welt, eine Sonn ist, also ist auch nur ein Gott. Item, ein Regiment, sol nicht mehr denn ein heubt haben, Da stehen sie auff, vnd kurzumb, wer anders leret, mus vnrecht haben.

Dis ist nu ein gedancken, der der vernunfft leichtlich eingehet, vnd sonderlich denen, so im wort nicht wol geübet sind, Wenn nu solcher Gedanck gefasset ist, darnach flugs jnn die schrifft geloffen, Da findet Arius, das Mose sagt, Israel, dein Gott ist ein einiger Gott, Item, Jesus Syrach spricht cap. 24. Die Weisheit sey geschaffen ꝛc. Da ist Arius gar gefangen, vnd richtet an auff solchen dunckel, den greulichen, grossen jamer, vnd beredet die leute, das Christus nicht wahrhafftiger, natürlicher Gott sey. Constantinus der Keiser hette gern gewehret, griff auch Arium an, vnd verwiese jn aus dem lande, daß er nicht mehr solt predigen, Aber der Teuffel macht jn balde wider los, vnd halff getrost dazu, das sein gifft jhe lenger jhe weiter ausgebreitet ward, das es endlich da hin kam, das zur selbigen zeit, nicht mehr im gantzen Orient, denn zween Pfarherr oder Bisschoue von solcher gifft vnbeschmeist blieben, Die andern hiengen jm alle an, Bis auch des Keisers Constantini son, Constantius genant, zu Ario fiele, Der machet aller erst einen riss, das alle Fürsten, reichen, gelerten hinach fielen, vnd des Arij ketzerey versachten, vnd der Christenheit vberaus grossen schaden theten, den hernach die gantze Kirchen, gegen Orient nie recht vberwunden hat. Denn vber drey hundert jar hernach, kam der Teuffel Mahometh, vnd bestetiget solchen jrthum Arij, vnd leret ander ding daneben, der vernunfft gemes. Das war der weis, vnd seer böse Teuffel, Jhener der schwartze füret das schwerd, dieser aber nam den Christen jr schwerd, die heilige schrifft, vnd sprach, das sagt ewr Gott. Wer wolt da nicht zufallen? wenn er höret, Da stehet Gottes wort, das sagt Gott selb ꝛc.

Dis ist nu die ander anfechtung der Christenheit, nach der zeit der lieben Marterer, da die Kirch jemerlich zurissen, Vnd aus dem selbigen einigen jrthum des Arij, ist die welt vol ketzereien worden, vnd sind dazumal allein die im rechten Christlichen glauben bestendig blieben, die sich schlecht vnd einfeltig an das wort gehalten haben, vnn von Christo gered vnd gegleubt, wie die schrifft von jm zeuget, Die ist jr harnisch gewest, da mit sie sich nicht allein wider den giftigen buben Arium, vnd seinen grossen anhang geschützt, sondern auch getrost gewehret haben, vnd jn auch endlich dadurch vberwunden.

Denn wie wol alle Ketzer jre lügen vnd jrthum, fein wissen mit der schrifft zu schmücken, vnn da durch den leuten ein spiegelfechten machen, das sie meinen, es sey lauter warheit, vnd bald mercklichen grossen schaden thun, denn jr wort (spricht S. Paul) frisst vmb sich wie der krebs, Doch gleichwol kan jr thorheit nicht lang ein bestand haben, sie mus mit der zeit an tag komen. Vrsach, sie lassen Gottes wort faren, oder deutens nach jrem gefallen, das es jnen heissen mus was sie wollen, Jnn summa, sie nemen etwas sonderlichs für, erdichten jnen ein eigen glauben on Gottes wort vnd bilden oder formieren jnen einen sonderlichen Gott, nicht wie jn die schrifft malet, sondern nach jren gedancken, der sol jm den gefallen lassen jr lere vnd leben, als allein heilig vnd Göttlich, was andere leute leren vnd thun (wenn sie noch zehnmal die schrifft fur sich hetten) so mus vnrecht vnd sunde sein, Das mercken mit der zeit die Christen, vnd hüten sich fur jnen.

Diese sinds, die der Teuffel hoch jnn den lüfften füret, vnd auff die zinnen des Tempels setzet, vnd zu jnen spricht, Hui, las dich hinab ꝛc. das ist, Ey du bist ein hoch erleuchter man, mit grossen geistlichen gaben von Gott begnadet, viel frömer, gelerter vnd heiliger denn die andern alzumal, wie du von Gott gedenckest, so mus gewis sein, es kan dir nicht feilen, Darumb weil dir Gott solchs offenbart hat, mustus allein bey dir nicht halten, sondern andern auch mitteilen. Diese Teuffliſche hoffart macht sie denn sicher vnd vermessen, das sie on Gottes furcht vnd befelh jren eigen geifer aus speien, vnd jnn die leute schütten, das ist, etwas newes leren, on vnd wider Gottes wort, Das heisst denn Gott versuchen, vnd jnn der lufft on feddern wollen fliegen, Da kan nichts anders ernach folgen, denn ins Teuffels namen erab stürtzen, vnd den hals brechen.

Darumb thun alle Ketzer, wo sie sich auff jre gedancken verlassen, oder der schrifft ein nasen drehen, das sie sich auff jre lügen reimen mus, nicht anders, denn als wenn ich oder ein ander vbern Rein wolt gehen on eine brücke, vnd sagen, Ey ich wil Gott gleuben vnd vertrawen, ich habe sein wort, das seine Engel mich wol behüten werden, das ich nicht erseuffe, Nein, hie hastu kein befelh zu, so gehet der weg, darauff dich die Engel bewaren sollen, nicht durchs wasser, sondern vber die brücken, fellestu drüber hin ein, vnd erseuffest, so geschicht dir eben recht, denn du hast Gott versucht.

Hie gehöret nu kunst zu, nicht die fleisch vnn blut kan, sondern des heiligen Geists kunst, das man Gottes wort recht vnn gewis schriden könne, vnd sehen obs recht oder felschlich gefüret werde, denn der Teuffel kan die kunst auch, vnd beweists an dem höchsten Meister Christo selber. Der halben soltu dich nicht bald lassen erschrecken, wenn die Rottengeister vnd Ketzer einher prallen, hie schrifft, hie Gottes wort ꝛc. sondern halte schrifft gegen schrifft, wie Christus hie thut. Denn eben die Ketzer selbs, die dem wort auffs hefftigst feind sind vnd es am

meisten verfolgen, stellen sich, als wollen sie es helffen fürdern vnd handhaben, Denen mus man, wenn sie sich mit der schrifft behelffen, vnd da mit jre lügen schmücken, antworten, Nein, an das kere ich mich nicht allein, das du sagst, du habst Gottes wort fur dich, Denn man mus auch sehen, das man Gott nicht versuche, Vnd ob es schon Gottes wort were, damit du dich behilffest, möchtest du vielleicht etwas dauon oder dazu gethan haben, Darumb las vor sehen, ob es die meinung des heiligen Geists sey, vnd ob du es recht fürest? Denn vnser Herr Gott, wird darumb nicht zürnen, ob ich sein wort nicht anneme, wie du es fürest vnd deutest. Denn der Teuffel vnd alle Ketzer, ob sie sich schon mit Gottes wort schmücken, füren sie es dennoch vnrecht, Darumb hat mich mein Herr Christus, beide mit seinem Exempel, vnd sonst dafur gewarnet ꝛc.

Aber, wie gesagt, es ist des heiligen Geists kunst vnd gabe, das man sich also falscher lere erwehre, wie die heiligen Bisschoue vnd andere Christen durch den heiligen Geist, mit Gottes wort sich des Teuffels vnd seiner Apostel, der Ketzer erweret haben. War ists, das viel durch jre heucheley vnd lügen, die sie fur heiligkeit vnn warheit rhümen, betrogen vnn verfürt werden. Aber dagegen sind alzeit gewesen, die den gleissenden Teuffel erkand haben, vnd sich nichts bewegen lassen, seiner Apostel hohe kunst vnd weisheit, sondern gemerckt, das lauter heucheley vnd betrug sey, wenn sie sich gleich noch einst mit der schrifft vnd Gottes namen schmückten.

Dis sey von der andern zeit gesagt, da der weisse vnd Englische Teuffel die Christenheit, durch ketzerey hat angefochten, vnd die armen gewissen jemerlich zerrüttet vnn jrr gemacht, vnd ist kein wunder, Denn wie sol sich der gemein man, so jnn Gottes wort nicht sonderlich vnterrichtet ist, wehren? wenn er die grossen titel höret, Gottes wort, Gottes name, Gottes ehr ꝛc. Darumb mus Gott hie sonderlich helffen, durch frome vnd trewe prediger oder durch sonderlich eingeben des heiligen Geists die seinen erhalten, sonst ist weder hülffe noch rat. Nu hat dennoch die Christenheit solche schedliche vnd fehrliche zeit auch ausgestanden vnn vberwunden, das sie blieben ist, bis auff den heutigen tag, Vnd ist beide durch Gottes wort vnd frome Prediger vnser glaube erhalten, das Jhesus Christus sey warer Gott vom Vater jnn ewigkeit, Vnd warer mensch jnn der zeit aus Maria der jungfrawen geborn.

Die Ander predigt.

Die dritte zeit der Christenheit, hat man genennet, des Antichrists zeit, da solt die grundsuppe sein, da der Teuffel dem fass den boden gar ausstiesse, Vnd ist nicht mehr ein schwartzer Teuffel, wie der erste, auch nicht der ander kluge Teuffel, der aus der schrifft disputirt, sondern gantz ein Göttischer maiestetischer Teuffel, der da schlecht heraus fert, als sey er Gott selbs, Falle fur mir nider, vnd bete mich an, so wil ich dir der gantzen welt Königreich geben. Dis ist der letzte jamer gewest, jnn der Christenheit, nach dem die lieben veter, so den schalckhafftigen Teuffel jnn den ketzern geschlagen, das heubt gelegt haben, vnd die leute des gezencks vnd gekempffs vber der schrifft sind müde worden, Sind sie darnach gar von der schrifft gefallen, haben sie ligen lassen, Vnd hat ein jglicher gelert vnd gegleubt, was jn gut gedunckt hat. Da kompt der Göttlich Teuffel, durch seinen Endechrist, als wolle er der Christenheit raten, vnd jr erst recht auff die bein helffen, nach dem sie friede vnd ruge krieget hat, beide von den Tyrannen vnd Ketzern, Lesst sie mit der schrifft vnangefochten, vnd fasset ein eusserlich Regiment, aus seinem eigen kopff, ordnet mancherley Gottes dienst, vnd machet einen solchen schein, als sey es eitel köstlich Göttlich ding, Feret darnach zu, heisset vnd gebeut, was er nur wil, on wort vnd grund der schrifft, Vnd doch alles vnter Gottes namen.

Denn hie hat er sich sollen auffwerffen vnd vberheben (wie S. Paulus 2. Thessal. 2. von jm weissaget) vber alles das Gott oder Gottesdienst heisset, vnd sich setzen jnn den Tempel Gottes (das ist, jnn der Christenheit) vnd fürgeben, er sey Gott. Mit solchem trefflichen Göttlichen schein, ist er eingerissen, vnd hat an sich gehenget, Keiser, Könige vnd alle welt, Vnd hat es endlich dahin gebracht, das man alles hat müssen für Göttlich ding halten, vnd anbeten, was er nur gedacht hat, vnn niemand darnach gefragt, ob es auch Gottes wort, oder der schrifft gemes were.

Dis ist die letzte vnd greulichste zeit, so die Christenheit schier hat auffgereumbt, dauon Christus selb spricht, Wenn des menschen son komen wird, meinstu das er auch glauben auff erden finden werde? Als wolte er sagen, Die letzte zeit, wird so grewlich vnd fehrlich sein, das er sich ansehen lesst, es werde beide wort vnd glauben vntergen vnd verleschen, das nirgent kein Christ zu sehen sey, vnd jederman wird leren, gleuben, anbeten, vnd thun wie es jm einfelt vnd gut duncket, wie es denn bisher schier bey neun hundert jaren also ergangen ist, das niemand wider des Papsts lesterliche grewel vnd Abgöttereien gepredigt noch geschrieben hat.

Denn ist das nicht ein greulicher jrthum vnd vnuerschampte lügen gewesen, das die frümsten vnter des Bapsts gesind, die heiligen Mönche, die leute vberred haben, Wenn man sie nach jrem tod jnn einer kappen begrübe, so hetten sie vergebung der sunde, vnd füren von mund auff ghen Himel ꝛc. Ja jnn abgrund der hellen. Da wird weder Gottes worts von Christus leiden vnd aufferstehen vmb vnser willen, noch des glaubens mit einem wort gedacht, Ja aus Christo machten sie einen Richter vnd Stockmeister, vnd weiseten vns zu der lieben Gottesgeberin Maria, vnd andern Heiligen, als weren sie vnser Mitler vnd Fürsprechen, die vns gegen Gott vertreten, vnd gnade erwürben.

So doch solch ampt vnd ehr die schrifft allein Christo zuschreibet, Als Rom. 8. Christus sitzet zur rechten Gottes, vnd vertrit vns. Rom. 3. Gott hat Christum vns fürgestellet zum Gnadenstuel. Joh. 3. Also hat Gott die Welt geliebt ꝛc. Diese vnd der gleichen tröstliche sprüche von Christo, der die Bibel vol ist, hat der Antichristisch hauffe, on zweifel aus sonderlichem zorn Gottes, vmb der schendlichen welt vndankbarkeit willen, nicht sehen müssen, viel weniger verstehen vnd andern fürpredigen, sondern dafur die armen betrübten gewissen plagen, mit jren lesterlichen vnd erdichteten lügen, vom Ablas, Heiligen anruffen, Walfarten, vnd was des vnzelichen drecks vnd vnflats mehr ist, des sie nicht leugnen können, Denn noch heutes tags sind Gebet, gesenge, vnd jre bücher verhanden, die solches bezeugen, darinn sie lesterlich wider Christum, vnd mit grossem verderben der eleuden gewissen gelert haben, Es sey wol war, das jnn der Tauff die erdsunde sey geschenckt, durch das verdienst vnd leiden Christi, Aber was fur sunde nach der Tauff geschehen, da helffe das leiden Christi nicht zu, sondern wir müssen selb durch vnsere werck dafur gnug thun ꝛc.

Dis haben sie geleret, vnd zum warzeichen, stehen noch fur augen, die grossen Thumkirchen vnd Klöster, die alle darauff gestifftet sind, sonst (halt ich) solten es sie wol leugnen. Ich wil der andern Gotteslesterlichen grewel geschweigen, vom ausschreien des Jubel jars, vom Ablas verkeuffen, vom Seelen erlösen aus dem Fegfeur ꝛc.

Darumb sage ich, das dis der rechte Göttlich Teuffel sey, der lügen vnd menschen tand wider die warheit vnd Gottes wort, mis glauben wider den glauben, vnd allerley Abgötterey wider den rechten Gottesdienst hat angerichtet, durch anruffung der Heiligen, vnd ander Teuffels dreck mehr, on alle massen. Ist doch die welt so voll Klöster vnd Stiffte, das schier kein winckel ledig ist. So sind jre bücher auch verhanden on alle zal, damit sie solch gifft jnn die gantze welt getrieben haben. So weis man ja wol, wie des Teuffels Apostel der Bapst, den ablaskram allenthalben hat ausgelegt, vnd gerhümet, Er hab das verdienst aller Heiligen im kasten, vnd müge das selbige austeilen, wie vnd wem er wolle, Das dich Gott straff mit deinem austeilen. So hats der Ertzböswicht alles vmkeret, Aus Christo einen Tyrannen gemacht, vnd den Heiligen, ja seinen erlogenen, erstunckenen lügen zugeschrieben, das allein Christo angehöret.

Solche lesterliche lügen, hat man nicht allein mit allem willen vnd grosser andacht angenomen, sondern auch umb gros gelt vnd gut gekaufft, vnd fur eitel heiligthum angebetet, Vnd dis vnermeslichen schadens, das durch solche grewel so viel vnzelich seelen so jemerlich verfürt vnd ermordet sind, ist alles ein vrsach der Bapst, sampt seinem auserweltem volck, den Mönchen, die gar treulich dazu geholffen haben (wie ich vorzeiten leider auch gethan hab) die jre gute werck vnd vbrige verdienst den leuten verkaufft, vnd sie dadurch des ewigen lebens versichert, Wo aber solche jre werck vnd verdienst zu gering weren, künden sie sich des erholen an der fürbitt vnd verdienst der Heiligen im Himel, welches der heilig Vater der Bapst (wie gesagt) macht hette auszuteilen.

So haben sie geleret, vnd das es ja jedeman erfüre, die welt vol bücher dauon geschrieben, vnd da durch so viel Heiland oder Seligmacher, gemacht, so viel Heiligen im himel sind, Ja auch zu Heilanden auffgeworffen, die aus aller not helffen künden, die vielleicht nie gedorn sind, Denn ich wolte nicht gern darauff schweren, das S. Georg vnd S. Christoff jhe auff erden komen weren.

Durch solche greuliche Gotteslesterung des Bepstischen geschmeis vnd vnziefers, ist die liebe Christenheit so jemerlich verfürt vnd verderbt, das sie an stat der reinen lere vnd glaubens, eitel jrthum vnd lügen hat angenomen, vnd also den HErrn Jhesum Christum, gantz vnd gar aus den augen verloren, vnd schlechts nicht anders von jm gehalten vnd gedacht, denn er sey vnser anklager fur Gott dem Vater, So er doch der einige Heiland, Tröster, Mitler vnd Hoherpriester ist, zwisschen Gott

vnd den menschen. Das heisst (meine ich) den Teuffel fur Gott auffgeworffen vnd angebettet ꝛc. Darumb ist diese letzte zeit, wie sie auch Paulus nennet, die aller fehrlichste, darin der Bapst Gottes wort vntergedruckt, oder ja seines gefallens gedeutet hat, vnd also on, ja wider Gottes wort geleret vnd gepredigt, was jn nur gut gedaucht hat. Eben wie der Teuffel, sein Meister, mit Christo auch thet, hielt jm endlich kein schrifft oder Gottes wort für, sondern sprach schlechts, Falle fur mir nider, vnd bette mich an, so wil ich dir alle Königreich der welt geben ꝛc.

Es hat aber der hohe maiestetisch Teuffel mit diesem geschwinden griff gesucht, das er auch endlich gefunden hat, Denn da er sahe, das er erstlich durchs Creutz, das ist, durch hunger, morden ꝛc. der Christenheit nichts kunde abbrechen, Vnd darnach durch die Ketzer, die die schrifft felschten vnd vnrecht füreten, nichts sonderlichs wider sie kund ausrichten, Harr (gedacht er) kan ich euch durch das Creutz vnd wort nicht abgewinnen, so wil ichs versuchen mit ehr, gut vnd gelt, wil euch so viel geben, das jr der schrifft dabey wol vergessen solt.

Dieser anschlag ist jm am besten geraten, Denn er hats dadurch endlich dahin gebracht, das Bapst, Cardinel vnd Bisschoue, das weltlich Reich zu sich gerissen haben, vnd Christum mit seinem wort faren lassen, Vnd zuletzt so gewaltige mechtige herrn worden, das jrem Rattenkönig, dem hellischen vater, der Keiser, dem doch beide Christus vnd die Apostel, als der höchsten Maiestet auff erden jederman nach leib vnd gut vnterworfen, die füsse hat müssen küssen.

Was nu der schwartze Teuffel mit dem schwerd, vnd der Engelisch mit dem buch oder schrifft nicht hat können ausrichten, das hat der Gott dieser welt endlich zu wegen gebracht, mit dem das er gesagt hat, Fellestu fur mir nider, vnd bettest mich an, so wil ich dir dis alles geben, denn es ist mein. Das ist der Göttisch Teuffel, der angebetet wil sein, Denn aber wird er angebettet, wenn man an das Euangelij, glaubens und der gebot Gottes stat, wie gesagt, lügen, als Mönchen regel, menschen gebot, Decret vnd Statut, leret vnd prediget, wie der Bapst mit seinen Gottlosen gethan hat, vnd furgibt, alles was er lere vnd gebiete, sey Gottes wort, vnd gesagt, das die, so solch sein lere vnd gebot fur recht vnd Göttlich halten, allein die rechte Kirche, die jm aber widersprechen, Ketzer vnd verdampte leute, seien.

Also hat der Bapst den Teuffel angebetet, vnd dafur der der welt ehr, gut, gold, reichthum vnd gewalt, vber Keiser, Könige, Fürsten vnd Herrn vberkomen, vnd dazu den namen vnd Titel erhalten, das er der aller heiligst sey, die er gesegnet vnd zu Heiligen gemacht hat, die habens (des vnd kein anders) sein müssen, Widerumb die er verflucht vnd verdampt hat, die hat man fur solche müssen halten, Vnd was er nur gethan hat, alles recht vnd wohlgethan müssen heissen, Wenn er schon seins gefallens mit den Keisern, Königen ꝛc. gespielt hat, sie abgesetzt, ermorden lassen, oder einen durch den andern vertrieben, wider alles recht vnd billigkeit, noch hats niemand straffen thüren, hat er anders von jm nicht verflucht, vnd dem Teuffel zu eigen vbergeben wolt sein, Ja das wol mehr ist, trotz einem Fürsten oder Könige, der seiner geschirmten einen, hette dürffen ein leid thun.

Solche gewalt, das er der höhest vnd heiligst ist auff erden, wie er rhümet, hat er allein daher, das er fur dem Satan nidergefallen, vnd jn angebetet hat, Denn heisst das nicht den Satan angebetet, wenn man Teuffels lere höher vnd heiliger helt, denn Gottes wort? vnd dargegen Gottes wort verfelscht, lestert, leugnet, vnd als die ergste Ketzerey verfolget, vnd fur Teuffels kinder helt vnd verdampt, die es leren vnd ehren ꝛc? Ich meine ja, es heisse Gott aus seim stuel gestossen, vnd den Teuffel an seine stat gesetzt, vnd fur Gott angebetet.

Dis ist die grundsuppe vnd der letzte grewel, damit die Christenheit vor dem Jüngsten tage geplaget solt werden, dauon sie niemand erretten kan, denn der einige man Christus. Dem schwartzen Teuffel steuret der from Gottfürchtige Keiser Constantinus, da er den Christen friede vnd ruge für den Tyrannen schaffte, vnd die Kirchendiener versorget. Darnach da der liechte Engelische Teuffel, durch seine Ketzer die Christenheit lange zeit wol gebantzerfeget vnd gemartert hatte, gab vnser HErr Gott wider etliche frome Christliche Keiser, als Theodosium, Arcadium, Honorium, die schützten die Kirchen wider die Arianer. Hie aber wider den letzten vnd ergsten Teuffel, wird keine weltliche gewalt schützen noch retten konnen, denn wie Joh. Apoc. cap. 13. sagt, hat der Drach seine krafft, sein stuel vnd grosse macht gegeben dem thier, das sieben heubter vnd zehen hörner hat, Welchs geschehen ist, da der Bapst Carolum Magnum eingenomen hat, vnd durch jn alle Keiser, die hernach komen sind, das sie seins gefallens handeln, vnd jn fur jren Oberherrn erkennen müssen, Darumb wird die kirch nu fort keinen andern Schutzherrn haben, der sie wider den Teuffel vnd den Antichrist beschirme, vnd von jren letzten zwang erlöse, denn den rechten schutzherrn Christum, der hie spricht, Heb dich von mir Satan, denn du bist nicht der man, den man anbeten sol, Der ists von dem geschrieben stehet, Du solt anbeten Gott deinen HERRN, vnd jm allein dienen.

Vnd Christus der rechte Schutzherr, hat bereit hand angelegt, spricht durch seine Kirche zum Teuffel, Heb dich Satan ꝛc. Denn das Euangelion das jtzt leuchtet, ziehet dem Teuffel die maiestetisch laruen vom angesicht, vnd das Göttlich kleid vber die ohren, vnd stellet jn nacket dar, das jn die Christen nu recht kennen, vnd nimer fur Gott, sondern fur den heslichsten vnd schedlichsten Teuffel halten. Dazu blösset auch das Euangelium die scham seiner Babylonischen huren, das man all jr hurerey, das ist, des Bapsts grewel vnd Abgötterey, mord, blutvergiessen ꝛc. jtzt frey offentlich durchs wort richtet vnd verdampt, die man vor fur heiligkeit anbetten, vnd fur recht billichen hat müssen. Vnd gehet nu (Gott sey jnn ewigkeit gelobt) die Prophecey S. Pauli jnn vollem schwang, da er 2. Thessa. 2. vom Endechrist so redet. Es wird der Boshafftige nicht offenbart, es werde denn zuuor hinweg gethan, der so es jtzt auffhelt, Als denn wird jn der HERR mit dem Geist seines mundes vmbringen ꝛc.

Jtzt gehet solches, Denn der Endechrist jnn der gleubigen hertzen wird matt vnd vmbgebracht, nicht durch schwerd oder menschlich gewalt (denn wie auch Daniel sagt, sol er on hand zerbrochen werden) sondern, wie im 8. Psalm geschrieben stehet, durch den mund der jungen kinder vnd seuglingen. Die sind die Krieger, die dem grossen Wespenkönig das gebrandte leid thun vnd sampt allen seinen Humeln auffengen werden, wie wol man sie dafur nicht ansihet, vnd auffs aller sicherst veracht, als geringe vnd einfeltige leute, die nicht viere können zelen. Aber man sol mit der zeit wol erfaren (wie wol es nu schon fur augen ist, wenn mans nur sehen wolt) das sie mit jrer schwachheit vnd thorheit mehr ausgericht haben, denn die gantze welt mit all jrer weisheit vnd macht vermocht hette, vnd regen doch keine faust, viel weniger zucken sie ein schwerd, sondern thun schlechts den mund auff, predigen das Euangelium, das da nicht sagt von Mönchskappen, Walfarten, Heiligen anruffen, Seelmessen ꝛc. wie des Endechrists predigt lautet, sondern von Christo, das er der einige Gesetzwürger, Sündentreger, Todfresser vnd Teuffelsmörder sey, Wer sich an dem nicht helt, dem werde von diesen vnüberwindlichen feinden nimmer mehr geholffen, wenn er schon aller Gottes heiligen (viel weniger aller Bapsts heiligen) werck, leiden vnd verdienst fur sich hette.

So spricht nu heutes tages das kleine heufflin, die Christenheit, jrem HErrn vnd Meister Christo nach, zum Teuffel, Heb dich Satan, denn es stehet geschrieben, Du sol anbeten Gott deinen HERRN, vnd jm allein dienen, Das ist, sie gehet mit Gottes wort vmb, treibts vnd scherffts on vnterlas, mit lesen, leren, predigen, straffen vermanen, trösten ꝛc. vnd richtet dadurch bey den auserweleten so viel aus, das sie sich nu fort an auff keine selb erwelete werck oder Gottes dienst, sie heissen vnd gleissen so schon sie jmer mögen, verlassen, sondern bawen allein auff Gottes grundlose gnad vnd barmhertzigkeit, jnn Christo vns verheissen vnd erzeigt, vnd wissen, das Gott allein, als dem rechten einigen HERRN die ehre gebüre, das man jn anbete, vnd jm allein diene, Was aber Gott anbeten, vnd jm allein dienen sey, ist anders wo gesagt, vnd würde jtzt zu lang zuhandeln.

Durch diese weis, wird der boshafftige mit dem odem des Herrn munds vmbracht, das ist, durch das mundlich wort, das seine Diener (den er mund vnd weisheit dazu gibt, vnd seinen mund nennet, Jere. 15.) predigen, Die schaffen den nutz damit, das die Christen weiter nichts mehr halten von des Endechrists gesetzen vnd geboten, die er nu etlich hundert jar weit vber Gottes wort gerhümet vnd erhaben hat, sondern er, sampt allen seinen greweln vnd Teuffelsdreck, ist aus jren hertzen rein ausgefegt, jnen gantz vnd gar tod geschlagen, zugescharret vnd begraben, das er sich nu nicht regen, viel weniger mit seinen grausamen blitzen vnd donnern mehr schrecken kan. Dis sage ich, gehet jetzt, vnd wird seinen fortgang haben, bis einmal komen wird das selige stündlein vnser endlicher erlösung, auff welches wir warten, dauon Paulus an gedachtem ort weiter also saget, Der HERR wird sein ein ende machen, durch die erscheinung seiner zukunfft.

Wir hoffen alle, die wir Christus sinn haben, die selbe tröstliche vnd fröliche erscheinung der herrlichkeit des grossen Gottes, vnd vnsers Heilands Jesu Christi (der jtzt schwach, arm vnd veracht ist, vnd noch jmerdar jhe lenger jhe mehr, jnn den seinen verspottet, verschmehet, verspeiet, gegeisselt, gecreutziget vnd getödtet wird) werde nahe fur der thür sein, vnd der vnzelichen grewel des verfluchten Bapstums ein end machen. Jnn welcher erscheinung sich Christus, vnser leben vnd hoffnung, beweisen vnd erzeigen wird, wie wir jtzt von jm gleuben vnd predigen, Nemlich, Er wird vns erlösen von allem jamer vnd elend, das wir beide an leib vnd seel, vmb der bek...nis willen seines teuren worts vnd heiligen namens, hie tragen vnd

dulden müssen, von der bösen argen welt, von jrem vater dem Teuffel, vnd von dem Endechrist, der nichts denn sunde anrichtet, vnd eitel verderben stifftet.

Diese vnsere, ja seine eigen feinde, sampt dem Gesetz, sunde vnd tod, die vnser gewissen wol zu martern vnd zu plagen, weil wir hie jnn diesem elend wallen, wird er vnter seine füsse legen, das sie vns fort an jnn ewigkeit müssen zu frieden lassen. Denn wie er das Gesetz, die sunde vnd tod vnter die füsse getreten vnd vberwunden hat, fur sein person, das sie jm nu fort an kein leid thun können. Also wird ers aus an jhenem tag mit einander auffreiden vnd zu nicht machen fur sein gantzes Reich, Wie wol er nu solches schon hat angefangen durch sein leiden vnd aufferstehen, doch gleich wol ist vnser erlösung noch nicht gar, wie sie sein sol, volendet, Denn der Teuffel höret nicht eher auff, durch jrthum vnd tyranney der welt, darnach auch durchs Gesetz, sünde vnd tod, die Christenheit zu schrecken, engsten, martern vnd zu plagen, es kome denn Christus vnd machs ein ende mit dem jüngsten tage. Daher spricht S. Paulus Rom. 8. Wir sind wol selig, doch jnn der hoffnung, Darumb wir, die wir des Geists erstling haben, sehnen vns bey vns selbs nach der kindschafft, vnd warten auff vnsers leibs erlösung.

Diese erlösung werden wir an jhenem tag volkomlich empfahen, da, wie S. Paul saget, das Gesetz seine krafft, vnd die sunde jren stachel verlieren, vnd der tod im sieg vberwunden wird. Da auch vnser HErr Christus denen, so jn nicht erkennt haben, vnd dem Euangelio nicht gehorsam gewesen, vnd seiner Christenheit mit list vnd gewalt leid gethan, wird trübsal vergelten, vnd die rach vber sie gehen lassen, das sie pein leiden müssen, nemlich die ewige verdamnis, Widerumb vns, die wir hie an jn gegleubet haben, seinen namen fur der welt bekennet, vnd darümb allerley trübsal vnd vnglück gelitten, sampt allen Heiligen vnd gleubigen von anbegin der welt, wird er ruge vnd herrliche, vnaussprechliche freude vnd ewiges leben vnd seligkeit geben. Darumb sollen wir vns fur diesem seligen tage, daran wir endlich von allem vnglück erlöset, vnd alles er wider bracht sol werden, nicht entsetzen, sondern sein mit frölichem hertzen vnd auffgerichtem heubt erwarten, das gebe vns Christus vnser HErr, der kome ja schier vnd bleibe nicht lange aussen, Amen.

Wie wol vnterm Bapstum, vor dieser zeit, da vns der liebe Gott wider mit dem Euangelio begnadet, die Christenheit ein lange zeit kein reine offentliche predigt gehabt hat, aus Gottes wort, vom glauben an Christum, als den einigen Erloser, Mitler vnd Tröster des menschlichen Geschlechts, sondern allein des Bapsts triegerey vnd lügen, von Walfarten, Ablas Seelmessen, heiligendienst ꝛc. jnn allen Kirchen gewaltiglich regiert haben, vnd so mit hohem vleis dem volck eingebildet, das zuletzt jederman vom glauben abgefallen, auff solche heuchelwerck vnd falsche Gottesdienst bauete, Hat gleichwol vnser lieber Gott mitt jnn solchem greulichen jrthum vnd finsternis viel menschen wunderbarlich bey dem rechten glauben erhalten, ja den selbigen eins teils am todbet offenbart, Wie man von S. Bernhard lieset, der durch sein schreiben viel vrsach dazu gegeben hat, das man die werde jungfrawen Maria jnn der Christenheit so hoch erhaben hat, vnd jr zugeschrieben, das allein Christo jrem son zustehet ꝛc. der auch viel vom Klosterleben gehalten, vnd dazu so keusch, rein, züchtig vnd messig gelebt, vnd seinen leib mit vbrigen fasten, so hefftig abgebrochen, vnd wehe gethan, das, wie man schreibet, jm zuletzt der odem so vbel gerochen hat, das man nicht wol vmb jn hat können bleiben, Ist jrgend ein fromer Mönch gewest, so ist er einer gewesen, Doch da er itzt sterben solt, vergisst er nicht allein seiner guten werck vnd heiliges lebens, denn er sahe wol, das er dadurch fur Gott nicht bestehen künde, sondern hebt an vnd spricht, Ich hab mein leben vbel zubracht, Aber ich tröste mich des, das mein HErr Christus das himelreich durch zweierley recht hat, Auffs erste als ein natürlicher erben vnd son Gottes, Also begere ichs nicht, Zum andern, hat ers durch seinen verdienst, vnschuldig leiden vnd sterben, Diesem recht nach begere ichs, weil er nicht fur sich, sondern fur mich vnd alle sünder gestorben ist.

Ja lieber Bernharde, wenn du jnn deiner kappen, on diese zuversicht zu dem HErrn Christo, gestorben werest, so werestu zum Teuffel gefaren, Aber das heisst dich Gott, durch den heiligen Geist, eben diese stunde, reden, das Christus für dich gestorben, vnd dir durch seinen tod, den Himel erworben habe. Auff diese weise, werden (ob Gott wil) viel geistliche (wie sie es genant haben) personen, auch viel leyen, an jrem todbette erhalten sein, die des Bapsts lere, vom Ablas, eusserlicher heiligkeit ꝛc. wenn die rechten züge hergangen sind, faren haben lassen, vnd schlechts auff Christus sterben vnd verdienst, jr hertz vnd vertrawen gesetzt, Vnd was im Bapstum erhalten ist worden, ist allein heimlich durch den heiligen Geist auff diese weise erhalten, Offentlicher predigt, vnd des Bapsts Regiment halben, ists wol nachgeblieben ꝛc. Daher die Apostel diese letzte zeit, des Endechrists zeit nennen, Denn sie haben durch den geist gesehen, das jnn der Kirchen nichts von Christo würde bleiben, denn der schlechte name, vnd das der Widerchrist das Regiment allein würde haben, wie denn bisher geschehen.

Weil nu nach solchem langwirigem jamer Christus durch sein Euangelion wider erkand wird, solten wir dem lieben Gott von hertzen danckbar sein, fur seine vnaussprechliche gnade, vnd vns getrost wider den Teuffel vnd Endechrist weren, vnd mit Christo sprechen, Heb dich Satan, denn weil du eigen ding ausser vnd on heilige Schrifft fürgibst, vnd wilt es doch höher gehalten haben, denn Gottes wort, wil ich dich jnn keinem wege hören, Denn es stehet geschrieben, Du solt Gott deinen HERRN anbeten, vnd jm allein dienen, Darumb wil ich kurtz von keinem andern Gottesdienst auff erden wissen, es heisse vnd scheine wie heilig er wölle, denn von dem einigen, der da heisset, Got den HERRN anbetten, vnd jm allein dienen.

Darumb wenn es schon eitel Bepste, Cardinel vnd Bisschoue regnete, vnd sie alle von den grösten, köstlichsten Gottesdiensten predigten, vnd darzu mit wunderthaten bestetigten, weil sie dis stücke nicht hören, viel weniger gleuben vnd predigen können, das Jhesus Christus allein von Gott dem Vater gemacht sey, vns zur Gerechtigkeit, Weisheit, Heiligung, vnd Erlösung, sondern jrthum heissen, vnd alle so es leren oder bekennen, fur Ketzer verachten vnd verdammen, so ist alle jr lere jnn abgrund eitel lügen vnd triegerey, vnd sie sampt jr jnn ewigkeit verflucht vnd verdampt. Darumb hüte sich ein jglicher fur jre lügen, Vnd wisse von keinem andern anbeten oder Gottesdienst, Denn Gott den HERRN anbeten, vnd jm allein dienen.

Darumb weil sie das liebe heilig Euangelium vnsers HErrn vnd Heilandes Jhesu Christi so greulich lestern, vnd als Teuffels lere verdammen, vnd vns die wirs leren vnd bekennen, frey on alle verhör vnd verantwortung schlechts tod wollen haben, vnd jren Teuffelsdreck kurtz vnd gut gar mit einander fur recht vnd heilig erkand vnd behalten, wie vor, vnd nimer mehr, auch jnn dem geringsten, geirret wollen haben, So wollen wir armes heufflin widerumb auch zusamen setzen, mit beten, leren vnd vermanen, vnd ob Gott wil, den Teuffel sampt seinem Endechrist vnd grossem anhang, jhe lenger jhe matter machen, Bis ein mal der selige Tag der Erscheinung vnsers HErrn vnd Königs Christi kome, daran er vns von des Maiestetischen Teuffels vnd seines Endechrists Regiments endlich erlöse.

Dis sind die drey stücke oder anfechtungen, die vnser HErr Christus zum ersten vom Teuffel selbs gelitten vnd vberwunden hat, vnd jm nach die heilige Christliche Kirche, Ich hoffe es sey schier am ende, weil Christus die Sonne der Gerechtigkeit widerumb scheinet, vnd der Ertzbösewicht nu bereit offenbaret ist, das man den Hellischen Satan kennet, vnd nicht also, wie bisher, allenthalben anbetet, Vnd nu nicht mehr zu warten ist, denn das der selbige vnser Herr Christus selbs durch seine herrliche zukunfft jn vollend zerstöre, mit alle seinem anhang.

Denn wie ich gesagt hab, jnn dieser letzten zeit, ist nicht mehr zu hoffen, das dieser Endechrists Teuffel gestürtzt, vnd die Christenheit dauon erlöset werde, durch das Römisch Keiserthum, oder andere grosse weltliche gewalt, wie zuuor jnn der ersten vnd andern zeit der Christenheit geschehen ist, Sondern der Endchrist mus selbs die höheste gewalt auff erden, dazu die Königreich der welt jm verpflichtet, haben, Vnd ob gleich einer oder mehr Fürsten vnd Herrn, wider den Bapst am Euangelio halten, das etwo ein heufflin der Christenheit, vnter der selben schutz vnd schirm erhalten wird (wie jtzt Gott vns frome Fürsten vnd Herrn gegeben hat) So bleibet doch auff jhener seiten der grosse hauffe, vnd die grosste gewalt, so diesen Teuffel anbeten, vnd er jnen also lohnet, das er sie wol zu freund behelt.

Darumb ist hie kein ander hülffe noch rettung, denn das HErr Christus selbs mechtiglich drein greiffe, als der oberst Keiser vnd Herr, vnd aus seiner Göttlicher krafft vnd macht endlich zu jm spreche, Heb dich Satan ꝛc. Denn das ist ein wort der krafft, Damit er dem Teuffel die Göttliche gestalt vnd laruen der Maiestet abzeucht, vnd jn auffdeckt, das er erkand wird, wie er der Satan aus der Helle sey, Aber bald darauff, auch jn wird heissen weichen vnd auffhören, das er von dem Stuel der Maiestet gestürtzt, nicht mehr die Christenheit anfechten müsse, Sondern Gott allein angebetet, vnd jm gedienet werde jnn ewigkeit, Das gebe er selbs, vnser lieber HErr Christus, das es nur bald geschehe, wie wir sampt allen Christen teglich beten vnd warten, Amen

M.

Johann Gebhard Ehrenreich Maaß

ward am 26. Februar 1766 zu Krottendorf im Halberstädtischen geboren und zuerst von seinem Vater, dem dasigen Prediger, dann auf der Domschule zu Halberstadt wissenschaftlich vorgebildet. Er studirte zu Halle Theologie und Philosophie und wurde nach erlangter philosophischer Doctorwürde 1787 Privatdocent daselbst. Nachdem er bereits 1791 außerordentlicher Professor der Philosophie geworden war, erhielt er 1798 eine ordentliche Professur und wurde wegen seiner Verdienste um die verwundeten Freiheitskrieger 1816 mit dem Ritterorden des eisernen Kreuzes beehrt. Er starb am 23. December 1823 in Halle.

Literarisch bekannt ist er durch:

- Briefe über die Autonomie der Vernunft. Halle 1788.
- Ideen zu einer philosophischen Anthropologie. Leipzig 1791.
- Versuch über die Einbildungskraft. Halle 1792; 2. Aufl. 1797.
- Ueber Rechte und Verbindlichkeiten. Ebendas. 1794.
- Rhetorik. Ebendas. 1798; neue Ausg. 1814.
- Ueber die Leidenschaften. Halle und Leipzig 1805 — 1807, 2 Bde.
- Grundriß des Naturrechts. Leipzig 1808.
- Ueber die Gefühle, besonders die Affecten. Halle und Leipzig 1811.
- Familiengemälde. Ebendas. 1811 — 15, 4 Bde., 8.
- Eberhard's Synonymik, fortgesetzt. Ebendas. 1818 — 20, 5 Bde.

M's Schriften fanden wegen der faßlichen und populären Darstellung philosophischer Forschungen und Lehren wohlverdienten Beifall, namentlich seine Rhetorik und die Fortsetzung der Eberhard'schen Synonymik, welche letztere Schrift bisher noch immer nicht übertroffen worden ist.

Wilhelm Friedrich August Mackensen

ward am 4. April 1768 zu Wolfenbüttel geboren und wahrscheinlich auf dem Carolinum zu Braunschweig classisch vorgebildet, studirte dann bis 1795 zu Jena und Göttingen Philosophie und wurde nach erfolgter Promotion zum Dr. philosophiae als Adjunct der philosophischen Facultät nach Kiel gerufen, wo er am 14. August 1798 starb.

Sein schriftlicher Nachlaß besteht in:

- Beiträge zur Kritik der Sprache, besonders der deutschen. Wolfenbüttel 1794, 1r Bd.
- Psychologische und philosophische Untersuchung über das Lachen etc. Ebendas. 1794.
- Aufsätze in den Beiträgen zur Beförderung der Ausbildung der deutschen Sprache. Braunschweig 1795.

Ein fleißiger und wissenschaftlicher Forscher beschäftigte sich M. vorzüglich mit philosophischen Untersuchungen über die Sprache und leistete hier Verdienstliches, ward aber leider in seinen lobenswerthen Beschäftigungen zu früh durch den Tod unterbrochen.

Siegfried August Mahlmann.

Dieser talentvolle Dichter wurde am 13. März 1771 zu Leipzig geboren, studirte auf der Fürstenschule zu Grimma und seit 1789 in seiner Vaterstadt Philosophie, worauf er einen jungen Liefländer als Führer nach Göttingen begleitete und mit ihm mehrere Reisen nach Kurland und Liefland unternahm.

Nach Leipzig (1798) zurückgekehrt, übernahm er dort eine Buchhandlung und, als sein Schwager Spazier gestorben war, die Redaction der „Zeitung für die elegante Welt", welche er seit 1810 mit Meth. Müller fortsetzte. Zu gleicher Zeit erlangte er die Herausgabe der leipziger politischen Zeitung, wodurch er zwar 1813 seine einstweilige Gefangenschaft zu Erfurt veranlaßte, aber auch bedeutende Besitzungen um Leipzig erwarb. Auf diesen beschäftigte er sich seit 1817 mit den Naturwissenschaften und mit praktischer Oekonomie. In Folge dieser und seiner frühern Bestrebungen ernannte ihn die ökonomische Societät zu Leipzig zum Director und die Loge Minerva zu ihrem Vorsteher, während seine Verdienste durch Ertheilung des königlich sächsischen und herzoglich gothaischen Hofrathstitel, sowie des russischen Wladimirordens auch auswärts die gebührende Anerkennung fanden. Er starb in Leipzig am 16. December 1826.

Er schrieb, theils anonym, theils unter dem Namen: Julius Heiter:

- Erzählungen und Mährchen. Leipzig 1802, 2 Bde., 8.; neue Aufl. 1812, mit Kupf.
- Narrheit und Vernunft. Aus dem Französischen übersetzt. Ebendas. 1802, 8.
- Albano der Lautenspieler. Ebendas. 1803, 2 Bde., 8., mit Kupf.
- Herodes vor Bethlehem, oder der triumphirende Viertelsmeister. Ein Schau-, Trauer- und Thränenspiel. Köln 1803; 4. Ausg. Ebendas. 1818, 8., mit Kupf.
- Die Maske. Leipzig 1803, 8.
- Die Lazaroni. Ebendas. 1803, 2 Thle., 8., mit Kupf.
- Marionettentheater. Ebendas. 1806, 8.
- Der Geburtstag. Lustspiel. Ebendas. 1810, 8.
- Der Hausbau. Lustspiel. Ebendas. 1810, 8.
- Neue Originallustspiele. Ebendas. 1810, 8.
- Gedichte. Halle 1825; 2. Ausg. 1835, gr. 8., mit Portrait; 3. Ausg. Leipzig 1837, zugleich mit Herodes vor Bethlehem.

M. gehört zu jenen Dichtern, welche mehr den Verstand und das Gemüth als die Phantasie anregen; er bewegt sich meist nur in den gewöhnlichen Kreisen des Lebens und hält sich streng von allem romantischen Schwunge fern, aber Herzlichkeit gesunde Moral, Wohlklang und Sprachgewandtheit und namentlich ein

glücklicher, behaglicher Witz sind bei ihm zu finden, und werden manche seiner Leistungen noch lange in freundlichem Andenken bei der Nation erhalten.

Gedichte von Siegfried August Mahlmann.

Gebet der Kinder zu ihrem ewigen Vater.

Du hast deine Säulen dir aufgebaut
Und deine Tempel gegründet!
Wohin mein gläubiges Auge schaut,
Dich, Herr und Vater, es findet!
Deine ewig herrliche Gottes-Macht
Verkündet der Morgen-Röthe Pracht,
Erzählen die tausend Gestirne der Nacht!
Und alles Leben liegt vor dir,
Und alles Leben ruft zu dir:
Vater Unser, der du bist im Himmel!

Und liebevoll dein Auge schaut,
Was deiner Allmacht Wink begonnen,
Und milder Seegen niederthaut,
Und fröhlich wandeln alle Sonnen!
Herr! Herr! das Herz, das dich erkennt,
Erwacht vom Kummer und vom Grame,
Es jauchzt die Lippe, die Vater dich nennt —
Geheiliget werde dein Name!

Der du die ew'ge Liebe bist,
Und dessen Gnade kein Mensch ermißt,
Wie selig ist dein Thron!
Der Frieden schwingt die Palmen,
Es singt die Freude Psalmen,
Die Freiheit tönt im Jubel-Ton!
Herr! Herr! in deinem ew'gen Reich
Ist alles recht, ist alles gleich —
Zu uns komme dein Reich!

Kommt, Engel, aus den heil'gen Höhn!
Steigt nieder zu der armen Erde!
Kommt, Himmels-Blumen auszusä'n,
Daß diese Welt ein Garten Gottes werde!
O, ewiger Weisheit unendliche Kraft,
Du bist's, die Alles wirkt und schafft!
Dein Weg ist Nacht! — geheimnißvoll
Der Pfad, den Jeder wandern soll!
Doch in Deine Nähe
Führst du Alle, daß sie heilig werden! —
Dein Wille geschehe,
Wie im Himmel, also auch auf Erden!

Laß Aehren reifen im Sonnen-Strahl!
Die Frucht erglänz' im grünen Laube!
Es weide die Heerd' im stillen Thal,
Und auf den Bergen röthe sich die Traube!
Und alles genieße mit Dank und Freude! —
Unser tägliches Brod gieb uns heute

Der du, von reinen Geistern umgeben,
Niederblickst auf das sündige Leben —
Erbarme dich unser!
Schwachheit ist des Menschen Loos!
Deine Gnad' ist grenzenlos!
Dein Erbarmen unermeßlich!
Zeig' uns, Vater, deine Huld
In dem armen Leben!
Und vergieb uns unsre Schuld,
So wie wir vergeben!

Herr! Herr! unsre Zuversicht!
Starker Held, verlaß uns nicht!
Hebe die Blicke, die freien Gedanken
Ueber der Endlichkeit enge Schranken,
Hoch empor über Grab und Tod!
Wir hoffen, wir warten auf Morgen-Roth,
Wir sehnen uns alle nach deinem Licht,
Nach deinem hochheiligen Angesicht!
Führ' uns nicht in Versuchung,
Sondern erlös' uns von dem Uebel!

Denn du bist Herr,
Und du bist Gott,
Unser Vater!
Und dein ist das Reich
Und die Kraft und die Herrlichkeit
In Ewigkeit!
Amen!

Froher Glaube.

Ein Wesen, ein kräftiges, reines,
Durchströmt und belebt die Natur;
Es singt im Gesange des Haines,
Es rauscht in dem Rauschen der Flur.

Es fliegt mit dem Adler zur Sonne,
Es klopft in der menschlichen Brust;
Sein Dasein ist Leben und Wonne,
Sein Athem ist Freiheit und Lust!

An finstere Götter nur glauben
Gemüther voll Dunkel und Nacht;
Ich glaub' an den Gott, der die Trauben,
Der Frühling und Liebe gemacht!

Sein herrlicher Name heißt Freude,
Sein Opfer heißt Froh-Sinn und Scherz;
Er sah' mich im fliegenden Kleide
Und gab mir ein fröhliches Herz!

Da schwur ich ihm ewige Treue,
Da lallt' ich ihm kindlichen Dank;
Jetzt sing' ich ihm Lieder der Weihe
Für Liebe, für Wein, und Gesang!

Lied des Trostes.

Was grämst du dich?
Noch wenig trübe Stunden,
Dann heilen deine Wunden;
Dann blickt dein Auge hell und klar!
Dein Geist, so fest gekettet,
Fliegt dann empor und rettet
Zum Lande seiner Heimath sich!
Was grämst du dich?

Der große Geist,
Um den die Welten schweben,
Sieht unser kleines Leben
Und unsern Kummer gnädig an.
Er zählt die Thränen-Tropfen,
Er stillt des Herzens Klopfen,
Er ist es, der uns Trost verheißt,
Der große Geist!

Verzage nicht!
Blick auf in jene Ferne,
Da glänzen tausend Sterne!
Wie groß ist deines Vaters Haus!
Ach dort, ach dort erwarmen
An seiner Brust wir Armen!
Drum, wenn dein Herz in Thränen bricht,
Verzage nicht!

Die drei Gaben des Vaters.

Auf das Gewimmel zahlloses Lebens
Wendet der alte, gütige Vater
Segnend sein Auge!
Und seine glanzstrahlenden, ewigen Welten
Wandeln vorüber dem göttlichen Blicke,
Heil empfangend und herzerhebende Gaben!
Also auch hat er gesegnet,
Mit drei hochherrlichen Gütern,
Tellus armes, irrendes, schwaches Geschlecht!

Hoffnung gab er, die tröstende Freundin,
Welche die Bilder künftiger Tage,
Rosig gemalt, aufgestellt vor weinende Augen,
Mit süßer Täuschung erfreuend die armen,
In Sorge Begrabenen.



Dann auch hat er gesendet
Den Mährchen-Erzähler, den freundlichen Schlaf,
Welcher auf leisem Fittige wegführt die Hälfte
Quälender Stunden, und Tropfen der Lethe
Milde darreicht den Armen, die weit noch vom Ufer
Des heilbringenden Stromes
Freudenlos wandeln.

Und zum Dritten hat er gegeben
Die köstlichste Gabe,
Seinen starken Erretter, den Tod,
Den freudigen Helden,
Welcher zertrümmert jegliche Fessel der Erde,
Und aufträgt die Schwachen, Mühebeladenen,
Zu der ewigen Freiheit Sonnen-Glanz,
Und zu des unendlichen Vaters
Hochheiligem Angesicht!

Kann auch fliehen auf immer
Die tröstende Hoffnung,
Kann auch scheuchen den Schlaf
Die ängstlich quälende Sorge:
Nicht kann rauben des Mächtigsten Hand
Den letzten Segen des ewigen Vaters,
Den rettenden Tod!

Glück im Vertrauen.

Was unabwendbar auch, im raschen Flug der Zeiten,
Das wechselnde Verhängniß Jedem bringt,
Ob heitre Tage sich, ob trübe sich verbreiten,
Des Lebens Wohlfahrt steiget, oder sinkt —
Ein Glauben ist's, nach dem der Weise handelt,
Und eine Hoffnung, der sein Herz sich weiht:
Vertrau'n auf Den, der in Gewittern wandelt
Und mild im Sonnen-Strahl erfreut!

Er winkt! Sein Sturm erwacht und seine Blitze fliegen,
Der Donner rollt, es bebt der Hoch-Gebirge Schoos,
Die Eiche stürzt — doch die Orkane wiegen
Der Rose Blüthen-Kelch im stillen Thale groß!
So reift im Drang des sorgenvollen Heute,
Das Herrliche, das morgen uns entzückt!
So wechseln, unaufhaltsam, Schmerz und Freude,
Und nur Vertrau'n auf Gott beglückt!

Rettung.

Wenn die Welt dich hart bedrängt,
Alle Sterne dir verschwinden,
Dich dein liebstes Leben kränkt:
Sprich! wo willst du Rettung finden?

Greife nicht nach Außen hin!
Leicht wirst du durch Schein betrogen!
Traue nicht auf Menschen-Sinn!
Wieder lügt, wer einst gelogen!

Aber steig' hinab in dich!
Kräfte, welche lange schliefen,
Hält dein unergründlich Ich
Tief in seinen innern Tiefen.

Du bist Herr in deiner Welt!
Hast du dich, so hast du Alles!
Lächelst, wenn dein Glück zerfällt,
Ruhig seines wilden Falles.

Bleibst du so dir selbst getreu:
Dann kann dich kein Schicksal ketten;
Gott ist in dir! athme frei!
Trau' auf ihn, er wird dich retten!

Meine Sterne.

Meine Sterne, kommt ihr wieder?
Hat ein Engel euch gesandt?
Ach, von tiefer Nacht umgeben,
War das schöne Himmels-Leben
Meinem Blicke lang' entwandt!

Gießt euch nieder, holde Strahlen!
Tränke mich, du reicher Quell!
Wölbt euch über mich zusammen,
Meiner Hoffnung Himmels-Flammen!
Macht mein Leben licht und hell!

Wie auf wildempörtem Meere,
Ungewiß in ihrem Lauf,
Nach dem Leucht-Thurm, sie zu leiten
Schiffende die Blicke breiten,
Fliegt mein Blick zu euch hinauf!

Wie ein Sohn, der aus der Fremde
Heimkehrt, wo er lang' verweilt,
Nun in lieber Heimath Hütten,
Licht sieht, und mit schnellen Schritten
An die Brust des Vaters eilt;

So auch ich, den tief befangen
Hält ein nächtlich Labyrinth!
Doch ihr glänzt aus weiter Ferne!
Zieht mich näher, goldne Sterne!
Vater, rufe bald dein Kind!

Hoffnung auf Gott.

Hoffe, Herz, nur mit Geduld!
Endlich wirst du Blumen brechen!
O, dein Vater ist voll Huld!
Kindlich darfst du zu ihm sprechen,
Auf dein gläubiges Vertraun
Wird er gnädig niederschaun.

Wolken kommen, Wolken gehn!
Bau' auf deines Gottes Gnade!
Zu der Freude Sonnen-Höhn
Führen stürmisch dunkle Pfade;
Doch ein treues Auge wacht.
Zittre nicht in Sturm und Nacht!

Ankre du auf Felsen-Grund!
Schwinge dich zu Gottes Herzen!
Mach' ihm deine Leiden kund!
Sag' ihm deine tiefsten Schmerzen!
Er ist gütig und erquickt,
Jedes Herz, das Kummer drückt!

Faß im Glauben kühnen Muth!
Kraft wird dir dein Helfer senden;
Mit der Hand, die Wunder thut,
Wird er deine Leiden enden.
Er ist lauter Lieb' und Huld!
Hoffe, Herz, nur mit Geduld!

Der Vater Martin.

Der alte Vater Martin war
Mit ehren sechs und achtzig Jahr.
Er schlich so matt, er schlich so schwer
An seinem Stab' im Dorf einher;
Sein Haupt, mit weißem Haar geschmückt,
War längst dem Grabe zugebückt.

Im Dorfe liebt' ihn Groß und Klein;
Man lud zu jedem Fest ihn ein;
Man gab ihm stets den schönsten Kranz
Beim Hochzeit-Reihn und Ernte-Tanz;
Denn Vater Martin, sanft und gut,
Verscheuchte nie den frohen Muth.

Das Pfingst-Fest kam; die erste Nacht
Ward mit Gesang und Tanz vollbracht.
Da sammelte sich Groß und Klein,
Und sang und sprang im Monden-Schein;
Der alte Martin aber schlich
Zu seiner Freunde Gräbern sich.

Die Nacht war schön; ein Lüftchen nur
Durchzog des Kirchhofs stille Flur,
Und lispelte mit sanftem Hauch

Im thaubeglänzten Rosen-Strauch,
Der, frisch gepflanzt von lieber Hand,
An eines Jünglings Grabe stand.

Der alte Martin seufzte schwer;
Er sah empor zum Sternen-Heer,
Und fiel aufs Grab, wo Anne schlief,
Voll heißer Andacht hin, und rief:
„Ach, lieber Gott! ach, führe du
Den alten Martin auch zur Ruh!

All' meine Freund' und Nachbarn hier
Sind längst, du lieber Gott, bei dir;
Ich bin so einsam und allein,
Und möcht' auch gern dort oben sein!
Du lieber Gott, was soll ich doch
So spät auf dieser Erde noch?

Wohl bin ich alt und lebenssatt!
Mein Geist ist schwach, mein Herz ist matt!
Mein zitternd Haupt ist silberweiß!
Was hilft dir, Herr, der matte Greis?
Ach! nimm ihn auf, und decke du
Sein müdes Herz mit Erde zu!"

Und Martins Bitte stieg zum Ohr
Des großen Herrn der Welt empor.
Er winkt' Erhörung seinem Flehn,
Und hieß den Todes-Engel gehn,
Daß er bereitete sein Grab,
Und nähm' ihm ab den Pilger-Stab.

Der Engel wehte Trost und Ruh
Dem frommen Vater Martin zu;
Er trat zu ihm im Licht-Gewand,
Und reicht' ihm seine kalte Hand;
Er sprach zu Martin: „Küsse mich!"
Da küßt' ihn Martin und erblich.

Sehnsucht.

Ich denk' an euch, ihr himmlisch schönen Tage
Der seeligen Vergangenheit!
Komm, Götter-Kind, o Phantasie, und trage
Mein sehnend Herz zu seiner Blüte-Zeit!

Umwehe mich, du schöner, goldner Morgen,
Der mich herauf in's Leben trug,
Wo, unbekannt mit Thränen und mit Sorgen,
Mein frohes Herz der Welt entgegen schlug!

Umglänze mich, du Unschuld früher Jahre,
Du mein verlornes Paradies!
Du süße Hoffnung, die mir bis zur Bahre
Nur Sonnen-Schein und Blumen-Wege wies!

Seid noch einmal an's treue Herz geschlossen,
Ihr Freunde meiner Jugend-Zeit!
Wo seid ihr hin, ihr traulichen Genossen,
Ihr Lieben, die sich sonst mit mir gefreut?

Ach! viele schon hält tiefe Nacht umfangen!
Sie schlummern in der Mutter Arm!
Blüht wieder auf, ihr eingesunknen Wangen!
Ihr kalten Herzen, werdet wieder warm!

Umsonst! umsonst! mein Sehnen ruft vergebens
Erstorbne Freuden wieder wach!
Sie welken schnell, die Blumen unsers Lebens,
Und wir — wir welken ihnen langsam nach!

O schönes Land, wo Blumen wieder blühen,
Die Zeit und Grab hier abgepflückt!
O schönes Land, in das die Herzen ziehen,
Die sehnsuchtsvoll zu dir empor geblickt!

Uns Allen ist ein schwerer Traum beschieden;
Wir Alle wachen fröhlich auf!
Wie sehn' ich mich nach deinem Gottes-Frieden,
Du Ruhe-Land, nach deinem Sabbath auf!

Sternhelle Nacht.

Gottes Pracht am Himmels-Bogen
Ist in Sternen aufgezogen!
Welch ein heilig stilles Chor!
Daß das Herz dir größer werde,
Blicke von der kleinen Erde
Zu dem ew'gen Glanz empor!

Kannst du noch dein Auge senken?
Deines armen Lebens denken,
Und was irdisch dich betrübt?
Der den Flammen-Kranz gewunden,
Hat dich seiner werth gefunden,
Ist ein Vater, der dich liebt.

Aus der Sterne Millionen,
Aus den glanzerfüllten Zonen,
Hat er seinen Thron erbaut.
Seiner Welten lichte Heere,
Seiner Sonnen Flammen-Meere
Wandeln, wo sein Auge schaut!

Seine Liebe spricht den Seegen,
Daß auf ihren ew'gen Wegen
Nie sein Auge sie vergißt.
Allem Dasein, allem Leben
Hat er diesen Trost gegeben,
Halleluja, daß du bist!

Amor und Psyche.

Allein geht durch ein fremdes, kaltes Land
Die arme Psyche ihren Trauer-Gang;
Ein dunkles Ahnen, wie Erinnerung
Von längst verwehten Träumen, zeigt ihr fern
Der freien Geister schönes Vater-Land!
Ach! ihr verlassnes, schönes Vater-Land!
Und — Psyche weint! —

Der Weinenden begegnet Amor. — „Sprich,
Was weinst du, Schwester?" ruft er ihr entgegen,
Und seine Stimme tönt, wie Flöten-Ton,
In Psyche's Herz. Sie kennt den Bruder wieder!
Da sinkt sie hin an ihres Lieblings Brust;
Da windet fest und innig Psyche's Arm
Um seine jugendliche Schönheit sich;
Da ruht voll stummen, bebenden Entzückens,
Auf ewig Eins, in Seeligkeit versunken,
Ihr warmes Herz an seiner warmen Brust,
Ihr Feuer-Kuß an seinem Feuer-Kusse!
Und heller wird ihr die Erinnerung
An ihr verlornes, schönes Vaterland!
Und Psyche — lächelt wieder.

Mein Sehnen.

Auch mir gefiel die Welt!
Ich pflückte dankbar ihre Blumen,
Ich klimmte muthig ihre Berg' empor,
Und breitete, vom hohen, luft'gen Gipfel,
Die Arme freudig liebend aus.
Doch ein unendlich Sehnen zog
Nach einer unbekannten Gegend mich,
Und ich rief weinend aus:
„Wo werd' ich finden, was ich suche?"

Ich sank in Freundes Arm,
Ich nannt' ihn zärtlich: Bruder!
An seinem Busen flossen meine Thränen,
An seinem Herzen schwieg mein Gram! —
Der Tod zerriß den Bund vertrauter Seelen!
Das Grab verschlang mein Leben und mein Glück!
Und ein unendlich Sehnen zog
Nach einer unbekannten Gegend mich,
Und ich rief weinend aus:
„Wann werd' ich finden, was ich suche?"

Die Liebe trat zu dem Verlaßnen,
Die Liebe sprach: „Ich helfe dir!"
Und fest umschlang, mit zarten Armen,
Ein ewig theures Wesen mich.

Du schönes Licht in meiner Nacht!
Mein Engel in der Lebens-Wüste,
Du schwandest wie ein Traum-Gesicht!
Und ein unendlich Sehnen zog
Nach einer unbekannten Gegend mich,
Und ich rief weinend aus:
„Ich finde nimmer, was ich suche!"

Der Sturm, der tief das Herz bewegt,
Wann endet er?
Die Sehnsucht, die verlassen weint,
Wann findet sie?

O stille Nacht! dein heil'ges Licht
Erleuchtet meine Seele!
Gott schrieb des Glaubens Flammen-Schrift,
Der Hoffnung tröstungsvolle Worte,
An das Gewölbe seiner Nacht!
Dort ist die Gegend, wo hinauf
Mich rastlos ein unendlich Sehnen zieht!
O Flügel her, daß ich das Ziel erreiche!

Heimath.

„Wo kommst du her, so bleich und blaß,
Du armes liebes Kind?"
Ich komm' aus meinem Blumenland,
Aus meiner Mutter Haus.
Die Liebe hat mein Herz entwandt,
Ich muß in die Welt hinaus.

„Geh wieder heim ins Blumenland!
Eh noch das Herz dir bricht.
Denn, ach! auf diesem öden Strand
Wohnt treue Liebe nicht."
Der Himmel ist mein Blumenland,
Das Grab meiner Mutter Haus,
Da ist es so still, dort ist es so licht,
Da welket die Myrthe der Liebe nicht.
Drum geh ich heim ins Blumenland!
In meiner Mutter Haus!

Schwermuth.

Als mein Leben voll Blumen hing,
Als ich im fliegenden Kleide
Lächelnd der Zukunft entgegen ging,
Wie klopfte mein Busen voll Hoffnung und Freude!
Ach, hin ist hin! und todt ist todt!
Euch verschwundne schöne Tage
Weckt kein Morgenroth!
Hin ist hin! und todt ist todt!

Freundschaft, als mich dein Arm umwand,
Als ich in seligen Stunden
Endlich ein Herz, wie das meine, fand,
Da heilten sie alle, die blutenden Wunden!
Ach, hin ist hin, und todt ist todt!
Was der Zeiten Flug zertrennte,
Eint kein Morgenroth!
Hin ist hin! und todt ist todt!

Als mein Busen voll Liebe schlug,
Als mich der höchste der Triebe
Ueber die Nebel der Erde trug,
Wie war ich so selig im Arme der Liebe!
Ach, hin ist hin! und todt ist todt!
Um das Grab gestorbner Liebe
Glänzt kein Morgenroth!
Hin ist hin! und todt ist todt!

Trostlos steh' ich, voll bittern Schmerz,
Einsam im langen Ermatten!
Brich, o du armes, verwaistes Herz!
Und suche dir Frieden im Reiche der Schatten!
Ach, hin ist hin! und todt ist todt!
Schimmre bald auf meinem Hügel,
Goldnes Morgenroth!
Hin ist hin! und todt ist todt!

Abend-Lied.

An Minna.

Wie hängt die Nacht voll Welten,
Wie glänzt der Abend-Stern,
Als säh' er Menschen-Freuden,
Und Menschen-Ruhe gern!
Ach, Minna, der den Stern gemacht,
Der hat auch mein und dein gedacht,
Und wird uns nie vergessen!

Er blickt mit Vaterliebe
Aus diesem Sonnen-Meer,
Im Flimmern goldner Sterne,
Auf seine Kinder her;
Und wo auf seiner schönen Welt
Des Kummers Thräne niederfällt,
Da giebt er Trost und Frieden.

Das Herz, oft schwer von Sorgen,
Wiegt er in süße Ruh',
Und drückt mit Abend-Lüftchen
Des Müden Auge zu;
Sein guter Engel lohnet dann
Den Schweiß, der von der Stirne rann,
Mit Bildern heitrer Träume.

O, laß uns ihm vertrauen!
Auf ihn nur laß uns sehn,
Wenn wir auf Dornen wandeln,
Wenn wir auf Blumen gehn!
Für Dorn und Blume sei ihm Dank —
Es dauert eine Stunde lang,
Dann wiegt er uns in Schlummer.

Den Schmerz der kleinen Erde
Umstrahlt der ew'ge Kranz
Von seinen tausend Welten,
Mit frohem Hoffnungs-Glanz.
Dort hat er Geistern edler Art
Den stillen Wohn-Platz aufbewahrt,
Wo ihre Sehnsucht endet.

Er trägt in seinem Herzen
Die Kinder seiner Welt,
Und heißt sie froh willkommen
Im schönen Stern-Gezelt;
Dort oben muß ein Stern auch sein,
Wo sich verwandte Seelen freun! —
Du mein, ich dein, auf ewig!

König Violon u. Prinzessin Clarinette *).

Ein Trauerspiel für Marionetten.

Personen:

König Violon.
Prinzessin Clarinette, seine Braut.
Fräulein Kunigunde, Hofdame.
Bramarbas, Feldmarschall des Königs.
Prinz Casimir.
Siegfried, sein Kammerherr.

Erster Auftritt.

Saal im königlichen Schlosse.

Prinz Casimir, Siegfried.

Siegfried.

Was hör ich, theurer Prinz? Bedenkt doch, welch Verbrechen!

Casimir.

Schweig still, mein Kammerherr, umsonst ist all dein Sprechen!

Siegfried.

Wie? ist's denn wirklich Ernst? dahin soll's also kommen?
Ist das der Dank, daß man euch gastfrei aufgenommen?
Der König Violon, Prinzessin Clarinette
Traktirten euch und mich tagtäglich um die Wette,
Und nun, durchlauchtiger Prinz — bedenkt doch nur einmal,
Welch rasendes Vergehn, welch schreckliches Skandal —
Ihr wollt — beim Himmel nein! ich will, ich kanns nicht glauben!

---

*) Aus Mahlmann's Marionetten-Theater S. 1 fgde.

Ihr wollt dem Könige die schöne Prinzessin rauben?
Ach geht doch in euch, Prinz! ist das erlaubt und recht?
Casimir.
Ich weiß es, lieber Freund, es ist entsetzlich schlecht —
Doch — gib dir keine Müh, du predigst tauben Ohren.
Nur ihr gehör' ich an, mich selbst hab' ich verloren,
Mein Herze lechzt nach ihr, mein tiefstes Leben brennt,
Und fragen soll ich noch, wie das die Welt benennt?
Siegfried.
Und König Violon?
Casimir.
Sucht eine andre Braut!
Mit dieser wird er nie, im Leben nie getraut!
Nein, trauriger Tyrann! bleib einsam auf dem Throne!
Der Liebe Morthenreis paßt schlecht zu deiner Krone!
Clarinette wird nie dein, nie! nie! das schwör' ich dir,
Ihr Herz hat mich erwählt, und ich — bin Casimir!
Siegfried.
Gotts tausend, theurer Prinz! Ihr seid mit ihr schon einig?
Casimir.
Du zweifelst noch daran?
Siegfried.
Wahrhaftig das geht schleunig!
Ihr stürzt euch in Gefahr, ihr zieht mich mit hinein —
's ist doch ein schwerer Dienst, ein Kammerherr zu sein!
Casimir.
Ich bin ein tapfrer Held, bewährt durch manche That!
Siegfried.
Doch in der Liebe, Prinz, nicht eben delikat!
Casimir.
Das ist die Regel so, man muß bei nobeln Gaben
Auch eine Portion von nobler Schwachheit haben!
Die Lorbeern schützen nicht, wenn Liebesblicke locken,
Der Herkules wird zahm und spinnt an Liebchens Rocken!
Siegfried.
Ihr strebt nur viel zu hoch — ein Fremdling ohne Land!
Nein, edler Casimir, sie gibt euch nie die Hand!
Casimir.
Zu hoch? mein Kammerherr, wo denkst du wieder hin?
Ist denn Mama von mir nicht eine Königin?
Siegfried.
Ach könnten wir nur auch im Kirchenbuche lesen,
Was alles sich begab und wer Papa gewesen!
Casimir.
Das weiß ich freilich nicht, auch kümmert mich das wenig;
Drei Jahre reis' ich schon, und frage jeden König:
„Haben sie Mama gekannt? sie läßt sie schönstens grüßen,
„Und sind sie mein Papa, so leg ich mich zu Füßen."
— Kein Teufel meldet sich!
Siegfried.
Die Herrn von Gottes Gnaden
Sind gern incognito Vermehrer ihrer Staaten.
Doch überlegt, mein Prinz, wenn Violon entdeckt,
Was ihr im Schilde führt, so scheitert das Project,
Des Königs Grimm erwacht, er kriegt uns bei den Ohren,
Ein Prinz, ein Kammerherr, sind glatt und gar verloren!
Casimir.
Ich kenne keine Furcht, die Liebe winkt und spricht,
„Ermanne dich, o Held, sei stark und zage nicht!"
Ich bin des Siegs gewohnt, es zitterten Provinzen
Vor meinem Heldenarm, und Könige und Prinzen!
Siegfried.
Ei ja! das glaub ich wohl — mit einem Heer Soldaten,
Da thut man recht kommod' unglaublich große Thaten! —
Hier aber, tapfrer Held — die eigne Haut thut weh —
Zu Schaden kommt man leicht und schwer zu Renommee!
Casimir.
Die Liebe steht uns bei!
Siegfried.
Laßt ab eh ihr begonnen!
Es ist Verrath! bedenkt!
Casimir.
Die Liebe hat ihn gesponnen,
Ich traue fest auf sie!

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen, König Violon, Bramarbas, Wache.

Violon.
Gefreiter! Wache! herein!
Ergreift sie! fesselt sie! und sperrt sie sorgsam ein!
Geschwind! was zaudert ihr? was steht ihr so von fern?
Greift zu! den Prinzen erst, dann seinen Kammerherrn!

Casimir.
Welch schrecklicher Befehl! o König, darf ich fragen...?
Violon.
Marsch auf die Festung! fort! ich hab euch nichts zu sagen!
Casimir (im Abgehen zu Siegfried).
Zum Teufel, Kammerherr! er weiß um unsern Plan!
Siegfried (im Abgehen).
Ich bin ein armes Lamm und habe nichts gethan!

Dritter Auftritt.

Violon, Bramarbas.

Bramarbas.
Erhabner Violon, darf Euer Bramarbas wagen,
Euch, Licht und Glanz der Welt, submissest zu befragen,
Welch eine Frevelthat der Casimir vollführt,
Daß ihr so zornig seid? — ich bin ganz alterirt!
Violon.
Das freut mich recht von dir, Bramarbas, meine Stütze!
Ja Wir sind fürchterlich in unsrer wilden Hitze!
Du fragst, was er gethan? Wir wissen's selber kaum,
Ein Traum ist schuld daran, ein recht fataler Traum!
Feldmarschall, denke dir, wie vom Burgunder-Rausche
In süßen Schlaf gewiegt im Kabinet ich lausche,
Da träumt mir, meine Braut, die schöne Clarinette,
Lag todt und leichenblaß in ihrem seidnen Bette,
Und Casimir, der Prinz, stand wie ein Löwe da,
Und riß den Kopf mir ab, da er die Leiche sah —
Bramarbas, denke dir, wie sehr Wir da erschrocken!
Ich griff an meinen Kopf und fühlte meine Locken,
Da ward mirs leicht ums Herz, ich schöpfte wieder Athem,
Doch sterben soll der Prinz, das sichert mich vor Schaden!
Man weiß nicht — oft trifft ein, was man im Traume sah,
So lehrte mich höchstselbst, hochselig die Mama!
Bramarbas.
Ein Traum, o Majestät! besonders nach Burgunder,
Bedeutet selten was und ist kein großes Wunder!
Ich träume hundertmal, doch kümmert mich das wenig!
Violon.
Du träumst als Unterthan, wir träumen wie ein König!

Vierter Auftritt.

Die Vorigen, Clarinette, Kunigunde.

Clarinette (wild hereinstürzend).
Welch ein Lärmen! welch Getümmel!
Ist es möglich! gütiger Himmel!
Herr und König — wie? ist's wahr?
Casimir ist in Gefahr?
Casimir an unserm Hofe
Wird geliebt und venerirt,
Still beseufzt von jeder Zofe,
Casimir ist arretirt?
Violon.
Ja sterben muß er gleich, und zwar aus wicht'gen Gründen,
Und ist er einmal todt, wird man's auch billig finden.
Clarinette.
Was sagt ihr? wie? er sterben?
Violon.
Ja, meine theure Braut — beliebt doch Platz zu nehmen —
's ist Gottes Wille so, man muß sich schon bequemen!
Clarinette.
Nein, das wollen nicht die Götter,
Daß der schöne Jüngling stirbt!
Sorgt, daß nicht wie Sturm und Wetter
Euch sein Heldenarm verdirbt!
Er soll sterben? ihr wollt leben? —
Er wird zum Gericht geführt?
Stärke wird dem Tod gegeben,
Und die Schwachheit triumphirt? —
Gab euch Wahnsinn solchen Rath
Zu der ungeheuern That?
Wenn sie ihn zu Grabe tragen,
Hört auch mein Herz auf zu schlagen!
Violon.
Wie kommt mir denn das vor? Ihr nehmt viel Antheil dran!
Bramarbas, höre doch!
Clarinette.
So wißt's, ich bet ihn an!
Violon.
Sie betet ihn an! und ich?....

Clarinette.
O meine Sonn' ist aufgegangen,
Seit ich den schönen Jüngling sah.
Dich lieb ich nicht, mein brünstiges Verlangen
Ist nur nach ihm und seinem Herzen nah!
Mein Vater gab mich dir,
Nicht ich, nicht freie Wahl,
Ich sah den Casimir —
Und du warst meine Qual!
O laß ihn los und gib mich frei,
Daß treue Liebe glücklich sei!

Violon.
Nun seh einmal ein Mensch! Prinzessin, meine Braut,
Jetzt schon so unverschämt? und seid noch nicht getraut?

Clarinette.
Erröthen müßt ich ja, wollt' ich es nicht bekennen,
Ihn meinen Liebsten nicht vor allen Menschen nennen!
Ich lieb ihn ewig treu! und ich bekenn' es laut!
Und ihr, o Herr, seid froh, daß wir noch nicht getraut!

Violon.
Ei das hilft alles nichts, Bramarbas, du wirst sorgen,
Noch heute stirbt der Prinz, die Hochzeit feir' ich morgen,
Und Punktum! dabei bleibts! es stirbt der Casimir,
Das Urtheil ist gefällt, car tel est notre Plaisir!
(Ab mit Bramarbas).

Fünfter Auftritt.

Clarinette, Kunigunde.

Kunigunde.
O Himmel! Prinzessin, was habt ihr gewagt!

Clarinette.
Sei ruhig, liebe Kunigunde,
Ich hab' mein volles Herz recht frei herausgesagt,
Und ich bereu' es nicht, zu treuem Liebesbunde
Bin ich für ihn allein, ist er für mich gemacht,
Stirbt er, ich folg' ihm nach in seine stille Nacht!

Kunigunde.
Prinzessin, schöner ists mit dem Geliebten leben,
Doch muß den Liebeskuß Geheimniß still umschweben.

Clarinette.
Geliebte zürne nicht, ich wollt' es ja verschweigen,
Da muß sich mir der Mensch in seinem Grimme zeigen,
Ich haß' ihn, o es war mir Lust ihn recht zu kränken!
Zu quälen, was man haßt, kann man was Süßers denken?
Es komme, was da will, ich bleib ihm ewig treu,
Im Sieg' mit ihm gekrönt, im Tode mit ihm frei!

Kunigunde.
Daß Gott erbarme sich! das hätt' ich nie gedacht,
Wie ich die Briefchen sonst schlau hin- und hergebracht!
Es fing so schön sich an mit Seufzern und Präsenten,
Und nun muß alles sich so ganz erbärmlich enden!
Der Casimir ist schön, ich habs euch nie verdacht,
Daß ihr ihm ins Geheim was Süßes zugedacht;
Ich gab euch guten Rath, ich hab in solchen Sachen
Unglaublich viel gethan, und weiß es wohl zu machen.
Verschwiegen muß man sein, mit feiner Liebe zaudern....

Clarinette.
Er liebt mich und ist schön, und — ich soll gar nicht plaudern?

Kunigunde.
Der König kommt! o weh! es ist um uns geschehn!

Clarinette.
Fort, fort, geschwinde fort! ich mag ihn nicht mehr sehn.

Sechster Auftritt.

Die Vorigen, Violon.

Violon.
Weiß Gott, wir sind verliebt! wir haben keine Ruh!
Prinzessin, hört ihr nicht? wo lauft ihr wieder zu?

Clarinette.
Wo du nicht bist Tyrann! dich werd' ich ewig fliehen,
Für ihn nur soll mein Herz in treuer Liebe glühen!
Im Kerker schmachtet er und niemand hört sein Sehnen,
Doch ist mein Herz bei ihm und weint in seine Thränen!
Gib mir ihn los, Tyrann — wo nicht, so schwör' ich dir,
Mein Entschluß ist gefaßt: Tod oder Casimir!
(Ab mit Kunigunden).

Siebenter Auftritt.

Violon (allein).

Ei, ei, wie frevelhaft! der Kopf ist ihr verdreht,
Sie hat nicht mehr Respekt vor meiner Majestät!
Mit einer Krone will ich ihre Stirne zieren,
Sie will die meinige mit Hörnern regaliren?
O allzu schweres Loos der Könige auf Erden,
Betrogen und gehaßt, und nie geliebt zu werden!
Und doch begreif ichs nicht — es gibt kuriose Triebe,
Je toller sie sich stellt, je mehr wächst meine Liebe!

Achter Auftritt.

Violon, Bramarbas.

Bramarbas.
Erhabne Majestät! der Prinz wünscht Euch zu sprechen.

Violon.
Was will er? kundig ist sein schreckliches Verbrechen,
Und wie? er wagt es noch, der freche Bösewicht!
Er kommt und zittert nicht vor meinem Angesicht?
Er trete her, doch nie werd' ich ihm Gnad' erzeigen,
Macht das Schaffott bereit, er soll es gleich besteigen!

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Casimir und Siegfried treten von der Wache begleitet herein.

Violon.
Was suchst du wieder hier? was hast du mir zu sagen?
Kannst du die schwarze That noch zu vertheid'gen wagen?
Willst du auf deinen Knieen um Gnade flehn und heulen?

Casimir.
Ihr irrt, ich bin gewohnt, selbst Gnade zu ertheilen!
Der Tod erschreckt mich nicht, ich reich ihm froh die Hand,
Mein kühnes Heldenherz ist längst mit ihm bekannt!

Violon.
Schweig mit der Prahlerei! das ist die alte Leier,
Du bist ein Vagabond und gehst auf Abentheuer.

Casimir.
Respekt vor meinem Rang!

Violon.
Bist du denn König?

Casimir.
Nein,
Ich bin noch etwas mehr, denn ich verdien's zu sein!

Violon.
Das glaub' ein andrer dir, wir sind höchstselbst nicht dumm,
Von vorne seh ich nichts, so dreh dich einmal rum —
Wahrhaftig ich kann auch nichts Königliches finden,
Hast weder Majestät von vorne noch von hinten.

Casimir.
Mein Herz sagt mir, das ich aus Königsblut entsprossen,
Den Vater kenn ich nicht, das hat mich oft verdrossen.

Violon.
Der Mensch weiß nicht einmal, wer sein Papa gewesen,
Und treibt an meinem Hof solch arrogantes Wesen!

Casimir.
Es wälzt der stolze Nil die königlichen Wogen
Durch ganz Aegyptenland,
Der Quell, der ihn erzogen,
Ist dennoch unbekannt.

Violon.
Das ist so in der Art bei wäßrigem Geschlechte,
Wo viele Quellen sind, da weiß man nie die rechte.

Casimir.
Die Abkunft weiß ich wohl von mütterlicher Seite,
Mama ist Königin und geht im Purpurkleide,
Ich kam hieher, um euch, o König, zu befragen:
Seid ihr wohl mein Papa? die Mutter läßt euch fragen,
Habt ihr sie einst gekannt, die schöne Melusine?

Violon.
Was hör ich? Himmel! wie?

Casimir.
Er ändert seine Miene.

Violon.
Bringt mir zu riechen her, es wird mir wunderlich!
Ach, Melusine! ja! der Name tödtet mich!

Casimir.
Ihr seid so überrascht — darf ich es hoffen? ha!
Erhabner Violon, ihr seid es! mein Papa!

Violon.
Beweise, was du sagst, sonst kostet's dich das Leben.
Casimir.
Ein wildes Schwein, so heißt's, hat mich der Welt gegeben.
Violon.
Mein Sohn! mein liebster Sohn!
Casimir.
Papa! Papa! Papa!
(feurige Umarmung).
Bramarbas.
Ich stehe ganz erstaunt und ganz verwundert da,
O Licht und Glanz der Welt! mein König, sagt mir doch,
Ihr wart, so viel ich weiß, niemals im Ehejoch,
Und nie ward euer Herz von Liebe überwunden,
Wie habt ihr denn anjetzt ein solches Kind gefunden?
Violon.
Verschieden ist die Zeit, verschieden sind die Launen,
Feldmarschall, die Natur spielt manchmal zum Erstaunen!
Auch ich war einmal jung, mir schien ein heitrer Himmel,
Leicht scherzte rund um mich des Lebens bunt Getümmel,
Auf Reisen ging ich aus mit Frohsinn und mit Geld,
Man nannte mich galant und ich gefiel der Welt!
Einst in Zirkassien, das gleich dem Paradiese,
In tausend Reitzen blüht, bin ich auf einer Wiese;
Und als ich einsam da an einer Quelle saß,
Mein Klepper neben mir vom fetten Grase fraß,
Vernehm' ich aus dem Wald' ein kläglich Hülfeschrein,
Ich schwinge mich aufs Roß und spreng' ins Holz hinein —
Da stürzt in meinen Arm, Entsetzen in der Miene,
Der Götter Ebenbild, die schöne Melusine;
Es folgt ihr auf den Fuß ein ungeheurer Eber,
Ich ziehe gleich mein Schwert und stech ihn durch die Leber.
Sie lallt und stammelt Dank, ich fühle süßen Schmerz,
Zu Füßen leg ich ihr das Schwein und auch mein Herz,
Und beides nimmt sie an und beides ist willkommen;
Viel Küsse werden nun gegeben und genommen;
Bramarbas, glaube mir, der Liebe zarter Glanz
Erlischt nur gar zu oft vor Hymens Fackeltanz!
Ein ungeduldig Herz fragt nach dem Pastor nie,
Und jeder stille Platz ist gut zur Cer'monie!
Casimir.
O König und Papa! so dank ich euch das Leben?
Violon.
Ja, vielgeliebter Sohn, Wir haben dirs gegeben,
Und es ist gern geschehn, stell nur das Danken ein!
Du bist mein erstes Kind, du sollst mein Kronprinz sein!
Doch die Prinzessin, Sohn! die trittst du mir doch ab?
Casimir.
Was? die Prinzessin? Euch? nein, lieber gleich ins Grab!
Violon.
Wie, Kind? du liebst sie noch?
Casimir.
So lang ich lebe! ja!
Violon.
Ich habe keinen Sohn!
Casimir.
Ich habe keinen Papa!
Bramarbas.
Ach ein Familienzwist macht doch betrübte Sorgen!
Prinz, weichert euch nicht mehr, dem Vater zu gehorchen!
Casimir.
Der mir mein einzig Glück will aus den Armen reißen,
Gehorchen soll ich dem, den soll ich Vater heißen?
Siegfried.
O große Majestät, gebt ihm die Braut, seid froh,
In euern Jahren ist die Liebe Risiko!
Violon.
Nein, ungerathnes Kind, du sollst nicht triumphiren,
Zur Strafe will ich sie sogleich zum Altar führen!
Casimir.
Glaubt ihr, ich fürchte das? die Drohung macht mich lachen!
Eh' stürzt der Himmel ein — und alle Welten krachen!
Im Winterfrost erstarrt der Busen der Natur,
Eh Clarinette je vergißt, was sie beschwur!
O quäle sie, Barbar, das Schicksal wird mich rächen,
Nur treue Liebe darf der Liebe Blumen brechen!
O Angst und Tod und Nacht! Ihr Götter gebt mir Licht!
Ich will — ich will — ach was? Ich weiß es selber nicht!
(stürmend ab mit Siegfried).

Zehnter Auftritt.

Violon, Bramarbas.
Bramarbas.
O Glanz und Pracht der Welt! erhabne Majestät!
Ich wette, daß er jetzt gleich zur Prinzessin geht,
Und trifft er sie allein, so macht er Mariage!
Violon.
Bramarbas, edler Freund, verrenn ihm die Passage!
Geh, lauf und säume nicht!
Bramarbas.
Herr, ihr könnt sicher sein,
So lang Bramarbas lebt, so darf er nicht hinein;
Und wäre er schon drin, so muß er wieder raus,
Er ist zwar Euer Sohn, doch mach' ich mir nichts draus!
(Ab).

Eilfter Auftritt.

Violon (allein).
Ja wohl er ist mein Sohn, daran ist gar kein Zweifel,
Gerade wie einst mich, so plagt ihn jetzt der Teufel!
Ist man einmal Papa, nimmt man mit Schrecken wahr,
Welch ein gewalt'ger Narr man in der Jugend war!
Und doch, bedenk ichs recht — in meinen jungen Tagen —
Weiß Gott, so toll wie er, hab ich mich nicht betragen!
Was ist nunmehr zu thun? ach eine Majestät
Ist doch in dieser Welt auch oft in Schwulität!
Heirathen oder nicht? da eben sitzt der Knoten!
Die Ehstandsmelodie hat gar verwünschte Noten —
Doch ach! der Sommer flieht — der Winter kommt — man friert —
Wird man im Alter doch noch gratis karessirt!
Da liegts! wer trüge sonst so lang und unverdrossen
Die Launen, die Vapeurs und — manchen Mitgenossen?
Doch wie? mein eigner Sohn wird jetzo mein Rival?
Und trägt sein flammend Herz ganz ohne Futteral?
Nein! unerhört bei Gott! die ungerathne Brut!
Ha büßen sollst du mir für solchen Uebermuth!

Zwölfter Auftritt.

Violon. Siegfried und Kunigunde stürzen bleich und athemlos herein, und fallen händeringend dem Könige zu Füßen.
Kunigunde.
Ihr Götter!
Siegfried.
Majestät!
Kunigunde.
Mein König!
Siegfried.
Welches Schrecken!
Kunigunde.
Laßt euch erzählen, Herr!
Siegfried.
Ach laßt es euch entdecken!
Kunigunde (weinend).
Clarinette — huhuhu!
Siegfried (weinend).
Prinz Casimir — huhu!
Violon.
Sprecht einer auf einmal, sonst halt't die Mäuler zu!
Der Henker mag verstehn, was zwei Verrückte sagen —
Du, Siegfried, sprich zuerst, was hast du vorzutragen?
Siegfried.
Wie bring ichs euch doch bei, erschreckt nicht, Majestät!
Als eben jetzt der Prinz aus euerm Zimmer geht,
So ruft er toll und wild: Mein bleibst du, Clarinette!
Und eilt wie rasend fort nach ihrem Kabinette —
Doch der Feldmarschall kommt, das garstige grobe Thier,
Verrennt ihm gleich den Weg und schreit: Marsch, fort von hier!
Violon.
Die Order gab ich selbst! Verderben dem Verräther!
Siegfried.
O große Majestät! der Prinz zog gleich vom Leder —
Und des Feldmarschalls Kopf ....
Violon.
O weh!
Siegfried.
Wie weggeschoren
Flog er auf einen Hieb!
Violon.
Er hat den Kopf ...?

Siegfried.
Verloren,
Ganz glatt weg, Majestät!
Violon (empfindsam).
Das ist mir höchst fatal!
Siegfried.
Laßt's gut sein und beweint ihn auf ein andermal,
Denn noch viel größre Noth und viel gewaltigre Schrecken
Hab ich, o Licht der Welt, euch jetzo zu entdecken!
Violon.
Du Unglücksvogel sprich, was noch?
Siegfried.
Prinz Casimir
Dringt nun ins Kabinet, allein — was sah er hier! —
Ich kann nicht mehr! der Schreck hemmt jedes Wort im Munde. —
Du stehst auch wie ein Klotz! erzähl' es, Kunigunde!
Kunigunde.
Clarinette hört den Lärm, vor Schrecken wird sie blau,
Sie schreit: Der König kommt und macht mich nun zur Frau!
Und außer sich vor Wuth greift sie nach einer Gabel
Und stößt sie sich ins Herz — ja das war sie kapabel!
Violon (macht entsetzliche Gebeerden).
Siegfried.
Da lag das schöne Kind und schwamm in ihrem Blute!
„Mein Engel, was ist das? Wie find' ich meine Gute?"
So sprach der Casimir.
Kunigunde.
„Mein Schatz wird mir verzeihn,
„Ich glaubte schon, es dräng der König hier herein!"
So sprach die Clarinette.
Siegfried.
„Ei was! sie hätten sollen
„Vermuthen, daß ichs war, der sie befreien wollen!"
So sprach der Casimir.
Kunigunde.
„O Unbestand des Glücks!
„Als Jungfer fahr ich nun hinüber übern Styx!"
So sprach die Clarinette.
Siegfried.
Und unter Angst und Beben
Brach ihr durchlaucht'ges Herz, schwand ihr durchlaucht'ges Leben!
Violon.
Mein Traum! mein Traum! mein Traum! ha welch ein gräßlich Wunder!
Und sprach der Esel nicht, das käm nur vom Burgunder?
Ha da burgundert sichs! Bramarbas ohne Kopf!
Und Clarinette todt! was mach ich armer Tropf?
O unglücksvoller Tag! o wär ich nie geboren!
Mit seinem Kopf ging auch der meinige verloren!
Mein Glück hat ausgeblüht! Wohlauf! wohlauf, Courage!
Wer hier kein Weib sich nahm, macht dort noch Mariage!
(ersticht sich).
Komm Hochzeitbitter, Tod! du Lebenselixir!
Mir ist die Welt wie nichts, mein Thron wie Goldpapier!
(stirbt).

Dreizehnter Auftritt.

Die Vorigen. Casimir stürzt wüthend und außer sich mit gezogenem Schwerte herein.

Casimir.
O schreckliches Geschick! barbarischer Papa!
Siegfried.
Schweigt still, durchlauchtger Prinz!
Kunigunde.
Ihr wißt nicht, was geschah.
Siegfried.
Da liegt der selige Mann!
Casimir.
Ha Eifersucht der Hölle!
Er ist ihr nachgeeilt, ich folg ihm auf der Stelle!
Auch dort wird sie nicht dein, Barbar erzittre! fix,
Ein fliegender Curier eil ich hinab zum Styx.
(stürzt sich in sein Schwert).
O weh! der Liebe Rausch gab mir das süße Leben,
Dem süßen Liebesrausch will ichs nun wiedergeben!
Dort wohnt der Liebe Glück, hier wohnt der Liebe Schmerz,
So stirb nun glorios, verliebtes Heldenherz! (stirbt).
Siegfried.
Was meinen sie, mein Kind? die Herrschaft ist zum Teufel!
Was thut die Dienerschaft?
Kunigunde.
Sie folgt ihr ohne Zweifel!
Siegfried.
Ei, ei, mein werthes Kind, das wär wohl nicht gescheidt,
Ich denke, man versüßt sich diese Zeitlichkeit!
Kunigunde.
Wie so, Herr Kammerherr?
Siegfried.
Hofdame, mein Verlangen —
Sie sehn's in meinem Blick, an meinen blassen Wangen.
Kunigunde.
Hier, wo der Tod regiert?
Siegfried.
Drum ziehe Leben ein,
Nimm, Engel, meine Hand!
Kunigunde.
Wohlan ich schlage ein!
Siegfried.
Die Ersten sind wir nun, gewiß man krönt mich morgen!
Kunigunde.
Sei still, mein Bräutigam, für Krönung will ich sorgen.
Siegfried.
Die Thoren suchten dort ein günstiges Geschick —
Beide.
Hofdamen machen hier mit Kammerherrn ihr Glück!
(Der Vorhang fällt).

Friedrich Majer

ward am 24. April 1772 zu Koskau im Reußischen geboren, studirte nach vollendeten Schulstudien 1791 zu Jena die Rechte, worauf er theils hier, theils zu Weimar seine Privatstudien fortsetzte. 1804 begleitete er unter dem Titel eines gräflich reußischen Rathes den Erbprinzen von Reuß-Schleiz auf die Universitäten Würzburg und Erlangen und lebte nach seiner Zurückkunft als reuß-schleizischer Legationsrath zu Weimar und Gera. Hier erhielt er seine Ernennung zum Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu München und starb daselbst am 15. Mai 1818.

Er verfaßte:

Geschichte der Orbalien. Jena 1795.
Briefe über das Ideal der Geschichte. Lübeck 1796.
Zur Kulturgeschichte der Völker. Leipzig 1798. 2 Bde.
Geschichte des Faustrechts. Berlin 1799.
Bertrand de Guesclin. Bremen 1801, 2 Thle.
Allgemeines mythologisches Lexikon. Weimar 1803 u. 1804, 2 Thle.
Mythologisches Taschenbuch für 1811 u. 12. Weimar 1811, 8.
Chronik des fürstlichen Hauses der Reußen von Plauen. Ebendas. 1811.
Mythologische Dichtungen und Lieder der Skandinavier. Leipzig 1818.
Brahma, oder die Religion der Indier als Brahmaimus. Ebendas. 1818.

Majer's historische Forschungen, namentlich auf dem Gebiete der indischen und nordischen Mythengeschichte, waren um desto verdienstvoller, als es ihm zur Zeit ihres Entstehens noch sehr an den nothwendigen Hülfsmitteln und Vorarbeiten fehlte, und er zu den Ersten gehörte, welche die Aufmerksamkeit deutscher Gelehrten darauf hinlenkten; ganz besonders ist zu bedauern, daß sein wacker gearbeitetes mythologisches Lexikon aus Mangel an Theilnahme unvollendet bleiben mußte.

Brahm*).

Brehm, Brimha, Parabrahma, d. i. die Selbstständigkeit, das große Eine, die höchste Weisheit, das allerweiseste Wesen. Unter diesen Namen verehrten von den ältesten Zeiten an die weisen und aufgeklärten unter den Braminen und Hindus das allerhöchste, ewige, unermeßliche, unendliche, nothwendige, durch sich selbst bestehende Wesen, In den alten Schriften werden ihm unter andern folgende seinen Charakter und seine Natur bezeichnende Benennungen beigelegt:

1) Advaja, der sich Aehnliche, der keinen andern seines Gleichen neben sich hat, sibi similem aut aequalem non habens.

2) Abaricédi, der Unbeschreibliche, indefinibilis.

3) Suadasal oder Suadasatta, der durch sich selbst ist, das durch sich existirende Wesen, qui per se est.

4) Anádi, der ohne Anfang ist, sine principio.

5) Ashariri, der Körperlose, incorporeus.

6) Ananda, der Unendliche, infinitus.

7) Sarvaciárutram, die ganze Vollkommenheit, omnis perfectio.

8) Sarvakaranam, die allgemeine Ursache, causa universalis.

9) Sháståva, der Rächer, vindex.

10) Srshdava, der Schöpfer, creator.

11) Parama, der Wohlthätige, beneficus.

12) Karunnanidhi, der Schatz der Barmherzigkeit, thesaurus misericordiae.

13) Tatva, das Wesen, welches durch sich selbst besteht.

14) Paraméshvara, der Allerhöchste, von Parama, der Höchste, und Ishvara, Herr.

15) Suayambhu, ein Wesen, das von und für sich selbst existirt, von Suaya, d. i. von sich selbst, und bhu, bestehend.

16) Parabara, das allervortrefflichste, über alles erhabene Wesen.

17) Canmasza vináshana, der, dem es nicht möglich ist, seine Reinheit zu verlieren; der Unbefleckte.

18) Karmasákshi, der Zeuge aller menschlichen Handlungen.

19) Genmanáshádihina, der, welcher niemals weder sein Wesen noch sein Dasein verliert.

20) Nirmala, der Unbefleckte.

21) Nirmádiguelkoru dharmanáyaga, der wohlthätige Herr, oder das Grundprincip alles dessen, was rein ist.

Ueber die Art und Weise, wie dieser ewige Gott das Weltall hervorgebracht habe und regiere, sind die Meinungen der Indier getheilt. Nach Paullinus lassen sie sich jedoch auf folgende Grundlehren zurückbringen.

1) Einige glauben, Gott habe zuerst, vor dem Anfang aller Dinge, ein weibliches Wesen, die Göttin Bhavani, hervorgebracht, worunter sie die alles erzeugende Natur verstehen, welche sie unter der Gestalt eines Weibes personificirt haben. Im Samskredamischen heißt sie:

Parameshvari, die höchste Frau (s. Parameshvari).
Ishi oder Ishani, die Frau;
Bhavani, die Erschafferin, die allen Dingen ihr Dasein giebt;
Kadieumari, die erste Jungfrau, das erste Mädchen;
Manassa, der Wille des Herrn;
Shakti, die Stärke, die Kraft.

Nach der Versicherung einiger Missionarien verstehen die Indier darunter den Willen Gottes, der in weiblicher Form von ihm ausgeflossen ist, um die Erschaffung der Welt anzufangen. Diese Göttin verwandelt sich nach der Lehre der Brahminen in tausenderlei Gestalten, und erscheint bald als Mann, bald als Weib. In Tibet wird sie Lhama-ciupral, in Nepal Mayadevi, in Bengalen Ischani genannt, und überall verehrt man sie als die Göttin der Natur. Die Unwissenden glauben, sie sei die Gattin des höchstens Gottes; andere halten sie für das Weib des Surava, d. h. der Sonne. Sie gebar drei Söhne, den Brahm, Wischnu und Schiva oder Mahadeva, und verwandelte sich sodann in drei Mädchen und heirathete ihre Söhne. Dem ersten wurde das Geschäft übertragen, alles, was die Welt bedürfe, hervorzubringen; dem zweiten, es zu erhalten, und dem dritten, alles, so bald es nicht mehr nöthig sein würde, wieder zu vernichten. Diese drei verschiedenen Kraftäußerungen und Wirkungen heißen auf Samskredamisch Srshti, Stidi, Samhára, d. i. Schöpfung, Erhaltung, Vernichtung. Die drei Götter sind die Symbole der drei Elemente, Erde, Wasser und Feuer. Die Erde bringt alle irdischen Dinge hervor; das Wasser befördert ihren Wachsthum und erhält sie; durch das Feuer werden sie wieder zerstört. Deswegen sagen die Malabaren und Tamuler, Brahma habe die Natur des Bhu oder Bhumi, der Erde; Wischnu die Natur des Apu oder Gelam, des Wassers, und Schiva die Natur des Aghni, des Feuers. Brahma, der vielleicht wegen der vier Welttheile mit vier Gesichtern dargestellt wird, reitet auf einem Schwan, weil die Erde auf dem Wasser schwimmt. Wischnu liegt auf einem Blatte der Seeblume (Nymphaea), dem Symbol des Wassers. Schiva hält einen Blitzstrahl in der Hand, um dadurch anzudeuten, daß er das Feuer vorstellt. Diese Götter verändern und verwandeln sich in männliche und weibliche Gestalten, und spielen ihre Rolle bald als Gatten, bald als Brüder, bald als Kinder der Göttin Bhagavani. Obgleich von einander verschieden, machen sie doch zusammen die Dreieinigkeit der Indier, Trimurti, aus, die in einen Baumstamm eingeschlossen ist, und nicht getrennt werden kann (s. Trimurti).

2) Andere behaupten: Wischnu, der Geist Gottes, denn dies bedeutet die Benennung Pranen, die demselben im Buche Mahabhàraba ausdrücklich beigelegt wird, habe im Anbeginn alles aus Wasser erschaffen, und aus seinem Nabel sei dann Brahma, Schiwa und die ganze Schaar aller Götter hervorgegangen.

3) Noch Andere sind der Meinung, Parabrahma habe zuerst die Elemente erschaffen, verschlossen in einem Motta, d. i. in einem Ei; das Ei sei zersprungen, und zwar so, daß die Bruchstücke der obern Hälfte sieben gleiche Theile, und die der untern gleichfalls sieben gleiche Theile ausgemacht hätten. Hieraus wären dann die sieben obern u. die sieben untern Welten entstanden, denn sie zählen derselben vierzehen. Nachdem nun Parabrahma die Elemente und alle diese Welten erschaffen hatte, erschien er auf dem Goldberge Meru. Daselbst ließ er die andern Götter vor sich kommen, und übertrug dem Brahma das Geschäft, die Schöpfung fortzusetzen, dem Wischnu, sie zu erhalten, und dem Schiwen, sie wieder zu vernichten.

Am besten werden wir die Vorstellungen der indischen Weltweisen von der Gottheit aus einigen Fragmenten ihrer Schriften kennen lernen, deren Natur so erhaben und wunderbar ist, daß Auszüge oder Zergliederungen ihren geistigen Zusammenhang und großen Charakter zerstören würden.

„Von Gott und seinen Eigenschaften."

„Gott ist Ewig und Einer (Ikhummescha). Gott ist Schöpfer alles dessen, was ist. Er gleicht einer vollkommenen Kugel, ohne Anfang oder Ende. Er beherrscht und regiert die ganze Schöpfung durch eine allgemeine Vorsehung, nach voraus bestimmten, unwandelbaren Gesetzen. Forsche nicht nach über das Wesen und die Natur der Existenz des Ewigen, noch über die Gesetze, nach welchen er regiert. Beides ist eitel und strafbar. Genug daß du jeden Tag und jede Nacht seine Weisheit, Macht und Güte in seinen Werken schauest. Das sei dir Heil."

„Schöpfung der Geister."

„Der Ewige und Eine, verschlungen in dem Anschauen seiner eignen Existenz, entschloß sich in der Fülle der Zeit, seine Herrlichkeit und Natur Wesen mitzutheilen, die des Genusses und der Theilnahme seiner Seligkeit und zum Dienst seiner Herrlichkeit fähig wären. Noch waren diese Wesen nicht; aber der Ewig wollte, und sie waren. Er bildete sie zum Theil aus seiner eigenen Natur, fähig der Vollkommenheit, aber mit Kräften der Unvollkommenheit, beides abhängig von ihrer freien Wahl.

„Der Ewige schuf zuerst den Brahma, Wischnu und Schiwen; dann den Moisasur und die Schaar der Geister. Die höchste Würde gab er dem Brahma, Wischnu und Schiwen. Den Brahma setzte er zum Oberhaupte der Geisterschaaren, und machte die Geister ihm unterthan; auch bestellte er ihn zu seinem Statthalter im Himmel, und gab ihm Wischnu und Schiwen zu Gehülfen."

„Der Ewige theilte die Geister in verschiedene Schaaren und Ordnungen, und setzte ein Oberhaupt über jede. Sie beteten an um den Thron des Ewigen nach Ordnung und Würde, und Harmonie war im Himmel. Moisasur, das Haupt der ersten englischen Schaar, führte den himmlischen Gesang des Preises und der Anbetung vor dem Schöpfer, und den Gesang des Gehorsams gegen Braha, seinen Erstgeschaffenen. Und der Ewige freute sich seiner neuen Schöpfung."

„Von dem Abfall eines Theils der Geister."

„Freude und Harmonie umgab den Thron des Ewigen seit der Schöpfung der Geisterschaaren. Dies währte eine unendliche Reihe von Jahren, und würde bis ans Ende der Zeiten

*) Aus Majer's mythologischem Lexikon. Th. 1 S. 224.

gewährt haben, hätten nicht Neid und Eifersucht sich des Moisasur und andrer Häupter der himmlischen Schaaren bemächtigt. Unter diesen war Rhâbun, der nächste an Würde nach dem Moisasur."

„Uneingedenk des heiligen Geschenks ihrer Schöpfung und der ihnen auferlegten Pflichten, verwarfen sie die Kräfte der Vollkommenheit, die der Ewige ihnen gnädig verliehen hatte. Sie äußerten ihre Kräfte der Unvollkommenheit und thaten Böses vor dem Angesicht des Ewigen. Sie versagten ihm ihren Gehorsam, entzogen sich der Unterwerfung gegen seinen Statthalter und dessen Gehülfen, Wischnu und Schiwen, und sprachen bei sich selbst: Wir wollen herrschen! Ohne Furcht vor der Allmacht und dem Zorn ihres Schöpfers verbreiteten sie ihre bösen Gedanken unter die himmlischen Schaaren, betrogen sie, und brachten einen großen Theil derselben zum Abfall von ihrer Pflicht. Und es war Trennung vor dem Thron des Ewigen. Schmerz und Bekümmerniß bemächtigten sich der treuen himmlischen Geister, und jetzt zum erstenmal war Jammer im Himmel."

„Strafe der gefallenen Geister."

„Der Ewige, dessen Allwissenheit, Vorherwissen und Einfluß sich über alle Dinge erstreckt, außer über die Handlungen der von ihm freigeschaffenen Wesen, sah bekümmert und mit Zorn den Abfall des Moisasur, Rhâbun und der andern himmlischen Anführer und Geister. Selbst im Zorn voll Erbarmen, gab er Brahma, Wischnu und Schiwen den Auftrag, ihnen die Verbrechen zu verweisen, und sie durch Ueberredung zu ihrer Pflicht zurückzubringen. Aber sie, in der Einbildung ihrer Unabhängigkeit stolz frohlockend, beharrten im Ungehorsam."

„Der Ewige gab hierauf dem Schiwen den Befehl, mit seiner Allmacht bewaffnet gegen sie auszuziehen, sie aus dem höchsten Himmel zu verjagen und in die Tiefe der Finsterniß hinabzustürzen, verdammt zu unaufhörlichem Jammer auf eine unendliche Reihe von Jahren."

„Milderung der Strafe der gefallenen Geister, und ihr Endurtheil."

„Die ungehorsamen Geister seufzten unter dem Mißfallen ihres Schöpfers in der Tiefe der Finsterniß eine Ewigkeit lang. Während dieser Zeit hörten Brahma, Wischnu und Schiwen, und die übrigen treugebliebenen Geister niemals auf, den Ewigen um Verzeihung und Wiederherstellung für sie anzuflehen. Der Ewige ließ sich endlich durch ihre Fürbitte erweichen. Obgleich er die Wirkung seiner Gnade auf das künftige Verhalten der Verbrecher nicht voraussehen konnte, so erklärte er doch in der Hoffnung, daß sie Buße thun würden, seinen Willen folgendermaßen: daß sie aus der Tiefe der Finsterniß (Onderah) befreit, und in einen solchen Zustand der Prüfung versetzt werden sollten, wo es in ihre Macht gegeben wäre, ihre Rettung und Seligkeit zu bewirken. Der Ewige machte hierauf seine gnädigen Absichten bekannt, übergab die höchste Gewalt und Regierung des Mahahsurgo dem Brahma, zog sich in sich selbst zurück, und wurde allen himmlischen Schaaren unsichtbar auf fünftausend Jahre."

„Nach Verlauf dieses Zeitraums offenbarte er sich aufs neue, indem er den Thron des Lichts wieder in Besitz nahm und in seiner Herrlichkeit erschien. Und die getreuen himmlischen Schaaren feierten seine Wiedererscheinung in Gesängen der Freude. Als alles schwieg, sprach der Ewige: Es werde das Universum (Dunneahoudah) der funfzehn Regionen (Bobuns) der Läuterung und Reinigung zur Wohnung der ungehorsamen Götter. Und es ward."

„Der Ewige sprach: Wischnu mit meiner Macht bewaffnet, steige hinab zu der neuen Schöpfung des Universums, und erlöse die ungehorsamen Geister aus der Onderah, und versetze sie auf dem niedrigsten der funfzehn Bobuns. Wischnu trat vor den Thron und sagte: Ewiger, ich habe gethan, wie du mir befohlen hast. Und alle getreuen himmlischen Schaaren standen voll Erstaunen, und schaueten die Wunder und den Glanz der neuen Schöpfung des Universums."

„Der Ewige sprach aufs neue zu Wischnu, und sagte: Ich will Körper bilden für jeden der gefallenen Geister, zum Kerker und zur Wohnung, worin sie eine Zeitlang, je nach der Größe ihres Verbrechens, natürlichen Uebeln unterworfen sein sollen. Geh und gebiete ihnen, daß sie sich dazu bereiten; und sie werden dir gehorchen. Wischnu trat abermals vor den Thron, neigte sich und sagte: Ewiger, deine Befehle sind vollzogen. Und die getreuen himmlischen Schaaren standen wieder voll Erstaunen über die Wunder, die sie hörten, und sangen das Lob und die Gnade des Ewigen."

„Als Alles schwieg, sprach der Ewige abermals zu Wischnu: Die Körper, die ich den ungehorsamen Geistern zur Wohnung bereiten will, sollen vermöge des Grundstoffs, aus dem ich sie bilden werde, der Veränderung, dem Verfall, dem Tode und der Erneuerung unterworfen sein. Durch diese sterblichen Körper sollen die gefallenen Geister nach und nach sieben und achtzig Wechsel oder Wanderungen vollbringen, und den Folgen des natürlichen und moralischen Uebels mehr oder weniger unterworfen sein, im genauesten Verhältnisse zu der Größe ihres Verbrechens, und je nachdem ihre Handlungen in diesen wechselnden Körpern den eingeschränkten Kräften, womit ich jeden begaben werde, entsprechen. Dies sei ihr Stand der Strafe und Läuterung. Haben die ungehorsamen Geister die sieben und achtzig Wanderungen vollendet und durchgangen, dann sollen sie nach meiner überschwenglichen Gnade einen neuen Körper bewohnen, und du Wischnu sollst denselben Ghoij d. i. Kuh nennen. Und wenn der sterbliche Leib der Kuh durch natürlichen Verfall zu leben aufhört, dann sollen die gefallenen Geister nach meiner noch größern Gnade den Körper des Mhurd, d. i. des Menschen, beleben. In diesem Körper will ich ihre Verstandeskräfte erweitern, gleich als da ich sie zuerst frei erschuf. Dies sei der höchste Stand ihrer Prüfung und Bewährung."

„Die Kuh soll von den gefallenen Geistern für heilig gehalten werden, denn sie soll ihnen eine neue und liebliche Nahrung geben, und ihnen einen Theil der Arbeit erleichtern, die ihnen von mir auferlegt werden wird. Und sie sollen nicht essen von der Kuh, noch von dem Fleisch irgend eines der sterblichen Körper, die ich zu ihrer Wohnung bereiten werde, er krieche auf der Erde (Murto), oder schwimme im Wasser (Jhoale), oder fliege in der Luft (Oustmân). Ihre Nahrung bestehe in der Milch der Kuh und den Früchten der Erde."

„Die sterblichen Körper, in welche ich die gefallenen Geister einschließen werde, sind das Werk meiner Hand; darum soll man sie nicht zerstören, sondern ihrem natürlichen Verfall überlassen. Wer von den gefallenen Geistern also durch vorsetzliche Gewaltthätigkeit sterbliche, von seinen gefallnen Brüdern bewohnte Körper zerstört, dessen widerspenstige Seele sollst du Schiwen in die Onderah hinabstürzen. Hier soll er einige Zeit verweilen, und dann aufs neue die neun und achtzig Wanderungen durchgehen, zu welcher Stufe er auch zu der Zeit, da er ein solches Verbrechen begeht, gelangt sein mag. Wer aber von den gefallenen Geistern es wagen wird, sich selbst durch Gewaltthätigkeit von dem sterblichen Körper zu befreien, in welchen ich ihn eingeschlossen habe, den sollst du Schiwen auf ewig in die Tiefe der Finsterniß hinabstürzen. Die Wohlthat der funfzehn Regionen der Läuterung, Prüfung und Reinigung soll ihm nicht wieder zu Theil werden."

„Ich will die sterblichen Körper, die ich den gefallnen Geistern zur Strafe bestimmt habe, durch Geschlechter und Arten unterscheiden, und will diesen Körpern verschiedene Gestalten, Eigenschaften und Fähigkeiten geben. Und sie sollen sich vermischen und fortpflanzen in ihrer Art nach einem natürlichen Triebe, den ich ihnen einpflanzen werde; und aus dieser natürlichen Vermischung soll eine Reihe von Körpern entstehen, jeder in seiner Gattung und Art, damit die Stufenfolge der Wanderungen gefallner Geister nie still stehe. Wenn aber einer derselben sich mit einem Körper außer seiner Art vermischt, so sollst du Schiwen den verbrecherischen Geist auf eine Zeitlang in die Tiefe der Finsterniß hinabstürzen, und er soll verurtheilt sein, die neun und achtzig Wanderungen aufs neue durchzugehen, zu welcher Stufe er auch gelangt sein mag, als er das Verbrechen beging. Und wenn einer der gefallnen Geister es wagt, dem natürlichen von mir ihren Wohnkörpern eingepflanzten Triebe zuwider, sich auf eine so unnatürliche Weise zu vermischen, daß die Fortpflanzung seiner Gattung und Art dadurch vereitelt wird: so sollst du Schiwen ihn auf ewig in die Tiefe der Finsterniß hinabstürzen, und die Wohlthat der funfzehn Regionen der Läuterung, Prüfung und Reinigung soll ihm nie wieder zu Theil werden."

„Doch soll es in der Gewalt der gefallenen und unglücklichen Geister stehen, ihre Schmerzen und Strafen zu mildern und zu versüßen durch das liebliche Verkehr geselliger Verbindungen. Und wenn sie sich untereinander Liebe und Zärtlichkeit und gegenseitige Dienste beweisen, und einander beistehen und aufmuntern in der Reue über das Verbrechen ihres Ungehorsams: so will ich ihre guten Vorsätze stärken und sie sollen Gnade finden vor mir. Verfolgen sie aber einander, so will ich die Verfolgten trösten, und die Verfolger sollen nie in die neunte Region, ja die erste Region der Reinigung, gelangen."

„Wenn die Geister in ihrer neun und achtzigsten Wanderung in dem Körper des Menschen sich meine Gnade durch Reue und gute Werke zu Nutze machen: so sollst du Wischnu sie in deinen Busen nehmen, und sie tragen in die zweite Region der Strafe und Läuterung, und so sollst du thun, bis sie stufenweise die acht Regionen der Strafe, Läuterung und Prüfung

durchgegangen sind. Dann soll ihre Strafe aufhören und du sollst sie in die neunte, ja in die erste Region der Reinigung hinüberbringen."

„Wenn aber die widerspenstigen Geister in der neun und achtzigsten Wanderung in dem Körper des Menschen, vermöge der Kräfte, mit welchen ich sie begaben werde, meine Gnade nicht benutzen: so sollst du Schiwen sie auf eine Zeitlang in die Onderah hinabstürzen, und du Wischnu sollst sie von da, nach einer Zeit, die ich bestimmen werde, wieder in die niedrigste Region der Strafe und Läuterung zu einer zweiten Prüfung versetzen. Auf solche Weise sollen sie leiden, bis sie durch ihre Reue und Beharrlichkeit in guten Werken, während ihrer neun und achtzigsten Wanderung in dem Körper des Menschen, in die neunte Region, ja die erste der sieben Regionen der Reinigung gelangen. Denn es ist mein fester Schluß, daß die widerspenstigen Geister nicht in den höchsten Himmel zurückkehren, noch mein Angesicht schauen sollen, bis sie die acht Regionen der Strafe und die sieben Regionen der Reinigung durchgegangen sind."

„Die treugebliebenen himmlischen Schaaren, als sie hörten Alles, was der Ewige gesprochen und beschlossen hatte über die widerspenstigen Geister, sangen sie sein Lob, seine Macht und Gerechtigkeit."

„Als Alles still war, sprach der Ewige zu den himmlischen Schaaren: Ich will zu meiner Gnade gegen die widerspenstigen Geister einen gewissen Zeitraum festsetzen, den ich in vier Weltperioden (Jogues, Joga) eintheilen werde. In der ersten der vier Joga soll die Zeit ihrer Prüfung in der neun und achtzigsten Wanderung in dem Körper des Menschen sich auf hunderttausend Jahre erstrecken; in der zweiten der vier Joga werde ich die Zeit ihrer Prüfung im Menschen auf zehntausend Jahre verkürzen; in der dritten auf tausend Jahre, und in der vierten auf hundert. Und die himmlischen Schaaren priesen mit jauchzendem Frolocken das Erbarmen und die duldende Langmuth des Ewigen."

„Als Alles still war, sprach der Ewige: Fände sich an dem Tage, wenn der Zeitraum, den ich der Dauer des Universums bestimmt habe, und der Zeitraum, den mein Erbarmen zur Prüfung der gefallenen Geister bewilligt hat, durch den Umlauf der vier Joga vollendet sein wird, einer von ihnen, der beharrend in seinem Verbrechen, die achte Region der Strafe und Prüfung nicht durchgegangen, und nicht in die neunte, ja die erste Region der Reinigung gelangt wäre: so sollst du Schiwen, mit meiner Macht bewaffnet, ihn hinabstürzen in die Onderah auf ewig. Und dann sollst du vertilgen die acht Regionen der Strafe, Läuterung und Prüfung, und sie sollen nicht mehr sein. Du aber, Wischnu, sollst noch auf eine Zeitlang die sieben Regionen der Reinigung erhalten, bis die Geister, die sich meine Gnade und mein Erbarmen zu Nutze gemacht haben, durch dich von ihrer Sünde gereinigt werden. Und an dem Tage, da dieses vollbracht sein wird, und sie in ihren verlorenen Zustand wieder hergestellt und in meine Gegenwart zugelassen sein werden, sollst du, Schiwen, vertilgen die sieben Regionen der Reinigung, und sie sollen nicht mehr sein."

„Und die treuen himmlischen Schaaren zitterten vor der Macht und den Worten des Ewigen."

„Der Ewige redete ferner und sprach: Ich entziehe nicht mein Erbarmen dem Moisasur, Rhâbun und den andern Häuptern der widerspenstigen Geister; aber weil sie dürsteten nach Macht, so will ich ihre Kräfte des Bösen erweitern. Es soll ihnen frei stehen, die acht Regionen der Läuterung und Prüfung zu durchwandern, und die gefallenen Geister sollen denselben Versuchungen ausgesetzt sein, welche sie zuerst zur Empörung reizten. Aber der Gebrauch jener erweiterten Kräfte, die ich den widerspenstigen Führern geben werde, sei für sie die Quelle desto größerer Verschuldung und Strafe; und der Widerstand der verführten Geister gegen ihre Versuchungen sei für mich die große Probe der Aufrichtigkeit ihrer Bekümmerniß und Reue.

„Der Ewige schwieg. Und die treuen Schaaren sangen Lieder des Preises und der Anbetung, vermischt mit Schmerz und Klage über das Schicksal ihrer gefallnen Brüder. Sie hielten Rath unter sich, und mit einer Stimme, durch den Mund des Wischnu, fleheten sie zu dem Ewigen, daß es ihnen vergönnt sein möchte, gelegentlich herabzusteigen in die acht Regionen der Strafe und Läuterung, dort die Gestalt des Menschen anzunehmen, und durch ihre Gegenwart, ihren Rath und ihr Beispiel die unglückseligen verderbten Geister gegen die fernern Versuchungen des Moisasur und der widerspenstigen Führer zu schützen. Der Ewige gewährte ihre Bitte, und die treuen himmlischen Schaaren sangen mit lautem Frolocken Lieder der Freude und des Danks."

„Als Alles still war, redete der Ewige aufs neue und sprach: Du Brahma, bekleidet mit dem Glanze meiner Herrlichkeit, und bewaffnet mit meiner Macht, steige hinab in die tiefste Region der Strafe und Läuterung, und verkündige den ungehorsamen Geistern die Worte, die ich gesagt, und das Urtheil, das ich über sie gesprochen, und siehe sie einziehen in die Körper, die ich ihnen bereitet habe. Und Brahma trat vor den Thron und sprach: Ewiger, ich that, wie du befohlen hast; die gefallenen Geister frohlocken über dein Erbarmen, bekennen die Gerechtigkeit deiner Rathschlüsse, bezeugen ihre Bekümmerniß und Reue und sind eingezogen in die sterblichen Körper, die du ihnen bereitet hast."

Ein heiliger Schauer ergreift die Seele bei dieser aus alten Zeiten zu uns gekommenen Darstellung des unendlichen, ewigen, von sich selbst kommenden, unergründlichen Urwesens und Urhebers aller Dinge, in seinem Dasein, Ordnen und Wirken. In kindlichen Zeiten hat die bescheidene Weisheit des Morgenlandes die alten Erinnerungen des Menschengeistes an ein ewiges Dasein in diesen erhabenen Dichtungen auszusprechen versucht. Diese Ideen von dem höchsten Wesen waren keines Bildes fähig. Man hatte keine Abbildungen von dem Ewigen, keine Tempel waren ihm insbesondere gewidmet, denn er wurde ja in allen Namen der Tausende seiner Hervorbringungen mit genannt, mit vorgestellt und zugleich mit verehrt und angebetet. Aber die Schwachheit der großen Haufens der Menschen verlangte eine ihrer Fassungskraft angemessene und der Sichtbarkeit fähige Vorstellung von dem unsichtbaren Urheber des Weltalls. Man zergliederte diese metaphysischen und speculativen Ideen der sinnlichen Beobachtung und Erforschung einer überall sichtbaren dreifachen Kraftäußerung des höchsten Wesens gemäß. Durch Personification dieser Dreiheit vereinigter Mächte erhielt man drei erstererzeugte Götter, deren Charakter nach seinen Eigenschaften und Wirkungen zusammengenommen, den unendlichen Gott als erkennbar, im Zustand seiner Offenbarung und Wirksamkeit außer sich, vorstellen sollte. Diese Offenbarung und Wirksamkeit zeigt sich in einer schaffenden, erhaltenden und zerstörenden Kraft, wie es das Weltall in allen seinen Theilen vom weiten Raume des Himmels mit seinen leuchtenden Körpern bis zum kleinsten Moos am nackten Felsen unserer Erde lehrt und bestätigt. Man verehrte sie in jenen ersterschaffenen Göttern, in Brahma, dem Schöpfer, in Wischnu, dem durchdringenden Erhalter, und in Schiwen, dem Zerstörer. Möglich ist es auch, daß die Idee des höchsten Gottes erst in der Folge von jenen drei großen Kräften der Natur, nachdem man sie schon lange verehrt hatte, abgezogen worden ist, und daß man sie vorher in der göttlichen Dreiheit, oder dann in den abgesonderten drei Gestalten derselben besonders verehrte. Dieses geschieht noch jetzt in und durch die Verehrung, welche die verschiedenen Secten der Anbeter des Wischnu und Schiwen jedem dieser Götter ausschließend als dem einzigen höchsten Wesen erzeigen. Die Verehrung des Brahma wurde bald verdrängt, vielleicht weil die schaffende Kraft in der bloßen äußeren Anschauung der Natur weniger sichtbar wird, als Erhaltung und Zerstörung. Die Anhänger des Wischnu dagegen, wie die des Schiwen, verehren in jedem derselben den höchsten Gott und den Umfang der drei großen Kräfte der Natur, da sie bemerkten, daß die Fortpflanzung aller Naturwesen durch eine Vereinigung aller drei Kräfte entsteht, indem sie eben dadurch, daß sie einander in ihrer Wirksamkeit begegnen und sich einander aufzuheben scheinen, die Erhaltung und Verjüngung der Natur befördern. Oft wird die Erhaltung durch die Zerstörung bewirkt und neues Leben geht aus ihr hervor. Jede Secte legt dem Gott, den sie als den Ersten verehrt, die höchsten Eigenschaften der Natur bei und raubt sie den andern. Man kehre sich also nicht daran, wenn in den folgenden Fragmenten aus den heiligen Schriften der Indier, über das Wesen der Gottheit und den Ursprung der Welt, bald Brahma, bald Wischnu oder Schiwen als der höchste ewige Gott genannt oder redend eingeführt wird. Ueberall, unter allen Gestalten, Zeichen und Worten ist die Rede von dem ewigen, unendlichen, durch sich selbst bestehenden Wesen, und der Menschen arme Sprache hat vielleicht nirgends von dem Höchsten, was ihre Erdenträume ahnen, in schönerer Wahrheit und Herrlichkeit gesprochen, als in jenen reizenden Gegenden, die aller Wahrscheinlichkeit nach die Wiege des Menschengeschlechts und die erste Werkstatt Gottes auf unsern Erdball waren

---

„Das einzige höchste Wesen zeigt sich durch Schöpfung, Erhaltung und Zerstörung, unter dreierlei Formen; allein es ist nur Eines. Sich zu einer dieser Formen wenden, ist so viel, als sich zu allen wenden, das ist zum einzigen höchsten Gott. Die Menschen sollen wissen, daß es unter den Göttern, Wischnu, Brahma und Schiwen, keine wirkliche Verschiedenheit gibt. Was ihnen so scheinet, ist nur Täuschung. Wer dieses weiß, und seine Pflichten gegen sie erfüllt, dessen Gebete werden erhöret werden."

Zwischen Brahma, Wischnu und Schiwen ist kein Unterschied. Wischnu ist Schöpfer unter dem Namen Brahma, Erhalter und Retter unter dem Namen Wischnu, und Zerstörer unter dem Namen Schiwen. Man sage nicht, Wischnu sei von den drei Gottheiten oder Attributen, welche man die dreifache Macht nennet, nur eine. Er ist die Grundquelle von Allem. Er ist es, der das Ganze durch seine schöpferische Kraft hervorgebracht hat, der es durch seine Erhaltungskraft erhält, der es endlich durch seine zerstörende Kraft zerstört. Er schafft als Brahma, und zerstört als Schiwen. Die schaffende Kraft ist vortrefflicher als die zerstörende, die erhaltende vortrefflicher als die schaffende. So wird mit dem Namen des Wischnu der Begriff des Vortrefflichsten verbunden."

„Wischnu ist zuweilen in sich selbst zurückgezogen und ohne Aeußerung; zuweilen aber wird er sich in seiner ganzen Größe offenbaren und eine Welt schaffen. Allenthalben ist er, dem Feuer gleich, das sich in Holz, in Steinen, im Wasser und in der Luft findet. Ungeachtet der sichtbaren körperlichen Gestalt aber, die er sehr oft angenommen hat, ist er doch selbst über den Wirkungskreis der Sinne erhaben. Ertheilet er Körpern übernatürliche Vorzüge, bringt er Götter, Menschen und Thiere hervor, so geschieht es einzig nur darum, seine Güte fühlbar zu machen. — So oft die Erde von ungerechten Tyrannen befleckt ist, erscheint dieser Gott jedesmal unter einer vorzüglichen Verwandlung, sie von diesen Ungeheuern zu befreien. Man hüte sich aber vor der Einbildung, daß er des Vergnügens und Schmerzes wirklich empfänglich sei, deren Wirkungen er zu empfinden scheinet; denn dieser Schein ist bloße Täuschung. Seiner Natur nach von aller menschlichen Veränderlichkeit frei, kennet er nur sich selbst, und jedem andern Wesen ist er ein unbegreifliches Geheimniß."

„Dieses unendliche Wesen kann nicht vom All getrennt werden, sondern es ist wesentlich eins mit ihm. Wischnu ist in Allem und Alles ist in Wischnu. Obschon er aber unendlich vielerlei Gestalten annimmt, und auf unendliche Weise wirket, so hat doch diese körperliche Täuschung keinen Einfluß auf ihn, gleich dem Träumenden, der sich zwar verschiedene Verrichtungen vorstellt, die jedoch nichts Wirkliches sind. Wischnu ist die Quelle der fünf Elemente, der Handlungen und Bewegungen, die Leben und Zeit veranlassen. Er selbst ist die allgemeine Quelle, wie der allgemeine Zweck: er ist Alles. Die Götter sind aus seiner Gesichtsbildung entstanden. Wahrheit, Weisheit und alle Tugenden liegen in ihm. Er befahl dem Brahma, diese Welt zu schaffen, ohne alle andere Absicht, als sein Wohlgefallen. — Die Handlungen der Seelen, die in grobe Körper verschlossen, den Gesetzen der äußern und innern Sinne unterworfen und durch täuschenden Schein gleichsam bezaubert sind, siehet er als ein bloßer Zuschauer. Die Substanz der Seele und die Kenntniß, die sie hat, sind nichts anders, als Wischnu selbst. Am Ende ihrer Laufbahn kehret sie in ihn zurück."

„Wischnu, dieses oberste Wesen, ist der Urheber und Schöpfer der Welt. Die Weisen betrachten ihn in den vierzehn Welten, und zwar die sieben obern als eine Darstellung seiner Person, vom Gürtel bis zum Kopf, und die sieben untern als eine solche, vom Gürtel bis zu den Füßen. Einige betrachten die Erde als seinen Fußschemel, und die sieben Principien als das Schlagen seiner sieben Pulse. Man muß daher vollkommen überzeugt sein, daß die Welt nichts anders ist, als die Form des Wischnu. Was ist, gewesen ist, und sein wird, ist in ihm. Die Erde wird durch die Sonne erleuchtet und er macht Alles sichtbar."

„Vor dieser Schöpfung hat Wischnu allein sein Licht um sich her verbreitet. Weisheit, Freude, Wahrheit sind seine Glieder, seine Substanz. Er hat weder die Eigenschaft einer großen Masse, noch die eines kleinen Atoms; doch nimmt er zuweilen ihre Gestalt an. Es ist kein anderer Gott als er. Niemand kann von sich selbst den täuschenden Schein durchdringen, oder sich ihm entziehen, welchen er in der Welt verbreitet. Was ist, wird menschlichen Augen als nicht existirend vorkommen, und was nicht ist, als ob es vorhanden wäre. Sie werden einen Strick für eine Schlange, und eine Schlange für einen Strick halten. Durch seine Unermeßlichkeit erfüllet er das All. Er ist der Ursprung aller Dinge und hat selbst keinen Ursprung gehabt."

„Das Vermögen, welches wahrnimmt (Truscheten), das Werkzeug zum Wahrnehmen (Truku) und der wahrgenommene Gegenstand (Truschiam), diese drei Ausdrücke, die von einander verschieden sind, machen in Gott nur eines aus. Er ist selbst Truscheten, Truku und Truschiam. Gott, endlich kleiner als ein Atom, ist auch unendlich größer als die ganze Welt. In Beziehung auf diese Größen heißt er Teratpuruschen und Weswaraiben, der alle Dinge in sich enthält. Dieser, der Unendliche, der sich offenbart hat, schwamm auf dem Wasser, woher ihm der Name Narajana gekommen ist. Durch ein Spiel seiner Vorsehung sind die drei Kräfte, Principien oder Qualitäten entstanden, Tama, Finsterniß, Rascha, Leidenschaft, Satera, Wahrheit, und durch sie verschiedene für die Götter, Menschen, Riesen und Thiere schickliche Körper. Der Raum wurde durch seine Gedanken erschaffen; dieser Raum brachte die Luft hervor, diese das Feuer, dieses das Wasser, dieses die Erde. Aus der Vereinigung dieser Elemente sind alle sichtbare und unsichtbare Wesen entstanden. Dieses ist das Geheimniß der Schöpfung überhaupt."

„Ohne Attribut, ohne Wirkungsacte, ohne Qualität, ohne Ort und Zeit unterworfen zu sein, ist Gott allein unveränderlich. Es gab keine andern Wesen, da betrachtete er sich selbst durch seine anschauende Kenntniß. In dieser Anschauung erzeugte sich das Wollen zu schaffen. Der Act desselben ist das Verhängniß. Dieses brachte die zeugende Kraft und die zeugende Kraft den Act der Zeugung hervor. Darauf erschienen die drei Qualitäten, Principien oder Kräfte. Satera erzeugte die Freiheit oder den freien Willen, welcher die Veränderung veranlasset, die wir in der Welt sehen. Rascha hat die Sinne hervorgebracht, und Tama die Gegenstände der Sinne, nämlich den Ton, die Berührung, den sichtlichen Eindruck, den Geschmack, den Geruch. Der Ton brachte den Raum hervor und wurde eine Eigenschaft desselben, der Raum, die Luft oder den Wind und die Berührung, die Luft das Feuer und den sichtlichen Eindruck, das Feuer das Wasser und den Geschmack, das Wasser die Erde und den Geruch. Nachdem alles erschaffen war, blieben die erzeugende Kraft und die andern Wesen unthätig, indem sie unfähig waren, sich selbst zu bewegen. Die zeugende Kraft verlangte, daß alles belebt werde. Darum vereinigte Gott den Act seines Willens und den Act seiner Macht, und sie waren einig und harmonirten. Zugleich brachte er in sich selbst zwei andere Acte hervor, die Theilbarkeit und die Einfachheit oder Einheit. So ist das All von ihm und in ihm."

„Dieses einzige und einfache Wesen hat keine reelle Verbindung mit der Materie. Die vom Wasser zurückgeworfenen Strahlen des Mondes scheinen zugleich mit dem bewegten Wasser in Bewegung zu sein, ohne daß diese Bewegung in Beziehung auf den Mond einige Realität hat. Dies ist ein Bild der Vereinigung dieses Wesens mit allem, was man Materie, Attribut, Handlung oder Leiden nennt. Sie hat auch mit den Träumen einige Aehnlichkeit, die machen, daß man täuschende Gegenstände gleichsam sieht und fühlt. Gott, wenn man vom Verhängniß abstrahirt, ist in sich selbst verschlungen und heißt Norgunen, oder weder Attribut noch Accidens. Betrachtet man ihn als anschauenden Zeugen des Verhängnisses, so heißt er Sorgunen, und, genau zu reden, ist dieses kein wesentliches Attribut Gottes. Er wirket nicht reel in sich selbst, es ist bloß ein Schein, den man Wilassarlam nennet; gleich der Sonne, die einzig, sich doch ganz in vielen Gefäßen mit Wasser zeigt, offenbaret sich Gott in verschiedenen Wesen. Aus dem Verhängniß sind die Leidenschaften und thätigen Kräfte entstanden. So viel, mehr nicht, kann man von diesen erhabenen Geheimnissen sagen."

Was frei von aller Lust und Begierde der Sinne ist, das ist der Mächtige. Er ists allein, denn es ist kein Größerer als er. Brehm ist verschlungen in Selbstbetrachtung. In jedem Theil des Raums ist er gegenwärtig. Seine Allwissenheit ist von eigner Eingebung, und sein Begriff umfaßt jeden andern. Unter allen viel begreifenden Fähigkeiten ist die Allwissenheit die größte. Da sie von eigener Eingebung ist, so ist sie keinem Zufalle der Sterblichkeit, der Leidenschaften und des Lasters unterworfen. Für sie gibt es keine dreifache Zeit, auch keine dreifache Art des Seins. Sie ist von der Welt ganz getrennt, von allem unabhängig. Diese Allwissenheit wird Brehm genannt, und dieser allwissende Geist belebt alle Handlungen Gottes; durch ihn bekommen die vier und zwanzig Kräfte der Natur ihr Leben. Wie das Auge durch die Sonne, der Topf durchs Feuer, das Eisen durch den Magnet, das Feuer durchs Verbrennliche, der Schatten durch den Menschen, der Staub durch den Wind, der Bogen durch die Schnur, der kühle Schatten vom Baume belebt und hervorgebracht wird: so wird auch durch diesen Geist die Welt mit den Kräften des Verstandes, des Willens und der Handlung begabt.

„Mein Urwesen besteht (Krischna spricht, eine Verkörperung des Wischnu) aus acht Theilen, Erde, Wasser, Feuer, Luft und Aether, nebst Gemüth, Verstand und der Kenntniß seiner selbst. Ueberdieß habe ich ein anderes, von diesem unterschiedenes und weit höheres Wesen, dessen Natur das Leben ist, und durch welches die Welt erhalten wird. Diese beiden Wesen (die Materie und der Geist) sind die Erzeugungsquellen der ganzen Natur. Ich bin der Urheber der Schöpfung und der

Zerstörung des Weltalls. Es gibt nichts Größeres als mich, und alle Wesen sind von mir abhängig, wie Perlen von der Schnur, die sie zusammenhält. Ich bin die Feuchtigkeit im Wasser; das Licht in der Sonne und im Monde; die Anrufung in den Vedas; der Schall in der Luft; die menschliche Natur im Menschen; der süße Duft in der Erde; die Herrlichkeit in der Quelle des Lichts. Ich bin das Leben in allen Wesen, der Eifer in dem Eifrigen, der ewige Saame in der ganzen Natur. Ich bin der Verstand des Weisen, der Ruhm des Stolzen, die Kraft des Gewaltigen, frei von Begierde und Zorn. In den Thieren bin ich die durch moralische Schicklichkeit geordnete Begierde."

„Das Weltall wird, nachdem es existirt hat, vernichtet, und bei Annäherung des Tags durch die göttliche Nothwendigkeit von neuem erzeugt. Das, was bei der Auflösung aller Dinge nicht vernichtet wird, ist erhaben und von anderer Natur als die sichtbaren Dinge; denn es ist unsichtbar und ewig."

„Diese Welt ist gebildet worden durch mich in meiner unsichtbaren Form. Alle Wesen ruhen in mir, wie die alles durchdringende Luft stets in dem aetherischen Raum ruht. Am Ende des großen Zeitalters kehren alle Wesen in meine ursprüngliche Quelle zurück, und bei dem Anfange eines andern schaffe ich sie von neuem. Ich pflanze mich selbst auf meine eigne Natur, und bringe verschiedenemal diese Sammlung von Wesen hervor, das Ganze, durch die Gewalt der Natur, ohne Gewalt. Aber diese Werke beschränken mich nicht, weil ich gleich bin einem Menschen, der weit entfernt steht und keinen Theil daran nimmt. Die Natur bringt unter meiner Aufsicht die beweglichen und unbeweglichen Wesen hervor. Aus dieser Quelle kömmt die Veränderung des Weltalls. Ich bin die Gattin; bin der Vater und die Mutter dieser Welt, der Aeltervater und der Erhalter; ich bin der einzige Heilige, würdig gekannt zu werden. Ich bin der Tröster, Schöpfer, Zeuge, Unbewegliche, der Zufluchtsort und der Freund. Ich bin die Erzeugung und die Auflösung, der Ort, wo alle Dinge ruhen, der unerschöpfliche Saame der ganzen Natur. Ich bin die Klarheit der Sonne, und bin der Regen. Ich ziehe die Wesen aus dem Nichts, und bringe sie wieder dahin. Ich bin der Tod und die Unsterblichkeit, das Sein und Nichtsein."

„Ich bin die Seele, die in dem Körper jedes Wesens wohnt. Ich bin der Anfang, die Mitte und das Ende aller Dinge. Ich bin der Saame aller Dinge der ganzen Natur, und es gibt ohne mich kein belebtes und lebloses Wesen. Meine göttlichen Verschiedenheiten sind unendlich."

Geschichte der Schöpfung nach dem Bagavadam.

In der Fülle der Zeit war das Weltall noch im Schooße des Wischnu. In betrachtenden Schlummer versenkt, auf der Schlange Adiseschen ruhend, schwebte dieser Gott auf dem Milchmeer. Seine Begleiter waren Macht und Weisheit; denn das Verhängniß und die übrigen Dinge waren noch nicht vorhanden, sondern in seinem Schooße verschlossen. Tausend göttliche Jahre brachte er in diesem Schlummer zu. Nach Verlauf derselben faßte er den Entschluß, die Welt hervorzubringen.

Indem Wischnu sich selbst durch seine anschauende Kenntniß betrachtete, erzeugte er in dieser Anschauung das Wollen zu schaffen, und der Act dieses Wollens war das Verhängniß. Das Verhängniß, nachdem es aus ihm hervorgegangen war, wurde die einzige Ursache aller Erschaffungen, Erhaltungen und Zerstörungen; denn es ließ durch die Qualität, Sinnlichkeit hervorzubringen (Rascha), einen Stengel der Tamara- oder Lotos-Pflanze aus dem Nabel des Wischnu wachsen. Auf diesem Stengel erschien eine Blumenknospe, welche sich durch die Strahlen der höchsten Sonne, die Wischnu selbst ist, aufschloß. In dieser Blume wurde Brahma erschaffen mit vier Gesichtern, welche ein Bild der vier Vedas sind.

Voll Begierde, das Geheimniß seines Ursprungs zu erforschen, wandelte Brahma lange in dem hohlen Stengel herum, welcher die Blume trug. Endlich müde, eine vergebliche Untersuchung fortzusetzen, setzte er sich wieder auf ihr nieder. Er rief den Namen seines Schöpfers an, und hörte eine Stimme, die sagte: Daba, Daba. Obgleich er Niemand sahe, noch die Worte verstand, begriff er doch, daß ihm eine Büßung befohlen werde. Und er verrichtete sie tausend göttliche Jahre lang. Am Ende derselbe fühlte er sich vom himmlischen Lichte erfüllt. Er betete seinen Gott an, dessen Gegenwart er in seinem Herzen bemerkte, und lobte ihn durch Gebete und Gesänge, die in dem Veda enthalten sind. Da kam er zum Besitz aller der Kenntnisse, die zu dem großen, ihm anvertrauten Werk der Schöpfung nöthig waren. Nur die Eitelkeit konnte ihn der Unwahrheit und Ausschweifung fähig machen und also sein Werk verderben. Wischnu, um ihn gnädig vor diesem Unglück zu bewahren, erschien ihm und sagte: „O Brahma, geliebter Sohn, ich schenke dir meine Gnade, und gebe dir Macht, die Welt zu erschaffen. Diese Welt und alle Leben liegen noch in meinem Schooße verborgen; aber ich befehle dir, sie zu unserem Vergnügen hervorzuziehen und zu entwickeln; denn ich bin das Leben, und alle Leben sind in mir."

Brahma, durch diese außerordentliche Gnade aufgemuntert, fing seine Büßung von neuem an, um sich zu dem wichtigen Werke, das er ausführen sollte, vorzubereiten. Hundert göttliche Jahre unter Beschauung und Gebet verbracht, vermehrten seine Weisheit und seine Kraft. Er trank die Wasser des Meeres, in welchen die Welt versammelt lag, und sah sie wie aus dem Wasser hervorsteigen. Er setzte den Abgrund und die Principien der Dinge, und brachte Berge, Bäume und Pflanzen, Götter, Menschen, Riesen und Thiere hervor.

Indem er aber mit der Schöpfung beschäftigt war, empfand er einige Bewegungen einer unordentlichen Leidenschaft, und so schuf er einige Wesen, die zur Sünde geneigt waren. Aber sogleich von Reue ergriffen, nahm er seine Zuflucht wieder zu Gott, und hierauf ließ er vier tugendhafte Wesen hervorgehen, Sonagen, Sonaden, Sanartschussadanen und Sanarkumaren, und befahl ihnen, das menschliche Geschlecht hervorzubringen. Allein von ihrer Geburt an einem beschaulichen Leben ergeben, unterließen sie es, diesen Auftrag zu erfüllen.

Brahma, darüber erzürnt, brachte aus seiner Stirne den Rutren hervor, und befahl ihm, in der Sonne, dem Mond, dem Winde, dem Feuer, dem Raum, der Erde, dem Wasser, dem Leben, der Buße, dem Herzen und den Sinnen zu wohnen. Sogleich erschien Rutren, wie ihm geboten war, unter den eilf Gestalten, welche mit dem Namen der eilf Rutren belegt werden. Diese durch einen Willensact des Rutren hervorgebrachten Geschöpfe brachten von selbst eine unzählige Menge andrer auf gleiche Weise hervor. Diese wurden bald lasterhaft und führten ein verkehrtes Leben, bis sie, von Brahma erinnert, Buße thaten.

Nun entschloß sich Brahma, Menschen zu schaffen, welche sanft, liebenswürdig, weise und mit allen Tugenden erfüllt wären. Er zog also aus den verschiedenen Theilen seines Körpers neun Personen hervor, den Maritschi, Dakschen oder Prachetas, Pulagen, Pulastia, Bhrigu, Cratu, Akni oder Angiras, Vasischta und den Atri oder Atterien. Sie sind unter dem Namen der neun Brahmen bekannt. Auf gleiche Weise brachte er die Tugend, das Laster, die Liebe, den Zorn, den Geiz, Saraswati, die Göttin der Wissenschaften, die Götter Nirudi und Samutraien und den Altvater Kartamen hervor. Die Tugend kam aus der rechten Seite seiner Brust, die Liebe aus dem Herzen, der Zorn aus den Augenbraunen, der Geiz aus den Lippen, Saraswati aus seinem Angesicht und Kartamen aus den Bewegungen desselben.

Brahma verliebte sich in die Saraswati und wohnte ihr bei. Die neun Brahmen verachteten ihn deswegen, und er, durch ihre Vorwürfe gekränkt und von seinem Gewissen gepeinigt, verließ den Körper, welcher ihn zu dieser Handlung verleitet hatte. Dieser verlassene Körper veranlaßte Finsterniß und Nebel. Gleich darauf nahm er einen neuen Leib an, mit vier Gesichtern, welche die vier Vedas erzeugt haben. Er verließ aber auch diesen wieder, und nahm abermals einen andern an. Um durch eine Vereinigung beider Geschlechter die Fortpflanzung des Menschengeschlechts zu befördern, schuf er einen Mann und ein Weib, den Suyambu oder Svayambhu und die Sadarubai. Diese zeugten Söhne und Töchter mit einander, und von ihnen, und zwar durch drei Paare, wurde die Erde mit Menschen bevölkert.

Brahma nahm hernach noch mehrere und immer vollkommnere Körper an, ja endlich einen so leichten und feinen, daß er unsichtbar war. In jedem derselben brachte er eine neue Schöpfung hervor. Einer der von ihm verlassenen Leiber gab einem Mädchen von blendender Schönheit das Dasein. Sie hieß Sandiadewi, und die Riesen bemächtigten sich ihrer. Er selbst zeugte in diesen verschiedenen Schöpfungen zuerst eine unendliche Menge von Göttern; dann die Gandharwas, Genien beiderlei Geschlechts; dann die Genien Bitru, welche unsichtbare Körper hatten und sich von dem Dampf der Opfer nähren sollten. Mit einem andern Leib schuf er die Genien Weliadarer, und abermals mit einem andern die Kinnarer und Kimburuder.

Als er sahe, daß diese Geschöpfe nicht allen seinen Absichten entsprachen, wurde er unzufrieden, und indem diese Regung des Zornes einige seiner Haare zittern machte, wurde dadurch die Bewegung der Zeiten und Jahrhunderte hervorgebracht. Diese letzte Schöpfung erfüllte ihn mit Freude, und diese Freude brachte in seinem Herzen die Bramareschien hervor.

Auf solche Weise ist dieser Gott in verschiedenen Körpern und unter verschiedenen Gestalten erschienen, um die verschiedenen Arten von Wesen zu erschaffen, deren jedem er einen Körper gab, welcher an Gestalt und Qualität demjenigen ähnlich war, dessen er sich zu seiner Erzeugung bedient hatte.

Geschichte der Schöpfung nach dem Gesetzbuch des Menu.

Das Universum befand sich ursprünglich bloß in der ersten göttlichen Vorstellung, noch unausgebrütet und gleichsam in Dunkel gehüllt, der Vernunft eben so wenig bemerkbar als erklärbar, durch Offenbarung noch nicht entdeckt, so als wäre es gänzlich in Schlummer versenkt. Dann erschien die einige, durch sich selbst bestehende Macht in unverringerter Majestät, ließ, obwohl selbst unbemerkt, diese Welt mit fünf Elementen und anderen Principien der Natur bemerkbar werden, und dehnte ihre Vorstellung aus, indem sie das Dunkel verscheuchte. Da ging er, der von Ewigkeit und selbst die Seele aller Wesen ist, den sich der Geist bloß denken kann, dessen Wesen, da er keine sichtbaren Theile hat, für die Werkzeuge der äußern Sinne nicht da und für kein anderes Wesen begreiflich ist, glänzend hervor in eigener Person.

Als er beschlossen hatte, verschiedene Wesen aus seiner eigenen göttlichen Substanz hervorzubringen, schuf er zuerst mit einem Gedanken die Wasser und legte einen Keim der Fruchtbarkeit in sie. Dieser fruchtbare Saame wurde ein Ei, glänzend wie Gold und in tausend Strahlen flammend, wie das Licht der Sonne; und in diesem Ei wurde er, der von Ewigkeit ist, selbst geboren in der Gestalt des Brahma, des großen Urvaters aller Geister. Die Wasser heißen Nara, weil sie von Nara, dem Geiste Gottes, hervorgebracht wurden, und da sie seine erste Ayana oder Bewegungsart waren, so heißt er davon Narayana, d. i. der sich auf dem Wasser bewegt.

Aus keinem Gegenstande der Sinne, sondern aus der ersten Ursache, die überall dem Wesen nach gegenwärtig, für unsere Vernehmung aber abwesend ist, wurde der in allen Welten unter dem Namen Brahma berühmte göttliche Mann geboren. In diesem Ei saß die große Macht unthätig ein ganzes Götterjahr, nach dessen Verlauf aber ließ er bloß durch die Kraft seiner Gedanken das Ei sich auseinander thun. Aus den beiden Hälften bildete er oben den Himmel und unten die Erde, und in der Mitte den feinen Aether, die acht Gegenden des Himmels und den bleibenden Wasserbehälter.

Er schuf das große Princip der Seele oder die erste Ausdehnung der göttlichen Vorstellung, und alle Lebensgestalten, mit den drei Eigenschaften, Güte, Affect und Dunkelheit, den fünf Sinnen und den fünf Werkzeugen sinnlicher Vernehmung. Darnach brachte er das Bewußtsein, den innern Ermahner und Regierer, und alsdann die Seele oder Vernunft hervor, welche dem Wesen nach vorhanden, aber nicht sinnlich bemerkbar, sondern immateriell ist. Nachdem er die kleinsten Theilchen jener sechs unermeßlich wirksamen Principe des Bewußtseins und der fünf Sinne auf einmal mit Ausflüssen des höchsten Geistes durchdrungen hatte, bildete er alle Geschöpfe. Die kleinsten Theilchen der sichtbaren Natur hängen von diesen sechs Ausflüssen aus Gott ab, die zehn Organe vom Bewußtsein, und die fünf Elemente von eben so vielen Vernehmungen. Die großen Grundstoffe mit besondern Kräften begabt, entstehen daraus, auch die Seele mit unendlich feinen Wirkungen, die unvergängliche Ursache aller äußern Formen. Daher ist dieses Ganze aus kleinen Theilen der sieben göttlichen und wirksamen Principe, nämlich aus der großen Seele oder dem ersten Ausflusse, dem Bewußtsein und den fünf Vernehmungen zusammengesetzt; ein veränderliches Ganze aus unveränderlichen Vorstellungen. Jedes dieser Elemente nimmt die Beschaffenheit des vorhergehenden an, und man schreibt jedem derselben eben so viele Eigenschaften zu, als es gerade vorgedrungen ist.

Er gab auch zuerst allen Geschöpfen besondere Namen, wies ihnen besondere Handlungen und besondere Beschäftigungen an, so wie sie in den vorherexistirenden Vedas geoffenbart waren. Er schuf eine Menge Untergottheiten mit reinen Seelen und göttlichen Eigenschaften und viele sehr reizbare Genien. Er schrieb das Opfer vor, welches von Anfang verordnet war, und melkte gleichsam aus dem Feuer, der Luft und der Sonne die drei ursprünglichen Vedas, welche die Vorschriften zu gehöriger Verrichtung des Opfers enthalten. Er gab das Dasein der Zeit und den Abtheilungen derselben, den Fixsternen und Planeten, den Flüssen, Meeren und Bergen, den ebenen Gefilden und unebenen Thälern. Auch Andacht, Sprache, Freundlichkeit, Verlangen, Zorn entstanden; denn er wollte das Dasein aller dieser geschaffenen Dinge.

Zur Beurtheilung der Handlungen machte er einen gänzlichen Unterschied zwischen Recht und Unrecht, und gewöhnte die empfindenden Geschöpfe an Vergnügen und Schmerz, Hitze und Kälte und an andere entgegengesetzte Dinge. Mit sehr kleinen veränderlichen Theilen (Matras) der fünf Elemente wurde diese ganze sichtbare Welt in gehöriger Ordnung zusammengesetzt. So oft eine Lebensseele einen neuen Körper erhält, hält sie sich von selbst an die Beschäftigung, welche ihr der Schöpfer zuerst angewiesen hat. Wie die sechs Jahreszeiten ihre Kennzeichen zur gehörigen Stunde von selbst annehmen, so sind jedem dekörperten Geiste seine Handlungen gleichsam von Natur zugesellt.

Damit das Menschengeschlecht vermehrt werde, ließ er den Brahmim, den Eschatriya, den Vaisya und den Sutra, so genannt von Schrift, Schutz, Reichthum und Arbeit, aus seinem Munde, seinen Armen, seinen Hüften und seinem Fuße hervorgehen. Die gewaltige Macht theilte ihr eigenes Wesen und wurde halb Mann, halb Weib, oder wirkende und leidende Natur, und aus dieser weiblichen Hälfte wurde Viraj gezeugt. Der, welcher die männliche Macht Viraj nach strenger Andachtsübung aus sich selbst zeugte (also die männliche Hälfte von Brahma), war Menu (mit dem Beinamen Suayambhuva, d. i. entsprossen von dem Selbstbestehenden), der zweite Urheber dieser ganzen sichtbaren Welt. Er war es, welcher aus Verlangen, ein Menschengeschlecht hervorzubringen, sehr strenge religiöse Pflichten erfüllte, und zuerst zehn Herren der erschaffenen Wesen von vorzüglichster Heiligkeit werden ließ, nämlich Maritschi, Atni, Angiras, Pulastia, Pulaha, Cratu, Dakscha, Vasischta, Bhrigu und Narada.

Diese voller Majestät brachten sieben andere Menus hervor, und Gottheiten und Wohnungen der Gottheiten, und andere große Weise von unbegrenzter Macht; wohlwollende Genien und wüthende Riesen, blutdürstige Barbaren, himmlische Sänger, Nymphen und Dämonen, große und kleinere Schlangen, Vögel mächtigen Fittigs und besondere Gesellschaften von Pitris oder Erzeugern des Menschengeschlechts; Blitze und Donnerkeile, Wolken und farbige Bogen des Indra, fallende Meteore, die Erde zerreißende Dünste, Kometen und Lichtkörper verschiedener Grade; Sylvane mit Pferdegesichtern, Affen, Fische, zahmes Vieh, Rehe, Menschen und reißende Thiere mit zwei Reihen Zähnen, kleine und große kriechende Thiere, allerlei Insekten und unbewegliche Dinge verschiedener Art.

So wurde diese ganze Menge fester und unbeweglicher Körper von jenen großdenkenden Wesen, durch die Stärke ihrer eignen Andacht und auf Menu's Befehl mit besondern, einem jeden zugetheilten Verrichtungen geformt. Jedem dieser Geschöpfe sind bestimmte Beschäftigungen hienieden angewiesen, und sie werden in folgender Ordnung nacheinander geboren. Vieh und wilde Thiere mit zwei Reihen Zähnen, Riesen und blutdürstige Barbaren und das Menschengeschlecht werden aus einer Bärmutter ans Licht gebracht. Vögel, Schlangen, Crocodile, Schaalthiere, Fische, Schildkröten, auch andere Thierarten auf der Erde, zum Beispiel Chamäleons, werden aus Eiern und im Wasser gebrütet. Aus erhitzter Feuchtigkeit erzeugen sich Mücken, gemeine Fliegen und andere Insekten. Sie und alle andere von der nämlichen Gattung werden durch Hitze hervorgebracht. Alle Gewächse, welche durch Saamen oder Schößlinge fortgepflanzt werden, wachsen aus Stengeln. Einige Kräuter mit vielen Blumen und Früchten vergehen, wenn ihre Frucht reif ist. Andere Gewächse, genannt Herren des Waldes, haben keine Blüthen, tragen aber Früchte, und große Holzpflanzen, die entweder auch Blüthen oder bloß Frucht tragen, werden in beiden Fällen Bäume genannt. Kleine Gestrippe mit vielen Stengeln aus der Wurzel aufschießend, und Röhre mit einfachen Wurzeln, aber zusammengewachsenen Stengeln, alle von verschiedener Gattung, und Grasarten und Weinstöcke, oder an andern hinauflaufende oder kriechende Gewächse, wachsen aus einem Saamenkorne, oder aus abgeschnittenen Sprößlingen.

Alle diese Thiere und Pflanzen, umringt mit vielgestaltiger Finsterniß, haben wegen voriger Handlungen inneres Bewußtsein und fühlen Vergnügen und Schmerz. Alle Umwandlungen, deren die heiligen Bücher erwähnen, vom Zustande des Brahma an bis zu dem der Pflanzen, ereignen sich beständig und fortdauernd in dieser schrecklichen Wesenwelt, einer Welt, die sich immer dem Untergange nähert.

Nachdem nun Brahma, dessen Kräfte unbegreiflich sind, auf diese Art den Menu und dieses Ganze geschaffen hatte, wurde er wieder in den höchsten Geist verschlungen, und vertauschte die Zeit der Thätigkeit mit der Zeit der Ruhe. Wenn diese Macht erwacht, dann hat diese Welt ihre völlige Ausdehnung; aber wenn er mit ruhigem Gemüthe schlummert, dann verschwindas ganze System. Denn wenn er, so zu sagen, im sanften Schlummer ruhet, so verlassen die bekörperten Geister, welche Fähigkeit zu handeln erhalten, ihre angewiesenen Beschäftigungen und die Seele selbst wird kraftlos. Sind sie einmal in das erhabene Wesen verschlungen, dann nimmt die göttliche Seele aller Wesen ihre Kraft zurück und schlummert in Ruhe.

Nun bleibt die Lebendseele erschaffener Körper, mit allen sinnlichen und Handlungsorganen, lange in der ersten Vorstellung oder in Dunkelheit versenkt und verrichtet ihre natürlichen Geschäfte nicht, denn sie ist aus ihrer natürlichen Gestalt gewandert, bis sie, aus kleinen Urprincipien zusammengesetzt, einmal wieder in Pflanzen- oder Thierkeime eintritt, und eine neue Gestalt annimmt. So wiederbelebt und zerstört die unveränderliche Macht, in ewiger Aufeinanderfolge, durch abwechselndes Wachen und Ruhen, diese ganze Menge beweglicher und unbeweglicher Geschöpfe.

Geschichte der Schöpfung nach dem Vedang Schaster.

Brahma, welcher der Schöpfer der Welt sein soll, ist nur als ein Werkzeug des großen Willens (Isch-Bur) und als ein Theil seines Wesens zu betrachten, den er, das große ursprüngliche Wesen, hervorrief, seine ewigen Absichten zu vollziehen. Da er der ewige Gott ohne Materie ist, so ist er über alle Vorstellung; da er unsichtbar ist, so kann er keine Gestalt haben; aber aus dem, was wir in seinen Werken sehen, können wir schließen, daß er ewig, allmächtig, allwissend und allgegenwärtig ist.

Von Ewigkeit her wohnte die Liebe (Majah) bei Gott. Sie war von drei verschiedenen Arten, die schaffende, die erhaltende und die verderbende. Die erste wird vorgestellt durch Brahma, die zweite durch Wischnu und die dritte durch Schiwa. Man wird gelehrt, alle drei anzubeten in verschiedenen Gestalten und Gleichheiten, als den Schöpfer, den Erhalter und den Verderber. Die Liebe Gottes nun brachte die Macht (Jotna) hervor, und die Macht in gehöriger Verbindung der Zeit (Kaal) und des Schicksals (Abaristo) umarmte die Güte (Pirkirti oder Parkuti), und brachte die Materie (Mohat) hervor. Alsdann wirkten die drei Eigenschaften auf die Materie, und brachten das Ganze auf folgende Weise hervor. Aus den entgegengesetzten Handlungen der schaffenden und verderbenden Eigenschaft entstand zuerst die Selbstbewegung (Ahankar) in der Materie. Die Selbstbewegung war von dreierlei Art. Die erste neigte sich zur bildenden Kraft (Rajas oder Rascha); die zweite zur Trennung (Tama); die dritte zur Ruhe (Satig, vielleicht Satwa). Die uneinigen Kräfte brachten alsdann das Akasch (den Aether) hervor, welches unsichtbare Element die Eigenschaft besaß, den Schall zu führen. Das Akasch brachte hervor die Luft, ein handgreifliches Element, das Feuer, ein sichtbares Element, das Wasser, ein flüchtiges Element, und die Erde, ein festes Element.

Das Akasch breitete sich selbst aus. Die Luft bildete die Atmosphäre; das Feuer sammelte sich selbst, und schien hervor in dem Heere des Himmels (Dewta, von welchem Surga, die Sonne, das erste dem Range nach ist); das Wasser entstand auf der Oberfläche der Erde, indem es von unten heraus durch die Schwere des letztern Elements getrieben wurde. Auf solche Weise brach das Weltall aus dem Schleier der Dunkelheit hervor, worin es ehemals von Gott zusammengefaßt war. Die Ordnung wurde über das Ganze. Die sieben Himmel, Bu, Buba, Surg, Moha, Junnoh, Tapu und Sutteh wurden gebildet, und die sieben Welten, Ottal, Bittal, Suttal, Joal, Talattal, Rissatal und Pattal wurden an ihren Orten festgestellt, um daselbst bis zur großen Trennung (Mah-pirli) zu bleiben, wenn alle Dinge in Gott sollen verschlungen werden.

Gott, welcher sah, daß die Erde in voller Blüthe, und die Befruchtung aus ihren Saamen sehr stark war, rief zum erstenmale den Verstand (Mun) hervor, und begabte ihn mit mannigfaltigen Organen und Gestalten, um daraus eine Verschiedenheit der Thiere auf der Erde zu bilden. Die Thiere begabte er mit fünf Sinnen, dem Gefühl, Gesicht, Geruch, Geschmack und Gehör. Dem Menschen aber gab er noch die Ueberlegung (Manus), um ihn über die Thiere des Feldes zu erheben.

Die Geschöpfe wurden als männliche (Nir) und weibliche (Madda) geschaffen, damit sie ihr Geschlecht auf Erden fortpflanzen möchten. Ein jedes trug den Saamen von seiner Art, damit die Welt mit Grün bekleidet, und alle Thiere mit Futter versehen würden.

Der Verstand, der allen Geschöpfen eingeflößt ist, um sie auf eine gewisse Art zu beleben, ist ein Theil von der großen Seele des Ganzen (Purmattima). Nach dem Tode der Geschöpfe belebet er andere Körper, oder kehret wie ein Tropfen in das unbegrenzte Meer zurück, woraus er zuerst entstand. Die Seelen der Menschen sind von den Seelen der andern Thiere unterschieden; denn die ersten sind mit Vernunft und mit einem Bewußtsein des Rechts und Unrechts begabt. Wenn daher ein Mensch dem Recht anhängen wird, so weit als es seine Kräfte verstatten, so wird seine Seele, wenn sie durch den Tod von dem Körper getrennt ist, in dem göttlichen Wesen verschlungen werden, und niemals mehr das Fleisch beleben. Die Seelen derer aber, die Böses thun und dem Unrecht anhängen, werden bei dem Tode nicht von allen Elementen befreiet. Sie werden sogleich mit einem Körper von Feuer, Luft und Akasch bekleidet, in welchem sie auf einige Zeit in der Hölle (Nirik) gestraft werden. Sobald aber die Zeit ihres Grams vorüber ist, beleben sie andere Körper, und bis sie zum Stande der Reinigkeit gelangen, können sie niemals in Gott verschlungen werden. Die Beschaffenheit dieses verschlungenen Zustandes, welchen die Seelen der guten Menschen nach dem Tode genießen, ist eine Theilnehmung der göttlichen Natur, wo alle Leidenschaften gänzlich unbekannt sind, und wo das Bewußtsein in der Glückseligkeit ganz verloren ist.

Erklärung der Hervorbringung der Welt nach den Vedas.

Zuerst war Etwas nicht. Dies Etwas war das Wesen, das Existirende, das Allgemeine, Absolute. Es wollte, daß es offenbar werde, und es erschien ein Ei. Das Ei blieb ein Jahr. Nach Verlauf desselben wurde es zerspalten. Die eine Hälfte seiner Schaale war Gold und die andere Hälfte Silber.

Die Hälfte, welche Silber war, ist die Erde, und die Hälfte, welche Gold war, ist der Himmel. Aus dem, worin das Junge enthalten war, wurden die Berge, aus dem dünnen Häutchen, in welchem das Junge und Feuchtigkeit enthalten war, wurden die Wolken und der Blitz, aus den Adern die Meere, und aus der in der das Junge enthaltenden Hülle befindlichen Feuchtigkeit oder Wasser wurde der Ocean; das Junge aber, welches hervorkam, ist die Sonne.

So wie nun diese Sonne hervorging und sichtbar wurde, fiel eine ungeheure Hitze auf die Erde, und die ganze Menge aus trockenen, vegetabilischen und animalischen Theilen bestehender Geschöpfe ging mit allen ihren Wünschen, Begierden und Neigungen hervor, und wurde gegenwärtig.

Johann Nepomuck Graf von Mailáth,

der Sohn des ungarischen Staats- und Conferenzministers Joseph Graf v. M., war das 14. Kind unter seinen 18 Geschwistern und ward am 5. October 1786 zu Pesth geboren. Als Sprößling eines altadeligen und hochgestellten Geschlechtes erhielt er eine sehr sorgfältige Erziehung, studirte in Erlau Philosophie und in Raab die Rechte und ward dann im Staatsdienste angestellt. Die Gefahr der Erblindung am schwarzen Staare nöthigte ihn jedoch bereits nach 10 Jahren dem Staatsdienste zu entsagen und seine 2 Jahre lang dauernde Heilung brachte ihn zu dem Entschlusse, den schon früher mit Glück betriebenen schönen Wissenschaften ausschließlich seine Kräfte zu widmen. Sein außerordentliches Gedächtniß kam ihm hierbei besonders zu Statten. So lebt er jetzt als kaiserlich königlicher Kämmerer auf seinen Gütern in Ungarn, oder zu Pesth, der Literatur und seinem Vaterlande.

Er gab heraus:

- Koloczaer Codex altdeutscher Gedichte. Pesth 1818, 8., mit J. P. Köffinger.
- Auserlesene altdeutsche Gedichte, neudeutsch umgearbeitet. Stuttgart und Tübingen 1819, 8.
- Uebersetzung magyarischer Gedichte. Ebendas. 1824, gr. 8.
- Gedichte. Wien 1825, 16.
- Magyarische Sagen und Mährchen. Brünn 1825, 12.
- Geschichte der Magyaren. Wien 1828—30, 5 Bde.
- Himfy's auserlesene Liebeslieder. Uebersetzt mit dem magyarischen Texte. Pesth 1829; 2. Aufl. 1830, 16.
- Ueber die Krönung der Konige von Ungarn. Wien 1830.

Magyarische Sprachlehre. Pesth 1830; 2. Ausg. 1833.
Der ungarische Reichstag im Jahre 1830. Ebendas. 1831.
Geschichte der Stadt Wien. Wien 1832.
Geschichte des östreichischen Kaiserstaats. Hamburg 1834, 1r Bd.

Graf Mailáth hat sich besondere, höchst lobenswerthe Verdienste um die nähere Kenntniß und Verbreitung der ungarischen National-Literatur in Deutschland durch seine trefflichen Uebersetzungen erworben. Seine eigenen Dichtungen zeichnen sich durch Tiefe, Innigkeit, Correctheit und Eleganz, so wie seine historischen Schriften durch Gründlichkeit, Würde und treffliche Darstellung höchst vortheilhaft aus.

I.

Der Willi-Tanz *).

Der stolze Freiherr von Löwenstein sah vom Söller seines Schlosses finster nieder auf den Weg, der sich den Berg hinab das schmale Thal entlang hinzog gen Trenesin und dann fort längst der Wag in die volkwimmelnde Ebene. Als er nun einen schönen schlanken Jüngling auf leichten Roß aus den Thoren des Schlosses reiten sah, sah wie er in voller Lebensfreude dahin sprengte, lachte er wild auf, und rief einen Knecht, auf daß Emelka seine Tochter kommen möge.

Wie aus düstern Wolken der Stern der Liebe blitzt, so trat sie in die Kammer des Vaters. Er führte sie auf den Marmorsöller und sprach: siehst du jenen Reiter, der dort hinsprengt, und erkennst du ihn? Aufsteigende Besorgniß niederkämpfend antwortete sie: „Ja Vater! es ist dein Edelknabe Gyula" — „Den siehst du nie mehr" entgegnete er kalt. Da schwanden ihr die Sinne, das Aug' umflorte sich, und bewußtlos wäre sie hinabgestürzt in die Tiefe, hätte sie des Vaters kräft'ger Arm nicht aufgefaßt. In ihrem Gemach übergab er sie ihren Frauen. Indessen war Gyula fortgetrabt, ohne Ahnung dessen, was ihm der finstre Freiherr bereitet hatte; er meinte das Ziel seiner Reise sei das templarische Hospitium zu Pöstény. An den Prior war ihm ein Schreiben mitgegeben worden, und der Auftrag, es geheim zu überreichen. Er sehnte sich die Gunst seines Herrn je mehr und mehr zu erwerben, und sah in diesem geheimen Auftrag den Anfang seines Vertrauens. Wer kennt alle die süßen Träume, die sich hieraus für ihn, den Liebenden enspannen! denn es ahnet wohl jeder Leser, daß er Emelka liebe und von ihr wieder geliebt werde.

An der Neige des Tages hielt er im Gehölz, unfern des Konvents die einbrechende Nacht erwartend. Im Dunkel derselben gedachte er zum Prior zu gehen. — Es war einer der herrlichsten Tage des Mai's; der Abendröthe Purpurschimmer, des Himmelszeltes wolkenloses Blau, der Nachtigallen tiefaufathmender Sang, der unzählbaren Blüthen süße Düfte, der Zweige liebeflüsternd Rauschen, alles traf sein Herz so weich, so voll; er hätte die Welt an seinen Busen drücken mögen; einzelne Glockentöne, die zu ihm ins Gehölze summten, der Sterne immer heller werdend Licht, des regen Lebens Schwinden mahnten ihn zum Aufbruch; es war ihm recht feierlich zu Muth, als er hinritt längs den Wag, der eilend fort strömte wie von unendlichem Liebessehnen gedrängt.

Mit einem Mal trat ihm das Klostergebäude entgegen, so ernst, so kalt, wie oft das Leben der Liebe entgegen tritt. Er gab das Zeichen, das ihn der Freiherr gelehrt; der Servient öffnete die Eisenpforte, die sich geräuschlos in ihren Angeln drehte, und fragte mit gedämpfter Stimme: „Vom Orden? — Nein! vom Freiherrn von Löwenstein an den Prior" — „wohl, folgt." Einen schmalen Wölbgang schritten sie tönend entlang, eine steile Wendeltreppe auf. An der nächsten Thüre hielt der Servient, pochte dreimal, schnell, aber leise, eine Stimme antwortete: „ich bin allein", der Servient deutete auf die Thüre, und verschwand in den finstern Bogengängen. Gyula öffnete.

In einem alterthümlich geschnitzten Lehnstuhl von einer Leuchte matt bestrahlt saß der Prior regungslos, daß er fast anzusehen war, wie ein Rittergebilde auf alten Mählern. Als nun der Jüngling näher trat, und der greise Prior seine Züge im Ampellicht unterscheiden konnte, fuhr er mit der flachen Hand über die Stirne, wie ein Mann, der sich auf etwas lang Entschwundenes besinnen will. Der Jüngling übergab ihm das Blatt des Freiherrn; der Prior öffnete es schweigend und las. — Immer ernster wurden seine Züge, und seine Augen starrten wie eingewurzelt in das Blatt. Es war so still, das Gyula das Schlagen seines Herzens hören konnte. Endlich begann der Prior: Dein Name? — Gyula Férhegyi. — „Und deine Aeltern?" Geisa Férhegyi und Suse Lórandi, beide todt. — Der Ring auf deinem Finger? Meiner sterbenden Mutter letztes Geschenk. Eine leise Röthe überflog des Priors bleiche Wangen. Er winkte ihn auf einen Stuhl, und sprach: Mein Vorgänger ist so schleunig abberufen worden, daß es scheint, es habe ihm die Zeit gefehlt, den Freiherrn von seiner Entfernung zu verständigen; denn dieser Brief gilt ihm. Er schreibt: „zum Tod mit dem Ueberbringer dieser Zeilen, zum Tod; denn geringer Herkunft, wagt er es, meine Tochter zu lieben; zum Tod, daß ich ihn nimmer sehe, aber heimlich." Kennt denn die Liebe den Stolz der Ahnen? rief der Jüngling. „Schweig', entgegnete der Prior; ich habe den Auftrag meiner Obern, den Wünschen des Freiherrn mich zu fügen." Gyula fuhr flammend auf; „aber dir will und kann ich nichts zu Leid thun; doch schwöre, das du ewig verschweigst, was du nun erfährst." Und Gyula schwur: Der Jüngling faßte bewegt seine Hand, der Alte aber sprach mit einer Stimme in der des Herzens lang verhüllte Wärme in ihrer zartesten Regung bebte. „Du mußt noch diese Nacht, mußt auf der Stelle fort, hier liegt ein Brief an unsern Meister in Kroatien. Er war für einen andern bestimmt, nun sei er dein. Hier lies ihn, und merke dir den Namen. Der Meister stellt dich in unser Heer, halte dich gut, das Uebrige laß dem Himmel, und wenn dich alles verläßt, bleib ich dir." „Wodurch habe ich so viele Theilnahme verdient?" rief der tiefbewegte Jüngling, und der Prior erwiederte: „Du hast mich in längst vergangene Zeit zurück gesetzt, mein Herz ist weich geworden, und es drängt mich, dir zu sagen, was in meinem Innersten wohnt, was nie über meine Lippen gekommen ist, auf daß du weißt, daß du deiner Mutter zweimal das Leben dankst. Ich habe sie geliebt mit aller Gluth des jugendlichen Feuers, ich liebe sie noch wie einen Leitstern in trüber Nacht, ich sah sie — ein Mädchen noch, — sehr oft auf ihres Vaters Burg, ach! aber auch dein Vater sah sie dort, und liebte sie wie ich; wer hätte es auch nicht gethan? — Soll ich dir alle Qualen meine Herzens schildern? ich vermochte nicht dies Schwanken zu ertragen, mit einem Wurf wollte ich mein Schicksal lösen, hin ritt ich zu ihres Vaters Burg, und gedachte, ihr meine Liebe zu erklären, da begegnete mir ein Knappe, und rief mir zu: ich käme eben recht; alles sei so froh im Schloß, Suse werde so eben verlobt. Da gab ich den Knappen einen Ring, denselben, den du jetzt an deinen Finger trägst, ein Geschenk für sie, wandte mein Roß, und sprengte dahin. Ich ward Templer. Schon war sie getraut, ich durch Gelübde gebunden, als ein Ritter in unser Hospitium kam. Er sprach sehe viel, deß ich nicht achtete, als er auch deiner Mutter gedachte. Mein Herz bebte; er beschrieb die Feierlichkeit der Trauung, und wie sie so traurig gewesen, und wie die Sage gehe, daß sie einen andern geliebt, und nur aus Gehorsam sich mit ihren Gatten verbunden. Das alles waren eben so viel Dolchstiche für mich! seit dem habe ich nichts mehr von ihr gehört, hab' es mir sogar versagt, nach ihr zu fragen. Ich wurde nach dem Orient gesendet, ich suchte den Tod, und fand ihn nicht. Wenig Wochen sind es, daß ich zurück, wenig Tage, daß ich hier bin, und ich murre nicht mehr, daß mich kein Sarazen getödtet; denn ich kann dir das Leben retten. Doch sieh', die Sanduhr ist abgeronnen, die Sterne sinken, die Zeit drängt, fahre wohl, und wenn du in Weh' zu vergehen meinst, so denke mein, und daß auch ich gelitten."

In sprachloser Rührung sank der Jüngling in seine Arme; der Prior schellte; der Servient trat ein, Gyula schwankte hinaus und saß zu Roß, eh' er wußte, wie ihm geschehen. Wehmüthig blickte er zurück, hin, wo der Löwenstein prangte, und sein Herz schwamm im bittersten Leid, als er sein Roß vom bekannten geliebten Pfad wegwenden mußte zum fremden, neuen!

In der Burg Löwenstein ging es indessen stille her; kaum hatte sich Emelka von ihrer Ohnmacht erholt, als ein Bote vom Pöstényer Prior anlangte mit der Kunde: der Knappe von Löwenstein sei im Heimreuten, von der Wag, durch die er setzen wollte, weggerissen worden.

Emelka rang mit einer schweren Krankheit. Des Hauses einziges Kind! Des Freiherrn harte Brust durchzuckte Angst. Er berief einen heilkundigen Mönch; der entriß sie dem Tod, aber den Quell der Krankheit vermochte er nicht zu bannen. Sichtlich welkte sie dahin. Der Sommer schwand, der Herbst kam und ging, der Winter war in seiner ganzen Strenge eingetreten; der Freiherr hauste im Forst die Eber der Gebirge jagend, noch öfter auf Temetvény; es schien, als habe er wichtiges mit dem Burgherrn daselbst zu berathen. Wenn es nun so recht einsam war, der Schnee in dichten Flocken fiel, die Dämmerung ihre scheuen Flügel ausbreitete, wenn nur des

*) Aus „Mailáth's magyarische Sagen und Mährchen." Brünn 1825.

froststeifen Aares Geschrei, nur der Wachen einzelner Ruf ernst und schauerlich durch die Stille hereinbrach, da rief Emelka ihrer Amme Gunda. Während der Feuerherd knisterte, das Fräulein aber träumerisch auf ihre Kissen sank, erzählte diese, was ihr an Sagen aus der Vorwelt bekannt war, vom Ritter Argylus und seinem Tátos, von der Ungarn ersten Wanderschaften, von den Wundern der Bekehrer des Landes, von dem Glück, das ausdauernde Liebe krönt; von des Meineides unausweichlicher Strafe, wie sogar Geister kämen aus der Gruft verlassene Liebe zu rächen, oder wie sich im Leben getrennte im Tod endlich liebend vereinet. Vor allem, liebte Emelka das Mährchen von der Willi, was denn die Alte immer so begann: „Willi, heißt mein liebes Kind, ein Mädchen, welches als Braut stirbt. Die Willis irren ruhelos umher, halten auf Kreuzwegen ihre Tänze; finden sie dort einen Mann, so tanzen sie ihn todt; er ist dann der Bräutigam der jüngsten Willi, die durch ihn zur Ruhe kömmt; eine solche ist auch meine Schwester. Ach! ich habe sie gar oft im Mondenschein gesehen;" und nun erfolgte die Geschichte der Liebe, des Leidens und des Todes jenes armen Mädchens. In den Erzählungen aus dem Gebiet des Geisterreiches suchte die unglückliche Emelka die Schwere des Erdenlebens zu vergessen.

So war das Frühjahr genaht, als der Freiherr eines Tages von Temetvény zurück kam, und seiner Tochter ankündete, daß sie Braut sei, Braut des Herrn von Temetvény; Emelka kannte des Vaters felsenfesten Willen, und ging schweigend von dannen. — Zufrieden schaute der Freiherr hinaus in das Wagthal. Hier und rechts und links und über jenen Bergen werde ich nun mit meinem Schwiegersohn herrschen, so dachte er. In der Verzweiflung flehte Emelka auf zum Himmel um Rettung, und der Himmel rettete sie; sie ward bleicher und bleicher, das Roth ihrer Lippen schwand, der Glanz des blauen Auges erlosch, ihr Rabenhaar floß ringlos über Nacken und Arme, als habe ihr der Tod seinen Mantel umgeworfen; sie starb. „Vater! ich vergebe dir, daß du Gyula von mir gesendet", war ihr letztes Wort, und dem harten Freiherrn bebte das Mark in den Gebeinen, und als der Sarg geschlossen war, ließ er ihn hinaustragen in den Wald zu einer Höhle und dort einerden. Er aber zog als Siedler in die Höhle, und hat seither nicht mehr geredet.

Mit ungewohnter Schnelle verbreitete sich durch Handelsleute die Kunde von der Verödung des Löwensteins nach Kroatien, und Gyula raffte sich auf, und pilgerte heimwärts. „Gleicht denn mein Leben nicht einer Blume, die in ihrer vollsten Blüthe zertreten ward? wohl! so seien die welken Blätter wenigst dort verstreut, wo mein Glück ruht. Will mir der Freiherr es nicht gönnen, daß ich mit ihm das Grab hüte, so mag er mich nun selbst tödten, aber von ihr lassen werde ich nicht."

Es war später Abend, als er nach mühevollem Wandern am Löwenstein anlangte. Eine unnennbare Bewegung zog ihn hinein zum geheimnißreichen Wald; neben ihm rauschte es wie windgetriebenes Herbstlaub, einzelne Klänge drangen zu ihm wie der Sang träumender Nachtigallen; leise Schimmer wie ziehende Glühwürmer zuckten aus dem Gebüsche vor; der Mond trat in seiner Fülle heraus, die Glocke schlug zwölf, er stand auf einem Kreuzweg im Kreise der Willis. Leise, leise erhoben sie die Stimmen, ein trübes Lied voll bangen Sehnens, voll ungestillter Liebe entquoll den Geisterlippen, und schneller und schneller wirbelte der Tanz, und die Fingerringe und die Myrthenkronen leuchteten, und die Haare wehten wie ziehende Nebel; da trat eine auf ihn zu, und faßte ihn bei den Armen, und wie er aufblickte, schrie er laut auf: Emelka! Er sah ihr in das Auge, und sein Blick erstarrte, sie drückte ihn an das Herz, und das Seine hörte auf zu schlagen, und als sie ihn küßte, war er todt.

Als des andern Morgens der Freiherr hinab schritt in das Thal, fand er die Leiche unter einem Rosenstrauch. Er erkannte seinen frühern Edelknaben. „Herr vergib mir meine Sünden" sagte der himmelan gehobene Blick. Er lud den unglücklichen Jüngling auf seine Schultern, und grub ihn unter heißen Thränen ein neben seiner Tochter. Von nun erschien der Edelknabe und die Tochter oft in seinen Träumen, leuchtend wie der Morgenstern, und sahen ihn verzeihend und tröstend an.

II.

Die Herrin von Ardó.

1.

Unmuthig lag Messer Giovanni unter einer alten Eiche, hinaufstarrend in den wolkenbewegten Himmel, der so düster war, und wo die Wolken so verworren drängten, wie die Gefühle in seinem Innern. Manchmal riß er in den Saiten seiner Guitarre, als wolle er durch die Macht des Klanges den Sturm seiner Brust beschwichtigen, oder den Tönen sein Weh vertrauen, aber zu beiden war er zu wild bewegt, die Saiten kreischten mißtönend unter der heftigen Berührung. In dieser Stimmung hatte er es nicht beachtet, daß Fußtritte aus dem Thale näher und näher herauf schallten, ja, daß sich zween Männer an seine Seite gestellt und ihn ernst und nachdenkend betrachteten. Der Eine war ein jugendlicher Mann, Bella pietra genannt, hoch und schönen Ansehens und wider die Gewohnheit des Landes, dem er entsprossen, blondhaarig und blauer Augen. Er war Giovannis Jugendfreund, und beide waren dem König Karl Robert von Neapel nach Ungarn gefolgt, als er kam, sich um den Thron dieses Reiches zu streiten: der Andere war ein alter grauer magyarischer Waffenheld, der die Beiden lieb gewonnen hatte, ob ihrer wechselseitigen Anhänglichkeit und wiederholt erprobter Kampffertigkeit.

Als endlich die innere Unruhe Messer Giovanni vom Boden auftrieb, und er die Beiden neben sich gewahrte, sprach er: wir sehen einem enscheidenden Tage entgegen, ob und wer von uns ihn überlebt, weis keiner; so will ich euch denn sagen, was mich in meinem Innersten aufregt, auf daß ihr an mir nicht irre werdet. Wie das Volk von mir denkt, gilt mir gleich. Doch laßt uns zuerst die Pflicht erfüllen, die uns obliegt als Führern, dann treffen wir uns in Ardó an der Linde. Und die Drei schritten auseinander, umgingen die äußersten Posten, ermahnten die Krieger, die als Vorhut ausgestellt waren, zur Wachsamkeit; denn der Abend begann schon zu dunkeln, und sie kannten den Feind tapfer, listig und verwegen.

Als die Runde vollendet, war es schon tiefe Nacht geworden, Giovanni traf der Letzte bei der Linde ein, Kerntruppen waren dort gelagert. — Auf dem Hügel, wo jetzt das Herrenhaus steht, loderte ein hohes Wachfeuer, die Krieger haufenweis umher, für das Mahl sorgend die Einen, der Rosse wartend die Andern, manche ihre Waffen und Rüstung noch einmal durchschauend für die nächsten Tage der Entscheidung, die Meisten aber in Kreisen gelagert den Erzählern horchend; denn sie hatten ihrem asiatischen Ursprung treu, viele sagenkundige, mährchenreiche Männer, die eine ganze Nacht hindurch zu erzählen vermochten, wie es noch jetzt häufig unter den magyarischen Reitern und Hirten anzutreffen. Als sich nun die Führer überzeugt, daß ihre Leute munter bleiben würden, und sie keinen Ueberfall zu befürchten, schritten sie seitab zu der Linde. Giovanni lehnte sich mit dem Rücken an den Stamm, so daß er das Schloß Sáros im Auge behielt, und begann: Ihr wißt es meine Freunde, daß der König, unser Herr, mich vorausgesendet mit den Söldnern, deren Leitung er mir vertraut, um die Gegend hier zu erkunden, bis er nachkommen würde, die Gewalt des übermüthigen Grafen Mathäus von Trentsin, der allein noch gegen ihn hält, zu brechen. Zu diesem Ende durchzog ich die Berge und Thäler, bald mit meiner ganzen Schaar, bald mit wenigen oder allein, gerüstet oder verkleidet, je nachdem es mir zweckdienlich schien. Auf einer dieser einsamen Wanderungen hatte ich mich verirrt; erschöpft kam ich hieher an diese Linde, ein Mädchen saß in ihrem Schatten, ich sprach sie um eine Labe an, sie reichte mir eine Schale Milch, seit jenen Augenblick nun bin ich verändert. Du Bella pietra kennst mich, und ihr alter Waffenfreund mögt mir es glauben, daß mich ein Weiberantlitz so wenig zu rühren vermochte, als mich je etwas zu erschüttern im Stand ist. Ich war stolz auf meine Ruhe, und ein Blick, der alle Männer der Erde schwindlich gemacht hätte, der Druck einer süßen Hand und wie alle die Gunstbezeugungen heißen mögen, in denen sich gegenseitige Liebe gefällt und ausspricht, waren mir so gleichgültig als ein Glas Wasser, so daß ich oft scherzend zu sagen pflegte, daß mich in meinem Innern nichts leidenschaftlich zu erregen vermöge, es käme denn eine Ueberirdische, und reichte mir einen Becher Naphta, von dem die Pilger des Orients erzählen, daß es einmal entzündet nicht verlöscht, bis es sich und das Gefäß, in dem es flammt, aufzehrt. So war ich bis zu jenem Unglückstage, nein, bis zu jenem schönen Tag, der mich hieher geführt. Indeß ich trank, war ein Roß herbeigelaufen, das vor ihr freiwillig stehen blieb, was gäbe es auch in der Natur, das ihr nicht gehorchte! sie schwang sich auf, noch umschauend nach dem Wanderer, den sie gelabt, und die Strahlen ihrer Augen drangen mir in das Herz, verzehrend, wie die Sonne ihre Pfeile herab sendet in den glühendsten Tagen unserer Heimath. Wer ist sie? werdet ihr mich fragen; dort oben im Schlosse Sáros wohnt sie, sie ist unsere Feindin, die Tochter des Grafen von Trentsin. Hast du sie gesehen, alter Mann? wenn nicht, so kannst du mich nicht begreifen, du Bella pietra wirst mich fassen? wenn ich dir sage, daß sie magisch ist, wie in unserer Heimath des Mondes Strahl in einer Laube dunkler Rosen. Als sie meinem Aug entschwunden, forschte ich nach ihr in den Hütten von Ardó, alle beten sie an, sie ist so mild, so gut, dabei stolz und kriegerisch und unerschütterten Herzens. Ihr Vater hat ihr dieses Dorf geschenkt, und oft lustwandelte sie in den Zeiten des

Friedens vom Schloß herab, und freute sich der schönen Gegend; aber seit wir in der Nähe, ließ sie sich nicht mehr sehen. Oft habe ich mich hieher begeben, immer vergebens; oft schlich ich umher verkleidet und unerkannt, und brachte den Armen und Bedrängten Hülfe in ihren Namen, daß sie gepriesen werde, wenn man auch uns zürnt ob den Gräuel des Krieges.

Die Lieder meiner Heimath schrieb ich auf Steine, und warf sie hinaus auf Weg und Feld, vielleicht, daß sie einmal einen erblickt. In meinen Liedern lebt nur sie, meine Gedanken sind nur sie, und in meinem Herzen ist ihr Thron. Als wir endlich hieher rücken mußten, nahm ich meinen Sitz in Arbó, und indeß alles rund um verheert wurde, schont ich dieses Ortes, und wartete fein, daß sie wiederkehrend alles finde, wie sie es verlassen, und nur die Sorge für die Pflege des Ihren ihr verkünde, daß ich hier gelagert. Das ist's, was mich unstät macht, und wie der Wag, wenn auch eisbedeckt unter der kalten Decke seine reißenden Fluthen fortwälzt, sein eigenes Bett wie zum Grab immer tiefer und tiefer aufwühlend, so mein Inneres. Aber wie an einzelnen Stellen seine heißen Quellen aufdampfen durch das Eis, habe ich auch, was mich durchglüht, nicht verhehlen können. Mögt ihr nun denken, was ihr wollt.

Nachdem sie eine Weile geschwiegen, begann der alte ernste Krieger: Es ist mir aus allem, was du erzählest, klar, daß hier ein Zauber obwaltet, und daß die Sage nicht leer ist, die man sich von der Herrin von Arbó herum trägt, mir ist die Sage nur dunkel kund geworden, so viel weiß ich aber, daß an die Gabe der Herrin von Arbó eine unglückvolle Empfindung geknüpft ist, was es aber ist, habe ich nie erfahren können. Vielleicht ist es einem der Erzähler in unsern Heerhaufen bekannt, ich will sie fragen. Als er aufstand, um sich zu ihnen zu begeben, ritt ein Krieger vor, und rief Bella pietra und Giovanni auf, sogleich zum Heer des Königs zu stoßen, das schon in die nächsten Thäler gerückt war. Der Alte übernahm den Befehl über die Vorhut, die beiden Freunde warfen sich auf ihre Rosse und flohen dem Weg entlang dem Boten nach.

2.

Im Schlosse Sáros war alles regsam. Der alte Graf war in der letzten Nacht mit seinem ganzen Gefolg und zahlreichen Anhängern in das Schloß eingerückt. Vom Gipfel des Thurms, von den Zinnen der Mauern wehte heraus fordernd sein Banner; im Hof stand es riesig aufgepflanzt, ein Grab daneben, verkündend, daß er, wenn er auch geschlagen, wenn auch die Mauern erstürmt, seine Sache bis auf den letzten Mann verfechten würde. Das Fräulein, die man allgemein nur die schöne Herrin von Arbó zu nennen gewohnt war, kam eben vom Wall zurück, wo sie die Vertheidigungs-Anstalten nochmals überblickt; — denn sie war des Krieges wohl kundig und bereit, für ihres Vaters Sache ihr Leben zu lassen, als ein Weib mit vier Kindern durch das Thor der Burg herein schritt. Die Herrin erkannte die Pflegerin ihrer Kinderjahre, sie eilte ihr entgegen, bot ihr freundlich die Hand. Es ist recht schön von dir, sprach sie, daß du mich in der Zeit der Gefahr noch einmal sehen willst, die Würfel rollen, und Niemand weiß, wie sie fallen. Ach! Fräulein, entgegnete die Alte, ihr seid so gut und mild, wohl habe ich gewünscht, euch noch einmal die Hand zu küssen, die mir des Guten so viel erzeigt, aber nicht hätte ich es gewagt, meinen still umfriedeten Aufenthalt, wo ihr mich verborgen, zu verlassen — hättet ihr nicht selbst mir gestern bedeuten lassen, daß ich dort nicht mehr sicher, und mich hieher verfügen soll. Ich habe dir keinen Boten gesendet, erwiederte das Fräulein, allein in der Zeit des Krieges ist nichts unbedeutend, darum erzähle, was sich zugetragen. Wie? fiel die Alte ein, der Mann, der nun schon wiederholt in meiner Hütte gewesen, der mir immer Trost und Hülfe gebracht, er wäre nicht von euch gewesen? Nein, war des Fräuleins Antwort, er kam nicht von mir. Wer ist er? was wollte er bei dir? Nun begann die Alte: Eines Abends, es mögen jetzt einige Wochen her sein, trat ein Mann, schlicht gekleidet, in unsere Hütte, er fragte mich, ob ich euch kenne? Wer kennt die Herrin von Arbó nicht! ich aber kenne sie vor allen, sprach ich, denn ich habe sie von ihrer zartesten Kindheit an gepflegt, und bete täglich für ihr Wohlergehen. „Das ist schön von euch," war seine Rede, „doch nicht mehr als billig, denn auch sie denkt eurer, und sendet euch zur Hülfe dies," damit legte er einen Haufen Goldes auf den Tisch, und entfernte sich. Seither ist er einigemale gekommen, mit meiner kleinsten Enkelin, die nach euren Namen geheißen ist, ward er nie müde zu spielen, und stundenlang horchte er, wenn ich ihm von euch, eurer Kindheit und jetzigen Herrlichkeit redete, oft seufzte er tief, wenn ich von eurem Kriegesmuth sprach, und wie ihr euch im Sturm der Schlacht am meisten wohl gefallt. Jedes Mal, beim Kommen und Gehen, ließ er eine Gabe zurück; er sagte, sie käme von euch. Als ihn eure kleine Pathe einst fragte: wer denn er sei? antwortete er, daß er ein Ausländer und erst seit wenig Tagen euch angehöre, aber nun der Eure sei auf Tod und Leben. Gestern im Frühroth kam er zu uns, rief uns eilig auf, fort, sagte er, das königliche Heer rückt an, ihr seid allein, unbeschützt, und könnt leicht Mißhandlungen erfahren, flüchtet euch nach Sáros, die Herrin will's, von dort sorgt sie für euch; hier sind wir nun. Die Herrin schwieg nachdenklich, endlich begann sie: Von mir kam dieser Bote nicht, doch wer der Unbekannte immer war, er ist mein Freund, denn er that Gutes. Ja, sprach die Alte: er verdient doppelt euer Freund zu sein, denn er that Gutes und that's um euretwillen. Das Fräulein wendete sich ab.

Des Tárogató *) schneidende Töne kündeten von der Höhe des Thurmes, daß ein feindlicher Heerhaufe nahe. Es waren leichte Reiter, die sich am Fuß des Berges aufstellten. Indeß der Eine den Berg hinansprengte, um Einlaß zu begehren, da sie Abgesandte des Königs, ritten die Führer zusammen und besprachen sich traulich. Es war Messer Giovanni, sein Freund und Irke ein lebensfroher junger Magyare. Der letzte begann: Ich bitte euch beide, hütet euch, von des Grafen Tochter irgend eine Gabe zu fordern. Es geht eine tolle Sage, wie das jeder, der von ihr eine Gabe begehrt, was es auch immer sei, und die von ihr erhält, sie lieben müsse bis an sein Ende, und durch diese Leidenschaft unglücklich werde, und das wäre doch ein Jammer, wenn der Abgesandten einer heute sein Herz verlöre, da wir dessen in der morgenden Schlacht wohl sehr bedürfen. Bella pietra war aufmerksam geworden und fragte: weißt du nicht, woher diese Sage entstanden? Der lebensfrohe Geselle erwiederte: das will ich dir gern erzählen, indeß wir den Berg hinan reiten, denn sieh' unser Bote kömmt zurück, und die Thore der Feste sind uns geöffnet, und so war es auch. Während sie nun den Wanderweg zwischen blühenden Gebüschen langsam hinauf zogen, ihr kleines Gefolge nach, begann er seine Erzählung.

3.

In den ersten Zeiten, als das Christenthum in Ungarn Wurzeln faßte, war ein häufiges Ringen zwischen den alten Göttern, und der neuen Lehre, Zauberer und Wahrsagerinnen stritten gegen das neue Licht, und regten das Volk auf, so geschah es, das unter Andreas dem Ersten eine heftige Christenverfolgung ausbrach. Kirchen wurden geplündert, die Bekenner des Glaubens mißhandelt und getödtet. Jene so dem Schwert entkamen, flüchteten in wirthlose Gegenden. Hier war damals nichts als Wald, nur in Arbó stand eine Hütte, drinnen eine wunderschöne Wahrsagerin wohnte. So schön sie aber, so grimm war ihr Gemüth. Sie war es hauptsächlich, die in dieser Gegend des Aufruhrs laute Flammen angefacht, und sie freute sich schon in vorhinein des Unterganges aller Christen. Einst stand sie an der Thüre ihrer Hütte, und schaute auf in die Sterne, und horchte dem Flüstern der Zweige und dem Rauschen des Baches, als ein Jüngling — Mikó nennt ihn die Sage — aus den Bäumen hervor, und zu ihren Füßen stürzte, sie anflehend, daß sie ihn verbergen möge den verfolgenden Heiden; denn er wußte nicht, daß sie die berühmte Zauberin Gana. Ihr war seine Erscheinung eben recht; denn sie bedurfte gerade des Herzbluts eines Jünglings zu ihren höllischen Künsten. Sie barg ihn in ihrer Hütte, und als die Verfolger an die Hütte kamen, öffnete sie ihnen willig die Thüre, die Mörder aber sahen den Jüngling nicht, denn Gana hatte ihre Augen gefangen. Als nun die Heiden sich in das nächste Thal verloren, brachte sie dem Jüngling Speise und Trank, beides aber war zauberisch, so daß er alsobald in tiefen Schlaf verfiel. Als nun die Stunde gekommen, die ihr nach ihrem bösen Wissen die günstigste schien zu ihrem Vorhaben, trat sie an das Lager des Jünglings, in einer Hand die zauberische Leuchte, in der andern einen Stahl. Schon wollte sie sein Herzblut strömen lassen, als es ihr einfiel, zuvörderst des Jünglings geheimste Gedanken zu erforschen, ob diese ihr nicht zu einer andern Unternehmung verhülflich sein könnten. Einen Frosch, der in der dritten Aprilnacht geschrieen, eben als der Mond voll ward, legte sie ihm auf die Stirn, und Mikó rief: Gana. Sie wußte seine Gedanken. Sie schnitt ihm und sich eine Locke ab, verbrannte beide zusammen, und streute die Asche auf sein Herz, und auf der Wand an seinem Lager erschien ihr Bild; sie wußte seine Empfindung. So oft sie des Nachts den Versuch erneuerte, fand sie ihn stets mit ihr beschäftigt. Diese eben so plötzliche als tiefe Liebe wandelte ihr Herz um. Möge meine ganze Zaubermacht vernichtet werden, durch dieses Jünglings Tod erkauf' ich sie nicht; so dachte sie.

Als der Jüngling des andern Morgens erwachte, ließ sie ihn nicht fort. Deine Feinde suchen dich, nur bei mir bist du

*) Die altmagyarische Heerespfeife.

sicher, waren ihre Worte, und er blieb gern; hätte er ja doch ihr sein Herz zurück lassen müssen, wenn er sich auch zur Flucht gewendet. Daß die beiden nun schöne, glückliche, selige Tage verlebten, denkt wohl jeder ohne Mühe. Die Linde von Ardó sollen sie gepflanzt haben am Tage, als sie sich ihre Wechselliebe gestanden. Gana wurde von Tag zu Tag milder, menschlicher; gern hätte sie sich der Geisterherrschaft begeben, aber die Geister ließen nicht von ihr. Nach und nach bemerkte Mitó wohl, daß er in unheimlicher Umgebung lebe; aber ein Blick in das Angesicht seiner Gana machte alle Zweifel schwinden. Des Weibes Schönheit ist unser gefährlichster Feind.

Einst als er mehrere Nächte hindurch ängstigende Träume gehabt von einem Felsenthor und einem Schatz darin, der ihm bestimmt, den ihm aber Gana wild dräuend verweigere, zog er in den Forst, er hoffte Ruhe zu erjagen. Er war schon eine Weile gewandert, als er erst bemerkte, daß er in der Hast statt seiner Pfeile den Köcher Ganas ergriffen. Plötzlich stand er in einem Felsenthal, und er erkannte die Landschaft seiner Träume. Auf der Felsenwand ihm gegenüber saß eine Eule, größer als die gewöhnlichen, es schien, als sei sie von der Sonne überrascht zurückgeblieben. Mitó, der dies Gevögel haßte, zog einen Pfeil hervor, der mit besonderer Sorgfalt geschnitzt schien, und drückte ihn gegen den Vogel ab. Die Eule flog auf wie hohnlachend, und wo sie gesessen, steckte der Pfeil in einem Felsenriß. Wie nun Mitó ihn heraus ziehen wollte, sprang der Fels auseinander wie die Flügel eines Thores, ein Felsensaal lag vor seinen Blicken, er trat hinein.

Die Höhle war hell beleuchtet, das Licht strömte aus von einem Karfunkel, der oben an der Decke befestigt, so kam es, daß Mitó sogleich ein Mädchen gewahrte, die in einer Ecke gefesselt war, und die ihn anrief: kommst du schon, um mich zu tödten? Nein! du schönes Kind; ich will dich retten, antwortete er. Nun so berühre mit dem Pfeil, den du in den Händen, meine Fesseln, und sie fallen ab. Er that es, und wie sich das Mädchen frei fühlte, eilte sie heraus. Aus der Kluft getreten, warf sie sich zur Erde, die Hände dankend zum Himmel gefaltet, dann aber flog sie, der karpatischen Gemse gleich, bergan. Mitó folgte ihr angestrengten Laufes. Als er sie auf des Berges Gipfel eingeholt, redete er ihr zu, sie möchte mit ihm zu seiner und Ganas Hütte kehren, sie würde dort gepflegt werden. Als sie Ganas Namen hörte, fing sie heftig an zu beben und flehte: tödte mich lieber gleich, eh' du mich meiner grausamsten Feindin überlieferst. Vier Jahre sind es nun, daß sie mich dem väterlichen Herd entrissen, um mich an meinem sechzehnten Geburtstag zu tödten; denn sie bedarf junger unschuldiger Herzen zu ihren grausen Opfern. Oft kündigte sie mir dies selbst an, und jener Zauberpfeil, den du in Händen, sollte das Werkzeug sein. Jetzt sah ich sie schon lange nicht, weil ich aber gerade heute sechzehn Jahre alt, glaubt' ich, sie komme ihr Wort zu erfüllen, als du eintrafst. Wenn du wirklich nicht ihr verlockender Abgesandter — doch nein! du bist es nicht; denn deine Augen sehen so fromm auf mich — so rette mich in jene Burg, dort wohnt mein Vater.

Das Herz des Jünglings war durch diese Worte mannichfach erschüttert, die Gewißheit, daß seine Geliebte, Gana, eine verruchte Zauberin, Menschen opfernd, die Falschheit, mit der sie ihm, dem Ahnenden, ihren Umgang mit Geistern geläugnet, empörte sein Innerstes, und wandte es zum Haß um, wie es früher in Liebe geglüht. Er faßte die ermattete Kleine in seine Arme, und trug sie das Thal hinab in die Burg ihres Vaters hinein.

Indessen hatte Gana spät erst wahrgenommen, daß Mitó ihren Zauberpfeil ergriffen. Voll innerer Unruhe sah sie in den Zauberspiegel, und erblickte Mitó, wie er eben die goldlockige Kleine ihrem Vater übergab. Sie raste wild auf. Zwar hatte sie, seit sie Mitó liebte, dem Gedanken entsagt, die junge Gefangene zu tödten, aber sie konnte sich nicht entschließen, sie frei zu lassen; denn die Geister, mit denen sie im Bunde, raunten es ihr in tausend Weisen vor, daß die holde Isika (dies war des goldlockigen Mädchens Name) zerstörend in ihr Leben eingreifen werde. Darum hielt sie sie fest, und sah nun mit Schrecken, daß sie sich durch eigne Vorsicht um das Glück ihres Herzens gebracht.

Rachedürstend versuchte sie es, den Frieden der Burg durch ihre Höllenkünste zu stören, aber der Spuk scheiterte am Gebet des frommen Burgkaplans. Ihr blieb nichts denn ohnmächtige Wuth. Eines Tages trat ihr eine grause ihr wohl bekannte Gestalt entgegen, und kündete ihr hohnlachend, daß so eben Mitó und Isika getraut würden. Warum hast du sie nicht getödtet, wie ich dir geheißen? so die Gestalt, und verschwand. In allen Rasen der wildesten Eifersucht schwur sie nun einen Schwur, zu rächen an allen Männern, wofür sie den einen nicht zu strafen vermochte. Alle geheimen Kräfte, derer sie mächtig, bot sie auf, um den Zauber gewaltig und unauflösbar zu schürzen, und der Spruch war: daß jeder, der von nun an von der Herrin von Ardó, dort wo sie mit Mitó gewandelt, was immer für eine Gabe bitten und sie erhalten würde, sie lieben müsse bis an sein Ende, ausschließlich, unendlich, verzehrend, unglücklich.

Der Thurmwächter in Isikas Burg sah um Mitternacht den Waldhügel von Ardó und die verrufene Zauberhütte in Flammen, und Gana ward nicht mehr gesehen. Die Linde aber blieb unversehrt, und mancher nächtliche Wanderer will klagende Töne aus den Zweigen gehört und eine dämmernde Gestalt darunter gesehen haben.

4.

Der Graf von Trentschin, ein ernster ansehnlicher Mann, hielt inmitten des Hofraumes, an seinem Banner, am frischen Grab, seine Getreuen, die Rottenführer, alle um ihn. Bella pietra hatte seinen Antrag geendet. Der Graf entgegnete: Was ihr verheißen bewegt mich nicht, was ihr droht, schreckt mich nicht. Ihr verheißt mir ruhigen Besitz meiner Güter, wenn ich zu Karl Robert übertrete. Ich werde sie gegen euch zu schützen wissen. Karl will mich in meinen Würden bestätigen; mein Herr, der Böhmen König Wenzeslaus, hat sie mir verliehen, anderer Bestätigung bedarf ich also nicht. Ihr droht mir Tod und Untergang; der Schlachten Ausgang ist wechselnd, ihr könnt erliegen wie ich; viele haben mich verlassen, aber die noch um mich, sind treu und fest wie Gold; so lasset denn das Schwert walten, ob wir, ob ihr fallet, ist die Schlacht, ist der Tod ruhmreich. Niemand aber soll sagen, der Graf von Trentsin habe sich selbst dem Feind ungastlich erwiesen, darum nehmt an, was ich euch freundlich biete.

Nun trat die Herrin von Ardó, die dunkelsonnige Gebieterin vor. Wie Erd' und Himmel in sich einend, umschloß sie blaues Gewand, indeß ein lichtgrüner Schleier von ihrem Haupte niederfloß. Ihre Pflegerin trug ihr drei goldne Becher für die Häuptlinge nach, indeß andere für das Gefolge der Boten sorgten. Die Pflegerin drängte sich an die Herrin und flüsterte ihr zu: „Jener, der euch so anstarrt, als gäb' es nichts um euch, nichts außer euch auf der Welt, der ist es, der in meine Hütte als euer Bote kam. Sie drückte die Aufwallung ihres Herzens nieder, und sprach scheinbar ruhig mit den beiden andern. — Indeß hatte sich ihre kleine Pathe herzugeschlichen, und sagte ihr: willst du denn jenem Mann, der uns so viel Gutes gethan, nicht auch ein freundliches Wort sagen? da riß sie das Kind mit sich fort, sprach einige Worte heftig mit ihm, und verschwand. Das Mädchen aber nahte sich Messer Giovanni, bot ihm zuerst den goldenen Becher zum Trunk, wie die Herrin ihn den beiden andern geboten, und wie er sich niederbeugte, um den Liebling seiner Herrin zu herzen, lispelte sie ihm einige Worte zu, und dem frohen magyarischen Gefährten dünkte es, als sei aus den kleinen Händchen in die Giovannis etwas gegleitet. Dies Eine sah er, daß ihm das Blut die blassen Wangen hell röthete, und seine Augen leuchteten wie die Sonne durch zerrissene Wetterwolken lacht, und als sie zum Königsheer gestoßen, und sich nun zum Abschied die Hände reichten, glaubte er, an Giovannis Finger einen Ring zu fühlen, den er früher nicht bemerkt.

5.

Der Morgen war hell an dem die Heere zur Entscheidungsschlacht sich entgegen rückten. Die Sonne schien so freundlich, die Lerchen sangen so fröhlich, als wollten sie die Kämpfer mahnen, abzulassen vom blutigen Streit, und sich des Lebens zu freuen, aber vergebens! Der König hielt schon am Hügel, den er sich zum Standort erwählt, um ihn der Palatin Omode, die Führer des Heeres; unter ihnen Giovanni und Bella pietra. So stürmisch als die heutige Nacht gewesen, wird wohl auch unser Tag, sprach Bella pietra; schau nur, wie der Regen und die Gebirgswässer den Bach geschwellt, wie wild er seine Fluthen wälzt; der ist verloren, der ihn durchsetzen will. Der König rief: seht, wie sich die Scharen des Grafen nach und nach entfalten; wahrlich man erkennt den kampferprobten Feldherrn. — „Sprengt dort nicht ein Frauengebild durch die Reihen?" fragte er in einer Weile. Allerdings, gnädigster Herr! antwortete Omode, es ist des Grafen Tochter, die liebreizendste ihres Geschlechts, und tapfer wie ein Mann. Nun sprach der König lächelnd: „wer sie heute gefangen bringt, dem geb' ich sie zur Frau und die Herrschaft Sáros, und dies Schlachtfeld ist das Brautgeschenk. Freiwillig kann sie sich einem Mann ergeben, dachte Giovanni, gefangen wird die nicht. Aber nicht jeder dachte so, und viele verhofften die schöne Beute zu erringen. Es gab wohl auch keinen edleren Preis, denn sie. Wer all' ihren Liebreiz kannte, hätte sie nicht um ein Königreich getauscht. Wie die Göttin des Krieges ward sie anzuschauen, als sie die vordersten Heerhaufen zum Kampf führte. Die Nacht ihrer Locken wallte vor unter dem Silberhelm, die Sonne spiegelte sich mit Lust im glänzenden Schuppenharnisch, der auf und nieder wogte wie die kriegfreudige Brust, die dunkeln Blicke wetterleuch-

teten zürnend und minnig zugleich, so daß jeder, der ihr begegnete, sich verwundert abwandte, wenn ihn gleich ihr Stahl verschont. Vor! rief sie, und wer den Klang vernommen, mußte vor, und hätte die Hölle offen gegähnt. Schlank wie ein Pfeil, leicht wie die Feder, stark wie der Stahl, schön wie ein Stern flog sie die Reihen auf und nieder, so oft die Ihren geworfen wurden, drang sie wieder vor; die Wunden vergaßen ihrer Schmerzen, die Sterbenden sanken freudig hin, wenn sie die Herrin sahen. Grad an auf des Königs Hügel stürmte sie, als der Palatin Omode die äußerste Schaar des Grafen umklammerte, das Heer aufrollend. Der Herrin schönes Auge übersah das Gewirr und der Schlacht unwendbaren Verlust, zum Vater sagte sie jetzt: wirf dich ins Schloß mit den Schaaren, ich decke den Rückzug. Und an der Brücke hielt sie mit wenigen, vergleichbar dem Cherub, der flammenden Schwertes den Eingang in das Paradies wehrt. Der Vater war hinüber, die Fliehenden drängten nach, die Brücke brach unter der Last, und aus den Wogen schallte ihr Wehruf. Noch immer hielt die heldenmüthige Herrin, doch als die Zahl der Dränger sich immer mehrte, der Ihren immer mehr in den Staub sanken, wandte sie ihr Roß und sprengte in die Fluth. Giovanni hatte sich eben Bahn gehauen bis zum Ufer, als die schäumenden Wogen die kühne Reiterin verschlangen. Er sprengte das Ufer entlang, aufrufend zu den Himmeln, daß sie noch einmal auftauche, und er sie zu fassen, zu retten vermöge. Die Hälfte seines Wunsches wurde erfüllt; wo die stürmische Gewalt der Wellen sich im breiteren Bett milderte, trug das Gewässer sie liebend an das Ufer, aber sie war todt. Auch noch im Sterben schön, wie die alten Bildner den Schlaf vorzustellen pflegen.

Giovanni und Bella pietra gruben sie ein; Bella pietra unter heißen Weinen, Giovannis Augen starrten thränenlos. Den nächsten Morgen war er verschwunden; wohin er sich verloren, konnte Niemand erkunden. Als Karl Robert lang nachher König von Polen geworden, und ihm Bella pietra nach Warschau gefolgt war, sprachen Kaufleute, mit Pelzwerk aus dem fernen Rußland handelnd, von einem trübsinnigen Fremden, der sich an der Grenze Asiens angesiedelt, und in einem Kampf zum Tod verwundet mit einem Ring, der ihm über alles werth, habe wollen begraben werden. Neapolitaner hingegen sagten in Ofen aus, es habe sich in dem Heer des byzantinischen Kaisers ein Krieger aus Ungarn kommend anstellen lassen, dessen Lieder immer nur die dunkelsonnige Herrin gepriesen. Er habe endlich in einer Schlacht gegen die übermächtig drängenden Türken dunkeln Tod gefunden.

III.

Die Königstöchter.

Es war einmal ein König, der hat drei Töchter gehabt, die eine hatte goldne Haare, die zweite silberne Haare und die dritte eiserne Haare. Die Prinzessin mit den goldnen Haaren hieß Capellidoro, die mit den silbernen Haaren hieß Bianchetta, und die mit den eisernen Nerabella. Und wie ihre Haare und ihre Namen so war auch ihre Schönheit; Prinzessin Capellidoro leuchtete wie die Morgenröthe, Bianchetta strahlte wie ein Stern, Nerabella war magisch wie ein Karfunkel. Und wie ihre Haare, ihre Namen und ihre Schönheit, so war auch ihr Gemüth; Capellidoro war lockend und freudig, wie eine blumenreiche Wiese, Bianchetta klar und mild, wie ein krystallheller Bach, Nerabella anziehend wie ein Magnet. Der König selbst hieß Passus.

Immer wenn in des Königs Land die Rosen zu blühen begannen, zog der König sich zurück in seine Gemächer, und trat nicht heraus durch acht Tage, und Niemand durfte zu ihm hinein, und er weinte viel.

Da geschah es denn einmal, daß die drei Königstöchter, als sie im königlichen Garten spazierend die erste Rose bemerkten, sofort zu ihrem königlichen Vater traten und sagten: „Lieber Herr König und Vater! wir sehen mit großem Schmerz und Betrübniß, daß die Zeit wieder naht, in der ihr euch einschließen und eurem Schmerz überlassen werdet; so möget ihr uns gewähren die Bitte, die wir an euch stellen, und uns erzählen, was euch so viel Schmerz verursachet; denn wenn uns auch nicht vergönnet ist, euch zu helfen, so wollen wir doch euern Kummer theilen, und mit euch weinen, wie es liebenden Töchtern ziemt." Da war der alte König in seinem Herzen gerührt; er schloß die Prinzessinnen in seine Arme, und weinte aus Freuden, so viel es sich für einen König schickt. Endlich begann er: „Geliebte Prinzessinnen und Töchter! ihr werdet euch erinnern, daß sich das Gerücht verbreitet hat, euer kleiner Bruder Lindoro sei von einem Freund dem bekannten Zauberer Zoraduro, nach Egypten in die Pyramiden auf die hohe Schule gebracht worden, aber daselbst gestorben an dem zu häufigen Genuß gespikter Eidechsenzungen, die man ihm gereicht, um sein Gedächtniß zu schärfen. Ich und ihr und der ganze Hofstaat haben dieses unglücklichen Ereignisses wegen Trauer getragen. Dieses Gerücht aber ist nicht wahr. Euer Bruder lebt, ich weiß aber nicht wo, und ich weiß nicht wie. Er ist mir entführet worden durch meine Feindin, die grimmige Fee Fanferina, die mich haßt, weil ich sie nicht zu meinem Gemahl wählte. Es geschah aber so: Euer Bruder Lindoro ging eines Abends mit seiner Wärterin in unsern königlichen Garten spazieren. Als er an den großen Teich kam, der sich an den Berg anschließt, schwamm ein Lilienblatt daher, welches die allerschönsten und lieblichsten Lieder sang, so daß den Kleinen die Lust anwandelte, auf dem Blatt spazieren zu fahren. Die Wärterin suchte ihn davon abzuhalten, anfangs mit sanften Ermahnungen, zuletzt wollte sie sogar Gewalt brauchen: da wurden ihre Augen geblendet, es tanzten gegen hundert kleine Lindoros vor ihren Blicken umher, und sie wußte nicht, welche dieser Gestalten der eigentliche Lindoro sei. Die Lieder des Lilienblattes wurden immer lauter und dringender, und plötzlich sprang mein Lindoro in das Lilienblatt, das mit ihm in Sturmeseile dahin flog. Die Wärterin wollte ihm nach in das Wasser, die Truggestalten aber verwandelten sich in lauter Nesseln, und peitschten unbarmherzig auf die Wärterin los, bis auf ihr Geschrei meine sieben Sperber, denen, wie ihr wißt, die Hut des königlichen Gartens vertraut ist, zum Schutz herbei geflogen kamen. Sie wollten über die Oberfläche des Sees streichen dem Lilienblatte nach, aber eine Lerche flog ihnen entgegen, und bei jedem Ton, den sie wirbelte, verloren die Sperber Federn, so daß sie kaum in den Garten zurück konnten, und seither noch nicht zu fliegen vermögen. Die Wärterin versank in den Boden, nur der Kopf blieb heraus, und ward zur Erde, auf welcher ihre Haare als Ameisen herum spazieren. Die Nesseln aber erstarrten, und wurzelten in den Boden, und sind bis jetzt noch nicht ausgerottet worden. Die Wurzeln der Nesseln sind hart und scharf, wie Schwerter. Mein Obergärtner, euer Freund Hamster und sein untergeordneten Maulwürfe haben sich an selben alle Zähne ausgebissen, die ihnen mein Hofdentist aus Brillanten verfertigt, hatten keinen bessern Erfolg. Sobald ich mein Mißgeschick erfuhr, schabte ich sogleich etwas vom Nagel des Zeigefingers meiner linken Hand, welches zwischen mir und meinem Freund Zoraduro das Zeichen der größten Noth ist, und obschon er eben beschäftigt war, dem Berg Hekla ein Brechmittel einzugeben, verließ er dennoch seinen Pazienten auf der Stelle, und flog hieher auf einem überaus schönen und gut abgerichteten Hirschhornkäfer, der seither noch in meinem Stalle steht, wie ihr selbst gesehen, weil er ob der Schnelligkeit der Reise flügellahm geworden. Als ich ihm mein Unglück geklagt, forschte er in seinen Büchern und in den Gestirnen, wo mein kleiner Lindoro sei, es war vergebens; er reiste sogar an die Katarakten des Nils, wo ein alter Zauberer als Einsiedler lebt, dem einst der große Merlin den hundertjährigen Zauberkalender geschenkt, in welchem alle Zaubereien, die sich mit königlichen Prinzen zutragen werden, auf hundert Jahre voraus berechnet sind; auch darin war nichts zu finden. Dies Eine nur wurde dem Zauberer Einsiedler klar, daß Lindoro noch lebt; wo aber, und wie er zu finden? konnten sie nicht ergründen. Sie fanden wohl eine Randglosse von Merlins eigner Hand, sie war aber nicht leserlich, denn Merlin schrieb, wie die meisten Gelehrten eine schlechte Hand, und nahm aus Geiz gewöhnlich schlechte Galläpfel zu seiner Dinte; sie hatte also nachgebleicht. Die beiden Zauberer glaubten nur entziffern zu können, daß meinem Reich nicht durch Zauber, sondern durch Entsagung Heil erblühen werde. Aber wie bezieht sich dies auf Lindoro? Ich habe daher keine Hoffnung, ihn je wieder zu sehen. — Dies ist die Ursache meines Kummers, geliebteste Prinzessinnen und Töchter! und dieweil ich ihn verloren, eben zur Zeit, als die Rosen zu blühen begannen, erwacht mein Schmerz immer mit erneuter Kraft, so oft sich ihre Kelche aufs neue erschließen. Und nun lebt wohl, und stört mich nicht in meinem Schmerz und meiner Einsamkeit." Mit diesen Worten trat er in sein Kabinet, welches, da seine Augen durch vieles Weinen schwach geworden waren, zur Erquickung derselben aus einem einzigen Smaragd gehauen war, zog die Vorhänge nieder, und begann zu weinen.

Die Königstöchter sahen sich bedeutungsvoll an, wandten sich schweigend um, und gingen in ihr Gemach, und schlossen sich ebenfalls auf acht Tage ein.

Am ersten Mai, als an welchem Tag des Königs Trauer vorbei zu sein pflegte, harrten sie sein an der Thüre, jede mit einer Gabe; Prinzessin Capellidoro trug einen goldnen Helm, Prinzessin Bianchetta einen silbernen Schild, Prinzessin Nerabella ein eisernes Schwert. Sofort als der König sein Gemach öffnete, sprachen die Prinzessinnen: Geliebtester Vater und König! wir haben dir gesagt, daß wir dir zu helfen gesonnen sind, wenn uns dieses möglich, und sieh, wir haben Mittel hiezu gefunden.

Die Gaben, welche wir dir bieten, werden dir deinen Sohn, uns den Bruder verschaffen." Indeß der König die Geschenke verwundert betrachtete, sprachen die Prinzessinnen weiter: „Du weißt, geliebtester Vater und König, daß unsre Pathe, die milde Fee Liliafiamma, uns mit unseren Haaren ein Pathengeschenk gemacht, und mit ihnen die Gabe verbunden hat, daß wir fünfhundert Jahre hindurch achtzehn Jahre alt und überaus schön bleiben, wenn wir unsere Haare nicht abschneiden; so oft wir sie abschneiden, verlieren wir hundert Jahre von unserem Leben, der Zweck aber, zu dem wir sie abschneiden, geht in Erfüllung. Du weißt es, das wir als Kinder zweimal schon von dieser Zaubergabe Gebrauch gemacht: als wir nämlich bei einem Spaziergange sehr hungrig wurden, schnitten wir uns die Haare ab, um einen mürben Kuchen zu bekommen, und weil uns hierauf dürstete, opferte jede noch eine Locke, um eine Flasche frische Milch zu erhalten. Die Fee suspendirte aber die Fähigkeit, uns die Haare zu kürzen, bis wir wirklich achtzehn Jahre alt wären. Als wir nun die Ursache deiner Traurigkeit erfahren, haben wir uns in unser Kämmerlein eingeschlossen, und, da wir eben achtzehn Jahr alt geworden, uns die Haare abgeschnitten, und aus selben diesen Helm, diesen Schild und dies Schwert für unsern Bruder geformt. Wir bitten dich nun, ein Turnier auszuschreiben, und diesen Helm, diesen Schild und dies Schwert als Preis zu bestimmen. Wer den Helm aufsetzen, den Schild tragen, und dieses Schwert zu schwingen vermag, der ist dein Sohn und unser Bruder.

Der König umarmte und herzte seine Töchter, und ließ ogleich alle Künstler seines Reichs zusammen rufen, und einen gläsernen Berg blasen, der hinauf reichte bis auf den Balkon der Prinzessinnen, und oben lagen der Helm, der Schild und das Schwert, und immer stand eine Prinzessin dabei, um den Preis zu vertheilen; hundert Edelknaben schwangen sich auf eben so viele Adler, und flogen in eben so viele Königreiche, alle Prinzen und Ritter und was nur irgend Lust hatte zum Turnier aufrufend.

Auf viele tausend Meilen wimmelte es nun auf allen Straßen von Menschen, die zum Turnier zogen, denn jeder hielt sich für den geschicktesten, und hoffte für des Königs Sohn erkannt zu werden. So kam es, daß drei Ritter auf einer Straße zusammentrafen, der Eine, auf einem gelben Roß reitend, war in helles Gold gekleidet, der Zweite hatte ein weißes Roß, und sein Panzer war lauter Silber, des Dritten Pferd war nachtfarb und seine Rüstung Eisen. Sie erkannten sich als die Söhne dreier benachbarter und befreundeter Könige, und beschlossen, die Reise zusammen zu machen.

Die böse Fee Fanferina sah nun wohl, daß sie die Entdeckung des jungen Prinzen Lindoro nicht zu hindern vermöge; aber wenigstens wollte sie die drei fürstlichen Ritter vom Turnier abhalten, weil sie in ihren Herzen las und ihre günstigen Gesinnungen für das königliche Haus Passus erkannte. Es war Abend geworden als die Prinzen in einen dichten Wald ritten. Sofort flog die böse Fee Fanferina auf, und wie sie ihren Mantel ausbreitete, verschwanden die Sterne, Wolken lagerten auf Wolken, und Finsterniß ruhte auf Finsterniß. Sie streckte die Zunge heraus, und endlos blitzte das Gewölk; sie spukte, und wie der Wag rauchte das Gewässer; einen der drei Zähne, die sie noch übrig, riß sie sich aus, und warf ihn in die Lüfte, und Schloßen wie Marmorblöcke fielen nieder. Das Gefolge der Prinzen zerstäubte in die nächsten Felsenhöhlen. Die Prinzen aber zogen ihre Schwerter, und schwangen sie so künstlich im Kreise, daß keine einzige der Schloßen weder sie noch ihre Rosse traf, die Blitze fingen sie mit ihren Schilden auf. Die Rosse aber waren so leicht, daß sie über die Wogen der wild geschwollenen Waldbäche trabten, ohne tiefer als bis an den Huf in das Wasser zu sinken. Mitten durch das Gebrüll des Donners, das Brausen der Gewässer, das Geheul des Sturmes, das Rauschen der Eichen, klangen drei wundersüße Stimmen, die sie ermahnten, nur muthig fortzureiten. Die Stimmen aber kamen von drei Johanniskäfern, die sich auf die Häupter ihrer Pferde gesetzt und ihnen die Pfade erleuchteten. Auch ohne diesen Beistand wären die drei königlichen Prinzen furchtlos gewesen, nun aber ritten sie um so muthiger fort, durch die Finsterniß, einem Licht entgegen, das aus dem Dickicht anfangs spärlich, dann aber heller und immer heller ihnen entgegen funkelte. Es war eine Köhlerhütte. Der alte Mann hieß sie absteigen, sie führten ihre Rosse unter ein Schirmdach, sie aber traten in das Gemach des Alten. „Ihr müßt es nun schon vergeben," sprach der Mann, „wenn wir euch verlassen, meine Alte muß nach der Küche sehen, und ich der Rosse warten. Wenn mein Bube daheim wäre, könnte er es thun, aber der treibt sich in Sturm und Wetter am liebsten herum. Wie jetzt das Gewitter losbrach, lief er sogleich in den Wald. Es ist beinah', als verständ' er die Sprache des Donners, und läse die Schrift der Blitze." Indeß sich nun die beiden Alten entfernt hatten, besprachen sich die Prinzen traulich, und der Goldprinz begann: „Was mich betrifft, ich reite nicht zum Turnier, um für des Königs Passus Sohn erkannt zu werden; denn mein Vater ist mir lieber, als alle Väter der Welt, und das Königreich mein Erbe genügt mir, aber mein Herz erglüht in Liebe für die wunderherrliche Prinzessin Capelliboro, ob ich sie gleich noch nie gesehen, und um ihre Liebe zu werben, zieh: ich zum Turnier." „Dasselbe ist mein Zweck," entgegnete der Silberprinz, „Prinzessin Bianchetta oder keine besteigt den Thron mit mir." „So bin ich auch für Nerabella gesinnt," sprach der Eisenprinz, und sie reichten sich die Hände zum Freundschaftsbund und gelobten, sich wechselseitig in ihren Bewerbungen beizustehen; und falls es ihnen gelänge, die Gunst der Prinzessinnen zu erwerben, als gute Schwäger friedlich zusammen zu leben für alle Zeiten.

Guten Abend, edle Fürsten! „Ich will euch beistehen," sprach eine Stimme. Sie sahen sich um, und erblickten die possierlichste aller Gestalten. Ein kleines Männlein, nicht höher als ein Tisch, mit drei Beinen, deren eines ein Menschenfuß, die andern zwei aber die eines Hirsches; zwei Hörner wuchsen ihm aus dem Rücken, er hatte aber nur einen Arm und statt des andern einen Eulenfittig. „Wer bist du denn, du kleiner Kerl?" rief ihn der Eisenprinz an. Da faßte der Kleine seinen Kopf mit der Hand ar, und setzte ihn zum Erstaunen der Prinzen auf den Tisch, der Rumpf ging im Zimmer spazieren, indeß der Kopf antwortete: „Ich bin ein pensionirter Geist, früher war ich Kammerdiener des Zauberers Zoraduro und sehr schön, die böse Fee Fanferina aber erhaschte mich einst, und wollte mich zugleich in einen Hirschen und in eine Eule verwandeln, weil ich mich aber eben magnetisiren lassen, der Gichtschmerzen wegen, die ich in meinem linken Arm empfand, hatte ich mehr Lebenskraft in mir, als sie berechnet, daher gelang die Verwandlung nicht ganz, und so ist mir meine jetzige wunderbare Gestalt geworden. Mein Herr aber konnte mich nicht mehr bei sich behalten, weil sich die zarten Feen, die ihn zuweilen besuchen, vor mir entsetzen, er ernannte mich also hier zum Forstinspector, wo ich gleichsam in Ruhestand lebe. Nach unsern Pensionssystem bekomme ich freilich wenig, aber ich bin Philosoph, und lebe mäßig." „Was ist deine Pension?" redete der Goldprinz. Der Kopf antwortete: „Geld bekomme ich gar keines, aber Naturalien: Sieben Donnerwetter, sechs Metzen Kastanien, ich muß sie aber selbst braten, drei Dutzend geräucherte Geisen, ein halb gewachsenes Krokodil, zwei Passatwinde für den Durst, fünf Pfund Sonnenstrahlen, für die Winternächte und im Sommer eine Wolke als Staubmantel, hiervon muß ich aber mein untergeordnetes Personal: Würmer, Käfer u. s. w. auch erhalten, und diese Bestien brauchen viel. Die drei Glühwürmer, die euch im Sturme vorgeleuchtet, sind auch unter mir stehende Forstbediente, und ihr könntet ihnen wohl ein kleines Trinkgeld zukommen lassen, denn es sind blutarme Kerls, und haben Weib und Kinder." „Was kann man denn ihnen geben?" frug der Silberprinz, wir wissen ja nicht, was sie freuen mag." „Geld!" antwortete der Kopf, „Geld!" Auch auf Geister wirkt der galvanische Reiz des Metalles, darum darf es aber nicht von einer Sorte sein, was ihr gebt, sondern zweierlei Metalle. Die Taxe für das Herumleuchten ist gewöhnlich vier Groschen sächsisch, aber Standespersonen zahlen nach Belieben. Die Prinzen griffen in die Taschen, und gaben, was sie hatten.

Der Kopf schmunzelte freudig, indeß der Rumpf, Arm und Fittig, wie jubelnd zusammen schlug. Der Kopf sprach weiter: „Heute warte ich schon lang auf euch, denn ich habe eine Botschaft von der Fee Liliafiamma an euch, aber ich habe sie leider vergessen. Es war zu heiß, ich durstig, meine eigenen Donnerwetter habe ich schon lang verzehrt, bis zum nächsten Quartal, wo ich wieder welche bekomme, ist noch lang hin, da kam mir das Donnerwetter der Fee Fanferina eben recht; ich muß aber ein Paar Blitze über den Durst getrunken haben, oder vielleicht zu hastig, denn ich bin ganz schwindlich, darum habe ich auch meinen Kopf auf den Tisch gesetzt, daß er sich ausruht. Aber auf meine Botschaft kann ich mich doch nicht recht besinnen, so viel nur dämmert mir, daß ihr zu Vieren sein müßt, um euer Abentheuer mit Glück zu bestehen, und daß ihr den Vierten noch heute finden müßt, aber nicht werben dürft; er muß sich euch freiwillig anbieten, sonst mißglückt alles. Die Fee hat mir den Vierten auch genannt, ich hab' ihn aber rein vergessen, lebt wohl." Die Hand griff auf den Tisch, setzte den Kopf auf den Rumpf, und die ganze Person gaukelte hinaus. Die Prinzen sahen ihm nach, und erblickten nur, wie er draußen die Flammen des hell lodernden Meilers verschlang, und dann im Waldesdunkel verschwand.

Der Köhlerbube lief indessen durch die stürmische Waldesnacht, und freute sich des Wetters, denn er war beherzt wie ein kleiner Löwe. Da hörte er in einer Thalschlucht menschliches Aechzen; weil er nun nicht nur sehr herzhaft, sondern auch fromm und mild, kletterte er die Felsen hinab, um dem

Seufzenden zu helfen, er sah jedoch keinen Menschen, wohl aber ein Pferd. „Hast du so kläglich geseufzt?" fragte der Knabe. „Ja wohl, mein liebes Kind," entgegnete das Pferd. „Löse die Schlinge, in die mein Vorderfuß verwickelt ist, und ich will dir mein ganzes Leben über dienstwillig sein." Der Knabe bückte sich, sah aber keine Schlinge. Da redete das Roß: „Die Schlinge ist eine Zauberschlinge, aus mondscheingebleichtem Spinnengewebe geflochten, und wird menschlichen Augen nur durch Zauberlicht sichtbar. Strecke deine linke Hand gegen meine Nüstern aus, schau noch einmal auf meinen Vorderfuß, und löse die Schlinge, so bald du sie siehst. Der Knabe that, wie ihm das Roß geheißen, das Pferd wieherte Feuer, und des Buben fünf Finger an der linken Hand fingen an zu brennen, wie eben so viel Kerzen. Der Knabe wunderte sich hierüber ein wenig, lösete aber dennoch mit der rechten Hand die Schlinge, und sprach: „Ich hätte dich auch ohne dein Versprechen befreit, aber wenn du bei mir bleiben willst, wird es mich freuen, denn du bist überaus schön." Kaum fühlte sich das Roß frei, so erloschen die Finger des Knabens. Das Roß sprach: „Schwinge dich auf meinen Rücken." Indeß sie nun forttrabten, der Köhlerhütte zu, erzählte das Pferd, wie folgt: „Ich bin ein Tátos*) und war eben auf dem Weg, einen guten alten Freund, den Bucephalus Alexanders des Großen zu besuchen, der nicht gestorben ist, wie die Historiker fälschlich berichten. Aus Unachtsamkeit fiel ich in diese Schlinge, und wäre ohne deine Hülfe wohl nicht los gekommen. Denn diese Zauberschlinge konnte nur der lösen, der sie gelegt, oder ein unschuldiges Kind; nun du mich gerettet bin ich dein eigen auf dein ganzes Leben. Ich werde dir zu aller Zeit mit Rath und That nützlich sein, aber du darfst durch neun Tage Niemand entdecken, daß ich ein Tátos; Menschen werden es nicht merken, und unter den Rossen nur die Allerebelsten." Sie standen an der Hütte. Der Knabe führte das Roß unter das Schirmdach, und erstaunte nicht wenig, als die Prinzenrosse auf die Vorderfüße niedersanken, den Tátos wie knieend verehrend, der aber sprach: „Steht auf, ich bin im strengsten Incognito." So fort erhoben sich die drei Rosse, und thaten, als wäre der Tátos ihres Gleichen. „Ist dieser schöne Knabe euer Sohn?" fragte der Silberprinz den alten Köhler, als der Bube in die Stube trat. „Nein," erwiederte der Alte: „ich bin auf etwas sonderbare Weise an ihn gerathen." Eines Abend war ich eben beschäftigt, Kohlen auf einen Wagen zu laden, als eine schöne, ganz weiß gekleidete Frau an mir vorüber ging, ich rief ihr zu, sie möchte Acht haben, daß ihr Gewand nicht schwarz werde von den Kohlen; sie lächelte und blieb stehen, meine Kohlen aber wurden weiß wie Schnee. Indeß ich nun verwundert bald die Kohlen, bald die Frau anstarrte, zog sie eine Lilie, die an ihrem Busen befestigt gewesen, heraus, reichte sie mir und sprach: „stelle diese Lilie in frisches Wasser, morgen erschließt sie ihren Kelch; was ihr darin findet pflegt gut, es bringt euch einst reichen Segen, wenn es glanzvoll von euch abgeholt wird." Und mit diesen Worten verschwand sie. Ich that, wie sie geheißen, und dieser Bursche lag den nächsten Morgen schlafend in der Lilie. Ich und meine Frau haben ihn lieb gewonnen und gepflegt wie einen Sohn, bis jetzt aber hat sich Niemand um ihn gemeldet, und ich glaube, er wird uns wohl auch auf dem Halse bleiben. „Wie?" rief der Kleine, ich bin nicht euer Sohn? so hab' ich denn heute nicht umsonst ein Roß gefunden, ich will sogleich in die Welt, meinen Vater aufsuchen. Ihr schönen Herren nehmt mich mit euch, bis ich den Vater finde. Den Prinzen gefiel diese Rede, und der Goldprinz sagte zum Köhler: Ihr seht, die Frau sprach wahr, denn vernehmt, wir sind drei Prinzen und begehren euren Sohn zu unserm Begleiter. Auf glänzendere Weise kann er ja aus eurer Hütte nicht abgeholt werden." Der Bube jubelte vor Freuden. „Ich werd' ihn vor mir auf das Roß nehmen," sprach der Eisenprinz. „O das ist nicht nöthig," rief der Knabe aus, „ich habe im Walde ein Roß gefunden, das wird mich schon tragen." Die Alten willigten ein. Die Prinzen schenkten ihnen für die Herberge, jeder einen Hufnagel. Als sich die Alten wunderten, entgegneten sie: „Wir sind von unserm Gefolg getrennt, können euch also für eure freundliche Aufnahme nur diese Kleinigkeit bieten, aber wenn ihr den Schmutz wegputzt, der den Nägeln noch anklebt vom gestrigen Ritt, so werdet ihr sehen, daß die Köpfe der Nägel Diamanten sind, und um jeden könnt ihr ein Dorf kaufen. Die aufgehende Sonne sah die Prinzen schon auf der Straße; der Mittag in der Residenzstadt des Königs Passus.

Die Prinzen stiegen am Ende der Stadt in einer einsamen Herberge ab, und hielten sich still und verborgen. Der Köhlerbube aber lief in die Stadt, um alle Herrlichkeiten, die sie jetzt vorzugsweise darbot, anzustaunen; denn am nächsten Morgen sollte der Ritt auf den gläsernen Berg beginnen; und die meisten Ritter, die sich hiezu versammelt, hielten eben einen Prachtzug durch die Stadt und um des Königs Passus Pallast. Zahlreiche Musikchöre wirbelten durch die Lüfte, bald in kriegerischer Freudigkeit tönend, bald in süßen Hauchen hinschmelzend, immer aber zuversichtliches Vertrauen auf Kraft oder zartes Hoffen aussprechend. Die Ritter sprengten in voller Herrlichkeit einher, ihr Gefolge im jubelnden Gedränge nach. Alles wimmelte von Edelsteinen aller Art, und so groß war der überall ausgegossene Reichthum, daß sich Niemand fand, die goldenen Hufeisen aufzulesen, die häufig den Hufen der Knappenrosse entfielen. — Der entzückungtrunkene Blick der Schauenden schweifte über dem ordnungvollen Gewirr, und das Auge, dieser König der Welt war unvermögend, die gesammte Pracht zu beherrschen. Aber so viel Glanz, so viele Herrlichkeit, war noch nie gesehen worden, als da die Ritter alle versammelt; als wären die Sterne am hellen Mittag sichtbar geworden, als wären Engel vom Himmel herab gestiegen, und hätten Sonnenstrahlen zu Gewändern genommen, so waren sie anzuschauen. Warum wenden sich aber aller Augen plötzlich weg von diesem Anblick und staunen in die Höhe? Was schweigt die Menge einen Augenblick, und bricht wieder in zehnfach verdoppelten Jubel aus? Der König zeigt sich in ehrwürdiger Majestät und seine Töchter um ihn ohne Schmuck. Wer kann den Himmel schmücken? Aber in jeden Herzen zückte der Gedanke: Diese sind so zauberisch, daß ein einziger liebender Blick hinreicht, das Leid eines ganzen Lebens in Seligkeit zu verwandeln.

Lang schon war der Tag vorüber, und die Nacht hatte ihre Wanderung durch die Welt begonnen, aber noch immer rauschte das aufgeregte Volk durch die Straßen, als der Morgen anbrach, und die Erwartung eines neuen Festes die Menge aus dem gegenwärtigen Taumel riß.

Dreihundert silberne Drometen waren auf den Zinnen des Königsschlosses aufgestellt. Der Morgenhauch belebte sie, und ihr Klang vermengte sich dem Getön eben so vieler hundert goldner Aeolsharfen, und alles, so da lebte, drängte sich ins Schloß. Der Goldprinz war der erste, der am Fuß des gläsernen Berges hielt. Sehnsüchtig blickte er hinauf zum Balkon, auf dem die Prinzessin Capellidoro erscheinen sollte. Tausend und tausend Ritter waren schon versammelt, hundert tausend und hundert tausend Zuschauende hatten sich in dichte Massen zusammen geschoben, als die Prinzessin endlich sichtbar wurde, und dem Goldprinzen war es bei ihrem Anblick, als beginne jetzt erst sein Leben. Auch die Prinzessin hatte ihn erblickt, und im Stillen gedacht: „Ach wäre dies mein Bruder!" Sie beachtete es gar nicht, wie die Ritter sich bemühten, den gläsernen Berg hinauf zu reiten. Die Rosse vieler wollten gar nicht dran, manche versuchten es, hinauf zu traben, glitten aber sogleich aus. Einige kamen bis zur halben Bergeshöhe, fielen aber wieder herab, wenige kamen nahe zum Balkon, dort aber entsetzten sich ihre Rosse, oder sie selber wurden schwindlich, denn ein dunkles Spiegelglas lang quer über, viele Klafter breit dünn wie Papier, mit unheimlichen Zeichen beschrieben, und unter selben gähnte eine bodenlose Tiefe. Rauch qualmte immer auf, und die Flammen, die sich manchmal vorwanden, ließen in ungewissem Licht Spieße und Sensen und andere scharfe Todeswerkzeuge an den Wänden sehen. Die Prinzessin Capellidoro hoffte immer, nun und nun werde der Goldprinz den Ritt beginnen, aber sie hoffte vergebens. Als am Abend die silbernen Drometen, die goldenen Aeolsharfen für heute den Schluß des Festes verkündeten, ging sie betrübt in ihre Gemächer zurück, der Goldprinz aber in seine entlegene Herberge, wo er sich seinen verliebten Gedanken überließ. Als am nächsten Morgen Drometenton wieder die Eröffnung des Rittes verkündete, stand der Silberprinz der Erste am Berge, und viele tausend Ritter und viele hundert tausend Zuseher versammelten sich, wie am ersten Tag, und als Prinzessin Bianchetta erschien, erging es ihm wie Tags zuvor dem Goldprinzen, und Bianchetta ersehnte sich ihn ebenfalls zum Bruder, wie am Tag zuvor Prinzessin Capellidoro sich den Goldprinzen dazu ersehnt hatte. Die Ritter strebten vergebens, den Gipfel des Berges zu erreichen, der Silberprinz aber rührte sich nicht, so sehr auch Bianchetta hoffte, daß er sein Roß den Berg hinauf spornen werde. Als die silbernen Drometen für heute den Schluß des Festes verkündeten, ging sie betrübt in ihre Gemächer zurück, der Silberprinz aber in seine entlegene Herberge, wo er sich seinen verliebten Gedanken überließ.

Am Schluß des dritten Tages waren wieder alle Ritter verunglückt, die den Versuch gewagt, bergan zu reiten. Prinzessin Nerabella hatte sich den Eisenprinzen zum Bruder ersehnt, wie ihre Schwestern sich dem Goldprinzen und Silberprinzen zum Bruder ersehnt hatten. Der Eisenprinz aber war den ganzen Tag über in das Anschauen der Prinzessin Nerabella versunken gewesen, und kehrte am Abend in seine einsame Herberge zurück, wo er sich seinen verliebten Gedanken überließ. Die Prinzessinnen hinwiederum besprachen sich so oft über ihre vermeinten Brüder, bis es ihnen klar wurde, daß jede einen andern

*) So heißen die Zauberrosse bei den Magyarn.

meine, daß also zwei sich irren müssen. Mit wunderbaren Gefühlen traten sie nun auf den Balkon, und jede seufzte: „Gebe der Himmel, daß ich mich irre!"

Neun Tage währte schon das Turnier; aller Ritter-Versuche, den gläsernen Berg hinan zu reiten, waren mißglückt. Am zehnten Tage war kein einziger mehr in den Schranken, den Goldprinzen abgerechnet. Er wartete mehrere Stunden. Als nun Niemand erschien, den Ritt zu wagen, spornte er sein Roß, und flog wie ein Pfeil den gläsernen Berg hinan. Die Prinzessin bebte, daß sein Roß jetzt ausgleiten, jetzt umkehren, jetzt er nicht den Muth haben werde, über die schwarze Spiegeltafel zu setzen; aber er stand schon vor ihr, empfing den goldenen Helm aus ihrer Hand, war eben so schnell den Berg hinab geritten, und entfloh dem Jubel der Menge und ihren nacheilenden Blicken. Er ist also doch mein Bruder, dachte zwischen Lust und Schmerz Capellidoro. Auf gleiche Weise holte am nächsten Morgen der Silberprinz aus Bianchetta's Händen den silbernen Schild, auf gleiche Weise empfing an seinem Tag der Eisenprinz von Nerabella das Schwert.

Die Prinzen besprachen sich nun in ihrer einsamen Herberge, und beschlossen, am nächsten Morgen dem König Passus und den Prinzessinnen sowohl ihre tiefe endlose Liebe, wie auch ihren festen Willen zu erklären, die Welt zu durchziehen, bis sie jenen gefunden, dem Helm, Schild und Schwert gehörig. Plötzlich sprang der Köhlerbube in das Gemach, und rief: „Ihr Prinzen auf! das Schwert zur Hand, hin zum königlichen Park, die Prinzessinnen sind in Gefahr, mein Roß hat mir's gesagt," und die Prinzen waren schon hinaus, und standen schon im königlichen Garten. Da fanden sie dann die Prinzessinnen wirklich in höchster Bedrängniß; jene Lerche, welche einst die sieben Sperber besiegt, war wieder erschienen, und verfolgte die Prinzessin Capellidoro, als sie aber den Goldprinzen ersah, wandte sie sich gegen ihn, und aus jeder ihrer Federn schoß sie glühende Kugeln gegen ihn. Die Nesseln drängten sich gegen Prinzessin Bianchetta; als sie aber den Silberprinz gewahrten, wurden ihre Stacheln zu Blitzen, die alle gegen sein Herz zielten. Prinzessin Nerabella war von den Ameisen schon umringt, als der Eisenprinz sich ihr nahte; so fort standen die Ameisen als geharnischte Gnomen gegen ihn, jeder mit sechs Händen, in jeder Hand sechs Schwerter. Nun begann ein blutiges Kämpfen. Gerne hätten die Prinzessinnen ihre Haare abgeschnitten, um ihre Retter zu sichern, sie hatten aber keine Scheeren bei sich; zu ihrer großen Freude sahen sie jedoch, daß die Prinzen siegten. Die Lerche, die Nesseln und die Ameisen lagen todt auf den Boden niedergestreckt, die Prinzen aber knieeten nieder, und erklärten den Prinzessinnen ihre Liebe, und daß sie am nächsten Morgen im feierlichen Zuge bei dem großen König Passus erscheinen und um ihre Hand werben würden. Die Prinzessinnen antworteten nicht, sondern nahmen die Schwerter der Prinzen, schnitten sich damit die Haare ab, flochten sie zu Ringen, und steckten sie den Prinzen an die Finger, auf daß die Prinzen so lange leben möchten, wie die Prinzessinnen, und jung und schön bleiben, wie sie.

Die Prinzen kehrten zurück in ihre Herberge, und verwunderten sich schon von ferne über den glänzenden Ritter, der in der Thüre stand. Es war aber Niemand anderer, als der Köhlerbube. Er hatte sich rüsten wollen, um seinen Herrn im Kampf beizustehen, in der Eile fand er nichts, als Preise, welche die Prinzen vom gläsernen Berg geholt, und sieh! der Goldhelm paßte seinem Haupt, der Silberschild war wie geformt für seine Linke, und das Eisenschwert blitzte nach allen Richtungen in seiner Rechten. Der Tátos neigte sich eben vor ihm, dem wiedergefundenen Königssohn huldigend. Die drei Prinzen wollten ihn sogleich in das königliche Schloß bringen, der Tátos aber gestattete es nicht. „Er muß den gläsernen Berg hinanreiten," sprach er, „und noch drohet ihm große Gefahr!" Hierauf nahm der Tátos den Prinzen seitab, und sprach zu ihm: „Mein lieber Königssohn und Freund! wenn du morgen den Berg hinauf reitest zu deinen königlichen Schwestern, wird uns ein wildes Ungethüm begegnen, welches sehr stark und listig ist; du mußt dich und mich zu einem großen Kampfe rüsten, und es ist sehr zweifelhaft, wer den Sieg davon trägt. Nimm also sieben Büffelhäute, und nähe mich in diese ein, dann aber nimm eine Maß Bier, und halt sie die ganze Nacht über dem Mars entgegen, damit das Bier in seinen Strahlen destillirt werde; dies Bier nimmst du mit auf den Ritt, und wenn du fühlst, daß ich im Kampf ermatte, so schütte es mir in das rechte Ohr. Und wie der Tátos geheißen, so that der Prinz. Am nächsten Morgen ritt er zum gläsernen Berg, die drei Prinzen, seine Schwäger mit ihm. Als der König und die drei Prinzessinnen und das versammelte Volk den jungen Menschen sahen, den Goldhelm auf dem Haupt, den Silberschild am Arm, das Eisenschwert zur Seite, wußten sie alle, dies sei der lange todt geglaubte Lindoro, und alles jubelte in lauter Freude, er aber grüßte freundlich rechts und links, und ritt langsam den gläsernen Berg hinan. Er war kaum einige Sritte bergan, als ein Roß, daß Niemand zuvor gesehen, plötzlich neben ihm mit fortzuschreiten begann. Mit jedem Schritt wuchsen ihm ein Paar neue Augen, bis es ihn endlich mit tausend Augen anglotzte, und jedes Augenlied war scharf und lang, wie eine Sense, es blinzelte unaufhörlich, und so oft ein Augenlied zufiel, hätte es eine Eiche durchschnitten; und oben saß ein Todtengeripp mit sieben beweglichen Hirschgeweihen. Es erhob sich ein furchtbarer Kampf zwischen den Rossen und den Reitern. Prinz Lindoro sprengte fechtend immer vorwärts, als er aber fühlte, daß die sieben Büffelhäute durchschnitten, und sein Tátos ermattete, goß er ihm das Bier in das Ohr, und mit ungeheurer Kraft setzte der Tátos über die schwarze Spiegeltafel, das Ungethüm ihm nach, aber mit dem hintern linken Fuß traf es auf die schwarze Spiegeltafel, die Spiegeltafel brach, und das Ungethüm und die Fee Fanferina — denn Niemand anders als sie war das Todtengerippe, — stürzte in die bodenlose Tiefe, indeß Lindoro in den Armen seines jubelnden Vaters und seiner liebenden Schwestern lag.

Der große König Passus beschloß, sowohl die Krönung seines Sohnes Lindoro, als die Vermählung seiner Töchter aufs glänzendste zu vollziehen. Nach der Weise großer Fürsten begann er die Feierlichkeit mit Belohnungen jener, die sich um das Haus Passus verdient gemacht. Die Wärterin Lindoro's, die wieder lebendig, seit die Ameisen durch den Eisenprinzen erschlagen worden, erhielt die Erlaubniß, bei großen Hoffesten einen künstlichen Ameisenberg auf dem Kopf zu tragen, und für sich und ihre Nachkommen beiderlei Geschlechtes das Recht, dem jedesmaligen Kronprinzen am Jahrstag ihrer Verwandlung eine Schüssel gebackner Ameisen zu präsentiren. Der Tátos aber wurde in den Adel erhoben mit dem Prädikat Edler von Haberfriß, und mit einer ausgedehnten Besitzung beschenkt, woselbst täglich hundert Bauern für den Anbau aller Gattung Futterkräuter sorgen mußten.

Während des allgemeinen Freudejauchzens breitete sich plötzlich eine sonderbare Helle über das königliche Haus, alle blickten verwundert auf. Ein Stern senkte sich vom Himmel herab, die Fee Liliafiamma und der Zauberer Zoraduro saßen darin. Alle beugten sich vor der wohlthätigen Fee und dem befreundeten Zauberer. Der Zauberer erhob seine Stimme und redete also: „Das euer Prinz Lindoro noch lebt, dankt ihr der Fee Liliafiamma. Als die böse Fanferina den Prinzen Lindoro auf ein Lilienblatt gelockt hatte, wurde dies der Fee Liliafiamma, als der Herrin der Lilien, sogleich bekannt. Hätte Fanferina statt des Lilienblattes sich einer Feuernelke bedient, würde seine Rettung weit schwieriger gewesen sein, so aber trug das Lilienblatt ihn zu der Lilienherrin, die ihn verborgen in den Kelch einer Lilie zu einem Köhler trug. Fanferina hatte ihn in einen gedächtnißraubenden Schlaf versenkt, so kam es, das sich Lindoro für des Köhlers Sohn hielt. Das Uebrige wißt ihr." Die Fee nahm hierauf das Wort: „Wollt ihr etwas von mir, so sprecht, denn ihr werdet mich lange nicht sehen. Ich gedenke mich mit meinem Freund dem Zauberer Zoraduro zu verehelichen, und einige Jahrtausende in häuslicher Glückseligkeit im Centro der Erde, wo wir einen kleinen Landsitz haben, zu verleben. Der Hochzeitsschmaus ist schon fertig, der Vesuv unser Schornstein raucht; also geschwind." Die Prinzessinnen traten zu ihr hin und sprachen: „Du hast uns eine wundervolle Gabe in unseren Haaren verliehen, wir haben schon einigemal gut und thöricht davon Gebrauch gemacht: zürne nicht, und achte uns nicht leichtsinnig, wenn wir an diesem uns so feierlichen Tag die Wundergabe zum letztenmal benützen. Was hälf' es uns und unsern geliebtesten Prinzen und Gemahlen, wenn wir hundert Jahre jung und schön blieben, und unsere Kinder und Enkel gingen zu Grabe, und unsere Urenkel wanderten unter uns, ähnlicher unsern Vätern als unsern Nachkommen? Was hälf' es uns, wenn uns alles Wohlsein umblühte, und unsere Königreiche in Noth und Elend sein? Nimm deine wundervolle Gabe zurück, gib uns dem Schicksal des gewöhnlichen Lebens Preis, aber gewähre uns, daß wir stets das Gute wollen, und daß unsere Völker durch uns glücklich werden." Und die Prinzessinnen legten ihre zaubervollen Haare der großen Fee Liliafiamma zu Füßen, und die drei Prinzen drückten die großherzigen Prinzessinnen an die liebebewegte Brust.

Der mächtige Zauberer Zoraduro aber erhob das Wort: „so ist denn die Weisagung des hundertjährigen Zauberkalenders in Erfüllung gegangen, daß diesem Lande durch Entsagung das größte Heil erscheinen wird. Eure Wünsche sind erfüllt, und euch selbst werden die Mittel in die Hand gegeben, sie zu vollziehen. Ein Mädchen, das seine Schönheit und Jugend dem Wohl Anderer freiwillig aufzuopfern vermag, ist ein Fee, so spricht der Civil-Codex und die Gerichts-Praxis des Geisterreichs. So nehmet denn eure Haare als eben so viel Zauberstäbe aus meiner Hand zurück. Beglückt eure Länder, und beschützt das eures Vaters und Bruders." Und wie Prinzessin

Capelliboro den Goldstab, Bianchetta den Silberstab und Nerabella den Eisenstab erfaßten, tönte eine unsichtbare Musik durch die Lüfte, wie sie noch Niemand so schön gehört, und drei schimmernde Wölkchen senkten sich vom Himmel nieder, und entführten die Prinzessinnen mit ihren Gatten den sie Umstehenden.

Was sich weiter alles zugetragen, wie weise sie ihre neue Macht gebraucht, wie glücklich sie gelebt, wie sehr sie ihre Völker beglückt, kann ich euch, Geliebteste, nicht mehr erzählen, so viel ist nur gewiß, daß der König Passus und sein Sohn Linboro, Prinzessin Capelliboro und der Goldprinz, Bianchetta und der Silberprinz, Nerabella und der Eisenprinz noch leben, wenn — wie jedes Mährchen schließt — sie noch nicht gestorben sind.

Salamon Maimon,

der Sohn eines armen jüdischen Rabbinen, ward 1753 zu Neschwitz in Litthauen geboren und von seinem Vater eifrig im Talmud unterrichtet, ohne jedoch bei seiner großen Dürftigkeit seinen regen Forschungsgeist befriedigen zu können. In den elendesten Umständen kam er nach Berlin und studirte hier von Mendelsohn unterstützt Philosophie und die Religionsbücher seines Volkes, während er zum eigenen Unterhalt seines Lebens zugleich die Apothekerkunst erlernte. Dann lebte er abwechselnd zu Hamburg, Amsterdam, Breslau und Berlin, bis er auf dem gräflich Kalkreuth'schen Gute zu Siegersdorf in Niederschlesien eine Ruhestätte fand, wo er auch am 22. November 1800 starb.

Er ließ erscheinen:

Versuch über die Transcendentalphilosophie. Berlin 1790.
Philosophisches Wörterbuch. Ebendas. 1791, 1 St.
Lebensgeschichte, von ihm selbst. Herausgegeben von Moritz. Ebendas. 1792 — 93, 2 Thle.
Ueber die Progressen der Philosophie. Ebendas. 1793.
Streifereien im Gebiete der Philosophie. Ebendas. 1793, 1r Thl.
Die Kategorien des Aristoteles. Ebendas. 1794.
Versuch einer Logik. Ebendas. 1794.
Kritische Untersuchungen über den menschlichen Geist. Leipzig 1797.
Maimoniana, oder Rhapsodien zur Entwickelung M's. Herausgegeben von Wolf. Berlin 1814.

Ein Schüler und Anhänger Kant's ging M. in seinen Schriften auf der von seinem Lehrer eingeschlagenen Bahn fort und verstand es, das System der kritischen Philosophie eben so scharfsinnig zu entwickeln als klar und deutlich darzustellen.

Josua Maler.

Von den Lebensumständen dieses Grammatikers wissen wir nur, daß er gegen Anfang des 16. Jahrhunderts in der Schweiz geboren wurde und um 1590 als evangelischer Prediger zu Elg im Canton Zürich starb.

Von ihm haben wir:

Die teutsch Spraach. Zürich 1561, 4.

Sein Werk ist eine Art von Lexikon und die beste Arbeit dieser Gattung, welche aus jener Zeit aufzuweisen sein möchte.

Arnold Andreas Friedrich Mallinkrodt

ward am 27. März 1768 zu Dortmund geboren, studirte daselbst und wahrscheinlich zu Jena Philologie, Philosophie und die Rechte und stieg, nachdem er sich den Titel eines Doctors der Rechte erworben hatte, bis zum fürstlich oranien-nassauischen Regierungsrath. Als 1806 die Verhältnisse Deutschlands sich änderten, ging er in seine Vaterstadt zurück und wurde daselbst Mitglied des Raths, bis er sich 1817 nach Jena begab und dort 1819 als Privatdocent Vorlesungen eröffnete. Später zog er sich nach Dortmund und auf sein Gut Schwave bei Soest zurück, wo er am 12. Juli 1825 starb.

Die literarische Welt kennt ihn durch:

Ueber die Verfassung der Reichsstadt Dortmund. Dortmund 1795, 2 Thle.
Kleine Beiträge für's praktische Leben. Ebendas. 1811.
Allgemeiner Bauernkalender. Ebendas. 1811 — 13, 3 Lief.
Entwurf einer Landesgrundverfassung für die Staaten deutschen Stammes. Leipzig 1814.
Was thun bei Deutschlands, bei Europas Wiedergeburt? Dortmund 1814.
Vater Jakob, der reich gewordene Bauer. Ebendas. 1814.
Bemerkungen, Deutschlands Literatur und Buchhandel betreffend. Ebendas. 1815.
Beredsamkeit, ein Bedürfniß unserer Zeit. Weimar 1819.
Umriß der Vorlesungen über das praktische Geschäftsleben. Jena 1819.

Als Publicist und populärer Schriftsteller erwarb sich M. zu seiner Zeit einen sehr geachteten Namen durch den Geist, die Wahrheit, die Kraft und die unerschrockene Freimüthigkeit, mit denen er seine Arbeiten ausstattete.

Ernst Friedrich Georg Otto Freiherr von der Malsburg,

der Sohn eines hessischen Officiers, ward am 23. Juni 1786 zu Hanau geboren und von seinem Oheim, dem kurhessischen Minister M., zu Kassel erzogen. Nachdem er auf dem Gymnasium zu Kassel und seit 1802 auf der Universität Marburg sich durch philosophische und Rechtsstudien zum Staatsdienst vorbereitet hatte, bildete er sich auf einer Reise nach Paris weiter aus, wurde nach seiner Rückkehr 1806 als Assessor bei der Regierung zu Kassel angestellt und trat unter der neuen Regierung als Auditor in den Staatsrath. Als Legationssecretär wurde er 1808 nach München und 1810 nach Wien gesandt, kehrte 1813 von da zurück und nahm nach einer Verordnung des zurückgekehrten Kurfürsten seine Assessorstelle wieder ein. Doch stieg er 1816 zum Justizrathe, 1817 zum Regierungsrathe wieder auf und ging in demselben Jahre als kurhessischer Geschäftsträger

nach Dresden, wo er im Umgang mit den dortigen Dichterherzen glückliche Jahre verlebte. Mit dem Kammerherrnschlüssel und dem Ritterkreuz des goldenen Löwenordens beehrt beendete er 1824 einen neuen wichtigen Auftrag zu Berlin und starb nach seiner Rückkehr auf seinem Gute Eschberg am 23. September 1824.

Von ihm erschien:

Gedichte. Leipzig 1818; neue Ausg. Ebendas. 1821, 2 Thle., gr. 8.
Calderon de la Barca's Schauspiele. Uebersetzt. Leipzig 1818 — 24, 6 Bde.
Stern, Scepter und Blume nach Lope de Vega. Dresden 1824.
Poetischer Nachlaß und Umrisse aus seinem innern Leben. P. C. (Philipp von Calenberg). Kassel 1825, gr. 8., mit 1 Steindr. u. 1 Musikbeilage.

Als Dichter gehörte v. d. M. der romantischen Schule an und bildete sich ganz nach spanischen und italienischen Mustern; er besitzt Anmuth, Herrschaft über Sprache und Form, Innigkeit und Gewandtheit, erscheint aber durch seine Vorbilder verleitet oft gesucht und manierirt. Seine Uebertragungen spanischer Dramen sind dagegen vortrefflich und reihen sich dem Besten, was unsere Literatur in dieser Hinsicht aufzuweisen hat, ebenbürtig an. —

Gedichte von E. F. G. O. Freiherr von der Malsburg.

Die Nacht.

Sestine.

Komm, dunkle Nacht, und streue deine Schatten
Um Fels und Berg, um Wiese, Wald und Wellen;
Hier steh' ich einsam an dem breiten Strome,
Der Bäume Seufzen stimmt zu seinem Weinen.
Ich horche ihm, und Sehnsucht und Verlangen
Scheint mitzurauschen in den Ton der Trauer.

Du, Nacht, bist Tag der Wehmuth und der Trauer
Das Licht der Sehnsucht glänzt in deinen Schatten,
Ein jeder Wunsch, ein jegliches Verlangen
Strahlt hell sich ab in deiner dunkeln Welle.
Und Hoffnung taucht oft aus dem mächt'gen Weinen,
Ein Mond, mildleuchtend ob der Zukunft Strome.

Da glänzt der Mond ja golden ob dem Strome!
Nein! schwarz umhüllt ihn Wolkenduft der Trauer;
Der tiefe Strom erhebt sehnsücht'ges Weinen,
Weil ihm den Strahl verdeckt der düstre Schatten.
Mit heiserm Laute schluchzt vor Leid die Welle,
Und zittert, ach! in brünstigem Verlangen!

O höre auf zu sehnen, zu verlangen!
Die Wolke sank, hell steht der Mond im Strome,
Und auch ein Stern taucht liebend in die Welle,
Mit ihr der Welt wegstrahlend Leid und Trauer.
Komm mit, komm mit in einer Hütte Schatten,
Und lern' in Lust genesen von dem Weinen.

Ja, lerne da vor seel'ger Wonne weinen.
Geboren ward Verheißung dem Verlangen,
Der Herr der Welt liegt in der Hütte Schatten,
Und sieh', vom süßen Kind, im goldnen Strome
Geußt sich das Licht, der Tod der Todestrauer,
Und bannt die Nacht von seiner heil'gen Welle.

Da sitzt die Mutter, trunken von der Welle
Des süßen Lichts, sie möchte lächelnd weinen,
Sie schaut verzückt den Heilbronn aller Trauer;
Die Hirten nur, dir auch zu seh'n verlangen,
Steh'n noch geblendet von dem Glanzesstrome,
Sie schwelgt allein im Lichte sonder Schatten.

Doch ob den Schatten, in die Himmelswelle,
Im Liebesstrome jubeln Engel: „Weinen
„Ward süß Verlangen, Weihnacht, Nacht der Trauer!"

Zur Weihnacht.

Auf himmelblauem Grunde
Da wächst der Lebensbaum;
Viel goldne Früchte hangen dran,
Sie hangen hoch und schaun uns an;
Es sind die Sternlein lieb und klein
Auf himmelblauem Grunde.

Auf purpurros'gem Grunde,
Da wächst der Liebesbaum;
Und wurzelt Herz im Dunkel noch,
Zwei Liebesäpfel seh'n wir doch:
Es sind die Augen treu und rein
Auf purpurros'gem Grunde.

Auf schneeigweißem Grunde,
Da wächst der Weihnachtsbaum;
Der trägt in seiner grünen Nacht
All' Augenlust und Sternenpracht;
Das Kindlein lacht im Kerzenschein
Auf schneeigweißem Grunde.

(1820.)

Der Weihnachtsbaum.

Der höchste Baum, der schönste Baum,
Das ist der Baum der Weihnacht.
Er sprießt im Schnee, doch ist es kaum
So Frühling, wenn der Mai lacht.
Denn er beut die schönste Rose,
Himmelsrose, Liebesrose.

Wer sich mit voller reiner Brust
In seinen Wunderraum versenkt,
Erfährt, wie schon von seiner Lust
Der Herr ihm manchen Traum schenkt;
Träume von der Purpurrose,
Himmelsrose, Liebesrose.

Weihnachtslied; an H.

Die Welt lag bang und trübe,
Als ob nicht mehr die Liebe
Des Himmels mit ihr wär;
Die Nebel flogen wüst und kraus,
Die Wolken gossen wild sich aus,
Rings war ein todtes Meer.

Das Herz war mir verschlossen,
Wo sonst sich Sang ergossen,
Da war es stumm und still;
Doch schlug's und flog mit Angst im Muth,
Wie ein gefangnes Vöglein thut,
Das gerne singen will.

Auf einmal wurd' es helle!
Die Sonne funkelt schnelle
Und jagt das Dunkel fort.
Vom Käfig fleugt das schwere Tuch,
Das Vöglein flattert wie zum Flug,
Das Herz hat nun das Wort.

Das Wort wird dir gegeben,
Das Wort, das ew'ge Leben,
Der Strahl der Weihenacht.
O Freund! wie ist das Wort so schön!
Laß uns zu Ihm aus Nächten gehn,
Bis wir zum Tag erwacht!

Rosa coelestis.

Wenn reine Wünsche fluthen
In stiller tiefer Brust,
Dann wird das Herz zur Perle,
Durchglüht von Himmelslust.

Dann wird der Schmerz zur Freude,
Das Weh zur Seligkeit,
Das Ew'ge wird uns Alles,
Und nichts mehr ist die Zeit.

Die wandelbare Rose
Der Erde, bald zerflückt,
Ist dann nicht mehr die Blüthe,
Die uns allein beglückt.

Die Himmelsrose, golden,
Die keine Zeit entlaubt,
Blüht seelig in dem Busen,
Der liebet, hofft und glaubt.
(1821.)

Geistliches Lied.

Ich lag an Deinem Kreuze,
O Heiland, Herr des Lichts!
Und alle Erdenreize
Verschwanden mir zu Nichts.

Da ward ich es erst innen
Und weinte süß dabei,
Daß alles ächte Minnen
Bei Dir alleinzig sei.

So mögt ihr niederfließen,
Ihr Thränen, süß und hell,
Die schönsten Blumen sprießen
Doch nur am Thränenquell.

Zufall.

Zufall giebt's nicht in der Welt,
Die ein Gott in Händen hält;
Was uns wunderbar erscheint,
Das hat Gott vorhergemeint.
Nichts ist so verwirrt und kraus,
Gott lenkt's doch zum Besten aus.

Zwar der Menschen Leidenschaft
Hat gar eine dunkle Kraft,
Und ein blindes Ungefähr
Treibt ihr Wahnwitz hin und her;
Aber das ist nur ein Schein,
Nie kann Licht im Irrlicht sein.

Jenes Aug', das immer wacht,
Leitet uns durch jede Nacht:
Wie der Mensch ins Labyrinth
Seines Wahnes sich verspinnt,
Blickt er auf zu Gott dem Herrn,
Immer sieht er seinen Stern.

Ach, wie oft wird blind gerügt,
Was sich durch Verwicklung fügt;
Erst wenn sich der Vorhang senkt,
Strahlt der Geist, der Alles lenkt,
Und nun ehren wir ihn still,
Der so mild entwickeln will.
(1818.)

Charfreitagslied.

Wölbe deinen hohen Bau,
Münster, über mich,
Einen Tropfen Himmelsthau,
Darum bitt' ich dich;
Manna für das müde Herz,
Das der Schmerz bedrängt,
Balsam für den wunden Schmerz,
Der das Herz befängt.

Sieh mich hier vor Deinem Bild,
Hier vor dem Altar,
O Erlöser! der so mild,
Der so menschlich war!
Herr! erbarme Dich der Pein,
Die mich sonst verzehrt,
Leuchte mir mit Deinem Schein,
Der die Nacht verklärt.

Blick', o Herr! auf meine Schuld,
D'rinn ich untergeh',
Deine himmlische Geduld
Neb' an meinem Weh;
Ach, die Sünde ist so groß
Und so stark der Feind,
Nie läßt er die Beute los,
Die sich krümmt und weint.

Eigne Sünde lastet schwer —
(Geh nicht in's Gericht!)
Doch die fremde drückt noch mehr,
Denn ich zürnt' ihr nicht.
O mein Gott! schon kommt der Tod,
Thrän' und Sinn verrinnt,
Und es endet meine Noth —
Wenn sie nicht beginnt.

Welch ein Licht ist's, das so still
Durch die Kirche fällt,
Und den Blick mir zeigen will
Einer hellern Welt?
Dort vom Grabe kommt der Strahl
Der ins Leben grüßt;
Uns zur Lust ward alle Qual
Durch ein Kreuz versüßt.

Welch ein Klang erfüllt das Haus
Dem der Tod erliegt?
Meine Seel' ringt sich heraus!
Eine Taube fliegt
Durch das Schiff, sie wogt und hebt
Sich in Liebesruh;
Endlich, durch die Kuppel schwebt
Sie dem Himmel zu!

Osterlied.

Ein süßer Jüngling wandelt hold
In Himmels-Heiligthumen,
Und pflückt sich aus dem Abendgold
Die allerschönsten Blumen.

Die streut er auf sein Grab herab,
Umhegt von weichen Moosen;
Die Erde nennet man sein Grab,
Die Blumen heißen Rosen.

Wer mag denn nun der Jüngling sein?
„Wie kannst Du nur noch fragen!"
Ist es der Frühling wohl? „O nein!"
„Und doch wär' Ja! zu sagen."

Er ist der Frühling unsrer Brust,
Wenn wir uns ihm ergeben,
Dann fühlen wir in uns die Lust
Von Blüth' und Sommerleben.

Er ist der Frühling auf der Welt,
Dem Winter warm entstiegen;
Er zeigt, wie jedes Blatt, das fällt,
Neugrünend werde siegen.

Wenn Du's im Sommer glühend meinst,
Und hegest ihm die Blüthen,
Dann wird er für den Herbst dereinst
Die schönsten Früchte hüten.

Wohlauf, mein Herz, du weißt und singst:
Der Herr ist auferstanden,
Von dem Erlösung du empfingst
Aus kalten Wintersbanden!

Der Jüngling, Frühling, Heiland hold,
Läßt seinen Heiligthumen,
Die Rosen aus dem Abendgold
Auch unserm Grab entblumen.
(1818.)

Himmelfahrt.

Wir haben es vernommen
Das tiefste Herz hat Kunde,
Du bist zum Himmel kommen,
Zum Heil der Todeswunde.

Wer ist, der das nicht glaubte?
  Er sagt's, der Maiensegen,
Der Baum, der grünbelaubte,
  Der Zweig im Blüthenregen.

Zum Himmel flog Dein Wagen,
  In's Blau die Purpurwolke,
Und schwebend ward'st getragen
  Von holder Engel Volke.

Doch, bist Du auch gefahren,
  Herr, zu des Himmels Fluren;
Hier unten noch bewahren
  Wir Deiner Liebe Spuren.

Das Weh'n der Lüfte linde,
  Ist Deines Odems Süße,
Die Stimmen in dem Winde,
  Sind Deines Mundes Grüße.

Die goldnen Sonnenstrahlen
  Sind Deiner Blicke Kosen;
Der Thau der Liebesqualen,
  Dein Blut, die jungen Rosen.

Und Deine letzten Thränen
  Seh'n noch auf unsre Auen
Wir, spiegelnd unser Sehnen,
  Als erste Perlen thauen.

Doch in des Herzens Tiefe
  Flammt höh'rer Sehnsucht Walten;
Daß es da unten schliefe,
  Um Himmelfahrt zu halten.
(1818.)

Zwei Sonntagslieder.

1.

Die Sonne scheint so golden
  Auf Wiese, Berg und Wald,
Und letzt all die holden
  Gewächse mannigfalt.

Den Blick emporgeschlagen,
  Dann wieder niederwärts;
Ich weiß es nicht zu sagen,
  Mir wird so warm ums Herz

Gott! wie ist Deine Erde
  So herrlich und so schön,
Daß Leiden, Pein, Beschwerde
  Vor Lust muß untergeh'n!

O! wär' es auszudrücken,
  Du milder Vater, Du!
Es läßt ja das Entzücken
  Den Worten keine Ruh'!

Ich sah zum Strome nieder,
  Wie's da vom Lichte blinkt;
O Herr, das sind die Lieder,
  Die Dir mein Herze bringt.

Dann horch' ich auf das Regen
  Der Blätter über mir,
Und mich umfängt's wie Segen,
  Mein Herr und Gott von Dir.

2.

O Gott, wie bist Du gütig
  Und unaussprechlich mild!
Gieb, daß nicht übermüthig
  Mein Herz vor Wonne schwillt.

Da kommt ein hell Geläute
  Von Glocken durch die Fern;
Es ist ja Sonntag heute,
  Und Alles preißt den Herrn.

Und hier auf meinen Knieen
  Wird mir so süß und gut;
Die Ruh' will mich durchziehen,
  Womit der Herr geruht.

D'rum will ich hier auch singen
  Und beten sonder Wank',
Und jedes Lied soll bringen
  Lob, Preis, Gebet und Dank.

Nie wird ein Sonntag kommen,
  Wie Gott ihn selber hält,
Wenn einst er seinen Frommen,
  Mich liebend zugesellt.

So gieb, o Herr! mir Stärke,
  Was Du gewollt, zu thun,
Daß froh vom Tagewerke
  In Dir ich möge ruh'n!

Ergebung.

Ich habe viel besessen,
  Herr der Barmherzigkeit,
Und werd' es nie vergessen
  Durch alle Lebenszeit.

Das Schönste, was die Sinnen
  Empfanden, hörten, sah'n,
War mir zu reinen Minnen
  Auf ewig zugethan.

Du hast es mir genommen, —
  Doch nein, du nimmst ja nichts,
Du ließest es nur kommen
  Zurück zum Quell des Lichts.

Ich weiß, o Herr der Hulden,
  Daß ich im selben Schein —
Will ich's nicht selbst verschulden,
  Einst selig werde sein.

Da find' ich Sie dann wieder,
  Die mich mit Schmerz gebar,
Und Sie, die meiner Lieder
  Lust und Entzücken war.

Vielleicht wär' ich versunken
  Im Welt und Sündentand;
Nun blick' ich sehnsuchttrunken
  Nach dem gelobten Land.

Und weil Du's nun verheißen,
  Wenn man mit Fleiß d'rauf acht't,
So laß, o Herr, Dich preisen,
  Daß Du's so leicht gemacht!

Laß, Herr, mein ganzes Leben
  In Dank nur gehen hin,
Daß Du, was Du gegeben
  Mir nahmst mit Vatersinn.

Und wenn Du, was ich habe,
  Mir auch noch fordern willt,
Herr, so ist's Deine Gabe
  Und Du bleibst immer mild.

Heil Land.

Was ist denn dieses Eiland,
  Das man die Erde nennt,
Wenn stets nicht für den Heiland
  Das Herz in Sehnsucht brennt?

Nur daß uns, herverschlagen,
  Umfließt der Gnade Meer,
Macht die Verbannung tragen,
  Die sonst zu herbe wär'.

Das ist der Trost im Leiden,
  Weshalb man viel vergißt,
Daß wir dahin verscheiden,
  Wo unser Heil Land ist.

Kreuzeslust.

Ich weiß von keinem Lichte mehr,
Wenn's nicht vom Kreuz mir leuchtet
Und fühle dann mein Herz nur schwer,
Wann nicht mein Aug' sich feuchtet.

Sich feuchtet, ja vor Lust und Weh,
Vor Wehmuth und vor Wonne,
Nur in des Lebens Nächten seh'
Ich meines Tages Sonne.

Des Tages Sonne strahlt allein
Mir über meinem Grabe,
Drum ruht im stillen Kämmerlein
Erst meine reichste Habe.

All' meine Hab' ist hier das Blut,
Das Er für mich vergossen,
Sein süßer Leib, in heil'ger Gluth
Als Wein und Brod genossen.

Genossen, wenn ich bei Ihm bin
Werd' ich erst Beides haben,
Da wird mir Leib und Blut den Sinn
Erst unauslöschlich laben.

Doch unauslöschlich laben schon
Mich hier, so Lust als Leiden,
Durch Ihn wird mir ja Lust zu Lohn,
Mein Leid stillt Sein Mitleiden.

Mitleiden, Herr, hast Du mit mir,
Wann ich in Kämpfen ringe;
Beut' ist mir Kelch und Kreuz — Panier,
Womit ich zu Dir dringe.

So dring' ich denn auch weiter nicht,
Daß Gott zu Dir mich fordert,
Je länger hier mein Herze bricht,
Je heller es dort lodert.
(October 1818.)

Ich glaube.

Ich glaube an die Seligkeit
In jenen Himmelsauen,
Wohin wir aus der Zeitlichkeit
In Sehnsucht überschauen.

Ich glaube an das Wiederseh'n
Der abgeschiednen Fernen;
Wie würd' auf Erden ich besteh'n
Vertraut' ich nicht den Sternen.

Ich glaube an ein Auferblüh'n
Des Lied's, das ich gedichtet,
Drum war auch stets der Seele Glüh'n
Im Lied' auf Gott gerichtet.

Der Glaub' allein der Heiligkeit
Von Sehnsucht, Liebe, Streben,
Kann in die Eisenkette Zeit
Drei goldne Ringe weben.

Licht in Nacht.

Der Du im mächt'gen Dunkel
Auf uns herniederblickst,
Und aus dem Sterngefunkel
Uns Trost so milde schickst:
O Herr der Gnaden, leuchte
Mir Hellung in das Herz,
Daß mir als gut nur däuchte
Was gut ist allerwärts.

Nicht nur das Ird'sche hüllet
In trübe Nacht sich ein,
Was unsern Busen füllet:
Schmerz, Sehnsucht, Lust und Pein
Ist oft so ganz umhangen
Von Schatten, schwarz und dicht,
Daß wir in Furcht erbangen
Den Weg zu finden nicht.

Ein Weg nur ist der rechte,
Doch sind der Wege viel:
Wo ist denn nun der ächte
Zu dem gerechten Ziel?
Und wie soll ich ihn finden?
Wie wird mein Wandel fest,
Wenn mich in diesen Gründen,
Herr Deine Hand verläßt?

Doch Deine Hand ist immer
Dem Pilger ausgestreckt,
Wenn er vor ihrem Schimmer
Den Blick nur nicht verdeckt.
So wie die Nacht mit Lichte
Der milde Mond durchzieht,
Ist mir kein Dunkel dichte,
Wo mich Dein Auge sieht.

Wohl und Weh.

Das größte Wohl auf Erden
Kann mir zum größten Weh
Einst ob den Sternen werden,
Wenn ich hier untergeh.

Das größte Weh dagegen
Zum größten Wohl mir wird
Wenn sich im wahren Segen
Mein Herze nur nicht irrt.
(December 1818.)

Weihnachtslied.

Der Schnee ist reich gefallen,
Ein weißer Mantel, deckt
Er mild die hohe Wiege
Die uns zum Licht erweckt.

Es ist doch groß und herrlich
Daß, wo die Unschuld liegt,
Die reine weiße Hülle
Sich liebend an sie schmiegt.

O! deckt ein solcher Teppich
Einst unsre Särge warm,
Kind, König, Gott, dann nimmst Du
Uns segnend in den Arm.

Zweites Weihnachtslied.

Wenn draußen Blumen trauern,
Geschieht, daß im Gemüth
Der allerschönste Garten
In freud'ger Fülle blüht.

Die Blumen auf der Erde
Seh'n schmerzlos wir verwehn,
Es läßt uns ja der Himmel
Viel beßre Blumen seh'n.

Durch unnennbaren Zauber
Ist uns kein Blatt verdorrt;
Im Paradies des Innern
Blüht Alles selig fort.

Es sonnt sich, wie in Spiegeln,
Stets fort in unsrer Brust
Der Garten unsrer Liebe,
Der Garten unsrer Lust.

Und aller Blumen Blume
Erhebt das Haupt so zart:
Die Lilje; Passions-Blume
Und Liebesrose ward.

Ihr Kelch und ihre Krone
Beleuchtet alle Welt,
Mit einer Strahlenglorie
Vor der sie niederfällt.

Ihr Stengel wird zum Stabe
Der uns im Wanken stützt

Ihr Blut zum Trunk, der heilend
Vor jedem Gifte schützt,

Und senken wir die Häupter
Gleich andern Blumen hin,
Dann wird uns erst recht blühend
Und recht beglückt zu Sinn.

Sie deckt mit ihren Blättern
Uns wie mit Liebeshand,
Und läßt uns auferstehen
Wie sie einst auferstand.

Die drei Fräulein von Boyneburg.

1.

In meinem lieben Hessenland
Steht eine hohe Bergeswand,
Drob ragt die Boyneburg:
Da flattern die Dohlen vom grauen Gestein,
Da wachsen die Bäume zum Fenster hinein
Da stürmen die Winde hindurch.

Wie ging's dort sonst so lustig her!
Wer glaubte, daß es möglich wär',
Käm's nicht von Mund zu Mund:
Wie wehte vom Thürmlein das bunte Panier,
Und Ringeltanz gab es und Ringelspiel hier,
Roß, Spindel und Küsse allstund.

Doch war vor Allen froh daran
Der alte wackre Rittersmann,
Dem Gott drei Fräulein gab;
O hättet ihr doch die drei Fräulein gesehn
Im duftigen Garten, im Hain sich ergehn,
Wo's grausig jetzt modert wie Grab.

Mechthildis hatte goldnes Haar,
Bei Bertha wallt' es braun und klar,
Bei Jutta schwarz wie Nacht;
Der Tag lag im Auge Mechthildens so blau,
Im Nelkenblick Bertha's glänzt Abend es Thau,
Bei Jutta der Sternelein Pracht.

2.

Gar mancher junge Degen, traun,
Aus Thüringens und Hessens Gaun,
Freit um die Fräulein mild;
So oft nur das Hörnlein am Burgthor erklingt,
So ist es ein Jungherr, von Knappen umringt,
Mit Goldhelm und silbernem Schild.

Einst grüßet sanft das Maienkind,
Herr Frühling, wieder all so lind,
Und fröhlich steht der Wald;
Die blumigen Sträußer, die wirft er zumal
Herunter vom Felsen, herauf aus dem Thal,
Und Alles springt lustig und schallt.

Da gingen, selbst ein Blumenstrauß,
Die holden Fräulein munter aus,
Im Hain sich zu ergehn;
Sie sah'n in der Bronnen weißblinkenden Fall,
Sie horchten der Nachtigall schwebenden Schall,
Und glaubten's schon all zu verstehn.

Und horch wie durch das heil'ge Grün
Des Finken frische Töne ziehn,
Daß Sehnsucht Wehmuth regt,
So wogt jetzt des Waldhorns tiefwonniger Klang,
Ein schwellendes Grüßen, ein Waldengelsang,
Der alles mit himmelauf trägt.

Dann wieder, wie so stolz und klar:
Zur Sonne fleugt der Königsaar,
Als wäre sie sein Thron,
So schmettert von drüben geflügelt hinan
Durchs Laubdach die blaue, luftsonnige Bahn,
Drommete mit wiebelndem Ton.

Doch mitten wie durchs laub'ge Dach
Sein schmelzend Weh, sein weiches Ach
Der zarte Sprosser ruft,
So wandelt tiefseliges, goldnes Getön
Von leisem Gesang und Zytherspiel schön
Süß zitternd recht her durch die Luft.

3.

Und auf einmal, an grüner Wand,
Die gen dem Fräulein überstand,
Drei hohe Ritter stehn;
Sie sehn, wie im klaren, blauwallenden Teich
Sich spiegeln die Schildlein, die Büsche zugleich,
Die freudig den Helmen entwehn.

Dem Einem strahlt so blank vom Schild
Das Gold- und Silberwappenbild,
Das Goldherz sonnenrein,
Durchs Silberfeld aber, mit brennender Gluth,
Zog, recht wie auf Erden, Treu', Ehre und Muth,
Drei hellrother Balken Blutschein.

Der Andre Gluth und Licht nur strahlt,
Nur Roth und Gold ins Wasser malt
Des Panzers prächt'ge Zier,
Und über dem Helme zwei Lanzen gereiht,
Die goldne ist Tugend, die rothe ist Streit,
Durch Streit nur siegt Tugend ja hier!

Gleich Sternen dann am Himmelszelt
Im blauen Feld der dritte hält
Drei Rosen silberweiß,
Im rothen Gefilde der güldene Leu
Schaut drüber herunter fromm liebende Treu,
Bewachend den himmlischen Preis.

Doch bald durch alle Büsche bricht
Die Knappenschaar in Reihen dicht. —
Drommete, Zither, Horn,
Die wirbeln und klingen und tönen darein,
Da stoben zum Schlosse die drei Jungfräulein,
Fast glühend vor lieblichem Zorn.

4.

Am Abend strahlt der helle Saal,
Von Mund zu Mund geht der Pokal,
Kredenzt von rothem Mund,
Und weil immer höher der Ritterblick fliegt,
Sich tiefer der Minnigen Sonnenblick schmiegt,
Ob rosigern Wangen zum Grund.

Der Gold- und Silberritter schaut
Mechtildis an so lang und traut,
Mit schwarzem Funkelblick:
Dein Auge, so dacht' er, ist mein Paradies,
Was sich im blausonnigen Himmel mir wies,
Das nimmt mir kein Erdengeschick.

Der roth und goldne Ritter taucht
Den Blick zum Blick, der wie umhaucht
Vor duft'gen Nelken glüht,
Und wird ihm beim bräutlichen spiegelnden Schein
Als säh' er sich selber zum Spiegel hinein,
Der ähnlich entgegen ihm blüht.

Doch des Sangritters Augenlicht
So treu zu Jutta's Auge spricht,
Wie blaue Blume am Bach,
Als rief's hier am nächtigen Himmel, der tief
Im dunkelklar funkelnden Wasserlicht schlief,
Weiß rosige Sternelein wach.

5.

Auf einmal heben sich die Drei
Schnell vom Bankettisch kühn und frei,
Die Humpen hoch geschwenkt,
Und reichen die mannhaften Hände sich hin
Zum lauten Gelübde: Herz, Seele und Sinn
Sei ihren drei Fräulein geschenkt.

Aufhebet der alte Herr das Mahl,
In Händen auch den Goldpokal,
Zollt er den Rittern Dank,

Die Fräulein indessen, die heften so roth
Zum Estrich, der wankt, daß zu schüttern er droht,
Die staerenden Blick' ohne Wank.

Da sinken die drei Gäste, sieh',
Mit Sitten nieder auf die Knie',
Und flehn einmüthiglich:
Herr, gebt mir Mechthildis, die Lilienbraut!
Herr, gönnet mir Bertha, die Nelke so traut!
Heer, Jutta, die Rose, für mich!

Der Burgherr hebt sein Haupt empor,
Sein Auge schwebt zum Sternenchor,
Wildflammend durch die Nacht,
Dann faßt er die Jünglinge sanft bei der Hand,
Hin geht's zur Kapell', wo am Kreuz in der Wand
Der Heiland stets blutet und wacht.

Der Heldengreis hebt feurig an:
„Des Heiles Thor ist aufgethan,
Es ist das Grab des Herrn!
Zum Grabe des Herrn mit dem Kreuzespanier,
Mit dem Oelblatt vom Oelberg kommt wieder zu mir,
Dann geb' ich die Fräulein euch gern.“

Die Helme strahl'n im Morgenschein,
Die Fähnlein fliegen lustig drein,
Drei Ritter reilen fort;
Drei Fräulein vom Söller die blicken hinaus,
Drei Schärpen noch wehen, doch bald ist es aus,
Sie blicken, doch nichts mehr ist dort.

6.

Der Lenz verging, der Sommer kam,
Der Herbst vom Wald die Blätter nahm,
Der Winter bringt den Schnee,
Der Frühling kommt wieder, der Sommer kommt auch,
Der Herbst weht schon Blätter vom Grabhügelstrauch,
Dir, Fräulein, geboegen vor Weh.

O Juniusmond, du schöner Mond,
Wo Sonn' auf Rosenthronen wohnt,
Die Ros' als Senne lacht,
Wie sangen heut Vöglein viel Tausend am Tag,
Wie klingt jetzt der Nachtigall einsamer Schlag
Sehnsüchtig durch mondliche Nacht!

„Ei Jutta, sag', was hebst denn du
Vom Bett dich und kommst auf uns zu,
O Schwesterlein, sag' an!
Hast etwa deine Ave Marie nicht gesagt,
Hat gar dich die böse Frau Holla geplagt,
Hat Hämmerling Leid's dir gethan?

Die Jutta steht da todtenblaß,
Es fliegt das Haar, das Aug' ist naß,
Ganz sacht' erbebt der Mund:
„O Bertha, Mechthildis, was hab' ich geträumt!
O sagt mir, seid ihr da vom Mondlicht besäumt?
Ach, lebt ihr noch? thut mir es kund!“

Was hast du Schwesterlein? „O still,
Weil ich euch was erzählen will.
Was schier mein Herz zerreißt!
Wir waren mitsammen, die Luft war so blau,
Die Quellchen all blitzten wie Kelche voll Thau,
Doch uns wurde heimlich im Geist.“

„Dort, wo das Kruzifix bekränzt,
Im Mondschein auf dem Berge glänzt,
War'n wir, und mußten knie'n,
Dort sahn wir hinauf und wir beteten laut,
Und Grüße nahm mit sich jed' Herzgebet traut,
Wo Wünsch' und Goldwolken hinziehn.“

„Da durch das lichte blaue Meer
Kam eine mächt'ge Wolke her,
Schien wie ein Schiff zu gehn,
Und drinnen da saßen, ihr wißt es ja schon —
Nur einer, der trug eine güldene Kron,
Doch welcher, das konnt' ich nicht sehn.“

„Es war zu helle; schaut, da fuhr
Ein Blitz her durch die ganze Flur,
Und fuhr auf uns herab;
Und horcht, droben singen die Stimmen allsüß:
„Der Blitz hat geschlagen, komm' in's Paradies!
Gott will es! ich bat, und er gab.“

7.

Der Morgen lacht am Himmelblau,
Schenkt in die Blumenkelche Thau,
Und spielt im Quellenstrahl,
Am Kreuz auf dem Berge, im sonnigen Schein,
Da liegen und beten die drei Jungfräulein,
Gar heimlich im Geiste zumal.

Sie schaun hinauf in sel'ger Lust;
Nein, sonst hat nichts von Glück gewußt
Die Brust, von Liebe nichts;
Jetzt schwimmen die Goldpurpurwölkchen erst schön,
Jetzt dürfen die Grüße mit ihnen erst gehn,
Sie kommen vom Boene des Lichts!

Da wird's auf einmal schwarz und trüb,
Als ob ein Wetter sich erhüb,
Wird Nacht es um Mittag;
Und Donner, horcht, rollen dumpf, dunkel und schwer,
Und weiß fallen Feuer vom Himmel umher,
Horch, wehe, da schmettert ein Schlag!

„Geht, liebe Schwestern, geht hinein,
Mechthildis muß alleine sein,
Ich weiß es wohl, die stirbt;
Ich weiß es, die flammigen Blitze sind nur
Die lichtrothen Balken, die Lockung zur Flur,
Die Ehre, Treu', Muth uns erwirbt.

„Geht hin, und bringt mir aus dem Haus
Stuhl, Spindel und Brevier heraus,
Wie's uns die Mutter gab,
Arbeiten und beten, und wachen und flehn,
Muß bis zu der letzten Stunde geschehn,
Dann geht sich's so wacker ins Grab.“

Mechthildis saß den ganzen Tag,
Sie lächelt froh bei jedem Schlag,
Arbeitet, betet, wacht;
Die Schwestern da drinnen, die weinen und schau'n,
Der Tag bringt den Abend, die Nacht bringt das Grau'n,
Mechthildis bleibt sitzen die Nacht.

Wohl manchmal flammt das goldne Haar
Langwehend hin, selbst blitzesklar
Im Blitz, der um sie bebt,
Sie lächelt, knie't nieder, sie betet und weint,
Ob nicht ihr der Strahl der Vereinung erscheint,
Der letzte Blitz fällt und sie — lebt.

8.

Der Morgen putzt sich gelb und blau,
Sein Kleid blitzt all von Demantthau,
Mechthild weint still für sich.
O sieh doch, Mechthild, wie die Schwestern sich freun,
Sie herzen sich minnig mit inniger Treu'n,
„Wir sterben so gerne für dich.“

Doch wieder hebt der Rabe Wind
Die schwarzen Flügel so geschwind,
Gewitterwolkenschwer,
Da ruft Fräulein Bertha so freudig hinein:
„Nein, herzige Schwestern, nein, ich werd' es sein,
Die Lanzen, sie blitzen so sehr!“

Wie sitzt das Fräulein Bertha still
Auf goldnem Stuhl und dreht die Spill,
Und singt und betet drein;
Wie harrst du am Tage so freundlich und klar,
Wie funkelt zu Nächten dein lichtbraunes Haar,
Du Engel im himmlischen Schein!

Die Schwestern weinen, ach, und schau'n
Hinaus in Nacht, in Sturm und Grau'n,
Die Blitz und Schlag durchbebt,
Und Bertha knie't nieder, sie lächelt, sie weint,
Ob nicht ihr der Strahl der Vereinung erscheint,
Der letzte Blitz fällt und sie — lebt.

O feiner Morgen strahlig blau,
Bringst du noch einmal Licht und Thau
In der drei Fräulein Brust?
Wie liegst du, o Bertha, so seliglich warm,
Umrungen vom schwesterlich minnigen Arm,
Wein' nicht, daß du leben noch mußt!

Die Fräulein liegen an dem Kreuz,
Das Leben hat doch einen Reiz,
Gebet und Sonnenschein;
O werde so grau nicht, du hohes Gezelt,
O rolle nicht, Donner, im Zorn ob der Welt,
O züngelndes Zischen, halt ein!

9.

Allein in ihrer Kammer sitzt
Gar still das jüngste Fräulein itzt,
Der Ewigkeit gedenk:
Von Schauern fühlt lind sie den Busen bewegt,
Dann küßt sie das Kreuz, das am Herzen sie trägt:
„Dank, Heiland, für's Heilesgeschenk!"

Drauf thut sich auf die kleine Thür,
Der fromme Pfarrherr tritt herfür,
Im goldnen Meßgewand,
Die Händ' auf dem Haupte der huldigen Braut:
„Dem Bräut'gam dort werde, so spricht er „getraut,
Sanft prüft dich die segnende Hand."

Die Kniend' hebt sich vom Boden mild,
Ein süß demüthig Engelbild,
Vom Sehnsuchtsfeu'r umglüht,
Da öffnet der Beicht'ger den heiligen Schrein,
Und spendet der Durst'gen den purpurnen Wein,
Dem Blut des Erlösers entblüht,

So trinkt vom Blut, so ißt vom Leib,
Das halb schon strahlverklärte Weib,
Daß seinen Himmel grüßt,
Dann nimmt sie ein Schriftlein auf Pergamen,
Drauf Worte der Liebe, gleich Engelein stehn,
Der Liebe, die alles versüßt.

„Gebt, Herr, wenn ich gestorben bin,
Dies Testament den Armen hin
Der christlichen Gemeind';
Am Tag da ich wandle die himmlische Bahn,
Soll'n hier alle Hungrigen Speisung empfahn,
Damit mir kein Auge mehr weint."

10.

Um's hohe Bergkreuz fleucht der Blitz,
Da, Jutta, harret dein der Sitz,
Bist du es, die ich seh',
Stillwandelnd, ach, still von des Abschiedes Leid,
Den Stürmen zum Spiele das flatternde Kleid,
Lichtweiß wie der strahlende Schnee?

Der Sturm wächst an mit jedem Schritt,
Die Ruh' in ihrem Busen mit,
Von Ahnung weich umbebt,
Sie lächelt, knie't nieder, sie betet und weint,
Ob nicht ihr der Strahl der Vereinung erscheint,
Der erste Blitz fällt und sie — lebt!

Sie lebt, wo alles Leben quillt,
Am Born, der alle Sehnsucht stillt,
Wo erst die Liebe wohnt;
O Vater, o Schwestern, o weinet doch nicht,
Seht doch, wie sie dort sich den Myrthenkranz flicht,
Der Lieben und Leiden belohnt.

11.

Das Kirchlein glänzt im Fackelschein,
Drin sitzt die weinende Gemein,
Und singt gedämpft ein Lied;
Zwei Ritter da draußen die reiten daher,
„O kündet, Herr Burgvogt, die traurige Mähr,
Wer ist es, sagt schnell es, der schied?"

Der Burgvogt führt sie stumm ans Grab
Sie steigen in die Gruft hinab,
Die Fräulein Jutta barg:
Drei goldene Saiten, ein blutiges Band,
Das brandgelb drei silberne Rosen umwand,
Die legen sie hin auf den Sarg.

„Du Bruder, den auf ferner See,
Ein Strahl vom Himmel sonder Weh
In seine Wonne nahm,
Du seliger Schiffer zum ewigen Land,
Du kamest zu Hafen am sonnigen Strand,
Du riefest noch „Jutta!" — sie kam!"

12.

Es war ein trübes Festgelag
An beider Ritter Ehrentag,
Der Burgherr saß so bleich,
Wie manchmal wurde hinüber geblickt
Zur lieblichen Rose, im Sommer geknickt,
Die Herzen war'n alle so weich.

Sie saßen Abends an dem Bach,
Und gaben seufzend manch ein Ach!
Den kleinen Wellen mit;
Da stands gegenüber auf einmal so klar
Wie Silber, im Geist Fräulein Jutta es war.
Die leis' aus der Waldesnacht schritt.

Sie hob zum Haupt die weiße Hand,
Wo ein weitleuchtend Perlenband
Der Locken Schmelz durchwob;
Und sie, darüber erglühten zum Kranz
Drei himmlische Rosen im silbernen Glanz,
Und horch, welch ein Wort sich erhob:

„Zwölf volle Monden sind es schon,
Daß euch mein reiner Geist entflohn,
So weint nicht mehr um mich;
Laßt schlafen die Hülle so süß und so tief,
Sanft schläft sie, wie einst sie im Mutterarm schlief,
Lebt, liebt, werdet glücklich wie ich."

Denn meiner Seele Seligkeit,
Die sagt sich nicht, weil diese Zeit
Kein Maaß noch dafür giebt;
Drum kommt bald, und glaubt mein verschwebendes Wort
O Lieben! der Himmel des Himmels ist, dort
Zu finden, was hier wir geliebt."

Die Boyneburg steht lang schon leer,
Kein Ritter wohnt da droben mehr,
Doch drunter liegt ihr Hort,
Denn jetzt noch, wenn trauernde Liebe dort weint,
Steht's schneeweiß am Schloßthor, die Jungfrau erscheint,
Zeigt still himmelan, und schwebt fort.

Franz Friedrich Freiherr von Maltitz.

Das Leben dieses Schriftstellers ist uns nur soweit bekannt, als wir wissen, daß er zu Ende des 18. Jahrhunderts in Ostpreußen geboren wurde, nach vollendeten Studien und beim Umsturz der französischen Gewaltherrschaft mit der russischen Regierung in Verbindung kam, zum kaiserlich russischen Staatsrath erhoben und mit den Ritterkreuzen mehrerer Orden ausgezeichnet wurde. Er lebte als Mitglied der russischen Gesandtschaft längere Zeit in Berlin, später in München.

Von ihm erschien:

Athalia. Trauerspiel nach Racine. Karlsruhe 1816, 8.
Alzire. Trauerspiel nach Voltaire. Ebendas. 1817, 8.
Gedichte. Ebendas. 1817, 8.
Die Geister auf Yburg. Rittersage. Ebendas. 1817. 12.



Demetrius. Trauerspiel nach Fr. v. Schiller's Entwurf. Ebendas. 1817, 12.

Ein feines, durchgebildetes Talent, dessen Leistungen sich durch Anmuth und Correctheit auszeichnen, was sich vorzüglich in seinen Uebersetzungen beurkundet. — Sein Trauerspiel „Demetrius" erscheint zwar auf einigen Bühnen, würde aber glücklicheren Erfolg gehabt haben, wenn nicht den Zuschauern stets die Vergleichung zwischen dem, was Schiller bei ihm vergönnter Vollendung geschaffen hätte, mit der vorliegenden, nothwendig schwächeren Arbeit v. M's vorschwebte. —

Gedichte von Franz Friedrich Freiherr von Maltitz.

Auf den Sieg bei Leipzig am 19. October 1813.

Endlich bist du, hoher Tag, erschienen,
Welchen unser wärmster Wunsch erfleht,
Eine neue Hoffnung seh ich grünen
In dem Strahle deiner Majestät.
Aus der Nacht, die unsern Blick umgeben,
Stiegst du auf, ein leuchtend Meteor,
Und im Glanze dieser Hoffnung heben
Alle Herzen freudig sich empor.

Tief erniedrigt in der Knechtschaft Banden,
Lag des freien deutschen Mannes Kraft;
Düstre Nebel seinen Geist umwanden,
Feige schien sein Heldenarm erschlafft,
Lastend drückten ihn die schwersten Ketten,
Seine heil'ge Freiheit schien dahin
Und nichts konnte ihn erretten
Als ein fester deutscher Sinn.

Aber als auf seiner kühnsten Höhe,
Schon die Erde den Tyrannen sah,
Fürchtend, daß er nimmer untergehe,
War die Nemesis ihm rächend nah.
Endlich sah die Welt die Hoffnung schimmern
Zu erringen, was sie einst verlor;
Und auf Moscau's heil'gen Trümmern
Dämmerte der Freiheit Strahl empor.

Drohend drangen die gewalt'gen Schaaren,
In Rutheniens nie bezwungnes Land,
Aber bald zerstreut, besieget waren,
Sie durch Alexanders starke Hand.
Mit des Heldenmuthes edlem Feuer
Ward der Rettung großes Werk vollbracht,
Siegend stürzt der hohe Weltbefreier
In den Staub herab der Feindes Macht.

Schrecklich ward der Schreckliche gerichtet,
Und die Nerve seiner Macht zerstört,
Seines Ruhmes Nymbus sank vernichtet,
Friedrich Wilhelm griff zu seinem Schwerdt,
Und das Gluthgefühl der Rache stählet
Seiner Völker Herz zum heil'gen Streit;
Und des großen Friedrichs Geist beseelet
Ihre Brust mit hoher Tapferkeit.

Prag, wir sahn in deiner Mauern Kranze,
Drei erhabner Herrscher Herrlichkeit,
Deren jeder in der Waffen Glanze,
Seinen Feind die Friedenspalme beut.
Nicht der Ehrsucht schreckliche Begierde
Leitet' sie zum blutigen Gefecht,
Glüh'nder Eifer für der Menschheit Würde,
Für die hohe Freiheit und das Recht.

Männlich führte Oestreichs tapfre Söhne
Franz, des edlen Herrschers Machtgebot,
Werth, daß ihn der schönste Lorbeer kröne,
In den Streit zum Siege oder Tod.
Und vereiniget zum Kampf der Rache,
Und vereint zur kühnen Gegenwehr
Zog vertrauend auf die heil'ge Sache
Wider seinen Feind das muth'ge Heer.

Zittre, stolzer Feind, an deine Küsten
Rauscht die strenge Nemesis heran,
Deine Ehrsucht facht in Aller Brüsten
Der gerechten Rache Flammen an.
Endlich ist die Herrschaft dir entrissen,
Und gebeugt dein kühner Uebermuth,
Und das schrecklich strafende Gewissen
Rächt an dir das schon vergoßne Blut.

Heil'ger Sieg, den Heldenmuth erstritten,
Den der Weisheit reifer Plan erzeugt;
Alles, alles, was wir je gelitten
Diese hohe Wonne übersteigt.
Wer vergäße nicht des Leidens Nächte,
Und den eisern schweren Druck der Zeit,
Wenn im herrlichen Gefechte
Endlich siegte die Gerechtigkeit?

Ha! schon flattern deine stolzen Fahnen,
Deutschland, siegbekränzt im Hauch der Luft,
Und das Reich der mächtigen Germanen
Wird des fremden Unterdrückers Gruft.
Eng schloß sich dein Volk aufs neu zusammen,
In dem Sturm, dem es entgegenstrebt',
Wie der Phönix aus des Grabes Flammen
Neu verjüngt zum Sonnenlichte schwebt.

Heil euch! siegbekrönten tapfern Heeren,
Auf des Ruhmes lorbeervoller Bahn;
Ewig wird die Nachwelt euch verehren,
Ewig staunt sie eure Thaten an!
Einer Welt die Freiheit zu erringen
Drangt ihr muthig heldenkühn hervor,
Auf des Sieges goldnen Schwingen
Steigt ihr zur Unsterblichkeit empor.

Jubelt Völker, jauchzt in hoher Wonne,
Jauchzt im millionenfachen Chor;
Denn es schwebt der Freiheit hehre Sonne
Am verklärten Horizont empor.
Bald wird euch der holde Friede kränzen,
Doch in strahlenvoller Herrlichkeit
Wird der Name Alexanders glänzen,
Der euch von der Knechtschaft Joch befreit.

An den Septimius.

(Von Horaz.)

Septimius, der du zu Gades Küsten
Mir folgen würdest in der drohendsten Gefahr!
Zu dem Cantabrier, der nie in seinen Wüsten
Gehorsam unserm Joche war,
Bis zu der Syrten unwirthbarem Lande,
Wo stets die Welle schäumt am Felsenstrande!

O möchte meines Alters sichre Wohnung
Doch Tibur sein, das einst ein Grieche hat erbaut,
O wäre es mein Ziel, die süßeste Belohnung
Für mich, im Kriegesdienst zu Land und Meer ergraut.
Gönnt mir der Parzen Zorn auch hier nicht zu verweilen,
So muß ich zu Galesus Ufern eilen,
An welchen wollenreiche Lämmer weiden,
Wo sich ausbreitete Phalantus Reich;
Vor allen Ländern lacht mir Tibur's Hain voll Freuden,
Sein Honig kömmt Hymettus Honig gleich,
Vom blüh'ndem Weinstock ist es weit umgeben,
Wetteifernd prangt es mit Venafro's Reben.
Des Winters Kürze und des Frühlings Länge
Schenkt Jupiter und Aulon grün umkränzt
Von Reben, deren farbenreiche Menge
Mehr als Falernums Traube glänzt.
Und diesen Ort und diese stillen Höhen
Sollst du vereint mit mir, Geliebter, sehen.
Wann ich im Sturm der Jahre einst gesunken,
So weine dort auf meinem Grab,
Mit Thränen netze dann der Asche letzten Funken
Des Dichters, der sich dir als Freund ergab.

An den Apollo.
(Nach Horaz.)

Was fleht der Dichter von Apollo's Güte?
Was bittet er, wenn er den jungen Wein
Ihm opfernd gießt mit dankendem Gemüthe?
Nicht den von goldner Saat umrauschten Hain
Sardiniens, und nicht des Reichthums Quelle,
Calabrien, nicht Elfenbein und Gold,
Nicht die Gefilde, wo des Liris Welle
Des stillen Flusses klare Woge rollt.

Mag der sich an Calener Trauben laben,
Dem sich des Schicksals Gnade hat gezeigt;
Aus Golde trink' er den durch reiche Gaben
Erworbnen Wein, den Syrien erzeugt.
Der Glückliche, der selbst den Göttern theuer,
So oft drang durch der Wogen schwarzes Grab,
Und durch die schauervollen Ungeheuer
Des Meers, dem Atlas seinen Namen gab.

Mir lächelt der Olive buntes Prangen,
Der süßen Malve schimmerndes Gewand.
Apollo, laß mich nur nach dem verlangen,
Was zum Genuß mein Wunsch bereitet fand!
Gieb mir des hellen Geistes starke Tugend,
Die sich mein Herz zum schönsten Gut erwählt:
Ein Alter, welchem nie die Kraft der Jugend,
Nie die Begeisterung der Lyra fehlt!

Ode bei dem Schlusse des Friedens 1814.

Ha! so stehst du, herrlicher vollendet,
Hohes Werk, im lichten Schimmer da,
Wie noch nie von solchem Glanz verblendet
Je die graue Weltgeschichte sah;
Und die Menschheit, die in schwarzen Nächten
Der Verzweiflung, der Bedrückung lag,
Fühlt sich neu in ihren heil'gen Rechten,
Grüßet jubelnd ihren schönsten Tag.

Herrlich tönte aus den Helden Reihe,
Der Trompeten stolzer Feierklang;
Höher grüßet dieses Tages Weihe
Unsrer Barden jubelnder Gesang.
Ach! des Sieges heil'ge Fahne wehte
Aus des Todes dunkelrother Fluth;
Aber dieses Tages Morgenröthe
Leuchtet uns in reiner Himmelsgluth.

Was im blut'gen Streite jener Schlachten,
In des Todes leichenvoller Flur,
Unsrer Helden Schwerdter einst vollbrachten,
War die Aussaat dieser Erndte nur.
Heute reift, was muthig sie errungen,
Heute sproßt die Blüthe ihrer That,
Herrlich hat zum Lichte sich geschwungen
Ihres Blutes theure Opfersaat.

Darum wende heut' bei dieser Feier
Heil'ger Stunde, deinen frohen Blick
Mit des frommen Dankes reinem Feuer,
Auf der Leiden schreckliche zurück;
Nimmer sei die dunkle Zeit vergessen,
Und der Todesnächte banger Kreis,
Reiner glühender wirst du ermessen,
Deiner Rettung hohen Werth und Preis.

Schweigend lag es einst wie Grabesstille,
Schrecken brütete die Mitternacht;
Aber bald aus dieser schwarzen Hülle
War der grimmige Orkan erwacht,
Und der Morgen leuchtete durch Flammen,
Aus den Gluthen floh die alte Nacht,
Und im Fall versöhnet sank zusammen
Mit den Hütten der Palläste Pracht.

Aber da erschienst du, hehre Stunde,
Eine Glorie im lichten Schein,
Da zum ewig festen Bruderbunde
Sich die Völker schloßen im Verein.
Durch der leichenvollen Städte Trümmer
Eiltet ihr zu eurer Heldenbahn,
Und des heil'gen Kreuzes heller Schimmer
Leuchtete zum Siegen euch voran.

Und den Oelzweig sahen wir umweben,
Unsrer Helden ernsten Lorbeerzweig,
Und die Friedenssonne sich erheben
Aus der Nächte schauerlichem Reich.
Die Erhabnen, die mit Heldenstärke
Zu Europens Rettern sich geweiht,
Eilten zu dem großen Friedenswerke
In des Friedens sichrer Einigkeit.

Und in neuer Siegeskraft erkennen
Wir auf's neu die Retter einer Welt;
Nichts vermag den heil'gen Bund zu trennen,
Den die Ewigkeit umschlungen hält.
Und belohnet ward der Völker Glaube,
Und das große Friedenswerk vollbracht,
Fruchtlos zürnend nur in seinem Staube
Lauschte grimmig das Geschlecht der Nacht.

Ew'ge Glorie wird euch umwallen
In der spätsten Enkel ferner Zeit,
Siegreich tratet aus den Kämpfen allen
Weltbeglückter ihr im Heldenstreit.
Glorreich habt die Hydra ihr bezwungen,
Und durch Großmuth euern Sieg erneut;
Doch der herrlichste, den ihr errungen,
Schmückt euch heute mit Unsterblichkeit.

Und so stehst du herrlicher vollendet,
Hohes Werk im lichten Schimmer da,
Wie noch nie von solchem Glanz verblendet
Staunend je die Weltgeschichte sah.
Und in ihrer Hoffnung goldnen Stunden
Grüßt die Menschheit ihren schönsten Tag,
Lichtvoll hat dem Chaos sich entwunden,
Was im Schooß der Finsternisse lag.

Die Feuersbrunst in der Nacht vom 20. auf den 21. Februar 1815.

Ha! was ist es, das des Himmels Veste
Mit des Todes blut'gen Farben mahlt?
Ist's der Schimmer stürzender Palläste
Der die graue Wölbung überstrahlt,
Neigten eines Felsenschlosses Hallen
Der Vernichtung ihrer Mauern Pracht,
Deren stolze Zinnen nicht gefallen
In des Zeitenstromes wilder Macht.

Dort, vom dunkelblauen Horizonte,
Den des Abends lichter Scheidestrahl
Jüngst mit bunten Farben übersonnte,
Flieht der hellen Silbersterne Zahl.
Wie vernichtet sanken sie zusammen
Alle in des Blutes dunklem Meer,
Und verbleichend in des Todes Flammen
Leuchten sie zur Hoffnung, ach! nicht mehr.

Hier, von dieses Hügels steiler Höhe,
Der Zerstörung schauerliches Bild,
Schon in fürchterlicher Nähe,
Sich dem bangen Wanderer enthüllt;
Dunkelblutig in der weiten Fläche
Liegt es da, ein drohender Vulkan,
In dem Lichte dieser Feuerbäche
Spiegelt sich die hohe Sternenbahn.

Ach, auch hier, wo in des Friedens Mitte
Einfach still Genügsamkeit gewohnt,
Hat des Armen niedre Hütte
Deine Wuth, o Flamme! nicht verschont,
Und die Frucht von Jahren sinkt als Beute
In dein offnes todtenhelles Grab;
Horch, der Glocke wimmerndes Geläute
Tönt vom hohen Kirchenthurm herab.

Hülfe scheint und Rettung zu erflehen
Ihrer Klagestimme düstrer Klang,
Der so oft die blauen Höhen
Mit der Feste Feierton durchdrang.
Drohend wogen schon die Feuerwellen
An der alten Kirchhofmauer Rand,
Und die Todtenkreuze sich erhellen,
Die mit Blumen Liebe jüngst umwand.

Selig ihr, die ihr im stillen Haine
Um der Kirche dunkle-Halle ruht;
Fruchtlos röthet eurer Leichensteine
Bleiche Gipfel der Vernichtung Gluth.
Glückliche, in eurer Friedensstille
Rührt kein Jammer euer taubes Ohr,
Und aus eurer Wohnung sichrer Hülle
Schreckt euch das Entsetzen nicht hervor.

Zitternd fliehn dort Kinder, schwache Greise,
Deren Kraft den Jahren schon erlag,
In der Todesflammen düsterm Kreise,
Aufgeweckt vom fürchterlichen Tag
Wanken sie aus ihrer Hütte Räumen
Wie zerschmettert von des Schicksals Last,
Aufgeschreckt aus ihrer Hoffnung Träumen,
Ehern von der Wirklichkeit umfaßt.

Sieh, wie kämpfen zischend mit den Gluthen,
Stets in frischer Wogenkraft erneut,
Für die Rettung ringend dort die Fluthen
Ihres Daseins fürchterlichen Streit.
Aber zum Verderben eng verbündet
Haucht den Gegner tobend der Orkan,
Neu zum schrecklichen Triumph entzündet
Zu den Wolken siegender hinan.

Doch die Hoffnung trägt auf seinen Schwingen
Der, von welchem das Verderben stammt,
Rettung muß der Fürchterliche bringen,
Der die ungeheure Gluth entflammt.
Schwarze Wolken thürmt er ihr entgegen
Aber nicht wie sonst ein Schreckensbild;
Denn in Strömen senden sie den Regen
Auf das rothe, brennende Gefild.

Ausgestorben liegt die öde Stelle,
Im Gewande der Vernichtung da,
Die der Abendsonne lichte Helle
Noch im grünen Friedensschmucke sah,
Fand die Mitternacht im blut'gen Schimmer
Ringend in des Todes Flammengrab,
Und der Morgen leuchtet jetzt auf Trümmer
Auf verzweifelnd Irrende herab.

Nur des Tempels stille Friedenshalle
Schimmert unverletzt im Morgenglanz,
Unversehret sind die Gräber alle
Und der Todtenkreuze goldner Kranz;
Zu dem Heiligthum der Gnade winken
Sie der Unglückskinder bleiche Schaar,
Und im flehenden Vertrauen sinken
Nieder sie am leuchtenden Altar.

Gott der Allmacht, Vater voll Erbarmen,
Der die Nacht der Trübsal uns gesandt,
Trockne mild die Thränen deiner Armen
Durch der Brüder liebevolle Hand!
Heilung schenke ihrer Leidenswunde,
Kraft und muthig tragende Geduld;
Nach der Prüfung schreckenvoller Stunde
Zeige herrlicher sich deine Huld!

An Julia Barine.

Nach Horaz. Ode VIII. Lib. II.

Wohl würd' ich trauen dir, wenn nur am Ende
Dein Meineid schädlich möchte für dich sein,
Wenn er verminderte die Schönheit deiner Hände,
Und trübte deiner Zähne Elfenbein;
Doch wenn du mit verbrecherischen Schwüren
Dein treulos Haupt dem Orcus hast geweiht,
Dann eilt Cythere dich mit neuem Reiz zu zieren,
Und höher steigt der Männer Zärtlichkeit.
So nützt es dir, der unbestraften Schönen,
Der Mutter Asche in dem Todtenhain,
Des Himmels Sterne schwörend zu verhöhnen,
Der Götter ewigen unsterblichen Verein.
Selbst Venus lächelt dir von ihrem Throne
Mit ihrer Nymphen Schaar in Paphos Hain,
Und mit Cupido, ihrem Sohne,
Der Pfeile schärft auf blut'gem Kieselstein.
In allen Jünglingen, die Romas Mauern fassen,
Siehst du ein Sclavenheer für dich erblühn,
Und selbst die Langgetäuschten nicht verlassen,
Wie oft sie drohten — die Gebieterin.
Dich scheun die Mütter, dich der Greis für seine Söhne
Der Neuvermählten unglücksel'ge Schaar,
Für ihren Gatten fürchtet deiner Schöne
Verrätherische reizende Gefahr.

An Mäcenas.

Lib. II. Ode XII. Carm.

Verlange nicht Numantia in Trümmer
Gestürzt, nicht Hannibal im wilden Kriegesdrang,
Nicht der Siculer Meer im blutigrothen Schimmer
Zu singen hören von der Lyra Klang.

Nicht jenen Streit, den die Lapithen einst gerungen,
Nicht Hylaeus von Bacchus Wuth belebt,
Der Erde Söhne nicht, die Herkules bezwungen,
Vor denen einst Saturnus Haus erbebt.

Nein, zeichne mit dem Griffel der Geschichte
Des großen Cäsars Heldenschlachten auf,
Die droh'nden Könige, die er im stolzen Lichte
Geführt in des Triumphes Siegeslauf.

Mich heißt die Muse nur Lycymnien besingen,
Nur ihrer Augen hellen Flammenschein,
Nur unser Herz, das ewig wird umschlingen
Der Liebe Band im seligen Verein.

Wie reizend mischt sie sich in unsrer Jungfrau'n Chöre,
Wie glänzend sie beim muntern Spiel erscheint,
Wenn um Dianens Weihaltäre
Der Tag des Festes sie vereint.

Sprich, möchtest du die Schätze alle
Des Perserköniges, und die uns bietet dar
Der Phryger, der Araber reichste Halle,
Eintauschen für ihr goldnes Haar.

Wenn sie zu deinem Kuß sich willig neiget,
Wenn sie mit leichter Strenge ihn versagt,
Den sie, obgleich sie selbst sich unerbittlich zeiget,
Oft selber dir zu rauben wagt.

Ariadne an Theseus.

Nach Ovid.

Dir glich an Grausamkeit kein Unthier je der Wüste,
Kein Unmensch lohnte so den, der sich ihm vertraut!
Dies ruf' ich, Theseus, hier an dieser öden Küste,
Wo treulos du verlassen deine Braut,
Wo mich mein Schlaf dem Schrecklichen verrieth,
Der ihn benutzend, meinem Arm entflieht;
Im winterlichen Reif erschien der Morgen,
Es klagt der Vögel Chor im Laube dicht verborgen.

Noch kaum erwacht, um Theseus zu umpfangen,
Hob träumend meine Arme ich empor;
Sie suchten ihn in zärtlichem Verlangen
Und fanden nichts, als daß ich ihn verlor.
Es floh der Schlaf, den Einzigen zu missen
Mir jetzt die schrecklichste Gewißheit war;
Jetzt ward die Brust im wilden Schmerz zerrissen,
Und mein von Schlummer noch verwirrtes Haar.

Noch schimmerte der Mond, ich blickte nach dem Strande,
Doch ach! nur ihn mein banges Auge fand;
Bald hier- bald dorthin ich die irren Schritte wandte,
Unwegsam hindert sie der Wüste dürrer Sand;
Am Ufer, lauter als die Woge rollte,
Erklang dein Name von dem Felsenstein
So oft als ich, rief dich der Ort, er wollte
Der Unglückseligen zur Rettung günstig sein.

Es war ein Berg, der jetzt mit kärglichen Gesträuchen,
Als Fels sich über rauhe Wogen neigt;
Verzweiflung gab mir Kraft den Gipfel zu erreichen
Das unermeßne Meer sich meinen Blicken zeigt.
Ich sah den Wind in deine Segel wehen,

Feindselig war mir auch das Reich der Luft.
Sah ich es, oder glaubt' ich's nur zu sehen,
Mich faßte schon der kalte Hauch der Gruft.

Nicht lange läßt der Schmerz mich ruhig weilen,
Und „Theseus" ruft die Stimme meiner Qual,
Was fliehst du, hemme deines Schiffes Eilen,
Noch mangelt ja ihm seine Zahl,
Und Eindrung muß die Thräne mir gewähren,
Ersetzend was das Wort durch sie verlor,
Auf daß du säh'st, was du nicht konntest hören,
Hob winkend meine Arme ich empor.

Ein weiß Gewand ließ ich in der Verzweiflung Schnelle
Die Luft durchwehn, daß dir's ein Zeichen sei,
Du schwanbest meinem Blick, der Thränen reichste Quelle
Benetzt' die matten Augen jetzt auf's neu.
Was sollten sie, als mich beweinen,
Nachdem sie deine Segel nicht mehr sahn,
Bald irrt' ich wild umher, gleich wie in Bacchus Hainen
Die Priesterin in ihres Gottes Wahn.

Bald ruht' auf einem Stein ich aus, mit bleichen Wangen
Schien ich ein kalter Felsenstein wie er;
Zum Lager eilt' ich bald, das beide uns umfangen,
Das beide wir verließen, ach! nicht mehr.
In deiner Schritte Spur trat ich an deiner Stelle,
Wo du geruht, rief ich mit nassem Blick:
Mit ihm vereint sah mich des Abends bleiche Welle,
O Morgen, gieb mir ihn zurück! —

Darf ich den Ort nicht, wie ich kam, verlassen,
Wo find' ich meines Daseins bessern Theil?
Soll in Verzweiflung ich und hülflos hier erblassen,
Kein Menschenantlitz zeigt mir Rettung hier und Heil.
Vom Meer ist diese Küste rings umgeben,
Kein Schiff naht rettend diesem öden Strand;
Wohin auch? wenn ein Gott es mir gegeben!
Verschlossen ist für mich das Vaterland.

Ja! flög' ich auch dahin auf Aeols leichten Flügeln,
Durch friedlich stille Fluth, so bin ich doch verbannt,
Nicht seh ich sich im Meer mit hundert Städten spiegeln
Dich, Creta, Jovis theures Land,
Wo mein gerechter Vater herrscht; verrathen,
Entehrt hat euch, Geliebte, meine That,
Da jenen Sieger einst mein sichrer Faden
Geleitet aus des Labyrinthes Pfad.

Du schwurst: auf ewig bist du jetzt die Meine,
So lang ein Athem unsern Busen hebt;
Wir leben, und ich bin's nicht mehr, wenn eine
Verlassene, Verrathne anders lebt.
Hätt' mit des Bruders Blut mein Blut benetzt die Erde!
Hätt'st du mit meinem Tod gelöset deinen Eid!!
Jetzt schrecket mich nicht nur, das, was ich leiden werde,
Nein alles, alles, was Verlaßnen dräut.

Vernichtung naht sich mir in tausend von Gestalten,
Ach, nicht so schrecklich ist der Tod, als sein Verzug;
Schon scheint bald hier bald dort vor meinem Sinn zu walten
Der wilden Wölfe räuberischer Zug.
Auch Löwen hegt vielleicht dies Land im dichten Schleier
Der Waldesnacht, vielleicht auch Tiger es ernährt;
Oft wirft das Meer an's Land der Tiefe Ungeheuer,
Und wer beschützt mich vor der Menschen Schwerdt?

In Knechtschaft stirbt vielleicht für mich der Freiheit Flamme,
Im Sclavendienst ermattet meine Hand,
Die ich von Minos und der Tochter Phöbus stamme,
Die einst als Braut mit dir verknüpft ein heil'ges Band!
Meer, Land und Ufer füllen mich mit Schrecken,
Die Erde droht mir wie die Fluth so viel;
Doch selbst der Himmel muß Entsetzen mir erwecken,
Verlassen bin ich hier, der wilden Raubsucht Ziel!

Und wenn auch Menschen dieses Land bewohnen,
Mir ist die Treue ja der Fremdlinge bekannt;
O möcht' Androgeus doch noch mit dem Vater thronen!
O hätte nicht den Mord gebüßet Cekrops Land!
O konntest du doch nie den Kampf vollenden,
In dem du niederwarfst die grause Zwiegestalt!
Hätt' ich den Faden nie vertrauet deinen Händen,
Der oft die Hand der Spinnerin durchwallt!

Was staunen wir, daß du den Sieg errungen,
Daß Creta's Boden trank des Minotaurus Blut.
Die ehrne Brust ward nicht von seiner Wehr durchdrungen,
Sie schützte dich vor deines Feindes Wuth.
Hier trugst du eine diamantne Hülle,
Doch deinem Herzen weicht an Härte dieser Stein.
Grausamer Traum, warum umschloß mich deine Fülle,
Konnt' ich auf einmal nicht ein Kind der Nächte sein?

Grausamer Aeolus, zu früh hast du erwecket,
Dein Heer, zu früh erfüllt, was meine Thräne bat!
Grausame Hand, von unserm Blut beflecket,
Die Treue, die du gabst, verrieth die schwarze That.
Den Bund, mich zu verderben, mußten Schließen
Der Schlaf, mein Glaube, und das Reich der Luft!
Wird keine theure Hand mein Auge sanft verschließen,
Weint keine Mutter mehr an meiner Gruft?

In fremde Lüfte hauch ich hier mein Leben,
Und keine Freundin seufzt, daß die Geliebte starb;
Des Meeres Vögel meinen Leib umschweben,
Ist das die Gruft, die Liebe mir erwarb? —
Dich wird Cekropia, das Vaterland, umfangen,
Erzählen wirst du dann auf hoher Burg dem Freund:
Wie du das Irrgewind des Labyrinths durchgangen,
Wie du bezwungen hast den fürchterlichen Feind.

O dann vergesse nicht, Siegprangender zu sagen:
Wie du verlassen mich am öden Strand;
Nicht Aegeus Gattin hat, nicht Aethra dich getragen,
Erzeugt hat dich das Meer, die rauhe Klippenwand.
Hätt'st du auf mich geblickt von deines Schiffes Höhen,
Du hättest Thränen meinem Loos gezollt.
Auch jetzt im Geiste wag' es mich zu sehen,
Am Felsen hängend, wo die Woge rollt.

Sieh mein verwirrtes Haar die bleiche Stirn umweben,
Von Regen schwer, von Thränen mein Gewand,
Es bebt mein Leib, wie schwache Halme beben,
Und zitternd regt sich nur die matte Hand.
Vergeltung will ich nicht von dir empfangen,
Frei sprech' ich dich von jeder Dankbarkeit;
Doch frägt der Rettung sehnendes Verlangen:
Warum der Strafe hast du mich geweiht?

Wenn ich auch nicht dir rettete das Leben,
Mußt du darum der Grund von meinem Tode sein?
Ich strecke dir, von Schrecken rings umgeben,
Die Arme nach vom rauhen Klippenstein.
O bei den Thränen, welche meine Wangen
Durch dich benetzen, komm zu meiner Schmerzen Hain!
O komm, und wenn der Tod mich schon umfangen,
So sammle mitleidsvoll der Dulderin Gebein!

Badens Entstehung.

Ballade.

Verbleichend um die Tannenhügel
Sank schon der Sonne goldner Strahl,
Und schaute in der Bäche Spiegel
Sein lichtes Bild zum letztenmal.
Und an des Horizontes Bläue
Hob in der finstern Bergesreihe
Des Mondes Klarheit sich empor,
Und auf des Schwarzwalds dunkeln Höhen
Aus ihren Grüften leis erstehen
Die Geister schon im stillen Chor.

Schon war in seinem bleichen Lichte
Der Eulen Todtenruf erwacht,
Da nahten aus des Waldes Dichte
Drei Wanderer im Flor der Nacht.
Nichts leitet ihre irren Schritte
Aus seiner Pfade dunkler Mitte,
Wo nur das Heer der Schatten wallt.
Hoch über ihnen in der Ferne
Des Himmels leuchteten die Sterne,
Und schwarz umhüllte sie der Wald.

Und immer düstrer wird das Schweigen,
Und immer öder wird das Thal,
Der Tannen Riesenbilder neigen
Wie Geister sich im Mondenstrahl;

Doch plötzlich leuchtet Wunderhelle
Und Rosenglanz um eine Quelle,
Erbleichend flieht die Nacht zurück.
Gleich Morgenlicht durch graue Trümmer
Erscheinen wie im Mondenschimmer
Gewebt drei Jungfraun ihrem Blick.

Und um die glänzenden Gebilde
Sich nie gesehner Zauber schlang,
Schon tönet es in hoher Milde
Von ihrer Stimmen holdem Klang:
Folgt uns, ihr Wandrer, zum Gestade
Des Wundersee's auf sicherm Pfade,
Fern von des Waldes Nachtgefahr.
Bald stellte sich mit klaren Wellen,
Die rauschend am Gestade schwellen,
Das Reich der Fluthen ihnen dar.

Sie nahn dem trügerischen Strande,
Schon winket dies ersehnte Ziel
Im weiten schimmernden Gewande;
Allein mit schauderndem Gefühl
Sehn sie in schwarzen Wogenschlünden
Die wilden Fluthen sie umwinden,
Und in ein unbekanntes Grab,
Hinunter zu des Todes Reichen,
Wo jeder Hoffnung Strahlen weichen,
Riß sie der Wirbelsturm hinab.

Doch endlich ringet sich ihr Leben
Aus der Betäubung dunklem Flor,
Und ihre müden Augen heben
Sich zum Entsetzen neu empor;
Denn weit in der krystallnen Halle
Erkennen sie die Geister alle,
Die ihre Kindheit einst erschreckt;
Und einen Greis im Schmuck der Jahre,
Im ernsten Glanz der Silberhaare,
Auf einem Thron ihr Aug' entdeckt.

Und zu des Thrones hohen Stufen,
Zum drohend harrendem Gericht,
Sind jetzt die Schuldigen berufen,
Entsetzen deckt ihr Angesicht.
Nichts kann den Richtenden bestechen,
Die That der Kühnheit nicht zu rächen,
Und jener fürchterliche Tod
Den sie den Jünglingen bereitet,
Die sie zum Seegestad geleitet,
Bald den Verführerinnen droht.

Doch mit geheimnißvollem Weben,
Von eines Gottes Macht gerührt,
Die bleichen Wandrer sich erheben,
Die sie zum Tode hingeführt,
Und flehen um der Armen Leben,
Für deren Schicksal jetzt sie beben.
Mild blickt der Greis auf sie herab:
Wohlan, des Richters ernstem Grimme
Gebiete heut der Gnade Stimme,
Da der Gekränkte selbst vergab.

So nehmet hin ein Angedenken,
Das noch die fernste Nachwelt kennt;
Unsterblichkeit wird es euch schenken,
Die späte Sage noch euch nennt.
Dem tiefen Hain der Nacht entwunden,
Den noch kein Sterblicher gefunden,
Nehmt dieser Steine theures Pfand.
Verachtet nicht die äußre Hülle,
Mit ihnen liegt des Segens Fülle
Geheimnißvoll in eurer Hand.

Wenn ihr mit diesen Felsenrinden
Berührt der Mutter Erde Schooß,
Dann windet in verborgnen Gründen
Sich diese Wunderfülle los.
Mit Ehrfurcht nützet diese Gaben,
Oft hat Verderben den begraben,
Der nicht der Götter Huld erkannt.
Er winkt, die Nachtgestalten schwinden,
Erstaunt, betäubet sie sich finden
Erwachend an des Ufers Rand.

Und freudig sie den Morgen grüßen,
Der an den Bergen stieg empor;
Die Wälder, die sie rings umschließen,
Belebt ein muntres Sängerchor.
Und was in den vergangnen Stunden
Sie kaum gelitten und empfunden,
Dünkt ihnen schon ein Traumgebild;
Doch lastend scheinen die Gewänder,
Der Anblick ihrer Rettungspfänder
Mit neuem Staunen sie erfüllt.

Der weisen Warnung schon vergessen,
Entbrennt des Einen kecker Muth,
Er schleudert trotzend und vermessen
Das seine in die helle Fluth.
Da schwärzet sich der heitre Himmel,
Es tobt im nächtlichen Gewimmel
Die Schaar der Wogen an den Strand.
Schon zischt der Blitze Flammenfeuer,
Und drohend schießt ein Ungeheuer
Mit dumpfem Brüllen an das Land.

Entsetzen flügelt ihre Schritte,
Und durch Gefahren ohne Zahl,
Durch dunkler Todesschlünde Mitte,
Durch Wald und Fels, durch Berg und Thal,
Entfernt von allem, das sie schütze,
Fliehn sie dahin in jedem Blitze
Sehn sie des Ungeheuers Blick.
Es bebt der Wald, die Tannen brausen,
Und ihre Schritte hält das Grausen,
Das sie beflügelte, zurück.

Die Rettung endlich scheint zu winken,
Des Sturmes Toben zu entfliehn;
An eines Berges Hange sinken
Entathmet sterbend sie dahin.
Ein banger Schauer sie durchbebet,
Da rollt wie eilend und belebet
Der Zauberstein aus dem Gewand.
Und donnernd von der Felsen Gipfel
Durchschmettert er die Tannenwipfel
Und stürzet sausend auf das Land.

Verschwindend mit des Blitzes Schnelle,
Durchbohrt sein Fall der Erde Schooß,
Dumpf brauset es, wie ferne Welle,
Und zischend färbt sich Gras und Moos,
Und leuchtend hob aus ihren Grüften
Sich eine Wolke zu den Lüften
Im goldnen Regenbogenschein.
In Phöbus hellen Flammenblicken
Erschien sie schön wie das Entzücken
Der Hoffnung dem verstummten Hain.

Und alles lockt die Wunderfülle
Zur kühnen Felsenhöh empor,
Und aus des Haines ernster Stille
Trat bald Aurelia hervor.
Hier in dem Strom der Bergeswelle
Erfrischet sich des Lebens Quelle,
Und strömt in hoher Kraft erneut;
Du eilst vergnügt von ihrem Strande,
Und fühlest leichter deine Bande
Im Thale der Vergänglichkeit.

So rausche, heil'ger Quell, entrungen
Dem Schooß geheimnißvoller Nacht;
Aus Zauberkräften einst entsprungen,
Bewahrtest du der Zauber Macht.
Und Tausende zu deinen Wogen,
Von deiner Hoffnung hingezogen,
Beseeltest du mit Kraft und Muth;
Sie suchten sehnend, nicht vergebens
Den Ursprung eines neuen Lebens
In deines Ursprungs reiner Fluth.

Die Rettung.

Ballade. Nach einer Volkssage.

„Könnt' ich mich zu deinen Hügeln schwingen,
Grauer Schwarzwald, wo in lichter Pracht,
Noch der Sonne letzte Strahlen ringen
Mit dem Schattenheer der bleichen Nacht!
Könnt' ich da, wo mit dem Himmels Bläue

Sich dein dunkles Riesenhaupt vermählt,
Meine Kraft verjüngen doch auf's neue,
Von der Freiheit Gluthgefühl beseelt."

Fruchtlos klagt der Jüngling, fruchtlos wendet
Sehnend in die Ferne sich sein Blick,
Der, vom rothem Abendglanz verblendet,
In des Kerkers Grausen sank zurück;
Und die Nacht mit ihren schwarzen Flügeln
Neigte von den Bergen sich ins Thal,
Auf des Waldgebirges blauen Hügeln
Starb der Sonne letzter Scheidestrahl.

Und er sinkt in schweigendes Ermatten,
Aber horch, es rauschet ferner Klang;
Durch der Kerkerhallen öde Schatten
Wandelte ein leiser Geistergang,
Einer Gottheit Nähe sich verkündet,
Ha, der letzte Riegel klirrt empor!
Und ein milder Rosenschimmer windet
An den schwarzen Mauern sich hervor.

Flieh! so lispelt es mit sanftem Munde
Aus der ungewohnten Flammen Schein!
Flieh! es harrt die ernste Todesstunde
In der Qualen grausigem Verein!
Folge mir zur sichern Rettungsstelle
Eh der Sonne lichte Schimmer nah'n!
Sich des Mondes klare Silberhelle
Leitet dich auf deiner dunkeln Bahn.

Und gelös't die Eisenketten fallen,
Der Befreite seiner Gruft entwallt.
Durch die schwarzen, schauerlichen Hallen
Folget er der leitenden Gestalt.
Düster flammend leuchteten die Sterne
Durch der Nachtgewölke öden Graus,
Unermeßlich breitet sich die Ferne,
Wie die dunkle Zukunft vor ihm aus.

Eile, wo die fernen Hügel schimmern,
Wo im Silber wallt die goldne Saat,
Zu des Waldes steilen Felsentrümmern
Folge deiner Rettung sicherm Pfad!
Gottes Engel breite seine Schwingen
Ueber dich, und neige dir sein Ohr;
Eh die letzten Worte noch verklingen,
Schwand der Schatten in der Nebel Flor.

Und im weiten Kreis der Welt verlassen
Fühlt der Jüngling schaudernd sich allein;
In der Ferne sieht er noch erblassen
Sterbend jener Lampe matten Schein
Sehnend schaut er nach dem theuern Lichte,
Bis sein Strahl wie seine Hoffnung schwand,
Bis ihn in des Waldes öder Dichte
Bleiche Mondendämmerung umwand.

Nur der Tannen dunkle Riesenbilder,
Ruhten auf dem Silbergrau der Flur,
Fern durchrauschte heulend nur ein wilder
Eulenruf die schlummernde Natur.
Wo die steilen Felsengipfel winken,
Schwingt sich kühn der Eilende empor,
Und der Veste graue Zinnen sinken
In der Nebelferne schwarzen Flor.

Aber fruchtlos fliegen seine Schritte,
Und die Sonne stieg und sank herab,
Ewig in der Schatten dunkler Mitte
Ihn die Irre trügerisch umgab.
Plötzlich sieht er sich den Wald erhellen,
Glaubt sich freudig schon dem Ziele nah;
Doch es ruht in ihren Felsenwällen
Schrecklicher die Kerkerveste da.

Und mit nächtlich schattendem Gefieder,
Senkte sich ein heulender Orkan,
Auf des Waldes weite Fläche nieder,
Von des Himmels wolkenvoller Bahn.
Aber kühner trotzend seinem Grimme
Dringt er an dem Klippenrand empor;
Horch, da tönte eine theure Stimme
Fernverhallend klagend an sein Ohr.

Und er stürzt sich in der Felsenschlünde
Schauerliche Dunkelheit hinab.
Dringet durch der Berge Dorngewinde
Blutend durch der Todesnächte Grab.
Stürmend naht er, wie im Reich der Blitze,
Wie von eines Gottes Macht geführt,
Einem Felsen, dessen jähe Spitze
Ueber steilen Schlünden triumphirt.

Ha! was zeigt sich blendend seinen Blicken?
In des Himmels flammenhellem Licht
Schaut er jetzt mie bebendem Entzücken
Seiner Rettung theures Traumgesicht.
Flehend, wie zur Gottheit der Erhörung
Er auf's neu der Stimme Klang erkennt.
Die des Sturmes tobender Empörung
Den Geretteten, Entflohnen nennt.

„Brausend tönt der Wald, in Gluth verschlungen
Steigt der Blitze Flammenschaar herab;
Horch, schon ist mein Sterbelied erklungen,
Lebend nimmt mich auf das dunkle Grab.
Und der Abgrund gähnt zu meinen Füßen,
Ewiger! doch preis ich deine Huld;
Denn für seine Rettung muß ich büßen,
Und im Tode segn' ich meine Schuld."

Sieh, er naht, zu theilen dein Verderben,
Ruft er aus mit wonnigem Gefühl:
Nichts vermag ich, als mit dir zu sterben,
Doch errungen ist mein höchstes Ziel.
Dunkle Welt mit deinen kurzen Freuden,
Deinen langen Schmerzen, lebe wohl!
Nur im Augenblick von dir zu scheiden,
Deine Wonne mich beglücken soll.

Deinen Segen, großer Vater! sende,
Führ uns hin zu deiner Kinder Zahl!
Sieh, da kreuzte über ihre Hände
Segnend sich des Blitzes Doppelstrahl.
Und so sanken sie zum höchsten Glücke
Durch die Huld des Ewigen erwählt;
Sterbend ausgesöhnt mit dem Geschicke,
In des Himmels Todesstrahl vermählt.

Pyramus und Thisbe.

Nach Ovid.

Wo Babylon mit stolzer Mauerhöhe
Die Herrscherin Semiramis umwand,
In ihrer nachbarlichen Wohnung Nähe
Einst Amor Pyramus und Thisbens Herz verband,
Der schönste Jüngling er, und sie von allen Frauen
Die herrlichste im weiten Morgenland.
Leicht ward der erste Schritt zu freundlichem Vertrauen,
Und fester schlang die Zeit der Liebe zartes Band.
Zwar ward die Fackel Hymens zu entzünden
Durch ihrer Väter Haß den Liebenden verwehrt;
Doch konnte dies sie enger nur verbinden, —
Je mehr man es verbirgt dies Feuer sich vermehrt.
Nach langen Klagen einst beschlossen sie im Schweigen
Der Mitternacht der Huth der Wächter zu entfliehn,
Und ferne von der Stadt sich jedem Zeugen
Im ruhigen Gefilde zu entziehn;
Und bei dem Grabe Ninus sich zu finden,
Wo friedlich dunkle Schatten sie umwinden,
Dort stand ein Maulbeerbaum in weißer Früchte Fülle,
Und rauschend unterbrach ein Quell die tiefe Stille.

Es sank der Sonne Licht im zögernden Verweilen
In's Meer, und aus dem Meere stieg die Nacht,
Und Thisbe wußte leicht der Wohnung zu enteilen,
Verschleiert hat sie bald die dunkle Bahn vollbracht,
Und harrt in ihrer Hoffnung goldnem Traum
Durch Liebe kühn an dem bestimmten Baum.
Doch sieh, es braus'te dürstend zu der Quelle
Dort eine Löwin blutig noch vom Streit.
Als Thisbe sie erblickt in Luna's Helle,
Sucht sie der nahen Höhle Sicherheit;
Allein der Fliehenden entsank der Schleier,
Erfrischet durch die kühle Wasserfluth,
Fand ihn das mordbefleckte Ungeheuer,
Und netzte scheidend ihn mit Blut

Bald nahte Pyramus, mit bleichem Angesichte,
Erzitternd er die Spur der Löwin fand,
Der blut'ge Schleier zeigt sich ihm im Mondenlichte,
Und bebend faßt er ihn mit ungewisser Hand.
„So soll denn eine Nacht zwei Liebende verderben,
Du warst des Lebens werth, die Schuld ist mein!
Ich bin's, Unglückliche, durch den du mußtest sterben,
Ich ließ dich hier in der Gefahr allein!
O kommt ihr Löwen, die ihr diese Felsenschlünde
Bewohnt, und theilet euch von meinem Blute roth
In mein Gebein, daß ich Vernichtung finde,
Jedoch — ein Feiger wünschet nur den Tod!"
Er hob den Schleier jetzt empor mit festem Muth,
Und trug ihn zu des Baumes Schattenhülle,
Und netzte ihn mit seiner Thränenfülle:
Empfange, sprach er jetzt, auch des Verbrechers Blut;
Tief tauchet er den Stahl in seine Eingeweide,
Zieht aus der Wunde sterbend ihn, und schnell
Sinkt er dahin des Todes sichre Beute,
Hoch steigt des Blutes dunkelrother Quell;
So brauset aus des Blei's gesprungnem Rohr
Mit zischendem Getön die Wasserfluth hervor.
Da überdeckt im schauerlichen Lichte
Mit Todtenfarbe sich des Baumes Stamm,
Im dunkeln Purpur netzen sich die Früchte
An ihrer Wurzel, die im Blute schwamm,
Noch schüchtern, Pyramus nicht zu verfehlen,
Sucht Thisbens Blick ihn auf bei ihrer Wiederkehr,
Froh die Gefahr, die sie vermied, ihm zu erzählen;
Allein sie kennt den Ort, sie kennt den Baum nicht mehr,
Denn seine Farbe macht ihr Auge zweifelhaft,
Noch zögert sie, da regen blut'ge Glieder
Am schwarzen Boden sich mit letzter Kraft,
Entsetzen weht sie an mit eisigem Gefieder
Und Todesblässe decket ihre Wangen,
Sie starrt und schaudert, gleich dem stillen Meer,
Wenn leichter Winde Hauch von weiter Fluth umfangen,
Berühret leise seiner Wellen Heer,
Bald als sie Pyramus erkennt, durchdringet
Verzweiflung ihre Brust, die Hände ringend wild,
Und mit verwirrtem Haar sie seinen Leib umschlinget,
Mit Thränen sie die tiefen Wunden füllt,
Und Thränen mischt sie in des Theuren Blut,
Sein kaltes Angesicht deckt ihrer Küsse Gluth.
Wer, ruft sie, Pyramus, wer hat dich mir entrissen?
Sprich, deine Thisbe ist es, die dich ruft,
Erhöre mich in deinen Finsternissen,
Antworte der Geliebten aus der Gruft! —
Bei Thisbens Namen hob sich seiner Augen Hülle
Doch, als er sie gesehn, ihr bleiches Licht verschwand,
Den Schleier, das in seines Blutes Fülle
Getauchte Schwert hat schon ihr Blick erkannt.
Dich führte, rief sie aus, die Liebe in's Verderben,
Auch mir, auch mir fehlt nicht der Muth zu sterben.
Zwar muß ich deine Mörderin mich nennen,
Allein Gefährtin will ich jetzt dir sein,
Du, welchen nur der Tod von mir vermocht zu trennen,
Sollst auch im Tode nicht von mir geschieden sein;
Nur dies vergönnet meiner letzten Bitte,
Ihr Unglückseligen, die Kinder uns genannt:
Vereinigt die in eines Grabes Mitte,
Die gleiche Liebe, gleicher Tod verband.
Und du, der jetzt mit deinen düstern Zweigen
Erst einen, bald zwei Liebende bedeckst,
Nie soll die dunkle Farbe von dir weichen,
Daß du der That Gedächtniß stets erweckst!
Sie sprach's, und stürzte sich in das noch glüh'nde Schwert,
Doch ihre letzte Bitte ward erhört,
Denn schwarz des Baumes reife Frucht erscheint
Und ihre Asche ward in einer Gruft vereint.

Sonnet.

Oft empor vom Staube sich zu schwingen
Strebt die Seele; doch das ird'sche Band
Fesselt sie mit rauher Eisenhand;
Und zu ihrem hohen Ziel zu dringen,
Will der Tiefgebeugten nicht gelingen.
Aber ist dies Streben nicht ein Pfand,
Daß wir in der Erde niedrem Tand,
Deren Ketten drückend uns umschlingen,
In des Glückes falschem Traumgesicht,
Und in Freuden, die so schnell verschwinden,
Nicht die Heimath unsers Wesens finden? —
Unsrer Augen harrt ein ew'ges Licht,
Und die Sehnsucht, die wir hier empfinden,
Soll die schöne Zukunft uns verkünden.

Der Kirchhof.

Nach Karamsin.

Erste Stimme.

Kalt ist's im Grabe und schaurig und düster,
Nachtwinde heulen, es zittert der Särge
Rasselndes bleiches Gebein.

Zweite.

Still ist's im Grabe und ruhig und friedlich,
Zephyr umhauchet der Schlummernden Hügel;
Blumen entsprossen der Gruft.

Erste.

Gräßlich umhüllet Verwesung die Todten,
Und zu dem Streite der Kröten und Molche
Zischet der Schlangen Getön.

Zweite.

Sanft ist und friedlich der Schlummer der Todten,
Ferne von Stürmen, es tönet am Grabe
Zärtlicher Vögel Gesang.

Erste.

Nächtliche Raben umflattern die Stätte,
Hungernde Vögel, das blutige Raubthier
Brüllend den Boden durchwühlt.

Zweite.

Friedlich ruht hier am grünenden Hügel
Mit der Gefährtin das kleine Kaninchen,
Schlummernd die Taube im Strauch.

Erste.

Feuchter Nachthauch, vermischet mit Nebel,
Dumpfig durchwallet die drückenden Lüfte,
Blätterlos trauert der Baum.

Zweite.

Wehend im Hauche der glänzenden Lüfte
Duften dort lieblich bei blauen Violen,
Lilien, bleicher Jasmin.

Erste.

Schauer empfindet im Haine des Todes,
Bebend der Wandrer und Schrecken im Herzen
Eilt er am Kirchhof vorbei.

Zweite.

Dort in der Wohnung des heiligen Friedens
Leget der Müde den Pilgerstab nieder
Schlummernd in ewiger Ruh.

Grabschrift.

Hier an friedlich sichrer Grabesstelle,
Ruh' ich heimgekehrt in meinem Staub.
Früh versiegte meiner Hoffnung Quelle,
Meine Blüthe ward der Stürme Raub;
Nacht umhüllte meines Morgens Helle,
Und die Welt war mir so kalt so taub,
In des Zeitenstromes trüber Welle
Sank mein Leben wie des Herbstes Laub.
Endlich, endlich hab' ich überwunden,
Endlich bei den Todten das gefunden,
Was die dunkle Erde mir nicht gab.
Ewig von des Daseins Schmerz entbunden
Fliehen machtlos über mir die Stunden,
„Eine feste Burg ist ja das Grab!"

Der Geisternachen in der Brigittenaue.

Ballade.

Nach der östreichischen Volkssage.

Wo die Brigittenaue
Von Zephyrs Hauch begrüßt,
Mit seiner Fluth der blaue
Danubius umschließt,
In grauer Vorzeit Tagen
Im moosigen Gewand,
Wie uns die Lieder sagen,
Einst eine Hütte stand.

Sie blickte aus der Hülle
Von ihrem Ulmenflor,
So reizend wie die Stille
Der Einsamkeit hervor,
Geheimnißvoll umschlungen
Von grüner Schatten Nacht,
Die selten nur durchdrungen
Der Sonne Flammenmacht.

Geschmückt mit Silberhaaren
Bewohnt ein frommer Greis
Seit seiner Kindheit Jahren
Der Hütte stillen Kreis.
Ihm schien die theure Gabe
Der Hoffnung nicht entwandt,
Ihn leitete am Grabe
Der holden Tochter Hand.

In ihr war ihm auf's neue
Ein schönes Glück gewährt;
Mit frommer Kindestreue
Den Vater sie verehrt.
Hier war ihr jede Stelle
Am Ufer hold und werth,
Und heilig ihr die Welle
Des Stroms, der sie ernährt.

Es leuchtete der Fluthen
Krystallnes Perlenreich,
Und in des Morgens Gluthen
Das schimmernde Gesträuch.
Als einst zum fernen Strande
Durch kühler Wogen Bahn,
Mariens Ruder wandte
Den flügelschnellen Kahn.

Von Sonnenpracht umfangen,
Von Frühlingsschmuck umlaubt,
Erhob in stolzem Prangen
Der Kahlenberg sein Haupt.
Und weiße Nebel zogen
Am blauen Waldesrand,
Bis flammend in den Wogen
Die rothe Sonne stand.

Und durch die Pupurwelle
Zum fernen Ufer hin,
Trug bald mit sichrer Schnelle
Der Kahn die Schifferin.
Bald auf der Fluthen Rücken
Sie nah dem Ziele war,
Da stellt sich ihren Blicken
Ein junger Ritter dar.

Der sanften Hoheit Fülle,
Die siegende Gestalt,
Der Locken goldne Hülle,
Die edle Stirn umwallt;
Gleich einem Feuerstrahle
Warf Helm und Schwerdt zurück
Mit blankem Eisenstahle
Der Sonne Flammenblick.

Und gerne sie die Bitte
Des Harrenden vollführt,
Und durch des Stromes Mitte
Den holden Fremdling führt;
So reizend dünkte beiden
Das Reich der Fluthen nie,
Und am Gestade scheiden
Sie trauernd, nur zu früh.

Doch oftmals kehrt er wieder
Zum grünen Uferrand,
Zum Hain der Frühlingslieder
Wo er die Holde fand.
In ihre Näh gezogen
Mit magischer Gewalt,
Er oft die blauen Wogen
Im leichten Kahn durchwallt.

Wann beide Ufer schwanden,
Und rauschend noch allein
Die Wogen sie umwanden
In Hespers Purpurschein;
Wann sterbend in den Fluthen
Der helle Tag verblich,
Und Luna's matten Gluthen
Am Horizonte wich.

Wenn sie des Abends Schleier
Geheimnißvoll umschlang,
Ihr Herz mit reinem Feuer
Das hohe Glück durchdrang;
In diesen Augenblicken,
In einer Welt allein,
Und selber mit Entzücken
Sich eine Welt zu sein.

Doch Chronos Pfeile rauschen
Dahin, das Schöne flieht,
Und Rachegötter lauschen,
Wo eine Wonne blüht;
Ihn rief die Pflicht der Ehre,
Da schon der Krieg erwacht,
Mit Oestrichs tapferm Heere
Zur leichenvollen Schlacht.

Zum Kampf, sprach er, zu eilen
Die heil'ge Pflicht gebeut,
Bei meinem Glück verweilen
Darf ich nur kurze Zeit.
Doch wenn die Schatten sinken,
Und wenn im Mondenstrahl
Der Berge Riesen winken
Sehn wir uns noch einmal.

Wie langsam in der Welle
Verschwand der goldne Tag,
Bis Luna's Silberhelle
Durch die Gewölke brach!
In banger Leiden Bunde
Vom Hoffnungsstrahl gekrönt,
Naht endlich sich die Stunde
Gefürchtet und ersehnt.

Und ach! in bittern Schmerzen
In ihrer Trennung Pein,
Ergossen ihre Herzen
Sich trauernd im Verein.
Es scheidet bald die Ferne
Auf ewig uns vielleicht,
Eh sich das Licht der Sterne
Zum hellen Morgen neigt.

Leb wohl! geliebte Küste,
Begrüntes Uferland,
Wo Liebe mich begrüßte,
Wo ich mein Leben fand,
Wo mir so hold begonnen
In zarter Hoffnung Grün,
Umglänzt von tausend Sonnen
Ein goldner Tag erschien.

O hätte mir gegeben
Das gütige Geschick,
Zu endigen mein Leben
Zugleich mit meinem Glück;
In seinem Strahl zu glänzen,
Wenn das Verhängniß ruft,
Mit meiner Liebe Kränzen
Zu schmücken meine Gruft.

In ihren Schmerz versunken
Vergessen sie umwand,
Bis Hespers letzter Funken
Vom dunkeln Himmel schwand;
Bis schwarzer Wolken Fülle
Dem Horizont entstieg,
Und in Gewitterstille
Die bange Erde schwieg.

Und heulend in der Ferne
Ein wilder Sturm erwacht,
Erbleichend flohn die Sterne
Zum Mutterschooß der Nacht.
Wild schoß durch schwarze Wogen
Der Nachen leicht dahin,
Die fernen Ufer flogen
Zurück in dunkles Grün.

Und hoch empor gehoben,
Ergriff den schwachen Kahn,
Mit seiner Wirbel Toben
Der wüthende Orkan;
Und mächtig er zur Seite
Ihn in die Wogen neigt,
Daß brausend seine Beute
Das Wellenheer ersteigt.

Und ach! vergebens ringend
Mariens Arm umwand
Den Theuern, bis verschlingend
Die Woge sie verband.
Des Lebens schönste Gabe
Schenkt ihr des Vaters Huld,
Er leitete zum Grabe
Sie frei von Schmerz und Schuld.

Wo trauernd eine Weide
Sich neigt zum Wasserschooß,
Da schlummern jetzt sie beide
Im kühlen Ufermoos.

Hier hat an heil'ger Stelle
Des grauen Vaters Hand
Der sturmbewegten Welle
Die Liebenden entwandt.

Wann bleich des Mondes Strahlen
Im dunkeln Schooß der Fluth,
Die Riesenbilder mahlen
In matter Geistergluth;
Dann schwebet sanft und leise
Ein Nachen um den Strand,
Und ziehet Silbergleise
Weit um des Ufers Rand.

Zwei blendende Gestalten
Umschließt der helle Kahn,
Und Geisterstimmen walten
Um die geheime Bahn,
Wo die Brigittenaue,
Von Zephyrs Hauch begrüßt,
Mit seiner Fluth der blaue
Danubius umschließt.

Gotthilf August Freiherr von Maltitz.

Dieser Dichter wurde am 9. Juli 1794 zu Königsberg in Preußen geboren, studirte daselbst schöne Wissenschaften und die Rechte und lebte lange als Privatmann in Berlin, bis ihn ein Cabinetsbefehl von dort verwies. Er wandte sich nun nach Hamburg und später nach Dresden, wo er ein stilles, nur seinen Freunden und literarischen Beschäftigungen gewidmetes Leben führte und am 7. Juli 1837 nach kurzer Krankheit mit dem Rufe eines Ehrenmannes starb.

Er machte sich literarisch bekannt durch:

Poetische Versuche. Karlsruhe 1817, 8.
Ränzel und Wanderstab, oder Reise nach Gefühl und Laune. Berlin 1821, 8.
Vier glückliche Jahre auf Reisen. Ebendas. 1823, 8.
Humoristische Raupen, Plänkerhiebe, Sonnenblicke. 2. Aufl. Ebendas. 1824, 8.; 3. Aufl. als: Humoristisch-satyrische Plänkerhiebe. Ebendas. 1830, 8., mit 1 Kupf. und 2 Vign.
Streifzüge durch die Felder der Satyre und Romantik. Ebendas. 1824, 8.
Der Klosterkirchhof. Ebendas. 1825, 8., mit 1 Vign.
Gelasius. Leipzig 1825, 16 Bdchen, mit 2 Kupf., 8.
Schwur u. Rache. Trauerspiel. Berlin 1826, 8., mit 1 Kupf.
Hans Kix Reise ins Pomeranzenland. Gedicht. Ebendas. 1827, gr. 8., mit 1 Vign.
Hans Kohlhas. Trauerspiel. Ebendas. 1828, 8., mit 1 Kupf.
Der alte Student. Drama. Hamburg 1828, 8.
Der Dichter und der Uebersetzer. Schauspiel. Berlin 1829, 8.
Das Pasquill. Schauspiel. Hamburg 1829, 8., mit Titelkupf.
Der norddeutsche Courier. Ebendas. 1829 ff.
Olivier Cromwell. Drama. Ebendas. 1831, 8.
Polonia. Gedicht. Paris 1831, 8.
Pfefferkörner. Hamburg 1831 — 34, 4 Heftlein, 12.
Balladen und Romanzen. Paris 1832, 8.
Sonnenblicke. Neue (6te) verb. Ausg. Zittau 1834, 8.
Jahresfrüchte. Leipzig 1834 — 35, 2 Bdchen, gr. 12.
Außerdem Dramen in Kotzebue's Almanach ꝛc. Jahrg. 26 und 27.

Warmes Gefühl, glühende Liebe für Freiheit und Recht, Kraft der Rede und eine rege Phantasie sind Eigenschaften, welche ihm stets einen geachteten und ehrenvollen Rang unter den deutschen Dichtern anweisen werden, aber es fehlte ihm an Ruhe und Feinheit des Geschmacks, so daß er theils zu rasch und keck arbeitete, theils sich von seinem Eifer zu weit hinreißen ließ und oft die besonnene Haltung verlor, die seinen Widersachern gegenüber ihm so nothwendig war. Am glücklichsten ist er jedoch als politischer Satyriker, wo seine sarkastische Derbheit sich in ihrer eigentlichen Sphäre befindet, und so vereinen sich leicht die Extreme in demselben Geiste, auf dem Gebiete didaktisch-religiöser Dichtung, da seine reine ungeschminkte aber kräftige Frömmigkeit ihm eine echte frische Quelle wahrer Begeisterung wurde.

Gedichte von Gotthilf August Freiherr von Maltitz *).

Sonntag Morgen.

Der Frühlingsmorgen.

Der Frühling nah't, der Busen hebt sich freier,
Und dankbar blickt das Aug' zu Gott empor;
Aus tausend Stimmen tönen Jubellieder,
Geöffnet ist der Freude großes Thor;
Von allen Wiesen dampfen Wohlgerüche
Zu ihres Daseins großem Schöpfer auf.
Der Sänger stimmt die goldne Leier wieder,
Die Sonne geht zu neuem Leben auf.
Und Haß und Neid und Zwietracht sind vergessen,
Der Friede Gottes weh't auf Wald und Flur.
Versöhnung tönt es rings von allen Zweigen;
Nur volle Liebe athmet die Natur.
Anbetungswürdig großer Weltenvater!
Wie schön und herrlich ist doch deine Welt!
Ach lehr' es doch dem Erdensohne fühlen,
Wie jeder Nebel hier in Nichts zerfällt. —
Denn wer vermöchte wohl von jenen Auen,
Nicht stets des Meisters Vaterhand zu schauen?
An diesem Tempel kniet Menschen nieder,
Es ist der Tempel der Unsterblichkeit.
Mag immerhin der Zweifel noch so wüthen,
Hier find't das Herz des Glaubens Seligkeit.
Hier tönt es laut, wie mit Posaunen-Chören
Die großen Worte: Gott und Ewigkeit!
Auf jeder Blume stehts mit Flammenzügen:
Geschaffen bin ich zur Unsterblichkeit!
An diesem Anker haltet fest im Leben,
Bis dermaleinst das matte Auge bricht,
Bis der erblaßte Mund im Todeskampf
Das letzte große Wort: Erlösung spricht;
Dann flieht der Nebel vor des Morgens Schimmer,
Und Seligkeit umfängt den Geist auf immer. —

Sonntag Abend.

Die Frühlingsnacht.

Sanft umschließt die Nacht mit braunem Fittig
Jedes Erdenwand'rers Tageslauf,
Und in ihren stillen Sternenblicken
Nimmt sie liebreich ihre Müden auf.

*) Aus dessen „Sonnenblicken."

Glücklich, der mit ruhevollem Herzen,
Unter ihres Schutzes Flügel eilt,
Dessen Schlummer keine Sorge störet,
Der gestärkt an ihrem Busen weilt!
O du großes, unerforschtes Wesen,
Wodan, — Allah — oder Zebaoth!
Jedem Menschen schenkst du seine Freuden,
Allen giebest du ihr täglich Brod,
Jedem Fürsten auf dem Erdenthrone,
Jedem Bettler an dem Pilgerstab.
Segnend wehrt, in kalt und heißer Zone,
Deine Hand der Menschen Leiden ab.
Stürzet Völker, stürzt in Demuth nieder,
Blicket auf zu jenem Sternenthron!
Friede nur heißt das Gesetz des Lebens;
Friede, Ordnung und Religion.
Laßt euch nicht von jenem Wahn verblenden,
Der die engsten Bande wild zerreißt,
Nicht von jenem rothen Fanatismus,
Den man lästernd Menschenrechte heißt.
Menschenrechte kann nur Ordnung geben,
Glück blüht nur, wo die Gesetze blühn.
Völker können dann vereint nur leben,
Wenn sie all' für Gott und Recht erglühn.
Doch hinweg mit dieser Erde Sorgen!
Vater, Vater, lehr' mich weise sein!
Mögen Staaten, mögen Berge wanken,
Du Allmächt'ger! bleibest ewig mein. —

Montag Morgen.

Der Sonnenaufgang.

Auf, mein Geist, die Morgensonne winket!
Schweigend thut sich auf das gold'ne Thor.
Sieh', wie Nacht und Nebel vor ihr sinket,
Steiget sie zu ihrem Gott empor.
Froh erhebt sich dann des Menschen Auge,
Freier, leichter athmet seine Brust;
Alle Sorgen schwinden wie der Nebel,
Und nur Andacht ist er sich bewußt.
O du geistig unerkanntes Wesen,
Das du über allen Sonnen thronst!
Nicht genugsam kann der Mensch dir danken,
Daß du ihm mit solchen Freuden lohnst.
Denn was ist der Erde größte Wonne,
Gegen diesen Glanz der Morgensonne!
Laßt euch Menschen nie den Morgen stehlen,
Der dem Herzen so viel Freude beut.
Jedes Wirken wird am Tage träger,
Hat der Morgen nicht das Herz erfreut.
Weihet stets des Tages erste Stunden
Dem, der euch den ganzen Tag geschenkt,
Und bis jetzt die Tage eures Lebens
Mit so weiser Segenshuld gelenkt.
Dank, o Dank, dir, ew'ger Himmelsvater,
Für die Freuden, die mein Herz empfand,
Wenn in jenen sel'gen Morgenstunden,
Sich zur Andacht Geist und Sinn verband;
Drum so nimm auch heute diese Thräne,
Großes Wesen, gnädig von mir auf.
Ach, wir Menschen haben ja nichts Rein'res
Hier in diesem dunkeln Erdenlauf.
Blicke huldreich, Vater, auf uns nieder,
Auch auf mich, auf dein getreues Kind,
Und laß niemals, Ew'ger! uns vergessen,
Daß wir alle schwache Menschen sind.

Montag Abend.

Die Dämmerung.

Ruhe waltet, Friede steigt hernieder,
Auf die sanft entschlummernde Natur;
Alles ruht von seinem Tagsgeschäfte,
Und es zeigt sich mild des Schlafes Spur.
Alle Freuden, die du heut empfunden,
Alles schwer ertrag'ne Mißgeschick,
Alle Sorgen, die so sehr dich drückten,
Führt er sanft in Lethe's Strom zurück.
Doch eh du in seine Arme eilest,
Frage dich mit ernstem, festem Sinn:
Hab' ich heute auch vor Gott gewandelt,
Fühl' ich, daß ich mehr geworden bin?
Ach, da schweigt das arme Herz der Schwäche,
Die ihm leider angeboren bleibt,
Und es trotz so manchem herben Kampfe
Wieder hin zu neuen Schwächen treibt.
Doch was wir auf Erden nicht vollbringen,
Wird dereinst dort oben uns gelingen.
Ringet muthig, Brüder! hier im Leben;
Trauet dem, der Alles weise lenkt!
Und wenn auch die Stürme noch so brausen,
Liebreich stets an seine Kinder denkt.
Haltet fest an jenem ew'gen Glauben;
An der Wahrheit heiligem Panier,
An der Tugend, die uns Jesus lehrte,
Und ihr seid schon überglücklich hier.
Ruhe, wie die holde Nacht sie athmet,
Solche Ruhe wohne auch in euch;
Mag das Unglück immerhin dann wüthen,
Ihr bleibt stets an innerm Werthe reich;
Denn den fest auf Gott gestützten Glauben,
Kann euch weder Schmerz noch Trübsal rauben.

Dienstag Morgen.

Das Gebirge.

Segnend tritt aus ihrem Purpurzelte
Sie, die Königin des Tags, hervor;
Heller wird das ferne Hochgebirge,
Tief und tiefer sinkt der nächt'ge Flor.
Golden glüh'n der ew'gen Eiswelt Räume,
Lieblich duftet es im stillen Thal,
Rosenschimmer malt die Felsenhäupter,
Alles blüht erneut im Morgenstrahl.
Du, Allmächt'ger, du schufst diese Massen,
Die gigantisch in die Wolken dreh'n;
Sie — sie stehen, ob vor ihrem Blicke,
Auch Jahrtausende dahin geflohn.
Zitternd blickt der Mensch zu jener Größe
Hin, zu jener unsichtbaren Macht,
Die, vom Kiesel bis zum Riesengletscher,
Alles weise, Alles schön gemacht.
Rinn, o Thräne, gleich dem Morgenthaue,
Fließe im Gefühl des Dankes hin.
Freudig fühl' ich in erneuten Kräften,
Daß ich wieder lebe, daß ich bin. —
Licht, ja Licht erfüllt des Weltalls Räume! —
Löst des Schlafes tiefverworrne Träume!
Laß, wie dieses Morgens holde Röthe,
Wie des stillen Thales sanfte Pracht,
So Allgütiger laß auch mein Leben,
Ruhig lächeln bis zu jener Nacht,
Die dem großen Morgen vorgegangen,
Wo der Tag aus jenen Höhen steigt,
Die noch keines Menschen Kraft gemessen,
Keines Denkers tiefer Sinn erreicht.
Hin, wo sich der Busen leichter dehnt!
Und wornach das Herz sich ewig sehnt!

Dienstag Abend.

Die Erndte.

Milde schließt der Klang der Abendglocke
Jede Arbeit. Zur ersehnten Ruh
Winket sie dem übermüden Landmann,
Und er eilet seiner Hütte zu;
Eilet fröhlich in den Kreis der Seinen,
Hart und sauer war des Tages Last;
Heißer Schweiß bedeckte seine Stirne,
Denn die Arbeit, ohne sond're Rast,
Ließ nicht Zeit der Ruhe viel zu pflegen.
Auf dem Acker ruht des Herren Segen!
Doch Allgütiger du lohnest Jedem
Seiner Hände mühevollen Fleiß.
War die Arbeit noch so hart und bitter,
Brannte auch die Sonne noch so heiß,
Seht den Reichthum, den der Herr gespendet!
Seht der Garbenfülle gold'ne Pracht!
Dankend blickt der Schnitter auf zum Himmel,
Der so reichlich dieses Jahr bedacht;
Was er säte, es ist aufgegangen.
Seht die Frucht in stolzen Aehren prangen!

Schönes Bild für dieses Wechselleben,
Für des Menschen kurzen Erdenlauf!
Wohl ihm, wenn er reine Frucht gesäet,
Denn nur diese gehet einstens auf. —
Jeder Tugend noch so kleines Körnchen
Giebt einst tausendfach die Saat zurück.
Reichlich lohnet sie des Kampfes Arbeit,
Durch der Erndte überschwenglich Glück.
Wie's gesäet, so wird's auferstehen, —
Nichts kann hier im Leben untergehen!

Rüdiger von Manesse, s. Minnesinger.

Karl Ehregott Mangelsdorf

ward am 16. Mai 1748 zu Dresden geboren und erhielt nach vollendeten philosophischen Studien eine Lehrerstelle am Philanthropinum zu Dessau. Nachdem er in Halle Doctor der Philosophie geworden war und einige Zeit als Privatdocent dort gelehrt hatte, nahm er 1782 einen Ruf nach Königsberg in Preußen an, wo er am 28. August 1802 als ordentlicher Professor starb.

Er schrieb:

Lehrbuch der alten Völkergeschichte. Halle 1779.
Entwurf der neuen europäischen Staatengeschichte. Leipzig 1780.
Abriß der allgemeinen Weltgeschichte. Ebendas. 1782.
Allgemeine Geschichte der europäischen Staaten. Halle 1784—94, 12 Hefte.
Gedächtnißrede auf Friedrich II. Leipzig 1786.
Lobrede auf Friedrich I. Ebendas. 1796.
Hausbedarf aus der allgemeinen Geschichte für Kinder. Halle 1796—97, 5 Thle.

Ein fleißiger Geschichtsforscher, dessen historische Reden namentlich den Beifall verdienen, welchen sie zu ihrer Zeit fanden.

Konrad Mannert

ward am 17. April 1756 zu Altdorf geboren, studirte daselbst Philologie und Philosophie, wurde Dr. philosophiae und kam als Lehrer an die Sebaldsschule, später an das Aegidianum nach Nürnberg, von wo er 1797 als Professor der Philosophie in seine Vaterstadt zurückging. 1808 folgte er, mit dem Titel eines Hofraths beehrt, in gleicher Eigenschaft einem Rufe nach Landshut und wurde bei Aufhebung dieser Universität 1827 ebenso nach München versetzt.

Er verfaßte:

Geschichte der Vandalen. Leipzig 1785.
Geschichte der unmittelbaren Nachfolger Alexander's. Ebendas. 1787.
Geographie der Griechen und Römer. Nürnberg 1788, 10 Thle.
Miscellanea. Ebendas. 1793.
Compendium der deutschen Reichsgeschichte. Ebendas. 1803; 3. Ausg. 1819.
Compendium der Statistik. Bamberg 1805.
Statistik des deutschen Reichs. Ebendas. 1806.
Die älteste Geschichte Bojariens. Nürnberg 1807.
Kaiser Ludwig IV. Landshut 1812.
Handbuch der alten Geschichte. Berlin 1818.
Geschichte Baierns. Leipzig 1826, 2 Thle.

Ein tüchtiger, gründlicher und genauer Historiker und Geograph, dessen Verdienste nicht lebhaft genug anerkannt werden können, da jedes seiner Werke vielfache Beweise sowohl für die genaueste wissenschaftliche Forschung, wie für den umsichtigsten Scharfsinn darbietet.

Johann Kaspar Friedrich Manso

ward am 26. Mai 1759 zu Zella im Gothaischen geboren, studirte, nachdem er auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt sich dazu vorbereitet hatte, zu Jena Philosophie, wurde 1784 Lehrer am Gymnasium zu Gotha und 1789 Professor an demselben. 1790 folgte er einem Rufe als Prorector an das Magdalenengymnasium zu Breslau, erhielt 1793 das Rectorat und den Charakter eines 1. Professors und Bibliothekars an dieser gelehrten Anstalt. Sein literarisches Verdienst und sein Wirken als Schulmann wurde auch außerdem 1803 durch Ertheilung der philosophischen Doctorwürde und 1825 durch das Ritterkreuz des rothen Adlerordens 3. Classe ehrend anerkannt. Er starb daselbst am 9. Juni 1826.

Von ihm haben wir, theils anonym:

Ueber einige Verschiedenheiten in dem griechischen und deutschen Trauerspiele. Breslau 1793, 4.
Versuche über einige Gegenstände der Mythologie. Leipzig 1794.
Die Kunst zu lieben. Berlin 1794, gr. 8., mit 7 Vign.
Wirkung des historischen Gedichts. Breslau 1796, 4.
Die Verläumdung der Wissenschaften. Poetische Epistel. Leipzig 1796, 4.
Gegengeschenke an die Sudelköche zu Jena und Weimar. Ebendas. 1797.
Sparta. Ebendas. 1800—1805, 3 Thle.
Vermischte Schriften. Ebendas. 1801, 2 Thle, 8.
Ueber die Attaien. Breslau 1815.
Leben Konstantin's des Großen. Ebendas. 1817.
Geschichte des preußischen Staates. Frankfurt 1819—20, 3 Thle.
Vermischte Abhandlungen. Breslau 1821, gr. 8.
Geschichte des ostgothischen Reichs. Ebendas. 1824.

Außerdem Schulreden, Programme, Uebersetzungen von Stücken aus Sophokles, Virgil, Bion und Moschus besonders, und Aufsätze und Abhandlungen in Sulzer's Theorie der schönen Künste, Bd. 1, 2, 5, 8.

Ein wackerer, tüchtiger Schulmann, dessen Verdienste vielfach geschmälert wurden, weil es den größten Geistern seiner Zeit gefiel, ihn wiederholt zur Zielscheibe ihres Witzes zu machen. — Es ist keineswegs zu läugnen, daß er sich in seinen eigenen poetischen Arbeiten unbeholfen und mitunter geschmacklos bewegte, sobald sie nicht zum Gebiete didaktischer Dichtkunst gehörten, desto vortrefflicher sind dagegen seine archäologischen und historischen Leistungen, namentlich seine eben so würdig gehaltene als gut durchgeführte Geschichte des preußischen Staates.

Ueber die Verläumdung der Wissenschaften*).

An Garve.

Laß, weiser Freund, die blöde Thorenzunft
Der Wissenschaften Werth und sanften Geist verkennen,
Und Unmuth oder Stolz die siegende Vernunft
Verrätherin am Wohl der Welt und Nachwelt nennen!
Laß, wenn ein edles Volk dem Joche sich entwand,
Das schwer auf seinen Nacken drückte,
Und, von der Freiheit Wuth entbrannt,
Die Stimme des Gefühls erstickte,
In seine Thore selbst, mit schwärmerischer Hand,
Verheerung trug, das Schwert zum Bürgermorde zückte,
Und mit Europa sich in langen Krieg verstrickte,
Und noch die Ruhe nicht, nach der es schmachtet, fand —
Laß alles dieß und die nicht kleinen Schaaren
Von Uebeln, Fehden und Gefahren,
Die unserm armen Erdball dräun,
Der Wissenschaften Schuld, des Lichtes Folge sein!
Die Klage ist nicht neu. Roms Cato schon verbannte
Die Weisen aus der Stadt, die Griechenland ihr sandte.
Allein was half es ihm, daß sie sein Zorn vertrieb?
Die Weisen zogen aus, die Lust zur Weisheit blieb. —
Stes wirksam, herrscht und schafft, erweitert und entzündet
Der Trieb nach Kenntniß sich. Je stärker ihr ihn bindet,
Je kühner strebt er auf, und er erlieget nie.
Stellt Richter an, ihn zu bewachen:
Ihr Eifer dient zu Nichts, als mehr ihn anzufachen;
Setzt seine Grenzen fest: er überschreitet sie.
Was die Natur gebeut, wird stets die Menschheit lieben,
Und, was sie üben heißt, unwiderruflich üben.

Zwar hör' ich, was der Zweifler spricht.
„Ward, fragt er, uns zum Unglück, nicht
So mancher andre Trieb verliehen?
Ist alles gut, wofür wir glühen,
Und jeder Neigung nicht ein festes Ziel gesetzt,
Das, ungestraft, der Vorwitz nie verletzt?
Fragt die Erfahrung nur! Sie wird euch gern belehren.
Wie vieles ist, was wir begehren?
Des leichten Tanzes Spiel, der Liebe süße Gluth,
Der Tafel reiche Kost, der Traube mildes Blut, —
Für alles schlägt das Herz uns warm, und doch verkehren
Genuß und Freude sich so leicht in Bitterkeit,
Wenn wir die Grenzen nicht verehren,
Die, warnend die Vernunft, zu ehren uns gebeut.
Wie? sollten Mißbrauch und Gefahren
Sich nie mit dem Besitz der Wissenschaften paaren,
Und immer heilsam uns das Licht der Weisheit sein?
Ist ihre Herrschaft zu erweitern
Und Vorurtheile zu zerstreun,
Hier Zweifel zu bestehn, dort Kenntnisse zu läutern,
Und allen Gegenden des Tages vollen Schein
Zu schenken, ein Geschäft, das sichern Lohn gewähret,
Und stets und unbedingt das Wohl der Menschheit mehret?
Hat schale Klügelei nicht oft durch leeren Tand,
Den sie für Wahrheit gab, geblendet,
Und Manchem, dessen Brust von Unmuth nichts empfand,
Des Lebens besten Trost — Zufriedenheit, entwendet?
Nicht, was die Unvernunft erfand,
Um Völker zu entzwein und Fürsten zu erbittern,
Und feste Throne zu zersplittern,
Die Schreibewuth, von Land zu Land,
Als neue Weisheit, ausgebreitet,
Und Arglist es erklärt, entziffert und gedeutet? —
Und Ueppigkeit und der mit ihr verwandte Chor,
Trug, Undank und Verrath und schlauverstellte Sitte, —
Sie alle traten, aus der Mitte
Der Wissenschaft und Kunst, hervor,
Und wo sie wandelten, verlor
Die Einfalt sich sogar aus strohbedeckter Hütte,
Und flog Gerechtigkeit zum Göttersitz empor.
Blickt auf des alten Roms und auf Athens Ruinen,
Und lernt der Völker Loos, wenn sie Minerven dienen!"

Erkennst du, Freund, den Mann, der Rousseau's Unterricht
Umfassend, wechselnd uns mit Spott und Ernst bestürmet?
Vernimmst du, wie er kühn auf Zweifel Zweifel thürmet,
Und wider mein Gefühl und dein Vertrauen ficht?
Und doch (gestehn wir's frei), ganz unrecht hat er nicht.
Der Vorwurf, der soviele Güter,
Der Ehre, Macht und Gold, die Freude der Gemüther,
Belastet, ruhet auch auf Kenntniß und Verstand, —
Zum Schwerte werden sie in eines Frevlers Hand.
So wenig scheint es hier den Sterblichen beschieden,
Vernunft und Herz in ungetheiltem Frieden
Vereiniget zu sehn, die vor den Schmeichelein
Der lauernden Begier, und dieß vor den Gefahren
Des Selbstbetruges zu bewahren,
Und nie sich mit der Pflicht und Neigung zu entzwein.
Wer aber trägt die Schuld, wenn wir in Thorheit irren,
Und, ungeahndet, uns auf eines Labyrinths
Verschlungnen Pfaden sehn? Ist es die Weisheit, sind's
Die Wissenschaften, Freund, die unsern Geist verwirren?
Verfälschen sie das lautere Gefühl,
Das, ungebildet, leicht das Recht vom Unrecht scheidet?
Wie? oder hat ein Gott, das Glück, das er uns neidet,
Zu stören, sie gesandt? Was ist ihr letztes Ziel?
Verdient es auch, daß wir den Blick nach ihm erheben,
Und mit vereinter Kraft es zu erreichen streben?

Ein lachendes Gefild, mit ew'gem Reiz geziert,
Und lebend in den Liedern der Camönen,
Der Sitz der Göttinnen des Wahren, Guten, Schönen,
Erwartet uns am Ziel, wohin die Weisheit führt.
Schön blüht es und erquickt das Herz, doch ist's nur Wesen
Von höherer Natur verliehn,
Den Duft der Blumen rein und lauter einzuziehn.
Wir Andern, für das Loos der Sterblichkeit erlesen,
Verfolgen, ohne Rast, die Pfade, wo sie blühn,
Zufrieden, wenn zuletzt, für eifriges Bemühn,
Die holden Schwestern uns erlauben,
Ein Blüthchen oder zwei auf ihrer Flur zu rauben.
So haben, seit der Lenz der Erde Hügel schmückt,
Sich Tausende bereits, so hast du selbst gepflückt,
Zwar wenig auf einmal: allein mit jeder Blüthe
Gewann bei uns das Reich der Wahrheit und der Güte;
Und, o es wird gewiß gewinnen und gedeihn,
Wenn wir und denen einst hienieden,
Statt unsrer, aufzublühn, die Himmlischen beschieden,
Gleich unverdrossen sich den Wissenschaften weih'n! —
Wirf einen Blick auf jene Reihe Tage,
Die zu der Menschheit Qual und Klage,
Dem Schooß der Zeit entstieg, wo mit Gewissenszwang
Denkfreiheit, mit Gewalt Gesetz und Ordnung rang,
Ein Priester, ohne Macht, Monarchen schimpflich neckte,
Des Bannes Donnerstrahl betrogne Völker schreckte,
Der Krieger, um den Feind zu würgen, überwand,
Und nirgends Rath und Schutz der arme Pflüger fand.
Wenn diese Nacht, vor derem Bilde
Noch der Erinnrung graut, verschwand,
Wer gab den schönen Tag dem trauernden Gefilde? —
Erschien er nicht, weil, an der Weisheit Hand,
Die Wahrheit aus dem Grab der Finsterniß erstand,
Und mit der Wahrheit sich der Schönheit Macht verband,
Und zu der Menschen Brust durch sie Gefühl und Milde,
Wenn auch nicht offnen Weg, doch leichtern Zugang fand?

Zuerst erwacht Petrarch und forscht und wählt, geleitet
Von einem Gott, der sich und seiner Kraft vertraut,
Den Pfad in's Alterthum und schreitet
Vor seiner Zeit voraus, die staunend nach ihm schaut.
Ihn wecket Maro's Geist, ihn wärmet Plato's Feuer,
Und Liebe bildet ihm den Mund.
Im schmeichelnden Gesang ergießt sich seine Leier
Und thut Italien, was er empfindet, kund.
Sanft wird der Sprache Klang, der Ausdruck voll und rund,
Und Phöbus steht und horcht, entzückt den neuen Tönen,
Und schwört der Welschen Lied mit ew'gem Ruhm zu krönen.

Gleich thätig, schließt sich ihm, auf der gewählten Bahn,
Hier ein geliebter Freund und dort ein Zögling an,
Und sammeln um sich her Bewundrer und Verehrer,
Und werden, durch Gespräch und Schriften, Welschlands Lehrer;
Und willig lohnt dem Fleiß, der baut und bestellt,
Mit immer schönrer Frucht der Wissenschaften Feld. —
Indessen sinkt Byzanz, die Beute der Barbaren.
Der Griechen beßrer Theil reißt von den theuern Laren
Sich schmerzlich los und lenkt nach Westen seinen Lauf.
Mit offnen Armen nimmt Rom und Florenz die Schaaren
Gelehrter Flüchtlinge in seine Mauern auf:
Und sie, von Dank durchdrungen, bieten
Das Köstlichste, das der Gefahr
Des Sturms durch sie entrann, — der Vorwelt edle Blüthen,
Zum Gastgeschenk, den neuen Freunden dar.
Die Weisheit Gräciens, verbreitet

*) Poetische Epistel von J. K. F. Manso.

Aus reinern Quellen, nährt Empfindung und Verstand,
Und bringet, durch die Kunst, die Guttenberg erfand,
In großen Strömen fortgeleitet,
Von Stadt zu Stadt, von Land zu Land.
Vergebens warnt und eifert und erglühet
Der stolzen Mönche träge Zunft.
Die, im Erwachen der Vernunft,
Den Untergang der lang geübten Herrschaft siehet.
So mühsam sich die Wahrheit durch die Nacht
Des alten Vorurtheils, das, rastlos, sie bestreitet
Und durch's Gewölk der Täuschung durcharbeitet,
Gewinnt und mehrt sich doch der Umfang ihrer Macht.
Das Blut, das für sie fließet, facht,
Statt ihrer Freunde Gluth zu kühlen,
Den Eifer stärker an. Mit heitrer Stirne lacht
Der Märtyrer der Qual und wünschet sie zu fühlen,
Und spricht den Flammen Hohn, die, zirkelnd, um ihn spielen.

Was aber seh' ich dort für einen Schwan hervor,
Aus klösterlichem Dunkel, steigen?
Er singt und Deutschland fährt aus tiefem Schlaf empor,
Und Fürst und Volk und Ritter neigen
Zum nie gehörten Lied ihr Ohr.
Der Strahl vom Vatican versucht ihn zu zerschmettern,
Er aber trotzt den ausgesandten Wettern,
Und singet lauter nur der Wahrheit kühnes Lied.
Das lauschende Gerücht nimmt es auf seine Flügel,
Und schwinget schneller sich, als Sturm und Wolke zieht,
Mit seinem Raub, hoch über Thal und Hügel.
Durch ganz Europa fort, und von der Kirche Schooß
Reißt halb Europa sich, unwiderbringlich los.

O wie die Nacht seitdem sich überall zertheilet,
Und, langsam, aber schön, der Tag herniedereilet!
Welch eine neue Lebenskraft
Erhöht der Menschheit Muth? Welch' ein geheimer Zunder
Entflammt für jede Kunst und jede Wissenschaft?
Wohin das Auge blickt, erblickt es neue Wunder. —
Die Sprache Latiums, unkenntlich und entstellt,
Befreiet sich gemach von fremder Wörter Bürde,
Und läutert sich hinauf zu jener alten Würde,
In der sie einst gefiel und heute noch gefällt.
Erst ist's die Redensart, die wohlgewählte Wendung,
Des Ausdrucks Zärtlichkeit, die glückliche Vollendung,
Der Wohlklang, der das Ohr ergötzt,
Was an der alten Schrift der neue Leser schätzt.
Doch lange nicht, so rührt der Geist, der durch die Werke
Der Vorzeit sich ergießt, und der Gedanken Stärke
Und der erhabne Sinn mehr, als der Rede Fluß,
Und weckt und stimmt das Herz für hoheren Genuß.
Nicht mehr zufrieden, nur das Schöne
In fremden Schriften auszuspähn,
Und zu dem Alterthum, selbst ruhmlos, aufzusehn,
Versucht's Nacheiferung und bildet seine Töne
Und seine Sprache, anfangs schwach,
Allein, nach kurzem Fleiß, unübertrefflich nach.

Und stolzer hebt zugleich die gallische Camöne
Ihr lorbeerreiches Haupt empor,
Und blickt, nicht ohne Stolz, auf Hesperiliis Söhne
Herab und zeigt ihr Dichterchor.
Um sie versammelt stehn die Väter ihrer Bühne
Corneille, Moliere, Racine,
Und jener, der das Schön' allein im Wahren fand,
Und, wie Horaz, die Kunst an ew'ge Regeln band.
Wenn etwas noch den Stolz, der ihre Brust entzündet,
Zu zähmen weiß, so ist's, daß, an der Themse Strand,
Der Name Shakespears sich der Dunkelheit entwindet
Und Milton seinen Ruhm unüberwindlich gründet.

So blühn Sprach' und Geschmack und Dichtkunst, in dem Lauf
Von drei Jahrhunderten, bei edeln Völkern auf.
Doch blühn nicht sie allein. In lieblichen Gestalten,
Beleben, bilden und entfalten
Die Wissenschaften sich zugleich,
Und wandeln, ihres Siegs gewiß, von Reich zu Reich.
Zum erstenmale tritt aus ihren heil'gen Hallen
Die Königin Natur, die vor, versteckt und karg
Mit ihrer Gunst, sich selbst des Lieblings Blick verbarg,
Und wirft die Schleier ab, die, magisch, sie umwallen.
So weit die Schöpfung reicht, von der erhabnen Bahn,
Der Sonne, bis zum tiefen Bette
Des alten Oceans, reiht, wie an eine Kette,
Ein Aufschluß sich dem andern an.
Der forscht, wie viel uns Nachts vom Himmel Sterne winken;
Der mißt die Schnelligkeit, mit der die Körper sinken;
Der lehrt, was Welt an Welt, seit Ewigkeiten band;
Der läßt der Erde Ball sich um die Sonne drehen;
Der folgt den Straßen nach, die die Kometen gehen,
Und dem enthüllen sich im Monde Meer und Land.
Die Pol' und Sterne nicht zu ihrem Ziele wählen,
Erweitern, um sich her, das Reich der Wissenschaft,
Hier waffnen sie den Blick und zählen
Der Moose zahllos Heer; dort zwingen sie die Kraft
Der Luft durch einen Druck der Hand; erfindrisch spaltet
Des Lichtes Strahlen der, ein Anderer entfaltet
Der Körper letzten Stoff, und Jener späht den Lauf
Des Bluts, von Puls zu Puls, durch alle Adern, auf.

Und, mit dem sichern Blick in die Natur, verschwinden
Ein Wölkchen hier, ein Nebel dort.
Des Aberglaubens Fesseln binden
Des Forschers Geist nicht mehr, und Galiläi's finden
Verzeihung für ein dreistes Wort.
Schon ist der Weisheit Losung zweifeln;
Schon sinken Meinungen, bewundert einst, in's Grab,
Und kühler Spott und herber Tadel träufeln,
Aus Baylens scharfem Kiel, auf alten Wahn herab.
Schon mustert man, bei hellem Kerzenlichte,
Den ungeheuern Wust der lügenden Geschichte,
Und eilt, die lange Nacht der Sagen zu zerstreun.
Kenntnissen, die vergessen schliefen,
Ermuntert Baco hier den Denker, sich zu weihn,
Und tiefer senket dort ein Locke in die Tiefen
Des menschlichen Verstands sich ein.
Ein reger Trieb, ein kühners Streben,
Die Wissenschaften zu beleben,
Herrscht, mächtig, überall und zu der Menschheit Glück.
Wohin das Auge fällt, sieht der erstaunte Blick
Pflanzstädte für die Weisheit blühen,
Und edle Jünglinge nach ihren Thoren ziehen.

Wie aber grüß' ich dich, für welches mein Geschick
Zu wirken mich ersah, entfliehendes Jahrhundert,
Von dem geschmäht, von dem bewundert;
Doch, preißt man dein Verdienst, gewiß vor vielen werth
Daß dich der Weise nicht vergöttert, aber ehrt.
An deiner Hand herauf geleitet,
Hat sich ein schönrer Tag, als jemals die Natur
Vom Himmel wallen sah, vor allen in der Flur
Des alten Mannus, ausgebreitet.
Das Lied, das auf vom Po und von der Seine steigt,
Ist nicht mehr das Entzückendste der Lieder,
Zu dem allein, gefällig, sich hernieder
Der spröde Gott vom Pindus neigt.
Die Weisen Albions sind länger nicht die einen,
Die Tiefsinn mit Geschmack vereinen,
Und selbst der Gründlichkeit der Armuth Farbe leihn.
Aus Teuts Geschlechte stehn, an Thaliens Altären,
Der edlen Männer viel, die scherzend mich belehren,
Und viele, die mein Herz durch Unterricht erfreun.
Stets eifrig, Muth und Kraft der Wahrheit Dienst zu weihn,
Und sich, wo Kenntniß reift, mit ihrem Mark zu nähren,
Umfaßt und nimmt mein Volk — ein Strom der seinen Lauf
Durch Bäch' und Flüsse stärkt — der Völker Wissen auf,
Und wägt es mit gerechter Treue,
Und mehrt's aus seinem Schatz und bildet es auf's neue.
Wer hat, Religion, von leerem Menschentand,
Und von der Sagen Joch, und von der Satzung Bürde,
Dich glücklicher befreit und deiner Hoheit Würde
Begeisternder geliebt und lauter anerkannt?
Wer prüfte sorglicher die Rechte des Verstandes
Und wies, aus dem Besitze fremden Landes,
Wie unsre Weisen, ihn in sein Gebiet zurück?
Wer wandelt, in des Alterthumes Mitte,
Auf Schutt und auf Ruin, als hätt' er stets die Schritte
Durch diese Nacht gelenkt? Wer schätzt mit festerm Blick
Und, ohne daß die Macht des Vorurtheils ihn bindet,
Das Schöne, wo es blüht, das Edle, wo er's findet?
Sei stolz, mein Vaterland, dein Name welket nicht.
Zum grenzenlosen Tag, der aller Sphären Licht,
Begierig in sich trinkt und, siegreich, weiter strebet,
Mischt auch (der Genius der Wahrheit spricht durch mich)
Ein Flammenstrahl von deiner Sonne sich,
Der ewig schafft und wirkt und wärmet und belebet.

„Wohl!" ruft der Zweifler aus, „ich ehre diesen Tag.
Noch aber ist vor ihm der Laster keins verschwunden,
An denen unsre Welt, seit Cynthius die Stunden
In ihr erneut, darniederlag.

Noch schlägt Verrath und Neid dem Herzen bittre Wunden;
Noch brüstet sich der Stolz und prangt die Üppigkeit;
Noch wird der Eintracht Glück gewünscht und nicht empfunden;
Noch grünt der Stolz und blüht die Unempfindlichkeit;
Noch hat die Selbstsucht stets zu wurzeln Raum gefunden,
Und Lieb' und Edelmuth heißt theure Seltenheit.
Was hilft's, sich spät und früh den Wissenschaften weihen,
Wenn herbe Früchte nur durch unsern Fleiß gedeihen?"

Genug des Spotts! Wie alt ist, Zweifler, diese Welt,
Die deinen Frieden stört und dir dein Glück vergällt?
Lies in dem Buch der Zeit! Zwar liegt der erste Morgen,
Der sie dem Nichts entrief, vor unserm Blick verborgen:
Allein seit wann der Mensch der Thierheit rohen Stand
Verließ und menschlich ward, ist uns nicht unbekannt.
Wie viele Jahr' entflohn? „Fünftausend lange Jahre!"
Fünftausend nur? Und du nähest Unzufriedenheit,
Beklagst der Menschheit Loos, träumst von Vollkommenheit,
Und willst, daß edle Männlichkeit
Mit jugendlicher Kraft, in schönstem Bund, sich paare? —
Vielleicht, daß noch das Knabenalter nicht
Für uns sich endete, und erst nach tausend Sorgen
Und manchem sauern Kampf, des reifern Alters Morgen
Hervor, aus grauer Dämmrung bricht.

Gesetzt indeß, die frohe Hoffnung wäre
Ein süßer, aber leerer Traum:
Hat denn, auf unserm kleinen Raum,
Der Weisen Warnung, Rath und Lehre
Kein Vorurtheil besiegt und keinen Wahn zerstreut?
Hat sich des Aberglaubens Sphäre
Nicht um uns her verengt? Erhebt die Tyrannei
Ihr Antlitz, keck, wie sonst? Führt fromme Heuchelei
Noch heute, ungestraft, die Welt am Gängelbande?
Gereicht es unsrer Zeit zur Schande
Daß, wenn das Laster auch nicht stirbt, es dennoch scheu
Zurück in Nacht und Dunkel fliehet
Und, schamlos, länger nicht auf offner Bühne blühet?
Wann fühlte man's so tief und rief es laut und frei,
Daß, wer das Schwert ergreift, nicht, um sein Volk zu schützen,
Nein, weil der eitle Stolz, mehr Kronen zu besitzen,
Ihn für den Krieg entflammt, ein Freund des Unrechts sei?
Und der Verkauf ins Joch qualvoller Sklaverei,
Durch den Europens Geiz, mit jedem Jahre neu
Sich an der Menschheit Glück verschuldet, —
Dies Laster, seit Jahrhunderten geduldet,
Und (o verkehrte Zeit!) für Tugend einst erklärt! —
Wer sind die Stimmen dann, die, an der Thronen Stufen,
Vereinigt um Erbarmen rufen
Und zeugen, daß es uns und unser Herz entehrt,
Und, statt der Länder Schatz zu mehren, ihn vernichtet
Und jede Hoffnung untergräbt,
Von deren frohem Glanz belebt
Europens Schiffer jetzt die Anker muthig lichtet? —
Der Weisen Stimmen sind's. Ihr kühner Geist erhebt
Sich über niedern Wahn der Erde und verkündet,
Was, von der Wahrheit Kraft beseelt, ihr Herz empfindet.

Doch wie? verwundet nicht ein neuer Spott mein Ohr?
„Vielseitig ist die Brut der Laster und ein Thor,
(So hör' ich,) den Gestalt und sanfte Sitte blendet.
Das eine weicht zurück, das andre geht hervor;
Heut' hat es, trüglich, dir dies Antlitz zugewendet,
Und morgen kehrt's dir jenes zu." — —
Ich fühle die Gewalt, mit der du redest, du,
An Stoff zu Tadel und Beschwerde,
Wie deine Welt an Mängeln, reich.
Doch sprach das Herz aus dir, dann, Klügling, gilt's dir gleich,
In welchem Alter unsrer Erde
Du selbst und welch Geschlecht von Menschen mit dir lebt;
Ob Stambul oder Rom in seinem Schooß dich nähret,
Ob Friedrich, ob Tiber den Scepter zu dir kehret,
Zu Wodan oder Zeus dein Auge sich erhebt.
Was meinst du, wenn ein Gott die Bühne schwinden ließe,
Auf der du heute, nur gezwungen, spielst, und dich
Dem glänzenden Panier des Räubers folgen hieße,
Der einst die Römerwelt, als Attila, durchstrich?
Wie? wenn ein Zauber dich in jene Zeit versetzte,
Wo, vor der Kirche Ruf, sein Knie der Kaiser bog,
Und, weil's ein Mönch für Tugend schätzte,
Europa wiederholt zum heil'gen Grabe zog?
Gilt das Jahrhundert gleich, in dem du spielst, so spiele,
Mit diesem offnen Sinn und zärtlichen Gefühle,
Als Krieger Attila's, des Lebens Rolle fort,
So zeuch hinab zu Stambuls Thürmen,
Und gehe dort, den Wall Jerusalems zu stürmen,
Mit Peter's Schwärmerheer, an seiner Flotte Bord! —
Heran zu meinem Zauberkreise!
Heran und rüste dich zur Reise
In Gottfried's Lagerstadt und in des Hunnen Zelt!
Was sinnst du? Zaudrer! — Komm, beweise,
Daß die entflohne Zeit und ausgestorbne Welt
Dir minder nicht, als die, für die du lebst, gefällt?

Woher dann aber doch (wie könnten wir der Frage,
Mein weisrer Freund, entfliehn?) — woher zuletzt die Klage,
Die, spüren wir ihr nach, schon aus dem Reich der Sage,
Zu uns herüberschallt, daß Kunst und Wissenschaft
Verderben zu dem Thron und zu der Hütte trage,
Und an der Menschheit Wohl und an der Menschheit Kraft,
Wie an der Blum' ein Wurm, mit leisem Zahne nage?
Mich dünket, zwiefach sei der Wahn,
Der uns in dem Genuß der schönsten Güter störet
Und wider das Geschenk der Himmlischen empöret.
Zuerst, was sinnen wir den Wissenschaften an?
Nicht Lastern widerstehn und Tugenden entfalten, —
Die irdische Natur des Menschen umgestalten
Soll ihre Wundermacht und ihn zum Gott erhöhn.
Umsonst! der Mensch wird stets das Loos der Menschheit fühlen,
Der Leidenschaften Sturm in seinem Innern wühlen,
Und, wann er zürnt, der Mund der Unschuld furchtlos flehn.
Sein ungestümes Blut zu kühlen,
Verdacht und Eifersucht aus seiner Brust zu spülen,
Und von dem Unmuth ihn, den bald der Eitelkeit
Gekränkter Wunsch und bald Versagung weckt, zu heilen,
Mißlinget öfters selbst der klugen Hand der Zeit:
Denn das Vollkommne soll nicht unterm Monde weilen.
Verschmähen wir indeß den sanften Unterricht
Der Weisheit und den Dienst der Wissenschaften nicht!
Wenn sie der Dinge Lauf nicht wunderthätig hemmen,
Des Lasters Wege nicht verdämmen,
Noch, wo ihr Scepter herrscht, der Uebel Heer zerstreun,
Ist darum ihre Wirkung klein?
So weit ihr Einfluß reicht, entblühen und gedeihn
Und zeitigen Witz und Geschmack geschwinder,
Der kranke Geist genes't durch ihre Arzenein,
Und der genes'ne wird, durch sie gestärkt, gesünder.
Sagt zu der Sanftmuth Rath der Stolz sein kaltes Nein,
Zieht ekle Weichlichkeit sich vor des Jammers Bilde
Zurück, — die Weisheit lädt zu ihren Lehren ein,
Und sänftiget das Herz und giebt den Sitten Milde.
Will Ungeduld uns mit der Welt entzwein,
Sie tritt herzu, den Blick voll Mitleid und Erbarmen,
Und drückt in ihren Schwanenarmen
Uns an ein Mutterherz, das unaussprechlich liebt,
Und zeigt uns, was allein auf diesem Pilgerpfade
Mit Trost die Seele füllt, — Elysiums Gestade,
Wo jener Himmel glänzt, den keine Wolke trübt.

Nicht weiser, aber für den Adel
Der Weisheit kränkender, ist, Freund, ein zweiter Tadel:
Aufklärung sei der Staaten Grab.
Laß sehen, ob Erfahrung und Geschichte
(Sie sitzen hier, wie billig, zu Gerichte)
Der klügelnden Vernunft den Stab,
Ihn über Wissenschaft und Kunst zu brechen, gab.

Zwei Staaten können hier allein mit Recht entscheiden,
Athens und Roms Geschick, und dieser Urtheil spricht
Für uns und unsern Wunsch und ächtet Weisheit nicht.
Zwar blühte, mit Geschmack und Witz zugleich, in beiden
Pandorens seuchenschwangres Chor;
Doch neben ihnen nur, und nicht durch sie empor.
Als vor des Lichtes Strahl die Nebel, deren Flor
Den Horizont Athens verschleierte, zerflossen,
Und in dem alten Rom die Barbarei verschwand,
Da hatte dort bereits das Gold aus Xerxes Land,
Und hier sich, aus Karthag, Korinth und Attals Hand,
Des Ueberflusses Strom auf Stadt und Flur ergossen;
Da herrschten schon, in voller Kraft,
Die Habsucht und der Drang nach Schimmer und Vergnügen,
Und zwangen Kunst und Wissenschaft,
Sich unter die Gewalt der Ueppigkeit zu schmiegen;
Da schränkte Baulust schon des Pfluges Herrschaft ein,
Und schmälerte den Raum des Meeres durch Paläste;
Da wandelte bereits der Stolz, genannt zu sein,
Das sparsam-frohe Mahl zum schwelgerischen Feste.
So floh, nicht, weil Vernunft und Kenntniß Zutritt fand,
Nein, weil der Reichthum stets die Herzen mehr bestrickte
Und auf der Musen Dienst verächtlich niederblickte,



Nach einem kurzen Widerstand,
Das Glück, das beide Völker schmückte;
Und, ach, es wäre selbst viel früher noch in Sand
Zerronnen, hätten nicht Sokraten und Platonen
Und Lälien und Scipionen
Den nahen Sturm zurück gewandt.
Ihr reiner Tugendsinn, ihr fester Muth bestand
Die Laster, deren Heer den unbefleckten Laren
Entweihung drohete; und daß er überwand
Und in dem Strudel von Gefahren
Nicht unterging, — wer goß die seltne Tapferkeit
Den Edeln in das Herz, und stärkte sie zum Streit? —
Die Musen, die sie nur um ihretwillen liebten,
Die Weisheit, die sie nicht lobpriesen, sondern übten.

O glichen, Freund, auch wir den Weisen jener Zeit,
Und huldigten aus wahrer Zärtlichkeit,
Nichts wünschend, als das Reich des Guten und des Schönen
Mehr auszubreiten, den Camönen!
O ehrten alle doch, die, mit gebeugtem Knie,
An ihrem Thron, um Liebe sie beschworen,
Durch ungefärbten Dienst und reines Opfer sie,
Und straften so den Spott des Lästrers und des Thoren!
O folgten sie dem Rath, den jener Weise gab!
Du liebst ihn, wie ich selbst. (Sein Angedenken blühe
In Segen unter uns!) „Den Leser, sprach er, ziehe
Zu dir hinauf, er selbst dich nie zu sich hinab.“
Ach, seine Stimme hallt aus wenig Herzen wieder. —
Nicht der Geschmack, der streng, allein nach Gründen, spricht,
Die Fürstin Mode sitzt am Pindus zu Gericht,
Und lenket unsern Kiel und regelt unsre Lieder.
Bald steigt, auf ihr Geheiß, ein ungeheurer Chor
Von Rittern, aus der Nacht des Alterthums hervor,
Und meldet im Roman, in breiten Dialogen,
Wie sie zu diesem Fest und jenem Stechen zogen,
Und schläget Schild und Speer uns auf der Bühn' ums Ohr.
Bald wirbelt eine zarte Kehle
Uns Reime ohne Sinn, und Worte ohne Seele,
In wunderschönen Trillern vor.
Schwerfällig wandelt die Geschichte:
So beuget sie die Last von Perlen und Gestein;
Und ihre Pflegerin, gesandt zum Unterrichte,
Die Weisheit, die vordem mit offnem Angesichte
Einherging, hüllet sich in sieben Schleier ein.
Die Einfalt steht mit scheuer Miene
Und trüber Stirn' und flieht zum Throne der Kritik,
Und Wahrheit und Natur fühlt, daß sie auf der Bühne
Des Lebens nicht gefällt, und zieht sich kalt zurück.
So will's die Gunst des Volks, nach der wir thöricht streben;
So will's die Lust der Zeit, — ein Mittagswind, durch den
Die Seneca's gedeihn und leben,
Die Ciceronen untergehn.
Heißt das die Wissenschaft um ihretwillen ehren,
Den Lorbeer, der nicht ziert, kaltblütig übersehn,
Und keinen Lohn, als den, der ihr entquillt, begehren?
Und was erwartet ihr, Betrogene? Kein Flug
Dünkt unsern Zeiten kühn, kein Wagniß groß genug.
An tausend Launen ist die wandelbare Menge,
Die Ruhmsucht, die ihr fröhnt, an tausend Künsten reich.
Schon sinnt, und nicht umsonst, ein andrer, wie er euch,
Auf Kosten des Geschmacks, aus eurer Stelle dränge.

O dieß Verdrängen, Freund! wie traurig, daß es oft
Selbst jener Seelen sich bemeistert,
Von denen Wissenschaft ein neues Leben hofft!
Zwar ehr' ich, wie du selbst, Nacheif'rung. Sie begeistert
Zu Arbeit und zu Fleiß und wärmet kaltes Blut,
Erhält, den Winter durch, im einsam-stillen Zimmer,
Um Mitternacht uns wach, und schenkt, der Feste Schimmer
Und Ball, Gesang und Spiel zu überwinden, Muth.
Wohl dem Beglückten, dessen Busen
Von solchen Flammen glüht! Einst lohnen ihm die Musen
Mit einem Lorbeerkranz, der, unverwelklich grünt.
Doch Helden dieser Art zu ehren,
Wird, fürcht' ich, Klio's Hand den Pindus nicht verheeren;
So selten ist die Gluth, die ihr Geschenk verdient!
Die Söhne des Parnasses streiten
Nicht um's Verdienst, Geschmack und Kenntniß zu verbreiten,
Die Sorge, die sie quält ist, wer der Größre sei,
Ob, führt Apoll den Reihn, die Fackel vorzutragen,
Ob, ruft er zum Gericht herbei,
Den ersten Urtheilsspruch zu wagen,
Dem oder jenem ziemt, — das ist's, wornach sie fragen.
Und schlimm für dessen Ruhm, der Aller Werth erkennt,
Den einen neidlos ehrt, den andern, dankbar nennt,
Und wünscht, daß, in der Musen Reiche,
Ein jeder, der für sie und ihre Schönheit brennt,
An Sitten, wie an Geist und Feuer, ihnen gleiche.

Die dreimal Glücklichen! Die schönste Harmonie,
Die Seelen je umschlang, vereint und bindet sie.
Nie zürnet Erato, wenn ihrer Leier Töne
Die Tuba niederdrückt, die, für des Mavors Söhne
Und hoher Thaten Klang, Kalliope beseelt;
Nie klagt Melpomene, wenn hier der Fürst der Spötter,
Dort Jocus, dort das Heer der kleinen Liebesgötter
Ihr untreu wird, und sich Thaliens Scherze wählt.
Sie wissen, ein Gesang, den Grazien gesungen,
Ein Werk, dem Witz, Geschmack und Einfalt Werth verleiht,
Erwartet seinen Lohn nicht von der Hand der Zeit;
Es reift für die Unsterblichkeit,
Und wird, und wenn ihm auch das schlimmste Schicksal dräut,
Verkannt vielleicht, doch nie von Lethens Strom verschlungen.
Oft ziehen, wenn Vergessenheit
Schon obzusiegen wähnt, die ewig jungen Horen,
Die Töchter der Gerechtigkeit,
Es unvermerkt hervor. Und siehe! auserkoren,
Der Zeiten Stolz zu sein, steht es und trotzt dem Neid,
Und heißt der schöne Sohn der Unvergänglichkeit.

Doch, Freund, hinweg den Blick, hinweg von einem Bilde,
Das Schmerz auf jede Seele häuft.
Die, wie die Musen, leicht und gern in die Gefilde
Der Hoffnungen hinüberschweift.
Noch hat der junge Tag, seitdem er, neugeboren,
Auf uns heruntersieht, in einen Raum von mehr,
Als vier Jahrhunderten, an Klarheit nichts verloren,
Und sendet Wärm' und Kraft in seinem Strahl umher;
Noch gehen täglich neue Blüthen,
Von ihm geweckt, hervor und bieten
Uns Segen und Erquickung dar.
Getrost! die Schrecknisse der drohenden Gefahr,
Die, lauschend, noch umher am fernen Himmel ziehen,
Sie werden sich gemach zertheilen und entfliehen,
Und überall, wo ein Athen
Für Musen blühte, sie der Freude Fest begehn,
Und ungestört, den lauten Reigen führen,
Und jedes rauhe Mißgetön,
Das unser Ohr umschwirrt, in Wohllaut sich verlieren.

So wälzet, aus dem Schoos der Nacht,
Der Sturm ein furchtbares Gewitter
Den Horizont herauf. Die Eiche bricht in Splitter,
Das Meer erbebt uns schwillt, des Felsens Wurzel kracht.
Urplötzlich faltet sich des Windes Flügel wieder,
Die zitternde Natur schaut ruhiger sich um,
Die Wolken thauen Regen nieder,
Und das erquickte Land blüht, wie Elysium.

Gotthart Oswald Marbach

ward am 13. April 1810 zu Jauer, wo sein Vater Senior des Ministeriums war, geboren, erhielt seine wissenschaftliche Bildung nach vorhergehendem Privatunterrichte auf der Ritterakademie zu Liegnitz (seit 1821) und studirte seit 1828 zu Breslau und Halle anfangs Theologie, später aber Philosophie und Naturwissenschaften. 1831 ward er Doctor der Philosophie, bekleidete dann ein Jahr lang ein Lehreramt an dem Gymnasium zu Liegnitz und habilitirte sich darauf 1833 als Privatdocent an der Universität Leipzig, wo er Mitglied des für Schlesier fundirten Collegii Beatae Mariae Virginis wurde. Er vermählte sich 1836 mit der talentvollen Schauspielerin Rosalie Wagner, hatte aber den Schmerz, schon im folgenden Jahre seine glückliche Ehe durch den Tod seiner liebenswürdigen Gattin aufgelöst zu sehen.

Von ihm erschien:

Gedächtnißrede auf Spinoza. Halle 1831.
Gnomen. Liegnitz 1832.
Universitäten und Hochschulen. Leipzig 1834.
Encyclopädie der Experimentalphysik. 5 Bde. Ebendas. 1834—38.
Schelling, Hegel, Cousin, Krug. Ebendas. 1835.
Gedichte. (1. Ausg. unter dem Namen: Silesius Minor.) Ebendas. 1836—38.
Ueber moderne Literatur. 3 Sendungen. Ebendas. 1836—38.
Geschichte der griechischen Philosophie. Ebendas. 1838.
Aufruf an das protestantische Deutschland x. 1. u. 2. Art. Ebendas. 1838.
Deutsche Volksbücher. Bis jetzt 14 Hefte. Ebendas. 1838.
Buch der Liebe. Ebendas. 1839.
Jahreszeiten. Eine Vierteljahrschrift. Ebendas. 1839.
Angekündigt von ihm ist: Eine Uebersetzung der Nibelungen, welche noch in diesem Jahr erscheinen wird, so wie eine Uebersetzung von Gottfried's von Straßburg Tristan und Isolde.
Viele Aufsätze, Kritiken u. s. w. in Zeitschriften u. s. w.

Tüchtiges Wissen, gründliches Streben, reiche, vielseitige Bildung und redlicher Eifer für alles Gute, Wahre und Schöne, treten aus allen Arbeiten dieses talentvollen und reichbegabten jüngeren Schriftstellers dem Leser klar und deutlich entgegen, und weisen Marbach einen ehrenvollen Platz unter den Zeitgenossen an, so heftig er auch von mancher Seite angefeindet worden ist. — Als Philosoph gehört er zu den Schülern Hegel's, doch weicht er in Manchem, namentlich in den Ansichten über das Verhältniß der Philosophie zur Kunst und zur Religion von seinem Meister ab, und sucht frei und selbständig auf der von ihm eingeschlagenen Bahn zu wandeln. — Dagegen vermißt man in seinen kritischen Leistungen zuweilen die nöthige Ruhe und Milde; von dem Bewußtsein seines aus reiner subjectiver Ueberzeugung entsprungenen Strebens fortgerissen, wird er oft hart und schroff, und greift dann fremde Meinungen zu heftig an. — In seinen Poesieen offenbart sich tiefes Gefühl, Gluth der Phantasie und lebendige Anschauung, doch sucht man auch hier hin und wieder die dem Dichter so nothwendige, siegreich über dem Ganzen schwebende Ruhe vergebens. Alle diese Fehler sind aber nur Fehler rastlos nach dem Höchsten strebender Jugend; gerade der beste Most braust am heftigsten, ehe er sich zu jenem edeln Weine klärt, von dem dann später die Kenner meinen, daß er ohne solchen Gährungsproceß nie so trefflich und köstlich würde geworden sein.

Gedichte von Gotthart Oswald Marbach.

Wünsche.

(Nach Anakreon.)

Ich wollte, ich wäre der Zephir,
Der die glühende Wange dir kühlt,
Der mit den bräunlichen Locken
Das zärtlichste Liebesspiel spielt.

O wär ich die Fluth, die im Bade
Die Glieder, die reizenden wiegt,
Die Woge, die zärtlich und innig
An den wogenden Busen sich schmiegt.

Das Vögelein, das von den Lippen,
Den rosigen, Zuckerbrot nascht,
Das goldige Fischlein, das neckend
Dein niedliches Händchen erhascht!

O wär ich die Schleife des Busens,
Die straflos den reizenden küßt,
Der Gürtel, der fest, unauflöslich
Um die schwellenden Hüften sich schließt!

Ach, glücklich schon würd ich mich preisen,
Wenn die winzige Sohle ich wär,
Auf der mit den niedlichen Füßchen
Du Liebliche schwebest einher!

Trinklied auf Rosen zu singen.

(Nach Anakreon.)

Schmücket mit Rosen den zierlichen Becher,
Sitzt in die Runde, ihr rüstigen Zecher,
Sitzet auf Rosen und zechet und singt,
Bis euch auf Rosen Gott Bacchus bezwingt.

Schmücket die Schläfe mit Kränzen von Rosen,
Rufet die zierlichen Mägdlein zum Kosen:
Duften die Rosen und duftet der Wein,
Wird selbst die Liebe noch lieblicher sein.

Wisset der Lenz hat die Rose geboren,
Götter zum Liebling die Rose erkoren,
Amors Locken ein Rosenkranz ziert,
Wenn er zum Reigen die Grazien führt.

Röslein erblühen auf Busen und Wangen,
Kündend der Liebe verstohlnes Verlangen: —
Gebt mir die Leier, gebt mir den Kranz,
Führe mein rosiges Mägdlein zum Tanz!

Deutschlands Kronen.

Vormals in alten Zeiten, als noch das deutsche Land
In voller Kraft und Fülle des deutschen Reiches stand,
Da zog, wer als der beste der Fürsten war erwählt,
Der größte aller Herrscher mit Schaaren ungezählt;

Er zog in stolzem Zuge, — der Römerzug es war,
Gen Aachen, das den ersten der Kaiser einst gebar,
Wo schon die Luft zum Freien den Unterdrückten macht,
Wo Freiheit selbst umfänget, wer in des Reiches Acht.

Dort setzt dem Auserwählten des Cöllner Bischofs Hand
Auf's Haupt die stolze Krone, die eiserne genannt,
Es soll die Krone erben der größte nur fortan,
Seit sie der größte Kaiser mit mächt'ger Faust gewann:

Den König soll sie mahnen, daß er sei stark und fest
Zu fördern Reiches Ehre, daß er sie Niemand läßt,
Als wer sie zu ertragen mit Ehren sei geschickt,
Un dem nicht wund die Stirne die Eisenkrone drückt.

Dann von dem alten Aachen geht's gen Mondoncia.
Von Milano der Bischof, der stolze, harret da,
Er will dem König reichen von Silber eine Kron,
Auch diese soll nicht erben vom Vater auf den Sohn.

Dem Besten nur gehorchen die Städte unerregt,
Der ihre Silberkrone mit Ehren trägt und hegt,
Es soll die Silberkrone ein Zeichen für ihn sein,
Gerechtigkeit zu pflegen wie Silber klar und fein.

Die dritte Krone endlich gibt in der Römerstadt
Dem Kaiser wer die Krone des Christenhimmels hat:
Wie Gold vor Allem leuchtet, vor allem Glanz und Schein,
Soll hell vor allem Glanze der Glanz des Kaisers sein!

Durch Edelsinn und Tugend dem puren Golde gleich,
Soll er gewaltig schirmen die Kirche und das Reich,
Ein Schirmvogt soll er stehen für Freiheit und für Recht
In allen Christenlanden, durch keine Macht geschwächt. —

Wie ist es anders worden seit jener alten Zeit,
Wo sind sie hin die Kronen berühmt einst weit und breit?
Und wo ist hin das alte, das große deutsche Reich,
Und seine stolzen Kaiser, dem puren Golde gleich?

In deutschen Landen herrschet wohl noch die Eisenkron,
Doch erbt sie schon seit lange vom Vater auf den Sohn,
Schaut nur in deutschen Landen, manch Volk ihr wohl erblickt,
Das ohne Gold und Silber die Eisenkrone drückt!

Die silberne auch herrschet wohl noch im deutschen Land,
Es wird ein mächt'ger König vom Volke laut genannt,
Der hoch in Ehren träget des Silbers klaren Schein,
Gerechtigkeit noch pfleget, wie Silber klar und fein.

Doch wo die goldne Krone mag hingekommen sein?
Vergebens mögt ihr fragen vom Oderstrand zum Rhein. —
Es hat sie mitgenommen in's Grab am Wogenstrand
Der Held, der jüngst ein Heros der Freiheit vor euch stand!

Wie habt ihr doch vergessen, als ihr ihn schlugt den Held,
Als ihr ihm wiedernahmet die angemaßte Welt,
Und als ihr alle Kronen gefordert wieder ein,
Wie habt ihr da vergessen nur eure Kron allein!

Nun haben sie begraben, die neidend längst gesehn,
Wie stolz den deutschen Kaisern die güldnen Kronen stehn,
Die Krone sammt den Kaiser so fern vom deutschen Land,
Daß sie zurücke holet wohl keines Deutschen Hand! —

Die Liebe des Troubadour.

Süßer als der Nachtigallen
Schwärmerische Liebeslieder
In verliebten Herzen, hallen
Weit durch alle Lande wieder
Die süßen Lieder am Blancheflour,
Die Lieder der Liebe des Troubadour.

Pilger brachten über Meere
Von der schönsten Frau die Kunde,
Ihre Tugend, Reinheit, Ehre
Preisen sie mit lautem Munde:
Seitdem so heiß für Blancheflour
Entbrannte die Liebe des Troubadour.

Und auf einer Klippe stehend
Singt er seine Liebesklagen,
Winde land- und seewärts wehend
Ueber Land und Meer sie tragen.
Es lautet die Sage: So tief ist nur
Das Meer wie die Liebe des Troubadour.

Sind sie über Meer geschwommen,
Sangen dort sie Schiffer wieder?
Blancheflour hat sie vernommen
Ihres Sängers süße Lieder!
Und tief im Herzen sie sich schwur
Zu lohnen die Liebe des Troubadour.

Dort, wo schroff der Felsen raget
An dem Ufer, steht der Sänger,
Seine Stimme zärtlich klaget,
Lauter als die Brandung, bänger:
O höre, o hört mich Blancheflour,
Dich rufet die Liebe des Troubadour!

Sieh, ein weißes Segel hebet
Fern sich aus des Meeres Wogen,
Und es kommt herangeschwebet
Wie von seinem Lied gezogen!
Und lauter noch rufet er: Blancheflour,
Dich beschwöret die Liebe des Troubadour!

Ja sie ists! — und zitternd breitet
Er die Arme zu ihr über,
An des Felsen Rand er schreitet,
Stürzet schreiend sich hinüber:
Viel tiefer als Meer ist, Blancheflour,
Zu dir die Liebe des Troubadour!

Wild der Brandung Fluthen toben
Und es thürmen sich die Wellen,
Stürme haben sich erhoben,
Die am Strand das Schiff zerschellen. —
Verschlungen das Meer hat jede Spur —
So endet die Liebe des Troubadour.

Aus G. O. Marbach's:
„Buch der Liebe."

Ha wie soll ich all mein Glück verkünden,
Meine holde, liebe, süße Braut!
Welche Wonnen sich mit diesem Laut,
Diesem schönen einzigen verbinden!

Nimmer fühl ich nun der Zeit Entschwinden,
Weil die Liebe ew'ge Jugend thaut;
Und mein Auge, das in deines schaut,
Muß für alles Irdische verblinden!

Drum auch malt mit Flügeln man die Liebe,
Die sie über alle Himmel tragen;
Malt den Gott der ewig jungen Triebe

Blühend stets in ewger Jugend Tagen;
Legt dem Gott ums helle Aug die Binde,
Daß er für die Erdenwelt erblinde.

Wann der Tod sich wird zum Leben passen,
Wann mein ewger Geist sich wird entwöhnen,
Frei zu athmen in dem Reich des Schönen
Werd ich dich und meine Liebe lassen.

Kann, o sprich, die Luft das Leben hassen,
Kann die Aeolsharfe wohl ertönen,
Ohne sich dem Windshauch zu versöhnen, —
Kann mein Herz sich ohne Liebe fassen?

Kann ich leben und mich selbst verachten?
Und der Geist, der in mir lebt und waltet,
Ist er denn ein andrer als der deine?

Was die Weisen Weisestes erdachten,
Hat durch dich sich gotthaft mir gestaltet:
Ewig lebt die Gottheit, nicht im Scheine!

Wie soll den Reiz ich deiner Augen künden.
Drin eine zauberreiche Welt sich malet?
Seit sie ins Auge leuchtend mir gestrahlet,
Muß jeder Glanz der Erdenwelt erblinden.

Was schön und reizend, mußte sich verbinden:
Das dunkle Blau, das Frühlingshimmel malet
Die Gluth, in der Arabiens Sonne strahlet, —
Um Stoff zu dieser Augen Bau zu finden.

Doch wo ist ihre Zauberkraft entnommen,
Wo ihre Huld und Anmuth hergekommen? —
Erblindend hat Gott Amor sie gegeben!

Was Wunder nun, wenn mir das Herz entbronnen,
Seit ich sie sah, in Wehen und in Wonnen,
Wie irdsche Lust und Freude nicht sie geben!

O könnt ich dich auf Königsthrone heben,
Mit meiner Hand dir reichen Millionen,
Um deine treue Liebe zu belohnen! —
So hab ich nur die Leier und mein Leben!

Doch ist mein Leben deinem Dienst ergeben,
Und wo nur fühlend Menschenherzen wohnen,
Soll dein geliebter holder Name thronen:
Dieß sei des Liedes einzig würdig Streben.

Vor jener Laura, die Petrark gesungen
In Liedern, die nie Gegenlieb errungen,
Und die nur seufzen, die nur klagen können,

Soll würdiger man deinen Namen nennen;
Weil deinem Sänger Lieb um Lieb du weihest
Und seinen Liedern kühnern Schwung verleihest.

Käm nun ein Gott und wollte mich erhören,
Und eine Krone und ein Reich mir bringen
Und Geld und Gut zu allen irdschen Dingen; —
Ich sollte nur nie mehr zu dichten schwören:

Nicht würde mich der falsche Schein bethören!
Dürft ich nicht dich und meine Liebe singen,
Und wär gelähmt an meines Geistes Schwingen;
Wie Gold und Kronen jeden Reiz verlören!

Denn Gold und Kronen heben aus dem Staube
Nur Augenblicks, sind bald der Zeit zum Raube:
Doch wem Gesang ein Gott ins Herz gegeben,

Der schaffet sich und Andern ewges Leben.
In Staub versinken stolze Königsthrone,
Doch ewig grünt des Sängers Lorbeerkrone.

Noch nicht entflieh, geliebte Seele, bleibe!
Was willst du ohne mich im Weltenrunde?
Es schmerzt im Herzen dich die Trennungswunde,
In welchen Himmel dich die Sehnsucht treibe.

Ich ranke fest an deinem süßen Leibe
Und ruh auf deinem Mund mit meinem Munde; —
So komme sie, des Lebens letzte Stunde,
So mir als dir, dem heißgeliebten Weibe!

So Brust an Brust! — ich ruhe selig trunken,
Dein Athem zieht in mich, und unbewußt
In meinen Augen deine Augen träumen.

Und still verglimmt des Lebens letzter Funken
In dir und mir — — an Einer Mutter Brust
Ruhn schlummernd wir in Himmels lichten Räumen.

Wie ich dich liebe, könnt ich dirs doch sagen!
Könnt ich das Wort in meinem Busen finden!
Es würde mir der Trennung Schmerzen linden,
Könnt ich mein Herz auf meinen Lippen tragen.

Wie sich der Himmel wölbt in Blüthentagen,
Vor seiner Sonne Erdennebel schwinden,
Die irdschen Augen, die sie sehn, erblinden,
Und duftge Blumen blühn, die schlummernd lagen:

So ist mein Busen blaues Himmelszelt,
Und er umschließet eine selge Welt;
Es glüht mein Herz wie Frühlingsonne glühet,

Es blüht mein Lied wie Frühlingsblume blühet, —
Der Gott, der diese Welt erschuf, bist du; —
Dir glüht mein Herz, blühn meine Lieder zu!

Todt! todt! — ich Narr, nicht glaub ich, was ich sage, —
Mein Licht erloschen; todt, mein Leben todt!
Erstarrt der Puls, das Blut, so heiß, so roth,
In dieses dieses Herzens letztem Schlage.

Weh mir, weh mir! — nein still, was soll die Klage?
Hier ist nicht Schmerz, nicht Gram, nicht Leid, nicht Noth,
Hier ist nichts — nur ein leeres Nichts — der Tod —;
Fass es mein Haupt, mein Geist — das Nichts ertrage!

Was wollt ihr — warum weint ihr? Fort, fort, fort
Ihr Schatten! — Nichts ist hier an diesem Ort, —
Als nur wir zwei und beide nur ein Wort! —

Ein Wort — ein leeres Wort — ein eitler Schein —
Kein Sinn darin. — Was soll der leere Schrein? —
Das leere Doppelwort, legt es hinein!

Da steh ich, ganz allein mit meinem Jammer!
Noch schlägt das kranke Herz mir in der Brust,
Ob auch erstorben meines Lebens Lust
Mit ihr, die schlummert in des Todes Kammer.

Was willst du ferner in der Welt, Einsamer? —
Dein Aug ist müd, dein Sinn nur grambewußt,
Die Luft, von der du zehrst, ist Grabesdust,
Dein Herz, es schwingt zu deinem Sarg den Hammer.

Heut laßt mich weinen, weinen heiße Thränen,
Gönnt mir nur heut ein wildes Todessehnen,
Als dürft ich ganz in Thränen mich ergießen;

Als hätt ich meines Lebens Ziel gefunden
Und dürfte nun verbluten an den Wunden,
Und von ihr träumend still das Auge schließen.

Das Auge, welches gotthaft mich entzückt,
Es ist erloschen in des Todes Nacht.
Der Mund, der süß geküßt, gekost, gelacht,
Des Todes Ernst ist starr ihm aufgedrückt.

Das warme Leben, das so hold geschmückt
Den süßen Leib, entflohn ist seine Macht;
Tief in des Grabes schaurig dunklem Schacht
Ruht Alles Alles, was mich einst beglückt!

Was soll nun ich in dieses Lebens Tagen?
Trostlos verzweifeln, härmen, weinen, klagen? —
Nein frei zum Himmel auf das Auge schlagen! —

Wer treu geliebt, wie du, muß ewig leben;
Die Liebe wird Unsterblichkeit uns geben,
Tod ist die Lüge, Wahrheit ist das Leben!

Nicht hat der Tod dich Theure mir entwunden
Hab ich doch deinen Geist in mich gesogen;
Aus deinem Aug in meins ist er geflogen
Und hat im Herzen liebe Stätte funden.

So ist auch meine Seel an dich gebunden
Und ist dir gern und willig nachgezogen;
Du schlummerst süß, weil Träume dich umwogen,
Die deiner Liebe süßes Glück bekunden.

Du träumst von Leben und dein Traum ist Wahrheit;
Ich sehe wachend Tod, mein Wachen lügt;
Doch träumend schau ich dich in Lebensklarheit.

So muß uns beide denn der Traum beglücken,
Bis beim Erwachen, welches nicht mehr trügt,
Lebendig Geist den Geist schaut mit Entzücken.

Dschelal-eddin-Rumi.

Nicht mehr im Kreis der munteren Gesellen
Schmeckt mir des Weines goldner Labetrank;
Nicht will sein Geist mehr Kopf und Brust mir hellen,
Nicht weckt er mich zu frohem Festgesang.
Ich trink und trink und dumpfe Seufzer schwellen
Die Brust mir auf mit namenlosem Drang.
Wenn hell die Becher aneinander schellen,
Klingt meiner dumpf, als ob er jüngst zersprang;
Wenn laut der Brüder lustge Kehlen gellen,
Gibt meine Brust nur disharmonschen Klang.
Gelähmt des Geistes Flügel, die einst schnellen,
Find ich den Tag, find ich die Nacht zu lang.
Wer führet mich zu neuen Feuerquellen,
Darin mein Herz gesunde, welches krank?
Wer sagt es mir, wo rauschen Lebenswellen?
Den Becher füll er mir und habe Dank!

Suleima.

Nicht Edelstein und Perlen mehr gefallen
Dem Auge, das ihr Schein sonst blendete.
Wie von dem Baum die duftgen Blüthen fallen,
So meines Herzens Frühling endete.
Vom Eitlen in den irdschen Freuden allen
Mein Herz sich ab zum Höhern wendete.
Und doch, wo ist es, was des Busens Wallen
Beruhigend mir Wonne spendete?
Leer, unermeßlich sind des Himmels Hallen,
Wohin das Aug ich hoffend sendete!
Nur bei dem süßen Lied der Nachtigallen
In süßes Weh mein Harm verendete:
Wo ists, was ists, davon die Lieder schallen,
An das ich gern mein Herz verschwendete?!

Dschelal-eddin-Rumi.

Als die Sonne gestern niedergangen,
Ist ein schöner Stern mir aufgegangen.
Was mich dumpf beengte, jenes Bangen
Ist zu süßer Lust mir aufgegangen.
Und der Geist, der in mir lag gefangen,
Ist zu frischem Leben aufgegangen.

Jenen holden Stern mir zu erlangen,
Wird von mir zum Himmel aufgegangen.
Suleima sah mich, auf ihren Wangen
Ist ein helles Glühen aufgegangen,
Aus den Augen lichte Funken sprangen;
Und so ist mir klärlich aufgegangen:
Aus dem Herzen jene Gluthen drangen,
Wo ein helles Feuer aufgegangen. —
Binden will ich sie mit goldnen Spangen:
Liebesknoten, nie noch aufgegangen,
Sollen schlingen sich um sie wie Schlangen —
Lieder, die im Herzen aufgegangen!
Lieder, wie noch nie zur Laute klangen,
Sind ein Saatfeld in mir aufgegangen.

Suleima.

Als der Abendsonne Strahlen sanken —
Welche Flammen auf mich niedersanken
Aus den Augen jenes hohen schlanken
Jünglings! — Tief ins Herz mir niedersanken
Jene Flammen, welche gierig tranken
Meine Augen, bis sie niedersanken; —
Doch ich glühte und begann zu wanken,
Fast gelähmt die Glieder niedersanken.
Und nun sinn ich lange in Gedanken,
Welche Zauber auf mich niedersanken? —
Soll ich klagen, jubeln, schmähen, danken? —
Seligkeiten sinds, die niedersanken
Mir vom Himmel, — kann mein Herz noch schwanken? —
Liebesflammen sinds, die niedersanken!
Ja, die Seele sehnt sich festzuranken
An dem Jüngling — vor ihm niedersanken
Stolz und Muth — und nur der Sitte Schranken
Wehrten, daß die Glieder niedersanken!

Dschelal-eddin-Rumi.

Leise schlich ich, mein Gewand es rauschte,
Doch Suleima hört es nicht, sie lauschte —
Wie die Nachtigall der Rose Liebe singt.
Als mein Ohr ich an die Laube legte,
Laut im Busen mir das Herz sich regte —
Wie die Nachtigall der Rose Liebe singt.
Horch, Suleima regt sich; aus dem Herzen
Windet sich ein „Ach" voll Lust und Schmerzen —
Wie die Nachtigall der Rose Liebe singt.
Und die Zweige dräng ich leis zurücke,
„Ja sie ists!" flüstr ich in meinem Glücke —
Wie die Nachtigall der Rose Liebe singt.
Hörte sies? — sie horcht — ach sich erhebend
Flieht sie schnell; ich bleibe, liebebebend
Wie die Nachtigall der Rose Liebe singt.
Eh ich heimwärts meinen Schritt gerichtet,
Hat, Suleima, Rumi dir gedichtet —
Wie die Nachtigall der Rose Liebe singt.

Suleima.

In den Blättern Zephirs Säuseln rauschte
In der stillen Laube lag ich, lauschte:
Wie die Nachtigall der Rose Liebe singt.
Und das Haupt ich an die Blumen legte,
Dein gedenkend laut das Herz sich regte —
Wie die Nachtigall der Rose Liebe singt.
Horch, „Sie ists!" so klangs zu Ohr und Herzen,
Leise hingehaucht in Lust und Schmerzen —
Wie die Nachtigall der Rose Liebe singt.
Und — er ists! — tönts in der Brust zurücke,
Jubelnde Gewißheit meinem Glücke —
Wie die Nachtigall der Rose Liebe singt.
Dennoch floh ich, eilend mich erhebend,
Flog ich aufgeschreckt, doch liebebebend —
Wie die Nachtigall der Rose Liebe singt.
Ob ich floh — zu dir doch einzig richtet
Sich das Herz; dir, Freund, Suleima dichtet —
Wie die Nachtigall der Rose Liebe singt.

Dschelal-eddin-Rumi.

Faßt ich endlich dich,
Flüchtige Gazelle?
Warum flohst du mich,
Flüchtige Gazelle?
Warum pocht dein Herz,
Flüchtige Gazelle,
Wie in Todesschmerz,
Flüchtige Gazelle?
Warum glüht dein Blut,
Flüchtige Gazelle,
Wie in Lebensgluth,
Flüchtige Gazelle?
Ja verenden sollst an meiner Brust,
Flüchtige Gazelle!
Auferstehn zu ewger Liebeslust,
Flüchtige Gazelle!

Suleima.

Warum folgst du mir,
Kecker Jägersmann?
Sag, was that ich dir,
Kecker Jägersmann?
Laß mich, laß mich frei,
Kecker Jägersmann;
Wähn nicht, dein ich sei,
Kecker Jägersmann!
Willst du Liebesdank,
Kecker Jägersmann;
Sei es frei und frank,
Kecker Jägersmann!
Willst mein Herz als Beute du dir nehmen,
Kecker Jägersmann,
So versuch durch Milde mich zu zähmen,
Kecker Jägersmann!

Dschelal-eddin-Rumi.

Berühret hab ich deines Mundes Saum,
Und zweifle, wars im Wachen, wars im Traum.
Gekostet hab ich deiner Lippen Rand —
Vor meinem Blick das Irdische entschwand!

O laß noch einmal deinen Mund berühren,
Mich wachend meines Glücks zu überführen; —
Laß saugen mich an deines Mundes Becher,
Daß ich mich trunken fühl ein Nektarzecher!

Suleima.

Als du berührtest meines Mundes Saum,
Da ward ich eingewiegt in holden Traum.
Als du gekostet meiner Lippen Rand,
Sich selbst verlierend meine Seele schwand!

Nun scheint mein vorig Sein in Nichts zerronnen,
Ein neues schönes Leben hat begonnen. —
So nimm bewußt, nimm Mund, nimm Seele hin,
Weil ich durch dich aufs neu geboren bin.

Dschelal-eddin-Rumi.

Suleima, Liebe schwörst du mir,
Doch schwörst du mir auch Treue?
Was ich verlange, sag ich dir,
Auf daß dich nichts gereue.

Die Lieb ist leicht, die Treue schwer;
Die Zeit ein böser Geselle;
Sie bringt die grauen Haare her,
Und Liebe schwindet wie Welle.

Suleima.

Ei weiser Mann, was begehrst du von mir?
Soll ich heut schon denken an morgen?
Behagen diese Tage dir,
Was verdirbst du sie mit Sorgen?

Was Liebestreu! — So lang ich dich lieb,
Sollst du es einmal wagen
Treulos zu sein: du hast genug
An Einer Liebe zu tragen!

Dschelal-eddin-Rumi.

Ich seh an dir in Fleisch und Bein,
Die allertiefsten Gedanken:
In jegliches deiner Glieder ein
Unsterbliche Geister sanken.

Je länger ich dein Antlitz schau,
Desto mehr wächst meine Erkenntniß:
Es wird für mich dein Gliederbau
Zum vollsten Gottbekenntniß.

Suleima.

Seit ich dich liebe, scheint die Welt
Mir schön und unvergleichlich —
Was Höchstes, Tiefstes sie enthält,
Ist meinem Geist erreichlich.

Nun ist das Aug mir aufgethan,
Die Schönheit zu erkennen,
Nichts ist, wohin die Augen sahn,
Bedeutungslos zu nennen.

Dschelal-eddin-Rumi.

Kurze Tage, lange Nächte
Sind mein Loos in diesen Zeiten;
Aber meine nicht, ich dächte
Andres Loos mir zu bereiten.

Also licht sind meine Tage,
Daß sie gänzlich mich durchleuchten,
Und ich selber dann zum Tage
Um mich kann die Nacht erleuchten.

Aus zwei reichen Feuerquellen
Strömt mir klares Licht entgegen;
Meine Tage zu erhellen, —
Ueberreicher Strahlensegen!

Suleima.

Mir ist ganz die Zeit entschwunden
Ewigkeit mir aufgegangen,
Seit ich dich mein Licht gefunden,
Seit der Liebe Quellen sprangen.

Also ist dem Fisch zu Muthe,
Wenn er sich im Wasser fühlet;
Also ist dem Aar zu Muthe,
Wenn er sich in Lüften fühlet.

War ja elend schier verkommen,
Bis mein Element ich funden:
In dein Herz nun aufgenommen,
Fühl ich gänzlich mich gesunden.

Dschelal-eddin-Rumi.

Fest an deine lichten Augen
Will ich mich mit meinen Augen,
Reizende Suleima, saugen;
Dürstend ihre Strahlen trinken,
Daß sie reichlich niedersinken
In die Brust und mir durchsonnen
Ganz das Herz, den Liederbronnen.
Dieses Herz, das ganz zerschmolzen
Ist durch deinen Blick, den stolzen,
Gleicht dem Demant doch, der immer
Zeigt im Dunkeln noch den Schimmer
Von dem Licht, das ihn beschienen:
Also soll mein Herz mir dienen,
Um in dunkler Nächte Grauen
Hoffnungschimmer noch zu schauen —
Lichten Tages Dämmrungsgrauen.

Suleima.

Selig möcht ich in die Tiefen
Deiner Augen mich vertiefen,
Theurer Mann! in diesen Tiefen
Seh ich eine Welt sich regen,
Hold in Anmuth sich bewegen.
Und sie scheinet zwar zu gleichen
Dieser äußern Welt, doch reichen
Irdische Gestalten nimmer
In der Erdensonne Schimmer
Hin zu diesen selgen Bildern,
Die in deinem Aug sich schildern.
Doch zu blendend Licht ergießen
Die Gestalten, die hier sprießen,
Und ich muß die Augen schließen.

Dschelal-eddin-Rumi.

Komm her, Suleima, ruh an meiner Brust —
O fühle, wie sie pocht in selger Lust!
Du bist der Ordensstern an meiner Brust —
O fühle, wie sie pocht in selger Lust!
Du bist der Harnisch, der mir schirmt die Brust —
O fühle, wie sie pocht in selger Lust!
Du bist die Sonne an der Erde Brust —
O fühle, wie sie pocht in selger Lust!
Du bist die Gottheit an der Schöpfung Brust —
O fühle, wie sie pocht in selger Lust!

Suleima.

Ich sinke willig hin an deine Brust —
O siehe, wie ich glüh in selger Lust!
Ich bin das Kindlein an der Mutter Brust —
O siehe, wie ich glüh in selger Lust!
Ich bin die Rose an des Sängers Brust —
O sieh, wie ich glüh in selger Lust!
Ich bin das Morgenroth an Tages Brust —
O siehe, wie ich glüh in selger Lust!
Ich bin die Welt an ihres Gottes Brust —
O siehe, wie ich glüh in selger Lust!

Dschelal-eddin-Rumi.

Daß mich Suleima liebt, weiß alle Welt —
Sag an, mein Lieb, ob dir es wohlgefällt?
Sie kennt den Seufzer, der die Brust dir schwellt —
Sag an, mein Lieb, ob dir es wohlgefällt?
Sie kennt das Licht, das dir das Aug erhellt —
Sag an, mein Lieb, ob dir es wohlgefällt?
Sie weiß, daß dich mein Arm umschlungen hält —
Sag an, mein Lieb, ob dir es wohlgefällt?
Daß Tag und Nacht du liebend mir gesellt —
Sag an, mein Lieb, ob dir es wohlgefällt?
Ich selber bins, ders ihr im Liede meld —
Sag an, mein Lieb, ob dir es wohlgefällt?

Suleima.

Was sagt die Welt, wer ich, Suleima, bin?
Sie huldigt mir als ihrer Königin!
Ob sie mich schmähet in verwirrtem Sinn —
Sie huldigt mir als ihrer Königin!
Wenn sie dich nimmt als ihren König hin —
Sie huldigt mir als ihrer Königin!
Es ruht die Welt in deinem Liebe drin —
Sie huldigt mir als ihrer Königin!
Verewigt liegt die endliche darin —
Sie huldigt mir als ihrer Königin!
Einst, wenn ich längst in Staub zerfallen bin —
Sie huldigt mir als ihrer Königin!

Dschelal-eddin-Rumi.

Mein erster Himmel ist dein Gang,
Den in der Ferne ich vernehme;
Von Weitem deiner Stimme Klang —
O daß sie nah und näher käme!

Mein zweiter Himmel ist ein Blick,
Aus deinen lieben frommen Augen;
O welch ein namenloses Glück
An diesem Quell sich festzusaugen!

Mein dritter Himmel ist die Hand,
Die in der meinen ruht und leise
Durch einen Druck mir sagt: Ein Band
Verbinde uns, das nimmer reiße.

Mein vierter Himmel ist das Wort,
Das süße Wort von deinem Munde:
Ich liebe dich! — o immerfort
Tönt in mir diese süße Kunde.

Mein fünfter Himmel ist ein Kuß,
Der innig Lipp an Lippe glühet,
Mit welchem — himmlischer Genuß! —
Ganz deine Seele in mich ziehet.

Mein sechster Himmel: Arm in Arm
Verschlungen Herz am Herzen beben
An deinem Busen, lebenswarm,
Vergeh ich allem Erdeleben.

Doch aller Himmel Seligkeiten
Umfaßt der Himmel siebenter;
Die andern all läßt fern im Weiten
Der Himmel wahrhaft Liebender.

Ich sinke dir zu Füßen hin,
Drück deine Hand an meine Brust;
Verehrung, Andacht füllt den Sinn —:
So rein ist Gottes Liebeslust.

Suleima.

Du zählst der Himmel sieben, ich nur Einen;
Der bist du selbst, Geliebter! Aug und Mund
Und Stimm und Hand sind nur der Engel Bund,
Die dienend um den höchsten Thron erscheinen,
Rings um dein Herz! Dort thron ich wonneselig,
Und diesen bald, bald jenen Engel wähl ich,
Daß er das Lied mir singt, das Götter nährt,
Das kurze Lied, das Ewigkeiten währt:
Ich liebe dich!
Ich liebe dich!

Dschelal-eddin-Rumi.

Silberlocken wenige
Glänzen mir um kahlen Scheitel krausend;
Gleichend einem Könige
Zähl ich meiner Schüler mehr als tausend,
Die von Ost und Westen zu mir kamen,
Denn sie preisen mich mit diesem Namen:
Dschelal-eddin-Rumi den Weisesten.

Einst das schwarze, lockige
Haar sich kräuselte um Stirn und Nacken,
Und der Bart, der flockige,
Keimte bräunlich mir um Kinn und Backen.
Da im Kreise übermüthger Zecher
Saß ich, und sie nannten mich beim Becher:
Dschelal-eddin-Rumi den Dürstenden.

Sonnen zwei entzündeten
Mir das Herz; als sich darauf zusammen
Lied und Lied verbündeten,
Setzten Welt und Herzen sie in Flammen.
Mit der Liebe Eine ich beglückte,
Mit dem Liede Alle ich entzückte —
Dschelal-eddin-Rumi der Liebende.

Suleima, die reizende,
Hat im Tod ihr flammend Aug geschlossen:
Heiße Thränen beizende
Sind, ihn bleichend, in den Bart geflossen.
Tag und Nacht des Grames unvergessen,
Stumm und bleich, so hab ich da gesessen —
Dschelal-eddin-Rumi der Trauernde.

Doch der Geist, der mächtige,
Regt unsterblich seine kühnen Schwingen;
Die Natur, die prächtige,
Kann er selbst gebären wie verschlingen:
Und so bin ich, mich in ihr erschauend,
Und aus mir unsterblich sie erbauend —
Dschelal-eddin-Rumi der Weiseste.

Und der silberblühende
Scheitel birgt ein Leben, das nie altet,
Und das Herz, das glühende,
Nicht in Grabes feuchtem Sand erkaltet.
Raum und Zeit sind Tand und nimmer end ich;
Mach einst mich, sie und die Welt lebendig —
Dschelal-eddin-Rumi der Göttliche.

Der Pietist *).

Während meiner Studienzeit in Halle lernte ich einen jungen Mann kennen, welcher durch sein vortheilhaftes Aeußere und sein liebenswürdig gewandtes Benehmen Jedermann bei dem ersten Zusammentreffen für sich einnahm. Er war der Sohn eines bereits vor einigen Jahren gestorbenen Advocaten in Hamburg und studirte in Halle, um sich später dem einträglichen und ehrenvollen Berufe seines Vaters zu widmen. Der Vater, ein Lebemann, hatte seinem einzigen Sohne kein eben ansehnliches Vermögen hinterlassen; dasselbe, aus einigen Tausend Thalern bestehend, reichte jedoch um so mehr vollkommen zur Ausbildung des jungen Mannes für dessen späteren Beruf aus, als auch die Mutter desselben bereits aus diesem Leben geschieden war. Mein Freund, Heinrich S., lebte nun wohlgemuth und unbesorgt hin; er war in jeder Beziehung ein flotter Student. Sein von Jugend auf gebildeter Sinn hielt ihn von allen gemeinen Vergnügungen zurück, und sein frischer Lebensmuth machte ihm das kopfhängerische Wesen verhaßt, das damals eine Gesellschaft der Studirenden angenommen hatte, welche die Worte Tugend und Vaterland als Embleme führte. Seine großstädtisch noble Gesinnung, sein stets vortrefflich bestellter Wechsel, mit dem er trotz seines leichten Sinnes gar wohl hauszuhalten verstand, seine stattliche schlanke Gestalt, sein entschiedenes und doch bescheidenes Wesen, sein, ich möchte sagen, ritterlich muthiges und gewandten Benehmen, die Vollkommenheit, mit welcher er die Waffen zu führen und sein Pferd zu produciren verstand — alles dieses hatte die natürliche Folge, daß sich ein ziemlich ansehnlicher Kreis der Studirenden an ihn anschloß und ihm nacheiferte. Es waren größtentheils junge Männer, welche einen oder mehre der Vorzüge meines Freundes theilten und, theils um Zudringliche und in ihre Gesellschaft nicht Passende von sich abzuhalten, theils um dem Vereine, in welchem sie sich glücklich fühlten, in der Studentenwelt eine Bedeutung und Anerkennung zu verschaffen, welche er verdiente, erklärten sie denselben unter dem Namen der Hanseaten für eine landsmannschaftliche Verbindung und erkannten Heinrich S. einstimmig als deren Vorstehrr oder Senior an.

Ich selbst, obgleich allen Mitgliedern jener Verbindung und namentlich ihrem Vorsteher innig befreundet, trat doch nicht in dieselbe ein; denn die kurze Zeit, welche ich noch auf der Universität zuzubringen hatte, mußte ich fast ganz einem emsigen Studium widmen, um mich auf mein Examen vorzubereiten. Unter solchen Verhältnissen wurde mein Umgang mit S. seltener; denn was uns früher enger an einander geknüpft hatte, war das gemeinsame Interesse an der Pilosophie gewesen. S. hatte sich namentlich der neuern Philosophie mit einer Leichtigkeit bemächtigt, welche ich an ihm bewunderte. Während ich kein Ende finden konnte in Verfolgung der Ideen, welche diese Philosophie aufregte, wußte S. den Prinzipien derselben eine praktische Seite abzugewinnen, indem er die Theorie fallen ließ. So mußte ihm die philosophische Ueberzeugung jetzt dazu dienen, um ihm unter den Freunden ein durch Entschiedenheit imponirendes Ansehn zu geben; aber hierin schien sich auch sein Interesse an ihr aufgehoben zu haben. Ich äußerte ihm meine Besorgniß, daß ihn die Studentenverbindung von seinen Studien abziehen würde. „Desto besser;“ war seine Antwort, „die Richtung hat mir die Wissenschaft gegeben, das ist genug; die wahre Ausbildung fürs Leben gibt nur das Leben selbst.“ — „Dann müßte dieses auch stark genug sein uns die Richtung zu

*) Novelle von G. O. Marbach. („Jahreszeiten. Frühling 1839.“ Leipzig 1839).

geben." — „Ja, wenn uns nicht von Anfang eine sorgfältige Erziehung zur Lüge gegen uns selbst gemacht hätte. Diese Lüge überwindet das Leben nicht, denn es wird durch dieselbe verpestet. Den Fluch, den die Verstandesbildung über uns gebracht hat, kann nichts heilen als diese selbst, sie in ihrer Vollendung als Philosophie. In der Philosophie vernichtet der Verstand sich in sich selbst, und Leben und Thatkraft sind gerettet, — wenn man nicht in die neue Thorheit verfällt, das Mittel selbst zum Zweck zu machen. Jetzt erkenne ich klar, welch ein in mir selbst in Sentimentalität, lauter verfluchtes Floskelwesen verlogner Mensch ich war, bis mir die Philosophie das Hirn purgirte — aber ich würde nur in die entgegengesetzte Krankheit verfallen, wenn ich das wohlthätige Purgirmittel zu meiner täglichen Nahrung machte." — Als ich Halle verließ, begleitete mich S. bis Leipzig, wo wir noch einige frohe Tage mit einander zubrachten und dann nach einer herzlichen Umarmung schieden. Wir hatten uns vorgenommen einen lebhaften Briefwechsel zu führen. Gleich nach der Ankunft in meinem Vaterland übernahm ich aber ein Schulamt, und die Geschäfte, welche mir dieses brachte, hielten mich ab Wort zu halten, während S., wie ich nachher erfuhr, durch Conflicte, in welche die von ihm repräsentirte Verbindung gerieth, seinerseits zu sehr in Anspruch genommen wurde, um ans Briefschreiben zu kommen.

Versprechungen, welche in der Folge nicht gehalten wurden, veranlaßten mich zwei Jahre nachher mein Vaterland zu verlassen und mich bei der Universität zu habilitiren. Ich kam bei dieser Gelegenheit wieder nach Halle und erkundigte mich sogleich angelegentlich nach meinem Freunde S. Nichts konnte ich von ihm erfahren, als daß er in Folge einer gegen die Studentenverbindungen eingeleiteten Untersuchung, als Vorsteher einer dieser Verbindungen relegirt worden sei. Ueber die Folgen, welche diese Strafe für den talentvollen Jüngling gehabt haben konnte, war ich um so ruhiger, als ich aus frühern Mittheilungen wußte, wie wenig man in der freien Stadt Hamburg auf die Strafe der Relegation Werth legte, wenn dieselbe nicht in Folge eines wirklich unsittlichen Vergehens verhängt worden war.

In Leipzig kam ich wenig aus, weil mich die Vorbereitungen zu meinem neuen Berufe vielfach beschäftigten. Eines Tages aber gehe ich zur Erholung um die Promenade, nachdenklich vor mich hinsehend, als ich meinen Namen rufen hörte; im nächsten Augenblicke lag S. in meinen Armen. Meine Freude war groß, aber eben so groß mein Schreck, als der Freund nun zurücktrat. Aus dem blühenden, lebensfrischen Jünglinge war in den zwei Jahren ein bleicher abgemagerter Mensch geworden, und sein Anzug war noch immer sauber wie sonst, aber ärmlich, abgetragen. Als er mein befremdetes und besorgliches Anschauen bemerkte, trat eine Thräne in sein Auge, und mir die Hand reichend, sagte er im schmerzlichen Tone der Stimme und indem ein zuckendes Lächeln der Verzweiflung über sein Gesicht fuhr: „Es ist mir schlimm ergangen, seit wir uns nicht gesehen!"

Auf meinem Zimmer erfuhr ich hierauf von S., daß er nach der Relegation in Halle, den verzweifelten Entschluß gefaßt hatte, als Soldat sein Glück zu versuchen. Außer der Entfernung von der Universität hatte ihn hierbei noch ein Liebesverhältniß bestimmt, welches er mit einem Mädchen von gutem Naturell, aber geringer Geistesbildung angeknüpft hatte, und das ihm um so lästiger geworden war, als ihn das Mädchen mit peinlichen Sorgen wegen der Gestaltung seiner künftigen Lebensverhältnisse ängstete. Er hatte den Rest seines Vermögens dazu verwendet, um nach Algier zu reisen, und war hier in die bekannte Fremdenlegion eingetreten. Die grausamen Strapazen, welche er auszustehen hatte, vernichteten seine Gesundheit; aber mehr noch wurde sein Geist darniedergedrückt durch die brutale Behandlung, der die Fremden von Seiten der Franzosen ausgesetzt waren. Die Franzosen mißgönnten ihm den Rang eines Unterofficiers und gingen systematisch darauf aus, ihn zu Grunde zu richten, indem sie ihn mit der schmachvollsten Willkür in Duelle verwickelten. Nur seine Gewandtheit und seine Fertigkeit der Waffen hatten ihn gerettet. Er war endlich glücklich, noch einen kleinen Ueberrest seines Vermögens als Nothpfennig in seinem Tornister verborgen zu haben, der ihm nun in das Vaterland zurück half. Vor einigen Tagen erst war er bankerot an allen Lebenshoffnungen in Leipzig angekommen.

Ich überzeugte ihn bald, das Einzige, was er unter diesen Umständen thun könne, sei, den frühern Lebensberuf wieder aufzunehmen; aber er gestand mir, daß er in Halle wegen der allzuvielen Zerstreuungen wenig für das juristische Studium habe thun können, und um aufs Neue eine Universität zu besuchen fehle es ihm an Geldmitteln. Obgleich ich nun selbst nicht in glänzenden Umständen war, so behielt ich doch den Freund bei mir und es wurde beschlossen, daß er, der von Jugend auf mit den neuern Sprachen sich angelegentlich beschäftigt hatte, durch Privatstunden, vielleicht auch durch Uebersetzungen sich einigen Verdienst verschaffen, dabei aber eifrig seinem Studium obliegen solle. Das Liebesverhältniß, welches er früher in Halle unterhalten hatte, durfte ihm keine Sorge mehr machen; denn wir erfuhren, daß sich jenes Mädchen vor Kurzem mit einem Prediger aus der Umgegend von Halle verlobt habe. Mit den Uebersetzungen ging es besser, als wir gedacht hatten; sie waren correct und gewandt und bald bekam er mehr Aufforderungen von Buchhändlern, als er anzunehmen vermochte. Zugleich gewann er auf diese Weise ein redliches Auskommen; aber ich bemerkte mit Mißfallen, daß über den Uebersetzungen das juristische Studium gänzlich versäumt wurde. Ich mußte die Bemerkung machen, daß der ernst wissenschaftliche Sinn aus meinem Freunde, der übrigens zu seiner frühern Lebensfrische und Liebenswürdigkeit zurückgekehrt, gänzlich gewichen war. Ihn fesselten nur die Aeußerlichkeiten des Lebens.

In dieser Zeit unternahmen wir zusammen eine Vergnügungsreise nach Dresden. Wir reisten mit dem Eilwagen und kamen in eine Beichaise zu sitzen, in welcher sich bereits eine verschleierte Dame niedergelassen hatte, welche unter ihrem Mantel ein Päckchen zu halten schien. Meinem Freunde wurde der Platz neben der Dame, mir der Rücksitz angewiesen. Ich machte jene aufmerksam, daß, da ich die letzte Nummer habe, noch Platz für ihr Päckchen neben mir auf dem Rücksitze bleibe, erhielt aber nur ein Kopfschütteln zur Antwort. Das Posthorn blies und wir fuhren ab. Als wir ins Freie gekommen waren, schlug die Dame den Schleier zurück und ließ ihr jugendliches und wunderschönes Gesicht sehen, in welchem mir jedoch ein beinah feindlicher Zug um die schönen Lippen mißfiel. Ich dachte bei mir, die schöne Frau müsse schon sehr trübe und ihr Gemüth bis zum Lebensüberdruß aufregende Erfahrungen gemacht haben, und die Folge bestätigte meine Vermuthung. Sie würdigte uns nur eines sehr kalten, ich möchte fast sagen, verächtlichen Blickes, und brachte dann unter ihrem Mantel das hervor, was ich für ein Päckchen gehalten hatte. Es war ein niedliches Hündchen, auf der Eilpost bekanntlich ein verbotener Artikel. Die Fremde liebkoste das artige Thier, welches in der frischen Luft ganz munter wurde, und setzte es endlich neben mich auf den Rücksitz, wo es sich lustig umschaute. Bald machte es auch mit uns Bekanntschaft, sprang auf unsern Schooß und wurde nur durch seine Gebieterin wieder auf den leeren Platz des Rücksitzes verwiesen.

Mein lebensfroher Freund suchte die Gelegenheit, welche das Hündchen bot, zu benutzen, um unsere schöne Gefährtin in ein Gespräch zu ziehen, erhielt jedoch nur kurz abstoßende und endlich gar keine Antworten. Sie legte sich zum Wagenfenster hinaus und kehrte ihm den Rücken. Ich lachte; er aber konnte seinen Aerger über die Art, mit der seine gefälligen Reden abgewiesen worden waren, kaum verbergen. Nach einer Weile mochte der Dame diese Stellung lästig geworden sein; sie zog ihren Schleier wieder vor und lehnte sich zum Schlummer in die Ecke des Wagens. Auch das Hündchen machte es sich bequem, indem es seine Schnauze auf meinen Schooß legte und schlief. Es war ein heiterer Sommermorgen, die Luft strich frisch durch unseren auf beiden Seiten offenen Wagen, und S., um seinen Aerger zu verdampfen, zündete eine Cigarre an. Nicht lange, so räusperte sich die Dame, schlug den Schleier zurück und sagte, indem eine flüchtige Röthe über ihr Gesicht zog: „Mein Herr, ich habe das Recht mir das Tabakrauchen zu verbieten." S. sah sie eine Weile ruhig an, warf dann gelassen die Cigarre zum Fenster hinaus und erwiederte, indem sich sein Gesicht dunkelroth färbte: „Und ich habe das Recht, Madame, mir den Hund zu verbieten; Sie werden ihn auf der nächsten Station zurücklassen!" Auf diese Weise war nun der Krieg zwischen meinen Reisegefährten erklärt, und ich als neutrale Macht gab mir Mühe lachenden Muthes eine friedliche Uebereinkunft zu vermitteln. Vergebens! die für mich wenigstens sehr unliebenswürdige Dame schien auf unsere Galanterie zu rechnen, daß wir ihr das Hündchen nicht rauben würden, wollte aber nichts desto weniger nicht erlauben, daß abwechselnd einer von uns nur so lange Tabak rauchte, als der Wind den Rauch nicht rückwärts triebe. Die Schöne war während meiner Unterhandlungen sehr lebhaft geworden, S. schwieg ärgerlich in sich brütend. Endlich fragte ich die Fremde, ob ihr denn der Rauch beschwerlich falle? „Keinesweges," antwortete sie, „aber ich will, daß man mir die Artigkeit erweise, die man mir schuldig ist." Nun wurde ich ärgerlich und ernst, während mein Freund plötzlich laut auflachte und lachend wiederholte, daß in Wurzen, so hieß die nächste Station, der Hund aus dem Wagen müsse. Die Dame widersprach; S. betheuerte, während er nichts desto weniger mit dem Hündchen spielte und es scherzend bedauerte. Endlich stimmte die Fremde mildere Saiten: sie wollte erlauben, daß wir Tabak rauchten, wenn sie den Hund behalten dürfe; nun aber persiflirte sie S. mit ihren eigenen vorher ausgesprochenen Worten, versicherte sehr galant,

daß er nicht wagen könne, in Gesellschaft einer so fein gebildeten Dame an die Cigarre zu denken, daß er glücklich sei, ein Mittel gefunden zu haben, mit ihr in ein lebhaftes Gespräch zu kommen, und daß er schon darum auf Zurücklassung des niedlichen Thierchens bestehen müsse, um sie in einer Aufregung zu erhalten, welche sie so bezaubernd liebenswürdig mache. „Sie müßten,“ fuhr er fort, „ein Mann sein, um zu begreifen, wie überirdisch erhaben die Schönheit einer schönen Frau leuchtet, wenn ihre Wangen von Zorn glühen!“ — „Mein Herr, Sie sind abscheulich, Sie sind grausam!“ — „Grausam? ja, aber beim Himmel nicht gleichgültig; — so wenig wie Sie!“ — „Ich verachte Sie!“ — „Nein, Sie hassen mich! — gestehen Sie, daß ich Ihnen nicht gleichgültig bin.“ — „Nur um eines Hundes willen nicht,“ hohnlachte die Schöne. — „Die Ursache ist gleichgültig, Madame, und ich schwöre“ — Das Posthorn blies, wir waren in Wurzen. S. sprang sogleich aus dem Wagen, indeß die Dame eilig ihr Hündchen haschte, es in den Mantel wickelte und sich in den Fond des Wagens zurücklehnte. Ich sah zum Wagen hinaus und bemerkte, wie mein Freund eifrig mit einem Postbedienten unterhandelte; er gab ihm Geld und flüsterte ihm noch zu: „Also ich verlasse mich darauf — in der Stadt Wien. Hier meine Adresse.“ S. ging hierauf in das Posthaus und jener Postbediente trat an den Wagen. Er forderte die Dame höflich aber entschieden auf, den Hund aus dem Wagen zu thun. Sie zögerte; doch in dem Augenblicke fuhr das Hündchen gegen den Fremden pelfernd unter dem Mantel hervor, als ob es die Absicht des Mannes erkannt hätte. Dieser hatte es schnell ereilt und nahm es trotz seinem Widerstreben aus dem Wagen. Unsere schöne Begleiterin fuhr leidenschaftlich auf, doch sich schnell besinnend, fragte sie ruhig: „Sind Sie hier vom Ort?“ — „Ja, Madame.“ — „Nun so tragen Sie für das gute Thier Sorge, in einigen Tagen kehre ich zurück und will Ihnen Ihre Mühe reichlich belohnen. Wie ist ihr Name?“ — „Haben sie keine Sorge, Madame, ich stehe Ihnen für das Hündchen. Mein Name ist Bartels; Sie können mich jeden Augenblick in der Post erfragen.“ — Gleich darauf stieg S. wieder in den Wagen und die Reise ging fort. Die junge Frau war wie umgewandelt. Lachend empfing sie meinen Freund: „Nun Sie haben Wort gehalten; ich danke Ihnen für die Lection. Aber sie sollen sehen, daß ich großmüthiger bin, als Sie. Meine Herren, rauchen Sie, so viel Ihnen beliebt!“ Wir thaten es natürlich nicht; aber von nun an hatten wir an der jungen Dame die liebenswürdigste, freundlichste Reisegefährtin. Des Hundes wurde mit keiner Sylbe mehr gedacht.

Unaufgefordert erzählte uns die Dame ihre früheren Lebensverhältnisse. Sie hatte früh ihre Eltern verloren und war von einer älteren Schwester ihrer Mutter in Leipzig erzogen worden, welche von einer kleinen Pension lebte, die sie als Wittwe eines ehemaligen Staatsdieners bezog. Unter solchen Verhältnissen wurde es als ein großes Glück betrachtet, als sich ein sehr wohlhabender, ja reicher Mann um die Hand des eben erst zur Jungfrau heranblühenden Mädchens bewarb. Daß er nebenbei alt, geizig und ein widerwärtiger Sonderling war, wurde über seinen Reichthum von der alten Tante übersehen. Sie stellte ihrer Nichte die gänzliche Hilflosigkeit vor, wenn sie in ihr, der Pflegemutter, der letzten Stütze durch den Tod beraubt würde, sie machte ihr bemerklich, daß Männer, die erst in späteren Jahren sich vermählten, gewöhnlich die besten Ehemänner wären, weil sie durch zärtliche Güte den Reiz der Jugend zu ersetzen suchen müßten; genug sie bewog das junge unerfahrene Kind dem alten Galan die Hand vor dem Altar zu reichen. Bettina, so hieß die junge Frau, kannte in dem Alter von siebenzehn Jahren noch keine Leidenschaft als die Eitelkeit; Herr Karch, so hieß der bejahrte Freier, hatte aus Liebe seinen Geiz bewältigt und erfreute sie mit den reichsten Geschenken, und so war sie ihm herzlich dankbar und hielt diese Dankbarkeit für Liebe. Während des kurzen Brautstandes war Herr Karch so klug, seine Zärtlichkeit in sehr ehrbaren Schranken zu halten, und so kam das arme Kind erst nachdem es zu spät war, nachdem die Hochzeit mit großem Glanz vollzogen war, zum Gefühl ihres Elends. Ihr Gemahl, früher Wollhändler, jetzt Gutsbesitzer, zog mit ihr gleich nach der Hochzeit aufs Land, wurde von Tage zu Tage zärtlicher und filziger, erlaubte der jungen Frau niemals, die Grenzen des einsamen Wohngebäudes und des noch einsamern Gartens an demselben zu übertreten, und machte durch alles dieses die junge Frau, welche niemand außer ihm und kaum alle Vierteljahre einmal ihre mütterliche Wohlthäterin zu sehen bekam, grenzenlos unglücklich. Kaum ein Jahr nach ihrer Verheirathung starb die alte Tante, einsam und verlassen von jeder liebevoll pflegenden Hand und mit dem folternden Bewußtsein, das einzige Kind ihrer vorangegangenen Schwester aus Unklugheit unglücklich gemacht zu haben. Bettina's Loos war indeß einigermaßen leichter geworden durch die heftigen Gichtleiden, von denen ihr ehelicher Tyrann befallen wurde; sie ertrug jetzt seine Grillen leichter, als vorher seine Zärtlichkeit. Der Arzt rieth den Gebrauch eines Bades während des Sommers, aber Eifersucht und Geiz hielten den Alten zurück, und im verflossenen Herbst war er gestorben.

Bettina hatte ihn bis an sein Ende treulich gepflegt; jetzt athmete sie frei auf. Ihre Tante war so klug gewesen, Herrn Karch, ehe sie seiner verliebten Leidenschaft ihre schöne Nichte zum Opfer gebracht hatte, zu vermögen, diese durch ein Testament zur alleinigen Erbin seines großen Vermögens zu ernennen; aber wie erschrak die jetzt ganz einsam in ihrer Unerfahrenheit dastehende Frau, als sich gleich auf die abgelauerte Nachricht von Karch's Tode entfernte Verwandte aus Dresden erst als Leidtragende zum Begräbniß und bald darauf als Universalerben producirten. Sie hatten schon einen Advocaten mitgebracht, welcher das Testament des Verstorbenen als ungesetzlich angriff. Die habgierigen Verwandten hatten die Beamten der Güter, ja sogar den bisherigen Sachwalter Karch's, an welchen sich die junge Wittwe in ihrer Bedrängniß gewendet, durch Geld auf ihre Seite gebracht, nisteten sich ohne weiteres auf dem Gute ein und zwangen durch die härteste Insolenz Bettina endlich ihr eigenes Haus gänzlich zu verlassen. Selbst vor Gericht zu treten scheute sich die Unglückliche; ihr Sachwalter zuckte die Achseln und that nichts, „und“ fuhr Bettina fort, welcher über dieser Erzählung die Thränen in die Augen getreten waren, „so habe ich mich denn mit dem einzigen Wesen, welches mir während dieser Leidensjahre bis heute treu geblieben ist, aufgemacht, um in Dresden bei einem redlichen und geschickten Manne, welcher mir von einer Freundin meiner Tante empfohlen worden ist, Hilfe zu suchen.“

S. wurde bei den letzten Worten seiner Nachbarin blutroth, stürzte mit seinem Gesicht auf die Hand derselben und küßte sie. „Ich bin ein schändlicher Verräther,“ rief er, „daß ich aus Leichtsinn und Muthwillen Sie um das liebe Thierchen gebracht habe! aber — aber Sie sollen sehen, daß ich nicht so herzlos und ungezogen bin, als ich Ihnen jetzt vielleicht erscheine.“ — „Trösten Sie sich, mein Herr!“ erwiederte Bettina lächelnd, „ich finde das gute Thier bei meiner Rückkehr wieder; es wäre mir ohnedieß in Dresden wohl nur zur Last gewesen. Ich bin Ihnen sogar Dank für die Lehre schuldig, welche Sie mir gegeben, und muß sie um Verzeihung bitten. Die stete Zurückgezogenheit, in welcher ich bisher gelebt, hat mich menschenscheu gemacht, und indem mich nun meine hilflose Lage plötzlich gezwungen hat, mich in die Welt zu begeben, habe ich den ersten Schritt in ihr recht lächerlich ungeschickt gethan. Dazu kam noch die gehässige Aufregung, in welche ich durch die mich verfolgenden schlechten Menschen gebracht worden bin. Ihr Benehmen hat mich zur Besinnung gebracht; ich werde nun auch meine Geschäfte in Dresden ruhiger und besonnener abmachen.“ Man konnte leicht bemerken, daß die junge Frau, fühlend wie unliebenswürdig sie sich uns beiden jungen Männern gegenüber benommen hatte, überdieß durch unsere offenherzige Laune zum Vertrauen angeregt, ihre bisherige Geschichte uns mitgetheilt, anfangs, um ihr voriges Benehmen zu entschuldigen, nachher, einmal ins Erzählen gerathen, um ihr von so lange zurückgehaltenem Jammer belastetes und doch noch so junges, daher der Mittheilung bedürftiges Herz zu erleichtern.

Als die besten Freunde kamen wir in Dresden an, und Bettina nahm auf unsere Empfehlung gleich uns in dem Gasthause zur Stadt Wien ihre Wohnung. Nachdem wir noch in der Gaststube gemeinschaftlich zu Abend gespeist, trennten wir uns; die Dame auf unsere Zusprache heiteren Muthes wegen ihrer Zukunft, und S. mit dem unter schalkhaftem Lächeln vorgebrachten Versprechen, daß er sie morgen auf eine angenehme Weise zu überraschen hoffe. Ich verstand ihn so wenig wie Bettina, und auf mein Befragen unter vier Augen verwies er mich, so wie vorher die junge Frau, auf den nächsten Morgen. S. bestellte noch bei dem Kellner, daß, wenn morgen Jemand nach ihm frage, man denselben sogleich auf unser Zimmer bringen solle.

Wir blieben noch lange munter, denn S. konnte nicht aufhören von unserer Reisebekanntschaft zu sprechen; er bedauerte, noch nicht immatriculirter Advocat zu sein, um ihr in ihrem Rechtsstreite mit allen Kräften beistehen zu dürfen. — Als wir am nächsten Morgen bei dem Frühstück sitzen, geht die Thür auf und herein springt — das Hündchen unserer Dame. Es erkannte uns sogleich und sprang wedelnd und bellend um uns herum. S. hatte es durch einen Boten nachbringen lassen; jetzt ließ er sogleich bei Bettina um Zutritt bitten.

Als S. bald darauf ohne mich, das Hündchen im Arm, in das Zimmer der jungen Frau trat, sprang ihm diese mit einem Ausruf der Freude entgegen; sie zitterte, Thränen liefen über ihre Wangen, sie reichte S. die Hand, sie umarmte, sie küßte ihn, ausrufend: „Nein, ich habe mich nicht getäuscht, Sie sind ein guter Mensch!“ S. wußte nicht wie ihm geschah; noch eh' er sich zu sammeln vermochte, trat Bettina, erschrocken vor sich selbst, zurück und bat S. Platz zu nehmen. Sie wies

ihm einen Stuhl am Fenster an und setzte sich selbst ihm gegenüber, so daß ein kleines in der Fensternische stehendes Tischchen zwischen sie zu stehen kam. Ruhig, als ob nichts vorgefallen wäre, unterhielt sie sich nun mit S., welcher auf diese Stimmung zwar einging, aber doch zu verwirrt war, um den Faden eines unbefangenen Gesprächs aufzunehmen. Es entstanden peinliche Pausen. Bettina fing endlich von dem Zweck ihres Aufenthaltes in Dresden zu sprechen an. Das war ein ausreichender Stoff; sie sprach lange, endlich bewegt durch ihre mißliche, hilflose Lage. Ihre Hand lag auf dem Tischchen. S. hatte ihr unausgesetzt in das schöne rührend erregte Gesicht gesehen, ohne sie zu unterbrechen; — jetzt faßte er plötzlich ihre Hand, sein Gesicht glühte. „Bettina!" rief er mit unterdrückter Stimme, „Sie bedürfen eines Freundes, nehmen sie mich als solchen an! Ich werde alles gut machen, was die Welt Schlimmes an Ihnen gethan hat; ich werde Ihnen rathend und helfend beistehen, so lange ich athme; denn, denn — Bettina, ich liebe Dich!" Mit den letzten Worten neigte er sich auf ihre Hand und drückte sie lange an seine bebenden Lippen. Sie zog die Hand nicht zurück, aber sie antwortete ihm auch nicht. Er mußte endlich das Auge in furchtsamer Erwartung zu ihr aufschlagen. Mit glühendem Angesichte saß sie da; Thränen rannen aus den niedergeschlagenen Augen. Endlich sprach sie leise vor sich hin: „Mir wird kein Freund helfen können, und was ich jetzt thue, geschieht nur im Gefühle der Pflicht gegen mich selbst. Hoffnung habe ich wenig oder gar nicht. Sagt mir doch mein eigner Sachwalter, daß das Testament ungültig sei, und wenn ich ihn für bestochen halte, so thue ich ihm vielleicht Unrecht." — „Bettina!" erwiederte S., „in diesen Worten liegt ein für mich tiefverletzender Verdacht. Ich versichere bei meiner Ehre und kann es beweisen, daß ich ein, wenn auch ungewisses, doch für mich und ein mich liebendes Weib ausreichendes Einkommen besitze. Meine Liebe ist uneigennützig, so wahr mir Gott helfe!" — „Vergib!" flüsterte Bettina noch; dann erstickten die Küsse des Geliebten ihre Stimme.

Alles, was ich hier mitgetheilt, erzählte mir S. erst nach Verlauf mehrer Wochen in Leipzig. Für den Augenblick meldete er mir nur Freude strahlenden Auges und indem er mich mit leidenschaftlichem Ungestüm umarmte, daß Bettina seine Braut sei, dieß aber noch ein Geheimniß bleiben sollte, bis ihre Vermögensangelegenheiten entschieden wären. Wie jedoch auch die Entscheidung ausfallen möge: sie werde seine Gattin. Wo es zu spät ist zu reden, soll man schweigen; so dachte ich und unterdrückte Alles, was sich gegen diese schnell geschlossene Verbindung hätte einwenden lassen.

Wir reisten einige Tage nachher mit Bettina und dem dresdner Advocaten, welcher voll der besten Hoffnungen war, nach Leipzig zurück; das Benehmen der beiden Liebenden war ohne Rückhalt das zärtlichste. Bettina's Angelegenheiten nahmen den schnellsten, glücklichsten Gang. Die zudringlichen Verwandten mußten noch in derselben Woche Haus und Hof räumen; nach Verlauf eines halben Jahres war Bettina im Besitz des ganzen großen Vermögens ihres verstorbenen Gemahls und vier Wochen darauf die Gattin meines Freundes.

S. war überglücklich; er schien das Element gefunden zu haben, in welchem allein er sich vollkommen behaglich fühlte. Mit Lust und Eifer nahm er sich der Landwirthschaft an. Auch Bettina war glücklich. Sie wollte weder reisen noch die Stadt besuchen, wenn es nicht ihres Mannes ausdrücklicher Wille wäre. Auf ihrem Gute sahen sie wenige Freunde, aber diese oft. Ich war fast jeden Sonntag draußen und wurde öfter von dem Prediger Drucker begleitet, welcher mit S. und mir in Halle studirt hatte. Derselbe war eben so gelehrt, als in seinem Wesen mild, und es ließ sich daher mit ihm sehr gut disputiren, wozu S. stets aufgelegt war. Nur wenn S. der Religion zu nahe treten wollte, wies Drucker ihn mit würdevollem Ernste zurück. Bettina war die liebenswürdigste Wirthin; jede Spur jenes Zuges, der mir bei unsrer ersten Begegnung so unangenehm auffiel, war verschwunden. Ihr Mann, mit der Literatur aller gebildeten Nationen vertraut, bot ihrem gewandten, leicht und wie mit einer Art von Instinkt jedes Gegenstandes sich bemächtigenden Geiste reiche Nahrung, und wenn sie ihn jemals mit ihrem abgelebten ersten Gatten verglich, so konnte dieses nur ihre Zärtlichkeit für den jugendlich frischen, zweiten erhöhen. Ich gestehe, daß mir nie ein so glückliches und so, wie man sagt, für einander geschaffenes Ehepaar vorgekommen ist wie dieses, — ja es war, als ob die Gesichtsbildungen beider, fast regelmäßig schön und daher nur in den leiseren Zügen von einander abweichend, von Woche zu Woche mehr in einander übergingen. Das Einzige, was zu einer Störung ihres ehelichen Glückes hätte Veranlassung geben können, war die Lebhaftigkeit und Erregbarkeit, welche beiden angeboren war; aber auch diese schien vielmehr den Reiz ihres Zusammenlebens noch zu erhöhen. Die Lebenserfahrungen, welche sie gemacht, hatten Bettina eine Milde des Charakters gegeben, welche sogleich jede Woge des aufwallenden Unmuthes in ihr niederschlug, sobald sie bemerkte, daß S. ihr lebhaft entgegentrat. Es war wunderbar, wie schnell sie sich besann, wenn sie eben noch für eine Ansicht oder Meinung aufgelodert war, sobald ihr S. dieselbe verneinte, und dieß war offenbar nicht eine Schwäche oder Klugheit, sondern die reinste Liebe, welcher gemäß sie sich bemühte, ihre ganze Anschauungs- und Denkweise der ihres Gatten conform zu machen. In einem solchen Falle ward sie plötzlich freundlich und mild, beschwichtigte S. mit einem zärtlichen Worte und grübelte dann so lange still für sich nach, bis sie voller Freude kam und ausrief: „Sieh, S., jetzt hab ichs, jetzt versteh ichs!" — und nun rechtfertigte und explicirte sie ihm seine eigene, der ihren vorher entgegenstehende Meinung oft besser, als er selbst es vielleicht vermocht hätte. War es ein Wunder, wenn S. eine solche Gattin fast vergötterte? —

„Alle Seligkeiten meiner Kindheit sind mit diesem Weibe wieder in mir aufgegangen!" sagte er oft zu mir, vor dem er gewöhnt war, sein ganzes Innere zu erschließen. „Wir leben aber auch wie die Kinder, so alt wir sind!" setzte er lächelnd hinzu. „Kannst du dir vorstellen, daß ich so läppisch bin, nicht einschlafen zu können, ohne ihre Hand in der meinen zu fühlen? Kein irdischer Genuß, keine Entzückung der Leidenschaft geht über den seligen Frieden, der über mich kommt, wenn ich in ihr liebevolles Auge mich vertiefe, oder wenn ich ihre Hand haltend im Entschlummern nichts fühle, als die Nähe dieses reinen Wesens. Ja ich glaube, selbst die höchsten Freuden des Geistes, der Seelenjubel über die Entdeckung einer ewigen Wahrheit, reichen nicht an jenen seligen Frieden."

Der Winter war vorübergegangen, ohne daß die Glücklichen ihn jemals zu lang gefunden hätten. Im Frühlinge fühlte sich Bettina gesegneten Leibes; S. theilte mir diese Nachricht mit freudetrunkenen Blicken mit. An einem schönen Frühlingsabende gingen wir drei zusammen unter den blühenden Kirschbäumen des Gartens. Bettina schien einem schwermüthigen Gedanken nachzusinnen, und als ich sie theilnehmend nach der Ursache dieser Stimmung fragte, gab sie mir erröthend eine ausweichende Antwort. S. aber nahm das Wort: „Bettina, wir brauchen vor unserm Freunde keines unserer Gefühle zu verbergen. Du weißt, Freund, welche Freude mir und meinem guten Weibe in diesem Jahre noch bevorsteht; nun quält sich und mich Bettina mit dem Gedanken, das Leben ihres Kindes werde ihr selbst den Tod bringen." Ich sprach Bettina und dem Freunde Trost zu, indem ich bemerkte, daß diese Bangigkeit körperliche Folge ihres Zustandes sei; daß sie nicht dasjenige für eine besondere Ahnung halten solle, was, so viel ich wüßte, alle Frauen in diesen Verhältnissen empfänden. Bettina hörte mir schweigend zu und vermochte nicht die Thränen zurückzuhalten. „Ach," seufzte sie, „wäre es mir doch nur noch Ein Jahr vergönnt gewesen mich meines Glückes zu freuen!" — „Nun," sprach S. lebhaft und beinahe hart, — „und wenn es sein müßte, was ich nicht glauben mag und will; willst Du dann Dir und mir noch diese letzten Monate unseres Zusammenseins verbittern durch Sorgen? so fasse doch lieber den Entschluß, keinen Augenblick ungenossen vorüberzulassen, auf den Du noch rechnen kannst." Bettina sah ihn groß an, lächelte und drückte schnell seine Hand an die Lippen, wie sie öfters that; dann ging sie von uns hinweg dem Hause zu. „Wohin Bettina?" rief S. „Ich habe noch in der Küche zu thun; kommt nur in einer halben Stunde zum Abendessen!" war ihre Antwort. S. war tiefsinnig ernst. „Es wäre gräßlich!" — sprach er vor sich hin.

Als wir nachher in den Speisesaal traten, hüpfte uns Bettina fast ausgelassen fröhlich entgegen. „Komm, liebes Männchen, laß Dich küssen!" sagte sie zu dem noch ernst Gestimmten. „Sieh, ich hab mir ein Exempel berechnet, ob es besser für Dich sei, wenn ich am Leben bleibe, oder nicht; und da ich nun gefunden, daß Du mich sehr nöthig hast, so glaube ich an den gerechten Gott, daß er uns noch nicht trennen wird!" Sie sank weinend an die Brust ihres Gatten, aber an ihrem selig lächelnden Gesicht sah man, es waren Thränen der Freude.

Gegen den Herbst mußte ich in Familienangelegenheiten eine Reise in mein Vaterland unternehmen und ich blieb länger daselbst, als ich mir anfangs vorgesetzt hatte. Ich bewarb mich um die Liebe eines Mädchens, der ich schon in frühester Jugend herzlich befreundet gewesen war, die ich als Kind verlassen hatte und nun als blühende Jungfrau wieder fand. Ich bewarb mich um ihre Liebe, erlangte sie und brachte Beatrix als meine Gattin mit nach Leipzig. Ein Brief meines Freundes, geschrieben im höchsten Jubel der Seele hatte mir zwei Tage vor meiner Hochzeit die glückliche Entbindung seiner Frau von einem Knaben gemeldet. Man kann sich denken, wie heiter aus doppelter Ursache meine Antwort war. Bei meiner Ankunft in Leipzig war meine erste Frage die, nach Bettina's und des Kindes Befinden; wie ein Blitz aus heiterem Himmel traf mich die

Antwort: „Das Kind lebt, aber die Mutter ist vor drei Tagen beerdigt worden."

Noch an demselben Tage fuhr ich hinaus zu S. Ich hatte mich auf ein erschütterndes, des Freundes ganze Leidenschaftlichkeit in Schmerz aufstürmendes Wiedersehen gefaßt gemacht; ich fand ihn still, wehmüthig, ja träumerisch. Schweigend umarmten wir uns; dann wünschte er mir mit einem Lächeln, welches mein Herz durchschnitt, Glück zu meiner Verbindung, fragte mich nach meiner Frau, nach unserer früheren Bekanntschaft, nach unserer Reise, wich aber ängstlich jeder Erwähnung seines Unglückes aus. Ich durfte kein tröstendes Wort zu ihm reden und — ach ich fühlte auch, daß ich hier doch nur leere Worte sprechen könnte. Wie aber seine Gedanken unausgesetzt mit Bettina beschäftigt waren, davon zeugte die Zerstreutheit seiner Rede und ein fortwährendes Hinflattern seiner Blicke nach dem Bildnisse der Theuren, welches an der Wand ihm gegenüber hing. Nach drei Stunden schied ich; er begleitete mich nicht wie sonst zum Wagen, sondern blieb wie im Traume versunken auf seinem Lehnstuhle sitzen.

Als ich in den Vorsaal trat, traf ich Bettina's Kammermädchen. Sie hatte mich erwartet, trat nun unter heftigem Weinen an mich heran und hieß mich mit leisen Worten willkommen. „Gott sei Dank!" sagte sie, „daß Sie, Herr Professor, wieder da sind. Alle Abende bin ich in die Stadt gegangen und habe mich erkundigt, ob Sie noch nicht da wären. Sehen Sie nur das kleine Würmchen einmal an, es verkommt ganz; die Amme hat nicht Nahrung genug, aber das gewissenlose Frauenzimmer gibt es nicht zu, und der Doctor meint auch, es liege am Kinde. Mit dem gnädigen Herrn ist gar nicht zu sprechen, es ist als ob er einen nicht verstände. Ich bitte Sie um Gotteswillen Rath zu schaffen; die gute gnädige Frau hat mir das Kind auf die Seele gebunden; aber ach Gott! ich kann ja jetzt nichts thun, denn Niemand achtet auf mich." — Ich folgte dem Mädchen in das Zimmer, in welchem der Kleine dem Verlöschen nahe lag. Hier erfuhr ich nun noch Bettina's letzte Schicksale. Sie hatte schon einige Tage nach ihrer Entbindung das Bett verlassen, S. selbst und der Arzt hatten sie dazu zum Theil veranlaßt, weil sie scheinbar ganz wohl war. Es mußte wegen des kleinen Ankömmlings mancherlei in der Anordnung der Zimmer verändert werden; Bettina selbst mit einer bei ihrem Zustande fast unnatürlichen Lebhaftigkeit, leitete diese Veränderungen, erkrankte plötzlich und wurde noch an demselben Tage eine Beute des Todes.

Nach Hause zurückgekehrt, erzählte ich meiner Frau, was ich gehört und gesehen, und überlegte mit ihr, was zu thun sei. Das brave Weib war sogleich entschlossen, selbst die Sorge für das Kind meines Freundes zu übernehmen. In der Gewißheit hier eine Pflicht zu erfüllen, weil das Kind weder väterlicher noch mütterlicher Seits Verwandte hatte, hörte sie auf keine meiner Einreden, die ich, obschon im Herzen mit ihr einverstanden, hervorhob, um ihr Alles, was sie übernähme, in die Vorstellung zu rufen, damit es unerwartet ihr nicht zu schwer falle. Am andern Morgen schrieb ich an S. einen eindringlichen, ruhig ernsten Brief. Ich stellte ihm vor, welche Pflichten er für Bettina's Kind habe und wie er unter den bestehenden Verhältnissen außer Stande sei, diesen Pflichten nachzukommen. Er solle daher sammt dem Kinde zu mir nach der Stadt ziehen, wo er die nöthige Zerstreuung, sein Kind durch meine Frau die nöthige Pflege erhalten würde. Noch an demselben Tage kam der Wagen, welcher das Kind, die Amme und jenes Kammermädchen brachte, aber statt S. ein Brief, der nur die Worte enthielt: „Du hast Recht. Möge Gott Deine Freundschaft lohnen! Ich brauche — ich will keine Zerstreuung."

Am nächsten Morgen kam S., um sich nach seinem Kinde zu erkundigen. Als ich ihn zur Wiege desselben führte und ihm der Knabe schwach entgegenwimmerte, begann er laut schluchzend zu weinen und stieß einige schmerzliche Ausrufe aus, welche anzeigten, daß er jede Hoffnung auf das Leben des Kindes bereits aufgegeben habe. Ohne sich von mir zurückhalten zu lassen, eilte S. gleich darauf wieder fort. So kam er nun täglich, umarmte mich jedesmal mit großer Zärtlichkeit und einigen Worten des Dankes, aber ohne daß er je auf meine Reden und Ermahnungen in Bezug auf ihn selbst einging. Er sah mich dann wohl starr an, ließ mich halbe Stunden lang reden, aber alle meine Worte schienen wie leichte Pfeile von dem Panzer abzugleiten, mit welchem der Schmerz sein Herz überzogen hatte. Für das Kind sorgte meine Frau als Mutter; eine Amme war angenommen worden, und der kleine Karl wurde mit jedem Tage lebenskräftiger. Dagegen betrübte es mich zu bemerken, wie S. von Tage zu Tage bleicher und magerer, dabei nachlässiger in seinem Anzuge wurde. So sehr war sein ganzes Wesen verändert, daß er sich durch keine heftige Ein- und Gegenrede, die ihn sonst leidenschaftlich entflammt haben würde, aus seiner weich milden Stimmung bringen ließ. Eines Tages hoffte ich ihn endlich einmal ergriffen zu haben. Ich hatte alle Vernunftgründe der Philosophie einer heftigen Expectoration gegen ihn geltend gemacht; ich hatte ihm zum Schlusse gesagt, daß ich mit Schmerz bemerkt hätte, wie er mit dem Prediger Drucker, jenem schon erwähnten Universitätsfreunde, einen immer vertrauter werdenden Umgang pflege, während er mich von sich abstoße; daß ich ihn warne, der Stimme jenes zwar frommen, aber auch seiner Frömmigkeit die Vernunft, das Beste und Edelste, was der Mensch besitze, zum Opfer bringenden Mannes ein zu williges Gehör zu leihen, indem er dadurch verführt würde, seinem Schmerze mit weichlicher Tändelei nachzuhängen, statt sich männlich von dem Schlage emporzuraffen, der ihn danieder geworfen habe. — „Gott behüte Dich!" — sagte S. aufstehend. „Doch Du hast ein heiliges Recht auf Vertrauen, und es soll Dir zu Theil werden, selbst auf die Gefahr hin — auch Dich, auch Dich noch zu verlieren." Damit schied er.

Zwei Tage ließ sich S. nicht sehen, dann erhielt ich folgenden Brief:

„In der schneidenden Kälte meines durch Eure Philosophie gebildeten Verstandes ist das lebens- und liebeswarme Herz meiner Bettina erstarrt. Was ist diese Philosophie? — das mordende Gift des Egoismus! An ihm ist Bettina gestorben. Mit Deinen sogenannten Vernunftgründen, die ich in schändlicher Eitelkeit so klar aussprach, wie Du sie denkst, habe ich das Herz des besten Weibes unnatürlich emporgeschraubt, bis es schwindelnd herabstürzte und zerbrach. Dieses süße Lamm ist dem Götzen Philosophie, geopfert worden, — und was hat nun dieser Götze für einen Trost? O ich habe Dir aufmerksam zugehört, wenn Du mir den Trost der Philosophie gepredigt hast! Es ist ein erbärmlicher Trost! Oder kannst Du mir etwa beweisen, daß jenes liebe Leben, welches mir wie das Licht meiner Tage erloschen, dereinst wieder aufflammen wird in Jahrhunderten, in Millionen von Jahren? — ich will ja gerne warten! — und zwar so, genau dasselbe wie es war? Verstehe mich recht: Kannst Du mir beweisen, daß meine Bettina mit diesen Augen, diesem Munde, dieser Nase, diesen Locken, mit diesem ganzen Leibe, so einzig geschaffen ihre geliebte Seele auszudrücken, daß sie so aus dem einst vom Worte des Geistes geöffnetem Grabe lebensblühend hervorgehen wird? — Du kannst es nicht; — und sprichst von Trost der Philosophie? Laß ihn doch sehen! Der Gedanke ist ewig, sagst Du, darum kann ein gedankenvolles Wesen nicht zerstört werden. Ja doch! das ist die Unsterblichkeit von 2 × 2 = 4. Freund — die Philosophie hat mein Weib gemordet! — darum h a s s e ich sie; sie hat nicht einmal einen Trost, geschweige einen Ersatz für den, in seinem heiligsten Eigenthume von ihr Verletzten, — darum v e r a ch t e ich sie."

„Aber glaube nicht, daß ich mit der Philosophie mich selbst aufgebe, daß ich der Verzweiflung zum Opfer werde. O nein, da ist Gott für! In meiner allerbittersten Stunde ist in meinem endlich von Gram und Thränen ganz erweichten Herzen eine Blume aufgegangen, die mein ganzes Innere mit himmlischem Troste durchduftet. Ein Freund Gottes und meiner Seele hat das Blümchen in mir gepflegt, und meine Thränen haben es begossen, daß es fröhlich gedeiht: — es ist die Blume des Glaubens. Dein Herz ist noch gestählt durch die Philosophie; aber Gott wird es auch noch zu erweichen wissen, wenn es ihm Zeit dünkt — in der Gluth des Schmerzes oder der Wonne. Der Freund wünscht Dir diese. Dann bist Du selig wie ich; denn ich weiß, daß Bettina, mein süßes Weib, lebt, wie ich lebe, wie Gott in uns beiden lebt; daß sie jetzt nur schlummert und süße Träume von unserer Liebe und von unserem Kinde träumt; daß sie einst mit unsterblichem Jubel, allein groß genug eine Ewigkeit zu füllen, mich umfängt, denn sie findet dann in mir einen, den die Gnade Gottes gerettet hat."

Der Brief des Freundes war weit entfernt, diesen meinem Herzen zu entfremden; ich freute mich vielmehr über ihn. S. hatte niemals Philosophie und Religion vermitteln können; so lange er jene zu besitzen glaubte, hatte er diese verachtet. Vergebens hatte ich ihn öfters darauf hinzuleiten gesucht, daß die Philosophie nur in allgemeinen Gedankensätzen dieselbe Wahrheit ausspreche, welche die Religion in individuellen Gestalten warm an das Herz des Invidiuums lege; — er hatte mich mit der kränkenden Aeußerung zurückgewiesen: Mir als einem öffentlichen Lehrer der Philosophie möge es wohl gerathen sein, für die schwachen Seelen meiner Zuhörer eine solche Vermittlung zu erfinden; aber ich belöge mich selbst, wenn ich meinte, daß es Ernst mit derselben sei. Aus diesem Briefe schöpfte ich nun die Hoffnung, der Umgang meines Freundes mit der Religion würde ihn selbst, nachdem er erst Beruhigung seines Schmerzes erlangt hätte, zu einer tiefern Auffassung der Philosophie hinführen; er würde dann erkennen, daß er bisher nur einen oberflächlichen Schein der Philosophie für diese selbst gehalten habe und, wenn wir dann gemeinschaftlich ernsten Studien nachgingen, würde noch einmal die erste und in Wahrheit die schönste Zeit unserer Freundschaft, noch verklärt durch das Andenken an

die verstorbene Freundin, zurückkehren. In diesem Sinne antwortete ich ihm, obwohl für den Augenblick mehr nur andeutend, die Beruhigung seines Gemüthes abwartend.

Ich hatte mich in meinen Hoffnungen getäuscht. Nach jenem Briefe verbat sich S. ausdrücklich jedes philosophische Gespräch. Sein Umgang mit Drucker würde immer inniger, und indem er den Schmerz um die verstorbene Gattin mit geheimer Wollust in seinem Innern täglich aufregte, erlangte er nie eine Beruhigung seines Herzens, welche ihn der Besonnenheit wiedergegeben hätte. Von der Verurtheilung der Philosophie, oder wie er sagte, indem er die Wissenschaft mit der dünkelhaften Meinung des Weltmenschen verwechselte, der Bindung des Verstandes unter den Glauben, fand er leicht den Uebergang dahin, daß er in alle jemals da gewesene Formen des Glaubens seinen Geist zu zwängen suchte, ohne zu bedenken, daß der fortschreitende Geist jene veralteten Formen längst durch vollkommner seinen ewigen Inhalt ausdrückende Formen ersetzt habe und noch zu ersetzen im Begriff sei.

Unter solchen Verhältnissen, nachdem mein redlichstes Bestreben ihn zur Besinnung zu bringen gescheitert war, wunderte mich nicht, daß mir endlich S. ankündigte, er sei mit den ihm gleichgesinnten Freunden entschlossen, das Vaterland, wo ihr Glaube verläugnet und verachtet würde, zu verlassen, um in Amerika eine Gemeinde zu begründen, welche freudig und ungestört Gott nach ihrer Weise anbeten könne. Ich eilte zu Drucker, den ich bisher aus einer gewissen Eifersucht um des gemeinsamen Freundes willen, gemieden hatte, und wollte ihn mit Vorwürfen über das, was, wie ich meinte, sein Werk war, überschütten. Mit Staunen vernahm ich, daß S. seit Monden auch von ihm sich zurückgezogen, ja ihn förmlich als einen solchen verdammt habe, der den Geist verläugne, der ihn erleuchte. „Der Glaube," sagte Drucker, „den ich als lindernden Balsam rein und lauter in sein Herz träufelte, ist ihm zum Gifte geworden; denn sein durch die Eitelkeit der Verstandesbildung verführtes Herz läßt ihn sich nicht dabei begnügen, ein Gläubiger zu sein, sondern will ihn ohne Berufung zum Märtyrer oder Propheten machen!"

Ich mußte Drucker vollkommen recht geben und fand so auch praktisch bestätigt, daß wahre Religiosität und wahre Philosophie, wenn auch ohne es von einander zu wissen, stets mit einander übereinstimmen. Ich überlegte nun mit Drucker, was zu thun sei. Dieser sagte: „Laß ihn und die Gleichgesinnten, welche die Bildung unserer Zeit in sich nicht zu überwinden vermögen, in Gottes Namen in das ferne Land ziehen. Ich bin überzeugt, Gott selbst hat ihnen diesen Gedanken eingegeben. Sie sollen den Ernst des Lebens kennen lernen, der ganz etwas Anderes ist als die Leidenschaften, welche in ihren Herzen wühlen, damit ihnen die Demuth zu dem Eifer komme; und den Ernst des Lebens werden sie drüben finden, im Kampfe mit einer üppigen, aber roh wilden Natur, entfernt von allen Illusionen Europas, welche ihre schwachen Herzen zur Eitelkeit aufblähten. Gott gebe ihnen Segen, und uns theile er von ihrem Eifer für das Ewige mit, so wird es fernerhin auch um uns hier in Europa besser stehen!"

Jene Verwandten in Dresden, welche schon einmal auf Bettina's Erbschaft Ansprüche gemacht, haben S's Entschluß, sein und seines Kindes ganzes Vermögen mit in die neue Welt zu nehmen, vereitelt. Im Falle, daß der kleine Karl sterben sollte, haben sie Ansprüche an dieses Vermögen; und durch diese Einrede so wie durch Drucker's und meine Ermahnungen haben wir S. dahin gebracht, das Kind bei mir zurückzulassen. Wir stellten ihm vor, wie er das zarte Leben des Knaben muthwillig in Gefahr brächte, wenn er ihn mitnähme. Drucker hatte gelobt für eine ächt christliche Erziehung des Kindes mit mir Sorge zu tragen; S. versprach, wenn der Knabe zehn Jahr alt sein wird, selbst nach Europa zu kommen, um ihn abzuholen. Ich hege im Stillen die Hoffnung, S. werde, zum Frieden mit sich selbst gelangt, dann selbst bei uns, bei seinem Kinde, bei dem Grabe seiner theuren Bettina in Europa bleiben.

Konrad von Marburg, s. Minnesinger.

Nikolaus Mareschalk, s. Meistersänger.

Johann Gottlieb Marezoll.

Dieser gefeierte Kanzelredner war der Sohn eines östreichischen zu Plauen sich aufhaltenden Werbeofficiers und wurde am 25. December 1761 daselbst geboren. Von Liebe zu den Wissenschaften ganz erfüllt, brachte er es bei seiner Mutter dahin, daß sie ihn mittelst der Unterstützung einiger Freunde das dasige Gymnasium besuchen und von 1779 — 83 zu Leipzig Philosophie und Theologie studiren ließ, worauf er Hauslehrer bei einem Oberförster an der böhmisch-sächsischen Grenze wurde und hier in tiefer Einsamkeit und bei einem spärlichen Gehalte sich zum Kanzelredner ausbildete. Von Zollikofer aufgemuntert, gab er mehrere Schriften heraus und erhielt in Folge der allgemeinen Anerkennung, welche besonders seine Predigten fanden, 1789 den Ruf als Universitätsprediger nach Göttingen. Hier erhielt er 1790 auch eine außerordentliche Professur der Theologie, welche er jedoch 1794 mit dem Hauptpastorat an der deutschen Petrikirche zu Kopenhagen vertauschte, als nach Münter's Tode ihn die Wahl getroffen hatte. Eine 1802 seiner Gesundheit wegen unternommene Reise nach Deutschland machte ihn persönlich mit Herder bekannt, auf dessen Antrag er 1803 als Superintendent und Oberpfarrer nach Jena abging, wo er bald zum Dr. der Theologie, Professor Honorarius und Consistorialrath erhoben wurde und nach segensreichem Wirken an der Universität und in der Kirche am 15. Januar 1828 starb.

Seine Schriften sind:

Predigten. Leipzig 1787.
Das Christenthum ohne Geschichte und Einkleidung. Ebendas. 1787 (anonym).
Andachtsbuch für das weibliche Geschlecht. Leipzig 1788 — 89, 2 Bde.; wurde ins Schwedische, Dänische und Holländische übersetzt.
Predigten, vorzüglich in Rücksicht auf den Geist und die Bedürfnisse unsers Zeitalters. Göttingen 1790 — 92, 2 Bde.; 2. Ausg. 1795.
Ueber die Bestimmung des Kanzelredners. Ebendas. 1793.
Predigten. Lübeck und Leipzig 1790.
Predigten. Kopenhagen 1801.
Predigten. Jena 1806.
Predigten. Ebendas. 1811.
Predigten. Leipzig 1814.
Predigten. Jena 1821.
Predigten zur Erinnerung an die fortdauernde Wichtigkeit der Reformation. Ebendas. 1822.
Homilien und einige andere Predigten. Herausgegeben von Schott. Neustadt a. d. Orla 1829.

M. war seiner Zeit einer der ersten deutschen Kanzelredner, und sein Ruf als solcher wird noch lange im Andenken der Nation fortleben, da seine sämmtlichen oratorischen Leistungen durch Wärme, tiefes Gefühl, Klarheit, Faßlichkeit und einen vortrefflichen Styl einen dauernden Werth erhalten. —

Philipp Konrad Marheineke

ward am 1. Mai 1780 zu Hildesheim geboren und studirte nach daselbst vollendeter Schulbildung zu Göttingen Philosophie und Theologie, wurde Dr. der Philosophie und 1804 zweiter Universitätsprediger daselbst. 1805 erhielt er eine außerordentliche Professur der Philosophie zu Erlangen und 1807 eine gleiche der Theologie zu Heidelberg, wo er 1809 in die Zahl der ordentlichen Professoren aufrückte, nachdem er zuvor noch die theologische Doctorwürde erlangt hatte. Bei der Stiftung der neuen Universität zu Berlin gelangte ein Ruf von hier aus an ihn, welchen er annahm und 1811 als ordentlicher Professor der Theologie dahin abging. Er wurde bald darauf zum Universitätsprediger und Ritter des rothen Adlerordens 3. Classe ernannt und wirkt gegenwärtig noch dort, hochgeehrt und allgemein anerkannt.

Er gab heraus.

Predigten für gebildete Christen. Göttingen 1801.
Christliche Predigten. Erlangen 1805.
Geschichte der Moral. Nürnberg 1805, I. Thl.
Universalkirchenhistorie des Christenthums. Erlangen 1806, I. Thl.
Christliche Symbolik. Heidelberg 1810 — 14, 3 Thle.
Ueber das wahre Verhältniß des Protestantismus und Katholicismus. Briefe. Ebendas. 1810.
Predigten zu Berlin gehalten. Berlin 1814 — 18, 2 Thle.
Pipin. Ebendas. 1815.
Geschichte der deutschen Reformation. Ebendas. 1816, 2 Thle.
Dogmatik. Ebendas. 1819; 2. Ausg. 1827.
Ottomar. Gespräche. Ebendas. 1820.
Predigten, der häuslichen Frömmigkeit gewidmet. Ebendas. 1826, 2 Thle.
Viele einzelne Predigten u. s. w.

M. hat sich auf dem Gebiete seiner Wissenschaft, sowohl in theoretischer wie in praktischer Hinsicht vielfache allgemein anerkannte Verdienste erworben. — Als Kanzelredner vereinigt er in seinen Vorträgen lichtvolle Kraft mit Wärme und tiefer Gemüthlichkeit, wie er dagegen auf dem Felde kirchenhistorischer Forschungen seltene Gründlichkeit mit Scharfsinn und lebendiger Darstellung zu verbinden weiß. — Obwohl es dem würdigen Manne, wegen seiner philosophischen und theologischen Ansichten nicht an namhaften Gegnern fehlte, so haben diese doch nur dazu beitragen können, seinen Ruhm zu erhöhen, und M. wird mit Recht als einer der bedeutendsten theologischen Lehrer auf protestantischen Universitäten betrachtet.

Eine Predigt von P. Marheineke *).

Es ist die Zeit der Leiden unsers Herrn und Heilandes, Jesu Christi, welche wir gewöhnlicherweise bezeichnen mit dem Ausdruck der Fastenzeit, und welche im Verlauf des Kirchenjahres mit dieser Woche ihren Anfang genommen. Bestimmt und angeordnet worden ist sie von der Kirche, sowohl das unaussprechlich tiefe Leiden des Erlösers nach den verschiedenen Stufen seiner Entwickelung bis zu seinem Tode zu betrachten, als auch den Zusammenhang dieses seines Leidens mit unserer Erlösung aufzufassen, und uns zu inniger lebendiger Theilnahme daran zu bewegen. Hochheilig war von jeher diese Zeit in der christlichen Kirche, vielfach verändert das Leben der Menschen darin, und ausgezeichnet durch Entsagung und Buße, durch ein tiefes Gefühl der Wehmuth und Trauer. Freuden und Lustbarkeiten ließ man dieser Zeit unmittelbar vorhergehen, blos zu dem Zweck, um durch den Gegensatz und Unterschied diese Zeit der Trauer desto mehr hervorzuheben, und je mehr man noch die wahre Bedeutung jener Freudenzeit und dieser Leidenzeit erkannte, um so unerlaubter und unzulässiger war es, auch diese Zeit des höchsten Ernstes noch zu unterbrechen und zu entweihen durch das Geräusch wilder Vergnügungen, und sich selbst in den Tagen der Leiden unsers Herrn den wilden Freuden der Welt zu überlassen.

Je mehr nun wir, die wir uns zur Betrachtung des göttlichen Worts vereinigen, keine andre Absicht haben können, als mit Ernst und Andacht unsern Erlöser auch in seinen Leiden zu begleiten und ihm nachzufolgen bis in seinen Tod, um so mehr lasset uns auch dabei bleiben und uns dieses Mal streng und ausschließlich an diesen Zweck unserer Betrachtung halten. Zu diesem Ende werde ich euch an diesem und den folgenden Sonntagen, die unserer gemeinschaftlichen Erbauung vergönnet sind, mit Einschluß des Todestages Jesu Christi, eine zusammenhängende Reihe von Betrachtungen darbieten, deren Hauptgegenstand die Leidensgeschichte des Erlösers sein wird und welche diesen Theil seines Erlösungswerkes zu unserer Erbauung entwickeln soll. In diesen nächsten drei Betrachtungen werden wir ihn erkennen, wie er verrathen wird von Judas, verläugnet von Petrus, gestraft von der weltlichen Macht. In allen diesen Betrachtungen aber wollen wir vorzüglich den lebendigen Zusammenhang der Leidensgeschichte Jesu mit unserm Leben und Handeln und die erlösende Beziehung derselben auf uns hervorzuheben suchen. Hiezu schenke Gott uns seinen gnädigen Beistand.

Matth. 26, 14 — 25, 47 — 50. 27, 3 — 5.

Da ging hin der Zwölfen einer, mit Namen Judas Ischarioth zu den Hohepriestern. Und sprach: was wollt ihr mir geben? ich will ihn euch verrathen. Und sie boten ihm dreißig Silberlinge. Und von dem an suchte er Gelegenheit, daß er ihn verriethe. Aber am ersten Tage der süßen Brote traten die Jünger zu Jesu und sprachen zu ihm: wo willst du, daß wir dir bereiten, das Osteelamm zu essen? Er sprach: gehet hin in die Stadt zu einem und sprechet zu ihm: der Meister läßt dir sagen: meine Zeit ist hin, ich will bei dir Ostern halten mit meinen Jüngern. Und die Jünger thaten, wie ihnen Jesus befohlen hatte, und bereiteten das Osterlamm. Und am Abend setzte er sich zu Tische mit den Zwölfen. Und da sie aßen, sprach er: wahrlich ich sage euch, einer unter euch wird mich verrathen. Und sie wurden sehr betrübt und hoben an, ein jeglicher unter ihnen, und sagten zu ihm: Herr, bin ichs? Er antwortete und sprach: der mit der Hand mit mir in die Schüssel taucht, der wird mich verrathen. Des Menschen Sohn gehet zwar dahin, wie von ihm geschrieben steht: doch wehe dem Menschen, durch welchen des Menschen Sohn verrathen wird. Es wäre ihm besser, daß derselbige Mensch nie geboren wäre. Da antwortete Judas, der ihn verrieth, und sprach: bin ich's, Rabbi? Er sprach zu ihm: du sagst's. — Stehet auf, lasset uns gehen; siehe er ist da, der mich verräth. Und als er noch redete, siehe, da kam Judas, der Zwölfen einer, und mit ihm eine große Schaar, mit Schwertern und Stangen, von den Hohepriestern und Aeltesten des Volks. Und der Verräther hatte ihnen ein Zeichen gegeben und gesagt: welchen ich küssen werde, der ist's, den greifet. Und alsobald trat er zu Jesu und sprach: gegrüßest seist du, Rabbi, und küssete ihn. — Da aber sahe Judas, der ihn verrathen hatte, daß er verdammet war zum Tode, gereuete es ihm, und er brachte wieder die dreißig Silberlinge den Hohepriestern und den Aeltesten. Und sprach: ich habe übel gethan, daß ich unschuldig Blut verrathen habe. Sie sprachen: was gehet dies uns an? da siehe du zu. Und er warf die Silberlinge in den Tempel, hob sich davon, ging hin und erhenkte sich selbst.

Neben den beiden Thaten der schönsten und heiligsten Liebe, welche in dieser Geschichtserzählung beschrieben werden, ragt zugleich die That der verruchtesten Bosheit hervor, welche jemals begangen worden. Auf der einen Seite erblicken wir des Lazarus Schwester, Maria, mit dem Opfer der edelsten Liebe und im Begriff, den Herrn zu salben, und, wie er es selbst deutet, ihm die letzte Ehre zu erweisen, und ihn zum Grabe zu bestatten, wofür der Herr ihr die Ehre erweiset, zu erklären, daß, wo das Evangelium der Liebe in der Welt verkündiget werde, auch diese schönr und rührende Handlung werde in Ehren gehalten werden und im Gedächtniß bleiben. Auf der andern Seite stiftete der Herr in feierlicher Einsetzung das Mahl der Liebe und der innigen Gemeinschaft mit ihm für alle seine Jünger, um ihnen auch darin noch kurz vor seinem Tode ein Denkmal seiner ewigen Zuneigung zu hinterlassen. Mitten dazwischen entwickelt sich schon die grausenhafte That seines Verräthers, und tritt, wie ein blutig Zeichen am Himmel, mitten in diesen Kreis der heiligen Liebe, und da mit ihr das Todesleiden des Herrn zunächst begann, so lasset uns jetzt

*) „Predigten." Erster Band. Berlin. 1826.

das Furchtbare in der That des Judas betrachten, und zwar so, daß wir zuerst die tiefe Schuld des Judas und hernach die bittere Strafe desselben erkennen.

I.

Die tiefe Schuld des Judas bestand zunächst wesentlich darin, daß er als ein Jünger des Herrn solche Unthat begann und ausführte.

Wenn Einer, dem das Leben und die Lehre Jesu Christi gänzlich fremd geblieben war, und der nie Gelegenheit gehabt hätte, sich davon näher zu unterrichten, sich den Hohepriestern angeboten und sich bereit erklärt hätte, ihn den Händen seiner Feinde zu überliefern, was wäre es gewesen? Schwerlich hätten wir das einen Verrath nennen können, denn dieser setzet eine nähere und vertraute Bekanntschaft, die Ueberzeugung von der Güte und den edlen Eigenschaften des Andern, ein Verhältniß der Liebe und Zuneigung voraus, wovon wenigstens irgend etwas muß an den Verräther gekommen sein, wie wenig auch die ihm erwiesene Liebe seinerseits mag erwiedert worden sein. Denn schwerlich können wir auf der andern Seite so weit gehen, zu sagen, auch ein solcher Verräther, obwohl er in das Aeußere eines solchen Verhältnisses eingegangen, sich als ein Jünger und Freund des Herrn gebehrdet und den Schein der Zuneigung angenommen, habe irgend jemals etwas von wahrer Liebe und Zuneigung gegen seinen göttlichen Freund und Lehrer empfunden, irgend jemals auch nur eine unwillkührliche Regung der Ehrfurcht und Liebe in sich gehabt, irgend jemals etwas von aller ihm erwiesenen Güte und Wohlthat in sein Herz aufgenommen und sich durch solche zuvorkommende Liebe zur Gegenliebe erweckt gefühlt. Denn unmöglich wäre dann eine solche Gräuelthat, wie die Verrätherei des Judas, gewesen; sondern sein Verbrechen, seine Schuld bestand eben darin, daß er von alle dem, was in seiner Erkenntniß, in seiner Einsicht, in seinem Verstande vorgegangen war, nichts in sein Herz hatte kommen lassen, und daß selbst die vertraute Bekanntschaft, der ihn sein göttlicher Meister gewürdigt hatte, die große Liebe und Auszeichnung, womit er ihn in den engern Kreis seiner nächsten Schüler und Freunde aufgenommen, kein Gefühl der Dankbarkeit oder der Zuneigung in seiner verhärteten Seele rege gemacht hatte. Dieß ungeheure Mißverhältniß seiner Erkenntniß und seines Gefühls, seines Geistes und Herzens, seiner Einsicht und seines Entschlusses, macht eigentlich die tiefe Schuld dieses Verräthers aus. Nicht gefehlt hatte es ihm an Gelegenheit, die unendliche Güte seines Lehrers, die Anmuth und Holdseligkeit seines Wesens, die Unschuld und Heiligkeit seiner Seele und die freundliche Herablassung selbst zu ihm, dem Unwürdigsten aller Menschen, zu schauen und zu bewundern; nicht geleugnet hätte er auch wohl auf jedes Befragen diese göttlichen Eigenschaften an Jesu Christo als unleugbare Thatsachen und Wahrheiten, und doch versperrt er aller solchen Erkenntniß allen und jeglichen Einfluß auf sein Herz und seinen Willen, und doch brütet er mitten in jenem Verhältniß der Liebe den finstern Anschlag des Hasses und der Hölle in seiner Seele, doch mißbraucht er eben dieses heilige Verhältniß zu den unheiligsten Zwecken und verräth seinen göttlichen Freund mit dem Zeichen der Liebe selbst, mit einem Kuß.

Seine tiefe Schuld bestand aber auch weiter noch darin, daß die unendliche Selbstsucht auch den Grimm des Hasses in seiner Seele entzündet hatte.

Denn nicht nur fehlen ließ er es an aller Liebe zu dem Erlöser, den in seiner Herrlichkeit zu schauen es ihm nicht an Gelegenheit fehlte, nicht nur gefühllos und unempfindlich zeigte er sich bei allen ihm erwiesenen Wohlthaten, sondern, was der Grund selbst davon war, ein entschiedener Haß des Guten, eine entschlossene Bosheit, eine unendliche Selbstsucht, die auf keine Weise mehr aus sich herauskommen und sich in die heilige Seele seines Freundes versetzen, und sich so noch zu einiger Ehrfurcht gegen denselben erheben kann, hat sein Herz eingenommen, welches die Schrift bestimmt genug bezeichnet, indem sie sagt, der Satan sei in ihn gefahren. Doch, weil kein Mensch der Satan selbst und ganz außer Stande ist, es zu dessen vollkommener, von Gott ewig verdammter Bosheit zu bringen, so nimmt sie im Judas noch mehr als eine Gestalt an, in der sie nicht ihm, sondern er ihr dienen muß; so sucht sie nach Ursachen, in denen sie sich zur Noth noch vor sich selbst rechtfertigen könnte, so kleidet sie sich in die verschiedensten Formen, um sich wenigstens vor sich selbst zu entschuldigen. Dieses, geliebte Freunde, kann man erkennen und zugeben, ohne deswegen solche Entschuldigungen selbst gelten zu lassen, oder gar, wie Viele aus falscher Menschenfreundlichkeit gethan haben, den Judas selbst deshalb zu entschuldigen und die unendliche Selbstsucht und Bosheit, von der sein Herz, als von dem bösen Geiste, besessen war, zu leugnen. Vielmehr gehörte es selbst schon mit dazu und war er eben darin ein Werkzeug des Satans, daß er von Geiz und Eigennutz längst schon sich beherrschen lassen und daß er als Kassenführer unter den Jüngern längst sich als untreu, als ein Dieb erwiesen, wie Johannes ihn nennt; denn eben darin knüpfte der böse Geist in ihm an, so, daß er um einen geringen Preis, um dreißig Silberlinge, seinen heiligen Freund an dessen unheilige Feinde verrathen konnte. Nächst dieser Berechnung des eigenen Vortheils stellte er ohne Zweifel auch noch andere Berechnungen und Betrachtungen an, um die That, die er im Schilde führte, vor sich selbst weniger schändlich und verabscheuungswürdig zu machen. Da der Herr so bestimmt sein nahes Ende vorherverkündigt hatte, so dachte er in seinem schwarzen Gemüth, sein Herr und Meister werde doch sterben müssen, nicht abzuwenden sei mehr sein Tod, und es käme nur darauf an, davon noch einigen Vortheil zu ziehen. Oder, wenn er in seinem bisherigen Umgange mit dem Erlöser zur Anerkennung der außerordentlichen Macht, die ihm zu Gebote stand, gekommen war, dachte er vielleicht, auch verrathen durch ihn an seine Feinde, werde er sich aus den Händen derselben doch wohl zu befreien wissen, und so diese seine That sogar zu neuer Verherrlichung des Erlösers dienen. Was aber beweiset dieß alles, als daß sein Herz schon ganz verfinstert, verhärtet und nicht mehr zu retten war, daß eine unendliche Selbstsucht jedes reine und edlere Gefühl in ihm erstickt und ihn zur Ausführung des furchtbarsten Verbrechens vor allen Anderen fähig und geschickt gemacht hatte.

II.

Nächst dieser entsetzlichen Schuld des Judas lasset uns nun auch die bittere Strafe desselben betrachten.

Hiezu ist vor allem zunächst zu rechnen, daß er in den geheimen Planen seines Herzens nicht unerkannt war.

Noch vor der That und der Ausführung, da der finstere Entwurf der Verrätherei noch tief in der Welt des Gedankens, tief im Herzen des Judas verborgen lag, durchschaute der Herr ihn ganz, denn er wußte wohl, was in dem Menschen war, wie die Schrift sagt, wie es auch an einer andern Stelle heißt: da nun der Herr ihre Gedanken sah. Am Abend aber, da er mit den Zwölfen zu Tische saß, sprach er: wahrlich ich sage euch, Einer unter euch wird mich verrathen. Und da sie nun alle betrübt anfingen zu fragen: Herr, bin ich's? sprach der Herr: der die Hand mit mir in die Schüssel tauchet, der wird mich verrathen. Sei es nun, daß der Herr hiemit den Augenblick der Gegenwart meinte, in welchem Judas ihm nahe saß, und gleichzeitig sich der Speise bediente, oder daß er überhaupt und im Allgemeinen mit diesem Ausdruck den nahen und vertrauteren Umgang, in welchem Judas mit ihm stand, bezeichnen wollte, an ihn, an Judas dachte der Herr; wie er ihm auch auf seine Frage: bin ich's, Rabbi? ganz offen und unverholen erklärte. Noch jetzt hätte vielleicht in solcher zerschmetternden Rede sich jedem Andern ein Rückweg, die Möglichkeit der Bekehrung und Sinnesänderung dargeboten, aber verhärtet schon ist des Judas Seele und keine Dämmerung der Liebe oder Beschämung und Reue zeigt sich mehr an diesem finstern Horizont. Nur als eine vorläufige, noch erträgliche Strafe nimmt er diese Erklärung hin, läßt sich aber selbst durch das Mitwissen des Herrn um seine verruchte That nicht mehr abschrecken von ihr. Ja, damit sie wenigstens vor ihm selbst in ihrer ganzen Gräßlichkeit erscheine, diese furchtbare That, und ihm keine, keine Entschuldigung übrig bleibe, kündigt der Herr ihm jetzt noch zugleich den ganzen Fluch und Unsegen derselben, den furchtbarsten Lohn, die bitterste Strafe dafür an. Des Menschen Sohn, spricht er, gehet zwar dahin, wie von ihm geschrieben steht, doch wehe dem Menschen, durch welchen des Menschen Sohn verrathen wird; es wäre ihm besser, daß derselbige Mensch nie geboren wäre. Sterben, und sterben, will der Erlöser sagen, ist ein Unterschied; ich zwar gehe dahin in den Tod und nehme die Schuld der fremden Sünde auf mein schuldloses Haupt, um sie zu tilgen an der Welt, die unter solcher Last endlich vergehen müßte; mein Verräther aber häuft die Last der eigenen Sünde auf sein schuldbeladenes Haupt und sie kann nie von ihm genommen werden und getilgt. Sehet da, geliebte Freunde, den Anfang der ungeheuren Strafe des Judas, schon da, als die That des Verraths noch nicht einmal hervorgegangen war aus seiner in Selbstsucht und Grimm gegen das Gute entzündeten und empörten Seele; nicht einmal der Trost wird ihm zu Theil, dessen gemeine Verbrecher genießen, daß der Gedanke der Greuelthat unerkannt bleibt von Menschen verborgen in dem einsamen Herzen.

Nach diesem Anfang der Strafe endiget er dann selbst in der völligen Verzweifelung und im Selbstmord.

Nach geschehener Verurtheilung des Herrn zum Tode regt sich noch einmal, wie in letzter, banger Todeszuckung, ein besseres Gefühl in der Seele des Judas; er sieht sich gezwungen, dem Verurtheilten das Zeugniß der Unschuld zu geben und wirft dem Preis des Verraths den Feinden desselben vor die Füße.

Da er sahe, daß er verurtheilt war, heißt es, gereuete es ihn und brachte wieder die dreißig Silberlinge den Hohepriestern und Aeltesten und sprach: ich habe übel gethan, daß ich unschuldig Blut verrathen habe. Sie aber sprachen: was gehet das uns an! da siehe du zu. Und er warf die Silberlinge in den Tempel, hob sich davon und erhenkte sich selbst. Aus diesem Ende des Judas erhellet, daß es mit jenem bessern Gefühle selbst nur ein leerer Schein gewesen war. Schwerlich konnte der Verräther hoffen, dadurch, daß er seinen Herrn und Meister jetzt für unschuldig erklärte, noch irgend etwas in dem Schicksale desselben zu ändern; noch weniger läßt sich diese Erklärung als einen Beweis der Ehrfurcht und Liebe gegen ihn ansehen; am wenigsten dachte er daran, sich für ihn aufzuopfern und durch den Tod eines Schuldigen das Leben eines Unschuldigen zu erkaufen. Sondern sich selbst allein und dem quälenden Bewußtsein der Schuld zu genügen, sah er sich zu dem allen gezwungen; wie schon früher, der bessern Erkenntniß ungeachtet, sein Herz gegen jedes Gefühl der Dankbarkeit und Liebe abgestumpft und des Verrathes fähig gewesen war, so giebt er auch jetzt blos der Wahrheit die Ehre, ohne deswegen der Liebe und Ehrfurcht Raum in sich zu vergönnen, und nur, damit er selbst ganz und vollständig zu der verdienten Strafe komme und die innere Zerrissenheit seiner Seele bis zur Verzweifelung steige, und damit er selbst sich vor Angst und Weh nicht mehr zu lassen wisse und das Ende seiner zeitlichen Qual in der Selbstvernichtung suche und finde, tritt ihm selbst zur äußersten Verdammniß und als ein furchtbarer Plagegeist der Gedanke und die Erklärung der Unschuld des Verrathenen aus seiner blutbefleckten Seele hervor. Und so reißt er gegen alles außer sich und gegen alles in sich selbst ergrimmt und erbost, den Lebensfaden ab für diese Welt, nicht bedenkend, daß damit allein das Ende seines Jammers und seiner Qual noch nicht gekommen sei und ein noch fürchterlicheres Gericht seiner warte in einer andern Welt. O! welch ein Ende des Verräthers gegen das des Verrathenen! Ist es nicht, als ob die heilige Geschichte absichtlich Beide einander gegenüber gestellt habe, um durch die Darstellung und Scheidung des Lichts von der Finsterniß beide erst recht bemerklich zu machen und desto mehr hervorzuheben und uns zugleich einen Blick in die Hölle und in den Himmel zu vergönnen? Ja, wenn wir zitternd stehen an dem Abgrunde der einen und in grausenvoller Wuth gegen sich selbst den feigen Verräther sich selbst verfluchen hören, so lasset uns auf der andern Seite an dem Anblicke des unschuldsvoll Verrathenen und Leidenden unser beleidigtes Gefühl wiederum beruhigen, mit ihm lieber die Dornenbahn der Leiden wandeln und an seinem Kreuze tragen helfen, als auf irgend eine Weise seinem Verräther ähnlich sein, so lasset uns um so fester und inniger an Den uns halten und anschließen, der schon in diesem herben Anfang seiner Leiden sagen konnte: ich habe die Welt überwunden.

Der Marner, s. Minnesinger.

Karl Philipp Friedrich von Martius

ward 1794 zu Erlangen geboren und erhielt von seinem Vater, dem dasigen Hofapotheker, eine sehr sorgfältige Erziehung, welche seine Neigung und Geschicklichkeit für naturhistorische Studien schon früh entfaltete. Nachdem er auf dem dasigen Gymnasium die gewöhnlichen Schulkenntnisse erworben hatte, studirte er dort Medicin, erwarb sich die medicinische Doctorwürde und schloß sich der von der östreichischen und baierschen Regierung 1817 — 20 nach Brasilien abgeordneten Gesellschaft an. Mit Kenntnissen aller Art, besonders naturhistorischen bereichert, kehrte er 1820 nach Baiern zurück und wurde Mitglied der Akademie und Professor der Naturwissenschaften zu München.

Er ließ in deutscher Sprache erscheinen:

Reise nach Brasilien. München 1823 — 31, 3 Bde., 4. (mit J. B. von Spix).

Physiognomie des Pflanzenreichs in Brasilien. Ebendas. 1824.

Von dem Rechtszustande unter den Ureinwohnern Brasiliens. Ebendas. 1832.

M. zeigte in allen seinen Arbeiten nicht allein gründlichste und ausgebreitetste Kenntniß seiner Wissenschaft, sondern auch eine rege poetische Auffassung der Natur und offenen Sinn für alle menschlichen Interessen, so daß seine Werke, namentlich seine Reisebeschreibung jedem gebildeten Leser eine eben so belehrende als unterhaltende und anziehende Lecture gewähren.

Johann Jacob Mascov

ward am 26. November 1689 zu Danzig geboren und studirte zu Leipzig Theologie und die Rechte, worauf er zwei junge Grafen von Watzdorf auf ihren Reisen begleitete. Nach seiner Rückkehr nach Leipzig wurde er 1719 Dr. und außerordentlicher Professor der Rechte daselbst und Stadtrath, erhielt dann eine ordentliche Professur des Rechts und der Geschichte und später die Würde eines sächsischen Hofraths, Dechanten des Stiftes Zeitz und Proconsuls der Stadt Leipzig. Er starb daselbst am 22. Mai 1761.

Seine deutschen Schriften sind:

Abriß einer vollständigen Historie des deutschen Reichs. Leipzig 1722 — 30, 4.

Geschichte der Deutschen bis zum Anfang der fränkischen Monarchie. Ebendas. 1726 — 37, 2 Bde., 4.; neue Aufl. 1750 flg.

Mascov erwarb sich zu seiner Zeit große Verdienste um die historischen Studien in Deutschland, da er zuerst die Forderungen genügender historischer Darstellung zu würdigen wußte, und diesen in seinen Werken nachzukommen strebte.

Karl August Ludwig von Massenbach

ward 1757 zu Schmalkalden geboren, trat schon frühzeitig in Kriegsdienste und ward bereits in seinem 20. Jahr Officier in der würtembergischen Garde und Lehrer an der Militärakademie in Stuttgart. Später (1782) in der preußischen Armee angestellt, avancirte er zum Obrist und Generalquartiermeister bei dem Hohenlohischen Corps. Nach dem unglücklichen Feldzuge von 1806 zog er sich auf ein ihm zugehöriges Landgut zurück und beschäftigte sich mit der Herausgabe von Memoiren, in Folge deren er vor ein Kriegsgericht gestellt und zu vierzehnjähriger Festungsstrafe verurtheilt wurde, doch erhielt er nach sechsjähriger Haft zu Glatz seine Begnadigung. Er starb 1827 auf seinem Gute Biolposk. —

Seine Schriften sind:

Erläuterungen einiger Punkte des Bombardier Prussien. Halle 1785.

Lobrede auf Ziethen. Berlin 1805.
Ideale. Ebendas. 1806.
Lobrede auf Ferdinand Herzog von Braunschweig. Ebendas. 1806.
Bericht über die Operationen der kön. preuß. Armee im Feldzuge 1806. Hamburg und Leipzig 1808.
Betrachtungen und Aufschlüsse über die Ereignisse der Jahre 1805—1806. Frankfurt und Leipzig 1808.
Die Lage der Welt und Preußens seit dem Tode Friedrich's des Großen. Amsterdam 1808.
Rückerinnerungen. Ebendas. 1808.
Drei Sendschreiben. Leipzig 1808.
Historische Denkwürdigkeiten zur Geschichte des Verfalls des preußischen Staats. Amsterdam 1809, 2 Bde.
Memoiren. 3. Bde. Ebendas. 1809—10.
Ueber Fürstenerziehung in repräsentativen Verfassungen. Heidelberg 1817, 1. und 2. Aufl.
An alte deutsche Männer. 2 Hefte. Ebendas. 1817.
Rede an die Ständeversammlung Würtembergs. Jena 1817.

Mehrere Flugschriften, Aufsätze in Journalen u. s. w.

M's sämmtliche Schriften zeichnen sich durch gute Kenntnisse und Scharfblick aus; am wichtigsten sind indessen seine Memoiren, welche eine Menge von Aufschlüssen über die geschichtlichen Verhältnisse seiner Zeit geben, doch zu deutlich das Streben durchblicken lassen, ihren Verfasser geltend zu machen als einen der tiefsten Kenner jener Tage, der, wenn man nur auf ihn geachtet, das damals über Preußen hereinbrechende Unglück durch seine Rathschläge zum großen Theil abgewendet haben würde. — Späteren Richtern muß es vorbehalten bleiben, Massenbach's Urtheilen und Aussprüchen die rechte Stellung anzuweisen und ihn selbst unparteiisch zu würdigen.

Karl Mastalier

ward am 16. November 1731 zu Wien geboren, trat, nachdem er die gebräuchliche Vorbildung genossen hatte, in den Jesuitenorden und wurde 1773 bei Aufhebung dieser Gesellschaft als Magister der Philosophie und Lehrer der schönen Wissenschaften an der Universität zu Wien angestellt. Er wurde auch Mitglied der bildenden Künste daselbst und starb am 6. October 1795.

Von ihm erschien:

Gedichte nebst Oden aus dem Horaz. Wien 1774, 8.; 2. verm. u. verb. Aufl. Ebendas. 1782, 8.
Briefe aus Berlin über Paradoxa unsers Zeitalters. Ebendas. 1784.
Lied eines Kürassiers auf den Erzherzog Leopold. Ebendas.
Ode an Deutschland wegen des Kaisers. Ebendas.

Als Dichter ist M. sehr unbedeutend, er besitzt nur einiges Talent der Form, mit dem er seinem Vorbild, Horaz, nacheiferte, ohne ihn im Entferntesten zu erreichen. Als Docent leistete er dagegen mehr, da es ihm nicht an Geschmack und Kritik fehlte. —

Hans Ferdinand Maßmann

ward am 15. August 1797 in Berlin geboren, erhielt seine wissenschaftliche Bildung auf dem Friedrichswerderschen Gymnasium seiner Vaterstadt und studirte dann auf der dortigen Universität Theologie. Nachdem er den Befreiungskrieg als freiwilliger Jäger mitgemacht, studirte er noch zu Berlin und Jena und ging dann als Candidat nach Breslau, wo er im Schulfache beschäftigt wurde. 1819 als Lehrer an das Gymnasium in Magdeburg versetzt, kehrte er jedoch schon im folgenden Jahre nach Berlin zurück, wo er sich mit naturwissenschaftlichen Studien und mechanischen Arbeiten beschäftigte, ging dann als Erzieher nach Nürnberg und machte darauf eine größere sprachwissenschaftliche Reise durch Deutschland. 1826 ward er in München angestellt, leitete dort die Turnanstalt, die er gegründet, und erhielt drei Jahre später eine Professur an der dortigen Universität, die er fortwährend mit glücklichem Erfolge bekleidet. — Von einer Reise nach Italien brachte er bedeutende Ausbeute (1833) namentlich an gothischen Sprachdenkmälern heim. — Neben jenen gelehrten Aemtern und Würden ist er noch thätig wirkendes Mitglied vieler gelehrten Gesellschaften, und — irren wir nicht — auch in einem Ministerialdepartement Baierns beschäftigt.

Er gab heraus:

Erläuterungen zum Wessobrunner Gebet. Berlin 1824.
Denkmäler deutscher Sprache und Litteratur. München 1827.
Das vergangene Jahrzehend der deutschen Litteratur. Ebendas. 1827.
Die bunte Welt. Ebendas. 1828.
Leibesübungen. 1s Heft. Landshut 1830.
Lieder für Knaben und Mädchen. München 1832.
Baierische Sagen, geschichtlich beleuchtet. Ebendas. 1832.

Ferner einzelne Brochuren, viele sprachwissenschaftliche, litterär- und kunstgeschichtliche, so wie pädagogische Abhandlungen und Aufsätze in Zeit- und Sammelschriften u. s. w.

Ein überaus fleißiger und gründlicher Kenner und Forscher auf dem Gebiete des deutschen Mittelalters hat sich M. namentlich um die Kenntniß gothischer Sprache und Litteratur große und bleibende Verdienste erworben.

Johann Matthesius

ward am 24. Juni 1504 zu Rochlitz in Sachsen geboren, studirte zu Ingolstadt Theologie und mußte sich dann kümmerlich als Hauslehrer nähren, bis Luther ihn in sein Haus und an seinen Tisch nahm und, nachdem er Magister der Philosophie geworden war, ihm durch seine Fürsprache zuerst eine Rectorstelle und endlich eine Predigerstelle zu Joachimsthal verschaffte, wo er am 8. October 1565 starb.

Er schrieb:

Sechs geistliche Lieder.
Oeconomia, oder Bericht, wie sich ein Hausvater halten soll. Nürnberg 1561, 4.
Sarepta oder Bergpostille. Nürnberg 1564, Fol.
Predigten über Dr. Luther's Anfang, Lehre, Leben und Sterben. Herausgegeben von v. Arnim. Berlin 1817, gr. 4., mit Luther's u. Melanchthon's Portrait. Sie kamen zuerst heraus als: Historien von Luther's Anfang rc., Nürnberg 1570, 4.; dann herausgegeben von Oehler, Leipzig 1806.

Ein wackerer Mitarbeiter an dem großen Werke Luther's wirkte M. trefflich durch mehrere höchst gemüthliche geistliche Lieder. — Unbedeutender ist dagegen sein größeres didaktisches Gedicht, obwohl es manche nützliche und anerkannte Wahrheit enthält.



Friedrich von Matthisson

ward am 23. Januar 1761 zu Hohendodeleben bei Magdeburg geboren, wurde, da sein Vater, ein preußischer Feldprediger, kurz vor seiner Geburt gestorben war, bis ins 14. Jahr bei seinem Großvater erzogen und auf der Schule zu Klosterbergen mit den Grundzügen der Wissenschaft bekannt gemacht. In Halle studirte er anfangs Theologie, bald aber wandte er sich mit Vorliebe der Philologie, Naturkunde und den schönen Wissenschaften zu, wurde dann Lehrer am Erziehungsinstitute zu Dessau, machte als Hofmeister des jungen liefländischen Grafen Sievers später Reisen nach Altona, Heidelberg und Mannheim. Nach zweijährigem Aufenthalte bei seinem Freund Bonstetten am Genfersee, kam er 1790 als Erzieher in ein Handlungshaus nach Lyon und, nachdem er bereits hessen-homburgischer Hofrath geworden war, 1794 als Lector zur regierenden Fürstin von Anhalt-Dessau, mit welcher er 1795 Italien, die Schweiz und Tyrol bereiste. 1801 erhielt er den Titel als markgräflich badenscher Legationsrath, wurde vom König von Würtemberg geadelt und trat 1812 als geheimer Legationsrath, Hoftheateroberintendant und Oberbibliothekar in dessen Dienste. Im Gefolge des Herzogs Wilhelm von Würtemberg bereiste er 1819 nochmals Italien und zog sich dann nach Wörlitz zurück, wo er am 12. December 1831 starb, noch kurz vorher mit dem würtembergischen Civilverdienst- und dem weimarischen Falkenorden geschmückt.

Seine Schriften sind:

Schriften. Ausgabe letzter Hand. Zürich 1827 — 30, 8 Bde., gr. 8., mit Portrait und Vign.

Litterarischer Nachlaß, nebst einer Auswahl von Briefen seiner Freunde. (Von F. R. Schoch in Wörlitz). Berlin 1832, 4 Bde., gr. 12.

Einzeln:

Lieder. Breslau 1781; 2. Aufl. 1783, 8.
Reliquien eines Freidenkers. Berlin 1781, 8.
Die glückliche Familie. Schauspiel. Dessau 1783, 8.
Gedichte. Mannheim 1786, 8. Dann: Zürich 1791, 8., (m. Portrait), 1794, 1797, 1802; Tübingen 1811, 2 Thle., 8.; (12.) Ausg. letzter Hand. Zürich 1831 (1833), 12. Außerdem mehrere Nachdrücke.
Briefe. Zürich 1795 — 96, 2 Thle., gr. 8.; 2. verb. Aufl. 1802, 8.
Basrelief am Sarkophage des Jahrhunderts. Tübingen 1799, gr. 8.; nachgedr. Frankfurt a. M. 1799, 8.
Alins Abentheuer. Tübingen u. Stuttgart 1799, gr. 8.
Lyrische Anthologie. Zürich 1803 — 1807, 20 Bde., 12., mit Titelvign.
M's und v. Salis' Gedichte. Zürich 1808; neue Aufl. 1823, 1 Bd., 12., mit Titelk. u. Vign.
Erinnerungen. Zürich 1810 — 16, 5 Bde., gr. 8. (mit lateinischen Lettern).
Sämmtliche Gedichte. Stuttgart 1811, 2 Thle., gr. 8.
Erinnerungen. Zürich 1811 — 16, 3 Thle., 8. (mit deutschen Lettern).
Das Dianenfest bei Bebenhausen. Ebendas. 1813, gr. 4., mit Kupf.
Briefe von Bonstetten. Herausgegeben von Füßli. Zürich 1827, 8. (enthält zugleich M's Selbstbiographie).

Auch gab er v. Bonstetten's Schriften (Zürich 1793, 8.) und die Gedichte von v. Salis (Ebendas. 1793, 8.; 4. verb. Aufl. 1803, 12.), und von Friederike Brün, geb. Münter. (Ebendas. 1795, 8.; 4. verb. Aufl. 1806, 8.) heraus und lieferte Einiges in Zeitschriften rc.

Wenn Reichthum an Bildern, glänzende Darstellung, malerische Schilderungen, seltener Wohllaut, eine überaus gebildete Sprache und stete Correctheit hinreichten, einem Dichter die Unsterblichkeit zu gewähren, so würde Matthison's Andenken die ersten Geister aller Nationen überdauern, denn er besaß jene Eigenschaften in hohem Grade und seine Gedichte sind vollendete Meisterwerke, sobald man keine weiteren Anforderungen an dieselben macht; aber es fehlt ihm die Tiefe und Wahrheit der Empfindung und jene Kraft, welche allein wirkliche Begeisterung gewährt. Nichts ist ursprünglich bei ihm, unwillkürlich dem Drange der Gefühle entsprungen, sondern Alles mit besonnener Künstlichkeit berechnet und zusammengestellt, dem weichlichen sentimentalen Tone seiner Zeit zu gefallen, in schwärmerische Wehmuth getaucht und schönrednerisch prunkend. — Er war eine kurze Zeit der Liebling der höheren Stände, vorzüglich der Damen, und wurde zu den classischen deutschen Dichtern gerechnet, aber sein Ruhm behauptete sich nicht lange auf dieser Höhe und ward schon zur Zeit der ersten romantischen Schule mit gewichtigen Waffen angegriffen. Jetzt eilt er immer mehr der Vergessenheit zu und nur einzelne Gedichte, wie z. B. die von Beethoven componirte „Adelaide," erhalten sich durch Umstände begünstigt am Leben. — Als Prosaist war M. so unerträglich manierirt, weitschweifig und süßlich, daß er auf diesem Gebiete nie einige Geltung erlangte.

Gedichte von Friedrich v. Matthisson.

Die Betende.

Laura betet! Engelharfen hallen
Frieden Gottes in ihr krankes Herz,
Und, wie Abels Opferdüfte, wallen
Ihre Seufzer himmelwärts.

Wie sie kniet, in Andacht hingegossen,
Schön, wie Raphael die Unschuld malt!
Vom Verklärungsglanze schon umflossen,
Der um Himmelswohner strahlt.

O sie fühlt, im leisen, linden Wehen,
Froh des Hocherhabnen Gegenwart,
Sieht im Geiste schon die Palmenhöhen,
Wo der Lichtglanz ihrer harrt!

So von Andacht, so von Gottvertrauen
Ihre engelreine Brust geschwellt,
Betend diese Heilige zu schauen,
Ist ein Blick in jene Welt!

Der Abend.

Purpur malt die Tannenhügel
Nach der Sonne Scheideblick,
Lieblich strahlt des Baches Spiegel
Hespers Fackelglanz zurück.

Wie in Todtenhallen düster
Wirds im Pappelweidenhain,
Unter leisem Blattgeflüster
Schlummern alle Vögel ein.

Nur dein Abendlied, o Grille!
Tönt noch aus bethautem Grün,
Durch der Dämm'rung Zauberhülle,
Süße Trauermelodien.

Tönst du einst im Abendhauche,
Grillchen, auf mein frühes Grab,
Aus der Freundschaft Rosenstrauche,
Deinen Klaggesang herab:

Wird mein Geist noch stets dir lauschen,
Horchend, wie er jetzt dir lauscht,
Durch des Hügels Blumen rauschen,
Wie dieß Sommerlüftchen rauscht!

Die Liebe.

Sag' an, o Lied, was an den Staub
Den Erdenpilger kettet,
Daß er auf dürres Winterlaub
Sich wie auf Rosen bettet?
Das bist du, süße Liebe, du!
Du webst ihm Frühlingshoffnung zu,
Wenn Laub und Blumen sterben.

Wenn ihn Verzweiflung wild umfängt,
Mit hundert Riesenarmen,
Gewaltig ihn zum Abgrund drängt,
Wer wird sich sein erbarmen?
Du, Liebe, du erbarmst dich sein,
Führst ihn, durch goldnen Morgenschein,
Sanft unter deine Myrthen!

Wenn er am Sterbelager kniet,
Wo, Herz von seinem Herzen,
Der Jugend Liebling ihm verblüht,
Wer sänftigt seine Schmerzen?
Du, Liebe, du erscheinst voll Huld!
Durch Thränen lächelt die Geduld,
Und schmiegt sich an den Kummer.

O Liebe! wenn die Hand des Herrn
Der Welten Bau zertrümmert,
Kein Sonnenball, kein Mond, kein Stern
Am Firmament mehr schimmert:
Dann wandelst du der Erde Leid,
Gefährtin der Unsterblichkeit,
In Siegsgesang am Throne!

Heiliges Lied.

Dich preist, Allmächtiger, der Sterne Jubelklang!
Dich preist, Allgütiger, der Seraphim Gesang!
Die ganze Schöpfung schwebt in ew'gen Harmonien,
So weit sich Welten drehn und Sonnenheere glühen.

Dein Tempel, die Natur, wie deiner Herrlichkeit,
Wie deiner Milde voll! des Lenzes Blumenkleid,
Des Sommers Aehrenmeer, des Herbstes Traubenhügel,
Des Winters Silberhöhn, sind deiner Allmacht Spiegel!

Was bin ich, Herr, vor dir? Seit gestern athm' ich kaum!
Es trennt vom Todtenkreuz mich nur ein Spannenraum!
Wohl dennoch mir! Wer sanft entschläft in Vatersarmen,
Darf dem Erweckungswort vertrau'n! Es heißt: Erbarmen!

Grablied.

Auch des Edeln schlummernde Gebeine
Hüllt das Dunkel der Vergessenheit:
Moos bedeckt die Schrift am Leichensteine,
Und sein Name stirbt im Lauf der Zeit.

Wann erwacht die neue Morgenröthe?
O wann keimt des ew'gen Frühlings Laub?
Niedrig ist der Todten Schlummerstätte,
Eng und düster ihr Gemach von Staub.

Noch umkränzen Rosen meine Locken,
Liebe lächelt alles um mich her!
Nach dem letzten Hall der Sterbeglocken
Denkt kein Mensch des guten Jünglings mehr.

Der Grabstein.

Bemooster Stein, im heiligen Gefilde
Der Todten Gottes, sei mir froh gegrüßt!
O du, auf den des Abendhimmels Milde
So freundlich sich ergießt!

Seit Jahren schweigen dir die Klagetöne
Der Freunde schon; auch ihr Gebein ist Staub;
Dir streut kein Mädchen mehr mit frommer Thräne,
Des Lenzes Erstlingslaub!

Wer nennt mir deinen Schlummrer? Halbverwittert
Blieb dir des düstern Schädels Zierde nur:
Die Schrift erlosch, und Wintergrün umzittert
Des Namens dunkle Spur!

Dir eil' ich zu, des Weltgeräusches müde,
Wenn durchs Gebüsch die Abendröthe bebt,
Altar der Hoffnung! wo Jehovas Friede
Auf Seraphsflügeln schwebt!

Beruhigung.

Wo durch dunkle Buchengänge
Blasser Vollmondsschimmer blickt,
Wo um schroffe Felsenhänge
Sich die Epheuranke strickt;
Wo aus halbverfallnem Thurme
Ein verlaßnes Bäumchen ragt,
Und, emporgescheucht vom Sturme,
Schauervoll die Eule klagt;

Wo um sterbende Gesträuche
Sich der graue Nebel dehnt,
Wo im trüben Erlenteiche
Dürres Rohr im Winde tönt;
Wo, in wildverwachsnen Gründen,
Dumpf der Bergstrom widerhallt,
Und, ein Spiel den Abendwinden,
Welkes Laub auf Gräber wallt;

Wo im bleichen Sternenscheine,
Um den früh verlornen Freund
Einsam im Zypressenhaine
Hoffnungslose Sehnsucht weint;
Da, da wandelt von den Spielen
Angestaunter Thorheit fern,
Unter ahnenden Gefühlen,
Schwermuth, dein Vertrauter gern!

Da erfüllt ein stilles Sehnen
Nach des Grabes Ruh sein Herz!
Da ergießt in milden Thränen
Sich der Seele banger Schmerz!
Und sein Blick durchschaut die trübe
Zukunft ruhig bis ans Grab,
Und es ruft: Gott ist die Liebe!
Jeder Stern auf ihn herab.

Der Frühlingsabend.

Beglänzt vom rothen Schein des Himmels bebt
Am zarten Halm der Thau!
Der Frühlingslandschaft zitternd Bildniß schwebt
Hell in des Stromes Blau.

Schön ist der Felsenquell, der Blüthenbaum,
Der Hain mit Gold bemalt;
Schön ist der Stern des Abends, der am Saum
Der Purpurwolke strahlt!

Schön ist der Wiese Grün, des Thals Gesträuch',
Des Hügels Blumenkleid;
Der Erlenbach, der schilfumkränzte Teich,
Mit Blüthen überschneit!

O wie umschlingt und hält der Wesen Heer
Der ewgen Liebe Band!
Der Lichtwurm und der Sonne Feuermeer
Schuf eine Vaterhand.

Du winkst, Allmächtiger, wenn hier dem Baum
Ein Blüthenblatt entweht!
Du winkst, wenn dort, im ungemeßnen Raum,
Ein Sonnenball vergeht!

Himmelsglaube.

Es mag der Trennung Arm, im Vollgenuß der Freuden
Erhabner Sympathie, den Freund vom Freunde scheiden,
Der sanft und fest und treu, am Rande der Gefahr,



Wie auf der Bahn des Glücks, ihm Alles, Alles war:
Wo Himmelsglaube wohnt, Verlaßner! da erhellt
Der Zukunft Mitternacht ein Stern der höhern Welt,
Und aus der Ferne winkt voll Glanz
Die Hoffnung mit dem Siegeskranz!

Es mag, wenn rings umher die Rosen sich entfärben,
Des Jünglings Scherze fliehn, des Mannes Freuden sterben,
Der letzte Zauberklang der Liebe selbst verwehn,
Und jedes goldne Bild der Täuschung untergehn:
Wo Himmelsglaube wohnt, beut ihren Labetrunk
Dem Allvergeßnen mild noch die Erinnerung,
Wenn ihm des Todes Odem, kalt
Und schwer, die Wange schon umwallt.

Kein Stundenschlag ertönt, kein Tropfen Zeit entfluthet,
Daß nicht ein edles Herz um edle Herzen blutet;
Kein Abendstern erscheint, kein Morgenroth erglänzt,
Daß fromme Liebe nicht ein frühes Grab umkränzt:
Wo Himmelsglaube wohnt, schwingt über Gruft und Zeit
Und Trennung, im Gefühl der Unvergänglichkeit,
Sich zu verwandter Engel Chor
Des Ueberwinders Geist empor!

Trost an Elisa.

Lehnst du deine bleichgehärmte Wange
Immer noch an diesen Aschenkrug?
Weinend um den Todten, den schon lange
Zu der Seraphim Triumphgesange
Der Vollendung Flügel trug?

Siehst du Gottes Sternenschrift dort flimmern,
Die der bangen Schwermuth Trost verheißt?
Heller wird der Glaube nun dir schimmern,
Daß hoch über seiner Hülle Trümmern
Walle des Geliebten Geist;

Wohl, o wohl dem liebenden Gefährten
Deiner Sehnsucht, er ist ewig dein!
Wiedersehn, im Lande der Verklärten,
Wirst du, Dulderin, den langentbehrten,
Und wie er unsterblich sein!

Elegie
in den Ruinen eines alten Bergschlosses geschrieben.

Schweigend, in der Abenddämmrung Schleier,
Ruht die Flur, das Lied der Haine stirbt;
Nur daß hier, im alternden Gemäuer,
Melancholisch noch ein Heimchen zirpt;
Stille sinkt aus unbewölkten Lüften,
Langsam ziehn die Heerden von den Triften,
Und der müde Landmann eilt zur Ruh'
Seiner väterlichen Hütte zu.

Hier auf diesen waldumkränzten Höhen,
Unter Trümmern der Vergangenheit,
Wo der Vorwelt Schauer mich umwehen,
Sei dies Lied, o Wehmuth, dir geweiht!
Trauernd denk' ich, was, vor grauen Jahren,
Diese morschen Ueberreste waren:
Ein bethürmtes Schloß voll Majestät
Auf des Berges Felsenstirn erhöht!

Dort, wo um des Pfeilers dunkle Trümmer
Traurig flüsternd sich der Epheu schlingt,
Und der Abendröthe trüber Schimmer
Durch den öden Raum der Fenster blinkt,
Segneten vielleicht des Vaters Thränen
Einst den edelsten von Deutschlands Söhnen,
Dessen Herz der Ehrbegierde voll,
Heiß dem nahen Kampf entgegenschwoll.

Zeuch in Frieden, sprach der greise Krieger,
Ihn umgürtend mit dem Heldenschwert;
Kehre nimmer, oder kehr' als Sieger!
Sei des Namens deiner Väter werth!
Und des edeln Jünglings Auge sprühte
Todesflammen seine Wange glühte
Gleich dem aufgeblühten Rosenhain
In der Morgenröthe Purpurschein.

Eine Donnerwolke, flog der Ritter
Dann, wie Richard Löwenherz, zur Schlacht,
Gleich dem Tannenwald im Ungewitter
Beugte sich vor ihm des Feindes Macht!
Mild, wie Bäche durch die Blumen wallen,
Kehrt er zu des Felsenschlosses Hallen,
Zu des Vaters Freudenthränenblick,
In des keuschen Mädchens Arm zurück.

Ach! mit banger Sehnsucht blickt die Holde
Oft vom Söller nach des Thales Pfad;
Schild' und Panzer glühn im Abendgolde,
Rosse fliegen, der Geliebte naht!
Ihm die treue Rechte sprachlos reichend
Steht sie da, erröthend und erbleichend;
Aber was ihr sanftes Auge spricht,
Sängen selbst Petrarch und Sappho nicht!

Fröhlich hallte der Pokale Läuten,
Dort wo wildverschlungne Ranken sich
Ueber Uhunester schwarz verbreiten,
Bis der Sterne Silberglanz erblich:
Die Geschichten schwererkämpfter Siege,
Grauser Abenteur im heil'gen Kriege,
Weckten in der rauhen Heldenbrust
Die Erinnrung schauerlicher Lust.

O der Wandlung! Graun und Nacht umdüstern
Nun den Schauplatz jener Herrlichkeit,
Schwermuthsvolle Abendwinde flüstern,
Wo die Starken sich des Mahls gefreut,
Disteln wanken einsam auf der Stäte,
Wo um Schild und Speer der Knabe flehte,
Wenn der Kriegstrommete Ruf erklag,
Und auf's Kampfroß sich der Vater schwang.

Asche sind der Mächtigen Gebeine
Tief im dunkeln Erdenschooße nun!
Kaum daß halbversunkne Leichensteine
Noch die Stätte zeigen, wo sie ruhn.
Viele wurden längst ein Spiel der Lüfte,
Ihr Gedächtniß sank wie ihre Grüfte;
Vor dem Thatenglanz der Heldenzeit
Schwebt die Wolke der Vergessenheit.

So vergehn des Lebens Herrlichkeiten,
So entfleucht das Traumbild eitler Macht!
So versinkt im schnellen Lauf der Zeiten,
Was die Erde trägt, in öde Nacht!
Lorbeern, die des Siegers Stirn umkränzen,
Thaten, die in Erz und Marmor glänzen,
Urnen, der Erinnerung geweiht,
Und Gesänge der Unsterblichkeit!

Alles, was mit Sehnsucht und Entzücken
Hier im Staub' ein edles Herz erfüllt,
Schwindet gleich des Herbstes Sonnenblicken,
Wenn ein Sturm den Horizont umhüllt.
Die am Abend freudig sie umfassen,
Sieht die Morgenröthe schon erblassen;
Selbst der Freundschaft und der Liebe Glück
Läßt auf Erden keine Spur zurück.

Süße Liebe! Deine Rosenauen
Grenzen an bedornte Wüstenein,
Und ein plötzliches Gewittergrauen
Düstert oft der Freundschaft Aetherschein.
Hoheit, Ehre, Macht und Ruhm sind eitel!
Eines Weltgebieters stolze Scheitel
Und ein zitternd Haupt am Pilgerstab
Deckt mit einer Dunkelheit das Grab!

Elysium.

Hain! der von der Götter Frieden,
Wie vom Thau die Rose, träuft,
Wo die Frucht der Hesperiden
Zwischen Silberblüthen reift;
Den ein rosenfarbner Aether

Ewig unbewölkt umfleußt,
Der den Klageton verschmähter
Zärtlichkeit verstummen heißt:

Freudig schaudernd, in der Fülle
Hoher Göttterseligkeit,
Grüßt, entflohn der Erdenhülle,
Psyche deine Dunkelheit.
Wonne! wo kein Nebelschleier
Ihres Urstoffs Reine trübt,
Wo sie geistiger und freier
Den entbundnen Fittig übt.

Ha! schon eilt auf Rosenwegen,
In verklärter Lichtgestalt,
Sie dem Schattenthal entgegen,
Wo die heilge Lethe wallt;
Fühlt sich magisch hingezogen,
Wie von leiser Geisterhand,
Schaut entzückt die Silberwogen
Und des Ufers Blumenrand;

Kniet voll süßer Ahnung nieder,
Schöpfet, und ihr zitternd Bild
Leuchtet aus dem Strome wieder,
Der der Menschheit Jammer stillt,
Wie auf sanfter Meeresfläche
Die entwölkte Luna schwimmt,
Oder im Krystall der Bäche
Hespers goldne Fackel glimmt.

Psyche trinkt, und nicht vergebens!
Plötzlich in der Fluthen Grab
Sinkt das Nachtstück ihres Lebens
Wie ein Traumgesicht hinab.
Glänzender auf kühnern Flügeln,
Schwebt sie auf des Thales Nacht
Zu den goldbeblümten Hügeln,
Wo ein ew'ger Frühling lacht.

Welch ein feierliches Schweigen!
Leise, kaum wie Zephyrs Hauch,
Säuselt's in den Lorbeerzweigen,
Bebt's im Amarantenstrauch!
So in heilger Stille ruhten
Luft und Wogen, so nur schwieg
Die Natur, als aus den Fluthen
Anadyomene stieg.

Welch ein ungewohnter Schimmer!
Erde! dieses Zauberlicht
Flammte selbst im Lenze nimmer
Von Aurorens Angesicht!
Sieh! des glatten Epheus Ranken
Tauchen sich im Purpurglanz!
Blumen, die den Quell umwanken,
Funkeln wie ein Sternenkranz!

So begann's im Hain zu tagen,
Als die keusche Cynthia,
Hoch vom stolzen Drachenwagen,
Den geliebten Schläfer sah.
Als die Fluren sich verschönten,
Und, mit holdem Zauberton,
Göttermelodieen tönten:
Seliger Endymion!

Der Genfersee.

Ille terrarum mihi praeter omnes
Angulus ridet.

HOR.

An deinen Ufern, wo, vom Winzerheerd
Bis zu des Burgpallastes Marmorhallen,
Der Ueberfluß sein goldnes Füllhorn leert!
So weit der Freiheit Jubelhymnen schallen;

Wo stets die Freude mir, Sokratisch mild,
Die unbewölkte Stirn mit Epheu kränzte,
Seitdem des weißen Berges Riesenbild
Zum erstenmal in deiner Fluth mir glänzte;

Wo einsam auf bemooster Felsenwand,
Am Bergstrom, der aus Tannendunkel schäumte,
Mein Geist, an Xenophon's und Platon's Hand,
Sich des Ilissus Myrtenhaine träumte;

Wo Agathon den Grazien vertraut,
Der Musen Stolz, bewundert im Pallaste,
Des Volkes Lust bis wo der Jura blaut,
Wie seinen Gray, mit Liebe mich umfaßte;

Wo Bonnet, der nicht früher als sein Ruhm,
Nicht früher als der Erdball sterben sollte,
In seines Tempels lichtem Heiligthum,
Das große Buch der Wahrheit mir entrollte;

Wo er mir zurief: Ueber Grab und Zeit
Schwingt sich der Geist: sein dunkler Schleier modert;
Beglückt, wem Glaube der Unsterblichkeit,
Wie Vestas Gluth, in reinem Herzen lodert;

Wo meine Blicke, der Natur geweiht,
An ihr wie Bienen an der Blüthe hingen:
O See! schwebt mein Gesang in jene Zeit,
Als menschenleere Wüsten dich umfingen.

Da wälzte, wo im Abendlichte dort,
Geneva, deine Zinnen sich erheben,
Der Rhodan seine Wogen trauernd fort,
Von schauervoller Haine Nacht umgeben.

Da hörte deine Paradiesesflur,
Du stilles Thal, voll blühender Gehäge,
Die großen Harmonien der Wildniß nur,
Orkan und Thiergeheul und Donnerschläge.

Kein Lustgesang der Traubenleserin,
Kein Erntejubel, keines Hirten Flöte,
Kein schmetternd Horn aus reicher Wälder Grün,
Begrüßte da den Stern der Abendröthe.

Kein Rundetanz im sanften Vollmondschein!
Kein Freudenmahl vor Tell's geweihtem Bilde!
Kein Gang der Liebenden im Frühlingshain,
An Veilchen reich wie Attikas Gefilde!

Die Oede schwieg; wenn auf verwachsnem Pfad,
Wo nur der Bär in Felsenklüften hauste,
Nicht etwa noch des Sees gewohntem Bad
Ein Ur mit wilder Lust entgegen brauste.

Als senkte sich sein zweifelhafter Schein
Auf eines Weltbal's ausgebrannte Trümmer,
So goß der Mond auf diese Wüstenein,
Voll trüber Nebeldämmrung, seine Schimmer.

Da hieß, aus dieses Chaos alter Nacht,
Der Herr, so weit des Lemans Fluthen wallten,
Voll sanfter Anmuth, voll erhabner Pracht,
Sich zauberisch dies Paradies entfalten:

Dies stolzumthürmte Land, gleich Tempes Flur,
Mit jedem Reiz der Schöpfung übergossen!
Dies Wunderwerk der göttlichen Natur,
Von Schönheit, wie von Glanz die Sonn', umflossen;

Wo jener, dessen heilgen Aschenkrug
Mit Eichenlaub die Wahrheit selbst umwunden,
Die Bahn zum unerreichten Adlerflug
In Heloisens Zauberwelt gefunden.

O Clarens! friedlich am Gestad' erhöht,
Dein Name wird im Buch der Zeiten leben.
O Meillerie! voll rauher Majestät,
Dein Ruhm wird zu den Sternen sich erheben.

Zu deinen Felsen, die den Einsturz dräun,
In deren Schlund, wo nie die Dämmrung tagte,
Um Julien, mit Sappho's wilder Pein,
Mit Orpheus Thränen, der Verbannte klagte;

Zu deinen Gipfeln, wo der Adler schwebt,
Und aus Gewölk erzürnte Ströme fallen,
Wird oft, von süßen Schauern tief durchbebt,
An der Geliebten Arm, der Fremdling wallen.

Und wär' ich auch, mit Haller's Wissenschaft,
Von Grönlands Eis bis zu Tahitis Wogen
Mit Geßner's Blick, mit Anson's Heldenkraft,
Mit Claude Lorrain's Kunst die Erd' umflogen:

Doch weiht' ich ewig, im Erinnrungstraum,
Nur dir der Sehnsucht und des Dankes Thränen,
Doch würd' ich mich in jedem Schöpfungsraum,
O See! verbannt aus deinen Himmeln wähnen.

Schön ist's, von Aetnas Haupt des Meeres Plan
Voll grüner Eiland', und die Fabelauen
Siciliens und Strombolis Vulkan,
Beglänzt von Phöbus' erstem Strahl, zu schauen:

Doch schöner, wenn der Sommertag sich neigt,
Den Zaubersee, hoch von der Dole Rücken,
Wie Lunas Silberhörner sanft gebeugt,
Umragt von Riesengipfeln, zu erblicken.

Süß ists, am Wogensturz in Tiburs Hain,
Wo Flaccus oft, entflohn den Schattenchören,
Im Mondlicht wandelt, bei Albanerwein;
Den Genius der Vorwelt zu beschwören:

Doch süßer noch, in Prangins Götterwald,
Wenn seine Laubgewölbe sich erneuern,
Und weit umher der Vögel Mailied schallt,
Erhabner Freundschaft Bundestag zu feiern.

Entzückend ists, wenn donnernd himmelan
Des Feuerberges Wogen sich erheben,
Auf Napels Golf, bei Nacht, im leichten Kahn,
In magischer Beleuchtung hinzuschweben:

Mit höhrer Lust sieht auf des Lemans Fluth,
Wenn Thal und Hügel schon in Dämmrung sinken,
Der hohen Eiswelt reine Purpurgluth
Mein Aug' aus dunkler Wahrheit wiederblinken.

Auf Hellas Höhn erblickt der Wandrer nur,
Von Resten alter Herrlichkeit umgeben,
Der Tyrannei tief eingedrückte Spur,
So reizend auch sich Meer und Land verweben.

Hier segn' ich froh Helvetiens Geschick;
Hier, wo die Flur des Fleißes Lohn verkündet,
Hier theilt mein Herz des freien Volkes Glück,
Auf Menschenrecht und auf Vernunft gegründet.

Der deutschen Ströme König bist du, Rhein!
Wie herrlich Mainz, umkränzt von Nektarhügeln,
Und Bacharach und Bingens Moosgestein
In deinem grünlichen Krystall sich spiegeln!

Bei Bonnets Tempel nur, auf Genthods Höh'
Muß deine Pracht der Alpenlandschaft weichen;
Hier scheint im engern Bett' Genevas See
Dem mächtgen Orellana selbst zu gleichen.

An diesem Hain, vom Erlenbach durchtanzt,
Ein Gärtchen nur vor einer kleinen Hütte,
Mit schlanken Pappeln malerisch umpflanzt,
Ist alles, was ich vom Geschick erbitte.

Hier würde mir die Weisheit Rosen streun,
Des Himmels Friede meinen Geist umfließen,
Und einst, o goldnes Bild! im Abendschein
Die Freundschaft mir die Augen weinend schließen.

Hell würde sich des reinsten Glückes Spur
Mit dann entwölken, fern vom Weltgetümmel;
Wo Liebe, Freundschaft, Weisheit und Natur
In frommer Eintracht wohnen, ist der Himmel.

Auf jenem Vorland, von der Wog umrauscht,
Wo die Betrachtung gern auf grünen Matten
Die leisen Tritte der Natur belauscht,
Erhübe sich mein Grab im Eichenschatten.

Kein Marmorbild, kein thatenreicher Stein,
Vor dem erröthend sich die Wahrheit wendet,
Entehrte des Entschlummerten Gebein,
Den eitler Größe Schimmer nie geblendet.

Die Rose nur würd' über meinem Staub
Des zarten Mooses Wohlgeruch verhauchen,
Der Thränenweide niederhangend Laub
Mit leisem Flüstern in die Fluth sich tauchen;

Die Nachtigall, vom Lenzgesträuch umblüht,
Um ihren Freund dort in der Dämmrung klagen,
Und Daphne mir, von Zärtlichkeit durchglüht,
Das Opfer einer Thräne nicht versagen.

Auch würd' im Dorfe bald die Sage gehn,
Daß dort, gedämpft, wie ferne Bienenchöre,
Sanft, wie am Blüthenbaum des Frühlings Wehn,
Der Hirt in stiller Mondnacht Lieder höre.

Die Kinderjahre.

Die Pappelweide zittert
  Vom Abendschein durchblinkt,
Wo, von Jasmin umgittert,
  Die Laube traulich winkt,
Und mit geflochtnem Pförtchen,
  Das auf den Weiher sieht,
Ein ländlich stilles Gärtchen
  Die Halmenhütt' umblüht.

Vom Opfer des Atriden
  Im goldnen Opernsaal
Eil' ich zu deinem Frieden,
  Umbüschtes Rhonethal;
Nach Einsamkeit nur schmachtend
  Wähl' ich die Gartenthür,
Der Landschaft Reiz betrachtend,
  Zur Opernloge mir.

Dieß Dach mit dunklem Moose,
  Dieß frische Rebengrün,
Dieß Beet, wo Malv' und Rose
  Und Nachtviolen blühn;
Die unbeschorne Hecke,
  Der Hopfenranke Wehn;
Der Hof, wo Bienenstöcke
  Im Fliederschatten stehn;

Der Brunnenröhre Rauschen,
  Die Scheur' am Haselzaun,
Wo Täubchen Küsse tauschen,
  Und treue Schwalben baun;
Dieß alles zaubert, milder
  Als Abendsonnenblick,
Die rosenfarbnen Bilder
  Der Kindheit mir zurück.

Du, deren goldnem Stabe
  Die Nebelsäule weicht,
Die aus dem dunkeln Grabe
  Geschiedner Jahre steigt:
O Phantasie! erhelle
  Der ersten Pfade Spur
Und jede Blumenstelle
  Der väterlichen Flur.

Ich seh' des Dorfes Weiden,
  Des Wiesenbaches Rand,
Wo ich die ersten Freuden,
  Den ersten Schmerz empfand;
Den Platz, wo, unter Maien,
  Auf buntbeblümten Plan,
Beim Jubel der Schallmeien,
  Der Mondscheintanz begann;

Den Rain, wo Nachbars Lotte
  Zur Veilchenlese kam,
Den Teich, wo meine Flotte
  Von Tannenborke schwamm;
Die Au', wo ich, am Bache
  Mir Zweigpalläste wob,
Wo der papierne Drache
  Sich in die Lüft' erhob;

Die Sträuche, wo die Schlinge
  Den Zeisig oft betrog,
Wo nach dem Schmetterlinge

Mein leichter Strohhut flog;
Das Rohrdach, dessen Nester
Ich ritterlich erfocht;
Die Bank, wo meine Schwester
Cyanenkränze flocht;

Das Beet, wo, frisch wie Hebe,
Im weißen Lenzgewand,
Sie an bemalte Stäbe
Levkoj' und Nelke band;
Die Schule, dumpf und düster,
Umrankt von Wintergrün,
Wo uns der ernste Küster
Ein Weltgebieter schien.

Ich seh des Kirchhofs Bäume,
Der Gräber hohes Gras,
Wo ich so oft die Reime
Der Leichensteine las;
Das Flittergold im Kranze
An junger Bräute Gruft,
Im bleichen Vollmondglanze
Ein Spiel der Sommerluft;

Den Steintisch, wo der Krieger,
Ein Held bei Sorr und Prag,
Von Roßbachs großem Sieger,
Von Kleist und Ziethen sprach;
Die Tenne, wo der Schnitter
Sein braunes Mädel schwang,
Wenn froh des Bergmanns Zither
Zum Erntereihn erklang;

Den Bretersitz am Weiher,
Seit grauer Väterzeit
Dem Spiel der rothen Eier
Am Ostertag geweiht;
Die Laube von Hollunder,
Wo, auf der Rasenbank,
Ich einsam in die Wunder
Der Feenwelt versank.

Da glaubt' ich grüne Zwerge
Mit diamantnem Speer,
Und vom Magnetenberge
Die schauerliche Mähr;
Die Hütte ward zum Schlosse,
Der Teich zum Silbersee,
Mein Steckenpferd zum Rosse,
Die Nachtigall zur Fee.

Da spottet' ich der Nebel
Von Grillenfang und Gram,
Selbst wenn im Kampf den Säbel
Der stolze Feind mir nahm!
Wenn ich der Schwester Freude,
Den Hänfling, sterbend fand,
Und, ach! das Roth im Kleide
Der Bleisoldaten schwand.

Da war, im Abendscheine,
Ein stilles Veilchenthal
Am Nachtigallenhaine
Mir Ball- und Opernsaal!
Der Seifenblase Schimmer
Entzückte königlich,
Wie nie die Demantflimmer
Der Maskentänze, mich.

Da schien der Geisterweihe
Gefürchtetes Revier,
Des Brockens ferne Bläue,
Des Weltalls Grenze mir;
Ich wußte von den Kreisen
Der Erd' und ihrem Gleis,
Was ich vom Stein der Weisen
Und von Heraldik weiß.

Da floß mir keine Zähre,
Neapels Götterau'n,
Verklärung, Belvedere
Und Kapitol zu schaun:
Es war die Tuffsteinhöhle
Zum Kunstsaal mir genug,
Und meine Raphaele
Fand ich im Ritterbuch.

Da wurde, von den Flocken
Des Januars umstürmt,
Mit jubelndem Frohlocken
Der Schneemann aufgethürmt;
Den Kirchenhügel glitten,
Gelenkt vom Eisenstab,
Im zephyrleichten Schlitten
Wir pfeilgeschwind hinab.

Im öden Weltgewühle
Hebt Wehmuth meine Brust,
Denk' ich der Knabenspiele
Und ihrer Götterlust!
Zu schnell verrauschte Jahre
Der Unbefangenheit,
Was zwischen Wieg' und Bahre,
Gleicht eurer Seligkeit?

O väterliche Fluren!
Welch Tempe, welche Schweiz
Trägt eurer Wonnespuren
Unsäglich holden Reiz?
Hoch auf beschneiten Gipfeln
Und auf erzürntem Meer
Weht sanft aus euren Wipfeln
Erquickung zu mir her!

Wenn mondlos mich die Hülle
Der Mitternacht umwallt,
Und durch die Todtenstille
Nur meine Klage schallt,
Lacht mir von euern Grenzen
Ein Strahl von Seelenruh,
Wie abendliches Glänzen
Nach Ungewittern, zu.

Durchsegle kühn die Meere
Wie Cook und Magellan;
Erfleug das Ziel der Ehre
Auf nie beflogner Bahn;
Erblick', ein Stolz der Musen,
Dein Bild in Erz und Stein;
Ruh' an Cytherens Busen
In Amors Myrthenhain;

Gieb Königen Gesetze,
Sei Herr von Perus Gold;
Gebeut im Reich der Schätze,
Die uns Galkonda zollt;
Vereine, was auf Thronen
Der Erdball staunend preist,
Und beide Lorbeerkronen
Wie Friederich und Kleist:

Umsonst! der Sorgen Heere
Durchschwärmen, ohne Rast,
Den Glanz am Ziel der Ehre,
Den Goldsaal im Pallast!
Bei Tobi's Zauberkehle
Bleibst du in Gram verhüllt,
Du strebst nach Ruh' der Seele,
Und greifst ein Schattenbild!

Entflohn dem Kriegsgetümmel,
Trübt Unmuth deinen Blick;
Umglänzt vom Alpenhimmel
Verklagst du dein Geschick;
Du spähst auf fernem Boden
Des Friedens dunkle Spur:
Betrogner, ach! kein Eden
Umweht die Kindheit nur.

Sie sieht im Frühlingshaine
All' ihre Freuden blühn!
Es wallt im Rosenscheine
Ihr Blumenleben hin!
Nie hat der Gott der Zeiten,
Der Unschuld ewig hold,
Das Buch der Möglichkeiten
Vor ihrem Blick entrollt!

Ach! bis zu Charons Kahne
Schweift unsrer Wünsche Noth;
Der Kindheit leichte Plane
Bekränzt das Abendroth;

Wir ahnen Sturm und Klippen
Bei frühlingsheitrer Fahrt:
Sie hängt mit Bienenlippen
Nur an der Gegenwart!

Die Nonne.

Der unbewölkten Luna Silberschein
Wallt lieblich durch der Kirchhofsbäume Laub,
Und Blüthen, wie zum Todtenopfer, streun,
Cäcilia! die Wind' auf deinen Staub.

Dir lacht kein Mai, dir glänzt vom Sternenraum
In lauer Sommernacht kein Vollmond mehr:
Doch, wohl, Befreite! wohl dir; ach dein Traum
Im Lande der Entsagung war so schwer!

Der Wahrheit Sonnenschimmer starben hier,
Wie eine Flamm' in Grüften matt sich senkt;
Auf Heiligenlegenden und Brevier
Blieb deiner Kenntniß enger Kreis beschränkt.

Am Fenster, welches Rebengrün umzog,
Verlor sich oft ins weite Meer dein Blick,
Und bebte, wenn ein Schiff vorüberflog,
Bethränter in des Kerkers Grau'n zurück.

Bei Philomelens Abendlied umfloß
Der Schwermuth Wolke dunkler dein Gesicht,
Nur mit dem Hall der Sterbeglocken goß
In deines Daseins Nacht sich Morgenlicht.

Ihr Himmelsboten, die ihr unsichtbar
Der Menschheit hingesunkne Blumen hebt,
Und um des Aberglaubens Weihaltar
Im Säuseln hoher Friedensahnung schwebt:

Ihr hörtet an des offnen Grabes Rand
Aus ihrer Brust den ersten Wonnelaut;
Ihr sah't, wie auf des Todes kalte Hand
Sie Thränen, freudig schaudernd, hingethaut.

Sie schlummert in der Espen Dämmrung dort,
Wo fromm den Wandrer, der betrachtend steht,
Ein Kreuz mit Namen, Jahr und Heimathsort,
Um ein Gebet und eine Zähre fleht.

Mondscheingemälde.

Der Vollmond schwebt in Osten:
Am alten Geisterthurm
Flimmt bläulich im bemoosten
Gestein der Feuerwurm.
Der Linde schöner Sylphe
Streift scheu in Lunens Glanz;
Im dunklen Uferschilfe
Webt leichter Irrwischtanz.

Die Kirchenfenster schimmern;
In Silber wallt das Korn;
Bewegte Sternchen flimmern
Auf Teich und Wiesenborn;
Im Lichte wehn die Ranken
Der öden Felsenkluft;
Den Berg, wo Tannen wanken,
Umschleiert weißer Duft.

Wie schön der Mond die Wellen
Des Erlenbachs besäumt,
Der hier durch Binsenstellen,
Dort unter Blumen schäumt,
Als lodernde Kaskade
Des Dorfes Mühle treibt,
Und wild am lauten Rade
In Silberfunken stäubt.

Durch Fichten senkt der Schimmer,
So bleich und schauerlich,
Auf die bebuschten Trümmer
Der Wasserleitung sich;
Bestrahlt die düstern Eiben
Der kleinen Meierei,
Und hell die bunten Scheiben
Der gothischen Abtei.

Wie sanft verschmilzt der blassen
Beleuchtung Zauberschein
Die ungeheuern Massen
Gezackter Felsenreih'n,
Dort wo, in milder Helle,
Von Immergrün umwebt,
Die Eremitenzelle
An grauer Klippe schwebt.

Der Elfen Heere schweifen
Durch Feld und Wiesenplan;
Es deuten Silberstreifen
Dem Schäfer ihre Bahn;
Er weiß am Purpurkreise,
Vom Wollenvieh verschmäht,
In welchem Blumengleise
Ihr Abendreih'n sich dreht.

Bald bergen, bald entfalten,
In lieblicher Magie,
Sich wechselnd die Gestalten
Der regen Phantasie.
Die zarten Blüthen keimen,
O Mond! an deinem Licht,
Die sie, in Feenträumen,
Um unsre Schläfe flicht.

Das Kloster.

Der Westgewölke Purpursaum ergraut,
Aus Eichendunkel steigt der Mond empor.
Die Winde seufzen bang' im Heidekraut,
Der Elfen Tanz webt leis' am Weidenmoor.

Des hohen Pharus trübe Leucht' entglimmt
Am schroffen Vorgebirg' im Abendduft;
Des Eilands weiße Klippenreih' verschwimmt
Gleich einem Nebelstreif, in Wog' und Luft.

Die Thürme der verödeten Abtei
Entragen schauervoll im bleichen Licht
Dem wildernden Gesträuch der Felsenbai,
Wo dumpfig sich die matte Woge bricht.

Wo Rüstern dort ein heilig Dunkel streun,
Und um des Doms Portal sich Epheu dehnt,
Weilt die Melancholei im Vollmondschein,
An Grabmaltrümmer sinnend hingelehnt.

Durch Eiben blickt ein Beinhaus halb zerstört;
Die Distel wankt am grauen Tempelthor,
Das längst nicht mehr dem Flug der Eule wehrt:
Im Bildwerk baut die Schwalb' am hohen Chor.

Kaum deuten in der Bogen Düsternheit
Geschwärzter Scheiben Reste, dort und hier
Im Blei der Fenster sparsam noch verstreut,
Der Glasgemälde gothischfromme Zier.

Der Hochaltar, von dürrem Gras umrauscht,
Die Stufen ausgerundet vom Gebet,
Zeugt noch, wie oft, von Seraphim belauscht,
Der Andacht Flammenseufzer hier geweht.

Nun flüstern einsam nur die Wind' im Dom;
Der Beichtstuhl trauert von der Spinn' umflort;
Die Orgel wälzt nicht mehr der Töne Strom
Durch die Gewölbe majestätisch fort.

Der Hymnen Feierjubel sind verhallt;
Kein Marmorbild glänzt mehr, vom Opferduft
Der Weihrauchwolke festlich überwallt,
Und jene Beter sanken in die Gruft.

In dieser Blende flimmte schwermuthsvoll
Die heil'ge Lampe, wenn der Chorgesang
Der Jungfrau'n durch die Mitternacht erscholl,
Und sich ihr Herz dem Weltgefühl entrang.

Dann wähnte, seiner Nebelhüll' entflohn,
Ihr Geist, hoch über Schmerz und Sinnenwahn,
Im unbewölkten Glanz der Gottheit schon
Die Krone der Vergeltung zu empfahn.

Der Tempel schwieg, wenn dumpf die Glock' erklang,
Gehemmt sank erdwärts der Gedanken Flug;
Der Hallen weiße Grabsteinwänd' entlang
Verschwand im Dunkel der Vestalen Zug.

Noch soll der Schiffer, wenn Orkane dräun,
Am alten Dom sie warnend schweben sehn;
Ein matter Feuerglanz zuckt am Gestein,
Wo Meteoren gleich die Schleier wehn.

Die Blumenkette der Geselligkeit
Durchschlang, o Jungfrau'n, eure Pfade nicht!
Euch spendete des Lebens Rosenzeit
Nur welke Kränze, wie der Gram sie flicht.

Der Muttername, für ein zärtlich Ohr,
Der Stimme der Natur noch unentwöhnt,
Der höchste Zauberklang im Schöpfungschor,
Hat nie den Himmel euch ins Herz getönt.

Vernichtung dräute schon, als euer Loos
Euch zum Altar der Opferweihe rief,
Dem Funken, der vielleicht in eurem Schooß
Zu Luthern und Timoleonen schlief.

Wie mancher Heloise glühend Herz,
Im Kampf mit Pflicht und Leidenschaft erkrankt,
Hat bis zum letzten Schlag, voll Todesschmerz,
Hier zwischen Abälard und Gott geschwankt!

Ihr längs dem finstern Kreuzgang hingereiht,
Bemooste Zellen! von Gesträuch' umbebt,
In deren Oede der Vergangenheit
Gebild' ersteh'n und Geistersäuseln schwebt:

In euern Mauern starb der Jugend Reiz,
Eh' seine Fülle noch der Knosp' entschwoll,
Und auf der Dulderinnen Todtenkreuz
Goß Liebe nie der Zähre letzten Zoll.

(Die Alpenros' auf Bernhard's wilden Höh'n
Glüht einsam oft an schwarzer Klüfte Moos,
Und senkt der Schönheit Purpur ungesehn,
Vom Sturm entwurzelt, in der Fluthen Schooß).

Beim Klosterthurme schlummert ihr Gebein,
Wo scheu des Uhus träger Fittig streift,
Und graunvoll, statt geweihter Kerzen Schein,
Am hohen Schilf des Irrlichts Flamme schweift.

Die Rose, die der Unschuld Farbe trägt,
Sah jeder Lenz vor Alters hier entblüh'n,
Und Sinngrün, von der Freundschaft Hand gepflegt,
Verwebte sich mit Myrth' und Rosmarin.

Auch bebt' es oft, wie die Legende lehrt,
Gleich Engeltönen durch die Abendluft;
Die Kirchhofmale glänzten wie verklärt;
Und jedem Grab' entwallt ein goldner Duft.

Alpenreise.

An Friederike Brun.

Süß athmen die Blüthen am stürzenden Bach
Hoch lächelt vom Hügel manch' friedliches Dach,
Umkreist von grünen Gehegen,
Dem Wand'rer entgegen.

Die Lüfte wehn reiner, die Unterwelt flieht,
Die Pfade sind schattig, der Cytisus blüht;
Wie mild ergeußt sich die Frische
Der Balsamgebüsche!

Wie schimmert das Grün der arkadischen Flur!
Wie glänzen die Thäler von Gold und Azur!
Wie blinkt im wolligen Kleide
Die silberne Weide!

Wie funkelt der Bäche mäandrische Fluth!
Wie dämmern die Hügel, von Heerden umruht!
Wie blühn, in blendender Reihe,
Die Berg' in der Bläue!

Dem Tempe des Friedens, von Heerden bewallt,
Entwinden die steinigen Pfade sich bald,
Der Schlund am Felsen wird enger,
Die Düsterniß bänger.

Nun sterben die Laute beseelter Natur;
Dumpftosend umschäumen Gewässer mich nur,
Die hoch an schwarzen Gehölzen
Dem Gletscher entschmelzen.

Wo Felsen den wüthenden Stromfall umdräun,
Da wandl' ich im Schauerder Wildniß allein,
Und seh' mit traurigem Sinnen
Die Fluthen verrinnen.

Hier wandelte nimmer der Odem des Mai's;
Hier wiegt sich kein Vogel auf duftendem Reis;
Nur Moos' und Flechten entgrünen
Den wilden Ruinen.

Wie Hesper vom Purpur des Abends umwallt,
O Freundin! so lächelt mir deine Gestalt,
Und hellt mit mondlicher Milde
Des Todes Gefilde.

O Freundin! ich denke mit Lust und mit Weh
Des Hügels, wo wir unter Eichen und See,
Im Geist' all' unsern Vertrauten
Ein Hüttchen erbauten.

Noch tönet, wie leiser Harmonikaklang,
Mir tief in der Seele dein süßer Gesang;
Du rührst im Grazienschleier
Die lesbische Leier.

Hell schwebt noch, in abendlich duftigem Flor,
Das Eiland der friedlichen Saone mir vor,
Wo jüngst wir unter Syringen
Im Dämmerlicht gingen.

Noch wähn' ich, die Thäler im Blüthengewand,
Noch wähn' ich, die Wälder am Nachtigallstrand
Des Sees, und Agathons Hallen
Mit dir zu durchwallen.

Das Zaubergemälde der Täuschung zerrinnt,
Wie Nebelgestalten im sausenden Wind;
Kalt sprühn um Wangen und Locken
Mir stöbernde Flocken.

Jetzt neigt sich allmählig von eisigem Plan
An brauner Granitwand hinunter die Bahn.
Wie dräun, halb dunstig umflossen,
Die Felsenkolossen!

Oft reißen hoch aus der Umwölkungen Schooß
Mit Donnergetöse die Blöcke sich los,
Daß rings in langen Gewittern
Die Gipfel erzittern.

Tief schlummert hier unter dem Trümmergestein
Am einsamen Kreuz der Erschlagnen Gebein;
Der Wand'rer meidet mit Schauer
Die Stätte der Trauer.

Ruht sanft, o ihr Todten, im Wolkenrevier!
Der Odem des Ewigen wandelt auch hier.
Empfangt statt Lorbeer und Rose,
Dies Opfer von Moose.

Dort senkt sich, so schaurig und still wie die Gruft,
Ein Pfad über Schiefer aus nächtlicher Kluft,
Wo Todesahnungen walten,
Um gräßliche Spalten.

Ihn wandelt der Jäger der Gemse, im Graun
Der feuchtenden Wolke, mit kühnem Vertraun
Und späht, im treuen Geleite
Der Hunde, nach Beute.

Oft bringt er, im Lauf der herkulischen Jagd,
Durch kaltes Geträufel und Schlünde voll Nacht,
Hinunter zu der Krystalle
Cimmerischer Halle.

Ich folge dem Starken! Im Kampf mit Gefahr
Erhebt sich, wie machtvoll zur Sonne der Aar,
Der Geist aus kerkernden Schranken
Zu Göttergedanken.

Bald endet am schwankenden Stege die Kluft.
Wie lieblich sich unten in magischem Duft
Die Pyramidengestalten
Der Tannen entfalten!

So lächelt, nach Wogengetümmel und Sturm,
Dem nächtlichen Schiffer der leuchtende Thurm
Durch Nebel, welche die Auen
Der Heimath umgrauen.

In Herrlichkeit ragen am Westhorizont
Die Riesen der Alpen, schon röther besonnt.
Wie sanft sich östlich mit Bäumen
Die Triften besäumen!

Die Schneewelt umschleiert ein weißliches Grau;
Fern glänzen die Blumengefilde, vom Blau
Der Soldanelle verkündet;
Die Wüste verschwindet.

Schon senkt sich der Abend. Im röthlichen Schein
Winkt, unter den Felsen am Lerchenbaumhain,
Die Eremitenkapelle
Mit moosiger Zelle.

Lied aus der Ferne.

Wenn, in des Abends letztem Scheine,
Dir eine lächelnde Gestalt,
Am Rasensitz im Eichenhaine,
Mit Wink und Gruß vorüberwallt,
Das ist des Freundes treuer Geist,
Der Freud' und Frieden dir verheißt.

Wenn in des Mondes Dämmerlichte
Sich deiner Liebe Traum verschönt,
Durch Cytisus und Weymuthsfichte
Melodisches Gesäusel tönt,
Und Ahnung dir den Busen hebt:
Das ist mein Geist, der dich umschwebt.

Fühlst du, beim seligen Verlieren
In des Vergangnen Zauberland,
Ein lindes geistiges Berühren,
Wie Zephyrs Kuß, an Lipp' und Hand,
Und wankt der Kerze flatternd Licht:
Das ist mein Geist, o zweifle nicht!

Hörst du beim Silberglanz der Sterne,
Leis' im verschwiegnen Kämmerlein,
Gleich Aeolsharfen aus der Ferne,
Das Bundeswort: Auf ewig dein!
Dann schlummre sanft; es ist mein Geist,
Der Freud' und Frieden dir verheißt.

Lied der Liebe.

Durch Fichten am Hügel, durch Erlen am Bach,
Folgt immer dein Bildniß, du Traute! mir nach.
Es lächelt bald Wehmuth, es lächelt bald Ruh',
Im freundlichen Schimmer des Mondes, mir zu.

Dem Rosengesträuche des Gartens entwallt
Im Glanze der Frühe die holde Gestalt;
Sie schwebt aus der Berge bepurpurtem Flor
Gleich einem elysischen Schatten hervor.

Oft hab' ich, im Traum, als die schönste der Feen,
Auf goldenem Throne dich strahlen gesehn;
Oft hab' ich, zum hohen Olympus entrückt,
Als Hebe dich unter den Göttern erblickt.

Mir hallt aus den Tiefen, mir hallt von den Höhn,
Dein himmlischer Name wie Sphärengetön.
Ich wähne den Hauch, der die Blüthen umwebt,
Von deiner melodischen Stimme durchbebt.

In heiliger Mitternachtsstunde durchkreist
Des Aethers Gefilde mein ahnender Geist.
Geliebte! dort winkt uns ein Land, wo der Freund
Auf ewig der Freundin sich wieder vereint.

Die Freude, sie schwindet, es dauert kein Leid;
Die Jahre verrauschen im Strome der Zeit;
Die Sonne wird sterben, die Erde vergehn:
Doch Liebe muß ewig und ewig bestehn.

Geisternähe.

Der Dämmrung Schein
Durchblinkt den Hain;
Hier, beim Geräusch des Wasserfalles,
Denk' ich nur dich, o du mein Alles!

Dein Zauberbild
Erscheint, so mild
Wie Hesperus im Abendgolde,
Dem fernen Freund, geliebte Holde!

Er sehnt wie hier
Sich stets nach dir;
Fest, wie den Stamm die Eppichranke,
Umschlingt dich liebend sein Gedanke.

Durchbebt dich auch
Im Abendhauch
Des Brudergeistes leises Wehen
Mit Vorgefühl vom Wiedersehen?

Er ists, der lind
Dir, süßes Kind,
Des Schleiers Silbernebel kräuselt,
Und in der Locken Fülle säuselt.

Oft hörst du ihn,
Wie Melodien
Der Wehmuth aus gedämpf'ten Saiten,
In stiller Nacht vorüber gleiten.

Auch fesselfrei
Wird er getreu,
Dir ganz und einzig hingegeben,
In allen Welten dich umschweben.

Die Weihe.

Wer, als ihn die Muse weihte,
Heilig ihr Veredlung schwur,
Selbstgefühl der Götter leite
Den durch Wüst' und Blumenflur.

Mild und segnend, gleich Auroren,
Wenn der Lenz der Erde naht,
Wallt die freundlichste der Horen
Treu mit ihm des Daseins Pfad.

Wo Vernunft und Hochsinn wohnen,
Glüht sein Herz von Sympathie:
Rein erklingt in allen Zonen
Ihm des Weltalls Harmonie.

Ihn entzückt der Meere Spiegel
Und die Silberperl' am Kraut,
Die Viol' am Todtenhügel
Und die Ros' im Kranz der Braut.

Ihm erhebt der Katarakten
Donnersturz den trunknen Geist,
Ihm das Bächlein, so vom nackten
Klippenabhang niederfleußt.

Er vernimmt der Hoffnung Wehen
Hoch vom lichten Sternenraum,
Hebt, wo Blumen auferstehen,
Ihres Schleiers goldnen Saum.

Trinkt auf hoher Alpenweide
Mit dem Adler Himmelsglanz,
Windet auf beschneiter Heide
Dunkles Immergrün zum Kranz.

Sieht um Platon's Kelch die Rosen
Heitrer Weisheit wieder glühn,
Roms Ruinen sich entmoosen,
Und Athens Gefilde blühn.

Beßrer Zukunft Bilder schweben,
Wo Gewölk ihn trüb' umzieht,
Und harmonisch, wie sein Leben,
Tönt im Volk sein hehres Lied.

Stät, wie Vestas Flamme, lodert,
Trotzt der Erdenstürme Wuth,
Bis die schwarze Bark' ihn fodert,
Seines Geistes reine Gluth.

Isaak Maus.

Dieser Dichter wurde 1743 zu Badenheim bei Kreuznach geboren und verdient besonders deswegen eine Erwähnung, weil er seine poetischen Erzeugnisse als einfacher Bauersmann unter der fortdauernden Beschäftigung dieses Standes und ohne eine bessere, als die in seinem Kreise gewöhnliche Erziehung genossen zu haben, lieferte. Das Jahr seines Todes ist unbekannt.

Von ihm haben wir:

Gedichte und Briefe. Mainz 1786, 8.
Poetische Briefe. Ebendas. 1819, 8., mit Portrait.
Lyrische Gedichte. Ebendas. 1821, 8.

Nur die Seltenheit der Erscheinung verlieh M's Leistungen einigen Werth, der jedoch keinesweges dauernd war, da sein Talent im Grunde nur zu den unbedeutenderen gehörte.

Jakob Mauvillon,

Sohn des nachmaligen Professors der französischen Sprache M. am Carolinum zu Braunschweig, ward am 8. März 1743 zu Leipzig geboren und erhielt seine Schulbildung auf dem Carolinum, um dann die Rechte zu studiren. Doch zogen ihn die Sprachen, Zeichnen und Mathematik vorzugsweise an, und aus überwiegender Neigung zum Militärstande trat er im 7jährigen Kriege als Ingenieur in hannöversche Dienste, obwohl sein Körper schwach und verwachsen war. Nach dem Frieden ging er auf den Wunsch seines Vaters nach Leipzig, um die Rechtsstudien fortzusetzen, trat aber schon 1766 als Collaborator an der Schule zu Ilefeld auf, und wurde dann Weg- und Brückeningenieur und Lehrer der Kriegsbaukunst in Kassel. Nachdem er hier zum Hauptmann im neuerrichteten Cadettencorps emporgestiegen war, kam er 1785 mit Majorsrang nach Braunschweig und wurde später als Oberstlieutenant beim Ingenieurcorps und Lehrer am dasigen Carolinum angestellt. Durch seine Bewunderung Mirabeau's und der französischen Revolution und seinen Streit mit dem Ritter von Zimmermann ward er gegen das Ende seines Lebens in mancherlei Verdrießlichkeiten verwickelt. Er starb daselbst am 11. Januar 1794.

Er verfaßte:

Ueber den Werth der deutschen Dichter. Frankfurt 1771—72, 2 Thle., 8. (mit Unzer).
Ariost's wüthender Roland. Uebersetzt. Lemgo 1777—78, 4 Thle.
Physiokratische Briefe 2c. Braunschweig 1780.
Einleitung in die militärischen Wissenschaften. Ebendas. 1783.
Dramatische Sprichwörter. Leipzig 1785, 2 Thle.; neue Aufl. 1790 unter dem Titel: Gesellschaftstheater; neu herausgeg. v. J. G. Dyk.
Mann und Weib. Ebendas. 1791.
Ueber die preußische Monarchie. Ebendas. 1793—95, 4 Bde.
Geschichte des Erbfolgekriegs. Ein historischer Kalender. Leipzig 1794.
Geschichte des Herzogs Ferdinand von Braunschweig. Ebendas. 1795, 2 Bde.

M. war keineswegs ohne Talent, Geschmack und Scharfsinn, aber es fehlte ihm an Gründlichkeit und Gediegenheit, so daß er nichts Vollendetes lieferte, sondern oft oberflächlich und flüchtig verfuhr. Seine dem physiokratischen Systeme huldigenden staatswissenschaftlichen Schriften, sind unbestritten seine besten Leistungen.

Sophie May, s. S. F. E. Meyer.

Herzog Johann von Mecklenburg, s. Minnesinger.

Konrad von Megenberg, s. Minnesinger.

Ulrich Megerle, s. Abraham a Santa Clara.

Johann Wilhelm Friedrich Mehliß

ward am 24. April 1756 zu Goslar geboren, studirte zu Göttingen Philosophie und Theologie und wurde 1779 als Pfarramtsgehilfe nach Essenrode berufen, von wo er 1793 als Pfarrer nach Rehburg kam. 1799 erhielt er dort die Superintendentur, wurde Dr. der Theologie und 1803 als Superintendent und Prediger nach Oldendorf im Kalenbergischen versetzt.

Er gab heraus:

Predigten am Rehburger Gesundbrunnen gehalten. Hannover 1795—97, 2 Thle.
Predigten für die häusliche Erbauung. 3. Ausg. Ebendas. 1805, 2 Thle.
Passionspredigten. 2. Ausg. Ebendas. 1814.
Kasualreden. Ebendas. 1818.

Handbuch zu populären Religionsvorträgen. Ebendas. 1824.

Popularität, Faßlichkeit und Verständlichkeit zeichnen M's rednerische Leistungen aus, aber es fehlte ihnen Kraft und Begeisterung, um den Zuhörer mit sich fortzureißen und dauernd zu fesseln.

Georg Friedrich Meier

ward am 29. März 1718 zu Ammendorf bei Halle geboren, studirte daselbst unter Alex. Gottlieb Baumgarten Philosophie und Theologie und wurde nach seiner Promotion zum Magister A. A. L. L. Professor der Philosophie. Er starb zu Halle am 21. Juni 1777.

Von ihm haben wir:

Beurtheilung der Gottschedischen Dichtkunst. Halle 1747 — 49, 7 St.
Anfangsgründe der schönen Wissenschaften. Ebendas. 1748 — 50, 3 Thle., 8.; 2. Aufl. 1754 — 69, 3 Thle., 8.
Beurtheilung des Messias. Ebendas. 1749 — 52, 2 St.
Leben A. G. Baumgartens. Ebendas. 1763.
Auszug aus den Anfangsgründen rc. Ebendas. 1757; neue Aufl. 1768, 8.

Als Philosoph und Aesthetiker ist M. nur sehr unbedeutend, aber er erwarb sich das Verdienst, die Poetik und Rhetorik, für die zu seiner Zeit noch sehr wenig geschah, systematisch auszubilden, wobei er freilich nur in die Fußstapfen seines Lehrers Baumgarten zu treten und sich nicht über denselben zu erheben wußte.

Joachim Meier

ward am 10. August 1661 zu Perleburg geboren, studirte zu Marburg die Rechte, und die schönen Wissenschaften, und wurde 1686 Lehrer zu Göttingen. 1694 erhielt er den Charakter eines Professors der Musik daselbst, ward 1707 Dr. der Rechte und später Professor der Geschichte und Geographie am Gymnasium zu Göttingen, wo er am 2. April 1732 starb, nachdem er schon 1717 in den Ruhestand gesetzt worden war.

Die literarische Welt kennt ihn durch:

Die durchlauchtige Römerin Lesbia. Leipzig 1690.
Die durchlauchtigste Römerin Delia; die polnische Werba; die amazonische Smyrna; die Hebräerinnen Ziska, rc. Lüneburg 1697, 3 Thle.
Die siegende Großmuth. Singspiel.
Leben, Thaten und Tod Herzog Heinrichs des Löwen.
Kurfürst Ernst Augusts von Braunschweig Geschichtskalender u. s. w.

Ein rüstiger aber geschmackloser Romanschreiber seiner Zeit.

Christoph Meiners

ward am 31. Juli 1747 zu Otterndorf geboren, studirte zu Göttingen Theologie und Philosophie, wurde daselbst Dr. und 1772 außerordentlicher Professor der Philosophie und erhielt 1775 eine ordentliche Professur dieser Wissenschaft, 1788 wurde er mit dem Titel eines großbritannischen und hannöverschen Hofrathes beehrt, und starb daselbst am 1. Mai 1810.

Er ließ erscheinen:

Geschichte des Luxus der Athenienser. Kassel 1781.
Geschichte des Ursprungs, Fortgangs und Verfalls der Wissenschaften in Griechenland und Rom. Lemgo 1781 — 82, 2 Thle.
Geschichte des Verfalls der Sitten und der Staatsverfassung der Römer. Leipzig 1782.
Grundriß der Theorie und Geschichte der schönen Wissenschaften Lemgo 1787, 8.
Briefe über die Schweiz. Berlin 1788 — 90, 4 Thle.
Geschichte des weiblichen Geschlechts. Hannover 1788 — 1800, 4 Thle.
Geschichte des Verfalls der Sitten, Wissenschaften und Sprache der Römer im 1. Jahrhundert nach Christi Geburt. Wien und Leipzig 1791.
Geschichte der Ungleichheit der Stände. Hannover 1792.
Historische Vergleichung des Mittelalters mit unserm Jahrhundert. Ebendas. 1793, 3 Thle.
Lebensbeschreibungen. Zürich 1795 — 97, 3 Thle.
Geschichte der Ethik. Göttingen 1800, 2 Thle.
Geschichte der hohen Schulen. Ebendas. 1802 — 1805, 4 Thle.
Geschichte der Religionen. Hannover 1806, 2 Thle.
Untersuchungen über die Verschiedenheit der Menschennaturen. Tübingen 1811 — 15, 3 Thle.

Meiner's hauptsächlichstes Verdienst als Historiker beruht auf dem seltenen und unermüdlichen Fleiß, mit welchem er die Materialien zu seinen Schriften, die indessen größtentheils nicht viel mehr sind, als sehr tüchtige Materialiensammlungen, eintrug, sichtete und ordnete. Er hat in dieser Hinsicht vielen spätern Historikern hülfreich vorgearbeitet und seine Werke werden stets sehr brauchbar bleiben. Seine werthvollste Arbeit ist die von ihm in seiner besten Zeit gearbeitete Geschichte der Wissenschaften Griechenlands und Roms, auch seine Lebensbeschreibungen enthalten manches Treffliche.

Johann Nikolaus Meinhard,

eigentlich Gemeinhard, ward am 11. September 1727 zu Erlangen geboren und sollte nach vollendeten Schulstudien 1746 in Helmstädt Theologie studiren, entsagte dieser Wissenschaft aber aus Liebe zu einem ungebundenen Leben und ging 1748 als Hauslehrer nach Liefland. In dieser Eigenschaft bereiste er 1751 Holland, setzte 1752 seine Sprachstudien zu Göttingen fort und promovirte 1759 zu Helmstädt zum Magister der Philosophie, mit dem Vorsatze, daselbst Vorlesungen über die schönen Wissenschaften zu eröffnen. Sein unsteter Geist zwang ihn jedoch, bald zu Hamburg, bald zu Braunschweig, bald zu Leipzig zu verweilen, bis ihn seine besorgten Freunde überredeten, durch

eine Reise mit dem jungen Grafen Moltke seine Hypochondrie zu verscheuchen. Er besuchte nun mit diesem 1763 Frankreich, Italien und England, wurde nach seiner Rückkehr 1765 zu Berlin mit den dort lebenden Schöngeistern bekannt und ging von da nach Braunschweig und Erfurt, wo er fast 2 Jahre ein einsiedlerisches Leben führte. Er starb kurz nach seiner Rückkehr nach Berlin am 15. Juni 1767.

Von ihm haben wir:

Versuche über den Charakter und die Werke der besten italienischen Dichter. Braunschweig 1763 — 74, 3 Bde., gr. 8.; neue Aufl. mit einer Vorrede von Zachariä, Ebendas. 1774, 2 Bde., 8.

Dessen 3r Band. Ebendas. 1774, gr. 8. (von C. J. Jagemann bearbeitet).

Gedichte. (In Schmidt's Anthologie und im deutschen Museum).

Uebersetzungen von Hume's Grundsätzen der Kritik, Heliodor's Theagenes und Chariklea, Gaillard's Geschichte Franz I. u. s. w.

Küttner urtheilt sehr treffend von diesem freisinnigen und geschmackvollen, aber leider zu ängstlichen Schriftsteller in seinen Charakteren deutscher Dichter und Prosaisten, S. 307 — 309: Durch seine geschmackvollen Uebersetzungen, am meisten aber durch seine trefflichen Versuche über die italienischen Dichter hat sich Meinhard den Ruhm eines nützlichen Kunstrichters und Schriftstellers erworben. Er bringt den Geist fremder Sprachen so glücklich in die unsrige herüber, er zeigt in der Zergliederung fremder Meisterwerke ein so feines Gefühl, so große Belesenheit und gesunde Kritik, als man von seiner furchtsamen Bescheidenheit, mit der er sich überall ankündigt, kaum erwarten dürfte. — Im mittleren Styl ist er am glücklichsten. Sanfte, zärtliche Poesien mit einiger Malerei, wie die Petrarchischen, gelingen ihm noch, aber den hohen Flug des epischen Gesanges erreicht er im Nachbilden so glücklich nicht.

Wilhelm Meinhold

ward 1796 in Pommern geboren, studirte zu Greifswald Theologie und Philosophie und wurde nach vollendeten Studien zuerst zu Koserow und später zu Krummin auf der Insel Usedom als Prediger angestellt.

Von ihm erschienen:

Gedichte. Leipzig 1823, 8.

Vermischte Gedichte. Greifswald 1824, gr. 8.

St. Otto, Bischof von Bamberg, oder Kreuzfahrt nach Pommern. Epos. Ebendas. 1826, gr. 8.

Miniaturgemälde von Rügen und Usedom. Ebendas. 1830.

Gedichte. Zweite durchaus verb. u. verm. Aufl. Leipzig 1835, 8.

M. ist bei Weitem nicht so gekannt, wie er es zu sein verdient. — Tiefe und gesunde Frömmigkeit, Wärme und Wahrheit des Gefühls, Sicherheit, Kraft und Anmuth in Beherrschung der Sprache und Form, und Reichthum der Phantasie und der Gedanken sind seinen Poesieen eigen und weisen ihm als Dichter einen ehrenvollen Rang unter den Zeitgenossen an.

Gedichte von Wilhelm Meinhold *).

Die treue Hand.

Schottische Sage.

„Held Donal, gieb Malvinen, die sanfte Tochter, mir,
Eh' Goll, mein wilder Bruder, sie frech ertrotzt von dir,
Mich liebt das süße Wunder auf Juras Felsenstrand,
Das wie die Morgenröthe in jedem Klan bekannt,
Ich will sie kühn beschützen,
Ich will ihr ewig weihen hier diese treue Hand!"

So spricht mit glüh'nden Worten der schenkelnackte Held,
Mac Angus von Cantyre, und als er inne hält,
So senkt der Alte sinnend den Nacken am Kamin
Und seufzt — und seine Tochter tritt schüchtern hinter ihn,
Bald wird sie eine Lilie,
Bald eine rothe Rose mit wachsendem Karmin.

Doch plötzlich hört man draußen ein lautes Schlachtenschrei'n,
Und Goll, der wilde, stürzet mit seinem Klan herein:
„Held Donal, dieser Heuchler erhält die Dirne nicht!
Gieb mir sie, oder wisse, ich üb' ein schwer Gericht,
So wahr der Herr regieret,
Du siehst, daß dir vor Augen mein Klan ihn niedersticht!

Auf, rüstet eure Dolche, das Zeichen zu empfah'n!" —
Da hebt die hundert Arme der grausenvolle Klan,
Da blitzt es durch die Halle, da harrt auf Wink und Wort
Der rothe Tartanträger zum rothen Brudermord;
Das Mägdlein sinkt zu Boden,
Jedoch ihr grauer Vater erhebet sich sofort:

„O Goll, du tapfrer Krieger, dein Zorn ist schwer und groß,
Doch höre, laß entscheiden ein heilig Gotteslloos,
Kehrt Beide nach Cantyre, besteiget euren Kahn,
(Wir weilen hier am Ufer) und wer zuerst wird nah'n,
Weß Hand zuerst berühret
Das Kleid der Schmerzenstochter, der soll sie auch empfah'n!"

Goll nimmt mit trotz'gen Mienen die Preisbedingung an,
Urphede schwören Beide auf Donal's Schwert; sodann
Gleich flücht'gen Kriegern stürzen sie sich zum Meeresstrand; —
Der Greis jedoch ergreifet das Mägdlein bei der Hand,
Und mit der schwanken Lilie
Nimmt auf dem Felsenufer er den erhab'nen Stand.

Bald heben vor Cantyre zwo weiße Segel sich:
„Was bebst du, Kind? vertraue, die Heil'gen schützen dich!"
„„Nein, Vater, lieber Vater, ach schau doch nur empor:
Das Schiff von Goll, dem wilden, kommt seinem Bruder vor,
Es naht mit rother Flagge,
Wie wohl in bangen Nächten ein Unglücksmeteor.

Nein, schaue, wie mein Angus zugleich das Ruder schwingt,
Wie schäumt der Kiel stets näher — o Himmel, es gelingt! —
Ach, Vater, halt mich Arme, nun bleibt er doch zurück!"" — —
„Getrost, mein Kind, der Schrecken umdüstert dir den Blick:
Sie stürzen ja ins Wasser,
Sie schwimmen durch die Klippen, — noch lächelt dir das Glück!"

Bald tauchen unter ihnen zwei Köpfe schwarz hervor,
Doch wieder thut's dem Bruder der wilde Goll zuvor,
Er hebt sich auf der Klippe, er tritt schon an das Land,
Da haut mit scharfem Schwerte sich Angus ab die Hand
Und faßt sie bei den Fingern
Und wirft sie hoch der Dirne an's färbende Gewand!

„Halt, Bruder, halt, beim Himmel, die Braut nicht dir gebührt,
Sieh, meine Hand, die treue, hat sie zuerst berührt,
Da wirft sich zähneknirschend Goll gleich zurück ins Meer;
Doch die Braut, die rothbespritzte, erhebt sich hoch und hehr,
Und in die off'nen Arme
Sinkt Angus ihr und fühlet nicht Angst noch Schmerzen mehr.

Die Harfe.

Eine Romanze.

1820.

War eine Grafentochter in alter grauer Zeit,
Die wußte süße Weisen, die minnigliche Maid.
Und welche Sänger kamen, die Maid sie überwand,
Das macht die Harfe schöne in ihrer weißen Hand!

*) Gedichte. Zweites Bändchen. Leipzig 1835.

Die klingt so wunderhehre, daß jedes Herz sie bricht,
D'rum also stolziglichen die edle Dirne spricht:
„Ihr Ritter und ihr Grafen laßt euer Minnen sein,
Könnt ihr mich nicht bezwingen auf dieser Harfe mein!"

Da gingen voller Schwere die edlen Degen gut,
Bis Holdy kam gezogen, ein Sänger wohlgemuth.
Dem ging an seiner Rechten ein edles Mägdelein,
So daß in allen Landen kein schönres mochte sein.

Und hoch in seiner Linken er eine Harfe trug,
Da weinten Aller Augen, als er die Harfe schlug;
Und minniglichen Blickes darauf das Fräulein spricht:
„Ach! Holdy, lieber Sänger, dir widersteh' ich nicht.

Komm! gieb mir deine Harfe und nimm das Herze mein,
Du sollst von sieben Burgen ein Herr und Ritter sein!"
„„Das wolle Gott verhüten,"" zu ihr der Sänger sagt,
„„Sollt' ich um dich verlassen hier diese treue Magd!""

„O weh, du stolzer Sänger, so gieb die Harfe mir,
Willst du mein Herz nicht haben, so nimm mein Gold dafür!"
„„Das wolle Gott verhüten, daß ich um schnödes Gold
Das schöne Spiel dir ließe, um das die Welt mir hold.""

Und sprach's und zog von dannen der wundertreue Mann,
Manch lobigliche Fraue umsonst ihn liebgewann.
An einem Wintertage er so zu zieh'n begunnt
Von Basel an dem Rheine ins schöne Land Burgund.

Doch bald auf einem Berge gewann er große Noth,
Denn weh, der Winter harte blies ihm das Mädel todt!
Was soll ich nun beginnen, ich armer, armer Mann?
Wohl macht' ich ihr ein Feure, doch seh' ich keinen Tann.

Hilf Gott mir armen Manne, ich nehm' die Harfe mein,
Ach Harfe, liebe Harfe, du mußt zerschlagen sein!
Und ob auch manche Zähre ihm aus den Augen fiel,
Doch sieht man ihn zerschlagen das theure Saitenspiel.

Und schnell auf einem Steine macht er ein Feuer an,
Daß balde zu gesunden die kranke Maid begann.
Doch wie er frohgemuthet sie noch umfangen hält,
Da trabt auf stolzem Rosse ein Ritter übers Feld:

„Gott grüß' euch," sprach der Degen, „ich hab' ein warmes Schloß,
Komm mit, du schöne Dirne, und setz' dich auf mein Roß.
Hilf Gott, daß ich dich kenne, du Traute, komm doch her!
Kennst du den frohen Knappen vom Thurgau denn nicht mehr?

Hab' manchen Kranz gewunden dir um dein blondes Haupt,
Hab' manchen Kuß in Ehren dir, süße Magd, geraubt.
Komm auf mein Roß! o komme!" — Da hob er sie empor
Und raunte freventlichen sein Sehnen ihr ins Ohr.

O Sänger, lieber Sänger! wie kann es möglich sein? —
Der Bube überwindet die falsche Dirne dein! —
Sie spricht mit bösen Listen: „O weh, ich armes Weib,
Find' ich nicht hie des Wassers, verlass' ich meinen Leib!"

Wie schnelle von dem Haupte der Bub' den Helm sich reißt:
„Lauft, Sänger, zu dem Borne, der dort im Thale fleußt."
Wohl läuft er zu dem Borne, der treue Liebeshort;
Doch wie er wiederkehret, sind Magd und Ritter fort.

Da klagt er also sehre ob seines Weibes Lug:
„O weh, ich armer Sänger, daß ich mein Spiel zerschlug!"
So saß er auf dem Boden den langen Wintertag
Und klagte, bis am Abend das treue Herz ihm brach.

Bogislaf der Große (XI.),

Herzog von Pommern,

und der Bauer Hans Lange.

Romanze in drei Abtheilungen.

Jahr der Handlung 1474.

Hans Lang' in diesem Hof hat vormals aufgenommen
Den Herzog Bogislaf, der sonst wär' umgekommen.
Und ihn mit Speis' und Trank versorget bis zur Zeit,
Da er gelanget ist zu Kron' und Herrlichkeit.
Inschrift über ein Bauernhaus zu Lanzig bei Rügenwalde.

Erste Abtheilung.

„Sprich, wer ist der Bursch, der dort sich mit den Schusterjungen rauft?
Potz, wie setzt er sich zur Wehre, höre, wie er stöhnt und schnauft!
Durch die Kleider steckt der Ellenbogen, durch den Schuh der Zeh,
Das ist wohl ein rechter Bube und ein rechtes Aelternweh!"

Also fragt der Bauer Lange auf dem Markt zu Rügenwald
Seinen Wirth, derweil den Sattel er von seinem Gaule schnallt,
Und der Wirth versetzet seufzend: „„Das ist Herzog Bogislaf,
Um ihn kümmern weder Aeltern, weder Ritter sich, noch Pfaff,
Also läuft mit seinem Bruder täglich er die Stadt hindurch,
Balgt sich, ißt, wo er was findet, und kommt selten auf die Burg.""
Und der Bauer ruft erstaunend: „Gieb mir näheren Bescheid!
Das ist Herzog Bugslaf? — Himmel, welch' ein großes Herzeleid; —
An ihn kehrt sich Niemand, sagst du? — rede, Freund, wie kann es sein."
„„Nun so höre!"" spricht der And're, „„denn wir sind ja hier allein:
Seit die Mutter sich in Wolgast mit dem Gatten hat entzweit
Und sich mit dem tück'schen Massow hier der sünd'gen Lust erfreut,
Sind die Junker ihr ein Stachel, und es scheint, als wünsche sie
Ihren Tod, denn schlechter hält sie Beide als das liebe Vieh;
In den Pferdeställen liegen Nachts sie oft auf Stroh gestreckt,
Wenn sie ein mitleid'ger Kutscher nicht mit seinem Rock bedeckt.
Doch die Furcht verschließet Allen, Vornehm wie Gering, den Mund:
Solch ein Weib ist diese Mutter, und ihr Buhle solcher Hund!"" —
Zürnend wirft der Bau'r den Sattel auf die Erd', als dies er hört,
Schreitet hastig auf und nieder, bis ins tiefste Mark empört,
Steht dann still und hebt die Mütze von dem Haupt und schaut empor,
Regt die Lippen zum Gebete und tritt nun entschlossen vor:
„Herzog Bugslaf, Herzog Bugslaf, lieber Fürst, vernimm ein Wort!"
„„Bau'r, was willst du? — schnell! — der Junge läuft mir ungegerbt sonst fort!""
„Laß ihn laufen, Herzog Bugslaf, sprich, gedenkst du nicht daran,
Daß ein Fürst du bist und ein schon halberwachs'ner junger Mann?
Ach, wie gehst du, Herzog Bugslaf, hast du keine Mutter mehr?
Blick auf deine Ellenbogen, blick auf deine Füße her!"
„„Alter Schurke, Hund von Bauer, sage, was geht dich das an?""
Spricht's und schlägt ihn in das Antlitz, daß es gleich mit Blut berann,
Läuft darauf dem Schusterjungen in die nächste Gasse nach.
Doch der edle Bau'r verschmerzet schnell den unverdienten Schlag:
„Wirth, bewahre Pferd und Sattel, muß mal sehen, wo er bleibt,
Hab' es gut mit ihm im Sinne, wenn er es auch böse treibt. —
Herzog Bugslaf, Herzog Bugslaf, komm doch einmal noch heran,
Fürchte nichts, denn schon vergessen ist, was eben du gethan!"
Darauf steht er still und wischet mit dem Aermel sein Gesicht,
Während sich der Jüngling nahet und mit höhn'schen Mienen spricht:
„„Narr, was willst du denn?"" — „Mein Herzog, laß mich deinen Bauer sein,
Laß mich zum Geschenk dir machen, stattlich kleid' ich dich dann ein;
Sollte glauben, daß du Massow zu dem kleinen Dienst bewegst —

Kann nicht seh'n, daß du, mein Herzog, dich wie Bettlerbuben trägst
Und mit Bettlerbuben balgest; da kein Mensch sich dein erbarmt,
Will's der alte Bauer Lange, wenn er d'rüber auch verarmt."

Ganz betroffen steht der Jüngling, zitternd, bleich, kein Wort er spricht,
Doch ein Strom berebter Thränen gleich ihm aus den Augen bricht;
Seufzend hebt er diese Augen auf die nahe Fürstenburg
Und fängt bitt'rer an zu weinen und zu schluchzen zwischendurch. —
„Weiß schon, was du mir willst sagen, schweig' und trag' es mit Geduld,
Und der große Gott vergebe deinen Henkern ihre Schuld."

Spricht's und eilt mit dem zum Krämer, der ihn eben blutig schlug,
Kaufet Parchent ihm zum Wammse, und zum Rocke lundisch Tuch,
Kauft ihm Stiefeln, kauft ihm Schuhe, kauft ihm einen Federhut,
Schwert und Sporen und beginnet dann mit edlem Heldenmuth:
„Soll ich's büßen, was ich thue, mög' es immerhin gescheh'n,
Wollt' ich denken wie sie Alle, müßtest du zu Grunde geh'n.
Aber, Herzog Bugslaf, jetzo balg' und raufe dich nicht mehr,
Halte dich als Fürst und treibe nicht mit Hinz und Kunz Verkehr,
Iß auch nicht bei allen Bürgern; wenn dich hungert, komm zu mir,
Eine Meil' ist's nur bis Lauske *), und den Braunen laß ich dir,
Werd' auch mit dem Wirthe sprechen, daß den Gaul er unterhält,
Und — eh' ich's vergess' — wie ist's mit deinen Hemden denn bestellt,
Und mit deinen Strümpfen, Bugslaf? — Warum seufzest du, mein Sohn? —
Seufze nicht, denn Rath wird schaffen meine alte Mutter schon.
Und nun Gott befohlen, Junker, sechszehn Jahre bist du alt
Und ein Fürst, daran gedenk', und dann noch Eins: besuch' mich bald!"

Doch der Jüngling, der bis dahin wie geschlagen vor ihm stand,
Richtet sich empor und faßt den Alten bei der rauhen Hand:
„„Möge Gott, der Herr, dir lohnen, was ich dir nicht lohnen kann,
Wie ich meine Schuld bereue, siehst du meinen Thränen an;
Doch, Hans Lange, lieber Vater, laß mich thun noch eine Bitt',
Ach, wenn meinen Bruder hungert, darf er auch nicht kommen mit?""
„Immerhin, das mag ich leiden, das heißt brav gesonnen sein,
Und, bei Gott, hätt' ich es übrig, würd' ich ihn auch kleiden ein,
Will um's Jahr mal sehen — kommt nur! — Essen sollt ihr finden schon,
Mögt ihr anders Brot und Fleisch und Hausmannskost, mein lieber Sohn."
Spricht's und geht davon; der Jüngling aber bleibet sinnend steh'n
Und verfolgt ihn mit den Augen, bis er ihn vermag zu sehn. —

Zweite Abtheilung.

Dort in seinem Hintergarten steht der alte Bau'r und gräbt,
Plötzlich wirft er fort die Schaufel, und sein Auge wird belebt,
Sieh', ein Junker hoch und stattlich reitet in das Dorf hinein.
„Das ist Bugslaf," ruft er freudig, das muß Herzog Bugslaf sein!
Welch' ein Junge! Mutter, sieh mal, wie ein Licht sitzt er zu Pferd,
Wer hat doch den Wetterjungen diesen feinen Pfiff gelehrt?
Sieh die rothen Wangen, Mutter, kann ein Apfel schöner sein?
Wie würd' unser Michel sitzen, kleid't' ich ihn wie diesen ein!
Nein, der Fürst steckt doch dem Burschen schon in Gliedern und Geblüt,
Gott erhalt' den lieben Jungen, denn er trägt ein treu Gemüth. —
Herzog Bugslaf sei willkommen, so mag ich dich leiden, Sohn,
Aber sprich, warum bist lange du denn nicht gekommen schon?
Hab' dich alle Tag' erwartet, 's ist ja nur ein kurzer Ritt,
Und wo ist dein Bruder? warum bringst du ihn denn auch nicht mit?" —
Aber schluchzend spricht der Jüngling: „„Komm hier näher an den Zaun,
Denn was vorgefallen, Vater, muß ich dir allein vertrau'n!""
Darauf neigt er sich vom Rosse und ergreift des Alten Hand:
„„Casimir ist heut' ermordet!"" — „Sohn, du bist nicht bei Verstand!" —
„„Ach, daß ich es nimmer wäre! Gestern war er noch gesund,
Und heut liegt er auf der Bahre mit verzerrtem, bleichem Mund.
Massow sagt: ihn habe plötzlich, unversehn's der Schlag gerührt,
Doch der Hofnarr sagt: man habe ihm die Gurgel zugeschnürt. —
Und nun soll ich auch zu Hofe kommen, durch den Kanzler läßt
Höflich mich die Mutter laden, die sich nie mit mir befaßt.
Traurig sei sie, läßt sie sagen, habe jetzt nur mich allein —
Sprich, was thu' ich, alter Vater, geh' ich in die Ladung ein?"" —
„Mußt ihr folgen, Herzog Bugslaf, ob der Narr die Wahrheit spricht,
Und sie sich vielleicht nicht wirklich nach dir sehne, weißt du nicht,
Ist ihr Mutterherz erweichet, nimmt sie endlich dein sich an,
Wirst du es weit besser haben, als ich's je dir geben kann;
Scheinest auch nicht widersetzlich, sondern ein gehorsam Kind,
Das den Aeltern gern vergiebet, wie es Kinder schuldig sind.
Aber gut, daß du mich nahmest bei der Seite — (Hans, geschwind
Sattle mir die Schimmelstute! —), aber ich geleit' dich, Kind!
Werde vor der Burg mich halten, und wenn dir was widerfährt,
Schreiest du aus allen Kräften und ziehst alsofort dein Schwert,
Werde dir dann schnell zu Hülfe eilen, und so viel ich kann,
Dich durch Wort und That beschützen, ob ich bin ein alter Mann."
„„Nein, Hans Lange, nimmer duld' ich, daß du in Gefahr dich gibst!""
„Schweig; ich thu' es doch, du weißt nicht, wie du mir das Herz betrübst:
Was? die letzte Hoffnung Pommerns sollt' ich lassen untergeh'n?
Erst den Kopf weg und dann möge, was der Herr beschloß, gescheh'n,
Fressen heute mich die Würmer, oder morgen, Bogislaf,
Das ist gleich, und thun sie's heute, so ist sanfter noch mein Schlaf. —
(Hans! die weiße Schimmelstute, Mutter hol' den Degen her,
Rührt euch eilig, und am Schornstein in der Ecke lehnt mein Speer!
Will dem Junker jagen helfen, hat da wo ein wildes Schwein,
Das ist bös' und ganz unbändig, und der Junker ist allein)."

Eilends stürmen sie von dannen; doch wie sie erreicht das Thor,
Spricht erst der bedächt'ge Bauer bei dem alten Wirthe vor:
„Wirth, du scheinst es gut zu meinen mit dem Herzog, hör' und schweig,
Beide geh'n aus deinem Hause auf die Burg wir alsogleich.
Ist von uns bis diesen Abend Niemand noch zurückgekehrt,
Ist's ein Zeichen (du verstehst mich!), daß er nichts mehr sieht noch hört;
Schick' dann eilig einen Boten so nach Wolgast als nach Barth,
Und laß unserm Fürsten sagen: Bugslaf auch sei wohlverwahrt!" —
Jetzo laß uns gehen, Junker, ich befürchte keine List,
Und ich hoff' zu Gott im Himmel, daß dein Sorgen eitel ist,
Zeig' in Mienen und Manieren nicht den mindesten Verdacht,
Aber gieb auf All' und Jedes, was geschieht, verschwiegen Acht.
Willst ein Held du einstens werden, mußt du schlau wie tapfer sein,
Mach' denn heut' die Prob' und laß mich sehen, ob du schlägst ein!" —
Und jetzt schreiten eilends Beide sie die Mühlenstraß' hindurch,
Wo, vierstöckig, hochumwallet, sich erhebt die düst're Burg,
D'rüber steht der Greif und züngelt, ausgehau'n in Marmorstein,
Grausig, gleich als sollt' ein Bild er von dem innern Greifen sein.
Dohlen krächzen ums Gethürme, und die Doggen schlagen an,
Doch der Bau'r läßt Nichts sich merken, ob das Blut ihm auch gerann.
„Geh nur!" spricht er, mit dem Finger deutend auf die Pforte hin,
„Geh nur muthig, lieber Bugslaf, Gott, der Herr, ist auch darin!"
Und der Jüngling geht — doch hochaufseufzend sieht der Bau'r ihm nach,
Setzt sich d'rauf in eine Nische, wo der Fürstin Schooßhund lag,
Schmeichelt ihm, daß er es dulde, lehnt sich rücklings an die Wand
Und horcht wie ein grauer Löwe, regungslos und unverwandt.
Geht das Burgvolk ihm vorüber, stellet er sich schlafend an,
Also sitzt er dort und wachet, bis zu dämmern es begann. —

*) Alter Name für das gegenwärtige Lauzig.

Immer kehrt noch nicht der Jüngling, auch erschallt kein Hülfsgeschrei,
Und ihm bangt das Herz im Busen, gleich als ob's durchstochen sei. —
Endlich öffnet sich die Pforte, und mit halb verdächt'gem Blick
Tritt der Jüngling vor, doch freundlich ruft ins Zimmer er zurück:
„Ja, ich komme wieder, Mutter, will nur einen Humpen Bier
Von dem Koch mir geben lassen, denn vor Durst verschmacht' ich schier!"
Darauf naht er sich dem Bauern, in der Hand ein Butterbrot,
Doch der Narr, der ihm gefolget, raunt ihm in die Ohren: „Tod!"
„„Tod?"" ruft Bogislaf, doch zischend hebt der Narr die Hand empor:
„Iß es nicht, denn es ist unrein, wirf es gleich dem Hunde vor!" —
(Zitternd wirft's der Jüngling nieder) — „Bogislaf, dein Vater starb,
Darum sollst du jetzt verderben, wie dein Bruder schon verdarb!"
Also spricht der Narr und wirft noch einen langen Wehmuthsblick
Auf den Prinzen hin und springt dann trällernd ins Gemach zurück.
Doch der Bau'r, dem seine Treue Mäuschenohren angesetzt,
Raunt ihm zu: „Jetzt gleich von dannen, durch die Hinterpforte jetzt,
Gleich aufs freie Feld, ich hole uns von dort die Pferde nach!"
Und zeigt auf das Hündlein nieder, das schon im Verscheiden lag.

Und wie Diebe schlichen Beide kaum durch einen dunkeln Gang,
Leise bis zum Hinterpförtchen die unsel'ge Burg entlang,
Horch! da schreit's mit Massow's Stimme: „Bugslaf, Bugslaf!" ihnen nach,
Doch sie bucken sich wie Vögel in dem Rohr am Mühlenbach —
Bald kommt selbst er hergesprungen, horcht, — und da er nichts vernimmt,
Kehrt er murrend um, als wär' er ärgerlich und mißgestimmt.
„Bugslaf, Bugslaf!" schreit es wieder in die dumpfe Burg zurück.
„Komm!" raunt Lange, „lieber Herzog, säume keinen Augenblick.
Aber laufe nicht, verdächtig könnte uns're Eile sein,
So wird man uns nicht erkennen, denn die Dämm'rung tritt schon ein."

Spricht's, und über eine Brücke schreiten sie ins freie Feld,
Wo ein dichtes Dorngebüsche bald sie rings umfangen hält.
„Hier verweile, lieber Bugslaf, bis ich uns die Rosse hol',
Und kehrt' ich vielleicht nicht wieder, lieber Sohn, so fahre wohl!
Nimm dies Geld und kauf' dir eilends dann im nächsten Dorf ein Pferd.
Daß dein Vater todt und du jetzt Landesfürst, hast du gehört.
O der Schlange, o der Schlange! — reite dann sofort nach Barth,
Wartislaf, dein alter Oheim, ist ein Fürst von guter Art;
Reit' auch an die Städte, Klöster, Burgen, d'ran dein Weg dich führt,
Und laß dir Bedeckung geben, wie es deinem Rang gebührt!"

So ermahnt er ihn und schleichet sacht sich in die Stadt zurück.
Doch der junge Fürst erhebt zum Himmel den gerührten Blick,
Und noch liegt er brünstig betend, als, an jeder Hand ein Pferd,
Schon der alte Bauer Lange, gottgeschützt, zurückekehrt:
„Das ist brav, du lieber Junge, hab' es auch wie du gemacht,
Doch jetzt fort von hier, dich schützet vor Verrath die dunkle Nacht.
In der ganzen Stadt sind Boten, die dich suchen, fort von hier,
Gleich auf meine Schimmelstute, denn sie ist das schnell're Thier!"
„„Doch du reitest mit, mein Vater!"" „Nein, ich bin schon steif und alt,
Müßtest dich nach mir verweilen, und dann finge man dich bald,
Kann dir jetzt auch nichts mehr nützen" — „„Aber, Lange! Massow kühlt
An dir sicher seine Rache, da du so ihm mitgespielt!""
„Werd' versteckt mich ein Paar Tage halten, und von nächster Stadt
Droh du ihm mit deinem Zorne, läßt er stoßen mich auf's Rad.
Wird mich dann schon laufen lassen und von selbst schon sehen ein,
Daß die Reihe zu regieren muß an dich gekommen sein.
Lebe wohl denn, ich empfehle dich in Gottes große Hand,
Lebe wohl, o Sohn, und mache glücklich einst dein Vaterland!"

Und der Jüngling sprengt von dannen, doch der Alte bleibt und steht,
Aengstlich horchend, bis der Schall der Hufe in der Nacht verweht.

Dritte Abtheilung.

Rügenwalde, du geschmückte, welch' ein Fest begehst du heut?
Horchet, welche Jubelstimmen durch das dumpfe Thurmgeläut!
Fahnen flattern aus den Häusern, Fahnen flattern aus der Burg,
Und geschmückte Menschenscharen zieh'n die ganze Stadt hindurch.
Bürgermeister steh'n und Schöffen mit den Schlüsseln vor dem Thor,
D'ran aus grünen Lorbeerkränzen Pommerns Wappen schaut hervor.
An die Schöffen stoßen Mönche mit dem heil'gen Crucifix,
An die Mönche fromme Nonnen, schüchtern und gesenkten Blicks.
Doch an diese haben frohe Jungfrau'nchöre sich gereiht.
Rügenwalde, du geschmückte, welch' ein Fest begehst du heut?

Ha! der schönste Ritterjüngling, wie der Morgen frisch und jung,
Zieht, umstarrt von tausend Speeren, in die Stadt zur Huldigung.
Seht, wie schlank er auf dem stolzen Andalusierhengste sitzt,
Die demantene Agraffe, wie sie am Barett ihm blitzt,
Wie ihm wallt die Straußenfeder und die Locken hinterdrein,
Wer mag dieser schöne Jüngling mit den Mädchenwangen sein? —
Purpur fließt um seine Glieder, reich verbrämt mit Hermelin,
Und es reitet ihm zur Seiten Ludwig, Bischof von Cammin,
Hundert Grafen und Barone folgen, Pferd gedrängt an Pferd,
Reichgeschmückt, wie zum Tourniere mit gezücktem Ritterschwert,
Mit den Schilden an den Armen, mit verschlossenem Visier,
Und ob ihren Helmen flattert das erhabne Reichspanier.
Endlich kommt der Lanzenknechte unabsehbar langer Reihn,
Wer mag dieser schöne Jüngling mit den Mädchenwangen sein? —
Jetzo naht er sich! — o höret, wie mit stürmischer Gewalt:
„Vivat Bogislaus, Vivat!" es von Straß' zu Straße schallt!
Priester grüßet ihn wie Laie, Gottesbraut wie Menschenbraut,
Und die Reichsstandarte senkt sich, die Drommeten schmettern laut,
An die Schilder schlägt der Ritter dumpf sein breites Schlachtenschwert
So daß Nichts man als den Jubel: „Vivat Bogislaus!" hört.

Doch des Jünglings Augen fliegen überall im Kreis' umher,
Gleich als sucht' er einen Menschen, der nicht hier zugegen wär',
Darauf winket er den Rittern, springt vom Rosse tiefgerührt,
Sieh, und eine Schimmelstute wird dem Jüngling vorgeführt —
Unter einem Strom von Thränen steigt er auf das fromme Thier,
Und fragt endlich: „Ist mein Vater, ist Hans Lange denn nicht hier?" —
Doch ihn sah kein Auge. — „Nun denn," ruft er, folgt mir auf die Burg!"
Und umrungen und umjubelt reitet er die Stadt hindurch.
Knarrend öffnen sich die Pforten auf des Reichsheroldes Schlag,
Ha, wer sitzt hier in der Nische, wo der Fürstin Schooßhund lag? —
's ist der alte Bauer Lange, ach, wie weint er bitterlich,
Und wie wischt er mit den Händen seine nassen Augen sich! —
Wie der Jüngling sein gewahret, faßt die gleiche Wehmuth ihn,
Hastig springt er von dem Rosse, seine feuchten Wangen glüh'n
Röther, und vor Volk und Ritter, vor dem ganzen Menschenschwarm
Stürzt der edle Purpurträger in des Kittelträgers Arm. —
Donnernd steigt der Freudenjubel jählings in die Luft empor,
Und was drängen kann, das dränget zu dem Anblick sich hervor,
Schreiend, jauchzend und dann wider zischend, als der Jüngling spricht:
„Dank dir, alter Vater, sage nun, woran es dir gebricht.
Sprich, wie soll ich dich belohnen? Du bist jetzt zur Stunde frei,
Darum ford're, dein und mein würdig, was es immer sei!" —
Doch beleidigt tritt zurück der edle Bauer und versetzt:
„Bugslaf, welche Rede, willst du mich denn kränken noch zuletzt?
Keinen rothen Heller nehm' ich, denn was ich für dich gethan,
That ich ja um Gotteswillen, nehm' auch nicht die Freiheit an,
Weder ich noch meine Jungen; Freiheit ist ein theures Gut,
Das dem Bauern selten nützet und nur führt zum Uebermuth;
Wollen sich die Jungen schicken, giebt es keinen bessern Stand*).

---

*) Eigene Worte dieses außerordentlichen — und warum sollte der Ausdruck nicht erlaubt sein? — großen Bauern. S. Kanzow's „Pomerania," II, 162; Micrälius, „Vom alten Pommerlande," III, 296.

Laß die Schwindeleien, Bugslaf! — Aber, hier ist meine Hand,
Komm' ich mal nach Rügenwalde, und das ist gar oft der Fall,
Sprech' ich bei dir vor und ziehe meinen Braunen in den Stall;
Kann ich dir mit Rath dann dienen, nach wie vor, so thu' ich's gern,
Denn am Hofe legt man blinde Eier oft den großen Herrn,
Und du bist noch unerfahren und ein gar unschuldig Blut. —
Darf ich aber nicht mehr sprechen: nun! so ist es auch recht gut".
„„Nein!"" ruft Bogislaf, „„du bleibest stets der weise Rather mir,
Und daß ich's der Welt bekunde, frag' ich dich zur Stelle hier:
Meine Mutter ist mit Massow eingefangen auf der Flucht,
Sage! folg' ich meinen Räthen, soll ich rächen ihre Zucht?""
„Bogislaf, sie hat der Schande doch genug, genug der Noth,
Laß sie laufen, Sohn, und denke an das vierte Gottesgebot!"
Unermeßlich hebt der Jubel abermals sich laut empor,
Doch der Jüngling winkt — und Alles lauschet mit gesenktem Ohr:
„„Kanzler, höret ihr das Urtheil, saget meiner Mutter an,
Daß, wohin sie immer wolle, sie mit Massow ziehen kann!""

Spricht's, und von der Jubelmenge fast erdrückt und umgerannt
Zieht er durch die Palastpforte mit dem Bauern Hand in Hand. —

Karl der Zwölfte und der pommersche Bauer Müsebaek.

Nach einer allgemein verbreiteten Sage.

In seinem Zelt vor Bender sitzt Karl der Zwölfte still,
Kein Schach ihn mehr zerstreuen, kein Buch ermuntern will,
Von aller Welt verlassen, versagt in seiner Noth
Der Türk dem trotz'gen König gemach schon Fleisch und Brot.
Vergebens mahnet Düring: „Gieb deinen Feinden nach!"
Vergebens Rosen: „Fliehe, o Held, dein Ungemach,
Was sitzest Du und sinnest, wie ein vergrämter Aar
Im Horst von Felgesonde, und trotzest der Gefahr?
Mach' auf die edlen Schwingen, und aus dem Sonnenbrand
Zieh' heim ins kühlumwogte, geliebte Vaterland,
Da sammle wieder eilig die alte Kraft zu Hauf
Und gehe, wie das Nordlicht, in blut'gen Striemen auf!"
Doch trotzig spricht der König: „Schweigt, Ihr erlebt es nie,
Daß ich vor Türkenhunden wie eine Memme flieh;
Wohl sehnt sich Nordlands Wogen mein Herz, wie Eures, zu
Doch sterb' ich, eh' ich weiche und Achmed's Willen thu!"
Da naht der Kanzler Müller: „O Herr, dein Häuflein schreit
Gedrückt vom bittern Hunger, womit erhalt' ich's heut?"
„„Schießt die Araberrosse des Sultans Achmed todt,
Da habt ihr Fleisch, und hier ist mein eig'nes letztes Brot!""

Der Kanzler geht mit Thränen. Bald krachet Schuß auf Schuß.
Der König hebt das Auge voll Sorge und Verdruß,
Denn sieh, man führet schonend sein Leibroß ihm zurück,
D'rum greift er zum Pistole im nächsten Augenblick —
„Halt, halt!" und setzet grausam dem Lauf ihm hinters Ohr;
Nie brachte je Arabien ein schön'res Thier hervor.
„Ach schießet nicht!" ruft Rosen, ruft Düring, doch er schoß,
Und ächzend stürzt zusammen ihm sein erlauchtes Roß.

„Glaubt Ihr, ich solle hungern?" fragt bitterlächelnd er,
Derweilen Alles schreiet: „Was macht Ihr, gnäd'ger Herr?"
Doch, gleich als ahnt' ihm düster schon jetzt sein gleich Geschick,
Hebt von dem Roß er lange nicht den bewegten Blick,
Setzt bald sich d'rauf, wie wenn es ihn unsichtbar ergreift,
Indeß das Blut des Thieres ihm in die Stulpen läuft,
Und wühlet mit den Spornen im Sande hin und her
Und blicket nicht vom Boden und seufzet oft und schwer.

Da kommt auf hagerm Klepper ein Bauer hergetrabt,
Im blauen, woll'nen Wammse, zerfetzt und abgeschabt,
Mit rundem Hut und Troddeln um sein gestiefelt Bein.
„Glück zu!" ruft Rosen, „Freunde, das muß ein Pommer sein!"
„Wo find' ich hier den König?" der alte Bauer spricht,
Und sitzet ab und wischet den Schweiß sich vom Gesicht.
„Da sitzt er auf dem Rosse, geh' muthig nur hinan!
„„Gott grüß' Euch, edler König, Ihr seid wohl schlecht daran?""

Der König hebt das Auge: „Wer bist du, und von wo?"
„„O Herr, ich bin ein Bauer vom Dorfe Gonerow
Bei Wolgast, Eurer Stadt im fernen Pommerland,
Und heiße Müsebaek und bin an Euch gesandt!""

„Und wer hat Dich gesendet?" darauf der König spricht.
„„Das will ich Euch wohl sagen, jedoch verübelt's nicht:
Wir wohnen dort zusammen drei Bauern an der Zahl
Und hörten oft mit Schmerzen, Ihr trüget Hungerqual,
D'rum brachten wir zusammen, was uns're Armuth litt,
Und ich stieg selbst zu Pferde und that den sauern Ritt;
Doch Gott hat mich geschützet, die Reis' ist mir nicht leid,
Wollt Ihr nur nicht verschmähen, was Euch ein Bauer beut!""
Und spricht's und löst die Troddeln von seinen Stiefeln los,
Und holt aus jedem Schachte zwei Düten schwer und groß,
Gefüllt mit rothem Golde, und senkt sich auf sein Knie
Und spricht: „Nun, gnäd'ger König, da sind sie, nehmet sie!" —

Wie das der König höret, da springet er empor,
Und zwischen seinen Wimpern bricht eine Thrän' hervor:
„O Freunde, seht, mein Adel gedenket mein nicht mehr,
Doch einen armen Bauern führt seine Liebe her! —
Und ob Dich Gott geschlagen schon selbst zum Edelmann,
Nimm auch von deinem König den Ritterschlag noch an,
Knie' hin, daß ich Dich ehre, sowie Du mich geehrt!"
Und spricht's, und aus der Scheide reißt er sein Königsschwert.

Jedoch der Bau'r versetzet: „Herr König, haltet an,
Was thät' ich armer Bauer wohl mit dem Edelmann?
Hab' schon genug zu sorgen vom Morgen bis zur Nacht,
Und habe nichts erworben, als was ich Euch gebracht.
D'rum bitt' ich, lieber König, daß Ihr mich nicht beschämt,
Ich bin ja schon zufrieden, wenn ihr mein Scherflein nehmt;
Als Bau'r bin ich geboren, und wenn es Gott gefällt,
So geh' ich auch als Bauer einst wieder aus der Welt!"

Der König senkt den Degen und sieht ihn düster an:
„Ich nehme keinen Groschen, den ich nicht lohnen kann!" —
Der Alte steht und sinnet: „So laßt uns Bau'rn die Pacht,
Die wir von unsern Höfen bis dahin aufgebracht!" —
Der König winkt, der Kanzler entwirft das Instrument,
Der König nimmt es hastig: sein Adlerauge brennt,
Drei Haare reißt der Edle aus seinem Bart und legt
Sie auf das Wachs, das rothe, und rufet tiefbewegt:
„Verflucht, wer dieses Siegel, wer dies Versprechen löst,"
Indem er mit der Rechten das Petschaft niederstößt
Und mit der Linken drohend an seinen Degen schlägt,
Daß ihm die Hüfte klirret und sich der Tisch bewegt:
„So lange noch ein Sprößling von diesen Bauern blüht,
So lang' auf Gon'rows Hufen der Pflug noch Furchen zieht,
So lange noch in Pommern ein edler Fürst regiert
Und den Greif in seinem Wappen und Gott im Herzen führt,
Sollt Ihr auf Euren Höfen auch sitzen frank und frei
Und späten Zeiten künden den Lohn der Bauerntreu!" —

Schon mehr denn hundert Jahre verstrichen seit der Zeit,
Doch Friedrich Wilhelm ehret dies Fürstenwort bis heut.
Preis dem gerechten König, der Pommerland regiert,
Und den Greif in seinem Wappen und Gott im Herzen führt!
Auf ihren Hufen sitzen die Enkel frank und frei
Und künden späten Zeiten den Lohn der Bauerntreu'.
O blieben diese Enkel der edlen Väter werth
Und ehrten ihre Fürsten, wie diese sie geehrt! —

Karl Meisl.

Von den Lebensumständen dieses Dichters wissen wir nur, daß er gegen Anfang des 19. Jahrhunderts zu Wien geboren und nach einigen niedern Bedienstungen später daselbst als Marinekriegscommissär angestellt wurde.

Er machte sich literarisch bekannt durch:

Theatralisches Quodlibet. Pesth 1820, 6 Bde., gr. 8.

Dasselbe. Wien 1824 — 25, 7r — 10r Bd., gr. 8.



Auch unter dem Titel: Neuestes theatralisches Quodlibet. rc. rc.

Einzeln:

Die Kroaten in Zara. Schauspiel. Wien 1814, 8.
Die Heirath durch die Güterlotterie. Lustspiel. Ebendas. 1817, 8.
Amor's Triumph. Allegorisches Gemälde. Ebendas. 1817, 8
Der lustige Fritz. Märchen. Ebendas. 1819.
Die Fee aus Frankreich. Zauberspiel. Ebendas. 1822.
Humoristische Gedichte über Wien. Ebendas. 1824–25, 6 Hfte. in 8. (mit Franz H. K. Gewey).
Giesela von Baiern. Schauspiel. 1825, gr. 8.

Ein wiener Possendichter, der mit guter Erfindungsgabe, Witz und Gewandtheit ausgerüstet sich nicht geringen Beifalls bei seinem Publikum zu erfreuen hat.

Markgraf Heinrich von Meißen, s. Minnesinger.

August Gottlieb Meißner.

Der Sohn eines Regimentsquartiermeisters bei dem Minkwitzischen Küraßierregimente ward A. G. Meißner am 4. November 1753 zu Bautzen in der Oberlausitz geboren, und legte den Grund zu seinen Studien auf der Schule zu Löbau, die er von 1764—72 besuchte. Er studirte 1773—76 zu Leipzig und Wittenberg die Rechte und die schönen Wissenschaften, wurde dann Kanzlist bei dem geheimen Consilium und geheimer Archivsregistrator zu Dresden und erhielt 1785 durch eine Reise in Oestreich die Stelle eines Professors der Aesthetik und classischen Literatur zu Prag. 1805 folgte er einem Rufe als nassau-oranischer Consistorialrath und Director der hohen Lehranstalten nach Fulda. Er starb daselbst am 20. Februar 1807.

Seine Schriften sind:

Gesammte Werke. Herausgegeben von Kuffner. Wien 1811—12, 56 Bde., gr. 8., mit Kupf.

Einzeln, worunter manche anonym herausgekommene:

Das Grab des Mufti. Oper nach Falbaire. Leipzig 1776, 8. In Musik von Hiller, Ebd. 1779, 4., und vom Herrn v. Baumgarten, Breslau 1777, 4.
Sophonisbe. Drama. Ebendas. 1776, 8.
Operetten. Nach dem Französischen. Leipzig 1776—78, 8.
Beiträge zur Geschichte Deutschlands. Dresden 1777, 1 St., 8.
Die gegenseitige Probe. Lustspiel nach Le Grand. Leipzig 1777, 8.
Geschichte Englands. Nach Hume. Ebendas. 1777—80, 2 Bde. 8.
Das 30jährige Mädchen. Lustspiel. Ebendas. 1778, 8.
Der aufbrausende Liebhaber. Lustspiel nach Monvel. Ebendas. 1778, 8.
Arsane. Schauspiel nach Favart. Ebendas. 1778, 8. In Musik gesetzt von Seydelmann. Ebendas. 1779, Fol.
Der Alchimist. Operette. Ebendas. 1778, 8.
Die wüste Insel. Singspiel nach Metastasio. Ebendas. 1778, 8.
Skizzen. Leipzig 1778—88, 10 Smlgen., 8.; 2. verb. Aufl. 1783—85; 3. gänzl. umgearb. Aufl. Ebendas. 1792—93, 3 Bde., 8., mit Titelk. und Titelvign.
Geschichte der Familie Frink. Leipzig 1779, 1r Thl. 8., mit Kupf.
Destouches für Deutsche. Ebendas. 1779, 1r Thl., 8., (mit Mylius.)
Molière für Deutsche. Ebendas. 1780, 1r Thl. 8., (mit Mylius.)
Johann von Schwaben. Schauspiel. Ebendas. 1780, 8. (Nachgedruckt 1781 u. frei bearbeitet von Plümicke, Berlin 1783, 8., mit Titelk.)
Alcibiades. Ebendas. 1781—88, 4 Bde., gr. 8., mit lateinischen Lettern; 2. Ausg. Leipzig 1785—88, 4 Bde., 8., mit 12 Kupf. und Vign. In's Französische übersetzt, Dresden 1787—91, 4 Thle., 8. und Paris 1789, 8. In's Holländische, Harlem 1790—92, 8.
Erzählungen und Dialogen. Leipzig 1781—89, 4 Hfte., kl. 4., mit Titelkpf.; neue Ausgabe, Ebendas. 1790—91, 3 Bde., 8. Nachgedruckt zu Hamburg und Karlsruhe 1783, 8.
Lope de Vega, Lessing und Pastor Richter. Leipzig 1782, 4., mit Titelvign.
Leben Balthasar Schönberg's von Brenkenhof. Ebendas. 1782, gr. 8.
Der Schachspieler. Lustspiel. Ebendas. 1782, 8.
Fabeln nach Daniel Holzmann. Ebendas. 1782, kl. 4. (auch nachgedruckt), mit Titelvign.
Arnaud's Erzählungen. Aus dem Französischen übersetzt. Leipzig 1783—88, 2 Bde., 8., mit Titelvig.
Für ältere Literatur und neuere Lectüre. Quartalschrift. Leipzig 1783—85, 3 Jahrgge., 8. (mit Kanzler).
Masaniello. Leipzig 1784, 8. Ins Französische übersetzt, Paris 1789, gr. 8.
Bianca Capello. Leipzig 1785, 2 Bde., 8., mit Kupf. und Titelvign.; neue Aufl. Ebendas. 1798, 2 Bde., 8; 3. gänzl. umgearb. Aufl. Ebendas. 1798, 8., mit 4 Kupf. Französisch: Paris 1788—89, 2 Bd. 12; 1790, 3 Bd. 12. Dänisch: Kopenhagen 1789. Holländisch: Harlem 1790, 8.
Ueber die Pflichten eines Lehrers. Prag 1786, 8.
Florians Novellen. Verdeutscht. Leipzig 1786, 8., mit Musik.
Karl Wineck. Kopenhagen (Prag) 1787, 8.
Sallustius, vom Catilinarischen Kriege. Uebersetzt und mit Anmerkungen versehen. Leipzig 1790, gr. 4.
Aesopische Fabeln für die Jugend. Prag und Leipzig 1791, 8.; 2 Ausg. 1794, 8., mit Holzschn. (3.) Neue völlig umg. Aufl. Leipzig 1807, 3 Bändchen in 12., und auch in 1 Bde., mit illum. Kupf.; rechtmäß. Aufl. Berlin 1816, 8., mit Titelk. und 100 Holzschn.
Der unsichtbare Kundschafter. Nach dem Englischen. Berlin 1791—94, 2 Thle., 8., mit Kupf. u. Vign.; 2. Ausg. des 1. Thls., Ebendas. 1811, 8.
Biographie des Spartacus. Berlin 1792, 8., mit Kupf.
Cantate, Sr. Majestät Leopold II. gewidmet. Prag 1792, 4.
Apollo. Monatsschrift. Prag 1793—1794 und 1797, 3 Jahrgänge in 8.
Skizzen. 11—14 Sammlung. Leipzig 1796, 2 Bde. 8.
Supplementband der Skizzen. Ebendas. 1796, 8. (Für die Besitzer der 10 Sammlungen.)
Böhmens Dankgefühl. Cantate. Prag 1797, 4.
Louise, Gräfin von H..berg. Leipzig 1798, 8.
Historisch-malerische Darstellungen aus Böhmen. Prag 1798, 8. mit 14 illum. Kupf. und 2 Vign.
Capuas Abfall und Strafe. Leipzig 1798, 8.
Epaminondas' Biographie. Prag 1798—1801, 2 Bde. 8. mit Charte.
Leben des Julius Cäsar. Leipzig 1799—1802, 2 Bde. 8., mit Kupf. Fortgesetzt v. Haken, Frankfurt 1811—1812, 2 Bde. 8.
Clara von Alben. Aus dem Französischen. Prag 1800, 8.
Bruchstücke zur Biographie G. Naumann's. Prag 1803—1804, 2 Bde. 8., mit N's. Portrait u. Kupf.
Lob der Musik. Cantate. Lauban 1806, 8. In Musik gesetzt, Leipzig 1784, qu. Fol.

Außerdem lieferte M. Beiträge zu dem Komischen Theater der Franzosen, in den Berliner und Wiener Musenalmanach (1787) und Vorreden zu: Ueber Frauenzimmer und Ehe, (Leipz. 1783), Schellings: Louise Colmar, Boccaz: Decameron (Lpz. 1782—84, 2 Bde. 8.) u. s. w.

Meißner war längere Zeit der Liebling des deutschen Publikums; er ist jetzt, wenn auch nicht ganz vergessen, doch sehr in den Hintergrund zurückgetreten, ein Beweis für das Fortschreiten des Geschmackes der Menge, aber nicht für die Seichtigkeit, welche ihm neuere Kunstrichter vorgeworfen haben. Zu der Zeit, in welcher er auftrat, gab es

noch wenig Bedeutendes im Gebiete der prosaischen Erzählung, kein Wunder also, daß seine lebhafte Darstellungsweise, seine reiche Erfindungsgabe, sein rasches Spiel des Witzes seinen Skizzen viele Freunde gewannen und diese Theilnahme auch seinen späteren Leistungen blieb, trotz den mannigfachen Fehlern, die man ihnen keinesweges ungegründet zur Last legte, welche er sich aber immer mehr abzulegen und zu vertilgen bemühte. Leichtigkeit, Anmuth und frisches, reges Leben herrschen in seinen Erzählungen und Romanen vor, und das Verdienst, zuerst größere Mannigfaltigkeit in diese Gattung gebracht zu haben, kann ihm nicht abgesprochen werden, wenn auch seine etwas sentimentale Behandlung antiker Stoffe jetzt schwerlich noch Jemandem sonderlich gefallen möchte. Am glücklichsten ist er in seinen Fabeln; auch seine Biographie Naumann's ist eine treffliche Arbeit. — Seine Operetten, in welchen er Weiße zum Muster nahm, verdienten das Lob, das sie zu ihrer Zeit fanden, da man auch hier nur wenig Gelungenes hatte; sie sind mit Geschick französischen Originalen nachgebildet. —

D. Junker und der Deserteur*).

Eine wahre Geschichte, nebst einer andern zur Vergleichung.

Johann Junker war ein verdienstvoller Arzt und Lehrer zu Halle. Sein Kopf hatte Gelehrsamkeit, sein Herz Gefühl; mit Beifall bekleidete er schon eine geraume Zeit den Lehrstuhl der Zergliederungskunst.

Einst wurden an ihn die Leichname von zwei Gehenkten abgeliefert. Es waren Soldaten von der dortigen Besatzung; sie hatten, wie man ihm erzählte, einen Bund mit Mehrern gemacht, von der Wache aus durchzugehn, waren ertappt und nach den Kriegsgesetzen bestraft worden. Junker ließ diese Unglücklichen, wahrscheinlich mit heimlichen Mitleiden, auf den Zergliederungssaal bringen; dort sollten sie des andern Morgens zum augenscheinlichen Unterricht gebraucht werden.

Dieser anatomische Saal stieß an Junkers Studierzimmer. Gegen Mitternacht, als der Professor noch ruhig an seinem Schreibetische saß und arbeitete, vernahm er nebenan ein großes Getöse. In der Besorgniß, daß vielleicht Katzen über seine Leichname gekommen sein dürften, sonst von jeder andern aberglaubischen Vermuthung frei, stand er auf, um selbst nachzusehen, was es denn gäbe. Als er mit dem Lichte in den Saal hineintrat, staunt' er ein wenig, als er das Tuch, welches die Leichname bedecken sollte, ganz verrissen fand; staunte noch mehr, als er dasselbe aufhob, und einen dieser Körper vermißte. Die Fenster waren zu, die Thüren verschlossen; ein Diebstahl schien weder wahrscheinlich noch möglich zu sein. Junker blickte im Saal umher, und ein seiner Menschheit wohl verzeihlicher Schauder überlief ihn, als er in einem Winkel den angeblichen Leichnam ganz gebuckt und hineingeschmiegt erblickte. Unter hundert Personen wären jetzt vielleicht neun und neunzig davongelaufen; doch Junker ging näher, und fand seine Muthmaßung gegründet. Dieser Unglückliche war wieder lebendig geworden.

Auf Junkers erstes Wort fiel er ihm demüthig zu Füßen; mit dem Zittern der Kälte sowohl als der Todesangst bat er ihn um Stillschweigen und Erbarmen; bat, ihn, der einer allzuharten Strafe wunderbar entkommen sei, nun auch dieses Leben zu fristen. Natürlich, daß dieser Anblick, dieser Ton und diese Bitte den menschenfreundlichen Gelehrten rührten; daß er seinen Gefangenen aufhob, und ihn mit Bedauern fragte: wer er denn sei, und was er eigentlich gesündigt habe? — „Er sei, war die Antwort, ein Ausländer. Im Rausche einer unvorsichtigen Minute hab' er sich anwerben lassen; habe sich zweimal vergeblich loszukaufen und endlich in einem noch unglücklichern Augenblick zu flüchten versucht. Auch dann würd' er wahrscheinlich mit Spießruthen nur bestraft worden sein; wär' er nicht, nebst noch einem Unglücksgefährten, für die Häupter eines ganzen Komplotts angesehen worden.

Daß diesem Armen geholfen werden müsse — darüber war Junkers Mitleid längst bei sich selbst einig; auch ein Ausweg fiel ihm, wiewohl etwas später, ein; er gab dem Nackenden eines seiner eigenen Kleider, und einen Mantel zum Umwerfen; befahl ihm dann eine Laterne in die Hand zu nehmen, und ihm vorzuleuchten. So kamen sie an ein Stadtthor. Der Vorwand, daß man ihn zu einem tödtlichen Kranken in der Vorstadt gerufen habe, öffnete Junkern, den man kannte, ohne Anstand die Pforte. Sein angeblicher Bedienter kam ganz natürlich auch mit. Kaum waren sie draußen, so wollte dieser Letztere nochmals das Knie seines Retters umfassen, bekam aber von Junkern nebst einem kleinen Zehrpfennig die Ermahnung, sich keinen Augenblick zu verspäten, und entfloh. Nach einem ziemlich langen Spaziergange — den das Bewußtsein einer guten Handlung kürzte — kam D. Junker wieder ans Thor; daß jetzt sein voriger Begleiter mangle, fiel als eine Kleinigkeit Niemandem auf; etwas schwerer, doch nicht minder glücklich, wußte Junker auch am nächsten Morgen seinen Zuhörern den Abgang eines Leichnams zu verstecken. Keinem Menschen sagt' er ein Wort von der ganzen Geschichte.

Nach zehn oder zwölf Jahren riefen Junkern einige wichtige Geschäfte nach Holland. In Amsterdam ging er unter andern auch verschiedenemal auf die Börse. Hier in diesem Gewimmel von Menschen nahte sich ihm ein Mann von mittlern Jahren; wohlgekleidet, wohlgebildet, und auch, wie Junker gleich drauf von demjenigen, der ihn hingeführt hatte, erfuhr, seinem Kredit nach einer der redlichsten und reichsten Kaufleute in ganz Holland. Aeußerst höflich nannte er sofort Junkern bei seinem Namen, kannte — was an einem Amsterdamer Kaufmann etwas Seltnes war — die Schriften des teutschen Gelehrten, und lud ihn endlich, so verbindlich als möglich war, zu einem Mittagsmahl ein.

Junker wunderte sich freilich über diese Bekanntschaft und Einladung, nahm aber die letztere an, fand eine vortreffliche Tafel, eine noch junge artige Hausfrau, einige hoffnungsvolle Knaben, und vorzüglich einen überaus freundlichen Wirth. Er befand sich unter diesen Menschen vollkommen wohl. Nach Tische ward er im ganzen Hause herumgeführt; Wohlstand, Nettigkeit und Reichthum zeigten sich überall. Endlich führt' ihn sein Wirth auch in sein Schreibkabinet, und fragte ihn, als sie sich hier beide ganz allein befanden: ob er sich seiner denn gar nicht mehr erinnere? Junker, wie sehr natürlich, verneinte es mit einiger Verwunderung.

„Nun! rief der Kaufmann, so werd' ich doch hoffentlich nie den Mann zu kennen verlernen, dem ich Lebensrettung, und also auch alles, was ich hier bin und besitze, zu verdanken habe! Entsinnen Sie sich nicht jenes Deserteurs, der einst in Ihrer Behausung vom Tode wieder erwachte: den Sie so menschenfreundlich retteten; den Sie mit Kleidung und Geld beschenkten? Der — der bin ich!"

Junker staunte nicht wenig. Dieser Glückswechsel schien ihm zu unglaublich groß. Doch sein Wirth fuhr fort ihm zu erzählen, wie er sich mühselig nach Hamburg, und auch von da — weil immer die Furcht der preußischen Gerichte hinter ihm hergegangen — bis nach Amsterdam durchgeholfen habe; wie ihn hier sein Rechnen und Schreiben, vielleicht auch seine günstige Gesichtsbildung in die Dienste eines der reichsten Kaufleute gebracht; wie er sich allmählig das Wohlwollen seines Herrn, die Kenntniß des Handels, einen einträglichen Platz in seiner Schreibstube und endlich die Liebe seiner jetzigen Gattin, der einzigen Tochter vom Hause, zu erwerben gewußt; wie diese letztere von vielen Freiwerbern gesucht, alle ausgeschlagen, und als der Vater ernstlich in sie gedrungen, sich erklärt habe: Diesen oder gar keinen Mann! Wie Jener zwar ein Weilchen sich gesträubt, doch endlich eingewilligt, ihn zum Schwiegersohn angenommen und bald darauf als seinen einzigen Erben hinterlassen habe, wo er nun ein Leben in Zufriedenheit und Ueberfluß führe, oft schon seinem Retter dafür danken wollen, und immer von einem kleinen Ueberrest der Furcht, weil die Hände der Könige so weit reichten, zurückgehalten worden sei.

Nun war allzuviel Wahrscheinlichkeit, ja sichtliche Gewißheit da, als daß Junker länger hätte zweifeln sollen. Innigst freut' er sich vielmehr über den guten Ausschlag jener That. Dankbar bot der neue Holländer alles auf, was sein Haus vermochte. So lange Junker noch in Amsterdam verzog, mußt' er hier wohnen. Als ihn Amt und Pflicht nach ein paar Tagen wieder heim rufen, drang ihm sein Wirth noch einige Geschenke von beträchtlichem Werthe auf.

* * *

Auf — ich glaube sagen zu können — unbezweifelten Zeugnissen*) beruht die Wahrheit der vorstehenden Geschichte. Junker, der sie in den letztern Jahren seines Lebens mehrern von seinen Freunden erzählte, war ein Mann von unbescholtenster Redlichkeit, in seinen Worten von allem dem, was einer Erdichtung oder Prahlerei nur nahe kam, weit entfernt. — Um desto sonderbarer scheint mir die Aehnlichkeit zu sein, die, in Ansehung der Entwicklung, zwischen ihr und einer andern herrscht, die sich im vorigen Jahrhundert schon in Frankreich zugetragen haben soll**).

---

*) Aus A. G. Meißner's „Skizzen" (Leipzig 1796.)

*) Auch hat, so viel ich weiß, seit 1784 — wo ich sie zuerst in der Quartalschrift: Für ältere Litteratur und neuere Lektüre, bekannt machte, — niemand von allen denjenigen Personen, die sie vielleicht berichtigen könnten, ihr widersprochen. Im XI. Stück des Museums fürs weibliche Geschlecht 1793 ist sie später, blos mit einigen kleinen Aenderungen, erschienen. — Der dortige Erzähler nimmt seine Rücksicht vorzüglich auf den Scheintod, und auf die Möglichkeit, wieder lebendig zu werden. In diesem Gesichtspunkte ist freilich zwischen ihr und der nachstehenden keine Aehnlichkeit.

**) Sie stand zuerst in einer französischen Sammlung von mehrern merk-

und die ich der Vergleichung wegen hier beifügen will. — Auch sie trägt den Stempel der Wahrscheinlichkeit (wenigstens!) an sich; und ist zugleich ein Beispiel mehr, wie sehr sich die Begebenheiten unter verschiedenen Himmelsstrichen, Zeiten und Vordersätzen gleichen können.

Pater Raphael, Geistlicher zu C., einem kleinen Städtchen in der Normandie, ward eines Tags aufs Land gerufen, um einen Straßenräuber zum Tode zu bereiten. Es war ein Bursche von kaum zwei oder drei und zwanzig Jahren, gar nicht übler Gesichtsbildung, verführt durch böse Gesellschaft. Er hatte alles rein herausgestanden; die Ketten waren ihm bereits, wie gewöhnlich kurz vor der Hinrichtung geschieht, abgenommen worden, und da man im Gefängnisse keinen bequemen Platz hatte, so verschloß man den Geistlichen und den armen Sünder in einer kleinen Kapelle, die am Ende des Dorfes, abgesondert von den übrigen Gebäuden stand, und gewölbt nach der gewöhnlichen Art, ihr ganzes Licht durch eine Oeffnung in der Mitten erhielt.

Der Seelenarzt schritt hier sogleich zu einer ernsten Bußermahnung, machte solche so schön und rührend, als immer möglich, und fand doch, daß der arme Sünder verzweifelt wenig — drauf Acht gab. Da er der Gestalt, dem Alter und dem freimüthigen Geständniß nach auf keinen verstockten Bösewicht gestoßen zu sein besorgte, so wunderte er sich über diese Unachtsamkeit, schrieb sie auf Rechnung eines natürlichen Leichtsinns, strafte aber auch diesen ernstlich und erinnerte ihn mit der kurzen, noch übrigen Zeit ja sparsam und gut umzugehn.

„Allerdings, erwiederte der Gefangene, allerdings, Hochwürdiger Vater, möcht ich das gern thun. Auch sind Ihre Ermahnungen vortrefflich. Ob aber an meiner Stelle Ew. Hochwürden selbst auch auf die schönsten Gebete viel achten würden, — daran zweifl' ich doch. Denn nicht gerechnet, welche verdammt häßliche Empfindung es ist, zu wissen, daß einem in wenigen Stunden bei gesundem Leibe das Genick gebrochen werden soll, so drängt sich auch noch e i n Gedanke bei mir empor, der mir durchaus den ganzen Kopf einnimmt.“

So! und der ist?

„Daß ich doch noch mit einem blauen Auge davon kommen könnte, wenn Ew. Hochwürden nur Lust hätten, mir das Leben zu fristen.“

Ich? Ich? — Wie meinst du das?

„Sehn Sie nicht hier die Oeffnung an der Decke?“

Nun ja! aber was weiter?

„Hoch ist sie freilich, das giebt der Augenschein. Doch wenn man grade unter solche jenen Altar setzte, auf den Altar diesen Stuhl, — wenn auf den Stuhl Ew. Hochwürden träten, und dann endlich mir auf Ihre Achsel zu steigen erlaubten, so würd' ich ganz gewiß bis zu ihr hinauf kommen.“

Und wenn du dann oben wärest?

„O dann wär' ich wahrscheinlich so gut schon als geborgen! Auf dem Dache kletterte ich bis zum Gesimse; ein Sprung fünf oder sechs Ellen herab ist für einen Menschen von meiner Lage eine Kleinigkeit. Daß dort draußen jetzt Niemand Acht giebt, hoff' ich. Die Kapelle steht einzeln; ein Wald ist nicht ferne; daß ich dann laufen wollte, so weit mich meine Füße tragen, weiß ich.“

Der arme Sünder machte hier eine Pause. Der Priester, indem er sich diese abenteuerliche Leiter und den Plan des Ganzen stillschweigend überdachte, konnte sich eines unwillkührlichen Lächelns nicht enthalten, zwang sich aber sofort wieder, und entgegnete:

Vortrefflich! Und dazu sollt ich helfen? Sollte mit meiner eignen großen Gefahr einen Straßenräuber wieder in Stand setzen, Böses zu thun? Alle Räubereien, die du künftig begingest — —

„Nein, Hochwürdiger Herr, ich beginge sicher keine mehr! Was Stehlen nach sich zieht, weiß ich nun. Zu nahe ist mir diesmal der Galgen gekommen, als daß ich ihm künftig nicht ausbeugen sollte, so viel ich nur weiß und kann. Arbeiten will ich, — will mich gewiß ehrlich, wenn gleich mühsam nähren. Helfen Sie mir nur dieses einzigemal davon!

Noch ein paar Augenblicke ließ sich der Pater bitten; noch ein paar Schwüre ernstlicher Lebensbesserung ließ er den Gefangenen thun, und dann, im Herzen schon längst erweicht, that er, was jener begehrte, half den Altar herbeischieben, setzte selbst den Stuhl drauf, und diente dann geduldig zur Leiter. Freilich kostete es dem armen Sünder Mühe genug sich empor zu heben, aber was setzt Todesangst nicht durch? Als er nun zur Oeffnung hinausgekrochen war, als der horchende Pater erst den Sprung, dann aber kein Geschrei oder Geräusch weiter vernahm, bracht' er gemächlich Altar und Sessel in die vorige Ordnung, und wartete wohl zwei Stunden lang ganz ruhig ab, wie das Ding weiter gehen werde. Endlich mochte es den Gerichtspersonen doch dünken, als ob der arme Sünder nun Zeit genug gehabt habe, sein Herz zu erleichtern. Der Büttel und der Scharfrichter erschienen, den Verbrecher abzuholen. Der Erstere klopfte an die Thüre. Der Geistliche erwiederte dies durch den Gegenruf: daß er sich schon längst nach Erlösung sehne. Verwunderungsvoll öffnete man die Kapelle; noch verwundrungsvoller sah man in ihr den Pater ganz allein sitzen. „Wo der Gefangene sei?“ war, sehr natürlich, die erste Frage.

„Dieser Gefangene, erwiederte der Geistliche ganz gelassen, war entweder ein Engel oder Teufel; ein Mensch ganz gewiß nicht! Indem ich ihm nach möglichsten Kräften ins Gewissen sprach, hob er sich plötzlich empor und — fuhr zu jener Oeffnung oben heraus. Starr vor Entsetzen sah ich ihm nach. Keinen Finger zu rühren, kein lautes Wort hervorzubringen vermocht' ich. Erst als ihr anpochtet, erhielt ich die Kraft mich zu regen wieder.“

Man hätte gern vermuthet, daß des Paters Verstand gelitten habe; da aber doch zugleich der Verbrecher unwiederbringlich verschwunden war, so wußte man wirklich nicht: sollte man auf ein Wunder oder auf eine Betrügerei muthmaßen. Mehrere Landleute sammelten sich. Alles guckte hinter und unter den Altar. Nirgends ließ sich eine Spur des Verschwundnen auffinden. Der Scharfrichter, der am meisten bei diesem Vorfall einbüßte, war gleich anfangs nach den Gerichtspersonen gelaufen. Sie stellten sich ein. Der Geistliche wiederholte vor ihnen die obige Erzählung. Er fügte noch hinzu: daß ihm zwar auf keinen Fall obliege, den Hüter eines Gefangenen zu machen, daß er aber fest überzeugt wäre, dieser angebliche Verbrecher müsse schuldlos gewesen sein. Er schwur feierlich, daß der Inquisit zu jener Dachöffnung heraus gefahren wäre. Der Aberglaube der ganzen Menge rieth auf Zauberei. Der Pater gab sich keine Mühe, ihn zu widerlegen. Acht Tage lang sprach man in der ganzen Provinz davon. Länger sprach man d a m a l s über nichts in Frankreich.

Nach ohngefähr funfzehn Jahren fiel dem Pater eine wichtige Reise nach Languedoc und grade zur Winterszeit vor. Die Börse des geistlichen Herrn litt keinen großen Aufwand. Wenn ihn nicht hier und da gutmüthige Menschen in ihren Wagen nahmen, so ging er zu Fuße. Vorzüglich oft traf ihn dieses Loos in Guienne; und eines Tages, als er allein durch einen dichten Wald seinen Pfad fortsetzen wollte, hatt' er das Unglück vom rechten Wege abzugerathen. Fast den ganzen Nachmittag bracht' er damit zu, daß er aus dem Gehölze zu kommen suchte, und immer — tiefer hinein kam. Endlich sah er von weitem einen Mann, der einen Baum fällte, ging zu ihm, und fragte nach dem nächsten Wege auf Cahors zu.

„Da sind Sie, Hochwürdiger Herr,“ war die Antwort des Bauers, der ihn ein Weilchen aufmerksam betrachtet hatte, „gewaltig links abgewichen! Auch der nächste Fußsteig braucht fünf Stunden Zeit, und ist ohne Wegweiser kaum zu treffen. An Ihrer Stelle würd' ich für heute auf eine Herberge, und morgen erst auf eine weitre Reise denken.“

Ganz gut! Aber wo fänd' ich wohl heute Herberge in der Nähe?

„Bei mir! Ich bin der Besitzer eines kleinen Meierhofes, kaum eine Viertelstunde von hier. Wollen Sie nur noch ein Weilchen verziehen, bis dieser Baum vollends stürzt, so nehm' ich Sie mit, und Sie werden bei mir zwar kein prächtiges, doch ziemlich gutes Nachtlager finden, sollen auch morgen ein Pferd und einen Boten bis Cahors erhalten.“

Das war ein trefflicher Vorschlag, den sich P. Raphael nicht zweimal thun ließ, denn er fühlte sich herzlich müde und hungrig; auch behagte ihm der freundliche Ton des Landmanns, welcher mit dem Umfällen des Baums eilte, so viel er nur konnte, bald fertig war und sich dann auf den Weg machte. Sie kamen an einen recht artigen Meierhof; ein junges, hübsches Weib schien an der Hofthür schon auf ihren Mann zu warten, und ging ihm einige Schritte, mit einem Knaben auf dem Arm, und einem Mädchen, das hinterdrein hüpfte, entgegen. Auch den Geistlichen, der ihr als ein Gast bis morgen früh angemeldet wurde, empfing sie freundlich. Nachdem sie sich im Zimmer — das für eine Landwohnung recht sauber war — ein wenig ausgewärmt hatten, rief der Bauer sein Weib bei Seite, kam nach einigen Minuten wieder, und sprach mit einer gewissen frohen Hastigkeit: „Nein Margarethe, ich irre mich nicht. Er ist es! Mit mir zugleich falle nieder und laß uns dankbar die Kniee meines ehemaligen Schutzengels umfassen!“ — Sie thaten es. Der Pater stutzte nicht wenig. Was diesen beiden guten Leuten einfalle, war ihm unbegreiflich. Er wollte sie aufheben, wollte fragen: was sie begehrten, als sein Wirth ausrief:

„Ehrwürdiger Herr, sehen Sie mich genauer an! Vielleicht erinnert Sie doch noch irgend ein Zug an jenen Unglücklichen, der ohne Ihren Beistand längst eine Speise der Raben wäre, — den Ihre fast übermenschliche Güte rettete, und der jetzt — ach, Sie noch wieder zu sehn, Ihnen noch danken zu können, für ein Glück erkennt, das er schon zahllos wünschte, ohne je hoffen zu dürfen.

Das Erstaunen des Paters fand eine lange Weile durchaus

würdigen Fällen, die gleich mit Anfang des Jahrhunderts erschien, die ich, als Knabe schon, gelesen zu haben entsinne, deren Titel ich aber vergaß. — Aus dieser wahrscheinlich kam sie auch in die Briefe der Madame Montier. Als ich dieser Anekdote in der ältern Ausgabe der Skizzen vorbeigehungsweise gedachte, ward ich so oft befragt: w e l c h e ich gemeint hätte? daß ich glaube, auch hierdurch sei gegenwärtige Einrückung entschuldigt!

keine Worte. Doch ruhte er nicht, bis Mann und Frau wieder aufstanden, und forschte dann weiter. Die Erzählung seines Wirths war, wenn nicht wörtlich, doch inhaltsweise, also:

„Ganz unbemerkt sei er damals, nach gewagtem Sprunge entflohen. Noch diesen Tag hab' ihn die Todesfurcht, ohne Speise und Trank, sieben Meilen weit fortgetrieben. Mit Almosen suchen hab' er sich dann immer weiter und weiter durchgebracht. Oft sei es ihm trübselig genug gegangen, doch hab' er fest an dem Entschluß nie wieder zu stehlen gehalten. Ein paar Gelegenheiten hätten ihn gereizt, doch nicht verführt. Stets in Sorgen, doch noch irgendwo entdeckt zu werden, sei er immer tiefer gegen Mittag zugewandert, und habe einst in der Abenddämmerung an der Thüre dieses Meierhofes den Besitzer selbst um eine Gabe angesprochen. Bitter hab' es ihm dieser verwiesen, daß er, als ein so junger starker Bursche, nicht lieber das Grabscheit als den Bettelstab wähle; und da er aus Scham vorgegeben: daß er wirklich Arbeit suche, ihm bei der nahen Erndte den Platz eines Knechts im Hofe angetragen, wenn er anders Gutes thun wolle. — Dieses letztre hab' er wirklich gethan; sei auch nach der Erndte geblieben, und bald seines Herrn Günstling, aber bald darauf auch im Geheim — was freilich Entschuldigung brauche! — der Günstling der jüngsten Tochter im Hause geworden. Daß der Vater nicht gutwillig sein Mädchen einem armen, hergelaufnen Knechte geben werde, hätten zwar Beide gemuthmaßt. Doch daß an solche Muthmaßungen die Liebe sich nicht stoße, sei ja bekannt genug. Als der Vater etwas zu spät ihren Umgang entdeckt, hab' er zwar einige Tage heftig gezürnt, der Tochter vom Einsperren, ihm vom Wegjagen Manches vorgeredt, und doch endlich dem Vaterherzen und — der Nothwendigkeit nachgegeben. Kaum vier Wochen nach der Hochzeit sei seine Frau durch den Tod der ältern Schwester die einzige Erbin ihres Vaters, und ein paar Jahr darauf die wirkliche Besitzerin dieses Meierhofs geworden. Daß er dieser Frau, die freilich sein Glück gemacht, und ihn noch jetzt von Herzensgrund liebe, dies nach Möglichkeit zu vergelten suche, werde sie selbst bezeugen. Sie wisse bereits seine Geschichte; aber auch sie allein.

Ein Vater kann die Glücks- und Lebensrettung seines eignen Sohnes kaum mit größerer Freude vernehmen, als P. Raphael diese Geschichte. Er blieb zwei Tage bei diesem im Ernst glücklichen Paare. Als er am dritten Morgen fortwandern mußte, überhäuften sie ihn nochmals mit Dank und Geschenken.

Meißner der Aeltere und der Jüngere, s. Minnesinger.

Leonhard Meister

ward am 12. November 1741 zu Nefftenbach bei Zürich geboren und studirte, nachdem ihm bereits sein Vater, der dasige Pfarrer, die nöthigen Schulkenntnisse beigebracht hatte, zu Zürich unter Breitinger, Hirzel, Bodmer u. A. classische Literatur und Theologie, besonders aber Geschichte und schöne Wissenschaften. Sein unruhiger Geist brachte ihn in verschiedene Lagen und Stellungen. Er wurde 1773 Professor an der Kunstschule zu Zürich, 1791 Pfarrer zu St. Jakob daselbst, 1799 Archivarius bei dem helvetischen Vollziehungsdirectorium, 1800 Pfarrer zu Lagnau und schon einige Jahre darauf wieder Privatgelehrter und Director eines Erziehungsinstituts. Endlich nahm er wieder die Pfarrei zu Kappel im Canton Zürich an, wo er am 18. October 1811 sein bewegtes Leben endete.

Er schrieb, theilweise unter dem Namen Nolehard Steimer:

- Romantische Briefe. Halberstadt 1769.
- Launen der Muse. Bern 1769.
- Vorlesung über die Schwärmerei. Ebendaselbst 1775—77, 2 Thle.
- Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Nationalliteratur. London (Bern) 1777, 2 Thle., 8. (anonym); neue (Titular-) Ausgabe, Heidelberg 1780, 2 Bde. 8.
- Berühmte Züricher. Basel 1782, 2 Bde.
- Berühmte Männer Helvetiens. Zürich 1782—93, 3 Bde.
- Meine Phantasien und Rhapsodien. Zürich 1785.
- Charakteristik deutscher Dichter. Ebendas. 1785—93, 3 Bde., gr. 8.
- Sittenlehre der Liebe und Ehe für meine Freundin. 2. Ausgabe. Winterthur 1785, 8.
- Erscheinung und Bekehrung des Don Quixote de la Mancha im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts. Wesel (Zürich) 1786, 8.
- Hauptepochen der deutschen Sprache. Manheim 1787.
- Schweizerische Geschichten und Erzählungen. Winterthur 1788, 8., mit Vign.
- Briefe an Freundinnen. Wien 1794, 8.
- Biblische Erzählungen. Dramatisirt. Zürich 1794, 12.
- Der Philosoph am Spiegeltische. Leipzig 1796; neue (Titular-) Ausgabe, Frankfurt 1819, 8., mit Kupf.
- Gemälde der Liebe. Basel 1803, 8., mit Kupf.
- Launige Phantasien. Winterthur 1805, 8.
- Erzählungen des Greisen am Kamine. Ebendas. 1806, 8.
- Meisteriana. Ebendas. 1811, 8.
- Welt und Gesellschaft auf einsamen Spaziergängen. Ebendas. 1816, 8.

Meister's große Leichtigkeit der Darstellung und seine Gewandtheit in der Entwickelung verleiteten ihn zum Vielschreiben und hinderten ihn, seinen Arbeiten diejenige Vollkommenheit zu geben, deren sie bei größerer Ruhe und Ausdauer ihres Verfassers durchaus fähig gewesen wären. Sie behalten jedoch, vorzüglich diejenigen, welche sich auf unsere Sprache und Literatur beziehen, einen bleibenden Werth, denn die in denselben vorherrschende gute Beobachtung, der Reichthum an Erfahrung und der gesunde Verstand, welche sich in ihnen offenbaren, sind um so mehr anzuerkennen, als M. gerade zu der Zeit, in welcher sie enstanden, unter Umgebungen lebte und schrieb, bei denen Verbildung und Talentlosigkeit an der Tagesordnung waren.

Meistersänger. S. die Abhandlung am Schlusse dieses Werkes.

Philipp Melanchthon.

Dieser berühmte Gehilfe Luther's am Werke der Reformation war der Sohn des pfalzgräflich badenschen Rüstmeisters Georg Schwarzerd und wurde am 16. Februar 1497 zu Bretten im jetzigen Großherzogthum Baden geboren. Schon früh durch die strenge Gewissenhaftigkeit und Redlichkeit seiner Eltern zum ernsten Fleiß angehalten, verband er mit rastloser Emsigkeit einen rasch sich entwickelnden Geist, der ihn auf der Schule zu Pforzheim schnell mit den alten Sprachen vertraut machte und die ganze Liebe seines mütterlichen Verwandten, des großen Sprachkenners Reuchlin, erwarb. Auf seinen Rath verwandelte er seinen Familiennamen Schwarzerd in den griechischen Melanchthon oder Melanthon. Nachdem er bereits ein Jahr nach seiner Ankunft 1511 seine philologischen und philosophischen Studien zu Heidelberg beendet, Baccalaureus der Philosophie und Führer einiger jungen Gra-

fen geworden war, wandte er sich 1512 nach Tübingen, wo er Theologie studirte, 1514 die ihm wegen seiner Jugend früher versagte Magisterwürde erhielt und Vorlesungen über die alten Classiker eröffnete, welche stark besucht waren und seinen und Tübingens Ruf bald weit verbreiteten. Auf Reuchlin's Empfehlung kam er 1518 als Professor der griechischen Sprache und Literatur an die Universität zu Wittenberg, welche der fein gebildete, scharfsinnige und ungemein gelehrte Mann mit seinem Freunde Luther bald zur Hauptschule der deutschen Nation erhob. Hier wirkte er segensreich als akademischer Lehrer, 1527 als Instructor der sächsischen Kirchenvisitatoren, so wie 1529 und 1530 als Verfasser der bekannten Protestation des Speierer Reichstages und der Augsburgischen Confession, die er durch seine bald darauf erfolgende Apologie gegen die irrthümliche Auffassung und absichtliche Verdrehungen durch die Widersacher der Reformation besonnen und siegreich vertheidigte. Eine solche nimmer müde Thätigkeit mußte natürlich auch die Augen des Auslandes auf ihn ziehen; er erhielt daher 1535 Einladungen nach Frankreich und England, die er aber unbeachtet ließ. Seine Kräfte waren seinem Vaterlande gewidmet; diesem zu Liebe bereiste er dasselbe wiederholt in Angelegenheiten seines Glaubens und eilte 1540 zu dem beabsichtigten Religionsgespräch in Hagenau, auf welcher Reise er zu Weimar tödtlich erkrankte, jedoch durch Luther's freundschaftliche Zusprache und Pflege wieder genas. Für die ihm so heilige Sache des Glaubens führte er 1541 die Vergleichsverhandlungen mit den Katholiken zu Worms und Regensburg und begann 1543 die Reformationsversuche des Kurfürsten Hermann von Köln zu Bonn einzuleiten. Die Liebe zu Wittenberg, das in ihm nach Luther's Tode seine einzige Stütze verehrte, war es, welche ihn bewog, nach langem Umherirren während des schmalkaldischen Krieges sich dem neuen, verdächtigen Kurfürsten Moritz zu unterwerfen. Seine Milde und Nachgiebigkeit bei Nebendingen hatte schon früher den Haß einiger Eiferer unter den Protestanten erregt und seine Rechtgläubigkeit verdächtigt, noch mehr aber geschah dies, als er 1549 nach langem Bedenken und unter Einschränkungen die Einführung des Augsburger Interims in Sachsen zugegeben hatte. Obwohl nur die Einigkeit der Kirche sein einziger Wunsch und sein stetes Bestreben gewesen war, so mußte er doch nun sich vielfach verketzert, in den Flacianischen und 1557 in den Osiandrischen Streit verwickelt sehen und häufige bittere Kränkungen erdulden. Zwar wurde seine Theilnahme am Concilium zu Trient, dem er 1552 schon bis Augsburg entgegengereist war, durch den Zug des Kurfürsten Moritz nach Inspruck verhindert und er 1554 auf dem Religionsgespräche zu Naumburg von der Anschuldigung der Unrechtgläubigkeit freigesprochen, aber die offenbaren Entgegenwirkungen seiner Feinde bei dem Vereinigungsversuche auf dem Convent zu Worms (1557) mußten nothwendig aufs Neue niederschlagend auf ihn einwirken und ihm tiefen Kummer bereiten. Mit dem sehnlichen Wunsche, die Einigkeit in der Lutherischen Kirche befestigt zu wissen, starb er am 19. April 1560 zu Wittenberg, nachdem seine geliebteste Tochter Anna schon 1547 und seine Gattin 1557 ihm vorangegangen waren. Er war klein und mager, hatte aber eine hochgewölbte freie Stirn und schöne helle Augen. Aufrichtige Frömmigkeit, edle Sitteneinfalt, Großmuth und Redlichkeit bei liebenswürdigen gesellschaftlichen Eigenschaften waren die charakteristischen Hauptzüge des Mannes, der durch Schärfe des Geistes eben so sehr, als durch seine umfassende Gelehrsamkeit den Ehrennamen eines Lehrers Deutschlands verdiente und bei seinen Zuhörern und Mitbürgern eben so beliebt und geehrt war, wie im Auslande.

Seine Schriften sind:

Sämmtliche Werke. Herausgegeben von Peucer. Wittenberg 1562—65, 4 Bde. in Fol.; 2. Ausg. 1580—1601, 4 Bde.

Werke in einer auf den allgemeinen Gebrauch berechneten Auswahl. Von F. A. Köthe. Leipzig 1828—29, 6 Bde.

Opera. Basel 1541, 5 Bde.

Jene oben gerühmten trefflichen Eigenschaften des Charakters und Geistes offenbaren sich auch in Melanchthon's deutschen Schriften, welche jedoch, was die Behandlung der Sprache und des Styls betrifft, weit hinter denen Luther's zurückbleiben, da Melanchthon in seiner vorwaltenden gelehrten Richtung weder die Wichtigkeit noch die Bedeutung und Kraft der vaterländischen Sprache erkannte und derselben in seinen Werken als etwas weniger Wesentlichem keine große Sorgfalt angedeihen ließ. —

Kaspar Melissander,

nach seinem deutschen, in das Griechische übersetzten Namen Bienemann, so genannt, ward 1540 zu Nürnberg geboren und studirte zu Jena und Tübingen Theologie und Philosophie. Nach kurzem Aufenthalte als Dolmetscher in Griechenland wurde er bei seiner Rückkehr Professor in Lauingen, dann Abt zu Bahr und Generalsuperintendent zu Pfalz-Neuburg, mußte aber Verfolgungen halber nach Jena flüchten, von wo er nach Weimar abging. 1578 kam er als Generalsuperintendent und Dr. der Theologie nach Altenburg und starb daselbst am 12. September 1591.

Er verfaßte:

Christliche Reimgebete. Erfurt 1589, 12.
Ehebüchlein. Rudolstadt 1710, 12.

M's geistliche Lieder, so wie seine asketische Prosa athmen Innigkeit und Wärme, zeichnen sich jedoch sonst nicht bedeutend aus.

Paul Melissus,

wie er sich nach seiner Mutter Ottilia Melissa, nannte, hieß eigentlich mit seinem Familiennamen Schede und ward am 20. December 1539 zu Melrichstadt in Franken geboren. Er vollendete seine Schulstudien zu Zwickau und widmete sich zu Erfurt und Jena den schönen Wissenschaften, worauf er 1561 zu Wien zum Dichter gekrönt und in den Adelstand erhoben wurde. Nach kurzem Aufenthalte zu Leipzig und Wittenberg, erhielt er zuerst zu Wien die Oberaufsicht über 42 Cadetten, stand eine Zeitlang in der kaiserlichen Armee in Ungarn und bereiste dann Frankreich und Italien. Hier wurde er zu Padua zum Comes palatinus, Eques auratus und Civis romanus ernannt, ging aber 1582 über England nach Heidelberg zurück, wo er wahrscheinlich zum Protestantismus übertrat und am 3. Februar 1602 als Bibliothekar der Universität starb.

Er gab heraus:

2 Lieder. (In der Sammlung Züricher Streitschriften. Bd. 4, St. 9, S. 4—7.

Geistliche Gedichte. Straßburg 1578.

Und lateinisch:

Meletemata, 5 Schediasmata poetica. Lutetiae Parisiorum. 1586, 2 Bde.; dann Halis Saxonum 1628, 8.

M. ist einer der Vorläufer der deutschen sogenannten Kunstpoesie, welche sich zuerst durch die Bemühungen der schlesischen Schulen feststellte. In seinen lateinischen Gedichten zeigte er Gefühl und Gewandtheit, aber es fehlt ihm an Phantasie und Kraft, wogegen sich in den wenigen deutschen Liedern, die uns von ihm geblieben sind, neben jenen gerühmten Eigenschaften auch ein treffliches Talent der Darstellung und anmuthige und glückliche Behandlung der Form offenbaren.

Georg Samuel Albert Mellin

ward am 13. Juni 1755 zu Halle geboren, studirte daselbst Theologie und Philosophie und wurde nach einigen kleinern Bedienstungen an der reformirten Kirche zu Magdeburg angestellt und später zum Superintendent und Konsistorialrath ernannt, während die Universität ihn mit der theologischen Doctorwürde beehrte. Er starb daselbst am 11. Februar 1825.

Die literarische Welt kennt ihn durch:

Marginalien und Register zu Kant's Kritik des Erkenntnißvermögens. Züllichau 1794—95, 2 Thle.
Grundlegung zur Philosophie der Rechte. Ebendas. 1796.
Encyclopädisches Wörterbuch der kritischen Philosophie. Ebendas. 1797—1803, 6 Thle.
Die Kunstsprache der kritischen Philosophie. Jena 1798.
Anhang. Ebendas. 1800.
Marginalien zu Kant's metaphysischen Anfangsgründen der Rechtslehre. Ebendas. 1800.
Allgemeines Wörterbuch der Philosophie. Magdeburg 1805—1807, 2 Thle.

Ein Schüler Kant's, bemühte sich M., das System dieses großen Denkers, der Menge durch populäre, leicht verständliche und erklärende Schriften zugänglich zu machen und sah seine Bestrebungen mit Erfolg gekrönt.

Gottfried Mencke

ward am 29. Mai 1768 zu Bremen geboren, studirte daselbst und wahrscheinlich zu Göttingen Philologie und Theologie und kam dann als Vicarius der reformirten Gemeinde nach Frankfurt am Main, von wo er 1796 als reformirter Pfarrer nach Wetzlar und 1802 in gleicher Eigenschaft an die Paulskirche nach Bremen berufen wurde. 1811 erhielt er das Hauptpastorat an der dasigen St. Martinskirche und 1828 von der theologischen Facultät zu Dorpat die Doctorwürde und wurde kurz darauf als Emeritus in den Ruhestand versetzt.

Er ließ erscheinen:

Beitrag zur Dämonologie. Frankfurt 1793.
Christliche Homilien. In 16 Predigten. Nürnberg 1798.
Neue Sammlung christlicher Homilien. Frankfurt 1801.
Versuch einer Anleitung zum eignen Unterricht in den Wahrheiten der heiligen Schrift. Frankfurt 1805.
Das Monarchienbild. Bremen 1809.
Ueber die eherne Schlange. Frankfurt 1812.
Erklärung des 11. Kapitels des Briefs an die Hebräer. 14 Homilien. Bremen 1821.
Homilien über die Geschichte Elias. Ebendas. 1822.
Betrachtungen über das Evangelium Matthäi. Ebendas. 1822, 2 Thle.
Predigten. Ebendas. 1825.
Blicke in das Leben des Apostels Paulus. Ebendas. 1828.

Ein frommer, begeisterter Redner und Lehrer des Glaubens, mit großen Fähigkeiten ausgerüstet, kräftig und kühn, aber zu streng und eifrig seinen Ansichten zugethan und daher von seinen Gegnern heftig angefeindet.

Moses Mendelssohn.

Dieser ausgezeichnete Denker wurde am 10. September 1729 zu Dessau geboren und wegen seines frühen Durstes nach Kenntnissen zuerst von seinem Vater, dem dasigen jüdischen Schulmeister und Zehngebotschreiber Mendel in der hebräischen Sprache und in den übrigen Anfangsgründen der jüdischen Gelehrsamkeit, später von Andern im Talmud und in den heiligen Büchern des alten Testaments unterrichtet. Insbesondere zog ihn der poetische Theil desselben an und reitzte ihn zur Nachahmung, während des berühmten Maimonides Schriften seinen Geist erleuchteten und bereicherten. Die Armuth seines Vaters nöthigte ihn jedoch schon 1742 für seinen eignen Unterhalt zu sorgen und nach Berlin zu ziehen, wo ein jüdischer Wohlthäter ihm eine Dachkammer zur Wohnung und mehrere Tage in jeder Woche freien Tisch gab, während er bei seinem ehemaligen Lehrer im Talmud, dem Oberlandrabbiner Fränkel als dessen Amanuensis die übrigen Mittel seines Bedarfs und Nahrung für seinen Geist fand. Größern Einfluß auf seine Bildung hatte ein ebenfalls armer, aber wegen seines Scharfsinns und seiner Gelehrsamkeit von den Rabbinern eben so gehaßter, als von M. geliebter dasiger jüdischer Schulmeister, Israel Moses, der seine Studien des Maimonides unterstützte und ihm Gefallen an der Mathematik durch Euklid beibrachte. Auf den Rath des jüdischen Arztes Kisch daselbst wandte er die Ersparnisse einer langen Zeit an den Ankauf einer alten lateinischen Grammatik und eines schlechten Lexikons und brachte es unter dessen Leitung und mit unsäglicher Mühe binnen einem halben Jahre bis zum Verstehen des Werks von Locke: de intellectu humano. Durch den 1748 ihm bekannt gewordenen Dr. medicinae, Salomon Gumperz, wurde er in die französische und englische Sprache und in die neueste Literatur eingeführt und mit talentvollen Zöglingen des joachimsthalischen Gymnasiums vertraut. So lebte er in der ärmlichsten Lage der Wissenschaft, bis der reiche Seidenfabricant Bernard ihn als Erzieher seiner Kinder in sein Haus nahm und ihn zuerst zum Aufseher, dann zum Factor und Theilnehmer bei seiner Fabrik machte. Durch seine Geschicklichkeit im Schachspiel kam er 1754 endlich mit Lessing in Verbindung, der ihm die Natur der neuern Sprachen und ihre Vorzüge erklärte, ihn zum Auftreten als Schriftsteller ermuthigte und durch seine Verbindung mit Abt und Nicolai ihm den Kreis wahrer, für das ganze Leben dauernder Freundschaft eröffnete. So wohl

ihm das Anerkenntniß des in seinen Schriften wehenden hohen Geistes vom Aus- und Inlande that und so sehr er sich durch Lavater's Zuneigung, der ihm auf seiner Reise nach Berlin persönlich bekannt wurde, geehrt fühlte, so vermochten sie doch nicht, die schwere Krankheit von ihm entfernt zu halten, welche der Schmerz über Lavater's späteres Benehmen gegen ihn herbeiführte, als er dessen übereilte Anforderungen zum Uebertritte ins Christenthum mit zarter Feinheit abgelehnt hatte. Kaum war er genesen, als ein neuer ihn noch weit mehr angreifender Verdruß über die Schrift des Philosophen Fr. H. Jacobi: „Ueber die Lehre des Spinoza" ihn von Neuem aufs Krankenlager warf. Dieser hatte nämlich M's verstorbenen Freund Lessing des Spinozismus und Atheismus beschuldigt. So muthwillig konnte aber das warme Herz M's die Asche seines hochverehrten Freundes nicht preisgegeben sehen, er mußte bei aller seiner Schwäche durch die Schrift: „M. M. an die Freunde Lessing's" gleich den ersten Eindruck schwächen. Indem er aber noch in voller Wallung des Blutes zu Besorgung der Herausgabe dieser Schrift ausging, zog er sich eine Erkältung zu, die am 4. Januar 1786 sein schönes Leben endete. — Er war klein und hager von Person, von kränklichem Aussehen und verwachsen, welches Letztere in Folge einer nachlässigen Behandlung der ersten Nervenkrankheit entstand, die er im väterlichen Hause durch zu eifriges Studiren sich zugezogen hatte. Aber auf dem etwas geöffneten Munde schwebte ein sanftes Lächeln, seine wohlwollende, bescheidene Miene nahm gleich anfangs für ihn ein und seine hohe Stirn nebst seinen edlen Zügen verkündeten den großen Geist und das erhabene Herz. Lektüre und Denken war sein Genuß, sinnliche Freuden kannte er fast nicht, obwohl die Gesellschaft von Freunden ihm jederzeit Bedürfniß war. Vom frühesten Morgen thätig, arbeitete er in seinem geistigen Berufe oder im Comptoir und unterhielt sich Abends mit Fremden und Bekannten über jedes Einzelnen Fach, als wäre es sein gewöhnliches Studium, oft mit feiner Satyre. Daher kritisirte er streng, aber stets gerecht und wohlwollend, und war zugleich stets so edelmüthig, bescheiden, offenherzig und liebreich, daß sein Begräbnißtag ein Trauertag für seine Glaubensgenossen wie für Christen wurde.

Er schrieb:

Der moralische Prediger. Ein hebräisches Wochenblatt. Berlin 1750, 4.

Pope ein Metaphysiker. Danzig 1755, 8. (mit Lessing.)

Ueber die Empfindungen. In Briefen. Berlin 1755, 8; wurde in's Französische und Holländische übersetzt.

J. J. Rousseau: Von dem Ursprunge der Ungleichheit unter den Menschen &c. Ebendas. 1756, gr. 8.

Commentarius über Maimonides' Erklärung logikalischer Worte. Frankfurt a. d. Oder 1760, 4.

Philosophische Schriften. Berlin 1761, 8.; verb. Aufl. Ebendas. 1771, 2 Thle., 8.; neue verbesserte Aufl. 1777, 8., mit Titelk. und Vign. Uebersetzt in's Französische, Italienische, Holländische und Lateinische.

Ueber die Evidenz in den metaphysischen Wissenschaften. Berlin 1764, 4.; neue Ausg. 1786, 8. (Preisschrift).

Phädon, oder über die Unsterblichkeit der Seele. Berlin u. Stettin 1767, 8.; verb. u. verm. Aufl. 1768, 8.; 3. verm. Aufl. 1769, 8.; 4. verb. u. verm. Aufl. 1776, 8., mit Titelk.; 6. Aufl. 1821, 8. Uebersetzt in's Holländische (Haag 1769), Italienische (Coiva 1773, 8.), Französische (Paris 1772, 8. und Berlin 1772, 8.), Dänische (Kopenhagen 1779, 8.), Englische (London 1788, 8.), Russische und Ungarische.

Schreiben an Lavater. Berlin und Stettin 1770, 8.; französisch (Frankf. 1771, 8.); holländisch (Utrecht 1770, gr. 8.)

Antwort von Lavater nebst Nacherinnerung. Ebendas. 1770, 8.

Biur Kohelet, oder Commentarius über den Prediger Salomonis. Berlin 1772, 8.; Ansbach 1773, 8.

Proben einer jüdisch-deutschen Uebersetzung der 5 Bücher Mosis. Mit Anmerkungen von Chr. G. Meyer. Göttingen 1780, 8.

Die Psalmen. Uebersetzt. Berlin 1783, 8., mit Titel- u. Schlußvign.

Jerusalem, oder über religiöse Macht und Judenthum. Ebendas. 1783, 8.

Morgenstunden oder Vorlesungen über das Dasein Gottes. Ebendas. 1785, 1r Thl, 8.; 2. veränd. Ausg. Ebendas. 1786, 8.

Von der Unkörperlichkeit der menschlichen Seele. Aus dem Lateinischen übersetzt. Wien 1785, kl. 8.

An die Freunde Lessing's. Berlin 1786, 8.

Nach Kantischer Manier aufgelöste Axiomen. Köthen 1787, 8.

Ueber die Unsterblichkeit der Seele. Aus dem Hebräischen von D. Friedländer. Berlin u. Stettin 1787, 8., mit Kupf.

Leben und Meinungen, nebst Geist seiner Schriften. Herausgegeben von Schütz. Hamburg 1787, 8.

Ueber das Commerz zwischen Seele und Körper. Aus dem Hebräischen von Anschel. Frankfurt 1788, 8.

Salomons hohes Lied. Für die jüdisch-deutsche Nation übersetzt. Braunschweig 1789, 8.

Kleine philosophische Schriften. Mit einer Skizze seines Lebens und seines Charakters von D. Jenisch, herausgegeben von G. Mühter. Berlin 1789, kl. 8. Holländisch (zum Theil), Leiden 1787. Lateinisch u. in a. Sprachen.

G. D. Kypke Aufsätze über jüdische Gebete und Festferien. Herausgegeben von Borowsky. Königsberg 1791, 8.

Fragment von ihm und über ihn, von Friedländer. Berlin 1819, gr. 8.

Sammlung noch ungedruckter Schriften, von Jer. Heinemann. Leipzig 1831, gr. 8., mit Titelk.

Er verfaßte auch: Ritualgesetze der Juden &c. Berlin 1778, 8. (4. Aufl. 1799, 8.); Anmerkungen zu Abt's freundschaftlicher Correspondenz. Berlin u. Stettin 1782, 8.; und die Vorrede zu: Manasseh Ben Israel Rettung der Juden. Aus dem Englischen. Berlin 1782, 8.; lieferte Aufsätze in: Fr. Nicolai's Bibliothek der schönen Wissenschaften, in die: Briefe, die neueste Litteratur betreffend, in die: Allgemeine deutsche Bibliothek; ferner in: Berlinische Monatsschrift, von Archenholz Literatur- und Völkerkunde, Moritz Magazin der Erfahrungsseelenkunde, Marpurg's historisch kritische Beiträge zur Aufnahme der Musik, und in: Engel's Philosophie für die Welt. Auch bearbeitete er den Briefwechsel mit Abt und den Briefwechsel mit Lessing.

Eben so trefflich als geistreich ist das Urtheil, welches Bouterwek (Geschichte der Poesie und Beredsamkeit, Thl. XI, S. 313) über Mendelssohn fällt, indem er von ihm sagt: M. M. war so wenig wie Sulzer einer der großen Denker und Schriftsteller, die in den Wissenschaften ungewöhnliche Veränderungen bewirken oder der Literatur eine neue Richtung geben; aber auf ähnliche Art wie Sulzer, nur mit mehr metaphysischem Scharfsinne und zugleich mit mehr Feinheit des Geschmacks, wußte er das philosophische Interesse mit dem ästhetischen zu verbinden. Sein Eklekticismus, der ihn vor Einseitigkeit im Urtheilen sicherte, hielt auch jede Nachahmung der Manier dieser oder jener Schule von ihm entfernt. Wo er fremde Gedanken zu den seinigen macht, zeigt er sich doch in der Art, wie er sie verarbeitet, als ein geistvoller Selbstdenker. Der Wolfischen Schule war er am meisten zugethan, weil er, wie Sulzer, in ihr vorzüglich die gründliche Entwickelung der Begriffe, und die systematische Genauigkeit zu finden glaubte, die er an der französischen Modephilosophie seiner Zeit vermißte. Um so bewundernswerther ist die Leichtigkeit, mit der er die Wolfische Philosophie eine Sprache reden ließ, die ihr vorher fremd war, und auf die ihn die jüdische Erziehung, die er selbst erhalten hatte, so wenig vorbereiten konnte. Philosophische Wahrheit mit einer so einfachen und doch anziehenden Eleganz des Styls in Briefe und Gespräche einzukleiden, verstand damals kein anderer deutscher Schriftsteller. Die dialogische Form gelang ihm aber doch nur zum Theil, weil seine redenden Personen keinen bestimmten Charakter ausdrücken durch die Art, wie sie ihre

Meinungen äußern. In seinen ausführlichen und systematischen Abhandlungen, wohin sein Jerusalem oder über religiöse Macht und Judenthum und die Vorlesungen über das Dasein Gottes gehören, ist der Styl bei aller Klarheit und Natürlichkeit ein wenig trocken. Wie er die deutsche Sprache kunstmäßig zu behandeln verstand, hat er auch durch seine Uebersetzung der Psalmen bewiesen.

Aus: Phädon,
oder
über die Unsterblichkeit der Seele.

Echekrates, Phädon, Apollodorus, Sokrates, Cebes, Kriton, Simmias.

Erstes Gespräch.

Echekrates.

Warst du selbst, mein Phädon, denselben Tag beim Sokrates, als er im Kerker das Gift zu sich nahm; oder hat es dir jemand erzählt?

Phädon

Ich selbst, Echekrates, war da.

Echekrates.

Was waren denn des Mannes letzte Reden? Wie verschied er? Ich möchte dieses so gern erzählen hören. Keiner von unsern Phliasischen Bürgern reiset jetzt sehr oft nach Athen, und auch von daher hat uns schon lange niemand besucht, der uns dergleichen Nachrichten hätte überbringen können. So viel haben wir vernommen: Sokrates hat Gift getrunken und ist gestorben; nicht den geringsten Umstand mehr.

Phädon.

Nichts von seiner Verurtheilung?

Echekrates.

O ja, das hat uns jemand erzählt. Wir verwunderten uns noch, daß man ihn, nachdem er bereits verurtheilt gewesen, noch so lange hat leben lassen. Wie kam dieses, Phädon?

Phädon.

Ganz von ungefähr, Echekrates! Es traf sich eben, daß das Schiff, welches die Athenienser jährlich nach Delos zu schicken pflegen, den Tag vor seiner Verurtheilung bekränzt wurde.

Echekrates.

Und was ist das für ein Schiff?

Phädon.

Dasselbe, wie die Athenienser sagen, in welchem einst Theseus die sieben Paar Kinder nach Kreta geführt, die er allda, sowohl als sich selbst, beim Leben erhalten hat. Die Stadt soll, wie es heißt, dem Apollo damals das Gelübde gethan haben, wenn die jungen Leute leben bleiben würden, ihm jährlich in diesem Schiffe stattliche Geschenke nach Delos zu schicken; und seit der Zeit hat man dem Gotte noch immer Wort gehalten.

Wenn das heilige Schiff abgehen soll, so behänget der Priester des Apollo das Hintertheil desselben mit Kränzen, und sofort nimmt die Feier der Theorie ihren Anfang. Dieses Fest dauert so lange, bis das Schiff zu Delos angelangt und von da wieder zurück gekommen ist, binnen welcher Zeit die Stadt von allem Blutvergießen rein gehalten wird, und nach dem Gesetze niemand öffentlich hingerichtet werden darf. Wenn das Schiff von widrigen Winden aufgehalten wird, so können die Verurtheilten hierdurch lange Frist gewinnen.

Der Zufall nun fügte es, wie ich schon gesagt, daß die Bekränzung des Schiffes einen Tag vorher geschah, ehe Sokrates verurtheilt worden, und darum verstrich eine so geraume Zeit zwischen seiner Verurtheilung und seinem Tode.

Echekrates.

Aber den letzten Tag, Phädon, wie ging es da? Was hat er gesprochen? was hat er gethan? Welche Freunde waren in der Todesstunde bei ihm? oder wollten die Archonten niemanden zu ihm lassen? und verschied er, ohne einen Freund um sich zu haben?

Phädon.

Keinesweges! es waren ihrer viele zugegen.

Echekrates.

Entschließe dich immer, lieber Phädon, uns alles umständlich zu erzählen, wenn dich keine Geschäfte abhalten.

Phädon.

Ich habe Muße, und werde euch suchen, Genüge zu leisten. Mir ist nichts angenehmer als meines Sokrates mich zu erinnern, von ihm zu reden oder reden zu hören.

Echekrates.

Und deine Zuhörer, Phädon, sind der nämlichen Gesinnung. Erzähle also alles, so genau und so umständlich, als es dir möglich ist.

Phädon.

Ich war zugegen, Freund, aber mir war wunderbar zu Muthe. Ich fühlte kein Mitleid, kein solches Beklemmen, als wir zu empfinden pflegen, wenn ein Freund in unsern Armen erblaßt. Der Mann schien mir glückselig, beneidenswerth, Echekrates! So sanft, so ruhig war sein Betragen in der Todesstunde, so gelassen waren seine letzten Worte, sein Thun dünkte mich, nicht wie eines Menschen, der vor seiner Zeit zu den Schatten des Orkus hinunter wandelt, sondern wie eines Unsterblichen, der versichert ist, da, wo er hinkömmt, so glückselig zu sein, als je einer gewesen. Wie konnte ich also die bangen Empfindungen haben, mit welchen der Anblick eines gemeinen Sterbenden unser Gemüth zu verwunden pflegt? — Gleichwohl hatten die philosophischen Unterredungen unsers Lehrers damals die reine Wollust nicht, die wir von ihnen gewohnt waren. Wir empfanden eine seltsame, nie gefühlte Mischung von Lust und Bitterkeit; denn das Vergnügen ward beständig von der nagenden Empfindung unterbrochen: Bald werden wir ihn auf ewig verlieren!

Wir Anwesenden befanden uns alle in diesem sonderbaren Gemüthszustande, und die entgegengesetzten Wirkungen desselben zeigten sich gar bald eben so sonderbar auf unsern Gesichtern. Man sah uns jetzt lachen, jetzt Thränen vergießen, und öfters zugleich ein Lächeln um die Lippen und heiße Zähren in den Augen. Jedoch übertraf Apollodorus hierin uns alle. Du kennst ihn, und sein weichmüthiges Wesen.

Echekrates.

Wie sollte ich ihn nicht kennen?

Phädon.

Dieser machte die seltsamsten Bewegungen. Er empfand alles weit feuriger, war entzückt, wo wir lächelten, und wo uns die Augen wie bethauet waren, da schwamm er in Zähren. Wir wurden durch ihn fast mehr gerührt, als durch den Anblick unsers sterbenden Freundes.

Echekrates.

Wer waren denn die Anwesenden alle?

Phädon.

Von den hiesigen Stadtleuten: Apollodorus, Kritobulus und sein Vater Kriton, Hermogenes, Epigenes, Aeschines, Anthistenes, Ktesippus Menexenus, und noch einige andere. Plato, glaube ich, war krank.

Echekrates.

Waren auch Fremde zugegen?

Phädon.

Ja! aus Theben: Simmias, Cebes und Phädondes; und aus Megara: Euklides und Terpsion.

Echekrates.

Wie? waren denn Aristippus und Kleombrotus nicht da?

Phädon.

Nein! diese sollen sich damals zu Aegina aufgehalten haben.

Echekrates.

Sonst war also niemand dabei?

Phädon.

Ich weiß mich auf keinen mehr zu besinnen.

Echekrates.

Nun, mein Lieber! was für Unterredungen sind dabei vorgefallen?

Phädon.

Ich werde dir alles vom Anfange bis zum Ende erzählen. Wir waren gewohnt, so lange Sokrates im Gefängnisse saß, ihn täglich zu besuchen. Wir pflegten zu diesem Ende in der Gerichtsstube zusammen zu kommen, in welcher das Urtheil über ihn gesprochen worden (denn diese ist sehr nahe am Gefängnisse), und da uns so lange mit Gesprächen zu unterhalten, bis die Kerkerthür aufgethan ward, welches denn gewöhnlich nicht sehr früh geschah. Sobald diese aufging, begaben wir uns zum Sokrates, und brachten mehrentheils den ganzen Tag bei ihm zu. Den letzten Morgen fanden wir uns früher als gewöhnlich ein: denn wir erfuhren Abends vorher, als wir nach Hause gingen, daß das Schiff von Delos angekommen sei, und beschlossen, das letztemal uns so früh als möglich einzustellen.

Als wir zusammen waren, kam uns der Schließer, der die Kerkerthür zu öffnen pflegte, entgegen, bat uns, zu verziehen, und nicht hinein zu gehen, bis er rufen würde. Denn die Eilf Männer, sprach er, nehmen jetzt dem Sokrates die Fesseln ab, und melden ihm, daß er heute sterben müsse. Nicht lange

hernach kam er, uns zu rufen. Als wir hinein gingen, fanden wir den so eben losgebundenen Sokrates auf dem Bette liegen; Xanthippe, du kennest sie, saß neben ihm in stiller Betrübniß, und hielt ihr Kind auf dem Schooße. Als sie uns erblickte, fing sie an, nach Weiberart, überlaut zu jammern. Ach! Sokrates! dich sehen heute deine Freunde, und du sie zum letztenmale! und ein Strom von Thränen folgte auf diese Worte. Sokrates wendete sich zum Kriton und sprach: Freund! laß sie nach Hause bringen. — Kritons Bediente führten sie hinweg: sie ging und heulte, und zerschlug sich jämmerlich die Brust.

Wir standen wie betäubt. Endlich richtete sich Sokrates im Bette auf, krümmete das Bein, das vorhin gefesselt war, und indem er dasselbe mit der Hand rieb, sprach er: O meine Freunde, welch' ein seltsames Ding scheinet das zu sein, was die Menschen Angenehm nennen! wie wunderbar! Dem ersten Anblick nach ist es dem Unangenehmen entgegen gesetzt, indem keine Sache dem Menschen zu gleicher Zeit angenehm und unangenehm sein kann: und dennoch kann niemand eine von diesen Empfindungen durch die Sinne erlangen, ohne unmittelbar daraus die entgegengesetzte zu fühlen, als wenn sie an beiden Enden aneinander befestigt wären. Hätte Aesopus dieses bemerkt, fuhr er fort, so hätte er vielleicht folgende Fabel gedichtet. „Die Götter wollten die streitenden Empfindungen mit einander vereinigen; als aber dieses sich nicht thun ließ, knüpften sie dieselben an beiden Enden zusammen, und seit der Zeit folgen sie sich einander beständig auf dem Fuße nach.“ So ergeht es mir auch itzt. Die Fesseln hatten mir Schmerzen verursacht, und itzt, da sie hinweg sind, folgt die angenehme Empfindung nach.

Beim Jupiter, ergriff Cebes das Wort: Gut, daß du mich erinnerst, Sokrates! Du sollst, wie man sagt, hier im Gefängnisse einige Gedichte verfertigt, nämlich Aesopische Fabeln poetisch aufgeführt, und eine Hymne an den Apollo aufgesetzt haben. Nun fragen mich viele, hauptsächlich der Dichter Evenus: was dich hier auf die Gedanken gebracht, Gedichte zu verfertigen, da du doch solches vorher niemals gethan? Soll ich dem Evenus Bescheid geben, wenn er mich wieder fragt (und fragen wird es gewiß): so sage mir, was ich ihm antworten soll.

Sage ihm, o Cebes: erwiederte Sokrates, nichts als die Wahrheit; daß ich diese Gedichte keinesweges in der Absicht verfertigt, ihm in der Dichtkunst den Rang abzulaufen; denn ich weiß, wie schwer dieses ist; sondern bloß um eines Traumes willen, dem ich mir vorgenommen, in allen möglichen Bedeutungen nachzuleben und daher auch in dieser Art von Musik, in der Dichtkunst, meine Kräfte zu versuchen. Die Sache verhält sich aber folgendergestalt. Ich hatte in vergangenen Zeiten sehr oft einen Traum, der mir unter vielerlei Gestalt erschien, aber immer eben denselben Befehl gab: Sokrates, befleißige dich der Musik und übe sie aus! Bisher hielt ich diese Ermahnung blos für eine Aufmunterung und Anfrischung, wie man sie den Wettläufern nachzurufen pflegt. Der Traum, dachte ich, will mir nichts neues zu thun befehlen, denn die Weltweisheit ist ja die vortrefflichste Musik, und dieser habe ich mich stets beflissen; er will also blos meinen Eifer, meine Liebe zur Weisheit anfeuern, damit sie nicht erkalte. Nunmehr aber, nachdem das Urtheil über mich gesprochen worden, und das Fest des Apollo meinen Tod eine Zeitlang aufgeschoben, kam mir der Gedanke ein: ob mir nicht vielleicht befohlen würde, der gemeinen Musik obzuliegen, und ich hatte Muße genug, diesen Gedanken nicht fruchtlos verschwinden zu lassen. Ich machte den Anfang mit einem Lobgesange auf den Gott, dessen Fest damals gefeiert ward. Allein mir fiel nachher bei, daß, wer Poet sein will, Erdichtungen, und nicht Vernunftsätze behandeln müsse, daß aber ein Lobgesang keine Erdichtungen enthalte. Da ich nun selbst keine Gabe zu dichten besitze; so bediente ich mich der Erfindungen Anderer, und brachte einige Fabeln des Aesopus, die mir zuerst vor die Hand kamen, in Verse. — Dieses kannst du, mein Cebes, dem Evenus antworten. Entbiete ihm auch meinen Gruß, und wenn er weise ist, so mag er mir bald folgen. Ich werde, allem Ansehen nach, auf Befehl der Athenienser noch heute abreisen.

Und dieses wünschest du dem Evenus? fragte Simmias. Ich kenne diesen Mann sehr gut, und soviel ich von ihm urtheilen kann, dürfte er dir für diesen Wunsch schlechten Dank wissen. — Wie? versetzte jener: ist denn Evenus kein Weltweiser? Mich dünkt, ja, sprach Simmias. Nun so wird er mir gewiß gerne folgen, erwiederte Sokrates; er, und jedermann, der diesen Namen verdient. Er wird zwar nicht selbst Hand an sich legen; denn dieses ist unerlaubt, wie einem jeden bekannt ist. — Indem er dieses sagte, ließ er beide Füße vom Bette auf die Erde herab, um in dieser Stellung die Unterredung fortzusetzen. Cebes fragte: Wie ist dieses zu verstehen, Sokrates? Es ist nicht erlaubt, sagst du, sich selbst zu entleiben; und dennoch soll jeder Weltweise einem Sterbenden gerne nachfolgen?

Wie? Cebes! sprach Sokrates: du und Simmias, Ihr habet beide den Weltweisen Philolaus gehört; hat er denn euch niemals hievon etwas gesagt?

Nichts Ausführliches, mein Sokrates!

Nun gut! Ich habe verschiedenes von der Sache gehört, und will euch solches gerne mittheilen. Mich dünkt, wer reisen will, habe Ursache, sich nach der Beschaffenheit des Landes, wohin er zu kommen gedenkt, wohl zu erkundigen, um sich einen richtigen Begriff davon zu machen. Diese Unterredung ist also meinen jetzigen Umständen angemessen, und was könnte man auch den heutigen Tag bis Sonnenuntergang Wichtigeres vornehmen?

Wodurch beweist man, fragte Cebes, daß der Selbstmord unerlaubt sei? Philolaus und andre Lehrer haben mir zwar vielfältig eingeschärft, daß er verboten sei, aber mehr hat mir niemand davon beigebracht.

Wohlan! laß uns versuchen, ob wir nicht ein mehreres davon herausbringen können. Was meinst du, Cebes? Ich behaupte, daß der Selbstmord schlechterdings in allen möglichen Umständen unerlaubt sei. Wir wissen, es giebt Leute, für welche es besser wäre, gestorben zu sein, als zu leben. Nun dürfte es dich befremden, daß die Heiligkeit der Sitten auch von diesen Unglücklichen fordern sollte, sich nicht selbst wohl zu thun, sondern eine andere wohlthätige Hand abzuwarten.

Das mag eine Stimme vom Jupiter erklären! antwortete Cebes lächelnd.

Und gleichwohl ist es so schwer nicht, diese anscheinende Ungereimtheit durch Gründe zu tilgen. Was man in den Geheimnissen zu sagen pflegt, daß wir Menschen hienieden wie die Schildwachen ausgestellt wären, und also unsere Posten nicht verlassen dürften, bis wir abgelöset würden, ist zwar nicht ohne Grund, dürfte aber so leicht nicht begriffen werden. Allein ich habe einige Vernunftgründe, die nicht schwer zu fassen sind. Ich glaube als ausgemacht voraussetzen zu können: die Götter (laße mich jetzt sagen Gott; denn wen habe ich zu scheuen?) Gott ist unser Eigenthumsherr, wir sind sein Eigenthum, und seine Vorsehung besorgt unser Bestes. Sind diese Sätze nicht deutlich?

Sehr deutlich, sprach Cebes.

Ein Leibeigener, der unter der Vorsorge eines gütigen Herrn stehet, handelt sträflich, wenn er sich den Absichten desselben widersetzt. Nicht?

Allerdings!

Vielmehr, wenn ein Funke von Rechtschaffenheit in seinem Busen glimmt, muß es ihm eine wahre Freude sein, die Wünsche seines Gebieters durch sich erfüllt zu sehen; und um so mehr, wenn er von der Gesinnung seines Herrn überzeugt ist, daß sein eigenes Beste an diesen Wünschen Theil hat.

Unvergleichlich! mein Sokrates!

Aber wie, Cebes? Als der unerschaffene Werkmeister den künstlichen Bau des menschlichen Leibes wirkte, und ein vernünftiges Wesen hinein setzte, hatte er da böse oder gute Absichten?

Ohne Zweifel gute.

Denn er müßte sein Wesen, die selbstständige Güte verleugnen, wenn er mit seinem Thun und Lassen böse Absichten verknüpfen könnte; und was ist ein Gott, der sein Wesen verleugnen kann?

Ein Unding, Sokrates; ein fabelhafter Gott, dem das leichtgläubige Volk wandelbare Gestalten andichtet. Ich erinnere mich der Gründe gar wohl, mit welchen du bei einer andern Gelegenheit diesen lästerlichen Irrthum bestrittest.

Derselbe Gott, Cebes! der den Leib gebauet, hat ihn auch mit Kräften ausgerüstet, die ihn stärken, erhalten und vor allzufrühem Untergange bewahren. Wollen wir auch diesen Erhaltungskräften höchst gütige Absichten zum Ziele setzen?

Wie könnten wir anders?

Als treugesinnten Leibeigenen also muß es uns eine heilige Pflicht sein, die Absichten unsers Eigenthumsherren zu ihrer Reife gedeihen zu lassen, sie nicht gewaltsamer Weise in ihrem Laufe zu hemmen, sondern vielmehr alle unsere freiwilligen Handlungen mit denselben auf das vollkommenste übereinstimmen zu lassen.

Darum habe ich gesagt, mein lieber Cebes, daß die Weltweisheit die trefflichste Musik sei: denn sie lehrt uns, unsere Gedanken und Handlungen so einzurichten, daß sie, so viel uns möglich ist, mit den Absichten des allerhöchsten Eigenthumsherrn vollkommen übereinstimmen. Ist nun die Musik eine Wissenschaft, das Schwache mit dem Starken, das Rauhe mit dem Sanften, und das Unangenehme mit dem Angenehmen in eine Harmonie zu bringen: so kann gewiß keine Musik herrlicher und vor-

trefflicher sein, als die Weltweisheit, die uns lehret, nicht nur unsere Gedanken und Handlungen unter sich, sondern auch die Handlungen des Endlichen mit den Absichten des Unendlichen, und die Gedanken des Erdbewohners mit den Gedanken des Allwissenden in eine große und wundervolle Harmonie zu stimmen. — O Cebes! und der verwegene Sterbliche sollte sich erdreisten, diese entzückende Harmonie zu zerstören?

Er würde den Abscheu der Götter und Menschen verdienen, mein geliebtester Sokrates!

Sage mir aber auch dieses, mein Trauter? Sind die Kräfte der Natur nicht Diener der Gottheit, die ihre Befehle vollstrecken?

Allerdings!

Sie sind also auch Wahrsager, die uns den Willen und die Absichten der Gottheit weit richtiger verkündigen, als die Eingeweide der Schlachtopfer; denn das ist unstreitig ein Rathschluß des Allerhöchsten, wohin die von ihm erschaffenen Kräfte abzielen. Nicht?

Wer kann dieses leugnen?

So lange uns also diese Wahrsager andeuten, daß die Erhaltung unsers Lebens zu den Absichten Gottes gehöre, sind wir verpflichtet, unsere freien Handlungen denselben gemäß einzurichten, und haben weder Fug noch Recht, den Erhaltungskräften unserer Natur Gewalt entgegenzusetzen, und die Diener der obersten Weisheit in ihrer Verrichtung zu stören. Diese Schuldigkeit liegt uns so lange ob, bis Gott uns durch eben dieselben Wahrsager den ausdrücklichen Befehl zuschickt, dieses Leben zu verlassen, so wie er ihn mir heute zugeschickt hat.

Ich bin völlig überzeugt, sprach Cebes. Allein nun begreife ich um viel weniger, mein lieber Sokrates; wie du vorhin hast sagen können, ein jeder Weltweiser müsse einem Sterbenden gerne folgen wollen. Ist dieses wahr, was du itzt behauptest, daß wir ein Eigenthum Gottes sind, und daß derselbe unser Bestes besorget, so scheint jener Satz ungereimt. Wie? soll ein vernünftiger Mann sich nicht betrüben, wenn er die Dienste eines Oberherrn verlassen muß, der sein bester und gütigster Versorger ist? Und wenn er auch hoffen könnte, durch den Tod frei, und sein eigener Herr zu werden: wie kann der unverständige Mündel sich schmeicheln, unter seiner eigenen Anführung besser zu stehen, als unter der Anführung des allerweisesten Vormundes? Ich sollte meinen, es sei vielmehr ein großer Unverstand, wenn man sich durchaus in Freiheit setzen, und auch den besten Oberherrn nicht über sich leiden will. Wer Vernunft besitzt, wird sich allezeit mit Vergnügen der Aufsicht eines Andern unterwerfen, dem er bessere Einsichten zutrauet als sich selbst. Ich würde also gerade das Gegentheil von deiner Meinung herausbringen. Der Weise, würde ich sagen, müsse sich betrüben, der Thor aber freuen, wenn er sterben soll.

Sokrates hörte ihm aufmerksam zu, und schien sich an seiner Scharfsinnigkeit zu ergötzen. Sodann kehrte er sich zu uns, und sprach: Cebes kann schon einem zu schaffen machen, der wider ihn etwas behaupten will. Er hat beständig Ausflüchte.

Allein diesesmal, sprach Simmias, scheinet Cebes nicht Unrecht zu haben, mein lieber Sokrates! In der That, wodurch kann ein Weiser bewogen werden, sich ohne Mißvergnügen der gütigen Vorsorge des allweisesten Aufsehers zu entziehen? — Und wo mir recht ist, Sokrates, so zielet Cebes mit seinen Einwürfen eigentlich wider deine itzige Aufführung, der du so gelassen, so willig, nicht nur uns alle verlässest, denen dein Tod so schmerzlich fällt, sondern dich auch der Aufsicht und Vorsorge eines solchen Beherrschers entäußerst, den du uns als das weiseste und gütigste Wesen zu verehren gelehrt hast.

So? sprach Sokrates: man hat mich angeklaget, wie ich höre? Ich werde mich also förmlich vertheidigen müssen?

Allerdings! sprach Simmias.

Gut! versetzte Sokrates: ich will mich bemühen, meine jetzige Schutzrede besser einzurichten, als die, welche ich vor meinen Richtern gehalten habe.

Höre, Simmias! und du, Cebes! hälte ich nicht Hoffnung, da, wo ich hinkomme, erstlich immer noch unter demselben gütigsten Versorger zu stehen, und zweitens die Seelen der Verstorbenen anzutreffen, deren Umgang aller Freundschaft hienieden vorzuziehen ist: so wäre es freilich eine Thorheit, den Tod so wenig zu achten, und ihm willig in die Arme zu rennen. So aber habe ich die allertröstlichsten Hoffnungen, daß mir beides nicht entgehen wird. Das letztere aber getraue ich mir nicht mit aller Gewißheit zu behaupten; aber daß die Vorsehung Gottes auch noch über mich walten werde, dieses, Freunde! behaupte ich so zuversichtlich, so gewiß, als ich in meinem Leben etwas behauptet habe. Darum betrübt es mich auch nicht, daß ich verscheiden soll; denn ich weiß, daß mit dem Tode noch nicht alles für uns aus ist. Es folgt ein anderes Leben, und zwar ein solches, das, wie die alte Sage versichert, für Tugendhafte weit glückseliger sein wird als für Lasterhafte.

Wie das? sprach Simmias, mein lieber Sokrates! willst du diese heilsame Versicherung im Innersten deiner Seele verschlossen mitnehmen? oder auch uns eine Lehre gönnen, die so viel Tröstliches hat? Es ist billig, seinen Freunden ein so herrliches Gut mitzutheilen, und wenn du von deiner Meinung überzeugst, so ist auch deine Schutzrede fertig.

Ich will es versuchen, versetzte er. Doch laßt uns erst den Kriton hören, der schon lange etwas sagen zu wollen scheint.

Ich? nichts, mein Lieber! erwiederte Kriton. Nur der Mann hier, der dir das Gift bringen soll, läßt mir keine Ruhe; ich soll dich bitten, nicht so viel zu reden. Man erhitzt sich so sehr, spricht er, und dann wirkt der Trank so gut nicht. Er hätte schon öfters einen zweiten oder dritten Gifttrank bereiten müssen, für Leute, die sich das Reden nicht hätten verwehren lassen.

Laß ihn, im Namen der Götter! sprach Sokrates, hingehen und sein Amt versehen. Er halte den zweiten Gifttrank bereit, oder den dritten, wenn er meint.

Diese Antwort hatte ich vermuthet, sprach Kriton; allein der Mensch will nicht ablassen.

O laß ihn! versetzte Sokrates. Ich habe hier meinen Richtern Rechenschaft zu geben, warum ein Mensch, der in der Liebe zur Weisheit grau geworden, in den letzten Stunden fröhlichen Muths sein müsse, indem er sich nach dem Tode die größte Seligkeit zu versprechen hat. Mit welchem Grunde, Simmias und Cebes, ich dieses behaupte, will ich zu erklären suchen. —

Das, meine Freunde, wissen vielleicht die Wenigsten, daß, wer sich der Liebe zur Weisheit wahrhaftig ergeben, seine ganze Lebenszeit dazu anwendet, mit dem Tode vertrauter zu werden, sterben zu lernen. Ist aber dieses: welch eine Ungereimtheit wäre es nicht, in seinem ganzen Leben, alle Wünsche, alle Bemühungen nach einem einzigen Ziele zu lenken, und sich doch zu betrüben, wenn das längst erwünschte Ziel endlich erreicht wird.

Simmias lachte. Bei'm Jupiter! sprach er, Sokrates, ich muß lachen, so wenig ich auch dazu aufgelegt bin. Was du hier sagst, dürfte das Volk nicht so leicht befremden, als du meinst. Das hiesige insbesondere könnte dir sagen, wie sie gar wohl wüßten, daß die Weltweisen sterben lernen wollten, daher sie ihnen auch das widerfahren ließen, was sie verdienten und wonach sie sich sehnten.

Ich würde ihnen alles einräumen, Simmias, nur das nicht, daß sie es einsehen. Sie wissen nicht, was der Tod ist, nach dem die Weltweisen sich sehnen, und in wie weit sie ihn verdienen. Doch was gehen uns jene an? Ich rede jetzt mit meinen Freunden.

Ist der Tod nicht etwas, das sich beschreiben und erklären läßt?

Freilich, versetzte Simmias.

Ist er aber etwas anders als eine Trennung des Leibes und der Seele? Sterben nämlich, heißt dies nicht, wenn die Seele den Leib und der Leib die Seele dergestalt verläßt, daß sie keine Gemeinschaft untereinander mehr haben, und jedes für sich bleibt? Oder weißt du deutlicher anzuzeigen, was der Tod sei?

Nein! mein Lieber!

Ueberlege einmal, Freund! ob es dir auch so vorkommt, wie mir. Was meinst du? Wird der wahre Liebhaber der Weisheit den sogenannten Wollüsten nachhangen und nach köstlichen Speisen und Getränken so sonderlich streben?

Nichts weniger, antwortete Simmias.

Wird er der Liebe ergeben sein?

Eben so wenig!

Und in Ansehung der übrigen Leibesbequemlichkeiten? Wird er z. B. in seinen Kleidern auf Pracht und Ueppigkeit sehen, oder wird er sich mit dem Nothwendigen begnügen, und das Ueberflüssige nicht achten?

Was man entbehren kann, sprach jener, macht dem Weisen keine Sorgen.

Wollen wir nicht überhaupt sagen, fuhr Sokrates fort, der Weltweise sucht sich aller unnöthigen Leibessorgen zu entschlagen, um mit mehrerer Achtsamkeit der Seele warten zu können.

Warum nicht?

Er unterscheidet sich also schon hierin von den übrigen Menschen, daß er sein Gemüth nicht ganz von den Leibesangelegenheiten fesseln läßt, sondern seine Seele zum Theil der Gemeinschaft des Leibes zu entwöhnen sucht.

Es scheint so.

Der größte Haufe der Menschen, o Simmias! wird dir sagen, daß der nicht zu leben verdiene, wer die Annehmlichkeiten des Lebens nicht genießen will. Das nennen sie, sich nach dem Tode sehnen, wenn man dem sinnlichen Wohlleben absagt und sich aller fleischlichen Wollust enthält.

Dies ist die Wahrheit, Sokrates!

Ich gehe weiter. Hindert der Körper nicht öfters den Weisheitsliebenden im Nachdenken, und wird er sich sonderlichen Fortgang in der Weisheit versprechen können, wenn er sich nicht von den sinnlichen Gegenständen zu erheben gelernt hat? — Ich



erkläre mich. — Die Eindrücke des Gesichts und des Gehörs sind, so wie sie uns von den Gegenständen zugeschickt werden, blos einzelne Empfindungen, noch keine Wahrheiten; denn diese müssen erst mit dem Verstande aus ihnen gezogen werden. Nicht?

Allerdings!

Auch als einzelne Empfindungen ist ihnen nicht völlig zu trauen, und die Dichter singen mit Recht: die Sinne täuschen und begreifen nichts deutlich. Was wir hören und sehen, ist voller Verwirrung und Dunkelheit. Können uns aber diese beiden Sinne keine deutlichen Einsichten gewähren, so wird der übrigen, weit undeutlicheren Sinne gar nicht zu gedenken sein.

Freilich nicht.

Wie muß es nun die Seele anfangen, wenn sie zur Wahrheit gelangen will? Wenn sie sich auf die Sinne verläßt, so ist sie betrogen.

Richtig!

Sie muß also nachdenken, urtheilen, schließen, erfinden; um durch diese Mittel, so viel möglich, in das wahre Wesen der Dinge einzudringen.

Ja!

Aber wann geht das Nachdenken am besten von statten? Mich dünkt, wenn wir uns gleichsam nicht fühlen, wenn weder Gesicht noch Gehör, weder angenehme noch unangenehme Empfindungen uns an uns selbst erinnern. Alsdann zieht die Seele ihre Aufmerksamkeit von dem Körper ab, verläßt, so viel sie kann, seine Gesellschaft, um, in sich gesammelt, nicht den Sinnenschein, sondern das Wesen, nicht die Eindrücke, wie sie uns zugeführt werden, sondern das, was sie Wahres enthalten, zu betrachten.

Abermals eine Gelegenheit, bei welcher die Seele des Weisen den Leib zu meiden, und sich, so viel sie kann, von ihm zu entfernen suchen muß.

Allem Ansehen nach!

Um die Sache noch deutlicher zu machen; Ist die allerhöchste Vollkommenheit ein bloßer Gedanke, ohne äußerlichen Gegenstand, oder bedeutet es ein wirkliches Wesen, das außer uns vorhanden ist?

Freilich ein wirkliches, außer uns vorhandenes, schrankenloses Wesen, dem das Dasein vorzugsweise zukommen muß, mein Sokrates!

Und die allerhöchste Güte, und die allerhöchste Weisheit? Sind diese auch etwas Wirkliches?

Bei'm Jupiter, ja! Es sind unzertrennliche Eigenschaften des allervollkommensten Wesens, ohne welches jenes nicht da sein kann.

Wer hat uns aber dieses Wesen kennen gelehrt? Mit den Augen des Leibes haben wir es doch nie gesehen?

Gewiß nicht!

Wir haben es auch nicht gehört, nicht gefühlt, kein äußerlicher Sinn hat uns je einen Begriff von Weisheit, von Güte, Vollkommenheit, Schönheit, Denkvermögen, u. s. w. zugeführt; und dennoch wissen wir, daß diese Dinge außer uns wirklich sind, in dem allerhöchsten Grade wirklich sind. Kann uns Niemand erklären, wie wir auf diese Begriffe gekommen sind?

Simmias sprach: die Stimme Jupiters, geliebter Sokrates: Ich werde mich abermals auf dieselbe berufen.

Wie? meine Freunde! wenn wir in jenem Zimmer eine vortreffliche Flötenstimme hörten, würden wir nicht hinlaufen, den Flötenspieler zu kennen, der unser Ohr so sehr zu entzücken weiß?

Vielleicht jetzo nicht, lächelte Simmias, da wir hier die vortrefflichste Musik hören.

Wenn wir ein Gemälde betrachten, fuhr Sokrates fort, so wünschen wir die Meisterhand zu kennen, die es verfertigt hat. Nun liegt in uns selbst das allervortrefflichste Bild, das Götteraugen und Menschenaugen jemals gesehen, das Bild der allerhöchsten Vollkommenheit, Güte, Weisheit Schönheit u. s. f.; und wir haben uns noch nie nach dem Maler erkundigt, der diese Bilder hineingezeichnet?

Cebes erwiederte: Ich erinnere mich einst vom Philolaus eine Erklärung gehört zu haben, die der Sache vielleicht Genüge thut.

Will Cebes seine Freunde, versetzte Sokrates, nicht an der Hinterlassenschaft des glückseligen Philolaus Theil nehmen lassen?

Wenn diese, sprach Cebes, die Erklärung nicht lieber von einem Sokrates hören möchten. Doch es sei! — Alle Begriffe von unkörperlichen Dingen, sprach Philolaus, hat die Seele nicht von den äußern Sinnen, sondern durch sich selbst erlangt, indem sie ihre eigenen Wirkungen beobachtet und dadurch ihr eigenes Wesen und ihre Eigenschaften kennen lernt. Dieses deutlicher zu machen, habe ich ihn oft eine Erdichtung hinzusetzen hören: Laßt uns vom Homer, pflegte er zu sagen, die beiden Tonnen entlehnen, die in dem Vorsaale Jupiters liegen *), aber zugleich uns die Freiheit ausbitten, sie nicht mit Glück und Unglück, sondern die zur Rechten mit wahrem Wesen, und die zur Linken mit Mangel und Unwesen anzufüllen. So oft die Allmacht Jupiters einen Geist hervorbringen will, so schöpft er aus diesen beiden Tonnen, wirft einen Blick auf das ewige Schicksal, und bereitet, nach dessen Maßgebung, eine Mischung von Wesen und Mangel, welche die völlige Grundanlage des künftigen Geistes enthält. Daher findet sich zwischen allen Arten von geistigen Wesen eine bewundernswürdige Aehnlichkeit; denn sie sind alle aus eben den Tonnen geschöpft, und nur in der Mischung unterschieden. Wenn also unsere Seele, welche gleichfalls nichts anders ist, als eine Mischung von Wesen und Mangel, sich selbst beobachtet, so erlangt sie einen Begriff von dem Wesen der Geister und Unvermögen, Vollkommenheit und Unvollkommenheit, von Verstand, Weisheit, Kraft, Absicht, Schönheit, Gerechtigkeit und tausend andern unkörperlichen Dingen, über welche sie die äußern Sinne in der tiefsten Unwissenheit lassen würden.

Wie unvergleichlich! versetzte Sokrates. Siehe, Cebes! du besitzest einen solchen Schatz, und wolltest mich sterben lassen, ohne mir denselben einmal zu zeigen! — Doch laß sehen, wie wir ihn noch vor dem Tode genießen mögen. Philolaus sagt also: die Seele erkennet ihre Nebengeister, indem sie sich selbst beobachtet. Nicht?

Ja!

Und sie erlangt Begriffe von unkörperlichen Dingen, indem sie ihre eignen Fähigkeiten auseinander setzt, und jeder, um sie deutlicher unterscheiden zu können, einen besondern Namen giebt?

Allerdings.

Wenn sie aber ein höheres Wesen, als sie selbst ist, einen Dämon z. B., sich denken will, wer wird ihr die Begriffe dazu hergeben?

Cebes schwieg; und Sokrates fuhr fort: Habe ich die Meinung des Philolaus anders recht begriffen, so kann sich die Seele zwar niemals von einem höhern Wesen als sie selbst ist, oder nur von einer höhern Fähigkeit als sie selbst besitzt, einen der Sache gemäßen Begriff machen; allein sie kann gar wohl überhaupt die Möglichkeit eines Dinges begreifen, dem mehr Wesen und weniger Mangel zu Theil geworden als ihr selbst, das heißt, welches vollkommner ist als sie; oder hast du es vielleicht von Philolaus anders gehört?

Nein!

Und von dem allerhöchsten Wesen, von der allerhöchsten Vollkommenheit hat sie auch nicht mehr als diesen Schimmer einer Vorstellung. Sie kann das Wesen desselben nicht in seinem ganzen Umfange begreifen **); aber sie denkt ihr eigenes Wesen, das, was sie Wahres, Gutes und Vollkommenes hat, trennt es in Gedanken von dem Mangel und Unwesen, mit welchem es in ihr vermischt ist, und geräth dadurch auf den Begriff eines Dinges, das lauter Wesen, lauter Wahrheit, lauter Güte und Vollkommenheit ist. —

Apollodorus, der bisher alle Worte des Sokrates leise nachgesprochen hatte, gerieth hier in Entzückung, und wiederholte laut: das lauter Wesen, lauter Wahrheit, lauter Güte, lauter Vollkommenheit ist.

*) Ilias XXIV. 527.

**) Einige Weltweise wollen uns durch die Betrachtung demüthigen, daß wir von Gott nicht wissen, was er ist; sondern was er nicht ist; und stellen durch eine unmerkliche Verdrehung die Sache so vor, als wenn wir von Gott und seinen Eigenschaften gar nichts wüßten. Nun ist es nicht zu leugnen, daß wir von dem wahren Begriffe einer Sache noch weit entfernt sein können, wenn wir auch wissen, daß sie dieses oder jenes nicht sei. Allein, wie oft ist nicht schon mit Grunde angemerkt worden, daß wir dem vollkommensten Wesen nur Mängel und Einschränkungen absprechen, und diese Art von Verneinungen den Werth wahrer Bejahungen habe? Daß wir zuweilen für gut finden, die Eigenschaften Gottes verneinungsweise auszudrücken, ist eigentlich dem Ursprung unserer Begriffe von Gott zuzuschreiben, als welche die Verneinung unserer eigenen Mängel und Schwachheiten zum Grunde haben. Das Wort unveränderlich z. B. ist die Verneinung einer Unvollkommenheit, jedoch im Grunde ein positiver Begriff, nämlich: immer dasselbe; aber wir drücken diesen Begriff verneinungsweise aus, weil wir durch die Verneinung der uns beiwohnenden Veränderlichkeit darauf gekommen sind. In diesem Verstande ist also der angeführte Satz ungegründet; denn unsere Begriffe von Gott zeigen nicht an, was Gott nicht ist, sondern, was ihm nicht fehlt. Will man aber nur so viel sagen, daß wir von den positiven Eigenschaften Gottes keine Anschauung keine selbstgefühlte Vorstellung haben, so wird dieses willig zugegeben, jedoch mit Verzicht auf die Folgen, die mancher aus diesem an sich unschuldigen Satze hat ziehen wollen. Das Wenige, was uns von den göttlichen Eigenschaften bekannt ist, verliert dadurch weder seine Wahrheit noch Gewißheit, weder Leben noch Ueberzeugung. Können wir gleich die Unendlichkeit der göttlichen Vollkommenheiten nie selbst fühlen, so haben wir doch durch die innere Anschauung unserer selbst die Grundlage zu diesen Vollkommenheiten kennen lernen; und diese anschauend erkannte Grundlage, mit der hinzugefügten symbolischen Abänderung der Mängel und Einschränkungen, geben einer Menge von Lehrsätzen und Folgen ihre ausgemachte Gewißheit. Saunderson hatte keine selbstgefühlte Vorstellung vom Lichte; aber die allgemeine Aehnlichkeit des Gesichts mit den übrigen Sinnen machte es möglich, ihm einige Merkmale der Lichtstrahlen durch Worte beizubringen, und die ganze Theorie der Optik, die er seinen Zuhörern aus diesen Grundbegriffen erklärte, war nichts desto weniger unumstößlich.

Und Sokrates fuhr fort: Seht ihr, meine Freunde, wie weit sich der Weisheitsliebende von den Sinnen und ihren Gegenständen entfernen muß, wenn er das begreifen will, was zu begreifen wahre Glückseligkeit ist, das allerhöchste und allervollkommenste Wesen? In dieser Gedankenjagd muß er Augen und Ohren verschließen, Schmerz und Sinnenlust ferne von seiner Achtsamkeit sein lassen, und wenn es möglich wäre, seines Leibes völlig vergessen, um desto einsamer sich ganz auf sein Seelenvermögen und deren innere Wirksamkeit einzuschränken.

Der Leib ist seinem Verstande bei dieser Untersuchung nicht nur ein unnützlicher, sondern auch ein beschwerlicher Gesellschafter; denn jetzt sucht er weder Farbe noch Größe, weder Töne noch Bewegung, sondern ein Ding, das alle mögliche Farben, Größen, Töne und Bewegungen, und, was noch weit mehr ist, alle mögliche Geister, sich auf's deutlichste vorstellet, und in allen ersinnlichen Ordnungen hervorbringen kann. Welch ein unbehülflicher Gefährte der Körper auf dieser Reise!

Wie erhaben! rief Simmias, aber auch wie wahr!

Die wahren Weltweisen, sprach Sokrates, die diese Gründe in Erwägung ziehen, können nicht anders als diese Meinung hegen, und einer zum andern sprechen: Siehe hier ist ein Irrweg, der uns immer vom Ziele weiter wegführt und alle unsere Hoffnungen vereitelt. Wir sind versichert, daß die Erkenntniß der Wahrheit unser einziger Wunsch sei. Aber so lange wir uns hier auf Erden mit dem Leibe schleppen, so lange unsere Seele noch mit dieser irdischen Seuche behaftet ist; können wir uns unmöglich schmeicheln, diesen Wunsch ganz erfüllt zu sehen. Wir sollen die Wahrheit suchen. Leider! läßt uns der Körper wenig Muße zu dieser wichtigen Unternehmung. Heute fordert sein Unterhalt unsere ganze Sorge; morgen fechten ihn Krankheiten an, die uns abermals stören; sodann folgen andere Leibesangelegenheiten, Liebe, Furcht, Begierden, Wünsche, Grillen und Thorheiten, die uns unaufhörlich zerstreuen, die unsere Sinne von einer Eitelkeit zur andern locken, und uns nach dem wahren Gegenstande unserer Wünsche, nach der Weisheit, vergebens schmachten lassen. Wer erregt Krieg, Aufruhr, Streit und Uneinigkeit unter den Menschen? wer anders als der Körper und seine unersättlichen Begierden? Denn die Habsucht ist die Mutter aller Unruhen, und unsere Seele würde niemals nach eigenthümlichen Besitzungen geizen, wenn sie nicht für die hungrigen Begierden ihres Leibes zu sorgen hätte. Solchergestalt sind wir die meiste Zeit beschäftigt, und haben selten Muße zur Weltweisheit. Endlich, erzielt man auch irgend eine müßige Stunde und macht sich bereit die Wahrheit zu umarmen: so steht uns abermals dieser Störer unserer Glückseligkeit, der Leib im Wege, und bietet uns seine Schatten statt der Wahrheit an. Die Sinne halten uns wider unsern Dank ihre Scheinbilder vor, und erfüllen die Seele mit Verwirrung, Dunkelheit, Trägheit und Aberwitz: und sie soll in diesem allgemeinen Aufruhr gründlich nachdenken und die Wahrheit erreichen? Unmöglich! Wir müssen also die seligen Augenblicke abwarten, in welchen Stille von Außen und Ruhe von Innen uns das Glück verschafft, den Leib völlig aus der Acht zu schlagen und mit den Augen des Geistes nach der Wahrheit hinzusehen. Aber wie selten und wie kurz sind auch diese seligen Augenblicke!

Wir sehen ja deutlich daß wir das Ziel unserer Wünsche die Weisheit, nicht eher erreichen werden, als nach unserm Tode; bei'm Leben ist keine Hoffnung dazu. Denn, kann anders die Seele, so lange sie im Leibe wohnt, die Wahrheit nicht deutlich erkennen, so müssen wir eines von beiden setzen: entweder, wir werden sie niemals erkennen; oder, wir werden sie nach unserm Tode erkennen, weil die Seele alsdann den Leib verläßt, und vermuthlich in dem Fortgange zur Weisheit weit weniger aufgehalten wird. Wollen wir uns aber in diesem Leben zu jener seligen Erkenntniß vorbereiten, so müssen wir unterdiß dem Leibe nicht mehr gewähren, als was die Nothwendigkeit erfordert; wir müssen uns seiner Begierden und Lüste enthalten, und uns, so oft als möglich, im Nachdenken üben, bis es dem Allerhöchsten gefallen wird, uns in Freiheit zu setzen. Alsdann können wir hoffen, von den Thorheiten des Leibes befreit, die Quelle der Wahrheit, das allerhöchste und vollkommenste Wesen mit lautern und heiligen Sinnen zu beschauen, indem wir vielleicht Andere neben uns eben dieselbe Glückseligkeit genießen sehen. — Diese Sprache, mein lieber Simmias, dürfen die wahren Wißbegierigen unter einander führen, wenn sie sich von ihren Angelegenheiten besprechen, und diese Meinung müssen sie auch hegen, wie ich glaube; oder dünkt es dich anders?

Nicht anders, mein Sokrates!

Wenn dem so ist, mein Lieber, hat denn ein solcher, der mir heute nachfolget, nicht große Hoffnung, da, wo wir hinkommen, besser als irgendwo, das zu erlangen, wonach er im gegenwärtigen Leben so sehr gerungen?

Allerdings!

Ich kann also heute meine Reise mit guter Hoffnung antreten und jeder Wahrheitsliebende eben so, wenn er bedenkt, daß ihm ohne Reinigung und Vorbereitung kein freier Zutritt zu den Geheimnissen der Weisheit gestattet wird.

Dieses kann nicht geleugnet werden, sprach Simmias.

Diese Reinigung aber ist nichts anders als die Entfernung der Seele von dem Sinnlichen und anhaltende Uebung über das Wesen und die Eigenschaften der Seele selbst Betrachtungen anzustellen, ohne sich darin etwas, das nicht die Seele ist, irren zu lassen, mit Einem Worte: die Bemühung, sowohl in diesem als in dem zukünftigen Leben die Seele von den Fesseln des Leibes zu befreien, damit sie ungehindert sich selbst betrachten, und dadurch zur Erkenntniß der Wahrheit gelangen möge.

Allerdings!

Die Trennung des Leibes von der Seele nennt man den Tod.

Freilich.

Die wahren Liebhaber der Weisheit wenden also alle ersinnliche Mühe an, sich dem Tode, so viel sie können, zu nähern, sterben zu lernen. Nicht?

Es scheint so.

Wäre es nun aber nicht höchst ungereimt, wenn ein Mensch, der in seinem ganzen Leben nichts gelernt als die Kunst zu sterben, wenn ein solcher, sage ich, zuletzt sich betrüben wollte, daß er den Tod sich nahen sieht; wäre es nicht lächerlich?

Unstreitig.

Also, Simmias, muß den wahren Weltweisen der Tod niemals schrecklich, sondern allezeit willkommen sein. Die Gesellschaft des Leibes ist ihnen bei allen Gelegenheiten beschwerlich; denn wofern sie den wahren Endzweck ihres Daseins erfüllen wollen, so müssen sie suchen die Seele vom Leibe zu trennen, und gleichsam in sich selbst zu versammeln. Der Tod ist diese Trennung, die längstgewünschte Befreiung von der Gesellschaft des Leibes. Welche Ungereimtheit also, bei Herannahung desselben zu zittern, sich zu betrüben! Getrost und fröhlich vielmehr müssen wir dahin reisen, wo wir Hoffnung haben, unsere Liebe zu umarmen, ich meine die Weisheit, und des überlästigen Gefährten los zu werden, der uns so vielen Kummer verursacht hat. Wie? gemeine und unwissende Leute, denen der Tod ihre Gebieterinnen, ihre Weiber oder ihre Kinder geraubt, wünschen in ihrer Betrübniß nichts sehnlicher, als die Oberwelt verlassen und zu dem Gegenstande ihrer Liebe oder ihrer Begierden hinabsteigen zu können; und diejenigen, welche gewisse Hoffnung haben, ihre Liebe nirgend in solchem Glanze zu erblicken als in jenem Leben, diese sind voller Angst? diese beben? und treten nicht vielmehr mit Freuden die Reise an? O nein! mein Lieber! nichts ist ungereimter, als ein Weltweiser, der den Tod fürchtet.

Bei'm Jupiter, ganz vortrefflich! rief Simmias.

Zittern und voller Angst sein, wenn der Tod winkt, kann dies nicht für ein untrügliches Kennzeichen genommen werden, daß man nicht die Weisheit, sondern den Leib, das Vermögen, die Ehre oder alle drei zusammen liebe?

Ganz untrüglich.

Wem geziemt die Tugend, die wir Mannhaftigkeit nennen, mehr als den Weltweisen?

Niemandem.

Und die Mäßigkeit, diese Tugend, die in der Fertigkeit besteht, seine Begierden zu bezähmen und in seinem Thun und Lassen eingezogen und sittsam zu sein: wird sie nicht vornehmlich bei dem zu suchen sein, der seinen Leib nicht achtet und blos in der Weltweisheit lebt und webt.

Nothwendig, sprach jener.

Aller übrigen Menschen Mannhaftigkeit und Mäßigkeit wird dir ungereimt scheinen, wenn du sie näher betrachtest.

Wie so? mein Sokrates!

Du weißt, versetzte er, daß die Meisten den Tod für ein sehr großes Uebel halten.

Richtig, sprach er.

Wenn also die sogenannten tapfern und mannhaften Menschen unerschrocken sterben, so geschieht es blos aus Furcht eines noch größern Uebels.

Nicht anders.

Also sind alle Mannhaften außer den Weltweisen blos aus Furcht unerschrocken. Ist aber eine Unerschrockenheit aus Furcht nicht höchst ungereimt?

Dieses ist nicht zu leugnen.

Mit der Mäßigkeit hat es dieselbe Beschaffenheit. Aus Unmäßigkeit leben sie mäßig und enthaltsam. Man sollte dies für unmöglich halten und dennoch trifft es bei dieser unvernünftigen Mäßigkeit völlig ein. Sie enthalten sich gewisser Wollüste, um andere, nach welchen sie gieriger sind, desto ungestörter genießen zu können. Sie werden Herrn über jene, weil sie Knechte dieser sind. Frage sie, sie werden dir freilich sagen: sich von seinen Begierden beherrschen zu lassen, sei Unmäßigkeit; sie selbst aber haben die Herrschaft über gewisse Begierden nicht anders erlangt, als durch die Sclaverei gegen andere, die noch ausge-

lassener sind. Heißt nun dies nicht gewissermaßen aus Unmäßigkeit enthaltsam sein?

Allem Ansehen nach.

O mein theurer Simmias! Wollust gegen Wollust, Schmerz gegen Schmerz und Furcht gegen Furcht vertauschen, gleichsam wie Münze, für ein großes Stück viele kleine einwechseln: dies ist nicht der rechte Weg zur wahren Tugend. Die einzige Münze, die gültig ist, und für welche man alles andere hingeben muß, ist die Weisheit. Mit dieser schafft man sich alle übrige Tugend an: Tapferkeit, Mäßigkeit und Gerechtigkeit. Ueberhaupt bei der Weisheit ist wahre Tugend, wahre Herrschaft über die Begierden, über die Verabscheuungen und über alle Leidenschaften; ohne Weisheit aber erlangt man nichts als einen Tausch der Leidenschaften gegen eine leidige Schattentugend, die dem Laster Sclavendienste thun muß, und an sich selbst nichs Gesundes und Wahres mit sich führt. Die wahre Tugend ist eine Heiligung der Sitten, eine Reinigung des Herzens, kein Tausch der Begierden. Gerechtigkeit, Mäßigkeit, Weisheit sind kein Tausch der Laster gegen einander. Unsere Vorfahren, welche die *Teleten* oder *die vollkommnen Versöhnungsfeste* gestiftet, müssen allem Ansehen nach sehr weise Männer gewesen sein, denn sie haben durch diese Räthsel zu verstehen geben wollen, daß wer unversöhnt und ungeheiligt die Oberwelt verläßt, die härteste Strafe auszustehen habe, der Geläuterte und Versohnte aber nach seinem Tode unter den Göttern wohnen werde. Die mit diesen Versohnungsgeheimnissen umgehen, pflegen zu sagen: *Es giebt viele Thyrsusträger, aber wenig Begeisterte*; und meines Erachtens versteht man unter den Begeisterten diejenigen, die sich der wahren Weisheit gewidmet. Ich habe in meinem Leben nichts gespart, sondern unablässig gestrebt einer von diesen Begeisterten zu sein; ob mein Bemühen fruchtlos gewesen, oder in wie weit mir mein Vorhaben gelungen: werde ich da, wo ich hinkomme, am besten erfahren, und, so Gott will, in kurzer Zeit.

Dieses ist meine Vertheidigung, Simmias und Cebes, warum ich meine besten Freunde hienieden ohne Betrübniß verlasse und bei Herannahung der Todesstunde so wenig zittere. Ich glaube, allda nicht minder edle Freunde und noch ein schöneres Leben zu finden, als ich hier zurücklasse, so wenig auch dieses bei'm gemeinen Haufen sich Glauben erwerben wird.

Hat nun mein jetzige Schutzrede bessern Eingang gefunden als jene, die ich vor den Richtern der Stadt gehalten, so bin ich vollkommen vergnügt. —

Sokrates hatte ausgeredet, und Cebrs ergriff das Wort: Es ist wahr, Sokrates, du hast dich vollkommen gerechtfertigt, Allein, was Du von der *Seele* behauptest, muß Vielen unglaublich scheinen; denn sie halten insgemein dafür, die Seele sei nirgend mehr anzutreffen, sobald sie den Körper verlassen, sondern werde gleich nach dem Tode des Menschen aufgelöst und vernichtet. Sie steige wie ein Hauch, wie ein feiner Dampf aus dem Körper in die obere Luft, allwo sie vergehe und völlig aufhöre zu sein. Könnte es ausgemacht weeden, daß die Seele für sich bestehen kann, und nicht nothwendig mit diesem Leibe verbunden sein muß, so hätten die Hoffnungen, die du dir machtest, nicht geringe Wahrscheinlichkeit; denn sobald es mit uns nach dem Tode besser werden kann, so hat der Tugendhafte auch gegründete Hoffnungen, daß es mit ihm wirklich besser werden wird. Allein die Möglichkeit ist selbst schwer zu begreifen, daß die Seele nach dem Tode noch denken, daß sie noch Willen und Verstandeskräfte haben soll, dieses also mein Sokrates fordert noch einigen Beweis.

Du hast Recht, Cebes, versetzte Sokrates. Allein was ist zu thun? Wollen wir etwa überlegen, ob wir einen Beweis finden können, oder nicht.

Ich bin sehr begierig, speach Cebes, deine Gedanken hierüber zu vernehmen.

Wenigstens kann derjenige, erwiederte Sokrates, der unsere Unterredung hört, und wenn es auch ein Komödienschreiber wäre, mir nicht vorwerfen, ich beschäftigte mich mit Grillen, die weder nützlich noch erheblich sind. Die Untersuchung, die wir jetzt vorhaben, ist vielmehr so wichtig, daß uns jeder Dichter gern erlauben wird, um den Beistand einer Gottheit zu flehen, bevor wir zum Werke schreiten. — Er schwieg, und saß eine Weile in Andacht vertieft; sodann sprach er: Doch, meine Freunde, mit lauterm Herzen die Wahrheit suchen, ist die würdige Anbetung der einzigen Gottheit, die uns Beistand leisten kann. Zur Sache also! Der Tod, o Cebes, ist eine natürliche Veränderung des menschlichen Zustandes; und wir wollen itzt untersuchen, was bei dieser Veränderung sowohl mit dem Leibe des Menschen, als mit seiner Seele vorgehet. Nicht?

Richtig!

Sollte es nicht rathsam sein, erst überhaupt zu erforschen, was eine natürliche Veränderung nicht nur in Ansehung der Menschen, sondern auch der Thiere, Pflanzen und lebenlosen Dinge, hervorzubringen pflegt? Mich dünkt, wir werden auf diese Weise näher zu unserm Endzwecke kommen.

Der Einfall scheint nicht unglücklich, versetzte Cebes; wir müssen also für's erste eine Erklärung suchen, was *Veränderung* sei.

Mich dünkt, sprach Sokrates, wir sagen: ein Ding habe sich verändert, wenn unter zwei entgegengesetzten Bestimmungen, die ihm zukommen können, die eine aufhört, und die andere anfängt wirklich zu sein. Z. B. schön und häßlich, gerecht und ungerecht, gut und böse, Tag und Nacht, Schlafen und Wachen: sind dies nicht entgegengesetzte Bestimmungen, die bei einer und eben derselben Sache möglich sind.

Ja!

Wenn eine Rose welkt und ihre schöne Gestalt verliert: sagen wir alsdann nicht, sie habe sich verändert?

Allerdings.

Und wenn ein ungerechter Mann seine Lebensart verändern will, muß er nicht eine entgegengesetzte annehmen und gerecht werden?

Wie anders?

Auch umgekehrt; wenn durch eine Veränderung etwas entstehen soll, so muß das Widerspiel davon da gewesen sein. So wird es Tag, nachdem es vorhin Nacht gewesen; ein Ding wird schön, groß, schwer, ansehnlich u. s. w., nachdem es vorhin häßlich, klein, leicht, unansehnlich gewesen ist. Nicht?

Eine Veränderung heißt also überhaupt nichts anders, als die Abwechselung der entgegengesetzten Bestimmungen, die an einem Dinge möglich sind. Wollen wir es bei dieser Erklärung bewenden lassen? Cebes scheint noch unentschlossen. —

Eine Kleinigkeit, mein lieber Sokeates! Das Wort *entgegengesetzte* machte mir einiges Bedenken. Ich sollte nicht glauben, daß schnurstracks entgegengesetzte Zustände unmittelbar auf einander folgen könnten.

Richtig! versetzte Sokrates. Wir sehen auch, daß die Natur in allen ihren Veränderungen einen Mittelstand zu finden weiß, der ihr gleichsam zum Uebergange dient, von einem Zustande auf den entgegengesetzten zu kommen. Die Nacht folgt z. B. auf den Tag, vermittelst der Abenddämmerung; so wie der Tag auf die Nacht, vermittelst der Morgendämmerung. Nicht?

Freilich!

Das Große wird in der Natur klein, vermittelst der allmählichen Abnahme, und das Kleine hinwiederum groß, vermittelst des Zuwachses.

Richtig.

Wenn wir auch in gewissen Fällen diesem Uebergange keinen besondern Namen gegeben, so ist doch nicht zu zweifeln, daß er wirklich vorhanden sein müsse, wenn ein Zustand natürlicher Weise mit seinem Widerspiel abwechseln soll; denn muß nicht eine Veränderung, die natürlich sein soll, durch die Kräfte, die in die Natur gelegt sind, hervorgebracht werden?

Wie könnte sie sonst natürlich heißen?

Diese ursprünglichen Kräfte aber sind stets wirksam, stets lebendig; denn wenn sie nur einen Augenblick entschliefen, so würde sie nichts als die Allmacht zur Thätigkeit aufwecken können. Was aber nur die Allmacht thun kann, wollen wir dieses natürlich nennen?

Wie könnten wir das? sprach Cebes.

Was die natürlichen Kräfte also itzt hervorbringen, mein Lieber! daran haben sie schon von jeher gearbeitet; denn sie waren niemals müssig, nur daß ihre Wirkung erst nach und nach sichtbar geworden. Die Kraft der Natur z. B., die die Tageszeiten verändert, arbeitet schon jetzt daran, nach einiger Zeit die Nacht auf den Horizont zu führen; aber sie nimmt ihren Weg durch Mittag und Abend, welches die Uebergänge sind von der Geburt des Tages bis auf seinen Tod.

Richtig.

Im Schlafe selbst arbeiten die Lebenskräfte schon an der künftigen Erwachung, so wie sie im wachenden Zustande den künftigen Schlaf vorbereiten.

Dieses ist nicht zu leugnen.

Und überhaupt, wenn ein Zustand natürlicher Weise auf sein Widerspiel erfolgen soll, wie solches bei allen natürlichen Veränderungen geschieht: so müssen die stets wirksamen Kräfte der Natur schon vorher an dieser Veränderung gearbeitet, und den vorhergehenden Zustand gleichsam mit dem zukünftigen geschwängert haben. Folgt nicht hieraus, daß die Natur alle mittleren Zustände mitnehmen muß, wenn sie einen Zustand mit seinem Widerspiel ablösen will?

Ganz unläugbar.

Ueberlege es wohl, mein Freund! damit hernach kein Zweifel entstehe, ob nicht Anfangs zuviel nachgegeben worden. Wir erfordern zu jeder natürlichen Veränderung dreierlei: einen vorhergehenden Zustand des Dinges, das verändert werden soll: einen darauf folgenden, der jenem entgegengesetzt ist; und einen Uebergang, oder die zwischen beiden liegenden Zustände, die der

Natur von einem auf den andern gleichsam den Weg bahnen. Wird dieses zugegeben?

Ja, ja! rief Cebes. Ich sehe nicht ab, wie man an dieser Wahrheit sollte zweifeln können.

Laß sehen, erwiederte Sokrates, ob dir Folgendes eben so unläugbar scheinen wird. Mich dünkt, *alles Veränderliche könne keinen Augenblick unverändert bleiben*; sondern, indem die Zeit ohne zu ruhen forteilt, und das Künftige beständig zu dem Vergangenen zurücksendet, so verwandelt sie auch zugleich alles Veränderliche, und zeigt es jeden Augenblick unter einer neuen Gestalt. Bist du nicht auch dieser Meinung, Cebes?

Sie ist wenigstens wahrscheinlich.

Mir scheint sie unwidersprechlich. Denn alles Veränderliche, wenn es eine Wirklichkeit, und kein bloßer Begriff ist, muß eine Kraft haben, etwas zu thun, und ein Geschick, etwas zu leiden. Nun mag es thun oder leiden, so wird etwas an ihm anders, als es vorhin gewesen; und da die Kräfte der Natur niemals in Ruhe sind: was konnte den Strom der Vergänglichkeit nur einen Augenblick in seinem Laufe hemmen?

Itzt bin ich überzeugt.

Das thut der Wahrheit keinen Eintrag, daß uns gewisse Dinge oft eine Zeit lang unverändert scheinen; denn scheint uns doch auch eine Flamme eben dieselbe und dennoch ist sie nichts anders, als ein Feuerstrom, der aus dem brennenden Körper ohne Unterlaß emporsteigt, und sichtbar wird. Die Farben kommen unsern Augen öfters wie unverändert vor, und gleichwohl wechselt beständig neues Sonnenlicht mit dem vorigen ab. Wenn wir aber die Wahrheit suchen, so müssen wir die Dinge nach der Wirklichkeit, nicht nach dem Sinnenscheine beurtheilen.

Beim Jupiter! versetzte Cebes, diese Wahrheit öffnet uns eine so neue als reizende Aussicht in die Natur der Dinge. Meine Freunde! fuhr er fort, indem er sich zu uns wandte: die Anwendung von dieser Lehre auf die Natur unserer Seele scheint die wichtigsten Folgen zu versprechen.

Ich habe noch einen einzigen Satz voraus zu schicken, versetzte Sokrates, ehe ich auf diese Anwendung komme. Das Veränderliche, haben wir eingestanden, kann keinen Augenblick unverändert bleiben; sondern, so wie die vergangene Zeit älter wird, so wächst auch die aneinander hangende Reihe der Abänderungen, die da gewesen sind. Nun überlege Cebes! folgen die Augenblicke der Zeit in einer getrennten, oder stetigen Reihe auf einander?

Ich begreife nicht, sprach Cebes, was du sagen willst.

Beispiele werden dir meine Gedanken deutlicher machen. Die Fläche des stillen Wassers scheint uns in einem fortzugehen, und jedes Wassertheilchen mit denen, die umher sind, gemeinschaftliche Grenzen zu haben; da hingegen ein Sandhügel aus vielen Körnlein besteht, deren jedes seine eigenen Grenzen hat. Nicht?

Dieses ist begreiflich.

Wenn ich das Wort *Cebes* ausspreche, folgen hier nicht zwei vernehmliche Sylben auf einander, zwischen welchen keine dritte anzutreffen ist.

Richtig!

Das Wort *Cebes* also geht nicht in einem fort; sondern die Sylben, aus welchen es besteht, folgen in einer *unstetigen* Verbindung auf einander, und jede hat ihre eigenen Grenzen.

Richtig!

Aber in dem Begriffe, den mein Geist mit diesem Worte verbindet: giebt es auch hier Theile, die ihre eigenen Grenzen haben?

Mich dünkt, nein!

Und mit Recht: denn alle Theile und Merkmale eines zusammengesetzten Begriffs fließen so in einander, daß sich keine Grenzen angeben lassen, wo dieses aufhört, jenes anfängt. Sie bilden also zusammen ein *stetiges* Ganze; da hingegen jede Sylbe ihre bestimmten Grenzen hat, und ihrer viele, die zusammenkommen und ein Wort ausmachen, in einer unstetigen Reihe auf einander folgen.

Dieses ist vollkommen deutlich.

Ich frage also von der Zeit: ist sie mit dem ausgesprochenen Wort, oder mit dem Begriffe zu vergleichen? Folgen ihre Augenblicke in einer stetigen oder unstetigen Ordnung aufeinander?

In einer stetigen, erwiederte Cebes.

Freilich, versetzte Simmias; denn durch die Folge unserer Begriffe erkennen wir ja die Zeit; wie ist es also möglich, daß die Natur der Folge in der Zeit und in den Begriffen nicht einerlei sein sollte?

Die Theile der Zeit, fuhr Sokrates fort, gehen also in einem fort und haben gemeinschaftliche Grenzen?

Richtig!

Das kleinste Zeittheilchen ist eine solche Folge von Augenblicken, läßt sich in noch kleinere Theile zerlegen, die immer noch alle Eigenschaften der Zeit behalten. Nicht?

Es scheint.

Also giebt es auch keine zwei Augenblicke, die sich einander die nächsten sind, das heißt, zwischen welchen sich nicht noch ein dritter gedenken ließe?

Dieß folgt aus dem Zugestandenen.

Gehen die Bewegungen, und überhaupt alle Veränderungen in der Natur nicht mit der Zeit in gleichen Schritten fort?

Ja!

Sie folgen also, wie die Zeit, in einer stetigen Verbindung auf einander?

Richtig!

Es wird daher auch nicht zwei Zustände geben, die sich einander die nächsten sind, das heißt, zwischen welchen noch ein dritter anzutreffen sei?

Es scheint also.

Unsern Sinnen kömmt es freilich so vor, als wenn die Veränderungen der Dinge ruckweise geschähen, indem sie solche nicht eher, als nach merklichen Zwischenzeiten wahrnehmen; allein die Natur geht nichts desto weniger ihren Weg, und verändert die Dinge allmälig, und in einer stetigen Folge auf einander. Der kleinste Theil dieser Folge ist selbst eine Folge von Veränderungen; und man mag zwei Zustände so dicht an einander setzen, als man will, so giebt es immer noch einen Uebergang dazwischen, der sie mit einander verbindet, der der Natur von einem auf den andern gleichsam den Weg zeigt.

Ich begreife dieses alles sehr wohl, sprach Cebes.

Meine Freunde! rief Sokrates, jetzt ist es Zeit, uns unserm Vorhaben zu nähern. Wir haben Gründe gesammelt, die für unsere Ewigkeit streiten sollen, und ich verspreche mir einen gewissen Sieg. Wollen wir aber nicht nach Gewohnheit der Feldherren, ehe wir zum Treffen kommen, unsere Macht noch einmal übersehen, um ihre Stärke und Schwäche desto genauer kennen zu lernen?

Apollodorus bat sehr um eine kurze Wiederholung.

Die Sätze, sprach Sokrates, deren Richtigkeit wir nicht mehr in Zweifel ziehen, sind diese:

1. Zu einer jeden natürlichen Veränderung wird dreierlei erfordert: 1) ein Zustand eines veränderlichen Dinges, der aufhören, 2) ein anderer, der seine Stelle vertreten soll, und 3) die mittlern Zustände, oder der Uebergang, damit die Veränderung nicht plötzlich, sondern allmälig geschehe.

2. Was veränderlich ist, bleibt keinen Augenblick, ohne wirklich verändert zu werden.

3. Die Folge der Zeit geht in einem fort, und es gibt nicht zwei Augenblicke, die sich einander die nächsten sind.

4. Die Folge der Veränderungen kömmt mit der Folge der Zeit überein, und ist ebenfalls so stetig, so aneinanderhangend, daß man keine Zustände angeben kann, die sich einander die nächsten wären, oder zwischen welchen nicht ein Uebergang Statt finden sollte. — Sind wir nicht über diesen Punkt einig geworden?

Ja! sprach Cebes.

Leben und Tod, mein lieber Cebes, versetzte Sokrates, sind entgegengesetzte Zustände. Nicht?

Freilich!

Und das Sterben ist der Uebergang vom Leben zum Tode?

Freilich!

Diese große Veränderung trifft vermuthlich die Seele sowohl als den Leib: denn beide Wesen standen in diesem Leben in der genauesten Verbindung.

Allem Ansehen nach.

Was mit dem Leibe nach dieser wichtigen Begebenheit vorgeht, kann uns die Beobachtung lehren, denn das Ausgedehnte bleibt unsern Sinnen gegenwärtig; aber wie, wo und was die Seele nach diesem Leben sein wird, muß blos durch die Vernunft ausgemacht werden, denn die Seele hat durch den Tod das Mittel verloren, den menschlichen Sinnen gegenwärtig zu sein.

Richtig!

Wollen wir nicht, mein Theuerster, erst das Sichtbare, durch alle seine Veränderungen verfolgen, und hernach wo möglich das Unsichtbare mit dem Sichtbaren vergleichen?

Das scheint der beste Weg, den wir einschlagen können, erwiederte Cebes.

In jedem thierischen Leibe, Cebes, gehen beständig Trennungen und Zusammensetzungen vor, die zum Theil auf die Erhaltung, zum Theil aber auf den Untergang der thierischen Maschine abzielen. Tod und Leben fangen bei der Geburt des Thieres schon gleichsam an mit einander zu ringen.

Dieses zeigt die tägliche Erfahrung.

Wie nennen wir den Zustand, fragte Sokrates, in welchem alle Veränderungen, die in der lebendigen Maschine vorgehen, mehr auf das Wohlsein als auf den Untergang des Leibes abzielen? Nennen wir ihn nicht die *Gesundheit*?

Wie anders?

Hingegen werden die thierischen Veränderungen, welche die

Auflösung der grossen Maschine verursachen, durch *Krankheiten* vermehrt; oder durch das Alter, welches die natürlichste Krankheit genannt werden kann.

Richtig!

Das Verderben nimmt durch unmerkliche Grade allmälig zu. Endlich zerfällt das Gebäude, und löst sich in seine kleinsten Theile auf. Aber was geschieht? Hören diese Theile auf, verändert zu werden? Hören sie auf zu wirken und zu leiden? Gehen sie ganz verloren?

Es scheint nicht, versetzte Cebes.

Unmöglich, mein Werthester, erwiederte Sokrates, wenn das wahr ist, worüber wir einig geworden; denn es gibt wohl ein Mittel zwischen Sein und Nichtsein?

Keinesweges.

Sein und Nichtsein wären also zwei Zustände, die unmittelbar auf einander folgen, die sich einander die nächsten sein müßten; wir haben aber gesehen, daß die Natur keine solchen Veränderungen, die plötzlich und ohne Uebergang geschehen müssen, hervorbringen kann. Erinnerst du dich wohl noch dieses Satzes?

Sehr wohl, sprach Cebes.

Also kann die Natur weder ein Dasein, noch eine Zernichtung zuwege bringen?

Richtig!

Daher geht bei der Auflösung des thierischen Leibes nichts verloren. Die zerfallenen Theile fahren fort zu sein, zu wirken, zu leiden, zusammengesetzt und getrennt zu werden, bis sie sich durch unendliche Uebergänge in Theile eines andern Zusammengesetzten verwandeln. Manches wird Staub, manches wird zur Feuchtigkeit, dieses steigt in die Luft, jenes geht in eine Pflanze über, wandelt von der Pflanze in ein lebendiges Thier, und verläßt das Thier, um einem Wurme zur Nahrung zu dienen. Ist dieses nicht der Erfahrung gemäß?

Vollkommen, mein Sokrates, antworteten Cebes und Simmias zugleich.

Wir sehen also, meine Freunde, daß Tod und Leben, in so weit sie den Leib angehen, in der Natur nicht so getrennt sind, als sie in unsern Sinnen scheinen. Sie sind Glieder einer stetigen Reihe von Veränderungen, die durch stufenweise Uebergänge mit einander auf das genaueste verbunden sind. Es gibt keinen Augenblick, da man nach aller Strenge sagen könnte: *Jetzt stirbt das Thier*; so wenig man nach aller Strenge sagen kann: *Jetzt ward es krank*, oder *jetzt ward es wieder gesund*. Freilich müssen die Veränderungen unsern Sinnen wie getrennt scheinen, da sie uns nicht eher, als nach einer geraumen Zwischenzeit merkbar werden; aber genug, wir wissen, daß sie es in der That nicht sein können.

Ich besinne mich jetzt auf ein Beispiel, das diesen Satz erläutern wird. Unsere Augen, die auf einen gewissen Erdstrich eingeschränkt sind, unterscheiden gar deutlich Morgen, Mittag, Abend und Mitternacht, und es ist uns, als wenn diese Zeitpunkte von den übrigen getrennt und abgesondert waren. Wer aber den ganzen Erdboden betrachtet, erkennt gar deutlich, daß die Umwälzungen von Tag und Nacht stetig an einander hangen, und also jeder Augenblick der Zeit Morgen und Abend, Mittag und Mitternacht zugleich sei.

Homer hat nur als Dichter die Freiheit, seiner Götter Verrichtungen nach den Tageszeiten einzutheilen; als ob Jemanden, der nicht in einen engen Bezirk auf dem Erdboden eingeschränkt ist, die Tageszeiten noch wirklich getrennte Epochen wären, und es nicht vielmehr zu jeder Zeit sowohl Morgen als Abend wäre. Es ist den Dichtern erlaubt, den Schein für die Wahrheit zu nehmen; allein der Wahrheit zu Folge müßte Aurora mit ihren Rosenfingern beständig die Thore des Himmels offen halten und ihren gelben Mantel unaufhörlich von einem Orte zum andern schleppen, so wie die Götter, wenn sie nur des Nachts schlafen wollen, gar nicht oder beständig schlafen müssen.

So lassen sich auch, im Ganzen betrachtet, die Tage der Woche nicht unterscheiden; denn das Stetige und Aneinanderhangende läßt sich nur in der Einbildung und nach den Vorspiegelungen der Sinne in bestimmte und abgesonderte Theile zertrennen; der Verstand aber sieht gar wohl, daß man da nicht stehen bleiben muß, wo keine wirkliche Abtheilung ist. Ist dieses deutlich meine Freunde?

Gar sehr, erwiederte Simmias.

Mit dem Leben und Tode der Thiere und Pflanzen verhält es sich gleichfalls nicht anders. In der Folge von Veränderungen, die dasselbe Ding erlitten, fängt sich nach dem Urtheile unserer Sinne da eine Epoche an, wo uns das Ding merklich als Pflanze oder als Thier in die Sinne fällt, und dieses nennen wir das Aufkeimen der Pflanze, und die Geburt des Thieres. Den zweiten Zeitpunkt, da wo sich die thierischen oder pflanzigen Bewegungen unsern Sinnen entziehen, nennen wir den Tod; und den dritten, wenn endlich die thierischen oder pflanzigen Formen verschwinden und unscheinbar werden, nennen wir den Untergang, die Verwesung des Thiers oder der Pflanze. In der Natur aber sind alle diese Veränderungen Glieder einer ununterbrochenen Kette allmählige Entwickelungen und Einwickelungen desselben Dinges, das sich in unzählige Gestalten einhüllt und einkleidet. Ist hieran noch irgend ein Zweifel?

Im geringsten nicht, versetzte Cebes.

Wenn wir sagen, fuhr Sokrates fort, die Seele stirbt, so müssen wir eines von beiden setzen: entweder alle ihre Kräfte oder Vermögen, ihre Wirkungen und Leiden hören plötzlich auf, sie verschwindet gleichsam in einem Nu; oder sie erleidet, wie der Leib, allmählige Verwandelungen, unzählige Umkleidungen, die in einer stetigen Reihe fortgehen: und in dieser Reihe gibt es eine Epoche, wo sie keine menschliche Seele mehr, sondern etwas anders geworden ist; so wie der Leib nach unzähligen Veränderungen aufhört, ein menschlicher Leib zu sein, und in Staub, Luft, Pflanze oder auch in Theile eines andern Thieres verwandelt wird. Gibt es einen dritten Fall, wie die Seele sterben kann, einen Fall mehr, als *plötzlich oder allmählig*?

Nein, erwiederte Cebes. Diese Eintheilung erschöpft die Möglichkeit ganz.

Gut, sprach Sokrates. Die also noch zweifeln, ob die Seele nicht sterblich sein könnte, mögen wählen, ob sie besorgen, sie möchte plötzlich verschwinden, oder nach und nach aufhören, dasjenige zu sein, was sie war. Will Cebes nicht ihre Stelle vertreten, und diese Wahl über sich nehmen?

Die Frage ist, ob jene die Wahl ihres Sachwalters würden gelten lassen. Mein Rath wäre, wir überlegten beide Fälle; denn wenn sie auf meine Wahl verzicht thäten, und sich anders erklären sollten, so dürfte morgen niemand mehr da sein, der sie widerlegen kann.

Mein lieber Cebes, versetzte Sokrates: Griechenland ist ein weitläuftiges Reich, und auch unter den Barbaren muß es viele geben, denen die Untersuchung am Herzen liegt. — Doch es sei, laß uns beide Fälle untersuchen! Der erste war: *Vielleicht vergeht die Seele plötzlich, verschwindet in einem Nu.* An und für sich ist diese Todesart möglich. Kann sie aber von der Natur hervorgebracht werden?

Keinesweges: wenn das wahr ist, was wir vorhin zugegeben, daß die Natur keine Vernichtung hervorbringen könne.

Und haben wir dieses nicht mit Recht zugegeben? fragte Sokrates. Zwischen *Sein* und *Nichtsein* ist eine entsetzliche Kluft, die von der allmälig wirkenden Natur der Dinge nicht übersprungen werden kann.

Ganz recht, versetzte Cebes. Wie aber, wenn sie von einer übernatürlichen Macht, von einer Gottheit vernichtet würde?

O mein Theuerster! rief Sokrates aus: wie glücklich, wie wohl versorgt sind wir, wenn wir nichts als die *unmittelbare* Hand des einzigen Wunderthäters zu fürchten haben! Was wir besorgten, war, ob die Natur unserer Seele nicht an und für sich selbst sterblich sei; und diese Besorgniß suchten wir durch Gründe zu vereiteln. Ob aber Gott, der allgütige Schöpfer und Erhalter der Dinge, sie durch ein Wunderwerk vernichten werde? — nein, Cebes, laß uns lieber befürchten, die Sonne würde uns ins Eis verwandeln, ehe wir von der selbstständigen Güte eine grundböse Handlung, *die Vernichtung durch ein Wunderwerk* befürchten wollen.

Ich bedachte es nicht, sprach Cebes, daß mein Einwurf beinahe eine Lästerung sei.

Die eine Todesart, die plötzliche Vernichtung, schreckt uns also nicht mehr, fuhr Sokrates fort, denn sie ist der Natur unmöglich. Doch überlegt auch Folgendes, meine Freunde: Gesetze, sie wäre nicht unmöglich, so ist die Frage: wann? zu welcher Zeit, soll unsere Seele verschwinden? Vermuthlich zu der Zeit, da der Körper ihrer nicht mehr bedarf, in dem Augenblicke des Todes?

Allem Ansehen nach.

Nun haben wir aber gesehen, daß es keinen bestimmten Augenblick gibt, da man sagen kann, *jetzt* stirbt das Thier. Die Auflösung der thierischen Maschine hat schon lange vorher ihren Anfang genommen, ehe noch ihre Wirkungen sichtbar geworden sind; denn es fehlt niemals an solchen thierischen Bewegungen, die der Erhaltung des Ganzen zuwider sind; nur daß sie nach und nach zunehmen, bis endlich alle Bewegungen der Theile nicht mehr zu einem einzigen Endzwecke harmoniren, sondern eine jede ihren besondern Endzweck angenommen hat: und alsdann ist die Maschine aufgelöst. Dieses geschieht so allmälig, in einer so stetigen Ordnung, daß jeder Zustand eine gemeinschaftliche Grenze des vorhergehenden und eine Ursache des nachfolgenden Zustandes zu nennen ist. Haben wir dieses nicht eingestanden?

Richtig!

Wenn also der Tod des Körpers auch der Tod der Seele sein soll: so muß es auch keinen Augenblick geben, da man sagen kann, *jetzt* verschwindet die Seele, sondern nach und nach, wie die Bewegungen in den Theilen der Maschine aufhören zu einem einzigen Endzwecke zu harmoniren, muß die Seele auch

an Kraft und innerer Wirksamkeit abnehmen. Scheint es dir nicht also, mein Cebes?

Vollkommen!

Aber siehe! welche wunderbare Wendung unsere Untersuchung genommen hat! Sie scheint sich, wie ein Kunstwerk meines Eltervaters Dädalus, durch ein inneres Triebwerk von ihrer vorigen Stelle weggerollt zu haben.

Wie so?

Wir haben angenommen, unsere Gegner besorgten, die Seele würde plötzlich zernichtet werden, und wollten zusehen, ob diese Furcht gegründet sei oder nicht. Wir haben darauf untersucht, in welchem Augenblicke sie zernichtet werden möchte; und diese Untersuchung selbst brachte uns auf das Widerspiel der Voraussetzung, daß sie nämlich nicht plötzlich vernichtet werde, sondern allmälig an innerer Kraft und Wirksamkeit abnehme.

Desto besser, antwortete Cebes. So hat sich jene angenommene Meinung gleichsam selbst widerlegt.

Wir haben also nur noch dieses zu untersuchen, ob die innern Kräfte der Seele nicht so *allmälig* vergehen können, wie sich die Theile der Maschine trennen.

Richtig!

Lasset uns diese treuen Gefährten, Leib Seele, die auch den Tod mit einander gemein haben sollen, auf ihrer Reise verfolgen, um zu sehen, wo sie zuletzt bleiben. So lange die mehrsten Bewegungen der Maschine auf die Erhaltung und das Wohlsein des Ganzen abzielen, die Werkzeuge der Empfindung noch ihre gehörige Beschaffenheit haben: so besitzt auch die Seele ihre völlige Kraft, empfindet, denkt, liebt, verabscheut, begreift und will. Nicht?

Unstreitig!

Der Leib wird krank. Es äußert sich eine sichtbare Mißhelligkeit zwischen den Bewegungen, die in der Maschine vorgehen, indem ihrer viele nicht mehr zur Erhaltung des Ganzen harmoniren, sondern ganz besondere streitende Endzwecke haben. Und die Seele?

Wie die Erfahrung lehrt, wird sie indeß schwächer, empfindet unordentlich, denkt falsch, und handelt öfters wider ihren Dank.

Gut! Ich fahre fort. Der Leib stirbt: das heißt, alle Bewegungen scheinen nun nicht mehr auf das Leben und die Erhaltung des Ganzen abzuzielen; aber innerlich mögen wohl noch einige schwache Lebensbewegungen vorgehen, die der Seele noch einige dunkle Vorstellungen verschaffen: auf diese muß sich also die Kraft der Seele so lange einschränken. Nicht?

Allerdings!

Die Verwesung folgt. Die Theile, die bisher einen gemeinschaftlichen Endzweck gehabt, eine einzige Maschine ausgemacht haben, bekommen jetzt ganz verschiedene Endzwecke, werden zu mannichfaltigen Theilen ganz verschiedener Maschinen. Und die Seele? mein Cebes, wo wollen wir die lassen? Ihre Maschine ist verwest. Die Theile, die noch von derselben übrig sind, sind nicht mehr *ihre*, und machen auch kein Ganzes aus, das beseelt werden könnte. Hier sind keine Gliedmaßen der Sinne, keine Werkzeuge des Gefühls mehr, durch deren Vermittelung sie irgend zu einer Empfindung gelangen könnte. Soll also alles in ihr öde sein? Sollen alle ihre Empfindungen und Gedanken, ihre Einbildungen, ihre Begierden und Verabscheuungen, Neigungen und Leidenschaften verschwunden sein, und nicht die geringste Spur hinterlassen haben?

Unmöglich, sprach Cebes. Was wäre dieses anders, als eine völlige Vernichtung? Und keine Vernichtung, haben wir gesehen, steht in dem Vermögen der Natur.

Was ist also für Rath? meine Freunde! Untergehen kann die Seele in Ewigkeit nicht; denn der letzte Schritt, man mag ihn noch so weit hinaus schieben, wäre immer noch, vom Dasein zum Nichts, ein Sprung, der weder in dem Wesen eines einzelnen Dinges, noch in dem ganzen Zusammenhange gegründet sein kann. Sie wird also fortdauern, ewig vorhanden sein. Soll sie vorhanden sein, so muß sie wirken und leiden, so muß sie Begriffe haben; denn Erfinden, Denken und Wollen sind die einzigen Wirkungen und Leiden, die einem denkenden Wesen zukommen können. Die Begriffe nehmen allezeit ihren Anfang von einer sinnlichen Empfindung, und wo sollen wir sinnliche Empfindungen herbekommen, wenn keine Werkzeuge, keine Gliedmaßen der Sinne vorhanden sind?

Nichts scheint richtiger, sprach Cebes, als diese Folge von Schlüssen; und gleichwohl leitet sie zu einem offenbaren Widerspruch.

Eines von beiden, fuhr Sokrates fort: entweder die Seele muß vernichtet werden, oder sie muß nach der Verwesung des Leibes noch Begriffe haben. Man ist sehr geneigt, diese beiden Fälle für unmöglich zu halten, und gleichwohl muß einer davon wirklich sein. Laß sehen, ob wir aus diesem Labyrinthe keinen Ausgang finden können! Von der einen Seite kann unser Geist natürlicher Weise nicht vernichtet werden. Worauf gründet sich diese Unmöglichkeit? — Seid unverdrossen, Freunde! mir durch dornichte Gänge zu folgen: sie führen uns in eine der herrlichsten Gegenden, die das Gemüth der Menschen jemals ergötzt haben. Antwortet mir! Hat uns nicht ein richtiger Begriff von Kraft und natürlicher Veränderung auf die Folge geleitet, daß die Natur keine Vernichtung wirken könne?

Richtig!

Von dieser Seite ist also schlechterdings kein Ausgang zu hoffen, und wir müssen umkehren. Die Seele kann nicht vergehen, sie muß nach dem Tode fortdauern, wirken, leiden, Begriffe haben. Hier steht uns die Unmöglichkeit im Wege, daß unser Geist ohne sinnliche Eindrücke noch Begriffe haben soll; aber wer leistet für diese Unmöglichkeit die Gewähr? Ist es nicht blos die Erfahrung, daß wir hier in diesem Leben niemals ohne sinnliche Eindrücke haben denken können?

Nicht anders.

Was für Grund haben wir aber, diese Erfahrung über die Grenzen dieses Lebens auszudehnen, und der Natur schlechterdings die Möglichkeit abzusprechen, die Seele, ohne diesen gegliederten Leib, denken zu lassen? Was meinst du, Simmias? würden wir einen Menschen nicht lächerlich finden, der die Mauern von Athen niemals verlassen hätte, und aus seiner eigenen Erfahrung schließen wollte, daß in allen Theilen des Erdbodens Tag und Nacht, Sommer und Winter, nicht anders, als bei uns, abwechselten?

Nichts wäre ungereimter.

Wenn ein Kind im Mutterleibe denken könnte, würde es wohl zu bereden sein, daß es dereinst, von seiner Wurzel abgelöst, in freier Luft das erquickende Licht der Sonne genießen werde? Würde es nicht vielmehr aus seinen jetzigen Umständen die Unmöglichkeit eines solchen Zustandes beweisen zu können glauben?

Allem Ansehen nach.

Und wir Blödsinnigen, denken wir etwa vernünftiger, wenn wir, in dieses Leben eingekerkeet, durch unsere Erfahrungen ausmachen wollen, was der Natur auch nach diesem Leben möglich sei? — Ein einziger Blick in die unerschöpfliche Mannichfaltigkeit der Natur kann uns von dem Ungrunde solcher Schlüsse überführen. Wie dürftig, wie schwach würde sie sein, wenn ihr Vermögen nicht weiter reichte, als unsere Erfahrung?

Freilich.

Wir können also mit gutem Grunde diese Erfahrung verwerfen, indem wir ihr die ausgemachte Unmöglichkeit entgegengesetzt, daß unser Geist untergehen sollte. Homer läßt seinen Helden mit Recht ausrufen: *Fürwahr! auch in den Häusern des Orkus webt noch die Seele, wiewohl kein Leichnam dahin kommt* *). Die Begriffe, die uns Homer von dem Orkus macht und von den Schatten, die hinunter wandeln, scheinen zwar nicht überall mit der Wahrheit übereinzukommen; aber dieses ist gewiß, meine Geliebten, unser Geist siegt über Tod und Verwesung, läßt den Leichnam zurück, um hienieden in tausend veränderten Gestalten die Absichten des Allerhöchsten zu erfüllen: er hingegen erhebt sich über den Staub, und fährt fort, nach andern *natürlichen, aber überirdischen* Gesetzen, die Werke des Schöpfers zu beschauen, und Gedanken von der Kraft des Unendlichen zu hegen. Erwägt jedoch dieses, meine Freunde! Wenn unsere Seele nach dem Tode ihres Leibes noch lebt und denkt, wird sie nicht auch alsdann, sowie in diesem gegenwärtigen Zustande, nach der Glückseligkeit streben?

Wahrscheinlich dünkt mich's, sprach Simmias; allein ich traue meiner Vermuthung nicht mehr, und wünschte deine Gründe zu hören.

Meine Gründe sind diese, versetzte Sokrates: Wenn die Seele denkt, so müssen in ihr Begriffe mit Begriffen abwechseln, so muß sie diese Begriffe gerne, jene ungerne haben wollen, das heißt einen Willen haben; hat sie aber einen Willen, wohin kann dieser anders zielen, als nach dem höchsten Grade des Wohlseins, nach der Glückseligkeit?

Dieses war allen deutlich. — Aber wie? fuhr Sokrates fort: Das Wohlsein eines Geistes, der nicht mehr für die Bedürfnisse seines Leibes zu sorgen hat, worin besteht dieses? Speise und Trank, Liebe und Wollust kann ihm nicht mehr behagen; was in diesem Leben Gefühl, Gaumen, Augen und Ohren ergötzt, ist dort seiner Achtung unwürdig: kaum daß ihm noch eine schwache, vielleicht reuvolle Erinnerung von den Wollüsten bleibt, die er in Gesellschaft seines Leibes genossen. Wird er wohl nach diesen sonderlich streben?

So wenig als ein vernünftiger Mann nach den Tändeleien der Kindheit, sprach Simmias.

Wird etwa ein großes Vermögen das Ziel seiner Wünsche sein?

---

*) *Plato* hat diesen Vers des Homer anders verstanden, als einige neuere Ausleger, und führt ihn z. B. in seiner Republik als tadelhaft an. Man wird mir aber hoffentlich erlauben, an dieser Stelle die günstigere Auslegung gelten zu lassen.



Wie könnte dies in einem Zustande möglich sein, wo, allem Ansehen nach, kein Eigenthum besessen, kein Vermögen genossen werden kann.

Die Ehrbegierde ist zwar eine Leidenschaft, die, dem Ansehen nach, dem abgeschiedenen Geiste noch bleiben kann: denn sie scheint wenig von den Leibesbedürfnissen abzuhangen; allein, worein kann der körperlose Geist den Vorzug setzen, der ihm Ehre bringen soll? Gewiß nicht in Macht, nicht in Reichthum, auch nicht in den Adel der Geburt: denn alle diese Thorheiten läßt er mit seinem Körper auf der Erde zurück.

Freilich!

Es bleibt ihm also nichts als Weisheit, Tugendliebe und Erkenntniß der Wahrheit, was ihm einen Vorzug geben und ihn über seine Nebengeschöpfe erheben könnte. Außer dieser edlen Ehrbegierde ergötzen ihn noch die geistigen angenehmen Empfindungen, die die Seele auch auf Erden ohne ihren Körper genießt: Schönheit, Ordnung, Ebenmaß, Vollkommenheit. Diese Empfindungen sind der Natur eines Geistes so anerschaffen, daß sie ihn niemals verlassen können. Wer also auf Erden für seine Seele Sorge getragen, wer in diesem Leben sich in Weisheit, Tugend und Empfindung der wahren Schönheit hat üben lassen, der hat die größten Hoffnungen, auch noch nach dem Tode in diesen Uebungen fortzufahren, und von Stufe zu Stufe sich dem erhabensten Urwesen zu nähern, welches die Quelle aller Weisheit, der Inbegriff aller Vollkommenheiten und vorzugsweise die Schönheit selbst ist. Erinnert euch, meine Freunde! jener entzückten Augenblicke, die ihr genossen, so oft eure Seele, von einer geistigen Schönheit hingerissen, den Leib sammt seinen Bedürfnissen vergaß, und sich ganz der himmlischen Empfindung überließ. Welcher Schauer! welche Begeisterung! Nichts als die nähere Gegenwart einer Gottheit kann diese erhabenen Entzückungen in uns erregen. Auch ist in der That jeder Begriff einer geistigen Schönheit, ein Blick in das Wesen der Gottheit; denn das Schöne, Ordnungsmäßige und Vollkommene, das wir wahrnehmen, ist ein schwacher Abdruck Dessen, der die selbstständige Schönheit, Ordnung und Vollkommenheit ist.

Ich erinnere mich, diese Gedanken schon bei einer andern Gelegenheit deutlich genug auseinander gesetzt zu haben, und will gegenwärtig nur die Folge daraus herleiten: Wenn es wahr ist, daß nach diesem Leben Weisheit und Tugend unsern Ehrgeiz, und das Bestreben nach geistiger Schönheit, Ordnung und Vollkommenheit unsere Begierden ausmachen: so wird unser fortdauerndes Dasein nichts als ein ununterbrochenes Anschauen der Gottheit sein, ein himmlisches Ergötzen, das, so wenig wir jetzo davon begreifen, den edlen Schweiß des Tugendhaften mit unendlichem Wucher belohnt. Was sind alle Mühseligkeiten dieses Lebens gegen eine solche Ewigkeit! Was ist Armuth, Verachtung und der schmählichste Tod, wenn wir uns dadurch zu einer solchen Glückseligkeit vorbereiten können! Nein, meine Freunde! wer sich eines rechtschaffenen Wandels bewußt ist, kann sich unmöglich betrüben, indem er die Reise zu dieser Seligkeit antritt. Nur, wer in seinem Leben Götter und Menschen beleidigt, wer sich in viehischer Wollust herumgewälzt, wer der vergötterten Ehre Menschenopfer geschlachtet, und an Anderer Elend sein Ergötzen gefunden: der mag an der Schwelle des Todes zittern, indem er keinen Blick in das Vergangene ohne Reue, keinen in die Zukunft ohne Furcht thun kann. Da ich aber, Dank sei der Gottheit! mir keine von diesen Vorwürfen zu machen habe, da ich in meinem ganzen Leben die Wahrheit mit Eifer gesucht, und die Tugend über alles geliebt habe: so freue ich mich, die Stimme der Gottheit zu hören, die mich von hinnen ruft, um in jenem Licht zu genießen, wonach ich in dieser Finsterniß gestrebt habe. Ihr aber, meine Freunde! überlegt wohl die Gründe meiner Hoffnungen; und wenn sie euch überzeugen, so segnet meine Reise, und lebet so, daß euch der Tod dereinst abrufe, nicht mit Gewalt von hinnen schleppe! Vielleicht führt uns die Gottheit dereinst, in verklärter Freundschaft, einander in die Arme. O! mit welchem Entzücken würden wir uns alsdann des heutigen Tages erinnern!

Anton Rafael Mengs.

Dieser ausgezeichnete Künstler war der Sohn eines zu Dresden lebenden mittelmäßigen Malers, Israel M., und wurde am 12. März 1728 zu Aussig in Böhmen geboren. Höchst tyrannisch erzogen und schon seit seinem 6. Jahre in der Kunst seines Vaters unterrichtet, mußte er demselben 1741 nach Rom folgen und dort bei Wasser und Brot und unter strenger Aufsicht die Meisterwerke eines Angelo und Rafael studiren. Nach seiner Rückkehr nach Dresden 1744 vom König August III. zum Hofmaler ernannt, ging er freiwillig mit seinem Vater nochmals nach Rom und trat dort 1748 mit größern überall bewunderten Werken auf. Nachdem er hier aus Liebe zu einem schönen Bauermädchen, das ihm einst zum Modell gedient und seine Neigung gewonnen hatte, zur katholischen Religion übergetreten war und sich mit seiner Geliebten verheirathet hatte, reiste er mit Hinterlassung seiner Habe 1749 nach Dresden wieder ab, wurde dort zum ersten Hofmaler ernannt und ging zur Vollendung seines Altarblattes für die katholische Kirche zu Dresden nochmals nach Rom. Das Ausbleiben seines Gehaltes in Folge des siebenjährigen Krieges veranlaßte ihn, 1754 die Direction der neuerrichteten Malerakademie auf dem Capitol zu Rom anzunehmen und mehrere größere Arbeiten für die Cölestinermönche und den Cardinal Albani auszuführen. 1761 folgte er dem Rufe Karls III. von Spanien nach Madrid und trug durch seine dort verfertigten Arbeiten den Sieg über Giaquinto und Tiepolo davon, wurde aber durch die Ränke seiner Gegner genöthigt, 1770 Urlaub zu einer neuen Reise nach Italien zu nehmen. Nach dreijährigem Aufenthalte zu Florenz und Rom kehrte er nach Madrid zurück, vollendete dort sein Hauptwerk und begab sich 1776 aufs Neue nach Rom, um dort seine Gesundheit wieder herzustellen. Hier verlor er 1778 seine innigst geliebte Gattin und starb in Folge ungeschickter ärztlicher Behandlung selbst am 29. Juni 1779. — In seinem mittelgroßen und hagern Körper wohnte ein lebhafter Geist, der sich besonders in seinem edelgeformten Gesicht deutlich aussprach. M. vereinigte hohen Wohlthätigkeitssinn mit Gemüthlichkeit, Hang zum vornehmen Leben mit Unbeholfenheit, sehr geläuterten Geschmack in seinem Fache mit Mangel an Bildung im Leben.

Von ihm erschienen:

Schriften. Deutsch herausgegeben von Prange. Halle 1786, 3 Bde., welche auch in italienischer (von Azara, Parma 1780, 2 Bde., 4.), spanischer und französischer Sprache gedruckt worden sind.

Gedanken über die Schönheit und den Geschmack in der Malerei. Herausgegeben von J. C. Füßli. Zürich 1762; 3. Ausg. Ebendas. 1771.

Seine kunsttheoretischen Leistungen enthalten für seine Zeit viel Tüchtiges und Gutes und lieferten den Beweis, daß er mit großer Liebe über das, was seinem Berufe nothwendig war, nachgedacht hatte, und er hat daher nicht Geringes beigetragen zu der Umgestaltung, welche die Befreiung des gesunden Geschmackes von dem Pedantismus der Schule in den schönen Künsten herbeiführte.

Johann Burchard Menke

ward am 27. März 1675 zu Leipzig geboren und studirte daselbst Philologie und die Rechte. Nachdem er Dr. der Rechte geworden war, erhielt er die Professur der Geschichte daselbst, wurde zum königlich polnischen Historiographen und Hofrath, Collegiat des großen Fürstencollegiums, Decemvir und Senior der Akademie ernannt und von den Akademien der Wissenschaften zu London und Berlin zum Mitgliede ernannt. Auch war er Präsident der von ihm

gestifteten deutschübenden poetischen Gesellschaft, in welcher er sich Philander von der Linde nannte. Er starb daselbst am 1. April 1732.

Literarisch bekannt wurde er durch:

Deutsche Gedichte. Leipzig 1710—13, 4 Thle.
Der vernünftige Momus. O. O. 1725.
Orationes duae de Charlataneria Eruditorum. Lipsiae 1715. Deutsch: Jena 1716 u. Leipzig 1727.

Hinsichtlich der Behandlung der Form und der Sprache einer der besseren späteren Dichter der zweiten schlesischen Schule, aber durchaus ohne Pantasie und Wärme des Gefühls. — Am glücklichsten ist er in den Satyren; seine beste Leistung jedoch bleibt seine lateinische Schrift über den Charlatanismus der Gelehrten.

Die erste Satyre *).

Wider die weiblichen Mängel a).

Man sage was man will, es sieht ums Weiber nehmen
Jetzt so gefährlich aus, daß man sich möchte schämen,
Wenn man zur Trauung geht, weil mancher Freier oft
Der Noth am nächsten ist, wenn er Vergnügung hofft.
Viel tausend wünschen sich die Rosen einer Frauen,
Die dennoch in der Eh nur Dorn und Disteln schauen;
Es ist ein bloßes Glück, wo man ein Weib erkiest,
Bei der sich Tugend find und nichts zu tadeln ist.
Wiewohl ihr stellet euch, als würdet ihr vergnüget,
Wenn die geliebte Braut in euren Armen lieget;
Wenn sie mein liebster Schatz und meine Sonne spricht,
Da glaub ichs freilich wohl, daß euch der Kützel sticht.
Es klingt ja gar zu schön, ich muß es selbst bekennen,
Wofern die Kinder euch den lieben Vater nennen,
Die doch nicht eure sein, und wenn euch schon nichts fehlt,
Die Liebste doch um euch sich halb zu Tode quält b).
Ja, ja, zieht immer hin nach Osten oder Westen,
Sucht einen Brautschmuck aus, und handelt um den besten,
Laßt euer Hochzeitfest recht majestätisch sein,
Und schluckt auf einen Trunk die halbe Mitgift ein;
Schafft was Natur und Kunst zum Ueberfluß erkohren;
Schlagt Thronen-Betten auf von Sammet und Drap d'oren:
Steckt Schwanen-Federn nein, macht einen Ueberzug
Von Seide, Mousselin', und kostbarn Kammer-Tuch.
Legt eine Venus nein, die durch zwei helle Sonnen
Dem Auge dieser Welt den Glanz hat abgewonnen,
Von der die Rose Blut, die Lilge Milch erhält,
Des Himmels Unterpfand, ein Wunderwerk der Welt.
Was aber könnt ihr euch doch von euch selbst versprechen:
Wer schwarze Kirschen will von ihren Zweigen brechen,
Der klettert hoch darnach, und wo viel Vorrath ist,
Da find sich viel Gefahr, Betrug und Hinterlist.
Gesetzt, Agnese kann nicht schreiben und nicht lesen,
Ist nie mit einem Mann in Compagnie gewesen,
Liebt nur die Sclaverei und ihren bunten Rahm,
Und ist der Eitelkeit von ganzem Herzen gram.
Macht ein Horatius doch wohl im Augenblicke
Die simplen Mägdgen klug, giebt plumpen ein Geschicke,
Und schafft, daß öfters auch der allerklügste Mann
Des Hauptes schwere Last nicht recht erkennen kann c).
Es kommen niemals mehr in den berühmten Orden,
Als wenn die Einfalt ist zur schlauen Weisheit worden,
So daß auch Argus selbst mit hundert Augen blind d),
Und oft die Weisesten den Thoren ähnlich sind.
Denn falsche Liebe gleicht den unbeständgen Vögeln,
Und ihre Neigungen vertragen keine Regeln;
Ein Herze voller Gluth wird des Vergnügens satt,
Und hasset dies zuletzt, was es geliebet hat.
Die meisten Weiber sind dem Wesen nach von Flandern,
Bald sind sie diesem gut, bald wieder einem andern;
Und Messalina hat die angenehmste Nacht,
So bald ihr Claudius die Augen zugemacht e).
Das pflege ein freches Weib Galanterie zu nennen,
Allzeit im Feuer stehn, und dennoch nicht recht brennen,
Verliebt, doch ohne Zwang, zwar einsam, nie allein,
Zu aller Zeit vergnügt, und nie beständig sein.
Der Wechsel ist beliebt; man weiß es so zu karten,
Daß jedem Spaß-Galan vergonnt ist aufzuwarten;
Der Mann führt selbst der Frau die Neben-Buhler zu,
Stellt Assembléen an, trinkt eins auf du und du,
Bild sich dabei stets ein, als wenn er glücklich wäre,
Und schätzt es sich voraus zu ungemeiner Ehre,
Daß man sein Weib verehrt, und daß er in der Stadt
Auf jeder Gasse fast ein Dutzend Schwäger hat.
Er freut sich innerlich, wofern sich viel picquiren,
Die angenehme Frau auf ein Ballet zu führen,
Und wird es nicht gewahr, daß sie bei jedem Tanz
Bringt Ehr und Redlichkeit zugleich aus der Cadanz f).
So stellte Gabba sich mit Fleiß, als wenn er schliefe,
Wenn sich Mecaenas sonst an seiner Frau vergriffe,
Und Macro selber gab der Ennia den Rath,
Daß sie Caligulae den garstgen Willen that g).
Und wäre ja dem Mann nicht viel daran gelegen,
Daß man ihr Ständchen bringt, und täglich ihrentwegen
Ein Grafe duellirt, so geht kein Abend hin,
Sie wandert denn einmal zu ihrer Nachbarin.
Da liegen jederzeit die Karten auf dem Tische
Wohl hundertmal gemengt, die Marquen und die Fische
Sind richtig abgezählt, man zieht drei Blätter raus,
Und theilet gleich darauf die Stellen richtig aus.
Allein wie klaget man, wenn mit vier Matadoren
Und noch drei Königen das Solo geht verloren?
Das heißt ein Unglück, dergleichen wohl gewiß
Nicht einem widerfährt in zwanzig Seculis.
Jedoch die Zeit vergeht, wohlan wir müssen eilen,
Ein einzig Tutti kann den Schaden wieder heilen;
So gehn die Stunden hin, bis um die Mitternacht
Der Schlummer allgemach die Blätter dunkel macht.
Drauf legt man sich zur Ruh nach so viel Müh und Sorgen,
Läßt die Reposten stehn bis auf den nächsten Morgen,
Und flucht auf die Natur, die so viel edle Zeit
Gescheidten Spielen raubt, und faulem Schlafe weiht h).
Indessen hält der Mann des Abends seine Fasten,
Und schabet mit Geduld der kalten Gans den Kasten.
Denn klaget er, so schreit sie ihm die Ohren voll,
Daß man des Abend sich nicht überfressen soll.
Wo ferner auch die Frau das Gras schon wachsen höret,
Und sich zu weise dünkt, da wird die Noth vermehret,
Sie bildet auf sich selbst sich große Stücken ein,
Und will Abigail bei ihrem Nabal sein.
Sie hat die Oberhand; sie will allein regiren,
Und allenthalben selbst die Hand im Spiele führen;
Die ganze Republic beruht auf ihrem Rath:
Den sie versteht den Hof, die Polizei, den Staat:
Sie kennt die Linien, Wall, Bollwerk und Redouten,

---

*) Aus: Philander's von der Linde „Scherzhaften Gedichten". (Leipzig 1713).

a) Die Laster der Weiber hatten schon bei denen Römern so überhand genommen, daß Juvenalis sich wohl meritirt zu haben gedachte, wenn er dieselbe Lib. II, Sat. VI, ridicul machen könnte. Welches er so glücklich effectuiret, daß auch unter denen neuen unterschiedene ihn zu imitiren gesucht; allermaßen eben dahin abzielet, was unter denen Franzosen Mons. Boileau in seiner zehnten und der Sieur de l'Aume in seiner dritten Satyre, unter denen Italienern Giuseppe Bassi unter dem Titel I donneschi diletti, und unter denen Engländern ein Anonymus in a Satyr against Women sehr artig abgehandelt. Daher ich von diesen sonderlich den Juvenalem, Boileau und de l'Aume mir als ein Muster fürgestellt, welches in folgender Satyre zu imitiren gesucht. Wobei auch öffentlich bekenne, daß gleichwie ich die meisten Traits dieser Satyre, auch öfters die Expressiones, aus obgedachten Poeten genommen, also ist mein Absehen im geringsten nicht dahin gerichtet, en particulier ein einziges Frauenzimmer zu touchiren.

b) Mons. Boileau schreibet:
Quel plaisir etc.
De s'entendre appeller petit Coeur, ou mon Bon;
De voir autour de soi croitre dans sa maison
Sous les paisibles lois d' une agreable Mere,
De petits Citoyens, dont on croit etre Pere;
Quel charme! au moindre mal, qui nous vient menacer
De la voir aussitot accourir s' empresser etc.

c) Die Namen Agnese und Horace sind aus des Moliere ingenieuser Comoedie l' Ecole des Femmes genugsam bekannt.

d) Der Sr. de l' Aume hat die Pensée, daß wenn Argus mit hundert Augen nicht eine Kuh bewahren können, so würde es vergebens sein, mit zwei Augen ein Frauenzimmer genug in Schranken zu halten.

e) Hieher gehören Juvenalis Worte:
- - - - Claudius audi
Quae tulerit, Dormire virum cum senserat uxor,
Ausa Palatino tegetem praeferre cubili,
Sumere nocturnos meretrix Augusta cucullos
Linquebat etc.

f) Der Sieur de l' Aume hat diese Expression:
Et combien de Balon la gracieuse danse
Met-elle tous les jours d' honneurs hors de cadance?

g) Siehe Tacit. Annal. l. 6. C. 45, und des B. D. M. jüngst zu Leyden edirte Recherches Curieuses C. 29.

h) Mons. Boileau giebt es folgender Gestalt:
Alors, pour se coucher les quittant, non sans peine,
Elle plaint le malheur de la Nature humaine
Qui veut qu'en un sommeil, où tout s'ensevelit,
Tant d'heures, sans jouer, se consument, au lit.



Der Meilen Unterschied: wie viel gevierte Ruthen
Ein Acker bei uns hält, das weiß sie alles schon,
Und heißt mit einem Wort ein Zeitungs-Lexicon i).
Bei ihrem Manne will sie alles besser wissen,
Und alles selber thun, scondiren, Wechsel schließen,
Fragt nach dem neusten Cours, cassiret eine Schuld,
Die andre mahnet sie mit großer Ungeduld.
Wie gehet dein Process? was fehlt dem Patienten?
Was giebts im Rathe guts? was machen die Studenten?
Es ist ein elend Thun, daß Niemand Glauben hält;
Wie viel bekömmst du noch? und wie viel hast du Geld?
So spricht die weise Frau, und weiß bei allen Dingen
Ein kluges Sprüchelchen mit auf die Bahn zu bringen,
Das klinget insgemein so artig und so schön,
Daß ihrem Mann dabei die Augen übergehn.
Kömmt sie in Compagnie, so gehts mit allen Glocken;
Der Zunge schnelles Rad kömmt niemals in ein Stocken;
Sie führt allein das Wort; fängt man zu reden an,
So bricht sie alsbald ein, daß man nicht weiter kann.
Bald muß ein Mährchen her, bald sonsten eine Fratze;
Sie weiß es auf ein Haar, wie bald die alte Katze
Die Wochen halten wird, und wenn des Nachbars Magd
Hat ihrem Courtisan den Handel aufgesagt.
In Lügen übertrifft sie selber die Poeten:
Wenn sich ein Stern geschneutzt, so siehet sie Kometen;
Und wenn sich ohngefähr ein kleiner Sturm erhebt,
So fühlt sie eigentlich, wie Erd und Himmel bebt:
Wenn eine Schlacht passirt, so kriecht sie gleich Staffetten:
Sie weiß das Neuste, und mancher sollte wetten,
Weil ihre Zeitungen so viel und mancherlei,
Daß sie die Fama selbst von ganz Europa sei k).
Bei ihr steht Marlborough allein in großen Gnaden,
Hingegen stichelt sie auf Prinz Louis - - - - - l)
Sie weist dem dritten Carl die Wege nach Madrid,
Dem Kaiser nach Paris, zieht in Gedanken mit,
Nimmt Philipp von Anjou und Ludewig gefangen,
Und wo sie sich hiermit nicht weit genug vergangen,
So nimmt sie nach der Hand Constantinopel ein,
Und heißt ganz Orient den Christen dienstbar sein.
Doch bei dem allen läßt sich noch ein Wunder spüren,
Daß, die es nicht gelernt, dennoch französisch parliren,
Da heißt das andre Wort Gloire, Renommée,
Massacre, Belesprit, Fier, Capricieux
La pretieuse hat das Deutsche gar verschworen;
Es klingte zu paisan in ihren zarten Ohren,
Und kömmt nach ihrem Goust canailleux heraus.
Ein Wort Französisch ziert den ganzen Menschen aus m).
Erwählt man eine Frau von hohem Stand und Adel,
So find sich keine nicht, sie hat doch ihren Tadel,
Daß insgemein der Mann nichts oder wenig gilt,
Dafern er sie nicht stets Hochwohlgeboren schilt:
Und wo die reiche Frau den Mann ums Geld muß kaufen,
Da geht es in der Eh auch meistens an ein Raufen:
Da steht kein Stecken recht, da wirft das Murmelthier
Bei jedem Stücke Brod dem Mann ihr Erbtheil für;
Und ist das nicht genug, so greift sie nach dem Prügel,
Fällt auf die Haare los, schlägt seinen linken Flügel,
Und macht, das Gott erbarm! ein grausam Feldgeschrei,
Bis Nachbar Martin kömmt, und macht ihn wieder frei.

i) Das neue Staats- und Zeitungs-Lexicon, welches der Herr Verleger dieser Gedichte jetzt allbereit zum fünftenmal zum Druck befördert, begreift nicht allein historische und geographische Sachen, sondern alles, was zur Kriegsbaukunst und Oeconomie gehöret. Daher diejenigen, welche dergleichen Terminos wohl verstehen wollen, gar den Namen eines Zeitungs-Lexici meritiren.

k) Dasjenige Werk, welches unter dem Namen der europäischen Fama berühmt ist, begreift alles, was an denen vornehmsten Höfen ohnlängst passiret ist, nebst einigen politischen Remarquen, daher man eine so curiöse Frau wohl eine europäische Fama nennen könnte, wie etwan le Sieur de l'Aume schreibt:

Pour un Epoux enfin rien n'est plus desolant,
Que d'avoir en sa Femme un Mercure Galant.

l) Ich tadle hier solche superkluge Damen, welche in allen Dingen nach dem äußerlichen Schein judiciren, und auch große Herren über ihre Zungen springen lassen, ob sie schon darzu keine rechtmäßige Ursache haben.

m) Juvenalis hat bereits den römischen Frauenzimmern aufgerückt, daß sie Griechisch zu reden affectiret, und sonst alles nach der griechischen Mode anstellten:

Hoc sermone pavent, hoc iram, gaudia, curas,
Hoc cuncta effundunt animi secreta. Quid ultra?
Concumbunt Graece.

Und der Sr. de l'Aume hat diese Passage wohl imitirt, indem er denen französischen Weibern die ungemeine Liebe zum Italienischen, wie hingegen Boileau zum Lateinischen, vorwirft:

. . . Faisons entrer ici
Ces Folles qui toujours ramagent Signor-si,
Qui de Veneroni font toute leur Etude,
Et pour qui le François est un langage rude;
Chez elle crainte, espoir, amour, haine, chagrin,
Tout est scellé du Sceau du Cavalier Marin etc.

Ich denke noch der Zeit, wenn Mopsus in den Klauen
Der Petronilla hängt, und bei der bösen Frauen
Zu einem Märtrer wird, daß er voll Wehmuth spricht:
Ach Schätzchen schlage zu, nur überschrei dich nicht.
Da heißts: Du kahler Hund, womit kannst du dich nähren;
Das Hemde wirst du mir noch von dem Leibe zehren:
Du hast mein Geld und Gut beinahe durchgebracht,
Und gleichwohl hab ich dich dadurch zum Mann gemacht.
Bald will sie süßen Wein, bald will sie gute Kuchen,
Und sind sie nicht gleich da, so fängt sie an zu fluchen;
Da wird der Ehestand dem Himmel gleich gemacht,
Wo alle Wetter sind zusammen aufgebracht.
Die Andern pflegt sie wohl bisweilen anzulachen,
Doch ihrem Liebsten kann sie kein Caresschen machen,
Und wo ein holder Blick noch irgend auf ihn schießt,
So glaubt er ganz gewiß, daß er im Himmel ist.
Wenn es am besten steht, so ist er schon zufrieden,
Daß ihm das Praedicat, mein Hanrei, ist beschieden,
Und wenn sie zu dem Sohn du kleiner Bastart spricht,
So bin ich gut davor, er alterirt sich nicht.
Sie lästert, wo sie kann, auf ihres Mannes Freunde;
Denn sie mit ihm verwandt, sind alles ihre Feinde,
Und ist ein Stief-Sohn da, so nehm er sich in acht,
Daß Agrippina nicht ihm ein Gerichte macht n).
Soll nun das arge Weib nicht alle Stunden schmählen,
So laßt es ihr ja nicht an einem Stücke fehlen,
Nehmt Kammer-Pagen an, und holt auf ihr Begehr
Selbst aus Asturien die besten Zelter her.
Kauft Kutsch und Chaisen ein; es würde nicht wohl stehen,
Wenn sie drei Schritte nur zu Fuße sollte gehen;
Sie liebt Commodität, und macht den klugen Schluß:
Das harte Pflaster ist vor keinen zarten Fuß.
Im Hause giebt es stets was Neues anzuschaffen,
Und fehlet sonsten nichts, so kauft ihr einen Affen,
Frezt ihn mit Marcipan, eßt selber schimmlicht Brot,
Legt ihm das Beste für, und sterbt für Hungers-Noth
Ziert ihre Zimmer aus mit Spiegeln und Tapeten;
Die curiose Frau hat ihrer hoch vonnöthen,
Illuminiret sie mit Bildern ohne Zahl,
Und trotzet Königen mit eurem Riesen-Saal.
Schafft allen Ueberfluß; es hilft kein widersprechen;
Vornehmlich lasset nur der Küche nichts gebrechen:
Kauft alles zehnfach ein, laßt keinen leeren Raum,
Und braucht ihr gleich ein Stück in dreißig Jahren kaum.
Sucht einen guten Trunk, und delicate Speise,
Fragt was es kostbars giebt, seht nach der ersten Weise,
Macht, daß das ekle Weib was seltsames genießt,
Und Spargel um Neu-Jahr, um Ostern Lerchen ißt.
Laßt euch Champagne Wein und Felteliner bringen;
Ich wette, Bibula wird schon ihr Theil bezwingen.
Ist das nicht Ruhm genug, daß sie den stärksten Mann
Auf einen guten Zug zu Boden saufen kann?
Davor bekömmt der Herr ein Engelchen ins Bette o).
Ach wer doch eine Frau von solcher Währung hätte!
So seufzet, wer es sieht, und wünscht sichs auch so gut,
Wenn seine Zipsia nur Zeischens-Schlücke thut p).
An Chocolade, Thee, Coffée und andern Waaren,
Die man schlecht Wasser nennt, dürft ihr durchaus nichts sparen,
Und daß der kahle Trunk nicht gar zu einsam schmeckt,
So convoyiret ihn mit Dorten und Confect.
Doch das geht alles hin; wie steht es um die Kleider?
Was kriecht der Handelsmann? und was erwirbt der Schneider?
Was wird der Rätherin das Jahr hindurch entricht?
Und was erbettelt auch die theure Putz-Frau nicht?
Ein jeder Moden-Knecht will hier etwas verdienen:
Da strotzt es überall von güldenen Melinen:
Den eingebognen Leib ziert ein galant Corset,
Und das monströse Haupt ein niedliches Cornet.
Ich sag jetzt eben nicht von allem Weiber-Schmucke;
Manchette, Palentin, Contouche, Chameloque,
Und solche Dinge mehr, sind schon so allgemein,
Daß, welche sie nicht trägt, muß eine Närrin sein.
So will ich überdies mir nicht die Mühe nehmen,
Die neue Falbala auf jeden Rock zu brehmen;

n) Agrippina soll ihren Gemahl Kaiser Claudium mit einem Gerichte vergifteter Pilze vergeben haben, damit sie dem aus erster Ehe gezeugten Neroni zur Regierung helfen möchte, wie sonderlich beim Suetonio C. 44. in Claudio zu lesen.

o) Das Sprichwort ist bei uns bekannt: wenn die Frau sich im Trinken übernommen hat, so bekömmt der Mann ein Engelchen ins Bette.

p) Hiermit werden so wohl die Debauchanten, als auch diejenigen Weiber reprimandiret, welche in Compagnie allezeit stipsen und kaum zwei Tropfen auf einmal trinken, da sie doch wohl zu Hause allezeit eine Bouteille in ihrem Schranke stehen haben.

Es suche, wer da will, hier seinen Zeitvertreib q).
Je mehr es Falbeln giebt, jemehr gilt auch das Weib.
Am allerschönsten läßt die hohe Staats-Fontange;
Ich wette, siehet sie der Ritter de la Manche r),
So fordert er alsbald das Wunder auf den Stoß,
Und rennt darauf im Zorn mit steifer Lanze los.
Da prangt das stolze Haupt mit etlichen Geschossen,
Die gleichsam nach und nach, dem Thomas-Thurn zum Possen,
Sind höher aufgethürmt, und zeiget trotzig an,
Daß man der Länge wohl bei Ellen helfen kann.
Was der Fontange fehlt, das muß der Schuh ersetzen,
Daran der Absatz gar den Stelzen gleich zu schätzen,
So daß ein Freiersmann sich insgemein betrügt,
Weil er die Beaut des Nachts nur halb zu Bette kriegt.
Doch wo wir auch hiernächst ihr Cabinet beschauen,
So praesentiret sich ein Zeughaus schöner Frauen,
Als Aqua d'Angeli, Pomata Neruli,
Orange, Gelsomin, Sapon' di Napoli s);
Und was Italien an Schmink und Olitäten
Sonst irgend mehr verkauft, erfüllt hier alle Köthen.
Die Spiegel sind dabei ihr gröstes Heiligthum,
Vor diesen dreht sie sich wohl neunzigmal herum,
Und mustert und rangirt (ich sage kein Gedichte)
Fast jeden Augenblick die Mouchen im Gesichte,
Flickt an der alten Haut, heißt Rosen und Jasmin
Auch wider die Natur auf ihren Wangen blühn.
Da muß Crispulla sich recht angenehm bezeigen t),
Indem sie an ihr putzt, sich öfters tief verneigen,
Und will sie bei der Frau in hohen Gnaden stehn,
So spricht sie dann und wann: Madame, das läßt schön.
Inzwischen ist es doch ums Putzen nicht so leichte;
Die Frau sieht ernsthaft aus, als ginge sie zur Beichte,
Und wo ihr an ihr selbst vielleicht was mißbehagt,
Hilf Himmel! ach wie schmählt sie auf die Jungemagd.
Du dummer Bauer-Knoltzsch, willst dich zu gar nichts schicken,
Da wünscht sie ihr im Zorn den Henker auf den Rücken.
Doch unter uns geredt; was kann die Magd dafür?
Denn daß die Frau nicht schön, das liegt ja nicht an ihr.
Hiernächst so kennet sie auch alle Goldschmieds-Buden,
Und geht kein Tag nicht hin, da nicht ein Dutzend Juden
Mit einem kostbarn Schmuck vor ihrer Thüre stehn,
Und selten, Gott sei Dank! betrübt zurücke gehn.
Denn weiß sie in der Eh von keinem Kreutz und Plagen
So will sie doch ein Kreuz von Diamanten tragen,
Und daß die Renoummée nicht Schiffbruch leiden kann,
Hängt sie der weißen Brust auch einen Anker an.
Sieht nun der Mann einmal darzu ein wenig sauer,
So spricht sie: wirst du doch fast täglich noch genauer u)?
Du bist nicht meiner werth; lebt auch wohl eine Frau
In dieser ganzen Stadt so kärglich und genau,
Als ich, ich armes Weib? wie lange muß ich betteln?
Und doch erhalt ich nichts; du giebst es eh den Betteln,
Als deiner treuen Frau, von der du Ehre hast,
Die barfuß laufen muß, und frist sich selber fast
Vor Hunger und vor Gram. Je daß ich nicht kann lachen;
Du willst mir, glaub ich, gar den Küchen-Zettel machen:
Ach nein, du lieber Mann, das bilde dir nicht ein,
Ich bin dein Narre nicht: was wirds denn endlich sein?
Die Kleidung kostet dir des Jahrs kaum tausend Thaler.
Wo steckt denn nun dein Geld, du abgeschmackter Prahler,
Das mich verblendet hat? Ich weiß nicht, was du klagst.
Wenn du mir gleichwohl auch das Nöthigste versagst,
So werd ich endlich gar zur Mutter wieder ziehen.
Es haben andre sonst, als du, um mich gefriehen;
Ach hätt ich das gewußt! lebt auch wohl eine Frau
In dieser ganzen Stadt, so kärglich und genau?
Da denket denn der Mann, es ist doch alles eitel,
Rennt auf den Mammon zu, holt einen großen Beutel,
Zahlt fein geduldig aus, und wenn der Beutel leer,
So spricht er: lieber Schatz, gebrauchst du noch was mehr?
Nur liefre, was du hast, aus den verborgnen Schätzen.
Denn Weiber-Hoffart läßt sich keine Grenzen setzen,
Und herrscht Tyrannen gleich. Es wäre freilich viel,
Wenn ein Verwegener das Meer vertrocknen will,
Mehr aber, wenn er denkt ein lüstern Weib zu stillen x),
Die, denen Schwinden gleich, unmöglich zu erfüllen,
Und immer mehr verlangt zu Wollust, Staat und Pracht,
Bei der wird Cajus karg, und Midas arm gemacht y).
Doch fromme Weiber sind die allerschwersten Plagen;
Die allezeit den Kopf auf einer Achsel tragen z),
Voll leerer Seufzer mehr, als Aeolus voll Wind,
Und wie der Ocean voll Fluth und Thränen sind.
Die niemals einen Blick auf andre lässet schießen,
Beißt aller Heiligen die Zehen von den Füßen,
Hält sich alleine nur für fromm und tugendhaft,
Kömmt nie in Kompagnie, als wenn die Schwesterschaft
Ein Conventiculum zusammen rufen lassen,
Braucht fast bei jedem Wort wohl zehnerlei Grimaçen,
Und trägt das Häubchen kaum zwei Nadelküpfen hoch,
Die ist vor ihren Mann ein unerträglich Joch.
Vornehmlich mußt du dich ihr ganz allein ergeben,
Nie aus dem Hause gehn, ihr an dem Halse kleben,
Und wo es Jungfern giebt, nicht einmal freundlich sehn,
Sonst ist es allerdings um ihre Gunst geschehn.
Dein Lachen und dein Scherz sind bei ihr lauter Sünden;
Du wirst sie, gehst du aus, auf allen Ecken finden;
Hast du gleich hinter dir zehn Thüren zugethan,
So trifft sie dich gewiß doch, eh du denkest, an:
Ja wo du irgend sonst vermeinst hinzugehen
Da wird Tisiphone dir für den Augen stehen,
Von Eifersucht entbrannt; kurz, sie ist, sonder Ruh,
Auf Schwestern, Kinder, Magd und auf sich selbst jaloux.
Daneben wird sie auch mit Uebermuth besessen,
Ihr hoher Sinn ist nicht mit Ellen auszumessen;
Denn sie versteht allein, was andern unbekannt,
Und trägt das Paradies in ihrer rechten Hand.
Sie heißt alleine fromm, setzt jedes Wort auf Schrauben,
Und trotzet jederzeit auf ihre Treu und Glauben,
Traut selbsten keinen nicht; doch spricht die Heuchlerin;
Ein jeder traue mir auf mein Wort schlechtweg hin.
Wer weiß, wie gehet es in ihren Conferenzen?
Wer Weiber-Reden traut, hält Aale bei den Schwänzen,
Sät Körner in den Sand, schreibt Wörter in die See,
Baut Schlösser in die Luft, und Schanzen in den Schnee aa).
Doch wahre Gottesfurcht ist nicht so gar verlegen,
Daß sie nicht manchesmal auch Weiber sollten hegen;
Ich kenne, wo mir recht, beinahe zwei bis drei bb),
Die fromm und tugendhaft, doch ohne Heuchelei,
Die falscher Schminke feind und voller Geistesgaben,
Bei Glücke Mäßigung, bei Hoheit Demuth haben,
Gott ganz gewidmet sind, thun seinen Willen gern,
Und machen Gottes Wort zu ihrem Angelstern.
Doch wie viel giebt es auch, die ein verstelltes Wesen

---

q) Mit der Falbala hat sich Alberti de l'Aume in eben angezogener dritten Satyre p. 28 divertiret.

r) In der artigen spanischen Romance von dem Don Quixote de la Manche wird fingiret, daß er seine Lanze aus einer sonderbaren Bravoure öfters gegen leblose Dinge, als Windmühlen und dergleichen appliciret.

s) De l'Aume saget fast eben dergleichen p. 31:
Poudre, Paste, Pommade, et Pots à Vermillions,
Mouches Peignes, Miroirs, Eau de Reine d'Hongrie,
Enfin de la Beauté toute l'Artillerie.

t) Den Namen Crispulla brauchet der gelehrte Italiener Fredericus Nomius, welcher ohnlängst lateinische Satyren ediret, gar artig vor ein Hausmägdchen oder Jungemagd in seiner siebenden Satyra de Pedisequarum Pravitate, p. 96.

u) Boileau hat hierbei die Gedanken:
D'abord l'argent en main paye et vite et comptant.
Mais non fais mine un peu d'en être mécontent.
Pour la voir aussi tôt sur ses deux piez haussée
Déplorer sa vertu si mal récompensée;
Un Mari ne veut pas fournir à ses besoins,
Jamais Femme apres tout a-t-elle coutée moins?
A cinq cens louis-d'or, tout au plus, chaque année
Sa depense en habits n'est elle pas bornée? etc.

x) Hierbei ist mir beigefallen, was der ingenieuse Abbate Mauro in einer hannoverischen Opera anmerket:
Sarebbe un grand' affare,
Voler seccar il mare
Ed arrestar il Sol;
Per contentar le Donne
Più pen ancor ci vuol.

y) Der größte Depensier, der jemals gelebt, ist wohl der Kaiser Cajus Caligula gewesen, welcher nicht allein den von seinem Vorfahren hinterlassenen Schatz, von wenigstens 67 Millionen, sondern noch über dieses einen unschätzbaren Reichthum liederlich verprasst, wie davon beim Suetonio und andern mehr zu lesen. Midas aber kann wohl vor den Reichsten passiren, weil ihm zugeschrieben wird, daß alles, was er angerühret, zu Golde worden.

z) Dieser ganze Character ist großentheils aus dem Beschluß der öfters angezogenen Satyre des Mons. Boileau genommen.

aa) Es gehöret hieher, was Sannazarius in seiner Arcadia sagt:
E zappa in l'Acqua e nell' Arena semina
Chi fonda suoi speranze in Cor di Femmina.
Und der Abbate Mauro schreibet gar artig:
Non dà il mar Calma sincera,
Et in Donna lusinghiera
Non si dà perfetto amor;
Mal accort' è chi gli crede;
Non v'è fede
In quel sesso mentitor.

bb) Diese Expression lasse den Mons. Boileau verantworten, welcher bald anfangs in seiner Satyre spricht:
... Aujourd' hui, sur ces fameux modeles,
On peut trouver encor quelques Femmes fideles.
Sans doute; et dans Paris, si je sais bien compter,
Il en est jusqu'à trois, que je pourrois citer,
Ton Epouse dans peu sera la quatrième, etc

Zum Deckel ihrer Lust und Schalkheit auserlesen,
Die auf den Peters-Berg nicht Betens halber gehn,
Und bei der Probe nicht vor rein Metall bestehn.
Wiewohl ich zeige nicht die unbekannten Flecken,
Die lassen sich viel eh verbergen, als verdecken;
Ich schreibe weiter nichts, und weiß ja ohngefähr
Ein Ander etwas mehr, so setzt er sich hieher,
Ich will ihm meinen Platz gutwillig überlassen,
Was Weibern mit geziemt, in Reimen abzufassen,
Ein jeder brauche frei sein eigen Dintenfaß,
Ich weiß, der tadelt dies, der andre sonsten was:
Die läßt für jeden Kuß ein Dutzend Thaler zahlen:
Die trägt die freche Brust in unbedeckten Schalen:
Die kleidet sich zu stolz: die träget ein Gebiß:
Die riecht nach Küchenrauch und jene nach dem Spieß:
Die will das rothe Haar dem Fuchs zum Possen tragen:
Die geht mit Hecheln um: die sitzt gern in Gelagen:
Die schließt die Schenkel ein: die schreitet allzuweit:
Der ist der Weg zu schmal und jener gar zu breit:
Bei dieser bitt der Mund die Ohren zu Gevattern:
Die kleistert das Gesicht, und jene hat die Blattern:
Der ist das Kinn zu rauch; die hat nur einen Zahn;
Die schielt die Leute nur halb von der Seite an:
Die geht krumm und gebückt: die trägt das Geld im Kropfe:
Der steht der Hals zu steif: die schüttelt mit dem Kopfe:
Die hat das Maul allein, und jene gar verpacht:
Der sind die Hände plump, die Ermel krumm gemacht.
So wissen Andere stets Fehler aufzutreiben,
Die der Natur, und nicht den Sitten zuzuschreiben,
Mit diesen laß ich mich vor diesesmal nicht ein;
Wer allzu ekel ist, der mag es immer sein.
Die Feder wird mir stumpf, die Dinte will nicht fließen:
Das heißt, es ist nun Zeit mein Lobgedicht zu schließen.
Was? sprecht ihr: Lobgedicht? ja freilich, Lobgedicht;
Ich tadle (das sei fern!) ja das Geschlechte nicht,
Und da ich dergestalt in einem Scherz-Gedichte,
Was Weibern übel steht, der Wahrheit nach berichte,
Und zieh auf Laster los, auf Zank und Raserei,
Verschwendung, geile Brunst und schnöde Heuchelei,
So such ich in der That die andern zu erheben,
Die friedsam, häuslich, keusch, und sonder Fürwurf leben.
Drum fürcht ich keinen Zorn, und denk in meinem Sinn,
Will eine böse sein, so sei sies immerhin *).

Die andere Satyre.

Ob ein Gelehrter heirathen soll?

Bei der D. und L. Hochzeit, A. 1703, Sept. 16.

Mein Freund, ich fragte sonst, wie steht es um die Liebe,
Mich deucht, er gehet nun allmählich auf die Schau.
Allein die Antwort hieß: ich weiß von keinem Triebe;
Denn ein Philosophus gedenkt an keine Frau.
Da nun der Himmel ihm den andern Schatz verliehen,
So fällt mir der Discurs von neuem wieder ein;
Er ist ein kluger Mann, er hat zweimal gefriehen,
So kann die Frage wohl dabei erörtert sein:
Ob ein Philosophus deswegen sei zu schelten,
Wofern nicht Schnee und Eis ihm um das Herze liegt,
Wenn er die Venus läßt sowohl als Pallas gelten,
Und theils in Wissenschaft, theils in der Liebe siegt?
Es hat zwar Heinsius die Frage schon berühret,
Und Scala hat sich auch vor dem daran gemacht a);
Franciscus Barbarus hat alles ausgeführet,
Was Hermolaus drauf in einen Vers gebracht b).
Sie suchen aber meist mit Nachdruck zu behaupten,
Daß ein Philosophus nicht soll beweibert sein,
Als ob die Weiber uns die Lust zu Büchern raubten,
Und führten gegentheils Verdruß und Sorgen ein.
Da muß Xantippe sich auf allen Blättern leiden c),
Weil sie Platonem mehr, als Socratem, geküßt;
Allein man soll darbei vernünftig unterscheiden,
Daß ja die ganze Welt nicht voll Xantippen ist.
Wofern Euripides in seinen Trauer-Spielen
Das Frauen-Volk verfolgt, so bricht ihm die Geduld,
Man kann gar eigentlich an ihm die Hörner fühlen;
Denn seine Weiber sind an solchem Hasse schuld d).
Wer weiß, was etwan auch Libanius empfunden,
Der Weiber-Reden meist vor ein Gewäsche hält e);
Und hätte Bion nur ein frommes Weib gefunden,
So hätt er auch vielleicht sein Urtheil nicht gefällt f).
Jedoch wir wollen nicht viel bei den Heiden suchen,
Die Christen machen uns schon an Exempeln satt.
Es muß noch Lipsius sein schlaues Weib verfluchen,
Das ihn dazu beredt, daß er changiret hat g).
Daß Nicolaus hat zum Ketzer werden müssen,
Da war der böse Ruf der Frauen schuld daran,
Und daß Novatus sich auf Neuerung beflissen,
Das machte, weil die Frau ihm auch zu viel gethan h).
Das Weh folgt auf die Eh, auf Lieben folgt Betrüben;
Wie viele haben sich ihr Leben abgekürzt,
Die unvergnügt gefreit? So macht die böse Sieben,
Daß Caspar Vilius sich in die Donau stürzt i).
Was King in Engelland mit Schriften erst erworben,
Hat ihm die geile Frau gestohlen und verthan,
Und daß er bald darauf für Harm und Gram gestorben,
Zeigt der Gelehrte Wood nebst Anderm deutlich an k).
Der kluge Bautru will nicht seinen Sohn erkennen;
Das macht, die Liebste war nur allzu complaisant l).
Dempsterus aber ist ein Stoicus zu nennen,
Der seiner Frauen Raub nicht allzuhoch empfand.
Denn da dieselbe schon ein junger Kerl entführte,
So schien er doch vergnügt, so daß er kurz darauf
Den Raub Proserpinae gar artig explicirte,
Und bot das kluge Werk zu öffentlichem Kauf m).
So schrieb Paprocius von ehelichen Pflichten,
Nachdem er seiner Frau, die alt und mürrisch war,
Die allerletzte Pflicht ließ höchst erfreut verrichten,
Und stellete dabei sein eigen Beispiel dar n).
Was that Alani Frau nicht ihrem Mann zum Possen,
Die selbst der Königin genaue Reden gab?
Denn weil es ihr hernach auf solchen Trotz verdrossen,
So führte man ihn bald in das Gefängniß ab o).
Brissonius der Kern gescheuter Rechts-Gelehrten
Hat eine geile Frau und ein verhurtes Kind;
Je mehr die Pursche nun sich in dem Hause mehrten,
Je mehr auch Schimpf und Spott dadurch vermehret sind p).
Barclaji Wittwe ließ sein Gradmahl demoliren,
Weil ein Pedante gleich sein Nachbar sollte sein q).
Des weisen Rohaults Frau lag öfters in der Thüren,

---

*) Ich behalte im Uebrigen allen Respect gegen das honnête Frauenzimmer, und hoffe, wie Mr. Boileau (in dem Beschluß der Vorrede über oftterwähnte Satyre) daß sie sich eben so wenig werden meine Predigt in gegenwärtiger Satyre, als die Satyren derer Geistlichen, welche fast in allen Predigten wider die Untugenden derer Weiber eingesprengt werden, mißfallen lassen.

a) Bartholomaeus Scala soll eine Epistel davon geschrieben haben: An viro sapienti ducenda sit uxor? und gehöre sonst hieher eine andere in des Bandii Amoribus unter dem Titel: An et qualis viro literato sit ducenda uxor? allwo auch am Ende eines Anonymi Dissertation beigefügt worden de Matrimonio literati, an coelibem esse, an nubere oporteat? b) Franciscus Barbarus hat de Re Uxoria in prosa geschrieben und sein Onkel Hermolaus Barbarus in lateinischen Versen, und beweist der letzte sonderlich, ein Gelehrter dürfe nicht heirathen, v. Gesner. Bibl. p. 317. c) Mons. Sarrasin meinet in seinem Dialogue s'il faut qu'un jeune homme soit amoureux, die Xantippe wäre deswegen gegen ihren Liebsten so mürrisch gewesen, weil sie mit seinem Discipul, dem Platone, der von breiten Schultern und wohl gewachsen gewesen, zugehalten, da hingegen Socrates eine ungestaltete Nase und eine Platte gehabt. v. Oeuvres de Sarrasin p. 165. d) Er hatte deswegen den Zunamen Μισογύνης, und daß ihn seines Heiratens gereut, siehe beim A. Gell. L. 15. C. 20. conf. Barnes in Vita ejus, Opp. p. 19. e) Vid. Liban. T. 1. Decl. Morosus se deserens. f) Er brauchte das Dilemma: Eine Frau ist entweder schöne oder ungestalt, beides bringt Verdruß; ist sie schöne, so macht sie mit, ist sie garstig, so hat man sie zur Strafe. v. Diog. Laert. L. IV. sect. 46. n. 48. g) Voyez Mr. Teissier Addit. aux Eloges T. 2. p. 383. h) Einige Scribenten der Kirchen-Historie melden, daß Nicolaus, einer von denen sieben ersten Diaconis, allzu große Ursache gehabt über die Schönheit seiner Liebsten jaloux zu sein, daher er sie endlich in eine große Versammlung geführet und ihr die Freiheit gegeben, einen aus dem Mittel nach ihrem Belieben zu heirathen, auch hernach gelehrt, daß Unzucht und Unreinigkeit ein nothwendiges Mittel sei, die ewige Glückseligkeit zu erhalten. Als auch Novatus seine Frau, ohne Zweifel weil sie ihm Ursache darzu gegeben, mit Schlägen einst hart tractiret, daß sie darüber abortirt, und er deswegen verfolget wurde, fiel er auf den Irrthum, daß ein öffentlicher Sünder ohne Strafe in die Kirche wieder aufzunehmen sei, u. d. m. v. A. Dict. of all Religions t. Nicholaitans and Novatus. i) So finden wir in Siles. Tog. L. V. n. 2. und bei dem Scholiast. s. l. über Henelii Silesiographia, so neulichst edirt. k) Daniel King hatte viel zusammengescharrt, darum ihn seine Frau auf einmal gebracht. v. Wood Athen. Ox. T. II. p. 163. l) Baile referiret im Dict. T. I. p. 509. s. daß er sie gar bei den Gerichten angegeben, und einen Diener in Verdacht gezogen, der deswegen auf die Galeeren condemniret worden. Doch soll er endlich gesagt haben: Si les Bauteus sont cocus, ils ne sont pas des sots. m) Seine Auditores halfen diese Entführung befördern. v. Bayle l. c. p. 956. Und ist probable, daß er seinen Commentarium über den Claudianum erst hernach heraus gegeben. n) Es referiret Starovolscius in Ἑκατοστ. Scriptor. Polonicor. p. 119. von Barthol. Paprocio, daß er in gar jungen Jahren eine alte reiche Frau geheirathet, die ihm aber das Leben sehr sauer gemacht, daher er nach ihrem Tode Leges Connubiales geschrieben. o) Naudaeus schreibt davon dans le Mascurat p. 35. La femme de Alainius Leontinus etoit une de plus superbes et de plus imperieuses Dames de son temps, elle se brouilla assez mal à propos avec la Reyne Constance etc. p) v. Scaligeriana, in voce Mireu. q) Sie war so stolz, daß,

Und wer ihr nicht gefiel, kam nicht zu ihm hinein r).
Wenn bei Salmasio gelehrte Gäste waren,
So ließ sich allezeit die Frau darunter sehn:
Die wußte gar genau, was vor zwei tausend Jahren
Der Scheffel Korn gethan, was da und dort geschehn,
Sie drang gewaltig ein, griff nach den Folianten,
Bewieß ich weiß nicht was, und wer ihr widersprach,
Den schalt sie ungescheut vor einen Ignoranten;
So gab ein jeder gern der tollen Weisheit nach s).
Der Aventinus nahm die Jungemagd zum Weibe,
Und hatte doch darnach sein liebes Kreuz daran t).
Franciscus Vossius trug auch sein Joch am Leibe u),
Und Pasquierius war ein geplagter Mann x).
Was Wunder, daß demnach Verinus eher stirbet,
Eh er den Aerzten folgt, und eine Liebste wählt y):
Und daß auch Chapellain sich nicht darum bewirbet,
Der Weiber ohne dem vor halbe Menschen zählt z).
Zwar daß Cartesius ist ohne Frau geblieben,
Das ist aus keiner Furcht und keinem Haß geschehn;
Denn daß er ohne Frau den Ehestand getrieben,
Das konnte man genug an der Francina sehn aa).
Doch hat Auratus noch dabei studiren können,
Der als ein achtziger ein junges Mägdchen freit bb),
So ist der Einwurf auch nicht allgemein zu nennen,
Und Jugend streitet nicht mit der Philosophie.
Ja wer will anderntheils auch die Gelehrten zählen,
Die sonder Ueberdruß die Ehe hingebracht?
Allein da heißt es noch: Was soll man denn erwählen,
Da beides jung und alt genug zu schaffen macht?
Da das Gouvernement des Dauphins zu verwalten,
Und le Vayer darzu für Andern war begabt,
So hätt er allerdings die Charge leicht erhalten,
Wenn er nicht dazumal ein junges Weib gehabt cc).
Hingegen ist es wohl gar mißlich um die Alten,
Denn Apulejus liebt die Pudentilla nicht dd).
Man kann Lambecio nicht wohl für übel halten,
Daß er sein altes Weib, wie Monsieur Bayle spricht ee),
Das reich, doch geizig war und zänkisch wie der Teufel,
Nach funfzehn Tagen schon aus Ungeduld verließ,
Und fort nach Hamburg ging; wiewohl ihn ohne Zweifel
Der Reichthums-Appetit in dieses Elend stieß.
So ist es ehemals dem Sarrasin gegangen,
Den Frankreich noch mit Recht die zehnte Muse nennt:
Er hatte leider! sich an ein alt Weib gehangen,
Die führte Tag und Nacht ihr strenges Regiment:
Es konnten ihm mithin die Thaler wenig nützen,
Von welchen ihn der Glanz verblendet und bestrickt,
Drum ging er endlich fort und ließ die Alte sitzen,
Die ihm den hohen Geist zu mancher Zeit verrückt ff).
Trifft man das Mittel nun an Alter und an Glücke,
So heißt es doch, es fehlt an keiner Hinderung.
So hielt auch Fernels Frau ihn allezeit zurücke,
Daß er sich eben nicht zum practiciren drung gg).
Die Liebste muß wohl gar am Hochzeit-Tage sterben,
Wie es Bongarsius mit Schmerz bezeugen kann hh);
Der allerklügste Mann hat oft die dümmsten Erben,
Wie Aristoteles es deutlich dargethan ii).
Doch ein Philosophus läßt Sorg und Grillen weichen,
Und suchet nach der Müh auch einen Zeitvertreib.
Der edle Kirchmann schrieb sein Werk von denen Leichen,
Und dachte doch dabei an sein verlobtes Weib kk).
Budaeus setzte noch an seinem Hochzeit-Tage
Zur Lucubration drei ganze Stunden aus ll):
Und da Morelli Frau in letzten Zügen lage,
So schrieb er irgend wo noch einen Locum raus mm).
Jodocus Badius hat gleich so viel geschrieben,
Als die geschickte Frau an Kindern concipirt nn),
Und Tiraquellus hat es auch so hoch getrieben,
Der jedes Jahr ein Kind und auch ein Buch edirt oo).
Doch O - - - - muß dieses selbst bekennen,
Daß sich das Lieben wohl zu dem Studiren schickt,
Er war in seiner Eh recht hochbeglückt zu nennen,
Die Liebste machte traun sein ganzes Thun beglückt.
Die Liebste, deren Sinn mit seinem war vereinet,
Die ihm, wie Altings Frau an Herz und Lippen hing,
Und die er eben so, wie Alting, hat beweinet,
Als sie nach kurzer Lust schon wieder von ihm ging pp).
Da nun Gott abermals ihm eine Liebste schenket,
So zeiget er, daß Fleiß bei Liebe wohnen kann,
Und wer bei saurer Müh an keine Liebste denket,
Den Pflichten der Natur nicht halb genug gethan.
Die edle Scudery, die Sappho dieser Zeiten,
Und Daciería, des Fabri Meisterstück,
Die mögen immerhin um Kron und Lorbeer streiten;
Ein curieuses Weib ist nur ein mäßig Glück:
Dahero werden auch der Indianer Frauen
Zur Kinderzucht und nicht zur Wissenschaft verpflicht qq):
Accursius will nicht der Weiber Weisheit trauen rr):
Selbst Juvenalis liebt gelehrte Weiber nicht ss):
Und Balzac wünscht sich eh ein Weib mit rauchem Kinne,
Als eine kluge Frau, die trotz dem Mann studirt tt).
Hingegen hat ein Weib auch nicht einmal fünf Sinne,
So wird nur wenig Lust bei solcher Eh verspürt.
Wofern wir dergestalt die werthe Braut betrachten,
So dünkt mich, fehlt es ihr an Wissenschaften nicht,
Sie weiß der Weisheit Kern, nicht Schalen, hoch zu achten,
Und hat den hohen Sinn auf keinen Tand gericht.
Sie liebt was nützliches zu lesen und zu hören,
Und hat bisher die Zeit mit Vortheil angewandt;
Sie kennt den Inbegriff der schönsten Sitten-Lehren,
Die Regeln der Vernunft sind ihr genau bekannt.
Sie weiß schon von sich selbst, was Andre lernen müssen;
Wer der Beredtsamkeit bekannte Proben hört,
Der meint, sie habe sich mit Fleiß darauf beflissen,
Allein selbst die Natur macht sie schon hochgelehrt.
Wohlan so bleib er denn der Lieb und Fleiß verpflichtet,
Und zeige, werther Freund, nach diesem in der That,
Wie Hugo Grotius von Vossio berichtet uu),
Daß Keiner besser schreibt, und bessre Kinder hat.

wie sie hörte, der Cardinal Barbarini hätte seinen Praeceptor darneben begraben lassen, ließ sie das marmorne Epitaphium abreißen, und sagte, ihr Mann dürfe bei keinem Schulfuchs liegen. Erythr. Pinacoth. 3. p. 61. r) Wenn die Studenten ins Collegium wollten, und waren nicht galant genug, so wies sie sie ab. v. Vigneul, Marville Mélanges d' Hist. T. I. p. 20. s) V. Menagiana p. 200. 201. t) Das schreibt Ziegierus in seinem Leben, so vor seinen Opp. beigefügt. Conf. Menag. p. 252. u) So ist aus seines Vaters Gerh. Jo. Vossii Briefeln zu sehn. Ep. 504. x) Siehe allerdings Valesiana p. 6. y) Von Michaele Verino schreibt Ang. Politianus unter andern in Epigr.

Sola Venus poterat lento succurrere morbo.
Ne se pollueret, maluit ille mori.

Colomies Bibl. Chois. p. 166. z) Er hielt davor, sie hätten nur halbe Vernunft. v. Vales. p. 28. aa) Er wollte nicht heirathen und gab vor, er könnte die Wahrheit besser untersuchen, aber er hatte schon von einer von Adel, du Rosai, den Korb bekommen, und hat in Holland diese Francina außer der Ehe A. 1635 erzeugt, deren Tod er A. 1640 bitterlich beweinet. V. La Vie de Mr. Descartes und conf. Act. Erud. de A. 1692. p. 289. bb) V. Academie des sciences et des Arts, par Bullart L. V. p. 360. Wie man sich aber darüber wunderte, antwortete er fast eben, wie Boissardus, der auch im hohen Alter geheirathet, dem P. Melisso L. II. Hendec. p. 257. Huic duello si nobis erit immori necesse, dulcius fuerit novo necari, quam scabro et veteri perire cultro. cc) Naudaeus sagt im Mascurat p. 265: La Reyne ajant prise Resolution, de ne donner cet employ à aucun homme, qui fut marié, il fallut par necessité songer à un autre. dd) Sie war lange Zeit Wittwe gewesen, da er sie heirathete. v. Bayle Dict. T. I. p. 319. ee) Dict. Crit. T. II. p. 269. 270. ff) Der berühmte Sarrasin, welcher insgemein dem Voiture an die Seite gesetzt wird, hatte eine alte und häßliche obwohl reiche Frau; weil sich aber sein freies Genie zu dieser Ehe nicht schickte, verließ er sie, und nahm eine Secretariat-Stelle bei dem Prinzen Conti an. v. Huet Origines de la Ville de Caen. p. 362. gg) Er war ein Medicus, und weil ihn seine Frau nicht wollte die Patienten besuchen lassen, hatte er wenig Einkommen, wie Plantius in ejus Vita und daraus Bayle T. I. p. 1135 berichten. hh) Wie er selbst bekennet in seinen Epist. p. 7. s. Ed. Argent. ii) Er untersuchet in Physicis die Ursache, warum gelehrte Leute nicht allzeit gelehrte Kinder haben. kk) Eben in dem Jahre, da er das gelehrte Buch de funeribus Roman. raus gab, heirathete er, wie Stollerfothus in seiner Parentation anmerkt bei Witten in Mem. Philos. etc. p. 525. ll) V. Bayle T. I. p. 690. mm) V. Colomies Recueil des Particularitez p. 199. nn) Swert. Athen. Belg. p. 490. oo) V. Thuan. ad a. 1558. Sammarthan. Teissier und andere. pp) Henricus Altingius, ein berühmter Theologus, wollte sich nicht trösten lassen, da seine Frau starb, weil er 30 Jahre ohne den allergeringsten Widerwillen mit ihr im Ehestand gelebet. v. Bayle T. I. p. 220. qq) Die Brachmanen wollten nicht zugeben, daß die Weiber philosophiren sollten, sondern meinten, sie sollten sich blos um das Kinderzeugen und die Kinderzucht bekümmern, wie aus dem Strabone L. 15. zu sehen. Conf. Bayle l. c. p. 653. rr) Accursius hat folgende Glosse: puer bibens vinum, et mulier loquens latinum, nunquam facient finem bonum. V. Naudée Mascurat p. 71. ss) Juvenalis schreibet Sat. VI.

Non habeat matrona, tibi quae juncta recumbit,
Dicendi genus, nec curtum sermone rotato
Torqueat enthymema, nec historias sciat omnes.

Dahin auch gehöret, was sowohl Boileau Sat. 10. p. 77, als auch der Sieur de l'Aume in seiner 3. Sat. anmerken, davon dieser also schreibet:

Malheur à tout Mari dont la femme compose,
On le fait enrager en vers ainsi qu'en prose

Und Menagius erweist aus dem Athenaeo, daß bei den Griechen sonderlich das verdächtige Frauenzimmer sich auf belles Lettres und Mathematique appliciret. Vid. Reinhardi The. Prud. Eleg. p. 534. tt) V. Vockerode Introd. in Soc. Lit. Sect II. c. 11. § 1 uu) Weil Gerh. Joh. Vossius so viel gelehrte Kinder hatte, so sagte Grotius von ihm: dubium, scriberetne accuratius, an gigneret felicius. v. Patiniana p. 132. Conf. Act. Erud. de A. 1702. p. 230.

Karl Adolf Menzel

ward am 7. December 1784 zu Grünberg in Schlesien geboren und auf dem Elisabethanum zu Breslau für das Studium der Theologie vorbereitet. Nach zu Halle großentheils autodidaktischen Studien wurde er zuerst in der niederschlesischen Herrschaft Wartenberg, dann zu Breslau und Liegnitz Hauslehrer und Privatinstitutslehrer und kam 1809 als Professor an das Elisabethengymnasium in Breslau, wo er 1814 zum Prorector und Aufseher über die Rhedigersche Bibliothek ernannt und 1825 mit dem Charakter eines königlich preußischen Consistorial- und Schulrathes beehrt wurde.

Er schrieb:

Topographische Chronik von Breslau. Breslau 1805—1807, 2 Bde., 4.
Geschichte Schlesiens. Ebendas. 1808—10, 3 Bde., 4.
Der neue breslauische Erzähler. Ebendas. 1810—12, 3. Jahrg. (in Gemeinschaft mit K. Schall).
Geschichte der Deutschen. Ebendas. 1815 — 23, 8 Bde., 8.
Kurzgefaßte Reformationsgeschichte. Ebendas. 1817.
Ueber die Undeutschheit des neuen Deutschthums. Ebendas. 1818.
Geschichte der neuern Zeit seit dem Tode Friedrich's II. Berlin 1824, 2 Bde. (Bildet auch den 11. und 12. Thl. der Weltgeschichte von K. F. Becker); 3. Ausg. 1830, 3 Thle.
Neuere Geschichte der Deutschen von der Reformation bis zur Bundesacte. Breslau 1826—35, 6 Bde.
Handbuch der neueren französischen Sprache und Litteratur. Breslau 1827; 2. Ausg. 1830.
Die Jahre 1815—1828. Berlin 1829.
Viele einzelne Flugschriften, Abhandlungen u. s. w.

Gründliches Quellenstudium, scharfsinnige Forschung, Kraft und Klarheit der Darstellung haben K. A. Menzel's historischen Werken einen bleibenden hohen Werth verliehen, der durch seine echte Vaterlandsliebe, namentlich in seiner Geschichte der Deutschen, noch vergrößert wird. Seine Gegner haben an ihm getadelt, daß er in seiner Geschichte der neueren Zeit zu viel Rücksicht auf die bestehenden politischen Verhältnisse nehme und sich zu sehr dem Absolutismus zuneige; die Zeit hat aber bewiesen, daß er, ein Feind aller Uebertreibung, nur entschieden und scharf gegen die Verirrungen auftrat, von denen er fühlte, daß sie in dem Schooße der Gegenwart lagen und, einmal schrankenlos an das Licht getreten, nur zum Verderben führen könnten.

Wolfgang Menzel

ward am 21. Juni 1798 zu Waldenburg in Schlesien geboren und legte seit 1814 auf dem Elisabethanum zu Breslau den Grund seiner Studien. 1818 ging er nach Jena und später nach Bonn, um dort Philosophie zu studiren, und kam 1820 in die Schweiz, wo er in Aarau als erster Lehrer an der dasigen Stadtschule angestellt wurde. 1825 aber wandte er sich nach Heidelberg und Stuttgart und wirkte 1833 als Deputirter des Oberamts Bahlingen in der würtembergischen Ständeversammlung, während er in der literarischen Welt vorzüglich als Redacteur des Literaturblattes zur Morgenzeitung, welches er seit 1825 anfangs anonym herausgab, eine bedeutende Stellung einnahm. Später in heftige Kämpfe gegen die neuesten Richtungen in der Literatur verwickelt, hat er durch seine Heftigkeit an seinem Ansehen eingebüßt.

Bis jetzt erschienen von ihm:

Streckverse. Heidelberg 1823, 8.
Europäische Blätter. Zürich 1824 — 25, 4 Bde., 8. Auch unter dem Titel: „Gallerie der berühmtesten deutschen Dichter."
Voß und die Symbolik. Stuttgart 1825, 8.
Moos-Rosen. Taschenbuch. Ebendas. 1826, 16., mit 2. Uhland's Portrait u. 1 Vign.
Geschichte der Deutschen. Zürich 1827, 3 Bde., 8.; 2. Aufl. in 1. Bd. 1834 ff. in 4.
Die deutsche Literatur. Stuttgart 1828, 2. Bde., 8.; 2. verm. Aufl. Ebendas. 1836, 4 Thle., gr. 12.
Rübezahl. Dramatisches Mährchen. Ebendas. 1829, 8.
Taschenbuch der neuesten Geschichte. Ebendas. 1829 — 1835, 5 Bde., 12.
Narcissus. Dramatisches Mährchen. Ebendas. 1830, 8.
Reise nach Oestreich. Ebendas. 1831.
Aufsätze, Recensionen u. s. w. im Morgenblatt und andern Zeitschriften.

Das Urtheil über Menzel, der sich fortwährend in der Mitte des Streites der verschiedenen Partheien befindet und, da er selbst nie ohne Heftigkeit gegen seine Gegner auftritt, wiederholt auch auf das Heftigste angegriffen worden ist, läßt sich, wenn ihm, wie sich von selbst versteht, volle Gerechtigkeit wiederfahren soll, nur im Allgemeinen aufstellen, da über einzelne Parthieen seines literärischen Wirkens die Acten noch keinesweges geschlossen sind. Er besitzt als Schriftsteller eine gründliche, vielseitige Durchbildung, großen Scharfsinn, Phantasie, treffliche Darstellungsgabe und Herrschaft über Form und Sprache, bis zur größten Feinheit und Vollendung. Seine besten Leistungen finden sich auf dem Gebiete der höheren Kritik, namentlich in seinem Werke über die deutsche Literatur. Der Muth und die Kraft, sowie der Reichthum an Geist, mit welchem er Lob wie Tadel, selbst der bedeutendsten Erscheinungen, stets entschieden und nur seiner innersten Ueberzeugung folgend ausspricht, kann nicht genug anerkannt werden, denn Deutschland verdankt ihm in dieser Hinsicht viel. Ließe er sich nicht zu sehr von persönlichen Sympathieen und Antipathieen hinreißen, die ihn oft einseitig machen und ihn sogar, wenn auch selten, zu Ungerechtigkeiten, wie zu Unzartheiten verführen, so wäre er den ersten Meistern auf dem Gebiete der Kritik beizugesellen. Dazu kommt noch, daß sein Beruf ihn zwingt, seine Kräfte zu zersplittern, indem er seine Aufmerksamkeit mannichfachen und verschiedenen Dingen zuwenden muß, wodurch er verhindert wird, in das Einzelne genau einzudringen und es mehr als oberflächlich zu behandeln, obwohl er dagegen jedem, auch dem unbedeutendsten Gegenstand eine interessante Seite abzugewinnen weiß, die ihm stets zu geistreichen Aeußerungen Gelegenheit giebt. In seinen Poesieen, namentlich in seinen beiden dramatischen Mährchen, bei welchen Tieck sein Vorbild war, das er jedoch keineswegs ängstlich, sondern in reicher geistiger Freiheit nachahmte, finden sich sehr schöne Stellen und es zeigt sich in ihnen ein gleich glückliches Talent für die humoristische wie für die rein dichterische, besonders lyrische Behandlung des Stoffes, sowie große Anmuth und Gewandtheit in der äußeren Gestaltung. An seinen historischen Arbeiten rühmen competente Richter die gute, praktische Darstellungsweise, tadeln aber die oft zu rasche Verarbeitung des Stoffes, die ihn nicht selten factisch unrichtige Angaben übersehen läßt.

Schiller.

Aus W. Menzel's deutscher Literatur.

Th. IV. S. 107 fgde.

Obgleich Schiller sich weit über alle diese Dichter erhoben hat, so vermag ich doch an keiner schicklichern Stelle über ihn zu reden. Sein unsterbliches Wirken ging ursprünglich aus demselben Sturm und Drange, aus derselben ersten romantischen Grobheit hervor, die wir als tiefes und wahres Gefühl bei Schubart, und als Affektation einer Modesache in Göthes Götz erkennen. Ja seine ersten Räuber- und Revolutionsstücke schienen in der Form und Sprache noch der beliebten Manier zu huldigen, bis man merkte, daß hier ein viel größerer Geist sich nur die erste Bahn gebrochen habe. In der That verhält sich Schiller zu dem Pöbel der Ritter-, Räuber- und Gespensterromanfabrikanten wie Karl Moor zu seinen Gesellen, eine Zeitlang ihres Gleichen und doch weit über sie erhaben.

Schiller wurde in diese allerdings gemischte Gesellschaft fortgerissen, da bei ihm die Kraft viel früher da war, als die Grazie, die sie beherrscht, und da er, unter einer kleinlichen, jede Bewegung vorschreibenden militärischen Zucht aufgewachsen, nothwendig am entgegengesetzten Extreme, einer ausgelassenen Wildheit Vergnügen finden mußte. Aber schon bei seinem ersten Auftreten beurkundete er die ihm noch unbewußte höhere Sendung.

Er ahnte zuerst, daß, während die moderne Poesie von den falschen Idealen der Gallomanie zur einfachen Natur allerdings zurückgeführt habe, es dagegen wieder die Aufgabe der romantischen Poesie geworden sei, von der falschen Natur zu den reinen Idealen zurückzukehren. Die meisten Stürmer und Dränger und nachherigen Romantiker begnügten sich, der Modernität die Bilder anderer Zeiten und Sitten, oft sogar nur andere Kostume entgegenzuhalten, oder phantastische Traumzustände, in denen jede Liebhaberei und Eitelkeit sich ihre Befriedigung vorgaukelte. Aber Schiller faßte die Sache tiefer auf und wollte nicht, daß man ein Zeitalter dem andern, sondern daß man das ewige Ideal der zeitlichen Gemeinheit entgegensetze, daß man daher auch nicht beim Kostume und bei den äußern Umständen und Zuständen stehen bleibe, sondern den Menschen in großen Charakterbildern darstelle. Ob antik, ob romantisch, ob modern, gleichviel, das Menschliche bleibt sich in allen Zeiten gleich. Es adelt oder entadelt jede Zeit, und die Dichter tragen, jenachdem sie es auffassen, zur Erhebung oder Entwürdigung der Menschen bei. Darum, glaubte Schiller, sei es die höchste Aufgabe des Dichters, das Menschliche in der edelsten Idealität aufzufassen, wie die griechische Kunst einst in ihrer höchsten Blüthe, wenn auch nur in der Darstellung des Körperlichen, dasselbe gethan, d. h. die göttliche Bildung des Menschen dargestellt hatte. In dieser höchsten Aufgabe schien ihm aller Streit der Schule vernichtet und er selbst vermochte niemals, wenn ihn auch Göthe desfalls unablässig verschonte, das Antike, Romantische und Moderne streng zu scheiden und gleich diesem seinen vornehmen Freunde eine Maske nach der andern vorzunehmen. Modern in Kabale und Liebe, romantisch in Wallenstein und der Jungfrau von Orleans, antik in der Braut von Messina ist doch Schiller überall derselbe, und die verschiedene Form verschwindet vor dem gleichen Geiste.

Wie man ihm aber schon während seines Lebens sein Idealisiren zu verleiden, ihn zum Gemeinen und zur Spielerei mit Formen herabzuziehen trachtete, so ist er auch nach seinem Tode aus demselben Grunde oft mißverstanden und angefeindet worden. Bald tadelte man die Philosophie, bald die Moralität, durch die er die Poesie verfälscht habe. Selbst seine im Drama zu lyrisch scheinende Wärme des Gefühls warf man ihm vor, nur um beständig sich selbst und das Publikum über Schillers wahre Größe zu täuschen. Daß diese Größe, als eine sittliche, den frivolen und gemein gesinnten Poeten jederzeit tödtlich verhaßt war, seinen falschen Freunden nicht weniger, wie seinen ausgesprochenen Feinden, ist höchst natürlich. Er stellte edle große Charaktere dar; aber die Philister und Sentimentalen wollten nur das Kleinliche, und die Frivolen nur das Unsittliche, nur die Beschönigung jedes Lasters und jeder unwürdigen Schwäche. Von der letzten Seite her, durch die romantische Lüderlichkeit der Schlegelschen Schule wurde Schiller heftig und mit der Bosheit angegriffen, die der Unreine dem Reinen gegenüber so selten unterdrücken kann. Von den Philistern und Sentimentalen wurde Schiller bewundert, aber ohne daß sie ihn verstanden hätten, ohne daß es ihnen eingefallen wäre, Schiller verlange, indem er edle Menschlichkeit predigte, auch von ihnen, daß sie sich kräftigen und veredeln sollten.

Dennoch wurde Schiller der bei weitem populärste aller unserer Dichter, seine Werke kamen in jedermanns Hände, sein Name überstrahlte in den Augen des Volks jeden andern, selbst den Göthes, der nur bei der Aristokratie der Bildung den höhern Rang behauptete. Diesen unendlichen Ruhm hat keine Koterie, keine Kritik, keine Gunst erzeugt, sondern lediglich die einfache Wirkung der Schillerschen Poesie auf die Mehrheit des noch unverbildeten Publikums, der noch unverdorbenen Jugend, oder des eigentlich sich selbst repräsentirenden Volks, das von der Macht der Wahrheit, von der Schönheit eines echten Seelenadels, von der Begeisterung für alles Heilige und Hohe immer hingerissen wird und durch diese Empfänglichkeit die Höhergebildeten, die dafür schon zu verderben und abgeschwächt sind, nicht nur beschämt, sondern auch deren schädlichen Einfluß neutralisirt. Ich liebe Schiller doppelt, weil er nicht nur so edel ist, sondern weil auch sein Volk dieß erkannt hat, und weil sein Name Legionen niedriger Geister, die an der Zerstörung des deutschen Charakters arbeiten, zurückschreckt.

Was Schillers Werken eine so große Macht über die Geister verliehen, ist zugleich ihre größte Liebenswürdigkeit, nämlich das Jugendliche. Er ist der Dichter der Jugend, und wird es immer bleiben, denn alle seine Gefühle entsprechen dem ersten Aufschwung des noch unverdorbenen jugendlichen Gemüthes, der noch reinen Liebe, dem noch unerschütterten Glauben, der noch warmen Hoffnung, der noch ungeschwächten Kraft junger Seelen. Er ist aber auch der Liebling Aller, die sich ihre Jugend bewahrt haben, deren Sinn für das wahre und Rechte, Große und Schöne nicht auf dem Markte des gemeinen Lebens erstorben ist.

Schiller trat in einem verdorbenen, altersschwachen Zeitalter mit jugendlicher Kraft auf, mit einem wunderbar starken und zugleich jungfräulich reinen Herzen. Er hat die deutsche Poesie gereinigt, und verjüngt. Kraftvoller und siegreicher, als jeder Andere, hat er die unsittliche Richtung des in seiner Zeit herrschenden Geschmacks bekämpft. Ungeblendet von dem glänzenden Witze seiner Zeit hat er es gewagt, sich wieder an die reinsten und ursprünglichsten Gefühle des Menschen zu wenden, und den Spöttern einen strengen und heiligen Ernst entgegen zu setzen. Ihm gebührt der Ruhm, den Geist der Poesie erfrischt, geläutert und veredelt zu haben. Deutschland erfreut sich bereits der Früchte dieser Umgestaltung; denn seit Schillers Auftreten hat unsre ganze Poesie einen würdigen Ton angenommen. Und auch unsere Nachbarvölker sind von diesem Geiste ergriffen worden, und Schiller übt auf die große Veränderung, die gegenwärtig in dem Geschmack und in der Poesie derselben vorgeht, einen mächtigen Einfluß, den sie selbst laut anerkennen.

Wir haben ihm noch mehr zu danken, als die Reinigung des Kunsttempels. Seine Dichtungen haben auch außerhalb des Kunstgebiets unmittelbar auf das Leben gewirkt. Der mächtige Zauber seines Liedes hat nicht blos die Phantasie der Menschen, er hat auch die Gewissen ergriffen, und der Feuereifer, mit dem er gegen alles Schlechte und Gemeine in den Kampf trat, die heilige Begeisterung, mit der er die anerkannten Rechte und die beleidigte Würde der Menschen so oft und so siegreich vertheidigte, wie keiner vor ihm, machen seinen Namen nicht blos unter den Dichtern, sondern auch unter den edelsten Weisen und Heroen glänzen, die der Menschheit theuer sind.

Es giebt keinen Grundsatz, kein Gefühl der Ehre und des Rechts, die nicht mit einer schönen Stelle, die nicht mit einer bedeutungsvollen Sentenz aus Schillers Dichtungen bekräftigt werden könnten, und diese Aussprüche leben im Munde des Volkes.

Schiller hat seine ganze poetische Kraft in die Darstellung des Menschen, und zwar des Ideales menschlicher Seelengröße und Seelenschönheit, des höchsten und geheimnißvollsten aller Wunder zusammengedrängt. Die äußere Welt galt ihm überall nur als Folie, als Gegensatz oder Gleichniß für den Menschen. Der blinden Naturgewalt stellt er die sittliche Kraft des Menschen gegenüber, um diese in ihrem höhern Adel oder kämpfend in ihrer siegenden Stärke zu zeigen, so im Taucher, in der Bürgschaft; oder er legt einen menschlichen Sinn in die Natur, und giebt ihren blinden Kräften eine sittliche Bedeutung, so in den Göttern Griechenlands, in der Klage der Ceres, in Hero und Leander, den Kranichen des Ibikus, der Glocke rc. Selbst in seinen historischen Schriften ist es ihm weniger um den epischen, der Naturnothwendigkeit entsprechenden Gang des Ganzen zu thun, als um die hervorstehenden Charaktere, das Element der menschlichen Freiheit im Gegensatz gegen jene Nothwendigkeit.

Die Seele aller Schöpfungen Schillers sind seine idealen Menschen. Er schildert überall nur den Menschen, aber in seiner höchsten sittlichen Schönheit und Erhabenheit. Es fiel ihm sogar beinahe unmöglich, einer Poesie, welche den Menschen nicht idealisirt, diesen Ehrennamen zu geben. Wenn uns Schiller aber auch Ideale der Sittlichkeit schilderte, so würde dies zunächst nur seiner eigenen Sittlichkeit zu Ehre gereichen, jedoch nichts für seinen poetischen Werth entscheiden. Im Gegentheil sind die meisten frühern und spätern Tugenddichter große Sünder gegen die Poesie gewesen, und es ist eben so schwer, eine edle Menschennatur zu schildern, als zu besitzen, aber nichts leichter, als die Anmaßung von Beidem. Wenn Ideale der Sittlichkeit in einer Person dargestellt werden sollen, so muß verlangt werden, daß die Natürlichkeit nicht darunter leide. Es ist eben so fehlerhaft, wenn eine unnatürliche und unwahre, daher auch unpoetische Darstellung sich durch die Moralität des Gegenstandes zu rechtfertigen suchen muß,

als wenn die Immoralität des Gegenstandes sich hinter der Natürlichkeit und Anmuth der Darstellung versteckt. Die meisten Dichter gleichen indeß wirklich den schlechten Heiligenmalern, die auch dem widerlichsten Zerrbilde noch eine Verehrung verschaffen, wenn es nur einen Heiligen bedeuten soll; nur wenige gleichen einem Raphael, dessen Heilige wirklich Heilige sind, dessen Kunst die Heiligkeit des Gegenstandes erreicht. Unter diesen wenigen aber steht Schiller oben an. Selbst in seinen ersten Jugendprodukten trägt die innere Naturwahrheit schon über die so oft darin getadelte Unnatur den Sieg davon, die eben deshalb in seinen spätern Dichtungen nicht mehr vorkommt. Wir besitzen große Dichter, die andere Schönheiten, als sittliche dargestellt haben, die im Talent der Darstellung unserm Schiller vielleicht überlegen waren, aber keiner hat das Interesse der Tugend und der Poesie dergestalt zu vereinigen gewußt, wie Schiller. Wir besitzen keine Darstellung der Tugend, die poetischer, keinen Dichter, der tugendhafter wäre.

In Schillers Idealen tritt uns kein todtes mechanisches Gesetz, keine Theorie, kein trockenes Moralsystem, sondern eine lebendige organische Natur, ein reges Leben handelnder Menschen entgegen. Diese ideale Natur ist die Schöpfung des Genius. Schiller selbst sagt:

Wiederholen kann der Verstand, was da schon gewesen,
Du nur, Genius, mehrst in der Natur die Natur.

Der Genius entwickelt aus innerer Tiefe die höhere Menschennatur. In ihr kommt zur vollen glühenden Blüthe, was in andern nur in den Wurzeln unter der irdischen Decke schlummert. Das ist das gewaltig überraschende Wunder in der Geschichte der Menschen, daß unter ihnen immer neue Naturen geboren werden, die Niemand voraus berechnet, auf die kein hergebrachter Maaßstab paßt, mit denen uns vielmehr die Welt selbst in einer neuen Anschauung wiedergeboren wird, die uns das alte gewohnte Dasein in einem neuen Lichte, die alte Natur in einer höhern Entwicklung zeigen, und in uns selbst das verborgene Geheimniß aufschließen, den träumenden Keim zum Lichte wecken, Neigungen, Kenntnisse, Tugenden, Talente in uns entwickeln, uns bereichern, veredeln, erheben, und uns mit einem Worte die ganze innere und äußere Natur im Wiederschein der ihrigen auf einer höheren Stufe, in einem neuen Zauberschein enthüllen. Diese neue höhere Dichternatur ist seine poetische Welt, und der Wunder größtes ist, daß diese poetischen Welten so mannigfaltig eigenthümlich sind. Größer als die Welt selbst sind die Welten, die in ihr wieder geboren werden. Die eine Natur blüht in tausend Naturen aus, die immer reicher, wunderbarer, schöner, zarter sich gestalten. Diese Wiedergeburt ist das Werk des Genius. Jeder große Genius ist eine seltsame Blume, nur in einem Exemplar vorhanden, ganz eigenthümlich an Gestalt, Duft und Farbe. Die innere Trieb- und Lebenskraft einer solchen Geistesblume ist ein Geheimniß, von selbst erzeugt, von niemand zu enträthseln. Wer hat noch den Blumengeist oder den Duft der Blüthen erklärt, der in dieser so, in jener anders ist? Wer hat den Reiz erklärt, der uns in Raphaels Bildern so ganz eigenthümlich anspricht, und wer den geistigen Hauch und Duft, den innern Seelenreiz in Schillers Charakteren? Hier kann keine Definition des Verstandes etwas ausrichten; nur durch Vergleichung können wir das Gefühl näher bestimmen.

Raphaels Name hat sich mir unwillkührlich aufgedrängt, und es ist unverkennbar, daß über Schillers Dichtungen der Geist einer sittlichen Schönheit schwebt, wie über den Bildern Raphaels der Geist sinnlicher Schönheit. Das Sittliche tritt im Werden und Leben der Geschichte hervor, und Handlung, Kampf ist seine Bedingung; das Sinnliche ist wie die Natur im Großen, in einem ruhigen Dasein befangen.

So müssen Schillers Ideale sich im Kampfe äußern, die von Raphael in sanfter und erhabener Ruhe. Schillers Genius mußte das Amt des kriegerischen Engels Michael nicht scheuen, Raphaels Genius war nur der sanfte Engel, der seinen Namen trägt. Jener originelle, unerklärbare Reiz aber, der himmlische Zauber, der Abglanz einer höhern Welt, der in den Angesichtern Raphaels liegt, liegt in den Charakteren Schillers. Kein Maler hat das menschliche Antlitz, kein Dichter die menschliche Seele in dieser Anmuth und Majestät der Schönheit darzustellen gewußt. Und wie Raphaels Genius sich gleich bleibt, und jener lichte, friedenbringende Engel in vielnamigen Erscheinungen uns immer in derselben Ruhe und Verklärung entgegenblickt, so bleibt auch Schillers Genius sich gleich, und wir sehen denselben kriegerischen Engel in Karl Moor, Amalien, Ferdinand, Louisen, Marquis Posa, Max Piccolomini, Thekla, Maria Stuart, Mortimer, Johanna von Orleans, Wilhelm Tell. Jener Genius trägt die Palme, dieser das Schwert. Jener ruht im Bewußtsein eines nie zu störenden Friedens, in seiner eigenen Herrlichkeit versunken; dieser wendet das schöne engelreine Antlitz drohend und wehmüthig gegen die Ungeheuer der Tiefe.

Die Helden Schillers sind durch einen Adel der Natur ausgezeichnet, der unmittelbar als reine, vollendete Schönheit wirkt, wie jener Adel in den Bildern Raphaels. Es ist etwas Königliches in denselben, welches unmittelbar heilige Ehrfurcht erweckt. Dieser Strahl eines höhern Lichts muß aber, in die dunkeln Schatten irdischer Verderbniß geworfen, nur um so heller leuchten; unter den Larven der Hölle wird der Engel schöner.

Dieser Schönheit erstes Geheimniß ist die engelreine Unschuld, die ewig in den edelsten Naturen wohnt. Dieser Adel der Unschuld kehrt in denselben himmlischen Zügen eines reinen jugendlichen Engels in allen großen Dichtungen Schillers wieder. In der lichtesten Verklärung, als reine Kindlichkeit, völlig waffenlos und dennoch unantastbar, gleich jenem Königskinde, welches, nach der Sage, unter den wilden Thieren des Waldes unverletzt und lächelnd spielte, erscheint diese Unschuld in dem herrlichen Bilde Fridolins.

Wird sie des eigenen Glückes sich bewußt, so weckt sie den Neid der himmlischen Mächte. In diesem neuen rührenden Reiz erblicken wir sie bei Hero und Leander. Mit dem kriegerischen Helme geschmückt, vom Feuer edler Leidenschaft die blühende Wange geröthet, tritt die jugendliche Unschuld allen dunkeln Mächten der Hölle gegenüber. So hat Schiller im Taucher und in der Bürgschaft sie geschildert, und in jenen unglücklich Liebenden, Karl Moor und Amalien, Ferdinand und Louisen, vor Allem in Max Piccolomini und Thekla. Ueber diesen rührenden Gestalten schwebt ein Zauber der Poesie, der seines Gleichen nicht hat. Es ist ein Flötenton in wilder, kreischender Musik, ein blauer Himmelsblick im Ungewitter, ein Paradies am Abgrund eines Kraters.

Wenn Shakespeare's Gebilde in noch feinerem Lilienschmelz hingezaubert scheinen, so behaupten doch Schiller's Jungfrauen den Vorzug jener Seele in der Lilie, des kraftvollen, lebendigen Duftes, und hierin stehen sie den Dichtungen des Sophokles näher. Sie sind nicht weich, wie die Heiligen des Carlo Dolce oder Corregio, sie tragen ein heiliges Feuer der Kraft in sich, wie die Madonnen des Raphael. Sie rühren uns nicht allein, sie begeistern uns.

Die heilige Unschuld der Jungfrau tritt aber am herrlichsten hervor, wenn sie zur Streiterin Gottes ausersehen wird. Es ist das tiefe Geheimniß des Christenthums und der christlichen Poesie, daß das Heil der Welt von einer reinen Jungfrau ausgeht, die höchste Kraft von der reinsten Unschuld. In diesem Sinne hat Schiller seine Jungfrau von Orleans gedichtet, und sie ist die vollendetste Erscheinung jenes kriegerischen Engels, der den Helm trägt und die Fahne des Himmels.

Wieder in andrer Weise hat Schiller diese Unschuld mit jeder herrlichen Entfaltung ächter Männlichkeit zu paaren gewußt. Hier ragen vor Allen drei heilige Heldengestalten hervor, jener kriegerische Jüngling Max Piccolomini, rein, unverdorben unter allen Lastern des Lagers und des Hauses; Marquis Posa, dessen Geist mit jeder intellektuellen Bildung ausgerüstet, ein reiner Tempel der Unschuld geblieben; endlich jener kräftige, schlichte Sohn der Berge, Wilhelm Tell, in seiner Art das vollendete Seitenstück zur Jungfrau von Orleans.

Wenn hier überall die Unschuld in ihrer reinsten Glorie hervortritt, so kannte Schiller doch auch jenen Kampf einer ursprünglichen Unschuld mit der Befleckung eigner Schuld durch große Leidenschaften, und er hat ihn mit gleicher Liebe und mit derselben vollendeten Kunst uns vor die Seele gezaubert. Wie tief ergreift uns jenes Magdalenenhafte in Maria Stuart! Was kann rührender sein, als die Selbstüberwindung Karl Moor's! Wie unübertrefflich geistreich, wahr, erschütternd ist der Kampf in Fiesko's und Wallenstein's großen Seelen dargestellt!

Wir wenden uns zu einem zweiten Geheimniß der Schönheit in den idealen Naturen Schiller's. Dies ist das Adelige, die Ehrenhaftigkeit. Seine Helden und Heldinnen verläugnen den Stolz und die Würde niemals, die eine höhere Natur beurkunden, und alle ihre Aeußerungen tragen den Stempel der Großmuth und des angebornen Adels. Ihr reiner Gegensatz ist das Gemeine, und jene Convenienz, welche der gemeinen Natur zum Zaum und Gängelbande dient. Kräftig, frei, selbstständig, originell, nur dem Zuge der edlen Natur folgend, zerreißen Schiller's Helden die Gewebe, darin gemeine Menschen ihr alltägliches Dasein hinschleppen. Es ist höchst bezeichnend für die Poesie Schiller's, daß alle seine Helden jenes Gepräge des Genies, das imponirende Wesen an sich tragen, das auch im wirklichen Leben den höchsten Adel der menschlichen Natur zu begleiten pflegt. Alle seine Helden tragen das Siegel des Zeus auf der Stirne. In seinen ersten Gedichten mochte man diese freie, kühne Geberde wohl etwas ungeschlacht und eckig finden, und der Dichter selbst ließ sich im eleganten Weimar verleiten, seinen Räuber ein wenig zu civilisiren. Wer sollte jedoch nicht durch eine rauhe Hülle in den festen, reinen Demantkern der edlern Natur hindurchschauen? Welche Thorheiten man in Karl Moor, auch in Kabale und Liebe und im Fiesko finden mag, ich kann sie nicht anders betrachten, als die Thorheiten jenes altdeutschen Parcifal, der als roher Knabe noch im kindischen Kleide zur Beschämung aller Spötter sein adeliges Heldenherz erprobte; ja die Gewalt sittlicher Schönheit in einer edlen Natur

kann wohl nirgends rührender und ergreifender wirken, als wo sie so unbewußt der einseitigen Verspottung blosgestellt ist.

Das dritte und höchste Geheimniß der Schönheit in den Naturen Schillers ist das Feuer edler Leidenschaften. Von diesem Feuer ist jedes grosse Herz ergriffen; es ist das Opferfeuer für die himmlischen Mächte, die vestalische Flamme, von den Geweihten im Tempel Gottes gehütet, der Prometheus-Funke, vom Himmel entwandt, um den Menschen eine göttliche Seele zu geben, das Pfingstfeuer der Begeisterung, in welchem die Seelen getauft werden, das Phönixfeuer, worin unser Geschlecht sich ewig neu verjüngt. Ohne die Gluth edler Leidenschaften kann nichts Großes gedeihen im Leben und im Gedichte. Jeder Genius trägt dieses himmlische Feuer, und alle seine Schöpfungen sind davon durchdrungen. Schiller's Poesie ist ein starker und feuriger Wein; alle seine Worte sind Flammen der edelsten Empfindung. Die Ideale, die er uns geschaffen, sind ächte Kinder seines glühenden Herzens, und getheilte Strahlen seines eigenen Feuers. Vor allen Dichtern behauptet Schiller aber den Vorzug der reinsten und zugleich der stärksten Leidenschaft. Keiner von so reinem Herzen trug dieses Feuer, Keiner von solchem Feuer besaß diese Reinheit. So sehn wir den reinsten unter den irdischen Stoffen, den Diamant, wenn er entzündet wird, auch in einem Glanz und einer innern Gluthkraft brennen, gegen die jedes andere Feuer matt und trüb erscheint.

Fragen wir uns, ob es eine keuschere, heiligere Liebe geben mag, als sie Schiller empfunden, und seinen Liebenden in die Seele gehaucht? Und wo finden wir sie wieder so feurig und gewaltig, unüberwindlich gegen eine Welt voll Feinde, die höchste Seelenstärke weckend, die ungeheuersten Opfer freudig duldend? Von ihrem sanftesten Reiz, vom ersten Begegnen des Auges, vom ersten leisen Herzschlag bis zum erschütternden Sturm aller Gefühle, bis zur überraschenden Heldenthat des jungfräulichen Muthes, bis zum erhabenen Opfertod der Liebenden entfaltet die Liebe hier den unermeßlichen Reichthum ihrer Schönheit, wie eine heilige Musik, vom weichsten Mollton bis zum vollen Sturm der gewaltigsten Klänge.

Die Gluth des begeisterten Herzens erfaßt bei Schiller jedes Heilige, das der Menschheit gelten soll, und hier waffnet sich sein Genius mit dem Flammenschwert des Himmels; hier wird der Kampf jenes kriegerischen Engels mit den Geistern der Tiefe begonnen.

Schiller's reine Seele konnte kein Unrecht ertragen, und er tritt geharnischt in die Schranken für das ewige Recht. Ein begeisterter Prophet verkündet er die heilige Lehre jenes Segens, der im Rechte wohnt, und jenes Unheils, welches unausbleiblich dem Unrecht folgt. Die Wahrheit seines durchdringenden Urtheils aber wird durch die Gluth der Empfindung und durch den blendenden Schmuck der Rede nie getrübt, sondern immer nur glänzend und schlagend hervorgehoben.

Die Freiheit, die von Recht unzertrennlich ist, war seinem Herzen das theuerste Kleinod. Doch jene ungezügelte Freiheit, die vom Unrecht ausgeht, und zum Unrecht führt, gehört unter die dämonischen Gewalten, die sein Genius kräftig bekämpft.

Wir besitzen keinen Dichter, der Recht und Freiheit mit so feuriger Begeisterung, mit so schönem Schmuck der Poesie, aber auch keinen, der sie mit so reiner unbestochener Gesinnung, mit so triumphirender Wahrheit, jedes Extrem vermeidend, dargestellt hat.

Sein Genius gehört der Menschheit an. Die Rechte der Menschheit, vom höchsten Standpunkt aus betrachtet, vertritt sein Marquis Posa. Für die Rechte der Völker tritt die Jungfrau von Orleans in die Schranken; das Recht der Einzelnen behauptet Wilhelm Tell. Aber auch in allen seinen übrigen Helden sehen wir Recht und Freiheit mit Willkür und Gewalt im Kampf, und Schiller offenbart hier denselben Reichthum des Genies, wie in der Liebe.

Dieses mag hinreichen, so weit es wenige Grundzüge vermögen, den Geist in Schiller's Poesie uns zu vergegenwärtigen. Mehr als was hier gesagt werden kann, sagt jedem, der Schiller kennt, sein Gefühl.

Und dieses Gefühl wird nimmer verloren gehn, und kommende Geschlechter und ferne Zeiten werden es theilen; und diesen wird es vielleicht vergönnt sein, die Größe Schiller's noch reiner und würdiger zu erkennen, denn der Zukunft gehört sein Streben, einer freieren und edleren Zukunft, die seine heilige Sehnsucht und sein fester Glaube an die Menschheit vorausgesehen, zu welcher er uns vorangeeilt, aus welcher sein Genius mit glücklicher Verheißung uns winkt. Sind Viele hinabgestiegen in die dunkle Vergangenheit, den Geist der Menschheit in die alten Fesseln zu schlagen: Schiller hat, ein lichter Engel, an die Pforte der Zukunft sich gestellt, ihren Schleier gelüftet, und dem sehnenden Auge eine freie, heitere Aussicht aufgethan.

Die ernste, feierliche Stimmung, von welcher wir bei Schiller ergriffen werden, die Erhebung, zu der er unsre Seele zwingt, die heiligen Schauer, die ihn umgeben, sind freilich nicht geeignet, den ästhetischen Kleinmeistern zu gefallen, den faden, süffisanten, lüsternen Kunstjüngern, die in der Seele vor ihm erschrecken, und ihn aus geheimer Rache bekritteln. Schnell ist man damit fertig, ihn unnatürlich, steif, pedantisch, grob zu nennen, und ihn für einen Dichter der ungezogenen Jugend und des Pöbels zu verschreien. Freilich, euch ist alles Große und Herrliche unnatürlich geworden, weil ihr im Grund verdorben seid, weil euch die Gemeinheit zur andern Natur geworden ist. Euch erscheint die Tugend pedantisch, weil ihr sie aus fremdem Munde predigen hören müßt, weil sie nicht in euren Herzen selber spricht. Euch erscheint jede kühne Freiheit grob, weil sie eure conventionellen Schonungen und Gehege durchbricht, eure kleinen Götzen zertrümmert. Nur auf euch fällt die Schande, wenn die unverdorbene Jugend und das Volk, das ihr Pöbel nennt, den großen Dichter besser ehrt.

Garlieb Merkel

ward im Jahre 1776 in Liefland geboren und wurde nach vollendeten philosophischen Studien und Erwerbung der philosophischen Doctorwürde zu Frankfurt an der Oder Privatdocent, ging aber bald nach Berlin und übernahm die Redaction des Freimüthigen. Nach der unglücklichen Schlacht bei Jena flüchtete er 1806 nach Liefland und blieb daselbst bis 1816, wo er wieder nach Berlin kam. Als es ihm aber nicht gelang, den alten Freimüthigen hier neu zu heben, zog er sich wieder auf sein Landgut bei Riga zurück und lebte dort seinen ökonomischen Beschäftigungen und einer literarischen Muse.

Er schrieb:

Versuch über die Dichtkunst. Leipzig 1795, 8.
Eine Klatschgeschichte. Aus dem Englischen. Ebendas. 1795, 8.
Ueber die Letten. Riga 1798, 2 Thle.
Hume und Rousseau über den Urvertrag. Ebendas. 1798, 2 Thle.
Die Vorzeit Lieflands. Berlin 1798, 2 Thle.
Die Rückkehr ins Vaterland. Kopenhagen 1798, 8.
Eine Reisegeschichte. Berlin 1800, 8.
Sammlung von Völkergemälden. Lübeck 1800.
Erzählungen. Berlin 1800, 8., mit Rousseau's Portrait.
Briefe über Hamburg und Lübeck. Leipzig 1801.
Briefe an ein Frauenzimmer über die neuesten Producte der schönen Literatur in Deutschland. Berlin und Leipzig 1801 — 1803, 3 Jahrgänge oder 26 Hefte, 8.
Wannem Ymanta. Leipzig 1802, 8., mit Kupf.
Randzeichnungen. 6. (und einzige) Aufl. Berlin 1802, 8.
Der Freimüthige. Ebendas. 1803 — 1806, 4 Jahrgänge, gr. 4. (mit Kotzebue).
Ernst und Scherz. Unterhaltungsblatt. Ebendas. 1805, gr. 8.
Bruder Anton. Riga 1805.
Sämmtliche Schriften. Ebendas. 1807 — 1808, 2 Bde., 8.
Charaktere und Ansichten. Ebendas. 1811.
Skizzen aus meinem Erinnerungsbuche. Ebendas. 1812 — 16, 4 Hefte.
Der alte Freimüthige. Berlin 1816 — 17, 5 Quarthefte, gr. 4.
Ueber Deutschland, wie ich es nach zehnjähriger Entfernung wiederfand. Riga 1818, 2 Thle.

Einzelne Aufsätze in Zeitschriften u. s. w.

Durch die heftige Opposition, mit welcher Merkel theils in Verbindung mit Kotzebue, theils allein zu Anfang dieses Jahrhunderts gegen die Koryphäen der romantischen Schule auftrat, erwarb er sich allerdings literärischen Ruf und erhielt sich in der Beachtung des Publikums, mußte aber auch von seinen Gegnern vielfach den herbsten Spott und Tadel ertragen, gegen welche sich zu wehren er nicht den Witz und die Vielseitigkeit besaß, die Jenen zu Gebote stand, und denen er nur arrogante Keckheit und Suffisance entgegenzustellen wußte, womit er freilich auf die Länge



nicht durchdrang. Seine besten Leistungen sind diejenigen, welche sein Vaterland berühren; was er sonst noch lieferte, ist meist vergessen, weil es entweder nur ein temporäres Interesse hatte oder zu geringhaltig und unbedeutend war.

Blasius Merrem

ward am 4. Februar 1761 zu Bremen geboren, studirte Philosophie und Kameralwissenschaften und wurde, nachdem er sich die philosophische Doctorwürde erworben hatte, Professor derselben Wissenschaft zu Duisburg. 1804 folgte er einem Rufe als Professor ordinarius der Oekonomie, Botanik und Kameralwissenschaften nach Marburg, wo er später zum Hofrath ernannt wurde und am 23. Februar 1824 starb.

Er verfaßte:

Vermischte Abhandlungen aus der Thiergeschichte. Göttingen 1781, 4.

Beiträge zur Geschichte der Vögel. Ebendas. 1784 — 1786, 2 Hefte, 4.

Grundriß zur allgemeinen Geschichte und natürlichen Eintheilung der Vögel. Leipzig 1788, 2 Thle., 4.

Beiträge zur Naturgeschichte. Duisburg 1790, 2 Hefte, 4.

Handbuch der Pflanzenkunde. Marburg 1809, 2 Thle.

Allgemeine Grundsätze der bürgerlichen Wirthschaft und Haushaltung. Göttingen 1817.

M's wissenschaftliche Arbeiten erhalten noch einen besonderen Werth durch die treffliche Darstellung, mit welcher er sie vorzutragen verstand.

Johann Georg Meusel.

Dieser fleißige Literat ward am 17. März 1743 zu Eyrichshof in Franken geboren und studirte, nachdem er auf der Rathsschule und dem Casimirianum zu Koburg seinen Schulcursus vollendet hatte, seit 1764 zu Göttingen Philologie und Philosophie. Er wurde hier Mitglied des historischen Instituts und des philologischen Seminars und trat 1766 zu Halle als Magister legens auf, folgte sodann 1769 einem Rufe als Professor der Geschichte nach Erfurt und ging 1780 von hier in gleicher Eigenschaft nach Erlangen. Hier wurde der durch die Theilnahme an vielen gelehrten Gesellschaften bereits ausgezeichnete Mann zum geheimen Hofrathe ernannt und starb daselbst am 19. Sept. 1820.

Er gab heraus:

1 Betrachtungen über die neuesten historischen Schriften. Altenburg 1769 — 74, 5 Thle. Fortsetzung: Halle 1775 — 78, 4 Thle.
2 Geschichte von Frankreich. Halle 1771 — 76, 5 Thle., gr. 8.
3 Europäische Staatenhistorie. Leipzig 1775, 5. Aufl. 1816.
4 Der Geschichtsforscher. Halle 1775 — 79, 7 Thle.
5 Neueste Literatur der Geschichtskunde. Erfurt 1778 — 80, 6 Thle.
6 Künstlerlexikon. Lemgo 1778 — 89, 2 Bde.; neue Ausg. 1808 — 1809, 3 Bde.
7 Miscellaneen artistischen Inhalts. Halle 1779 — 87, 30 Hefte. Wurde unter den sub 9, 11, 12, 16 genannten Titeln fortgesetzt.
8 Struv's Bibliotheca historica. Leipzig 1782 — 1804.
9 Museum für Künstler und Kunstliebhaber. Manheim 1787 — 92, 18 St.
10 Lehrbuch der Statistik. Leipzig 1792.
11 Neues Museum. Leipzig 1794 — 95, 4 St.
12 Neue Miscellaneen artistischen Inhalts. Ebendas. 1795 — 1803, 14 St.
13 Gelehrtes Deutschland. Lemgo 1796 — 1834, 23 Bde., davon 18. — 23. Bd. von Ersch und Lindner.
14 Leitfaden zur Geschichte der Gelehrsamkeit. 1799 ff., 3 Abthlgen.
15 Lexikon der von 1750 — 1800 verstorbenen deutschen Schriftsteller. Leipzig 1802 — 16, 15 Bde.
16 Archiv für Künstler und Kunstliebhaber. Dresden 1803 — 1808, 4 St.

Literatur der Statistik. Leipzig, 1806 — 1807, 2 Bde.

Ein überaus fleißiger und gewissenhafter Literat und Statistiker, dessen Arbeiten einen bleibenden Werth haben, namentlich diejenigen, die er auf dem Gebiete der Literärgeschichte lieferte.

Friedrich Johann Lorenz Meyer

ward am 22. Januar 1760 zu Hamburg geboren und studirte zu Göttingen die Rechte und schöne Wissenschaften, worauf er seit 1782 die Schweiz, Italien und Frankreich bereiste. Nach seiner Rückkehr wurde er mit den übrigen Deputirten von Lübeck und Hamburg 1796 an das französische Directorium gesandt und 1801 nochmals in Angelegenheiten seiner Vaterstadt an den Oberconsul Bonaparte abgeordnet. Dann lebte er eine Zeitlang als Domherr, doch ohne weitere öffentliche Bedienstung als der eines Mitglieds und vortragenden Secretärs der hamburgischen Gesellschaft zu Beförderung der Künste und nützlichen Gewerbe, bis er zum Präses des dasigen Domcapitels gewählt wurde.

Er ließ erscheinen:

Darstellungen aus Italien. Hamburg 1792.

Mainz nach der Einnahme durch die Verbündeten. Ebendas. 1793.

Fragmente aus Paris. Hamburg 1797, 2 Thle.; 2. Ausg. 1798.

Pius VI. und sein Pontifikat. Hamburg 1800.

Skizzen zu einem Gemälde von Hamburg. Ebendas. 1800 — 1804, 6 Hefte.

Briefe aus der Hauptstadt und dem Innern Frankreichs. Tübingen 1802, 2 Bde.; 3. Ausg. 1803.

Johann Arnold Günther. Ein Lebensgemälde. Hamburg 1810.

Darstellungen aus Norddeutschland. Ebendas. 1816.

Brieffragmente vom Taunus, Rhein, Neckar und Main. Ebendas. 1822.

Darstellungen aus Rußlands Kaiserstadt und ihrer Umgegend. Ebendas. 1829.

Gute Beobachtung, Geschmack, geistreiche Auffassung und gewandte Darstellung machen M's, meist die Länder- und Völkerkunde betreffende Schriften, zu einer eben so unterhaltenden wie belehrenden Lectüre.

Friedrich Ludwig Wilhelm Meyer

ward am 28. Januar 1759 zu Hamburg geboren, studirte zu Göttingen die Rechte und wurde 1783 zu Stade als Regierungsauditor angestellt. 1785 erhielt er eine Professur und die Stelle eines Bibliothekars zu Göttingen, wurde aber durch seine Kränklichkeit genöthigt, schon 1788 diese Aemter aufzugeben und bereiste nun England, Italien und Frankreich. Hierauf lebte er eine Zeitlang als Privatgelehrter in Berlin und zog sich dann auf sein Gut Bramstädt im Holsteinischen zurück.

Von ihm haben wir:

Neue Theaterstücke. Berlin 1782.
Beiträge zur vaterländischen Bühne. Ebendas. 1793, 8.
Spiele des Witzes und der Phantasie. Ebendas. 1793, 8., mit 1 Vign.
Schauspiele. Altona 1818, 8.
Friedrich Ludwig Schröder. Hamburg 1819, 3 Thle.
Gedichte und Uebersetzungen, Recensionen u. s. w., in Zeitschriften, wie z. B. in den kritischen Blättern der Börsenhalle.

M's bedeutendste Leistung ist die Biographie seines Freundes, des großen Mimen Schröder, in welcher sich die innige Neigung zu dem bedeutenden Künstler mit geschmackvoller Kritik und reicher Kunstkenntniß auf das Feinste verbindet. Seine dramatischen Arbeiten, größtentheils gelungene Nachbildungen ausländischer Originale, zeichnen sich durch Witz, lebhaften Dialog und gute Charakterzeichnung aus und werden gern auf der Bühne gesehen.

Johann Heinrich Meyer.

Dieser als ausübender Künstler, wie als Kunstkenner gleich ausgezeichnete Freund Goethe's ward am 16. März 1759 zu Stäfa am Züricherse geboren und verweilte zum Behuf seiner weitern Ausbildung in der Malerei, der er sich gewidmet hatte, 1784 — 88 unter den Kunstschätzen Italiens, wo er mit der Herzogin Amalia von Weimar, Goethe und Herder zusammentraf. In Folge dieser Bekanntschaft wurde er nach seiner Rückkehr in die Schweiz 1792 von Goethe nach Weimar gezogen und hier als Professor an der neu errichteten Zeichnenschule angestellt. Eine 1795 nach Italien unternommene neue Reise mußte er in Folge der Kriegsunruhen von 1797 verkürzen und hatte nicht lange darauf auch den Verlust seiner Papiere zu bedauern. Nach Weimar zurückgekehrt wurde er 1807 zum Director der dasigen Zeichnenschule ernannt. Er starb daselbst am 14. October 1832. Seinen großen anderweitigen Verdiensten um Weimar setzte er die Krone auf, durch ein in seinem Testamente festgestelltes Legat von 20,000 Thlrn. zu einer Armenstiftung, welche unter dem Namen „Meyer-Amalienstiftung" seinen und seiner geliebten Gattin Namen verewigt.

Literärisch bekannt ist er durch:

Winkelmanns Werke. Dresden 1808 — 17, 8 Bde., (mit Fernow und Schulze herausgegeben).
Ueber die Altargemälde von Lukas Cranach in der Stadtkirche zu Weimar. Weimar 1813, Fol.
Geschichte der bildenden Künste bei den Griechen. Dresden 1824.
Auch lieferte er Anzeigen und Beurtheilungen in Goethe's Journal: Kunst und Alterthum u. s. w.

Reiner und gediegener Geschmack, große vielseitige Kunstkenntniß, eiserner Fleiß, Feinheit und Schärfe des Urtheils und Klarheit der Darstellung, verleihen M's kunstgeschichtlichen Arbeiten und Kritiken einen bleibenden Werth.

Nachweisung noch vorhandener Denkmale aus der Zeit des hohen und schönen Styls *).

Ein und zwanzig Jahrhunderte und mehr, sind nun vorüber gezogen, seit der schöne, oder besser gesagt der schönste Styl, der allerreinste Geschmack, vollkommenes unbedungenes Vermögen, die Kunst verherrlichten; und noch andere hundert oder hundert und zwanzig Jahre früher zeigte sie sich, obwohl nicht in solcher reizenden Schönheit, doch in ihrem edelsten Ernst, in der allerhöchsten Würde. Selten sind freilich die wahrhaftig echten Denkmale von der einen und andern Art, dennoch ist der Zeiten Gewalt sowohl, als der rohen Zerstörungswuth der Menschen, manches den beiden angedeuteten Endpunkten, wie auch dem dazwischen liegenden Zeitraume unstreitig Zugehöriges, entgangen. Es wird nützlich sein, ja unerläßlich für den Zweck, welchen wir verfolgen, die gekanntesten und bewährtesten aus diesen jetzt noch vorhandenen Denkmalen anzuzeigen.

Werth des ersten Platzes ist nach unserer Ueberzeugung der eine von den beiden Pferdebändigern vor dem päpstlichen Pallast auf Monte Cavallo zu Rom. Die am Fußgestelle dieses großen Werks befindliche Inschrift, giebt dasselbe für Arbeit des Phidias aus. Da besagte Inschrift lateinisch ist, folglich von den Römern herrührt, so könnte sie wohl Zweifel erregen, aber die vortreffliche Kunstbeschaffenheit des ganzen Werks scheint ihre Richtigkeit zu bezeugen, denn wir besitzen kein Denkmal alter Bildnerei, welches mit erhabenerem Sinn gedacht, mit mehrerem Geist ausgeführt wäre. Der Künstler wußte dem Marmor gleichsam Leben einzuhauchen und eine hohe Seele; der Geberde Stolz, die rüstige Bewegung, der Adel in den Zügen, die Großheit und Wohlgestalt aller Gliederformen stellen uns einen der Dioscuren einen Helden und Halbgott auf das herrlichste vor Augen.

In den Metopen und Friesen am Tempel des Theseus zu Athen sind mehr oder weniger beschädigte Bildwerke noch übrig *), die, weil Cimon diesen Tempel erbauete, vor oder spätestens während der zwei und achtzigsten Olympiade sein müssen. Da überdem ihre edeln Formen des hohen Styls vollständige Entwickelung zeigen, so setzt solches den Einfluß von Phidias Kunst und Geschmack auf dieselben außer Zweifel.

Alle von den Giebelfeldern des Minerven-Tempels auf der Burg zu Athen herrührenden Statuen, sammt den Reliefs vom Fries und aus den Metopen desselben **), können als im Geist des Phidias gearbeitete Werke betrachtet werden. Er selbst dürfte zwar schwerlich an irgend eines Hand gelegt haben, weil ihn während des Tempelbaues das kolossale Bild der Göttin aus Gold und Elfenbein beschäftigte, allein es läßt sich durch glaubwürdige historische Zeugnisse nachweisen, daß alle diese Bildwerke unter seinem Einfluß und Aufsicht entstanden sind; sie sprechen demnach seinen Geschmack und Styl vollkommen aus, wie sich solches auch durch mancherlei Aehnlichkeit mit vorerwähnter Kolossalfigur bethätigt, und die Aechtheit jener Figur hinwieder durch Kunstverwandtschaft mit den Bildwerken vom Parthenon desto unbestreitbarer wird. Im übrigen ist es wohl nicht zu gewagt, wenn wir als entschieden annehmen: die berühmten Meister, Zeitgenossen und zum Theil Schüler des Phidias, deren damalige Anwesenheit in Athen keinem Zweifel unterliegt, hätten an der Ausführung besagter Werke Theil genommen. Calamis galt für den besten Künstler in Pferdefiguren; **Equis semper sine aemulo expressis**, sagt Plinius von ihm ***); und, wenn nun Alles aufgeboten wurde, den Parthenon zu verherrlichen, wenn dieser Tempel die Bewunderung der Nachwelt erwerben, derselben ein Verkündiger der Kunst in den Tagen des Pericles und des Phidias sein sollte, so ist es wenigstens wahrscheinlicher, daß jene drei jetzt in London befindlichen Pferdeköpfe, vom Giebel des Tempels, Arbeiten

---

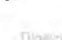
*) Aus: J. J. Meyer's „Geschichte der bildenden Künste bei den Griechen." Dresden 1824. S. 283 flgde.

*) Stuart, the Antiquities of Athens Vol. III. Einige Figuren und Gruppen von daher, enthält unsere Kupfertafel XVI.

**) The Elgin Marbles from the Temple of Minerva at Athens, einige vom Giebel, vom Fries und aus den Metopen enthalten unsere Kupfertafeln N. XVIII. u. XIX.

***) Plin. Lib. XXXIV. Cap. 8. §. 19. n. 11.





des Calamis seien, als daß sie es nicht seien. Und wenn der sogenannte Ilissus, der Theseus und mehrere Stürze weiblicher Figuren, zumal die beiden, wo eine der andern im Schooße liegt, allerdings von hoher außerordentlicher Vortrefflichkeit sind, so kann es keineswegs vermessen scheinen, auch allenfalls für möglich zu halten, Alcamenes oder Agoracritus habe dieselben gebildet; ja wir behaupten geradezu, es befinden sich unter den elginischen, jetzt dem britischen Museum gehörigen Marmorn aus Athen wahrhaftige Arbeiten der genannten und anderer damals lebenden Meister; obgleich nicht zu sagen ist, auch wohl immer unbestimmbar bleiben wird, welches Stück von diesem oder jenem herrührt. In Betracht der erhobenen Arbeiten von dem Fries des Tempels und aus dessen Metopen hegen wir ungefähr eine gleiche Meinung. Wer indessen dem Fries besondere Aufmerksamkeit widmen mag, wird finden, daß zwar ebenfalls mehrere treffliche Meister an der Ausführung Theil desselben genommen; doch die nie genug zu preisende Erfindung des Ganzen, welche wir ohne einiges Bedenken den gehaltvollsten Dichtungen des Alterthums an die Seite setzen, von wem anders als vom Obermeister und Vorsteher des gesammten Künstlerchors konnte sie ausgegangen sein?

Die nunmehr auch im brittischen Museum befindlichen Reliefs vom Fries des Apollotempels auf dem Berge Cotylius bei Phigalia *) gehören ebenfalls zu den Denkmalen aus der Zeit des hohen Styls der griechischen Kunst, wie theils aus den gewaltigen Formen der Figuren, theils aus dem Umstand hervorgeht, daß Ictinus, Baumeister des Parthenon, auch diesen Tempel aufgeführt **). Im Ganzen ist die Kunst in den ebengedachten erhobenen Arbeiten im hohen Grade achtbar, wenn schon die Behandlung etwas minder Sorgfalt verräth, als man an den Bildwerken des Parthenon wahrnimmt.

Das kolossale Haupt einer Minerva, uns nur aus einem Gypsabguß in der Dresdner von Mengs herrührenden Sammlung bekannt, ist in eben dem erhabenen Sinne gearbeitet, wie der vorhin genannte Pferdebändiger, doch von noch strengerm Ausdruck, (s. Abbild. Kupfert. N. XX.), daher sich mit einiger Wahrscheinlichkeit vermuthen läßt, dieses Haupt möchte noch ein glücklich gerettetes Ueberbleibsel jener von uns schon mehre Male angeführten Minerva Area sein, welche Phidias für den bei Platea gelegenen Tempel derselben arbeitete. In wessen Besitz der, vermöge des vielleicht einzigen Abgusses, noch ziemlich wohlerhaltene Marmor sich gegenwärtig befindet, hat uns, ungeachtet fleißiger Nachfrage, auszuforschen noch nicht glücken wollen.

Ferner sind als dem Styl des Phidias verwandte Werke zu zu betrachten: die herrliche Statue der Pallas in der Villa Albani ***), desgleichen die noch berühmtere sogenannte Giustinianische †), jene hat ernstern Ausdruck und mehr Bewegung, diese einen ruhigern Stand und überhaupt milderes Wesen, beide Werke (Kupfert. N. XXI. enthält die Abbild.) möchten wir hinsichtlich auf ihr Alter ungefähr gleich geachtet und für Arbeit von Meistern aus der Schule des Phidias angesehen wissen. Die allgemeine Charakterähnlichkeit beider Statuen, der sich gleichende Geschmack im Faltenschlag und in der Ausführung ihrer Gewänder, berechtigen zu solchen Vermuthungen. Geneigt sind wir ferner uns auf eben diese Art und Weise den zarten Unterschied zwischen den Werken des Agoracritus und denen des Alcamenes zu denken, wollen jedoch damit weder von dem Albanischen noch von dem Giustinianischen Götterbild andeuten oder gar behaupten, es rühre das eine oder andere von einem der erwähnten Meister her, wiewohl solches allerdings eine mögliche Sache wäre.

Ein kolossales, gegenwärtig Sr. königlichen Hoheit dem Kronprinzen von Baiern gehöriges Brustbild der Pallas, welches vormals die Villa Albani schmückte, und die von Velletri benannte nach Frankreich gekommene Statue dieser Göttin, welche mit dem Brustbild beinahe ähnliche Proportionen haben mag (Abbild. beider Denkm. finden sich auf der Kupfert. N. XXI.), sind gleichfalls Denkmale, die zur anschaulichen Kenntniß des hohen Stils beitragen können. Auffallende Vernachlässigungen am Kinn und an den Augen der Pallas von Velletri müssen freilich Zweifel erregen, ob dieselbe ein Originalwerk sei, und wenn das Brustbild aus der Villa Albani vielleicht ursprünglich besser gearbeitet war, so ist es hingegen an mehreren Stellen beschädigt, wodurch die Harmonie des Ganzen einigermaßen gestört wird.

Die bisher unsern Lesern vorübergeführten Denkmale gewähren nicht allein schätzbaren Unterricht über den hohen Stil im Allgemeinen, sondern auch die selbst eigere Kunst des Phidias und der besten aus dessen Schule hervorgegangenen Meister lernt man aus ihnen kennen. Ferner bringen die mit darunter befindlichen Bilder der Pallas, denen wir noch das herrliche wundervolle Bruchstück eines Kopfs derselben vom Giebel des Parthenon hier beifügen wollen (s. ungefähr die Gestalt desselben auf Kupfert. N. XXI.), jene durch den Phidias zur Vollendung gediehene Idealgestalt und die Züge dieser Göttin in verschiedener Nüancirung vor Augen, ungefähr eben so vom Gewaltigen, Herben, zum Gemilderten übergehend, wie er der Schöpfer und Meister selbst, früher oder später seine Statuen der Athene gebildet. Den gewaltigsten Charakter, großartig und strenge, hat das gedachte kolossale Haupt. Weniger herbe, doch immer noch sehr ernst in den Zügen, erscheint die Göttin in der albanischen Statue; und das Gleichgewicht von göttlicher Erhabenheit und milderer Schöne findet sich nach unserm Dafürhalten in dem erwähnten Fragment vom Giebel des Parthenon. Die Statue aus Velletri, so wie jenes vormals in der Villa Albani gewesene Brustbild, künden bei eben so hohem Charakter gemüthlichere Ruhe an. Die Giustinianische Statue aber ist noch mehr gesänftiget und bei reiner Schönheit der Züge am anziehendsten.

Dieser mildere Ernst war auch schon den Werken des Polykletes eigen, wie wir aus der berühmten Amazone desselben schließen können. Zwar würde es zu gewagt sein, die Amazone von Marmor, ehemals in der Villa Mattei und gegenwärtig im vatikanischen Museum *), für das wirkliche Original halten zu wollen, welches dieser große Künstler in den Tempel der Diana zu Ephesus verfertigt, weil Plinius desselben unter den bronzenen Werken gedenkt **). Wer aber die nur erwähnte Amazone, aus der Villa Mattei, mit dem Koloß des Phidias, den Fragmenten vom Parthenon und andern unstreitigen Denkmalen vom hohen Styl sorgfältig vergleicht, wird gar bald die zuverlässigen Merkmale desselben an ihr entdecken und sich überzeugen: daß wofern sie auch nicht von Polykletes eigener Hand, sie wenigstens doch von einem sehr guten jener Zeit verwandten Meister gearbeitet ist; wir werden folglich auf jeden Fall uns über die Kunst des Polyklet und sogar über die zarten Eigenthümlichkeiten seines Geschmacks aus diesem köstlichen Monument belehren können.

Statuen von ähnlicher Gestalt, Geberde und Kleidung, finden sich noch in verschiedenen andern Sammlungen, welche indessen, vermöge der Behandlung, als später entstandene Copien zu betrachten sind. Eben so begegnet man auch einigen Nachbildungen von derjenigen Amazone, die Ctesilaus wetteifernd mit dem Polykletes verfertigt. Eine nicht wesentlich beschädigte und trefflich gearbeitete Figur dieser Art ziert das kapitolinische Museum ***), und wir erhalten durch dieselbe so ziemlich ausreichende Kenntniß über die allgemeine Kunstbeschaffenheit der Werke des Ctesilaus. Wird dieses kapitolinische Denkmal mit dem erwähnten vormals Matteischen jetzt Vatikanischen verglichen und weiter auf die beiderseitigen Originale geschlossen, so war die Amazone des Ctesilaus zwar weniger edel gestaltet, weder so hoch, noch so schlank in ihrem Gliederbau als die seines Mitbewerbers, auch gelang ihm nicht völlig so gut den heroischen Charakter darzustellen; aber das schöne passende Motiv einer unter der rechten Brust empfangenen Wunde, begleitet von einem durch das Ganze gehenden Zug schmerzhafter Empfindung und stillen Duldens, gab seiner obschon minder vollkommenen Figur doch vielleicht mehr gemüthlich Ansprechendes.

Der immer neue Bewunderung erregenden nie genug zu preisenden Niobe, nebst einigen zu der Familie derselben gehörigen Statuen †), muß ebenfalls hier unter den Kunstdenkmalen vom hohen Styl Erwähnung geschehen. Obgleich man ihren Verfertiger nicht zu nennen weiß, so ist doch für wahrscheinlich, ja für ganz gewiß anzunehmen, es rühre dieses edle Werk von einem der berühmtesten Meister jener Zeit her; denn in keinem andern Monument findet sich solche glückliche Verbindung des Hochedeln mit dem zarten Schönen, in keinem so viel Bestimmtes in der Zeichnung ohne herbe Strenge, in keinem so keusche Pflege in der Ausführung. Von der ganzen Familie gewähren als am wenigsten beschädigt und wahrhaftige Originalfiguren die Mutter mit ihrer jüngsten Tochter im Schooß; von den einzelnen Statuen die dritte und vierte der Töchter, so auch der jüngste Sohn, am meisten Belehrung über die Kunst des Meisters, den Geschmack und die Zeit, in welcher er arbeitete.

Das Vermögen des Myron liegt klar vor unsern Augen in dem sogenannten fallenden Fechter, welchen das kapitolinische Museum aufbewahrt ††). Der allein antike und falsch restaurirte Sturz ist

*) S. die Abbildungen v. Wagner. Von den am Vorzüglichsten gedachten Gruppen aus diesem Fries enthält unsere Kupfertafel N. XVII. einige.

**) Paus. Lib. VIII. Cap. 42.

***) S. die Abbildung in dem Werk von Cavaceppi, Racolta d'antiche Statue.

†) Galleria Giustiniani Tom. I. tav. 3.

*) m. s. d. Abbild. Mus. Pio-Clem. tom. II. tav. 38. und in den Kupfertafeln zu Winkelmanns Werken Band VI. Taf. II. B.

**) Plin. Lib. XXXIV Cap. 8. §. 19.

***) Mus. Capitol. Tom. III. tav. 46. — Die Kupfertafeln zu Winkelmanns Werken Band VI. Taf. 4 A et B. Vollständiger aber auf der Kupfertaf. N VII. zu dem gegenwärtigen Werk

†) Abbild. bei Fabroni, Dissertazione sulle Statue appartenenti alla Favola di Niobe. Und der als wirkliche Originale genannten Figuren auf unserer Kupfertafel N. XXII.

††) Mus. Capitol. Tom. III. tav. 69. Eine Abbild. des Scheibenwerfers v. Myron, ganz und wie derselbe ursprüngl. beschaffen gewesen, findet sich in der Kupfertafel zu Winkelmanns Werken Bd. VI. Taf. 3. 4.

Ueberbleibsel einer vortrefflichen Copie des von den Alten zum höchsten geachteten Scheibenwerfers, und nach sicheren Kennzeichen muß dieselbe schon in frühen Zeiten verfertigt sein.

Eben so derb und ausdrucksvoll in seiner Muskulatur, mächtig, rüstig, kräftig, erscheint der herrliche Sturz einer bronzenen Athleten-Statue in der florentinischen Galerie; ein herrliches, nicht minder geistreich als meisterhaft vollendetes Werk, welches man unbedenklich für Original-Arbeit irgend eines vorzüglichen Meisters aus der Zeit unmittelbar nach dem Phidias geben und nehmen mag.

Den Monumenten, die den Forscher annähernd bekannt machen mit kräftig männlicher Wohlgestalt, höchst lebhaft bewegt, wie solche dem Myron gelungen und, theilweise noch vortrefflicher dem Pythagoras aus Rhegium, gesellen wir billig auch das Meisterstück des Agasias von Ephesus, gewöhnlich der borghesische Fechter genannt (Kupfertafel N. XXIII. enthält dessen Abbildung). Es ist dasselbe überaus belehrend in Hinsicht auf den Charakter des Stils, welcher dem Schönen, dem Weichen, Gerundeten zunächst vorherging, sonach sind alle Theile sehr kräftig ausgedrückt, Sehnen und Knochen vorwaltend. Obwohl der Künstler kein ideales Bild eines Heroen zu schaffen sich vorgenommen, sondern blos getreu und wahrhaft die Gestalt, den Muth, die Stärke und Gewandtheit eines seiner Zeitgenossen in Marmor zu verewigen beflissen war, so äußert sich doch im gesammten Ganzen noch der ernste Geist des hohen Stils. Indessen kann dieses Denkmal im Alter nicht völlig bis in die Zeit des Myron hinaufgerückt werden, weil man an den Haaren weder die drahtartige Manier noch die reihenweise gelegten Locken wahrnimmt, wie am vorerwähnten Discobolus. Daß es aber noch vor Einführung des eigentlich schönen Styls und auch nicht zu allernächst vor demselben entstanden, offenbart sich aus den sehr bestimmten, deutlich angegebenen Muskeln und Knochen und aus mehrerem Bestreben des Künstlers nach kräftigem Ausdruck als nach schöner Form.

Jünger als der borghesische Fechter ist der beinahe eben so bekannte und geschätzte ruhigstehende Discobolus dargestellt*); seine Glieder erscheinen daher obwohl rüstig und krafterfüllt, weniger ausgearbeitet, die Muskeln runder, das Spiel derselben sanfter, Knochen und Sehnen weniger nachdrücklich angedeutet; überhaupt hat die Gestalt einen edlern Charakter. War der Discobolus des Naucydes wirklich das Musterbild zu dieser und einigen andern Figuren solcher Art, so hat der Künstler ohne allen Zweifel ungefähr den Charakter und die Gestalt des berühmten Doryphorus seines großen Lehrers hierauf übertragen. Denn unter allen noch vorhandenen Statuen ist keine, worauf sich der Beiname viriliter puer, welche Plinius dem Doryphorus des Polykletes giebt**), schicklicher anwenden läßt. Wohl mögen indessen die berührten Statuen des Discuswerfers in Ruhe, selbst die schöne und zum besten erhaltene im vatikanischen Museum nicht ausgenommen, desgleichen die Fragmente eines noch verdienstlichern Werkes dieser Art, in weit späterer als des Naucydes Zeit gearbeitet sein.

Aber als derselben wirklich angehörende Monumente sind zu betrachten: Das kolossale Junohaupt in der Villa Ludovisi zu Rom (abgebildet Kupfert. N. XX.), so wie der ebenfalls kolossale Sturz einer weiblichen Figur, bekannt unter dem Namen der farnesischen Flora (abgebildet Kupfert. N. XXIII.) nun in Neapel befindlich. Die Juno von wahrhaftig göttlichem Charakter ist sehr wahrscheinlich das Ueberbleibsel einer mächtigen Tempelstatue und zuverlässig Arbeit eines vortrefflichen Meisters. Noch äußert sich in ihren Zügen der Ernst, die Majestät, jene sich selbst genügende stille Erhabenheit, welche der hohe Styl seinen Erzeugnissen mitzutheilen pflegte, allein die Behandlung ist freier, milder, die Haare nicht mehr drahtartig, die Linien der Zeichnung fließen sanfter und begegnen sich in minder scharfen Winkeln.

Großartig edle Formen hat die sogenannte Flora; es bekleidet sie ein sehr feines, zierliche Falten schlagendes, mit ungemeiner Sorgfalt ausgeführtes Gewand; und eben diese Sorgfalt der Ausführung, welche nicht verschmähte, gewebte Streifen am Untergewande anzudeuten, nebst dem würdigen Charakter des Ganzen, recht Mitte haltend zwischen zarter Schönheit und heroisch kräftiger Wohlgestalt, sind die Gründe, welche uns bewogen haben, die vermuthliche Entstehung des erwähnten Denkmals ungefähr in diese Zeit zu setzen.

Ihr möchten ferner noch angehören: der junge schlangenwürgend Herkules in der florentinischen Galerie (s. dessen Abbild. Kupfertaf. N. XXIII.), so wie das edle sitzende Kind mit der Maske im kapitolinischen Museum (abgebildet Kupfertafel N. XXIII.). Jener Herkules verdient seiner Vortrefflichkeit wegen mehr bekannt und geschätzt zu werden, als bisher geschehen ist; nirgends hat sich die Kunst der Alten in idealer Gestaltung vollkommener und glücklicher ausgesprochen; Geberde, Gliederformen und Gesichtszüge verkündigen alle den künftigen Helden, den Mächtigen, den Unbezwingbaren. Das kapitolinische Kind hat nicht weniger Großes im Stil seiner Formen, als der angeführte junge Herkules; doch ist die Arbeit weicher, das Fleisch gerundeter und mit mehrerer Leichtigkeit behandelt; wir wissen daher auch nicht ganz alle Zweifel zu beseitigen, ob das Werk, ungeachtet seiner Großartigkeit, nicht von einem etwas spätern Meister herrührt.

Sehr wäre zu wünschen, die noch vorhandenen Copien vom Ganymedes des Leochares*) möchten vollkommen gut und besser, als wirklich der Fall ist, gearbeitet sein, damit wir uns eines genügenden Unterrichts über die Kunst dieses berühmten Meisters zu erfreuen hätten. Sie geben indessen einige nähere Kunde von seiner Denkweise, seinem Geschmack und Streben, welches schon als ein schätzbarer Gewinn mag betrachtet werden.

Gütiger als es hinsichtlich auf den Ganymedes geschehen, diente uns das Geschick in dem sitzenden Paris, mehr als lebensgroß, ehedem im Pallast Altemps, jetzt im Museum Pio-Clementinum, welche Statue man für eine Copie nach der gepriesenen Bronze des Euphranor halten will (s. d. Kupfertaf. N. XI.). Der Kopf des Geliebten der Helena, des Helden und Schäfers zeigt in diesem Denkmal ausnehmend schöne Züge, doch ohne daß dieselben seinen männlich-kräftigen Charakter schwächen, und so ist auch die ganze Gestalt und alle einzelnen Glieder beschaffen. Sie erscheinen unter dem wohlgelegten Gewand zwar schön, selbst zierlich, aber dabei kräftig. So zart, so knabenhaft gebaut und mit dem Ganymedes zu verwechseln, ist er freilich nicht, wie spätere Werke ihn meistens darstellen. Aber er ist, wenn nicht gefälliger, doch besser gedacht, Charakter und Bedeutung sind an ihm richtiger als an jenem ausgesprochen.

Und hier möchten wir auch, jedoch als ein edles Originalwerk vorführen, den bekannten Sturz eines sitzenden Herkules, gearbeitet vom Apollonius, des Nestors Sohn aus Athen, das edelste Kleinod des reichen vatikanischen Museums (s. d. Abbild. Kupfertafel N. XXIV.). Nicht weit entfernt von Winkelmanns Meinung über dieses Monument**), haben wir dasselbe sonst für ein Erzeugniß der Kunst nach Alexanders des Großen Zeit angesehen und glaubten, bei dem nur allmälig geschehenen Erwerb milderer Behandlung, in dem fließenden Umriß und sanften Verschlingen, dem Ein- und Ausbeugen der Muskeln, hinreichende Gründe zu finden, solche Meinung zu rechtfertigen. Seitdem wir aber aus Abgüssen mit den Bildwerken vom Giebel des Parthenon bekannt geworden, sind wir geneigt, einen raschern Uebergang der Kunst vom Erhabenen, Strengen zum Edlen und Würdigen anzunehmen. Die noch sehr wohl erhaltene Rückseite am sogenannten Theseus vom Parthenon vergleiche man sorgfältig beobachtend mit dem Rücken des Torso von Apollonius, und jeder Zweifel darüber wird entschwinden. Denn aus beiden Werken athmet ein ähnlicher Geist, beiden ist ungefähr gleiche Fülle der Gestaltung zu Theil geworden, und sogar von Seite des Geschmacks läßt sich keine bedeutende Verschiedenheit wahrnehmen. Theseus ist größer, man könnte sagen, höher geboren, aber den Torso durchwaltet eine weiter gebildete Kunst. Sehr viel auseinander gerückt im Alter, können wir uns darum diese zwei Monumente nicht denken, und, aus innern Gründen abgeleitet, dem Torso keine jüngere Entstehung zuschreiben als die wir demselben hier in der Reihe angewiesen haben.

Der Tausch vom Großen, Strengen um das Schöne hatte nun stattgefunden, der gefälligere, nach Anmuth strebende Styl fing an zu herrschen, doch war das Vollkommenste in demselben noch nicht geleistet; es fehlte die feine liebliche Grazie, welche sich in des Scopas Werken und herrlicher noch in denen des Praxiteles jetzt zuerst offenbarte. Dieser beiden Meister Bemühungen führten die letzte Vollendung der Skulptur herbei; Marmorarbeiten besonders waren unter ihren schaffenden Händen zu einer in Bronze niemals erreichbaren Zartheit gediehen; auch haben, der eine so wie der andere, dieses Vorzugs sich bewußt, mehr Werke aus Marmor als aus Erz verfertigt. Scopas ertheilte seinen Bildern lebhafte Bewegung, dagegen Praxiteles für die seinigen ruhige Geberden zu wählen pflegte, da ihm stille, sittliche Anmuth unter allen, die den Meisel führten, am besten gelang.

Von der Kunst des Scopas ist uns zu urtheilen vergönnt aus mehreren erhoben gearbeiteten Nachbildungen seiner gepriesenen Bacchantin, unter denen sich vornehmlich die sonst in der Villa Borghese, nun in Frankreich befindliche, als schön gearbeitet auszeichnet***). Schlank gestaltet schwebt sie auf den Spitzen der Fußzehen, oder rauscht so zu sagen vor des Beschauers Augen vorüber; ihr zurückgeworfenes Haupt, die fliegenden Haare, der

*) Mus. Pio-Clement. Tom. III. tav. 26. und unter den Kupfert. zu Wk. Werken Bd. VI. Taf. 4. c.

**) Plin. Lib. XXXIV. Cap. 8. §. 19. n. 2.

*) Abgebildet in den Kupfertafeln zu Winkelmanns Werken Band VI. Taf. 6. A.

**) Winkelmanns Geschichte der Kunst des Alterthums Buch. X. Kap. 3. §. 15.

***) Abgebildet in den Kupferstichen zu Winkelmanns Werken Band VI. Taf. 3. B.



starre Blick, gespannte Sehnen und schwellende Adern, alles verräth den wilden bacchischen Taumel, dessen sie erfüllt ist.

Des Praxiteles eigenthümlicher Stil und Denkweise geht hervor aus dem Apollo Sauroctonus und dem stehenden sich anlehnenden Faun, welche beide oft wiederholt vorkommen und wahrscheinlich genug den berühmten Originalwerken unsers Meisters nachcopirt sind *). Die mediceische Venus aber nebst einer Menge anderer solcher Bilder der Liebesgöttin sind ohne allen Zweifel nach dem großen Muster der knidischen Venus gebildet; so nämlich, daß die spätern Verfertiger mehrerer achtbaren Statuen solcher Art, die Geberde, welche Praxiteles seinem Meisterstücke gegeben, auch die von demselben ausgedachten Gesichtszüge der Göttin als vollkommen sachgemäß, ja unübertrefflich beibehalten, die Ausführung jedoch, wie auch die Wahl der Gliederformen verschiedenartig nach eigenem Gutbefinden eingerichtet haben nach dem reifern oder jugendlichern Alter, in welchem sie die Venus darstellen wollten (Kupfertaf. XI. enthält die Abbild. einer solchen Venus).

Vielleicht mag der zweite Keloß auf dem Monte Cavallo zu Rom vom Praxiteles selbst eigenhändig gearbeitet sein (abgebildet Kupfertafel XXIV.), wenigstens giebt es keine die Unwahrscheinlichkeit solcher Vermuthung beweisenden Gründe. Doch war eine so riesenhafte Figur in rascher angestrengter Bewegung, gewaltig und mächtig, nicht was dem Eigenthümlichen, Zarten und Schönen seiner Kunst zusagte, und wenn schon dieses Denkmal an sich vortrefflich ist, der Zeit, dem Bemühen des Praxiteles keineswegs unwürdig, so erweitert und vervollständigt es darum doch unsere Kenntnisse von seinem Geschmack nur wenig.

Blicken wir hier noch einmal auf den Gang der Kunst zurück, so liegt klar vor Augen, das vom Leochares, Euphranor und andern der obgenannten Meister, zumal vom Scopas Geleistete, konnte kaum noch übertroffen werden, allein Praxiteles kam und stellte mit noch höherem wunderbaren Vermögen in seiner enidischen Venus der erstaunenden Welt das Abgeschlossenste, Zarteste, Anmuthigste auf, was je gedacht worden. Schöne Gliederformen zeigten sich an Figuren in Ruhe noch reizender, und es wußte der Meister durch zweckmäßige Beachtung von Licht und Schatten, durch ungestörte Massen, das Auge dergestalt anzuziehn, daß es mit Wonnegefühl an den Bildern verweilte. Wenn über alles dieses noch das zarteste Detail in hochvollendeter Ausführung und im günstigsten Licht am milchweißen Marmor sich offenbarte, so ist das Entzücken, in welches die empfänglichen Alten beim Anschauen solcher edlen Werke geriethen, das Lob, welches sie denselben ertheilten, allerdings begreiflich und wohlbegründet.

Unter den Monumenten, die geeignet sind, uns über den schönen Stil während seiner höchsten Blüthe Kenntniß zu verschaffen, ist keines besser bewährt als das choragische Denkmal des Lysicrates zu Athen, gewöhnlich Laterne des Demosthenes genannt, weil dasselbe nach Maßgabe der Inschrift etwa im dritten oder vierten Jahr der 111ten Olympiade errichtet sein wird. Der mit Bildern gezierte Fries ist sonach ein wahrhaftiges Werk aus Alexanders des Großen Zeit, und in den glanzvollsten Tagen der Kunst entstanden. Besagter Fries zeigt in flach erhobenen Figuren den Bacchus ruhend unter seinem Gefolge; einige Begleiter des Gottes bedrohen die Tyrrhener, welche halb schon in Delphine verwandelt, fliehend in die Wellen stürzen. Erfindung und Anordnung, worüber allein wir nach den Kupferstichen bei Stuart **) urtheilen können, sind höchst lobenswerth, die Ausführung wird nicht weniger Verdienste haben.

Auch den, zuweilen Leucothea, meistens Ariadne genannten, aber ohne Zweifel den Bacchus darstellenden Kopf über Lebensgröße im kapitolinischen Museum ***), halten wir für ein zuverlässiges Denkmal aus dieser Zeit. Behandlung und Geist sind eines großen Meisters würdig; ausnehmend schöne Formen, ein sehr edler ja hoher Charakter und eine kaum weiter zu treibende Weichheit im gleitenden Umriß, in den sanft gerundeten Uebergängen, sind Eigenschaften, welche einander wechselseitig heben und in diesem herrlichen Werke, eines der köstlichsten Ueberbleibsel aus dem Alterthum erblicken lassen.

Die gleichen, entscheidenden Merkmale vollendeter Kunst finden wir an dem berühmten Kopfe in der florentinischen Sammlung, welcher den sterbenden Alexander darstellen soll (eine Abbild. wird auf Kupf. XXIX. mitgetheilt), folglich wird er, was immer seine Bedeutung sein mag, doch mit dem Vorigen einerlei Zeit angehören.

Weiter dürften derselben anverwandt sein die schöne Statue des Bacchus in der Villa Ludovisi zu Rom, und ein vielleicht noch höher zu schätzender Sturz von einer sitzenden Figur dieses Gottes, welcher aus dem Pallast Farnese nach Neapel gekommen. Jene Statue hat bei wunderschöner Gestalt den süßesten Fluß der Umrisse; der Sturz bei eben so ausgezeichneter Weichheit noch würdigere Formen.

Vom Geschmack in den Werken des Lysippus erhalten wir, obgleich nicht vollständig, Kenntniß aus noch vorhandenen wahrscheinlichen Copien. Der vielmals wiederholte bogenspannende Amor zeigt schlanke zierliche Proportionen, rundliche schöne Gliederformen, gefällige Züge und lebhafte Geberde *). Dieser Ausdruck von Bewegung und Lebhaftigkeit ist auch der unterscheidende Zug in der herkulanischen Bronze, Alexander den Großen kämpfend und zu Pferde darstellend, so wie in dessen großem Bildniß im kapitolinischen Museum. (Beide Denkmale sind abgebildet Taf. XIII.)

Aus diesen Denkmalen ergiebt sich, daß Lysippus, wenn wir seine Kunst der Kunst des Praxiteles entgegenstellen, raschere Bewegung der Figuren liebte, darum denn auch der Erzguß für dieselben sich besser als die Arbeit in Marmor eignete. Das Weiche, Fließende, Schmelzende in den Umrissen und Uebergängen, scheinen beide Meister ungefähr gleichmäßig besessen zu haben; an reiner idealer Schönheit mochten die Werke des Letztern höher stehen; an individueller Naturwahrheit galten hingegen die Arbeiten des Erstern für vorzüglich. Es läßt sich hieraus recht gut erklären, warum die Werke des Lysippus eine größere Zahl Bewunderer gehabt haben, als die des Praxiteles.

Jemehr man dem eigenthümlichen Charakter in der Kunst des Lysippus nachforscht, und die vorerwähnten Copien, nebst allem, was durch glaubwürdige schriftliche Nachrichten über diesen Meister sich erhalten hat, zu Rathe zieht, jemehr wird man sich geneigt finden, den bekannten Dornauszieher im Kapitolium zu Rom (s. dessen Abbildung Kupfertafel XXVIII.), zwar nicht für eine wirkliche Arbeit unseres Meisters anzusehen, jedoch für ein Denkmal, welches in Art und Vortrefflichkeit demselben sehr nahe kommen mag.

Gleiche Ueberzeugung hegen wir auch in Hinsicht auf die vier bronzenen Pferde zu Venedig **). Im Ernst wird sie wohl niemand für Arbeit des Lysippus ausgeben wollen, indem wir bis jetzt nicht im Besitz irgend eines Beweises für solche Vermuthung sind; allein es ergiebt sich aus dem Geschmack, der Behandlung, der Seele, die ihnen eingehaucht ist, daß sie sicherlich nicht früher und wahrscheinlich wenig später als um die Zeit des Lysippus entstanden sind.

Endlich ist hier noch die Gruppe der Ringer zu Florenz anzuführen; sei dieselbe wirklich das Symplegma des Cephissodorus, was wir aus guten Gründen vermuthen dürfen, oder von einem andern Meister gearbeitet, in beiden Fällen bringt sie uns die auf's Aeußerste verfeinerte Kunst, den herrschenden Geschmack ungefähr um die Zeit des Lysippus, des großen Alexanders und unmittelbar nach dessen Ableben, vor Augen.

Immerfort nach dem Zarten, Gefälligen und Weichen strebend, mußte die Kunst nun bald zum Verweichlichten und alsdann bis ins Ueppige sich verirren, mit dem Ernst mußte auch das wahrhaft Großartige entschwinden und die Bemühung nach überflüssig Zartem und Weichen dem reinen Schönen, so wie dem Bedeutsamen Abbruch thun. Aber die genannte Gruppe der Ringer an sich, ist des größten Lobes werth und steht noch auf herrlich leuchtender Höhe. Sie kündet nur den niedersteigenden Weg an, auf dem beides, Vermögen und Geschmack, ihrem künftigen Verfalle nunmehr entgegengehen.

Unter den kleinen antiken Bronzen finden sich zuverlässig noch manche, die an ihrem Ort wohl geeignet wären, den Gang der Kunst und Uebergang vom hohen zum schönen Styl anschaulich zu machen; selbst uns sind mehrere Denkmale solcher Art aus öffentlichen und Privatsammlungen bekannt. Doch reichen die bereits angeführten größeren Werke nicht nur für den hier beabsichtigten Zweck aus, sondern es erscheint auch an ihnen alles Unterscheidende deutlicher; sie sind ferner jedem, der sich zu belehren wünscht, am leichtesten zugänglich und also glauben wir das Erforderliche sei geschehen, wenn wir auf besagte kleine bronzene Denkmäler (selten vorkommende von edlern Metallen, auch elfenbeinerne nicht ausgeschlossen) blos im Allgemeinen hindeuten und solche forschenden Freunden der Kunst und des Alterthums zur selbsteigenen Betrachtung und Beurtheilung empfehlen.

Mit erhoben und vertieft geschnittenen Steinen hat es eine etwas andere Beschaffenheit als mit Bronzen. Durch Abdrücke sind dieselben überall verbreitet, folglich unter den Denkmalen der Kunst des Alterthums die Bekanntesten. Gleichwohl dürfen wir für den gegenwärtigen Zweck von ihnen keine großen Förderisse erwarten oder uns auf solche Werke, als bedeutende Beispiele, berufen; denn unter einer großen Anzahl geschnittener

*) Der Apollo und der Faun sind ebenfalls abgebildet in den Kupferstichen zu Winkelmanns Werken Band VI. Taf. 5.

**) The antiquities of Athens. Vol. I. chapter. 4. Pl. 1.—26. wo das ganze Denkmal mit allem architektonischen Detail zu finden ist. Die Figuren des Frieses allein sind Kupfert. XXII. XXVI und XXVII. zu diesem Werk nachgebildet.

***) Eine Abbild. findet man in den Kupferstichen zu Winkelmanns Werken Band III. Tafel 4. A.

*) S. d. Abbild. in den Kupferst. zu W's Werken Band VI. Tafel 6. B.

**) Zanetti Statue, Tom. I. tav. 44. 45.

Steine, welche der Verfasser dieser Blätter theils im Original, theils in guten Abdrücken Gelegenheit zu betrachten gehabt, befindet sich keiner, welcher mit Sicherheit der Zeit des Phidias und Perikles könnte beigemessen werden. Von Meistern aus Alexander des Großen Zeiten sind wahrscheinlich zwar einige der vorzüglichsten unter den vorhandenen Gemmen gearbeitet, allein es ist allemal mißlich an so kleinen Figuren, als geschnittene Steine gewöhnlich enthalten, die Eigenthümlichkeiten des Styls bestimmt ausmitteln zu wollen. Um jedoch nicht dieses ganze Fach in anderm Betracht hochschätzbarer Monumente zu übergehen, beschränken wir uns in Hinsicht derselben auf Folgendes: Ein flach vertieft in Chalcedon geschnittener Diomedes (abgebildet Kupfertafel XXIX.) von ansehnlicher Größe, worauf der Name seines ehemaligen Besitzers Laur. Med. (Laurentius Medicis) eingegraben steht, welcher Stein aber nicht mehr in der florentinischen Sammlung zu finden ist, kann der Uebergangszeit vom großen zum schönen Styl angehören. Der wunderschöne Amethyst aber mit einem schwimmenden Tritonenpaar nebst ihren Kindern vertieft geschnitten und noch gegenwärtig eine Zierde der genannten Gemmensammlung (abgebildet Kupfertafel XXIX.), wäre allenfalls der blühendsten Epoche der Kunst zuzuschreiben; indessen vermögen wir auch selbst über diese Angaben noch nicht jeden Zweifel zu lösen und allen Bedenklichkeiten, welche dagegen erhoben werden möchten, zu begegnen.

Günstiger für unsere Absicht, belehrender und bei weitem sicherere Nachweisungen gewährend, sind die Münzen. Ihr kleiner Umfang setzt zwar in Betreff ganzer Figuren dem urtheilenden Forscher ungefähr eben solche Schwierigkeiten entgegen als die geschnittenen Steine; hält man sich aber vorzüglich an die größern einzelnen Köpfe der Averse, so werden kunstgeschichtliche Untersuchungen durch die Münzen allerdings wesentlich begünstigt, indem die Zeit der Entstehung manches dieser Denkmale gewiß ist, welche sodann wiederum als Richtmaß dienen, nicht allein das Alter anderer Münzen, sondern auch größerer Werke mit Wahrscheinlichkeit zu bestimmen.

An sehr vielen Geprägen des Alterthums ist der künstlerische Werth der Arbeit entschieden, und sie berechtigen uns vollkommen zu der Muthmaßung, die Münzstempel seien gewöhnlich von guten, ja wie der Augenschein lehret, oft von vortrefflichen Meistern verfertigt worden.

Hoher Styl spricht sich ganz entschieden aus in mehreren Münzen von der Insel Thasos, wo das Haupt des bärtigen indischen Bacchus wahrhaftig erhabenene Züge mit Großheit der Gestalt im Ganzen verbindet*); die drahtartige Manier in der Arbeit der Haare, so wie das Symetrische, welches theils in der Anlage der Locken, theils in den Blättern des Epheukranzes sich äußert, sind Merkmale, welche hinsichtlich auf die Zeit, der wir diese Monumente zu verdanken haben, keine begründeten Zweifel übrig lassen.

Fast gleiche Bewandtniß hat es auch mit einigen, zwar minder vortrefflich, doch immer noch sehr verdienstlich gearbeiteten Münzen der Stadt Aenus in Thracien. Der Profilkopf des Mercurius auf denselben verräth einen strengen Charakter und die kurzgeschnittenen Haare liegen in kleinen einzelnen Locken symmetrisch wie Bindfaden neben einander. Diese Merkmale, nebst der vom Petasus zum Theil bedeckten, das Haupt umgebenden Haarflechte, erinnern den kundigen Beschauer an jene, von uns im dritten Abschnitt als Monument des dem hohen zunächst vorhergehenden Styls angeführte Statue eines jungen Ringers im kapitolinischen Museum. Mit Grund also läßt sich schließen eine geehrte Tempelstatue aus der Zeit, welche dem hohen Styl vorangegangen, sei auf diesen Münzen nachgebildet.

Die Münzen der macedonischen Stadt Acanthus bringen, wie schon einmalam gelegenen Ort ist gemeldet worden, den Gang der Kunst und ihr Bestreben nach dem Schönen im Tausch um das Großartige zur deutlichen Anschauung**). Auf der Aeltesten dieser Münzen erscheint die Gruppe des vom Löwen angefallenen Stiers noch unangenehm streng, mit monotoner Symmetrie in den einzelnen Theilen ausgeführt, dabei aber geistreich, von kräftigen in gewissem Sinne großartig zu nennenden Formen, welche Formen sodann in einem andern etwas spätern Gepräge durch mehr Geschmack und Technik verbessert und veredelt erscheinen. In noch andern wiederum später entstandenen, bildet sich Alles mehr zum Gefälligen, Zierlichen, Feinen aus. Ein gleichmäßiges Steigern von Sorgfalt, Geschmack und Kunst gewahret man auch in der Anordnung der Thiergruppe.

Das Cereshaupt auf einer sehr großen silbernen Münze von Panormus in Sicilien ***) hat vor andern viel Würdiges in seinen Zügen, und trägt, obgleich die Ausführung keineswegs vollkommen kann genannt werden, doch alle Merkmale des hohen Styls an sich.

*) Tafel 3. zum IV. Band v. Ws. Werken enthält eine Abbild. dieses Bacchuskopfs.

**) Mionet n. 432—437.

***) Mionen.t 284.

Noch sind zwei andere kleinere Silbermünzen, welche man ebenfalls für Gepräge der Stadt Panormus halten will, an dieser Stelle zu berücksichtigen. Beide zeigen einen mit der Löwenhaut bedeckten jugendlichen Herkules-Kopf, welcher zu den edelsten Bildern dieses Helden gehören mag; die Kehrseiten enthalten Kopf und Hals eines Pferdes von nicht genug zu preisender Vortrefflichkeit.

Eine früher auch schon erwähnte silberne Münze der Stadt Philippi in Macedonien*) mit den beiden so eben genannten Panormitanischen von ungefähr gleicher Größe, ist in Betracht der herrlichen Ausführung merkwürdig, wie auch als Denkmal einer mit Sicherheit zu bestimmenden Zeit. Auch hier enthält der Avers das Haupt des jungen Herkules bedeckt mit der Haut des nemäischen Löwen, die Kehrseite aber einen Dreifuß, Axt und Palmenzweig. — Unmöglich kann diese Münze früher als unter Philipps Regierung über Macedonien geschlagen sein, folglich nicht vor Ol. 105., weil genannte Stadt zuvor einen andern Namen führte. An dem schönen, edeln Herkules-Haupt wird nur in den Locken des deckenden Löwenbalgs noch eine leise Spur alterthümlich symmetrischer Strenge wahrgenommen, was indessen mit der angegebenen Entstehungszeit übereinstimmt, woferne man die glaubwürdige Voraussetzung will gelten lassen, daß der Stempelschneider nach einem ältern Vorbild etwa aus der Zeit des Phidias arbeitete. Warum hingegen das gesammte Ganze so ungemein bestimmt ja mit Strenge behandelt ist, möchte schwerlich anders als durch Geschmackseigenthümlichkeiten des im übrigen so trefflichen Künstlers zu erklären sein; denn andere Münzen früherer Herrscher in Macedonien bis auf den Archelaus, zeigen schon eine mildere Behandlung; desgleichen die goldenen und silbernen des Philippus, besonders nimmt sich unter den letztern ein silbernes Gepräge mit dem Haupt eines gütigen olivenbekränzten Jupiters vortheilhaft aus**), welche Darstellung des höchsten, obersten Gottes auf Münzen nur allein von der fast ähnlichen eines oben bereits gelobten, ebenderselben Zeit angehörigen böotischen Gepräges***) übertroffen wird, wo der Gott uns noch würdiger dargestellt und selbst die Ausführung vollkommner zu sein scheint.

Gleich edlen Styl bei nicht minder vortrefflicher Ausführung finden wir an jener ebenfalls schon erwähnten, zu Delphi von den Amphiktionen geprägten Münze. Der Cereskopf auf dem Avers derselben übertrifft noch an Adel und reiner Schönheit jenes gelobte Cereshaupt auf Münzen von Metapontus†), sogar bleibt es zweifelhaft, ob die Ceres auf Münzen der Stadt Pheneus in Arkadien, welches Bild der Göttin wir außerdem für das bewundernswürdigste halten, den Vorzug verdiene.

Zeit- und kunstverwandt der so eben gelobten Münze von Delphi scheinet auch jene der Stadt Maronea in Thracien mit dem herrlichen Bacchushaupt, eben so schön als würdig, lieblich gerundet, geistreich mit Fleiß und mit Meisterschaft ausgeführt.

Unter Alexander dem Großen, oder besser gesagt zu dessen Zeit, wurde wie überhaupt in der Kunst so auch im Fach der Münzen das Vollkommenste geleistet. Die Gepräge, auf welchen der Name dieses Eroberers steht, enthalten: die goldenen, meist einen schön ausgeführten Pallaskopf auf der Vorderseite und auf dem Revers die Victoria stehend mit einem Kranz in der Hand; die Silbernen, vorn den Kopf des jungen Herkules, bedeckt mit der Löwenhaut, von herrlicher großer Idee und wie begeistert aussehend, die Kehrseite aber zeigt einen thronenden Jupiter, in der Linken den langen Zepter haltend, auf der ausgestreckten Rechten sitzt ihm der Adler. Diese letztern, größeren Gepräge sind zwar mit ehrenwerther Kunst und Geist behandelt, doch wie wir nach manchen uns bekannten Exemplaren zu urtheilen veranlaßt werden, nicht von den kunstreichsten Meistern der damaligen Zeit verfertigt. Auch sind manche selbst von den bessern nicht in eigentlich griechischen Münzstätten, sondern vermöge der phönicischen Inschriften auf denselben, in Asien geschlagen, während Alexanders Herrschaft daselbst und also in seinen letzten Lebensjahren. Denn es giebt mehrere nach Merkmalen des Styls um ungefähr eben diese Zeit an verschiedenen Orten in Griechenland, Italien und Sicilien entstandene Münzen, die, wir wollen, was die Köpfe betrifft, zwar nicht behaupten, mit mehrerem Geist, aber doch zierlicher, feiner, mit größerer Kunstfertigkeit in diesem Fach behandelt sind. Wir berufen uns darüber zum geltenden Beweis vor andern auf große Silbermünzen der Stadt Syrakusä in Sicilien, deren Vorderseiten das Haupt der Proserpina oder vielleicht der Arethusa zeigen, ein wahres Wunder von Schönheit, die Kehrseiten aber einen vierspännigen Wagen, dessen Lenkerin von einer über den Pferden schwebenden Victoria gekrönt wird. Auf solchen, wo der weibliche Kopf des Averses mit Schilf bekränzt

*) Mionet n. 449.

**) Mionet n. 464.

***) Mionet. n. 592.

†) Winckelmanns Gesch. d. K. d. Allerth. Buch 5. Kap. 2. §. 10.

ist, erscheint derselbe reiner schön, ruhiger und naiver als auf einer andern, welche man für das größte Meisterstück in seiner Art hält, wo der Kopf keinen Kranz hat, über der Stirn ein Band oder Diadem liegt, und das höchst zierlich aufgeschmückte und gekräuselte Haar im Nacken von einem Netz gefaßt ist. Zwar sind die Züge des Gesichts hier eben so regelmäßig schön als an jenen Köpfen mit dem Kranz, hingegen finden wir das Ganze nicht so gemüthlich anziehend. Die Kunst hat alles aufgeboten, was in ihrem Vermögen war, allein sie verbirgt sich nicht, sondern tritt vor und will vom Beschauer erkannt sein. Gleich anfänglich schon wurde diese Münze als ein hochgeschätztes Kunstwerk betrachtet, denn der Stempel zum Avers ist zweimal gesprungen und man hat nichts desto weniger mit Prägen fortgefahren. Unten am Hals des Kopfs fehlt ein beträchtliches Stück und höher geht vom Nacken durch das Haarnetz noch ein anderer Bruch; sonach rührt die Arbeit sicherlich von einem damals geachteten sehr vorzüglichen Meister her. Noch wollen wir bemerken, daß andere kleinere syrakusanische Münzen, andere die für panormitanisch gelten, und noch andere der opuntinischen Locrer vorkommen, welche sämmtlich, bei verschiedenem Revers, auf der Hauptseite einen, ungefähr dem auf jenen großen Münzen von Syrakus an Kunst und Gestalt ähnlich bekränzten Kopf zeigen.

Unstreitig entstanden zur Zeit der schönsten Kunstblüthe ist auch die schon oben gelobte Münze der Stadt Teanum in Campanien mit dem behelmten Haupt des Mars und auf der Gegenseite einem ausgezeichnet vortrefflichen Pferdekopf; sodann Gepräge von Stymphalus in Arkadien, auf denen sich ein sehr schöner und trefflich gearbeiteter weiblicher Kopf befindet, mit Lorber bekränzt; ferner die Münzen von Chalcis auf Euboea mit einem edlen Haupt des Apollo, und eine von Mitylene, worauf das Haupt eben dieser Gottheit noch edler und schöner erscheint; endlich das an gefälliger Schönheit, an Gemüth und an Geist vor allen den Vorzug verdienende Haupt des Herkules auf Münzen von Cos.

Erstreckten sich die im Vorigen angestellten Betrachtungen über Künstler, Kunst und Monumente in jedem Fach bis nach Alexanders des Großen Ableben, so dürfte es wohlgethan sein, solche auch in Betreff der Münzen noch bis auf die Zeit seiner nächsten Nachfolger auszudehnen. Gerechtes Lob und Bewunderung spendeten wir den mit eben so großer Meisterschaft als mit gutem Geschmack in edlem Style behandelten Münzen von Syrakus, den schönsten, welche Philipps und Alexanders Namen führen, auch anderen aus Griechenland, den Inseln und Kleinasien, und achten uns nun in Folge der wahrzunehmenden Aehnlichkeit des Styls für überzeugt: sie seien alle am eigentlichen Mittagsglanze der Kunst während einem kurzen Zeitraume entstanden. Bei weiterm Forschen ergiebt sich überdem, daß bald nachher mechanische Verbesserungen des Prägens zu Stande gekommen, und auf saubern glatten Schnitt der Stempel mehrere Sorgfalt als früher verwendet worden.

Hierdurch nun unterscheiden sich die Münzen des Agathokles, zwischen Ol. 116 und Ol. 123, ingleichen die des Pyrrhus ungefähr um dieselbe Zeit verfertigt, ferner eine der Stadt Velia in Lucanien; eine der Crotoniaten und mehrere von den wahrscheinlich panormitanischen Geprägen, deren eines vorn den Kopf eines Jünglings mit phrygischer Mütze, ungefähr wie Paris, enthält, auf dem Revers aber einen gehenden Löwen. Die schönen zarten Formen, das reine Gepräge, Fleiß und Zierlichkeit der Ausführung machen dieses Stück ganz besonders anziehend, wiewohl eingestanden werden muß, daß es, verglichen mit den vorerwähnten ältern, ihnen an Geist und innerm Leben nicht durchaus gleichkommt; freilich sind die Formen, die Theile an diesem Pariskopfe sehr schön und gefällig, der Charakter aber neigt sich zum Unbedeutendern, Allgemeinern. Diesen genannten Münzen kann man ferner noch beizählen eine der Akarnanier und drei von Rhodus. Auf einer der letztern erscheint das Haupt des Sonnengottes von vorn gebildet mit Haaren wie Flammen umgeben, darum ist zu vermuthen, der berühmte rhodische Koloß des Chares habe zum Muster gedient, welcher Vermuthung nach besagte Münze vierzig bis funfzig Jahre nach Alexanders des Großen Tod entstanden sein müßte, folglich gehörte sie eigentlich nicht mehr unter die Denkmale des gegenwärtigen Abschnitts, wir wollten aber derselben aus der Ursache gedenken, weil sie Licht ertheilt über das Alter anderer Münzen, worauf ebenfalls von vorn dargestellte Köpfe sich befinden; als z. B. eine von der Stadt Gela in Sicilien mit dem ährenbekränzten Kopf der Ceres; eine mit schönem weiblichen Haupt, blumenbekränzt von Croton; eine von Catana mit dem Kopf des Apollo; vier mit Mercuriusköpfen, spätere Gepräge der Stadt Aenus in Thracien, und zwei von Syracus mit Köpfen der Arethusa. Ferner finden wir zwei dergleichen Münzen von Amphipolis in Macedonien, worauf der Lorbeerbekränzte Kopf des Apollo dargestellt ist, und zwei mit behelmten weiblichen Köpfen, Gepräge der Stadt Anboleon in Päonien; eine von Gomphi, zwei von Larissa in Thessalien, auch zwei von Clazomenä in Jonien. Alle widersprechen durch Styl und Arbeit keineswegs unserer in Hinsicht der rhodischen geäußerten Vermuthungen, sie seien erst nach Alexanders des Großen Zeit entstanden; vielmehr scheinen sie dieselbigen zu bethätigen, und wenn jemand dagegen carische Gepräge anführen wollte, mit von vorn dargestelltem Gesicht des Sonnengottes und auf der Kehrseite dem Jupiter Labrandeus nebst der Beischrift: Mausolus, so geben wir zu, dieselben seien zum Andenken dieses Königs, dessen Grabmal so berühmt war, geschlagen, sicherlich aber nicht bei seinen Lebzeiten, wie sich ganz unbezweifelt aus dem Geschmack der Arbeit ergiebt.

Nach dieser kleinen Abschweifung, welche nicht überflüssig schien, ist nun zu melden, daß jene Bemühungen, Bildnisse zu veredeln, welche zu Alexanders des Großen Zeit hauptsächlich durch den Lysippus geschehen sind, auch im Fach der Münzen bald nachher bemerkbar werden. Wir sagen nicht ohne Bedacht: bald nachher. Denn ob in dem Herkuleskopf oder auch in dem behelmten einer Minerva ähnlichen auf den Geprägen Alexanders wirkliche Bildnißzüge diese Eroberers enthalten seien, läßt sich aus guten Gründen bezweifeln, hingegen sind die Bildnisse von Alexanders Nachfolgern in den verschiedenen Reichen, welche aus der Gesammtheit seiner Eroberungen entstanden waren, mehr oder weniger naturgetreu nachgebildet, auf ihren Münzen wirklich anzutreffen. Lysimachus erscheint mit Zügen, an denen die Steigerung nach dem Heroischen nicht zu verkennen ist. In gleicher Art sind auch die Bildnisse des Ptolomäus Soter und seiner Gemahlin Berenice auf ihren Münzen behandelt, nur nicht mit so vieler Kunst wie jene des Lysimachus. In denen des Ptolemäus Philadelphus und der Arsinoe, des Demetrius Poliorcetes wie auch des Antiochus, Königs in Syrien, wird ein gleiches, aber weniger gelungenes Bemühen der Künstler wahrgenommen. Von dem Bildniß des Philetärus, Stifter des pergamenischen Königreichs, mag man glauben, es habe nur wenig ideale Zuthat erhalten, und auf einigen größeren Silbermünzen erscheint dasselbe völlig nach der Natur dargestellt, übrigens von großen Meisterhänden wie belebt mit preiswürdiger Kunst und Fleiß ausgeführt.

Zum Schluß des Ganzen ist Weniges noch in Beziehung auf die Malerei zu sagen.

Sichere Denkmale und Werke der eigentlichen Malerkunst, welche uns die allmählig geschehene Vervollkommnung dieses Fachs von der Zeit des Perikles und Cimon bis auf Alexander dem Großen, oder vom Polygnotus bis auf den Apelles und Protogenes vor Augen stellen, sind überall nicht vorhanden; einige höchst kümmerliche Reste oder vielmehr fast erloschene Spuren von gemalten Architekturzierrathen, welche noch in den Propyläen und in dem Tempel des Theseus zu Athen, desgleichen in den Trümmern der Propyläen zu Eleusis wahrgenommen worden, kommen hier nicht in Betrachtung. Wenn ferner von einigen erhobenen Werken, Statuen und geschnittenen Steinen zu vermuthen ist, sie seien theils stückweise, theils im Ganzen Malereien nachgebildet, so sind erstlich die Monumente solcher Art nicht in beträchtlicher Menge vorhanden; zweitens wissen wir blos von der Statue der Venus, welche sich die Haare abtrocknet (s. d. Abbild. einer solchen Figur Kupfert. N. XXVIII.), mit entschiedener Wahrscheinlichkeit, daß ihre Geberde von der Venus Anadyomene des Apelles entlehnt ist. Ueber andere Bildwerke haben die Forscher zwar sinnreiche, doch nicht von hinlänglichen Gründen unterstützte Vermuthungen dieser Art geäußert, wie denn z. B. Visconti in einigen erhobenen Arbeiten aus dem vaticanischen Museum nach Gemälden des Polygnotus gebildete Gruppen wahrnehmen wollte. Besäßen wir aber auch wirklich mehrere Sculpturen, deren Uebertragung aus Gemälden zu erweisen wäre, so würden dieselben zwar allerdings in Ehren zu halten sein, denn sie könnten uns Licht ertheilen über die Erfindung und Anordnung in jenen, und es würde sich aus ihnen einiges Wahrscheinliche vom Eigenthümlichen im Geschmack der Formen, Anlage der Gewänder u. s. w. der nachgebildeten Malereien und ihrer Meister ermitteln lassen. Doch von dem Wesentlichsten, wodurch sich Gemälde eben als Gemälde auszeichnen, vom Colorit, von der Beleuchtung, Haltung und Farbenharmonie dürften wir unsere Kenntnisse zu erweitern nicht hoffen.

Denkmale die in gerader Beziehung stehen mit der Malerei des Zeitalters, von welcher hier gehandelt wird, sind keine bekannt und unser Forschen ist dahin beschränkt, aus der Kunstbeschaffenheit der zu Rom und im herkulanischen Museum noch vorhandenen antiken Gemälde, welche sämmtlich in späterer Zeit entstanden sein mögen, rückwärts zu schließen auf die höhere Vortrefflichkeit jener ältern, dem eigentlich großen und schönen Styl angehörigen Werke. Glücklich, wenn sich ereignete, was allenfalls möglich, ja sogar wahrscheinlich ist, daß bei weiterm zu Tage Fördern der jetzt noch verborgen ruhenden Kunstschätze von Herkulanum und Pompeji wahrhaftige und erkennbare Copien alter Meisterwerke der Malerei entdeckt würden. Möchte demnach baldigst ein angemessen lebhafter Betrieb der Ausgrabungen in den beiden gedachten verschütteten Orten statt finden, möchten aber auch alsdann

gelehrte und kunstkundige Forscher sich das Studium der alten Gemälde, denen bis jetzt eben noch keine sonderliche Aufmerksamkeit gewidmet worden, recht ernstlich angelegen sein lassen.

Ohne Zweifel enthalten die Zeichnungen oder sogenannten Gemälde auf Gefäßen von gebrannter Erde manches den Werken berühmter Meister Nachgebildete. Denn welchen andern Ursprung könnte so vortrefflich Gedachtes und Angeordnetes, als wir auf Vasen zuweilen wahrnehmen, sonst haben, da die Bemaler der Vasen, mit Ausnahme weniger einzelner Fälle, nach dem großen Maaßstabe der alten Kunst gerechnet, nur mittelmäßige Arbeiter waren? Dieses gehörig erwogen, werden uns die Bilder auf Vasen, so schätzbare Denkmale sie in anderer Hinsicht auch sind, gleichwohl in Beziehung auf die Kenntniß der Malerei der Alten keine besseren Dienste leisten, als es die plastischen Monumente an ihrer Seite thun; ja diese verdienen, was Gestalten und Gruppirung in den nachgebildeten Werken anbelangt, überhaupt größeres Zutrauen, weil sie mit mehr Aufmerksamkeit verfertigt zu sein pflegen.

In den Betrachtungen über den alten Styl geschah Meldung von einem Vasengemälde, den Menelaus darstellend, wie er die Helena verfolgt, wozu das Vorbild wahrscheinlich eine der erhobnen Arbeiten am Kasten des Cypselus gewesen. Eben so glaubt der Verfasser dieser Blätter einiges Wenige und Seltene vom gewaltigen Styl auf bemalten Gefäßen wahrgenommen zu haben. Man erkennt solche Denkmale vornehmlich an der strengen, etwas steifen Manier. Denn das Mächtige, Großartige dieses Styls wußten die Vasendemaler ihren Gestalten nicht zu ertheilen, und eben darum dürften sich auch den hohen Styl wirklich aussprechende Malereien auf Gefäßen kaum finden lassen. Aber Nachbildungen von Werken desselben sind, wenn gleich unerkannt, doch gewiß vorhanden.

Als die Kunst zum schönen Styl überging und ihn sodann ausübte, zog sie auch die Vasen mehr in ihren Bereich. Daher sind einige wenige Malereien auf Gefäßen von solcher Beschaffenheit, daß wir sie als wirkliche Ausflüsse der Kunst während der besten Zeit erkennen und ehren müssen. Auf andern, wiewohl von geringerer, mitunter sehr mittelmässiger Ausführung, ist uns wenn auch nur flüchtig hingeworfen, doch der schön gedachte Inhalt einer Menge hochschätzbarer Werke noch bewahrt; wie wir denn auf einer oben schon berührten Vase*) das vom Plinius erwähnte Gemälde des Aristides, wo ein alter die Leyer in der Hand haltender Mann einen Knaben zu unterrichten schien, nachgebildet glauben.

So hätten wir nun die griechische Kunst betrachtet wie sie, hauptsächlich bildend und malend, in unzähligen Werken auf die mannigfaltigste Weise sich ausgesprochen. Wir folgten ihrem Gange vom ursprünglich ersten Beginnen bis zur herrlichsten Entfaltung. Aber nichts vermag der Zeiten Gewalt zu widerstehen, nicht ist bleibend, alles, alles gleitet vorüber.

Siehe es weinen die Götter, es weinen die Göttinnen alle,
Daß das Schöne vergeht, daß das Vollkommene stirbt.
(Schiller.)

*) S. d. Kupfert. z. 6. Band v. W.s Werk. T. VIII. A.

Johann Friedrich von Meyer,

der Sohn eines von Joseph II. geadelten Kaufmanns zu Frankfurt am Main, ward am 12. September 1772 daselbst geboren, legte auf dem vaterstädtischen Gymnasium den Grund zu seinen Studien und widmete sich seit 1790 auf der Universität zu Göttingen und Leipzig den Rechten, der Philologie und der Geschichte. Nachdem er 1794 zu Wetzlar den Reichsproceß studirt hatte, wurde er 1795 salmkyrburgischer Kammerdirector, wandte sich aber nach der Besitznahme Frankfurts durch die Franzosen wieder dorthin und wurde als gewandter Staatsmann 1807 Rath und Beisitzer des Stadtgerichts daselbst. 1816 wählten seine Mitbürger ihn zum Senator und Deputirten im evangelisch-lutherischen Consistorium und übertrugen ihm 1821 eine Stelle auf der Schöffenbank und im Syndicat, worauf er noch zum Appellationsrath und 1824 zum Präsidenten des gesetzgebenden Körpers ernannt wurde.

Er machte sich literarisch bekannt durch:

- Kallias. Leipzig 1792, 2 Thle., 8.; 2. verb. Aufl. 1804, m. Kupf.
- Laura. Frankfurt 1801, 8.
- Dramatische Spiele. Ebendas. 1802.
- Papiel. Nach Andr. Gryphius. Frankfurt 1803, 8.
- Dutens Lebensbeschreibung. Amsterdam 1807, 2 Thle.
- Tobias. Epos. Frankfurt 1809; 2. verb. Ausg. 1831, gr. 12., mit 7 Lithographien.
- Hades. Ebendas. 1810.
- Bibeldeutungen. Ebendas. 1812.
- Blätter für höhere Wahrheit. Ebendas. 1818—26, 8 Sammlungen.
- Die Bibel in berichtigter Uebersetzung. Hamburg 1819; 2. Ausg. 1822.
- Wahrnehmungen einer Seherin. Frankfurt 1827.
- Neue Folge der Blätter für höhere Wahrheit. Ebendas. 1830.
- Kritische Kränze. Berlin 1831, gr. 8.

Ueber die eigenthümlichste Richtung dieses bedeutenden und geistreichen Mannes, äußert sich Menzel in seinem Werke über die deutsche Literatur Th. I. S. 215 mit folgenden Worten: J. F. von Meyer bekannte sich nicht nur mit Freimuth, sondern sogar mit Stolz zu dem Geisterglauben und unterstützte ihn durch eben so viel philosophischen Tiefsinn als exegetische Gelehrsamkeit. Seine „Bibelerklärungen," sein „Hades" seine „Blätter für höhere Wahrheit" und die von ihm herausgegebenen „Wahrnehmungen einer Seherin" nehmen in der mystischen Literatur der neuesten Zeit den ersten Rang ein. Zwar ist darin ein gewisses andächtiges Geschwätz, das blos subjective Empfindungen ausdrückt, mit den tiefsten und reichsten Gedanken gepaart, inzwischen darf man es nur wie Wasser vom Goldsand ablaufen lassen. Auch sein Stolz ist bisweilen beleidigend für Andersdenkende; allein kann man diesen Stolz einem Geiste verdenken, der von den Flachköpfen des Tages mißkannt und gerade um des Edelsten willen, das ihm eigen ist, für einen aberwitzigen Schwärmer gehalten wird? Und ist der Stolz nicht besser als die erheuchelte Demuth. Die Wahrnehmungen einer Seherin sind eine Frucht des Magnetismus und wohl in geistiger Beziehung die reichste, die von diesem neuen Baume der Erkenntniß gepflückt worden. Sie enthalten ein System, das in der Mitte steht zwischen dem von Jacob Böhme und Swedenborg, und überhaupt zur Vermittelung aller einander innerlich so nahe verwandten, mystischen Systeme dient, indem es einem von Wasserwolken vielfach durchbrochenen, aber eben deshalb sie verbindenden Regenbogen gleicht.

Fügen wir noch hinzu, daß derselbe Reichthum an Wissen und Geist, verbunden mit feinem Geschmack, Anmuth, Würde und Eleganz der Darstellung auch in M's übrigen Schriften vorherrscht.

Martin Meyer, s. Meistersänger.



Nicolaus Meyer

ward am 29. December 1775 zu Bremen geboren und nach vollendeten medicinischen Studien und Erlangung der Doctorwürde zu Minden als praktischer Arzt angestellt, wo er als königlich preußischer Regierungs- und Medicinalrath noch lebt.

Von ihm erschien:

Blüthen. Bremen 1824, 2 Thle., 8.
Schillers Todtenfeier zu Bremen. Ebendas. 1806, 8.
Victor. Roman. Ebendas. 1810, 8.
Neue Schwänke und Erzählungen. Ebendas. 1812.
Barbale. Ebendas. 1813, gr. 12.
Gedichte. Bremen 1814, 8., mit Portrait.
Hennink der Hahn. Altdeutsches Gedicht. Bremen 1813 (1814) 8., mit Caspar Renner.
Eros. Poetisches Taschenbuch für 1831. Lemgo 1831, 12.
Altdeutsche Dichtungen, aus der Handschrift herausgegeben. Quedlinburg 1833, gr. 8.

Auch gab er seit 1817 zu Minden das „Sonntagsblatt" heraus.

Gewandtheit, Leichtigkeit der Behandlung, Witz und Anmuth sind M's schriftstellerischen Arbeiten eigen und haben ihnen viele Freunde erworben.

Sophie Friedericke Elisabethe Meyer,

die Tochter des ehemaligen preußischen geheimen Medicinalrathes Dr. M. in Berlin, wurde 1778 daselbst geboren und erhielt eine gute Erziehung, die auch auf die Ausbildung ihrer Anlagen zur Malerkunst berechnet war. Mit dieser und ihren literarischen Arbeiten beschäftigt, lebte sie unverheirathet in Berlin und starb daselbst am 15. Juli 1827.

Sie verfaßte unter dem Namen Sophie May:

Die Wanderer im Hochlande. Nach dem Englischen des J. Hog. Berlin 1822, 2 Thle., 8.
Das edle Haus der Sture. Berlin 1821, 8.
Thalia. Taschenbuch. Ebendas. 1823, 16.
Die fürstlichen Frauen der Vorzeit. Leipzig 1824, 1r Thl., 8.
Die Felsenkluft von Stormcliff. Hamburg 1828, 8.
Frauenachtung. Mit Vorwort von Th. Hell. Leipzig 1829, 2 Bde., gr. 8.
Gesammelte Erzählungen. Ebendas. 1829—31, 12 Bde., gr. 12.
Die Ruinen der Burg Uchtenhagen. Ebendas. 1833, 2 Bde., 8.

Außerdem „Die weiße Rose" (im 7. Thl. der Originalromane) und Uebersetzungen mehrerer Romane von W. Scott &c.

Gute Erfindung, talentvolle Darstellung, Wärme und Gefühl verleihen den Romanen dieser Schriftstellerin einen mehr als gewöhnlichen Werth; noch vorzüglicher sind indessen in stylistischer Hinsicht ihre Uebersetzungen W. Scott'scher Romane.

Johann Matthäus Meyfarth

ward am 9. November 1590 zu Jena geboren, studirte daselbst Theologie und Philosophie und wurde, nachdem er hier die Magisterwürde und Adjunctur der philosophischen Facultät erhalten hatte, 1616 Gymnasialprofessor zu Koburg. 1623 erhielt er das Directorium dieser Anstalt, ging aber 1632 als Dr. und Professor ordinarius der Theologie, sowie als Pfarrer an der Predigerkirche nach Erfurt ab, wo er bis zum Rang eines ersten Professors der Theologie und Seniors des lutherischen Consistoriums stieg und am 26. Januar 1642 starb.

Er schrieb:

Deutsche Redekunst. Koburg 1634. Frankfurt 1654, 12.

Eine fleißige und keineswegs geistlose Arbeit, die um so verdienstlicher war, als es zu jener Zeit fast ganz an Vorarbeiten und festgestellten Grundsätzen für ein solches Unternehmen fehlte.

Johann Heinrich Meynier

ward am 29. Januar 1764 zu Erlangen geboren, studirte daselbst Philosophie und neuere Sprachen und promovirte zum Doctor der Philosophie. Er wurde am dasigen Gymnasium und an der Universität als Lehrer der französischen Sprache angestellt und starb daselbst am 22. Mai 1825.

Unter den Namen: André, Freudenreich, Jerrer, Iselin, Krone, Renner, Selchow, Sternau, Sternberg u. s. w. schrieb er:

Kleine Kindergeschichten. Leipzig 1817.
Naturgeschichte für die Jugend. Nürnberg 1818
Weltgeschichte für die Jugend. Ebendas. 1819, 2 Thle.
Geschichte der Deutschen. Ebendas. 1821, 2 Thle.
Similde. Berlin 1822.
Arno. Ebendas. 1822.
Europas Länder und Völker. Ebendas. 1823, 3 Thle.
Palamedes. Ebendas. 1823.
Alwina. Ebendas. 1823.
Reisen durch Deutschland. Leipzig 1823, 3 Thle.
Reisen zur See und zu Lande. Ebendas. 1824.
Gemälde aus dem Leben der Menschen. Ebendas. 1824.
Erzählungen von Sitten, Gebräuchen und Meinungen fremder Völker. Würzburg 1825.
Hugo's und Lina's Erholungsstunden. Berlin 1826.

M's Schriften für die Jugend zeichnen sich durch glückliche Auffassung und angemessene Behandlung der Gegenstände vortheilhaft aus, und würden zu den besseren Leistungen dieser Gattung gehören, wenn ihr Verfasser nicht zu rasch und daher häufig ungründlich gearbeitet hätte.

Karl Joseph Michaeler

ward am 6. December 1735 zu Innsbruck geboren, trat nach erhaltenen Weihen in den Jesuitenorden und wurde bei Aufhebung desselben auf der Universität seiner Vaterstadt als ordentlicher Professor der allgemeinen Weltgeschichte angestellt. Als 1782 diese Universität in ein Lyceum verwandelt wurde, kam er 1783 als Scriptor an die

kaiserlich königliche Bibliothek nach Wien, wo er am 22. Januar 1804 starb.

Er gab heraus:

Iwain. Heldengedicht von Hartmann. Wien 1786 — 87, 2 Bde., 8.

Historisch-kritischer Versuch über die ältesten Völkerstämme. Ebendas. 1801 — 1802, 3 Bde.

Kleophas. Lyrisches Hirtengedicht. Ebendas. 1801, 8. (lateinisch und deutsch).

Tabulae parallelae antiquissimarum Teutonicae linguae dialectorum. Wien 1776.

M. erwarb sich mannichfaches Verdienst besonders um die nähere Kenntniß der deutschen Literatur des Mittelalters durch die Veröffentlichung altdeutscher Schriftdenkmäler, zu einer Zeit, als noch wenig dafür war gethan worden.

Johann Benjamin Michaelis.

Der Sohn eines durch den Brand seines Wohnortes, Zittau, ganz verarmten Tuchmachers, ward M. am 31. Dec. 1746 daselbst geboren. Einer seiner Lehrer (Schneider) am dortigen Gymnasium, der sich seiner väterlich annahm, begeisterte ihn für das Studium der griechischen und römischen Dichter. Klotz's Gedichte, Kleist's und Gellert's Werke, die er in die Hände bekam, feuerten ihn zu ähnlichen Versuchen an, deren einen er 1763 der Kurfürstin von Sachsen und auf den Rath einer geistreichen Dame einen andern Gottsched überreichte, wodurch er freie Wohnung und freien Tisch für seine Universitätsjahre erlangte, als er 1764 ohne einen Heller Geld die Universität Leipzig bezog. Seiner ohngeachtet strenger Sparsamkeit dennoch bis zu 30 Thlr. aufgelaufenen Schulden wegen wandte er sich hier nach andern vergeblichen Versuchen an den Buchhändler Heinsius, der ihm für eine Sammlung von Gedichten und Liedern 2 Louisd'or gab und ihm ähnliche Erwerbsquellen zuwies. So erhielt er sich mühsam, bis er das große Silverstein'sche Stipendium erhielt, das er aber, weil es ihn zum Studium der ihm widerwärtigen Medicin verpflichtete, bald wieder aufgab. Kümmerlich fristete er nun sein Leben durch die ihm 1770 von Ebeling zu Hamburg übertragene Redaction des Correspondenten und später durch Arbeiten für die Seiler'sche Bühne, bis endlich Gleim, den er früher mit Gellert und Garve hatte kennen lernen, sich mit Georg Jacobi seiner annahm. Zu diesen Freunden zog er nun nach Halberstadt, wo er am 30. September 1772 starb.

Er gab heraus, theils anonym:

Fabeln, Lieder und Satyren. Aurich und Leipzig 1766, 8.

Einzelne Gedichte. Gleim gewidmet. Leipzig 1769, 8.; neue (Titel) Ausg. 1780, 2 Bde., 8. (Auch unter dem Titel: Werke &c.)

Freude der Unterthanen bei Anwesenheit des Kaisers Joseph II. Prag 1769.

Die Schatten. Leipzig 1770, 8.

Leben und Thaten des theuern Helden Aeneas. Halberstadt 1771, 8.

Briefe an Jacobi und Gleim. Ebendas. 1771, 8.

Operetten. Leipzig 1772, 1r Thl., 8.

Letzter Zuruf und Abschied; nebst Auszug aus seinem Leben von Schäfer. Halberstadt 1777, 8.

Poetische Werke. Herausgegeben von Heinrich Schmid. Gießen 1780, 1r Bd., 8. (der 2. Bd. enthält die obengenannte neue Ausg. der „Einzelnen Gedichte"). Dann Wien 1791, 4 Bde., 8.

M. war nicht ohne Talent, besonders für die didaktische Satyre, aber es fehlte ihm an Reife, Besonnenheit und Durchbildung; dies machte ihn unsicher in der Behandlung seiner Stoffe, bei denen er sich oft von seiner Phantasie und seinem Witze zu Kühnheiten hinreißen ließ, die der gute Geschmack nie billigen kann, oft aber dagegen sich ängstlich zu einer Zurückhaltung zwang, die ganz am unrechten Orte war. — Seine Fabeln sind gelungene Nachahmungen Gellert'scher Vorbilder.

Joseph Milbiller

ward am 5. October 1753 zu München geboren und wurde später nach erhaltener Priesterweihe zuerst Weltgeistlicher daselbst. 1785 von hier vertrieben, wandte er sich nach Leipzig und Halle, wo er zum Dr. der Philosophie promovirte und kam 1786 als Professor nach Passau, von wo er 1794 seines Dienstes entlassen nach Wien sich begab. Nachdem er 1798 den Ruf als Professor ordinarius der Geschichte zu Ingolstadt angenommen hatte, ward er mit dieser Universität nach Landshut versetzt, wo er noch zum Dr. der Theologie und geistlichen Rath ernannt wurde und am 28. Mai 1816 starb.

Er ließ erscheinen:

Pragmatische Geschichte des Hildebrandismus. Leipzig 1787, 2 Thle.

Risbeck's Geschichte der Deutschen. Fortsetzung und Nachtrag. Zürich 1788 — 95, 6 Bde.

Legenden. Leipzig 1796, 2 Thle.

Allgemeine Geschichte der berühmtesten Königreiche und Freistaaten. Ebendas. 1797 — 99, 3 Abtheilungen.

Schmid's neuere Geschichte der Deutschen. Wien 1797 — 1808, 7 — 17r Bd.

Ideal einer Geschichte der deutschen Nation. Ingolstadt 1800.

Kurze Geschichte von Baiern. München 1806; 2. Ausg. 1809.

Kurze Geschichte von Deutschland. München 1809.

Handbuch der Statistik der europäischen Staaten. Landshut 1811, 2 Thle.

Ein fleißiger und sorgfältiger, aber keineswegs unbefangener und unpartheiischer Historiker. Seine beste Arbeit ist die Fortsetzung von Schmid's Geschichte der Deutschen.

Johann Heinrich Millenet

ward am 4. September 1784 zu Berlin geboren, studirte daselbst Philosophie und Pädagogik und wurde dann Vorsteher einer Töchterschule zu Neubrandenburg, welche Stelle er 1826 nachdem er Dr. der Philosophie geworden war, mit der Professur der französischen Sprache am Gymnasium zu Gotha vertauschte.

Unter dem Namen: M Tenelli haben wir von ihm:

Die Laren. Unterhaltungsschrift. Berlin 1818, 2 Bde., 8.

Thalia. Beiträge für deutsche Bühnen. Ebendas. 1819, 8.

Die Abentheuer des Grafen von Heyden. Ebendas. 1819, 8.

Das Johanniswürmchen. Frankfurt a. d. O. 1819, 8.

Meines Oheims Flausrock. Leipzig 1824, 8.

Eduard. Aus dem Französischen. Gotha 1826, 2 Thle.
Beaumarchais Schauspiele. Uebersetzt. Ebendas. 1827, 2 Thle.

Viele einzelne Nachbildungen französischer Dramen und Lustspiele u. s. w.

Witz, Lebendigkeit, gute Charakterzeichnung und ein gewandter, gefälliger Styl herrschen in den literärischen Arbeiten dieses talentvollen Mannes vor und haben mehreren seiner dramatischen Leistungen eine günstige Aufnahme auf der Bühne bereitet.

Johann Martin Miller,

der Sohn der Predigers am Münster und Professors der orientalischen Sprachen am Gymnasium zu Ulm, ward am 3. December 1750 daselbst geboren und studirte, auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt trefflich vorbereitet, seit 1770 zu Göttingen Theologie. Hier schloß er sich dem bekannten Dichterbunde als ein eifriges Mitglied an, besuchte dann noch Leipzig und ward 1775 nach seiner Rückkehr zu Ulm zuerst als Vicar der obern Gymnasialclasse angestellt, 1780 aber Pfarrer zu Jungingen bei Ulm und 1781 Professor des Naturrechts und später der griechischen Sprache am Gymnasium zu Ulm. 1783 erhielt er eine Predigerstelle am Münster und 1797 die Professur der katechetischen Theologie am Gymnasium, worauf er 1804 zum Consistorialrath, 1809 zum Stadt- und Districtsdecan wie auch zum ersten Frühprediger an der Dreifaltigkeitskirche ernannt wurde. Nachdem Ulm 1810 mit Würtemberg vereinigt worden, erhielt er die erste Predigerstelle am Münster und das Decanat Ulm mit dem Titel eines geistlichen Rathes. Er starb daselbst am 21. Juni 1814.

Von ihm erschien, theils anonym:

Beitrag zur Geschichte der Zärtlichkeit. Leipzig 1776, 8.; 2. verm. u. verb. Aufl. Ebendas. 1780, 8., mit Titelkupf.
Hölty's Charakter. Augsburg 1776, 8.
Siegwart. Eine Klostergeschichte. Leipzig 1776, 2 Thle., 8.; 2. rechtmäßige und verb. Aufl. Ebendas. 1777, 3 Thle., 8., mit 6 Kpfrn. und Titelvignette. Wurde häufig nachgedruckt und übersetzt in's: Polnische (Breslau 1779, 8.), Französische (Basel 1783, 8. und 1785, 8.), Ungarische (Patak 1782 oder 1784, 8.), Dänische (Kopenhagen 1788, 8.), Holländische (Amsterdam 1779, 8.) und Italienische.
Briefwechsel dreier akademischer Freunde. Ulm 1776—77, 2 Sammlungen, 8.; 2. verb. und verm. Aufl. Ebendas. 1778—79, 8. Uebersetzt in's Holländische (Amsterdam 1791, 8.).
Predigten für das Landvolk. Leipzig 1776—84, 3 Bde., kl. 8. (3. Bdchen enthält die Gelegenheitspredigten).
Geschichte Karls von Burgheim und Emiliens von Rosenau. Ebendas. 1778—79, 4 Bde., 8., mit und ohne Kupf. Häufig nachgedruckt und in's Holländische übersetzt (Utrecht 1785—87, 8.).
Karl und Karoline. Wien 1783, 8., mit Kupf. (ohne Wissen des Verfassers nachgedruckt).
Gedichte. Ulm 1783, kl. 8.
Briefwechsel zwischen einem Vater und seinem Sohne auf der Akademie. Ulm 1785, 2 Thle., 8.
Drei Briefe über das schreckliche Erdbeben, das noch vor Ostern dieses Jahres erfolgen soll. Ebendas. 1786, 8.
Geschichte Walthers. Ebendas. 1786, 2 Thle., 8.
Lieder. Mit Musik herausgegeben von F. von Eschstruth. Leipzig 1788, 1r Thl., 8.
Predigten über verschiedene Texte und Evangelien. Ulm 1790, 8.
Sechs Predigten bei besonderen Veranlassungen. Ebendas. 1795, 8.
Ueber die Verweisung des Bürgers Heinzmann aus Ulm. O. O. (Ulm) 1799, 8.
Predigt am Dank- und Freudenfeste am 10. Mai 1801. Ulm 1801, 8.

Außerdem Gedichte und Aufsätze in Zeitschriften, Journalen, Almanachs rc. Er gab auch eine Zeit lang: „Schubert's deutsche Chronik" heraus.

Durch Einfachheit und Herzlichkeit machte sich Miller zu seiner Zeit in seinen leichten und gefälligen Liedern bei der Menge beliebt, vermochte aber nicht sich auf die Länge so zu erhalten, da ihm Kraft und Phantasie fehlten und er sich vorzugsweise jener Empfindsamkeit zuneigte, die damals an der Tagesordnung war und welche namentlich durch ihn in eine weichliche und süßliche Empfindelei ausartete. Dies tritt noch deutlicher in seinen Romanen und ganz besonders in seinem Siegwart hervor, in welchem die Sentimentalität die höchste Spitze erreichte. Das eben genannte Buch fand einen so unglaublichen Beifall, daß es unzählige Mal nachgedruckt und in sechs Sprachen übertragen wurde. Aber der Applaus nahm auch eben so rasch wieder ab; zehn Jahre darauf war die Huld desselben schon eine stehende Figur des Spottes geworden und ein Decennium später bereits ganz vergessen. Miller suchte seiner Sentimentalität einen Halt dadurch zu geben, daß er die Leidenschaft vorherrschen, aber nicht gewaltsam enden ließ, er bemühte, sich, sie mit dem Himmel zu versöhnen und sich fromm dem unvermeidlichen Schicksal nur klagend, aber willenlos hinzugeben, und machte sie gerade dadurch mark- und saftlos. Der überspannte Ton einer übersinnlichen Liebe steckte in jenen Tagen viele schwächere Gemüther an, die er der Wirklichkeit ganz entfremdete und leeren Schemen gemachter Empfindungen zuführte, wodurch dann großes und mannichfaches Unheil gestiftet wurde, denn solchem Treiben fehlte alle Gesundheit. Miller's Absichten waren gewiß rein und gut; er wollte bei der Neigung zum Sentimentalen eine religiöse Richtung als das beste Gegengift anwenden, aber er vergriff sich gänzlich in der Art und Weise und tödtete mit der Kraft des Willens zugleich die wahre Poesie des Lebens. Seine übrigen Romane haben im Allgemeinen dieselbe Tendenz, doch sind sie weniger überspannt und schwächlich.

Martin Millius, s. Meistersänger.

Karl Borromäus Freiherr von Miltitz

ward am 9. November 1780 zu Dresden geboren, trat nach vollendeten Studien in das sächsische Garde du Corpsregiment und ging 1813 in östreichische Dienste, in welchen er den Feldzug nach Frankreich als Dragonerofficier mitmachte. Nach geendigtem Kriege kam er nach Sachsen zurück, ward Kammerherr und lebte als solcher abwechselnd auf seinem Schlosse Scharfenberg bei Meißen und zu Dresden, wo er zum geheimen Rath und Oberhofmeister des Prinzen Johann erhoben und 1835 zum Ehrenmitgliede der schwedischen Akademie der Musik ernannt wurde.

Er ließ erscheinen:

Ausstellungen in vermischten Erzählungen. Erfurt 1819 — 20, 2 Bdchen, 8.
Orangenblüthen. Leipzig 1822 — 25, 2 Thle., 8.
Gesammelte Erzählungen. Ebendas. 1825 — 28, 4 Bde., 8.,; 3r und 4r Bd. auch unter dem Titel: „Neue gesammelte Erzählungen".
Einzelne Aufsätze, Recensionen u. s. w., in der Abendzeitung, der musikalischen Zeitung u. s. w.

Glühende Phantasie von Ruhe und Besonnenheit geleitet, gute Charakterzeichnung, Gedankenreichthum, Innigkeit und warmes Gefühl, sowie eine treffliche und elegante Darstellung zeichnen die Erzählungen dieses freisinnigen, vielseitig gebildeten Schriftstellers so vortheilhaft aus, daß sie zu dem Besten gerechnet werden müssen, was wir in dieser Gattung aufzuweisen haben. —

Der sterbende Fechter *).

Wer im Spätherbst in Neapel war, weiß, wie unbeschreiblich mild sich in jenem Klima ein Novemberabend gestaltet. Es war an einem solchen, als ich, dicht am Meere in der reizenden Villa Real lustwandelte. Die schönen breiten Wege dieser wohlunterhaltenen Anlage sind um jene Stunde leer von Besuchern. Auch heut war es so still, daß man es hören konnte, wenn von den schlanken Akaziastämmen die rothgelben Blätter herbstlich zum Boden niederrauschten. Die See, glatt und ruhig, wälzte nur langsam ihre endlos langen grünen Wasserfurchen dumpf donnernd an das sandige Ufer. Am westlichen Himmel färbte Wiederschein der untergegangenen Sonne mit purpurnen Tinten die Punta di Posilippo, die Felseninsel Capri und das dazwischen liegende Meer. Hoch und finster stand dem amphitheatralischen Neapel gegenüber der Vesuv, aus dessen Spitze von Zeit zu Zeit eine Glutsäule emporstieg. Im fernen Dämmerlichte wankten, Riesengerippen vergleichbar, einige Dreimaster auf der unbegrenzten Wellenfläche. — Mit Mühe riß ich mich von dem zauberischen Anblick los und wandte mich in den breiten Hauptweg, der dem Ausgange zuführt. Schon war ich bei der berühmten Gruppe des farnesischen Stieres vorüber, als ich links seitwärts etwas Weißes, mich dünkte an einer ungewöhnlichen Stelle, schimmern sah. Beim Daraufzugehen erkannte ich bald die Ursache. Ein Akaziagebüsch, vom Herbst entblättert, ließ jetzt den Lichtstrahlen freien Einlaß, und so ward die Statue des sterbendenden Fechters aus weißem Marmor, sonst veedeckt, sichtbar. Mir war bekannt, daß man nur eine Copie des herrlichen, in Rom befindlichen Kunstwerkes hier aufgestellt habe. Indeß ist auch diese nichts weniger als schlecht und machte auf mich, wenigstens um diese Stunde und in dieser magisch röthlichen Beleuchtung, einen besonders tiefen Eindruck, so daß ich lange, in ernste Gedanken versunken, vor dem gefallenen Kämpfer stand. — „Gefällt Ihnen diese Statue?" — so fragte eine Stimme voll Jugend und Milde dicht neben mir. Ich blickte um und sah ein schlanke Männergestalt, die, wie mir schien, einen ausgezeichnet edlen, freien Anstand mit einer höchst einnehmenden Gesichtsbildung verband. Die Arme untergeschlagen, fuhr der Jüngling, als hätte ich schon geantwortet, fort — nicht wahr, 's ist ein herrliches Werk? O ich stehe auch alle Abende hier sie zu betrachten. Sehn Sie nur, da liegt der Held auf seinem Schild, den er nicht lassen wollte! Eine tiefe Wunde öffnet sich in der Brust, aus der ein Blutstrom hervorquillt. Das sieglose Schwerdt neben ihm. Wacker hat er gekämpft, denn diese Muskeln, diese Glieder, dieser Blick, selbst im Tode noch gewaltig, verheißen das. Jetzt ist er zusammengebrochen vor dem gewaltigen Stoße, — das Haupt sinkt vorwärts, Schmerz und Zorn sitzen auf dem fest geschlossenen Munde, — aber im angeschwellten Muskel der Unterlippe, da lauscht der Todeskrampf! — Gieb dich, guter Freund, es hilft nichts! Bald schlägt man die Haken in deine kräftigen Glieder und schleppt dich durch die Todespforte hinab zu den übrigen **). Sehn sie — sehn sie — die Tropfen auf der Stirn, die gebrochnen Augen — noch ein Athemzug — o wie schwer — — es ist vorüber! — —

Ich hatte bis jetzt nicht gewagt den Redestrom des Begeisterten zu unterbrechen, noch den Blick von der Statue abzuwenden, die er so geistreich auslegte. Jetzt wandte ich mich zu ihm, in dem ich einen Landsmann und ausgezeichneten Künstler bewillkommnen wollte. Da ward ich Thränen gewahr, die, vom Mondlicht beglänzt, seine Wangen herabrollten. — „Wie" — rief ich verwundert — „Sie weinen?" — „In Ihrem Lande weinen wohl nur Weiber und Kinder?" — antwortete er mit Bitterkeit. Ich fühlte, daß er mir meine alberne Bestürzung über den unwillkührlichen Ausbruch eines wahrscheinlich sehr tiefen Schmerzes mit Recht vorwerfen wollte. Mein Blick mußte indessen vortheilhafter sprechen als meine Worte, er nahm mich mit Herzlichkeit unter den Arm — „kommen Sie" — sagte er freundlich — „Sie sind ein Deutscher, Ihre Nähe wird mir wohl thun. Lassen sie uns einen Gang machen!" —

Wir gingen nach den dunkeln Schatten der immergrünen Eichen am Meer. Mir war unbehaglich zu Muth. Der junge Mann zog mich lebhaft an, er schien leidend, und meine Bekanntschaft sollte ihm, das sagte er deutlich, Trost bringen. Auf der andern Seite hatte sein Wesen etwas Uebertriebenes, Komödiantenartiges. „Wenn es nun" — flüsterte mir eine unausstehliche Weltklugheit zu — „ein angelegter Plan, und der Patron etwa ein Glücksritter wäre, der Dich mit seinem Vertrauen und gegen ein Paar abgelockte Piaster mit der Geschichte seiner Thorheiten beschenkte?" Ich fühlte das Gewagte, Liedlose meiner Voraussetzung, ohne es loswerden zu können. Indeß mußte doch etwas geschehn. Er schlenderte schweigend neben mir her und schien meine Anrede zu erwarten. Was ich sagen wollte, klang nicht schicklich, aber es war nun schon für mich heut der Tag der Befangenheit. Ich unterbrach das Stillschweigen mit der ungeschickten Frage, ob Er vielleicht ein Schauspieler sei? — „Oder ein Künstler?" — setzte ich noch geistreicher hinzu. Er blieb stehn, sah mich mit gutmüthigem Lächeln an und sagte — „nein, ich bin kein Schauspieler, oder nur ein sehr schlechter. Ein guter hätte meine Rolle lustig genommen, hätte gelacht, denn in der That, was ist lustiger — (sein Gang ward immer schneller, seine Rede immer heftiger) — aber ich Thor, nahm sie tragisch, wüthete, weinte — natürlich da lachten die Andern! — O, nein, ich bin kein Schauspieler!" — Wir waren bei diesen Worten bis zu der Plateforme gekommen, wo man die Aussicht aufs Meer hat. Hier stand er still, drängte sich in den hellsten Mondenschein, als ob er sich darin sonnen wollte, und mich gänzlich unbeachtet lassend, starrte er in das Silberlicht hinein. Mein Auge überlief nochmals seine Gestalt. Er war schön zu nennen. Jetzt sah er geisterbleich, sein goldnes Lockenhaar flog weit aus der hohen weißen Stirn, die mit Scherzernst gen Himmel gerichtet war. Seine Kleidung sauber, aber vernachlässigt, im Knopfloch bemerkte ich das Ehrenkreuz für den letzten Feldzug — die entblößte Brust arbeitete hastig unter den Schlägen eines gequälten Herzens. Sein großes dunkles Aug' glänzte von Rührung. Er deutete himmelwärts. „Hörst Du — begann er mit leiser Stimme — „hörst Du den Laut der Engelsharfen? Den mächtigen Choral jenes Wasserfalles, dort wo über Silberfelsen ein blaues Meer sternhimmelhoch sich herabwälzt? Das Liebessäuseln jener Riesenpalmen, die die lichtgrünen Kronen voll morgenröthlich schimmernder Früchte im Aether wiegen? Dort, Millionen von Jahrhunderten weit über jener Charte, die vom dunkeln Abend bis zum flammenden Morgen hinab hängt, worauf die Milchstraße verzeichnet ist — dort wohnt, von Donnern umrollt, von Blitzen getragen — der Ewige!! — O, mir — mir — er sank auf die Knie) mir ein Lächeln deiner unermeßlichen Liebe. Der feuerschweifige Komet und das stille Leuchten des Frühlingswürmchens — Dein Auge begleitet sie. Nicht blos von dieser kleinen Erde, nein auch von jenen Sonnen, die vielleicht schon wieder erloschen sind, wenn wir ihr Licht als einen neuen Stern am Nachthimmel erblicken, auch von dort steigen Bitten zu Dir auf. Vernimm die meine, laß mich bald an Deiner Hand durch jene sternlichten Pflanzschulen künftiger Welten wandeln. Dort hört dies Herz auf zu bluten, dort erfahr' ich, wie es möglich war, daß Rafaella" — er schwieg. Lang wartete ich, ob er sein erhabnes Gebet fortsetzen würde, das meine Neugier in Verehrung, mein Mißtrauen in die innigste Freundschaft umgewandelt hatte. Vergebens. Die Seeluft strich kühl an uns vorüber. Ich blickte nach ihm. Guter Gott, er schien ohne Leben, vom Schlag getroffen! Schnell zog ich ihn empor, — starr hing er in meinen Armen. Welch ein Schreck! Mit den liebreichsten Worten rief ich ihn, verhüllte ihn sorgsam. Die Angst macht erfinderisch. Sanft lehnte ich ihn an die Marmorbrüstung, indeß ich von den nächsten Orangenbäumen eine Handvoll Blüthen abstreifte, und ihn ihren Duft einziehen ließ. Das starke Arom wirkte. Er kam zu sich. Aufs innigste mit ihm durch Theilnahme und Mitgefühl verbunden, war er jetzt mein geworden; auch er schien gerührt. „Mein Bruder" — sagte er leis — „Du sollst von mir hören. Wenn dort auf des sterbenden Fechters Haupt ein Kranz hängt, dann bin ich glücklich und Dir nah. Doch wie nenne ich Dich?" — Er schien Namen und Wohnung, die ich ihm bezeichnete, nicht behalten zu können. Ich zog deshalb die Schreibtafel hervor, notirte das Verlangte und reicht' es ihm hin — er war verschwunden. Mit einer List, die mir weh that, hatte er — in einem Anfalle menschenfeind-

---

*) Aus Karl Borromäus von Miltitz „Orangenblüthen." Erste Sammlung. Leipzig 1822.

**) Die in den römischen Kampfspielen getödteten Gladiatoren wurden mit eisernen Haken durch die Todespforte (Porta libitinensis) hinausgeschleppt.

licher Melancholie das Vertrauen, das er mir bewiesen, wahrscheinlich bereuend — den Augenblick benutzt, und war, indeß ich die Paar Worte niederschrieb, leis und schnell entflohn. Vergebens durchstrich ich die Villa in allen Richtungen, er war und blieb verschwunden!

Der kleine Verdruß über meines Unbekannten bösliche Flucht war bald vergessen, je lebendiger ich mir seine Individualität vor Augen zu stellen, seine Schicksale mir muthmaßlich zu erklären suchte. Daß er ein ausgezeichneter Mensch, ein Leidender von wahrscheinlich höchst zartem Gemüth sei, den ein eisernes Loos gewaltsam zerdrücke — darüber hatte ich keinen Zweifel mehr; dagegen vermochte ich nicht zu bestimmen, ob seine Extase nur vorübergehend, durch den schönen Abend, den Anblick der Statue und der zwischen jener Vorstellung und seiner Lage bemerkten Aehnlichkeit, oder ob es dauernde Geistesverwirrung stillerer Art sei, von lichten Momenten durchblitzt. Soviel indessen fühlte ich tief, er war der wärmsten Theilnahme würdig, bedürftig, und mein Herz hatte sie ihm vollständig geweiht. In der Wärme des Affects hatte ich unterlassen ihm Wohnung und Namen abzufragen. Dies betrübte mich sehr, als ich nach mehrern Tagen weder Nachricht von ihm erhielt, noch ihm auf meinen blos in dieser Absicht nach der Villa Real angestellten Spaziergängen wieder begegnete. Mir fiel ein, ob wohl seine Krankheit mit dem Mondwechsel in Beziehung stehn könne? — und ich beschloß im nächsten Vollmondschein jeden Abend die Villa zu besuchen. Die Periode kam zurück, aber mein Leidender nicht mit ihr; und da öftere Versuche, ihn aufzufinden, fruchtlos blieben, so mußte ich endlich meine Hülfe nutzlos, meine herzliche Theilnahme unerwiedert und mich selbst vergessen glauben.

Indessen hatten sich mir Verbindungen in Neapel eröffnet, die zur Erreichung der mir vorgesteckten künstlerischen Zwecke unentbehrlich, mich zugleich mit vielen Personen in Verbindung brachten. Die Sängerin C... eben so bemerkenswerth durch Reichthum und Talent, als durch Schönheit und Einfluß, nahm mich in ihrem Hause mit zuvorkommender Freundlichkeit auf und versprach mir mit großer Wärme ihren Beistand. Ich erschien sehr oft bei ihr, da sie dergleichen Aufmerksamkeit hoch anschlug. Einigemal schon hatte ich sie nicht, dagegen eine junge, reizende Dame gefunden, die sich mit mir auf eine ungezwungene Weise unterhielt. Wir scherzten oft darüber, daß sie an meiner Aussprache, die sie sehr gütig beurtheilte, zwar den Fremden erkenne, aber nicht zu unterscheiden vermöge, welcher Nation ich angehöre, indem ich geschickt gerade die Eigenthümlichkeiten, woran man den Spanier, Franzosen, Engländer und Deutschen unterscheide, zu vermeiden wisse. Ich gab mich bald für dies bald für jenes. „Mögen Sie sein, wer Sie wollen — sagte sie einst — „aber hoffentlich nur kein Deutscher?"

„Grade dies bin ich" — erwiederte ich betroffen — aber was haben Ihnen meine Landsleute gethan? —

„Auf Ihr Ehrenwort" — frug sie rasch — „Sie sind ein Deutscher?"

„Auf mein Ehrenwort, Signora, ich bin es, und stolz darauf es zu sein!"

„So sind Sie, wie alle Deutschen, ein phantastisch-poetischer Narr, und mir unerträglich!" — Mit diesen zornig herausgepolterten Worten und einem Gesicht wie eine kleine Furie, sprang die Dame auf und rannte, gewaltig die Thüren zuschlagend, aus dem Zimmer.

Ich stand verwundert am Fenster und sah ihr nach. Daß der Italiener den Deutschen von jeher und noch heutiges Tages hasse, war mir weder unbekannt noch unerklärlich. Im Mittelalter waren die Kaiser, die oft nothgedrungen, oft aus Eroberungssucht, ihre schweren Waffen den Italienern fühlen ließen, die Ursache. In neuern Zeiten ist es die Eifersucht, mit welcher der Wälsche in Kunst und Wissenschaft vom Deutschen sich so unendlich überflogen sieht. Zu faul, um mit geistiger Anstrengung das Zeitalter seiner Dante's und Petrarca's, seiner Raphaele, seiner Leo's und Durante's zurückzuführen, ergreift er die Waffe niedriger Seelen, er schmäht und haßt, was er nicht erreichen kann. Daß aber eine der, durch die neusten französischen Kriege, mehr als zu sehr, aufgeklärten, kosmopolitisirten italienischen Damen, wegen einem Manne, der ihr vielleicht mißfallen, alle Männer einer Nation hassen sollte, das sah schon den Damen im Allgemeinen nicht, einer Italienerin durchaus gar nicht ähnlich, die, wie Wallenstein — „ist der Mann nur sonsten Recht," nicht eben sehr nach Catechismus und Geburtsland zu fragen pflegen. Mein Vorsatz, Madame C... um die Erklärung dieses Phänomens zu bitten, ging heut nicht in Erfüllung. Sie ließ sagen, daß sie erst um Mitternacht zurückkommen werde. So lang hat ich weder Lust noch Zeit zu bleiben. Ich ging. Der sonnige, warme Nachmittag lockte mich zu einem Spaziergang an's Meer. Schon bog ich in die Hauptstraße Toledo ein, als mich ein Volksauflauf stehen zu bleiben zwang. Es war das tausendmal gesehne Schauspiel eines Leichenzugs, welcher die Menge festhielt. Freilich ist auch hier mehr dabei zu sehen, als bei uns im Norden. Eine Menge Lichter und Fackeln nebst einer beträchtlichen Anzahl Knaben im bunten Chorhabit, eröffneten, ein hohes Crucifix an ihrer Spitze, den Zug. Ihnen folgte eine Schaar Männer (Brüderschaft), vom Kopf bis zu den Füßen in weite scharlachne Mäntel und Kaputzen so tief verhüllt, daß nur für die Augen ein paar ausgeschnittene Löcher sichtbar waren. Sie trugen eine ziemlich hohe, mit Blumen durchflochtene Bahre, über die ein rothsammtner, reich mit güldener Stickerei und Treffen verbrämter Teppich herabhing. Oben auf stand ein länglich viereckiges Behältniß, keinesweges unsern Särgen, sondern mehr den Sarkophagen der Alten ähnlich, ganz vergültet, mit Zierrathen von Gold und Silber geschmückt, sowie mit Blumenschnüren reich behangen. Hinterdrein folgte eine zweite Brüderschaft — die sogenannten Poveri di S. Gennaro — einige dreißig an der Zahl, alle in hellblauen Mänteln, mit hohen Stangen in den Händen, an deren Knöpfen staubgraue Banner mit darauf gemalten weißen Todtenköpfen weit in die Luft hinausflatterten. Ein Hinderniß, daß sich in der Straße erhob, zwang den Zug anzuhalten, bis die Wagen, die ihn aus der Mitte der Straße verdrängt hatten, vorüber waren. Diesen augenblicklichen Stillstand wollte ich benutzen, um hinter der Procession wegzuschlüpfen; rasch eilte ich auf den Sarg zu. Aber wer malt meinen Schreck, meine Betrübniß, als ich in dem unter Blumen ruhenden, bleichen Jüngling meinen leidenden Freund aus der Villa Real erkannte *). Seine Flucht, sein Mißtrauen, sein gänzliches Verstummen nach der ihm bewiesenen warmen Theilnahme, Alles war vergessen, und nur sein Schmerz stand vor mir. Ich vermochte nicht meine Betrübniß zu unterdrücken und meine Thränen zurückzuhalten. Da drängte sich einer aus der Schaar der staubgrauen Banner an mich heran. „Eure lauten Klagen" — redete er mich an — „lassen mich vermuthen, daß der Name auf diesem Paket" — er zog ein solches hervor mit meiner Addresse überschrieben — „der Eurige ist. Ich habe den fremden Jüngling in seiner letzten Krankheit gewartet und ihm schwören müssen, Euch diese Papiere einzuhändigen. Nehmet sie daher in Empfang, und begleitet Euern Freund zu seiner Ruhestätte!" Ich nahm das Paket und folgte innig betrübt dem Zuge. Die Ceremonie dauerte etwa eine halbe Stunde, dann eilte ich nach der Villa Real; dort auf der Plateforme am Meer, wo der Entschlafne seinen Hymnus zum mondbeleuchteten Himmel gebetet hatte, dort wollte ich sein Schicksal kennen lernen und seinem Andenken wehmüthige Thränen weinen.

Die Papiere enthielten einen Taufschein, das ehrenvolle Zeugniß einer berühmten deutschen Malerakademie, und einen von dem Arzt des Hospitals, in lichten Momenten des Kranken nach seinen eignen Aussagen zusammengesetzten Bericht, nebst dem Schein über die Entlassung aus Aversa. Beigelegt war noch ein Brief des Verstorbnen an seine Schwester. Ich erfuhr aus diesen Belegen, daß mein entschlafner Freund der Sohn eines Predigers im ....schen gewesen und aus Liebe zur Landschaftsmalerei, der er sich gewidmet, zu Fuß nach Italien gewandert sei. Um seinen Unterhalt sich zu verdienen, da Landschaften in Italien nicht gesucht werden, widmete er sich der weit einträglichern Decorationsmalerei. Glück und Talent hatten ihm hier treulich beigestanden. Durch eine gelungene Arbeit war er mit den Unternehmern der großen Theater in Verbindung gesetzt, und ihm eine sorgenfreie Existenz verschafft worden. Sein Unstern wollte, daß er mit einer der ersten Tänzerinnen bekannt ward. Ihre Schönheit bezauberte ihn; mit aller Gluth eines deutschen Künstlergemüthes schloß er sich an das Mädchen und ward nicht ohne Theilnahme angehört. Mit etwas weniger Verblendung, hätte die unersättliche Habsucht dieses herzlosen weiblichen Geschöpfes ihn warnen müssen. Unter dem Vorwande, sich der Nähe eines reichen Lüstlings zu entziehn, der ihr nachstelle, verließ die Dame ihre bisherige Wohnung und richtete auf Kosten ihres Freundes sich eine andre sehr glänzende ein. Was der Jüngling verdiente — und er ward reichlich besoldet — das ging theils direct, theils indirect in Form von mannigfachen Geschenken, in die Hände der Geliebten, die dem Jüngling versprach, nach Ablauf ihrer Contractszeit mit ihm in sein Vaterland zurückzukehren und dort seine Gattin zu werden. Bis dahin müsse er hoffen und — entbehren! — Wer liebt, verlangt ja nicht mehr als die Geliebte nur täglich zu sehn, ihre Rede zu hören, ihren Athem einzuschlürfen: wie gern unterwarf sich der Jüngling bei so herrlichen Aussichten diesem Gebot. Nur konnte, durfte er der Geliebten nicht verbergen, daß er ihren bisherigen Aufwand fernerhin zu bestreiten um so weniger im Stande sei, als er in Italien eine Summe zu erwerben bemüht sein müsse, die ihm dereinst im Vaterlande bis zu erlangter sicherer Anstellung Unterhalt verschaffte. Er bat sie deshalb sich mit der Hälfte seines Erwerbs zu begnügen. Aber hilf Himmel, wie ward dieser Vor-

*) In Neapel werden die Todten mit unverhülltem Gesicht bestattet.

schlag aufgenommen! Die Signora erklärte unumwunden, für das Opfer der Zurückgezogenheit, in der sie seinethalben lebe, verlange sie belohnt zu sein. Einen Geizhalz zu lieben sei ihr unmöglich; gleichwohl könne ihr Herz nicht unbefriedigt bleiben, er habe es sich daher selbst zuzuschreiben, wenn sie nicht länger unempfindlich gegen die Aufmerksamkeiten andrer Männer bleibe! — Mit Bitten und Schwüren, mit Liebkosungen und Geschenken gelang es dem verblendeten Jüngling die unwürdige Geliebte wieder zu besänftigen und das alte Verhältniß herzustellen. Dennoch war sein warmes Herz, sein ehrliebendes Gemüth tief von jener Scene erschüttert. Die Signora mochte etwas davon merken und eilte durch weniger Sprödethun, ihre Ungeschicklichkeit wieder gut zu machen. Sie war jung und ausgezeichnet schön, dazu jetzt ungleich nachgebender als sonst, — war es wohl ein Wunder, wenn der Arme inniger an ihr hing als vorher? Indeß bekümmerte ihn ihre Verschwendung. In düstres Nachsinnen verloren, streifte er Tage lang umher und kam zu unregelmäßigen Stunden nach Haus. Bei einer solchen unerwarteten Heimkehr traf er einst — die Geliebte in den Armen eines Gardeofficiers. Sein Zorn war grenzenlos, in blinder Wuth riß er ein geladnes Terzerol aus seiner Tasche, aber seine zitternde Hand fehlte den Nebenbuhler, desto sicherer traf ihn dessen Klinge. Er stürzte zu Boden und badete sich in seinem Blute. Das Bewußtsein verging ihm. Als er wieder erwachte, befand er sich, mit gebundenen Händen, in einem kleinen, aber nicht unfreundlichen Gemach, durch dessen stark vergitterte Fenster ein waldiger Horizont sichtbar ward. Augenblicklich erkannte er die Gegend, die er, um Studien einzusammeln, so oft durchstrichen; auch der Charakter des Gebäudes ließ ihm keinen Zweifel übrig — er war im Hospital für Geisteskranke zu Aversa. Die Ahnung, wie er hierher gekommen, brachte ihn zur Verzweiflung. Auf sein Toben eilte der menschenfreundliche Oberaufseher der Anstalt herbei, der ihn beschwor, wenn seine Wunde nicht tödtlich werden solle, sich zu beruhigen. Aber der Kranke wollte nicht ruhen, bis er wisse, auf wessen Veranstaltung er hier sei? So erfuhr er denn, daß sein Gönner, ein vornehmer reicher Mann und Officier in der Garde, ihn wegen versuchten Selbstmordes, bis zur Heilung seines Wahnsinnes, auf Bitten der Tänzerin Raffaella S...., mit der er in Verbindung stehe und die er erschießen wollen, nach Aversa habe bringen lassen! — Ein durchdringendes, gellendes Lachen der Verzweiflung war die Antwort des Verwundeten, der von Stund' an das ward, wofür ihn der schändlichste Undank bis jetzt ausgegeben — völlig wahnsinnig. Dies bewies mir ein, der Biographie beigelegtes Fragment von seiner Hand, das durchaus keine zusammenhängende Idee enthielt. Der offne Brief an seine Schwester berichtete die empörende Kunde, daß, während seines Aufenthalts in Aversa, die Signora Raffaella sich nicht nur seiner ganzen Habe bemächtigt, sondern auch die aufgestellten Bilder für ihre Rechnung verkauft habe; „deshalb könne er das versprochne Andenken nicht schicken." — Von seiner eignen Handschrift fand ich nichts mehr; dagegen belehrte mich das von der Administration ausgestellte Certificat, daß der Maler S... aus Deutschland, der mit einer schweren Wunde in der Brust, die er angeblich im Wahnsinn sich selbst versetzt, vor zwei Jahren auf Befehl vornehmer Gönner hierher gebracht und unentgeldlich verpflegt worden, nach erfolgter Wiederherstellung habe entlassen werden können, da die fixe Idee, nach welcher er sich für den sterbenden Fechter halte, niemand schädlich zu werden drohe.

Ich schlug die Papiere zusammen und versank in wehmüthige Betrachtungen über den oft so zermalmenden Gang menschlicher Schicksale. Der Vollmond, eben am Nachthimmel emporsteigend, weckte mich aus meinen Träumen. Eilig sprang ich empor, die letzte Pflicht gegen den verstorbenen Freund zu erfüllen, und die ehrwürdige Signora Rafaella zur Wiederherbeischaffung der Bilder, oder Entrichtung eines Aequivalents an die Schwester desselben zu zwingen. Schnell durchstrich ich die menschenleeren Gänge, nur vom Geräusch fallender Blätter umflüstert. Schon sah ich die Statue des sterbenden Fechters durch das Gezweig leuchten, bald war ich gegenüber — da — kaum traute ich meinen Augen — spielte der Seewind mit einem frischen Kranz von Eichenblättern auf des Fechters Haupt! Hielt der Verstorbne so gewissenhaft Wort, und waren es Ahnungen der Geisternähe, die mich mit süßen Schauern überkamen? — Indeß mir war der Kranz bestimmt, das hatte mein Freund ausdrücklich gesagt, und so streckte ich muthig die Hand darnach aus, nahm ihn zu mir und bewahre ihn noch jetzt zum Andenken jenes liebenswürdigen Unglücklichen! —

Die Wohnung der theuern Donna Rafaella S.... war bald gefunden. Allein sie selbst war abwesend. Die Hausleute berichteten, die Signora sei auf mehrere Monate abwesend — weitere Auskunft würde ich leicht bei der Sängerin C... erhalten. Sogleich machte ich mich auf den Weg dahin. „Was bewegt sie so?" — rief mir diese beim Eintritt in ihr Zimmer entgegen — „Sie sind außer Athem?" „Kennen sie die Tänzerin Rafaella S....?" — fragte ich mit Ungestüm, ohne auf ihre Fragen zu antworten — „wo ist sie hingereist? Wie lange bleibt sie weg? — Wo bekomme ich ihre Addresse? — Wer hat die Schlüssel zu ihrer Wohnung?

„Was wollen Sie denn?" — frug die Dame ganz erstaunt über meine Hast — „übrigens kennen Sie ja die niedliche Rafaella selbst —

„Niedlich?" — fiel ich ihr in's Wort — „ja, ein recht niedliches Ungeheuerchen! Aber Sie irren, ich kenne sie nicht —

„Besinnen Sie sich doch! Hier bei mir haben Sie sie oft gesehn. Das bildschöne, schwarzäugige, schwarzlockige Mädchen" —

„Wie" — rief ich von Ahnung gequält — „das reizende Geschöpf, daß ich in Ihrer Abwesenheit —

„Ganz recht! Dieselbe, die Sie wegen Ihrer Aussprache neckte —

„Die die Deutschen haßte? Die — —

„Richtig, alles dieselbe."

„O Himmel" — rief ich tief erschüttert — „warum Gift in so schönen Gefäßen? — So hören Sie denn, welcher Schändlichkeit dies reizende Geschöpf fähig war." — Nun schilderte ich die ganze Begebenheit mit den lebhaftesten Farben. Signora C... ließ mich ruhig enden. Dann legte sie vertraulich ihre Hand auf meinen Arm. „Wenn ich Ihnen rathen soll, so geben Sie die Sache auf. Würden Sie klagen, so käme die Reclamation in ein Paar Jahren vor das Obertribunal zu Palermo, das in solchen Dingen entscheidet. Rafaella ist eine Sicilianerin, und — so dünkt mich's — reizend genug, um die Anekdote der Phryne vor ihren Richtern aufs Neue zu bestätigen. Aber gesetzt, was unwahrscheinlich ist, Sie drängen durch, — gesetzt — was unmöglich ist — Sie behielten Recht und Rafaella würde verurtheilt, so hätten Sie sich eine unversöhnliche Feindin, als ganzen Erfolg der Sache, erregt. Sie kennen Italien und italienisches Blut nicht! Ich rathe Ihnen, lassen Sie Alles ruhn. Ihr Freund ist todt, die Verlassenschaft ist verschwunden. Sie sind edel, uneigennützig, vergüten Sie der Schwester das verlorne Andenken und setzen Sie sich nicht der Unbequemlichkeit aus, wie Ihr Freund von den Poveri di San Gennaro zur Ruhe gebracht zu werden!" —

Tief von Unmuth und Zorn bewegt, verließ ich die Signora C..., die mir sehr lau zu empfinden schien, wo es Recht und Menschlichkeit galt, und eilte zu dem Geschäftsträger meines Souverains, ihn zur Theilnahme aufzufordern. Aber dieser in Italien ergraute Redliche versicherte mir, der Rath, den mir die Signora gegeben, sei der weiseste. In solchen Fällen bleibe durchaus nichts zu thun als — zu schweigen, zu dulden und dankbar zum Himmel aufzublicken, daß es nicht überall so sei. Das that ich denn von ganzer Seele, indem ich mich aus dem schwülen Lande, „wo die Citronen blühen," in die vaterländischen Eichen- und Tannenwälder zurückwünschte! —

Minnesinger. S. die Abhandlung am Schlusse dieses Werkes.

Johann Jakob Mnioch.

ward am 13. October 1765 zu Elbing in Preußen geboren, studirte daselbst und zu Jena Philologie und Philosophie und kam 1790, nachdem er einige Zeit Hauslehrer zu Halle gewesen war, als Rector nach Neufahrwasser bei Danzig. Ein von ihm verfertigtes geniales Pasquill vertrieb ihn jedoch von hier, worauf er 1796 in Warschau als erster Rath bei der dasigen preußischen Lotteriedirection angestellt wurde. Er starb daselbst am 22. Februar 1804.

Literarisch bekannt ist er durch:

Oden eines Preußen. Jena 1785. 8.

Papillons. Halle 1788—89, 2 Smlgn., gr. 8., mit G. G. Fülleborn.
Gedichte. Görlitz 1789; n. Aufl. Ebendas. 1795, 1. Bändchen, 8.
Kleine vermischte Gedichte. Danzig 1794–95, 3 Bdchen. 8.
Vermischte Erzählungen und Gedichte. Görlitz 1795, gr. 8., mit Kpf. (Bildet auch die 2. Ausg. des 1. Bds. von Papillons.)
Lesebuch für den Mittelstand. Berlin 1796, 1. Bd. 8.
Sämmtliche auserlesene Schriften. Görlitz 1798—1799, 3 Bdchen, 8.
Die Vermählung. Hymnus. Königsberg 1801. Neue Ausg. 1817, 8.
Analekten. Görlitz 1804, 2 Thle. 8.

Ein gefälliges, angenehmes Talent, das sich mitunter in großartigem Schwunge zu äußern wußte, würde M. unbedingt Bedeutenderes geleistet haben, wenn er mehr nach harmonischer Vollkommenheit bei seinen Arbeiten gestrebt hätte.

Maria Mnioch,

die Tochter des Schiffsbeschauers Schmidt zu Neufahrwasser, wurde im Jahre 1777 daselbst geboren und verheirathete sich mit dem nachherigen Lotteriedirectionsrathe M. zu Warschau. Sie erhielt großentheils durch ihn ihre hohe geistige Bildung und starb daselbst im Jahre 1799.

Von ihr haben wir:

Zerstreute Blätter. Görlitz 1809; neue Aufl. Ebendas. 1821, 8. Diese 2. Ausg. hat auch den Titel: Für Frauen und Jungfrauen eines edlen und weiblichen häuslichen Sinnes.

Zartheit, Wärme und Tiefe der Empfindung sind den Versuchen dieser talentvollen Frau eigen und bereiteten ihnen zur Zeit ihres Erscheinens eine sehr freundliche Aufnahme in der literärischen Welt.

Gertrud Möller,

eine geborne Eyfler, ward am 13. October 1641 zu Königsberg in Preußen geboren, verheirathete sich mit dem dasigen Arzte Dr. Peter M. und wurde als Mitglied des Blumenordens zur Dichterin gekrönt. Sie starb daselbst in sehr ärmlichen Umständen am 28. Februar 1705.

Von ihr erschienen:

Geist- und weltliche Oden. In Musik gesetzt von Johann Sebastian. (Königsberg) 1675, Folio.

Innigkeit und Zartheit der Empfindungen herrschen in ihren Gedichten bei gefälliger Behandlung der Form vor, können aber die prosaische Nüchternheit nicht verdecken, die in denselben waltet.

Heinrich Ferdinand Möller

ward 1745 zu Olbersdorf in Schlesien geboren, widmete sich der Schauspielkunst, wurde Director der Gesellschaft des Markgrafen von Brandenburg-Schwedt und stand darauf seit 1792 als Regisseur bei der Michuleschen Gesellschaft zu Nürnberg. Er starb auf einer Reise nach Berlin am 27. Februar 1798 zu Fehrbellin.

Er verfaßte:

Ferdinand und Wilhelmine. Lustspiel. Berlin 1775.
Luise, oder der Sieg der Unschuld. Schauspiel. Prag 1775.
Der Graf von Waltron. Schauspiel. Prag 1776.
Sophie, oder der gerechte Fürst. Schauspiel. Leipzig 1776.
Ernst und Gabriele. Trauerspiel. Ebendas. 1776.
Die Zigeuner. Lustspiel. Ebendas. 1777.
Emanuel und Elmire. Trauerspiel. Ebendas. 1778.
Heinrich und Henriette. Trauerspiel. Leipzig 1778.
Wilkinson und Wandrop. Schauspiel. Frankfurt 1779.
Wladislav II. Schauspiel. Leipzig 1791.

M. suchte guten Vorbildern nachzustreben und verstand es, bei genauer Kenntniß der Bühne sich durch interessanten Stoff und kräftigen Dialog den Beifall der Zuschauer zu gewinnen. Der Graf von Waltron ist seine beste, jetzt auch schon längst vergessene Leistung.

Johann Friedrich Möller

ward am 6. December 1750 zu Elsey in der preußischen Provinz Westphalen geboren, studirte zu Dortmund und Halle Philosophie und Theologie und wurde nach vollendeten Studien 1774 seinem Vater in seinem Geburtsorte als Geistlicher substituirt. Nach dessen Tode erhielt er 1805 diese Stelle ganz, wurde darauf 1806 Domherr zu Hervorden und starb hier am 2. Decbr. 1807.

Er schrieb:

Der Pfarrer von Elsey. Aus seinem Nachlasse herausgegeben von A. Mallinckrodt. Dortmund 1810, 2 Thle. — Die 2. Ausgabe unter dem Titel:
Patriotische Phantasien. Hannover 1821, 2 Th.

Kraft, Correctheit und Gedankenreichthum verleihen den patriotischen Aufsätzen dieses wackeren Mannes einen bleibenden Werth.

Gottlieb Christian Friedrich Mohnike

ward am 6. Januar 1781 zu Grimmen bei Stralsund geboren und lebte nach hier und zu Greifswalde vollendeten Studien als Privaterzieher und Lehrer theils auf der Insel Rügen, theils zu Stralsund. 1810 erhielt er aber das Conrectorat zu Greifswald, wurde daselbst Dr. der Philosophie und Theologie und kam 1813 als Oberprediger nach Stralsund, wo er 1819 zum Pastor primarius an der dasigen Jacobikirche, Superintendent, Consistorial- und Schulrath erwählt und später zum Ritter des rothen Adlerordens III. ernannt wurde.

Er schrieb:

Geschichte der Literatur der Griechen und Römer. Greifswald 1813, 1. Thl.
Kleanthes der Stoiker. Ebendas. 1814, 1 Thl.

Hutten's Jugendleben. Ebendas. 1816.
Hutten's Klagen. Ebendas. 1816.
Luther's Lebensende, von Augenzeugen beschrieben. Ebendas. 1817.
Lieder zur Einsegnung. Ebendas. 1818.
Urkundliche Geschichte der professio fidei tridentinae. Ebendas. 1822.
Bartholomäi Sastrowen Leben. Ebendaselbst 1823—24, 3 Thle.
Literarhistorische Studien. Ebendas. 1824.
Tegners Frithjowsage. Uebersetzt. Greifswalde 1826; 3. verb. Aufl. Leipzig 1836, gr. 8.
Napoleon, Stimmen aus dem Norden und Süden. Stralsund 1829, gr. 8.
König Enzio. Lyrisches Gedicht. Ebendas. 1829, gr. 8.
Die Saga von Frithjof. Aus dem Isländischen. Ebendas. 1830, gr. 8., mit 1. Karte; 3. Aufl. 1839.
Volkslieder der Schweden. Berlin 1830, 1. Bnd. gr. 8.
Hymnologische Forschungen. Mit Musikbeilage. Stralsund 1830—32, 2 Thle., gr. 8.
Skandinavisches. Stralsund 1832, 8. Auch unter dem Titel: Reden, Schilderungen und Gedichte ꝛc. ꝛc. Verdeutscht von M. und Schütt. Mit 1 Musikbeilage.
Altschwedische Balladen, Mährchen und Schwänke. Stuttgart 1839.

Viele Uebersetzungen aus dem Schwedischen und Dänischen, kirchengeschichtliche und theologische Abhandlungen, Predigten, Ausgaben älterer Schriften u. s. w.

Ein überaus fleißiger, vielseitig und gründlich durchgebildeter Gelehrter, dem wir namentlich für die genauere Kenntniß der Literatur des skandinavischen Nordens sehr viel verdanken, und dessen rege Thätigkeit in diesem Gebiete die lebhafteste Anerkennung verdient.

Franz Joseph Mone

ward 1795 zu Mingolsheim in Baden geboren, studirte auf den gelehrten Anstalten seines Vaterlandes Philosophie und wurde nach erfolgter Promotion zum Doctor der Philosophie außerordentlicher Professor dieser Wissenschaft und Bibliothekar zu Heidelberg. Von hier folgte er einem Rufe als Professor ordinarius der Philosophie nach Löwen und kehrte später als Studienrath zu Karlsruhe nach seinem Vaterlande zurück.

Er gab heraus:

Einleitung ins Nibelungenlied. Heidelberg 1818.
Otnit. Berlin 1821, gr. 8.
Geschichte des Heidenthums im nördlichen Europa. Darmstadt 1822—23, 2 Thle.
Creuzer's Symbolik und Mythologie. Fortgesetzt. Leipzig 1823, 2 Bde. (5r u. 6r Bd.).
Badisches Archiv zur Vaterlandskunde. Karlsruhe 1826, 1r Bd.
Quellen und Forschungen zur Geschichte der deutschen Literatur und Sprache. Aachen 1830, 1r Bnd., gr. 8., mit Schrifttafel.
Anzeiger für Kunde des deutschen Mittelalters. Nürnberg 1832—34, 3 Jahrgänge gr. 4., mit Kunstbeilagen. Mit dem Freiherrn von Aufseß.
Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit. Karlsruhe 1835, 4 Quartalhefte, gr. 4., mit Kunstbeilagen (bildet den 4. Jahrgg. des Vorigen).
Uebersicht der niederländischen Volksliteratur. Tübingen 1838.
Einzelne Abhandlungen u. s. w. in Zeitschriften u. s. w.

Ein ausgezeichneter Schüler Creuzer's erwarb sich Mone große Verdienste durch die Fortsetzung von Creuzer's Symbolik, in welcher er eben so gründlich und gelehrt, wie beredt und geistreich das nordische und deutsche Heidenthum darstellte. Eben so bedeutend steht er als Kenner des Mittelalters und als Sprachforscher da, wie die hier mitgetheilte Abhandlung zur Genüge beweisen wird.

Ueber die Heimat der Nibelungen*).

Die Sage hat ihren Schauplatz, worauf sie spielt, und ihre Menschen, denen die Handlung angehört. Es giebt sonach eine Geographie und Heldenbeschreibung der Sage. Finden wir aber die Namen der Sage auf Orte und Menschen übertragen, die nicht ursprünglich dazu gehören, so ist das in der Regel ein Zeugniß, daß an diesen Orten und bei diesen Menschen die Sage bekannt war. Diese Untersuchung, wo und wie lang die Sage gelebt hat, ist für die Geschichte derselben von Wichtigkeit. Allein es giebt Menschennamen in der Sage, die so häufig und gewöhnlich sind, daß man ihr anderweites Vorkommen nicht für ein Zeugniß der Sage ansehen darf. Dagegen hat das Epos auch sehr ungewöhnliche Namen; kommen diese außerhalb der Sage vor, so verdienen sie größere Aufmerksamkeit, als jene. Der hauptsächlichste ist der Name Nibelung, von dem das Epos genannt ist. Dieser Namen ist 1) national, er hat nichts mit dem klassischen Alterthum, nichts mit der Kirche gemein, es giebt keinen heiligen Nibelung in dieser Namensform, und die Gestalt, welche ein ähnlicher Name in der Kirche führt, ist erweislich viel später, und ohne allen Einfluß auf die Sage gewesen. 2) Selten ist die Benennung geblieben, wenn wir sie mit andern Taufnamen vergleichen. Dieß geht so weit, daß es viele Länder gibt, wo er, nach den vorhandenen diplomatischen Quellen, nirgends und niemals vorkommt. 3) Er ist kein landschaftlicher Namen, d. h. er gehört einem einzelnen Volke nicht ausschließlich an, darf also nicht wie andere heimathliche Taufnamen beurtheilt werden, die, wie z. B. manche frisische, außerhalb ihres Landes völlig unbekannt sind. Gewiß war er am Anfang streng heimathlich, d. h. er war nur in dem Volke und Lande gebräuchlich, bei welchem die Sage der Nibelungen ihren Ursprung hatte, aber mit der Verbreitung der Sage wurde er mehreren Völkern bekannt. 4) Schwerlich hat ein Namen einen so großen faglichen Hintergrund wie Nibelung, schon dieß, verbunden mit jenen Bemerkungen, berechtigt zu dem Schlusse, daß sein Vorkommen in der Regel jedesmal eine Bekanntschaft mit der Sache voraussetzt. Diese Bekanntschaft kann zweierlei Art sein, älter oder jünger als das jetzige Nibelungenlied; in jenem Falle wäre die Bekanntschaft ein Zeugniß für das Dasein der Sage, in diesem könnten wir eine Wirkung des jetzigen Liedes erblicken. Doch ist diese Unterscheidung ganz unnütz, denn es hat ältere Lieder von den Nibelungen gegeben, die für die Verbreitung der Sage eben so gut wirken konnten, als das letzte Lied, das noch vorhanden ist.

1. Oertlichkeit der Sage.

Ich unterscheide hier die Geographie der Sage selbst und die Uebertragung auf andere Orte, und da die Sage recht eigentlich eine rheinische ist, so muß ich die Nachweisungen auch nach dem Flusse eintheilen.

a. Geographie der Sage.

Am Oberrhein. Ich beginne mit den Harlungen, obgleich sie nicht zu unserer Sage gehören. Joh. Thom. Freig nennt Freiburg im Breisgau Friburgum Harelungorum in seinem Ciceronianus, Basel 1579. In seinem Paedagogus, ib. 1582, 8., in der Vorrede sagt er bestimmter: nam Friburgum illud Harelungorum veterum (in quorum locum Brisgoi, nomen a monte Brisiaco adepti, successerunt,) parenti nostro patriam esse, — diese Vorrede ist von seinem Neffen unterzeichnet. Der Mann war also ein Eingeborner des Landes, der seinen Kindern die Sage mittheilte, und worauf er etwas hielt. Ihm sind aber die Harlungen nicht mehr die zwei oder drei Söhne des Harling, sondern ein ganzes Volk. Dieß macht aufmerksam auf die Grundbedeutung der Hegelingen, Amelungen, Wölfingen und Thüringer ꝛc. Bei dem Pfaffen Kunrat sind die Karlinge noch das Heergesinde Karls, im Otnit (v. 1057) ist Kerlingen Frankreich. So hieß wohl Lothars Reich ursprünglich fränkisch Hlothar-rike (alth. Hlutharrihhi) mittel-niederländisch wird es allezeit Lot-ryk genannt; seine Vasallen und seine Gesinde hießen Hlothar-inga, dieser Namen (Lothringen) wurde später ebenso auf das Land übertragen, wie Kerlingen auf Frankreich. Hat der Taufnamen Erlung keinen Zusammenhang mit Harlung? Der Namen des Vaters Harling ist mir zweifelhaft, er müßte eher Harl geheißen haben und dürfte dann eine Hindeutung auf Jarl und Earl erlaubt sein? Zu den Sagennamen bei W. Grimm (Heldensage, S. 38) ist Harlingen an der Zuyder-See und das Harlinger Land in Ostfriesland beizufügen. Der Eckharteberg zu Breisach ist bekannt.

*) Aus Mone's Quellen und Forschungen zur Geschichte der deutschen Literatur und Sprache. Thl. 1., S. 3 u. folg.



Worms und die Umgegend. Der Rosengarten heißt noch so, und ist ein Stück Feld, das jetzt am rechten Rheinufer liegt. Odenheim an der Selz, zwischen Alzei und Ulm, führt Grimm an (p. 154.), seine Vermuthung kann aber nicht statt finden, daß es zum Odenwald gehört habe. Es heißt jetzt Udenheim, so hieß ehemals auch die Stadt Philippsburg, welche man schon auf Ute bezogen hat. Ein anderes Odenheim im Kraichgau, zwischen Sinsheim und Bruchsal, hat diesen Namen immer behalten und zwei Stunden nordwärts heißt das Gebirge schon Odenwald. So kann man wohl mit dem Liede sagen, daß dieß Odenheim vor dem Odinwalde liegt, allein es hat keinen bedeutenden Brunnen und keine Sage, obschon es eine große Abtei und später ein Reichsstift war.

Gunthersblum, die Stadt zwischen Worms und Oppenheim, Neristein (Nierstein) unter Oppenheim, Mainz, stelle ich zusammen. Sie sind alt, mit Ausnahme von Gunthersblum, das daher außer Acht bleibt. Nere, Hiltebrands Bruder ist bekannt, kommt aber so selten als Namen vor, daß ich glauben möchte, Nierstein sei von ihm genannt. Mainz wegen Ortwin des Jungen, der wohl nur uneigentlich von Metz heißt.

Am Niederrhein. Es ist hier von Isenlant und Isenstein zu reden. Einmal kommt Islant vor, Nib. L. v. 1685, v. d. H., wo jedoch Versmaaß und Lesarten zur Verbesserung in Isenlant rathen. Die Erklärung durch Island ist durch Lautähnlichkeit entstanden, hat aber keinen Grund. Lage und Entfernung des Landes wird im Liede sogar mit Zahlen angegeben. Man braucht sie nicht streng anzunehmen, hat aber auch keinen Grund, sie ganz als Erdichtung zu verwerfen. Isenlant lag rheinabwärts gegen die See (N. L. 1539), Sigfrit und seine Gesellen, brauchten von dahin eine Schiffahrt von 12 Tagen, und machten im Tage 20 Stunden (1538, 1541). So muß nämlich die Stelle erklärt werden, wo es heißt:

Si fuoren zweinzech mile, è daz ez wurde naht. V. d. Hagen erklärt Mile durch Meile, schwerlich hat aber der Dichter seinen Rheinländern aufbürden wollen, daß ein gewöhnliches Schiff auf dem Rheine 40 Stunden im Tage zurücklegen könne. Achtzehn bis zwanzig Stunden fahren die Jachten im Tag zu Thal, daher auch der Dichter beifügt, die Gesellen hätten 20 Stunden gemacht: mit eime guoten winde, der auch dazu nöthig war. Der Laßberger Hs. schien auch das zu viel, sie hat für zweinzech das nichtssagende Wort manege. Mile bedeutet demnach hier nur so viel als Leuga, Wegstunde. Die ganze Entfernung Isenlandes von Worms betrug dann in runder Zahl 150 Stunden, denn daß sie die Nächte durchgefahren sind, wird weder gesagt, noch ist es aus der Geschichte der Rheinschiffahrt glaublich.

Anders war die Fahrt nach dem Nibelungenlande. Von Isenlant aus fuhr Sigfrit einen Tag und eine Nacht wohl 100 langer Rasten und noch drüber (1949—51), ehe er in das Nibelungenland kam. Das ist also eine Seefahrt, denn es geht Nachts fort, was auch die größere Schnelle und Entfernung andeutet. Zwar wird beigefügt, das Schiff sei so schnell gegangen, nicht durch den Wind (1944,47), sondern durch Sigfrits Kraft, das heißt aber nichts, denn er stand als Schiffsmeister darin, d. i. als Steuermann, der, wie jeder, vom Wind abhängt. Zauberei wird dabei keine erwähnt, als daß er die Tarnkappe an hatte, das geschah aber nicht, um die Kraft von 12 Ruderknechten zu besitzen, sondern um sich zu verbergen. Nach welcher Richtung die Fahrt ging, wird nicht gesagt, das Land war aber ein viel breiter Werder (1953) und hatte einen Berg mit einer Burg (1955).

Am Niederrhein leitet uns der Flußnamen Yssel (sprich Eissel) auf die Oertlichkeit von Isenlant und Isenstein. Allein es giebt zwei Ysseln, eine westphälische und holländische, jene entspringt etwas nördlich von Wesel, geht bei Ysselburg und Ysselhunten vorbei und fließt bei Doesburg in die große Yssel, und mit dieser bei Kampen in die Zuider-Zee. Die westphälische Yssel heißen die Niederländer die alte (de oude Yssel), um sie von dem Rheinarm Yssel zu unterscheiben. Dieser Rheinarm wurde von Ysseloort bis Doesburg mit der alten Yssel durch einen Durchschnitt verbunden, welchen man für ein Werk des Drusus hält. Der alte Flußnamen ist Isala, d. i. Isal-aha, Yssel-Fluß, das Lied setzt aber Isan-aha (Eisenach) voraus. Doch scheint mir dies kein hinreichendes grammatisches Hinderniß, denn die Verwechslung des l mit n im Auslaut kommt, obgleich selten, dennoch vor. Angenommen, Sigfrit sei aus der Waal in die Yssel gefahren, und Ysselburg sei die Veste Brunhilds gewesen, so konnte er nicht auf der unfahrbaren alten Yssel nach Ysselburg kommen. Nach dem Liede aber sind sie gleich beim Aussteigen von Isenstein aus gesehen worden. Das geht also nicht. Von Isenstein kam er auf's Meer nach den Nibelungen, das war auf dieser Yssel aber unmöglich, denn die Zuider-Zee existirt erst seit der Mitte des 13. Jahrh., vorher floß da in einen See der Rheinarm Flevo, den die Frisen Fli nanuten und dessen Strömung noch jetzt gegen die Mündung der Zuyder-Zee bemerklich ist, und zwischen den Inseln Vlielant (die noch den Namen des Flusses trägt,) und Ter-Schelling in zwei Armen als Vlie-Strom in das Meer geht. Dort hinaus aber liegt kein Land, wohin Sigfrit nach dem Liede hätte kommen können, ohne längere Zeit auszubleiben, als das Lied ihm zugiebt.

Eine abweichende Ansicht hat L. v. Ledebur*). Ihm ist Islant (das Lied hat Isenlant) das sogenannte Salland, welches einen Theil der niederländischen Provinz Ueberyssel (Over-Yssel) ausmacht. Er baut darauf, daß Brunhilds Heimath an den sè verlegt wird, und erklärt diesen See für den alten lacus Flevo, an dessen Stelle die jetzige Zuider-Zee getreten. Darnach sucht er Isenstein in dem Ort Ysselmonde (Ysselmuiden), welcher schon 796 vorkommt, und um die Gleichheit des Namens festzustellen, muß er Stein, Fels und Berg für abwechselnde Formen von Burg erklären. Der erste Theil der Ansicht ist mit Kenntniß dargelegt, die Entfernung von Worms trifft zu, richtig ist der Beweis, daß Brunhilt nicht über d. h. jenseit des Meeres gewohnt, die Lage des Fli-see's ist eine Bestätigung, und die verschiedenen Namensformen der Yssel und ihres Gaues stimmen zum Theil mit jenen der Sage zusammen. Allein wenn man dem Liede folgen will, warum folgt man ihm nicht ganz? Warum soll es nur gelten, sofern es eine Vermuthung unterstützt? Es weiß nur, daß sie auf dem Rheine bis in Brunhildenland gefahren sind; lag dies bei Ysselmonde, so mußten sie auf der Yssel dahin kommen. Davon kein Wort im Liede, und die Yssel hat niemals Rhein geheißen. Zweitens findet sich eben an dieser Yssel nirgends ein Isenstein, warum soll man Ysselmonde dafür nehmen? Ist denn monde (ostium) je für Stein gesetzt worden? Dies sind Gründe, welche mich bestimmen, die Heimath der Brunhilt an einem andern Orte zu suchen.

Folgt man dem Lauf des Niederrheins (beneden Ryn) von Arnhem bis Vianen, so verändert der Fluß bei dieser Stadt Namen und Richtung auffallend, der Hauptstrom geht westwärts fort, heißt aber nun Lek, Vianen gegenüber fließt ein Rheinarm nach Utrecht, wo er sich theilt, und als Ron nach Leyden westwärts, als Vecht nordwärts in die Zuyder-Zee geht. Zwischen Vianen und Utrecht theilt sich der Rhein abermals, und der Arm, den er westwärts nach Gouda sendet, heißt Yssel, die wir zum Unterschied die holländische Yssel nennen, die jetzt am Rheinarm zugedämmt ist. Diese Yssel theilt sich in Gouda, der Nordarm heißt die Gouwe, die bei Alphen in den Ron geht, der Südarm geht als Yssel bei Gouderak vorbei und fällt in die Maas. Ihrer Mündung gegenüber liegt das Dorf und Eiland Ysselmonde, das noch jetzt ziemlich beträchtlich ist. Gleich am Anfang dieser Yssel, Vianen gegenüber, liegt Ysselstein, die Umgegend heißt noch jetzt das Land von Ysselstein, welches durch ein Zwischenwasser, das bei Schoonhoven aus dem Lek nordwestlich in die Yssel geht, von dem Krimpener Waard getrennt wird: der zwischen Ysselmonde und dem Land von Ysselstein in der Mitte liegt. Zwischen Gouda und Vianen liegen noch an der Yssel die Städte Oudewater (Altwasser) und Montfort.

Sind wir hier in Isenlant und Isenstein? Es ist sehr wahrscheinlich. Ysselstein muß als Burg schon alt sein, bereits im Jahre 1144 kommen Herren von Ysselstein vor, und auf Ysselmonde hatte der Bischof von Utrecht schon 1071 eine feste Burg. Nehme man das Land van Ysselstein oder Ysselmonde für das alte Isenlant, beide Oertlichkeiten treffen mit dem Liede in Namen, Lage und Entfernung zusammen. Ueber die Gleichheit von Ysselstein und Isenstein will ich nichts sagen, beides, Ysselstein und Ysselmonde sind Inseln, zu beiden komme man auf dem Rhein, ja dieser Flußnamen erhält sich noch auf den heutigen Tag bis nach Ysselstein. Die Entfernung von Worms nach den damaligen Flußkrümmen anzugeben, ist unmöglich, aber der Landweg von Worms nach Ysselstein längs dem Flusse beträgt mehr als 120, nach Ysselmonde 130 Stunden, das Lied aber gibt, wie oben gezeigt, eine Entfernung von etwa 150 Stunden an. Bedenkt man die Abweichung zwischen Land- und Flußweg, so springt die Gleichheit beider Angaben jedem in die Augen. Nun wird auch begreiflich, wie leicht Sigfrit von Xanthen aus die frühere Bekanntschaft mit Brunhilt zu Isenstein machen, und warum er sich rühmen konnte, daß ihm die Wasserstraßen dahin bekannt seien (v. 1527). Das Alter dieser Yssel zeigt auch der Stadtnamen Oudewater an, und die Gouwe, die im Mittelalter Gold-a (Goldbach) hieß, konnte wohl auf das Rheingold oder den Hort Beziehung haben, so wie Alphen auf Alberich, und mag anzeigen, daß den alten Landeseinwohnern die Sagen davon bekannt waren.

Die Fahrt nach den Nibelungen stimmt mit dieser Oertlichkeit auch überein. Von Ysselmonde grade hinaus kommt man durch die Maasmündung in der Nordsee, die von der Mündung der Yssel bei Krimpen kaum 19 Stunden entfernt

*) Island und Nibelungenland, von L. v. Ledebur in Docen's Denkmälern alter Sprache und Kunst. Bd. II. S. 19 flg.

ist. Also wie das Lied andeutet, von Isenlant an eine Seefahrt. Hier aber verlor der Dichter Richtung und Entfernung, was einem Binnenländer nicht zu verübeln ist. Er weiß nur, daß gegenüber ein Land und zwar in nicht großer Entfernung liegt. Das kann kein anders Land sein, als Britannien, dessen Küste von der Yßelmündung in grader Linie etwa 50 Stunden entfernt ist. Sigfrit hat aber, wie die Sage glaubt, wohl 100 lange Rasten gemacht, in diesem wohl liegt schon der Zweifel, der noch mehr bestärkt wird, wenn man den Sigfrit in Tag und Nacht 200 Stunden zur See machen läßt, was für unsere Erfahrung und unsern Glauben etwas viel verlangt ist. Nimmt man aber mit Ledebur die Raste für eine halbe Stunde, so trifft die Angabe vollkommen mit der Entfernung der englischen Küste überein. Nach dem Liede wäre denn Britannien das Nibelungenland, wo aber Sigfrit angefahren, wo der Nibelungen Burg stand, davon enthält das Lied keine Spur. Der viel breite Werder, wo er angelandet, war eine große Flußinsel, denn das ist die Bedeutung von Werder*). Dann bleibt uns nichts übrig, als die Mündung der Themse anzunehmen, welche die Flachinsel Taneth bildet, die nachher durch die Besitznahme der Sachsen berühmt geworden. Indessen kann auch eine von den vielen Landzungen zwischen der Themsemündung und Ipswich gemeint sein, ich will es nicht bestreiten. Auf dem Werder oder in der Nähe war ein Berg mit einer Burg, beide weiß ich vor der Hand nicht aufzufinden, sicher ist aber, daß die Angabe des Liedes vielmehr auf England paßt, als auf die niederländische Küste, wo bekanntlich keine Berge, sondern nur Dünen sind.

Dies ist auch der Grund, warum ich das Nibelungenland nicht auf der Insel Walcheren suchen kann. Dies Eiland ist aber in vieler Hinsicht merkwürdig, und ich will nicht behaupten, daß seine Wichtigkeit gar nicht auf die Bildung der Heldensage gewirkt hat. Von allen Inseln in der Schelde- und Maasmündung trägt Walcheren (alt Walacra) allein einen unteutschen Namen, dessen erste Sylbe schwerlich etwas anderes als wälsch, gallisch bedeutet. Sie war daher früher bewohnt, als die andern Inseln, und zwar von einem gallischen Volke, wie die gefundenen Altäre der dea Nehalennia und Buronia zur Genüge beweisen. Lange nach dem Abzug der Römer und Gallier fand noch Willibrord einen Hauptsitz des teutschen Heidenthums auf Walcheren, was sich außer Helgoland von keiner andern Insel der teutschen Nordseeküste nachweisen läßt. Mich aber leitet Walcheren auf eine nahe Oertlichkeit, die im Liede von der Gudrun so wichtig ist, und anzeigt, daß die Scheldemündungen, wie die des Rheines und der Maas, ein früher Schauplatz der Sage gewesen sind. Es ist der Wulpensand oder Wulpenwert, der, weil er in der Gudrun und im Lamprecht vorkommt, Aufmerksamkeit erregt hat, ohne daß bis jetzt seine Lage nachgewiesen ist.

Wulpenwert heißt nach obigem „die Flußinsel Wulpe," Wulpensand aber eine sandige Küsteninsel. Die Lage wird nur einmal angedeutet (Gudrun v. 3351):

ja weiz ich hie vil nahen bî uns in dem lande
wol sibenzich guoter kiele —

Wate sagte dies, als er in Seeland war, sie nahmen die Schiffe, und trafen gleich darauf den Ludwig von Normandie auf dem Wulpensand an. Dieser muß also in der Nähe von Seeland liegen. So ist es auch. Wulpen (alt Wulpa) war ein Dorf auf der flandrischen Küste nordwestlich von Sluis, es mag früher mit dem Festland im Zusammenhang gewesen sein, wie Bylandt angibt**); die Charten des 16. und 17. Jahrhunderts zeichnen es aber als eine kleine Insel, die in geringer Entfernung an der Westküste der jetzigen Insel oder Halbinsel Cadzand (Cassandria) lag. Dies Eiland Wulpen wurde vor etwa 100 Jahren vom Meere verschlungen und ein Theil desselben an die Westküste von Cadzand angeschwemmt. Dies angespülte Land wurde eingedeicht, d. h. zu einem Polder gemacht, der auf Cadzand unter dem Namen „aanwas van Wulpen," d. i. Anwachs von Wulpen, bekannt ist, wie man auf genauen Specialcharten sehen kann***). Nun hatte Wulpen zwei Namen, Wert und Sand, beide passen auf diese Oertlichkeit; Wert konnte Wulpen heißen, weil es zwischen dem Strome Swin und dem Hont (der Westerschelde) lag, Sand wegen seiner Beschaffenheit, wie auch die nahen Eilande Cadzand, Koezand, Zuydzand heißen, wovon Koezand sammt Schooneveld untergegangen sind wie Wulpen, und Zuydzand jetzt zum Festlande eingedeicht ist. Noch ein Dorf Wulpen liegt bei der Stadt Veurne (Furnes), aber hinter den Dünen, wo nie ein Schiff hinkommen konnte, daher dieser Namen außer Acht bleibt.

Da ein Theil des Gudrunliedes aus dem Roman de Rou erklärlich wird, so muß ich Einiges über dessen Geographie sagen, was hieher Bezug hat. Rou (d. i. Hrolf, Rudolf, Rollo) setzte sich nach seiner Abweisung von England und Schottland zu Wacreiz, was Pluquet für Westfriesland und Seeland erklärt*). Wacreiz heißt auch das Volk (Roman de Rou v. 1067). An einer andern Stelle heißt es, Rou sei von Wacres nach der Normandie gekommen: v. 1159.

— ki de Wacres veneit.

das kann nichts anders als Walcheren sein, und Wacreiz sind wahrscheinlich die Frisen auf Walcheren**). Rou führte den Krieg mit dem Herzog Rembaut von Frisen und dem Grafen Regnier von Henegau auf dem Wasser Almere (v. 1087), lief dann in die Schelde ein (Eschard, Escharde), und verheerte das Land. Dazu kenne ich nur eine Stelle aus einer Urkunde Kaiser Heinrichs V. von 1119: quae sita est in burgo, qui dicitur Antwerp, omnem decimam, quae continetur a terminis Santfliten usque Olmeremuthen***). Das heißt dem Wort nach die Mündung der Olmere, und dies kann sich nur auf die Theilung der Schelde beziehen, die unterhalb Zantvliet in die zwei Arme der Oster- und Westerschelde zerfließt. Olmeremuthen muß demnach an diesem Theilungspunkte auf dem rechten Ufer gelegen sein, und Almere hieß die Schelde von ihrer Theilung bis gegen Antwerpen herauf, Schelde aber von Antwerpen aufwärts. Sie verlor also im Mittelalter ihren Flußnamen von dem Punkte an, wo sie seeartig wurde.

Meiner Erklärung ist zum Theil das Lied selbst, zum Theil die Meinung anderer Gelehrten entgegen. Denn das Lied sagt einmal (2971), daß in der Mark Norwegen Nibelungs Burg gelegen sei, und daß man dahin von Worms in drei Wochen mit müden Pferden auf langen Wegen geritten sei (2969,72). Die Mark Norwegen kann nur das Land Norwegen sein, denn im Norden sind die Marken als Ländernamen häufig (Finnmarken, Lappmark, Tellemark, Dänemark ꝛc.), der Dichter ahnt aber keine Wasserfahrt und ich bin sehr geneigt, diese ganze Erwähnung für eine neuere Anschmiegung an die nordische Sage zu halten. Die alte Edda und Wilkina-Saga führen teutsche Gewährsmänner für die Sage an, ist es denn nicht wahrscheinlich, daß die Teutschen ebenso Nachrichten und Erzählungen von den reisenden Norwegern und Isländern angenommen? Grade dadurch scheint mir Islant und Norwegen in das Lied gekommen zu sein, beides mit Hindeutung auf jene nordischen Länder, die ursprünglich mit unserer Sage nichts gemein hatten. Zwar sucht Ledebur Norwegen bei der Stadt Norvenich zwischen Zülpich und Cöln, allein abgesehen von der Verschiedenheit des Namens, ist noch nicht einmal bewiesen, ob Norvenich nur ein Gau, geschweige eine Mark im nordischen Sinne war. Eben so wenig kann ich ihm beitreten, wenn er Nibelungenland für den Gau Nivenheim an der Erft erklärt zwischen Bergheim und Neuß (l. c. p. 46), wenn er sagt: „wir dürfen wohl unbedenklich Nivelland für Nivelheim annehmen, ohne an ein fernes dunkles Nebelland und an eine mythische oder Naturbedeutung von Niflheim für Unterwelt zu denken." Das ist etwas leicht darüber weg gegangen. Von Islant mußte Sigfrit hiernach wieder stromaufwärts nach Nibelungenland fahren, wie auch Ledebur nachzuweisen sucht; davon steht im Liede kein Wort, denn das widerspricht seiner ganzen Anlage. Jeder sieht ja ein, daß es viel vernünftiger war, die 1000 Nibelungen gleich beim Hinabfahren zu Neuß mitzunehmen, statt von Islant zurückzukehren und während dem die drei Gesellen der Gefahr bei Brunhilt auszusetzen. Hier hat der geographische Gleichklang den Verfasser verführt; ich will das eddische Niflheim dem Gau Nivenheim noch nicht aufopfern, eher umgekehrt. Es bleibt nur die Annahme, daß Sigfrit von Isenstein weiter hinab nach den Nibelungen gefahren, entweder durch die Yßel oder durch den Rheinarm Vecht in die Zuider See, oder durch die Merwede und Maas in die Nordsee; das letzte behält die meiste Wahrscheinlichkeit.

b. Uebertragung der Sage auf andere Orte.

Die Sage vom Drachen ist unter dem Volke am meisten bekannt geworden und viele Orte sind nach ihr genannt. Diese Namen beweisen daher wenig, und nur die am Rhein mögen von einiger

*) Beweise zu Hunderten in den Niederlanden, ich erinnere nur an die größten: Stephensweerth bei Roermonde an der Maas, Tieler, Bommeler, Ablasser, Krimpener Waard an der Waal und Merwede, eine Menge anderer an der Yßel, am Rhein u. s. w., sämmtlich große Flußinseln, die man nicht mit einem Blicke überschauen kann. Die kleineren Inseln im Oberrhein heißen dagegen Auen.

**) S. Fred. de Bylandt descriptio comitatus Flandriæ, quo tempore Margaretha, Ludovici Malcani filia, Philippo duci Burgundiæ nupsit. Lovan. 1826. 4. die zweite Charte.

***) S. Topographie de la Zélande. Paris. 1748. carte 25.

*) Le roman de Rou et des ducs de Normandie, par Robert Wace, publ. par Fr. Pluquet. Rouen 1827. 2 vol. 8. Pluquet schreibt das ganze Werk dem R. Wace zu, mit Unrecht, der alte Roman in Langzeilen ist von einem frühern Dichter, dessen Werk Wace überarbeitet und fortgesetzt hat. Der alte Rou war in 4zeiligen Strophen, wie die Nibelungen, geschrieben.

**) Vielleicht ist auch Walfreiz zu lesen und durch Watervriezen zu erklären, denn so hießen die Südholländer und Seeländer.

***) Miraei codex donatt. belg. I. p. 83. Warum Bessel auf der Charte im Chron. Gotew. das Harlemer Meer Almaci mare nennt, weiß ich nicht, im Texte finde ich nichts darüber. Er scheint durch den Namensklang Almar, Harlem dazu verleitet zu sein.

Erheblichkeit sein. Im Wasgau hinter Deidesheim ist ein Drachenloch, bei Dürkheim an der Hard ist die Lintburg (Limburg), ein Namen, der in Limburg an der Lahn, in Limburg in Würtemberg, in Limburg zwischen Aachen und Lüttich und noch anderswo vorkommt, und nicht von der Linde sondern von Lint (Band, Ring) wie auch der Lintwurm genannt ist. Im Heidelberger Stadtwald giebt es einen oberen und untern Lindenhang, eine obere, hintere und vordere Drachenhöhle, da muß also die Drachensage recht lebendig gewesen sein, weshalb weder der Wolfsbrunnen noch der Berg Königsstul dort ohne Bezug auf die Sage sein mögen. Der Drachenfels am Niederrhein gehört auch hierher.

Die Namen, die mit Nib-, nibel- gebildet sind, kommen schon seltener vor, und sind nicht immer auf die Sage zu beziehen. So der Nibal-, Nibil-gau bei Feldkirch am Oberrhein, mit seiner villa publica Nibalgavia, die schon 767 erwähnt wird*). Ich möchte es gradezu für Nebelgau erklären, wenn nicht in der Nachbarschaft ein zweites Worms (Bormio) und Wormser Joch vorkäme, was denn doch dem Namen einen Hinterhalt giebt, obgleich ich nicht einsehe, was die Nibelungen dort Heimathliches haben sollen. Dagegen ist der Nabelgau in Thüringen an der Unstrut sicherlich in keinem Zusammenhang mit der Sage. Am Niederrhein erscheint der Gau Nivenhêm, Nivenêm an der Eeft, zwischen Bergheim und Neuß, der mir etwas mehr Beachtung verdient durch die nachbarlichen Orte an der Maas und Schelde. Anderthalb Stunden ober Maestricht liegt ein Dörflein Nivelle im Wallonenlande, dieser Namen, so nah dem hohlen Petersberge bei Maestricht, verdient Aufmerksamkeit. Ich habe schon früher vermuthet, daß man die Sage vom Hort an den Petersberg geknüpft haben könnte, es wird jetzt wahrscheinlicher. Denn dies Nivello steht nicht allein. Die Hauptstadt in Wälschbrabant heißt auch Nivelles (niederl. Nysels, alt Nivigella), sie ist sehr alt und berühmt, weil sie einer der Stammsitze der Carolinger war, die bekanntlich ja auch einen Nibelung in ihrer Verwandschaft hatten. Der dritte Ort ist Nevele, ein sehr großes Dorf bei Deinze, drei Stunden hinter Gent. Ein Nivelet kommt in der Gemeinde Assenois in Luxenburg vor, ein Niverlée in Namür, ein Nives in der Gemeinde Bastogne in Luxenburg, ein Nivraumont (Nivhardsberg?) in der Gemeinde Orgeo in demselben Lande, ein Nivizé bei Spa in Lüttich, ein Novaucourt (Nibal-hof) in Namür, ein Nevelhorst bei Zeventer am Niederrhein. Die Liste läßt sich vermehren, mancher Namen bleibt aber in der Bedeutung ungewiß, wenn auch die Form mit der Wurzel von Nibelung übereinstimmt. Grade der Forschung wegen ist eine solche Sammlung nützlich. Auch in Norwegen erscheint der Namen in dem Hof Nevlungen in der Vogtei Laurvig, wo auch ein Nevlunghavn sich findet, die beide wohl ohne Zweifel nach den Niflungen benannt sind**). Zu behaupten, daß an all diesen Orten Nibelungen gewesen, könnte mir im Traum nicht einfallen, allein wenn man nachweisen kann, daß Ortsnamen von den Nibelungen genannt sind, dann muß zu der Zeit, wo man den Namen gegeben hat, die Sage an solchen Orten bekannt gewesen sein. Die Namen sind dann selten ein chronologisches, wol aber ein geographisches Zeugniß.

Offenbare Uebertragung ist die Benennung Niflant für Livlant, wie dies Land in Ainpeke's Reimchronik gewöhnlich heißt. Anders verhält es sich mit Morung von Nifland oder Nyfland in der Gudrun (v. 843. 2255). Ist hier Uebertragung oder Wahrheit? Ich glaube fast das letzte, denn es heißt v. 2787.

von Valeĭs der marke kam Morunc der degen

dazu die andern Stllen v. 2564. 3198.

Herwic der het ein volc an sich genomen,
daz saz vor einem berge ze Galeĭs in dem lande,
die der starke Morunc ze Waleĭs an der marke wol erkande. —

Hettel lag ze Waleĭs bi der marke gegen Seifrit, als ihm Hartmut seine Tochter entführte. Da er nun von hier aufbricht, um in der Nähe die Räuber anzuhalten, diese aber auf dem Wulpensande ausstiegen, so möchte man Waleĭs für Walcheren erklären, und da es immer die Mark genannt wird, so wäre es die seeländische Mark gewesen. Galeĭs und Waleĭs könnten auch Wales und Cornwall sein, ich kann mich noch für keines entscheiden, so viel seh' ich aber, daß Niflant und Waleĭs entweder dasselbe waren, oder doch nahe beisammen lagen, und in jedem Falle geht aus der Gudrun hervor, daß Niflant ein wälsches Land war, sei es nun Britannien, wie ich oben bemerkt, oder ein anderes Celtenland.

2. Ethnographie und Chronologie der Nibelungen.

Ich gebe hier die Nachweisung, wo und wann der Namen Nibelung außerhalb der Sage bei den Menschen als Vor- oder Zunamen erscheint. Diese Sammlung ist seit 12 Jahren angelegt, und gelegentlich vermehrt. Ich bin weit entfernt, sie für vollständig auszugeben, doch scheint sie der Bekanntmachung werth, weil sie schon zu einigen Ergebnissen führt. Leichtlen's Verzeichniß habe ich nicht zur Hand. Zuerst will ich den Namen richtig stellen, und ihn dann in verschiedenen Völkern und Zeiten nachweisen.

a. Grammatische Betrachtung über Nibelung.

Altnordisch Niflûngr und Hniflûngr, mittelhochteutsch Nibelunc, das sind die frühesten Formen, die ich kenne. Nibelunc besteht aus der Wurzel nib, der Ableitung el und der zweiten Ableitung ung.

Die Wurzel nib. Der Vokal ist kurz und geht, besonders in niederteutschen Mundarten und in späterer Zeit, häufig in ë über. Die Schreibung Y gehört dem Ende des 13. und dem 14. Jahrh. und verändert den ursprünglichen Laut nicht. In teutschen Schriften ist mir kein Uebergang des ë in a vorgekommen, aber bei den romanischen Völkern lautet der Stammvokal bald a bald o, beides jedoch selten, und a mehr in Italien. Nur bei den Romanen (einmal auch in Teutschland) finde ich auch den Wurzellaut ie und ea. Natürlich hat dies auf die Richtigstellung des Namens keinen Einfluß. Eben so wenig Rücksicht verdient der Wurzel-Vokal o, der einmal in Teutschland, und ö, der einmal in Dänemark vorkommt. Den ersten Wurzellaut n asperirt nur das altn. Hnislungr, doch ist sehr zweifelhaft, ob dies der alte Namen, oder nicht vielmehr eine Uebertragung ist. Der Auslaut geht in den niederen Mundarten meist in v und f über, auch bei den Franzosen, in Italien dagegen in p oder pp. In wie fern dem zu trauen, soll der Verfolg lehren.

Die Ableitung el. Sie ist bei allen Völkern die häufigste. Teutsche und Franzosen setzen auch il, einmal in Teutschland und Frankreich finde ich ul, in Italien öfter ol. Das Nordische und spätere Teutsche wirft den Vokal vor l weg. Von al ist mir kein Beispiel bekannt.

Die Ableitung ung. Sie ist die gewöhnlichste im Teutschen, Altn., und Lateinischen. Bereits früh in Teutschl. ling, später long und lign, was wohl Schreibfehler. In Frankreich long, in Italien lone. In den romanischen Sprachen fiel das g bald weg und gab die Formen lun, lon, lan, lom; wurde es latinisirt, so fiel auch das n weg und blieb nur lo, der Genitiv lonis zeigt dann wieder den alten Ursprung. Dies sind die gewöhnlichen Formen in Frankr., in Ital. lautet die Ableitung leon, und lateinisch leo, lio, lao.

Ob der Wurzelconsonant b im Vokal u ruhen könne, weiß ich nicht, das nordische Gluki aus dem teutschen Gibico zeigt unter ganz ähnlichen Verhältnissen die Möglichkeit.

Zusammensetzung. Die Form Nibelung componirt nicht, die Wurzel aber bildet einige Ableitungen und Composita. Die Ableitungen, die ich gefunden, sind diese: - i. unmittelbar an die Wurzel gefügt, Nebi; — ing, ebenso, Nebing; latinisirt, stark — us, Nebus; schwach — o, Nivo. Composita sind folgende:

mit — heri, romanisch-latinisirt — ario, ohne Bindungsvokal der Wurzel angefügt.

mit — hart, latinisirt — ardus, contrahirt im Genitiv — res; französisch — ert.

mit — rat; ich weiß nur ein romanisches Beispiel mit — redus.

mit — ulf, durch Schreibfehler zuweilen ultus.

mit — gast, gehört zu den ältesten.

mit — hat? nur in einer und sehr zweifelhaften Form finde ich — bat, das wohl beurtheilt werden muß, wie Gundo-bahad, der sonst gewöhnlich Gundobalt heißt, aber im französischen Namen la loi Gombette die alte Form deutlich anzeigt. Theodahad gehört auch daher.

Ich nehme nicht nur den vollkommenen Namen Nibelung, sondern auch die andern Formen hier auf, um eine Uebersicht zu haben.

b. Ethnographische Aufzählung.

α. Bei den Salfranken.

Darunter begreife ich auch die späteren Franzosen, d. h. die Nordostbewohner Frankreichs.

Nepus? episcopus in einer Urk. von 511. Bouquet Scriptt. rer. Gall. IV. 104. — Nivo, episcopus Remensis, vom Jahr 670. Mabillon acta ss. ord. s. Bened. II. append. p. 462. — Nivario in der Picardie, vom J. 677. Miraei donatt. belg. I. p. 927. ed. Foppens. — Nivardus episc. Remensis. Du Chesne Scriptt. rer. Franc. I, 675. — Nebulfus in einer Urk. von 750. Bouquet IV, 716. — Nivulfus presbyter Turonensis v. 836. Calmet hist. de Lorraine I. app. p. 303. — Nivultus presbyter Tullensis v. 838. ibid. p. 485, sonst kommt bis zum Jahr 1250 kein Nib- und kein Nibelung bei Calmet vor. Die späteren Jahre habe ich nicht verglichen, weil sie für meinen Zweck weniger Wichtigkeit ha-

*) Chronicon Cottw. II. p. 496. 704. 706.

**) S. Jens Kraft topogr. statist. beskrivelse af kongeriget Norge. Christiania 1822. Tom. II. p. 876.

ben. — Niveiongus fidelis Caroli Calvi v. 843. Bouquet VII. 617. VIII. 435. derselbe heißt Nivilungus im J. 853. Miraeus I. 340. Bouquet VII. 617. — Niveiongus comes von 864. vielleicht derselbe, ibid. VIII. 589. er war aus dem carolingischen Geschlechte. — Nuiardus (l. Nivardus) von Poitiers v. 937. Mortene et Durand thes. I. 71. — Nefingus decanus Turonensis v. 940. und 943. Bouquet VIII. 317. Martene et D. I. 74. — Nefingus episc. Audegavensis † 974. Bouquet IX. 55. — Nivelan in einer Urk. des Königs Lothar v. 984. ibid. IX. 656. — Navelo de Bova bei Metz v. 1042. Bouquet XI. 424. — Nivordus miles v. 1043. ibid. XI. 577. — Nivelo auch Nevolus de Freteval (fracta valle) bei Tours v. 1050. ib. X. 239. vgl. über die französische Aussprache Bouquet XI. 386. — Signum Nivilonis zu Tours um 1050 Martene thesaur. I. 176. — Nivelo miles v. 1047. Bouquet XI. 583. — Nivardus de monte forte v. 1060. ib. XI. 433. nota c. — Nivardus zu S. Germain en Laye v. 1072. Martene collect. I. 490. — Signum Navelonis de Pierefont zu Corbie in Artois v. 1065. Miraeus III. 306. derselbe kommt als Nevelo de Peirfoud im nämlichen Jahr vor. Bouquet XI. 111. — Nevelo canonicus zu Châlons v. 1093. Bouquet XIV. 745. — Nivardus de Septoculo v. 1097. Bouquet XII. 669. — Nivelo de Fretevel v. 1112. kommt noch oft vor. Bouquet XIV. 241. — Nivardus puer von 1117 zu Paris. Martene thes. I. 346. — Novelo, Archidiacon zu Terny v. 1134. ibid. p. 385. — Nivardus ebbas de Spina v. 1130. Martene collect. I. 743. — Nivardus de Pissiaco v. 1140. ib. 764. Nivilo de Petra-forte (pierrefort) v. 1160. Bouq. XII. 129. — Der Bruder des heil. Bernhards hieß Nivordus. ib. XV. 660. — In dies Jahrh., vielleicht noch früher gehört die Notiz aus dem alten Calendarium zu Auxerre bei Martene collect. VI. 701. Obierunt Nivelon miles, item Hugo... — Nivelo auch Nevelo I. de Cherisy, Bischof zu Soissons 1175. Bouquet XII. 279. Sammarthanorum Gall. christ. III. 1051. alte Ausg. — Nevelom filius Ursonis de Fretevel v. 1188. Bouquet XVII. 484. — Nievordus de Camegni bei Cambrai v. 1186. Miraeus I. 718. — Folgende Stelle im Pfaffen Kunrat, der ein französisches Original vor sich hatte, gehört auch hierher um 1170. Cod. Pal. 112. bl. 107. b.

di von Brittone,
zwainzec túsent mennen,
Neuelun si belsite.

Nevelo Marschall von 1214. Wilhelm Armor. bei Bouquet XVII. 102. — Nivelo II. de Basoches, Bischof zu Soissons, 1251. Sammarth. Gall. chr. III. 1052. — Nebert (Nivart?) de Medioune unter Ludwig IX. Du Cange hist. de S. Louis p. 396.

β. Bei den Uferfranken.

Unum videlicet mansum Neveiung et conjugis ejus Hezelae (in villa Morich im Luxemburgischen) weiter unten: ut idem Nevelungus vel successores ejus . . dat. Trier 993. Bertholet. hist. de Luxembourg. tom. III. app. p. XII. — Miracula S. Quirini, Ms. in der Univ. Bibl. zu Lüttich, 12. Jahrh. in einer Erzählung von Malmedy, cap. 19... frater quia grandaevo erat situ consumptus juniorem vocabulo Nevelonem ad sui sustentationem acceperat. — Die Nevelingen von Hardenberg an der Ruhr hat Ledebur (bei Dorow, S. 59) nachgewiesen. Sie liefern folgende Zeugnisse, Niveluug, Nevelouch von 1148, 51. Neveling v. 1312. Neveiungus v. 1329. Nevelung v. 1369—85. Neveling v. 1397—1419. Sie sind ein sehr starker Beweis für die Bekanntheit der Sage, den sie führten auch den Drachen im Wappen, und der letzte hatte den Kobold Goldemer d. i. den Goldzwerg Alberich.

γ. Bei den Rheinfranken.

Es sind vier große Gaue, welche die meiste Rücksicht verdienen, der Worms-, Speier-, Oberrhein- und große Kraichgau, in welche der Hauptschauplatz des Liedes fällt.

Nibelungus zu Bretzenheim bei Mainz v. 774. Cod. traditt. Lauresham. No. 1822. — Nebo zu Mettenheim im Wormsgau v. 782. ib. No. 1827. — Neui zu Gunzingen im Speiergau v. 774 ib. 2102. — Gehört Nawin zu Ibernsheim im Wormsgau v. 775 hieher? ib. 1479 — Niboiungus zu Heppenheim s. a. ist aber später im Lorscher Salbuch, ib. 3818. — Nibelungus vicedominus et praepositus S. Pauli Wormatiensis, v. 1152—1160. Gudeni sylloge diplom. p. 15.. Cod. Lauresh. I. p. 271. Hontheim hist. Trevir. I. 585. Nibeiungus auch Nybelingus custos ecclesiae majoris Wormatiensis v. 1142. 1158. Guden. p. 5. 7. Hontheim ib. sonst hat Hontheim unter seinen adelichen und geistlichen Personen keinen Nibelung mehr. — Nibelungus ante monetam v. 1216. und Nibelaugus de Wolveskelen v. 1216. Guden. p. 94. 95. — Nibelungus praepositus majoris ecclesiae Wormatiensis v. 1223, 24, 28. Guden p. 126. 137. 140. 156. — Hic et frater suus Nibilunc dederunt pratum unum in Heppenheim s. a. Necrolog. Lauresh. bei Schannat vindem. p. 34. vielleicht mit dem obigen von Heppenheim einerlei. — Folgende sind aus dem Salbuch des Klosters S. Lamprecht bei Neustadt an der Hard, und gehören fast alle noch dem 13. Jahrh. an. Das Original dieser Hs. liegt in der Bibl. zu Heidelberg. Ich will die Leute nach den Ortschaften aufzählen, sie waren alle dem Kloster gültpflichtig, ich lasse aber die Gülten weg, weil sie nichts zur Sache thun.

Gönheim (Ginnenheim). Nibelungus miles. fol. 23. — Nibolungus, verschieden vom vorigen. 24, b. — am hofe prope Nibelungum filium Else. — 38, b. Dieser ist aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts. — Nibelungus miles, um 1300. 99, a. item miles dictus de Otterbach, gener der Nybelungen de Musbech, um 1330. 103. —

Zu Neustadt an der Hardt. Nibelungus Azzinhusere. 26, a. Diese Familie kommt oft vor, aber mit andern Taufnamen. — Nebelungus Symuder, um 1300. 72. — Nebelungus filius filiae Symuder, er besaß Weinberge ze Nuwelende, ein Gemarkungsnamen, der oft vorkommt. — 72, b. —

Zu Deidesheim. Nybeligens Atzenhuoser, v. 1297. 54, a. Derselbe kommt vor als Nybelungus 83, b. — relicta (i. e. vidua) Nebelongi de Musbach, nach 1300. 75, a. — domus Nibelungo dicto Simueder, um 1300. 79, b. —

Zu Grävenhausen. Nibelungus filius Hermanni. 67, a. Derselbe kommt vor als Nibelunc, 95, b. um 1250. — Nibelungus auriga. 68, b. —

Zu Harthausen. am huttenboume neben Nybelungum cerdonem, um 1290. 81, a. —

Zu Lachen. apud Nebelongum de Musbech. um 1300. 93, b. — in eadem gewande vff kester wec apud Nibelongum ib.

Folgende sind aus dem Seelmessenbuch der Stiftskirche zu Neustadt an der Hardt. Das Stift wurde errichtet 1354., das Buch geschrieben 1382; es sind aber frühere und spätere Schenkungen in diesen liber animarum eingetragen: wo ich nichts bemerke, muß man das 14 Jahrh. annehmen. Die Hs. war früher in der Seminarbibliothek zu Heidelberg, jetzt im Seminar zu Freiburg; sie ist in fol. auf Pergament.

Zu Neustadt. Ketherina legavit pro se et marito Nybelungo cerdoni. v. 1382 fol. 6, a. — obiit Nybelungus cerdo. 8, a. 71, b. 144, a. — alteram partem vineae habent filii Nybelungi dicti Swertze, scilicet Henricus et Johannes. 12, a. — obiit Nybelungus dictus Niger, ist derselbe. 54, b. — Nybelungus claudus et Mechtilt uxor ejus. 26, b. — infra duas vias apud Nybelungum dictum Molach. 27, b. — obiit Elizabeth, quae legavit pro se et Wernbero marito suo et Nybelungo filio. 36, a. — Elle Lynderin legavit pro se et fratre suo Nybelunga Lynder. 38, b. 47, a. — quondam dicti Niebelung Gruebels. Dies ist von anderer Hand aus dem 15. Jahrh. 58, a. 108, a. 39, b. etc — Cuntz dictus Volkmar legavit pro se et fratribus suis Volkero et Nybelungo 52, a. — Nybelungi dicti Symuder, et Nybelungus filius ejus. 52, b. 68, a. — Nybelungus. 54. b. — juxta Cuntz Nybel. (also Nybelungum. 58, a. Else apud uncum legavit pro se et Nybelungo marito suo et sorore sua Katherina et Syfrido marito dictae Katherinae et avo suo Nybeiungo. 68, b. — obiit Nybelungus dictus Bebelmer. 69, a. — Katherinae filiae quondam Nybelungi Atzenhusers. 70, a. — neben Nybelung Snyder, v. 1390. 4, a. — obiit Lybelungus (Schreibfehler) dictus Ryuolt. juxta domum Nybelungi in vico cerdonum. 69, a. — oben an dem stege juxta Nybelungen in der zygelgassen. 122, b. — Nebelungus Symuoder et Alheit uxor ejus. 138. b.

Zu Winzingen. obiit Nybeungius (Schrbf.) sacerdos filius Gotzmanni de Winczingen. 86, b.

Die Namen sind manchmal abgekürzt, Ny., daß man Nybelung und nicht Nicolaus lesen müsse, beweist 62, a. Ny. dictus Volkmar. der als Nybelung vorgekommen. Daher kann man zu Neustadt beifügen: obiit Ny. dictus Rode. 13, a. — Hedewig filia Ny. Rufi. 14, a.

Folgende sind aus dem Seelmessenbuch von S. Lamprecht, in 4°. in der Bibl. zu Heidelberg. Volzo colonus de Hagenbach (Hambach) et uxor ejus Metze et pater ejus Nibeiunc, aus dem Anf. des 14. Jahrh. fol. 6, a. — Cunradus, Nybelungus Sifridus, Mehtildis legaverunt — aus dem 13. Jahrh. 22, a. —

In den traditt. S. Stephani Herbipol., in jenen von Reinhartsbronn und v. S. Peter zu Erfurt, bei Schannat Vindem. kommt kein Nibelung vor.

δ. Bei den Schwaben.

Nebi dux, Anfang des 8. Jahrh. um 720 Theganus de Lud. p. cap. 2. Walafret Strabus in vita S. Galli II. c. 11. nennt ihn Nebus. IX Kal. Aug. obiit Nibilunc. Martyrolog. sec. 12. 4°. in der königl. Priv. Bibl. zu Stuttgart, aus Weingarten. — Frater Nibulungus conversus cum servis in caemiterio nostro decem tilias plantaverunt. Annal. Colmar. ad a. 1303. — Nibelungus v. 1210. im Unterelsaß, könnte auch ein Franke sein. Schöpflin Alsat. diplom. I. 321. — Das Nekrolog von S. Alban zu Basel, wovon die Hs. auf dortiger Bibl. sich befindet, enthält keinen Nibelung.

ε. Bei den Sachsen.

Praesentibus ... Neuelingo et Conrado fratribus dictis de Vemeren. v. 1386. Nachricht von einigen Häusern des Geschlechts von Schlieffen. Cassel. 1784. 4. Beil. 19. —

ζ. Bei den Normannen.

Die Norweger (Normänner) haben die Sage und den Namen früh gekannt, und brachten diesen auch nach Italien. Nibelonc de Buxone, in einer Urk. zu Monte Cassino v. 1145. Archiv der Gesellsch. für teutsche Gesch. V. 14. Man sieht hier schon den Einfluß des italienischen Dialekts, welcher statt des nordischen f und fränkischen v die media b in den Namen setzte. Dabei blieb diese romantische Sprache schwerlich stehen, sondern hat wohl noch mehr daran verändert, welches Schicksal alle teutschen Namen im romantischen Munde, oft bis zur Unkenntlichkeit, erfahren haben. Im spanischen Gonsalvo, Diego, Ruy, oder auch im französischen Guillaume ist mit Mühe der teutsche Gotschalk, Dietrich, Rüdiger und Wilhelm zu erkennen. Im 14. und 15. Jahrh. ist der Namen Nibelung in Italien ganz verändert; es lohnte sich der Mühe, aus Urkundenbüchern nachzuweisen, wie sich der Namen bis in seine letzte Entartung verbildet. Dazu habe ich keine Hülfsmittel, ich gebe, was ich gefunden. Neapolio unter Papst Gregor X. um 1275, Martene collect. VII. 242. — Napoleo episcopus Perusinus. Ughelli ital. sac. I. 1172. — Napoleo episcopus Sarneusis. v. 1324. Ughelli VII. 577. — Napoleon de Flisco, Naulensis episcopus. 1448. ib. IV. 290. — Neapoleo ein Römer, diaconus S. Adriani v. 1289. Schöpflin Alsat. dipl. II. 42. — Neapolao protonotarius regis Siciliae v. 1365. Martene I. 1488. Durch Nachahmung ist die italienische Form nach Frankreich zurückgeführt worden. Napuleon (auch Napinus) de la Tour v. 1345. Napuleo (oder Nappon) de la Tour v. 133... François-Nappon de la Tour v. 1561. Flacchio généalogie de la maison de la Tour. Bruxelles 1709. I. 52. 83. 161. Die Formen Napinus und Nappon sind keine Bildungen mehr aus der Wurzel, sondern verdorbene Verkürzungen. Der Kirchenheilige heißt Neapolus und Neapolis und hat mit der Sage nichts zu thun.

η. Aeltere und zweifelhafte Spuren.

Nebisgastus, dux Chamavorum, um 358. Eunap. Sard. in excerpt. de legatt. ed. Labbe, pag. 17. Nebigastius (auch *Νεβιογάστιος*, *Νεβιγάστιος*) praefectus militum Gallicorum in Britannia, um 407. Zosimus l. VI. 2 ed. Reitem. Naulobatus Herulorum dux um 267. Syncell. p. 382. *Ναυλοβάτος τῶν Αἰλούρων ἡγουμένος*. In der Marca Hispan. von P. de la Marca p. 1101. erscheint ein Nifredus in monast. Cuxano von 1070, sonst aber kommt nicht eine Spur von Nibelung im ganzen Buche vor, so daß der Mann ein Franke gewesen scheint.

θ. Geschlechsnamen.

Haben sehr wenig Werth. Man kann wohl annehmen, daß die ersten, welche den Namen führten, seine Beziehung gekannt haben, da aber der Ursprung besonders der bürgerlichen Geschlechter gewöhnlich ganz unbekannt ist, so helfen die Namen wenig, die noch überdies meistens sehr entstellt sind. Damit man jedoch auch hier Vorsicht gebrauche, will ich einige Beispiele berühren. Thiedericus Neveke in Holland von 1199. Miraeus III. 362. — Simon Nevekin in Seeland von 1213. ib. II. 843. in Middelburg. Kluit hist. crit. II. 363. Dieser Geschlechtsnamen ist nicht von Nibelung gebildet, sondern das Deminutio von neve, Neffe oder Oheim. Im Kluit kommt gar kein Nibelung, im Miraeus keiner aus den Niederlanden vor. Nyppen Nybelsson, sec. 14. Im Seelenbuch von Neustadt 109, b. Das ist wohl aus der Sage entstanden. — Johannes Nifflini de Pforzheim v. 1394. im ersten Matrikelbuch zu Heidelberg ad h. a. — Nypels noch zu Maestricht, schwerlich hierher gehörend. In Frankreich scheint der Namen häufiger im Gebrauch gewesen. Gehört hierher Bernardus de Nublis oder Niblis bei Turpin c. II. 30. (Reuber ss.)? Wilhelm Noblin, Dechant zu Rheims. 1563. Sammarthanor Gall. christ. IX. 175. Steph. de Neblens bei Châlons, um 1120. ib. IV. 892. Wilh. de Navano (Genit. Nevonis), in Carcassonne, wahrscheinlich ein Burgunder, v. 1240. ib. VI. 949. Jean Nivault zu Paris 1538. ib. VIII. 697.

ι. Gibelinen.

Wer die Welfen waren, wissen wir aus der Geschichte. Ob aber die Italiener und das teutsche Volk, wenn sie den Namen brauchten, an die Welfen von Altdorf und ihre Geschichte gedacht haben, das ist eine andere Frage, die man schwerlich bejahen kann. Es ist dem Volksgeist gemäßer und wahrscheinlicher, daß man die Welfen mit den Wölfingen der Sage verschmolzen und jene als die Nachwirkung oder Nachkommen dieser betrachtet hat. Den Wölfingen stehen die Burgunden, oder mit dem Königsnamen, die Gibikingen, oder mit entlehnter und übertragener Benennung, die Nibelungen gegenüber. Daß man es auch so im Mittelalter verstanden, dafür habe ich bereits anderswo ein Zeugniß gegeben, das ich hier wiederholen muß. Ein Dichter sagt in der Pfälzer Hs. Nr. 348 aus dem 14. Jahrh. Strophe 199.

> Ein Gibikch unt ein Gelfe
> die muogen bi einander niht gewesen (l. genesen),
> merk edliu minn', der eine ist mit dem riche,
> der ander mit dem stuole,
> sô gêt es an ein kriegen sicherliche.

Diese Stelle läßt keinen Zweifel, daß der Gibich mit dem römischen Reiche, der Gelfe mit dem römischen Stuhle hält, d. h. daß hier von Gibellinen und Welfen die Rede ist. „Allein das Zeugniß ist jung und individuelle Ansicht," jenes ist wahr; wenn ich ein älteres finde, werde ich es geben, und ist denn das 14. Jahrhundert so eine halbe Ewigkeit von der letzten Abfassung der Nibelungen entfernt? Und wohlgemerkt, die Handschrift ist aus dem 14. Jahrhundert. Individuelle Ansicht — kann sein, auch nicht, wer weiß das? Man dichtet, glaube ich, um verstanden zu werden, wenn der Dichter Gibich für Gibelin setzt, so muß er erwarten können, daß seine Leser es verstehen.

In Gibelin ist die Wurzel aus Gibich, die Ableitungen, wie der Augenschein lehrt, aus Nibelung genommen. Gibelin ist aber auch wie Nibelung ein Taufnamen geworden. Gibelinus Arelatensis archiepiscopus von 1096. Martene collect. I. 558. Als Gibilinus kommt er 1086 vor bei P. de Marca p. 1182. Gibelinus abbas Novienti in Alsatia, aus dem 9. Jahrhundert? Martene thesaur. III. 1136. — In burgundischen Urkundensammlungen wird man ihn noch manchmal antreffen.

c. Ergebnisse der Aufzählung.

Die folgenden Resultate haben nur in Beziehung auf vorstehende Aufzählung ihre Richtigkeit. Die Sammlung dieser Zeugnisse ist doch schon von der Art, daß einige Ergebnisse wohl als allgemeinere Wahrheiten gelten und beachtet werden dürfen.

1. Die einfache Ableitung und Zusammensetzung ist die älteste Form, worin der Namen erscheint *). Vor dem 9. Jahrh. wird im Süden kein Nibelung erwähnt, das Alter der Nibelungen in den Eddaliedern dürfen wir nicht vor das 8. Jahrh. setzen. Dies Stillschweigen kann doppelten Grund haben. Entweder

a. die einfachen und componirten Namen haben nichts mit Nibelung gemein, gehören einer andern Wurzel und Bedeutung an. Grammatisch aber läßt sich diese Annahme nicht rechtfertigen. Es kann allein bei den drei alten Namen Nebisgast, Nebiogast und Naulobat Zweifel entstehen. Den letzten wollen wir ganz aufgeben, bei jenen zeigen die Lesarten, daß dem Griechen beide Namen Nebiogast gelautet haben. Hier macht nur das o Schwierigkeit, es ist aber dem Griechen der Bindunsvokal, den er für sein Ohr wohl einfügen konnte, wenigstens machen andere Beispiele so etwas wahrscheinlich (vgl. Grimm Gramm. II. 412). Oder

b) Die Form Nibelung war noch nicht gebildet, oder noch nicht bekannt. Jenes wäre anzunehmen, wenn die Sage vor dem 9. Jahrhundert noch nicht vorhanden, dieses, wenn sie noch unbekannt war. Allein der Norden beweist, daß die Nibelungen Sage wenigstens im 8. Jahrh. existirte, sie muß also noch unbeachtet gewesen sein, dies erklärt hinreichend und wahrscheinlich die Abwesenheit des Namens.

2) Die Karolinger sind die ersten, die mit einem Nibelung auftreten. Die Frage liegt sehr nah, ob dies durch den Einfluß der Liedersammlung Karls d. G. entstanden? Vorerst eine neue Nachricht über diese Sammlung aus den Annales Parchen-

---

*) Man kann den ersten Nepus auch aus Nepos entstehen lassen, ich habe ihn aufgenommen, weil Nebus in W. Strabus, und die leo, p in den wälschen Formen auftritt.

ses, die den Eginhart zwar abschreiben, aber bedeutend interpoliren, wie die gesperrten Worte beweisen: Karolus rex carmina antiquissima, quibus veterum regum bella et actus canebantur, romana vel francica conscripsit lingua, et memoriae mandare curavit *). Diese Notiz ist im 12. Jahrh. beigeschrieben. Woher die Nachricht, daß die Sammlung Lieder in romantischer und fränkischer Sprache umfaßt habe? Mandare curavit, er hat sie lernen lassen, wen? doch zunächst seine Kinder, das wird ja buchstäblich vom Theganus bestätigt: Ludovicus carmina gentilitia, quae in juventute didicerat etc. — Hat der Mönch im Park noch altfranzösische und fränkische, d. h. altniederländische Heldenlieder gekannt, die man überhaupt, oder die er persönlich der karlischen Sammlung zuschrieb? So viel ist sicher, es gab zu seiner Zeit Lieder in beiden Sprachen, wahrscheinlich die des karlichsen Sagenkreises, welche der Mönch, da Karl oft darin genannt wird, von jener kaiserlichen Sammlung herleiten mochte. Dann ist es ein wehthuender Beweis verlorner altniederländischer Dichtung.

3. Völkerschaftlich betrachtet ist die Sage sowohl durch ihren Inhalt als durch äußere Zeugnisse den Franken nicht abzustreiten. Die Franken sind, wo nicht die ursprünglichen, doch die ersten Eigenthümer dieser Sage unter den südteutschen Völkern. Den Gothen fehlte die Nibelungs-Sage gänzlich, Schwaben und Sachsen kannten sie nur durch Aufnahme und sie ist nie recht in ihr Volksleben eingedrungen; die ersten Normänner in Italien kannten sie wohl aus nordischer und französischer Erinnerung, die Italiener kannten gar nichts davon, was schon ihre große Entstellung des Namens beweist. Am mangelhaftesten ist meine Aufzählung bei den Uferfranken, bei ihnen hat sich ja ein Haupttheil der Sage gebildet, und sie sollten nicht mehr Zeugnisse haben? Sicherlich wird man bei ihnen vielmehr Spuren finden, wenn man sie besonders aufsuchen will. Das Beispiel der Hardenberge wiegt aber viele andere auf.

4. Der Name Nibelung ist im französischen Adel vom Ende des 10ten bis Mitte des 13. Jahrh. einheimisch gewesen, und zwar, daß er in manchen Familien z. B Pierrefont, Freteval über hundert Jahre lang erblich fortgeführt wurde. Diese Erscheinung läßt sich bei dem ungebräuchlichen Namen doch wohl nicht ohne Kenntniß der Sage erklären. Damals aber verstanden die französischen Ritter nicht mehr die altfränkischen Lieder, es muß daher französische Gedichte von den Nibelungen gegeben haben, aus deren Einfluß jene Namengebung entstanden. Diese französischen Lieder müssen einen kleinen Umfang gehabt haben, wie die Volkslieder, sonst wären sie wohl nicht so spurlos verschwunden. Was sie enthalten, ist nicht schwer zu sagen, nämlich nur den ersten Theil der Nibelungen, vielleicht auch daraus nur den Drachenkampf, der auch in Frankreich auf viele andere Ritter sagenhaft übertragen wurde, z. B. auf den Gilles von Mons **); diese Vermuthung stimmt wohl mit dem Volksbuch vom Hörnen Siegfried überein, das eine französische Quelle angiebt. J. Grimm hält auch etwas auf diese Angabe, und Görres (Volksbücher S. 96.) hat sie zu leicht weggeworfen. . Immerhin aber sieht man, daß Karls und seiner Familie Beispiel die Sage der Nibelungen unter dem fränkischen Volke vielmehr verbreitet hat, als sie es vorher je war. Ob irgend eine Familiensage die Karolinger mit den Nibelungen verband, weiß ich nicht, nur so viel ist richtig, daß wir sie auch örtlich mit den Nibelungen zusammen treffen. Itta, die Gemahlin Pipins von Landen, stiftete schon 648 das Kloster zu Nivelles, der Hauptstadt in Wälschbrabant, und bestimmte es zum Begräbnißplatz ihres Geschlechtes. Ihr Mann Pipin, ihre Tochter Gertrut, Otto, Lambert I. II. Heinrich I. II. III. Herzöge von Brabant und Lotharingen sind daselbst begraben. So war Nivelles für die karolingischen und niederländischen Fürsten, was Worms und späterhin Speier für die teutschen Kaiser war, ihre Grabstätte. Soll das so ganz zufällig und nichts bedeutend sein, in einem Landstrich, der ringsum Ortsspuren der Nibelungen enthält? Störe man sich nicht an der wälschen Form, es ist ja noch ungewiß, ob der Namen teutschen Ursprung hat.

5. Bei den Rheinfranken begegnet uns etwas Aehnliches. Im Speier- und Wormsgau war die Sage im 13ten und 14ten Jahrh. recht eigentlich Gemeingut des niederen Volkes. Das ist gleich vornweg ein Beweis für ihr hohes Alter. Auch hier treffen wir Familien an, die Nibelungen von Musbach werden ausdrücklich genannt, in den Familien Symuoder, Azinhuofer, Nußbaum war der Vorname Nibelungen gewissermaßen erblich, und auch in Worms scheint eine Familie Nibelungen im 12ten und 13ten Jahrh. gewesen zu sein. Wie bei den Uferfranken und Franzosen muß man auch hier annehmen, daß solche Familien sich in irgend einem Bezug auf die Sage gedacht haben. Wer alte Klosterbücher der Rheinfranken durchsuchen kann, wird noch vielmehr Bestätigung finden. Und ist es nicht ein großer Beweis für die Heimat der Sage, daß in diesem kleinen Landstrich die Nibelungen dutzendweis vorkommen, während man in Urkundenbüchern ganzer Länder nicht einen einzigen antrifft?

6. Daß die Lieder dieser Sage in Frankreich und Niederland untergegangen oder ausgestorben, scheint mir aus folgendem Verhältniß erklärlich. Der Adel hat unter den Karolingern aus Nachahmung, Schmeichelei oder Liebe die Sage aufgenommen, er ließ sie auch mit den Karolingern wieder fallen. Die Entartung und das Aussterben dieses nationalen Geschlechtes, die völlige Verwandlung der Franken in Franzosen wirkte gewiß nachtheilig auf das Fortleben und die Erhaltung der Sage, und das mag auch der Grund sein, warum auch keine Volksdichtung übrig geblieben. Bei den Rheinfranken hat der rührigere und fahrende Adel ebenfalls sein Ohr frühe fremden, neuen Mähren aufgeschlossen, was ihn die alte Sage, weil sie zu gemein geworden, verachten lehrte, aber das langsamere und seßhafte Bürgervolk hat sie glücklicher Weise erhalten.

7. Was bewog denn aber Karl und sein Geschlecht, sich der Nibelungen anzunehmen? Wahrscheinlich die damaligen Volksbegriffe der Legitimität. Wie wir jetzt urtheilen, hatte Karl diese Begriffe zur Befestigung seiner Macht nicht nöthig, da sein Geschlecht mit Einstimmung des Pabstes und der Geistlichkeit auf den Thron erhoben war. Richtig, sie waren aber doch nur Emporkömmlinge, und der Pipinger Grimoald hatte die zu frühe Erhebung seines Sohnes mit seinem Selbstmord im Kerker gebüßt (656). Fast alle Königshäuser hatten eine Geschlechtssage, wonach sie genannt waren, man denke an die Balten, Amaler, Hasdinger, Merowinger und an die nordischen Königshäuser. Darin lag in der Meinung des Volkes ihre Legitimität, darin die politische Wichtigkeit der Königslieder, die ehemals vorhanden waren. Ein neues Geschlecht führte sonach die Herrschaft einer neuen Sage mit sich, und es lag in der Politik der Könige, wie im natürlichen Lauf der Dinge, daß die jüngere Sage die ältere verdrängte. Lieder von den Merowingern sind keine mehr übrig, obgleich dies Geschlecht seine Sage gehabt hat, und die Lieder von den Karolingern sind mit dem Geschlecht in Frankreich verklungen. Bei den Merowingern haben mehrere Männer den Namen Merowe geführt, gleichsam um die Erinnerung an die Geschlechtssage festzuhalten, bei den Karolingern finden wir einen Nibelung, der vielleicht mit derselben Absicht so genannt war. Karl mag eine politische Absicht mit seiner Liedersammlung verknüpft haben, sein Sohn hatte sie nicht, wer wird aber von der Erbärmlichkeit Ludwigs des Frommen auf die Politik seines großen Vaters zurück schließen wollen? Klar ist der Zusammenhang der Karolinger mit den Nibelungen nirgends ausgesprochen, und das Geschlecht könnte sich wohl gar die Sage angeeignet haben, dadurch daß es von lang her im Besitz mancher Nibelungen-Oerter war. Dafür darf man aber die Endsylbe ung nicht als Beweis beiziehen, die Franken sagen zwar gewöhnlich ing, ihre ältere Sprache hat aber ung noch gehabt, denn Merwung für Merowing kommt vor.

8. Wer sind endlich die Gibelinen? Burgunden, wie schon oben angedeutet, die man mit den Nibelungen oder Franken nicht verwechseln darf, obgleich das Lied sie in der That für einander setzt. Auch der Taufnamen Gibelinus gehörte, wie es scheint, nur den Burgunden an und erscheint ziemlich frühe. Die Form Gibelin mag anzeigen, daß mit der burgundischen Sage die fränkische schon vereinigt war, als diese Vornamen gebraucht wurden. Es ist bemerkenswerth, daß die reichhaltigste Quelle rheinfränkischer Namen, das Schenkungsbuch von Lorsch, keinen Gibelin aufweist. Die Namensvereinigung ist also nur in Burgund vorgegangen, die Vereinigung der Sage hat aber auch das teutsche Lied. Das ist sonderbar, ich weiß es nicht zu erklären.

3. Frühere Gestalt der Sage.

Diese Forschung ist sehr weitläufig und ich bin nicht vorbereitet, sie in ihrem ganzen Umfang zu führen, sondern wähle nur aus, was mit den Nachweisungen der Heimath zusammen hängt. weil sich Heimath und ältere Gestalt der Sage gegenseitig erläutern. Es ist ein Grundsatz, der keines Beweises bedarf, daß Ort, Volk und Zeit die Sage verändern, daß sie theilweis erweitert, theilweis vergessen wird. Die Darstellung im Einzelnen will ich an einigen Sagen versuchen. Forschungen dieser Art sind schon mehrmals gemacht, ich nehme darum keine Rücksicht auf sie, um diese Abhandlung nicht zu sehr auszudehnen.

*) Diese Annales gehören in die Abtei Park bei Löwen, und sind vorn im 2ten Bande einer Bibel von 1148. eingebunden. Sie sind ungedruckt, und die Hs. wurde vor Kurzem nach England verkauft, ich habe jedoch vorher mit H. Bibliothekar Bernhardi von hier vom eigenthümlichen Theile der Annalen vollständige Abschrift genommen.

**) Dieser Drachentödter ist unter dem Volke zu Mons noch wohl bekannt, auch hat man ein Volkslied auf ihn, und der Drachenkopf wird auf der Bibliothek daselbst bewahrt. Dies ist ein Crokodilkopf, der durch die Kreuzzüge wahrscheinlich nach Mons kam, da wurde er in den Augen des Volks ein Drachenkopf und Gilles der Drachentödter.

A. Die Harlungen.

Es ist ein besonderes Lied dieser Sage übrig, sondern sie hat sich in den gothischen Heldenliedern verloren. Die Sage ist aber alt, obgleich nur die spätern Theile des Heldenbuchs der Harlungen gedenken, denn diese waren bereit den Angelsachsen bekannt. Die Grundzüge ihrer Sage sind diese: die Harlungen waren zwei oder drei Brüder, unmündige Söhne eines verstorbenen Vaters, die zu Breisach unter Obhut des getreuen Eckharts lebten. Ihr Oheim war Kaiser Ermenrich, der sie auf den Rath des ungetreuen Sibichs zu Ravenna henken ließ. Ihr Namen ist Harlunge, Harlinge, Herlinge, Herelingas, Harelungi. Die Sage scheint ganz auf geschichtlichem Boden zu ruhen.

1. Namen und erste Gestalt. Die Harlungen sind das Königshaus der Heruler. Diese heißen Heruli, Αἴρουλοι, ohne die Form — ung, weil sie ein gothisches Volk waren, welche die Ableitung mit — ung nicht hatten. Wir finden ebenso bei den Gothen Amali, welche von andern teutschen Völkern Amelungen genannt wurden. Aus Heruli bildeten nördlichere Mundarten Herulinga. Nach Zeiten und Völkern wechselten die Vocale im Namen, aus ë wurde a, und späterhin im 15. Jahrh. wieder ë, aus u ward a und dies, wie gewöhnlich vor l, ausgestoßen, dadurch entstand die Form Harl mit der Ableitung — ing oder ung, je nach den Mundarten. Die Grundlage zur ersten Gestaltung der Sage gibt Jornandes (c. 23): Ermanaricus, nobilissimus Amalorum, — cum tantorum (populorum) servitio carus haberetur, non passus est, nisi et gentem Erulorum, quibus praeerat Alaricus, magna ex parte trucidatam, reliquam suae subigarat ditioni. — Nulla erat tunc gens, quae non levem armaturam in acie sua ex ipsis elegerit. Sed quamvis velocitas eorum ab aliis saepe bellantibus non evacuaretur (evinceretur?), Gothorum tamen stabilitati subjacuit et tarditati, fecitque causa fortunae ut et ipsi inter reliquas gentes Getarum regi Ermanarico serviarint. Darauf nennt Jornandes noch einmal das Unglück des Volkes Erulorum caedes. Hauptsätze: Ermenrich hat die Heruler in einem blutigen, langen Kriege unterdrückt, wobei, wie sich aus dem Schluß ergiebt, ihr königliches Geschlecht ausgerottet wurde. Die Heruler waren im Kriege das schnellste Volk. Glück und Ausdauer hat die Gothen begünstigt. Die Zeit um 360.

Die Sage übertrug zuvörderst den Volksnamen Harlung auf das Königshaus, und mußte das thun, weil das königliche Geschlecht sonst unbekannt und dann auch vertilgt war. Das Volk aber dauerte fort, und war noch lange ein lebender Beweis der Wahrheit. Der Krieg hat lang gewährt, so auch in der Sage die Nachstellung Ermenrichs. Von Verwandtschaft wird nichts gesagt, sie waren jedoch nach allen Anzeigen ein gothisches Volk. Den Vaternamen hat die Sage vergessen, daher schwankt sie darin, und die Aehnlichkeit zwischen Hareling und Alaric mag zur Verwirrung beigetragen haben. Die Sage, da sie ihrer epischen Natur nach auf Persönlichkeiten ruhen muß, hat nur den Mord des Königshauses festgehalten und den Untergang des Volkes fallen lassen. Die Geschichte kennt keinen getreuen Hüter und keinen ungetreuen Rath, der lange Krieg aber zeigt Vorsicht auf der einen und Schlauheit auf der andern Seite, und so mögen sich beide Charaktere eben so wahr in der Geschichte als in der Sage entwickelt haben. Die Schnelligkeit der Heruler im Kriege ist vielleicht Grundstoff zur Sage vom Eckhart, der dem wilden Heere vorangeht. Der Beisatz causa fortunae ist allerdings gegen das Dasein eines Sibich; alsdann wären beide Personen Eckhart und Sibich die ersten Grundzüge mythischer Einwirkung, die ersten Ideen, die sich in dieser Sage verkörpert, d. h. in Personen dargestellt hätten. Doch wird Sibich noch unten historisch auftreten, und diese Vermuthung bleibt nur am Eckhart haften. Diese erste Sage war spätestens gegen Ende des 4 Jahrh. gebildet, man kann aber nicht behaupten, daß Eckhart und Sibich schon darin aufgenommen waren.

2. Letzte Gestaltung der Sage. Odoacher war König der Rugen, Scyrren und Heruler, nach Jornandes der Turcilinger. In seinem Kriege mit Theoderich zeigen sich die Heruler als seine Hauptmacht. Er wurde von Theoderich dreimal, am Isonzo, bei Verona und an der Adda geschlagen und, trotz ihrem Friedensschluß, wegen Verdacht einer Verschwörung, von Theoderich umgebracht. Dabei werden einige Umstände von Belang erwähnt. Nach der zweiten Schlacht übergab sich Tufa, der Feldherr Odoachers, mit seinem Heere und den vornehmsten des Volkes dem Theoderich. Darauf erzählt der Anonymus Valesii: missus est Tufa magister militum a Theoderico contra Odoacrem Ravennam. Veniens Faventiam Tufa obsedit Odoacrem cum exercitu, cum quo directus fuerat; et exiit Odoachar da Ravenna et venit Faventiam et Tufa tradidit Odoacri comitem — Theoderici et missi sunt in ferro et adducti Ravennam. Ennodius (im panegyr. Theoderici) sagt über ihn: perduelles — quorum caput Tufa fuit, homo in perfugarum infamia notitia veteri pollutus. So verrieth Tufa zuerst den Odoacher, dann den Theoderich, da er von einem zum andern überging. Die Kriegsleute, welche Odoacher in Ravenna hatte, werden Heruler genannt, und bei Erwähnung seines Mordes spricht Ennodius von Herulorum agmina fusa. Die Zeit 491.

Hauptsätze: Odoacher ward gegen Vertrag umgebracht, mit ihm ein großer Theil der Heruler, die seine Hauptstärke waren. Tufa war der Verräther zwischen den Königen, und überlieferte einen Grafen Theoderichs dem Odoacher, der ihn gefesselt nach Ravenna bringen ließ. Diese Hauptsätze erscheinen auch in der Sage, aber zum Theil verstellt. Mit Odoacher ging zum zweitenmal das Königshaus der Heruler unter, diese Aehnlichkeit mit dem frühern Unglück war ein Hauptgrund für die Erhaltung der Sage, und darin blieb Ermenrich stehen, weil der in der Sage selbst so gefeierte Dieterich nicht an seine Stelle treten konnte. Dieser Umstand könnte gothische Ueberlieferung sein, er ist offenbar mildernd für das Andenken Dieterichs, eine Rücksicht, welche die unterdrückten Heruler für ihn wohl nicht gehabt haben. An einer andern Stelle haben vielleicht die Heruler die Sage zu ihrem Vortheil gedreht oder gebildet. Der Verräther Tufa gehörte nicht den Gothen sondern den Herulern an, die Sage aber gesellt den Sibich zum Ermenrich und wirft somit den Verrath auf die Gothen. Dieser Tufa scheint mir nämlich die Grundlage vom Sibich zu sein, dem Wesen und Namen nach. Die Form Tufa entspricht dem gothischen Dialekt (etwa Tufas), wahrscheinlich hat er eben so in der herulischen Sprache gelautet, althochteutsch würde man Zubo erwarten, allein das angelsächsische Sifka und mittelh. Sibike beweisen, daß die gothische Ableitung - as im Althochdt. schon in — ihho erweitert war. Ganz richtig ist Sibich aus Tufa nicht gebildet, ich verlange das auch nicht bei mündlicher Ueberlieferung, die durch verschiedene Dialekte gehen mußte. Die Sage hat Tufas Verbrechen vergrößert, nach der Geschichte hat er einen Grafen Theoderichs dem Odoacher überliefert, nach der Sage aber die Harlungen dem Ermenrich. Diese Vergrößerung war dadurch eingeleitet, daß Tufa schon bei seinen Zeitgenossen als ein Erzschelm gegolten. Klar ist nun, warum Jornandes den Sibich noch nicht kennt, und warum nur noch Eckhart als mythisch übrig bleibt.

Diese zweite Gestaltung der Sage führte auch den Todesort der Harlungen ein, Ravenna. Das ist durch Odoachers Ermordung veranlaßt. Dadurch erklärt sich, warum die Sage Italien als Schauplatz angibt. Wäre sie bei der ersten Abfassung geblieben, so hätte sie Ravenna nicht einführen können, dies aber geschah, weil sie ihren Inhalt an das ähnliche Unglück Odoachers anknüpfte, womit dann Ermenrich nach Italien und die Verwirrung in die Sage kam. Noch viel größer wurde der Wirrwarr in der Ravennaschlacht, die historisch ihre Grundlage in den drei Schlachten Odoachers hat, aber den Ermenrich an die Stelle Odoachers setzt.

Die Erwähnung Breisachs gehört auch der ersten Gestaltung an und mag geschichtlichen Grund darin haben, daß die letzten Reste der Verwandtschaft Odoachers sich zu den Alemannen an den Oberrhein geflüchtet, und Breisach erhalten haben. Daß die Heruler zerstreut wurden, sieht man auch daraus, daß ein Theil später unter den Thüringern lebte*). Die letzte Gestalt der Sage hat sich also wahrscheinlich am Oberrhein zu Anfang des 6. Jahrhunderts gebildet.

B. Die Hasdinger und Wölfingen.

Diese Andeutungen will ich beiläufig mit aufnehmen, obgleich sie nicht eigentlich zu meinem Zweck gehören, denn es ist schwer, sich auf eine Sage zu beschränken, weil ihr Zusammenhang zu vielseitig ist.

Erste Gestaltung der Sage. Die Hasdinger (Asdinger) waren das Königsgeschlecht der Wandalen, unter welchen sich König Hunorich durch schreckliche Grausamkeit gegen die Familie berüchtigt machte. Viktor von Vita erzält (de persecutione Vandalica, bei Ruinart), Hunoricus desiderans post obitum suum filiis, quod non contigit, regnum statuere, Theodoricum fratrem filiosque ejus, Gentonisque fratris nihilominus filios crudeliter coepit insequi, quorum nullum dimitteret, nisi ei mors desiderii sui voluntatem auferret (ein Charakter wie Clodowech I.) Primo sciens uxorem Theodorici fratris astutam (credo, ne forte maritum aut maiorem filium, quia prudens et sapiens videbatur, consiliis acrioribus adversus tyrannum armaret), crimine imposito, gladio eam interfici iubet. Post quam occiditur at ille filius magnus (l. maior), literis institutus, cui secundum constitutionem Geiserici, eo quod maior (d. h. älter) omnibus esset, regnum inter nepotes potissimum debebatur. — Tunc et Gentonis maiorem filium, nomine Godagis, cum uxore, absque solatio

---

*) Bei Cassiodor (Varior. III. 3.) wird Hermenfrit von Thüringen titulirt: Erulorum, Guarnorum (i. e. Werinorum) et Thoringorum rex. Der Brief ist vor 507 geschrieben.

servi aut ancillae, crudeli exilio delegavit, fratrem vero Theodericum, post occisionem uxoris et filii, nudum atque destitutum similiter relegavit. Post cuius mortem filium, qui supererat, infantulum, duasque filias ejus adultas, impositas asinis, longius affligendo projecit.

Das sind die Grundzüge von Dieterichs Flucht, und dieser Dieterich war ursprünglich der wandalische Theoderich, den die Sage mit dem Gothischen zu einer Person verschmolzen. Ihm gegenüber stand sein grausamer Bruder Hunorich, für welchen die Sage den Ermenrich abermals einführte. Nach der Sage mußte Dieterich in seiner Jugend flüchten, hier hat sie nicht den wandalischen Theoderich, sondern die Erinnerung an seinen unmündigen zweiten Sohn vor Augen, eine Verwechselung, die vielleicht das Mitleid erhöhen sollte. Im Liede verbannt Ermenrich seinen einzigen Sohn Friderich zu den Wilzen, das ist Verbildung, die nur eine Hindeutung enthält, wie Hunorich seine Brüder ins Elend jagte. Ermenrich starb eines traurigen Todes und verlor alles, auch eine Andeutung, daß nach Hunorichs Tode seine Familie nicht zur Regierung kam, sondern ein Sohn seines Bruders Genzo. Die Untreue Ermenrichs, welche die Lieder so sehr hervorheben, hat demnach die Bedeutung der Grausamkeit und des Mordes gegen Blutsverwandte. Hiltebrant kommt in der Geschichte nicht vor, kann aber recht gut ein getreuer Lehnsmann sein, der den wandalischen Kriegs-Sohn in Armuth und Elend begleitet hat. Später läßt er sich deutlicher nachweisen.

Die Hauptverwirrung hat Ermenrich hervorgebracht, weil er für drei andere Personen eintreten mußte, nämlich in den Harlungen für den gothischen Theoderich, in der Ravennaschlacht für den Odoacher, und in der Flucht für den Hunorich. Die historische Grundlage mußte dadurch aus ihren Fugen gehen und es konnte eine solche Menge fremdartigen Stoffes auf den Namen gehäuft werden, daß er immer mehr mythisch wurde. Man sieht aber auch daraus, wie fest bereits Ermenrich in der Sage stand, und wie er schon zum Mythus überging, da er so frühe schon andere Personen vertrat, also eine allgemeinere Bedeutung annahm. Daher denn auch der Zusammenhang der Flucht mit den Harlungen, die in der Wirklichkeit durchaus nicht zusammenhingen und nur durch den Ermenrich verbunden wurden. Die zwei Harlungen, die er umbringen läßt, sind deutlich genug die zwei Söhne des wandalischen Theoderich, welche Hunorich ermorden ließ. So ist denn etwas aus der wandalischen Sage in die Herulische übergegangen. Die Sage von der Flucht muß sich aber zu gleicher Zeit mit jener der Harlungen gebildet haben.

2. Zweite Gestaltung der Sage. Man findet in der ersten Grundlage nichts, was auf die Hünen und Wölfingen Bezug hätte, diese Zuthaten mögen daher einer spätern Zeit angehören. Ich glaube, sie sind langobardischen Ursprungs. Sagenreich waren die Langobarden, weniger dichterisch, sonst hätten sie ihrem Stoffe nach wohl ein eigenes Lied von der Flucht hervorgebracht. Denn in ihrer Geschichte waren die Grundzüge dazu vorhanden, die ich in folgenden Hauptsätzen zusammen stelle. König Aripert I. hatte das Reich unter zwei Söhne getheilt. Bürgerkrieg war die Folge, der Herzog Grimoald von Benevent ward zu Hülfe gerufen, brachte den einen Bruder verrätherisch um, zwang den andern Bertharith zum Chan der Avaren zu entfliehen, und warf sich zum König auf, indem er eine Tochter des Aripert zur Frau nahm. Der Chan ward durch Drohungen gezwungen, den Flüchtling herauszugeben, Bertharith ging selbst zu seinem Schwager Grimoald zurück, der ihn eine Zeitlang gut behandelte, aber durch Höflinge eingeschüchtert, ihn umbringen wollte. Bertharith entfloh mit Hülfe seiner Getreuen zu den Franken. Grimoald ehrte die Treue so, daß er ihm seine Diener beschenkt nachschickte. Da bald darauf Grimoald mit den Franken Händel bekam, so hielt sich Bertharith in Frankreich nicht sicher, und floh zu den Sachsen nach Britannien. Nach Grimoalds Tod (671) kam er zurück, stieß dessen unmündigen Sohn vom Throne und nahm sein väterliches Reich wieder in Besitz *).

Hier sind die Grundzüge jenen der früheren Sage sehr ähnlich. Bertharith verliert sein väterliches Reich, Dieterich auch, beide kommen nach dem Tode des Feindes wieder in Besitz. Ermenrich steht also hier zum viertenmal für eine andere Person, für den Grimoald, und die Sage ist auch hier getreu, da sie zwischen diesem Ermenrich und Dieterich die Verwandtschaft festhält, denn Bertharith und Grimoald waren Schwäger. Nun erklärt sich die Flucht zu den Hünen, es ist die Flucht Bertharithś zu den Avaren oder nachherigen Ungarn, welche demnach in der Sage mit den Hunnen identificirt wurden. Der Chan der Avaren ist somit der Etzel der Sage. Sodann tritt der alte Hiltebrant hier deutlich ein, er ist der Repräsentant der treuen Diener, die ihrem Herrn Bertharith zu seiner zweiten Flucht nach Frankreich behülflich waren, deren Treue selbst Grimoald ehren mußte. Ich konnte ihn bei der wandalischen Grundlage nicht nachweisen, daß er der longobardischen angehört, zeigt sich aus obigem und aus dem Namen selbst, denn er ist rein langobardisch, da bei diesem Volke die Form — brant sehr gebräuchlich war (Ansprant, Liutprant rc.), nicht aber bei den Gothen und Wandalen. Die dreimalige Flucht Bertharithś hat den Begriff der Flucht in die Sage tief eingeprägt, und da er zu Franken und Sachsen kam, so ist es begreiflich, warum auch der Norden von dem fliehenden Dieterich Kunde erhielt. Nun wird mir auch deutlich, warum die Angelsachsen eine verhältnißmäßig so vollständige Kenntniß vom Ermenrich, den Harlungen, Sibich — überhaupt vom Dieterichischen Kreise besaßen, sie haben sie nämlich von den flüchtigen Langobarden bekommen, die ihren Herrn mit dem fliehenden Dieterich mit Recht zusammen stellten und deshalb diese Sage vorzüglich gekannt und verbreitet haben. Das würde meine obige Angabe bestärken, daß die Sage von Dieterichs Flucht bereits zu Anfang des 6. Jahrhunderts schon gebildet war. Darum konnte Bertharith nicht mehr eintreten und den Dieterich verdrängen, eben so wenig als Grimoald den Ermenrich, aber die Geschichte der jüngeren Fürsten lieferte Zusätze zu der älteren Sage, wodurch sie erweitert und wesentlich verändert wurde. Denn nur aus dieser zweiten Gestaltung ist das gute Vernehmen erklärbar, daß eine Zeitlang zwischen Ermenrich und Dieterich (Grimoald und Bertharith) geherrscht hat, die wandalische Geschichte enthält nichts davon. Die Nebenpersonen haben bestimmtere Umrisse erhalten; Sibich fand seine neue Bestätigung unter den Höflingen Grimoalds, denen wohl auch Ribstein, Sibichs Gesell, angehören mochte. Ich vermuthe dies, weil die Sage Gleichstellung liebt, nämlich zwei Verräther Sibich und Ribstein, zwei Getreuen Eckhart und Hiltebrant.

In diese zweite Gestaltung der Sage scheinen mir auch die Wölfingen aufgenommen, wovon wir früher keine Spur angetroffen. Doch ruht die Nachweisung, die ich geben kann, auf seichtem Boden und ich theile sie mit, weil ich nichts besseres kenne. Möge es ein Anderer besser treffen. Die geschichtliche Grundlage scheint nämlich diese: dem König Grimoald empörte sich sein Herzog Lupus von Friaul; da jener den Volkskrieg vermeiden wollte, so rief er die Avaren in's Land, die den Lupus unterdrückten, worauf Grimoald dessen Tochter mit seinem Sohne vermählte und die Avaren durch List wieder hinaus brachte. Man sieht, daß ich auf den Namen Lupus lossteuere, und lächelt im Voraus, nun, das darf auch dabei sein. Lupus heißt der Wolf, daß aber ein Lombardischer Herzog einen lateinischen Namen im 7. Jahrhundert führt, das klingt verdächtig, und es ist wahrscheinlich, daß der lateinische Chronist dem Namen die Ehre der Uebersetzung angethan. Die Leute des Herzogs Wolf müssen Wölfingen heißen, nun, da wären sie ja ohne große Um- und Abschweife. Die Sage erklärt aber die Wölfingen für das Geschlecht Hiltebrands, da brauchen wir den Lupus gar nicht, aber genau betrachtet ist es nicht so. Hiltebrands Geschlecht gehörte zwar zu den Wölfingen, diese waren aber ein zahlreiches Volk, welches zum Theil unter Dieterich, zum Theil unter Ermenrich diente, also mit sich selber zwieträchtig war. Dieser Umstand kann sich erst im Folgenden aufhellen.

Dritte Gestaltung der Sage. Außer den Wölfingen behält die Sage noch den eigenthümlichen Punkt, daß Dieterich mit Hülfe der Hünen und Wölfingen sein väterliches Reich erobert. Aber auch dafür finden sich die historischen Grundzüge bei den Langobarden und zwar bis in Einzelheiten der Sage hinab. Ich stelle sie wieder zusammen: Kunibert, Bertharithś Sohn, hatte zum Vormünder seines Sohnes den Ansprant bestimmt. Allein Ragunfret, ein Neffe Bertharithś und damals Herzog von Turin, schlug den Ansprant und riß das Reich an sich. Er starb schon 701, aber sein Sohn Aripert II. folgte ihm, schlug alle Anhänger des verstorbenen Kuniberts, bekam seinen Sohn gefangen und zwang den Ansprant, zuerst auf eine Insel, dann nach Baiern zu fliehen. Aripert wüthete gegen seine Verwandten mit Mord und Verstümmelung und suchte durch geheuchelte Armuth auswärtige Freunde zu täuschen und abzuhalten. Ansprant drang aber mit Hülfe der Baiern in die Lombardei ein, schlug den Aripert, der sich mit seinen Schätzen nach Frankreich flüchten wollte, aber weil er über den Tessino schwimmen mußte, von ihrem Gewicht hinabgezogen wurde und ertrank. Ansprant ward König 712, und nach seinem baldigen Tode folgte sein Sohn Liutprant.

Hier ist Ermenrich die fünfte Person, nämlich Aripert II., das ist der geizige, karge Ermenrich *), der den großen Schatz be-

---

*) Paul. diac. lib. V. passim.

*) W. Grimm t. Heldensage p. 187 erklärt diese Kargheit durch Hinterlist; nach der geschichtlichen Grundlage ist das auch richtig.

sitzt, wovon die ältere Sage nichts weiß. Ansprant der Vormund ist nun bestimmter Hiltebrant, weil aber das Geschlecht Kuniberts umgebracht wurde, und Ansprant mit seinem Sohne das Reich für sich eroberte, so hat die Sage ihrer Consequenz wegen die historischen Personen aufopfern müssen, d. h. sie hat den Dieterich, der im Liede schon festgewurzelt stand, behalten, obgleich er in dieser dritten Gestaltung den Liutprant vertrat. In der Sage stehen daher Hiltebrant und Dieterich, in der Geschichte Ansprant und Liutprant. Dietrich kömmt über die Berge nach der Lombardi mit dem Wölfingen und Hünen, warum aber sind die Baiern vergessen, warum ist die Schlacht nach Ravenna verlegt? Die Baiern fehlen, weil die Hünen und Wölfingen sich bereits in der Sage festgesetzt hatten. Die Ravennaschlacht blieb, weil auch sie schon lang bei der Bildung der Harlunger Sage im Besitz der Ueberlieferung war. Vielleicht aber haben die Baiern bei ihren vielfachen Verhältnissen mit den Langobarden auf die letzte Gestaltung der Sage, so wie auf deren Erhaltung bedeutenden Einfluß gehabt. Denn bis zur Auflösung des Herzogthums blieb dieser baierisch-langobardische Zusammenhang durch die Ehe Tassilo II. mit der Tochter des letzten Lombardenkönigs Desiderius.

Die Hülfe der Hünen ist aus der Geschichte Bertharitds hinzugekommen, weil er bei den Avaren war, die getheilten Wölfingen sind die Langobaeden von Friaul, wovon ein Theil mit den Avaren vor Grimoald auszog, ein anderer zurückkehrte oder blieb, und so wieder in seine Dienste trat. Dies ist die natürlichste Erklärung. Denn daß die vornehmen Lombarden, die sich mit Lupus empört hatten, die Rache Grimoalds fürchten mußten, ist klar. Als Grimoald die Avaren wieder hinausjagte, was konnten die friaulischen Rebellen besseres thun, als sich mit den Avaren zurückziehen? Daß ein Theil dieß gethan habe, gibt die Sage zu verstehen. Nun aber war Bertharith bei den Avaren, ein Theil der Wölfingen auch, fast zu gleicher Zeit, d. h. der Fürst und ein Theil seines Volkes waren bei den Avaren im Elend. Was war natürlicher, als daß die Sage die geflüchteten Lombarden zum Haus- und Heergesinde des geflüchteten Königs machte? Daß waren sie ja auch in der That, und so scheinen mir wenigstens die Wölfingen kein Hinderniß gegen die historische Grundlage. Die zweite Gestaltung hätte sich dann nach 660 gebildet, die dritte nach 712. Daß die Wölfingen von ihrem Wappen (drei goldenen Wölfen in einem blauen Ring) den Namen haben, wie das Lied vom Wolfdieterich sagt, scheint mir überhaupt eine Zugabe des 14. Jahrh., um den unverständlichen Namen verständlich zu machen. W. Grimm (Heldensage p. 233.) erkennt nur den Ring für eine falsche etymologische Zuthat.

C. Die Gibelinen.

Namen und Wesen dieser ursprünglich kaiserlichen Partei in Italien sind bekannt, nicht so ihr Einfluß auf die Sage, dee hier zu untersuchen ist. Diesen Einfluß hätten sie nicht erhalten, wären sie nicht eine politische Macht gewesen, die auch äußerlich auf die Volksgeschichte gewirkt hat, denn nur auf wirkliche Thatkraft in der Geschichte nimmt die Heldensage Rücksicht.

Gibelinen sind karolingische Burgunden, so kann ich sie am besten von den Gibichingen, oder reinen Burgunden, unteescheiden. Das Reich und Königshaus dieser alten Burgunden wurde durch Chlodowechs Söhne 534 vernichtet. Unter fränkischen Königen dauerte aber der Name des Landes, auch als eines besondern Reiches fort. Das kann viel beigetragen haben, daß sie der Sage nicht abstarben. Denn von den Gibichingen rührt ein Grundstoff der Sage her; er gehörte wie es scheint, einem hochdeutschen Volke an, da, nach den Namensformen und Volksdialekten zu schließen, die Burgunden eine hochdeutsche Mundart geredet haben *).

Bei der Abnahme der Karolinger erhoben sich die neuburgundischen Reiche, Niederburgund durch Boso I. im Jahr 879, Hochburgund durch Rudolf im Jahr 888; beide wurden vereint im Jahr 930, und kamen nach Aussterben der männlichen Linie 1032 durch Erbschaft der fränkischen Kaiser an das teutsche Reich. Die Könige von Neuburgund waren in weiblicher Linie mit den letzten Karolingern verwandt.

Diese Ereignisse haben auf die Sage mehrfach gewirkt. Dreihundert und fünfzig Jahre waren die Burgunden durch die fränkische Herrschaft mit diesem Volke in naher Berührnng und in engem Verhältniß, ihre neuen Königshäuser sind aus dem fränkischen hervorgegangen, Volk und Fürsten haben fränkischen Einfluß erfahren. Daß die Sage eine ähnliche Vermischung wie die beiden Völker erlitten, ist fast eine nothwendige Annahme und wird durch die Form Gibelin, die sich wahrscheinlich schon im 10. Jahrhundert gebildet hat, bestätigt. Viel früher wird man sie auch schwerlich antreffen, denn sie ist das Resultat einer Sagenmischung. Dies voraus, um die verschiedenen Gestaltungen der Sage zu erklären.

1. Erste Bildung der Sage. Die Gibichingen haben zur Sage geliefert die Grundzüge zur Nibelungen-Noth durch ihre Niederlage, die sie von Attila (um 450.) erlitten. Diese Noth steht schon im Chronicon Prosperi ganz sagenhaft vergrößert: Gunthicarium Hunni cum populo suo ac stirpe deleverunt, denn geschichtlich ist das eine baare Lüge, weil das Volk sich erhalten hat. Man sieht aber wie früh sich die Sage dieses Ereignisses bemächtigt und warum auch die Gothen eingeführt sind. Die Gibichingen waren Westgothen und zwar Baldinger, die Gothen der Nibelungen Noth sind Westgothen, die bei Châlons sur Marne noch viel mörderischer gegen Attila fochten als die Burgunden. Die Verwandtschaft der Häuser, die Aehnlichkeit des Volksunglücks hat in der Sage Burgunden und Westgothen zur Nibelungen Noth vereint. Allein sie stehen sich hier feindlich gegenüber, Nibelungen gegen Amelungen, wovon nachher.

Wie kommt aber Sigfrit mit den Burgunden zusammen? d. h. wer ist Chriemhilt? denn jener bleibt noch außer Acht. In der Edda heißt sie Gothrún und ihre Mutter Grimhild, bei jener führt aber die Edda zweimal ein Wortspiel an, was mir auffällt, nämlich: „Sigfrit gab der Gudrun von Fafners Herz zu essen, und seitdem ward sie viel grimmiger," sodann sagt Brunhilt zu Gudrun: „Du hast ein grimmiges Herz" *). Entweder hat man damit etwas in den Namen Chriemhilt legen wollen, oder ist die Anlehnung an eine historische Person Schuld, daß in der teutschen Sage Chriemhilt stehen geblieben. Die Grundlage scheint mir nämlich folgende: Chilperich II. (in der Edda Hjálprekr) war König von einem Theile Burgunds, seine Tochter war Chlothild (die Chriemhilt der Sage), sie nahm zur Ehe den Frankenkönig Chlodowech I., er starb jung und hinterließ seine Witwe mit den drei Söhnen Chlodomer, Childebert, Chlothachar (Erp, Hamdir, Sörli). Gundobahad von Burgund hatte nach dem Gerüchte seinen Bruder Chilperich umbringen, und dessen Frau mit einem Steine ertränken lassen. So war Haß mit Chlothilt. Als aber Sigmunt seinen eigenen Sohn Sigerich auf falschen Verdacht der Herrschsucht und auf Anstiften seiner zweiten Frau ermordet hatte, reizte Chlothilt ihre Söhne, die Burgunden zu bekriegen. Sigmunt ward gefangen und umgebracht, aber im zweiten Kriege fiel Chlodomer bei Vienne.

Ich bin weit entfernt, hierin die Sage vollkommen wiederzu finden, den Jonakurs Söhne sind älter als Chlothilts Kinder, und die Rache an Sigmunt, so wie der Fall Chlodomers, gleichen nur schwach dem Ende Jormunreks und Erps. Aber deutlicher sind Hjalprekr und Chriemhilt aus der Geschichte in die Sage eingetreten, denn eine gewisse Aehnlichkeit dieser Ereignisse mit der Sage läßt sich nicht verkennen. Darin muß auch der Grund liegen, warum man solche und ähnliche Begebenheiten an die Sage angelehnt und die historischen Personen darin aufgenommen. Weiter finde ich aber in der altburgundischen Geschichte nichts, was auf die Gestaltung der Sage Einfluß gehabt hätte, und diese erste Bildung enthält schon zwei wesentliche Elemente, die Noth und Chriemhilt, wovon diese sogar historisch später nachzuweisen ist als die Noth selbst, die sie doch nach der Sage heebeigeführt hat. Ich zweifle stark, ob die Chriemhilt der gothischen Sage bekannt war, kein Zeitgenosse berichtet beim Tode Attilas etwas von ihr, und was W. Grimm (Heldens. 9) über dessen Tod aus Schriften des 9., 11. und 12. Jahrhunderts anführt, das ist ja zum Theil selbst aus der Sage entlehnt und vielleicht entstellt. Daß Jornandes die Swanhilt kennt, folgt daraus nothwendig, daß er die Chriemhilt (oder Gudrun) gekannt habe, weil die alte Edda die Mutter der Swanhilt anführt? das wäre ein bündiger Schluß. Ist aber Chriemhilt erst im 6. Jahrhundert in die Sage aufgenommen, der sie allein Zusammenhang und Seele giebt, so erscheint die doppelte Frage, ob dieß der eigentliche Anfang der Sage ist, oder Chriemhilt eine ältere Person ersetzt hat? Da sie im teutschen Liede den Kern bildet und so ausführlich behandelt ist, so bin ich geneigt, ihr wenigstens bei den Südteutschen keinen so frühen Ursprung zuzuschreiben, weil sie sonst doch wohl fragmentarischer, so wie Brunhilt, dargestellt wäre.

1. Zweite Gestaltung der Sage. Es ist bekannt, daß der zweite Theil der Nibelungen eine viel gleichere und mehr vollendete Behandlung zeigt als der erste. Das ist ein sicherer Beweis, daß die Sage darin eine spätere Bildung hat. Die größere Wärme der Darstellung rührt von näherer Betrachtung eines ähnlichen Lebens her, d. h. es müssen den letzten Dichtern lebendige Ereignisse ganz nah gelegen sein, aus welchen sie die Ausschmückung des alten Stoffes herbeigezogen. Weil aber die alten Namen im Liede schon fest standen, so konnten die neuen Vorbilder nur zur Erweiterung und Ausschmückung der ältern dienen. Die historischen Punkte sind diese:

*) Die westlichen Schweizeedialekte, welche zu Burgund gehörten, sind hochdeutsch. Das einzige van in der Walliser Mundart beweist noch keinen niederteutschen Ursprung des Volkes. Die Altburgunden sagten Gibica, nicht Givica.

*) Alte Edda nach Rask, p. 202. 204.

Seitdem Rudolf von Burgund die Lombardei erobert (922), wurden die Gibelinen (Neuburgunden) nach Italien gezogen. Mit den Burgunden hingen die Schwaben durch Wechselheirathen und schon als Nachbarn immer zusammen, und in den italienischen Kriegen wurden die Ungarn von den Feinden Rudolfs gebraucht. Rudolf ließ sich mit Hermengart von Toscana in Liebeleien ein, die beinahe mit seinem Tode geendigt hätten. Er verlor Italien, aber Hugo von Niederburgund ward nach ihm Herr, dessen Sohn Lothar II. die Tochter Rudolfs Adelheit in ihrem 16. Jahre zur Frau bekam (947). Nach drei Jahren starb Lothar nach allgemeiner Sage an Gift, das ihm durch die Anhänger seines Feindes Berengar und dessen böser Frau Willa beigebracht war (949). Diese beiden wünschten sehr, daß Adelheit ihren Sohn Adelbert heirathen möchte. Adelheit war durch ihre Schönheit und Tugend berühmt, und wurde es jezt noch mehr durch ihr Unglück und ihre Standhaftigkeit. Sie schlug den Adelbert aus, und erzürnte dadurch den Berengar, noch mehr aber die Willa, so, daß man sie auf der Flucht ergriff, alle ihre Schätze nahm, sie in ein finsteres Loch einsperrte und mit Faustschlägen und Haarausreißen mißhandelte*). Sie entkam auf das Schloß Canossa, wo sie Albert Azzo in Schutz nahm, bis Otto I., den sie zu Hülfe gerufen, sie befreite und ehelichte (951). Bald darauf brachte Otto den Ungarn die große Niederlage bei (955). Nach Otto's Tod ward sie am Hofe ihres Sohnes verläumdet, weil sie nicht gut mit dessen Frau Theophano stand, sie wich den Hofpartheien aus und ging zu ihrem Bruder Conrat nach Burgund. Otto II. reute jedoch sein Benehmen, er schickte ihr eine Gesandtschaft, und lud sie nach Pavia zur Versöhnung ein, wohin sie auch kam. Sie baute viele Klöster, war sehr mildthätig, hatte prophetische Gaben, indem sie das Unglück ihres Enkels Otto III. vorhersagte, und starb im Jahr 1000**).

Diese Gibelinin Adelheit hat manche Züge zu dem Bilde der Chriemhilt geliefert, wie es die lezte Bearbeitung uns zeigt. Beide Weiber waren volksverwandt, beide hatten ähnliches Schicksal. Sehr jung war Adelheit verheirathet, Gudrun auch; ihr Mann ward ermordet nach kurzer Ehe, Sigfrit auch; Willa stand der Adelheit gegenüber, wie Brunhilt der Chriemhilt; man nahm der Adelheit Alles und mißhandelte sie, so ging es der Chriemhilt; Otto wurde der zweite Gemahl der Adelheit, Ezel der Chriemhilt; Otto lieferte die große Ungarnschlacht, Ezel die Nibelungen Noth; Adelheits Mann Otto, ihr Lehrer Ezzemann, ihr Beschützer Azzo waren alles Anklänge an den Ezel der Sage, und der Fall des Blödelin hatte sein Gegenstück im Tode Thanemars, der Ottos Bruder war. Die Streitigkeiten mit Theophano glichen dem Frauenzank in der Sage, Ottos II. Einladung und Versöhnung mit seiner Mutter konnte auch mit dem Liede verglichen werden, Adelheits Weissage ist Ute's Traum vor dem Abzug der Burgunden. Natürlich ist die historische Causalität eine ganz andere, dieser konnte aber die Sage nicht folgen, so lang sie noch Poesie bleiben und keine Chronik werden wollte. Sie mußte sich mit äußern Anhaltpunkten begnügen, um ihre innere Ueberzeugung zu rechtfertigen, daß in Adelheits Geschichte die alte Mähre gleichsam wiedergeboren sei.

Für die Darstellung Chriemhilts ist Adelheit Muster gewesen, und jezt begreift sich die standhafte Dulderin Chriemhilt, denn das ist Einfluß des Christenthums, eine halbe Heilige war ja ihr Vorbild. Nun ist Chriemhilt mildthätig geworden, gibt mit reicher Hand den Armen, läßt Messen singen, nun stiftet Ute die Abtei Lorsch, nun sträubt sich Chriemhilt gegen den Ezel wegen dem Heidenthum, lauter Dinge, wovon in der älteren nordischen Abfassung keine Spur zu finden. Die Weiche und Milde, womit Chriemhilt in den Aventüren vom Mord und Begräbniß gehalten, die innige Theilnahme, womit sie im ganzen zweiten Theile behandelt ist, verräth zu sehr eine christliche Erneuerung und Ausführung, als daß wir diese Parthien des Liedes vor das 11. Jahrh. zurücksetzen können. Noch war aber die Sage stärker und lebendiger als der äußere Einfluß, sie hat von diesem entlehnt, was zu ihrem Schmucke dienen konnte, ihre eigene Causalität hat sie aber dem äusseren Einfluß nicht aufgeopfert.

So scheint mir diese lezte Ausbildung des Liedes in das Jahrhundert der fränkischen Kaiser zu fallen. Sie vereinten in sich so vieles, was zur Erhaltung, Anknüpfung und Vollendung der Sage beitragen mußte. Sie waren Franken Karolingischer Abkunft, Herzogen zu Worms, der einzigen Stadt, von welcher damals ein Herzogthum genannt wurde, sie waren durch Heirath Gibelinen (Cunrat II. mit Gisela), — das scheinen mir lauter Hauptbedingungen zum Fortleben und zur Ganzheit der Heldensage. Denn nur die Nibelungen sind eine Ganzheit, nur sie haben eine strenge innere Consequenz, die gothischen Sagen sind Fragmente, weil die spätere Volksgeschichte keine Begebenheit aufzeigte, an welche man die Totalität der Sage hätte anknüpfen können.

3. Ethnographische Sonderbarkeit. Statt aufzuklären scheinen die Nachweisungen noch mehr zu verwirren. Allein man bedenke das bewegte Leben der teutschen Völker jener Zeit und die ungemeinen Veränderungen, die sie erlitten, und man wird es natürlich finden, daß die Heldensage aus einem bunten Gemische von Begebenheiten gebildet ist. Zu diesem Satze will ich eine eigene Bestätigung geben, um zu beweisen, wie sehr die teutschen Völker, und zwar gerade auf dem Hauptschauplatz der Sage, durch einander geworfen wurden. In den vier Gauen um Worms trifft man die Spuren von sechs teutschen Völkern an. So nah beisammen wird man in ganz Teutschland die Burgunden, Franken, Sachsen, Friesen, Schwaben und Langobarden nicht finden. Ich will sie angeben. 1) Franken. Ueberhaupt ist die Totalität der Einwohner im Speier- und Wormsgau fränkisch, besondere Zeugnisse sind Franko-no-dal, die Stadt Frankenthal zwischen Mannheim und Worms, kommt schon vor 772.; Frankono-vort, Frankfurt von gleichem Alter. Beide Oerter sind nach dem Volke genannt, Frankenstein und dergleichen Namen, die von einzelnen Personen gebildet sind, können hier nicht beachtet werden. 2) Schwaben Swabo-heim (mansio vel habitatio Suevorum), jezt Schwabenheimer Hof zwischen Heidelberg und Ladenburg am Neckar, kommt vor 779; Suabo-heim, an der Appel, jezt Pfaffen-Schwabenheim, um es von Sur-Schwabenheim zu unterscheiden, 776. 3) Langobarden. Langobardonheim, der Flecken Lampertheim, Worms gegenüber, v. 832. 4) Friesen. Friesenheim, heißt noch so; Dorf zwischen Mannheim und Oggersheim, 770. Dies könnte auch von Friso kommen, aber die volle Endung — ono ist früh bei den Franken in — en verkürzt worden, so daß von diesem en nur mit Vorsicht auf ein nom. prop. geschlossen werden darf. 5) Sachsen. Sachsenhausen bei Frankfurt und die drei Sachson-heim an der Bergstraße zwischen Heidelberg und Weinheim v. 779. 6) Burgunden. Der Wald Burgunthart in der Heppenheimer Mark, v. 773. Mit großer Wahrscheinlichkeit darf man noch Thüringer und vielleicht Heruler hinzuzählen, die zwei Thurinch-heim (die Stadt Dürkheim an der Hard und das Dorf unterhalb Worms) v. 770. aus Thuringo-heim verkürzt, denn das nom. prop. Durinc, Thurinc kommt in der ganzen Gegend nicht vor. Harlesheim, Hernsheim bei Worms, ist wegen der Singularform zweifelhaft, obgleich der Lorscher Codex keinen Harel, Herel, Heril etc. aufweist. Will man weiter gehen, was heißt Walahastadt, Wallstadt zwischen Ladenburg und Mannheim (768), anders als locus Gallorum? Wahlstatt gäbe die nächste Erklärung, wenn nicht die älteste Form unveränderlich Walahastat wäre.

D. Die Nibelungen.

Die Franken oder die Karolinger haben ursprünglich diesen Namen nicht geführt, ich kann die verschiedenen Bildungen der Sage nur dadurch andeuten, daß ich diesen allgemeinen Namen nach den Völkern eintheile, die ihn angenommen. Es gab fränkische, sächsische und brittische Nibelungen, wovon diese die ältesten waren. Ich will sie einzeln betrachten.

1) Die fränkischen Nibelungen. Die Franken scheinen der Sage den Sigfrit und die Brunhilt, wenigstens dem Namen nach, gegeben zu haben. Die Sache ist schon von Andern erwähnt worden, ich muß sie aber des Zusammenhangs wegen auch berühren und etwas anders auffassen.

a. Der erste Sigfrit. Um Beispiele von Verwandtenmord zu finden, braucht man in der Merowingergeschichte nicht verlegen zu sein, doch finden sich nur zwei, die mit der Sage des Sigfritmordes nähere Beziehung haben. Sigbert, König der Ripuarier, hatte sein Reich am Niederrhein und wohnte zu Köln, sein Sohn Chararich ließ den Vater im Buchenwald (Silva Buchonia) ermorden und da er die Rache Chlodowechs fürchten mußte, bot er diesem die Hälfte des väterlichen Schatzes an.

*) Vita Adelheidis. bei Canis. lectt. ant. III. lib. I. c. 1. 2. a quibus innocens capta, diversis angustiata cruciatibus, capillis caesariei distractis, frequenter pugnis exagitata et calcibus. Man schreibt dieß Leben dem Odilo v. Clugny zu, immerhin ist es von einem Zeitgenossen, der die Adelheit persönlich gekannt hat. Die Abfassung ist elend.

**) Vita Adelh. I. 4. 5. socrui ex parte fuit contraria. Ad postremum vero cujusdam Graeci aliorumque adulantium fruens consilio (Theophano) minabatur sic quasi manu designando dicens: „si annum integrum supervixero, non dominabitur Adalheida in toto mundo, quin possit circumdari palmo uno." quam sententiam inconsulte prolatam divina censura fecit esse veracem, intra quatuor hebdomadas graeca imperatrix ab luce discessit. Ueber ihren Charakter c. 6. Multis bonum pro malo reddidit, nihil ex objectis injuriis sibi reservabat, — ex propriis sumtibus condidit monasteria, z. B. Selz am Rhein, Rastatt gegenüber, wo sie ihren Lehrer Ezzemann zum Abt machte. Ib. c. 7 8. pauperibus largienda decernebat — communem liberalitatem servavit. Ihre Prophezeihung c. 12. Cum staret in angulo ecclesiae, quidam nuntius venit adeam de Italia, Franconem Wangionensem Episcopum (Worms) nunciavit Romae fuisse defunctum. — Et statim, ut ejus obitum audivit, quasi in excessu mentis ita est exorsa, dicens: „quid — dicam de illo seniore nostro et nepote meo (Otto III.)? peribunt, ut credo, in Italia multi cum eo, peribit post, ut timeo, augusti indolis Otto, remanebo omni humano destituta solatio. Absit o domine, ut videam superstes tam lugubre dispendium." Für sie war es nicht schwer über Italien zu prophezeihen, das Unglück ihres Enkels traf auch nach ihrem Tode ein.

Chlodowech ließ ihn über der Theilung ermorden und nahm sein Reich, um 509. Statt Verwandtenmord liefert die Geschichte einen Vatermord, statt dem Odenwald den Buchenwald, statt Xanthen Köln, das niederländische Reich aber hat die Geschichte mit der Sage gemein. Der Schatz spielt auf den Hort an, die Ermordung Chararichs über der Theilung auf die Erwerbung des Hortes durch Sigfrit. Im letzten Fall steht Chlodowech für den Sigfrit, wie wir schon oben bei der ersten Chriemhilt gesehen. Von Nibelungen keine Spur, vom Zwergenfürsten auch nicht.

b. Zweiter Sigfrit. Sigbert, König von Austrasien, hatte zwei Brüder, Guntchram von Burgund und Chilperich von Neustrien, mit denen er lange Zeit in Frieden lebte. Unterdeß aber besiegte er (zwischen 561. und 572.) in schweren Kriegen die Sachsen und Dänen, als wegen Ländertheilung sein Bruder Chilperich mit ihm selbst Händel anfing (573). Während des Krieges ließ Chilperich seine Frau Geileswinth umbringen, und nahm die Beischläferin Fredegunt zur Frau. Geileswinth war eine Schwester Brunhilts, der Gemahlin Sigberts, daher Todtfeindschaft zwischen Fredegunt und Brunichilt. Da Sigbert überall siegte, so ließ ihn Fredegunt durch zwei Männer im Lager bei Vitry ermorden, 575. Brunhilt wurde von Chilperich bewacht, ihr Sohn ward aber gerettet, und sie heirathete gleich darauf den Merowe, einen Sohn Chilperichs von der Audovera um ihn zur Rache an Fredegunt zu gebrauchen. Die Bürgerkriege dauerten fort, Chilperich ward umgebracht, und Brunhilt maßte sich in Austrasien so die Herrschaft an, daß sie selbst einmal gewaffnet unter den Kriegsleuten erschien, und diese ihr drohen mußten, zurückzugehen, wenn sie nicht von den Pferden wollte zertreten sein. Zuletzt aber besiegte Fredegunts Sohn Chlotachar die Austrasier, bekam die Brunhilt gefangen, ließ ihre Enkel umbringen, und sie selbst nach dreitägiger Marter durch ein wildes Pferd schleifen und ihren Leichnam verbrennen. 613.

Hierin ist Guntram der Anklang an Gunther, dieser aber wird durch Chilperich vertreten und Guntram ist der nordische Gutorm und der teutsche Gernot. Sodann erscheint hier der alte Sachsenkrieg, wie er etwa in den Liedern der karlischen Sammlung vorkam, denn der neue, wie er jetzt im Liede steht, hat seine Grundlage im Kriege Karls gegen die Sachsen, was schon der Namen Lüdeger (Wittukint) verräth. Im Liede freien die zwei Schwäger zusammen, in der Geschichte die zwei Brüder. Den Mord der einen Frau hat die Sage fallen lassen, aber die Kebserei der andern hat sie festgehalten. Möglich, daß Sigbert dem Chilperich zu seiner Brautwerbung behülflich gewesen, wie im Liede. Die Fredegunt der Geschichte ist nun die Brunhilt der Sage, und die historische Brunichilt ist die sagliche Chriemhilt. Von der historischen Brunhilt ist das kriegerische Wesen der saglichen Brunhilt entlehnt und vergrößert. Die Drohung des Pferdzertretens und des Pferdschleifens stimmt rückwärts mit der alten Sage der Swanhilt überein, über deren Alter jedoch ich noch keine Gewißheit habe. Sigberts Mord ist nicht schwer zu vergleichen und damit klären sich zwei Nachrichten auf. Es gab drei Berichte über Sigfrits Mord, die Teutschen sagen, er sei draußen im Walde umgebracht worden; richtig, das ist der erste Sigfrit im Buchwald, und natürlich hat sich diese Sage in Teutschland erhalten. Andere sagten, er sei auf dem Wege nach dem Thing ermordet worden; auch wahr, das ist der zweite Sigfrit, der im Lager bei Vitry gefallen, als er im Begriff war, mit seinem Heere den Chilperich in Tournay zur entscheidenden Schlacht zu zwingen. Diese Ueberlieferung wäre dann fränkisch, da aber die Nordländer sie nicht unmittelbar von den Franken erhielten, so haben sie auch deren Urheber nicht gekannt. Die Dritten sagten, Sigfrit sei schlafend im Bett ermordet. Diesen dritten Sigfrit kenne ich bei den Franken nicht. Die verschiedene Todesnachricht, die in der Sage feststeht, wird schon etwas mit der Annahme zweier Sigfrite versöhnen.

Brunhilts Ende mit Chriemhilts zu vergleichen ist auch nicht schwer. Chlotachar, der ihre zwei Enkel umbringen läßt, ist der Hagen im Liede, der den jungen Ortlieb tödtet, Brunhilts Leiche wird verbrannt, was die Sage im brennenden Hause aufbewahrt, ihr Geschlecht geht mit unter wie das der Chriemhilt. Die Sage von Sigfrit und Chriemhilt, wie sie im ersten Theile des Liedes erscheint, ist demnach im Laufe des 6. u. 7. Jahrhunderts gebildet, wozu auch das Ende Chriemhilts kam, denn die alte burgundische Nibelungen Noth hatte keinen historischen Anlaß, mit dem Mord eines Weibes zu schließen. Nach dem Liede ist Chriemhilt wenigstens 56 Jahr alt in der Nibelungen Noth, Brunhilt kann bei ihrem Tode nicht viel weniger als 63 gehabt haben. Der Unterschied ist nicht groß, und man sieht daraus, daß die Sage ihrer Grundlage treu geblieben, und dennoch stellt sie die Chriemhilt bis an ihr Ende als eine jugendliche Schönheit dar. Das kann und darf die Sage, denn ihre Personen altern nicht. W. Grimm hat aber aus diesem groben Verstoße mehrere Dichter des Liedes gefolgert (a. a. O. 64), es folgt jedoch daraus nichts weiter, als daß man diese historische Erinnerung an Brunichilt in die Sage aufgenommen, ohne deßhalb den alten Gedankengang des Liedes der chronologischen Wahrscheinlichkeit aufzuopfern. Der männliche Charakter Brunichilts blieb in der Erinnerung so lebendig, daß die Volkssage sie zu einem riesenstarken Zauberer Brunehalt umgebildet hat, dem sie die Brunhiltenstraßen in den Niederlanden zuschreibt *).

2. Die sächsischen Nibelungen. Ich nenne mit Unrecht diese Nibelungen die sächsischen, aber ich weiß keinen besseren Namen. Denn niederteutsch und niederrheinisch sind die Franken auch. Nehme man sächsisch nicht in der heutigen Bedeutung, sondern begreife darunter niederrheinische Völker außer den Franken, so wird man die folgende Nachweisung besser verstehen.

Es fehlen uns noch für die geschichtliche Begründung der Sage einige Hauptpunkte, nähmlich Xanthen, Nibelungen (Namen und Land), die Brunhiltsburg, der Zwergenfürst Alberich und der Hort. Nähere und fernere Spuren dieser Gegenstände sind bereits vorgekommen, allein über Nibelung, Alberich und Brunhiltsburg noch nichts Sicheres. Aber zu Xanthen hat nie ein König geherrscht, so viel wir wissen, und hier scheint alle Spur auszugehen. Und doch denke ich, wenn wir der Brunhilt und Chriemhilt folgen, können wir aus diesem Irrsal noch hinaus kommen.

a. Die brukterische Brunhilt. Das ist mit einem Worte Veleda, doch muß die Nachweisung von vorn beginnen. Nach den nordischen Quellen ist Sigfrit der größte und berühmteste Held, den die Erde je getragen, dessen Ruhm bis ans Ende der Welt dauern wird. Was hat er denn gethan? Den Drachen getödtet und die Nibelungen besiegt. Das ist zu wenig für so viel Lärm, und das teutsche Lied läßt sogar beide Großthaten aus und holt sie in einer Episode nach, weil es in der Jugendgeschichte des Helden keinen Platz dafür findet. Indeß beruht auch das teutsche Lied auf der Ansicht, daß Sigfrit der größte Held ist. Alle historischen Sigfrite, die wir bis jetzt gefunden, können keinen Anspruch auf eine solche Ehre machen, sie sind also nicht die Grundlage, sondern eine spätere Anschmiegung an die Sage. Diese Grundlage muß daher älter sein als die fränkische Geschichte am Niederrhein, d. h. sie muß vor das 5. Jahrh. zurückgehen. In dieser älteren Zeit wohnten andere Völker am Niederrhein, die aber sämmtlich zur niederteutschen Abkunft gehörten und mit den Franken mehrfach verwandt waren. Die Abkunft verräth sich an den Namen, vorzüglich an der Aspiration Ch im Anlaut und am t für das hochteutsche z, z. B. Chatti, Batavi (jetzt Betuwe, hochteutsch würden sie Passauer heißen), Ansibarii (d. i. Amsivaras, die Männer der Ems, wie wir noch jetzt nach dem Flusse die Ober- und Nieder-Rheiner benennen), die Aspirationen Chauki, Chamavi (d. i. Gemauer, Cherusci, Chaibones entsprechen ganz dem altfränkischen Dialekt (Grimms Gramm.

*) Ich will die Sage mittheilen, da ich sehe, daß noch Niemand darauf Rücksicht genommen. Sie steht in Caroli Bovilli liber de differentia vulgarium linguarum et Gallici sermonis varietate, Paris, 1533. 4. pag. 103. De publicis per Galliam viis, quas hodie vulgus vocat Les chemins de Brunehault. Narranda est vel historia vel fabula vulgi, quae huic pago (Bavay) alludit. Fert ejus regionis vulgus, in eo loco quondam post Bavonem regnasse quendam nomine Brunehaldum, vulgo Brunehault, arte quidem instar Juliani apostatae magum, et daemonum amicum; qui cum saepe palustrium viarum difficultatibus offenderetur, impetrasse a familiari daemone, ut, quod humano opere vix perfici posse animadvertebat, id concita et repentina daemonis opera adimpleretur: scilicet ut per omnem Galliam ab ejus regni sede insignes et publicae viae lapidibus sternerentur. Et ne fabulae (si fabula est) auctoritas desit, in eo vico, quem incolae Bavais vocant, in medio ejus foro exstat hodie columna lapidea et super columnam marmorea tabula, sub qua ab incolis inchoare omnium ejusmodi viarum capita referuntur, quae ab eo loco in omnes Galliae partes et sublimi et recto tramite exporriguntur. Visuntur usque hodie plurimis in locis ejusmodi viae stratae lapillis siliciis, quas hodiernum vulgus semitas Brunehaldi, id est les chemins de Brunehault appellat. Hae id praesertim miraculi habent, quod sublimiores sint vicinis atque agris, quod inter insignia Galliae oppida rectissimum iter conficiunt, quod siliciis lapillis, qui etiam vicinis in agris desint, sternuntur. adeo ut vel ab humo ebullivisse silices, vel aethere sublimi eos pluisse quis judicet? vel alia quam humana manu et opera undecunque toto orbe lectos in ejusmodi viarum ruderationem quis demiretur? Narravimus rem cujusmodi in ore vulgi sedet; si fabula est vel historia, prudens lector et vel memoriae vel oblivioni demandet.

— Die Sage gehört zu den Riesen- und Teufelswerken, die in Teutschland häufig vorkommen, und ihr Ursprung ist wohl ebenfalls teutsch oder fränkisch. Bavay liegt auf einer breiten Hochebene, ein unbedeutendes Städtchen von etwa 2300 Einwohnern. Auf dem Marktplatze vor dem Rathhause steht noch eine Wegsäule mit französischer Inschrift, welche die sieben Heerstraßen anzeigt. Diese sind jetzt zum Theil sehr unkenntlich geworden, und oft nicht von gemeinen Feldwegen zu unterscheiden. Uebrigens ist rund um Bavay keine sumpfige Gegend, sondern das Land besteht aus schwerem Lettenboden, der bei nasser Witterung fast unfahrbar ist. Vielleicht hat Brunhilt die römischen Heerstraßen ausbessern lassen. In der Nähe von Bavay hat man viele unterirdische Gänge entdeckt, deren Bestimmung bis jetzt unerklärt ist. Sagen von vergrabenen Schätzen sind mir von dorther nicht bekannt. Diese alte Hauptstadt der Nervier verdient durch die sagliche Anknüpfung an Brunhilt vielleicht einige Aufmerksamkeit.

I. 184.)*). Unter diesen Völkern haben nur die Bataver und Cherusker zwei Männer aufzuweisen, welche den Ruhm der Sage verdienen, nämlich Claudius Civilis und Arminius (Ermen, Irmen und später mit Hermann verwechselt).

α) Armin der erste Sigfrit. Was die Ruhmwürdigkeit durch Großthaten betrifft, so steht Hermann dem Sigfrit völlig gleich. Seine Kriege mit Varus, Germanicus, Cäcina und Marbod erheben ihn über seine Zeitgenossen und das Urtheil des Tacitus über diesen Mann (Ann. II. 88.) läßt keinen Zweifel, daß die niederteutschen Völker seinen Werth nach dem Tode anerkannt und sein Andenken in Sage und Lied gefeiert haben. Caniturque adhuc barbaras apud gentes, das ist denn nach achtzehn hundert Jahren noch wahr. Ich habe freilich, wie alle anderen Gelehrten, diese Lieder für verloren gehalten, weil ich auch glaubte, wenn noch eines übrig wäre, müßte der Name Armin darin vorkommen. Solche Ansicht ist sehr beschränkt, man unterstellt, die Volkslieder müßten nach Tacitus Annalen gemacht sein, ohne zu bedenken, daß die Dichtung ihr eigenes Feld hat, worauf sie Jahrhunderte lang blüht, welkt und wiederersteht, wenn der historische Zusammenhang der Erinnerungen schon längst verloren ist. Den Grundstoff der Nibelungen haben wir in Herrmanns Geschichte, und die Nachweisung ist bei weitem nicht so schwer, als sie scheint.

Armins Tod hat die Sage festgehalten, er war die Hauptsache, denn das Andenken an die römischen Kriege mußte untergehen, als keine Römer mehr den Teutschen entgegen standen. Die Lieder von diesen Kriegen sind verloren und die Sage setzt nur die ungenannten Heldenthaten Sigfrits voraus, was eben beweist, daß diese Voraussetzung eine Lücke anzeigt, die früher ausgefüllt war, deren Inhalt aber für die spätere Gestaltung der Sage störend wurde (weil die vergessenen Römer darin standen) und deshalb wegbleiben und untergehen mußte. Damit wurde der Sage ihr politischer Charakter entzogen, und sie bildete sich mehr in und durch die Familiengeschichte aus, wodurch sie an epischem Werthe viel mehr gewann. Armin entführte die Thusnelda, die einem andern versprochen war, aber den Hermann liebte. Ihr Vater Segestes war schon früher der Feind Armins, von ihrem Bruder Segimunt weiß man in der Hinsicht nichts, Segestes aber bekam die Tochter wieder in seine Gewalt und übergab sie mit seiner Familie dem Germanicus der ihm zu Xanthen (castra vetera) seinen Aufenthalt anwies. Thusnelda war noch kein Jahr mit Hermann verheirathet, sie war schwanger, als sie gefangen wurde, und gebar einen Sohn Thumeliko, der zu Ravenna erzogen wurde, und in seinem dritten Jahre mit seiner Mutter und seinen Verwandten den Triumph des Germanicus zieren mußte. Dabei waren noch Segimunt. Sesithac, Segimers Sohn (Segimer war des Segestes Bruder) mit seiner Frau Ramis, alles Cherusker, ferner Theudorix, Fürst der Sigambrer, und Libys ein Priester der Catten. Thumelico hatte widrige Schicksale (ludibrio fortunae conflictatus est), die Tacitus in den verlorenen Büchern der Annalen beschrieben hat. Armin spornte Alles zur Rache an gegen Segestes und die Römer, sein Oheim Inguiomer trat auf seine Seite und es folgte der schwere Krieg gegen Cäcina. Armin konnte aber seine Frau nicht befreien und seine rastlose Begierde nach Rache scheint ihn zur Herrschsucht getrieben zu haben, er ward nicht mehr geliebt, besonders war ihm der Adel entgegen. Der Kattenfürst Adgandestrius erbot sich den Römern, ihn zu vergiften, Armin gerieth in Streit mit seinen Verwandten, die ihn mit List wegräumten, da sie mit Gewalt nicht konnten. Er war 37 Jahre alt, im zwölften seiner Herrschaft. Im Jahr 19 n. Chr.

Die Hauptzüge der Sage treten hier deutlich hervor, die kurze und unglückliche Ehe, die einem Andern bestimmte Frau, die mörderischen Verwandten, der frühe Tod, der große Ruhm. In den Namen Segest, Segimunt, Segimer, Sesithac liegt schon der Anlaß zum Stabreim des Liedes Sigemunt, Sigelint, Sigfrit, in Xanthen muß Segest wohnen, das Lied macht die Stadt zur Residenz des Königs, Thusnelda (d. i. Thursenhilt) giebt schon die Endung für Chriemhilt, und wenn man auf den saglichen Riesen Grim Rücksicht nehmen will, so ist Thursenhilt und Chriemhilt nicht himmelweit verschieden. Doch ist mir das gleichgültig. Im Giftmischer Adgan-destrius könnte sogar im Namen das Vorbild Hagens liegen, den wir bis jetzt nicht gefunden haben. Dolo propinquorum cecidit scheint anzudeuten, daß man ihn nicht im offenen Kampf, sondern wehrlos umgebracht. Das wäre denn die dritte Anzeige von Sigfrits Tod, daß er im Schlafe ermordet sei, denn wachend im Kampfe konnten sie ihn nicht überwältigen, wie Tacitus selber sagt: petitusque armis, cum varia fortuna certaret.

*) Die Endung — varii, uarii bedeutet altsächsisch — Waras oder Weros, Männer, Chatluarii, Angrivarii, Chasuarii etc. angelsächsisch — waras, z. B. Kantwaras, nordisch — veriar, wie Romveriar, abjektleisch — verskr, Thydverskr, Hvinverskr.

Die Rache bildet schon einen Grundzug der Sage, in der Geschichte aber sucht sie der Mann, im Liede die Frau. Thusnelda's Sohn scheint für die Rache an der Familie des Segestes bestimmt gewesen, ludibrio fortunae conflictatus, das läßt Alles zu, auch, daß wir annehmen dürfen, Thumeliko habe in der teutschen Sage eine Rolle gespielt. Einen Sohn von Sigfrit hat Chriemhilt, eine Tochter von ihm Gudrun, nur diese Tochter tritt noch wirksam auf, die teutsche Sage hat hier die Erinnerung verloren oder sie in andere Verbindung gebracht.

Wer ist denn also der erste Etzel? Der Kaiser in Rom. Die Fürsten, die er im Triumph aufführen läßt, sind die Vasallen der Sage, die sich um den Etzel versammeln, und bereits hat der erste Etzel einen Dieterich am Hofe, den Sigamberfürsten Theudori x. Und vom Dieterich war Sigfrit in seiner Jugend mit Gewalt zum Etzel gebracht (W. Grimm. a. a. O. 73), das ist ganz richtig, Tiberius (das ist dieser Dieterich) nahm den Arminius mit nach Rom, als er die Cherusker bezwungen hatte. Hermann war also wohl zu dieser Reise genöthigt, er nahm Kriegsdienste und wurde römischer Ritter. In der Beschreibung von Etzels Macht, wie die Lieder sie geben, blickt auch noch die Erinnerung an den römischen Kaiser durch, denn was soll der Rhodan und die Griechen beim Attila? er hat über beide nie geherrscht, was sollen die vielen Sprachen in Etzels Reich? Seine Völker redeten ja nur teutsch und hunnisch und etwa noch finnisch. Diese Andeutungen passen aber vollkommen auf den römischen Kaiser. Das verhängnißvolle Ravenna kommt schon in dieser ersten Grundlage vor, ein Grund mehr, daß die späteren Anknüpfungen der Geschichte den Ort in der Sage festgehalten. Zwölfjährige Herrschaft in der Geschichte, zehnjährige Ehe im Liede, zufällig oder Erinnerung? Es ist einerlei, denn es ist keine Hauptsache. Die Priester Segimunt und Libys sind von einiger Bedeutung.

Die Noth fehlt. Ist sie die Niederlage des Varus oder des Marbod? beide sind keine Rache im Sinne des Liedes. Aber man weiß, daß in den blutigen Bürgerkriegen nach Armins Tod das ganze Fürstenhaus der Cherusker vertilgt wurde, so daß Niemand mehr übrig war, als Italus, der Brudersohn Armins, der zu Rom erzogen war und als König herbeigerufen wurde. Der Untergang des Fürstenhauses hat eine ähnliche Causalität wie die Sage, d. h. die Verwandten, die den Armin umgebracht, sind dafür selbst erschlagen worden, nur heirathet die Thusnelda den Kaiser nicht. Die Noth scheint aber anfänglich nur ein Familienstreit gewesen, wie auch die nordische Sage anzeigt, die teutsche hat sie zum Untergang ganzer Völker erweitert und ausgebildet.

β) Claudius Civilis der zweite Sigfrit. Der Namen Sivrit ist von Civilis gebildet, Sigfrit ist fränkische Aneignung. Sivrit schreiben die alten Hss. des Liedes, es ist die richtige Form, wie auch die Auflösung in Seifrit, Seifart beweist, die aus Sigifrit nicht entstehen konnte, weil das i in Sigi kurz ist. Auch zeigt die erste Sylbe in Sivrit einen fremden Ursprung, ich kenne keinen teutschen Namen, der mit Siv- anfängt. Man muß also wohl lesen Siv-rit, und dies aus — red, — rat entstehen lassen. In Civilis ist das Wurzel-i auch lang, ob das C früher oder später als Z und S gesprochen wurde, immerhin muß es schon S gewesen sein, als man die Sigberte für den alten Namen einschob. Grad von dieser Anlehnung an die Frankenkönige kann dem Namen die Endung — rit oder — vrit angefügt worden sein. Jedenfalls paßte Civilis für den Stabreim Segimunt, Segest etc., Armin aber nicht. Die Sage liebt Familien-Stabreime, und diese sind wiederum ein Beweis, daß es sehr alte Lieder der Sage gegeben, denn nur in alten Liedern waren die Stabreime für den Dichter von technischem Werth. Sobald der Endreim eintrat, fielen die Stabreime von selbst und blieben nur in den Namen. So Dieterich, Diether, Dietmar, Gunther, Gernot, Giselher, Chriemhilt, Gibich, Hiltebrant, Hadebrant, Etzel, Ortliep, Helche u. s. f., ihre Lieder sind, schon nach diesem äußeren Beweise, sämmtlich vor dem 9. Jahrhundert da gewesen, weil zu dieser Zeit der Endreim auftritt. Im Karolingischen Sagenkreise, der nach dem 9. Jahrh. gebildet wurde, erscheinen die Stabreime der Namen nicht mehr, sie waren zu jener Zeit schon unnöthig und veraltet.

Der batavische Krieg des Claudius Civilis hat nicht viel weniger Anspruch auf Nachruhm als die Kriege Armins. Da jedoch die Sage von Hermann schon gebildet und noch zu neu war, so sieht man daraus den Grund, warum nicht so viel aus der Geschichte des Civilis aufgenommen wurde. Die Sage entlehnte von dem neuen Helden nur so viel, als sie zu ihrer Ausbildung und historischen Anknüpfung bedurfte. Civilis eroberte Castra vetera, mit vollem Recht heißt er denn als Sigfrit König von Xanthen. Durch die Anknüpfung an Civilis hat die Sage ihre Oertlichkeit verändert und ist ganz an den Niederrhein gezogen worden. In dieser Geschichte erscheint denn auch Brunhilt als Veleda. Sie hatte großen Antheil am Kriege, sie

hatte den Teutschen Sieg prophezeit, ihr Ausspruch galt alles, sie wurde wie eine Göttin (numinis loco) gehalten. Man schickte ihr einen Theil der Beute, auch den Legaten der Legion, der umgebracht wurde. Sie war ehelos, wohnte im Brukterlande auf einem hohen Thurme, Niemand durfte ihr nahen, sie hatte einen von ihren Verwandten ausgewählt, der den Diener zwischen ihr und dem Volke machte. Nach dem unglücklichen Frieden des Civilis scheint Veleda in römische Gefangenschaft gerathen. Sie macht mit Aurinia und Ganna das Kleeblatt der teutschen Sibyllen aus.

Da hat man nun mehr als genug, um das sonderbare Wesen der Brunhilt zu verstehen. Ihre Burg lag südwärts im Frankenland, so sagen die Nordländer und haben für sich recht, für uns ist es unbedeutend, obgleich Civilis nach der Burg etwas südöstlich gehen mußte. Ein großes Licht, das wie Feuer brannte und zum Himmel glänzte, war bei der Burg. Sigfrit fand die Brunhilt in voller Rüstung schlafend. Er schnitt mit dem Schwerte den Panzer auf, sie erwachte, weihsagte ihm, und sie versprachen sich eidlich die Ehe. Sie war eine Walkyrie, hieß Sigurdrifa und Hildr, „welche Brunhilt genannt wird."

Die nordische Sage ist hier so umständlich, daß mehrere Angaben ihr wohl eigenthümlich gehören. Diese ganze frühere Bekanntschaft Sigurds hat die teutsche Sage vergessen. Die Zauberburg Brunhilts entspricht dem Thurme der Veleda, dem man auch nicht nahen durfte, beide sind prophetische Jungfrauen, beide kriegerisch. Was Walkyrie im Teutschen bedeuten wolle, sieht man am Beispiel der Veleda. Weiter ist vor der Hand nichts zu vergleichen, Thatsache ist, daß Civilis, als er mit den Römern Frieden machen mußte, die Veleda verließ, die in römische Gefangenschaft gerieth. Das ist wohl der Sage ähnlich, aber es fehlt ein Hauptpunkt, daß Sigfrit die Brunhilt besiegt und einem andern übergiebt. Hier ist die Geschichte verloren.

So auch wissen wir nichts vom Ende des Civilis. Er mußte vor Cerialis in seine Insel zurückweichen, auch da nicht sicher, weil die Betuwe verheert wurde, zog er sich in den Krimpener Waard und in das Land von Ysselstein, und als er merkte, daß man die Veleda und den batavischen Adel vom Krieg abzuschrecken suchte, schloß er mit den Römern Frieden, der auf der Brücke des Flusses Nabalia unterhandelt wurde. Im J. 70 n. Chr. Alle weitere Nachricht fehlt. Der Fluß Nabalia kann nur der Lek sein, der Namen besteht wahrscheinlich aus Nab, li und ah, blieb das erste Wort aus, so konnte aus lia eben so gut Lèk werden, als Via im teutschen wèg lautet. Vom Fluß Nabali kann aber das Volk Nabalingen geheißen haben, welches denn die Namensväter unserer Nibelungen wären. Ich schließe auf einen Flußnamen, weil in der Nachbarschaft die Chamavi und weiterhin die Ansibaren gleichfalls von Flüssen den Namen führen. Der Flußnamen Nab kommt mehrmals vor, die Nab in Baiern und die Nahe (alt Nava, beim Volke Nòh), die bei Bingen in den Rhein geht. An einen Schreibfehler statt Vahalis ist nicht zu denken, denn Civilis war von Osten nach Westen gewichen längs dem Rheine, er mußte also den Lek südlich behalten.

Mit dem Civilis ist die Sage der Brunhilt von der Lippe an den Lek verlegt worden, vielleicht auch das Land der Nibelungen. Die Sage behält aber manches, was sich an jenem Theil des Niederrheines und seiner Geschichte nicht nachweisen läßt. Das teutsche Lied weiß freilich nichts von der Flammenburg Brunhilts, aber die nordischen Lieder kennen die schützende Flamme, die Brunhilts Burg umgab, und die prosaische Nachricht sagt: Vafrlogi sei um die Burg Brunhilts gewesen, die Niemand als Sigfrit auf dem Roß Grani durchreiten konnte. Er that es, als er die Brunhilt dem Gunther erwarb. Ist das eine Wiederholung und Ausbildung der ersten Sage, als Sigfrit die Brunhilt erweckte? Dort ist nur von einer Flamme, nicht von einem Ritt durch das Feuer die Rede. Oder ist die Vafrlogi überhaupt jünger, und erst nach der Entdeckung Islands durch Beobachtung des feuerspeienden Hekla hinzugekommen? Das scheint nicht; um Brunhilten zu erwerben, mußte etwas Großes geschehen, das Lied hat Kampfspiele, der Norden die einzige Vafrlogi, nehmen wir diese weg, so entsteht eine auffallende Lücke in der Sage. Die Flammenburg ist weder isländisch, noch überhaupt nordisch, noch deutsch, sie scheint fremden Ursprungs.

Auch die Nibelungen sind schwerlich ganz niederrheinisch. Sie leben zusammen in einem hohlen Berge, hüten mit Alberich den Schatz, und ihr Land wird von Gernot und Giselher bezwungen, seitdem der Hort weggenommen wurde (v. 4512, a). Das letzte ist historisch wahr, das vorhergehende paßt auf Niederland nicht. Der Schatz enthielt nur Gold und Edelsteine, es ist fast als gewiß anzunehmen, daß die Bergkrystalle (Rheinkiesel) welche der Rheinkies mit sich führt, und das Gold des Rheinsandes die erste Idee zum Nibelungenhort gegeben, allein grad in den Niederlanden kommen beide Gegenstände nicht mehr im Rheine vor. Und Berge sind keine in der Nähe, außer den Dünen, bekannt unter dem Namen Amersforter Bergen, zwischen dem Beneden Ryn und der Zuyder-Zee.

Wie sind die Franken zu Hort und Sage gekommen? Durch Erbschaft und Eroberung. Sie waren mit den niederrheinischen Völkern verwandt, sie besetzten die batavische Insel und den ganzen Niederrhein und wurden durch beides die natürlichen Bewahrer der Sage. Nach ihrem Abzug nahmen die Frisen einen Theil des Landes, aber durch die Stiftung des Bisthums Utrecht im 8ten, und der Grafschaft Holland im 9ten Jahrhundert dehnten die Franken ihre Herrschaft wieder in jene Gegenden aus. Daß der Hort nach Worms kommt, ist vielleicht auch nur historische Anspielung, daß nämlich nach Besiegung der Alemanen ein großer Theil der Franken sich im Worms- und Speiergau niederließ. In diesen Gauen fand man Rheingold, die Franken mit ihrer Sage vom Hort kamen vom Niederrhein herauf in das Wormser Land, die Sage zog aus beiden den Schluß, daß der Schatz bei Worms versenkt sein müsse, weil der Strom noch fortwährend die Spuren zeigte.

b. Die sächsische Chriemhilt. Es ist Ronwenna, die Tochter des Hengist und dieser ist Hagen *). Die historischen Thatsachen, die hierher gehören, sind folgende.

Gwrtheyrn Gwrthenau (bei Nennius Gourthigirn, gewöhnlich Vortigern) scheint die Hauptzüge zur Sage geliefert zu haben. Der Konstantin von Britannien ward auf der Jagd ermordet von einem Pikten, die Triaden sagen auf Vortigern's Anstiften. Sein Nachfolger war Constans, sein Bruder, ein Mönch, der für das Reich sein Kloster verließ. Zum Regieren war Constans nicht erzogen, er überließ seinem kühnen Vetter Vortigern die Leitung der Geschäfte. Dieser ließ durch gedungene Leibwache den Constans ermorden. Die Wächter schlugen ihm schlafend im Bette das Haupt ab, und brachten es dem Vortigern, der mit vorgespiegeltem Zorne die Mörder gleichfalls enthaupten ließ. Im Jahr 448.

Vortigern's Lage war mißlich, er hatte Pikten und Skoten und viele Briten gegen sich. Durch Vergrößerung der Gefahr setzte er es auf dem Landtage durch, daß die Sachsen zu Hilfe gerufen wurden. Sie bekamen Taneth (britisch Ruithina, Nenn. c. 28), es wurde bald zu klein, und Hengist wußte den Vortigern einzuschüchtern, daß noch mehr Sachsen gerufen wurden. Mit dieser zweiten Fahrt kam Ronwenna, des Hengist Tochter **). Um das Mißtrauen der Briten zu unterdrücken, lud Hengist den Vortigern zu einem prächtigen Gastmal ein und ließ, als Vortigern durch die Getränke warm geworden, die Ronwenna in den Saal kommen, welche dem König die Gesundheit ausbrachte, welche dieser fröhlich annahm. Diese Erscheinung verfehlte ihren Eindruck nicht, Vortigern wollte die Ronwenna zur Frau haben. Der schlaue Hengist häufte die Schwierigkeiten, um den Vortigern ganz zu beherrschen, was auch gelang. Denn dieser ließ sich von seiner Frau mit ihren drei Kindern scheiden, heirathete die Ronwenna und gab dem Hengist das Land Kent nebst Essex, Suffolk und Middlesex. Das führte zur Absetzung Vortigern's, für welchen sein Sohn erster Ehe, Vortimer, die Regierung übernahm. Dieser trieb die Sachsen mit großer Kraft zurück, in der Schlacht bei Ailsford fielen Catigern und Horsa, die Brüder Vortimer's und Hengist's im Zweikampf, und Hengist sah sich zuletzt gezwungen, mit vielen Sachsen nach Teutschland zu entweichen.

Vortigern aber entkam durch eine Partei aus seiner Haft zu Caer Leon (Chester), und spätere Schriftsteller berichten, daß Ronwenna einen Mörder gedungen, der den Vortimer mit vergifteten Blumen als Gärtner getödtet habe. Vortigern ward wieder König, und schickte auf Anrathen seiner Frau zum Hengist nach Deutschland, daß er mit kleiner Begleitung nach Britannien zurückkommen sollte. Allein er landete mit 4000 Mann, die Briten wollten ihn nicht aufnehmen, er aber schickte an den Vortigern die heilige Versicherung, daß er in friedlicher Gesinnung käme, und um dieß zu bethätigen, schlug er ein freundschaftliches Gastmahl zwischen den Briten und Sachsen vor, wozu beide Theile ohne Waffen kommen und Mann für Mann unter einander sitzen sollten. Dieß ward als Friedenszeichen angenommen, und der nächste Mai dazu bestimmt. Den Ort nennen die Triaden Caer Caradog, gewöhnlich nimmt man den Stonehenge auf der Ebene von Salisbury für die Mordstätte. Hengist befahl nämlich den Sachsen, ihre Messer zu sich zu stecken; auf den Ruf: Nimad ur sexa, stach jeder Sachse seinen britischen Nachbar todt, und das Mahl endigte mit dem Blutbade von mehr als 300 der edelsten Briten. Nur Vortigern wurde verschont und gefesselt, und mußte für seine Freiheit Norfolk und Sussex geben. Im Jahr 472 ***).

---

*) Im Allgemeinen vgl. Nennii histor. Britonum, c. 35 — 51, bei Gale tom. I., Warrington's history of Wales. Lond. 1787. p. 39 sqq. und Owen's Cambrian biography p. 168.

**) Die Triaden nennen sie Alis Rhonwen, das klingt eben so wenig deutsch als Ronwenna. Ich bin nicht im Stande, den Namen auf den sächsischen Dialekt zurück zu führen.

***) Das heißt freilich Alles bei Lingard „british fictions" (hist. of Engl. I. 76. éd. de Paris). Dies Urtheil beruht auf der Allmacht des Zwei-

Man weiß nicht, was aus Vortigern geworden. Er wurde wahrscheinlich abgesetzt, zog sich in die Wildnisse von Caernavonshire zurück, und die Sage erzählt, er sei in seiner Burg Din-Gurtigirn in einer Nacht durch himmlisches Feuer mit all den Seinigen verbrannt. Andere berichten, die Erde habe ihn verschlungen, denn man habe von ihm und den Seinigen in der verbrannten Burg keine Spur gefunden (Renn. Cap. 49, 51). Im Jahr 481.

Emrys Wledig (Ambrosius) und Uthyr Pendragon, zwei Brüder des längst ermordeten Constans, hatten sich vor dem Thronräuber Vortigern nach Llydaw oder Klein-Britannien geflüchtet. Emrys wurde nach Vortingern's Tode König und schlug jenseit des Humbers die Sachsen, wobei Hengist gefangen und als Sühnopfer enthauptet ward.

Mir ist keine Geschichte bekannt, welche so viele und zugleich so ähnliche Züge der Sage enthält. Der Mord Constantins auf der Jagd, und des Constans im Schlafe gleicht jenem Sigfrits in diesen Punkten, die Ermordung Vortimers gleicht ihm noch mehr durch die heldenhafte Person Vortimers und seinen Fall durch ein böses Weib. In dem flüchtigen Emrys sind die Elemente von Dieterichs Flucht so klar wie nirgends ausgesprochen. Hier ist Vortigern Ermenrich, dieser ist verwandt mit Dieterich, das war Vortigern mit Emrys auch, Dieterich hat einen Bruder, den hatte Emrys auch, Ermenrich hält dem Dieterich sein väterliches Reich zurück, das that Vortigern dem Emrys auch, nach Ermenrichs Tode kommt Dieterich wieder zum Besitz des Thrones, Emrys ebenfalls, Dieterich überlebt die Nibelungen Noth, Emrys desgleichen *). Und wo gibt es in der Geschichte ein Gegenstück zur Noth, das ähnlicher wäre als Vortigerns Gastmahl? Hier spielt Ronwen die Chriemhilt und Vortigern ist Etzel. Die Einladung an Hengist, mit wenig Gefährten zu kommen, erinnert von selbst an die Einladung der Chriemhilt im Liede, sie will nur den Hagen, wie dort nur den Hengist, obgleich mit verschiedener Absicht. Die Schwierigkeit zu landen, weil sie mit einem Heere kommen, blickt noch in dem Streit der Burgunden mit den Baiern durch, so wie in der Fahrt über die Donau, denn diese war entweder gar nicht, oder doch nicht in Baiern nöthig. Vom Gastmahl brauche ich nicht zu reden, Vortigern wird verschont wie Etzel, und gefesselt wie Günther, wobei die Person zwar verändert ist, aber ohne Nachtheil der Grundlage. Die Besiegung des Hengist durch Emrys und seine Enthauptung gleichen dem Ende Hagens im Liede, mit Ausnahme der weiblichen Einmischung. Diese gehört vielleicht dem Liede eigenthümlich an, doch liefert auch dazu die Geschichte Spuren. Die Mörder trugen das Haupt Constantins zum Vortigern und wurden dafür getödtet; im Liede thut das Chriemhilt mit Günthers Haupt. Catigern's und Horsa's Zweikampf konnte ebensowohl Vorbild für den Tod Rüdiger's und Gernot's oder Wolfhard's und Giselher's werden. Auch der brennende Saal ist nicht vergessen, es ist Vortigern's brennende Burg, sein Verschwinden hängt zunächst mit den Sagen von Etzels Tod zusammen (Grimm a. a. O. 123), wie ich noch unten erläutern werde. Schwerlich dürfte auch die Wichtigkeit Volker's aus teutschen Begriffen allein zu erklären sein, auch sein Vorbild scheint ein britischer Barde gewesen. Im Liede steht er freilich auf Seite der Burgunden, wo sie aber schon Nibelungen heißen, also nicht mehr die eigentlichen Burgunden sind. Darum ist Volker auch nur im zweiten Theile des Liedes von Bedeutung.

Ich habe erwähnt, daß uns die Geschichte Vortigern's schon sagenhaft überliefert sei. Es wäre Unverstand, daraus zu schließen, daß die ganze Geschichte eine Sage sei, sondern es beweist dies nur, daß die Geschichte früh mit den Augen der Sage betrachtet worden. Die Bestimmtheit, womit die Elemente der Noth ausgebildet sind, läßt sich historisch ohne Vortigerns Geschichte nicht genügend nachweisen.

3) Die britischen Nibelungen. Von den Angelsachsen zu den Briten ist kein Sprung, und warum sollte die Sage nicht mehr Britisches aufgenommen haben, als wir eben nachgewiesen? Es fehlt ja noch Alberich und der Drache, für die wir noch keinen teutschen Ursprung gefunden. Und selbst der Namen Nibelung, ist er denn teutsch? Die Frage sieht dumm aus, die Form ist ja ganz teutsch. Das habe ich nie bestritten und sogar den Namen durch Nebelkinder erklärt. Allein das genügt mir nicht, denn die Beziehung auf Nebel hat in der Sage keinen Grund, obgleich die Form anzudeuten scheint, daß die Alten dabei an Nebel gedacht haben. Die Herleitung von einem Stammvater Nibel oder Nibal führt auch nicht weiter; erstens kommt dieser Namen nicht vor, zweitens ist der Vater Nibelung schon nach der Form ein späterer Zusatz, um die Lücke über die Abstammung der Nibelungen auszufüllen. Beides aber verräth, daß der Namen der teutschen Sage nicht ursprünglich angehört. Ist er fremd, so muß man ihn doch zunächst bei den Briten suchen, da zu ihnen vorzüglich die Geschichte uns hinweist. Die Sprache gibt folgende Auskunft: Nef heißt im Walischen Himmel, nefol himmlisch; neamh (sprich neev) heißt irisch Himmel; neamhach himmlisch, und naomh, naebh heilig. Der angelsächsischen Sprache war es vollkommen gemäß, aus nefol zu bilden Neveling, das lautete hochteutsch Nibilunc. Was soll aber hier der Begriff himmlisch oder heilig? Ich vermuthe, daß die 360 edeln Briten, die über dem Gastmahl ermordet wurden, wohl als Schlachtopfer der Treulosigkeit jenen Namen verdienten, und daß ihr Untergang allerdings die Noth der Nibelungen, der Heiligen heißen konnte, die als die Märtyrer des Himmels würdig waren. Ein solcher Namen hat in der Bildersprache der britischen Barden gar nichts Sonderbares. Beweise! Ich vermuthe blos, denn ich habe die Welsharchaeology nicht zur Hand, und zeige damit die Quelle an, woraus mich die Kritiker widerlegen können. Ich werde unten darauf zurückkommen.

a) Der Drache. Alberich und der Drache kommen in der britischen Sage vor. Nennius (Cap. 38. flg.) erzählt, Vortigern habe, als schon die Ronwen seine Frau war, seine eigene Tochter geschwächt, die ihm einen Sohn geboren. Um dem Abscheu des Volkes auszuweichen und der Rache der Sachsen, ging Vortigern mit Rath seiner Getreuen in die Wildnisse des Eriri (des Berges Snowdon in Wales) und wollte darauf mit Rath seiner Druiden (magi) ein festes Schloß bauen. Drei Nächte hinter einander fiel jedesmal das Werk wieder ein. Die Druiden erklärten, er müsse einen Knaben suchen, der keinen Vater habe und mit seinem Blute den Bau bespritzen, dann würde er zusammenhalten. Die Druiden fanden einen vaterlosen Knaben, der ihnen aber solche Fragen vorlegte, die sie nicht beantworten konnten und deswegen gerettet wurde. Der Knabe zeigte an: 1) daß in dem Grunde der Burg ein Sumpf oder See sei, das fand sich richtig so; 2) in dem Sumpfe seien zwei (zu lesen drei) Gefäße, traf ein; 3) im mittleren derselben sei ein zusammengelegtes Zelt, richtig; 4) mitten im Zelte zwei Würme, ein weißer und ein rother, das fand sich auch. Nach des Knaben Willen wurde das Zelt entfaltet, die schlafenden Würme erwachten und griffen sich gegenseitig an, zuerst hatte der weiße, dann der rothe die Oberhand, der den weißen über den Sumpf jagte, worauf Alles verschwand. Die Auslegung war diese: das Zelt ist Vortigerns Reich, der Sumpf oder See die Erde, die zwei Würme die zwei Völker, der rothe Drache (draco rufus) die Briten, der weiße die Sachsen, und zuletzt werden die Briten das fremde Volk wieder hinaustreiben.

Vortigern fragte nach des Kindes Namen und Abkunft, es nannte sich Ambrosius „Embreis gleutic esse videbatur," und sein Vater sei ein römischer Consul gewesen. Vortigern verließ also den Ort und baute in der Landschaft Guenness eine Stadt nach seinem Namen (vocatur nomine suo) Cair Guorthigirn, Vortigern's Burg. Nennius bedarf hier Nachhilfe. Sein Embreis gleutic heißt gut wälsch Emrys Wledig, dies war eben jener Ambrosius, der Nachfolger Vortigerns, der auch von einem römischen Geschlechte wahrscheinlich abstammte. Sollte der Zug, daß Emrys keinen Vater habe, nur andeuten, daß er ein Fremder war? Die teutsche Sage läßt auch den Dieterich und Otnit von einem Elfen erzeugen.

Hier ist also der Drache, den wir im Teutschen nicht gefunden. Nennius erklärt selbst die Drachen für Bilder der Könige (draco tuus est — draco illius gentis). Das stimmt ganz mit der bardischen Dichtung überein. Den höchsten Gott, den mächtigen Hu nennen die Barden dragon, Drache, Hauptdrache; so heißt er auch als Prydain, d. i. als Stammgott der Briten. Dieses göttliche Attribut ward auf Menschen übertragen; Drache ist bei den Barden gleichbedeutend mit Fürst oder König. Daher ließ der Bruder des Emrys Uthyr Pendragon (Uether Drachenhaupt), und zum Beweise füge ich noch eine Stelle aus dem Taliesin bei, der im 6. Jahrhundert gedichtet hat:

Addwyn i ddragon
ddawn y Derwyddon,

d. h. nützlich ist die Lehre der Druiden dem Drachen *).

Diese Nachweisung, so einfach sie ist, so vieles klärt sie im Drachenmythus auf. Der teutschen Sage ist der Drache ein verwandelter Mensch, Fafnir im Norden ist ein Königssohn, er hat Verstand und Sprache selbst in der Verwandlung behalten. Die Drachen der Volkssage und des Märchens sind in demselben Grundgedanken aufgefaßt, überall blickt der Ursprung durch,

---

fels, die allein noch lang nicht hinreicht, um eine Thatsache kritisch festzustellen. Alles genau erwogen hat der sächsische Mordstreich die größte innere Wahrscheinlichkeit, so daß man den Schriftstellern trauen darf.

*) Uebereinstimmung bis auf die Zeitangabe. Dieterich ist nach der Sage 30 bis 32 Jahre im Elend. Constans ward ermordet 448, Vortigern starb 481, das sind 33 Jahre, welche Emrys in der Verbannung zubrachte.

*) Davies' mythology p. 118. 120. 278.



daß nämlich der Drache ein König ist. Dieterich wird ja selbst als Drache vorgestellt. Der Drachenkampf ist also ursprünglich nichts anderes als die Erschlagung eines Königs. Der Grund des Mordes ist doppelt, Weib und Schatz. Das Siegfrietslied kennt nur den ersten, der Drache hat Chriemhilten in seine Wildniß geraubt und will sie auf Ostern heirathen, weil er da wieder ein Mensch wird. Das ist Vortigern, der, entweder mit seiner Tochter oder mit Ronwen auf den wilden Snowdon entweicht. Die Schändung seiner Tochter ist historisch mehr als zweifelhaft, diese ganze Sage kommt mir wie ein biblischer Zusatz vor, nämlich wie die Geschichte David's, Bersabe's und Nathan's, die auf den Vortigern, seine Tochter und den Bischof Germanus übertragen ist, der historisch mit dem Vortigern nichts zu thun hat. Dieser hat zwar viel verschuldet, die bibelfeste wälsche Geistlichkeit hat ihm aber durch jenen anspielenden Zusatz noch mehr aufgebürdet. Indeß war jener Zusatz zu Nennius Zeit (Ende des 8. Jahrhunderts) schon in die Sage aufgenommen, ist darin geblieben und fortgebildet worden. Freilich hatte der Drache die Chriemhilt noch nicht geheirathet, als sie Siegfriet erlöste. Diese Abweichung muß man aber dem gesunden Menschenverstande zu gut halten, wenn Chriemhilt vom Drachen bereits ein Kind gehabt hätte, wie Vortigerns Tochter, so wäre Sigfrit ein Thor gewesen, den Kampf zu bestehen. Dieser Theil der Drachensage ist unendlich verändert und verbildet worden, bald sind es Riesen, welche schöne Frauen bewachen, bald heidnische Könige, die ihre Töchter einsperren, wie im Otnit, bald Kalifen mit ihrem Harem, wie im Flos, bald der griechische Kaiser, wie im Rother und so weiter. Bei allen Veränderungen ist aber der einstimmige Zug geblieben, daß der Drache (und was für ihn steht), in der Fremde, im fernen Ausland gedacht wird; das ist doch auch ein Zeugniß, daß die Sage aus der Fremde gekommen.

Wer findet den Drachen? Emrys. Auch in der teutschen Sage ist es gewöhnlich ein hilfreicher Zwerg, der den Helden den Weg zum Drachen zeigt. Heiße der Zwerg Elberich, Eüglein, Marolf, Malegis oder anders, das ist ja für die Sache ganz einerlei. Emrys vertritt hier die Stelle des hilfreichen Zwerges, er ist aber eigentlich Dieterich, und bei diesem steht Hiltebrant für den Alberich. Solche Verwechslungen sind der historischen Anlehnung der Sage zuzuschreiben, und mußten völkerschaftlich verschieden werden. Cair Guorthigien wurde wörtlich Etzelburg, weil Vortigern in Teutschland Etzel war.

Der Hort ist insofern teutsch, als der Rhein uns angehört. Ursprünglich war Fluß und Flußgold celtisch. Das Sigfridslied folgt somit der britischen, die Edda der teutschen Sage.

Zu den Zeiten Vortigern's war die Sigfritssage schon vorhanden, nur nicht unter diesem Namen, sie erhielt aus der Geschichte jenes Königs einige unbedeutende Züge, nämlich den Trank der Vergessenheit. Vortigern trank den Becher, den ihm Ronwen bot, er ward in sie verliebt, nahm sie zur Ehe, und schied sich von seiner ersten Frau. Scheidung kann sagenhaft zur Vergessung werden, besonders wenn die Sage keine frühere Ehe kennt. Der Liebestrank ist da und konnte mit Recht ein Zaubertrank heißen, da er die große Wirkung hervorgebracht. Das sieht der Sigfritssage sehr ähnlich. Man merkt aber, daß die sächsische Ueberlieferung schon zwischen dem Liebestrank und dem Todestrank im Gastmahl eine Parallele zog, deren letztes Glied noch in den Nibelungen erkennbar ist, denn sie haben den Bluttrank behalten, obgleich sie, ihrer Anlage nach, den Liebestrank auslassen mußten.

b) Alberich der Zwerg.

Er heißt bei den Briten **Merddin bardd Emrys Wledig**, oder gewöhnlich **Merddin Emrys**, bei den Franzosen **Merlin**, der berühmte Zauberer, dessen Prophezeihungen lateinisch und altfranzösisch noch übrig sind und im Mittelalter ein großes Ansehen genossen *). Nach diesem und dem zweiten Merddin, der den Beinamen Wyllt führte, ist der mythische Alberich gebildet. Merddin war unter dem König Emrys so wichtig, daß die Sage ihn nicht übergehen konnte. Die Druiden und was zu ihnen gehörte, wurden von den Christen als Zauberer angesehen, die Angelsachsen haben sogar vom Namen Druiden das Wort Dry für Zauberei angenommen. Von dem saglichen Charakter Merddins war also Zauberei unzertrennlich, so steht auch Alberich da als Meister der Zauberei. Als Barde war Merddin ein Sänger und Musikant, das ist Elberich auch; die Triaden erklären ihn, den Merddin Wyllt und Taliesin für die drei christlichen Hauptbarden, Elberich ist auch ein Christ: die Triaden sagen vom Merddin, er gehöre mit Gavran und Maddog zu den drei Verschwindungen von Britannien, Elberich verschwindet auch. Merddin ist der Sohn eines Geistes, Elberich erzeugt den Otnit, Dieterich ist ein Elfenkind; Merddin war der wichtigste und treueste Diener des Emrys, das ist Alberich dem Sigfrit, Elberich dem Otnit; wie Merddin Wyllt heißt Alberich ein wildes Gezwerg. Sind die Briten Nibelungen, so ist klar, warum Alberich bei diesen lebt, ihr Meister ist und seinem Herrn die verlangten Kriegsleute zuführt. Merlin giebt sich für einen Gott aus, fliegt in die Höhe, stürzt aber durch das Gebet des Patricius herab; etwas verändert im Otnit, wo Elberich sich für den Propheten der Sarazenen ausgibt und ihre Götter über die Stadtmauer wirft.

So weit läßt sich die britische Grundlage im Alberich ohne Mühe erkennen, teutsch aber ist sein Namen, seine Zwerggestalt und der neckende Zug seiner Elfennatur. Ein Wesen wie Merlin konnte nicht besser als durch den Begriff Elfe nationalisirt werden. Die Sachsen konnten ihn nicht mit dem einfachen Wort Alf nennen, weil er sonst von den mythologischen Alfen nicht zu unterscheiden war. Namen und Begriff mußten vermenschlicht werden durch das angehängte rik, und aus Alfrik wurde hochteutsch regelmäßig Alberic. Mit dem Begriffe Alf kam die Zwergennatur in dieses Wesen, nämlich die kleine Gestalt und die Schmiedekunst; beides fehlt dem britischen Vorbild. Die zwergische Neckerei und Bosheit ist am besten im Wieland dargestellt. Alberichs hohes Alter ist wohl nichts weiter als eine unverstandene Hindeutung auf das Fortleben einer mythologischen Person. Zur Ausbildung der Sage vom Hort hat das Schmiedehandwerk Alberichs wohl auch das Seinige beigetragen.

Dagegen hat das Erscheinen und Verschwinden des Zwerges teutschen und britischen Ursprung. Im teutschen Glauben werden die Zwerge versteinert, wenn sie die Sonne bescheint, d. h. es sind Nachtwesen, unsichtbar für die Tagmenschen. Die Druiden wohnten in Steinhöhlen und Wäldern zurückgezogen von der alltäglichen Welt, auf sie paßte auch der Begriff erscheinen und verschwinden. Die Tarnhaut ist kein teutscher Gedanken, britisch aber sind die Zaubermäntel in der Arthurischen Heldensage, so wie die zauberischen Zelte, worin die Drachen schliefen. Sie hießen vielleicht darum Lintwürme von den Bändern, worin sie eingewickelt waren. Lint für Band ist kein hochteutsches Wort, sondern nur niederteutsch, der Lintwurm muß also wohl von den Niederländern herkommen, die ihn von den Briten erhalten *). Die Zwölfmann-Stärke, die Sigfrit durch die Tarnhaut bekommt, ist wohl vom Gott Thor entlehnt, denn die Vergleichung zwischen Tarnhaut (Tarngürtel?) und Thors Machtgürtel lag sehr nah. Dadurch ist wohl auch Manches aus dem Mythus vom Thor auf den Sigfrit herübergekommen. Uebermenschliche Stärke schreiben auch die Britten ihrem Sigfrit zu, Vortimer riß einen Baum mit der Wurzel aus, und erschlug damit den Horsa (Nenn. 45). Dies scheint eine Art Berserkerwuth, denn Vortimer riß nur Bäume aus, wenn er zornig in der Schlacht war. Vielleicht ist dieser Zug von den Angelsachsen zu den Walen gekommen.

c) Die britischen Lieder von den Nibelungen.

Es sind zwei, das Lied des Cuhelyn und die Gododin; beide beziehen sich nur auf die Noth. Davies hat das Verdienst, dieses Lied und die Gododin zuerst auf das Blutbad der Briten bei dem sächsischen Gastmahl bezogen zu haben. Da ich jenen Mord für eine historische Grundlage der Nibelungen Noth ansehe, so vergleiche ich die britischen Lieder mit den teutschen, um zu versuchen, ob nicht beide zusammenhängen, und das teutsche Epos etwa vom celtischen irgend einen Einfluß erfahren. Es ist schon sehr viel, wenn man beweisen kann, daß unabhängig von Nordländern und Teutschen auch die Briten, ein stammverschiedenes Volk, Lieder von den Nibelungen gehabt. Von der Anerkennung dieses Satzes würde ein neues Licht über den Ursprung des teutschen Epos ausgehen. Aber dazu ist nöthig, daß wir die britischen Texte mit einer genauen Uebersetzung in einer kritischen Ausgabe erhalten, nebst einem Sachkommentar, der bei der Fremdheit und Sonderbarkeit der bardischen Dichtung unentbehrlich ist. Denn der Text der Gododin in der wälschen Archäologie ist nicht nach einer guten Handschrift abgedruckt. Davies hatte andere Hs., eine des 13. Jahrhunderts, vor sich, die ihm einen besseren Text lieferten. Diesen aber hat er nicht bekannt gemacht, sondern nur seine neue Uebersetzung mit einem Commentar, der schätzbare Nachrichten und scharfsinnige Bemerkungen enthält. Eine vollständige Vergleichung der britischen Nibelungen mit den teutschen wage ich aus Mangel eines Textes nicht vorzunehmen, noch auch hätte ich dafür in diesem Buche Raum. Ich muß mich vor der Hand auf einzelne Andeutungen beschränken, um den Wunsch nach den britischen Nibelungen anzuregen.

α) Das Lied des Cuhelyn. Eine kurze Elegie von 22 dreizeiligen Strophen, die Cuhelyn, ein Barde des 6. Jahr-

*) S. meine Geschichte des nord. Heidenthums II. p. 460—62.

*) Die hochdeutsche Form wäre lina, und wirklich kommt linta einmal in den S. Blasier Glossen für Weibermantel vor, was in dieselbe Bedeutung zurückgeht.

hunderts auf einen andern Barden gedichtet, der von Hengist über dem Gastmahl erschlagen wurde *). Dies Gedicht ist uns gleich deshalb interessant, weil es uns die geschichtliche Grundlage zu einem Zuge des teutschen Liedes liefert, wo Hagen dem Spielmann Werbelin die Hand abhaut. Im britischen Liede heißt Hengist ein Wolf, so kommt er oft vor, der erschlagene Sänger war der Hauptbarde des Tempels (maer claer kywid) wie Werbelin der Hofspielmann Etzels, und nach dem Falle des Barden stürzt Hengist über die. Briten her wie Hagen über die Hünen. Die Beziehung auf das Mordmahl ist unverkennbar, aber es kommen sogar Züge vor, die, obgleich in anderem Sinn zu nehmen, doch an das Teutsche mächtig erinnern, z. B.

Ruteur dyrlyt, rothes Gold soll verdienen,
rychlut clotryt, der den Berühmten erschlägt.

vgl. Nib. L. 8110. Mit dem Tode des Barden fangen auch die Gododin an, es scheint Owen der Sohn des Marro gewesen, wenigstens nennt ihn Aneurin so, und erwähnt noch den Fall im Liede 16 und 25.

β) Die Gododin. Ich nenne sie nach einer alten Hs. im Plural (y gododynne), weil es eine Sammlung von Liedern ist, die sich auf das Mordmahl beziehen **). Nach der Sage sind 360 Briten gefallen, und aus 363 Liedern sollen die Gododin bestanden haben. Aber 360 ist die Tageszahl des Jahres, ich glaube man hat einen mythischen Sinn hineingelegt. Dennoch ist es wahr, daß wir nicht mehr alle Lieder der Gododin haben, 94 sind übrig und manche sehr verstümmelt auf uns gekommen. Davies hat nach dem Inhalt eine neue Anordnung versucht und das ganze in 31 Gesänge oder Lieder eingetheilt. Mir will die Anordnung nicht ganz gefallen, und ich glaube, daß man sie besser machen kann, wenn man das teutsche Lied zu Hülfe nimmt, das Davies nicht gekannt hat. Es beziehen sich nämlich nicht alle Lieder zunächst auf die Noth, sondern einige behandeln die Geschichte, die vorausging, so daß die Gododin vielleicht auch zwei Theile hatten, wie das teutsche Lied, oder gar drei, nämlich die Klage dazu. Ich will meinen Versuch der Eintheilung hersetzen, um die Vergleichung zu erleichtern.

Erster Theil der Gododin. Lied No. 7, (nach Davies Anordnung). Fragmente über die Thaten der Sachsen als sie noch unter Vortigern dienten. Teutsch: wie Sigfrit mit den Sachsen stritt. Lied No. 6. Fragment einer Klage über den Tod Vortimers. Teutsch: wie Sigfrit beklaget ward. Mehr ist von diesem Theile nicht übrig.

Zweiter Theil der Gododin. Die Noth. Lied No. 1 und 16 der Tod des Barden; teutsch: Werbelin's Noth. Lied No. 2, 5 und 9 Hengist's und Vortigern's Abrede zur Noth. Hier ist Vortigern vielleicht Gunther, die Abweichung ist natürlich. Teutsch: wie Hagen die Helden warnt und ermuntert. No. 4 Kampf des Tudwlch, dem Vortigern sein Land genommen. Teutsch: Iring und Irnfrit. No. 5 Eidiol's Benehmen zu Anfang des Kampfes. Eidiol ist nach Davies sehr wahrscheinlich Emrys. Teutsch: wie Dieterich den Etzel aus dem Saal führt. No. 13 Thaten verschiedener Helden. Teutsch: die einzelnen Kämpfe. No. 15 Beschreibung des Tempels. Teutsch: wie Chriemhilt den Saal berennen ließ. No. 20 Gespräch zwischen dem Weib und einem Briten. Teutsch: wie sie um die Sühne reden. No. 22, 24, 25 Eidiol vertheidigt den Tempel, der Feinde Untergang wird prophezeiht, Eidiol ermuntert zur Tapferkeit. Teutsch: Dieterich's Kampf. No. 26 Eidiol's Rache an Vortigern. Teutsch: Dieterich und Gunther. No. 10, 30, 31 Todeslieder auf Vortigern und Hengist; teutsch: Gunther's und Hagen's Tod.

Dritter Theil der Gododin. No. 3 Klage auf die gefallenen Helden. Teutsch: die Klage überhaupt. No. 8 Erinnerung an das böse Gastmahl. Teutsch: die Sendung nach Worms zur Brunhilt. No. 11 Eidiol's Benehmen nach der Noth. Teutsch: Dieterich's Klage. No. 14 Erinnerung an einzelne Helden. Ist im Teutschen nicht besonders ausgebildet. No. 18, 19 Aneurin im finstern Kerker besingt in schlaflosen Nächten die erlebte Noth. Nordisch: Gunnar im Schlangenkerker, der die Harfe schlägt. No. 21 Betrachtung über das Mordmahl. Im Teutschen nicht besonders ausgebildet. No. 23 Folgen der Noth. No. 27 Kriege der Briten nach derselben. No. 29 Geschichtliche Rückblicke bis zum Tode Eidiol's. Teutsch: Dieterich's Leben nach der Noth. No. 17 ist zu fragmentarisch, um nur sagen zu können, was eigentlich sein Inhalt ist ***).

Es zeigen sich zwei Thatsachen aus dieser Uebersicht, die Lieder hängen nicht streng zusammen, und eine direkte Verwandtschaft mit den deutschen ist nicht offen ausgesprochen. Was den ersten Punkt betrifft, so ist zu bemerken, a) daß die Lieder fragmentarisch auf uns gekommen; b) daß der Charakter des britischen Heldenliedes nicht episch, sondern lyrisch ist, mehr anspielt als erzählt, wodurch die Folge der Handlung häufig unterbrochen, oder von der Reflexion ganz aufgehoben wird, c) daß die Gododin mehrere Verfasser haben, was Davies zuerst ausgesprochen. Gewöhnlich werden sie dem Barden Aneurin zugeschrieben und ins Jahr 510 gesetzt. Die Zeitangabe hat Davies durch viele innere Gründe sehr wahrscheinlich gemacht. Die Mehrheit der Verfasser wird annehmlich durch den Unzusammenhang und die Wiederholung der einzelnen Lieder, durch die Nachricht, daß es 363. gewesen (dieß ist eine Triade, nämlich tri chanu a thriugaint a thrichant), durch die Sitte, daß man einzelne Liede auf die Gododin machte. Für die Einheit des Dichters spricht der Namen Gododin, der mehrmals im Werke vorkommt und von einem Sammler wohl nicht herrühren konnte. — Beim zweiten Punkte muß man sogar zugeben, daß selbst die Beziehung auf das sächsische Mordmahl nirgends namentlich ausgedrückt ist. Diesen Einwand hat aber Davies nicht nur im Allgemeinen, sondern auch durch seinen Kommentar so richtig widerlegt, daß ich darüber weggehen kann und über die teutsche Verwandtschaft zu sprechen habe. Mein Schluß ist dieser: wenn die Noth im britischen Mahle ihre historische Grundlage hat, wenn die Gododin dieses Mordmahl zum Gegenstande haben, so ist die Nibelungen Noth mit ihnen innerlich und wesentlich verwandt, wenn es auch nicht gesagt ist. Und ein ausgesprochener Zusammenhang konnte auch nicht sein, weil Teutsche und Celten stammverschieden sind und darum ihre Sage so unabhängig ausgebildet haben, daß man sie nicht mit einander vergleichen darf, wie die stammverwandten Nordländer und die Teutschen. Man entferne allen Begriff der Uebersetzung, es wäre thöricht zu behaupten, die Teutschen hätten die Sage von den Briten, die Nordländer von den Teutschen übersetzt. Aneignen konnte man sich die Sage, das brauchte aber nicht durch Uebersetzung eines bestimmten Liedes zu geschehen, sondern durch die lebendige Ueberlieferung. Daß diese stattgefunden, kann ich nicht läugnen. In der britischen Noth fällt das Weib und Hengist; Aneurin sitzt im Kerker, Vortigern heißt oft Eiddin (dd ist z); hält man damit Chriemhilt, Hagen, Gunnar, Etzel zusammen, so frage ich, wo man in irgend einer Geschichte mehr Aehnlichkeit finde? Gododin ist ein Tempel, der Dichter sagt, mit friedlichem Herzen seien die Briten hingegangen, es heißt ausdrücklich und wiederholt: they schould have gone do churches to do penance, — the inevitable strife of death is piercing them. Wo ist denn ein treffenderes Gleichstück zum letzten Kirchgang der Nibelungen? Im Mai, zur höchsten Festzeit der Briten war das Mahl, in der Sonnenwende des Sommers die Noth. Gewarnt waren die Briten durch das Loos, wie die Nibelungen durch Träume und Freunde. Eidiol steht gegen Hengist, wie Dieterich gegen Hagen, mit Feuer und Rauch werden die Sachsen umgeben, ohne sie vertilgen zu können, eben so die Nibelungen. Drei Briten entkamen der Noth, so Dieterich, Etzel, Hiltebrant. Das feindliche Gespräch Hagens und Chriemhilts hat auch die britische Sage; die Fallenden werden im Blut zertreten, wie im Teutschen; Eidiol haut Blut aus den Sachsen, wie Wein aus Gläsern, das Blutschenken in der Noth; schon Morgens entstand auf dem Rennplatz vor dem Tempel Streit, der unheilvolle Buhurt nach dem Kirchgang; Hengist läßt den Ausgang des Tempels versperren wie Hagen die Thüre; in diesem Augenblicke wird der Friedensbarde Owen erschlagen und Werbel verwundet.

Sollen alle diese Punkte nichtssagend oder gleichgültig sein? Ich kann mich zu dieser Ansicht nicht bekennen, weil ich für die Läugnung des Zusammenhangs keinen vernünftigen Grund finde. Weiter kann ich die Sache auch hier nicht auseinandersetzen, ich verweise, wen es gelüstet, an die britische Quelle. Beifügen muß ich, daß die Gododin und die Nibelungen vor Arthurs Zeit schon vollendet waren, denn von diesem, der das spätere britische Epos beherrscht, finde ich in unserer Sage keine Spur.

K. Die Hegelingen.

Wie kam die britisch-sächsische Ausbildung der Nibelungen Noth zu den übrigen Teutschen? Das muß durch eine Vermittelung geschehen sein. Das führt uns geographisch zu den Niederlanden und den Hegelingen, welche die Mittelglieder der großen Sage scheinen. Ich muß die Nachweisung etwas weit ausholen, um die Resultate sicherer zu stellen.

1) Zusammenhang Niederlands und Britanniens.

Niederland hat im Mittelalter eine größere Bedeutung als jetzt, vom Fuße des Siebengebirges bis an die Maasmündung

*) Text und Uebersetzung bei Davies Mythol. p. 310 — 315.
**) Godo-din ist ein befestigter, theilweis bedeckter Platz, d. h. ein Tempel oder Vorplatz. Man nannte also die Lieder nach dem Orte, wo der Mord geschah. Deutsch ausgedrückt sind die Gododin die Lieder des brennenden Speisesaals, die Nothlieder.
***) Davies myth. p. 316 — 384.

hieß alles Niederland, so daß der fränkische Niederrhein auch dazu gehörte. Der Namen Niederland kann vor Anfang des 6. Jahrhunderts nicht entstanden sein, denn er wurde erst nöthig, als nach Besiegung der Alemannen die Franken einen Theil des Oberrheins in Besitz nahmen. Die Benennung geht auch nur auf die Franken, daher begreiflich, daß man Westphalen und Sachsen nicht zum Niederland gezählt hat *).

Als Niederland noch von Belgiern bewohnt war, bestand bereits durch die gallisch-teutsche Mischung des Volkes eine nahe Verwandtschaft mit den Briten. Diese wurde noch enger, als durch Wassersnoth ein Theil der Belgier auf die Südküste Britanniens entfloh und dort aufgenommen wurde. Die Ansiedler hießen Galedin, trieben Handel, und hielten die beiden Küsten in beständiger Wechselwirkung **). Die celtischen Altäre auf Walchern sind Folgen dieses Zusammenhangs. Die Römer behielten ihn bei, ihre Garnisonen an den Maas- und Rheinmündungen wurden von Britannien aus verproviantirt ***). Noch unter den Römern, gegen Ende des 4. Jahrh., besetzten die Sachsen die flandrische Küste, welche von den Römern nie sehr in Anschlag gebracht wurde. Die Seeräubereien der Sachsen machten aber bald Vorkehrungen nöthig, man ließ sie an der flandrischen Küste wohnen, die von jetzt an littus Saxonicum hieß, stellte sie aber unter militärische Aufsicht, und die Gegenküste Britanniens wurde in Militärdistrikte getheilt, die zusammen limes Saxonicus hießen, um das Land wie durch einen Cordon vor ihren Anfällen zu schützen. Als die Sachsen endlich in Britannien sich eindrängten, mußten sie sich durch fortdauernde Einwanderung verstärken, was auch die Geschichte erzählt. Ist es aber wahrscheinlich, daß Hengist alle Sachsen aus dem fernen Holstein kommen ließ, da er sie viel näher und schneller von der flandrischen Küste haben konnte? †) Die Aehnlichkeit des flamändischen Dialekts mit dem Englischen ist noch lebender Beweis der Verwandtschaft. Die britische Sage kennt noch den Zusammenhang im Lohengrin, allein da diese Sage wahrscheinlich viel älter ist als Arthur und mit dem Andenken dieses Königs wieder aufgefrischt wurde, so will ich sie für den spätern Zusammenhang beider Völker gar nicht in Anschlag bringen, indem ja das Lied von der Gudrun die Verbindung der Angelsachsen und Niederländer offen ausspricht. Daß auf diesem Wege, d. h. durch Vermittelung der niederländischen Sachsen die britische Noth zu den Franken gekommen und auf die Ausbildung der Sage Einfluß gehabt, scheint mir nicht mehr zweifelhaft. Die Betrachtung des Gedichtes wird dies im Einzelnen bestätigen.

2) Erste Gestaltung der Gudrun.

Es ist an einem andern Orte zu beweisen, daß Gudrun, die Lieder von Salomon und Morolf, Reinholt, Malagis, Ogier ursprünglich niederländische Gedichte waren, wovon die fünf letzten der hochteutschen Literatur durch ziemlich ungeschickte Uebersetzungen im 14. und 15. Jahrh. angeeignet wurden. Gudrun scheint im 13. Jahrh. schon eine hochteutsche Bearbeitung erfahren zu haben, doch sind auch in ihrer Sprache einzelne Spuren des niederländischen Ursprungs stehen geblieben. Diese Bemerkung ist nicht ohne Belang für meine Untersuchung.

Mit der übrigen Heldensage hat Gudrun folgende Namen gemein, Hagen, Sigfrit, Gudrun, Ortwin, aber die Verhältnisse dieser Personen sind sehr verschieden. Die Handlung selbst im Liede hat mit der Heldensage keinen Zusammenhang. Aus den beiden Gründen erscheint Gudrun als eine vereinzelte, niederländisch abgesonderte Sage. Die hochteutschen Anspielungen auf Gudrun sind wenig und ohne großen Einfluß, das verräth wo nicht einen jungen Ursprung der Sage, doch ihre späte Bekanntwerdung in Teutschland. Die große Verwirrung im Gang des Liedes, die Ueberhäufung mit Personen, die vielfache Veränderung des Schauplatzes und die Ueberladung geographischer Angaben passen einestheils wohl für die Sage eines Seevolkes, verrathen anderntheils auch den jüngeren Ursprung, wenigstens der letzten Abfassung, die wir vor uns haben. Wir können also wohl voraussetzen, daß die historische Grundlage des Liedes Particular-Ereignisse waren, die auf die Gesammtheit der teutschen Geschichte keinen Einfluß hatten, daher von der allgemeinen Heldensage unbeachtet blieben.

Ich muß noch einen andern Satz voranstellen, von dem in der Untersuchung viel abhängt. Die Gudrun besteht aus zwei Theilen, im ersten ist Hilde, im zweiten Gudrun die Hauptperson. Nach der jetzigen Gestalt des Liedes hört der erste Theil mit der neunten Aventüre des Gedichtes auf, in einer früheren Gestalt schloß aber das Lied mit Avent. 17., der Schlacht auf dem Wulpensande, und es folgte kein zweiter Theil darauf. Dies bestätigen die äußeren Zeugnisse. Die Edda, die Skalden, und Saxo kennen bestimmt nur den ersten Theil der Sage, und von allen andern Zeugnissen ist es sehr zweifelhaft, daß sie den zweiten gekannt. Den Sänger Horant führen die Nordländer nicht an, sondern nur das teutsche Lied; müssen nun die südlichen Anspielungen auf Horant nothwendig aus dem teutschen Liede geschöpft sein, so wäre dessen Existenz freilich zur Zeit jener Anspielungen vorauszusetzen. Allein Horants Gesang steht im ersten Theile, seine Anführung setzt die Kenntniß des zweiten nicht nothwendig voraus, und Lamprecht hat offenbar einen andern Schluß der Schlacht auf dem Wulpenwert gekannt, als ihn das jetzige Lied enthält. Lamprechts Alexander ist ein lothringisches, Morolf ein niederländisches Gedicht, daß beide die Gudrun kennen, ist ein Mitbeweis ihrer niederländischen Heimath. So ist es wenigstens sehr wahrscheinlich, daß der zweite Theil des Gedichtes viel später sei als der erste, was auch durch die historische Nachweisung vollkommen bestätigt wird.

Ursprung und erste Gestalt der Sage ist nordfrisisch, und durch die Frisen, die mit den Sachsen nach Britannien zogen, ist die Kenntniß der Sage in die angelsächsische Dichtung gekommen. Dieser Ursprung enthielt nur drei Hauptpersonen, Hagen, Hethin (Hettel) und Hilde, die Heirath dieser letzten und der doppelte Kampf (erst nach der Heirath, dann auf Hedinsey) waren die Hauptsache des Gedichtes. Diese wenigen Punkte in der nordischen Geschichte nachzuweisen bin ich nicht im Stande, weil alles, was darauf Bezug hat, schon sagenhaft berichtet wird. Man sieht nur so viel, daß Holstein, Stormarn, Dietmarsen die ursprüngliche Heimath der Hegelingen war, und wenn wir auf das Lied Rücksicht nehmen, so ergibt sich durch den Hagen von Irland (d. i. England, denn die Iren hieß man Schotten) eine Hindeutung auf Hengist und ein Zusammenhang mit der sächsischen Wanderung. In diese Zeit fällt auch wahrscheinlich die erste historische Grundlage. Es ist merkwürdig, daß die Gudrun keinen Zusammenhang mit dem Norden anerkennt, daß sie Dänemark und Fruote nennt, hat dafür nichts zu sagen. Dagegen zieht Saxo die Sage in den Kreis des Königs Frothi (Fruote) wie eine Zwischenhandlung. Wer hat Recht, das Lied oder Saxo? Der alte Wate ist im Liede eine Person des zweiten Ranges. Der Norden kennt ihn nicht, aber wohl der Süden. Hier findet man auch nur seine Gleichstücke, Elias im Otnit, Widolf im Rother und Ilsan im Rosengarten. Wie wenn der alte Wate eine Erinnerung an die Stammväter des Hengist, an Weeta oder an Woden wäre? Wie dem auch sei, zu Saxos Zeit war die Sage bereits in das nordische (dänische) Heldenbuch aufgenommen. In diesem Epos bildete König Frothi den Mittelpunkt, wie Arthur im britischen und Karl im französischen.

3) Zweite Gestaltung der Gudrun.

Diese können wir desto deutlicher in der Geschichte nachweisen, und zwar in folgenden Grundzügen. Im Jahr 855 ging der König Aethelwulf von England mit seinem Sohne Aelfred nach Rom, und hielt sich auf dem Wege bei Karl dem Kahlen in Frankreich auf. Bei der Rückreise 856 gab Karl dem Aethelwulf seine junge Tochter Judith zur Frau und die Hochzeit wurde zu Verberie an der Oise bei Senlis gefeiert. Aethelwulf starb schon 858, sein Sohn und Nachfolger Aethelbald nahm seine Stiefmutter zur Frau, starb aber auch schon 862 und die Wittwe kehrte mit großen Schätzen zurück, um sich zum drittenmal zu verheirathen. Balduin der Eiserne, Graf von Flandern, war in sie verliebt, sie desgleichen, er zog ihren Bruder Ludwig ins Einverständniß, worauf Balduin die verkleidete Judith entführte. Der entrüstete Karl legte den Fall den Bischöfen und Großen zur Entscheidung vor, Balduin ging aber nach Rom zum Pabst, und auf dessen Anrathen söhnte sich Karl mit seiner Tochter aus und ließ sie 863 zu Auxerre mit Balduin trauen *).

Dies ist die Grundlage vom zweiten Theile des Liedes, womit aber die Dichtung und die verworrene Zeit sehr frei geschaltet haben. Zuerst sieht man, warum Hagen König von Irland

*) Die 30. Predigt Berchtolds ist mystische Vergleichung zwischen den Ober- und Niederländern. Er gebraucht den Namen mehr allgemein, vergißt aber keineswegs den wahren Sinn, wie folgende Stelle beweist: einer von Zürich und einer von Sahsen, der Sprache ist gar ungelich, ein Swap und ein niderlender von Köln sind gar ungelich an der sprache unt an gewand. Im früheren Mittelalter gehörte auch Frisland schwerlich zum Niederland.

**) Warrington's history of Wales. p. 6. Davies Celt. res. p. 155.

***) Eine wichtige Stelle liefert Eunapius Sard. in den excerpt. de legatt. bei Labbé Protrept. ad hist. Byzant. p. 15. Χαμάβων μὴ βουλομένων ἀδύνατόν ἐστι τὴν τῆς Βρεττανικῆς νήσου σιτοπομπίαν ἐπὶ τὰ Ῥωμαϊκὰ φρούρια διαπέμπεσθαι. Die Chamaven waren die Angrenzer der Rheinmündungen, und von den Niederlanden ist die Rede.

†) Eine ähnliche Meinung, aber auf andere Gründe gestützt, hat schon Wiarda Ostfris. Geschichte I. 43, 44.

*) Hincmari Remens. annal. ad an. 856, 857, 862, 863 bei Pertz. monum. hist. germ. I.

(England) ist, die Edda sagt nichts davon, und Saro erwähnt ihn als König von Jütland. Diese Veränderung hat die Heirath nach England hervorgebracht. Zweitens, der Namen Gudrun ist durch Anklang an Judith in die Sage gekommen *). Warum Gudrun? das ist eben ein schätzbarer Beweis, daß die Sage von ihr im Niederland bekannt war. Wem glich Judith's Geschichte mehr als der Gudrunsage? Gudrun war also schon damals in der Ansicht des Volkes das unheilvolle Weib, eine Idee, auf welche man ähnliche Vorkommnisse im Leben bezog. Mit ihr hat die Sage Judiths Schicksal identificirt. Stand einmal Gudrun in der neuen Sage fest, so konnte Sigfrit und das Nibelungenland auch hinein kommen. Sigfrit ist aber vom teutschen schon ganz verschieden, Riflant hat nur in Beziehung auf das nahe England noch einige Erheblichkeit, so daß man annehmen muß, der erste Theil der Heldensage (Sigfrit) sei in Frisland und Flandern zu der Zeit, als die Gudrunsage gebildet wurde, schon sehr im Verfall gewesen. Dies beweist auch der Schluß des Liedes. Gudrun brachte die Idee einer Noth mit sich; dieser widerstrebte die historische Grundlage des Liedes, hier sehen wir aber die Sage mit aller Gewalt durchbrechen, sie läßt sich von der Geschichte nicht ganz fesseln, sie läßt mit Kampf die Gudrun erlösen, wovon die Geschichte nichts weiß. In diesen Kampf hat sie diejenigen Züge der Noth aufgenommen, welche das Gedicht ertragen konnte, Ludwig der König fällt wie Gunther, Hartmut wird gefangen wie Hagen, die böse Gerlint wird von Wate erschlagen wie Chriemhilt von Hiltebrant, aber von all dem weiß die Geschichte kein Wort, die Gerlint kennt sie gar nicht. Das ist der Sage einerlei, sie hatte einmal die Judith zur Gudrun vergeistigt, und nun mußte eine Noth folgen, gleichviel, ob die Geschichte ja oder nein sagte. Dieses Beispiel von hartnäckigem Leben der Sage ist aber sehr wichtig, es beweist, daß die Gudrunsage ihren abgeschossenen Sinn, ihre feste Bedeutung hatte, die sich nur mit großem Widerstreben durch Uebertragung auf einen historischen Stoff verderben ließ. Und wirklich wurde hier die Nothsage durch die Geschichte verdorben, die ihr einen heitern Ausgang gab, der ihr völlig fremd ist. Da ist also eine Verwechslung noch obendrein vorgegangen, denn der fröhliche Schluß der Gudrun ist das Ende einer Brautfahrt, die ja auch mit Kampf verbunden sind. Ich muß noch ein stärkeres Beispiel von der Lebenskraft der Sage beifügen, denn diese Thatsachen sind Fundamente, worauf man weiter bauen kann. Karls d. G. Unglück in den Pyrenäen ist bekanntlich der Gegenstand des Rolandsliedes. Mit Rolands Fall ist die Historie aus, das Lied aber nicht. Wie kommt das? Sehr natürlich, Rolands Tod ist dem Liede nichts weiter als der Mord Siegfrits, also der erste Theil des Trauerspiels, der zweite, die Noth, muß folgen, ob die Geschichte etwas davon weiß oder nicht. Die Sage ertrotzt ihren Zusammenhang und ihre innere Vollendung von der historischen Grundlage. Die Noth ist nun die völlige Niederlage der Sarazenen durch Karl und die Strafe des Verräthers Genelun, d. i. Hagens. Da tritt nun ein Kämpfer Dieterich (Tirrich, Thierry) auf, wie wenn er aus der Wand geschlagen wäre. Was thut denn der dabei? Er muß da sein, weil in der Nibelungen Noth ein Dieterich als sein Vorbild steht. Das ist also der Satz: weil es eine Nib. Noth gab, mußte es eine Sarazenen Noth geben, weil Hagen nach der Noth fällt, mußte auch Genelun fallen, ohne beides hätte das Rolandslied keine Vollendung, die muß es jedoch haben, weil die Sage es nicht anders thut. Wir müssen den Eigensinn der Sage, der auf ihrer inneren Kraft beruht, anerkennen und achten.

Die Chronikschreiber sind zum Theil dem Schlusse der Gudrun gefolgt. Karl hat mit Baldewin wegen der Entführung keinen Krieg geführt, und doch sagt Meyer: relatum est a nonnullis, semel in Atrebatibus ad montem divi Eligii, et iterum in finibus Insulensium fusum ab eo (Baldewino) fugatumque regium (Caroli) exercitum, Francosque perquam viriliter a nostris prohibitos finibus **). Das haben die Chronikenschreiber nicht aus der Geschichte, sondern aus der Sage geschöpft. Den Pabst und die Bischöfe hat dagegen das Lied ausgelassen, es konnte sie für seinen Zusammenhang nicht brauchen.

Aber die Normannen! Grade sie geben den stärksten Beweis für die letzte Bildung der Sage im neunten Jahrhundert. Denn zu dieser Zeit waren ihre Verheerungen in Flandern und Frisland am größten, in dieser Zeit hatten ihre Fürsten auf jene Länder vielfachen Einfluß. Seit dem frechen Gotfrit (Gautrek) von Dänemark, der 804 die Nordgrenzen Teutschlands beraubte, bis zu Ende des 9. Jahrhunderts hörten die Züge der Normannen gegen Niederland nicht auf. Ludwig der Fromme gab dem Dänen Harald, der sich hatte taufen lassen, die Grafschaft Rüstringen in Frisland 826, um die Küste gegen die Normannen zu schützen; dem Normannen Norich gab er Kennemerland in Westfrisland und dem Hemming einen Theil von Seeland. So wurden die Normannen Herren der frisischen Küste von der Schelde bis zur Ems und das Lied hat diesen Umstand festgehalten, indem es die unabhängigen Herren des Küstenstrichs anführt, wie Herwig von Seeland statt Hemming, Irolt von Frisen statt Harald oder Heriold, wie er gewöhnlich in Teutschland hieß, Morung von Frisland für Norich von Kennemerland. Daher die Verwirrung im Liede, daß Irolt und Morung von Friesen genannt werden (v. 926, 1083, 1923), wenn man aber nach der Geschichte Ost- und Westfriesland unterscheidet, so ist es in der Ordnung. Nun heißt auch Irolt von Hortrich, Ortland, Horriche und Ortwin von Ortland (1091, 1923, 2259, 2863, 2537), der Geschichte nach ist es Osterrik, Ostfrisland. Dagegen wird Morung auch von Waleis genannt (2564, 2787), eine Anspielung auf Walcheren, wo der dritte Normann, Hemming wohnte. Begreiflich ist nun der Zusammenhang zwischen diesen drei normännisch-frisischen Fürsten und den Nordfrisen und Dänen, und es ist wahrscheinlich, daß durch diese historischen Ursachen die alte Sage vom Högni und Hethin bei den Frisen wieder erneuert oder ins Leben gerufen wurde.

Der Raub der Gudrun, ihre schlechte Behandlung, die Verheerung des Landes, sind wohl nur treue Bilder der Wirklichkeit. Die Normänner mögen manche Frau mitgenommen und schlecht behandelt haben, und ihr Uebergewicht im Liede erklärt auch den Umstand, daß Karl der Kahle und sein Sohn Ludwig selber in Normänner verwandelt sind. Der Namen Ludwig ist noch im Lied erhalten, nur dem Vater gegeben, die Normandie aber schon als ein unabhängiges Land angeführt, was anzeigt, daß die letzte Bildung der Sage in den Schluß des 10. Jahrhunderts fällt. Man merkt auch, daß die Hethinssage bereits wieder im Leben war, als Baldewin seine Aventüre lieferte, die Anknüpfung war leicht durch die Aehnlichkeit der Handlung, und wahrscheinlich hätte das Volk den Baldewin vergessen, wenn es seine Geschichte nicht einer bestehenden Sage hätte anfügen können. Darum ist auch Baldewin nicht genannt, sondern der Normann Herwig hat sich behauptet. Frisisch wird also wohl die letzte Gestaltung der Sage sein, nicht flämisch und Baldewins Aufnahme mag dadurch mit veranlaßt sein, daß er, wie man behauptet, Seeland zum Heirathgut bekam. Denn leer wird er nicht ausgegangen sein. Selbst der Umstand, daß die Sage die Gudrun als Tochter an die Hilde anknüpfte, ist keine so willkürliche Zudichtung wie es scheint. Die Aehnlichkeit mit Grimild, der eddischen Mutter Gudruns, führte schon dazu, aber vom Charakter Judiths wird ein Zug erwähnt (donec, si se continere non posset, secundum apostolum, scilicet competenter ac legaliter, nuberet. Hincmar l. c. ad a. 862), dessen Beziehung und Vergleichung mit Hilde nicht so schwer war (ferunt Hildam tanta mariti cupiditate flagrasse, ut ect. denn was darauf folgt, gehört nicht zu diesem Vordersatz. Saxo gram. V. p. 81, ed. Wechel.). Im teutschen Liede ist Hildens Natur etwas verändert, sie ist mehr eine Ute geworden *).

Ich muß damit die geschichtlichen Nachweisungen schließen, damit sie mich von meinem ursprünglichen Ziele nicht noch weiter entfernen. Mit manchen meiner früheren Ansichten stehen sie im Widerspruch und ich hoffe, dies wird der Wahrheit förderlich sein. Gebe man der Geschichte die Grundlage zurück, die ihr angehört, und lasse man dem Mythus den verbindenden Geist und die Bedeutung, die er dem Stoff gegeben, so wird man das Wesen beider richtiger erkennen. Wie nun neben der historischen Grundlage noch ein Mythus der Heldensage bestehen kann, mögen Manche vielleicht nicht begreifen. Wer jedoch die Bildung der Sage im Norden und einzelne mythische Punkte der teutschen Lieder bedenkt, die ich oben erläutert, wird an dem Dasein eines Mythus weniger zweifeln. Man muß sich nur nicht vor dem Mythus fürchten, als wenn er weiß Gott in welche endlosen Träumereien und Hexereien verführe, man kann dabei recht gut bei Verstand bleiben, ohne alle Gefahr seines Seelenheils. Eine Uebersicht und Zusammenstellung der historischen Grundlage will ich nicht beifügen, denn sie hat nur dann Werth, wenn ihr die mythische als Gegenstück zur Seite gestellt wird.

*) Judith hieß deutsch Jutta, ihr Namen wurde biblisirt, was damals Mode war.

**) Jac. Meyeri annal. Fland. ad a. 862.

*) Die Oertlichkeit des Liedes nachzuweisen, ist bei dem Schwanken der Namen schwer. Indessen scheint bemerkenswerth, daß an der äußersten Grenze des Sachsenufers, zwischen Calais und Boulogne-sur-mer ein alter Ort Hedenesberg und eine Grafschaft Hedin vorkommt. Heckelingen und Briesland sind eine Gemeinde in Südholland.

Rudolph von Montfort, s. Minnesinger.

Karl von Morgenstern

ward am 28. August 1770 zu Magdeburg geboren, studirte zu Halle Philosophie und wurde 1797 daselbst als außerordentlicher Professor dieser Wissenschaft angestellt. Nachdem er seit 1798 Professor am Athenäum in Danzig gewesen war, folgte er 1802 einem Rufe als ordentlicher Professor der Beredtsamkeit und der Dichtkunst nach Dorpat, wurde daselbst Oberbibliothekar und Staatsrath und erhielt später das Ritterkreuz des St. Annen- und Wladimirordens. In neuester Zeit ist er quiescirt worden.

Er ließ erscheinen:

Entwurf von Platons Leben. Leipzig 1797.
Johann Winkelmann. Rede. Ebendas. 1805.
Ueber einige Gemälde. Dorpat 1805.
Klopstock. 2 Vorlesungen. Leipzig 1807—1814.
Johannes Müller 2c. 3 Reden. Dorpat 1808.
Auszüge aus den Tagebüchern und Papieren eines Reisenden. Leipzig 1811—13, 3 Hefte.
Dörpt'sche Beiträge. Ebendas. 1813 — 21, 6 Thle., oder 3 Bde.
Grundriß einer Einleitung zur Aesthetik. Ebendas. 1815.
Töne vom Lebenspfade. Ebendas. 1818.
Einzelne Abhandlungen und Aufsätze in Zeitschriften u. s. w.

Tiefes Gefühl, Innigkeit, Geist und gründliche Forschung bei glänzender Darstellung haben diesem vortrefflichen Manne als Redner, wie als Schriftsteller und Kunstkenner einen bedeutenden, wohlverdienten Ruf erworben.

Klopstock
als vaterländischer Dichter *).

Wollte ich am heutigen Tag einen Gegenstand der Betrachtung wählen, der gar keine Beziehung auf das hätte, was jetzt jedes Gemüth erfüllt, so dürfte ich schwerlich auf Ihre Aufmerksamkeit, geehrte Zuhörer, rechnen. Seit mehrern Jahren verschlingt das politische Intreresse jedes andere: Krieg ist die große Losung, Kampf mit einem mächtigen Feinde, der seit der verhängnißvollen französischen Revolution für Europa mit der lernäischen Hydra der Fabel nur zuviel gemein hat; und zwar Kampf um Sein und Nichtsein. Im vorigen Jahre galt es die Fortdauer der Riesenmacht Rußlands. Nun diese sich so glorreich bewährt hat, gilt es in diesem Jahre (Dank der großen Seele unsers Kaisers!) die Rettung, die Befreiung Deutschlands. Dahin sind jetzt Aller Augen gerichtet; dahin die Herzen Aller, die in Deutschland ihr eignes Vaterland, wie so Manche von uns hier, — oder doch das Vaterland ihrer Väter und Vorfahren, wie die meisten der hier Versammelten, — lieben und verehren. Seit Jahrhunderten wurden die Worte: Deutschland, deutsche Nation, nicht häufiger, nicht wärmer ausgesprochen, als in unsern Tagen. Unleugbar ist indeß auch, daß schon vor den Ereignissen der letzten Jahre das Vaterlandsgefühl bei den Deutschen öfter als in der unmittelbar vorhergehenden Periode sich regte, je näher die gänzliche Auflösung der längst schon so lose zusammenhängenden deutschen Reichsverfassung heranrückte, — lebendiger und stärker sich regte, indem das auch in seinen Trümmern ehrwürdige Gebäude so vieler Jahrhunderte vor unsern Augen wirklich dahinsank, als sollte die alltägliche Wahrnehmung im kleinern Kreise des Lebens auch hier in Großem bestätigt werden, daß der Werth eines Guts den Sterblichen erst ganz, ja doppelt fühlbar wird bei dem Verluste. So erwachte, ungefähr seit dem Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts, von neuem die Liebe zu unsern ältern vaterländischen Dichtern durch die Bestrebungen einer neuen Schule im literarischen Gemeinwesen Deutschlands, die in dieser Hinsicht wenigstens gewiß keinen Tadel verdient, vornehmlich durch Tieck, Aug. Wilhelm und Friedrich Schlegel; ferner durch die zum Theil von jener unabhängigen verdienstlichen Arbeiten von Docen, von der Hagen, Büsching, Görres, der Brüder Grimm, Glöckle und Anderer, denen Eschenburg, Gräter, noch früher Bodmer mit seinen Schweizerfreunden vorangegangen waren. So ward vor wenigen Jahren, um nur eins zu nennen, das große altdeutsche Heldengedicht, das Lied der Nibelungen, in einer neuen Ausgabe wieder in Umlauf gebracht, und kürzlich eine neue Bearbeitung und Erläuterung desselben von A. W. Schlegel angekündigt, welcher verlangt, daß es, nächst der Bibel, ein Hauptbuch bei der Erziehung deutscher Jugend werde. „Dahin," sagte er kürzlich selbst, „muß und wird es kommen, wenn die Deutschen das Gefühl eines selbstständigen, von uralter Zeit unvermischten, glorreichen und unzertrennlichen Volkes nicht ganz einbüßen." Ohne mich hier auf Prüfung der vollen Sicherheit jener Hoffnung einzulassen, erinnere ich nur noch, mit welchem Interesse selbst Lessing an Gegenständen der altdeutschen Literatur Antheil nahm; Er, der in seinen eignen Schriften so viel zur Veredelung und Festigung der deutschen Sprache und selbst des deutschen Nationalcharakters beitrug: was, außer von frühern Dichtern, wie Opitz, dann nach mehr als anderthalb hundert Jahren von Hagedorn und Haller, weiterhin von Dichtern ersten Ranges, wie Goethe, Bürger, Voß, Herder, Schiller, von Prosaikern wie Winkelmann, Joh. Müller, Möser, Klinger, Jacobi, Fichte, in reichlichem Maße geschah.

Höchst ungerecht indeß wären wir, ließen wir in dieser Reihe vorzüglich vaterländisch gesinnter deutscher Männer unter den Schriftstellern, die auf ihre Nation wirkten, gerade den ungenannt, der unter Allen wohl am tiefsten, innigsten es war; Ihn, der seit Luther's Zeiten bis auf diesen Tag unter Allen am eingreifendsten, kräftigsten über ein halbes Jahrhundert lang auf Poesie, Sprache und Sinn der Deutschen als solcher wirkte: Klopstock. Welcher Dichter irgend einer Sprache hat so aus tiefer Brust herauf wie Er in jener glühenden Ode das Herzenswort gesprochen: „Ich liebe dich, mein Vaterland" —? Früh hatte er ihm sich geweiht. Schon da sein Herz den ersten Schlag der Ehrbegierde schlug, wollte er in einem Heldengedicht Deutschlands Befreier, Heinrich den Vogler, singen. Allein er sah die höhere Bahn, die hinaufführt zu dem Vaterlande des Menschengeschlechts, und zog sie vor. Doch nahm er auch dann oftmals die Telyn des Barden, und sang (so ruft er selbst aus) „o Vaterland, dich dir!" Keiner erkannte wie Er die Urkräfte unsrer Sprache, die, gleich der griechischen, „eine ursprüngliche, aus eignem Vermögen sich" ergießt, „im Ganzen und im Einzelnen regsam, mit immer erneuetem Zuwachs aus sich selbst" fortströmt. Alle wahren Kenner unsrer Poesie und unsrer Literatur überhaupt sind auch darüber einig, daß ohne seine besonnen kühne, still ausdauernde, doch gewaltige Energie in Bearbeitung unsrer Sprache die letzte Periode der deutschen Poesie, in welcher vorzüglich Goethe und Schiller als echtdeutsche Dichtergenien, Voß und Aug. Wilh. Schlegel besonders als Sprach- und Verskünstler glänzen, gar nicht möglich gewesen sein würde. Daß ferner Er vor Allen es war, der seine Deutschen durch Wort und That mahnte, nicht länger sich selbst zu verkennen, nicht allzu gerecht zu sein gegen das Ausland, was nie ein anderes Volk war, — nicht nachzuahmen, wo es ureigenthümlich sein könne, vielmehr zu brauchen die angestammte Kraft, und daran seine reine Freude zu haben. Doch Jeder weiß das, der außer der schon angeführten Ode Mein Vaterland etwa folgende las, die überschrieben sind: Fragen, Der Nachahmer, Wir und Sie, Unsre Sprache, Ueberschätzung des Auslands, Die deutsche Bibel, Der Hügel und der Hain, Vaterlandslied u. s. w. Eben so war er es, der, im Vollgefühl dessen, was Schriftsteller für ihre Nation sind, die von Vielen mißverstandene Idee einer Gelehrtenrepublik aufstellte, wie sie so von allen Ländern in der Welt nur in Deutschland, in der Hauptsache wenigstens, ausführbar ist. In demselben Werke führt er den seiner würdigen Gedanken aus, den ich, so wie den folgenden, lieber mit A. W. Schlegel's Worten, als mit den meinigen ausdrücken will, da dieser geistreiche Kunstrichter anderweitig von unserm Dichter oft genug so geurtheilt hat, daß kein Leser Ihn im Verdacht zu großer Vorliebe für Klopstock, noch weniger übertriebener Bewunderung desselben, haben wird: „den schönen Gedanken, Züge altdeutscher Treue, Gerechtigkeit, Großmuth, jeder Heldentugend zusammenzustellen" in seinen

*) Eine Vorlesung gehalten von K. v. Morgenstern bei Bekanntmachung der Preisaufgaben für die Studirenden der Universität zu Dorpat, am 12. Dec. 1813. (Leipzig 1814).

Denkmalen der Deutschen, die er gerade „aus den Zeiten" wählt, „die am meisten der Barbarei beschuldigt werden," aus jenen „der ersten Eroberer." Außerdem „klagte er vielfältig in rührenden Liedern über den Untergang der alten Bardengesänge. Er suchte ihre Spuren bald in den thracischen Wäldern bei Orpheus, bald unter den Skalden am Ufer des Nordmeers." Besonders aber „wollte er in seinen Bardieten gleichsam einen Nachhall jener Lieder vernehmen lassen," wodurch die Germanen die Thaten ihres Hermann's „schon kurz nach seinem Tode verherrlichten, und erregte" mit jenen, auf eine ihm ganz eigenthümliche Weise gedichteten, lyrisch-dramatischen Werken, wenigstens zur Zeit der Erscheinung des ersten der drei Gedichte „nicht geringe Bewunderung." Obwohl nämlich in unsern Tagen Eifer für altdeutsche Litteratur, zumal in der schon angedeuteten Schule, hie und da sich regt: so ist die Wärme und Verbreitung desselben doch nicht zu vergleichen mit jenem Enthusiasmus, womit in der Zeit, als das Publikum aus der Hand des hochverehrten Sängers des Messias und der schwungvollen Oden reinmenschlichen Inhalts, den Bardiet Hermanns Schlacht empfing, eben dies Gedicht aufgenommen wurde. Aeltere Zeitgenossen erinnern sich noch gar wohl der Freunde des Bardengesangs, die sich vorzüglich in Göttingen gegen den Anfang der siebziger Jahre sammelten, wo damals Boie, Bürger, Miller, Hölty, Voß, die Stolberg und Andere zu einem Freundesbund und zugleich zu einem Chor jüngerer Musenpriester sich aneinander schloßen, welche ihre Leiern nach der mächtig ertönenden Telyn des Sängers unsers Hermann's, bald mehr, bald weniger glücklich, stimmten. Man denke zugleich noch an die mit Klopstock's Bardengesängen fast gleichzeitigen des Barden Rhingulph (des nun auch verstorbenen Kretschmann in Zittau) und des Barden Sined (des früher schon vorangegangenen P. Denis in Wien), und an Gerstenberg's nur ein paar Jahre älteres Gedicht eines Skalden; ferner an die Erscheinung des ersten deutschen Musenalmanachs, des Göttinger (im J. 1770), worauf sechs Jahre später der Vossische, in gleichem Geist und Sinn gesammelte folgte; eben so an das seit 1776 durch Boie gestiftete Deutsche Museum, das erste deutsche Nationaljournal in Hinsicht auf schöne Litteratur, in welchem bei den Hauptverfassern Einstimmung in Klopstock's hohe Bestrebungen für den deutschen Nationalruhm, und Bewunderung desselben, als des ersten Dichters der Deutschen, vorwaltete. Das damalige Bestreben, der deutschen Dichtkunst einen Nationalcharakter zu geben, wirkte so weitgreifend, daß ein anderer unsrer verdienstvollsten Dichter und Litteratoren, der vorzüglich durch französische, italienische und altklassische Litteratur ausgebildete Wieland, als er im J. 1773 seinen Teutschen Merkur herauszugeben anfing, gleich im ersten Jahrgang es nöthig erachtete, in seinem Bericht über den Zustand des deutschen Parnasses sich über den Eifer zu ereifern, womit Viele damals der deutschen Dichtkunst einen Nationalcharakter zu geben sich bestrebten. Er fand die meisten Versuche dieser Art so, daß sie seiner Meinung nach unsre Poesie mehr abentheuerlich als vaterländisch machten. Eigentlich zwar ging seine Rüge auf Mißbrauch und Uebertreibung in Anwendung der Sache. Genien wie Klopstock, sagt er, seien dazu gemacht, sich neue Bahnen zu brechen; ihnen sei kein Weg zum Ruhme versagt, und sie verdienten auch auf ihren Abwegen Ehrfurcht. Kretschmann und Denis, seine glücklichsten Nachfolger, seien Dichter von unbestreitbaren seltnen Talenten; doch liefen sie Gefahr, die besten Früchte derselben zu verlieren, wenn sie fortführen, im Taumel der dichterischen Begeisterung die Deutschen des achtzehnten Jahrhunderts für Enkel Thuiskon's anzusehn. Zur Erläuterung seiner Ansicht behauptet er noch, die deutsche Nation könne keinen so ausgezeichneten Nationalcharakter haben, wie z. B. die französische und englische, weil die Deutschen eigentlich keine Nation wären, sondern vermöge ihrer Verfassung ein Aggregat von vielen Nationen. Unsre Verfassung, unsre Lebensart, unsre Sitten, unser ganzer Zustand sei glücklicherweise so verschieden von dem, was unsere Väter zu den Zeiten der Barden gewesen, daß die Zurückrufung des alten Geistes gar nicht mehr für uns passe; er (Wieland) könne sich nicht überzeugen, daß unsre Dichtkunst durch Bearbeitung einheimischer Gegenstände, durch Abschilderung einheimischer Sitten, und besonders durch unmittelbare Beziehungen auf dessen Nationalinteresse, und auf große, für das ganze Deutschland wichtige Begebenheiten sehr viel gewinnen werde. Seit Thuiskon's, oder, wenn man etwas herabsteigen wolle, seit Hermann's Zeiten u. s. w., sei der Unterschied der Verfassung von Europa und Deutschland so unermeßlich groß geworden, daß es unräthlich sei, die Sprache Hermann's mit uns zu reden, und uns die Gesinnungen der altdeutschen Völkerschaften einflößen zu wollen. Den unbändigen Enthusiasmus für eine Art von Freiheit, die wir zu unserm Glücke längst verloren hätten, den kriegerischen, blutdürstigen Geist und die patriotische Wuth dieser alten Barbaren durch die Magie der Dichtkunst verschönern und zu Tugend und Heldenthum adeln, heiße einen Gebrauch von dieser edeln Kunst machen, der bei allem Blendenden nicht weniger gefährlich sei, als wenn sie zum Werkzeuge der Lüsternheit und Ueppigkeit gemißbraucht würde. Wir lebten, sagt er, in einer Zeit, wo die Aufklärung der europäischen Nationen über ihr wahres Interesse täglich zunehme, und sich immer mehr den Grundgesetzen nähere, welche die Natur der menschlichen Gattung vorgeschrieben; die Musen sollten die ungestümen Leidenschaften nicht entflammen, sondern zu besänftigen suchen; uns den Werth der häuslichen Glückseligkeit und den Reiz der Privattugenden, die uns derselben fähig machen, in rührenden Gemälden vorstellen; uns den Geist des Friedens, der Duldung, der Wohlthätigkeit und allgemeinen Geselligkeit einflößen u. s. w. Das sei in den Zeiten, worin wir leben, mehr als jemals, die wahre Bestimmung der Dichtkunst. Uebrigens stehe einem Dichter, der blos die Kräfte seines Geistes versuchen und üben wolle, allerdings frei, den Stoff zu seinen Gemälden sowohl aus den Zeiten der alten Germanen zu nehmen, als es einem Maler frei stehe, die Schlacht des Theseus mit den Amazonen oder den Raub der Sabinerinnen zu malen. Nur wünsche er, daß Männer, wie Klopstock und dessen Freunde, die Bahn Ossian's verlassen, und für ihre Zeitgenossen und eine hoffentlich bessere Nachwelt dichten möchten, weil sie dann ihr Talent gemeinnützlicher machen würden.

So Wieland im J. 1773. Klopstock hatte damals von seinen drei Bardieten nur Hermann's Schlacht bekannt gemacht, im J. 1769, in welchem auch der Gesang Rhingulph's des Barden, als Varus geschlagen war, sich hatte vernehmen lassen. Wie haben sich seitdem die Zeiten umgewandelt! Wie wenig ahndete Wieland vor vierzig Jahren den gegenwärtigen Zustand Europa's; wie wenig die neuere Lage Deutschlands durch seinen westlichen Nachbar; wie so gar nicht, die für jedes Volk früher oder später eintretende, für Deutschland nur zu bald eingetretene, Nothwendigkeit, seine Kräfte gegen tyrannische Unterdrückung der Fremden zusammendrängend zu einigen; wie so gar nicht erkannte er die Wohlthat lebendiger, in ewigen Gesängen forthallender Stimmen, wodurch die Nation in Zeiten der Noth, und noch vor völligem Einbruch derselben, zu wecken wäre aus dem tödtlichen Schlummer! Wie wenig verräth der Seitenblick, den der höchst geist- und phantasiereiche, liebenswürdige, aber nie zu höherer Charakter-Energie erstarkte Dichter an der Ilm, trotz beiläufigen Ehrenbezeugungen, auf Klopstock's vermeintlichen Abweg wirft, wie wenig verräth er Erfassen vom Zweck und Eindringen in den Geist des wahrhaft deutschen Mannes!

Dieser ließ sich freilich durch solche und ähnliche Aeußerungen mancher Zeitgenossen nicht aufhalten auf der von seinem Urgenius ihm vorgezeichneten Bahn. Nicht nur gab er auch seitdem, wie ein Blick in seine nach der Zeitfolge geordneten Oden jedem Leser seiner Werke zeigen kann, noch manches, der hohen Teutone (so nannte er seine Göttin des altdeutschen Gesanges) abgelauschte unsterbliche Lied; sondern ließ auch, fünfzehn Jahre später als Hermann's Schlacht erschien, im J. 1784 seinen zweiten Bardiet Hermann und die Fürsten erscheinen, denen dann drei Jahre nachher (1787) der dritte folgte, Hermann's Tod, womit er sein großes Denkmal auf unsern Befreier von römischer Tyrannei, auf Ihn, der liberator haud dubie Germaniae, wie Tacitus ihn nennt, zu heißen verdiente, nach achtzehn Jahren vollendete, nachdem er so lang und ausdauernd, mit jener ihm überall eigenen, unwandelbaren Liebe für die Gegenstände seiner Wahl, auch hier sich getreu geblieben. Er, der Deutsche, wollte die Deutschen lehren sich zu fühlen beim Bilde ihres edeln Ahnherrn; sich zu erheben zu Nationaltugenden, zu welchen die Uranlage tief im Wesen unverdorbener Deutschen liegt. Dabei durfte er nicht nur, er mußte, nach dem Gesetze der Kunst, idealisiren. Was er wollte, war schön; was er geleistet hat, und wie er's geleistet hat, ist und bleibt schön, werth der Bewunderung, der Nacheiferung und des spätesten Nachkommendanks.

Heute vor sieben Jahren hielt ich an dieser Stätte eine Rede zur Feier des Andenkens von Klopstock, worin ich die Hauptzüge zu seiner Biographie und zu seiner Charakteristik, damals meist nur aus seinem frühern Leben, zusammenstellte. Um des Gegenstandes willen damals so aufmerksam gehört als jemals, nahm ich mir schon öfters vor, die auch anderweitig verlangte Fortsetzung des angefangenen biographischen Entwurfs zu versuchen. Doch der Gegenstand ist so reich und vielumfassend, besonders insofern er kritische Erörterungen zur Bezeichnung der Werke Klopstock's und ihres nicht allgemein genug anerkannten hohen Werths mitbegreift, daß, um ihn mit der erforderlichen Ausführlichkeit abzuhandeln, auch mehrere Vorträge nicht hinreichen würden. Für heute spornt mich der Augenblick, noch von den Bardieten unsers ehrwürdigen Nationaldichters zu reden, um so mehr, da man diese drei Werke,

wenn man unsre kritischen Blätter, und selbst die Schriften zur Charakteristik deutscher Dichter, auch die Handbücher der allgemeinen Litteraturgeschichte aufschlägt, weder in Hinsicht des Gattungsbegriffs (den wir nur theils aus Winken des Dichters auffassen, theils aus den Dichtungen desselben selbst abziehen können), noch auch in Betracht der Ausführung im Einzelnen, mit genügender Sorgfalt und Ansführlichkeit gewüedigt findet. Ein grösseres Interesse, als selbst zur Zeit ihrer Erscheinung, müssen diese drei Werke jetzt dadurch erhalten, daß in den Tagen, in welchen wir leben, zwar kein Tiberius neue Legionen über die Alpen in Germaniens Wälder und Thäler sendet: wohl aber ein neuer Imperator, der eine viel größere Geißel des gebildeten Europa ist, als zu seiner Zeit für das römische Reich Tiberius war, dessen Laster und Schandthaten doch nur seiner nähern Umgebung verderblich waren, die den alten Römern nachgeäfften, an Azung von Leichenfeldern gewöhnten Adler über den Rhein herüber in dasselbe, durch List und Uebermacht zerstückelte, nur zu lange größtentheils schon versklavte, durch unerträgliche Tyrannei und immer erneuerten Unterdrückungskrieg seit so vielen Jahren verödete, gute Deutschland jagt, zu dessen Schmach er in der Stadt an der Seine schon vor einigen Jahren sich und seiner Deutschland unterjochenden Armee eine eherne, aus erbeuteten Kanonen stückweis gegossene Trajanssäule (diese Augen sahen sie, und sind nicht erblindet!) siegtrunken emporgethürmt hat.

So lautet die Inschrift der Napoleonssäule (ich schrieb sie ab an Ort nnd Stelle):

NRAPOLIO. IMP. AVG.
MONVMENTVM. BELLI. GERMANICI.
ANNO. MDCCCV.
TRIMESTRI. SPATIO. DVCTV. SVO. PROFLIGATI.
EX AERE. CAPTO.
GLORIAE. EXERCITVS. MAXIMI DICAVIT.

Ganz oben steht des Kaisers Colossalbildsäule von Erz, eine Viktoria in der Rechten. So höhnt schon seit einigen Jahren der übermüthige Corse, altrömischen Kaiserstolz nachkünstelnd, unser Deutschland. Hört es, Deutsche! und zertrümmert sie bald, die Säule eurer Schmach! Nie wagte im alten Rom unter den Cäsarn eine solche, Euch zum Hohn, sich zu erheben. Duldet sie im neuen, zu Lutezia, nicht länger, Enkel Hermann's! wenn ihr so zu heißen veedient.

Den Namen Bardiet hat Klopstock aus dem lateinischen barditus gemacht, das bei Tacitus nnd ein paar spätern Römern vorkommt. Mit diesem Worte hat unser Dichter „eine Art der Gedichte" bezeichnen wollen, „deren Inhalt," wie er selbst sagt, „aus den Zeiten der Barden sein, und deren Bildung so scheinen muß." Er merkt weiter an, „daß der Bardiet die Charaktere und die vornehmsten Theile des Plans aus der Geschichte unsrer Vorfahren nimmt; daß seine seltneren Erdichtungen sich sehr genau auf die Sitten der gewählten Zeit beziehen, und daß er nie ganz ohne Gesang ist." — „Nach Tacitus hatten unsre Vorfahren keine anderen Annalen als ihre Gedichte. Die nördlichern Barden, die Skalden, gingen vornehmlich deswegen mit in die Schlacht, um die Thaten selbst zn sehn, die sie besingen wollten." „Das Kriegsgetön," sagt Ammianus Marcellinus, „hebt oft, gerade in der Hitze des Kampfes, von leisem Murmeln an, und wächst nach und nach so, daß es Wellen gleich toset, die an Felsen schlagen." Tacitus selbst sagt: „Die Deutschen singen, wenn sie zur Schlacht herangehen. Sie haben auch Lieder, durch deren Vortrag, den sie Bardiet nennen, sie die Gemüther anfeuern, und sie weissagen vom Ausgange der Schlacht nach dem Gesange selbst; denn sie schrecken oder zittern, je nachdem der Heeresgesang scholl. Doch scheint er nicht sowohl der Stimme als des Muthes Einklang" u. s. w. Das Wort Bardiet, das Klopstock zuerst in unsee Sprache eingeführt hat, sucht man bei Adelung vergebens, der mit tadelhafter Einseitigkeit keine Kenntniß zu nehmen pflegte von Worten und — Begriffen, womit Klopstock die deutsche Sprache bereichert hat; Campe aber möchte es geradehin durch Bardengesang übersetzt wissen, da doch Klopstock eine besondere, von ihm zuerst versuchte, kurz zuvor mit seinen eigenen Worten erläuterte Art der dramatischen Dichtung darunter verstand.

Daß Lyrisches in dieser Dichtungsart vorwalten sollte, sagt schon die von ihm selbst gewählte Bezeichnung. Daß er aber zugleich für die Schaubühne sein Werk selbst bestimmte — gleichviel, ob für die wirkliche, gegenwärtig bestehende, oder für die mögliche, künftige — das sagt der Zusatz auf dem Titel. Und so finden wir denn, daß in diesen Gedichten Dramatisches mit dem Lyrischen genau verflochten ist. Ein solches mit Lyrischem verbundenes Drama aber soll, nach Klopstocks eigener, vorher angeführter Erklärung, ein historisches Schauspiel sein. Er hat nämlich Charaktere und den vornehmsten Theil der Begebenheiten aus der Geschichte unsrer Vorfahren entlehnt. Dies hat er nach sorgfältigstem Studium der wenigen Reste der ältern Geschichte unsers Vaterlandes aus Tacitus und Andern gethan, und dabei mit größter Genauigkeit sich um Beobachtung geschichtlicher Alterthümlichkeit bemüht, bis zu einem Grade, daß, gesetzt die ältern Nachrichten von unsern Urvätern, ihren Sitten und Gebräuchen gingen verloren, sie aus seinen Arbeiten meist wiederhergestellt werden könnten; abgerechnet die, beim wahren Dichter mit Fug vorausgesetzte idealisirende Darstellungsweise. Modificationen des Historischen erlaubt er sich in höchst seltenen Fällen, gewöhnlich nur negativ, und nur mit der allergrößten Mäßigung, wo die Foderung der Kunst an ihr Werk es ihm zu heischen schien. So erwähnt er nirgends, daß Hermann auch römischer Ritter gewesen; nicht, daß Varns sich selbst entleibt, auch nicht, daß Hermann Segest's Tochter entführt hat.

Aus der mit gewissenhafter Sorgfalt beobachteten historischen Alterthümlichkeit entsprang natürlich einige antiquarische Dunkelheit, selbst im Dialog, bei Anspielung auf eigenthümliche Begriffe und Sitten der alten Zeit; noch mehr aber im lyrischen Theil durch Anwendung der altnordischen Mythologie, worin sein Freund Gerstenberg im Gedicht eines Skalden ihm vorangegangen war. Sie drang diesem sich von selbst auf, als er den Todten eines alten Grabhügels aus der nordischen Heldenzeit redend einführen wollte, wodurch er zufällig eine unerwartete Wirkung hervorbrachte auf das bildende Genie eines der originellsten der deutschen Dichter. Denn seitdem gab Klopstock einer frühern, schon im J. 1747 zum Andenken seiner Freunde geschriebenen Ode im J. 1766 den Titel Wingolf, und brachte statt griechischer Mythologie nordische darin au, wählte nun auch für viele andre seiner lyrischen Gedichte die Edda-Sprache, und erhob die altnordische Mythologie zum Rang einer ursprünglich germanischen Fabellehre, die er in seinen Bardieten zur wirklichen Ausführung brachte. Er nahm also von Gerstenberg's Skaldengedicht Anlaß, seine Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand zu richten, der durch das, was er hineinzulegen wußte, auf seine barditische Originalität mitentscheidend gewirkt hat. Die durch den Gebrauch der altnordischen Mythologie im lyrischen Theil entstandene, und die übrige aus Anspielungen auf besondere Sitten der alten Zeit entsprungene antiquarische Dunkelheit ist aber keineswegs so groß, als wofür sie Mancher von weitem hält; und es ist unverzeilich leichtsinnige Uebertreibung, wenn ein feiner Kritiker, überhaupt ein Mann von zartem Gefühl, der verstorbene Huber, der aber viel zu ausschließend modernen Sinns und Geschmacks war, um ein im Geist idealisirter alter Vorzeit gedichtetes Kunstwerk nach seinem ganzen Werthe zu schätzen, — Er, der wohl nie wahren Genuß an der alten griechischen Tragödie gefunden haben muß, um, so wie er thut, absprechen zu können — wenn Huber bei dieser Gelegenheit fragt: „Was würden wir zu dem Maler sagen, der uns ein Nachtstück liefern wollte, und statt dessen mit einer schwarzen Farbe die Nacht selbst uns vor Augen brächte?" — Vielmehr reicht für Klopstock's Bardiete eine mäßige Anzahl von Scholien, die der Dichter selbst hinter dem Text eines jeden gegeben hat, völlig hin, um für jeden gebildeten Leser die antiquarische Dunkelheit gänzlich zu zerstreuen. Sie wüeden auch hinreichen für den Zuschauer, käme man der deutschen Jugend für das Lesen und Verstehen der Meisterwerke der deutschen Sprache zeitig durch zweckmäßigen Unterricht zu Hülfe. Auch selbst in Griechenland flog Kenntniß des antiquarischen Details der Mythologie und der alten Geschichte dem Jüngling ja nicht von selbst an. Frühzeitig las und erklärte man die klassischen Dichter in den Schulen, zumal Homeros, was die bekannte Anekdote von Alkibiades allein schon hinreichend beweisen würde. Es wäre nun wohl endlich Zeit, auch unsre vaterländischen großen Dichter in den Schulen zu lesen und zu erklären. Man thut es freilich schon hie und da, bei gewissen Dichtern, und wenigstens bei gewissen Werken derselben. Aber man thut es noch nicht genug. Bei Klopstock z. B. müßte es sich erstrecken nicht nur auf seine Oden und wenigstens auf Eklogen der Messiade, wie schon hie und da geschieht: sondern auch auf seine vaterländischen Bardiete. Soll A. W. Schlegel, wie er thut, erwarten dürfen, daß seine Bearbeitnng des Lieds der Nibelungen einst in den Schulen nächst der Bibel sei: und wir sollten für unser großes, ganz vaterländisches Gedicht, unsern Hermann, nichts erwarten dürfen? nichts thun? Und doch, sollte etwa der Geist dieses Werks nicht fruchtbringend wirken auf die Nation? da der Held uns doch so unbestreitbar angehört, als den Griechen ihr Achilleus; da wir die Orte der Schlachten so gut und genau kennen, als der Grieche die Ebene von Troja; da noch manche Ortsnamen, Namen von Thälern, Flüssen, Bächen, sich selbst im Munde des Volks erhalten haben, die auf das Faktische, wie Tacitus insbesondere es erzählt, auf's bestimmteste hindeuten.

Indem der Dichter sein Faktisches unmittelbar aus der Hand der Geschichte nahm, Hermann aber durch die teutoburger Schlacht sich sein Hauptverdienst um Deutschland erwarb, wo

Varus mit seinen Legionen geschlagen wurde: so war natürlich im ersten von Klopstock's Bardieten eben diese Schlacht darzustellen. Eine Schlacht aber ist an sich kein vortheilhafter Gegenstand für das Drama. Sie ist's wohl für den Maler, aber nicht für den Bildhauer; wohl für das epische Gedicht (und hier wartet auch des künftigen Sängers einer Hermannias noch ein Eichenkranz, den hundert Schönaich's freilich nicht abreichen konnten), aber keineswegs für das dramatische Gedicht, der Dichter fange es an wie er wolle; zumal, wenn er sich möglichst strenge historische Wahrheit vorgesetzt hat, wie Klopstock. Was that er also? Er mischte Chorgesang und Erzählung, wie die erste Griechische Tragödie es that. Zum Schauplatz wählte er einen Felsen an dem Thale, in welchem die Schlacht entschieden wird. Hier läßt er ihren Fortgang (sie hatte schon zwei Tage gedauert) durch spähende Barden und Druiden, auch durch Personen, die aus der Schlacht heraufkommen, Hermann's ehrwürdigem Vater Siegmar erzählen; läßt, gerade als sie am blutigsten wird, den feurigen Greis selbst in die Schlacht gehn, um zur Entscheidung zu helfen; ihn dann tödtlich verwundet zurückkehren und vor unsern Augen sterben: aber erst, als sie sich zum Sieg geneigt hat; gerade so wie Epaminondas bei Mantinea erst nach vernommenem Siege stirbt. So erblicken wir einen der Würdigsten der deutschen Alten im Leben und im Sterben. Aber auch einen Knaben zeigt uns der Dichter, den Sohn Werdomar's, den, obwohl er noch in zarter Jugend steht, heiß verlangt nach Anblick und Antheil der Schlacht; der nach fußfällig von seinem Vater, dem Führer des Bardenchors, erflehter Erlaubniß hineilt, mit einer Todeswunde zurückgeführt wird, noch in Fieberphantasien kühn und rührend schwärmt, und ohne Reue hinstirbt. So sehn wir also auch das Knabenalter deutschen Stammes schön personificirt, beseelt von Vaterlandsgefühl; sehn's mit Hoffnung für die Zukunft der Deutschen. Endlich erscheint auch Hermann, der deutsche Mann, der Held, der Feldherr, der Sieger. Denn, wie der Greis Siegmar spricht, „man sagt nicht, was man thun will: man thut." So ist Hermann's Auftritt von desto größerer Wirkung. Ihm gegenüber erblicken wir seine Thusnelda, die herrliche Frau, die holdeste Blume deutschen Bodens: edelstolz und fest, doch zugleich so weiblich, überall ihrer Hermann's würdig. Aber auch seine Mutter durfte nicht fehlen, Bercennis, das germanische Kernweib; eine von jenen deutschen Matronen, von welchen Tacitus sagt, daß sie die Wunden ohne Angst zählten und sondirten; ja, daß sie zuweilen durch standhaftes Anflehn der Männer, und durch Blosstellen ihrer eignen Brust, in der Schlacht schon wankenden Reihen wieder festen Stand geschafft hätten. Einem solchen Weibe verzeiht man gern jenen Ausbruch des Rachgefühls bei der Leiche ihres in der Schlacht gefallenen würdigsten Mannes. Es ist eine rechte Heldenmutter, diese Bercennis, deren Charakter der neueste dramatische Bearbeiter von Hermann's Geschichte sehr richtig gefaßt hat, wenn er von ihr seinen Horst sagen läßt:

Ihm blieb
Die edle Mutter mit dem festen Herzen.
Ihr glaubt es nicht, welch' unbeschreiblich hohe
Begeist'rung Muttersinn in Heldenseelen
Erzieht. Sie sind die Zweige eines Stammes.
Nie that ein Held, was eine Mutter trug.

Dies fand ich um so mehr der Erwähnung werth, weil ein älterer warmer Lobredner von Hermanns Schlacht, der in Manchem sonst recht verständig urtheilt, bei Bercennis von „plumper, ungeschlachter Natur" zu sprechen, sie eine „tobende Furie," und gar „den einzigen Teufel des Stücks" zu nennen sich erdreistet. Wohl begreifen wir, bei einem solchen Vater und einer solchen Mutter, wie Hermann wurde der er ward; aber auch das Reinmenschliche, vom Barbaren so weit Entfernte, begreifen wir besser in ihm durch die Edle, die sein Herz gewählt hat. Um auch das Jünglingsalter der Deutschen in einer kräftigen Gruppe zu zeigen, sind die beiden jungen Hauptleute da, der Marse und der Cherusker, die um einen den Römern abgenommenen Adler streiten, deren Streit Hermann auf so gerechte Weise schlichtet. Noch fehlen Nebenpersonen nicht, unter welchen der sehr würdige Oberdruide Brenno, der hohe Opferpriester und Richter seines Volks, hervorragt, der auch allein stets auf der Bühne bleibt. Ihm zunächst steht von Deutschen Horst, der treue Verehrer des Greises Siegmar, zugleich Hermann's tapferer Kriegsgefährt; dann noch der wackere Führer des Bardenchors, Werdomar, der Vater jenes heldenmüthigen Knaben. So bekommen wir durch wenige, vom Dichter vollständig bezeichnete Personen eine anschauliche Vorstellung vom Leben und Treiben der alten Deutschen. Wir begreifen, wie es möglich wurde, daß an solchen Menschen, die nur Römern noch als Barbaren erscheinen konnten, die Uebermacht der stolzen Welteroberer sich brach, von welchen wir zum Gegensatz hier nur ein paar gefangene Centurionen, Valerius und Licinius erblicken, denen Hermann am Ende das Leben schenkt, um sie nach Rom als Boten der Schlacht an Augustus zu senden; die beide zwar als echte Römer jener Zeit erscheinen, der eine zumal als adelstolzer, trotziger, herabsehender Römer, der andere als leichtherziger, lebenslustiger: aber beide an moralischem Werth so tief unter dem Edelsten der Deutschen. Noch fehlen, um das Bild des Zustandes unsrer Vorfahren, wie Tacitus sie der historischen Wahrheit gemäß geschildert hat, zu vollenden, und um uns zugleich einen Blick in Hermann's Zukunft und in die Möglichkeit der Begebenheiten späterer Jahre zu eröffnen, auch unter den Deutschen drei Personen nicht, die keineswegs von jeher mit unverbrüchlicher Treue an ihrem Volke hingen. Sie werden uns vom Dichter in bedeutender Stufenfolge vorgeführt. Der eine ist Siegmund, Thusnelda's Bruder, der, wie die Geschichte sagt, eine Priesterwürde bei den Römern erhielt. Dieser kommt, nach Klopstock's Darstellung, von der alten Liebe zum Vaterlande, trotz seinem bösen Vater Segest, ergriffen, zum Druidenaltar herauf; was zu einer meisterhaft durchgeführten Scene zwischen ihm und dem ehrwürdigen Oberdruiden Brenno Anlaß giebt. Von ihm bekränzt, scheidet dann der aufrichtig Reuige, um durch Kampf in den Reihen der Deutschen jeden Verdacht hinwegzutilgen. Der andere ist Flavius, Hermann's unwürdiger Bruder, der, gefangen, durch Thusnelda's Bitte für den freilich werthlosen Schwäher, dem über ihn schon geworfenen Todesloose der Druiden entgeht, aber in seinem Charakter verbleibt, und uns daher für's Künftige besorgt macht. Der dritte, schlimmste ist Segest, die undeutsche Seele des unmännlichen, schlauen Egoisten, und deßhalb verstockten Römergenossen, der vom Oberdruiden Brenno, welcher den Heuchler bald durchschaut, mit den Worten hinwegschleicht: „Spätes Blut ist auch Blut," und durch dies inhaltschwere Wort uns einen tiefen Blick in das Verrätherherz thun läßt, das (wir sehn es leicht vorher) in einem folgenden Theile von Klopstock's Hermann, wie die Geschichte gebeut, eine bedeutende Rolle spielen muß.

So erhalten wir vermöge des dramatischen Gemäldes der Hermannsschlacht, durch die lebendige, bis in die kleinsten Züge ausgemalte Charakteristik der, mit so besonnener Ueberlegung angelegten, mit so weiser Kunst durchgeführten, wenigen Hauptpersonen, nicht nur einen vollständigen Begriff von jener, sondern auch genügende Erklärung ihrer Möglichkeit durch diese, und müssen unsern, den Pfad der wahren Geschichte wandelnden Dichter, sind wir gerecht, durchaus für einen pragmatischen Darsteller längst geschwundener Vergangenheit erklären.

In das Gebiet der höhern Poesie gehoben finden wir das Ganze durch die eingewebten Bardengesänge, die dem Dichter, wie schon der von ihm gewählte Gattungsname uns im voraus ankündigte, als einen vorzüglich wesentlichen Bestandtheil seines Kunstgebildes ansah. Hier war nun Klopstock ganz in seiner Sphäre. Denn hier waltet sein inniges, tiefes Gefühl im Gebiet des Reinmenschlichen mit unübertroffener Lauterkeit, Einfalt und Kraft; hier nimmt die von seinem regsten Gefühl geleitete Phantasie einen eignen Flug in ungekannte Regionen; hier eröffnet sich eine neue Welt, die der altnordischen Mythologie, deren unbestimmtere Gebilde Klopstock in wenigen, aber bedeutenden Umrissen so zu bestimmen und festzuhalten wußte, daß in Verbindung mit dem einfachen Leben der deutschen Heroen unserm geistigen Auge sowohl Bilder vorübergehn, geschmückt mit Anmuth und Schönheit, als auch Gesichte von grauenvoller Erhabenheit und stillwirkender Majestät. In den freiern Silbenmaßen dieser Bardengesänge, in denen Klopstock seiner unstreitig richtigen Voraussetzung folgt, daß im höhern Norden das Rhythmische auch einheimisch gewesen, doch noch mit größerer Freiheit, Ungebundenheit und Abwechselung, als in der hellenischen Poesie, die frühzeitig zu zwar reichen und mannigfaltigen, doch schon festern und bestimmtern Silbenmaßen geregelt erscheint, bewährt unser Dichter auf's vollkommenste sein leisestes, feinstes, alles Ausdruckslose verschmähendes Ohr, und seine Allgewalt über unsre, von Keinem vor und nach ihm in höherm Grade zur treffendsten Bezeichnung und zum leisesten Mitausdruck der Worte in Bildung und Bewegung, gebrauchten deutschen Sprache. Hier blühen noch Blumen zum herrlichen Kranze für den Tonkünstler, der mit verwandtem Geist und Gefühl diese Bardengesänge würdig componiren wird. Vor Jahren habe ich wenigstens einzelne der Bardenlieder aus Hermann's Schlacht musikalisch vortragen hören, meisterhaft componirt von Gluck. Die Bardengesänge zu Klopstock's zweitem Bardiete Hermann und die Fürsten sind bekanntlich von dem trefflichen dänischen Tonkünstler Kunzen in Musik gesetzt.

Die gediegene, abgewogene, scharf abgeschnittene, durchaus so reine und einfache Sprache des Dialogs hier besonders zu erwähnen, ist wohl überflüssig, da man an diese Art des Ausdrucks bei Klopstock überall gewohnt ist, so daß auch im lyrischen Theil

bei allem Schwunge der Gedanken und Gefühle durch jene hohe Einfalt nur die Sache, nie das Zeichen redet.

Ich habe Ihnen, Geehrte Zuhörer, die Hauptbestandtheile und Triebfedern des Kunstwerks auseinander genommen, um die Zweckgemäßheit des Einzelnen zum Ganzen zu zeigen. Leichter wäre mir's gewesen, Ihnen die einzelnen vierzehn Hauptscenen, wie eine auf die andere und aus der andern folgt, zuzuzählen: doch dies kann jeder aufmerksame Leser sich selbst thun. Uebrigens würde in der Zergliederung auch noch genauere Ausführlichkeit, als die mir zugemessene Zeit erlaubt, bei weitem nicht alles haben erschöpfen können, weil jedes wahre Kunstwerk unerschöpflich ist, wie jedes bedeutende Werk der Natur.

Es gibt manche achtungswerthe Leser von Hermann's Schlacht, die in ihr alles wahrhaft Dramatische vermissen, weil ihr **Handlung**, die Seele des Drama, Handlung im strengsten Sinne des Worts, gänzlich fehle, indem hier die einzelnen Ereignisse weniger in einer nothwendigen, von innen her bestimmten, als in einer zufälligen, von außenher gegebenen Verknüpfung dargestellt werden. Zwar dürfte man wohl nicht geradezu behaupten, was ein hochachtungswürdiger Kunstrichter sagte: daß die Deutschen über die Römer siegen, sehen wir; aber nicht, warum sie siegen mußten, ob wegen ihrer Tugend und Vaterlandsliebe, oder durch den Beistand der Götter, oder durch eine Fügung des Schicksals. Denn hier ließe sich, nach der obigen Darstellung von den Hauptereignissen und von den Charakteren des Stücks, doch wohl erwiedern: der Sieg sei Folge nicht von einer dieser Ursachen allein, sondern von allen drei zusammen genommen. Wie dem aber auch sei, so gestehe ich, daß beim ersten Lesen mir selbst es so vorkam, als ob der echtdramatischen Handlung im engern Sinne Hermann's Schlacht doch allzu wenig habe; und daß diese Wahrnehmung mir anfangs den Genuß nicht wenig verkümmerte; daß ich bei einzelnen, übrigens trefflichen, Unterredungen mich anfangs ungern aufgehalten fühlte, manches als zu weit ausgesponnen finden zu müssen glaubte, wo der Dichter viel weniger, als der auf ein Drama gefaßte Leser es erwartet und wünscht, den Gang der Ereignisse, welche die Hauptbegebenheit herbeiführen sollen, beschleunigt, vielmehr nur das ganze Ethos und Pathos jeder Situation erschöpfen zu wollen scheint. Auch schien mir wohl hie und da, daß überhaupt des Gefühls etwas viel **gesprochen** werde, was überhaupt zum Eigenthümlichen Klopstockischer Darstellung, auch in seinen Oden und im Messias, gehört: zwar durch die in der That fast einzige höchste Reinheit und Tiefe des Gefühls im Dichter selbst, zumal bei seiner gewohnten hohen Einfalt des Ausdrucks, im Ganzen eine sehr willkommene Eigenthümlichkeit des Dichters; wodurch jedoch im Drama, besonders insofern es für die Schaubühne bestimmt sein soll, die dramatische Wirkung, nicht weniger als durch den Mangel eigentlich dramatischer Handlung, leidet. Als ich indeß wiederholt las, da erinnerte ich mich bestimmter an das, was Klopstock, der Natur des gewählten Gegenstandes zufolge, hier eigentlich habe geben wollen: vor allem nämlich idealisirte altdeutsche Bardenchöre zur Verherrlichung Hermann's und seiner Schlacht; und diese unter einander verbunden durch historisch wahre und treue, oder, wo vollständige Data fehlen, doch durch historisch höchst wahrscheinliche Erzählung; aber durch dramatische Einkleidung der Erzählung, und nur, wo der vielumfassende Gegenstand es zuließ, auch durch eigentlich dramatische Darstellung. Ich erinnerte mich ferner, daß der Zweck des Dichters hier vor allem ein patriotischer war, und daß, so wie als die Seele seines Dichtens und des dadurch geschaffenen Werks Patriotismus erscheint, so auch derselbe beim Leser, oder wenn man will, beim Zuhörer vorausgesetzt werde; daß dieser nicht erst geschaffen, sondern nur erweckt, belebt, gestärkt werden solle. Zufällig hatte ich unmittelbar vor dem letzten Lesen des Stücks bei **Tacitus** alles, was er von Hermann und überhaupt von den germanischen Kriegen der Römer sagt, wieder gelesen; hatte außerdem zufällig gleich darauf den ganzen Jahrgang der politischen Zeitung dieses Jahres wieder durchblättert, um eine klare Uebersicht der Verkettung der großen für Deutschlands Rettung herbeigeführten Begebenheiten dieses Jahres zu gewinnen; hatte auch beim Seitenblick auf den Gallier die Wahrheit von Klopstock's Wort in einer seiner spätern Oden:

„Rom's auch eisernes Joch war leichter"

durchgefühlt. Ich hatte eben mit den Bürgern und Bauern meines Vaterlands mitgelitten, mit ihren Fürsten und Berathern mitgerathschlagt, mit ihren Abgeordneten mitunterhandelt, mit ihren Linientruppen, ihrer Landwehr, ihrem Landsturm, ihren Freiwilligen, mitgewagt, mitgekämpft, mitgesiegt. Meine Seele glühte. In dieser Stimmung nun las ich Hermann's Schlacht zum letzten Male, und wie fand ich da alles so verändert! Wie viel heller drangen nun die Bardentöne in das offenere Ohr; wie viel tiefer die Naturlaute des innigsten Vaterlands- und Freiheitsgefühls in das wärmere Herz! Ich erwartete, hoffte, bebte, trauerte, jauchzte mit; weinte auch wohl mit, zumal vor Freude; mußte am Ende das Buch aus der Hand legen, weil ichs nicht länger ertrug. Aehnliche Erfahrungen werden, glaube ich, auch andere Leser machen, die das Werk ganz in seinem eigenthümlichen Geiste zu nehmen bereit sind. Jetzt urtheile ich auch milder über den Mangel rasch fortschreitender, wahrhaft dramatischer Handlung mit einem Interesse, das Erwartung weckt, spannt, höher spannt und befriedigt. Ich fand nämlich, daß, was hier dem Ganzen wegen seines Gegenstandes, sowohl weil es ein in der Hauptsache schon ganz bekannter historischer, als weil es gerade ein solcher historischer wie eine Schlacht ist, allerdings abgeht, in den einzelnen Scenen wenigstens, bei ihrer, zwar gehaltenen, doch unleugbar vorhandenen, innern Lebendigkeit, und bei ihrer zweckdienlich und naturgemäß durchgeführten pragmatischen Vollständigkeit, keineswegs mangle; daß vielmehr auch hier, wie in seinen epischen und in seinen anderweitigen lyrischen Werken unser Dichter sich als **Maler der Seele** trefflich bewähre. Besonders aber hielt mich, der ich Kunstwerke, der Poesie wie der bildenden Kunst, antike wie moderne, stets in ihrem eigenthümlichen Geist aufzufassen strebte, vor übereilten Urtheil eine vorher schon mit Einem Worte berührte Vergleichung zurück; die nämlich, die sich mir zwischen Klopstock's erstem Bardiet und zwischen der Beschaffenheit der frühesten griechischen Tragödie von selbst darbot, mit deren Erörterung ich unsre Betrachtung von Hermann's Schlacht beschließen werde.

In der ältesten griechischen Tragödie war, da die ganze Gattung, wie bekannt, von religiösen Feierlichkeiten am Bacchusfest ausging, der **Chor** ursprünglich der einzige, dann wenigstens der Hauptbestandtheil der Sache, dem weiterhin erst epische Erzählung, dann später auch Dialog eingeflochten wurde, wodurch allmählig die Tragödie vollständig wurde, welche sich jedoch erst unter **Sophokles'** bildender Hand zum vollkommenen dramatischen Kunstwerk mit strenger Einheit der Handlung gestaltete. In Hinsicht der aus dem Innersten des Menschen hervorgehenden Handlung, in Hinsicht des Ineinandergreifens der Thätigkeit der dargestellten Individuen, auch in der Kunst schärferer Menschencharakteristik, stehn die vorzüglichsten neuern Tragiker allerdings über den alten; besonders **Shakspeare**, und bei uns in der neuesten Zeit **Schiller** und **Göthe**. Nun scheint mir, daß Klopstock, der mit aller seiner schönen Wärme doch stets so besonnene Dichter, bei der Idee seiner Hermann'sschlacht gleich anfangs die Unbequemlichkeit des Stoffs zu völlig dramatischer Behandlung fühlen mußte, da die Darstellung einer Schlacht ihrer Natur nach mehr einer epischen, als einer dramatischen Behandlung fähig ist. Da er indeß sich einmal vorgenommen hatte, den Helden der deutschen Nation in einem großen, möglichst anschaulichen Gemälde darzustellen — gewiß gleich anfangs in mehr als Einer der bedeutendsten Situationen seines Lebens, um auch hier ein abgeschlossenes Ganze zu geben, wie das Wesen eines wahren Kunstwerks es erfordert —: so bildete er sich eine eigene Gattung von Vereinigung des Lyrischen mit dem Erzählenden und Dramatischen, wobei ihn, der von früher zu ernsten Studien verwandter Jugend mit den Griechen so vertraut war, nicht blos in Hinsicht des Lyrischen die Winke vom Bardengesang der alten Germanen bei Tacitus, sondern, wie ich voraussetze, obgleich Klopstock über diesen Punkt sich nirgends erklärt hat, auch in Hinsicht der Verbindung dieses Lyrischen mit Epischem und Dramatischem, seine genauere Bekanntschaft mit der Entstehung und Beschaffenheit der griechischen Tragödie geleitet hat. **Darstellung**, Darstellung im höhern Sinne, lebendigste, anschauliche, reinste, war ihm, wie wir aus seinen Schriften durch ihn selbst bestimmt wissen, das höchste, erste Gesetz der Kunst. Ein Denkmal auf Hermann wollte er stiften. Ein rein historisches sollte es nicht sein: theils fehlten, um eine förmliche, vollständig pragmatische Geschichte zu liefern, hinreichende Data; theils würde auch die Form eines historischen Werks im engern Sinne bei den unwandelbaren Grenzen der Geschichte und der Poesie, durchaus nicht jene lebendigste, erschöpfende, in der Form abgeschlossene und vollendete Darstellung erlaubt haben. Also, ein eigentliches Geschichtswerk als Denkmal aufstellen, das konnte und wollte er nicht. Was denn? Ein Werk gemischter Art, wobei er als Dichter volle Freiheit behielte, die dem Historiker streng beschränkt ist, welcher nicht mehr geben darf, als seine Data als Materialien verstatten; wobei er aber doch der historischen Wahrheit sich anschmiegte, so weit die Data im Einzelnen irgend reichten: nur mit der nähern Bestimmung, daß, was der Idee Abbruch thun konnte, die beim Ganzen als einem Kunstwerke vorherrschen sollte, hinweggelassen würde; gerade so wie der Künstler, sowohl Maler als Bildhauer, wenn er ein Porträt geben will, das zugleich Kunstwerk in höherm Sinne sein soll, seit Lysippos und seit Apelles, bei der Darstellung des gewählten Gegenstandes verfährt und zu verfahren befugt, ja als Künstler in höherm Sinne verpflichtet ist, da

dieser nicht die Natur, auch die schöne nicht, geben soll, ganz wie sie ist, sondern vielmehr nach einer bestimmten Idee idealisiren wird. Er wählte also auch hier zu einem Schauspiel einen würdigen Gegenstand, und bildete ihn als Dichter so, „daß seine Beschaffenheit nicht verschleiert ist. Denn er wollte, daß diese vorherrschte; wer auch sie erfindet," sagt er selbst, „verfährt nach andern Gesetzen. Die wirkliche Beschaffenheit, und die Dichtkunst, welche diesen Namen verdient, sind ernste Gesetzgeberinnen. Aber wie streng sie auch immer sein mögen, man gehorcht gleichwohl sogar ihren Winken, wenn man die Wirkungen kennt, welche sie vereint hervorbringen." Nur dies glaubte er selbst von seinen Schauspielen sagen zu dürfen, alles Andere, besonders was ihre dichterische Bildung betrifft, dem Ausspruche der Welt (nun Nachwelt) überlassend. Die eben wörtlich angeführte Aeußerung sagt nichts anders, als daß er zu seinen Schauspielen überhaupt, also auch zum Hermann, historische Gegenstände gewählt, und diese nach den Forderungen der Dichtkunst um- und ausgebildet, zur so viel möglich reinsten, bestimmtesten, vollendetsten Anschauung, zur *Darstellung*, das Wort im höchsten Sinne genommen, gebracht habe. Er gab also dramatische Dichtung mit echthistorischer Grundlage, wo, seinem Zwecke nach, bald das Historische die Dichtung, bald die Dichtung das Historische beschränkte und bestimmte: so jedoch, daß der Zweck, dem Deutschen, *Hermann*, ein würdiges, künstlerisch gearbeitetes, Denkmal zu setzen, vorwaltete. Sah er sich nach einem Vorgänger um für seine Verbindung des Lyrischen mit dem Dramatischen, für seine lyrisch-dramatische Behandlung eines ursprünglich historischen Gegenstandes aus der vaterländischen Geschichte, so konnte seinem Auge die tragische Schaubühne des *Aeschylos* nicht entgehn. In dieser wird der Bezirk der Handlung durch die Länge und Wichtigkeit des lyrischen Theils sehr beschränkt, und der Chor spielt noch bei diesem Tragiker eine weit wichtigere Rolle als bei Sophokles und Euripides. So wenig nun ein Urgenius, wie Klopstock, nach Vorgängern sich ängstlich umzusehen pflegt, so war doch, dünkt mich, Vergleichung der ihm selbst vorschwebenden Idee mit der ältesten griechischen Tragödie so natürlich, als bei einem Kenner der Alten, wie Er war, unvermeidlich. Interessant möchte um so mehr, da eine Theorie des Klopstockischen Bardiets uns fehlt, die Vergleichung der von ihm geschaffenen Gattung mit der ältesten Tragödie sein. Da finden wir denn, daß in Klopstock's Bardieten die Abtheilung in *Akte*, oder gar in *Aufzüge*, nirgends vorkommt, so wenig als bei der griechischen Tragödie. Wir finden ferner die drei Einheiten des *Aristoteles*, die dieser in seiner Theorie der Tragödie sich von den vollkommensten griechischen Trauerspielen, keineswegs aber von allen, abstrahiren konnte, von Klopstock mit viel größerer Strenge beobachtet, als von den übrigen Tragikern unsrer Nation, *Göthe* in seiner *Iphigenie* und *A. W. Schlegel* in seinem *Ion* ausgenommen. Einheit des Orts, der Zeit, der Handlung, ist in Klopstock's Bardieten nicht weniger als in der vollkommensten aller Tragödien der Griechen, im *König Oedipus* von Sophokles. In Hinsicht des lyrischen Theils scheint unser Dichter, gerade so wie unter den Griechen noch *Aeschylos*, vorausgesetzt zu haben, daß der lyrische Ausdruck der Empfindungen empfänglichen Gemüthern einen nicht geringern Genuß gewähren müsse, als die Darstellung der Handlung, zumal wenn der Chor Antheil an der Handlung der Stücke hat, was sowohl bei Aeschylos als bei Klopstock der Fall ist. Hier wie dort also ist der lyrische Theil von beträchtlicher Ausdehnung, und hier wie dort mit vorzüglicher Sorgfalt bearbeitet, worüber man bei einem Dichter wie Klopstock, dessen Genius vorzugsweise überall zum Lyrischen sich neigte, sich nicht wundern darf. Durch die Bardenchöre demnach wurde in seinen Werken Verbindung der Poesie mit der Musik, ebenso wie in der griechischen Tragödie bezweckt: zahlreiche und mannigfaltig ausgebildete Chöre sind in *Hermann's Schlacht* und in *Hermann und die Fürsten*; in *Hermann's Tod* aber (weil da die Fabel des Stücks es nicht wohl erlaubte), außer einem von Barden *gesprochenen* Schlachtruf, zwar keine Bardenchöre, doch Lieder und Tänze der Jäger, Fischer, Hirten, Schiffer, Ackerleute. Die Chöre aber und überhaupt die lyrischen Poesien sind in Klopstock's Bardieten immer sehr wohl motivirt, und auf die natürlichste Weise dem Uebrigen eingeflochten, wie dies in den *besten* der auf uns gekommenen griechischen Tragödien Statt findet. Es sind keine ἐμβόλιμα (eingesetzte, eingeschaltete Stücke), was zuweilen selbst bei *Euripides* sich nicht leugnen läßt. In Klopstock's Bardenchören ist eine Verbindung von Sylbenmaßen, je nachdem Zuschauer und Zuhörer durch eine Reihe verschiedener Empfindungen hindurch geführt werden sollten, wie das in den Chören der griechischen Tragödie auch ist. Dabei darf man übrigens, wie überall bei Klopstock, an keine ängstliche, unmittelbare Nachahmung denken. Vielmehr hat er gerade in seinen Bardenchören seine eignen, freiern Sylbenmaße von ungleichen, nach dem Inhalt stets wechselnden Strophen, und zwar gerade solche, wie er glaubte, daß sie dem Geiste, versteht sich, dem kunstgemäß idealisirten Geiste, unsrer alten Vorfahren, und wie sie dem Genius der deutschen Sprache angemessen wären; über welche letztere in Hinsicht auf Nachbildung antiker Metrik Er, der ruhmwürdige Bahnbrecher, für die deutsche Sprache in manchem Punkt andere Grundsätze hatte und befolgte, als sein würdiger jüngerer Freund und Schüler Voß, der ruhmwürdige Bahnverfolger. Werfen wir noch einen vergleichenden Blick auf den *Stoff* dramatischer Bearbeitung: so ist's in Klopstock's Bardieten, wie bei seinen dramatischen Gedichten überhaupt, *kein erdichteter*, sondern ein, wie dort aus der ältern Sagengeschichte, so hier aus den frühsten schriftlichen Nachrichten von unsern Urvätern, besonders aus *Tacitus*, genommener. In Absicht der *Form* bleibt der Hauptunterschied, daß im Dialog bei Klopstock statt der Jamben des Dialogs der Griechen, die diese übrigens nur selten rein zu gebrauchen pflegen, Prosa ist, aber eine gediegene, von gehaltener Kraft beseelte, von innen her lebendige Prosa, wodurch größere Mannigfaltigkeit des Ausdrucks, und selbst größere des Mitausdrucks durch unendlich verschiedene Bewegung möglich wurde, als im jambischen Trimeter, welcher der altdeutschen Welt ohnehin in jeder Rücksicht zu fremd scheinen durfte; was hingegen keineswegs von Klopstock's Strophen des Bardengesangs gilt, insofern sie, ungeachtet ihrer, so reiche Abwechselung verstattenden, viel größern Freiheit, als die griechischen schon abgemessenern, technisch künstlichern Strophen sich erlauben, doch an die Chöre des Theaters der Griechen erinnern mögen. In der Sprache der Bardenchöre aber ist bei Klopstock durchaus nichts von dem Schwulst, in den *Aeschylos* zuweilen verfällt. Am ersten könnte man sie, wollte man nur auf würdevolle, ernste, gleiche Haltung sehn, mit den *Sophokleischen* vergleichen. Die nordische Mythologie abgerechnet, die man freilich wenigstens aus den Noten der Stücke kennen muß, um alles zu verstehn, ist die Sprache auch der Bardenchöre sehr einfach bei aller einwohnenden Lebendigkeit, und *wenigstens* von eben so edler Einfalt, als die wir in *Sophokles* ehren.

So viel von Vergleichungspunkten der Klopstockischen Bardiete mit der alten griechischen Tragödie; wobei ich etwas verweilte, da eine solche Parallele meines Wissens noch niemand gezogen hat. Hier geht am Ende überdieß noch das Resultat hervor, was Klopstock gab, läßt sich als eine *Trilogie* betrachten: gerade wie die Tragödien der Griechen (ohne das ihrer Dichtkunst eigenthümliche Satyrspiel mitzuzählen) gewöhnlich Trilogien bildeten, wie z. B. von den uns übrig gebliebenen Tragödien der Griechen die drei des *Aeschylos*, sein *Agamemnon*, seine *Choëphoren* und seine *Eumeniden* eine Trilogie ausmachen, und wie ohne Zweifel einst sein *Feuer raubender*, sein *gefesselter* und sein *entfesselter Prometheus* ausmachten, wovon wir nur den mittlern noch haben. Ich will, auch bei dieser Bemerkung, gerade nicht auf absichtliche Nachfolge, geschweige Nachahmung, hingedeutet haben: aber die Uebereinstimmung ist allerdings da; folgt übrigens aus der Natur der Sache, indem jedes Ganze von Begebenheiten Anfang, Mittel und Ende hat, und so bei dramatischer Darstellung größerer Begebenheiten, besonders eines ganzen Menschenlebens, sehr natürlich in drei Haupttheile, als kleinere Ganze, zerfällt.

Ich habe bei der Theorie des Bardiets, und vorher insbesondere bei *Hermann's Schlacht* so lange verweilt, daß ich von seinen andern beiden Bardieten, *Hermann und die Fürsten* und *Hermann's Tod*, für heute nur kurz sein kann: obwohl ich mir vorbehalten möchte, ein andermal ausführlicher von beiden zu sprechen, je weniger bisher noch (was unsrer ästhetischen Kritik wahrlich nicht zur Ehre gereicht) von diesen beiden in ihrer Art noch reifern Früchten, als selbst Hermann's Schlacht ist, in den kritischen Schriften der Deutschen eine ausführliche Würdigung angetroffen wird. Denn von *Hermann und die Fürsten* habe ich in unsern geschätztesten Jahrbüchern der Litteratur auch nicht eine einzige Recension finden können. Von *Hermann's Tod* dagegen giebt es zwar eine Kritik von *Huber* in der *Allgemeinen Litteraturzeitung*, die in seinen *Vermischten Schriften* wiederholt ist. Diese ist aber, ungeachtet sie die Fortschritte des Dichters im Ganzen der drei Werke, und manches Treffliche im Einzelnen des dritten, willig anerkennt, doch so einseitig, beim dictatorischen Tone in der Hauptsache so oberflächlich, und nach meiner innigen Ueberzeugung in sehr wesentlichen Punkten so ganz willkührlich, daß, wenn man das beurtheilte Stück durch eignes Studium genau kennt, man des Unwillens über einen so ungerechten Richterspruch, der aus dem ersten kritischen Tribunal der damals einzigen *Allg. Litteraturzeitung* erscholl und gewiß Manchen vom Lesen des Werks zurückhielt, sich unmöglich erwehren kann.

Hier, zur Bezeichnung meiner Ansicht, von diesen beiden Werken nur so viel. *Hermann und die Fürsten* erfüllt,

durch seinen historischen Gegenstand und durch die von Klopstock gewählte Behandlung, die Foderung an ein Drama in Hinsicht auf eine eigentlich dramatische Handlung in viel höherm Grade als Hermann's Schlacht. Hermann bemüht sich hier vergebens, seinen bessern Rath in der Fürstenversammlung geltend zu machen. Stolz, Eifersucht, Neid der Andern streben entgegen, und gewinnen die Oberhand. Der Erfolg bestätigt nur zu sehr, daß Hermann Recht hatte. Die sogenannte Lagerschlacht gegen die Römer geht verloren. Die Charakteristik der mithandelnden Fürsten ist vortrefflich; so scharf als die damals wirklich vorhanden gewesenen Verhältnisse und die historische Wahrscheinlichkeit bei den Häuptern eines solchen Volks, wie unsre Deutschen damals waren, es irgend zuließen: also wahr, bestimmt, doch ohne Uebertreibung. Arpe's, des Kattenfürsten, Wankelsinn, aufgeregt durch die Hauptleidenschaft dieser Fürsten, Eifersucht auf Hermann, ist durch das Lied, worin er den ausschließenden Preis Hermann's, obwohl dieser nicht genannt ist, finden will, echt dramatisch motivirt. Trefflich contrastirt mit jener unedlen Eifersucht der Uebrigen der schöne Enthusiasmus des jungen Marsenfürsten Katwald für Hermann; anderer sehr wohl contrastirter Charaktere hier nicht zu gedenken. Hermann bleibt auch hier sich gleich: obwohl voll tiefen Grams um die durch Hinterlist nach Rom aus dem Hause ihres Vaters fortgeführte Gattin, doch vor allem eingedenk der Freiheitsgefahr seines Volks, und seiner Pflicht, darüber rastlos zu wachen. Ueberstimmt von den Andern, kommt er bis dahin, zu den Göttern beten zu müssen, das Elend von ihm zu wenden, daß er an seinem Vaterlande verzweifle. Seine großen Plane in Hinsicht auf Rom entfalten sich hier; er hatte stets dem Traume sich überlassen, noch über das Eisgebirge zu gehn, und vor Rom zu sterben, oder (wovor einst schon Augustus bebte) einen deutschen Siegerkranz im Capitol selbst niederzulegen. Auch tritt hier zum ersten Mal sein junger Sohn Theude auf, ein feuriger, gleich zart und innig fühlender, kühner Knabe, werth eines solchen Vaters und einer solchen Mutter. Statt Thusnelda, die hier nicht erscheinen kann, weil sie, durch List aus ihres Vaters Hause geraubt, nach Rom gebracht, und in Germanicus' Triumph mit aufgeführt ist, von der wir jedoch genug ihrer ganz Werthes hören, wenn wir sie gleich nicht sehn, lernen wir außer Iståwona, der Fürstin der Katten, ihre und Fürst Arpe's Tochter, die schöne, liebenswürdige, sehr edle Herminone kennen. Uebrigens erblicken wir auch hier das große Weib Bereennis, die Mutter unsers Helden, groß im Benehmen gegen ihren zu den Römern schon früher übergegangenen Sohn Flavius, und gegen dessen Sohn, ihren Enkel, den hoffnungsvollen Knaben Italius, und groß als Rathgeberin der Fürsten. Der Schauplatz ist im ganzen Stück auf einem Hügel an dem Heere der Deutschen, der nah bei dem Lager der Römer liegt. Die Bardenchöre und Gesänge, durch Kunzen's Compositionen, wie ich schon oben sagte, auch den Freunden der höhern Musik bereits hinreichend bekannt, sind hier in eben so großem Reichthum, mit eben so großer Mannigfaltigkeit des Inhalts und eben so herrlicher Durchführung als in Hermann's Schlacht; zugleich verbunden mit einigen höchst reizenden, von Gesang begleiteten Tänzen, wobei Herminone dem Vaterlandsbefreier Hermann den Kranz bringt. Dieser zweite Bardiet, Hermann und die Fürsten, erhält in unsern Tagen unter allen drei durch politische Beziehung auf die Gegenwart das größte Interesse. Denn der Krebsschaden, der an den Wurzeln von Deutschlands Heil von alten Zeiten her bis in die neuesten fortfraß, steter Fürstenzwist und dadurch stete Möglichkeit der Zerstückelung Deutschlands dann leichte Uebermacht und List der Fremden, ist nirgends anschaulicher, lebendiger dargestellt, als in diesem Werke. Wäre es vor kurzem, ehe noch die siegreichen verbündeten Heere den Feind aus Deutschland schlugen, in Deutschlands Mitte aufgeführt: wie manche feiner, zu lange undeutsch gesinnten Fürsten hätten erbleichen müssen bei so vielem, wodurch sie sich getroffen fühlten; indem von ihnen buchstäblich galt, was schon in Hermann's Schlacht der Oberdruide zu Segest sagt: „Dein ganzes Volk will Freiheit, und du willst Sclaverei!"

Gehören Hermann's Schlacht und Hermann und die Fürsten in Hinsicht ihres Inhalts zur Gattung des historischen Schauspiels, ohne daß man sie Tragödie in engerm Sinne nennen möchte, wiewohl der zweite Bardiet zum Trauerspiele sich schon mehr hinneigt als der erste: so ist Hermann's Tod eine wahre Tragödie, und auch als solche (ich wenigstens kann nicht anders urtheilen) von hoher, bei weitem nicht genug anerkannter Vortrefflichkeit. Hier, wo der Schauplatz Hermann's Halle ist, herrscht tragischer, zuweilen auch elegischer, Ton von Anfang an. Bewunderenswürdig ist, wie Klopstock hier den historischen Stoff, Hermann's Ermordung durch Hinterlist von Verwandten, den Tacitus darbot (einen Stoff, der seiner Natur nach gegen würdige Behandlung sich zu sträuben scheint, da wir Deutschlands ersten Helden auf diesem Wege sollen untergehen sehn, ohne ihn darum geringer zu achten), mit tiefster künstlerischer Einsicht dramatisch behandelt, so daß er seinen Zweck vollkommen erreicht, unsern Heros auch in seinem Untergang als wahrhaft groß zu zeigen, und so den Schmerz über sein Unglück durch reinste Bewunderung zu veredeln. Durch Hinterlist greift man ihn an: aber nicht unmittelbar durch Hinterlist fällt er, sondern als freiester Mann im selbstgewählten Kampfe. Wie Klopstock das eben Angedeutete durchgeführt hat, muß man bei ihm selbst sehn; besonders, wie er durch idealisirende Darstellung anschaulich gemacht hat, daß ein solcher Mann zwar den Plan festhalten konnte, mit deutscher Kraft Italiens Felsenwall zur Demüthigung Roms zu übersteigen, ja durch die Deutschen sogar Rom zu befreien, wovon der Dichter den Freiheitshelden sogar im Traume sprechen läßt; daß derselbe aber des Gedankens ganz unfähig war, den seine Feinde ihm Schuld gaben, das durch ihn selbst einst befreite Vaterland zu unterjochen. Ebenso muß man beim Dichter selbst sehn, wie des Vaters würdig er Hermann's von früher Schlachtwunde bleichen, doch noch so thatkühnen Sohn Theude darzustellen wußte; besonders aber auch des Jünglings Mutter Thusnelda, die, wie sie hier erscheint, nach Klopstock's Erdichtung zurückkehrend aus römischer Gefangenschaft zu ihrem Manne, als Triumph des Dichters in Darstellung echtdeutschen weiblichen Tiefgefühls gelten darf.

Ueberhaupt, was waren unsre Vorfahren, wie Klopstock sie, freilich künstlerisch verschönernd, darstellt! Halbbarbaren, ja. Aber auch Halbgötter: in Manchem nah dem Edelsten der Menschheit, das irgendwo und irgend jemals war. Dieser Katwald z. B. — welch einen edlen Menschen zeigt der irre geführte, feurige Marsenfürst, als er zum alten Freunde Hermann umkehrt, wodurch die tragische Düsterheit der Umgebung nicht wenig gemildert wird. Selbst dieser Gambriv, unter der rohern Hülle der germanischen Barbaren, welch ein menschlicher Barbar! Wer in ihm, wie Huber, nur den altdeutschen Trinker sieht, dessen Gesicht scheint mir für dieß Mal wenigstens nicht zu beneiden. Wie treu ist der Bruktererfürst seinem Wort, so daß er am Ende, da er auch nach Hermann's Ausspruch es nicht brechen kann, und doch durch das übereilt gegebene am Unheil Schuld ist, die tragische Katastrophe selbst nicht überleben mag. Ueberhaupt also: wenigstens an Mannsinn, Herzhaftigkeit, Treue in Wort und That, Treue bis zum Tode, sind echtdeutsche Muster hier. Es ist die alte Welt, die uns hier aufgethan wird: anders als die Homerische; aber in Manchem auch nicht anders, und anziehend für den Neuern wie jene. Der einzige kalte Bösewicht ist und bleibt hier Segest, zu dessen Handlungsweise die wahre Geschichte bei Tacitus Züge lieh. Sein „Spätes Blut ist auch Blut!", das uns ihn zuerst verrieth, charakterisirt ihn bis ans Ende, und wir sind froh zu erfahren, daß er zuletzt doch, und gerade durch Katwald, umkommt. Von einigen Nebenpersonen schweig ich, zumal da Huber schon, hierin gerechter, ihr Eigenthümliches erkannt hat. So vom düstern, grübelnden Bojokal, von dem Krankenwärter-Todtengräber, und von der gutmüthigen Hilda, welche drei allerdings durch einen humoristischen Anstrich von Klopstock's poetischem Genie eine neue, den Vertrauten seines Privatlebens jedoch keineswegs unbekannte, Seite ins Licht setzen.

Ich sagte zuvor, sein dritter Bardiet sei wahrhaft dramatisch. Dahin gehört vorzüglich, daß man durchaus nicht bestimmt voraussieht, wie die am Ende nothwendige Katastrophe von Hermann's Tod herbeigeführt werden wird, da manche Möglichkeiten in der Situation sind. Die Entwickelung geschieht auf eine unerwartete, doch sehr würdige Art. Daß Hermann nicht auf dem Theater stirbt, finde ich vom Dichter weislich angeordnet. Gerade ihn wollten wir nicht vor unsern Augen fallen sehn. Die allerletzte Scene des großen Ganzen, wo Katwald und Stolberg, des Helden Freunde bis in den Tod, neben einander hinsinken, und der erste noch sagt: „Aber Segest ist auch todt", dann Thusnelda fragt: „Wer ist todt?", Katwald sagt: „Hermann", und Thusnelda nun das, und weiter nichts mehr, sagt: „Ist Hermann todt?" und stirbt, gebrochenen Herzens stirbt, und der Vorhang fällt — diese Schlußscene hat in aller ihrer Einfalt für mich etwas unaussprechlich Rührendes. Ueberhaupt steht Hermann's Tod, ein Werk, das heut zu Tage von sehr Wenigen gekannt und gelesen ist, nach meinem Gefühl neben den Tragödien ersten Ranges aus alter und neuerer Zeit; auch sehe ich keinen Grund, warum es nicht, zumal unter gewissen, oben schon berührten Bedingungen zur Beseitigung der Klage über Dunkelheit, ohne besondere Schwierigkeit aufgeführt werden könnte. Denn was bei den andern beiden Bardieten die Aufführung vorzüglich erschwert, die Bardengesänge — das fällt ja hier hinweg. Außer einem, aus sechs kleinen Liedern bestehenden, von mehrern Barden, nach dem Willen des Dichters gesprochenen Schlachtruf, sind hier nur Lieder

und Tänze der Jäger, Hirten, Fischer, Ackerleute und Schiffer zur Feier von Thusnelda's Wiederkehr, die in ihrer höchsten Einfalt ganz originell, mit wundersamer Aneignung und Idealisirung der eigensten Gefühle, Gedanken, Bilder, Töne, solcher Wald- und Flurbewohner der Vorzeit, zum Zartesten, Anmuthigsten, Schönsten gehören, was unsre Sprache in dieser Gattung besitzt. Auch giebt, was auch Huber anerkennt, das höhere Alter, in welchem der Dichter schon war, als er Hermann's und Thusnelda's Liebe mit dieser jugendlichen Frische und Wärme (reines Herz altert nicht) aus dieser dunkelhellen Tiefe hervortreten zu lassen verstand, dem Geiste, der in dieser Darstellung urlauter und urkräftig lebt, etwas so Ehrwürdiges als Rührendes.

„Hermann war der Befreier Deutschlands," sagt Tacitus. „Er griff nicht, wie andere Könige und Feldherrn, die beginnende Macht des römischen Volkes an, sondern unser Reich in seiner vollen Größe. Er wurde in Schlachten auch besiegt, aber nicht durch den Krieg. Er hat sieben und dreißig Jahre gelebt und zwölf das Heer geführt. Die deutschen Völker besingen ihn noch zu unserer Zeit." So Tacitus. Und Klopstock, der die Stelle in einer Note anführt, sagt gleich darauf: „Möchten die deutschen Denkmale, welche dem großen Manne, wenn je einer war, noch zu dieser viel spätern Zeit gesetzt wurden, nicht unwürdig sein, die Stelle der verlornen bardischen einzunehmen!" — Wie bescheiden lautet Klopstock's Wunsch! Die Griechen hatten ihren Homerischen Achilleus. Er war das Höchste im Heroenkreise ihrer Nation. Wir haben Klopstock's Hermann, der, unbeschadet des Helden, als Mensch doch so weit, so weit über Achilleus steht. „Wenn kommt es endlich dahin," möcht' ich mit Klopstock's bei anderer Gelegenheit gebrauchten Worten ausrufen, „daß der Deutsche, müde Fremdes zu bewundern, wissen mag, wer er war, und wer er ist!"

Soviel hier von Klopstock's drei Bardieten. Ich hoffe, seine Poesien, vaterländisch im höhern Sinne, werden in der Zeit, in welcher wir jetzt leben, neues, lebhafteres Interesse erwecken; werden jetzt tiefern und fruchtbarern Eindruck machen, als selbst in den Tagen ihrer ersten Erscheinung. Ja, siegt jetzt Deutschland im großen Kampfe, wovon wir Alle überzeugt sind, so wird auch Klopstock's Hermann auferstehn in Verklärungsglanz. Ueberhaupt sollte der junge Deutsche jetzt Klopstock lesen, und erglühn am reinsten Funken, der aus der großen Seele dessen herübersprüht, „der," wie Hermann beim allgemeinen Schwur, seines Vaters Siegmar's Tod zu rächen, von diesem sagt, so ganz „ein Mann des Vaterlandes war."

Was übrigens unsers Dichters hier charakterisirtes Werk einst für Deutschland werden könnte, ahndete wenigstens schon mit seinem Sehersinn der verewigte Herder, wenn er bei Erwähnung von Klopstock's Tode in der Adrastea ihn redend einführt und von sich selbst sagen läßt: „Eure Barden, Euern Hermann sucht' ich Euch wieder zu geben; er war Euch zu fern: er wird Euch näher kommen, und Ihr werdet mir auch für diese Töne danken." Wir danken schon. So setze denn, o Mitwelt, auf das Haupt des großen Todten den Kranz seines prophetischen Eichenlaubes! — Des Todten? Sie fühlte ja schon hienieden ihre ewige Fortdauer, die „unsterbliche Seele", welche sang „der sündigen Menschen Erlösung." Sie schaut, glaub' ich, herab in diesen entscheidenden Tagen auf Deutschland's Anstrengung, und auf den auch schon im Erdenleben ihr so theuern russischen Erwecker Deutschland's, und kann nun endlich, endlich einmal! sich ihres Deutschlands freuen.

Als Gegenstand der Preisabhandlung war von der theologischen Facultät aufgegeben: „An Jesus Essaeorum placitis imbutus fuerit, ex iis, quae Philo et Josephus de Esseis referunt, cum praeceptis Jesu comparatis doceatur." Es war kein Versuch einer Abhandlung hierüber eingelaufen. Zur Predigt war als Preisaufgabe verlangt ein „homiletischer Commentar über die Worte Pauli Röm. XII, 7. „Seid fröhlich in Hoffnung" am Neujahrstage 1813, mit Beziehung auf die, im Laufe des J. 1812 von den russischen Heeren gegen den Feind des Vaterlands erfochtenen, glänzenden Siege." Es war nur eine Bearbeitung eingelaufen, mit dem Motto: Οὐχ ὅτι ἤδη ἔλαβον, ἢ ἤδη τετελείωμαι. διώκω δὲ, εἰ καὶ καταλάβω. Das ausführlich motivirte Urtheil der Facultät über diese Predigt spricht ihr das Accessit der silbernen Medaille zu. Bei Eröffnung des verschlossenen Zettels findet sich der Name: Karl Christian Ulmann aus Livland. Für das J. 1814 wird zur Abhandlung die vorjährige: „An Jesus Essaeorum placitis imbutus fuerit," wiederholt, derselben aber eine neue beigefügt: „Praemissâ doctrinâ ecclesiasticâ, examini subiiciantur Theologorum recentiorum de Protoplastia sententiae, eo quidem consilio, ut et ad scripturae sacrae et ad sanae rationis normam, totam quaestionem exigere studeat palmam sibi vindicaturus." Zur Predigt: „Es werde auf Veranlassung des Textes I. Cor. XIII, v. 1. 2. das Thema: über die Verbindung der wissenschaftlichen und sittlichen Bildung, so ausgeführt, daß der erste Theil an die Nothwendigkeit erinnert, die sittliche Bildung mit der wissenschaftlichen in Verbindung zu setzen, und dann im zweiten gezeigt wird, wie beide mit einander zu verbinden sind. Um sich für den Gegenstand noch mehr zu begeistern, soll der künftige Bearbeiter den Fall voraussetzen, daß der Vortrag bestimmt sei, am nächsten Geburtsfeste Sr. Kaiserl. Majestät, des großmüthigen Beschützers unserer und anderer von Allerhöchstdemselben errichteten Lehranstalten des Reichs, in Gegenwart des ganzen Universitätspersonals öffentlich gehalten zu werden."

II. Auf die zum zweiten Mal aufgegebene Preisfrage der juristischen Facultät: „Quaenam sunt iura et obligationes cuiusque trium in Imperio Russico ordinum, Nobilitatis, Oppidanorum et Agricolarum, et quomodo eorum iura sensim increvere, ab initio regni primi principis e gente Romanow usque ad nostra tempora?" war Eine Abhandlung eingelaufen mit dem Motto aus Claudianus:

Fallitur egregie, quisquis sub principe credit
Servitium: nusquam libertas gratior exstat
Quam sub rege pio.

Diese wird, zwar nicht der Prämie, doch des Accessit für würdig erkannt; jedoch dasselbe ihr nicht gleich ertheilt, sondern der Name des Verfassers einstweilen verschlossen bei der Facultät zurück behalten, die Preisaufgabe aber zum dritten Mal aufgegeben, wobei die Facultät hofft, der Verf. der eingereichten Abhandlung werde seine Arbeit besonders durch Quellenstudium in der Originalsprache, überdieß auch in Hinsicht des Stils, noch verbessern, auch den noch fehlenden historischen Theil, da er bis jetzt nur den dogmatischen bearbeitet hat, nachliefern.

III. Die Preisaufgabe der medicinischen Facultät foderte „Untersuchungen über die Zersetzung des Wassers beim assimilativen Lebensprozesse." Es ist kein Versuch der Auflösung gewagt. Für das nächste Jahr giebt sie folgende Preisaufgabe: „Darstellung der consensuellen, antagonistischen und vicariirenden Lebensthätigkeiten im thierischen Organismus, und Aufsuchung der möglichst einfachen, ihnen zu Grunde liegenden Gesetze."

Die Preisaufgabe der ersten und dritten Klasse der philosophischen Facultät war: „Wo entsprang die Freiheit der Städte, oder eines dritten Standes im neuern Europa? Wie breitete sie sich allmählich aus? und welchen Einfluß äußerte sie auf die Staaten?" Es ist eine Abhandlung ohne Motto eingereicht. Obwohl sie nach dem Urtheil der ersten und dritten Klasse der philosoph. Facultät Geist und Darstellungsgabe verräth, so fehlt ihr doch Gründlichkeit, besonders aus Mangel des Quellenstudiums. Obwohl das Talent des Verfassers Aufmunterung verdient, so kann ihm doch dies Mal kein Preis ertheilt werden. Die Preisaufgabe der ersten und dritten Klasse für 1814 ist: „Quum ex Historicis potissimum cognoscantur notiones morales, quae apud populos alios aliis temporibus obtinuerint: in Herodoti opere indagentur atque illustrentur notiones morales praecipuae, quas auctor prodit, quasque ipsius aetati adscribere licebit, eaeque cum notionibus moralibus, quae apud Homerum occurrunt, passim conferantur, temporumque diversitas notetur ac demonstretur. Rei Exemplum, suadente Reizio Epistola ad Garvium Herodoto a se edito praemissâ p. XXX, dedit Garvius in diss.: „Ueber zwei Stellen des Herodot," libro: „Versuche über verschiedene Gegenstände aus der Moral u. s. w." Vol. II. p. 3 seq. Alii etiam, ut Casp. Jac. Besenbeck Diss. de invidia et malevolentia τοῦ θείου ad locum Herodoti lib. I. c. 32 (Erlangae 1787, 4.) et T. F. Benedict de mortis beneficio ad Herodoti locum lib. I. c. 31 (Lips. 1787, 4.)"

Die zweite und vierte Klasse der philosophischen Facultät hatten die Preisfrage aufgestellt: „Giebt es Erfahrungen, welche sich mit den gewöhnlichen Begriffen von der Entstehung der organischen Körper aus präexistirenden Keimen (Eyern, Saamenkörnern, Sprossen, Knospen) nicht vereinigen lassen, und uns daher zur Annahme der generatio aequivoca berechtigen? Oder lassen sich alle Thatsachen, welche für diese letztere Hypothese zu sprechen scheinen, auf eine andere Art erklären, und wie?" Es ist keine Preisabhandlung eingelaufen. Für das nächste Jahr bestimmen die zweite und vierte Klasse kein Thema, sondern sie eröffnen den freien Concurs in allen Fächern der zu diesen beiden Klassen gerechneten Wissenschaften, und sie werden den Preis der goldenen oder der silbernen Medaille der überhaupt ausgezeichnetsten Abhandlung ertheilen, wofern sie ihrer würdig ist. Wenn mehrere Abhandlungen in verschiedenen Fächern einlaufen, welche gerechte Ansprüche auf den einen oder den andern Preis haben, so wird,

ohne Unterschied des Fachs, derjenigen, welche zuerst einlief, der wirkliche Preis, den andern aber ein Patent über die Würdigkeit zur Erhaltung des Preises zuerkannt werden.

Als ich von Klopstock sprach, wie sein Geist jetzt wohl freudig herabschaue auf die Anstrengungen der Deutschen, da nannte ich Ihn schon, dessen der Welt heilbringenden Geburtstag wir heute feiern, den Auferwecker Deutschlands, denselben, dem der Dichter des Messias und Hermann's die letzte aller seiner Oden über Irdisches sang.

Dank der ewigen Vorsehung! daß Alles so kam. Wer hätte vor wenigen Jahren diesen Gang der Weltbegebenheiten geweissagt? Aus den Flammen von Moskwa im äußeersten Osten Europens sollten die Funken zünden in den Herzen der Deutschen, daß sie mit Hülfe der großen Verbündeten neulich die Weltschlacht bei Leipzig mitschlagen konnten, von welcher buchstäblich gesagt werden darf, was Klopstock in seiner würdevollen Zuneigung von Hermann's Schlacht an Kaiser Joseph sagt: „sie, gerecht, überdacht und kühn, wie jemals eine für die Freiheit, und deutscher als unsre berühmtesten."

Was wir noch fern glaubten, Deutschlands Rettung, ist da; was wir kaum zu hoffen wagten, Europens Rettung, ist nicht mehr fern. Der bisherige Tyrann eines großen Theils der gebildeten Welt, im vorigen Jahre aus Rußland schmachvoll zurückgejagt von der Moskwa bis zur Elbe, ist's nun im jetzigen von der Elbe bis zum Rhein, dem Strome Deutschlands, der unnatürlichen Grenze Frankreichs, die wieder aufhören muß, soll dauernder Friede werden. Schon stehn an unserm alten Rhein (so geht die frohe Sage) zusammen nah an achtmalhunderttausend Männer schlagfertig da, dem guten Deutschland Ruh, und unserm Erdtheil Frieden zu erkämpfen. Schon können die Deutschen auch an Wiederherstellung und Verbesserung ihrer alten Verfassungen denken, und verleugnen auch hier sich nicht in ihrer treuen Anhänglichkeit an das Alte.

Keine Zeit ist ganz arm an wichtigen Begebenheiten; gewöhnlich wird von jeder Generation ihre Zeit für besonders wichtig und folgenreich gehalten: doch bleibt dem unbestochenen Gefühl auch hier sein fehlloser Maßstab. Daß das Leben des gegenwärtigen Geschlechts in eine sehr verhängnißreiche Periode fiel, ist klar zum Ueberfluß. Der Rückblick nur in die letzten fünf und zwanzig Jahre muß vor Allem weilen bei der französischen Staatsumwälzung; ihrer Ausgeburt, dem Tyrannen von Halbeuropa mit seinen Horden entarteter Europäer; der durch seine unersättliche Herrschsucht über alle Grenzen erweiterten Uebermacht seines Reichs zur schon mehr als zur Hälfte vollendeten völligen Auflösung des seit mehrern Jahrhunderten bestehenden europäischen Gemeinwesens; den ehernen Zeiten, wo wir von soviel Hunderttausenden sagen mußten mit Klopstock:

> Saat sä'n sie, deren Ernte Verwildrung ist!
> Des Menschen Rechte leugnen sie; leugnen Gott!
> Schweigt jetzt, nicht leitend, Gott? und kannst du,
> Furchtbares Schweigen, nur du uns bessern?

Heil uns! Gott schweigt nicht mehr — und wir erleben fast überall schon das Erwarmen und Erstarken der bessern Kräfte in allen noch nicht völlig entwürdigten, noch nicht ganz versklavten Nationen. Es ergießt sich der reinigende, kräftigende Luftstrom besonders aus dem Norden her, die neue milde Sonnenwärme vorzüglich aus dem Osten her über den Continent Europens.

„Danket dem Herrn: denn er ist freundlich, und seine Güte währet ewiglich.

Dank ihm und Preis zumal für unsern Kaiser Alexander! — Solche Tage froh und ernst feiern wie der heutige, ist Wohlthat jedem Menschen, der zurück und vorwärts schaut. Wieviel hat ein einziges Jahr verändert, zum Bessern umgestaltet! Schon heut vor einem Jahre wähnte Mancher unsern Kaiser auf seiner erhabensten Höhe. Einer der hier Anwesenden sagte zu mir noch beim Herausgehn aus unsrer feierlichen Versammlung: solch einen Tag, solch ein Fest erleben wir nicht wieder. Und nun? Welchem Weltbürger, zumal welchem Deutschen, schlägt heut das Herz nicht höher! Das erschütternde Beispiel einer starken, großen Nation, unsrer unentnervten Russen, hat die Schlummernden erweckt, die preiswürdigen früher schon Wachen neubelebt, Alle beim über Erwarten von Gott gesegneten Erfolg zum einstimmigen Jubel über den Ersten der herrschenden Führer, den herrlichen Kaiser der Russen, gestimmt und aufgeregt. Ich wagte schon im J. 1805 an dieser Stätte Ihn mit Gustav Adolph zu vergleichen. Mehr, viel mehr ist er nun schon für Deutschland geworden. Was muß Er heut nicht fühlen in der reinen, großen Seele; weithin umgeben von dankenden Millionen! Wer an die rührend schöne Feier seines Thronbesteigungsfestes in Böhmen zurückdenkt, wird würdig genug sich zu vergegenwärtigen vermögen die Feier des Geburtsfestes dieses Völkerretters am Rhein, oder wo er sonst heute tief im Herzen Deutschlands weilt. Und ist unser Kaiser nicht ursprünglich auch aus deutschem Fürstenstamme? Darf deß nicht der Deutsche froh und darauf stolz sein? Doch, obgleich als Rußlands Zierde geboren — Heil auch deshalb Ihm! Denn Russe ist jetzt ein hoher Ehrenname, heißt Europens Held! — obgleich also aus deutschem Urstamm Russe, ist Er doch vor allem Mensch, darum des Menschlichen nichts fremd sich achtend. Und zu welcher Glorie hat, daß Er vor allem Mensch war, das Ihn erhoben! Peter der Große gab dem unermeßlichen Reiche Bürgergesittung, Künste, Handel, Kriegsmacht zu Wasser und zu Lande, und führte den großen Plan hindurch, sein eigentlich asiatisches Reich zu einem europäischen herauf zu heben. Katharina die Große machte dies europäische Reich immer gebildeter, zugleich geehrter, mächtiger; erweiterte es durch die Krim nach Süden, und durch einen Theil Polens nach Westen. Aber ihrem Enkel — Seinen Beinamen wird die dankbare Nachwelt, der Mitwelt allgemeine Stimme bestätigend, heiligend, nennen — ihrem Enkel Alexander war es aufbehalten, in Europa nun dazustehn in einer menschlichen Glorie, wie keiner seiner Vorgänger je, und wie überhaupt wohl keiner vor ihm auf irgend einem neuern Kaiserthron. Ist Er nicht, nachdem er durch unerschütterliche Festigkeit sein eignes Reich aus allen Gefahren gerettet hat, nun des großen Bundes Vater? Vater des Bundes für Völkererlösung? — Das lohne ihm der allmächtige Gott — ihm vor allem im reinsten, schönsten Bewußtsein seiner selbst, zumal am heutigen Tage! Es ist ein großer Tag, an welchem gewiß viel Merkwürdiges, näher und entfernter, geschieht. So öffnen sich heute die Thore des so lange belagert gewesenen, durch Feuer halb zerstörten, durch Noth und Tod halb verödeten Danzigs. — Aber ein Wort noch aus einem Liede, zu singen im höhern Chor. Heut öffnet sich (heut ging ja Alexander's Sonne auf), heut öffnet sich das Morgenthor der bessern Zukunft. Das ist kein Wunsch mehr, Ueberzeugung, Glaube. Also, heut öffnet sich der bessern Zukunft Morgenthor. In langsam feierlichem Zuge ziehn sie ein: an der Hand der Weisheit und der Tapferkeit, der Mäßigung und der Gerechtigkeit, dieser Huld- und Schutzgöttinnen des Menschenlebens, die Hoffnung und das Vertrauen, das Völkerglück, der Ueberfluß, der Friede — ja, der überall, auf Land und Meer, lang ersehnte, heiß erflehte Friede. Er reicht Dir seine, Deine Palme, Alexander! Nicht dem Großen mit der Thräne des Welteroberers: aber Dir, dem Befreier und Retter der Welt!

Salomo Jakob Morgenstern

ward am 8. April 1706 zu Pegau in Sachsen geboren, studirte zu Jena und Leipzig Philosophie und hielt, nachdem er hier die Magisterwürde erlangt, dann zu Halle öffentliche Vorträge über diese Wissenschaft. Als er auf einer Reise in Potsdam dem König Friedrich Wilhelm I. von Preußen bekannt geworden und dessen Gunst sich erworben hatte, nahm er die ihm angetragene Stelle als lustiger Rath und Vorleser bei jenem Fürsten an und verwaltete dieselbe mit dem Charakter eines Hofrathes und bei einem Gehalte von 500 Thalern bis zum Tode des Königs, worauf er bis an sein am 16. November 1785 erfolgtes Ende zu Potsdam als Privatmann lebte.

Er machte sich literarisch bekannt durch:

Vernünftige Gedanken von der Narrheit und den Narren. Frankfurt a. d. Oder 1737.

Ueber Friedrich Wihelm I. Aus seinem Nachlasse. O. O. 1793.

Die niedrige Gesinnung mit der sich M. zum gelehrten Possenreißer hergab, erweckt eben kein günstiges Vorurtheil für ihn. — Seine Schrift über die Narren, die er obendrein öffentlich auf Befehl des Königs vertheidigen mußte, ist geschmacklos; etwas mehr Werth hat seine Arbeit über seinen königlichen Gönner.

Daniel Georg Morhof,

ein seiner Zeit sehr geachteter Literat, ward am 6. Februar 1639 zu Wismar geboren und eignete sich auf den Schulen seiner Vaterstadt und zu Stettin die Kenntnisse an, welche ihn befähigten, 1657 zu Rostock mit Erfolg die Rechte und Humaniora zu studiren. Nachdem er hier Dr. der Rechte und Magister der Philosophie geworden war, erwarb ihm ein lateinisches Scherzgedicht auf einen Storch unmittelbar nach seiner Rückkunft von einer Reise nach Holland und England 1660 die Anstellung als Professor der Poesie zu Rostock. 1666 vertauschte er aber dieses Amt mit der Professur der Dichtkunst und Beredtsamkeit zu Kiel, wo er nach einer zweiten Reise nach Holland und England 1673 auch zum Professor der Geschichte und 1680 zum Universitätsbibliothekar ernannt ward. Auf seiner Rückreise von Pyrmont, wohin er sich zu Wiederherstellung seiner Gesundheit begeben hatte, starb er zu Lübeck am 30. Juli 1693.

Von ihm haben wir:

Deutsche und lateinische Gedichte. Kiel 1682, 2 Thle., 8.; n. A. Lübeck 1700. (Eine Auswahl in Müller's Bibliothek deutscher Dichter des 17. Jahrh. 8 Bd.)

Unterricht von der deutschen Sprache und Poesie. Kiel 1682, 8.; 3. Aufl. Lübeck und Leipzig 1718.

Polyhistor. Lübeck 1688; 4. Aufl. Ebendas. 1747, 2 Bde., 4.

Als Dichter ist M. nicht eben bedeutend; zwar zeigt er sich correct, gefühlvoll und nach Kräften elegant, aber es mangelt ihm zu sehr an Phantasie und poetischem Schwung, um sich über das Gewöhnliche zu erheben, und so finden sich nur einzelne schöne und gelungene Stellen in seinen Poesien. — Desto verdienstlicher dagegen ist sein Werk über die deutsche Sprache und Dichtkunst, das einen großen Schatz gelehrter Notizen und guter Bemerkungen enthält, hinter denen freilich — ein Vorwurf, der aber nur seine Zeit trifft — der ästhetische Theil desselben sehr zurücktritt.

Exempel von unterschiedlichen Reimgebäuden *).

Ode I. Horat. Carm. Lib. 1.

Darinnen die 17. Genera der Jambischen Verse eingeführet werden.

13. Maecenas, des Geschlecht von solchen sich vermehret,
Die Rom mit Purpurtracht, mit Kron und Scepter ehret,
2. Mein Schutz,
Mein Trutz,
6. Mein alles, was ich kan,
Nimm diese Reime an.
17. Selbst die Natur, der Götter Preiß, hat ihre Kinder so bereitet,
Daß sie bald den, zu dieser Lust, den andern, zu was anders, leitet.
15. Der freut sich, wenn ein Ritterspiel bei Elis außgeschrieben,
Da er, für andern Helden hat, den Wagen wohl getrieben,
12. Ist denn ein Kleinod ihm vom Glücke zugekehrt.
So meint er, daß kein Gott so sehr, als er, geehrt.
8. Den treibt der Muth zum Ehrenstand',
Und herrschet über Leut' und Land.
10. Wenn Thyrsis nur hat seines Vaters Feld,
Das so viel Korn, als eins, in Lyden hält,
7. Und wohl zu Hause bringet,
So singet er und springet.
Er singet, Laß die Reichen
Nur andre Leut' erweichen,
14. Zu trauen auf ein dünnes Holtz, da Regen Sturm und Wind,
Auff ihre Noth und Ungemach als wie verbrüdert sind,
4. Der Wellen Heer
Greifft auch zur Wehr.

*) Aus Morhof's Unterricht von der deutschen Sprache ꝛc.

16. Sie schnauben, schnarchen, toben so, als wenn die gröste Kriegesmacht
Dem Feinde, mit gantz toller Wut nunmehr den Garaus zugedacht.
3. Da schüttert,
Und zittert
11. Der Kauffmann, sprechend, Ach der Himmel liebet,
Dem ausser Meer das Land die Nahrung giebet.
5. Bald spürt man wieder,
Wie er die Glieder
9. An seinem wüsten Schiff erbauet,
Und wiederumb nach Vortheil schauet.
13. Denn lässet sich auch wohl ein feuchter Bruder finden,
Der mit dem Alicanth sich hertzlich will verbinden,
2. Und spricht,
Mein Licht.
6. Fleucht davon, gleich ein Tag
So kömpt ein andrer nach.
17. Dann legt er sein bewölktes Haupt, beschirmt von einer grünen Linden,
Und lauschet, wie die Streingen in dem klaren Bach sich artlich winden.
15. Der jauchzet, wenn das Spiel geregt, und die Trompeten klingen,
Weint Tethys gleich, so muß dennoch Achilles frölich singen.
12. Dem wächst das Hertze gleich, wenn je ein Waldgeschrey
Von Hunden wird erweckt, da macht er sich hin bey.
8. Was er daheim zu lieben pflegt,
Das bleibt auff andre Zeit verhägt.
10. Die Hindin ist sein Weib, ein junges Thier,
Daß ziehet er fast seinen Kindern für.
7. Nun dies, und das begünnen,
Bald dies, bald das ersinnen
6. Ist das, was den beliebt,
Ist das, was den betrübt.
14. Wenn mir auch nun der Wünsche-Gott zu wehlen was erlaubt,
So wünsch' ich, daß ein Epheu-Krantz mir kröne Haar und Haupt,
4. Bin ich alsdann,
Ein Götter Mann.
16. Wenn ich in meine Laute so, als kein gemeiner Dichter kan,
Mag spielen, was die Satyr-Schaar fängt mit den zarten Nymphen an.
3. In Wäldern,
Und Feldern.
11. Denn auch Euterpe selbst reicht mir die Pfeiffe
Und Clio schürtzt zugleich Pandurens Schweiffe,
4. So, wie sie pflegt,
Wenn Sappho schlägt.
9. Zehlst du mich zum Poeten-Orden,
Bin ich der Sterne Nachbar worden.

Ode II.

Trochaico-Mixta.

STROPHE.

8. Sollten gleich die Flocken-Trifften,
Die uns so viel Unglück stifften,
7. Sollte gleich der Hälmer Tod
Die betrübte Hagels-Noth,
12. Soll't o Blitzens-Gott, das wüste wilde Toben
Deiner Donnerkeile nunmehr sein gehoben,
4. Wär' uns dessen
Gnug gemessen.
16. Möchte doch wohl alles Wesen, was zu deinem Dienst sich bücket,
Wenn von Ganimedens Güssen alles alles wird berücket,
2. Zittern
Schüttern,
10. Und befürchten, die betrübten Zeiten
Kämen nunmehr wieder zu den Leuten,
9. Da die Pyrrha so erschrocken stand,
Als sie nirgendswo kein Land mehr fand,
17. Helfft ihr Götter, sprach sie, helfft, ach wenn hat man das wohl sonst gespüret,
Was ist das? daß Proteus sein Vieh all' auff unsre Berge führet?

5. Wer hat je geseh'n
Fisch' auff Zweigen stehn?
11. Zweigen, die den Venus-Vögeln sonst bekannt,
Ja den Gemsen selber schmeltzt das feiste Land.
8. Alles schwimmt,
Was sonst klimmt.
13. Unsre, sonst gelinde, Tyber gehet westwerts ein,
Daß es mit den schönsten Bäumen scheinet aus zu sein.
15. Willstu Rheens Kinder würgen, o du ungetreues Rom,
Spiel' ichs mit dir wieder so, spricht der treue Weiberstrom.
6. Denn, zu Hause kriegen,
Macht die Perser siegen.
13. Ach zerscheitre ihre Mauern, nicht dein eigen Haus,
Sonsten höhnen künfftig dich noch deine Kinder aus.

ANTISTROPHA.

8. Weil es nun dahin gerathen,
Wegen unsrer frechen Thaten,
7. Daß kein Gott es mit uns hält,
Daß sich Vesta grausamb stellt,
12. Ey, so wollstu, du Apollo unsrer Zeiten,
Deine Gnaden-Wolcken über uns außbreiten,
4. Uns versühnen
Dir zu dienen.
16. Oder, Erycina, komm' und zeig' uns lachend deine Wangen,
Wo des kleinen Liebesbuben Lust und aller Schertz anhangen,
2. Lindre,
Mindre.
10. Oder such' uns Vater Mavors wieder,
Uns, dein Fleisch und Blut, uns, deine Glieder,
9. Laß dir unser langes übelstehn
Endlich doch einmal zu Hertzen gehn.
17. Gnug des Balgens, gnug des Spiels, da lauter Tod und Blut zu spüren ist,
Kan bei dir wohl Kurtzweil' heißen, wenn daß Schwerd bald den, bald jenen frist,
5. Wenn ein Mohr ergrimmt,
Und vom Zorne glimmt.
11. Oder nimb des leichten Majen-Sohns Gestallt,
Du, an Jahren jung, und großen Thaten alt,
3. Räche fort
Cäsars Mord.
14. Eile langsam himmelwerts, von dem du bist entsprossen,
Eile nicht, bevor dein Volck recht völlig dein genossen.
15. Laß dir unser wüstes Leben nicht ein Sporn und Antrieb sein,
Daß du, vor den grauen Jahren, ziest bey deinen Sternen ein.
6. Laß der Meder Schaaren,
Erst noch recht erfahren,
13. Warumb man dich Landes-Vater und Augustus nennt,
Wie man deine Lorbeerreiser hin und wieder kennt.

Od. III.
Exemplum Trochaicorum remanentium.

11. Schiff, o werthes Schiff, dencke was du führest
Schütze deinen Schatz, daß du nicht verliehrest,
10. Dies mein ander Ich, den erwünschten Mann,
Maro, der es so, wie mein Föbus kan.
15. Schaff' ihn schadlos aus der Noth, der ihn nur ein Bret entziehet,
Bis die kluge Pallasburg ihn das Land betreten siehet.
12. Venus Licht auch wird dir selbst auffgestecket stehn,
Castor und das andre Kind wirstu gleichfalls sehn.
13. Alles beut sich deinem Dienst', auch der Winde-Meister,
Außer dem, der dich bedient, hemmt er alle Geister.
14. Dessen Hertz muß stählern sein, und von Marmor zugericht,
Welcher erst auff schlechtes Holtz satzte seine Zuversicht
8. Und zwischen Nord und stoltzen West,
Drauff Neptun gäntzlich sich verläst,
9. Wenn er jetzt seines Scepters können
Palmur'n will zu sehn vergönnen.
11. Was für Todes Art könnte hier doch steuren,
Der nur lachen will bei den Ungeheuren,
10. Wenn der Winde Gott gantze Felsen räumt,
Und der Donnerberg von den Wellen schäumt.
14. Unrath muß es gleichsamb sein, daß des allerklügsten Rath
Land und Aecker von dem Welt weislich abgesondert hat.
12. Nun wir Menschen wagens drauff, geht es gleich verspielt,
Seht nur, was der Feuerdieb Japhets Sohn erhielt.
13. Fieber, Pest, und Sterbens-Noth rufen uns mit Schaaren,
Morta kompt noch eins so schnell', als vorhin, gefahren.
14. Daedalus der wuste wohl, daß der Mensch kein Fittig-Thier,
Gleichwohl wie man fliegen soll, stellt er seinem Kinde für.
8. Plutons Reich must' Alcides sehn.
Und nichts kan unsrer Brust entgehn.
9. Unser Zwang will es ja nicht gönnen,
Daß die Wutz jemahls feiren können.

Od. IV.
Dactyl. gen.

11. Weichet ihr weißgrau behaareten Felder,
10. Räumet mir Floren die Ueberhand ein,
11. Entsceptert behände den Aeol, ihr Wälder,
10. Zephyr erbeut sich, Regente zu sein,
14. Kan man doch wieder den fliessenden Strömen vertrauen,
4. Laufft doch das Vieh,
14. Hurtig die weißgrau bethaueten Felder zu schauen,
4. Jenseit und hie.
13. Tityrn gelüstet nicht länger im Hause zu seyn.
5. Seht wie gelinde
Buhlen die Winde,
13. Treiben mit Sausen und Brausen das Reifwetter ein,
7. Venus tritt selbst jetzt mit auff,
Locket die Nymphen zuhauff.
8. Ehe noch Cynthia blicket,
Gehen sie tantzend verstricket.
11. Venus mag lieber mit Charis spatzieren,
10. Lieber als ihren beräucherten Mann
11. Hören im Aetna den Hammertackt führen.
10. Was gehet Venus sein Schmiedewerck an?
14. Kinderchen spricht sie, brecht ab meine schönesten Myrten,
4. Kräntzet euch fein.
14. Kommet und opffert, ihr Faunus Gesellen, ihr Hirten,
4. Lamm oder Schwein.
14. Dencket, wie schleunig, wie schleunig euch Clotho bestricket,
5. Nichts wird verschonet,
Ob man gleich wohnet,
14. Da, wo man lauter Rubinen und Purpur erblicket.
7. Ist dieses Kurtze denn aus,
Kompt ihr zu Pluto ins Hauß,
8. Da ist gar übel, zu spielen,
Uebel auff Lyciden zielen.

Od. V.
Gen. Anapaest.

12. Ach, junger Geselle, du zartes Gemühte,
11. Du Rosengemählde, du wächsernes Bild,
12. Erlerne doch, wie man vor Pyrrha sich hüte,
11. Bedenke, wie theuer das Lieben dir gilt.
15. O meide den schädlichen Balsam, die kostbaren Salben,
5. Die Saba uns schickt.
15. Wenn Pyrrha sich einfältig zieret und schmücket deshalben,
5. Daß du seyst bestrickt,
14. So traue nicht solcher vergifteten trüglichen Zier.
6. Du wirst es beschmertzen
6. Verfluchen die Kertzen,
14. Da Pyrrha die Gluten und Flammen mitschaffet in dir,
8. Recht, wie es dem Schiffenden geht,
8. Der mitten im Ungemach steht,
9. Dem etwa der Himmel vor diesen
9. Sich günstig und freundlich erwiesen.
12. Hier hast du den Schälckin, dort hast du auch einen,
11. Der deiner so listigen Trieglichkeit traut,
12. Denn, nichts als nur Einfalt dein Wesen kan meinen,
11. Der trauet dir, die er doch selber nicht schaut,
15. Dem spielet mit Golde, was blincket und scheinet,
5. Und liebet den Klang,
5. Syrenen Gesang.
15. Der alles, was lieblich nur schallet, auch nützlich vermeinet.
14. O übel betrogen, und tausendmahl übler verführt,
6. Den du mit den Pfeilen,
6. Kanst tückisch ereilen.
14. Ich selber bin weyland von solchem Geschosse gerührt,
8. Nun borg' ich es keinem nicht mehr,
8. (Den Göttern sei Opfer und Ehr!)
9. Daß mich dieses Unglücks Wellen
9. Nicht zun Parcen könnten gesellen.

Od. VI.
Exempel der Heldenart.

Agrippa, der sein Schwerd noch niemahls hat gezücket,
Daß nicht der Feinde Volck bei Hauffen zugeschicket
Dem, der zu Pluto führt, laß Varius den Mann
Der, wie Homerus selbst, so trefflich schreiben kan,
Laß Varium, der, gleich wie Pegasus, kan fliegen,
Den übermachten Ruhm, das Land- und Wasser-siegen,
Und was sonst deine Faust, und starker Arm zerbrach,
Erheben bis zum Mond, und an der Sternen Dach.
Mir ist ein solches Werk ja viel zu hoch gelegen,
Kein so beregter Geist, kein so belebter Regen,
Führt meinen Grieffel an, drumb wag ichs nicht zuweit,
Zu schreiben, wie der Held Achilles kam in Streit,
Einst mit Atreens Sohn, da er wie Aetna brannte,
Und in des Zornes Glut sich gleichsamb selbst nicht kannte,
Zu schreiben, wie Ulyß, dem Hertz und Zunge nicht
Die gleiche Wage hält, die Wasserwogen bricht
Mit einem leichten Kahn, wie Pelops Haußgenossen
Den Mord und Würgegifft auff ihr Geschlecht gegossen.
Ich bin mir wohl bewust, was meine Leyer kan.
Drumb stimm' ich nicht zu hoch auff ihren Seiten an,
Daß sie auff Caesars Lob, und dich, Agrippa, kommen,
So hat die Schreibesucht mich noch nicht eingenommen.
Ich nehm' es mir nicht vor, zu sehen, wie ein Held,
Auff den die gantze Macht der Pfeile niederfällt,
Sich schützet in dem Stahl, der jedem eins versetzet,
Den nie kein Diamant, wie hart er auch, verletzet.
Laß leben wer da kan, wie Merion sich hielt,
Als jeder auff ihn zu bei Troja tapfer spielt',
Und redlich umb sich schlug, und wie Tydides Waffen,
So Pallas selbst geschnitzt, dem Feind ein schlechtes Schlaffen
Und wenig Rast gegönnt. Hat aber jemand Lust,
Zu lesen, was man schreibt von einer schönen Brust,
Und was zur Tafel dient, und was ein Spiel ergötzet,
Und wie das Nympffen Volck erzürnt die Nägel wetzet,
Imfall es kriegens gilt etwan umb einen Kuß,
Und wie es sich alsdenn so ungern wehren muß,
Das lehrt mich meine Ruh', und meine stillen Tage,
Und meine liebe Lust, daß ist, davon ich sage,
Worvon ich singen muß. Ist lieben mir gemein,
Darff doch nicht alles noch von mir gefreyet sein.

Od. VII.
Exempl. Elegiae.

Ein and'rer will Rhodis und Mitylene loben,
Der ziehet Corinthus und Ephesus vor.
Macht Bachus Theben groß, sind Delphi hoch erhoben,
Thessalien führet die Tempe empor.
Ist jemand drauff bedacht, die keuschen Pallas-Hütten
Zu leiten bis über der Sterne Gezelt,
Nimmt einen Oelbaum-Krantz an Blättern wohl beschnitten,
Ist jemand, der Juno zu Diensten sich stellt,
Und nennt ihr Argos reich, das lauter Pferde zeuget,
Und schätzet Mycenen das Beste zu sein,
So nimmt mir Sparta nicht, das wohl den Bogen beuget,
So nimmt mir Larissa die Sinnen nicht ein,
Als wie Albunens Wald der allerschönsten Nymphen,
Da Anio fleußt bei der Tybur hinab,
Da kan des Obstes Frucht die Tempe selbst beschimpfen,
Da rauschen die Bäche mit sittigem Trab.
Der Südwind, der sonst netzt, heist hier die Wolcken weichen,
Da lachet des Himmels erfreulicher Blick.
Da muß ein Regen-Guß nicht stets das Land durchstreichen.
Ach Plancus, das zielet auff menschliches Glück.
Die Klugheit, die bei dir das Steuer-Ruder lencket,
Die ladet dich selber zur Lustigkeit ein,
Wenn man beym Traubensafft auff nichts als Freude dencket,
Und lässet die Vögel bemühet nur seyn.
Du must denn gleich darauff zum vollen Treffen gehen
Es sei denn, daß Tiburis Schatten dich hält.
So macht es Teucer auch, der rücklings muste sehen
Sein väterlich Erbtheil und Salamins Feld.
Er nam den Pappelkrantz, in Regen-Thau genetzet,
Sprach, werthe Gesellen, was trauern wir viel?
Hat uns das leichte Glück aus unserm Raum versetzet,
So gehet auch wieder das günstige Spiel.
Wir traten ihm nur nach, wohin es immer leitet,
Gedencket, wie freudig geht Teucer voran.
Uns hat ein Salamin schon wieder zubereitet
Apollo, der lügen und triegen nicht kan.
So seyd nur, was ihr seyd, seyd Männer in dem Hertzen,
Uns hat wohl vor diesem ein Härters gedrückt.
Das süsse Kelterblut das steuert allen Schmertzen.
Auff Morgen seyd wieder zu schiffen geschickt.

Exemplum der gemeinen Art
ex Od. VIII.

O Lydia, der Jugend Fall und Stricke,
Ich bitte dich, sag' an, was sinds für Tücke,
Was ist für Gifft, das Sybaris so liebt,
Und sich umb dich der eitlen Lust ergiebt?
Wie kömmt es doch, daß er den Platz so meidet,
Der manchem sonst den Lorbeerkrantz bescheidet?
Er fliehet, wo die Sonne Staub erweckt,
Wie kömmt es, daß er sich davor versteckt?
Was hält ihn ab, daß er sich nicht begiebet
In Mavors Pflicht, den unsre Jugend liebet?
Giebt Frankreich sonst im Reiten Unterricht,'
Das schlägt er hin, das kümmert ihn gantz nicht.
Der sanfften Flut, die unsre Tibur führet,
Vergoldten Sand den hat er nie berühret,
Er meidet ihn als Phlegetons Gestad',
Allwo der Tod allein zu laden hat.
Wenn and're sich mit glattem Oele schmieren,
Im Ringen sich geschickter auff zu führen,
So meidet er es, als ein solches Gifft,
Das Hydra selbst aus ihren Adern triefft.
Man höret ihn auch nicht, wie and're, klagen,
Daß er sich wund am Küriß hat getragen,
Wo bleibet jetzt die viel berühmbte Krafft,
Die ihm den Sieg zum öfftern hat verschafft?
Da steckt er nun verändert und verlohren,
So wie der Held, von Tethys selbst gebohren,
Der manches Blut vor Troja eingesenkt,
Der bleibet nun von Damen eingeschränckt.
Ein Weiberkleid bedeckte seine Thaten,
Er möchte sonst in Unglück sein gerathen,
Der Phrygier befand sich wohl darbey,
Und blieb zugleich vom Tod' und Würgen frey.

Exemplum eines Sonnets
ex Od. IX.

Indem du jetzt das Feld, o Thaliarche, siehest,
Mit weissem Reiff' umbhüllt, so, daß der Wald sich lenckt
Und wie der dicke Frost die starken Fluten schränckt,
So höre meinen Rath, daß du dich nur bemühest,
Wie du das Holtz zur Glut und lichten Flamme ziehest,
Zapf' an ein altes Faß, die Sorg' auff Gott gesenckt.
Das Land wird ja nicht stets vom Aeolo gekränckt.
Laß heute heute seyn, damit du klüglich fliehest,
Was morgen schaden kan. Nimm deiner Zeit Gewinn,
Und schicke traurig seyn zum krummen Alter hin,
Treib deine Ritterspiel' und dein verliebtes Singen,
Dein Schertzen mit der Schaar die gerne sich versteckt,
Und mit dem lachen bald sich wiederumb entdeckt,
Das darumb widerstrebt, daß man es soll bezwingen.

Exemplum ex Od. X.
Der Sechsversigten, darinnen gleichsamb die Quatrains oder Vierverse begrieffen.

1.

Mercur, du Majen-Sohn, durch dessen Trieb vor diesen
Die unbelebte Welt, so gleichsamb viehisch war,
Auf einen bessern Schlag, und auff ein besser Haar,
Nachdem du ihr die Kunst, beredt zu seyn, gewiesen,
Gerathen, und gewandt, als wäre sie gestellt
Auff einen Tummelplatz und wo man Schul-Recht hält.

2.

Dich, Donner-Vaters Kind, nehm ich mir vor zu singen,
Dich, schnelle Götter-Post, durch dessen schlaue Hand,
Die Leyer und was klingt den Dichtern ist bekannt,
Und wie man artig soll von seiner Stelle bringen,
Was and're hingelegt, daß kanstu allzugut,
Du weist es meisterlich, wie man es treiben thut.

3.

Apollo lachte selbst, wie du sein Vieh gestohlen
Verstellet in ein Kind, als er dich so erschreckt.
Durch dich blieb Priamus für Feindes-List versteckt.

Du kannst durch deinen Stab die frommen Seelen holen,
Ins schwartze Minos-Reich, du dienest beider Macht,
Drumb nimmt der Himmel dich und Pluto selbst in acht.

Exemplum ex Od. XI.
Der Achtzeiligen.

Leuconoe entstehe doch zu fragen,
(Der Himmel selbst entsetzet sich dafür)
Wie Clotho dir die Heimfart anzusagen,
Nun klopfen wird an deine Hertzens Thür.
Du meinst, die Noth sei leichter zu ertragen,
Die man gewust. Ach nein! Ach lebe dir,
Weil noch die Zeit das Leben dir will gönnen.
Sie weicht und fleucht eh' wir als mercken können.

Exemplum Echus ex Od. XII.

Clio, du Seele der gelehrten Seelen,
Was soll mein Spiel für einen Held erwehlen,
Wem soll zu Ehren Echo auch erschallen,
Wem solls gefallen? E. Allen.

Soll ichs dem Pindus oder Hemus lehren?
Soll es der Schatten in den Wäldern hören?
Da gleichsamb Orpheus die verliebten Rinden
Pflag zu verbinden. E. In den.

Da Orpheus spielte, daß die Ströme stunden,
Die Winde schliessen, gleich als wie gebunden,
Der Baume Locken, die zum Himmel reichen,
Musten da weichen. E. Eichen.

Soll ich dich Vater aller Götter singen,
Und deine Thaten über alle bringen.
Du Vater, kannst ja auch die Welt verkehren,
Dein Lob vermehren. E. Ehren.

Du bist der Gröste, wirst es auch wohl bleiben.
Kan deinen Willen einer hintertreiben?
Ist jemand nächst dir, ist, wie ich vermeine,
Pallas alleine. E. Eine.

Bachus hört gerne von Scharmützeln sagen,
Diana freut' sich, wenn sie nur kan jagen,
Phöbi sein Bogen mag auch nicht verweilen.
Seht ihn mit Pfeilen. E. Eilen.

Seht auff Alciden, und der Leden Kinder,
Wie Castor reitet, Pollux auch nicht minder.
Läst seinen Feinden, von den tapffern Keulen,
Schreckliche Beulen, E. Heulen.

Wenn sie, die Sterne, durch das Blaue blincken,
Den Schiffern freundlich von dem Himmel wincken,
Starren die Winde, und der Fluten prangen
Bleibet gefangen, E. hangen.

Romulus, soll ich auch von dir was schreiben?
Tarquin und Numa zu den Sternen treiben?
Wodurch will Cato sich dem Pluto weisen?
Soll ich es preisen? E. Eisen.

Regulus, Scaurus, ihr berühmbten Seelen,
Kan jemand billig euren Ruhm verhelen?
Paulus und Faber, wie man euch soll loben,
Stehet erhoben, E. oben.

Curius kann zwar nicht von Reichthumb sagen,
Auch hat Camillus diese Last getragen,
Jedoch zu fechten waren sie gerathen,
Brave Soldaten. E. Aten i. e. noxii hostibus ab Ate, Dea noxae.

Marcellus grünet gleich den Palmen-Zweigen,
Ihn kan kein Unfall zu der Erde beugen.
Cäsaris Funcke, wie der Sterne Ballen,
Muß ja gefallen E. Allen.

Vater der Götter, von Saturn gebohren,
Du bist vom Himmel ja darzu erkohren,
Daß du dem Cäsar seine Gebiete mehrest.
Böses verkehrest, E. ehrest.

Hat er die Parther nicht also bezwungen,
Wieder die Serer ists ihm auch gelungen,
Indien wo bleibts mit dim überwinden,
Wo soll mans finden? E. Hinten.

Jupiter, gönn' ihm, neben dir zu sitzen,
Er kan, wie du, auch aus den Wolcken blitzen.
Er weiß den Sündern ihre Lust zu brechen,
Straffen die Frechen, E. rächen.

Exempel der vierzeiligen Ringelreime aus der XIII. Od.

1.
O Lydia, mein Licht, ich weiß mich kaum zu halten,
Die Galle stößt mir auff, die Zierde will veralten,
Die Wärme, die mir sonst fast niemals nicht gebricht,
Die weichet gantz von mir, o Lydia, mein Licht.

2.
Ich bin nicht mehr bey mir, sich, wie die Thränen fliessen,
Die, wieder meinen Sinn, sich durch die Wangen giessen,
Mein Lebensfeuer ist gar nirgends, als bei dir,
Vor Liebe brenne ich, und bin nicht mehr bey mir.

3.
Ach, dieses drücket mich, daß Telephus muß heissen
Dein allerschönstes Kind. Dich muß er zu sich reissen,
Sein Mund ist rosenroht (so dünket Lyda dich)
Die Arme wie der Schnee. Ach dieses drücket mich.

4.
Fürwahr es läufft wohl aus, es wird nicht immer gelten,
Wenn er, vom Wein erhitzt, dich hebet an zu schelten.
So mancher tiefer Kuß, so mancher Liebes-Strauß
Und was sonst mehr darbey, fürwahr es läufft wohl aus.

5.
Ich lob' und liebe das, was auff Bestand gegründet,
Wenn sich ein liebes Paar recht hertzlich so verbindet,
Daß nie kein Mißverstand, daß nie kein Abschieds-Riß
Im Leben sie zertrennt, ich lob' und liebe dirs.

Exempel der Wiederkehr aus der XIV. Od.

1.
O du sonst kluges Schiff, wie läst du dich jetzt bringen,
Und durch der Fluten Macht so weit vom Ufer dringen,
Ach sieh auf deine Schantz', ob nicht vor allen Dingen,
Im Hafen einzugehn, dir möge noch gelingen.

2.
Die Ruder können ja dich nunmehr nicht bezwingen,
Indem bald Nord, bald Ost umb deinen Mastbaum singen,
Ja alle Plancken straks von ihren Stürmen klingen,
Und da die Segel fast in tausend Stücke springen.

3.
Ach ja, es ist also, dir Armen beyzuspringen,
Ja fast kein Gott daheim', es will ja gar nicht klingen,
Daß du von deiner Macht willst pralen, rühmen, singen,
Wie du o Dannenbaum die Wellen könnest zwingen.

4.
O Schiff, du merckst es wohl, es könne nicht gelingen,
Imfall du fechten sollst mit außgemahlten Dingen.
Es muß hier Mannschafft sein, drumb laß dich ja nicht bringen
Auffs hohe Meer, noch auff die steilen Klippen dringen.

Exempel der Wiedertritte aus der XV. Od.

1.
Der Wasser-Gott sah' einst den Paris eilen,
Durch seine Flut, sich mit der Braut zu heilen.
Sprach bei sich selbst, der meinet sich zu heilen,
Er schlägt sich wund mit seinem Raub' und Eilen.

2.
Halt ein du Nord, damit er deutlich höre,
Wie sehr er sich mit dieser Fahrt bethöre,
Was nützt es denn, daß man sich so bethöre,
Und keinen Gott, und keinen Menschen höre?

3.
Du führest zwar die Braut mit dir zu Hause,
Doch hüte dich, daß nicht mit grossem Brause
Ihr Menelaus, daß nicht mit grossem Brause
Der Griechen Macht sie wiederbringt nach Hause.

4.
Die werden dir die Hochzeit so verstören,
Daß man nachdem wird Troja krachen hören.
Wie wird es gehn, wenn man den Feind wird hören,
Den Feind, der dich zu Grunde wird verstören.

5.
Da wird es denn recht an ein Würgen gehen,
Wenn Pallas läßt den Schlangen-Schild nur sehen.
Wenn sie den Pusch läßt auff dem Helme sehen,
Und schon die Hängst' in vollem Trabe gehen.

6.
Du wirst wohl auff die Venus dich verlassen,
Dich üben nur, die Zöpfe recht zu fassen.
Ach lasse nur die Nymphen solche fassen.
Dein Saitenspiel bleibt denn auch wohl verlassen.

7.
Das Venuswerck, bey frembden Weibern schlaffen,
Kan dir alsdenn kein sicher Wesen schaffen.
Was Ajax führt, wird dir ein anders schaffen,
Er wird gewiß zu deiner Noth nicht schlaffen.

8.
Daß krause Haar wird er dir so bestrauben,
Ulyssens Blitzen kanstu nimmer glauben.
Doch, wirst und must es dann wohl glauben.
Wenn Nestor wird mit seinem Hengste strauben.

9.
Wenn Stenelaus nicht wird zu Hause bleiben,
Der artig weiß den Wagen fort zu treiben.
Der Nereon wird dich auff Hoffrecht treiben,
Tydides läßt dich auch nicht ruhig bleiben.

10.
So wirstu dann, so wie die scheuen Hinden,
Gar keines Orts dich männlich lassen finden.
Denn wenn der Wolff sich blickend lässet finden,
Wo bleiben denn die fast-erstarrten Hinden.

11.
Achilles zwar wird was zurücke bleiben,
Da kannst du denn die Lust ein Weilgen treiben.
Doch wird die Zeit den Kitzel dir vertreiben,
Wenn Troja raucht, das wird nicht aussen bleiben.

Exempel einer Pindarischen Ode aus der XVI. Od.

Satz oder Strophe.

Phyllis die von schöner Art,
Schöner, als sonst alle Schönen,
Die so hoch gehalten ward,
Daß sie kan die Mutter hönen,
Die doch so wohl gestallt,
Daß der gantze Wald
Mehr auff sie, als die, gesehen,
Die mit Phöbo jagen gehen.
Ich bin schwartz bei dir geschrieben,
Weil ich vormals Schimpf getrieben,
Dich in Versen auffgezogen,
Und dich so zum Zorn bewogen.
Schaffe sie nur ab,
Laß sie zu Pulver brennen.
Sencke sie ins Grab,
Daß wir Hellespontum nennen.

Mich hat der blinde Zorn zu solchem Thun verleitet,
Der machet, daß der Witz aus seinen Schranken schreitet.

Kein Gott hat nie so entzündet,
Auch die Dindymene nicht.
Ob man sich zwar blind befindet,
Wenn uns Phöbus selbst zuspricht,
Ob uns Bachus schon bethöret,
Ob man, wenn man trummeln höret
Von der Corybanten Hand,
Wird von allem Witz entwand,
Kan doch Zorn ein mehres stifften,
Und uns durch und durch vergifften.

Gegensatz, Antistrophe.

Zorn der schadet mannichmahl,
Mannichmal hat Zorn verletzet.
Kein mit Fleiß geschliffner Stahl,
Hätt' ihn Mars auch selbst gewetzet,
Bricht uns so viel ab,
Stürtzet in das Grab,
Als ein Funcken unsrer Sinnen
Unserm Thun kan abgewinnen,
Nicht die wiederholten Wellen,
Die umb Scylla grausamb bellen,
Nicht die schwefelblauen Flammen
Die Vulcanus scharrt zusammen.
Auch der Donner-Gott
Wird mit seinen Riesen-Keulen.
Gleichsamb nur zu Spott.
Zorn kan uns viel eh' ereilen.

Prometheus, wie er uns aus Thone hat geschaffen,
Hat fast von jeder Art, von Wölffen, Hunden, Affen

Ja auch von dem Leuen-Magen
Unserm etwas zugesetzt.
Dürffen also gar nicht fragen,
Was uns Menschen so verhetzt.
Auch Thyestes ward verblendet,
Indem er den Bruder schändet,
Ach, wie manche Stadt und Land
Ist durch Rachgier umbgewandt,
Wo die hohen Mauren stunden,
Hat man Pflug und Mist gefunden,

Nachsatz, Epodos.

Drumb, Schönste, stille itzt,
Weil die Jugend mich erhitzt,
Jugend die nicht weiß,
Was der Tugend Preiß.
Hab' ich was zu viel geschrieben,
Und das Spiel zu hoch getrieben,

Ey, so bin ich jetzt bereit, meine böse Sitten
Zu verfluchen, und, mein Licht, auch dir abzubitten,
Sey du nur nicht wieder den, der die Sünd erkennt,
Seelig bin ich, wenn mein Schatz ihren Freund mich nennt.

Exempel einer Sechstinne aus der XVII. Od.

1.
Faunus lässet seinen Wald,
Und vergisset seiner Hirten,
Die ihm doch so manchen Tag
Liebes-Lieder vorgebracht,
Läßt sich meines Höfgens Zier
Mehr als jenes kostbar seyn.

2.
Ich will selbst der Hüter seyn
Meiner Ziegen, wenn der Wald
Brennet, und die andren Hirten
Wünschen einen kühlen Tag,
Keines hat er mir verbracht,
Faunus, meiner Heerde Zier.

3.
Er giebt selbst den Blumen Zier
Und mein Vieh kann sicher seyn,
Böck' und alles geht im Wald'
Ohne Auffsicht, ohne Hirten,
Keine Schlange hat bei Tag',
Auch kein Wolff was umbgebracht.

4.
Das hat mir die Kunst gebracht,
Und der hellen Saiten Zier
Soll't ich denn nicht gastfrey sein!
Götter schützen meinen Wald.
Kommet, meine lieben Hirten,
Spielt bey mir den gantzen Tag.

5.
Komm' auch, meiner Seele Tag,
Tyndaris, dir sey gebracht
Jetzt der schönsten Trauben Zier.
Umb uns soll kein streiten seyn,
Stört dem Cyrus gleich den Wald,
Und sonst alle Lust der Hirten.

6.
Nimm die Krohne, Licht der Hirten,
Sei nur fröhlich diesen Tag,
Trauren sei gantz abgebracht.
Cyrus soll der Kräntze Zier
Heute traun nicht Meister seyn,
Kost' es gleich den halben Wald.



Karl Philipp Moritz.

Dieser durch das Unstete seiner Neigungen und durch mancherlei Sonderbarkeiten eben so sehr, als durch seine Schriften ausgezeichnete Mann, ward am 15. September 1757 von armen Eltern zu Hameln geboren und von ihnen für das Hutmacher-Handwerk bestimmt. Allein sein unruhiger Geist trieb ihn aus diesem Kreise bürgerlicher Thätigkeit und drängte ihn nach langem Umherirren nach Wittenberg, wo er durch Unterstützungen 2 Jahre höchst unregelmäßig dem Studium der Philosophie und Theologie sich ergab. Nach kurzem Verweilen als Lehrer am Pädagogium in Dessau und mehreren mißglückten Versuchen, in Berlin eine Pfarre zu erhalten, verschafften Teller und Büsching dem von Mangel und Verzweiflung Gepeinigten eine Lehrstelle am grauen Kloster in Berlin, welche er jedoch durch eine aus einem Spaziergange entstandene Reise nach England 1782 wieder aufgab. Bei seiner Rückkehr erhielt er 1784 eine außerordentliche Professur der schönen Wissenschaften am berlinisch-kölnischen Gymnasium und nahm eine Zeitlang an der Redaction der Vossischen Zeitung Theil, bis der ihm unerträgliche Zwang der dabei nöthigen Ordnung ihn nach der Schweiz führte, von wo zurückgekehrt eine schwärmerische Liebe zu einer verheiratheten Frau ihn dem Wahnsinn nahe brachte. Aus diesem Zustande riß ihn 1786 eine Reise nach Italien, während welcher Göthe's Bekanntschaft ihn mit dem Herzog Karl August in Verbindung brachte, auf dessen Verwendung er Mitglied der berliner Akademie der Wissenschaften wurde, und dann, als er wieder in Berlin angekommen war, die Professur der Alterthumskunde und der Theorie der schönen Wissenschaften an der dasigen Akademie der bildenden Künste erhielt und mit dem Titel eines Hofraths beehrt ward. Er starb daselbst am 26. Juni 1793.

Unter dem Namen Anton Reiser schrieb er:

Sechs deutsche Gedichte. Berlin 1780; 2 Aufl. Ebendas. 1781, 8.
Blunt, oder der Gast. Schauspiel. Ebendas. 1781, 8.
Deutsche Sprachlehre. Ebendas. 1782; 3. Ausg. 1794.
Magazin für die Erfahrungsseelenkunde. Ebendas. 1783—1793, 10 Thle.
Reisen eines Deutschen in England. Ebendas. 1783, 8; 2 Aufl. 1785, mit 1 Titelkupfer.
Anton Reiser. Ebendas. 1785—90, 4 Thle., 8.; 5. Thl. von K. F. Klischnig 1794, 8.
Andreas Hartknopf. Ebendas. 1786, 8.
Versuch einer Prosodie. Ebendas. 1786; 4. Aufl. 1815.
Denkwürdigkeiten. Ebendas. 1786—88, 4 St. 8.
Fragmente aus dem Tagebuche eines Geistersehers. Berlin 1787, 8.
Mythologie. Ebendas. 1790.
Hartknopfs Predigerjahre. Ebendas. 1790, 8.
Reisen eines Deutschen in Italien. Ebendas. 1792—93, 3 Thle., 8. mit Kupf.
Vorlesungen über den Styl. Ebendas. 1793–94, 2 Thle.
Vorbegriffe zu einer Theorie der Ornamente. Ebendas. 1793, 8., mit Kupf.
Die neue Cäcilie. Ebendas. 1794, 8.
Launen und Phantasien. Herausgegeben von K. F. Klischnig. Ebendas. 1786, 8.

Ein sehr richtiges Urtheil über Moritz, der während seines Lebens eben so oft überschätzt als ungerecht herabgewürdigt ist, wurde gleich nach seinem Tode in der Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften Bd. 55, St. 1, S. 21 flgde. über ihn gefällt, das folgendermaßen lautete: — Moritzens früher Tod hat der deutschen Literatur manche schätzbare Bereicherung entzogen, die sie bei einem längern Leben von seiner rastlosen Thätigkeit gewiß noch erhalten hätte. Ein sorgfältig ausgearbeitetes, ganz vollendetes Werk war zwar schwerlich je von ihm zu erwarten; hiezu hatte ihm nicht allein die Natur manche durchaus nöthige Eigenschaft versagt, auch die Art und Weise, wie er sich größtentheils selbst ausbilden mußte, legte ihm hiebei die größten Hindernisse in den Weg. In seinem wissenschaftlichen Unterrichte war manches wesentliche Stück versäumt worden, was er in der Folge nie nachholen mochte. Seine gelehrten Kenntnisse waren nur dürftig und seicht, desto stärker und lebhafter aber seine Phantasie, der er nur allzuoft die Zügel völlig überließ und die ihn nicht selten zu sehr abentheuerlichen und grillenhaften Ideen und Behauptungen verleitete. Bei Allem dem kann ihm doch auch die strengste Kritik das Lob eines originellen, scharfsinnigen und selbstdenkenden Kopfes nicht ohne Ungerechtigkeit streitig machen. Daß er dies wirklich war, davon liefern fast alle seine Schriften ungeachtet der großen Eile und Sorglosigkeit, mit welcher er sie auf das Papier warf, die unzweideutigsten Beweise. Der Werth derselben beruht zwar größtentheils nur auf einzelnen, neuen, glücklichen Bemerkungen und hellen Blicken; diese sind aber zahlreich genug, ihrem Urheber unter den vorzüglicheren Köpfen Deutschlands (wenn gleich nicht unter seinen musterhaften Schriftstellern) eine ehrenvolle Stelle zu sichern. —

Fügen wir noch hinzu, daß M's Autobiographie in Romanform, Anton Reiser, nicht sowohl wegen der darin dargestellten Begebenheiten, als wegen der feinen psychologischen Zeichnung der Charaktere eine der interessantesten Erscheinungen für den Beobachter innerer Seelenzustände ist. —

Das Parlament*).

Bald hätte ich vergessen, Ihnen zu sagen, daß ich schon im Parlament gewesen bin, und doch ist dieß das Wichtigste. Und wenn ich in England auch sonst nichts als dieß gesehen hätte, so würde ich mich für meine Reise schon hinlänglich belohnt halten.

So wenig ich mich auch sonst um die politische Welt bekümmert habe, weil es bei uns wirklich nicht der Mühe werth ist, war ich doch sehr begierig, einer Parlamentssitzung mit beizuwohnen, und dieser Wunsch wurde mir sehr bald gewährt.

An einem Nachmittage um drei Uhr, wo gemeiniglich die Sitzung anhebt, erkundigte ich mich nach Westminsterhall, und wurde von einem Engländer sehr höflich zurechtgewiesen, wie denn dieß überhaupt geschieht, man mag fragen, wen man wolle, so daß man sich, wenn man nur einigermaßen der Sprache mächtig ist, mit leichter Mühe durch ganz London finden kann.

Westminsterhall ist ein ungeheures gothisches Gebäude, dessen Gewölbe nicht von Pfeilern unterstützt wird; statt deren sind aber an beiden Seiten des Gewölbes große und unförmliche aus Holz geschnittene Engelsköpfe angebracht, die dasselbe zu tragen scheinen.

Wenn man durch diese lange Halle geht, so steigt man am Ende ein Paar Stufen hinauf, und kömmt zur linken Seite durch einen dunkeln Gang ins Haus der Gemeinen, das unten eine große doppelte Thür hat, und auf einer kleinen Treppe kömmt man zu der Gallerie für die Zuschauer.

Als ich das erstemal diese Treppe hinaufging, und an das Geländer kam, sah ich hier einen sehr feinen Mann in einem schwarzen Kleide stehen, den ich fragte, ob ich auf die Gallerie kommen dürfe? Er antwortete mir, ich müsse von einem Parlamentsgliede heraufgebracht werden, sonst könne es nicht geschehen. Da ich nun nicht die Ehre hatte, ein Parlamentsglied zu kennen, und also mißvergnügt wieder die Treppe hinunter ging, hörte ich mir etwas von bottle of wine nachschallen, das ich mir schlechterdings nicht erklären konnte, bis ich zu Hause kam, und von meiner Wirthin hörte, ich hätte dem feingekleideten Manne eine halbe Krone oder zwei Schillinge zu einer

*) Aus Moritz' Reisen eines Deutschen in England.

Bouteille Wein in die Hand drücken sollen. Dieß that ich den folgenden Tag, wo mir derselbe Mann, der mich vorher abgewiesen hatte, nachdem ich ihm nur zwei Schillinge in die Hand gedrückt, sehr höflich die Thür öffnete, und mir selber einen Platz auf der Gallerie anwieß.

Und nun sah ich also zum erstenmale in einem ziemlich unansehnlichen Gebäude, das einer Kapelle sehr ähnlich sieht, die ganze englische Nation in ihren Repräsentanten versammelt; der Sprecher, ein ältlicher Mann, mit einer ungeheuren Allongenperrücke, in einem schwarzen Mantel, den Hut auf dem Kopfe, mir gerade gegenüber auf einem erhabenen Stuhle, der mit einer kleinen Kanzel viel Aehnlichkeit hat, nur daß vorn das Pulpet daran fehlt; vor diesem Stuhle ein Tisch, der wie ein Altar aussieht, vor welchem wiederum zwei Männer, welche Clerks heißen, schwarz gekleidet und in schwarzen Mänteln sitzen, und auf welchem neben den pergamentnen Acten ein großer vergoldeter Scepter liegt, der allemal weggenommen und in ein Behältniß unter den Tisch gelegt wied, sobald der Sprecher von seinem Stuhle herabsteigt, welches geschieht, so oft sich das Haus in eine sogenannte Committee oder bloße Untersuchung verwandelt, während welcher er seine Würde als gesetzgebende Macht gewissermaßen ablegt. Sobald dieß vorbei ist, sagt Jemand zu dem Sprecher: nun könnt ihr euch wieder hinsetzen! und sobald der Sprecher seinen Stuhl besteigt, wird auch der Scepter wieder vor ihm auf den Tisch gelegt.

An den Seiten des Hauses rund umher unter der Gallerie sind die Bänke für die Parlamentsglieder, mit grünem Tuch ausgeschlagen, immer eine höher als die andre, wie unsre Chöre in den Kirchen, damit derjenige, welcher redet, immer über die vor ihm Sitzenden wegsehen kann. Eben so sind auch die Bänke auf der Gallerie. Die Parlamentsglieder behalten ihre Hüte auf, aber die Zuschauer auf der Gallerie sind unbedeckt.

Die Parlamentsglieder im Unterhause haben nichts Unterscheidendes in ihrer Kleidung; sie kommen im Ueberrock und mit Stiefeln und Sporen herein. Es ist nichts Ungewöhnliches, ein Parlamentsglied auf einer von den Bänken ausgestreckt liegen zu sehen, indeß die andern debattiren. Einige knacken Nüsse, andre essen Apfelsinen, oder was sonst die Jahreszeit mit sich bringt. Das Ein- und Ausgehen dauert fast beständig, und so oft Jemand hinausgehen will, stellt er sich erst vor den Sprecher und macht ihm seinen Reverenz, gleichsam als ob er ihn, wie ein Schulknabe seinen Präceptor, um Erlaubniß bittet.

Das Reden geschieht ohne alle Feierlichkeit: einer steht bloß von seinem Sitze auf, nimmt seinen Hut ab, wendet sich gegen den Sprecher, an den alle Reden geeichtet sind, behält Hut und Stock in einer Hand und mit der andern macht er seine Gesten.

Redet einer schlecht, oder hat das, was er sagt, für die meisten nicht Interesse genug, so ist oft ein solches Lärmen und Gelächter, daß der Redende kaum sein eignes Wort hören kann, welches für diesen eine sehr ängstliche Lage sein muß; und dann hat es sehr viel Komisches, wenn der Sprecher auf seinem Stuhle, wie ein Präceptor zu wiederholten Malen Ordnung gebietet, indem er ausruft: to Order, to Order! ohne das eben viel darauf geachtet wird.

Sobald hingegen einer gut und zweckmäßig redet, so herrscht die äußerste Stille, und Einer nach dem Andern giebt seinen Beifall dadurch zu erkennen, daß er hear him! (hört ihn!) ruft, welches denn freilich oft vom ganzen Hause auf einmal geschiehet, und auf die Weise ein solches Geräusch verursacht, daß der Redende wiederum durch eben dieses hear him! oft unterbrochen wird. Demungeachtet ist dieser Zuruf immer eine große Aufmunterung, und ich habe oft bemerkt, daß einer, der mit einiger Furchtsamkeit oder Kälte zu reden anfängt, am Ende dadurch in ein solches Feuer gesetzt wird, daß er mit einem Strome von Beredtsamkeit spricht.

Weil alle Reden an den Sprecher gerichtet sind, so fangen sie sich immer mit Sir an, auf welche Anrede der Sprecher seinen Hut ein klein wenig abnimmt, ihn aber sogleich wieder aufsetzt. Dieses Sir dient denn auch oftmals, die Uebergänge in den Reden zu machen, und ist ein gutes Hilfsmittel, sobald Jemanden sein Gedächtniß verläßt. Denn während daß er Sir sagt und dabei eine kleine Pause macht, besinnt er sich auf das Folgende. Doch habe ich auch gesehen, daß einer am Ende eine Art von Concept aus der Tasche ziehen mußte, wie ein Candidat, der in der Predigt stecken bleibt; sonst werden die Reden nicht abgelesen. Diese Reden haben ebenfalls ihre Gemeinörter, als z. B. worauf in diesem Hause immer vorzüglich Rücksicht genommen werden müsse, und dergleichen.

Gleich am ersten Tage zeigte mir ein Engländer, der neben mir auf der Gallerie saß, die vornehmsten Mitglieder des Parlaments, als Fox, Burke, Rigby u. s. w., die ich alle reden hörte. Es wurde debattirt, ob dem Admiral Rodney außer dem Lordstitel noch eine reelle Belohnung sollte gegeben werden; zugleich wurde Fox von dem jungen Lord Fielding vorgeworfen, daß er sich als Minister der Wahl des Admiral Hood zum Parlamentsgliede für Westminster entgegengesetzt habe.

Fox hatte seinen Platz zur rechten Seite des Sprechers, nicht weit von dem Tische, worauf der vergoldete Scepter liegt, nun nahm er seine Stellung so nahe an diesem Tische, daß er ihn mit der Hand erreichen und manchen herzhaften Schlag darauf thun konnte, nachdem es der Affect seiner Rede erforderte. Und wie er sich nun gegen den Lord Fielding vertheidigte, indem er behauptete, daß er sich nicht als Minister, sondern als Privatmann dieser Wahl entgegengesetzt, und seine Stimme einem andern, nämlich dem Herrn Cecil Wray, gegeben habe; und daß der König, da er ihn zum Staatssecretär gemacht, keinen Tausch mit ihm eingegangen sei, wodurch er seine Stimme als Privatmann verlöre, welchen Tausch er nicht würde angenommen haben; und mit welchem Feuer und hinreißender Beredtsamkeit er sprach, und wie der Sprecher auf dem Stuhle aus seiner Wolkenperrücke ihm unaufhörlich Beifall zunickte, und Alles hear him! hear him! rief, und Speak yet! wenn es schien, als wollte er aufhören zu reden; und er auf die Weise beinahe zwei Stunden nacheinander sprach — das kann ich Ihnen nicht beschreiben. Rygby hielt darauf noch eine kurze, aber sehr launige Rede, worin er sagte, wie wenig der bloße Lords- oder Lady'stitel ohne Geld zu bedeuten habe, und schloß mit der lateinischen Sentenz: infelix paupertas, quia ridiculos miseros facit, nachdem er vorher sehr fein bemerkt hatte, man müsse erst zu erfahren suchen, ob der Admiral Rodney nicht wiederum einige wichtige Prisen gemacht hätte, weil er alsdann eben keiner Belohnung an Gelde mehr bedürftig sein würde. Ich bin nachher fast alle Tage im Parlament gewesen, und ziehe die Unterhaltung, die ich dort finde, den meisten andern Vergnügungen vor.

Fox ist immer noch bei dem Volke sehr beliebt, ob man gleich unzufrieden darüber ist, daß auf seine Veranstaltung der Admiral Rodney zurückgerufen wird, auf den ich ihn doch selbst die stärkste Lobrede habe halten hören. Charles Fox ist schwärzlich, klein, untersetzt, gemeinhin schlecht frisirt, hat ein etwas jüdisches Ansehen, ist übrigens wohlgebildet, und die Politik sieht ihm aus den Augen: Mr. Fox is cunning like a Fox habe ich hier oft sagen hören. Burke ist ein wohlgewachsener langer gerader Mann, der schon etwas ältlich aussieht. Rygby ist sehr korpulent und hat ein rothes starkes Gesicht.

Sehr auffallend waren mir die offenbaren Beleidigungen und Grobheiten, welche sich oft die Parlamentsglieder einander sagten, indem der Eine z. B. aufhörte zu reden und der Andere unmittelbar darauf anfing: it is quite absurd u. s. w. Es ist höchst ungereimt, was der right honourable Gentleman (mit diesem Titel beehren sich die Parlamentsglieder vom Unterhause) eben jetzt vorgetragen hat. Niemals aber sagt, der Einrichtung gemäß, Jemand dem Andern in's Gesicht, daß er z. B. einfältig gesprochen habe, sondern er wendet sich, wie gewöhnlich, zu dem Sprecher, und sagt, indem er diesen anredet, der right honourable Gentleman habe sehr einfältig gesprochen.

Sehr komisch sieht es aus, wenn zuweilen Einer spricht und der Andere die Gestus dazu macht, wie ich dieß einmal bei einem alten ehrlichen Bürger bemerkte, der sich selbst nicht zu reden getraute, aber indeß sein Nachbar sprach, jede nachdrückliche Sentenz desselben mit einer eben so nachdrücklichen Gesticulation, wobei sein ganzer Körper in Bewegung gerieth, bezeichnete.

Oft verirrt sich der Gang der Debatten in einen Privatwortwechsel und Mißverständnisse untereinander, wenn dieß zu lange dauert und man zu sehr von der Hauptsache abkömmt, so wird man endlich des Dings überdrüssig, und es entsteht ein allgemeines Rufen: The question! The question! Dieß muß zuweilen öfter wiederholt werden, weil immer Einer gegen den Andern gern das letzte Wort haben will. Endlich aber kommt es denn doch zum Stimmen, und der Sprecher sagt: wer für die Sache ist, der sage ay, und wer dawider ist, sage no! Dann hört man ein verwirrtes Geschrei von ay und no untereinander. Und der Sprecher sagt entweder: mir däucht, es sind mehr ay's als no's, oder: es sind mehr no's als ay's. Dann müssen aber alle Zuschauer von der Gallerie gehen und das eigentliche Stimmen nimmt erst seinen Anfang. Die Parlamentsglieder schreien alsdann zu der Gallerie hinauf withdraw! withdraw! bis alle Zuschauer entfernt sind. Diese werden so lange in ein Zimmer unten an der Treppe eingesperrt, und wenn das Stimmen vorbei ist, wieder hinaufgelassen. Hier habe ich mich über den Muthwillen, selbst bei gesitteten Engländern, wundern müssen, mit welcher Gewalt sie sich wieder aus der Stube hinausdrängten, sobald nur die Thüre geöffnet wurde, um die Ersten zu sein, die wieder auf der Gallerie ankamen. Auf die Weise sind wir zuweilen zwei bis dreimal von der Gallerie fortgeschickt und wieder hinaufgelassen worden.

Unter den Zuschauern giebt es Leute von allerlei Stande, auch sind beständig Damen darunter. Ein Paar Geschwindschreiber haben zuweilen nicht weit von mir gesessen, die auf eine etwas verstohlne Weise die Worte des Redenden nachzu-

schreiben suchten, welche dann gemeiniglich noch denselben Abend gedruckt zu lesen sind. Vermuthlich werden diese Leute von den Verlegern der Zeitungen besoldet. Einige Personen giebt es, die beständige Zuschauer im Parlament sind, und für eine ganze Sitzung eine Guinee an den Thürsteher pränumeriren. Von den Parlamentsgliedern habe ich gesehen, daß Einige ihre Söhne als junge Knaben schon mit in dies Haus und auf ihre Sitze nahmen.

Es ist im Vorschlage gewesen, daß im Oberhause auch eine Gallerie für Zuschauer errichtet werden solle. Dieß ist aber nicht zu Stande gekommen. Auch geht es im Oberhause schon sittsamer und hofmäßiger zu. Wer aber Menschen beobachten und die abstechendsten Charaktere in ihren stärksten Aeußerungen betrachten will, der gehe in's Unterhaus!

Vergangenen Dienstag war Hängetag; es war aber auch zugleich eine Parlamentswahl: eins von Beidem konnte ich nur mit ansehen, ich zog denn, wie natürlich, das Letztere vor, indem ich nur in der Ferne die Todtenglocke jener Opfer der Gerechtigkeit läuten hörte. Jetzt beschreibe ich Ihnen also

eine Parlamentswahl.

Die Städte London und Westminster schicken jede zwei Mitglieder ins Parlament. Fox' ist eins von den beiden Mitgliedern für Westminster; die erledigte Stelle des zweiten sollte besetzt werden. Und eben der Cäcil Wray, welchen Fox statt des Admiral Hood, dem er entgegen war, vorgeschlagen hatte, wurde nun öffentlich gewählt. Zuweilen soll es bei solchen Wahlen, wenn eine Oppositionsparthei da ist, blutige Köpfe setzen; hier war aber die Wahl schon so gut wie geschehen, weil diejenigen, die sich für den Admiral Hood beworben hatten, schon von freien Stücken zurückgetreten waren, da sie sahen, daß ihr Vorhaben nicht durchging.

Die Wahl geschah in Koventgarden, einem großen Marktplatze, unter freiem Himmel. Es war nämlich vor dem Eingange einer Kirche, die auch die Paulskirche heißt, aber nicht mit der Kathedrale zu verwechseln ist, ein Gerüst für die Wählenden gebauet, die in rothen Mänteln und weißen Stäben auf übereinander errichteten Bänken saßen: ganz oben war ein Stuhl für den Präses: Alles aber war nur von Holz und Brettern zusammengeschlagen. Vorn auf dem Gerüste, wo die Bänke aufhörten, waren Matten gelegt, und hier standen diejenigen, welche zu dem Volke redeten. Auf dem Platze vor dem Gerüste hatte sich eine Menge Volks und größtentheils der niedrigste Pöbel versammelt. Die Redner bückten sich tief vor diesem Haufen und redeten ihn allezeit mit dem Titel Gentlemen (edle Bürger!) an. Herr Cäcil Wray mußte vortreten und diesen Gentlemen mit Hand und Mund versprechen, seine Pflichten, als ihr Repräsentant im Parlamente, auf das Getreueste zu erfüllen. Auch entschuldigte er sich mit seiner Reise und Kränklichkeit, daß er nicht einem Jeden unter ihnen, wie es sich gebühre, seine Aufwartung gemacht habe. Sobald er anfing zu reden, war die ganze Menge so still wie das tobende Meer, wenn der Sturm sich gelegt hat, und Alles rief, wie im Parlamente, hear him! hear him! und sobald er aufgehört hatte zu reden, erschallte ein allgemeines Hurrah aus jedem Munde, und Jeder schwenkte seinen Hut und der schmuzigste Kohlenträger seine Mütze um den Kopf.

Er ward nun von den Deputirten auf der Bühne förmlich gewählt, und dem Volke in seiner neuen Würde von einem Manne vorgestellt, der in einer wohlgesetzten Rede ihm und dem Volke Glück wünschte. Dieser Mann hatte eine gute Ausrede: he speaks very well! sagte ein Karrenschieber, der neben mir stand.

Kleine Knaben hingen sich an Geländer und Laternenpfähle, und als ob sie überzeugt wären, daß auch sie schon mit angeredet würden, hörten sie aufmerksam dem Redner zu, und bezeugten am Ende auf gleiche Weise durch ein freudiges Hurrah ihren Beifall, indem sie, wie die Erwachsenen, ihre Hüte um den Kopf schwenkten.

Hier wachten alle Bilder von Rom, Coriolan, Julius Cäsar und Antonius in meiner Seele auf. Und mag dieß immer nur ein Gaukelspiel sein, so kann doch selbst eine solche Chimäre das Herz und den Geist erheben.

O, lieber Freund, wenn man hier siehet, wie der geringste Karrenschieber an dem, was vorgeht, seine Theilnehmung bezeigt, wie die kleinsten Kinder schon in den Geist des Volks mit einstimmen, kurz, wie ein Jeder sein Gefühl zu erkennen giebt, daß er auch ein Mensch und ein Engländer sei, so gut wie sein König und sein Minister, dabei wird einem doch ganz anders zu Muthe, als wenn wir bei uns in Berlin die Soldaten exerciren sehen.

Als Fox, der mit unter den Wählenden war, gleich anfänglich in seinem Wagen angefahren kam, ward er mit einem allgemeinen Freudengeschrei empfangen; zuletzt, nachdem der Actus beinah vorbei war, fiel es dem Volke ein, ihn reden zu hören, und Alles schrie: Fox! Fox! Ich rief selber mit, und er mußte auftreten und reden, weil wir ihn hören wollten. Er trat denn auf und bekräftigte nochmals vor dem Volke, daß er schlechterdings nicht als Staatsminister, sondern nur als Privatmann bei dieser Wahl Einfluß gehabt habe.

Nachdem nun Alles vorbei war, so zeigte sich der Muthwille des englischen Pöbels im höchsten Grade. Binnen wenigen Minuten war das ganze bretterne Gerüste mit Bänken und Stühlen abgebrochen, und die Matten, womit es bedeckt war, in tausend lange Streifen zerrissen, womit der Pöbel einen Cirkel schloß, in welchem Vornehme und Geringe gefangen wurden, was nur in den Weg kam, und so zog das Volk im Triumph durch die Straßen.

Hier führt doch ein Jeder, bis auf den Geringsten, den Namen Vaterland im Munde, den man bei uns nur von Dichtern nennen hört. For my country I shed every Drop of my Blood! sagt der kleine Jacky in unserm Hause, ein Knabe, der kaum zwölf Jahr alt ist. Vaterlandsliebe und kriegerische Tapferkeit ist gemeiniglich der Inhalt der Balladen und Volkslieder, welche auf den Straßen von Weibern abgesungen und für wenige Pfennige verkauft werden. Noch kürzlich brachte unser Jacky eins mit zu Hause, worin die Geschichte eines Admirals erzählt wurde, der noch tapfer commandirte, als ihm schon beide Beine abgeschossen waren und er sich mußte emporhalten lassen. Die Verachtung des Volks gegen den König geht erstaunlich weit. Our King is a Blockhead! hab' ich wer weiß wie oft sagen hören, indem man zu gleicher Zeit den König von Preußen mit Lobsprüchen bis an den Himmel erhob. Dieser habe einen kleinen Kopf, hieß es, aber hundertmal so viel Verstand darin, als der König von England in seinem ziemlich dicken Kopfe. Ja bei Einigen ging die Verehrung gegen unsern Monarchen so weit, daß sie sich ihn im Ernst zum Könige wünschten. Nur wunderten sie sich über die große Menge Soldaten, die er hält, und daß allein in Berlin eine so große Anzahl davon einquartirt sind, da sich in London, oder der eigentlichen City, nicht einmal ein Trupp Soldaten von des Königs Garde darf blicken lassen.

Vor einigen Tagen habe ich auch den Zug des Lordmayors in London, in einem ungeheuer großen, vergoldeten Wagen gesehen, welchem eine erstaunliche Menge von Kutschen folgten, in denen die übrigen Magistratspersonen oder sogenannten Aldermänner von London sitzen. Doch genug für dieses Mal!

London, den 17. Juni.

Ich habe nun London alle Tage nach verschiedenen Richtungen durchstrichen, und bin jetzt, nach meinem Grundriß zu urtheilen, mit diesen Wanderungen beinahe fertig. Dann soll's weiter in's Land gehn, und das, will's Gott! in ein Paar Tagen, denn schon lange bin ich des immerwährenden Kohlendampfes müde, und sehr begierig, einmal eine reinere Luft wieder einzuathmen.

Es ist wohl wahr, daß London, im Ganzen genommen, nicht so schön wie Berlin gebaut ist, aber es hat mehrere und schönere große Plätze, die sogenannten Squares, deren eine ziemliche Anzahl sind, und die denn doch unsern Gensd'armesmarkt, Dehnoffschen, und Wilhelmsplatz an Pracht und Regelmäßigkeit zu übertreffen scheinen. Diese Squares oder viereckigten Plätze enthalten die prächtigsten Gebäude von London, und innerhalb derselben ist ein runder grüner Rasenplatz mit einem Geländer eingefaßt, in dessen Mittelpunkt gemeiniglich eine Statüe errichtet ist, wovon die, welche ich gesehen habe, zu Pferde und vergoldet waren. In Grosvenorsquare ist statt dieses Rasenplatzes sogar ein kleines Wäldchen in der Ründung angelegt. Einer der längsten aber auch angenehmsten Wege, die ich gemacht habe, ist von Paddington nach Islington, wo man zur linken Seite eine schöne Aussicht auf die nahegelegnen Hügel, und vorzüglich nach dem Dorfe Hampstead, das an einem dieser Hügel erbauet ist, und zur rechten Seite die Straßen der Stadt London in einem abwechselnd schönen Prospekte hat. Freilich ist es gefährlich, hier, besonders in den Mittags- und Abendstunden allein zu gehen: denn noch vergangene Woche ist auf eben diesem Wege ein Mensch beraubt und erschlagen worden.

Johann von Morßheim, s. Meistersänger.

Heinrich von Morungen, s. Minnesinger.

Samuel Friedrich Nathanael Morus

ward am 30. November 1736 zu Lauban in der Oberlausitz geboren, studirte daselbst und seit 1754 zu Leipzig Philosophie und Theologie, begann 1760 dort Vorlesungen zu halten und bekam 1768 eine außerordentliche Professur der Philosophie an dieser Universität. Nachdem er seit 1771 die Professur der griechischen und lateinischen Sprache und seit 1780 das Ephorat der kurfürstlichen Stipendiaten bekleidet hatte, erhielt er 1782 eine Professur der Theologie und rückte 1785 in die dritte und 1786 in die zweite theologische Professorenstelle ein, nachdem er schon früher Dr. theologiae geworden war. Er bekleidete gleichfalls die Aemter eines Domherrn zu Meißen, Decemvirs und Consistorialassessors und starb am 11. November 1792 zu Leipzig.

Seine deutsch verfaßten Schriften sind:

Predigten. Leipzig 1786.
Nachgelassene Predigten. Herausgegeben von Dr. K. A. G. Keil. Ebendas. 1794—97, 3 Thle.
Akademische Vorlesungen über die christliche, Moral. Herausgegeben von Voigt. Leipzig 1794. 2 Bde.

Außerdem Uebersetzungen der Briefe an die Römer (Leipzig 1775), die Hebräer (Ebendas. 1776; 3. Aufl. 1786), die Korinther (Ebendas. 1794) und des Briefs Juda (Ebendas. 1794).

M's deutsche Schriften stehen im Ganzen seinen lateinischen nach, doch zeichnen sich seine Predigten durch Klarheit, scharfe logische Anordnung und leichte Verständlichkeit vortheilhaft aus, obwohl auch hier der gelehrte Theolog mehr als der praktische hervortritt.

Johann Michael Moscherosch,

eigentlich mit seinem deutschen Namen Kalbskopf genannt, ward am 5. März 1600 zu Willstädt bei Hanau geboren und erhielt von seinem Vater, dem dortigen Prediger den ersten gelehrten Unterricht. Nachdem er zu Straßburg seine philosophischen und juristischen Studien geendet und 1624 Magister geworden, wurde er 1626 Hofmeister der jungen Grafen von Leiningen-Dachsburg, 1628 Amtmann bei dem Grafen von Krichingen, dann 1636 bei dem Herzog Bogislaus von Croi zu Vinstingen an der Saar, von wo er sich mit Verlust seiner Habe nach Straßburg flüchtete. Hier erhielt er den Charakter als schwedischer Kriegsrath, ward Secretär und Fiscal daselbst, 1656 Rath des Grafen von Hanau und endlich Kanzlei- und Kammerpräsident zu Hanau. Er starb auf einer Reise zu seinem Sohne in Worms am 4. April 1669. Er war als Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft unter dem Namen: der Träumende, als Schriftsteller unter dem Namen: Philander von Sittewald bekannt.

Von ihm haben wir:

Centuriae VI Epigrammatum. Argentorati 1643, 12.; 3. Ausg. Frankfurt 1665, 12.
Cura parentum. Christlich Vermächtniß eines treuen Vaters nebst Testament einer Mutter, ihrem noch ungebornen Kinde vermacht. Straßburg 1643, 12.; 3. Ausg. 1678, 12. Dänisch: von Torckersen.
Dialogues gallice, italice, germanice. Straßburg 1645, 8.
Anleitung zum adeligen Leben. Aus dem Französischen Bernhard's übersetzt. Ebendas. 1645, 8.
Wimpflingers Deutschland. Ebendas. 1648, 4.
Wunderliche und wahrhafte Gesichte Philanders von Sittewald, das ist, Strafschriften H. M. M. von Willstädt. Verm. und verb. Straßburg 1650, 2 Thle., 8., mit Kupf. (kamen schon 1645—50 zu Straßburg und Frankfurt unter dem 1. Theil des obigen Titels heraus, und in einer jetzt seltenen Aufl. zu Leyden 1646—47, 6 Thle., 12., welche aber M. nicht anerkannte). Neue Ausg. von H. Dittmar. Berlin 1830, 8., welche auch unter dem Titel: Bibliothek der wichtigsten deutschen prosaischen Satyriker rc. des 17. Jahrhunderts, 1r Thl. 1r Bd., bekannt ist.

Ueberdieß noch einige kleine lateinische Schriften.

Origineller Humor, köstliche Laune, derbe, aber treffende Satyre, ein scharfer Blick für die menschlichen Verhältnisse, männliche Kraft und entschiedener Haß gegen alles Schlechte und Unsittliche in seiner Zeit, das er oft mit schreienden Farben schildert, weisen M. einen hohen Rang unter den deutschen Satyrikern an, trotz dem daß er in seinem Hauptwerke die Grundideen dem Spanier Quevedo entlehnte und sich um Correctheit und Eleganz des Styls wenig kümmerte.

Pflaster wider das Podagram *).

Erstes wunderliches Gesicht Philanders von Sittewald.

Auff ein Freytag (Pfreitag von Fraw, Frey, sonst Venus). Als ich mit Freymund im Gemach deß Morgens frühe am Freytage, vnd von dem Narren Spital, vnd was mir darinnen vor Närrische Gesichter gesehen, Red miteinander hatten, kam daher durch den Hoff, ein Mann eines Erbahren reputirlichen Ansehens, aber in der Kleidung etwas lobdelåter, als andere Leuth: seine Schuhe waren von geschmeidigem Leder, gleich einem Filtz hie vnd da zerschnitten vnd zerhackt, vnd gar leise zugeschnüret. Er gienge an einem Stecken, so vorsichtig vnd sittsam, als ob er der Steine schonen wolte: dißweilen zuckete er, vnd schrye Mord: also, daß ich nicht wuste, was jhm gebresten, vnd ob jhn jrgend die Steine beissen thäten: die Strimpffe waren weit; die Schenckel, gegen den Füßen zu, dick, oben rahn. Ein Beltzin Brustduch vorm Magen, der Kopff sahe roth vnd frisch auß: aber die Finger waren auf sechserleyart gekrümmet, vnd mit vielen Knocheln, als die aneinanderhangende Erdäpffel gezieret. Wir stunden oben, vnd sahen jhm zu: wann er aber je zu Zeiten einen vngleichen Tritt thate, entwischeten jhm solche vngehewre Flüche, daß wir jhn vor einen Juden, oder Türcken, oder Commissarium hielten, den die Bawern also mit Hebeln, Butter-weich geschmissen hetten.

Derowegen, solches zu erfahren, fragten wir, wer er were? vnd auß was Vrsachen er in die Burg käme?

Ihr Herren, sprach er, Ich bin ein armer Mann, wegen der vnleidlichen Kranckheit die mir den Leib vnd Glieder so jämmerlich vexiret. Was denn vor eine Kranckheit? sprach ich. Der Reichen Kranckheit, antwortete er: so, daß wir meynten, es were der Geitz, der jhn jrgend besessen hätte. Ach ja, nein, sprach er, das lose Podagram, das gramt vnd zi zi zi zi zippert mir die Glieder dermassen, daß ich möcht von Sinnen

*) Aus Philander v. Sittewald's Satyrischen Gesichten. IV. Theil.

kommen. Hoho sprach Freymund: ist es nur das? dem wird allhie wohl zu rathen seyn, dann wir haben hie einen berühmbten Artzt, den Meister, welcher ein vortrefflicher Medicus vnnd Statt-Physicus ist, so vnzehlich vielen von dieser Kranckheit geholffen. Deßwegen hieß er den Krancken hinauff kommen: vns aber verlangte zu sehen, was es doch vor einen Außgang gewinnen würde.

Weil nun dergleichen Meister nicht viel zu finden, damit wir also diesem desto mehr Glauben zustellen möchten, so weisete er vns einen Zeddel von Jhm, den Er, zu Bezeugung seiner Kunst, in die Burg geschicket, der war also:

Alen Pfodagramantzischen:

viel hülff vnd gein heil vmbs Gelde feyl.

Es ist der grooooooooooooooooote Mester Kelß in der Burgk angekommen; der bringet mitsig Middel Brügel vnd Knidbel für alle Podagrammandtzische Lamentes, schnappentes, hinckeuses, Leiseuntes; beltzige pedes hornibus machend duriores.

Viel hülff vnd gein heil vmbs Gelde feil.

Wer arm ist, der leide es, wer Reich ist, der leide es zweymahl.

So bald der Artzt deschicket, vnnd den schaden besichtiget: wol, wol sprach er. Vnd eben zu allrm Glücke ist der Patient jetzt angenommen: dann was in 36000 Jahren sonst nit geschehen kan, das geschiehet heute, nemlich der selige Aspectus ♀ in domicilio 9. ☽, so ♈ ascendens est in ♌ mit einem ⚹ in ♍ vnd wolte Gott, daß alle Podagramische auff ein Hauff beysammen weren, ich wold jhn diesen Tach, sprach er, mit einem Streich helffen, sie solten nimmer Ach rupen. Ob auch schon der gemeldte lang gehoffte Aspectus nit vber vns, in vnserm Zenith, oder in laterali aliquo Signo ist; sondern rectà vnter vns, in Nadir, so gar, daß ich auch auff diesem Ort, da ich stehe, mit einer Nadil richt dagegen stechen könte; so ist es doch vmb so viel zu vnserm intent desto bequemer quia contraria contrariis curantur, wie dorten vnser berümbter Praeceptor, der Celsus, mein Vhräne sagt: vnd weil man mit den Füssen ubi morbi hujus naturalis sedes est, auf dem Boden gehet; also muß durch den Boden herauff, perpendiculariter, centraliter et diametraliter, die Artzney vnd Wirckung in die füsse kommen, wie der safft durch die Wurtzel in den Baum: dann sonsten, wo der Aspect vber vns in Zenith were, derselbe in dem hirn operiren würde, vnn zu desorgen seyn, dz Podagram sich allererst von den Füssen durch den Leib aufwerts zu kopf hinauß zihen möchte. Dessen der Patient, weil der Artzt so verständlich von der sach diseuriren konte, treflich zufriden; vnnd war jhm bereits halb geholffen: quum opinione etiam, quam de Medico bonam habent, aegri curantur: wer guten Glauben vnd Vertrawen zu seinem Doctor hat, dem kan auch durch einen Trunck Wasser geholffen werden, wie ich einests den Hoch erfahrnen Doctor Senheim hab erzehlen hören.

Vielmahl Wohl Edeler, aller Ehrenwürdiger, vnd Diamantsteinfester, hochwohl- vnd durch innen Gelehrter aller Welt erfahrner Herr Doctor; So redete der Arme Patient den Meister an, dem ich an der Seiten stunde: vnd weil Expertus Robertus jhn vnter deß mit andern Fragen auffhielte, sprach ich zu dem Patienten heimlich in ein Ohr, Mein guter Freund, wie möcht jhr die Wort so gar vergeblich gebrauchen, jhr thut, als wolt jhr diesen Mann mit Tituln vber den Himmel erheben: Ja freylich, antwortete Er, wann ich jhn nur auff meine Seit bringen, vnd meinem heyl zum besten gewinnen kan, so sollen mich keine Titul dauren, wißt jhr nit?

Maximus in Morbis Medico promittitur Orbis. Vnd ferner sprach er: Haec mea consuetudo est? In titulis nunquam sum parcus, sive quis Reverendus appellari velit sive formidandus, sive visibilis, sive spectabilis. Domi mihi nascuntur verba. Non ea in nundinis Francofurtensibus emo. Et crede mihi, nulla re facilius impetrare possum quod volo, quam speciosissimis titulis, qui mihi instar sunt nummorum, qui enim vento pasci volunt, indigni sunt alimento alio. Weil er aber etwas hart rrdete, vnd ich jhn dessen erinnertr, auff daß der Medicus es nicht jrgend höret, Ey, sprach er, wann er schon ein Doctor ist, er verstehet darumb eben kein Latein. Dessen ich lachens mich nicht enthalten kunte.

Wann aber, fragte der Meister drn armen Patienten, ist Euch das Podagra ersten mahls ankommen, damit ich die Chur desto desser vorzunehmen wisse. Das ist mir, sprach der Patient, zu sagen vnmöglich, vnd bin ich meiner Rechnung bey weitem nicht so gewiß, wie jene junge Fraw geweßt als sie gefragt worden, wie lang sie noch schwangern Leibs zu gehen hette? sprach: biß Montag vber vierzehen Tag, zu Nacht, gleich nach den neun Vhren, biß vmb halb zehen.

Der Meister, so mich, weil ich etwas zu viel gelachet, für einen Wälschen ansahe, vnd sich bey den vmbstehenden Herren, wegen seiner Wissenschafft gern etwas Namen machen wollen, fragte mich, seiner Meynung nach auff Frantzösich: Galeretty? Mongsiour. Herr, sprach ich bald zu jhm, jhr seyd am vnrechten, wie einmahls mein Bruder zu Pfaltzburg gewesen. Dann so jhr mich auff Frantzösisch fragen wollet, quelle heure est il? so verstehe ich es nicht, darffs auch nicht verstehen: so jhr mich aber auff Teutsch fragen wollet, Gäle Rettig? so weiß ich fürwahr in gantzem Teutschland euch keine gäle Rettig zuzuweisen.

Es war gegen acht Vhren früh, als dieses geschahe, vnd vmb 9 Vhr 6 minut 2 scrup: tert: solte der Aspect seyn, also auch die Chur in instandi, auff einen schnapß, vollnzogen werden, welches dann durch ein Aderlässe geschehen mußte.

In dessen das Geschrey zu Hoff außkam, vnnd es noch ein armer Podagramischer erfahren, welcher, wiewol er zu Bett lag, vnnd nicht gehen konte, sich gleichwol dahin ließ tragen, damit er deß seligen aspects auch geniessen möchte.

Der Barbierer, neben seinem Gesellen, wurden bestellet sich mit jhren Flieten in eil fertig zu halten, welche sie, damit da nicht Mangel erscheinen mögen, auff der einen Staffrl der Stiegen, dann sie war aus stein gemacht, gewetzet.

Der eine Patient stunde da, auff dem Baden, den hielten Expertus Robertus vnnd Hanß Thurnmeyer, vor dem huckte der Barbierer auff dem Boden, dir Flieten richt auff die Ader haltend, die vnter dem Nagel der grossen Zehe herfür gucket. Bey dem andern Patienten stunden Freymund vnd Ich, beneben dem Barbierer Gesellen, so ebenmässig fleissige Achtung auff Herrn Celsi (dann dieses war deß Meisters Name) befehl, damit nichts versäumet würde. Wie dann der Herr Celsus vnter dessen am Fenster stund, im Buch lasse, murmelte vnd prumlete, vnnd in einer Himmels-Kugel sahe vnnd außmessete, wann der Aspectus jetzt è diametro vnter drß einen Patienten Fuß wäre, daß dann der Barbierer sein Ampt verrichtete.

Von welchem murmeln vnnd drummeln ich diese Wort gehöret, vnd gar wohl verstanden.

O Nympha, Ingenium adamantinum habens,
Multipotens, animo dea valido,
Audi vota duorum supplicum.
Magna potentia, vis tua magna
O Regina opulenta podagra,
Quam Iovis horret pernix telum,
Quamque profundi fluctus pelagi
Trepidant, quam quoque trepidat, sceptra
Qui gerit infera stygius Pluton,
O gaudens nodis, lectigrada,
Cursivetans, talorum tortrix,
Calcicrematrix, malehumitanga,
Ossitremenda, genufraga, pernox
Articulos cruciandi cupida,
Curvigenuflexa, potens podagra.
Haec vota haec sacra dicta sint:
Totius Mundi gentis totius et omnis,
Humani membri Reginae praedominanti,
Cui nulla est similis, nec visa potentior ulla.
Quaeque omnem sexum, aetatem sortemque statumque
Iure suo subjugit, nec Marte evicta nec arte.
Augustae, Invictae Dominae Terraeque Marisque,
Verborum, herbarum, lapidum valide victrici.
Plumicomae, mirandiloque, mirandificaeque,
Bacchicolae, altipitae, auripatae, ossicremaeque:
Membrifragae atque sedilitenaci, costicrepaeque,
Horrilegae, artitremae, thorivortae, torvacolaeque,
Viuirapae, tum pulvinaricubae, tophiatae.
Millibus è multis cui sunt spolia ampla per orbem,
Gens subjecta triumphanti monumenta perennat.

Auff Teutsch:

O du Diamant-ringwürdiges, güldin-ketten löbliches, viel tausent Ducaten lötiges, Doctor Ehren- vnnd Seckel-Mehrendes liebes Podagram! du Poter-Noten-Knoten-mächtiges helium! Ich bitte dich hieiben, hilff jetzo diesen Diedrn.

O du Königin aller Reichthumbligendbesitzender Menschen: O Du Knöcheliebende, Grleichvbende, Betthütende, Stubenwütende Fürstin: O du hart-strack-krümendes; fersenpeinendes, fußsohlen-drinnendes, zehenzwickzwackendes, leisetretendes, spitzsteinhassendes, beinmürdmachendes, kniebrechendes, lottelstrimpffhaftes, schuschnitgewellertes, durch Marckleuchtendes, Geblütgebornes Fräwle, Ich bitte dich hieiben, hülff diesen zween Dieben.

Was aber diese Beschwerung gewircket, wird der Außgang darthun. Vnderdessen der Meister den Barbierer die Ohren fleissig spitzen hiesse, mit dem zu ruffen Bald: Bald: Bald: Bald: Bald vnnd in dessen: Schlag zu: Schlag zu:

sprach er: der Barbierer nicht vnbehend, vnnd traff die Ader so fix, daß jhm das Blut vnter Gesicht sprang. Das ist ein gut Zeichen, sprach Celsus, dem wird es wol bekommen.

Expertus Robertus vnnd Hanß Thurnmeyer, hielten jhn so lang biß er verbunden vnd auff einen Sessel gesetzt würde, darnach zum andern.

Celsus sahe wider am Fenster, wann der Aspect recht gegen deß andern Patienten Füssen kommen möchte, mit ebenmässiger Vermahnung an den Barbier-Gesellen, Jetzt: Jetzt: Jetzt: Jetzt: Jetzt: Schlag zu: Schlag zu: als dann auch in einem Schnapff geschehen.

Weil aber bey diesem Patienten das Podagram etwas härter angesetzt, als befahl er auch jm desto mehr Geblüts gehen zu lassen, welches dann so lang wehrete, biß der arme Mann gantz erbleichet, vnd erblasset vnnd wir dem Herrn Celso zuruffen, es würde genug seyn.

Laßd es nur laupen, sprach Er, es sadet jhm nichts, Es wird jhme sonder zweiffel wol behagen:

In dessen er aber in seinem Buch vnd der Himmels Kugel fortblätterte vnnd trähete vnnd wir jhn erinnerten: der Krancke were schwach vnnd würde sterben. Laßd es nur laupen, biß es genuge ist, er wird nicht sterpen, es ist mant ene Schwachheht, sprach er: Weil aber der Patient die Augen verkehrete, vnnd nach dem letzten Athem schnappete, schryen wir jhm zu, Er wirde sterben. Laßd sehen: sprach Herr Celsus: vnnd als Er jhn besichtigt, Fürwahre, sagt Er, Er ist schon gestorben: warrlich, er ist Mäuse dod, tröste jhn GOTT, Ich hab mein bestes gethan. Aber gewiß die Vrsach, daß er gestorben, ist diese, dieweil der Krancke auff dem Bett gelegen, vnnd nicht auff dem Boden gestanden, wie der andere, also, daß der Aspectus seine Würckung in die Füsse nicht effectulren mögen. Gung damit zur Thür hinauß, En guden dach meine Herren.

Wo so bald hinauß, sprach Expertus Robertus, Herr Doctor? wo habt jhr ewer Kunst gelernet? seyt jhr auch ordentlich zu diesem Titul gelanget? oder habt jhr euch, als ein Storger, dessen auß eigen angemaßtem Gewalt also vnterfangen?

Freylich, mein Herr, bin ich Doctor worden, vnnd wird mir der Hocherleuchte Doctor Brand dessen Zeugnuß geben, in dessen Schiff ich neben viel andern Geferten biß nach Paduana gefahren. Auch, sprach Er, hab ich noch Festimonia bei handen, da mir ein hochsinniger Mann, wegen erlangten Ehren-Tituls Glück gewünschet, so er herfür zoge, vnnd Expertus Robertus lase, sich vnvermercket zu der Thür hinauß machte, als ob er sich gebrannt hette: Es ist aber Festimonia oder Glückwünschung, wie er es nennete, von Worten dieses Innhalts gewesen

Deam Edala Haira,
Doctar Keilß Zaun aihra
gemacht.

Auff deam fidale gar artig zgiga.

Eas wiea man d'raohe Mealch an Hafa inna lassat,
Vnd staon laoth 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. Tag,
As lang, hens a Raum fuin artig zieha mag,
Vnd wean ear agdeabt ist, an aplump stindle sassat.
A plumpt, a plumpt, a plumpt, hens eas kaon zemma geha,
Vnd wean eas buttar ist, sao schmirbt man eas auffs Braodt,
Deas ist a gstiffar schleack vaorn bitter Hungars Raoth,
Au macht man Ancka draus, onnd lath a feintle gsteha,
Hens man drauß dacka kann gout Stribla, Zelta, Kiechla;
As an a giertar gspan kaon nit gluih Moastar gsuin,
Ear muoß ockarst gaun zearst a schuolarbuäble Snyn,
Vnd, hens ears graoß dnoch lißt, wissa das Ramma buächla,
Ear mouß mit ellar macht in d schrifta inna springa,
Er muoß ockarst gaun wärle gar früe auffstaon,
Dearzuosse hens wilas'pett wol gar aunkhnyat laon,
Muoß nit gaunsuoga gaun zuonkoban umbhear singa:
Ear muoß sy eaban schoan mit dear Gschrifft kunna mutza,
Ear mouß 1. 2. 3. 4. 5. 6. hens siba jahr
Stupffiran an deam ding, hens ears gaum rgucka gar,
Vnd kaon mit sinar lear andara gspana nutza.
Losnet hair Doctar Keilß, awuil eas nih gaun aihra
Aß gkeackle gpffissa hád, geabt, uihr dean gspana zaihra.

Als es aber Expertus Robertus zu Ende gebracht, vnd nach Doctor Celsus sehen wolte, so war er nicht mehr zu finden, sondern schon zur Burg hinauß.

Ist das nicht, sprach Expertus Robertus frevel vor allen Menschen geübet, also tödten: also beschönen: also durchgehen.

Ist das nicht, sprach Hanß Thurnmeyer, ein Vrsach gesucht vom Zaun herab? wer hat sich ehe außgeredet, als ein Doctor der Artzney? O möchte es manchem Dieb also gelingen, wie wenig würden deren gehenckt werden. Was soll wol für eine Kranckheit oder Todt seyn können, dessen die Herren Medici nicht also bald angesichts wüßten eine Vhrsach herzufinden? denen man also hin glauben muß, ob man gleich anderst sihet vnd greiffet: vnd wol recht gesagt ist:

Holländer die keine Butter essen,
Flämming die Eyerspeiß vergessen,
Ein Frieß der grüne Keeß verschmacht,
Ein Dännmäcker ohne Gammelmat
Ein Bayer der nie gaß die Muß,
Schwaben die nicht liebten die Nuß:
Westphähling die vom Speck nichts wissen,
Söster Bawern die jhr Röck nit falten,
Ein Thüring der kein Wildkraut kennt,
Ohn Wurff vnnd Spitz-Barden ein Wend,
Ein Meißner der kein Grantz gern tregt,
Ein Franck der nit gern Kanten fegt,
Ein Sachs der nit gern Bier mitsauffet,
Sin Heß der nit gern beuten lauffet,
Ein Böhm ohne Sepsphe Karva matir,
Schlesier, der nit tranck Weitzen bier,
Elsasser Bawern ohne Zwilch,
Ein Schweitzer, der nicht gern ißt Milch,
Ein Junges Kind ohn Rand vnd Grinden,
Ein Artzt der kein Außred kan finden,
Schneeweissen Mohr vnd schwartze Zähn
Auff Erden man nit bald wird sehn.

Ich förcht warlich, sprach Expertus Robertus zu dem andern Patienten, es werde diese Chur dir eben auch nit viel dienen, vnnd ist ein elend Ding, sich hoher Sachen berühmen, vnd doch im Werck nit leisten können, darumb Doctor Brand gesagt:

Wer Artzneyen sich nimmet an,
Vnd doch den Schad nit heylen kan,
Der ist kein rechter Biederman.

Sprach Freymund, es seye gerathen wie es wolle, so hat der Meister sein bestes gethan, vnd mit dem ist es genug, dann

Wann man den Artzt, warumb? will fragen,
So muß er ja was thun vnd sagen,
Damit die Krancken nit verzagen,
Noch sich selber das Hertz abnagen,
Ob man sie schon zum Grab müst tragen,
So darff es doch dern keiner klagen,
Noch den Artzt zu dem Hauß außjagen.
Viel weniger mit Fäusten schlagen,
Dann man holt jhn mit Roß vnnd Wagen.

Doch, ich will dir ein genandtes Consilium Antipodagricum, ein Bedencken, wie du dich füro die Zeit deines Lebens gegen deß Podagrams Schmertzen weißlich verhalten sollest, mittheilen, sprach Expertus Robertus widerumb, so ich selbst dreymal probieret vnnd just befunden, komme du deme nach, wann du zu voer ausser Hausse bist, so wird dir gelingen.

Mit welchem beschriebenem Bedencken er den Patienten (welcher sich jetzo vbeler gehub, als zuvor) ließ heim ziehen. Ist auch seithero vom Bett nit mehr kommen. Mir aber auff mein Anhalten, gab er dessen ein Abschrifft, weil ich in sorgen stund, es möchte diese spitzsuchende Kranckheit, wegen in reisen auch zu Hoff vnd anderstwo außgestandener Hitz, Frost, Kälte, Nässe, innen vnnd aussen, dermahlen vielleicht auch an mich gerathen: welches ich vmb mitleidender Liebe willen dem Kranckfrölichen Leser zu sonderm Behülff vnd Trost hieher zu setzen, nit hab vmbgehen sollen, vnd ist dieses

Bedencken

Wider das Podagram.

Es ist ein fast elend Ding vmb ichtwas, das einen bösen Namen vnnd Ruff hat; vnd schwerlich den Menschen wider außzureden, vnd was sie einmal in die Ohren, vnd in das Hertz gefaßt haben. Dieweil,

Wer vmb sein guten Namen springt,
Demselben schwerlich mehr gelingt,
Vnd wer er schon der ehrlichst Mann
So hengt jhm doch die Klett stets an.

Sey ein Ehrlich Mann, thue was du vor GOTT schuldig bist: Wann die Leuth sagen, du seyest ein Böswicht? so ist es vmb dich geschehen: nemblich, bey dem gemeinen vnverständigen Mann: bey welchem die Thorheit vber die Weißheit, der Frevel vber den Verstand, die Vnvernunfft vber die Vernunfft Meister werden.

Also ist es bißhero mit dem armen vnschuldigen Podagram auch hergegangen. Da man nicht nur auff dasselbige

vielfältig gelästert vnd gescholten: sondern auch wider alle Billigkeit vorgeben dörffen, ob keine Mittel, dasselbe zu begütigen oder zu vertreiben, in der Natur zu finden weren.

Aber O vns armen Menschen, wann es dahin kommet, daß man vbels von dem reden darff, denn man doch weder recht gehöret noch vberzeuget; solt nicht dergestalt der allerfrömbste Mann von dem aller ärgsten Vogel angezäpfft, ja wider recht verurtheilt vnd zum Tode gebracht werden können? darumb, bey dem Ampt eines Weisen verständigen Mannes, dieses billig für das vornembste soll gehalten werden, daß er mit vrtheilen verziehe, biß er beyde Theil gehöret, vnnd die Sach ohne Gunst oder Mißgunst reifflich erwogen habe: wer anderst vrtheilt, den wird Gott richten. Ein jeder Mensch soll die Sach zuforderst vnnd also ansehen, als ob er die Person nicht wisste oder kennete; dann wo Ansehen der Person ist, da sind affecten, da ist Mangel Rechtens vnnd der Gerechtigkeit. Ja der verklagte soll allzeit vor dem Kläger den Vortheil haben, das er mit empfindlichen Worten sein Sache vorbringen, sich vmb einer vnbilligen Klag willen nicht vntertrucken lassen, sondern fein frey in das Kraut hinein reden darff, damit die wahrheit herfür komme.

Was hat das arme Podagram nit auch leyden müssen? Man hat jhm bißhero schuld geben deren dinge, die die Menschen selbst on wissen vnnd Willen deß Podagrams angestifft haben, ja man hat Leuth gefunden, die bißhero an jhm getadelt vnnd gescholten haben, was mit höchster Billigkeit man hette an jhm loben vnd rühmen sollen. Man hat, mit einem Wort, bißhero nit ehrlich gefochten mit dem Podagram: man hat es vervrtheilt zum todt, vnd gleichwol seine Verantwortung niemalen hören wollen.

Darumb, wie ich sonst zu reden pflege: hörestu was vngleiches von einem: Vmb GOTTes Willen gemach, glaube es nicht also bald, biß du jhne selbst, vnnd seine Entschuldigung gehöret: wird Er straffbar erfunden? wohlan, so soll er alsdann bitten vnd gelten; befindet sichs aber, daß jhm Gewalt geschehen, so straffe alsdann solche böse Laster-Vögel auch: Dann sonsten ist es vnmöglich, auff Erden vnter den Menschen Frieden zu halten: Ja die gantze welt müste also in eusserste Zerrüttung gerathen, vnd zu Grunde gehen.

Es ist damit nicht außgericht, daß ein loser Läster-Vogel böses rede, von einer Person diß vnd das aussage vnd vorgebe. Die Schüler reden auch böses vom Schulmeister: aber darumb, weil der Schulmeister in seinem Ampt streng vnnd auffrichtig wider die bösen Buben fortfähret. Ein Spott-Vogel vnnd Böswicht hasset alle, die zur Vngerechtigkeit nicht Lust haben, vnnd jhm an seinen bösen Stücken verhinderlich sind: Denn nimmermehr wird es sich finden, daß ein Gottloser den Frommen liebt, oder den Gerechten lobe; er fürchtet sich zu viel seiner losen Wercke, daß sie jrgend offenbaret, vnd seine leichtfertige Handlungen möchten gestrafft werden. Der Gottlose sehe gern, daß alles drunter vnd drüber gienge, Recht vnd Gerechtigkeit vnten ligen müste, damit er nur vngehindert in seinen losen Stücken fortfahren, vnnd nach seinen Lüsten, wie es jhm beliebet, wider den Gerechten handeln dörffte. Dann ein Vngerechter weiß gar wol, daß wo Gericht vnd Gerechtigkeit im Schwang gehen, vnnd gehandhabet bleiben, er wenig werde erhalten können.

Derowegen eine Person, so von losen Leuthen, von einem Spott-Vogel gescholten wird, nicht gleichalso soll gehalten werden: wann aber fromme Leuth, vnd die der Sachen Gewißheit haben, böses von einem reden, da ists gefährlich: gleiche Weiß, wie derjenige nicht fromm ist, der von einem leichtsinnigen Vogel gelobet wird; sondern den gewissenhaffte Leute loben, der ist gelobet, vnd wird jhn kein Spott-Vogel mit seinem Rath beschmeissen oder bescheissen können.

Laudari à laudato viro ea demum vera laus est, mala vituperari, quam ab illaudatis laudari, probis probari magnum probitatis est argumentum.

Der Gottlosen Spott-Vögel sind allzeit mehr als der Frommen: weil nun ein jeder gern lobet, was seines gleichen ist, so ist es vnmüglich, daß ein Böswicht einen Ehrlichen Mann rühmen, oder ein frommer Mann einen Ehrliebenden schelten sollte.

Wann wir alle weren Dieb,
Wir hätten all einander lieb,
Wir weren all in gleichem Stand,
Vnnd wer kein Neyd im gantzen Land,
Weil aber ich nicht bin wie du
So wirfftu stets mit Lügen zu.

Wird also bey verständigen Leuthen eines Böswichts vnnd Läster-Vogels Anbringen so gar nicht geachtet, daß vielmehr es dem leidenden Theil zu Lob vnnd Statten kommet.

Dahero denn der Weise Plato wol gesagt: eben darumb soltu glauben, daß dieser ein Rechtschaffen Ehrlich Mann seye, weil du hörest, daß er von einem losen Läster-Vogel wird geschändet vnd geschmehet.

Vnd der Mächtigste Römische Keiser Julius Caesar: Es kan mich mein Feind nicht schelten, spricht er, daß er mich nicht zugleich loben solte: Neque enim hi sumus quos vituperare ne inimici quidem poterunt, nisi ut simul laudent. Dann darumb haßt mich mein Feind, weil ich seine lose Stücke nicht einwillige, weil ich seine lose Wercke straffe, vnd ab seinen losen Handlungen keine Lust habe: welches mir billig zu Lob vnnd Ehren dienen solle.

Darumb dann auch diejenige (comparatis comparandis) so das Podagram bißhero auß vnbedacht geschendet haben, künfftiger Zeit sich billig davon abhalten, vnnd demselben ein besseres Lob, sich aber einig vnd allein alle Schuld zuschreiben; In dem sie sonst sich selbsten nur verkleinern, das Podagram aber in Würde setzen werden.

Dann lieber mein, wie leben solche Leuth? wie sitzen sie bißweilen in solcher Veppigkeit vnd Schwelgerey, daß sie das Podagram, auch offt wider seinen willen bey jhnen einzukehren, mit den Haaren herbey ziehen: Daß das Podagram selbst vngeladen bey einem einziehen solte? Nein, das wäre wider seine Natur: so grob vnnd vngezogen ist es nicht: man muß jhm wol küntzlen, wo man es wil haben: Vnnd doch soll es wohl vnter zehen nicht einem die Freundschaft erweisen, daß es Herberg bey jhm nemen thäte, Sich bey jeden groben Tölpel zu dulden vnd schleppen, der den gantzen Tag der Arbeit nachziehet, vnd jhm nicht wol eine gute Stunde anthut, das were dem Podagram schwer zu vertragen, vnnd solte es viel lieber auß der Welt ziehen.

Nam jacet in pluma purpureoque thoro.

Lieber, sage ich, was sind es vor Leute, die das Podagram also außtragen vnd schelten, ist es nicht also, daß sie sich jhre vnart vnd Boßheit, damit selbst verrathen? sind es nit diejenige, die Tag vnnd Nacht im Luder gelegen? die vor müssig gehen erfaulet, die Arbeit geflohen wie das Fewer, die den Wollüsten zu Tisch vnd Bett nachgehangen, vnd also jhre Glieder erschwächet haben, die die Niedlichste Speisen zu Wasser vnnd Land lassen beybringen, die im essen nit den Hunger, sondern die Lust suchen, die im trincken nit den Durst, sondern den Geschmack suchen? die sich nit zu frieden geben mit den gemeinen eingewachsenen Landwein; sondern mit außländischem sich erkützeln? die auff den weichesten Betten liegen: sich nach allen Wollüsten kleiden: alles erdencken, was die leckerige Gurgel, das juckichte Fleisch, die vmbschweiffende Augen, das weyche Hertz mag erdencken, vnnd sich also zärtlich halten, daß dem lieben vnschuldigen Podagram oft selbst, so zart als es sonst selbst von Natur ist, dafür eckelt, vnnd gleichwol wollen sie hernach vber das arme Podagram schreyen vnnd rufen; als wanner solcher schmertzen vrsach seyn solte. Wer guts thut vnnd muß sich drüber leyden, dem weicht das Leyd vnd bleibt das gute: wer aber mit lust böses thut, dem bleibt das böse, vnd lust wird von jhm scheiden:

Si quid feceris honestum cum labore, labor honestum manet:
Si quid feceris turpe cum voluptate, voluptas abit, turpitudo manet.

Wer wider Ehrbarkeit auff wollust sich begibet;
Dem geht die wollust hin, die ohnehr aber bleibt:
Hingegen, wer mit müh was Ehrenhafftes treibt;
Dem geht die müh hinweg, vnd bleibet was er liebet.

Ist es nicht also? wer gefahr liebet, wird in gefahr vmbkommen: Springe du in den Rhein, werffe dich in das Fewer; komme darnach vnnd schmälere vber das Wasser, daß es Vrsach seye an deinem Vnglück, an deinem vntergang: lieber wie wird sich das reymen? Aber so sind die Lästerer geärgert, daß, woran sie selbst schuld tragen, solches gemeiniglich auff einen anderen legen: damit sie also durchschlupffen vnnd für fromb gehalten werden mögen.

Lieber, man sehe die Herren Kläger selbsten an: sind nicht jhre Leiber, Gesicht, Haut, Bein, Farb, jhr Ansehen, Gang, vnd alles was vmb vnd an jhnen ist, anzeigungen, daß sie vor diesen redtlich gezecht, mächtig geschöppelt, ritterlich thurniret haben? die gute Herren wolten gern mit fressen, aber nicht mit hencken, dieses alles thun, aber nicht leiden, was sie doch wissen, daß sie deßwegen leiden müssen. Sie sind schuldig an diesen dingen, deren sie dem Podagram schuld geben. Hat einer das Podagram, so were er es gern quit; hat er es nicht, so treibt er es mit bescheidthun, mit vmb sich tasten, mit waschen, taschen, naschen, vnd flaschen, so lange, vnd hat weder tag noch nacht ruhe, biß er es wider habe: suchen also in der Kranckheit die Gesundheit; vnnd in der Gesundheit wollen sie sich doch vor der Kranckheit im wenigsten nicht hieten: Sie selbst achten jhrer Wohlfahrt nicht, vnnd wollen hernach dem Podagram solches zuschreiben: sie selbst thun sich leyd an, vnd wol-

len haben das Podagram soll jhnen wol thun. Sie wollen lustig bey Gesellschaften seyn, vnd hernach dem armen Podagram deßwegen vbels wünschen vnnd fluchen.

Wie solte es jhnen dann anderst gehen? jhr eigen Leben, jhr eigene gestalt bezüchtiget sie, jhre böse Gewohnheit verkleinert sie. Sie dencken nicht daß sie vmb deß Lebens willen essen vnnd trincken sollen, sondern sie leben vmb essens vnd trinckens willen. Niemand ist dem Podagram gehässig, als diejenige von denen gesagt wird:

Non quondam eramus inclyti Vino Viri.
Vt Venus eneruat vires sic copia Bacchi.
Et tentat gressus debilitatque pedes.

Wann sie jhre Lüste im Zaum hielten, vnnd der Wollüste nicht also mißbrauchen, vielleicht würde das Podagram jhnen auch gnädiger seyn. Wie will aber der nüchtern seyn können der diß Zechens gewohnt, der von nichts als von gutem Wein weiß zu erzehlen. Darumb

Was einer nicht will meiden
Das soll er billig leiden.
Nascitur ex Venere et Baccho solventibus artus
Filia, quae solvit membra Podagra virum.

Dann ich dafür halte, daß, wer also lebt, daß er nicht kan gesund bleiben, der ist nicht werth, daß er soll gesund werden, so lang er lebet.

Wer die Gesundheit in den Wellüsten suchet, der ist ein Thor; vnd wer vermeynt er seye vngesund wann er nüchtern ist, der ist ein Narr.

So last euch nun nicht wunder nemmen, wann jhr gute Herren das Podagram mit allerley Lüsten zu euch eingeladen, vnnd es hernach gern wider hinauß treiben wollet, vnd es euch nicht will gehorchen; sondern sich nur desto hefftiger sperret.

Ist dem nicht also, sind nicht jhrer viel gewesen, welche jhnen mit Reichthumb Vberfluß vnd Füllerey das Podagram an Halß gezogen, die hernach erarmet, widerumb sind zur Gesundheit kommen? welches nimmermehr hätte geschehen können, wo nicht sie viel mehr selbst, als das Podagram an jhrem Vnfall weren schuldig gewest, es ist die Regul gar vnfehlbar:

Arbeit, sey nüchtern, wenig tast,
Das Podagram dich bald verlast.
Nam quia serta placent et laeti pocula Bacchi
Quae praestare quidem non queat ullus inops.
Pauperis ergo horres habitacula dura podagra,
Divitis in pedibus sed residere juvat.

Das Podagram ist ein lebendiges Muster der Gerechtigkeit: kein ansehen der Person ist da, da ist weder Freundschafft noch Feindschafft, weder Gunst noch Mißgunst: Keyser vnd Könige, Päbst vnd Cardinäle, Bischoff vnd Bader, Herr vnd Knecht, Reich vnd Arm, Edele vnd Vnedele werden da, wo es einziehet in gleichen Würden, Ehren vnd Stand gehalten. Allein, daß es diejenige, die sich herrlich vnd köstlich in Wartung halten, etwas mehr liebt, das ist eine natürliche Schuldgebühr, welche den Patienten gebühret, die dem Podagram also mit Liebkosen vnd zärtelung hoffieren, vnd es, bey jhnen zu bleiben, reitzen, ja beym Mantel zerren vnnd zopffen.

Daß etliche sagen wollen, das Podagram komme offt auß dem Geblüt auch zu denjenigen Leuthen, die in grosser Mässigkeit leben, ist nicht ohn, wiewohl es gar selten geschicht. Aber solche Vrsach ist den lieben Eltern vielmehr zuzuschreiben, welche jhre Geblüt also erhitzet vnd erkühlet, daß es auch biß in die Nachkommende nachwütet vnd tobet. Gleich kompt von Gleich. Wo hat jemal ein Kranich eine Geiß gehecket? Wie mag aber dem Podagram mit fug auffgedichtet werden, was man von den Eltern ererbet? Dann der gestalt müste sonst der Adel vnnd Reichthumb auch vom Podagram herrühren, welches ja augenscheinlich falsch ist. Ist es dir nun gefällig deiner Voreltern, Gelt vnd Gut, Stand vnd Adel zu haben, so laß dir auch gefallen, daß du das Podagram von jhnen habest: Es ist ja billich, cui commodum, eidem et onus incumbat. Wer den nutzen ziehet, der habe auch die Beschwerden: wer das Gut erbet, der zahle auch die Schulden. Wann sie jhr Leben in Mässigkeit fortsetzen werden, ist nicht zu zweiffeln, das Podagram were endlich wiederumb auß dem Geschlecht vnd Stamme weichen: dann so Vngerecht ist das hochweise Podagram nit, daß es den so hart straffen solte, der die schulde von den Eltern angererbet, als denjenigen der solche auff das Kerbholtz geschnitten.

Es sind andere Kranckheiten, Maltzey, fallend Sucht etc. die, wann sie das Geblüt deß Menschen eingenommen, nicht mögen gelindert, noch vertrieben werden, sondern den Menschen in Noth vnd Tod treiben. Also vnbarmhertzig ist das Podagram nicht: welches sich durch gute Mittel vnd Mässigkeit im Leben, auffs wenigste, wo nicht gar vertreiben, doch läst begütigen vnd erweichen. Offt bleibet es auff lange zeit, offt wenig tag, je nach dem der Patient sich in seinem Gehorsam gedultig oder vngedultig verhaltet.

So ist ja das Podagram kein so schädliche oder abschewliche Kranckheit als andere. Alle andere Kranckheiten werden geflohen, gemeidet, geförchtet, also gar, daß offt die beste Freund einander verlassen müssen, ja Mann vnd Weib, Eltern vnd Kinder einander nicht sehen oder ansprechen mögen. Dieses ist am Podagram gar nicht, dann so man höret, daß es irgend bey einem guten Freund eingezogen, so lachet man seiner, man vexiret jhn, man schertzet vnd schimpffet mit jhm, man besuchet jhn, man liebkoset jhm, man ist lustig mit jhm, man wünschet jhm Glück vnd Heil, daß es jhm wol bekommen, wol anstehen, jhn wol tractiren möge: vnd ist da nicht anders, als wann man eine zarte Jungfraw zur Ehe vermählet hätte: da die besten Freunde sich frewdig vnnd lustig bey machen: vnd gleich wann ein junge Fraw mit dem ersten Kind schwanger gehet, es eckelt vnd widerwillet ihr, sie krämet vnd klaget sich; aber die Gespiellinnen vexiren sie, vnd lachen des Bossens, der so wol abgangen. Also gehet es mit dem, der das Podagram hat, gleichwol mit dem vnschätzlichen Vortheil, in dem nicht allererst vber neun Monat, sondern vber etwan 14 tage, 6 Wochen, mehr oder minder, das Leid wiederumb in eine newe Geburt der frewden wird verkehrt, vnd widergebohren.

Ist also das Podagram eine rechte Mutter der frewden, eine Gebährerin der gesunden tage, ein Vrsach der Ehre vnd Ansehens bey den Menschen. Vnd dannenhero alle diejenige billig zu schelten, die des Podagrams mit Lästerungen vnd bösen Nachreden nicht schonen wollen.

Wie manchem gienge es hund vbel, wann jhm das Podagram nicht hülff vnnd mittel gebe. Manchem weichet, Fürst vnd Herr, Statt vnd Burgermeister, auß dem wege, dem man sonst wol nicht ein tritt zu gefallen thäte: das thut das liebe Podagram: dann so bald man einen siehet, der das Podagram hat, da ist keiner so hoch gebohren so hohes Standes, der jhm nicht alsobald auß dem wege gienge, jhm Ehre vnd respect anthäte. Mancher fähret auff einer Kutschen, reitet auff einem schönen Roß, oder auff dem Esel, oder wird auff einem Sessel getragen, als der Americanische Ertz König Attabaliba, der wol sonst zu fuß wandern müste: das machet das werthe Podagram. Vor Königen Fürsten vnd Herren muß jederman mit grosser Ehrerbietung vnd Demuth, mit entblößtem Haupt stehen vnd auffwarten, vnd das ist der Welt Sitt vnd Schuldigkeit. Ist aber einer vnter der Gesellschafft, dem das Podagram wol will, wie bald wird er geheissen sitzen, sich bedecken, ja Fürsten vnnd Herren selbs befehlen solches, heissen solches, bitten sie solches, ja lassen jhnen durch jhre Diener, Stül vnd Sessel, Kissen vnd Pfülgen herbey bringen, vnd zu sehen, daß der Podagramische ja nicht vnsanfft vnnd vbel sitzen oder ligen möge. Ja sie reden mit solchen Leuten, denen sie sonst offt die Ehr nicht anthäten, daß sie sie ansehen solten.

Besihe in Hispanien Los grandes, dieses sind die vornembste Stände deß Königs, die haben allein Macht, vorm König den Hut auff dem Haupt zu tragen, sonst keiner, kan nicht das Podagram in einer Nacht auß einem ellenden Mann einen grand d'Espagne machen, der da Macht habe, sich zu bedecken, er seye wo er wolle: sind dann das geringe ding? wer wolt sich solche Ehr vnnd Herrligkeit nicht wünschen.

Vnd das nicht nur in Versammlungen, sondern auch bey Gastereyen werden solche Leute vor andern angesehen, dann gemeiniglich werden sie oben angesetzt: vnd wie köstliche niedliche Speisen sonst auffgetragen werden; so befleisset man sich doch allzeit, dem, der das Podagram hat, was bessers, was zartters, was leckerhaffters als andern bey zu suchen vnd vorzustellen.

Qualia Dis geniti comedunt obsonia Reges.

Vnd wann jederman mit dem essen vnn trincken zu frieden ist vnd zu frieden seyn muß, so wird es doch nimmermehr für ein vngebühr gehalten, wo der Podagramische darwider redet, was besonders fordert oder heischet, ja man reitzet vnnd vermahnet jhn noch darzu, daß er sich nur nicht schämen oder schewen solle.

Man möchte vnhöffliche Leute finden, welche vorgeben könten, solches alles geschehe nicht vmb deß Ansehens willen, sondern wegen der Armseligkeit, mit deren die Podagramische behafftet weren: als mit denen man deßwegen mitleidens vnnd erbarmens habe. Aber das sind albere Menschen. Was frag ich viel darnach, warumb mir guts geschehe; wann ichs nur mag fühlen, spühren vnd geniessen. Wann ich nur ein Vortheil vor andern Leuten gehaben mag, was achte ich viel, woher es komme. Es ist kein dürfftiger Mensch so vnverständig nicht, daß er viel fragen solte, warumb man jhm gutes thue, das oder jenes gebe: wann ers nur mag haben, das ist jhme alle genug.

Was sag ich aber von Armen? Sehen wirs heutigs tags

nicht an allen Königen vnd Potentaten der Welt, welche ein Reich, eine Landschafft, eine Statt vnd Ort nach dem andern einnehmen, vnterdessen aber nicht einmal fragen, ja nicht gedencken: warumb? ob es recht oder vnrecht seye? wann sie es nur in gewalt haben, vnd jhren willen damit erfüllen mögen. Also ich sehe mich vmb wo ich wolle, so köndte ich doch auff aller Welt niemand finden, der einem König oder Potentaten ähnlicher were in seinem sinn, als der das Podagram zum gehülffen am Leib hat. O was vor aller Welt selige Leute, denen das Glück also mit hauffen begegnet.

Ich sage dieses, vnnd weiß, daß es wahr ist, viel armer Leute sind, welche sich glückselig preisen würden, wann sie nur das Podagram haben, vnnd in dessen also herrlich gehalten vnd geehrt werden möchten. Dann lieber was ist doch lieders als ein Reicher:

Die gröste Lieb in dieser Welt
Ist, daß man liebt den, der hat Gelt,
Vnd zeucht herfür ein Reichen Mann
Der Ohren hat vnd Schellen dran:
Die Reichen lad man zu dem Tisch
Vnd bringt jhne Willpret, Vögel, Fisch:
Zum Reichen spricht man: Esset Herr.
O Pfenning man thut dir die Ehr.

Hingegen

Wärestu so weiß als Salomon,
So starck vnnd männlich als Samson,
Hätlst aber weder Gut noch Geld
So wärstu ein Narr vor der Welt.

Was ist zierlicher als ein Reicher? wer wohnt in schönern Pallästen als ein Reicher? wann man in dessen Wohnung einher gehet, so ist es mit Silber vnd Gold also behencket, vnd bestellet, als ob es eitel Kirchen vnd Altär weren, vnd einer tausend mal lieber wünschen soll, das Podagram in solchen orten zu haben, als mit guten Füssen, durch Koth vnd Dreck in Hunger vnd Kummer wie die arme Westreicher heutiges tages hertraben.

In Summa alles was schön vnd herrlich in einer Statt ist, das muß in deß Podagramischen Hauß gesehen vnd gehöret werden, da siehet man die schönste Kunststück der Mahler, da isset man die neweste Frücht vnd Speisen, da erzehlet man die lieblichste Zeitungen, da höret man die kurtzweilichste Geschichte, da werden alle die Händel der Keyser vnd Könige durchgangen, vnd geurtheilet wer recht oder vnrecht vnter jhnen gethan habe, es seye zu Kriegs oder Frieden zeiten. Da weiß man was in Sina, in Jappon, in Caleeuth, in Brasilia, in Mexico, in Florida, in Virginea, in Persia, in Türckey, in aller Welt geschiehet; ob man schon offt nicht weiß was in dem Hauß, in dem Keller oder in dem Stall mag vorgehen: dann vmb so geringe ding dekümmert sich das Podagram gar nicht.

Wie mancher ist vor Vnglück sicher gewesen, der sonst ohn das Podagram in eusserste gefahr deß Leibes vnnd der Ehre ja der Seelen selbst wer kommen. Dann so närrisch ist kein Podagramischer, daß er sich auff das vngestümme Meer begeben thäte, daß er sich auff der Jagd mit den wilden Thieren herumb beisse, Zanck- vnd Rauffhändel ansahe, oder Mord vnnd Todschlag anrichte auff der Gassen. Er darff nicht sorgen, daß jhm ein Ziegel auff den Kopff falle vnd jhn zu todt schlage (dann er bleibet vnden in der Studen) oder daß er in einem Scharmützel drauff gehe, erschossen oder erstochen werde: sondern er sitzet daheim vnd höret in wol verwarten weichen Betten zu, wie vbel es vmb andere stehe. Er ist weder mit Oberkeitlichem Last, noch mit Hoffs Vndanck beladen: sondern stehet seinem Haußwesen fleissig vor, vnd lässet keinen Menschen müssig gehen, dann weil der Müssigang alles vbels Anfang ist, also treibt vnd vermahnet er das Gesind, vnd lässet jhnen kein Augenblick ruh, so lange sie vmb sich siehet. Vnd ob schon er sich der Füsse vnd Hände nicht kan gebrauchen, so gebraucht er sich doch der Zungen: vnd was Hände vnd Füsse müssig sind, das muß die Zungen wieder einbringen, mit deren sie sitzende vnd ligende offt mehr gewinnen vnd erzwingen können, als andere mit rennen vnd lauffen, welches wol nicht geschehe, wo sie hin vnnd wider gehen vnd die Zeit mit andern vnnützlichen dingen vertreiben müßten.

Vnd das alles ist fast gering gegen dem was das Gemüth vnd Seele betrifft. Dann weil, wie es billig sein soll, die Kunst vnd Geschickligkeit allem Reichthumb vorzuziehen.

Ein jeder mag sein Handwerk loben.
Doch schwimbt die Feder allzeit oben.

So ist bewust, daß das Podagram viel Menschen zu höchster wissenschaft der Sprachen vnnd Künsten gebracht habe, die sonst nimmermehr dazu gelanget weren. Dann wann sie sonst nichts handeln vnd thun können, so lassen sie ihnen ein Buch beybringen, mit dem sie die zeit im lesen vertreiben, vnd also je Geschickter werden. Ja in allen Künsten. Die Musica oder Singekunst, die Kunst

Die weg nimbt Kümmernuß vnd Leid
In Schimpff vnd Schertz bringt große Frewd:
Auch sonst macht einen wol geschickt,
In Creutz, Arbeit vnd müh erquickt,

wird von jhnen geliebet vnd hoch gehalten, Ja sie selbst, die Herren Psodagramische, was schöner fusen, fugen, auß allen Stimmen wissen sie herzusingen, in so wunder harmonirlicher dissonantz, vnd dissonantzlicher Harmony, das wer jhren disconcenten, wann die Seiten auff das höchste kommen, zuhöret, bejachtzen kan, er habe von einer einigen Person, in so grosser Geschwindigkeit dergleichen mutationes, ex Canti molli in Cantum durum, ex Fa Sol Re in La Mi se Re, nimmermehr mit Ohren gesehen, noch mit Augen gehöret.

Das Podagram lehret wol vnnd zierlich reden: vnd eben diß ist der mangel, daß ich solche so nothwendige Erinnerungen nicht mit mehrer Zierligkeit kan dargeben, dieweil das Redgebige Podagram mich seiner praesentz noch nicht gewürdiget, sondern solche hohe Gaben mir noch verborgen haltet.

Dann mein, so bald einer das Podagram bekompt, ist es nicht wahr, das fast in einem Augenblick er zu bereden vnd vberreden (persuadere enim est finis Rhetorum) geschickt ist? also, daß dieser heut sagt, er habe den Fuß vberrenckt; Morgen, er hab einen mißtritt gethan; jener er habe die Rotschön, dieser es sey jhm ein böser Lufft drüber gangen: jener er habe den Fuß vermüdet, dieser er habe sich gestossen: jener er seye auff den Fuß gefallen, vnd was der listigen Spitzfindigen Außreden mehr sind, daran man sich billig zu verwundern. Ja nicht nur Rhetoricè sondern auch Dialecticè. Gewiß, Wahrhafftig vnd bei meinen Ehren, wann einer were, der es nicht glauben wolte. Da doch dessen viel andere Vrsachen vorhanden, welche den Schmertzen in Fuß getrieben haben.

Laß aber sehen, Mein, wo ist die Himmelische Kunst deß Sternsehens vnnd Wahrsagens besser zu lernen als deim Podagram?

Es ist kein heutiger Prophet so wahrhafflig, kein Sternseher so scharffsehend, kein Kalenderschreiber so gewiß, der einen Podagramischen gleich rathen, oder wissen könnte, was es eigentlichen für Wetter vnnd Gewitter geben werde.

Es ist ja wol ein recht Göttliche Kunst: auß dem Gestirn, nicht errathen, sondern gewiß wissen können was künfftig geschehen, solle. Weil aber die so vnfehlbare Perspectiven vnd Bryllen ein fast grosses Gelt kosten, wann man sie recht will haben: solches Gelt zu ersparen vnd doch deß Wahrsagens vnd Propheceyens gewiß seyn können, so ist das Edle Podagram eine Meisterin darauff. Das siehet viel schärffer als ein Lux, Es durchspühret die innerste Krafft vnnd Heimligkeiten die im Marck mögen verborgen liegen: ja das allergeheimeste von Gewittern, die der Himmel, oder die Lufft immer mag in sich haben vnd kochen.

So viel Nerven vnd Sennenadern, so viel Bein, ja so viel Blutströpfflein: so viel Kalender, so viel wahrhafftige vnfehlbare Wetter-Practicken, welche nimmer liegen, nimmer triegen; vnd deßwegen einen Mann, der das Podagram hat, in viel bessers Ansehen vnd Würden bringen als die Sternguckerey: von welcher vnd auff welche Himmlische Kunst heutiges tages mancher grober Esel auß Vnerfahrenheit, Stoltz vnd Frevel sich einen Buckel lieget, vnd Current-Lugenhafftig davon schreibet.

Sie bereden sich, daß in der roth vnnd schwartzen farb, in den Schlangen vnd Scorpionen Zeichen, zwicklen, strichlen, ringlen, creutzten ꝛc. alle Schätze der Weisheit verborgen: vnd bilden sich ein, das wort Kolender habe deßwegen den Nahmen, vnd seye ein solch gewinnbringende Schrifft, die mit Kolen vnd Ruoß beschmitzet, vnd besudlet seyn müsse: vnd wann das geschehen, alsdann der Sachen jhr recht widerfahren vnd wol abgeholffen seye. Dannenhero einer nicht vnbillig mit versetzung der Buchstaben also von jhnen schreiben möchte:

Kolender-der Kolen.

Ihr Meisterloses Volck, die jhr auff Gottes Krafft
Auff Gottes Werck vnd Macht, Himmel vnd Sternen lieget,
Den einfältigen Mann mit Roth und Schwartz betrieget,
Vnd offt für Sonnenschein ein kalten Regen schafft,
Wann doch, wann wollt jhr doch von solcher thorheit lassen;
Ihr wißt offt leider nicht, wie es im Hause geh,
Ob Nickel oder Heintz drunden beim Weibe steh,
Vnd wolt doch Gottesrath mit ewrer Brillen fassen:
Last ab! ach mein, last ab! ich kann mich nicht erholen!

Hört auff, ich lach mich kranck vber das schwartz vnd roth
Gemahlt verschränckte buch! hört auff, ich lach mich tod!
Hört auff! bringt Kreiben her, ich mag nicht mehr der Koten.

Aber O der herrlichen Außflüchte so sie nimmermehr gefunden haben, da einer jhrer Nachgückenden Nächtlingen schreibt: Solch vnd solch Wetter, Schnee oder Regen, Sonnenschein oder Nebel werde es da vnd da geben, je nach dem ein Land darzu geartet ist. Welchem wolt nun müglich sey, daß er in der Stern-Kunst fehlen könte? Es regne oder schneye so treffen sie es doch: Ist das Wetter nicht nach dem Calender, so ist es deß Lands schulde, welches anderst geartet gewesen. Es fehlet sich nicht, mein Zeiger ist just, aber die Sonn ist nicht recht gangen. Also ist vor Jahren Zickel auch ein Sternseher gewest. Wann ein Practic-Schreiber setzet, umb Drei König tag werden die Musicanten lustig sein. Vmb Faßnacht viel Leut Närrisch werden. Vmb Pfingsten viel werden ins Grüne spatzieren gehen. Im Sommer, Es werde grosse Hitze sein. Im Winter, Manchem Mann werde die Zeit schwer fallen. Wer ists der jhn deßwegen einer Vnwahrheit straffen könnte, dieweil wir, auch die Kinder, es ja selbst gesehen, gehöret vnd erfahren haben. Aber zu erbarmen:

Es ist ja eine Leichtfertigkeit:
Wo man von solchen dingen seyt,
Als ob man GOtt wolt zwingen mit
Daß es müßt seyn, vnd anderst nit:
In Narrheit ist all Welt erdaubt,
Eim jeden Narren man jetzt glaubt.
Das geht nun alls ohn straff dahin
Die Welt will nur betrogen seyn.

Diesem vnmäßlichen Kalenderschreiben, diesen Frevelhafftigen Wettermachen soll noch kan niemand wehren, als die Hohe Oberkeit. Weil aber dieselbige wegen der Mühesamen Zeiten sonsten die hände allenthalben im Haar hat, so wehret Gott, indem er solche Propheten zu Narren macht, vnnd viel ander Wetter schaffet, als sie in jhren Kalendern prophezeyhet haben? als, daß er kalt Wetter kommen lasset wann sie einen Sommertag setzen: Regen schicket, wann sie wollen spatzieren fahren. Vnd sie also jhrer Thorheit in jhren Wercken augenscheinlich vberzeuget, vnnd aller Welt zu erkennen gibt, wie wenig eines Calenderschreibers worten zu trawen seye.

Darumb dann ein Podagramischer in seinem Weissagen vnd Wahrsagen viel glaubwürdiger ist. Sein kleiner finger kann jhm sagen was im gantzen Land geschehen soll: Vnd da beißt kein Mauß kein Faden ab.

So solten sich nun schämen, ja schämen solten sich, diejenige Astrologi vnd Practieschreiber, welche jhrer Kunst so gar vngewiß sind, daß auch ein armer bloch-stilligender, durch-die-Fenster sehender, offt vnbelesener Podagramischer Maitermann es jhnen im propheceyen weit, weit, bevor thut.

Schämen solten sich auch, ja schämen solten sich diejenige Astronomi vnnd Kalenderschreiber, welche solche fantastereyen vnd wunder-fisigunckische bossen in jhren Kalendern mit ein-mahlen vnd schreiben, daß die Welt davor stehet vnd das Maul darüber gleichsam vergisset zu zuthun, ja bald gar zum Fantasten muß werden.

Ich rede aber nicht von allen, Artem non tango, sed homines; nec omnes, sed tantummodo rudes et inertes: die Gelehrten vnd Erfahrnen behüte Gott; Sondern von denen sage ich, welche, mit hindansetzung deren dinge die zu dieser Kunst eigentlichen gehören, andere sachen vorhaben, vnd eine newe Theologiam auß jhren Prophezeyungen erzwingen, eine newe Bibel auß jhren Demonstrationibus schmiden, vnnd die Offenbahrung St. Johannis durch jhre Brillen reformiren wollen.

Ich rede oder schelte auch nicht auf die Edele Kunst an jhr selbsten: Als welche in jhrem Rechten gebrauch eine grosse vnergründliche Gabe Gottes ist. Dann die Rechte Astrologia ist so hoch zu halten, als hoch deß Ertzvatter Josephs, deß Propheten Daniels, der drey Weysen auß Morgenland, Kunst, je zu halten gewest. Aber, lieber, wo ist der jenige der noch ein füncklein von solcher alten Chaldaischen Kunst vbrig hätte? Wo ist der heutige Astrologus (ohne einen) der nicht liege? der nicht die Welt äffe vnd betriege?

Lieber woher kompt es, daß heutigs tags nicht zween rechtschaffene Poeten mehr zufinden sind? wo sind solche Gemüther hien gekommen? jhre Seele sind, nach Pythagorischer weyse in der Practieschreiber Leiber geflogen, darumb sind diese jetzo worden so verlogen. Wann die Poeten, der sage nach, Jhren Nahmen haben vom Grichischen Ποιεῖν, das ist, Machen, Dichten; so sind ja die Pracktik-schreiber die rechte Poeten, dann sie können ja meisterlich dichten, daß ist, Liegen, reden was erlogen ist: vnd darff dieser Satz nicht viel weisens, allweil die Bauren es mit den Händen greiffen mögen. Sie können ja meisterlich machen: das bezeugen jhre Witterungen. Dann sie machen das Wetter in jhren Kalendern wie sie wollen; der Himmel aber macht es wie er will: vnd nicht desto weniger so bleibet jhnen der ruhmwürdige Nahme daß sie rechte Wettermacher seyen.

Je höher nun die rechte Astrologia zu schätzen ist, je weniger ist ein rechter Astrologus zu finden.

Was aber für ein eigentlicher vnterschied zwischen einem Erfahrnen Sternseher, vnd einem Sterngucker? vnnd warumb dieser so viel in einem Lande, jenner kaum einer in der gantzen Welt zu finden seye? halte ich, seye auß dem gar leicht zu entscheiden; Indem ein Löw offt in etlich Jahren nicht wol ein Junges zeuget; Eine Sawe aber das Jahr etlich mal, vnnd auff einmal auch wol offt gar biß in die zwölfe wirffet. Dahero es kommet daß die Welt mit so vieler Wüsterey vnd Vnflätérey vberschwämmet worden.

Die Astronomia ist billig auch hoch zu halten, dieweil nach anleitung deß Himmels lauff sie die vnterschiede vnd Außtheilung der Zeiten den gemeinen Mann erkennen lehret, vnd also die Welt vor Vnordnung Verwirrung vnd Zerrüttung in jhr selbsten kann verwahren. Vnd wolte Gott, vnsere heutige Kalenderschreiber alle blieben hiebey: dann wahrhafftig werden sie doch ein mehrers als die Zeiten zu vnterscheiden nicht viel wissen; vnd welche sich ein mehrers einbilden, die haben vnfehlbarlich mangel im Hirn, mangel im Seckel vnd in der Taschen: Also daß sie Credit vnnd Glauben darüber zu setzen vnd verliehren müssen.

Hingegen aber hat ein Podagramischer in aller fülle Credit bei ehrlichen Leuten: jedermann ehret vnd respectiret jhn; jederman lobet vnd dienet jhm; Er aber dienet Gott, an welchen er, wo das H. Podagram nicht thäte, sonst ellements wenig (recht podagramisch von der sach zu reden) gedencken würde.

Ein Podagramischer ist wie das Heiligthumb, niemand darff jhn mit Händen berühren: der zu jhm kommet, stehet von ferne, vnd mit zimperlichen Geberden (wie Simeon auff der Seule) schawet jhn an.

Da ist weder Welt frewde noch kurtzweil, weder singen noch springen, vnd so es ja besser, Christlicher vnd aufferbawlicher ist, im Klaghauß als im Schlaghauß, im Weinhauß als im Weinhauß zu sein, warum gehen wir nit zu den Podagramischen? warumb haben wir nicht alle das Podagram sehr am Leib? damit vns die Andacht desto baß komme vnd nicht so leicht erkalte, oder so bald bey vns veralte.

Das Podagram ist nicht eine so grawsame, allgemeine grassirende grewliche, vnverständige, vngerechte Kranckheit, als andere seyn möchten: da offt das eine Glied sündiget vnd bubenstückelt, das andere, so doch vnschuldig, hingegen muß büssen vnd bezahlen. Nein: das Podagram halt besser Recht, es kan den rechten Kögel treffen, ja den König selbsten, vnnd schmeißt offt neune auff einen Streich; gar selten wird es sich anderstwo hinbegeben als in die Finger vnd Zehen, in Hände vnd Füsse, nemlich in diejenige Glieder, die es verschuldet vnd verdienet haben. Welcher ist der das Podagram je hätte an der Nasen, an einen Zahn, oder am Bart gefühlet? Nein, die Hände die wissen davon zu sagen: die Finger, die in den thörichten Jahren griffen nach gelben Haaren: die Hände, die im finstern getastet, im Busen genaschet: die Hände, die so manchen schönen Becher, so manches zierliches Glas, mit Hamischen Wein, mit Hambachischen Wein, mit Reichenawer vnd Reichsfelder Wein, mit Mosel vnd Reinischen Wein, mit Bacharocher vnd Dreckshäuser, mit Necker vnd Klingenberger Wein angefüllet, mit zehen Fingern gefasset, ergriffen, vmbfangen, dem Mund zugebracht, dem Gespanen zugezottelt, die müssen jetzt nach gemachter Irten die Zech bezahlen: vnd siehe du nur, ob er nicht noch das Gelt oder die Müntz dar vnd düntelcinsweise im Knochel trage. Die Füsse, die offt hingegangen da andere gelegen, die müssen jetzt liegen da andere stehen: das ständling wincken, das ständling trincken, was solte es anders geben, als hincken? wo solte es anderst seinen außbruch nehmen als wo es herkommen, vnd seinen anfang genommen?

Wie vnverschämbt geht mancher starcker Flegel daher tretten, als ob der Boden jhm allein gemacht were, vnd er denselben vntertrucken wolte? Nimmet nicht in acht, auch nicht betracht, daß die die Erde vnser aller Mutter seye, auß deren wir vrsprünglich herkommen, vnd endlich darein wider alle müssen verscharret werden. Ein Podagramischer hat viel reiffere Gedancken: Siehe, wie leise gehet er herein, daß man wol sagen könte, Er wolte, wie Brut 9, seiner Mutter, der Erde, einen Kuß geben, mit den Füssen. Das sind gehorsame Kinder, die der Mutter also schonen, damit jhr nicht wehe geschehen möge.

Das Podagram (welches insonderheit hoch tröstlich ist allen behafften Personen) bleibet auch getrew biß in den Todt, es verläßt den Menschen in keiner Noth. Andere zufällige Kranckheiten sind heut da, morgen dort, anderst begehrt mans auch nicht: diese auffrichtige Kranckheit aber verlässet ihren Mann nicht biß ins Grabe. Ein trewer Freund ist nicht mit Geld zu bezahlen, in Noth vnd Todt kanstu dich auff jhn verlassen. Was ist das anders gesagt, als

daß man von dem Podagram solche Freundschafften zu gewarten habe?

Das Podagram ist ein ansehnlich Kranckheit, hoher Dignitäten vnnd Würden. Man sehe ob sie je bey einem Kärchelzieher, bey eim Sackträger einkehre? Nein: es were dann, daß dessen Vatter einer ein Herr vnd seine Mutter dessen Magd gewesen were. Aber bey Fürsten vnnd Herren, bey Reichen wohlmögenden Personen, da wil das Podagram einziehen vnd wohnen: als welche sich in der Jugend, mit Thurnieren ritterlich gehalten, sich vmb dasselbe wol verdient, alle Winckel durchstrichen, alle Kammern durchschliechen, alle Gläser ausgewischt, alle Kannten außgefischt: dardurch sie dann zu billicher Nerompens wiederumb also bekramet werden.

Die Frantzosen nennen es les Gouttes das trüpfflein, ich will lieber sagen das schöplein als das tröpfflein: Aber viel Tropffen geben auch einen Schoppen: darumb hüte dich für den Tropffen, so wird dich das Podagram nicht mehr zopffen.

Was kan einer, der das Podagram hat, nicht lernen? Alle Künste, alle Welthändel vnd Geschichte, ja lernen ohne mühe, ohne Kost vnd Gefahr. Ziehe hinein in Asien wen gelüstet, wird er nit wegen der Türcken vnd Saracenen in gefahr, Leibs vnd der Seelen kommen? Gehe hin in Affrica, wird er nicht in Gefahr Leibs vnd Lebens gerathen? Fahre hinein in America wirstu nicht wiederumb in Gefahr Leibs vnd Lebens gehen? Ja nur in vnserm Europa, in Spanien, Italien, Franckreich wirstu nit in Gefahr Leibs vnd der Seelen gerathen, wegen der grausamen Feinde, hinden vnd fornen, innnerlich vnd äusserlich, vnten vnd oben, hüben vnd drüben: du wirst all dein Mittel verzehren vnd doch wenig Gottesforcht dabey lernen vnd lehren: Aber hab dir das Podagram, so wirstu nachts in deiner Sicherheit liegen, tags ausser aller Gefahr seyn der Mörder, der wilden Thiere, deß Wassers, der Inquisition: du wirst lernen können, was du wilt, vnnd ohne fuß verstossen wissen, was die Bramines mit deß Königs Braut in Calechut machen, wann sie die erste nacht bey jhr schlaffen, damit der König kein hindernuß kriege. Du wirst sehen mögen, was der König in Sina zu Quinsay in der Statt mache, wiewol keinem bald dahin zu kommen sonst wird verlaubet. Das laß mir ja ein scharffes schlecht-durchsehendes perspectiv seyn: das laß dir ein geschickten Doctor sey, der einem zu Speyer die jenige krumme Ding weisen kan, vmb deren Willen er sunst nach Venedig vnd Constantinopel nach Astrachan vnnd Alckair, nach Ormus, Cusco und Mexico reisen müßte.

Vnd wann manchmahlen etliche auß Vnverstand oder Vnwillen wider das Podagram, als oben geandet, vngründlich vorgeben wolten, diese vnnd dergleichen Sachen weren Anzeigungen, daß das Podagram dem menschlichen Geschlecht vielmehr zu Verdruß vnd Vntergang, dann zu gunst vnd Gutthat entstanden: als durch welches die Gestalt verstellet, das Geblüt erschöpffet, die lebhaffte Farb verkehret, die Kräfften vertrucknet, der Schlaff verwehret, das gesicht verzehret, Lust vnd Frewd, Schimpf vnd Schertz verjaget, die Finger, die Gleiche, die Schultern, die Knye, die Schenckel, ja der gantze Leib verkrummet, geschwächet, gebrochen würde; so gibt doch solches Vorgeben alles nur zu erkennen, daß solche Leuthe (wie der meiste vnverständige Mann) mehr auff deß jrrdischen Leibes Lust, als auff die Edele Seel vnd das Gemüth achten.

Es gehet dem lieben Podagram wie Ehrlichen Leuthen zu geschehen pfleget, denen ein Böswicht zuwider ist, von dem sie hinderwerts verkleinert vnd außgetragen werden, die man doch nimmermehr mit Fug schelten kan ohn sonderliches Lob vnd Ehren: dann in dem das Podagram dem sterblichen Leibe schadet, so nutzet es ja der vnsterblichen Seelen, in dem es das Fleisch züchtiget, so stärcket es ja den Geist: indem es die Welt Lust außtreibet, so bringet es ja den Lust nach Himmlischen Dingen:

Es ist ja kein Mensch so vnverständig, der nicht wüßte, daß der Leib der Seelen feind seye; vnnd die Seele nicht möge erhalten werden, es seye dann, daß der Leib leyde. Die Bünde vnd die Last des Leibes ist so schwer, daß der Mensch sich nicht hinauff zu GOTT begeben mag, er habe dann solche Last vnnd Bürde zuvor abgeleget. Der Leib ist gleichsamb ein Nebel, der die Geistlichen Augen der Seelen verhindert, daß sie nicht hinauff zur Sonnen der Gnaden gelangen mögen. Ach was muß die arme Seele nicht leyden vnnd außstehen umb deß elenden Leibes willen, damit er sein Vnterhaltung, sein genügen, sein lust vnd frewde an erden haben mag, dann da kommet her Angst, Sorg, Bekümmernuß deß Gemüts, Gelüste, Einfälle, Argwohn, Forcht, Einbildung, Betrübnuß, Begieeden, Liebe, Haß, Neid, vnd anders mehr: welche der armen Seelen dieses Leben so sawer machen, daß sie gleichsamb in einem glüenden Offen ohne Auffhören muß sieden vnd wallen. Wo kommet Krieg, Auffruhr, Streit, Zanck, Schmach Todschlag, Raub, Brand, vnd andere Plagen her, als von der vnersättlichen Lustseuche des Leibes? Dann vmb Gelts Willen thut vnd leydet man alles: Das Geld aber begeret was wegen Erhaltung des lieblosen Leibes: Welchem je mehr wir zu gefallen thun, jemehr wir der armen Seele zu wider seyn vnd schaden. Die eusserliche Sinne des Menschen seynd wie die vnbendige vnd vngezäumbte Pferde, die an einen Wagen angespannen, ohne einige Regierung lauffen wohin sie wollen, eines da, das andere dort hinauß; wo aber die Seele jhre Würckung haben mag, so dienet sie den eusserlichen Sinnen, als ein trewer Führmann, der sie in die rechte Bahn leitet vnd führet: vnnd gleich wie solche geyle Pferde ohne einen Fuhrmann sich selbst vntereinander zu Boden rennen vnd verderben, also der Leib ohne der Seelen Beystand sich in Vntergang wird stürtzen vnd fallen.

Darumb die weise Leute sich allezeit der Welt vnd deren Lüsten entschlagen, damit sie die Lust der Seelen geniessen möchten: Dann wer der Seelen Heyl in obacht nimmet, der achtet nit, was Adel, Reichthumb, Glück vnd Wollüste der Menschen für ein blinden Dunst vor die Augen mag bringen. Ja die freye Seele achtet weder Schmach noch Armuth, noch Elend, noch Tod vnnd begeret mit allem Ernst dasjenige, was dem Leib zuwider, vnd jr nutzlich ist: Was aber allein dem Leib dienet, das muß ohnwidersprechlich der Seelen zuwider werden. Es leide nun der Leib was er wölle, wann die Seele wol stehet, so stehet alles wol; wann aber die Seel in Gefahr ist, wehe dem herrlichen Leib, der sich also muß quälen vnnd leyden.

Die Seele ist das Bilde Gottes: ohne die Seele ist der Leib mehr einem stock vnd wilden Thier, als einem Menschen zu vergleichen. Wie köstlich nun die Seele auß oberzehlten zu achten vor dem leibe; Also herrlich ist das Podagram zu lieben, weil es die Seele in jhrem Stand vnd Vollkommenheit erhalte? Zu dem so ist das Podagram dem Leib selbst, den die thörichte Menschen so hoch halten, nit allezeit zuwider. Was stehet einem Menschen vbler an, als wann er einen feisten außgemästen vngehewren grossen Leib hat, wie ein Schwein, das zu schnauffen vnd blasen liget, als ob es von schmaltz vnd feiste ersticken wolte? Was ist verdrießlicher einem lieben Weib, als wann sie einen so vnbehülfflichen schweren Mann umb vnd an sich muß leyden? Der, wann er soll zu Pferde sitzen, zehen Mann bedürffte, die jhn darauff hebten vnd hielten? Wer ist, der solche vnliebliche dicke Leiber in eine bessere, feinere, geschmeidigere Form kann bringen, als das Podagram? Das nimpt vnd verzehrt die vberflüssige Feuchtigkeiten deß Leibes, vnnd machet den Mann fein fertig, da er sonst wegen seiner Vnkömbtichkeit nicht in geringe Gefahr des Lebens gerathen?

Was ist das der weltliche Mensch mehr schewet als den Todt? Was ist das den Menschen länger leben machet als das Podagram? Dann in dem dasselbe alle gefährliche Flüsse des Leibes in die finger vnd füsse ziehet, die sonst auff die Leber, auß der Leber in das Miltz, in die Nieren, in die Gall, in den Magen, aus dem Magen in das Haupt, vnd herab vnd auff das Hertz sich setzen würden, vnnd dem Menschen in einem Augenblick den garauß machen.

Ein wahrhafftiges ding: so lang der Mensch das Podagram in Händ vnd Füssen hat; so lang ist er vorm Todt gesichert vnd kan nit sterben, Er esse vnnd trincke was er immer wolle, Er lebe gleich hin, wie er jmmer wölle. Die Vntugenden vnnd Laster sind das abschewlichste Dinge, so an einem Menschen zu finden: Da ist aber kein Weltweise, kein Geistlicher Mann so geschickt die Laster zu vertreiben vnd gar auszureuten, als geschickt das Podagram ist: Dann es weret, nit nur daß der Mensch in kein Laster falle; sondern ziehet auch diejenige wieder herauß, die sich albereit vbersehen haben, vnnd im alten Schlamm vor diesem gelegen: ohne welche trewe rettung oft mancher Mensch mit leib vnd seel verderben muste.

> Damnatam dices, sed res non vera, Podagram,
> Abstrahit à pravis, invigilatque bonis.

Das Podagram wehret dem Hauptlaster der Hoffart vnnd dem Ehrgeitz, vnnd lehret wie so gar nicht auff die schöne Gestalt, auff die Stärcke deß Leibes, auff den Adel, auff Ehr vnnd Herrligkeit der Welt zu bochen: vnd schaffet also, daß die Menschen sich selbst erkennen lernen, vnnd wissen, daß sie Menschen, vnd mehr nicht, als Menschen seyen.

Das Podagram lehret durch seine Gegenwart, wie man sich deß Neidens, deß Eyfferes, deß Verleumbdens vnnd Lästerns, deß Vorwitz, vnd anderer vngebürender Dinge mässigen solle: Dann wie solte ein vernünfftiger Mann in frembden Händeln vorwitzig seyn mögen? zu frembden veehaßten vneekandten Händeln sich gebrauchen lassen mögen, der in seinem eigenen Zustand nicht kan Mittel finden?

> Das Podagram hat diese Krafft,
> Daß es sanfftmütige Menschen schafft.
> Wer sich fürcht vor des Podagrams wüten,
> Mag sich vor Neid vnd Eiffer hüten.

Das Podagram nimpt hinweg allen bösen Willen deß Menschens, also daß ein solcher weder auff Zeug noch List, weder auff Feindschafft, noch Zwietracht, noch Zanck, noch Streit, noch Krieg gedencket; sondern allein darnach sinnet vnd sorget, wie er seinen sachen wol abwarten möge, denn wer mit sich selbst zu thun

hat, der vergisset in dessen eines andern gar wol, wann er bey Vernunfft ist.

Drey ding sind hingegen wiederumb, die einem Podagramischen den schmertzen verursachen, vnd mehren, die Gurgelfrewd, die Bulerey, vnd der gähehitzige Zorn: Wenn nun das Podagram einzug bey einem Menschen hält; so dencke oder bilde derselbe sich ein, das Podagram stehe selbst da zugegen, vnd frage, was man sein begehre? vnd worumb man es beruffen habe? Antwortestu nun, du begerest sein nicht, so wird es dir also begegnen vnd sagen:

Mein lieber Freund, du hast mich geladen, da bin ich zugegen: Ich hab dir durch viel Exempel schon genugsam zu verstehen geben, daß du deß starcken Getränckß, deß Zechens vnd Zehrens, deß Naschens vnd Taschens, der Bulerey vnd Leckerey, deß hitzigen Anlauffens vnd Zörnens, solst müssig gehen; Hastu es nun gewußt, vnd doch nit gehalten so leide nun jetzt die Streiche, die dein vngehorsamb wol verschuldet, vnd sey ein andermal witziger, als du mit deinem vnfall bißhero gewesen. Ist das nit ein grosse trew, wo man einen also vor schaden warnet? Wie könte der beste Freund ein mehrers thun bey einem Menschen, als wann er jhn vor seinem vntergang dergestalt abmahnet vnd abhaltet: Ist das nit große Thorheit, wann man weiß, was vbels auß einem Ding entstehen werde, vnnd man wil sich dannoch nit dafür hüten. Also du essest oder trinckest, du bulest oder wulest, du zörnest oder lachest, so dencke an das Podagram, so wirstu nimmer zu viel thun.

Darumb so bleibt es einmal vnverwürfflich dabey, daß das Podagram ein heiliges Ding seye, weil es den Menschen von den grösten Lastern der vnmässigen Saufferey vnd Bulerey abhaltet: Ja, mächtiglich vermittelet, daß die Weiber und Jungfrawen desto sicherer bey Ehren, vnd in besserer ruhe leben vnd bleiben können.

Thu du dawider, wage es darauff so keck als du bist, siehe aber zu, vnd erwarte, wie dir das Podagram auff frischer That ablohnen werde, daß du auch der Weiber vnnd Jungfrawen endlich weder sehen noch vmb dich mehr, vnd weniger, als ein Carthäuser, wirst leiden wollen.

Die das Podagram schelten, die thun es entweder auß Zorn, auß Haß, oder auß Vngedult. Diß sind grosse drey Vntugenden, vor denen sich ein rechter Christ billig hüten solle.

Impedit Ira animum ne possit cernere verum.

Wann Zorn ein Menschen vberwind,
So weiß er minder denn ein Kind,
Der Zorn hindert deß weisen muth,
Der zornig weißt nicht was er thut,
Wer sich ergibt der Vngedult,
Derselbig fällt in Sünd vnd schuld.

Wir Menschen ins gesampt sind also geartet, daß wenn es vns immer nach belieben vnd willen gienge, wir würden vns vnd vnsere vntüchtigkeit nimmermehr recht erkennen, noch Gott fürchten lernen: Sondern mit stetigen Weltgedancken, als das tumme Vieh umbgehen, also, daß weder Recht noch Billigkeit, weder Gesatz noch Ehre mehr bey vns würde früchten. Aber das Podagram lehret die Augen auffthun, gen Himmel sehen, die Welt vnd jr Wesen verachten, vnd betrachten, wie so gar elende Menschen wir alle sind, wie vergebene Hoffnungen wir vns machen: wie all vnser sorgen, dichten vnnd trachten vmbsonst vnd vergebens seye: Es lehret bedencken, was die frommen für gnad, die gottlosen für Straff zu gewarten haben: Es lehret ein mann von hertzen bitten Gott von hertzen anruffen, ehren vnd loben: Ja erkennen, daß er der Herr seye vber gesunde vnd krancke, vber Himmel vnd Erden. Was kan nun den menschen nutzliches, ja seliges gegeben werden als die Erkanntnuß seines Schöpffers? vnd daß beydes zu bösen vnd guten Tagen, er jhm still halten, vnd jhm für seine väterliche heimsuchung dancken, Ihm, wann er sie von den Schmertzen erlöset, loben.

Wann man von Gedult wil reden, Lieber wo ist solche mehr zu finden, als bey einem Podagrammischen? wer hat jemahl einen Podagramischen hören fluchen, in wehrendem seinen grössesten Schmertzen? kein Mensch wird bald von jhm hören, daß er bete. O der Heiligen Leute, der edlen Gedult, die sonst nit bey jedermann daheim ist.

Ist das nit grosse Gedult, daß einen ein fewriges Trätlein, ein fewriges Messer von einem Glied durch das andere gehe, zwicke vnd picke, packe vnd zwacke, reisse vnnd beisse, senge vnd brenne, vnd er muß die Ohren spitzen, fühlen vnnd darzu schweigen, als ob man jhm den Rucken kratzete.

Ist aber einer noch rösch, vngehobelt, hartnäckicht, vnnd der sich sperren deßwegen pochen, poldern vnnd widerstreben wolte, den kan das Podagram in einem Tag so gelind vnd geschlacht machen, daß er sich ließ vmb einen Finger wickeln. Vnd wer wolte nicht gern in Hertzbrennender Gedult still halten vnd büssen, auff daß er einen so heiligen Namen erlangen möchte?

Weise mir einen bösen Buben, den das Podagram nit fromm gemacht habe: Einen vnachtbaren, den es nicht Ehrlichen Leuten gleich gemacht habe: Einen stoltzen vnd hochmühtigen, den es nicht sanfft vnd demüthig gemacht habe: Einen vnkeuschen, den es nicht gezüchtiget habe: Einen vollsauffer den es nicht mässig gemacht habe: Einen hässigen den es nicht freundlich gemacht habe: Einen widerspenstigen, den es nicht gehorsamb gemacht habe, Einen hartneckichten, den es nicht vnterdienstbar gemacht habe: Einen mutwilligen, den es nit eingezogen gemacht habe: Einen strengen, den es nicht gütig gemacht habe: Einen Gebetlosen, den es nit andächtig gemacht habe: Einen geitzigen, den es nicht barmhertzig gemacht habe.

In Summa Summarum:

Glauben haben: Hoffnung haben: Liebe haben: Gedult haben: Zeitliche ding verachten; nach Himmlischen Dingen trachten; mit verstand vnd vernunfft alles angreiffen; das gute vom bösen vnterscheiden; Gott vber alles lieben: Ehrlich seyn gegen jederman: Niemand schaden thun: Wider recht nichts handeln; deß Armen sich erbarmen; Vbels mit vbel nicht vergelten: weder durch Geschenk, noch Vortheil, noch Gunst, noch Hoffnung, geniesses von dem rechten abweichen: sondern in allen dingen die Gerechtigkeit ob augen haben: Das jrdische auß den Sinnen schlagen: Allein nach Gott vnd dem ewigen fragen: Das böse leiden williglich. Das gute befürdern gütiglich: die böse Lüste tödten: sich an seinem Gemahl allein lassen genügen: Anderer Leute aber müssig gehen; nicht leichtlich jemand hassen, zörnen, neiden: ja in allen Dingen Maß halten: sich selbst erkennen lernen: das Ende bedencken, ꝛc. Das alles sind Wercke vnnd Würckungen der edlen Tugend, Herrscherin des Podagrams.

Ist also schließlich allezeit besser der Leib leide als die Seele, vnnd ist der Mensch am gesundesten zu der Zeit, wann er am Podagram kranck ligt.

Vnnd wer wollte diese Himmelweisende Zuchtmeisterin nicht gern vmb sich haben? Muß man doch von einem Artzt vnd Doctor offt höllische Pein vnd Marter leiden, mit Fewer, mit Eisen, mit Wasser, mit Gifft vnd Gall, mit Artzneien, welche ärger vnd schröcklicher sind als der Tod selbsten: Vnd zu dem offt mehrentheils aber nichts helffen, vnd doch Had vnd Gut darbey muß auffgesetzt werden: Da hingegen das Podagram vmb nichts, vnd mit nichts vergehet von sich selbsten, ist sein selbst Artzney, wer es nur mag leyden, vnd demselben nicht mit seinem Schaden, sondern seinem großen Gewinn will gehorchen.

Alle andere Kranckheiten sind also geartet, daß sie den Menschen endlichen in den Todt gar bringen: ja jhm offt Sinn vnnd Gedancken also nemen, daß er an seine Seligkeit nit wol kann gedencken, das Podagram thut solche gefährliche ding gar nit; sondern zu seiner Zeit, wie ein trewer Vatter, wann es lang genug gesteupet, weiß es wiederumb nach zu lassen. Es züchtiget, aber mit masse, vnd zur Buß vnd Besserung des Lebens.

Vnd ob schon viel tausend andere herrliche Dinge vnd Tugenden sind, die auß dem edlen Podagram herrühren, will ich doch derselben dißmal geschweigen, vnnd nur noch dieses einige sagen: Das Podagram seye ein rechte Helden Kranckheit, ein Kranckheit in Glück vnd Vnglück, ein Hochgeborne Hoch-Edele Kranckheit: Dann nichts zu sagen von Keysern, Königen, Fürsten, Graffen vnd Herrn, die heutiges Tags leben, vnd ohne das Podagram nicht leben können oder mögen, wer wolte nicht gern das Podagram, vnd in die löbliche Gesellschafft des alten Königs Priamus, deß Archesilaus; deß Bellerophontes, deß Oedipus, deß Presthenes, deß Lycon gezogen werden? Wer wolte sich weigern, dessen sich die vortrefflichen Helden Prothesilaus und Vlysses nit geweigert haben. Man sage auch von Achilles was man wolle, daß er ein Arbeitsamer geschwinder Fürst gewesen, der nimmer ruhe gehabt habe: so sage ich doch, daß das Podagram, seiner bißweilen auch so gar meister worden, daß er nit können vom Läger kommen, vnnd wann niemand were, als der einige Erasmus Roterodamus, der sein trefflichste Sachen im Podagram geschrieben, solte nit ein weiser mann lieber mit solchen Helden alles leiden wollen, als mit einem Haluncken vnd sonst faulen Gesellen in vngeschmackter stinckender Frölichkeit zubringen.

Ob auch schon das Podagram ein verhaßter Nam ist, bey vielen Menschen, hindert nichts: Ein bösen Nam soll einem ehrlichen Mann nichts schaden, noch seine gerechte Sachen böß machen: Wie hingegen es ein Bößwicht nichts mag nutzen bey vnverständigen Menschen, wann er schon noch ein so vortrefflichen Namen hat.

Wer nun das Podagram am Leibe hat, der behalte es, vnnd

warte seiner, als eines vnsterblichen Gosts deß Leibes wol, vnd lasse sich ja durch kein weisen Meister bethören, als ob es durch einigen aspect zu vertreiben seyn solte. Dann eben der Aspexit ist des Podagrams Voter vnnd der Inspexit ist seine Mutter. Zu viel onguckn, zu viel einschlucken; zu viel die Nos bucken; zu viel die Hände trucken, zn viel die Haut jucken, macht in dem Bette hucken:

Experimentum.

Recipe.

Wonn du hast mit Ponctetirn,
Frawen Dienst vnd Uppigkeit,
Zugebrocht die junge Zeit,
Must dem Podagra hoffirn?
So ist Patientia
Nur das beste Mittel do.

Si cupis exanimem juvenis vitare Podagram
Quicquid agis caveas ne tibi sit nimium.

dixit Expertus Robertus.

Diß war das herrliche Mittel, so der alte dem armen Patienten für das Podagram Schrifstlich zugestellet.

Lasse es nun probieren wer gern wil, vnd wer vermeynt, dz er dessen nutzen haben möge. Mit welches Recepts abschrifft ich den gantzen Vormittog diß zum Mittagmahl zugebracht hatte.

Nachmittags vmb 1. Vhren, hörte mon ein getümmel vnd geschrey im Hoff: vnd als der Burgvogt frogen liesse: Was vnd wer es wäre? Ward ihm gesagt, daß etliche Leistenbekleider an einander gerathen, vnnd mit den Knyeriemen einander ein gute Fohrt fein trucken abgezogen hetten, olso daß zween zu Boden gefallen. Welches sobald es dem Haußhoffmeister angebracht worden, vnd er sie vor sich fordern ließe, zu jhnen im Zorn sprach: Wie? Ihr Halunckꝛn, mit einander seyd jhr so verwegen, daß jhr in meines allergnädigsten Königs vnnd Herrn Burg vnd Zwong solche Händel anfahet? Wie seyd jhr so frevel, daß jhr seiner Majestt Burg Frieden habt also verochten vnd brechen dörffen? Wisset jhr nit, was denen darouff stehe, die was vnbührliches in solcher Herrn Häuser hondeln, vnnd in denselben den Frieden brechen? Wisset jhr auch, doß es euch wird die Hände kosten, wenn jhr sonst nichts habt? Meynet jhr es seye mit Herren zu schertzen, als mit Ewers gleichen? Meynet jhr daß weil es den Herrschafften selbst erlaubt ist, in jhren Vesten vnd Burgen oller Freyheit mit zu bostoniren, mit peinigen vnd mit Frawenzimmer Visitationen vnd andern Fürstl. Tugenden in Essen vnd Trincken, in Mumschantzen vnd Gastereyen sich zugebrauchen, daß es euch darumb ouch erlaubt seye, dergleichen onzustellen? O weh nein es ist viel ein anders: Fürsten vnd Herren lehren vns ous jhren Handlungen, doß sie einen andern Himmel vnd Herr Gott haben' als so lose Leute: sie sind Herren vnd hoben solche Gesetze selbst gegeben, mögen sie halten oder nicht, das hat jhnen niemand zu disputiren: Aber jhr Böswichte, wie? Wisset jhr nit wie Neptunus vor Jahren deß Aeolus Vnterthanen tractiret hat, als sie jhm in seinem Residentz den Burg Frieden brechen wollen.

Quos ego etc. adde Virgil. Lost mich nur nicht hinder euch kommen, sonst wenn ich euch dem Thürner vbergeben muß, Ihr solt mir ewer Lebtag nicht mehr ouß dem Loch kommen. Vnnd wiewol die beyde schon bereits die stösse davon hotten, welche sie auff dem Rucken fühleten, deßwegen sie sich nit wenig schämeten vber sich zu sehen; jedoch, in betrachtung, daß der beleidigte theil allzeit ein günstigen Richter zu gewarten hette, so hub nur der eine also an zu reden: Gnädiger Herr, Sinn Eyhr der Herr Burgvogt? oder sinn Eyhr ouwer gnädiger Herr? Aber es gilt gleich jhr sinn wol ein gnädiger, vnnd drumb so hoffe eich, werd eich auch Gnad erlangen werden, vnnd werden mich gnädig onhüren werden. Dann eich had allezeit gehört daß jhr ein gnädiger Herr sinn, vnd dz jhr mich gnädig anhören weren, vnd drumb so will ich eben sagen wies ist, vnd ditten E. Gnade vmb Gottes willen, sie wolle mich anhören, denn es ist vns mir vnd meim Gesellen hie gewißlich groß vnrecht geschehen worden: Ew. Gn. können fragen laßen, wies angangen, sie werden wol hören, wie es vns gongen ist, Ew. Gnoden könnens selbst wol sehen, wie wir bluten wie die Säw. vnd bitten Ew. Gn. sie wollen vns anhören, vnnd wollen vns recht widerfahren lassen, daß die zween stimpler do vns offo troctirt henn, die zween do. wir henn in kein einig leibel ongethon, vnd sehn, wie sie vns zerschlagen henn, Ich bitte E Gn. vmb Gottes willen, sie wollen vns hören, vnd wollen sie drumb straffen ein andermal zum Exempel.

Ihr Aehliche Lederlecker, sprach der Burgvogt, einer mit dem anderen, es gebe mir lust ich wollte euch alle 4 in die Eisen schlagen vnd in den Thurn weiffen lassen, vielleicht habt jr beid die händel selbst ongefongen, vnd wolt euch jetzt nun mit den blutigen Köpfen weiß brennen? Welcher Santseiten hat euch ewre Sinne also geraubet, so frich vnd kühne gemocht, daß jhr da kommet in den Burgfrieden vnd denselbigen brechet; Wo kommet jr her? Wer seyd jhr? Seyd ir Junckern, oder Bürger, oder Bawren, oder wer seyd jhr? Dorauff einer der Schuflicker anhube, der meins erochtens ein Studenten Schuster oder Calcefactor gewesen, weil er besser beschwetzt wor, als der vorige, vnd je zu zeiten ein Latrinisch Wort mit dem Leisten vnterworffe, an ein tieffen Seufftzen zulassen, damit anzuzeigen, wie grossen gewolt er gelitten, vnd wie so gerechte Sache er hätte. Genädiger Herr, Ihr werdet eben sowol vnser gnädiger Herr seyn, wenn jr schon Bürgvogt sin, als der ander? Ich wil euch antworten ouf ewer frog, wir seynd keine Junckern, ouch nit Bürger, anch nit Kaufleute, anch keine Bawern, sonder wir seynd olso etwz, ein theil epps minder, ein theil epps mehr, wir seynd also hald vnd hald, wir sind schier eines mittelmässigen stondes, ond Schuster bey der alten löblichen Hoher Schuel Löven in Brabant, vnd ich jnsonderheit hab den vortrefflichen Mann Lipsius seine Schue gemacht, vnd seine Leisten noch im Sack, den ich nicht wol für 1000. Cronen geben, vnnd hoffe, er werde noch dermoleins vor Heiligthumb verehrt werden. Wann Ew. Gn. billigen Zorn hat, so will ich doch, ich vnd mein Gesell entschuldigt seyn, daß wir nit schuld daran haben wollen, dann wir sind gantz vnschuldig vnnd ist an vns mit gewalt gebrocht worden: Also daß ich nit gloud, daß mon vns wird schuld geben können. Ich ditte E. Gn. sie wolle sich nit vber mich vnd meinen gesellen erzörnen, daß wie wollen vnschuldig seyn vnd wollens nit gethan hoben. Ich hab vielmehr gehört, wann ich den miraculum doctrinae Lipsius die Schue vbern Leiste gestellt hatte, und wenn ich sie jm wieder gebrocht holte, daß er offt gesogt, fünff ippel ehee luth seht, oder wann es Ew. Gn. nit verstehen können, dann ich kanns wol verstehen, so will ichs wol ouff Frantzösisch sogen, qu'il est permis de repousser la force para force, wann einer einem ein maulschell gibt, so mag ich jm ein Täsch dargegen geben, wann mon einen schmeist, so soll man hinwid schlagen, wonn mir einer eins gibt, so soll ichs jm wid geben, so seye es wett. Also haben wir es ouch gemacht, die beyde Bernheuter dort hoben vns ongeloffen, vnd angeloffen, vnd angeloffen, vnd angeloffen; daß wir vns koum haben erwehren können, hoffe ich also E. Gn. werden vns nit verdencken, daß wir vns jrer gewert hon. Ich möcht den mann sehen, der vns könt vngewonnen geben. Doch wann E. Gn. es nit wolt lossen gut seyn, doß wir an der Burg vns geschlogen haben mit einander, so wollen wir zween protestiret hoben, daß wir vnschuldig sind, vnd daß wirs nit angefongen hoben, vnd daß wir nothwendig vnser Haut haben wehren müssen: ist ein abgetrungene nothwehr gewesen, wir haben ehren holben nichts anders gekönbt, es ist vnserer Reputation ein grosses doran gelegen bey vnser Kunst, was hat ein ehrlich Monn sonst mehr als seine Reputation, sie ist ja der gröste Schatz. die einen Menschen hoben kann, Reputation verloren alles verloren. Die Perlen, so auß Indien kommen sind nit mit der Reputotion zu vergleichen. Ich holt mehr ouff die Reputation, als ouff olle alamode Hüte, so in Franckreich sind. Man sag mir nichts von dem Westphälischen Schüncken, man rede mir nichts von dem Schwortzwälder, vnd Holländischen Käse, noch vom Münster Kese, mon sog mir nichts von den welschen Knack Würsten, man sage mir nichts von kleinen Spanischen Brod, oder alamode Postetlen, mon sog mir nichts mehr vom Rheinischen Wein, die Reputotion geht mir weit drüber; Ein ehrlich mann soll jm die Reputation höher ongelegen seyn lassen ols sein Kleib, ja ols das Leben selbsten, ich hob vielmol zu Brüssel am Hof gehöret, wz die Sponier dorzu sagen: No e vida Como la Honnra. Il n'y a point de vie semblable a l'honneur. Ein ziembliche Anzahl Volcks, so wegen des ersten Geschreyß herzu geloffen war, stunden da vnd höreten dem Herrn Schueflicker mit grossem gelächter zu, dz die Reputation mit dem Käß, den Westphälischen Schüncken, den Knackwürsten, vnd den Rheinischen Wein vergleichen thäte, vnd einer der vmbstehenden (wie den alten brauch nach ein jeder seine meynung vnd vrtheil auch wil darzu sprechen.) Ich glaube, wenn diser schuster sterben sol, er werde vnter die viros illustres dieser Zeit gezelet werden, nimmer glaube ich, daß Cicero den Milonem also defendiret, es were jm sonst gewiß ein besser vrtheil widerfahren. O Cicero si sic dixisses Milo Massiliae non edisset misellos pisces, gewiß muß er von dem Lipsius, von dem er zuver erzehlt, etliche Cass bekommen, Patronen darous geschnitten, vnd das Latein vil solche herrliche Spruch darauß erlernet haben: Er weiß auf olles zu begegnen, ols ob er dem Demostheni auch die Schuh geflickt hette. Ich halte gäntzlich dafür, er müsse in seiner Jugend bey einem Mawrer, der den Thurn zu Babel bawen helffen, gedienet haben, weil er so vielerlei sprachen zu seiner Muttersprach kan reden. Aber vber seine gleichnüsse wer sich so sehr nit zu verwundern, dann ein jeder redet von dem domit er vmbgeht.

Was? Reputation? Sprach Expertus Robertus, so eben bey dasselbe Gespräch kame, solt jr schuflicker ouch deß losen fürworts laten entschuldigungs reputotion gebrauchen sol ein schuflicker anch reputotions wegen sich spreitzen vnd sperren? Ist es

nit gnug, daß Fürsten vnd Herrn, Künig vnd Keyser, diser elenden Vanitet auß diß zur Verdamnuß gebrauchen? Ist es nicht gnug, daß bei den meisten Ständen des Reichs alle Verhinderung des Edelen Friedens einig vnnd allein von eines jeden Privat Interesse vnnd Reputation herrühren, vnnd daß keiner dem andern in ichtwz wil weichen vnd nachgeben, auch in losen tituln vnd wortstreiten, damit er ja die Reputation davon trage? solte dann Gott die lose Reputation nit ewig strafen. Ja, menschlich davon zu reden, hetten nit die betrangten Teutschen lang den frieden widerhaben können, wann die lose Reputation der Potentaten nit gehindert hett. Meynen dann die Fürsten vnd Herrn, daß jnen Gott besondere Zehen Gebott gegeben, vnd jnen wegen jhrer sünden, am jüngsten Gericht, ein besonders Vrtheil sprechen jre außflüchte der verdamlichen Reputation anhören, annemen vnnd gelten lassen werde? Nein als war Gott lebt, es wird nit geschehen: Dann so wahr der ein kleines stündlein eines armen Burgers Krafft seiner Gerechtigkeit nit vngestrafft läßt, so wahr wird sein strenger brennender Zorn die grosse Berge der sünden, welche Fürsten vnd Herren Gott zu bestürmen zusammen häuffen, vnd durch die Hände der Reputation auffführen, in die Höllen stecken vnd verbrennen. Ist es nit gnug, dz Fürsten vnd Herrn, in dem sie wegen der blutten vnd blossen Reputation oft lassen ein betrangten mit Weib vnd Kind zu schanden gehen, ja oft ein grossen theil jrer zeitlichen Herrligkeiten, Regalien, vnd andere hohe dinge darüber einbüssen, sondern sie wollen auch die seele dardurch in gefar vnd ewiges verderben setzen. Ist es nit gnug, daß die Reputation Fürsten vnd Herrn also eingenommen, daß sie es auch für ein Gelächter vnd für ein Gespött halten, wann sie dergleichen darwider hören vnd lesen? Sondern es muß auch dahin kommen, daß jhr euch derselben behelffen wollet. Vnd darüber halten als oder ewer Seligkeit selbsten, Reputation die nicht nur in innerlichen vnd in Worten bestehet, sondern noch muß herauß brechen vnd zum schlagen kommen. Also daß wann ein leichtfertiger Lackey jrgend mit seinen Gesellen einen Stüber etliche verspielet, er es seiner Reputation zuwider achte. Wann ein lauffiger Lottelhoß den andern liegen heisset, ob sie zuvor die beste Freunde vnd als Brüder gewesen, hernach doch als Teuffel auff einander zu gehen, blötzlingen einander die Rappier in das Hertz zustossen, vnd die Hände mit Blut zu besudlen zu erhaltung der Reputation wie Cul de blomb, l' la Charmee vnd andere, so newlich allhie in der nähe gewesen, vnnd viel 100. andere nit gethan haben. Reputation da ein Blutsfreund den andern auch, weil dieser ein Student, jener aber ein vnerfahrner vom Adel jämmerlichen auff den Todt verfolget. Was den Teuffel lassen sie solche jhre Reputation nicht sehen vorn an der Spitzen in eintzigem Treffen wider die Feind deß Vaterlandts: Oder wann sie ehe wegen der Reputation sich die Gurgel wollen abschneiden lassen, warumb thun sie solches nicht auff freyer Straß vnter dem liechten Galgen, damit man den Kosten der Begräbnuß sparen mögen. Meinet jhr Lederlecker daß man sonst hie nichts zuthun habe, als ewere närrische Reputations Händel zu schlichten vnnd zu richten. Die Reputation soll dir wol zu beißen geben, weil du sie so hoch haltest. Es ist gewiß auch wegen Reputation daß du diß dein Handwerck eine Kunst nennest wie jener Hanffmacher, vnnd Tröscher im Westrich. Werden also auf Erden bald keine Handwercker mehr seyn, sondern eitel Künstler, da doch wann jhr elende Leuth wüstet daß Kunst nach Brod gehen muß, jhr solcher bald vergessen, vnnd an ewerm Handwerck euch würdet begnügen lassen.

Gnädiger Herr sprach der vorige, ich bitt Ew. Gn. wöllen sich nit erzörnen, der Zorn möcht jhm sonst wehe thun. Ich bitt jhr wolt mich vor außreden lassen, sonst wann jhr meine Sach noch nicht recht verstehet, möchtet jhr leichtlich mir ein falsch Vrtheil geben.

In dem, wie man jhm auch abwehrete, so fuhr er in seinem Geschwetz doch fort vnd sprach. Ich bitte Ew. Gn. wollen mich hören bey seinem guten Gewissen, dann es ist Ew. Gn. vnd der Christenheit selbst daran gelegen, ich wils euch vollendts erzehlen, ey ich bitt verhinder mich nur keiner mehr, ich wills erzehlen wie es hergangen sey haar klein: Ich bitt drumb, ich wolt lieber ein Schaaff sein ehe ich also wolt schweigen.

Wir beide sind nach dem essen auß der Statt gen Heverle gangen, vnd allda besehen wollen, wie der Hertzog von Arschott sein Fürstliches Hauß, welches der Lipsius so hoch lobete wol bawen lossen, vnd ob wir jhm nicht auß vnser Kunst etwan ein guten Rath mittheilen, auch damit wir vns ein wenig erholen möchten, vnd die Schenckel von den stätigen sitzen vnd klopffen wider in dem gang dringen, vnd auch daß wir gern ein halbs Maß Rheinischen Wein daselbsten haben trincken wollen, vnd die Zeit nach vnser gewohnheit mit der Kögel Kugel oder Mantel springen ein wenig vertreiben, vnd wie wir es vorgehabt, so haben wir es auch gethan. Als wir aber im Wirthshauß, auff der Schwelle stunden, kamen vns diese zween Fratzhansen von hinden nach, welche ohn weiters bedencken vns fragten, wo wir hin vnd was wir thun wolten? Eben als wann wir weren schuldig gewest jhnen vnsere Handlungen rechenschafft zugeben. Aber was wolten wir machen so bald wir sagten daß wir einen Trunck thun wolten, sobald sprachen sie daß sie vns Gesellschafft leisten wolten, ob wir sie schon nicht gebeten hatten, doch waren sie noch in dem so höflich, daß sie fragten ob wir es leiden möchten? Wir waren es gleichwol zu frieden vnd thäten jhnen alle Ehr an, die wir nimmer hätten von ehrlichen Leuten gegen vns wündschen mögen.

Billich einander wir die Ehr gönnen,
Die wir Schuflicken vnd Körbmachen können.

Derhalben ohn ferners Gepräng, nachdem wir einander begrüst hatten, und je einer dem andern wegen deß vorgehens vnnd auff der rechten seiten gehens die Ehre angeboten und erzeiget, so gingen wir hinein im Gottes Nahmen. Daß ich hier erzehlen soll, was in wärender Abendzech wir für Gespräch gehalten haben, das were die Zeit, welche ich hoch halte, vbel angelegt, ich müste den Traat meiner wolredenheit besser mit Iscanischem Bech vberstreichen, vnd die Aht meines verstands besser gespitzt haben, wenn ich solches leisten wollte: Mit einem Wort, im Trunck wie nun mein brauch vnd Gewohnheit ist, habe ich nicht vnterlassen können, etliche kluge Weißheiten vnd Sprüchreden, so ich von vnsern Herrn Lipsius je bißweilen gehöret vnserem Handwerck (wie Ew. Gn. es heisset) zu Ehren zu erzehlen. Aber in dem mich der dort? Nein, Nein, der do, der dorten in Hals hinein liegen hieß, mit vielen Stümpfreden, vnd mich darzu hieß liegen. Ich? liegen? Ich wollte mich ehe mit 4. Pferden von einander reißen lassen, ich wolte ehe verdampt seyn, ehe ich das leiden wolte, vnd sagt mir frei ins Gesicht, ich were nicht ein so doller Han, als ich die Kreiden hette, ich were doch nichts als ein kahler Schuhflicker, ein Schawsal der Edlen Schusterey, eine Grundsuppe deß Menschlichen wesens: Der Küheschwanz aller Handwercker: Doch dessen alles vngeacht dachte ich, was wiltu thun, du wirst schlechte Reputation davon haben, wann du dich an den Esel reibest, er hat nichts studieret, ich wil mich trösten mit meinem Lipsius de Calumnia, de Constantia, de Patlentia, dann diese Bücher habe ich alle in meinem Kram, vnnd glaub warlich nicht, daß Job so lange Gedult hette haben können, als ich, er mag Gedult gehabt haben, wie er wolle, so hat jhm doch keiner so geredet an die Reputation als mir, Aber da hatte die Gedult ein Ende als ich sahe, daß er die Faust zuckete vnd mir eine Därren versetzen wolte, vnd daß er mir ein Teller neben dem Knebel Bart herwarfe. Da war es auß, da hat S. Velten mehr gedult gehabt, da kam mir das Wörmel auch in die Nase, daß ich nicht vnbehend jhm eine so vngehewre Maulschell geben had, daß mir die Hand davon auffgelauffen, ich bekenns, ich schewe michs nicht, Er hat den anfang gemacht, ich nicht. Vnd sag fein rund wenn ich nicht gedacht, daß es meiner Reputation nachtheilig gewesen, wo ich dem Wirth mehr Vngelegenheit im Hauß verursacht hätte, ich wolte dem weiß nicht was ich sagen soll, die Lenden recht abgeblewet haben, wie er verdienet hätte.

Mich wundert Gn. Herr daß Ew. Gn. diese zween tropffen mögen also ansehen? Ich wolte sie stracks in den Thurn legen, wenn ich Meister were, ey, ich könndt nicht so lange Gedult haben: Wer seynd sie wol, wer meynt jhr wol, wer sie seyen? Es seind elende Schuster wie wir auch, doch in dem viel geringer als wir, daß sie nur Schuster sind, wir aber Schumacher von rechts wegen. Ich habs von Lipsius, das ist ein Mann, etliche mal gehöret, daß er mehr von vns halte, insonderheit von mir, als von allen Schustern, die die newe Schuhe machen, nicht nur deßwegen daß die neue Schuh denn Fuß sehr drucken, vnd wenn sie das erste mal wider gemacht, wider geboren werden, viel artiger vnd besser seyen als zuvor, sondern auch wegen des herrlichen Verß den er stäts im Munde geführet: Cutibus antiquis pes stat vnd Antiquemus wie ich darnach erzehlen will. Die Lateiner nennen sie billich vnd recht Sutores, als Vstores weil sie gemeiniglich das Leder verdrennen, daß es kein stich halten kan, vnd springt wie der Teuffel, nur daß sie jmmer Schuh zu verkauffen haben, Aber da siehet man daß sie in Teutschland nicht sollen oder können Schuster genannt werden, denn Sutor heißt ein Schuster wie sie seynd, Calceus heißt ein Schuh, nun kan Sutor nicht von Calceus herkommen, darumb heissen sie auch vnbillich vom Schuh Schuhmacher, sondern von Sutores e Sustor ein Schuster. Cerdo aber, das wir sind, das heisset einen Schumacher, eygentlich davon zu reden. Es haben die alten Römer wol gewisset, was die alte Schuh für Krafft geben, darumb haben sie, in nennung vnserer, auch nachdenklichen die Etymologev die Wort vnnd herkommen desselben wol betrachtet, vnd auß hohem verstand also gesetzet, denn Calceus heisset ein Schuh wie auß der Cantzlei zu Rom noch zuerweisen ist. Nun so werden die drei Buchstaben a l c hinweg geworffen, so kompt herauß Ceus, setze nur ein R. vor das V., sind alsdann nur noch 2. Buchstaben dar zwischen, vnd ein D für das S das giebt Cerd, zu ende darzu ein O kömpt herauß Cerdo vnnd wird weder Priscianus noch Donatus dagegen ichtwas finden können vnd muß der gute Gesell da leiden, vnd solt jhm das Hertz bor-

sten, daß der Schuh vnser vnd wir vom Schuh herkommen, vnnd den Namen haben vnd nicht sie, denn das C. das C. ist gleich anfangs auff vnser seiten, vnd billich daß vns die Reputation gebühret, vnd ihr künfftig nicht mehr vor uns in das Wirtshauß gehen vnd vor vns trincken solt, sondern nach vns. Darumb zu Lob dieses herrlichen Namens vnsere guten gönner newlich geschrieben, daß wir seyen Cutissimi, Ebibissimi, Reputationissimi, Debitissimi, Opificissimi. Die Frantzosen nennen sie Cordoniers aber vnbillich, denn wo kompt das Wort her, ist nicht Cordon ein Hutschnur? Wo kommen sie darzu? sind nicht Cordes seiden vnd seite? Wo kommen sie darzu? Warumb nennen sie sich nicht eben so wohl Tonneliers vnd Küffer, weil sie ja so wol lederne Eymer machen als jene von Holtz. Aber die Frantzosen haben keine bessern Namen als die Italianer, wiewol diese lieblicher sind in ihrer Sprach, doch haben sie auch ein fehler da, dann den Schuh nennen sie Scarpa vnd einen Schuster Calzolaio, welches so viel ist als ein Hosenmacher von Calzetta welches Hossen heisset, die Spanier sind schlauge Schelmen, sie kommen mächtig genaw herbey, und nennen sie vnd vns Capateros vnd zum einigen vnterscheid, nennen sie vns Capateros de vieeo vnnd sie Capateros de nuevo Schuster im alten, Schuster im newen. Es ist trefflich wol gegeben, denn was ist vnter der Sonnen was mehr geehret wird vnd soll geehret werden, als das Alter, alle Historienschreiber, alle Geschichtschreiber nehmen ihren anfang vom anfang, vnd suchen alle Herrligkeit vnd Würde im Alter. Muß nicht der Adel von Alter her, von Geschlecht zu Geschlecht, von grad zu grad zu erwiesen werden? Ein junger von Adel gilt sein lebtag so viel nicht als ein alter (welches gleichwohl vnrecht ist, denn billich durch Tugend, und nicht durch herkommen, der Adel zu achten, wie bei den Frantzosen, vnd ich in Hoffnung bin, denselben auch noch ein mahl durch eine redliche That zu erjagen). Ist nicht das alte Gelt lieber als die newe Müntze? sind nicht die alten Bücher vnnd die der Lipsius MMSS. nennet höher zu achten, als die heutigs Tags von newen durch vnfleiß der Setzer vnnd Trucker verkehert werden? Ja ein Weinschenck wird er nicht den alten Wein allzeit thewrer geben als den newen? schmäcket nicht der alte Käß besser zum trunck als der newe? Lobet man nicht einen guten alten Schwang? Auß welchen allen ich diesen Syllogismus mache in Barbara, wie jener Capuziner ein soloecismus in Catharina.

Alles alte ist besser als das newe.

Hierin köndte es streitens gnug geben, wann ich es nicht schon erwiesen.

Alles was wir Schumacher vnter hand haben da sist alt. Ergo.

So sind wir besser als die Schuster, welche nur newe Schuh machen.

Da ist nichts zu wider sprechen, alle Welt weiß daß wir keine newe Schuh in vnsern Handen noch Häusern haben.

Vnd welches alles bekräfftiget mein Lipsius mit seinen herrlichen viribus antiquis, ist so viel gesagt vilibus antiquis, i. e. Calceis antiquis. Denn Rom ist nit so wol auf alten Steinen gestanden, als auf alten Schuhen: wie noch heutigs Tags zusehen, wenn Lipsius sagt in seinen Epistolen Antiquemus, Nemblich nec ego de bono aut felici soluco spero sive spondeo nisi iterum antiquemus Das ist: Es wird kein Glück im Land, man trage denn wieder alte Schuh. Dann daß man jetzt wieder newe Schuh auffm Land trägt, das ist deß armen Mannes verderben, da ist der Kriegen schuldig, weil die Soldaten den Bawern die Schuh immerzu nehmen: Wann man nun alte Schuh trägt, so ist es ein Zeichen des Friedes.

Genug, genug sprach der Burgvoigt, wenn dem also ist, wir haben die sache nun wol verstanden, verständigen ist gut predigen: à bon entendeur ne faut que demy parolle. Indem seyd ihr billich zu loben, weil ich sehe daß ihr noch euch handlen lasset: Ihr seyd rechtschaffene Leute: Mit einem Batzen kan man es bei euch außrichten: Wo die andern wollen einen Thaler haben: Vnnd in dem er sich mit Ex Rob. beredet hatte, machte er volgende Ordnung an statt eines Vrtheils.

Damit aber aller Streit vnd Missel den ihr mit den Schustern bißhero wegen der praeferentz, gleich andern zu deß Reichs nutzen rathenden Ständen gehabt, künfftig auffgehaben werden, und ihr als Brüder in mehrer vertrawligkeit künfftig mit einander leben möget, als Leute die eben wol einer als der andere von der löblichen Gesellschafft des Kneippen sind, so setzen, ordnen und wolten wir, daß ein jeder bleibe wer vnd wie gut er seye (dieweil doch durch solche praeferentz Streit an seiner Ehren und Würden keiner vor GOTT vnd Ehrliebenden Leuten besser gemacht wird, sondern eben wol bleibet wie und wer er ist), doch daß ihr einhelliglichen haben vnd führen möget den Namen Schuster als wie in Hispanien, die Schuster im newen vnd Schuster im alten und zu mehrer Verständlichkeit, jene Schumacher ihr aber Schuflicker genennet werden, vnd damit die Schuhmacher wider eine so billiche Vnordnung sich beschwäret finden wolten und halsstarriger weise darwider sein möchten, als haben wir diesen öffentlichen Brieff, damit sich keiner der vnwissenheit behelffen möge, an vnser Burg anhäfftig lassen vngeachtet einiger oposition, appellation, oder andern behülffs, so sie darwider ohne Noth suchen möchten. Mit ebenmäßiger injunction, damit ihr beiderseits die Schüncken und Knackwürste desto baß beissen möget, daß ihr die Zähn führo hin schonen, vnd nicht wie vor diesem mit dem Leder ziehen vnd strecken verderben sollet, welche Handlungen euch bey Ehrliebenden Leuten in verdacht gebracht, ob ihr solches beyderseits auß Geitz und eygen Nutzen gethan hättet, darnach ihr euch zu richten, rc.

Vmb 3 Vhr sahen wir etliche zur Burg auff zulassung deß Vogts eingehen, die hatten ein mächtiges nachforschen, keiner doch von uns wissen konndte, was es wäre, aber ich ward dessen mit meinem Schaden zeitlich weiß, denn so bald sie mich erblickten, gingen sie auff mich zu vnd mit grossem Ochsengebrüll, fielen mich an, als ob ich ein Beutelschneider gewesen were, doch wurden sie von den Trabanten, die mich nun wol leiden möchten mit stössen zurück gewiesen, daß denn ein grosses Geschrey gab, also daß auch König Ehrenvest durch Celsum fragen liesse, was es were.

Die Kerls brachten vor, das ich Philander hiezugegen vor zweyen Jahren vngefähr ein Gesichten Buch geschrieben hette, welches sie zwar wegen etlicher guten Lehren und deß Zwecks, dahin es ziehlet, nicht zu schelten wüsten; doch aber weil sie in specie mehr als andere darin hart angezäpfft, vnd schier an Ehren zu nahe angegriffen wären, so hetten sie, auff daß man sie nit für die jenige ansehen möchte, die sie weren zu Rettung ihrer Ehren minder nicht thun können, dann weil sie in erfahrung kommen, daß gedachter Philander allhie anzutreffen were, sich derselben Schmähwort wider jhn zu beklagen, wessen dann nicht minder die löbliche Zunfft der Herren Medicorum, Weinschencken, Apothecker, Gelehrten, Frawenzimmer, Hoff- vnd Kauffleute, neben vielen andern jhnen sämptlich vollmacht vnd genugsamen Gewalt ertheilet, in jhrer aller Namen, wo sie jhn Philander betretten möchten, denselben anzuhalten, Handvest zu machen, vnd mit Recht dahin verweissen zu lassen, daß ihnen genugsame Ersetzung jhrer Ehren durch ein öffentlichen Widerruff geschehen möchte, mit Abtrag, baten also Herren Celsum daß er jhro Majest. solches jhrentwegen vnterthänigst vortragen wolte: Deren mühewallung wegen sie nichts vergessen würden.

Celsus war mir ohne das nicht günstig, deßwegen er zu anbringung dieses Dinges wie bei feindseligen Leuten brauch ist, keinen Fleiß, kein Wort, kein Gebärden, kein Spötteley, keine Verachtung, keinen Auffzug, keine List sparete: Darumb mir dann nicht wenig bang ward, vnd weil ich wuste was ich für einen Freund vor mir hatte, thrähete ich mich etwas mit Ex. Rob. beyseits: Zwar getrost, es würde die Zeit kommen, in deren ich auch möchte gehöret, vnd mein vnschuld offenbaret werden.

Vnlang darnach wurden Ex. Rob. vnnd ich beineben Freymund, für den Ertzkönig gefordert, Der mir alsobald zu sprach, Celsum abtretten hieß, vnd die beiden fragte: Ob ich verstanden hätte, was die new ankommende Gäste für Klag wider mich einbrächten, wegen der genannten Satyrischen Gesichten darinn ich sie an jhren Ehren solte angegriffen haben? Sie beyde sahen mich an, ich aber sprach ja, ich hätte es schon verstanden. Fragte der Ertz König: Was ich dann darzu sagen wolte, wenn sie vor Recht begehren würden? Gn. Herr Ertzkönig: sprach ich, wann ich jhre formliche Klag hören werde, so will ich antworten: Auf vnformliches vngerichtliches Geschrei, aber, ist ein Ehrenmann gegen Hirnschellige Kerls nicht schuldig zustehen, auch were es sich einem dergestalt zu erwehren vnmüglich, was aber förmlich geschicht, das hat Hände vnd Füsse: zu dem thun mir sprach ich weiters diese Gesellen vnrecht: dessen bin ich in meinem Gewissen wol versichert, alldieweil ich Krafft meiner in allen Gesichten hinden vnnd vornen eingewandten Entschüldigung dergestalt vorgebawet vnd vorbedinget, das darauß klärlich erscheinet, ich habe keinen Ehrlichen Mann, keinen rechtschaffenen Juristen sondern allein die Auffwickler kein Rechtschaffenen Artzt sondern die Kälber Doctores, der einem Kranken mit einem Blick ermorden, keinen Rechtschaffen Apotecker, sondern die Betrieger, keinen frommen Schneider, sondern nur die jenige die zu weit vmb sich greiffen, keinen frommen Weinschenken, sondern nur die jenige die Wasser vnter den Wein mängen, gemeinet und verstanden. Viel weniger aber wollte ich hoffen, daß diese Gesellen von Ehrliebenden Leuten mich zu verklagen einen Gewalt, wie sie sich zwar berühmen vorzuweisen haben werden, sondern allein von den jenigen, die ich in jhren Lasterhafften Wesen vnnd gewissen wahrhafftig getroffen: Die wahrhafftig solche Gesellen sind, welche sie doch jetzt nicht seyn wollen, vnd solle mich GOTT darfür behüten, daß ich einigen Ehren Mann wolte getadelt haben.

Wann aber, sprach König Ehrenfest, sich die Sachen also befinden, wie ich höre daß sie vorgeben, so wirstu schwärlich ohne Abstraffung entkommen können, dann sie sagen wunder sachen von deiner Lehr vnd von deinem Leben.

Ich bitte sprach ich Gn. Herr Ertzkönig, daß ich dieser Gesellen aller Namen hören möchte, so will ich als dann schon wissen, was jhr vorbringen wider mich sein mag.

Als der König von den Trabanten ein solches erforschet, vnnd mir angesagt, so vernam ich, daß es insonderheit drey,

Nemblich Don Thraso Barbaviso, Don Vnsalo, vnd Mutius Jungfisch, als Haupthändler vnd anheter waren, welche drei das Wort gethan, vnd sich die Sache mächtig angelegen sein lassen: vnd mit allerhand greifflichen groben auffschnitten vermeinten sie es beim Richer dahin zu bringen, daß auff jhr bloses angeben, ich, also vngehört, gleich in Thurn geworffen, und hernach zum Widerruff gezwungen, endlich aber ins Elend verwiesen würde. So bald ich aber hörete das diese drey, Don Thraso Barbaviso, Don Vnsalo, vnd Mutius Jungfisch, die Klage führeten, kundte ich mir wohl einbilden daß sie, mich in Schaden zu bringen, nichts, auch an Lügen, sparen würden.

Freymund, der diese drei Schaden-froh fast wohl kandte wegen jhrer Handlungen, sprach: Gn. Herr Ertzkönig, es ist nit gnug, klagen, sondern man muß auch beweisen. Ew. Kön. May. geben dem Kläger gehör, aber mit dem rechten Ohr; nicht dem linken Ohr. Das lincke Ohr gehöret dem Beklagten zu seiner Verantwortung: Damit die Klagde nicht sobald das Hertz einneme, noch der Beklagte ohne gnugsamb-eingenommenen Bericht verwiesen werde. Diese drey haben dem Philander alles Vnglück und den Tod geschworen, daß weiß ich von vielen Zeiten her. Sie liegen auff ihn offentlich vnd heimlich; und ob sie öffentlich was vorbringen, geschicht es doch allemal vnter der Hand, mit angehengter bitt, man wolle es jhnen doch nicht nachsagen. Eine gewisse anzeigung jhres falsches: Ein gewisse anzeigung einer Lästerung, wo man ausser den Gerichtszwang, in gemeinem Gespräch, vbel von einem redet, vnnd niemand läst zur verantwortung kommen: sondern vnter der Hand bittet, man wolle es nicht nachsagen. Aber Gn. Herr König, es ist nicht gnug, von einem Mann vbels reden. Von Schalck selbst ist niemalen so vbel geredet worden, als von deme der den Schalck hasset: ohne schmeichelev zu reden, weil er zugegen steht, vnd ob Philander sich für keinen der frömbsten außgiebt, so ist er gewiß doch nicht der Mann, für den diese drey jhn schelten, oder ich müßte in meinen Sinnen gar betrogen seyn. Hätten diese drey etwas wider jhn vor diesen finden können, ach GOTT! sie würden es nicht gesparet haben biß hieher.

E. Maj. wollen sie hören, wie gesagt, jhnen anbefehlen daß sie jhre Klage formblich vorbringen: Von Punct zu Puncten in das Gerichtsbuch einschreiben lassen: vnd dann wol erweisen; so, vnd sonst nicht, wird man sehen, wo der Fehler stecke, da wird dann Philander seine Entschüldigung thun können; Thut ers nicht, oder kan ers nicht, so weiß ich, er ist gleich wol ein Mann der stehen wied, vnd Exp. Robertus stehet für ihn, das weiß ich auch. Ich kann warlich nimmer Glauben, daß er dieser Klagden vnd dieser Reden schuldig seyn solte. Die Handlung wird es geben. Eines aber erinnere ich hie in Vnterthänigkeit: Was nicht mit Zeugen ins Protocoll geschrieben ist; Das thut, zuforderst Don Vnsaio, rund auff dem Nägele (wann es jhm zum Vortheil dienen kann) auch wider sein Gewissen frisch vnd ohne einigen schew ablaugnen.

Gn. Herr König, sprach Exp. Robert, die Lästerer, insonderheit diese drey, haben im brauch, als ich an jhnen offt erfahren, daß sie daß Gericht vnd Recht fliehen als der Teufel das Creutz, weil sie wissen, da müsse ein Ding erwiesen seyn, oder erlogen; Aber ausser Gericht, auff der Gassen, beym Trunck, bey verdächtigen Gesellschafften, in den Kunckel Stuben, oder hinderwerts, wo es Philander weder höret noch erfähret, da schnadern sie daher wie die Endten, klappern wie die Weiber, garen wie die Hüner, vnnd doch keine Eyer haben: vnd wissen so viel zu erzählen, daß es wunder scheinet: Welchem allen doch Krafft vnd Safft mangelt, wann es zum Beweiß vnd deß Richters erkündigung kommet. Vnnd der ich vmb Philanders thun weiß, mehr als einer, hoffe nicht das von jhme ichtwas dergleichen soll erfunden werden in Warheit: dann das ist offenbar, daß Mutius der eine Kläger, ein rechter anheter ist der andern Gesellschafft, die sonst zu klagen nicht gedacht, noch auch vrsach hätten. Vnd mit Hitz vnnd Hirnschälligkeit, als ein rechter Sudler vnd Strudelhirn, redet er was jhm in das Maul kompt, wie ein trunckenes thörichtes Weib. Don Vnsalo aber ist ein Bößwicht vber alle, ein Kerl den ich in seinen Wercken probieret, vnnd auß seinen Wercken mit Wahrheit sagen mag, daß er diese vier Haupt-Tugenden an jhm habe. Erstlich: Alle lose stücke, die er je verübet, oder noch in seinem Herzen fühlet daß man sie an jhm mercke, dieselbe Stücke darff er vngeschewet, vnd ohne Forcht deß Gewissens, als ein Ertzlästerer, von andern insonderheit aber von Philander sagen; vnd von einem andern vorgeben, was er selbst gethan hat, vnd welches Philander nimmermehr in Sinn genommen, das weiß ich. Zum andern: Was Don Vnsalo alle weile geredet, das lugnet er auß den Ohren herauß, wann es nicht alsobald eingeschrieben vnd verschrieben ist: und dannoch ist es schwer, also ohne gnugsame Kundschaft gegen jhn ichtwas zuerhalten. Drittens: Daß Don Vnsalo seinen Eyd selbst anbitet zu allen Dingen, auch in solchen Orten, da man weiß, daß es die helle Unwahrheit sey, vnd wider Gott vnd Gewissen gehe. Vierdtens: Daß er zu einem gehe, vnnd spreche: Philander habe dieß vnd das gesagt, man solte es ja nicht von jhm leiden, hernach auch zu Philander gehe vnd ebenmäßig sage: Jener habe diß vnnd das gesagt, vnd er sollte es ja nicht von demselben leiden. Mit diesem Griff vnd Kunststücklin haltet er die Leuth in ewigen mißtrawen vnd mißhellung wider einander: daß keiner dem andern recht trawet, sondern je einer den andern heimblich anfindet, denen beyden er doch besonders gar gute Wort gibt: Von beyden vbel redet, doch beiden sagt wz sie gern hören: Beyde in seinem Gewalt führet, beyden doch nichts guts gönnet: Also ein Mann ist, der, wanns müglich were, Himmel vnnd Erden an einander hätzen solte. Nemblich, also, vnd anderst nicht, kan er mit seinen Strafwüedigen Wercken, durchschleichen, vnd sich vngestrafft durchtringen. Vnd der Fünfftens, endlichen, wann man seiner Lästerung wegen in Erfahrung kompt, vnd jhm dieselbigen vnter Augen leget, Er sie dem, der es mit seinen Ohren gehöret, auß dem Mund läugnen darff, vnd mit Eyd betheuren vnd behaupten wollen.

Der muß, sprach König Ehrenvest, ein Ertzbößwicht seyn, den man warlich in einer ehrlichen Gemein nimmer leiden, sondern ins Welschland verweisen solte: nicht wunder were, es, der Ort, da solches Gifft wohnet, solte zu grunde vnd vntergehen. Ist dann diesem nicht zuwehren?

Wol! sprach Exp. Robertus, wann Oberkeiten die Laster mit ernst straffen, vnd auch gewissen-losen Staats-vrsachen keinen berüchtigen lästerer hägen, noch fest darzu machen werden, so wird solch vbel wol vergehen von sich selbsten.

König Ehrenvest sprach darauff; wir wollen gleichwol hören: Befahl demnach, Exp. Robertus solte den ankommenen sagen; weil solch vnordentlich Gespräch letzlich nur ein Gewäsch gebe, welches auß vielen Zornzeichen, Hohn vnnd vermischten Stichworten schon zuspühren, solches auch gemeiniglich mit vnwahrheit gefüttert were, so sollten die Klägere (ob es schon wider alt-Teutsches herkommen sein möchte, jedoch weil sie ins gemein selbsten von der alt-Teutschen Auffrichtigkeit und Wahrheit schon abgewichen) ihr vorbringen Schriftlich vbergeben, damit man die Punkten der Klagede desto besser erwegen; Sie, Klägere auch, wie Exp. Robert. selbst erinnert, nicht gelegenheit haben möchten, das jenige, was sie einmal geredet hernach auß dem Munde wider zu laugnen. Welches dann Exp. Rob. eylends verrichtet, dessen aber die Gesellen, als welche die Gelben Wider-Zähne schon gespitzt, vnd die gifftige Zungen gewetzt hatten, vbel zu frieden waren: wol wissend, daß jhnen jhr Gesuechs in Schrifften nit abgehen würde, welches sie sonst vnter einander hetten herauß plaudern dörffen. Wie der listige Römische Orator Antonius gepfleget, welcher, als er gefragt; Warumb er die jenige Sachen, so er vor Gericht beybrächte, nicht auch in Schrifften verfassen liesse, als Cicero und andere? Sprach darumb, damit so daß jenige was ich einmal geredt habe, mir zu Schaden vnnd vnvortheil dienen könte, ich hernach, je nachdem es mir behagen vnd nutzen mag, Es wiederumb gestehen oder auch laugnen könne.

Mutius vnd D. Vnsaio waren gleichwol nicht faul, vnd die Feder gespitzt daß es eine lust war (dann Mutius trug dieses alles: eine Feder, Dinten, Papier, ein Linial, ein Federmesserlein, ein Schleiffstein, ein Zirkel, ein Stuck Biel, Kreide, Rödelstein, rc. in einem Futter nach, wohin er ginge) vnnd setzten die Klage auff, das ärgste so sie möchten, vnd liessen sie dem Celsum vberreichen.

König Ariovistus, so bald er sahe, daß es mit Wälsch oder Latein, welches er haßte, wie den Teufel, erfüllet war, (daß dann Mutius zu sonderer anzeigung seiner geschicklichkeit gethan hatte, vnd der durch diese einige Mittel, wann Lästerung nicht mehr helffen wollte, verhofft hette die Sachen wider Philander zuerhalten) ruffte mir hinzu, und gab mir sie zu lesen: mit diesen Worten: Siehe da, deutscher Philander, lese du selbst was diese von dir liegen: ich sehe es schon an dem Welschen Schreiben daß es erlogen ist. Dessen Mutius erschrack, vnd da stund als ob jhm in das Maul geschissen ware.

Der Inhalt jhrer Klagde aber, oder vielmehr die Worten waren diese:

Großmächtigster Teutscher Ertzkönig, rc.

Vor E. Ertz-Kön. M. erscheinet Mutius Jungfisch, mit adjunction der Adelrühmigen Herrn Don Thraso Barbaviso, vnd Don Vnsaio als legitimitter Anwald der wol-Erfahrnen

Meister Märty Nasenhalters, vnnd seine Nachbawrn Schindelspalters,

Meister Fritz Hippenbachers, vnnd seins Bruders Puppenmachers,

Meister Güntzle Guffenspitzers, vnd seins Eydams Löffelschnitzers,

Meister Bix, Fensterstopfers,

Meister Lung, Zundelklopffers,

Meister Lentz, Rinckelgiessers,

Meister Lauhel, Schneckenschiessers

Bästel, Würths zum lähren Darm,

Meister Klöfels, Binenschwarm,
Meister Curtle, Zäpffelschlackers,
Meister Jobstle, Schalenleckers,
Meister Ule Grossendursts, vnnd seins Nachbawrn Art Bratwursts,
Meister Jäckel, Durch den Wald,
Meister Engers Hinderhalt,
Meister Wolff, Russenflickers,
Meister Fuchsen, Eichelstickers, rc.

Vnd bringt deroselben, Krafft Gewalts, in Vnterthänigkeit klagend vor vnd an: Obwohl in den Keys. Beschriebenen Teutschen Rechten, wie nit weniger in deß H. Reichs Constitutionem, fürnemblich aber in dem Hochverpönten Landfrieden, auch dem Reichs Abschied zu Regenspurg, de Anno 1541. §. Ferner haben wir, rc. Wie nicht weniger in der Reformation guter Policey, zu Augsburg 1548. tit. von Schmäh-Schrifften, rc., heylsamlich vnnd wol versehen: daß keiner den andern an seinem guten Namen, Glimpff vnd Ehr, quovis modo, per speciem antasten, traduciren vnnd diffamiren, auch Niemand zu seines Neben-Menschen Schaden vnd Nachtheil, Schmäch Schrifften, Pasquillen vnd dergleichen fingiren, anstellen, vnd in das Reich divulgiren solle rc. daß jedoch, dessen ungeachtet, der genante Philander von Sittewald sich nicht gescheuet, neben vielen Ehrlichen Leuten insonderheit die, Erstbenanten Anwaldts Hochgeehrte Herrn Principalen, ohn alle gegebene Vrsach, sola calumniandi libidine inductus, in seinen titulirten Visionibus auff allerhand weiß vnd weg Ehren-verletzlich anzugreiffen, vnnd dieselbe vor der Erbaren Welt, so viel an jhm ist, zu verkleinern vnd injuriren. Wann aber sie, die Herrn Principalen, sich jederzeit eines vntadelhafften Lebens beflissen, vnd die jenige keines wegs sein wollen, für welche sie dieser Philander calumniando außgeschryen, vnd gleichsam offentlich außgeblasen hat: auff Notorietatem ipsam sich deßwegen beziehende. Als haben sie solche Iniurien billich sehr tieff zu Hertzen gezogen, vnd sein dahero verursacht, vor Ew. Majest. wider dieser Calumnianten gebührende Vindication vorzunehmen. Gestalt dann an dieselbe Anwaldts vnterthänigs Suppliciren gelanget, jhme Philandern aufftzulegen, daß Er Klagenden Principalen eine offentliche Palinody oder Widerruff zu thun schuldig seyn solle, vnnd jhne benebens, dieses seines Verbrechens halben, mit Exemplarischer, vnd angezogenen Constitutionen gemässer, Abstraffung anzusehen, vnnd solches alles mit Bekehrung Kostens vnd Schadens.

Salvo omni Iuris remedio etc.

Als ich diese Schmitz-Schrifft gelesen, muste ich lachen. Wann nichts mehr da als dieses, sprach ich, so hats keine Noth. Ein Lästerer schämet sich nicht, auch die Sachen zu erzehlen, zu klagen vnd aufftzumutzen, deren sich doch die Kinder schämen würden. Wie muß der Teuffel einen Lästerer so gar in seinen Banden führen! Freilich, wie ein weiser frommer Mann vnlängst gesagt, so ist es wahr, daß bey einer Lästerung drey Teuffel sitzen. Dann dem Lästerer selbst sitzt der Teuffel auf der Zungen: Vnd der die Lästerung mit kützeln anhöret, dem sitzt der Teuffel in den Ohren: Dem aber, der sie zu schaden deß Nechsten, ohne Erkündigung der Warheit, glaubet, dem sitzt der Teuffel in dem Hertzen. Es solte ja kein Mensch einem Lästerer glauben, er habe denn den armen Beklagten auch gehöret; Man hörets am Reden, man sihets an denn Gebärden, was ein Lästerer im Sinn habe, Wie geschickt kommen sie da auffgezogen, da doch ein Kläger geschickt vnd bereit für den Richter kommen: Ja, da doch die Klagde vnd der Beweiß so helle, klar vnd wahr, als die helle Sonne seyn soll.

Weil ich aber mich so bald zu Recht erbotten, vnd begehrt, daß diese drey, Vorderist Bürgschafft leisten, für Gefährde schweren, vnd Ihren Gewalt vorlegen solten: Zu dem, sprach ich, auff Freymunds anmahnen, hätten sie fug gehabt zu klagen, sie würden es vber die Zeit nicht haben anstehen lassen; Die Klag ist versessen, ich bin nicht schuldig mehr darauff zu antworten; Aber da solte man gesehen haben, wie Muzius den Driel gehenckt drey Finger lang.

Letztlichen hiesse man vns sämptliche abtreten, vnd wurde, auß Befehl König Ariovists, durch Hanß Thurmeyern der Spruch oder Bescheid auff dem Vmbschlag der Klag Schrifft geschrieben vnd also verzeichnet:

GEgenwertig-eingegebene, mit Welschen Worten geschändete vnteutsche schrifft ist vnwürdig geacht, daß sie vor dem Heldenrath, oder vns, hette abgelesen werden sollen: Derowegen auch Beklagter so fern loß erkant worden. Doch vorbehalten den Klägern, für ein vnd alle mahl, jhre Klagde morgenden Sambstags vmb Glock achte in formlicher Teutscher Sprach einzulegen, so sie wollen; damit sie dann in der Sache erkant werden möge, was recht ist. Auch allen vnseren Teutschen Reichs angehörigen, vnd wer künfftige Zeit vor vnserem Hoff- vnnd Heldenrath zu handeln haben möchte, hiemit ernstlich anbefohlen, nach löblicher Schatzung Keyser Rudolphs deß Ersten, sich keiner andern Sprach, als deß puren Teutschen fürohin zugebrauchen, ohne sonderbare erhebliche, vnd vns gar allein vorbehaltene Vrsachen: Wie dann alle die, so sich darwider in ichtwas werden gelüsten lassen, als Abtrünnige, vnd die auß Teutscher Art geschlagen, vnd an jhrem Vaterland vntrew worden, mit allem Ernst vnnd vnablässlicher Straff sollen angesehen werden. In der Burg Geroltz Eck, im Waßgaw. Den vierdten nach Rudolphs Tag, 1641.

Julius Mosen

ward am 8. Juli 1803 in Marienei einem Dorfe im oberen Voigtlande, wo sein Vater als Schullehrer lebte, geboren. Durch häuslichen Unterricht vorgebildet bezog er das Gymnasium in Plauen und verweilte dort bis zum Abgange nach der Universität Jena 1822, wo er Rechtswissenschaft und Geschichte studirte. Hier traf ihn zwei Jahre später das Unglück seinen Vater zu verlieren. Dadurch nicht allein auf sich verwiesen, sondern auch mit der Sorge für die Mutter und vier unerzogene Geschwister belastet, half er sich mit der ihm eigenen Tüchtigkeit durch Fleiß und Sparsamkeit fort und machte sogar in Gesellschaft eines Freundes eine Reise durch Italien, die von außerordentlichem Gewinn in jeder Hinsicht für ihn ausfiel. Zurückgekehrt ging er 1827 nach Leipzig, wo er seine Studien vollendete und im juristischen Examen die erste Censur erhielt. Dann lebte er eine Zeitlang in seiner Heimath, um sich zur juristischen Praxis vorzubereiten, verweilte darauf noch ein Jahr in Leipzig und ward dann Actuar bei dem Crusius'schen Patrimonialgerichte in Kohren. Hier lebte er in angenehmen Verhältnissen und ließ sich später, zu Anfang des Jahres 1835, als Advocat in Dresden nieder.

Er gab heraus:

Ritter Wahn. Leipzig 1831.
Georg Venlot. Ebendas. 1831.
Heinrich der Finkler. Ebendas. 1835.
Gedichte. Ebendas. 1836.
Novellen. Ebendas. 1837.
Cola Rienzi. Trauerspiel (im ersten Bande von Willkomm's dramatischen Jahrbüchern abgedruckt).
Ahasver. Ein episches Gedicht. Leipzig und Dresden 1838.

Ferner: Einzelne Gedichte, Aufsätze u. s. w. in Zeitschriften; zwei noch ungedruckte Tragödien „Wendelin und Helene", und „Kaiser Otto III." u. s. w.

Reiche Phantasie, Kraft, tiefes edles Gefühl, warme Liebe und sichere Beherrschung der Form, bilden Eigenschaften, welche diesem ausgezeichneten Dichter, der im Bewußtsein innerer Würde sich gleich weit vom rhetorischen Prunk, wie von falscher, gesuchter Originalität entfernt hält, einen sehr hohen Rang unter den Zeitgenossen anweisen. Seine herrlichen Balladen „Andreas Hofer" und „die letzten Zehn vom vierten Regiment" sind in das Volk gedrungen und schnell Eigenthum desselben geworden. In seinen Trauerspielen hat er sich die Aufgabe gesetzt in einfacher Darstellung das Seelenleben welthistorischer Menschen im völkerbewegenden Dasein zu veranschaulichen und sich so von vorn herein auf die Höhe geschwungen, von welcher aus allein Großartiges und Bedeutendes in der Tragödie geschafft werden kann. — Mit wenigen Worten ist eigentlich sein Wesen wie sein Wirken bezeichnet: An Julius Mosen ist Alles **gediegen** und ächt.

Cola Rienzi *).

Fünfter Act.

Erste Scene.

Zimmer Rienzi's auf dem Capitol.
(Der Hintergrund ist mit einem Vorhange verhangen).
Rienzi. Enrico, schreibend am Tische.

Rienzi.
Wer hat den frischen Lorbeerkranz dorthin
Gelegt auf meine Sella?

Enrico.
Ich, Tribun!
Ein Blumenmädchen hielt mich auf dem Platz
Und drängte mich, bis ich den Kranz genommen.

Rienzi.
Unüberwindlich treu bist Du, mein Freund!
Sonst sind sie Alle Schufte hier in Rom;
Ich hasse grimmig, schmerzlich diese Römer.

Enrico.
Sie haben Dich wie einen alten Helden
Mit Fahnen und mit Zweigen eingeholt!

Rienzi.
Sie helfen fort dem jüngeren Colonna,
Und Baroncelli, wo ist Baroncelli?

Enrico.
Du weißt, er ist verschwunden.

Rienzi.
Wie die Natter,
Die grollend in die Erde sich verbirgt;
Soll ich nun ewig meine Ferse hüten?
Ich sehe seine Schleimspur in dem Sand
Allüberall; er ist in Rom, in Rom!
Enrico, treue Seele, sage mir:
Was spricht, doch nein, was denkt man hier in Rom?
O, wer doch die Gedanken wissen könnte!

Enrico.
Man fürchtet Dich.

Rienzi.
O, lernen Sie es nun,
Daß es gefährlich ist, mit mir zu spielen?
Hast Du nicht auch gesehen auf den Straßen
Die vielen finster drohenden Gesichter?

Enrico.
Du kennst das Volk, es hängt am Augenblick.
Tribun, vulkanisch ist Italien,
Und plötzlich aus der Erde zuckt das Feuer!
Bedenk' die arge Hungersnoth in Rom;
Colonna hat die Saaten rings verbrannt,
Und seine Schaaren schneiden von der Stadt
Die Zufuhr ab!

Rienzi.
Der schändliche Verräther,
Der Montreale steht mit seiner Bande
Entgegen ihm! Sie schonen sich einander.
Verräther, Schufte sind sie Alle, Alle!
O, Baroncelli, Montreal', Colonna!
Drei Köpfe braucht' ich nur, so wär' ich glücklich.
Enrico, drei Verratherköpfe nur!

Enrico.
Hast Du noch nicht genug? An allen Enden,
In allen Straßen stecken Köpfe aus;
Die Mordarbeit der Henker hört nicht auf,
Und wieder voll sind die Gefängnisse.

Rienzi.
Nur von Verräthern, von Verschworenen!
Die Gutgesinnten sollen sicher sein.

Enrico.
Was heißt das: gutgesinnt? O, dieses Wort
Ist wie ein Wolf in einem Lämmerstall!

Rienzi.
Ich kann nicht schlafen; theuerster Enrico,
Drei Köpfe schaffe mir, ich wäge sie
Mit Gold Dir auf! Schaff mir die Köpfe nur!

Enrico.
O, wer hat Dir Dein gutes Herz gestohlen?

Rienzi.
Still! Still davon! Ich war ein frommer Narr;
Ich suchte die Gerechtigkeit hienieden!
Ich war ein Thor; es gilt nur die Gewalt!
Und mit Gewalt will dieses Volk ich peitschen
Aus seinem Sumpfe der Verworfenheit;
So lang will ich es schütteln in dem Sieb,
Bis nur noch ächte Römer übrig sind.
Mit Schrecken und Entsetzen zwing ich sie!
Um jung zu machen ein verdorbnes Volk,
Kennt nur der Arzt zwei Mittel: Stahl und Feuer!
Studier' mir im Gesichte nicht herum!
(Tomaso kommt).

Rienzi.
Sieh', unser Spaher bei dem Heer! Wie gehts?

Tomaso.
Spazieren geht's und Zeit hat Montreale!

Rienzi.
Er soll nicht zu viel haben, wahrlich nicht!

Tomaso.
Marschiren läßt er wohl den ganzen Tag,
Am Abend bringt den Zirkel er zu Ende!
Ein wahrer Spaß ist in dem Felde los;
Vorposten, Freund und Feind gehn Arm in Arm,
Aus einer Flasche trinken sie sich zu;
Ein gar gewalt'ger Feldherr Montreale!

Rienzi.
Er bringt mich hier in Rom noch zur Verzweiflung;
Unruhig ist das Volk, es leidet Hunger.
Von Tivoli war Zufuhr mir versprochen.

Tomaso.
Wer kann für Unglück? Diese hat Colonna
Hinweggeschnappt.

Rienzi.
Und Montreale?

Tomaso.
Das Gewehr
Im Arm sah von der Höhe ruhig zu.

Rienzi.
O, Teufel, schick' ihn mir lebendig her!

Tomaso.
Nun aber gibt es Meuterei im Heer.

Rienzi.
Ha, Schlange, noch nicht Gift, nicht Gift genug?

Tomaso.
Die deutschen Söldner dienen länger nicht,
Wenn Du nicht den rückständ'gen Sold bezahlst.

Rienzi.
Ha, schlagt mich todt und münzt zu Geld mich aus!

Tomaso.
Das sage Montreale; denn er kommt!
Ihr werdet, denk' ich, manches Freundliche
Euch im Geheimen zu eröffnen haben.

Rienzi.
Er käm'? Der Montreale käm' hieher?
Ich mein', leibhaftig? Ach, nun ist mir leicht!

Tomaso.
Dich läßt auch Daniello vielmals grüßen;
Er will die fremden Söldner heut' bereden,
Wenn Montreale aus dem Lager ist,
Auf Palestrina einen Sturm zu wagen.

Rienzi.
Der brave, eisenfeste Herzensjunge!

Tomaso.
Der Einzige, dem noch zu trauen ist!
Da ist noch was für Dich! denn gestern Abends
Schlug ich vor Palestrina todt den Juden,
Den ich vorher bei Montreal' gesehen.
Da die Papiere trug er unterm Hute!

Rienzi (durchliest flüchtig die Papiere, welche ihm Tomaso überreicht).
O, kann denn auch ein Mensch sich herzlich freuen,
Wenn er verrathen, dreifach ist verrathen!
Tomaso such' Dir aus, was Dir gefällt!
Nimm Dir aus diesem Saale, was Du willst!

Tomaso.
Ich diene nicht um Lohn; es freut mich aber
So überall die Hand im Spiel zu haben.
Ich geh' jetzt durch die Straßen spioniren;
Denn seit drei Tagen fliegen auf und zu
Vom Lager und von Rom geheime Boten.
Gedenk' an mich, es ist Etwas im Werk! (Ab).

Rienzi.
Enrico, hörst Du? Montreale kommt!
Bestelle schnell das ganze Tribunal!

Enrico.
Tribun! Bei unsrer Kindheit, Christi Wunden,
Beflecke nicht mit Blut die reine Hand!

*) Trauerspiel von Julius Mosen.

Rienzi.
Du bist ein Kind.
Enrico.
O, thu' es nicht, Rienzi!
Rienzi.
Was denn?
Enrico.
Du sinnst ein gräßlich blut'ges Werk.
Rienzi.
Gehorche, Prätor! (Enrico ab).
Rienzi (allein).
Du warst mein Meister! Hüte Dich, daß ich
Nicht heut' an Dir mein Meisterstück versuche!
Verhöhnt hast Du so oft mein Ideal
Von der Gerechtigkeit, mir angepriesen
Den Eigennutz, die herrische Gewalt;
Hab' ich Dir Deinen Kunstgriff abgelernt,
So nimm vor Deinem Schüler Dich in Acht!
Montreale (tritt wild herein).
Mir diesen Schimpf? Thu' mir genug, Tribun!
Bin ich denn ein Bandit? Thu' mir genug!
Rienzi.
Was rasest Du?
Montreale.
Mir haben die Lictoren
Im Vorsaal meine Waffen abgenommen;
„Es dürf' in Waffen Niemand zu Dir ein!"
Ich trag' vor Gott, vor Königen und Kaisern
Mit Ehren meine ritterlichen Waffen!
Rienzi.
Ich bin kein Gott, kein König und kein Kaiser!
Montreale.
Meinetwegen Rädelsführer! Meine Waffe!
Ich bin entehrt von Dir! Thu' mir genug!
Rienzi.
Erhitz Dich nicht, es könnt' sich also fügen,
Daß Du noch heute Deinen Witz gebrauchtest!
Bringst Du von Palestrina mir die Schlüssel?
Montreale.
Den Teufel auch!
Rienzi.
Noch nicht, noch nicht die Schlüssel?
So bringst Du Proviant? wir darben hier.
Montreale.
Wir aber können hungern in dem Feld?
Rienzi.
Ich weiß, dreimal war schon in Deine Hand
Colonna mit den Seinen Dir gegeben,
Doch immer offen ließt Du ihm die Flucht;
Gib Antwort? Sprich weshalb? Doch nein!
Ich weiß es schon, ich kenn' Dich, Montreale!
Montreale.
Ich kann mit tausend Reitern Antwort geben.
Rienzi.
Gewiß! Die Anzahl hat sich nicht verringert;
Dein Feldzug macht Bankrott die Apotheker!
Montreale.
Ich sage Dir gerade in's Gesicht,
So lang Du nicht die Löhnung hast bezahlt,
Wird nichts aus Palestrina. Geld! schaff Geld!
Mit leeren Händen geh' ich nicht von hier.
(Enrico kommt).
Rienzi (zu Enrico heimlich).
Sind sie versammelt?
Enrico.
Cola!
Rienzi.
Hier?
Enrico.
Geschehn!
Rienzi (zu Montreale).
Nimm Palestrina, dort ist Geld und Gut!
Montreale.
Kriegsbeute stellen wir auf Rechnung nicht.
Rienzi.
Du bist unsäglich hart. Du drängst mich sehr.
Ich weiß: Du kennst die Noth von Rom und meine;
Du weißt es auch zu gut, daß Du uns selbst,
Ob mit, ob ohne Schuld, so weit gebracht!
Sei redlich, Mann, und ende diese Noth!
Du wolltest einst dem Meer mit meinem Namen
Respect geboten haben, daß ein Gott
Dich an Italiens Küste tragen mußte;
Gebiete jetzt so Deinem eignen Herzen!

Montreale.
Haha! Du glaubst noch an das Kindermährchen,
Das ich damals Dir vorgelogen habe?
Rienzi.
Wär's möglich, daß so sehr der Lügengeist
Nachmachen kann die Wahrheit, o, bei Gott!
Dann ist Dein Muth, den man so sehr gepriesen,
Und Alles eine prahlerische Lüge!
So hohl inwendig, wüst und tödtlich leer,
Hast Du nicht Furcht, daß in dem Augenblicke,
Wo Du bei Deinem Namen wirst gerufen,
Du plötzlich wie ein Traumgespenst zerfährst?
Montreale.
Schaff' Geld, reelles, baares Geld! Schaff' Geld!
Rienzi.
Schnell dreht das Glück des Menschen Schicksal um;
Erbarme Dich des hartbedrängten Volks!
Noch einmal, — aber auch zum letzten Male:
Ende diese Noth und laß uns Freunde sein!
Montreale.
Sprichst Du zu einem Stein? Ich höre nichts.
Rienzi.
Wenn Du nun selbst vor mir im Staube lägst,
Sollt' ich nicht auch des Freundes mich erbarmen?
Montreale.
O, leg' auf Dein Erbarmen einen Heller,
Und schenk' es einem Bettler auf der Treppe!
Rienzi (laut).
Ihr unsichtbaren Richter, richtet denn
Hier zwischen Montreale und Rienzi!
Montreale.
Ich frag' Dich: schaffst Du das bedungne Geld?
Rienzi.
Und zahl' ich nicht?
Montreale.
So zahlte mir dafür
Colonna noch einmal so viel, als Du!
Rienzi.
Das heißt Verrath an Rom, an mir und Dir!
Montreale.
Wie Du es nimmst.
Rienzi.
Enrico die Papiere!
Lies vor! lies diesem Mann es deutlich vor!
Enrico (liest).
Gott zum Gruß dem Fürsten Giovanni Colonna! Diesem meinen Unterhändler könnt ihr vertrauen. Nachdem ich mit dem Abenteuerer Rücksprache genommen, komme ich mit Entschluß zum Abschluß. Montreale.
Rienzi.
Bekennst Du Dich zu diesem Briefe hier?
Montreale.
Wie auch der Wisch in Deine Hände kam;
Ich wiederhole: schaffst Du nicht den Sold,
So werd' ich handeln, wie es mir gefällt.
Rienzi (zieht den Vorhang auf. Man sieht im Halbkreise die Richter des Tribunals sitzen).
Montreale.
Was soll die Mummerei?
Rienzi.
Ihr rechten Richter,
Habt ihr vernommen deutlich und vernehmlich
Die Eingeständnisse des Mannes hier?
Richter.
Gehört!
Rienzi.
So klag' ich Montreale an
Der Räuberei, des Mordes, des Verraths,
Den er an ganz Italien begangen!
Montreale.
Mich willst Du schrecken mit der Narrethei,
Mich, den Italien mit Entsetzen nennt?
Wer hat zu meinem Richter Dich gesetzt?
Wer bist Du, Creatur von meiner Hand?
Rienzi.
Ihr Richter habt gehört, so frage ich:
Ist schuldig des Verrathes, Mordes, Raubes
Der angeklagte Ritter Montreale?
Richter (aufstehend).
Schuldig! Schuldig! Schuldig!
Montreale.
Zur Hölle mit dem Spaß! Mein Schwert! — Mein Schwert!
Mein gutes Schwert! O Gott im Himmel hilf!
Rienzi.
Raub, Mord, Verrath! Sagt ihm dafür die Strafe!

Richter.

Der Tod! Der Tod! Der Tod!

Montreale.

O, ich elender Thor, stürz' in die Grube,
Die ich dem abgefeimten Schuft gegraben!

Rienzi (ein Stäbchen nehmend).

Du schuld'ger Mensch, wie dieser dürre Stab,
So sei Dein Leib zerbrochen, und gegeben
Dein Haupt dem Beil, und Deine arme Seele
Befohlen in die Hände Deines Gottes!

(Rienzi zerbricht den Stab und wirft die Stücke über ihn).

Richter (die Stühle umwerfend).

Zeter! Zeter! Zeter!

(Der Vorhang wird wieder vor dem Tribunal zugezogen. — Lictoren mit Bündeln und Beilen erscheinen).

Rienzi.

Und so zertret' ich Dich und Deine Lüge!

Montreale.

Unmöglich! Nein, entsetzlich ist es nur!
Du wolltest mich versuchen, ja, ich weiß!
Und schlecht hab' ich bestanden diese Probe;
O, auch den Tapfersten kann man erschrecken!
Du darfst nicht so mit einem Menschen scherzen.
Schweig nicht so eisern! Sprich zu mir ein Wort!
Ich will es eingestehen, willst Du so,
Daß ich zu geizig meinen Vortheil suchte; —
O, schweige nicht so leblos, starr und wild!
Gott, alle Heilige und unsre Väter
Sind Zeugen, daß schon morgen Palestrina,
Colonna auch in Deinen Händen sind;
Laß mich nur ungefährdet weg aus Rom!
O, schweige nicht so tödtlich wie das Grab!
Ich will dem Heer die Löhnung selbst bezahlen,
Erlassen will ich Dir die ganze Schuld;
O, sprich ein Wort, ein einzig armes Wort!
Ich stelle Dir zu Bürgen meine Brüder
Und meine Kinder, wehe, meine Kinder!
Ich weiß, Du brauchest Geld, nimm hin! nimm hin!
Ich löse mich mit dreizehn Zentnern Gold;
Du weißt: ich bin der reichste Mann der Welt!
Du nimmst es an? O, rede, rede nur!
Ich kann nicht sterben, jetzt nicht, jetzt nicht sterben!
O, wache ich? ich träume nur so gräßlich;
Ich rede Wahnsinn, glaube nicht daran!

Rienzi.

In Dir gerichtet sei die ganze Zeit,
Das ganze menschliche Geschlecht in Dir,
Der ganzen Welt Verworfenheit und Lug!
Ich hätt' euch vor euch selbst erretten können,
Von euch gestoßen habt ihr mich mit Hohn,
Geschmäht, gelästert, tausendfach verrathen!
Und da ihr eu're Schlechtigkeit getrieben,
An mir den Frevel bis auf's Aeußerste,
Und ich die Bosheit bei der Kehle fasse,
Will heuchlerisch sie um Erbarmen heulen?
Ich hab' euch satt, euch Alle herzlich satt,
Zum Ekel satt, wie scheußliches Gewürm!

Montreale.

Verdammter Geiz, der mich so weit gebracht
In diesen aufgesperrten Löwenrachen!
Ach, in die Hölle wie ein Narr, ein Schuft!

Rienzi.

Man nannte Dich den zweiten Hannibal;
Bist Du der Mensch, der dreißig Schlachten schlug,
Den man den Tapfersten Europa's nannte?
So reiß ich Dir die Maske vom Gesicht,
Und seht, dahinter steckt die feige Lüge!

(Zu den Lictoren).

Hinweg mit ihm!

Montreale.

Vorbei! Vorüber! Und war das mein Ziel?
Im eignen Netz erwürgt! O, meine Klugheit!
O, die verdammte Dummheit bringt mich um!
Nein! diese nicht, o, die Hyäne hier,
Die ich für eine fromme Katze nahm,
Sie kratzt mich nun zu Tod'! Pest über Dich!
Ich habe immer herzlich Dich gehaßt!

Rienzi.

Ha, doch ein Funken Wahrheit noch in ihm!
Er hat genug gerast, führt ihn zum Tode!

Montreale.

Zum Tod'! Zum Tode? Wohl, ich bin gefaßt!
Allmächt'ger Gott! erbarm' dich meiner Seele!
Gedenk' an mich, Rienzi! Volkstribun!
Kein Heil aus meinem Blute wird Dir sprießen;
Denn unsre Sterne gehen mit einander,
Jäh ab schießt unsre Laufbahn an das Ende!

Rienzi.

Hinweg mit dieser Eule!

Montreale.

Ich lade Dich vor Gottes Richterstuhl;
Denn in drei Stunden stehst Du dort mit mir!

(Er wird abgeführt, Enrico folgt).

Rienzi (allein).

Ha, wie so tödtlich ruhig wird es hier?
Wie, ausgebrannt so schnell, Vulkan der Brust?
Hat Dich, den nicht das Weltmeer löschen konnte,
Verlöscht der Wahnwitz eines Sterbenden?
Ich brauch noch immer Gluth und Feuerstrom!

(Man hört einen Glockenschlag).

Horch, pocht der Tod mit seinem Finger an?

(Zweiter Glockenschlag).

Jetzt haben sie die Augen ihm verbunden.
Der noch vor einer Stunde Rom, Italien,
Mich selbst zu seinen Füßen liegen sah,
Thut jetzt den letzten, letzten Odemzug!
Der Narr fing noch zu prophezeihen an!

(Dritter Glockenschlag).

Amen! Amen!

(Lange Pause. Daniello tritt ein).

Daniello.

Heil und Victoria!

Rienzi.

Ach, Daniello?

Daniello.

Vorbei ist alle Noth!

Rienzi.

Meinst Du! Meinst Du?

Daniello.

Als Montreale abgegangen war —

Rienzi.

Weißt Du es schon? Ich hab' ihn abgefertigt.

Daniello.

Da hatt' ich einen Anhang bei dem Heer;
Nur Montreale war der böse Geist!

Rienzi.

Mein böser Geist? Gewiß! Ich dachte immer,
Der schlimme Baroncelli wär' es nur.

Daniello.

Mir folgten Alle. Wahrlich brave Kerle
Sind diese Deutschen! Palestrina war
Genommen, und Colonna und die Seinen
Haben capitulirt und schwören Treue.
Wie bist Du so verstimmt? Du freust Dich nicht?

(Enrico kommt).

Enrico.

Vom Bischof, dem Legaten, dieses Schreiben!

Rienzi.

Lies vor!

Enrico (liest).

Geliebter Sohn! Dich segnet die heilige Kirche und ernennt Dich hiermit zum Senator und Gouverneur von Rom! Uns ist befohlen, an Montreale die bedungene Summe auszuzahlen, und seinen Abzug zu beschleunigen.

Rienzi (gezwungen lachend).

Hahaha! Zum Wahnwitz ist der Spaß!

Enrico (weiter lesend).

Ein Kleinod bringen wir Dir mit, das Dich binden soll an die Sache der heiligen Kirche, an Dein eigenes Wohl und an unser Herz. Raymond, Legat.

Rienzi.

Ha, Herengold, es stinkt nach Blut und Aas!

Daniello.

Was ist mit ihm geschehen?

Enrico (leise).

Montreale

Hat er enthaupten lassen.

Daniello.

Montreale?

Das war nicht klug, das war nicht gut gethan!
Sein Argwohn warf erst neulich in die Stadt
Dreihundert Söldner. Schwierig sind die Bürger;
Eh' wir es meinen, ist der Aufruhr fertig.

Rienzi.

Fluch diesem Dämon, der mich so gehetzt
Durch Armuth, Ruhm, Verzweiflung, Tod und Sünde
Bis mitten in den Wirbel der Verdammniß!
Fluch dem Phantom, das sich mir vorgegaukelt,
Fluch über mich und Rom und alle Welt!

Enrico.

O, komm zu Dir!

Daniello.

Laß von ihm ab und schweige!

O, tröst' ihn nicht; er ist vom Blut berauscht;
Austrasen thut ihm gut.

Rienzi.

Seht dort den Brutuskopf, er rollt die Augen;
Ein Marmorstein und kann die Augen rollen!

Enrico.

Ein schrecklich Ding, wacht das Gewissen auf!

(Tomaso tritt ein).

Tomaso.

Ein Polcinello mit viel hundert kleinen
Verdammten Maccaroni's hinterdrein,
Mit Besen und Laternen durch die Straßen
Und kehren überall und schreien laut:
Die gute Zeit, die alte gute Zeit!

Daniello (zu Tomaso).

Du siehst, er hört Dich nicht: sag' mir es an!

Tomaso.

Und viele tausend Männer, Frauen, Jungen
Sind schon um sie herum und helfen schreien.

Daniello.

Wer ist der Polcinello?

Tomaso.

Baroncelli!

Jetzt eben sprang, wie eine tolle Katze
Die Nachricht durch die Stadt: enthauptet sei
Der große Montreale.

Daniello.

Meine Furcht!

Tomaso.

Aus den Quartieren stürzten da die Söldner
Mit furchtbar schrecklichem Geschrei um Rache,
Und so rollt jetzt die Wasserhose her. —

(Man hört trommeln und schreien: Gerechtigkeit und Brod! Gerechtigkeit und Brod!)

Tomaso.

Mein Werk ist aus, fangt nun das eure an! (Ab).

Daniello (sieht zum Balcone hinaus).

Da wächst der Aufruhr aus dem Boden 'raus,
Zu einem Mann wird jeder Pflasterstein.

Volk (von außen).

Heraus! Heraus! Heraus!

Rienzi (emporfahrend).

Was ist? Wer ruft? Was gibt es?

Daniello.

Aufruhr! Aufruhr!

Volk (von Außen).

Heraus, Tribun! Tyrann! Heraus!

Rienzi (zum Balkone hinausrufend).

Es lebe Rom! Tod über seine Feinde!

Volk (von außen).

Nieder mit ihm! Nieder!

(Steine fliegen in die Fenster und zum Balcon herein; Rienzi taumelt zurück).

Rienzi.

Confect! Confect!
Noch lebe ich! Verderben über sie!
Schnell, Daniello, nach Trastevere! —
Ah, die Hallunken wollen Aufruhr machen! —
Nicht wahr, da drüben seid ihr noch getreu?

Daniello.

Für die Trasteveriner steh' ich ein.

Rienzi.

Hinüber Daniello! Führ' sie her!
Gleich einem Wetterkeil brich durch die Meute,
In ihrer eignen Feigheit streck' sie hin!

Daniello.

Gewinnst Du so viel Zeit, so kurze nur,
Bis ich mit meinen Kameraden komme,
So beiß ich Dich heraus!

Rienzi.

Stürz' hin, als jagte
Das ganze Elend heulend hinterdrein.

(Daniello und Enrico ab).

(Diener, mit Gepäcke beladen, fliehen über die Scene.)

Rienzi.

Ha, kommt der Wurfler mit der Schaufel an?
Es stäubt die Spreu hinweg, wo ist der Waizen?

Enrico (zurückkommend).

All' Deine Diener haben Dich verlassen;
Nun hab' das feste Thor ich zugeschlossen.

Rienzi.

Verlassen hat mich Alles, und Enrico,
Die schüchterne und schwache Seele will
Bei mir jetzt bleiben, wo Gewittersturm
Den Mast zerschmettert und das Steuerruder?
Du hast ein Weib daheim!

Enrico.

Ich hatte eher einen Freund an Dir!

Rienzi.

In dieser Demuth hättest Du ein Herz,
In Lumpen den Karfunkelstein verborgen?
Du braves Herz!

Enrico.

Ich bleibe schon bei Dir.

(Heftiges Trommelwirbeln von Außen mit Hallogeschrei).

Rienzi.

Was ist das für ein Rauch? ein Feuerqualm?

(Enrico geht).

Volk (von Außen).

Nieder mit dem Tribun!

Rienzi.

Heran, du Tigerkatze, spring heran
Und sauf dich satt, hier hast du Römerblut!

Enrico (zurückkommend).

O, wehe! wehe! das Gesindel hat
Feuer geworfen in die Canzelei;
Im lichten Feuerbrand steht das Archiv!

Rienzi.

Die Rasenden! In diesen Pergamenten
Bewahrt sind alle Privilegien,
Die alten Rechte dieses Pöbelvolks!
Heut stirbt zum letztenmal die alte Roma,
Sie morden heute ihre eigene Seele!

Enrico.

Wie grüne Schlangen fährt's an den Tapeten
Herüber durch die Gallerie zu uns!

Rienzi.

Habt Dank, ihr Meuterer, ihr weckt mich auf!

Volk (von Außen).

Holla! Holla! Heraus, heraus, Tribun!

Rienzi.

Reich mir den Helm, den Schild, das große Schwert!

(Während er sich rüstet, wobei ihm Enrico hilft).

Fällt Dir nicht auch das alte Lied noch ein:
„Von Seligkeit sind trunken
Die Armen und die Müden;
Es ist herabgesunken
Der Himmel mit dem Frieden!"

Volk (von Außen).

Tod dem Tyrannen! Nieder mit ihm!

Enrico.

O, diese Worte, und zu dieser Zeit!

Rienzi.

Ich freute mich zu sterben so wie Du,
Gewalt'ger Cäsar, Vorbild meines Lebens!
Ich rief Dir zu: reich mir den Lorbeerkranz,
Und wär's am Fuße der Pompejussäule!
Du hast mir kaiserlich Dein Wort gehalten.
Das beste Ende ist ein jäher Tod.
Du scharfes Schwert, mit dem ich hingestreckt
Den Wütherich Colonna! Keine Hand
Soll dich mehr führen! Treuer Schild, fahr wohl!

(Er wirft Schild und Schwert weg).

O, Helm, mit deinem Römeradler hast du
Bedeckt ein Haupt, in dessen kleinem Ring
Platz fand der unermeßliche Gedanke
Der Weltherrschaft, o, mein Cäsarentraum!
Auch du fahr hin!

(Er wirft den Helm weg).

Enrico.

Da sprüht das Feuer auf.

Rienzi.

So schwer wird ihnen noch, mich zu verderben,
Daß sie auf mich die Elemente hetzen,
Aufbieten mußten das Entsetzlichste!
Es soll ein Schauspiel für die Götter sein,
Zu sehen einen Mann im Heldentod;
Bald sollen sie ein solches Schauspiel haben.
Komm, treuer Freund, und schmücke mich zum Tode!
Die Götter nahen gern in Feuergluthen;
So schreiten durch die Flammen wir hindurch
Zur Wohnung der Unsterblichen hinüber! (Beide ab).

Zweite Scene.

Platz vor dem Capitol, das man theilweise im Feuer stehen sieht. Bewaffnete und unbewaffnete Volksmenge drängt sich in die Scene. Baroncelli, phantastisch verkleidet. Crasso. Benedetto. Scipione. Bald darauf Rienzi und Enrico.

Baroncelli.

Her, ihr Jungen mit Reißbündeln! Heizt ihm ein! Da hinan! Da hinan!

Benedetto.

Paßt auf! er kann nicht verbrennen. Er löscht das Feuer wie ein Eidechs! Er hat einen Bund mit dem Bösen. Eh' wir es denken, wird er auf feurigen Pferden aus dem Dache hinaussausen.

Scipione.

Kriegen wir ihn heut' nicht unter, so ist er sattelvest, wie neun Teufel!

Crasso.

Immer Unruh und nichts als Unruh!

Volk.

Heraus, Tribun! Heraus! Heraus!

(Das Thor geht auf; Rienzi mit dem Lorbeerkranze auf dem Haupte, das eherne Scepter in der Rechten, mit der toga praetexta bekleidet, erscheint, hinter ihm Enrico. Eine Stimme aus dem Volke: „Wer da? Wer da!“ Eine andere Stimme: „Der letzte Volkstribun!“)

Volk.

Der letzte Römer!

Benedetto.

Seht hin! Er ist kein Mensch! Ein Gespenst!

Scipione.

Sein Auge brennt!

Crasso.

Er ist gefeit!

Scipione.

Ein Cäsar!

Volk.

Cäsar! Cäsar!

Enrico.

Zu Deinen Füßen bete ich Dich an.
O, sprich ein Wort, ein einzig, einzig Wort!
Jetzt tödtet Dich das Schweigen. Sprich ein Wort!
Ein Wort! Er tödtet sich! O, Gott im Himmel!

Baroncelli (vortretend zu Rienzi).

Ich beuge meine Kniee, Volkstribun!
Ich beuge meine Kniee, großer Cäsar!
Verdien' ich keinen Blick, o Majestät?
Felice notte! (Er ersticht ihn).
Brutus über Dich!

Enrico (wirft sich auf Rienzi's Leiche).

Ermordet, ach, von einem Policinell!
Der letzte Volkstribun von einem Narren!
(Man hört kriegerische Musik sich nähern).

Volk.

Die päpstliche Armee!

Einige.

Der Bischof und Legat!

Scipione.

Seht, hier voraus
Auf weißem Zelter sprengt Camilla her!

Baroncelli.

Puh, das wird heiß! (Ab.)

Camilla (kommt.)

Ihr Rasenden, was ist geschehn?
(Sie erblickt Rienzi's Leiche).
Rienzi?
Rienzi Du? Rienzi, wache auf!
Den Herrlichen ermordet, ihr Verruchten?
O, stürz' zusammen Rom, verschütt' dich selbst,
Da sie ermordet deinen letzten Cäsar!
Was starrt ihr so auf mich? Was bebet ihr?
Wühlt in die Erde euch! Stürzt in die Hölle,
In die Vernichtung! Ueber euch wälz' ich
Den Fluch der That, das ganze Weltgericht!
Ich lebe noch, da alles Große todt?
Ich mag nicht theilen diese Luft mit euch;
Die Römerin stirbt mit dem letzten Römer!
(Sie ersticht sich).

Raymond; später **Daniello** mit **Baroncelli** (kommen).

Raymond.

Umzingelt, bindet diese Rasenden!
Wo habt ihr den Tribun?

Camilla.

Zum Tod' vereinigt.

Raimond.

O böser Tag des Jammers!

Camilla.

Ach! lebt wohl!
(Sie stirbt).

Raymond.

Wer hat an dem Tribun die That vollbracht?

Daniello (schleppt Baroncelli herbei).

Hervor, Du Bluthund! Mörder! Meuchelmörder!

Raymond.

Bind ihn und schlepp ihn nach Sanct Angelo!

Daniello.

Kam ich zu spät, vor Dir den Freund zu retten,
Ich komme nicht zu spät, Dich zu erwürgen!
(Er schleppt ihn fort).

Raymond.

Sorgt für die beiden Leichen! Eine Gruft
Umfange beide! Ausgetoset haben
Die bösen Leidenschaften; — Friede kehrt,
Der Friede eines Kirchhofs, kehrt zurück!
Im Namen uns'res heil'gen Oberhauptes
Nehm' so ich wiederum Besitz von Rom.
(Der Vorhang fällt).

Friedrich Karl, Freiherr von Moser,

ward am 18. December 1723 zu Stuttgart geboren, erhielt nach vollendeten philosophischen und staatsrechtlichen Studien eine Anstellung bei der kurhessischen Regierung zu Cassel, stieg bis zum Geheimrath und Gesandten am kaiserlichen Hofe und wurde 767 von Joseph I zum Reichshofrath zu Wien ernannt. 1772 trat er als erster Staatsminister, Kanzler und Präsident sämmtlicher hoher Kollegien in hessen-darmstädtische Dienste, wurde aber wegen seines Freimuthes 1780 plötzlich wieder aus denselben entlassen und mit der Regierung in einen Proceß verwickelt, dessen Ausgang ihm jedoch die Wiedererstattung seines eingezogenen Vermögens und die Zusicherung einer lebenslänglichen Pension von [illegible] Gulden erwarb. Er lebte nun als Privatmann zu Ludwigsburg, wo er am 10. November 179[illegible] starb

Er machte sich literarisch bekannt durch:

1. Kleine Schriften. Leipzig 751—65, 12 Bde.
2. Sammlung von Reichshofrathsgutachten. Frankfurt 1752 54, 6 Bde.
3. Sammlung der neuesten und wichtigsten Deductionen rc. rc. Ebersdorf 1752—64 9 Bde.
4. Lieder und Gedichte. Tübingen 1753
5. Patriotische Gedanken. Frankfurt 1755.
6. Der Herr und der Diener. Frankfurt 1759; 2. Ausg. Ebendas. 1766, 8. mit Titelvign.
7. Der Hof in Fabeln. Mannheim 1761.
8. Geistliche Gedichte. Frankfurt 1763.
9. Gesammelte Schriften. Ebendas. 1763—64, 2 Thle.
10. Von dem deutschen Nationalgeiste. Ebendas. 1765.
11. Patriotische Briefe. Ebendas. 1767.
12. Reliquien. Ebend. 1767.
13. Patriotisches Archiv. Leipzig und Frankfurt 1784—90, 12 Bde.
14. Fabeln. Mannheim 1786, 12. mit Kupf. (eigentlich die 2. Ausgabe von 7).
15. Neue Fabeln. Ebendas. 1790, 12.
16. Neues patriotisches Archiv. Ebendas. 1792—94, 2 Bde.
17. Politische Wahrheiten. Zürich 1797, 2 Thle.
18. Mannigfaltigkeiten. Ebendas. 1796, 2 Thle.
19. Geschichte der Waldenser. Ebendas. 1798.

Mit kühnem Ernst und edler Freimüthigkeit griff dieser großartig gesinnte Mann die Fehler und Gebrechen in den Verhältnissen der deutschen Staaten an und deckte sie mit Entschiedenheit auf. — Sein Styl ist keineswegs



correct, aber dieser Mangel wird durch die kraftvolle Leichtigkeit desselben und den Reichthum an Gedanken reichlich aufgewogen.

Von den Besoldungen*).

Der Punkt von den Besoldungen verdient noch eine besondere Beleuchtung, weil er in das Glück einer Regierung einen wesentlichen Einfluß hat. Der erste Satz ist richtig: Was die Diener zuviel bekommen, behält der Herr um so weniger; und wann die Noth einmal an Mann geht, hat einer mit dem andern nichts. Hingegen ist es eben so schimpflich und unverantwortlich, wann ein Herr, der sonst an allem genug, ja Ueberfluß hat, an seiner Dienerschaft den Anfang mit Sparen machen will. Dann entweder braucht er sie, oder er braucht sie nicht; braucht er sie nicht, so schaffe er die unnöthigen ab und besolde die unentbehrlichen desto reichlicher und ordentlicher; hat er aber nur so viele, als ohnehin nöthig sind, so ist schmählig, wenn solche mit ihrer Besoldung sich und die ihrigen kaum gegen die Hungersnoth schützen können.

Es geht in den Civilbedienungen, wie bei dem Kriegsstand. Ein wohl besoldetes und unterhaltenes Corps wird allemal größere Thaten thun, als ein noch so zahlreiches Heer, so nur defensive gefüttert wird und wie das abnehmende Licht gekleidet ist. Ein ehrlicher Mann machte jüngst gegen mir in vollem patriotischen Eifer die Anmerkung: Die Preußen fressen dreimal so viel, sie fechten aber auch dreimal so gut.

Und gewiß hat bei einem Soldaten der Magen oft so viel Antheil an seiner Tapferkeit, als der Muth, so kann man an der trägen und gähnenden Regierung eines Landes den nicht leicht trügenden Schluß machen, daß die Dienerschaft bei Pferdearbeit mit Eselsfutter verköstiget werde.

Man kann zwar von keiner Besoldung irgend eines Postens absolut sagen: daß sie groß oder gering sei; es kommt auf die Theure oder Wohlfeile des Orts, auf die mehr oder minder kostbare Lebensart, auf den Aufwand und Staat, den man davor fordert und mehrere dergleichen Nebenumstände an. In * * bekommt ein Minister 12000 fl., und wenn das Jahr herum ist, so sind sie just drauf gegangen, die Mehrsten sind nicht einmal damit so weit gereicht, daß sie nicht noch Schulden dazu gemacht hätten. Die kostbare Haushaltung, Theure des Orts, zahlreiche Livree, prächtige Equipage, öfteres Tractiren, die Gala, die Spiele u. s. w. lassen nicht leicht an einen Sparpfennig denken. Zu * * hat ein Minister vielleicht 4000 Gulden, er geht aber, so oft es ihm beliebt, zu Fuß, er giebt niemand das ganze Jahr zu essen, als sich selbst, ein Kleid von Karl VII. Krönung thut noch bei grosen Ausrichtungen eben die Dienste, er spielt mit niemand, als mit seinen lieben Enkelchen und lebt vergnügter, arbeitet mehr und behält vielleicht mehr oder doch eben so wenig übrig, als die Excellenz, so mit 6 Pferden fährt.

Ueberhaupt müssen die Besoldungen dergestalt hinreichend sein, daß ein ehrlicher und brauchbarer Mann mit einer seinem Amt und Verdiensten gemäßen Anständigkeit und Gemächlichkeit davon leben und bei einer ordentlichen Haushaltung auch noch einen Theil derselben zu Versorgung der Seinigen nach seinem Tode zurück legen kann.

Es erfordert dieses auf Seiten des Herrn die Dankbarkeit. Ein edles Herz macht sich solche selbst zur Pflicht, und ein undankbarer Herr verdient ohnehin nicht, daß ihm anders als tagelöhnermäßig gedient werde.

Ein Herr, welcher unfähig ist, durch solche hohe und reine Triebe geleitet zu werden, sollte sich wenigstens um seines eigenen Interesse willen dazu bewegen lassen. Ein altes Sprichwort sagt: Kupfern Geld, kupferne Seelenmessen; das ist, ich diene, wie man mir lohnt.

Die Erfahrung redet diesem Satz am stärksten das Wort. Es finden sich hie und da zwei aneinander gränzende und mit gleicher Proportion an Land, Leuten und Vermögen getheilte Häuser. Man betrachte ihren beiderseitigen Zustand nach hundert und mehreren Jahren. Das eine zeiget sich in einer wahren und erworbenen Größe, in Respect und Ansehen im Reich und in dem Senat der Völker, erweitert an Reichthum, Landen und Macht, beharrlich und glücklich in seinem System, voll gründlicher Hoffnung einer Dauer, welche die schönsten Perspectiven vor das künftige in sich schließt. Der andere Stamm ist nie aus seiner Mittelmäßigkeit herausgetreten, er hatte große und nahe Hoffnungen, gerechte Ansprüche, Möglichkeiten, sich geltend und kostbar zu machen, so gut wie jenes, ein ewiger Schlummer erstickte aber die kräftigsten Erinnerungen, der Sohn träumt seine Regierung hin, wie der Vater, die Bewegungen, so man sich giebt, in die Höhe zu kommen, sind denen gleich, wenn man im Schlaf auffährt, ohne Wirkung und Nachsatz, eine schmachtende Politik, ein verdorbenes Regiment, ein verachteter Hof. Geht man auf die Grundursachen eines so merklichen Unterschieds zurück, so hat jenes glückliche Haus seit unvordenklichen Zeiten große Männer an dem Ruder der Geschäfte gehabt, der Regent ist mit ihnen als mit seinen geheimsten und vertrautesten Freunden umgegangen, er hat unglückliche aber treue Dienste nicht unvergolten gelassen und glückliche großmüthig belohnt, er hat mit schwerem Aufwand und oft vieljährigem Nachforschen geschickte Leute aus dem Dienst eines undankbaren Herrn in den seinigen gebracht, er hat fähige Köpfe früh in die Geschäfte gestellt und der Sohn fand eine Pflanzschule würdiger Diener, welche ihm der Vater angezogen hatte. Die Häupter der Collegien hatten reichlich und die übrigen Diener wohl zu leben, er versüßte den Ministern die Last der Arbeiten durch tausendfache Proben einer sorgfältigen Aufmerksamkeit um ihre Erhaltung und Gesundheit, er ließ sich in die kleinen Sorgen herunter, daß ihnen an der zur Auffrischung des Gemüthes nöthigen Abwechselung des Vergnügens mit der Arbeit nichts entginge, er stellte sie vor künftigem Kummer sicher, daß er den Unterhalt der ihrigen nach dem Tode des Mannes und Vaters feststellte und Vaterstelle an den Kindern übernahm. Die Welt ist Zeuge, mit welchem Eifer, Treue, Unverdrossenheit und Glück dieses Haus bedient und berathen worden. Sein Fall wird da anfangen, wann ein Nachfolger an den Dienern zu sparen anfangen wird.

Dieses verachtete Haus aber hat seine Diener mit Mangel und Kummer streiten lassen, es hat zu Zeiten große Männer und glückliche Genies gehabt, die aber mit ihren Untergebenen gerade so viel ausrichten können, als ein Feldherr mit einer ausgehungerten Armee. Die Besoldungen sind so gering, daß nur ein Schelm oder ein Harpax was übrig behalten kann; treue Dienste werden nicht belohnt, schlechte nicht geahndet, Betrügereien nicht gestraft; fähige Köpfe nicht ermuntert, vielmehr der redlichste Diensteifer jalousirt und unterdrückt, man behilft sich mit schlechten Leuten, weil sie wohlfeiler im Futter stehen, man zieht keine Fremde in Dienst, oder belebt sie nicht, daß sie Lust behalten zu bleiben, es ist dem Herrn einerlei, ob der Minister sich zu Tode arbeitet oder müßig geht, ob er Gott für seinen Fürsten dankt oder ihm den Tod wünscht. Die Räthe sind größtentheils nur Packpferde, die ihre Last tragen, weil sie ihnen aufgeladen ist. Man weiß hier nichts von denen Distinctionen, die einem Herrn so wenig kosten und ein ehrliebendes Gemüth munter und willig machen. Dem tüchtigsten Mann zerrinnt die Arbeit unter den Händen, weil in seinem von täglichem Kummer gebeugten Geist Wärme und Feuer erloschen ist; vergebens wird ihm die Vertheidigung wichtiger Hausgerechtsame aufgetragen, seine Kinder bedürfen das Geld zu Brod, das er zu denen bei einer solchen Arbeit nöthigen Büchern bestimmt hatte. Es wird kurzum bei diesem Haus in nichts gespart, als just da, wo um eines unendlich größern Gewinns willen die Ausgabe am vortheilhaftesten angelegt wäre.

Will jemand bei dieser Beschreibung den Einwurf machen, daß der Grund eines so merklichen Unterschiedes gleichwohl in den Einsichten und Eigenschaften der Regenten dieser beiden Häuser selbst zu suchen sein möchte, so habe ich auch nichts dagegen.

Es tritt aber hier noch ein der reifsten Betrachtung würdiger Grund dazu: die Bewahrung, die so nöthige Bewahrung vor Versuchungen. Nach dem Begriff, welchen ich von dem von Natur Grund verdorbenen und durch die Gnade Gottes noch nicht geheiligten menschlichen Herzen habe, kann ich es nicht anders als ungerecht halten, wann ein Regent Treue und Ehrlichkeit von Dienern fordern will, welche er nicht zureichend oder nicht richtig besoldet. Das Abschleppen und Stehlen des Hofgesindes nimmt man in einem Fall nicht nur als eine bekannte, sondern auch entschuldbare Sache an. Der Schaden in der Untreue bei Ministerial- und andern Landes-Bedienungen ist aber ungemein größer. Es kann manches Faß Wein neben her ausgetrunken werden, ohne daß das Haus und Land den Verlust empfinden. Aber da möchte man Blut weinen, wenn ein sonst ehrlicher Minister in der schweren Stunde der Versuchung unterliegen bleibt, die Ehre und das Interesse seines Herrn um einen Sack mit Geld, um ein Lehen, um eine Versorgung seiner Kinder aus Noth zu verhandeln; wenn ein Rath die Hausgeheimnisse verkauft, um seinen zehn Kindern Brodt kaufen zu können, weil seine Besoldung nur für einen Mann ohne Kinder hinreichend ist; wenn sich's vom Chef bis zum Canzleidiener in Leben und Wandel zuruft: stiehl du auch, betrüg du auch. Man hängt die Minister und Räthe nicht, (wenn er nicht etwa ein Jude ist), sie fallen nur in Ungnade und ihre Kinder sind dann gleichwohl versorgt; wenn es aber gleichwohl zur Untersuchung käme, so würde mir einer der schwersten Fälle sein, nach Recht und Gewissen zu entscheiden: ob dem Herrn, der den Diener zu schlecht besoldet, oder diesem, der aus wahrer Noth zum Stehlen verleitet worden, am meisten

*) Aus F. K. von Moser's „Herr und Diener".

zur Last zu legen sei? Dann die Beschuldigungen, die Besoldung ist andern vor ihm gut genug gewesen, warum hat er den Dienst angenommen? warum können andere auskommen? leiden vor dem Tribunal des Gewissens eines Regenten gar starke Widerreden. Es ist an dem, es muß es einer sehr arg treiben, bis er galgenmäßig wird, wie will aber ein Herr die unzählbaren kleinen Betrügereien und Unterschleife bestrafen, wann ihm selbst bewußt ist, daß solche einen Theil des Unterhaltes seiner Diener ausmachen? wie will er der Beugung der Justiz, dem Geschenke nehmen, den Verrächereien begegnen, wenn sich der Diener damit schützen kann: er habe in sieben Jahren keine Besoldung bekommen. Wie leicht sind die schwachen Schranken der bloß natürlichen Ehrlichkeit in solchem Fall überstiegen, ja auch eine männliche Tugend kann in einer anhaltenden Noth und zunehmendem Mangel von der Macht der Versuchungen überwältiget werden. Werden nicht die Strafen solcher Ungerechtigkeiten in dem göttlichen Gericht mit dem Regenten, so einen treuen Diener sündigen gemacht, getheilt werden: Ich fürchte allerdings.

Glaubten die Fürsten, daß die Seufzer der Diener den Herrn drücken, daß die Thränen eines sterbenden Vaters, der nach zwanzigjährigem Dienst seinen Kindern kein Vermögen, als Besoldungsrückstände verlassen kann, eine den göttlichen Segen wegbeitzende Kraft haben, glaubten sie, daß der fröhliche Dank, den ein Diener Gott für die Wohlthaten seines lieben gnädigsten Herrn abstattet, sich als ein fruchtbarer Thau über sein ganzes Land und Haus verbreite, sie würden wenigstens eher an Hunden, Pferden, Gemälden und Häusern, als an diesen ihren angebornen Freunden sparen*).

Manche Regenten, welche von der Wahrheit dieser Sätze überzeugt sind, suchen sich damit zu helfen, daß sie zu wichtigen und der Versuchung am meisten ausgesetzten Bedienungen Leute suchen, die selbst Vermögen besitzen und daher wenigstens das Vorurtheil, unbestechlich zu sein, vor sich haben, welche sich dann um so eher mit der alten und geringen Besoldung begnügen könnten und würden. So wenig aber zu mißbilligen ist, daß ein Herr einem wohlhabenden und in gleichem Grad mit Andern brauchbaren Mann den Vorzug gönne, so gewiß ist es, daß manche Dienste diese Vorsicht erheischen, so möglich es ist, reich und ehrlich zugleich zu sein, so wenig kann jedoch diese Regel als allgemein angesehen werden.

Ein reicher Minister und so in seiner Maaß jeder andere wohlhabende Mann erleichtert den Herrn und die Kasse in manchen wesentlichen Stücken, er trägt zum Glanz des Hofs, zur Ehre des Dienstes und zum Vortheil der Unterthanen mehreres bei, er ist wirklich in vielen Stücken brauchbarer, als ein anderer, der wenig oder gar kein eigenes Vermögen hat. Nur folgt nicht allemal, daß, je reicher einer ist, desto uneigennütziger er sei, die Reichsten sind oft die Unersättlichsten; wohl aber folgt so viel, daß die Geschenke für den Reichen gedoppelt so schwer sein müssen, daß man ihm desto weniger beikommen kann, weil er den beständigen Vorwand des eigenen Vermögens hat, daß er sich eher Freunde mit dem ungerechten Mammon machen kann und ein Herr ihn in allen Stücken säuberlicher behandeln muß.

Zudem sind die Verdienste nicht allemal, ja nur oft am allerwenigsten von Glücksgütern begleitet, ein Mann hätte alle Fähigkeit, den Minister eines großen Fürsten abzugeben, sollte er deswegen ausgeschlossen sein, weil er die Ehre seines Postens mittelst eines Beitrags aus eigenem Vermögen nicht verherrlichen kann? Wie leicht kann ein Herr diesem abhelfen? Er darf ihn nur desto reichlicher besolden und ihm einige derer rechtmäßigen Vortheile gönnen, womit ein Herr Männer von Verdiensten favorisiren kann, ohne daß ihm oder dem Land darunter einige Belästigung zuwachse.

Vielleicht waltet auch bei mehr als einem Herrn der Gedanke ob: die nicht auskommen können, mögen sehen, wo sie das Uebrige dazu kriegen, große Besoldungen seien unnöthig, denn das Betrügen unterbleibe deswegen doch nicht, es sei genug, wenn's nur der Herr nicht geben darf. Die Ausübung dieser Maxime ist der praktische Commentarius über das alte Sprichwort: Große Herren wollen bedient sein. Ich mag mich bei diesem Umstande nicht aufhalten, weil ich jeden Herrn, der so denkt, verabscheue.

Zur Ehre unserer deutschen Höfe muß man bekennen, daß es viele derselben giebt, an welchen nicht nur ein zureichender, sondern überflüssiger Fond zu den Besoldungen vorhanden ist, auch die Zahlung so ziemlich richtig geleistet wird. Man bemerket aber zugleich einen andern wichtigen Fehler. Es sind der Leute zu viel, die Besoldungen sind also zu sehr vertheilt, bei den wichtigsten Aemtern nicht genug proportionirt, bei den mittleren kaum und bei den geringern nicht allemal hinreichend; anstatt daß bei einer eingeschränktern Anzahl die ansehnlichsten Bedienungen reichlich und die übrigen wohl versorgt werden könnten.

Die bekannte Rede: der Fürst hat nicht ihrer, wohl aber sie des Fürsten nöthig, ist ein Wort eines Herrn, das man mit Verehrung seiner Güte auf die Viertelstunde, da es gesprochen wird, keineswegs aber als eine Regierungsmaxime gelten lassen kann. Zum höchsten kann es bei der Hofdienerschaft stattfinden, wo mancher in wahrem Sinn von der Gnade des Fürsten lebt.

Gewisse Verfassungen und Einrichtungen können zwar ohne eine große Menge dazu gehöriger Leute nicht bestehen. In Frankreich bei den Verpachtungen, wo auf zwei Augen das dritte Achtung geben muß und in Deutschland bei der erstaunlich geschwinden und pünktlichen Behandlung der Geschäfte im preußischen Dienst kann es nicht anders sein. Diese Modelle gehen aber über den gemeinen Maasstab weit hinaus. Beleuchtet man die gewöhnlichen Ursachen einer zu stark übersetzten Dienerschaft, so bleiben sie zwischen dem Herrn und Diener getheilt.

Ein Herr ist gnädig und leutselig, er will gerne vielen Leuten Gutes thun, der eine ist sein Landeskind und macht an den Fürsten die Ansprache seiner Versorgung, der andere ist ein brauchbarer fremder Mann, den der Minister an den Dienst verbinden möchte, der dritte ist der Sohn eines alten treuen Dieners, der vierte hat von langer Hand her schon das Versprechen auf einen Dienst; für diese vier Leute ist aber nur eine offene Stelle. Ein Jeder derselben ist ihrer nicht nur würdig, sondern auch tüchtig, sie allein vollkommen zu versehen. Weil man aber allen vieren eine Gnade erzeugen will, so wird das Amt oder die Besoldung unter sie vertheilt. Es ist wahr, der Herr bekommt dadurch vier Diener, er hat aber keinen ganz. Sie müssen sich auf vielfache andere Wege das zu ihrem Unterhalte Nothwendige zu ergänzen suchen, das lauft entweder auf Betrügereien oder Niederträchtigkeiten hinaus, oder wenn der Herr ihrer am nöthigsten hat, so ist der Diener nicht zu haben. Wo diese Umstände auch wegfallen, so ist doch dieses richtig, daß der Chef eines solchen Dieners, wann er bei aller übrigen Strenge nur noch einige menschenliebende Empfindungen hat, von ihm unmöglich diejenige Pünktlichkeit, Eifer, Neigung und Unverdrossenheit verlangen kann, welche man an ihn zu fordern berechtiget wäre, wenn er die übrigen drei Theile der Besoldung zugleich genösse. Ein Herr von dieser Gesinnung hat an einem andern Hof vier accreditirte Personen, der eine dient noch zwölf andern Herren, der zweite nährt sich mit Prozessen, der dritte handelt mit Servelatwürsten und seidenen Strümpfen, und der vierte macht im Tagelohn Zeitungen; vielleicht kommt der fünfte noch dazu, und giebt den Kutscher der vier andern ab. Sie haben alle etwas und dieses etwas macht so viel zusammen aus, daß dieser Herr einen Minister mit aller, seinem Rang und Verdiensten gemäßen Anständigkeit an diesem Hof davon unterhalten könnte, anstatt jene vier in einer beständigen Dämmerung zwischen Ehre und Verachtung leben.

Ein anderer Herr hat seine Freude daran, und mißt seine Größe und eingebildete Hoheit nach einer recht zahlreichen Dienerschaft. Er ist so freigebig mit seinen Diensten und Titeln, daß die Eingebornen nicht mehr hinreichen, man muß die Leute aus fremden Landen verschreiben, um den Reihen recht groß zu machen. Kommt man an einem Galatag an Hof, so ist eine Perspective von Generals, geheimen Räthen, Kammerherrn, General- und Flügel-Adjutanten, die für die größte Opera hinreichend wäre; man sieht wohl zehnerlei Uniformen an den Offizieren, rothe, blaue, gelbe Ordensbänder, es glänzt bis zum Blenden. Das soll bei Gästen und Fremden einen hohen Begriff von dem Reichthum des Herrn, und bei dem Lande eine desto tiefere Verehrung vor der Majestät ihres Regenten erwecken. Allein welch Spectacle zeiget sich, wann man diesen Jupiter mit seinen Trabanten mit einem gewaffneten Auge betrachtet. Der größte Theil dieser gnädigen Herrn lebt in Hoffnung besserer Zeiten, der halbe Hof ist concursmäßig, der unbezahlte Flitterstaat masquirt eine Brust voll Sorgen und Kummer, der kluge Fremde spottet der Uebertriebenheit, das Land seufzet unter den Verschwendungen eines eitlen und wollüstigen Fürsten, welcher erst die halbe Welt für Narren halten muß, wenn sie glauben soll, ein kleiner armer Mann sei groß, wenn er von einer Menge noch ärmerer Leute umgeben wird.

Eine große Anzahl von Räthen bei manchen Collegien ist nicht selten ein naher und wahrer Beweis, daß die ganze Haushaltung eines Hofes nichts tauge. Es gilt dieses insbesondere von denen Stellen, welche mit Verwalt- und Berechnung der Landeseinkünfte zu thun haben. Es ist ganz richtig und die Stimme der Erfahrung spricht dafür tausendmal das Wort, daß unsere alten Herren mit sammt ihren Unterthanen bei etlichen wenigen Kammerräthen und Rentmeistern besser bedient, und

*) Rien n'est plus honteux à un Prince, que de voir ceux, qui ont vieilli en le servant, chargés d'années, de mérite et de pauvreté tout ensemble. Testam. polit. de Richelieu T. I p. 279.



mehr bei Kräften, Geld und Credit gewesen, als bei dem Schwarm von Menschen, deren oft zehn der Kammer und keiner dem Land rathen soll und alle zusammen in ihrer Wissenschaft kein Bund Heu werth sind, das ein fleißiger Bauer unter seinen Wagen bindet.

Ich erstaunte in des Herrn Grafen *Tessin* Briefen*) zu lesen, daß das Staatscomptoir des Königreichs Schweden, welches über alle Einkünfte und Ausgaben des Reichs die Aufsicht und Acht hat, davon Rede und Rechenschaft geben muß, mit dem König allezeit, ehe in Geldsachen ein Schluß gefaßt wird, conferirt und wo alle Papiere und Rechnungen des Reichs zusammen fließen, nur aus einem Präsidenten und zween Staats-Commissarien, nebst der nöthigen Unterbedienung bestehet.

Dahingegen ist es in Wahrheit ein lustig betrübter Auftritt, an einen deutschen Hof zu kommen, (und wie viele sind nicht derselben von gleichem Schlag), wo man kaum aus einer Gasse in die andere treten kann, ohne entweder einem Creditori oder Kammerrath zu begegnen. Ein venerabler Senat von einem hochbetrübten Kammer-Präsidenten, nicht minder bekümmerten Kammer-Director, zwei von Gram und Vorwürfen gebeugten geheimen Kammerräthen, zehn bis zwölf Hofkammerräthen, vier Kammerbeisitzern, zwei Obereinnehmern, vier Cassirern, sechs Kammersecretarien, vier Registratoren, eben so viel Canzellisten, ohne die Kammerboten, Aufwärter, Kammerhusaren und dergleichen mit zu rechnen. Die Leute könnten sich doch noch manchen müßigen Tag machen, wenn sie auch ein Königreich zu regieren hätten, sie rechnen aber über einer oder einer halben Million Thaler jährlicher Einkünfte Jahr aus und ein und je länger sie rechnen, je mehr findet sich, daß ihr gnädigster Fürst und Herr damit unmöglich auskommen könne, sondern unumgänglich noch 200,000 Thlr. mehr Einkünfte haben, oder für so viel jährliche Schulden machen müsse. Man nimmt noch etliche neue Räthe an, die rathen dem Herrn, was die andern zu sagen sich geschämt hatten, und zuletzt kommt noch wohl ein Mensch, dem es eins ist, ob er auf dem Bett oder am Galgen stirbt, der sie alle miteinander für Ignoranten erklärt und dem Fürsten den nähern Weg weist, wie er ohne mühsame und an sich unmögliche Erhöhung der Einkünfte blos auf Kosten seiner Ehre und Credits durch gewisse Einrichtungen so viel erwerben könne, daß es mit Hülfe eines großen Grads von Ehrlosigkeit und Brutalität auf Seiten des Projectenmachers und mittelst festen Vorsatzes von Seiten des Fürsten, keinen Vorstellungen, Klagen, Bitten, Drohen und Gewissensbissen Raum bei sich zu geben, wenigstens so lange gut thue, bis einer von ihnen mit Tode abgehe.

Diese, an manchen Höfen unglückseelige und an manchen andern bedauernswürdige Sorte Menschen würde nicht in so große und wohlverdiente Schmach gesunken sein, wenn bei ihrer Wahl weniger auf die Menge, als auf ihre Fähigkeit, Fleiß und Ehrlichkeit gesehen und also geartete Männer für den gewiß sauren Dienst rechtschaffen belohnt würden.

Wo will man aber bei den elenden Besoldungen derer Kammeräthe an den mehrsten Höfen, Leute von besondern Verdiensten und bekannter Einsicht in den Kameral-Wissenschaften davor verlangen? Es ist wahr, man hat wohl weniger Exempel, daß diese Leute im Mangel, als daß sie wohlbehalten aus der Welt geschieden, und es scheint fast, die großen Herren verlassen sich darauf, daß diese Gattung Diener ihre Sache doch schon so zu machen wüßte und große Besoldungen bei denen übel angelegt seien, die das Geheimniß der Geldmacherei besäßen. Es ist aber eine in der That irrige und schädliche Maxime. Der Versuchung zum Betrug der Herrschaft und heimlichen Bedrückung der Unterthanen, zum Geschenknehmen, zu bösen Streichen bei Verpachtungen und Accorden u. s. w. wird dadurch Thür und Thor geöffnet, der Trieb bei denen, die Genie zu Finanzsachen, und Lust zu ökonomisch- und physikalischen Versuchen haben, erstickt, weil es ihnen wenig gedankt und noch weniger belohnt wird.

Auf Seiten der Diener ist die unzählbare Menge Leute, welche Dienste suchen und einen Herrn und dessen Minister mit ihrem Bitten und Betteln so belagern, daß man endlich einem Jeden ein Stück Brod hinwirft, er mag sehen, wie er davon satt wird. Wenn man sich aber daran kehren wollte, so dürfte man sicher darauf rechnen, daß nach funfzig Jahren die Dienerschaft in den Collegien noch einmal so stark sein müßte. Dann die allermehrsten derer Kanzleipersonen würden sich sehr entehrt halten, ihre Kinder in die Handlung oder auf ein ehrliches Handwerk zu thun, der Wohlstand erlaubt es nicht anders, sie müssen studiren, und dadurch vermeint Vater und Sohn, schon ein erworbenes Recht auf eine dereinstige Bedienung vor sich zu haben. Man muß, heißt es, von unten anfangen, der Vater giebt her, so lange er hat, kaum ist eine noch schlechte Bedienung erledigt, so ist der Herr mit Memorialien, die Ministers mit Sollicitanten überlaufen, und der Candidat, der ein reicher Fabrikant, berühmter Künstler oder wohlbehaltener Handwerksmann hätte werden können, begnüget sich zu Ehren seines Standes mit einem Titel und Expectanz-Decret auf eine elende Besoldung, sobald die Reihe ihn treffen würde, weil schon immer ältere vorhanden sind, die nach langer Hoffnung allmälig in die Besoldung einrücken. Dies verursacht die übergroße Menge Diener in den subalternen Collegien, das Heer von Secretairen, Registratoren, Canzellisten u. dgl., unter denen manch glückliches Genie verkeimen und ersticken muß.

Der Schade ist unläugbar und groß. Er beraubt den Staat einer Menge Leute, die zu vielem andern tüchtig gewesen wären, wenn sie nicht einem vermeintlichen Beruf, großen Herren dienen zu wollen, gefolgt hätten. Ist der Mensch schlecht an Natur- und Gemüthsgaben, so bleibt er es nicht nur ordentlicher Weise, sondern wird noch schlechter, weil ihn sein eingebildeter Rang schon über die gemeine Klasse von Menschen hinaussetzt. Hat er seine Jugend und akademischen Jahre wohl angewandt, hat er Liebe und Fähigkeit zu den Wissenschaften, so wird solche bei dem mechanischen Dienst der untern Canzleigeschäfte matt und erlöscht endlich gar; der junge Mann, der mit der Zeit der ersten Staatsbedienungen würdig geworden wäre, bleibt im 50. Jahre zu weiter nichts brauchbar, als bis an sein Ende den Canzleistrang am Schreibtisch zu ziehen, wo er sich anschmieden lassen, und niemals weiter kommen können, damit denen nach der Anciennetät ihm vorgehenden Expectanten in der Besoldung eines jüngern kein Tort geschehe.

Die Menge solcher theils gar nicht, theils nur kümmerlich besoldeten Diener verbreitet überdies in die Geschäfte eine gewisse Langsamkeit, Schlummer und Verwirrung, die man an einem aus wenigen aber wohl besoldeten Dienern bestehenden Hof nicht finden wird. Weil der Titel von Canzlei-Esel doch in verjährtem Gebrauch ist, so darf ich auch wohl statt des Beweises noch sagen, daß zwei rasche wohlgefütterte Pferde eine größere Last geschwinder fortbringen, als zwanzig Esel, die mit Schlägen und Disteln belebet werden.

Doch die mögen ewig Disteln essen, die abergläubisch oder niederträchtig genug denken, sie einer reichlichern und bessern Kost deswegen vorzuziehen, weil solche auf Grund und Boden ihres liebwerthen Vaterlandes gewachsen sind, ich meine die einfältigen Menschen, welche ihre besten Jahre und Kräfte zu unbelohntem Dienst hingeben, um in ihrem Alter den Trost zu genießen, mit stumpfen Zähnen gleichwohl einen magern Bissen Brod zu kauen, der in der Mühle gemahlen worden, worinnen ihr seliger Großvater sein Mehl auch hat mahlen lassen. Die Liebe zum Vaterlande, dieser starke Antrieb zu großen Handlungen in republikanischen Verfassungen, ist bei diesen Leuten eine bloße Wirkung von Muthlosigkeit, ein Vorurtheil, von dem sie weder den Grund noch Ungrund prüfen, eine schädliche Maxime für den Staat, die Tochter des Aberglaubens, die Mutter des Müssiggangs, ein Satz, den man auf den Kanzeln bestreiten, und schon in den Schulen ausrotten sollte, weil er einem Lande den Zugang fremder Erfahrungen verschließt, eine Nation dummstolz auf sich selbst und verächtlich gegen andere macht und nur diejenigen als ächte Patrioten unter sich gelten läßt, welche über dem alten Schlendrian mit einem treuen Köhlerglauben halten und sich mit Verbesserung eines Landes unverworren lassen. Diese seltsamen Deutschen sind so geduldig und thöricht (denn edelmüthig kann ichs doch unmöglich nennen) ihr und ihrer Eltern, Weiber und Kinder Haab und Gut geruhig zu verzehren, um nur nicht, wenn sie auswärts Dienste suchten, in ihrem Vaterland vergessen zu werden, welches sie für das größte Unglück halten, das einem Menschen in dieser Welt begegnen könnte. Doch man muß sie bei ihrem Dünkel lassen, denn selbst Salomo und Sirach würden sich damit abweisen lassen müssen: *Es thut sich nicht anders.*

Bei allem bisher Gesagten finde ich nöthig, eine nähere und den Unterschied der Dienerschaft selbst bezielende Einschränkung zu machen. Ich wiederhole nochmals: die Besoldungen müssen durchgehends hinreichend sein, die reichlichen Besoldungen aber gehören forderist für die vornehmsten Minister und obersten Räthe. Der Aufwand, den ihre Würde erfordert, ist ungleich stärker, ihre Bemühungen schwerer, ihre Dienste wichtiger und nach deren Verhältniß auch die Belohnung billig größer. Ein Regent läßt zu regelmäßiger und prächtiger Aufführung eines Schlosses Baumeister und Künstler aus fernen Landen kommen, und niemand verwundert sich darüber, wenn solche mit hohem Sold und andern Gnadenbezeugungen belohnt werden; sollten die, so den Bau der ganzen Regierung ordnen, aufführen und unterstützen, geringer zu halten sein?

Ein anderer Grund waltet auf Seiten einer Gattung Minister selbsten ob. *Fripon* hat durch die verächtlichsten Streiche und niederträchtigsten Verräthereien seinen Namen schon selbst an den Galgen des Publici geschlagen, er ist nicht mehr

*) Im II. Theil S. 304.

Kaufmannsgut, er bietet sich überall an, man flieht ihn als einen Aussätzigen. Er steckt voller Schulden und bietet das letzte, was er hat, seine Religion feil, niemand will aber das zerrissene und besudelte Gewissen erhandeln, endlich wird ihm ein Herr und er dem Herrn kund, der zu seinen Absichten einen Menschen seines Schlags braucht. Fripon weiß zwar, daß er sich infam macht, er weiß aber nicht, ob es bei dem neuen Herrn länger gut thun möchte, als bei dem vorigen, es träumt ihm auch manchmal vom Galgen und ewiger Gefangenschaft. Sie handeln: zwanzigtausend Gulden, gnädigster Herr! ist des Jahrs nicht zu viel, um davor gewiß verdammt zu werden; wohlfeiler kann ich es nicht thun. Sie werden eins, der Herr übergiebt ihm sein Land, wie man dem Scharfrichter einen Missethäter liefert, und für die dritte Tortur mehr als für die bloßen Daumenschrauben bezahlt.

Nach den Ministern und Häuptern der Collegien verdienen einige der wichtigsten Subalternen eine vorzüglich reichliche Besoldung. Ich rechne dahin die Kabinetsarbeiter, die Referendarien, Staats- und andere geheime Sekretarien. Die Treue und Verschwiegenheit dieser Männer muß durch eine dankbare Versorgung außer der Gefahr der Versuchung gesetzt, und ihr Fleiß dadurch belebt und geschärft werden. Ferner gehören dahin die Archivarii, die Deducenten eines Hauses, die subalternen Minister, welche zu Haus arbeiten, wenn die Excellenzen die Zeit mit Audienz- und Visitengeben, mit dem Hofdienst, mit Ueberdenkung der großen Sachen, welche jene hernach im détail durcharbeiten müssen, zubringen. Ein Hof, dessen Minister sehr wohl besoldet werden, wird allemal schlecht bedient bleiben, wenn man an jener Art Männer sparen will, und doch geht man nur allzuviel darin nach der Wohlfeile und hält diese Posten gut genug für Anfänger, da man doch noch eher einen Reichshofrath auf die gelehrte Bank, als einen distinguirten Staats-Secretarium und Archiv-Mann finden kann.

Einer besondern Gattung Diener muß ich hierbei noch Erwähnung thun, es sind die außerordentlichen Leute, welche sich berühmen: sie dienen ihrem Herrn umsonst. Es ist wahr, die großen Herren haben darin einen Vorzug vor dem gemeinen Mann, sie wissen sich mit Titeln und Ehrenzeichen abzufinden, wo wir mit baarem Gelde zu zahlen haben. Bei den Hofdiensten ist nichts dagegen zu sagen, man kann ja den Gecken die Freude wohl lassen, die sich und ihre Kinder um eines großen Herrn willen auf eine so angenehme Weise ruiniren wollen *).

Wenn aber einer von denen henkenswerthen Leuten, die dem Herrn den Hauptschlüssel zu den Kisten ihrer Unterthanen machen, ein geheimer Chatulle-Rath sich öffentlich berühmet, daß er seinem Herrn ohne Besoldung und blos aus Liebe diene, dann möchte ich so blind wie die Justiz sein, um keinen leeren Galgen mehr sehen zu dürfen.

*) Ils savent s'acheter du bien de leurs Ancêtres
Des noms extravagans et souvent de sots Maitres.
Epitr. div.

Johann Jakob von Moser,

der Vater des Vorigen, ward am 28. Januar 1701 zu Stuttgart geboren und studirte, nachdem er auf dem vaterstädtischen Gymnasium sich die nöthigen Schulkenntnisse erworben hatte, seit 1717 zu Tübingen Philosophie und die Rechte. Schon 1720 wurde er hier Licentiat und außerordentlicher Professor der Rechte, ging aber 1721 mit dem Charakter eines würtembergischen Regierungsrathes nach Wien, ohne daß die Freundschaft des kaiserlichen Vicekanzlers und öftere Reisen nach Stuttgart ihm zu einem bestimmten Wirkungskreise verholfen hätten. Nur sein wirklicher Umzug nach Wien im Jahre 1725 veranlaßte das würtembergische Ministerium, ihn 1726 als wirklichen Regierungsrath in Stuttgart anzustellen, von wo er 1727 zwar als ordentlicher Professor der Rechte sich nach Tübingen begab, wohin er aber auch 1733 wegen mancherlei Anfechtungen in seine alten Verhältnisse zurückkehrte. 1736 ging er als preußischer Geheimrath, Director der Universität und Ordinarius der Juristenfacultät nach Frankfurt an der Oder, legte aber 1739 in Folge einer vom König angeordneten burlesken Disputation diese Aemter nieder und lebte bis zur Ausbreitung der Herrnhutergemeinde zu Ebersdorf im Reußischen. Nach kurzer Wirksamkeit als hessen-homburgischer Geheimerath und Kanzleichef, was er 1747 geworden war, und einer ihm angenehmen Beschäftigung mit der Direction der 1749 von ihm zu Hanau angelegten Staats- und Kanzleiakademie, kehrte er 1751 als Landschaftsconsulent in sein Vaterland zurück. Seine Gelehrsamkeit, sein Scharfsinn, seine Geradheit und sein Freimuth wurde 1759 durch seine Ernennung zum königlich dänischen Etatsrath auch im Auslande ehrend anerkannt, veranlaßte aber auch bei den damaligen Streitigkeiten seines Fürsten mit den Ständen diesen, ihn als vermeintlichen Verfasser wider den Herzog gerichteter scharfer Schriften 1759 auf die Festung Hohentwiel gefangen setzen und ohne Verhör und Urtheil dort festhalten zu lassen. Ein Befehl des Reichshofrathes gab ihm endlich 1764 seine Freiheit, sein Amt und seine Pension zurück, doch lebte er seitdem nur als Privatmann und mit seinen schriftstellerischen Arbeiten beschäftigt zu Stuttgart, wo er am 30. September 1785 starb.

Seine Schriften sind:

Erdmann's erbauliche Todesstunden. Tübingen 1730.
Neues und Altes aus dem Reiche Gottes. Stuttgart 1733—36, 19 Thle.
Deutsches Staatsrecht. Nürnberg 1737—54, 50 Bde., 4., mit 2 Supplementen u. 1 Registerband.
Zeugniß von dem Frieden Gottes. Ebendas. 1740.
Deutsches Staatsarchiv. Hanau und Frankfurt. 1751—57, 13 Bde., 4.
Selige letzte Stunden einiger Missethäter. Stuttgart 1753.
Grundriß der heutigen Staatsverfassung von Deutschland. Tübingen 1754.
Neues deutsches Staatsrecht. Stuttgart und Frankfurt 1761—75, 21 Bde, 4.
Gesammelte Lieder. Stuttgart 1766—67, 2 Thle.
Lebensgeschichte, von ihm selbst. 3. Ausg. Frankfurt 1777—83, 4 Bde.
Moseriana. Frankfurt 1793, 2 Thle.

J. J. v. M. war der bedeutendste Publicist seiner Zeit, und zeichnete sich namentlich durch die Vielseitigkeit seiner Bildung und seinen für jene Tage trefflichen Styl höchst vortheilhaft auch als Schriftsteller aus.

Justus Möser,

ein Sohn des Kanzleidirectors und Consistorialpräsidenten M. zu Osnabrück, ward am 14. December 1720 daselbst geboren und zeigte in früher Jugend mehr Neigung für körperliche als geistige Beschäftigung. Doch faßte er das zu Lernende schnell, gebrauchte es sogleich glücklich und erwarb sich besonders in der französischen Sprache und Literatur nicht geringe Kenntnisse, als er 1740 die Universität Jena bezog, um hier die Rechte zu studiren. Nachdem er zwei Jahre hier und ein Jahr zu Göttingen seinem Studium obgelegen und durch die besten englischen, französischen und italienischen Schriften seinen Geschmack gebildet hatte, trat er als Advocat in seinem Vaterlande auf und erwarb sich durch seine Freimüthigkeit und seinen Eifer gegen alles Unrecht, wo es sich zeigte, so sehr das Zutrauen seiner Mitbürger und der Landstände, daß er 1747 zum Advocatus patriae und kurz darauf zum Secretär und Syndicus der

Ritterschaft ernannt wurde. Sein kluges Benehmen im siebenjährigen Kriege ersparte seinem Vaterlande viel Aufwand und Unannehmlichkeiten und verschaffte ihm das Zutrauen des Herzogs Ferdinand von Braunschweig und der vornehmsten Generale, in Folge dessen er als Beauftragter rücksichtlich der Subsidienzahlungen nach London gesandt wurde und nach dem Regierungsantritte des Prinzen von England dessen Bisthum, Osnabrück, seit 1761 zwar nicht dem Range und Titel, wohl aber der That nach als erster Rathgeber verwaltete. Das Schwierige dieser Stellung als Diener des Fürstbischofs und der Stände zugleich, wurde reichlich aufgewogen durch die Zufriedenheit und das Vertrauen, mit welchem beide Theile auf ihn sahen. 1762 wurde er Justitiarius beim osnabrücker Criminalgerichte und nach Niederlegung dieser Stelle 1768 geheimer Referendar bei der Regierung, welche ihn außerdem 1783 mit dem Charakter eines Geheimen Justizrathes beehrte. Nachdem ihn die osnabrückische Ritterschaft 1792 durch ein rührendes Begängniß seines 50jährigen Dienstjubiläums erfreut und der Schmerz über den Verlust seiner trefflichen Gattin und seines hoffnungsvollen Sohnes durch die Liebe seiner einzigen Tochter Johanne Wilhelmine Juliane, Gattin des großbritannischen Raths von Voigt gemildert worden war, verlebte er in ihrem und seiner Freunde Umgang noch einige frohe Jahre und starb am 8. Januar 1794 sanft und ruhig zu Osnabrück. — Er war ein starker, wohlgebauter, hoher Mann mit festem Gange und von ernstem freundlichen Wesen. Auf seinem klugen und treuherzigen Gesichte lag ein würdevoller Ernst, der durch ein stetes heiteres Lächeln gemildert wurde. Sein Scharfsinn, seine Gelehrsamkeit, sein Witz, seine Menschenkenntniß, sein Freimuth und seine Herzlichkeit machten ihn allgemein geachtet und geliebt.

Seine Werke sind:

Patriotische Phantasien. Herausgegeben von seiner Tochter J. W. J. v. Voigt. Berlin 1775—76, 2 Thle., 8.; 2. verm. u. verb. Aufl. Ebendas. 1778—86, 4 Thle., 8., mit Portrait; 3. verm. u. verb. Aufl. Ebendas. 1804, 4 Thle., gr. 8., mit Portrait; 4. Aufl. (1.—3. Thls.) Ebendas. 1819—20, 4 Thle., gr. 8.

Osnabrückische Geschichte. Neue verbesserte Aufl. Berlin und Stettin 1780, 2 Thle., gr. 8., mit Titelk.; 3 Aufl. 1820—24, 3 Bde., 8. (3. Bd. herausgg. aus M's Nachlaß von Herbart von Bar). Die erste Ausgabe des 1. Thls. erfolgte bogenweise schon 1764.

Vermischte Schriften. Nebst Leben, herausgegeben v. Fr. Nicolai. Berlin u. Stettin 1797—98, 2 Bde., gr. 8., mit Portrait M's.

Sämmtliche Werke. Berlin 1798, 8 Bde. gr. 8.

Einzeln:

Versuch einiger Gemälde von den Sitten unserer Zeit. Wochenschrift. Hannover 1747. Hieß zuerst blos: Ein Wochenblatt.

Die deutsche Zuschauerin. Ein Wochenblatt. Hannover 1749.

Vorrede zu dem Trauerspiel. Hannover u. Göttingen 1749.

Der Werth wohlgewogener Neigungen und Leidenschaften. Hannover 1756, gr. 8.; 2. Ausgabe. Bremen 1777, kl. 8.

Unterthänigste Vorstellung und Bitte. Mein Joseph Patridgen rc. (mit lat. Lettern) Hannover 1760, 4.; 2. Ausg. Bremen 1777, kl. 8.

Harlekin, oder Vertheidigung des Groteske-Komischen. Hamburg 1761, 8.; 2. Ausg. Bremen 1777, kl. 8. Wurde in's Englische, Dänische und Französische übersetzt.

Schreiben an Herrn Vicar von Savoyen, abzugeben bei J. J. Rousseau. 2. Ausg. Bremen 1777, kl. 8.

Sendschreiben an Voltaire über den Charakter Luthers und über seine Reformation. Deutsch vom Candidat G. W. Bokelmann. Lübeck 1765, 8. (War ursprünglich französisch geschrieben.)

Schreiben an Hrn. Aaron Mendez da Costa, Oberrabbiner zu Utrecht. 1. Ausgabe, 1773. (blos als Manuscript für Freunde); 2. Ausg. Bremen 1777, kl. 8.

Schreibrn an P. J. K. in W., den ersten Schritt zur künftigen Vereinigung betreffend. Leipzig und Frankfurt 1780, 8.

Ueber die deutsche Sprache und Literatur. Osnabrück 1781.

Der Cölibat der Geistlichkeit, von seiner politischen Seite betrachtet. Osnabrück und Leipzig 1783, kl. 8.

Leben. Von Fr. Nicolai. Berlin 1797, gr. 8., mit Portrait M's.

Tugend auf der Schaubühne. Nachspiel. Berlin 1798, gr. 8.

Möser gehört zu den wenigen deutschen Staatsmännern früherer Zeit, welche die feinste, gewandteste und glücklichste Darstellungsweise, so wie Witz und Phantasie mit dem Ernst der Wissenschaft und des Geschäftslebens zu vereinigen und in ihren Schriften zu verschmelzen wußten. Er verstand es, den trockensten Erscheinungen der Praxis eine interessante, zu gleicher Zeit belehrende, anregende und unterhaltende Seite abzugewinnen. Fast alle seine Schriften entstanden nur gelegentlich durch Verhältnisse seiner nächsten Umgebungen veranlaßt, und doch verleihen ihnen der in denselben vorherrschende feine Spott, der heitere Witz, die gewandteste Beobachtung und Sittenschilderung, verbunden mit dem treuherzigen und doch eleganten und leichten Styl, allgemeine bleibende Geltung. Das vorzüglichste unter seinen Werken ist seine Geschichte Osnabrücks, in welcher er die ursprüngliche Freiheit des deutschen Volkes auf das Trefflichste und Gründlichste darlegte.

Einiges aus Mösers „Patriotischen Phantasieen."

Die Spinnstube.

Eine Osnabrückische Geschichte.

Selinde, wir wollen sie nur so nennen, ihr Taufname war sonst Gertraud, war die älteste Tochter redlicher Eltern, und von Jugend auf dazu gewöhnt worden, das Nöthige und Nützliche allein schön und angenehm zu finden. Man erlaubte ihr jedoch, so viel möglich, alles Nothwendige in seiner größten Vollkommenheit zu haben. Ihr Vater, ein Mann von vieler Erfahrung, hatte sich in Ansehung der Bücher auf ähnliche Grundsätze eingeschränkt. „Die Wissenschaften," sagte er oft, „gehören zum Ueppigen der Seele; und in Haushaltungen oder Staaten, wo man noch mit dem Nothwendigen genug zu thun hat, muß man die Kräfte der Seele besser nützen." Selinde selbst schien von der Natur nach gleichen Regeln gebauet zu sein, und alles Nothwendige in der größten Vollkommenheit zu besitzen.

Die ganze Haushaltung war eben so. Wo die Mutter von einer bessern Art Kühe oder Hühner hörte, da ruhete sie nicht eher, als bis sie davon bekam.

Man fand das schönste Gartengewächs nur bei Selinden. Ihre Rüben gingen den Märkischen weit vor; und der Bischof hatte keine andere Butter auf seiner Tafel, als die von ihrer Hand gemacht war. Was man von ihrer Kleidung sehen konnte, war klares und dichtes Linnen, ungestickt und unbesetzt; jedoch so nett von ihr gesäumt, daß man in jedem Stiche eine Grazie versteckt zu sehn glaubte. Das Einzige, was man an ihr Ueberflüssiges bemerkte, war ein Heideblümchen in den lichtbraunen Locken. Sie pflegte aber diesen Staat damit zu entschuldigen, daß es der einzige wäre, welchen sie jemals zu machen gedächte; und man konnte denselben um so viel eher gelten lassen, weil sie die Kunst verstand, diese Blumen so zu trocknen, daß sie im Winter nichts von ihrer Schönheit verloren.

In ihrem Hause war Eingangs zur rechten Hand ein Saal oder eine Stube, — man konnte es so genau nicht unterscheiden. Vermuthlich war es ehedem ein Saal gewesen. Jetzt ward es zur Spinnstube gebraucht, da Selinde ein helles, geräumiges und reinliches Zimmer mit zu den ersten Bedürfnissen ihres Lebens rechnete. Aus derselben ging ein Fenster auf den Hühnerplatz; ein anderes auf den Platz vor der Thüre, und ein drittes in die Küche, der Kellerthüre gerade gegenüber. Hier hatte Selinde manchen Tag ihres Lebens arbeitsam und vergnügt zugebracht, indem sie auf einem dreibeinigen Stuhle (denn einen solchen zog sie dem vierbeinigen vor, weil sie sich auf demselben, ohne aufzustehen und ohne alles Geräusch, auf das Geschwindeste herumdrehen konnte) mit dem einen Fuß das Spinnrad und mit dem andeen die Wiege in Bewegung erhalten, mit einer Hand den Faden und mit der andern ihr Buch regiert, und die

Augen bald in der Küche und vor der Kellerthür, bald auf dem Hühnerplatze oder vor der Hausthür gehabt hatte. Oft hatte sie auch zugleich auf ihre Mutter im Kindbette Acht gehabt, und die spielenden Geschwister mit einem freudigen Liede ermuntert. Denn das Kindbette ward zu der Zeit noch in einem Durtich gehalten, wovon die Staatsseite in die Spinnstube ging, und mit schönem Holzwerk, welches Pannel hieß, nun aber, minder glücklich *), Boiserie genannt wird, geziert war. Desgleichen hatten die Eltern ihre Kinder noch mit sich in der Wohnstube, um selbst ein wachsames Auge auf sie zu haben. Ueber dem Durtich war der Hauptschrank, worin die Briefschaften, die Becher und andre Erbschaftsstücke verwahrt waren; und auch diesen hatte Selinde zugleich vor Dieben bewahrt.

Wenn die langen Winterabende herankamen, ließ sie die Hausmägde, welche sich daher ebenfalls überaus reinlich halten mußten, mit ihren Rädern in die Spinnstube kommen. Man sprach sodann von Allem, was den Tag über im Hause geschehen war, wie es im Stalle und im Felde stünde, und was des andern Tages vorzunehmen sein würde. Die Mutter erzählte ihnen auch wohl eine lehrreiche und lustige Geschichte, wenn sie haspelte. Die kleinen Kinder liefen von einem Schooße zum andern, und der Vater genoß des Vergnügens, welches Ordnung und Arbeit gewähren, mittlerweile er seine Hände bei einem Fisch- oder Vogelgarn beschäftigte, und seine Kinder durch Fragen oder Räthsel unterrichtete. Bisweilen ward auch gesungen, und die Räder vertraten die Stelle des Basses. Um Alles mit Wenigem zu sagen: so waren alle nothwendige Verrichtungen in dieser Haushaltung so verknüpft, daß sie mit dem mindesten Zeitverlust, mit der möglichsten Ersparung überflüssiger Hände und mit der größten Ordnung geschehen konnten; und die Spinnstube war in ihrer Anlage so vollkommen, daß man durch dieselbe auf einmal so viele Absichten erreichte, als möglicherweise erreicht werden konnten.

Nicht weit von dieser glücklichen Familie lebte Arist, der einzige Sohn seiner Eltern, und der frühe Erbe eines ziemlichen Vermögens. Als ein Knabe und hübscher Junge war er oft zu Selinden in die Spinnstube gekommen, und hatte manche schöne Birne darin gegessen, welche sie ihm geschält hatte. Nach seiner Eltern Tode aber war er auf Reisen gegangen, und hatte die große Welt in ihrer ganzen Pracht betrachtet. Er verstand die Baukunst, hatte Geschmack und einen natürlichen Hang zum Ueberflüssigen, welchen er in seiner ersten Jugend nicht verbergen konnte, da er schon nicht anders als mit einem Federhute in die Kirche gehen wollte. Man wird daher leicht schließen, daß er bei seiner Wiederkunft jene eingeschränkte Wirthschaft nicht von ihrer besten Seite betrachtet und die Spinnstube seiner Mutter in einen Vorsaal umgeändert habe. Jedoch war er nichts weniger als verderbt. Er war ein billiger und vernünftiger Mann geworden, und sein einziger Fehler schien zu sein, daß er die edle Einfalt als etwas Niedriges betrachtete und sich eines braunen Tuches schämte, wenn Andere in goldgesticktem Scharlach über ihn triumphirten.

Seine Eltern hatten seine frühe Neigung zu Selinden gerne gesehen, und die ihrigen wünschten ebenfalls eine Verbindung, welche allen Theilen eine vollkommene Zufriedenheit versprach. Seinen Wünschen setzte sich also Nichts entgegen; und so viele Schönheiten er auch auswärts gesehen hatte, so war ihm doch nichts vorgekommen, welches ihre Reize übertroffen hätte. Er widerstand daher nicht lange ihrem mächtigen Eindruck, und der Tag der Hochzeit ward von den Eltern mit derjenigen Zufriedenheit angesetzt, welche eine ausgesuchte Ehe unter wohlgerathenen Kindern insgemein zu machen pflegt. Allein so oft Arist seine Braut besuchte, fand er sie in der Spinnstube, und er mußte manchen Abend die Freude, seine Geliebte zu sehen, mit dem Verdruß, zwischen Rädern und Kindern zu sitzen, erkaufen.

Er konnte sich endlich nicht enthalten, einige satyrische Züge gegen diese altväterische Gewohnheit auszulassen. „Ist es möglich," sagte er einstmals gegen den Vater, „daß Sie unter diesem Gesumse, dem Geplauder der Mägde und unter dem Lärm der Kinder so manchen schönen Abend hinbringen können? In der ganzen übrigen Welt ist man von der alten deutschen Gewohnheit, mit seinem Gesinde in einem Rauche zu leben, zurückgekommen, und die Kinder können unmöglich edle Gesinnungen bekommen, wenn sie sich mit den Mädchen herumzerren. Ihre Denkungsart muß nothwendig schlecht, und ihre Aufführung nicht besser gerathen. Ueberall, wo ich in der Welt gewesen, haben die Bedienten ihre eigne Stube; die Mägde haben die ihrige besonders; die Kammerjungfer sitzt allein; die Töchter sind bei der Französin; die Knaben bei dem Hofmeister; der Herr vom Hause wohnt in einem, und die Frau im andern Flügel. Blos der Eßsaal, nebst einigen Vorzimmern, dienen zu gewissen Zeiten des Tages, um sich darin zu sehen und zu versammeln. Und wenn ich meine Haushaltung anfange, so soll die Spinnstube gewiß nicht im Corps de logis wieder angelegt werden.

„Mein lieber Arist," war des Vaters Antwort, „ich habe auch die Welt gesehen, und nach einer langen Erfahrung gefunden, daß Langeweile unser größter Feind, und eine nützliche Arbeit unsre dauerhafteste Freundin sei. Da ich auf das Land zurück kam, überlegte ich lange, wie ich mit meiner Familie meine Zeit für mich ruhig und vergnügt hinbringen wollte. Die Sommertage machten mich nicht verlegen. Allein die Winterabende fielen mir desto länger. Ich fing an zu lesen, und meine Frau nähte. Im Anfang ging alles gut. Bald aber wollten unsre Augen diese Anstrengung nicht aushalten, und wir kamen oft zu dem Schlusse, daß das Spinnen die einzige Arbeit sei, welche ein Mensch bis in's höchste Alter ohne Nachtheil seiner Gesundheit aushalten könnte. Meine Frau entschloß sich dazu, und nach und nach kamen wir zu dem Plan, welcher Ihnen so sehr mißfällt. Dies ist die natürliche Geschichte unsers Verfahrens; nun lassen Sie uns auch Ihre Entwürfe als Philosophen betrachten."

„In meiner Jugend diente ich unter dem General Montecuculi. Wie oft habe ich diesen Helden in regnichten Nächten auf den Vorposten sich an ein schlechtes Wachtfeuer niedersetzen, aus einer versauerten Flasche mit den Soldaten trinken, und ein Stück Commisbrod essen sehen; wie gern unterredete er sich mit jedem Gemeinen; wie aufmerksam hörte er oft von ihnen Wahrheiten, welche ihm von keinem Adjutanten hinterbracht wurden; und wie groß dünkte er sich, wenn er in der Brust eines jeden Gemeinen Muth, Geduld und Vertrauen erweckt hatte! Was dort der Feldherr that, daß thue ich in meiner Haushaltung. Im Kriege sind einige Augenblicke groß; und in der Haushaltung alle, und es muß keiner verloren werden. Sollte nun aber wohl dasjenige, was den Helden größer macht, den Landbauer beschimpfen können? Ist der Ackerbau minder edel, als das Kriegshandwerk? Und sollte es vornehmer sein, sein Leben zu vermiethen, als sein eigner Herr zu sein, und dem Staate ohne Sold zu dienen? Warum sollte ich also nicht mit meinem Gesinde wie Montecuculi mit seinen Soldaten umgehen?"

„Ein gesunder und reinlicher Mensch hat von der Natur ein Recht, ein starkes Recht uns zu gefallen. Der Ehrgeizige braucht ihn; die Wollust sucht ihn; und der Geiz verspricht sich alles von seinen Kräften. Ich habe allezeit gesundes und reinliches Gesinde; und bei der Ordnung, welche wir in allen Stücken halten, fällt es uns nicht schwer, es wohl zu ernähren und gut zu kleiden. Das Kleid macht nicht blos den Staatsmann, es macht auch eine gute Hausmagd; und es kann Ihnen, mein lieber Arist, nicht unbemerkt geblieben sein, daß der Zuschnitt ihrer Mützen und Wämser ihnen eine vorzügliche Leichtigkeit, Munterkeit und Achtsamkeit gebe. Ich erniedrige mich nicht zu ihnen; ich erhebe sie zu mir. Durch die Achtung, welche ich ihnen bezeuge, gebe ich ihnen eine Würde, welche sie auch im Verborgenen zur Rechtschaffenheit leitet. Und diese Würde, dieses Gefühl der Ehre dienet mir besser, als andern die Furcht vor dem Zuchthause. Wenn sie des Abends zu uns in die Stube gelassen werden, haben sie Gelegenheit, manche gute Lehren im Vertrauen zu hören, welche sie nicht so gut in ihr Herz prägen würden, wenn ich sie ihnen als Herr im Vorübergehn mit einer ernsthaften Miene sagte. Durch unser Betragen gegen sie sind sie versichert, daß wie es wohl mit ihnen meinen, und sie müßten sehr unempfindsame Geschöpfe sein, wenn sie sich nicht darnach besserten. Ich habe zugleich Gelegenheit, ohne von meiner Arbeit aufzustehen und meine Zeit zu verlieren, von ihnen Rechenschaft von ihrer Tagesarbeit zu fordern und ihnen Vorschriften auf den künftigen Morgen zu geben. Meine Kinder hören zugleich, wie der Haushalt geführt und jedes Ding in demselben angegriffen werden muß. Sie lernen gute Herren und Frauen werden. Sie gewöhnen sich zu der nothwendigen Achtsamkeit auf Kleinigkeiten, und ihr Herz erweitert sich bei Zeiten zu den christlichen Pflichten im niedrigen Leben, wozu sich Andere sonst mehr aus Stolz als aus Religion herablassen. Ordentlicherweise aber lasse ich meine Kinder mit dem Gesinde nicht allein. Wenn es aber von ungefähr geschieht, so habe ich weniger zu fürchten, als Andere, deren Kinder mit einem verachteten Gesinde verstohlene Zusammenkünfte halten. Ich muß aber dabei bemerken, daß ich meine Kinder hauptsächlich zu der Landwirthschaft und zu derjenigen Vernunft erziehe, welche die Erfahrung mit sich bringt. Von gelehrten Hofmeistern lernen tausend die Kunst, nach einem Modell zu denken und zu handeln. Aufmerksamkeit und Erfahrung aber bringen nützliche Originale oder doch brauchbare Kopien hervor."

Arist schien mit einiger Ungeduld das Ende dieser langen Rede zu erwarten, und vielleicht hätte er Selindens Vater in manchen Stellen unterbrochen, wenn der Ernst, womit diese ihrem Vater zuhörte, ihn nicht behutsam gemacht hätte. „Es ist einem Jeden nicht gegeben," fiel er jedoch hier ein, „sich mit seinem Gesinde so gemein zu machen; und ich glaube, man thut

*) Pannel oder Stückelarbeit, wovon auch das Wort Pfennig, als das erste Stück eines Schillings, seinen Ursprung hat, drückt die Sache unstreitig besser aus als Boiserie.

allezeit am besten, wenn man sie in gehöriger Ehrfurcht und Entfernung hält. Alle Menschen sind zwar von Natur einander gleich. Allein unsre Umstände wollen doch einigen Unterschied haben; und es ist nicht übel, solchen durch gewisse äußerliche Zeichen in der Einbildung der Menschen zu unterhalten. Mit eben den Gründen, womit Sie mir die Spinnstube anpreisen, könnte ich Ihnen die Dorfschenke rühmen. Und vielleicht beweise ich Ihnen aus der Geschichte des vorigen Jahrhunderts, daß verschiedene Kaiser und Könige, wenn ihnen die allezeit in einerlei Gemüthsuniform erscheinenden Hofleute Langeweile verursacht, sich oft in einem Bauernhause gelabt, und ihren getreuesten Unterthanen unbekannter Weise zugetrunken haben."

„Und Sie wollten dieses verwerfen?" versetzte Selindens Vater, mit einem edlen Unmuthe. „Sie wollten eine Handlung lächerlich machen, welche ich für die gnädigste des Königs halte? Kommen Sie," fuhr er fort, „ich habe hier noch ein Buch, welches ich oft lese. Dieses ist Homer. Hier hören Sie" (und in dem Augenblicke las er die erste Stelle, so ihm in die Hand fiel): Der alte Nestor zitterte ein wenig, aber Hektor kehrte sich an nichts. „Welch eine natürliche Schilderung!" rief er aus. Wie sanft, wie lieblich, wie fließend ist diese Schattirung in Vergleichung solcher Gemälde, worauf der Held in einem einfarbigen Purpur steht, den Himmel über sich einstürzen sieht, und den Kopf an einer poetischen Stanze unerschrocken in die Höhe hält? Wodurch war aber Homer ein solcher Maler geworden? Wahrlich nicht dadurch, daß er alles in einem prächtigen, aber einförmigen Modeton gestimmt, und sich in eine einzige Art von Rosen verliebt? Nein, er hatte zu seiner Zeit die Natur überall, wo er sie angetroffen, studirt. Er war auch unterweilen in die Dorfschenke gegangen, und der schönste Ton seines ganzen Werks ist dieser, daß er die Mannichfaltigkeit der Natur in ihrer wirklichen und wahren Größe schildert, und durch übertriebene Vergrößerungen oder Verschönerungen sich nicht in Gefahr setzt, statt hundert Helden nur Einen zu behalten. Er ließ der Helena ihre stumpfe Nase, ohne ihr den schönen Hügel darauf zu setzen; und Penelope ließ er in der Spinnstube die Aufwartung ihrer Liebhaber empfangen."

Arist wollte eben von dem Durtich sprechen, welcher beim Homer wie ein Vogelbauer in die Höhe gezogen wird, damit die darin schlafenden Prinzen nicht von den Ratzen, oder andern giftigen Thieren angegriffen würden. Allein der Alte ließ ihn nicht zu Worte kommen, und sagte nur noch: „Ich weiß wohl, die veredelten, verschönerten, erhabenen und verwöhnten Köpfe unsrer heutigen Welt lachen über dergleichen Gemälde. Allein mein Trost ist: Homer wird in England, wo man die wahre Natur liebt und ihr in jedem Stande Gerechtigkeit wiederfahren läßt, mehr gelesen und bewundert, als in dem ganzen übrigen Theile von Europa; und es gereicht uns nicht zur Ehre, wenn wir mit dem niedrigsten Stande nicht umgehen können, ohne unsre Würde zu verlieren. Es giebt Herren, welche in einer Dorfschenke am Feuer mit vernünftigen Landleuten, die das Ihrige nicht aus der Encyklopädie, sondern aus Erfahrung wissen, und aus eigenem Verstande wie aus offenem Herzen reden, allezeit größer sein werden, als orientalische Prinzen, die, um nicht klein zu scheinen, sich einschließen müssen. Wenn wir dächten, wie wir denken sollten, so müßte uns der Umgang mit ländlichen unverdorbenen und unverstellten Originalen ein weit angenehmeres Schauspiel geben, als die Bühne, worauf einige abgerichtete Personen ein auswendig gelerntes Stück in einem gelogenen Affekte daher schwatzen."

Wie Selinde merkte, daß ihr Vater eine Wahrheit, welche er zu stark fühlte, nicht mehr mit der ihm sonst eigenen Gelassenheit ausdrückte, unterbrach sie ihn damit, daß sie sagte: sie würde sich's von Aristen als die erste Gefälligkeit ausbitten, daß er seiner Mutter Spinnstube wieder in den vorigen Stand setzen ließe. Und sie begleitete diese ihre Bitte mit einem so sanften Blick, daß er auf einmal die Satyre vergaß, und ihr unter einer einzigen Bedingung den vollkommensten Gehorsam versprach. Selinde wollte zwar Anfangs keine Bedingung gelten lassen; doch sagte sie endlich: „Die Bedingungen eines geliebten Freundes können nichts Widriges haben, und ich weiß im voraus, daß sie zu unserm gemeinschaftlichen Vergnügen gereichen werden." Arist erklärte sich also, und es ward von allen Seiten gut befunden, daß Selinde ein Jahr nach ihres Mannes Phantasie leben, und alsdann dasjenige geschehen sollte, was sie beiderseits wünschen würden. Jeder Theil hoffte in dieser Zeit den andern auf seine Seite zu ziehen.

Der Hochzeittag ging fröhlich vorüber, und wenn gleich Arist sich an demselben in seiner schönsten Größe zeigte, so bemerkte man doch auf der andern Seite nichts, was man Ueberfluß nennen konnte. Selindens Vater kleidete alle Armen im Dorfe neu; nur sich selbst nicht, weil sein Rock noch völlig gut war. Er gab nicht mehr als drei Speisen und gutes Bier, welches im Hause gemacht war. Denn der Wein war damals noch keine allgemeine Mode, und es hatte sich kein Leibarzt beifallen lassen, der Braunahrung zum Nachtheil, das Wasser gesünder zu finden. Die Braut trug ihr Heideblümchen, und die liebenswürdige Sittsamkeit war das durchscheinende Gewand vieler edlen und mächtigen Reize. Sie war weiß und nett ohne Pracht. Des andern Morgens aber erschien sie, nach der Abrede, in unaussprechlichen Kleidungen. Denn die Zeit hat die Modenamen aller Kopfzeuge, Hüllen und Phantasien, welche zu der Zeit zum Putz eines Frauenzimmers gehörten, längst in Vergessenheit kommen lassen. Und wenn sie solche auch erhalten hätte: so würde man sie doch eben so wenig verstehen, als dasjenige, was man in der Limburger Chronik *) von gemützerten, gestützerten, verschnittenen und verzattelten, von kleinspalt, kogeln, sorkett und bisselsett lies't.

Selinde, die alles, was sie war, jederzeit aus Ueberzeugung war, spielte ihre neue Rolle wirklich schöner, als wenn sie solche gelernt hätte. Sie stand spät auf, saß bis um 9 Uhr am Kaffeetische, putzte sich bis um zwei, aß bis um vier, spielte bis acht, setzte sich wieder zu Tische bis zehn, zog sich aus bis um zwölf, und schlief wieder bis acht; und in diesem einförmigen Zirkel verfloß der erste Winter in einer benachbarten Stadt, wohin sie sich nach der Mode begeben hatten.

Wie der folgende Winter sich näherte, fing Arist allmälig an, Ueberlegungen zu machen. Sein ganzes Hausgesinde hatte sich nach seinem Muster gebildet. In der Haushaltung war vieles verloren, vieles nicht gewonnen, und in der Stadt ein Ansehnliches mehr als sonst verzehrt. Er mußte sich also entschließen, auf dem Lande zu bleiben, wofern er seine Wirthschaft in Ordnung halten wollte. Selinde hatte ihm bis dahin noch nichts gesagt. Denn auch dieses hatte er sich bedungen. Allein nunmehr, da das Probejahr zu Ende ging, schien sie allmälig mit einem Blicke zu fragen, wiewohl mit aller Bescheidenheit und nur so, daß man schon etwas auf dem Herzen haben mußte, um diesen Blick zu verstehen.

Zur Zeit, wie Arist in Paris gewesen war, hatte man eben die Spinnräder erfunden, welche die Damen mit sich in Gesellschaft trugen, auf den Schooß setzten und mit einem stählernen Haken an eben der Stelle befestigten, wo jetzt die Uhr zu hängen pflegt. Man drehte das Rad mit einem schönen kleinen Finger, und tändelte oder spann mit einem andern. Von dieser Art hatte er heimlich eins für Selinde kommen lassen, und für sich ein Gestell zum Knöthen. Denn die Mannspersonen fingen eher an zu knöthen, als zu trenseln **). Ehe sich's Selinde versah, rückte Arist mit diesen allerliebsten Kleinigkeiten hervor, und gedachte damit eine Wendung gegen sein feierliches Versprechen zu machen. Vielleicht wäre es ihm auch eine Zeit lang geglückt, wenn nicht das charmante Mädchen mit einer unendlichen Menge Verlocken wäre geziert gewesen. Sie wußte zwar die Geschichte ihres Ursprungs, und zu welchem Ende der Gott der Liebe diese kleinen Siegeszeichen erfunden hatte, nicht. Allein sie sah doch ganz wohl ein, daß diese überflüssige Zierrath, ein kleiner Spott über ihre ehemaligen Grundsätze sein sollte. Indessen schwieg sie und spann. Arist aber machte Knöthchen.

Kaum aber war ein Monat und mit diesem die Neuheit vorüber, so fühlte Arist selbst die ganze Schwere dieser langweiligen Tändelei. Längst hatte er eingesehen, daß nichts, als nützliche Arbeit, die Zeit verkürzen und ein dauerhaftes Vergnügen erwecken könnte. Allein diese seine Erkenntniß war unter dem Geräusch jugendlicher Lustbarkeiten verschwunden, jetzt verwandelte sie sich aber in eine lebhafte Ueberzeugung, da die Noth sich bei ihm als ein ernsthafter Sittenlehrer einstellte. Er fing also an, Selinden offenherzig und zärtlich zu gestehen, wie es wohl schiene, daß sie Recht behalten würde. . . . .

Die Scene, welche hierauf erfolgte, ist zu rührend, um sie zu beschreiben. Es ist genug zu wissen, daß Selinde den Sieg und eine ganz neue Spinnstube erhielt, woraus sie, wie zuvor, ihre Haushaltung regiren konnte. Nur wollte Arist nicht, daß sie Eingangs zur Linken liegen sollte, weil er hier seinen Saal behalten, und die Damen, so ihn besuchten, wie im Menuet, von der Rechten zur Linken führen wollte. Dieß ward leicht eingeräumt; und Jedermann weiß, daß sie beide unter Rädern und Kindern ein sehr hohes und vergnügtes Alter erreicht haben. Man sagt dabei, daß die damalige Landesfürstin ihnen die Ehre erwiesen, sie in der Spinnstube zu besuchen, und daß sie, zum Andenken derselben, eine dergleichen auf dem Schlosse zu Iburg angelegt habe, welche bis auf den heutigen Tag die Spinnstube genannt wird.

Der erste Jahreswechsel.

Eine Legende.

Gott hatte die Thüre des Paradieses noch kaum abgeschlossen, als Eva von fern einen schönen weitglänzenden Apfelbaum er-

*) Fasti Limburg. S. 81.

**) Das Trenseln, welches vor dreißig Jahren Mode war, bestand darin, daß man goldne und silberne Borten, auch seidne Zeuge in ihre Fäden auflöste.

blickte, und zu ihrem lieben Adam sagte: „Siehst Du wohl, auch da sind Aepfel.“ So wie sie dieses sagte, ging sie auch hinzu, und Adam voll tiefer Wehmuth, wozu ihm noch der Ausdruck mangelte, hinter ihr drein. „Ich wüßte nicht, was den Aepfeln fehlte, daß sie nicht eben so gut, wie im Paradiese sein sollten,“ rief sie nach dem ersten Biß aus; aber Adam schüttelte den Kopf, und spuckte das Abgebissene auf die Erde. So brachten Sie eine Weile mit dem Kosten verschiedener Früchte zu, als Nacht und Müdigkeit die beiden Vertriebenen zur Ruhe lockte, und Adam zum erstenmal einschlief, ohne seiner Eva eine gute Nacht zu wünschen. Sie mußte indessen, wie alle Schuldigen, den Schmerz verbeißen, so gern sie auch ihrem Mann noch einmal gesagt hätte, daß er es besser verstehen, und sich von seinem schwachen Weibe nicht hätte verführen lassen sollen.

Es regnete die Nacht gewaltig, und dabei war es doch schon etwas kalt, wie gemeiniglich in den Herbsttagen. Ihre Pelze, welche ihnen Gott beim Abschiede auf die Reise gegeben hatte, waren durch und durch naß geworden und ein nasser Pelz ist eine elende Decke. „Wir müssen es machen wie die Thiere, und uns künftig des Nachts in eine Höhle oder unter dem Laube verbergen,“ sagte Adam, und noch hatte er sich nicht dreimal umgesehen, als er einige abgeschlagene Zweige entdeckte, solche an einen großen Baum stützte, und sich darunter ein besseres Lager bereitete. Sein Vergnügen war, solches jeden Tag immer mehr und mehr mit Schilfe und großen Blättern gegen das Wetter, welches jede Nacht unfreundlicher wurde, zu versichern, und in der That hatte ihn die Noth recht sinnreich gemacht: denn die Hütte war so groß und geräumig, daß sie sich beide darin niederlegen und vorn zur Thür hinaus sehen konnten.

Wenn sie hier des Morgens aufwachten, war ihr erster Blick nach der Sonne, und die erste astronomische Bemerkung, die sie machten, war, daß dieses große Licht immer mehr und mehr zurückblieb. „O Gott, o Gott!“ sagte Adam; die armen Leute hatten noch keinen Winter gesehen, und im Paradiese gleichlange schöne Tage gehabt: „ich befürchte, es stirbt nun so Alles nach einander aus. Man hört weder Frosch noch Vogel, die Früchte fallen überall ab, die Bäume verlieren ihre Blätter, und sogar das Dach unsrer Hütte fault und fällt zusammen, — ich fürchte, ich fürchte, Gottes Zorn folgt uns nach, es geht Alles aus, und wir mit, meine liebe Eva; auch Du sollst wieder zur Erde werden.“ Hier entfiel ihm die erste bitterliche Thräne, und Eva schluchzte an seinem Halse: „Auch Du!“

Alle Morgen, die Gott werden ließ, kam die Sonne später, und der Abend, da sie noch weder Feuer und Licht kannten, so früh, die Tage wurden allmälig so kurz, daß sie nun schon nichts anders als eine lange ewige Nacht erwarteten, und bloß vom Hunger getrieben, noch durch den dicken Nebel herumliefen, um einige abgefallene Früchte zu sammeln, wobei Eva immer glücklicher war, als Adam, indem sie noch oft einen Apfel entdeckte, den der Mann übersehen hatte, und sich dann recht inniglich freute. Aber auch diese Hülfe hörte bald auf, die Thiere auf dem Felde sammelten fleißiger wie sie, und ein schöner Kürbis, den Eva einstmals im Triumph nach Hause gebracht, und über alle Aepfel im Paradiese erhoben, Adam aber, um ihr kein Recht zu lassen, aus der Hütte geworfen hatte, lag, wie sie ihn jetzt aufsuchte, verfault da. Nun wühlte Eva mit ihren Händen Wurzeln aus der Erde, bis der Frost kam, und sich ihren noch nicht abgehärteten Fingern wiedersetzte. Endlich bedeckte ein tiefer Schnee den ganzen Erdboden und vergrub das einsame Paar unter seiner armseligen Hütte. Keine Sonne leuchtete mehr, die ganze Natur war todt, kein Vogel sang, kein Kraut wuchs, und der blasse Schimmer des Schnees entdeckte ihnen nichts als ihr beiderseitiges Elend. Sie legten sich hin, um zu erstarren, um mit der ganzen Natur einzuschlafen, um nie wieder zu erwachen; aber der Hunger verstattete ihnen auch diese letzte Ruhe nicht. Sie mußten wider ihren Willen die Rinde von dem Laube ihrer Hütte nagen, Wurzeln unter sich hervorwühlen, und den Schnee auflecken. Eva fühlte dann und wann noch ein Herz unter dem ihrigen schlagen „Sollte dieses,“ sagte sie zu Adam, „wohl das Kind sein, was ich mit Schmerzen gebären soll? Sollte dieses wohl noch kommen, um unser Elend zu vermehren, und mit uns zu verhungern?“

Bei dieser und andern dergleichen traurigen Bemerkungen glaubte Adam zum ersten Male die Sonne wieder zu sehen; der Schnee vor der Hütte war dünner geworden, und er versuchte es, sich durch denselben mehr Licht zu verschaffen. Allein er konnte sie nicht entdecken. Des andern Tages hoffte er wiederum, und der erste Strahl fiel in seine Hütte; doch war dieses noch ein schwacher Trost, indem Alles um ihn herum noch immer todt blieb. Nach und nach aber merkte er, daß der Strahl höher herabfiel, und mehr Wärme mit sich brachte. Er maß ihn einen Tag und alle Tage, und fand alle Morgen mit einer Freude, die sich nicht ausdrücken läßt, daß er immer etwas höher fiel. Der Schnee fing an zu schmelzen, und einige Mücken tanzten vor dem Loche der Hütte. „Siehst Du,“ sagte Eva, „das Leben kommt wieder in die Natur, und wir werden nicht sterben.“ In dem Augenblicke flog auch ein Vogel bei ihrer Hütte vorüber, und jeder Morgen zeigte ihnen nun einen neuen Gegenstand, der sie entzückte und begeisterte. Alle Geschöpfe sangen, hüpften und brüteten Leben; alles, was Odem hatte im Walde und auf dem Gefilde, frohlockte, und die leblose Natur fühlte den lebendigen Geist der Schöpfung. Auch Eva brachte im Maien den Erstling ihrer Liebe, und sah nach überstandenem Schmerze ihren Adam stolz an. Und nun, rief Adam aus, indem er seinen neugebornen Sohn aus der Hütte an's Licht brachte: „Ach, Herr! wie wohl hast Du auch den Winter gemacht, da Du den Frühling auf ihn folgen lässest! Wie glücklich wird unser Leben sein, wenn auch hierauf einst ein andres folgt!“ — Er baute aber nun auch seine Hütte größer, sorgte im Sommer für den Winter, und in der Zeit für die Ewigkeit.

Wie man zu einem guten Vortrag seiner Empfindungen gelange.

Ihre Klage, liebster Freund! daß Sie Sich in Ausdruck und Vorstellung selten vollkommen genugthun können, wenn Sie eine wichtige und mächtig empfundene Wahrheit Andern vortragen wollen, mag leicht gegründet sein; aber daß dieses eben einen Mangel der Sprache zur Ursache habe, davon bin ich noch nicht überzeugt. Freilich sind alle Worte, besonders die todten auf dem Papier, welchen es wahrlich sehr an Physiognomie zum Ausdrucke fehlt, nur sehr unvollkommne Zeichen unserer Empfindungen und Vorstellungen, und man fühlt oft bei dem Schweigen eines Mannes mehr, als bei den schönsten niedergeschriebenen Reden. Allein auch jene Zeichen haben ihre Begleitungen für den empfindenden und denkenden Leser, und wer die Musik versteht, wird die Noten nicht sclavisch vortragen. Auch der Leser, wenn er anders die gehörige Fähigkeit hat, kann an den ihm vorgeschriebenen Worten sich zu dem Verfasser hinauf empfinden, und aus dessen Seele Alles herausholen, was darin zurückblieb.

Eher möchte ich sagen, daß Sie Ihre Empfindungen und Gedanken selbst nicht genug entwickelt hätten, wenn Sie solche vortragen wollen. Die mehrsten unter den Schreibenden begnügen sich damit, ihren Gegenstand mit aller Gelassenheit zu überdenken, sodann eine sogenannte Disposition zu machen und ihren Satz danach auszuführen; oder sie nützen die Heftigkeit des ersten Anfalls, und geben uns aus ihrer glühenden Einbildungskraft ein frisches Gemälde, was oft bunt und stark genug ist, und doch die Wirkung nicht thut, welche sie erwarteten. Aber so nöthig es auch ist, daß derjenige, der eine große Wahrheit mächtig vortragen will, dieselbe vorher wohl überdenke, seinen Vortrag ordne, und seinen Gegenstand, nachdem er ist, mit aller Wärme behandle: so ist dieses doch noch der eigentliche Weg nicht, worauf man zu einer kräftigen Darstellung seiner Empfindungen gelangt.

Mir mag eine Wahrheit, nachdem ich mich davon aus Büchern und aus eignem Nachdenken unterrichtet habe, noch so sehr einleuchten, und ich mag mich damit noch so bekannt dünken: so wage ich es doch nicht, sogleich meine Disposition zu machen und sie danach zu behandeln; vielmehr denke ich, sie habe noch unzählige Falten und Seiten, die mir jetzt verborgen sind, und ich müßte erst suchen, solche so viel möglich zu gewinnen, ehe ich an irgend einen Vortrag, oder an Disposition und Ausführung gedenken dürfe. Diesemnach werfe ich zuerst, sobald ich mich von meinem Gegenstande begeistert und zum Vortrage geschickt fühle, Alles, was mir darüber einfällt, auf's Papier. Des andern Tages verfahre ich wieder so, wenn mich mein Gegenstand von Neuem zu sich reißt, und das wiederhole ich so lange, als das Feuer und die Begierde zunimmt, immer tiefer in die Sache einzudringen. So wie ich eine Lieferung auf das Papier gebracht und die Seele von ihrer ersten Last entledigt habe, dehnt sie sich nach und nach weiter aus und gewinnt neue Aussichten, die zuerst noch von nähern Bildern bedeckt wurden. Je weiter sie eindringt und je mehr sie entdeckt, desto feuriger und leidenschaftlicher wird sie für ihren geliebten Gegenstand. Sie sieht immer schönere Verhältnisse, fühlt sich leichter und freier zum Vergleichen, ist mit allen Theilen bekannt und vertraut, verweilt und gefällt sich in deren Betrachtung, und hört nicht eher auf, als bis sie gleichsam die letzte Gunst erhalten hat.

Und nun, wenn ich so weit bin, womit insgeheim mehrere Tage und Nächte, Morgen- und Abendstunden zugebracht sind, indem ich bei dem geringsten Anschein von Erschlaffung die Feder niederlege, fange ich in der Stunde des Berufs an, mein

Geschriebenes nachzulesen und zu überdenken, wie ich meinen Vortrag einrichten wolle. Fast immer hat sich während dieser Arbeit die beste Art und Weise, wie die Sache vorgestellt sein will, von selbst entdeckt; oder wo ich hierüber noch nicht mit mir einig werden kann, so lege ich mein Papier bei Seite und erwarte eine glücklichere Stunde, die durchaus von selbst kommen muß, und leicht kommt, nachdem man einmal mit einer Wahrheit so vertraut geworden ist. Ist aber die beste Art der Vorstellung, die immer nur einzig ist, während der Arbeit aus der Sache hervorgegangen, so fange ich allmälig an, Alles, was ich auf diese Art meiner Seele abgewonnen habe, danach zu ordnen; was sich nicht dazu paßt, wegzustreichen, und jedes an seine Stelle zu bringen.

Insgemein fällt Alles, was ich zuerst niedergeschrieben habe, ganz weg, oder es sind zerstreute Einzelnheiten, die ich jetzt nur mit der herauskommenden Summe zu bemerken nöthig habe. Desto mehr behalte ich von den folgenden Operationen, worin sich Alles schon mehr zur Bestimmtheit geneigt hat, und der letzte Gewinn dient mehrentheils nur zur Deutlichkeit und zur Erleichterung des Vortrags. Die Ordnung oder Stellung der Gründe folgt nach dem Hauptplan von selbst, und das Colorit überlasse ich der Hand, die, was die erhitzte Einbildung nunmehr mächtig fühlt, auch mächtig und feurig malt, ohne dabei einer besondern Leitung zu bedürfen.

Doch will ich eben nicht sagen, daß Sie sich sogleich hierin selbst trauen sollen. Jeder Grund hat seine einzige Stelle, und er wirkt nicht auf der einen, wie auf der andern. Gesetzt, ich wollte Ihnen beweisen, daß das frühe Disponiren sehr mißlich sei, und finge damit an, daß ich Ihnen sagte: „Garrick bewunderte die Clairon als Frankreichs größte Actrice; aber er fand es doch klein, daß sie jeden Grad der Raserei, worauf sie als Medea steigen wollte, vorher bei kaltem Blute und in ihrem Zimmer bestimmen konnte;" so würden Sie freilich die Richtigkeit der Vergleichung leicht finden, aber doch nicht alles dabei fühlen, was ich wollte, das Sie dabei fühlen sollten. Garrick disponirte seine Rolle nie zum Voraus, er arbeitete sich nur in die Situation der Person hinein, welche er vorzustellen hatte, und überließ es dann seiner mächtigen Seele, sich seiner ganzen Kunst nach ihren augenblicklichen Empfindungen zu bedienen. Und das muß ein Jeder thun, der eine mächtige Empfindung mächtig ausdenken will.

Das Coloriren ist leichter, wenn man es von der Haltung trennt; aber in Verbindung mit derselben schwerer. Hierüber lassen sich nicht wohl Regeln geben; man lernt es blos durch eine aufmerksame Beobachtung der Natur und viele Uebung, was man entfernen oder vorrücken, stark oder schwach ausdrücken soll. Das Mehrste hängt jedoch hierbei von der Unterordnung in der Gruppirung ab, und wenn Sie hierin glücklich und richtig gewesen sind: so wird die Verschiedenheit des Standorts, woraus die Leser, wofür Sie schreiben, Ihr Gemälde ansehen, nur eine allgemeine Ueberlegung verdienen.

Unter Millionen Menschen ist vielleicht nur ein einziger, der seine Seele so zu pressen weiß, daß sie Alles hergiebt, was sie hergeben kann. Viele, sehr Viele haben eine Menge von Eindrücken, sie mögen nun von der Kunst oder von der Natur herrühren, bei sich verborgen, ohne daß sie es selbst wissen; man muß die Seele in eine Situation versetzen, um sich zu rühren, man muß sie erhitzen, um sich aufzuschließen, und zur Schwärmerei bringen, um Alles aufzuopfern. Horaz empfahl den Wein als eine gelinde Tortur der Seele; Andere halten die Liebe zum Gegenstande für mächtiger, als den Durst zu Entdeckungen: Jeder muß hierin sich selbst prüfen. Rousseau gab nie etwas von den ersten Aufwallungen seiner Seele; wer nur diese und nichts mehr giebt, der trägt nur solche Wahrheiten vor, die den Menschen insgemein auffallen und Jedem bekannt sind. Er hingegen arbeitete oft zehnmal auf die Art, wie ich es Ihnen vorgeschlagen habe, und hörte nicht auf, so lange noch etwas zu gewinnen übrig war. Wenn dieses ein großer Mann thut, so kann man so ziemlich sicher sein, daß er weiter vorgedrungen sei, als irgend ein Andrer vor ihm. So oft Sie sich mächtiger in der Empfindung, als im Ausdruck fühlen, so glauben Sie nur dreist, Ihre Rede sei faul, Sie wollen nicht Alles hervorbringen. Greifen Sie dieselbe an, wenn Sie fühlen, daß es Zeit ist, und lassen Sie sie arbeiten. Alle Ideen, die ihr jemals eingedrückt sind, und die sie selbst aus den eingedrückten unbemerkt gezogen hat, müssen in Bewegung und Glut gebracht werden; sie muß vergleichen, schließen und empfinden, was sie auf andere Art ewig nicht thun wird, sie muß verliebt und erhitzt werden gegen ihren großen Gegenstand. — Aber auch für die Liebe giebt es keine Disposition; kaum weiß man es nachher zu erzählen, wie man von einer Situation zur andern gekommen ist.

Eine Erzählung, wie es viele giebt.

Die Kunst, in Gesellschaften zu erzählen, erfordert eine eigne Geschicklichkeit; und sie sollte billig mehr als andre studirt werden, da sie in der That wichtiger ist und einem öfterer als andre freie Künste zu statten kömmt. Gleichwohl wird sie jetzt ganz vernachlässigt, seitdem gewisse Leute sie zum Handwerke herabgewürdigt, und die guten Gesellschaften genöthigt haben, ihr den Abschied zu geben. Nur Wenige denken daran, wie sie zu einer Erzählung die Anlage machen sollen; um die Erfindung der Wahrheit, welche dadurch gelehrt werden soll, und deren Wichtigkeit fast ihren ganzen Werth entscheidet, bekümmern sie sich am wenigsten; und die Art der Behandlung ist ihnen fast gleichgültig, da sie nicht einmal vorher überlegen, ob die Wahrheit, so sie vortragen wollen, eine lustige oder ernsthafte Einkleidung erfordere; und doch ist nichts Gewissers, als daß die größte Wirkung von der Art der Behandlung abhänge. Oft fordert der Gegenstand nur eine leichte Anspielung auf eine schon bekannte Geschichte; oft blos das Resultat oder die Lehre einer Fabel, oft einen spitzigen und treffenden Wink, oft eine sanfte und versteckte Lehre, die man angenehmer errathen läßt als sagt; allemal aber eine kurze Erwartung und völlige Befriedigung; welche sich beide nicht erreichen lassen, wo man nicht beständig seine ganze Aufmerksamkeit auf den Zweck richtet, Alles, was nicht zu demselben wirkt, wegläßt, dasjenige aber, was dazu dient, wohl ordnet, den Hauptzügen mehr Licht als den Nebenzügen giebt, und zuletzt die Begierde des Zuhörers mit einer wichtigen Wahrheit, oder, welches einerlei ist, mit einer vernünftigen Freude, so wie von einer solchen kleinen Erzählung zu erwarten ist, sättigt. Der gewöhnliche Lauf unserer Erzählungen ist insgemein wie in der folgenden, welche ich neulich mit eignen Ohren habe anhören müssen.

„Hiebei fällt mir ein," fing Jemand an, „was mir einmal unterwegs begegnete, wie ich nach Münster fuhr. Ja, ich glaube, es war nach Münster, denn meine Frau war damals mit ihrem ersten Kinde schwanger, und sie wollte doch gern vor ihrer Niederkunft das dortige neue Schloß besehen. Wir waren auf der ersten Station von hier, ich meine zu Lengerich, das kann ich eben so genau nicht sagen, es liegt auch so viel nicht daran; und die Frühjahrszeit war so angenehm, denn es war in der Woche nach Ostern, und wir hatten Ostern damals etwas spät gehabt, so daß es beinahe zu Ende des Aprils eingefallen war, daß wir beide, ich und meine Frau, welche damals noch nicht daran dachte, daß ihr der Tod das Kind, womit sie zum erstenmal damit gesegnet war, so früh wieder rauben würde, vor der Thür standen, und sahen, wie die Leute im Mondenschein spatzieren gingen. Denn, wo ich nicht irre, so war es ein Festtag, und wohl gar der erste Mai, der, wo mir recht ist, noch dazu auf einen Sonntag fiel, so daß man es wohl für einen doppelten Festtag halten konnte. Auf einmal entstand ein Geschrei ganz aus der Ferne (das Haus, worin wir waren, lag nach dem Felde zu, und nicht weit davon stand etwas Holz, so jedoch nur aus einigen alten Fören und zotticht bemoosten Eichen besteht) und zwar aus der Gegend dieses Holzes, so daß alle Spatzierenden ihre Ohren wie ihre Füße dahin richteten. Ich sagte zu meiner Frau: Wollen wir auch hingehen, wir haben doch nichts Besseres zu thun, weil es noch wohl eine Stunde währen soll, ehe der Postillion, der dem einen Pferde noch ein Eisen unterlegen lassen muß, und seine Futtersäcke noch nicht angefüllt hat, fertig sein wird. Ja, sagte meine liebe Frau, wie du willst, ich bin bereit, und es soll mir recht angenehm sein, mich noch ein Bischen zu vertreten. Denn von dem Fahren sind mir die Füße etwas angelaufen, und da wir die Nacht fahren wollen, so ist's vielleicht in meinen Umständen gesund, daß ich ein Bischen gehe. Wir folgten also den Uebrigen nach, und meine Frau hätte bald den einen Pantoffel verloren, weil sie ihre Schuhe, wegen des vorerwähnten Umstandes, ausgezogen hatte. Wie wir auf dem Felde waren, hörten wir immer mehr schreien, ich dachte, was Henker mag da zu thun sein, es gibt doch in dem Holze wohl keine Räuber, diese können sich gewiß nicht darin aufhalten, da sich kaum ein Haase darin verbergen kann; und wenn es auch so wäre, so sind unser so viel, daß sie uns nichts thun sollen. Doch war mir angst, meine Frau möchte sich in ihren Umständen erschrecken, und so entschloß ich mich, eben wieder mit ihr zurückzukehren, als ich ein lautes Gelächter hörte. Nun sprach ich zu meiner Frau: Hier wird gewiß nichts Schreckhaftes sein, wir wollen in Gottes Namen hingehen. Wirf aber meinen Ueberrock über Dich, damit Du Dich nicht erkältest, denn es war doch etwas frisch geworden, und ich hatte meinen Ueberrock, den ich auf der Reise zu tragen pflege, anbehalten. Wir gingen also getrost fort. Wie wir hinkamen, sahen wir eine Menge Volks unter einem großen Baum versammelt, und indem alle sprachen, hörten wir nicht, was einer sagte. Was ist hier vor, sagte ich zu einem Manne, der bei mir stand, und der, wie es schien, etwas mehr war, als die Andern. O, nichts, war seine Antes ist schon fort; und wie ich mich weiter erkundigte, denn ich

konnte unmöglich glauben, daß man um nichts ein solches Geschrei gemacht haben würde, siehe da, was meinen Sie wohl, was es war? Ich will es Ihnen nur kurz und gut sagen, denn wozu diente die große Weitläuftigkeit, es hatte eine große Eule da gesessen."

So wird der Faden unsrer mehrsten Erzählungen ausgesponnen, so die Erwartung gemartert, und so betrogen. Wahrlich, ein grausames Verfahren, da nichts unverholener ist, als die menschliche Begierde, etwas Neues und Wunderbares zu hören, und es in der That eine Sünde ist, diesen edlen und gutherzigen Trieb, da er jetzt die angenehmste Befriedigung seiner Mühe hofft, in einem kalten Schauer zu ersticken. Geschieht dieses nun vollends bei einer Mahlzeit, wo man dem Erzählenden zu Ehren, und um ihm mit einem unverwandten Auge seine Aufmerksamkeit zu beweisen, den Braten kalt und den Wein warm werden läßt: so hat man die Ursache der öftern üblen Verdauungen, der daraus erfolgenden Koliken und anderer gefährlichen Zufälle lediglich einem solchen Erzähler zuzuschreiben. Zwar leidet er dafür seine Strafe, wenn die ganze Gesellschaft, deren Ohren er mit der Witterung seiner Geschichte an sich gezogen hat, auf einmal durch ihr kaltsinniges Schweigen ihren Ekel zu erkennen giebt. Allein man kommt nicht zusammen, um ein verdrießliches Strafamt auszuüben, sondern um sich zu erheitern, und auch wohl durch eine lehrreiche und scherzhafte Erzählung zu ergötzen.

Die allerliebste Braut.

Wir haben zwar in unserm Letztern versprochen, die Abbildung der allerliebsten Braut, welche dem Wittwer von allen Menschen empfohlen worden, von seiner Hand zu geben. Allein er ist so unerfahren in der feinen Sprache und der zarten Manier, worin dergleichen Abbildungen gezeichnet werden müssen; er hat so wenig Empfindung und Kenntniß von dem jetzt üblichen Schönen, und die Art, womit er das Ding angreift, ist so unbehülflich, daß wir Bedenken tragen, unsere Leser mit seiner extraeuriösen Relation zu unterhalten. Die jetzigen Schönheiten sind ohnehin so fein, so zart und so geistig, sie verfliegen so leicht, und sind so changeant, daß man es fast nicht wagen kann, mit dem Pinsel oder der Feder daran zu kommen, ohne etwas davon zu zerstören. Was dem guten Manne am seltsamsten vorgekommen ist, ist dieses, daß er keine einzige gesund angetroffen hat. Alle haben sich über eine Schwäche der Nerven, und einige über Migraine und Wallungen beklagt. Zwei haben ihre Sinne dergestalt verfeinert gehabt, daß die Eine von dem Schnurren eines Rades, und die Andere von dem Geruch eines kurzen Kohls in Ohnmacht gefallen sind. Die meisten haben Französisch, und immer die Worte tant pis und tant mieux überaus zierlich gesprochen. Alles ist Empfindung an ihnen gewesen; weshalb auch keine das Herz gehabt, sich zum Säen und Pflanzen in die Märzen- und Aprilenluft zu wagen. Einstmals ist ihm eingefallen, mit ihnen von Kartoffeln mit Senf zu reden; er hat sich aber dadurch dergestalt lächerlich gemacht, daß man mit ihm eine geschlagene Stunde von nichts als dem Belisaire des Marmontel gesprochen. Die Farbe der Nachtmütze, womit Voltaire zu Ferney bisweilen auf's Theater springt, wenn der Kutscher den Orosman nicht recht spielt, ist Keiner unbekannt gewesen. Allein kaum Eine hat einen Tissot auch nur dem Namen nach gekannt, oder ihm zu sagen gewußt, wie lange ein Roggenbrei kochen müßte, ehe er gar würde. S ine Beschreibung von ihrem Anzuge ist vollends eine außerordentliche Karrikatur. Die Worte haben ihm hier schlechterdings gefehlt, und seine Absicht ist, sie, zur Warnung aller Freier, mit Anmerkungen in Kupfer stechen zu lassen. Am Ende sagt er blos, daß eine Kammerjungfer, mit einem Cacadou en colère auf dem Kopfe, ihm die Thüre gewiesen habe, nachdem er sich bei ihr erkundigt, ob ihre Jungfer im vorigen Sommer auch Kohlsamen aufgenommen habe. — Die Vollkommenheit in der Französischen Sprache muß ihm besonders anstößig gewesen sein, denn er thut auf dieselbe einen recht ernsthaften Anfall. Ist, sagt er, wenn es uns erlaubt ist, seine Gründe recht zu verdeutschen, der allermindeste Gebrauch in der Haushaltung, in Küchen und Kellern, davon zu machen? Ist irgend ein Nutzen anzugeben, welcher unsere Kinder für den Zeitverlust schadlos hält, den sie in ihrem lehrbegierigen Alter darauf verwenden müssen? Zugegeben, daß sie ihre Erkenntnisse dadurch erweitern, die Sphäre ihrer Zeitkürzungen dadurch ausdehnen und in allen Gesellschaften erscheinen können, sind darum diese Erkenntnisse nützlich? Haben wir bei einer guten Haushaltung nöthig, unsere Zeitkürzungen aus französischen Romanen zu betteln? Und ist die Kunst, in Gesellschaften erscheinen zu können, nicht die abscheulichste Verrätherin ihrer Besitzer? Wer erscheint in Gesellschaften anständiger, der redliche, fleißige, bescheidene Mann, der seinen Beruf würdig erfüllt, und sein Gutes in der Welt mit Freuden thut, oder der Unbesonnene, der nicht einsieht, daß ihm seine glänzendsten Vorzüge zum größten Verbrechen angerechnet werden? Der Mann, welcher dem Kaiser einen guten Tag wünscht, spricht freier und anständiger mit ihm, als alle unterthänigsten Bücklinge. Und wie groß sind denn die Wahrheiten, womit sie durch Hülfe der Französischen Sprache ihre Erkenntniß erweitern? Ich habe eines der gelehrtesten Mädchen, das ich sonst wohl leiden mochte, befragt: Wie viel Pfund Mehl aus einem Scheffel Roggen kämen? Wie viel Garn auf ein Stück Linnen von 60 Ellen zu Schierung und Einschlag gehörte? Und welches die beste Art sei, einen Monat lang das Gesinde gut und wohlfeil zu unterhalten? Allein, so wahr ich ehrlich bin, sie hat mir nichts als dreimal comment? geantwortet, und mich spottweise gefragt, ob ich wohl eine sauce de diable zum wilden Schweinskopf verstände, und wüßte wie man die Citronen am feinsten dazu schälen könnte.

Vermehrung unsres Vergnügens...... das müßte erschrecklich sein, wenn sich meine Mädchen nicht mehr in einer Comödie ergötzen sollten als alle, die sich davon müde und krank gelesen hätten. Diese Lust genießen sie sehr leicht und wohlfeil und brauchen darum das Magazin der Frau Beaumont nicht zu lesen. Sie genießen ihrer besser, als diejenigen, die in der Comödie nicht lachen dürfen, als wenn ihnen von dem bel esprit du jour die Erlaubniß dazu ertheilt wird. Die ganze sogenannte schöne Erziehung ist höchstens die Frisur der gesunden Vernunft, und es ist eine lächerliche Thorheit, eher an die Frisur als an das Linnen zum Hemde zu gedenken. Wenn der Luxus den Ueberfluß zum Grunde hat, so ist er anständig, und er kann auch dem Staate nützlich sein. Allein da, wo er auf Kosten des Nothwendigen gesucht wird, wo die Seele noch Mangel an den nothdürftigsten Wahrheiten leidet, und sich dennoch mit einem ohnmächtigen Schwunge zur Tafel der höhern Weisheit erheben will; wo unsre Töchter Französisch und Englisch plaudern sollen, ohne die geringste Theorie oder Praxis von der Handlung zu haben, da ist dieser Luxus der Seelen nichts, als ein prächtiges Elend, und die Folge davon ist für die Seele eben so schrecklich, als die übermäßige Wollust für den Körper ist. Sie verzärtelt, schwächt und verwöhnt den Geist von den alten ehrlichen Tugenden, womit unsere Mütter wie in einer sammtnen Mütze umhergingen; sie bringt der Empfindung einen Ekel gegen die alltäglichen häuslichen Pflichten bei; sie verführt die Einbildung gutherziger und leichtgläubiger Kinder zu Hoffnungen, die kaum der Romanschreiber mit aller seiner Zauberei erfüllen kann, und so wie der durch den Genuß der Wollust geschwächte Gaumen mit der Zeit Liquörs und übertriebene Speise zu seiner Kitzelung haben muß, eben so muß die Seele zuletzt sich an allerhand moralisches Tollkraut, an schwärmerische und beißende Schriften halten, um sich des Ekels und der tödtenden Langeweile zu erwehren. Und der Himmel sei demjenigen gnädig, der alsdann nicht ohne Schwindel lesen, und ohne Migraine denken und verdauen kann; ja der Himmel erbarme sich des Mädchens, das sich aus Büchern und philosophischen Gründen unterhalten soll! Die Philosophie ist eine abgefeimte Kupplerin, und die beste Sittenlehre eine barmherzige Schwester; zur Zeit der Anfechtung und Trübsale hilft nichts besser, als ein Rad für die Schiene und ein: Wer nur den lieben Gott läßt walten. Die schönen Wissenschaften, schließt unser Wittwer weiter, vertreten beim Frauenzimmer jetzt höchstens die Stelle der Reberreime. Sie dienen ihnen blos zur Zeitkürzung; und in diesem Fall sei es besser, das Nützliche dem Unnützlichen vorzuziehen. Eine Französin werde mit Hülfe ihres Rollins und der Frau Beaumont keine Genies aus ihren Untergebenen ziehn. Sie sei nur eine Putzmacherin für den Geist, und alles, was sie die Mädchen lehrte, sei ein Bischen gelehrte Entoilage; und höchstens laufe alles auf einen kleinen Schleichhandel der Eigenliebe beiderlei Geschlechts hinaus, indem die weiblichen Thoren so viel lernten, als sie gebrauchten, um sich von den männlichen Narren bewundern zu lassen, und umgekehrt. Beide hätten sich ganz unbesonnen verglichen, alle Tage von einem Dutzend Kerls, von Shakspeare, Young, Voltaire, Lessing und Andern, zu sprechen. Man wäre vor 50 Jahren, ehe Talander und Menantes auf den Nachttischen erschien, glücklicher und vergnügter gewesen. Das menschliche Herz habe sich bei allen guten Büchern eher verschlimmert als verbessert, und die Treuherzigkeit, womit seine gute, selige Frau ihre Knipptasche den Armen geöffnet, wäre eine ganz andere Tugend gewesen, als das zärtliche Mitleid, womit man jetzt die Noth der Unglückseligen empfände. Er sieht es als einen Rest der ehemaligen Galanterie des Französischen Hofes unter Ludwig XIV. an, der sich aus der Garderobe auf den Trödelmark geschlichen hätte, daß ein Frauenzimmer viele Bücher gelesen haben müßte; gerade, als ob sie nicht zehnmal so viel Vernunft, Geschicklichkeit, Würde und Anstand aus eigner Erfahrung und von guten Leuten lernen könnte.

Endlich kommt er in das Haus, wo er seine jetzige Braut

findet. Die Mutter sitzt bei ihrer Arbeit, und sagt ihm, ohne aufzustehen, er möge sich setzen, wenn er wolle. Dieser Empfang reizt ihn gleich, verführt ihn aber auch zu einer abermaligen bittern Ausschweifung über die Verneigungen und Complimente. Was ist erschrecklicher, will er ungefähr sagen, als die lächerliche Nachahmung des französischen Verneigens? Wie edel ist der Stolz einer Frau, die fest im Knie, ihren Gast mit einem freundlichen Blicke bewillkommt, gegen die beschämte Verlegenheit einer knicksenden Aeffin? Erstere ist in ihrer Art vollkommen, sie ist Original? sie ist dreist mit Anstand; sie behauptet ihre Würde gegen eine Fürstin, und sagt ihr einen großen Dank, wenn ihr diese einen guten Tag bietet. Man sieht, daß sie sich fühlt; und glücklich ist das Land, wo das Mädchen, das das beste Garn gesponnen hat, auf ihr Werk so stolz ist, als Voltaire auf sein Marquisat. Es war eine Zeit, wo die Hofdame sich räuchern ließ, wenn sie mit einer Handwerksfrau gesprochen hatte; allein diese Zeit ist nicht mehr. Jetzt verachtet man nur, und verachtet mit Recht die Thörinnen, die ihren eigenen Stand verachten, und ehret die Frau, die ihren Sitten und ihrem Stande getreu, dasjenige rechtschaffen ist, was sie sein muß. Der Minister besucht den Handwerker, aber nicht den lächerlichen Stutzer; und die ganze Welt erkennt, daß eine unüberlegte Geringschätzung der niedrigen, aber ehrlichen, arbeitsamen und bescheidenen Stände uns beinahe in dir Gefahr gesetzt habe, anstatt einer guten, tüchtigen Hausehre hundert Modeprinzessinnen zu erhalten. In England verändert die größte Frau nach dem dreißigsten Jahre ihre Moden nicht mehr; sie geht damit stolz dem ganzen Hofe unter die Augen; bei uns hingegen will man auch noch im Sarge kokettiren und die Würmer in einem frisirten Todtenhemde empfangen. Bei uns soll jedes Knie, wenn es auch mit Ruhm und Ehre steif geworden ist, einen Knicks machen, und die falsche Schamhaftigkeit bettelt um Verzeihung gegen den ungelenken Rückgrath, da sie kühn ihre beiden runden Arme in die Seite setzen und ungebeugt den Muth ausdrücken könnte, womit Arbeit und Redlichkeit ihre Freunde erfüllt. Hat der Mensch denn keine Würde mehr, als in so fern er ein Affe des Hofes ist? Ist da Freiheit und Eigenthum, wo das väterliche Erbe der Mode verpfändet, der Geist ein sclavischer Nachahmer und unser edles Selbst eine entlehnte Rolle ist?

Jedoch, wir dürfen unserm Wittwer in seiner altdeutschen Laune nicht zu weit folgen. Zu seiner Entschuldigung muß ich aber noch sagen, daß er den vornehmen Damen einiges Klapperwerk erlaubt, um einigen vornehmern Kindern die Langeweile zu vertreiben. Er bedauert sie aber von Herzen und bemerkt nicht unrecht, daß sehr viele unter ihnen heimlich seufzten und arbeiteten, und nichts mit den Affen gemein hätten, und ihre Manieren copirten, ohne sich an ihre Werke wagen zu dürfen.

Endlich kommt er auf seine Braut. Wir wollen ihn hier selbst reden lassen. Meine gute Katharine, sagte er, saß hinterm Weberstuhle und webte Drell zu ihrem Brautbette. Der Weberstuhl war hübsch, und vielleicht eben so schön, als derjenige, welchen die Fürstin von Ithaka in ihrem Visitenzimmer hatte. Ich fragte sie, ob es nicht vortheilhafter wäre, außer Haus es weben zu lassen? Ich glaube wohl, war ihre Antwort; allein, wenn wir auch nichts dabei gewinnen, so sind wir doch sicher, daß unser gutes Garn vom Leineweber nicht vertauscht, nicht halb unterschlagen und verdorben wird. Ich habe, fügte die Mutter hinzu, allen meinen Töchtern das Weben gelernt. Es dient zu ihrer Veränderung; sie lernen eine gute Arbeit kennen, und wissen bis auf einen Faden, was der Leineweber braucht. Vordem war in jedem Hause, und unser Pastor sagt, es wäre bei den Hebräern, Griechen und Römern auch so gewesen, ein Weberstuhl; und das Weben ist leichter gelernt, als das Clavierspielen. Wenn man es recht kann, so ist es auch wirklich angenehmer, und unsere Nachbarinnen können sich nicht so sehr an einem Concert ergötzen, als meine Töchter an einem neuen Muster. Was ihre Augen sehen, können ihre Hände machen, und der Nutzen davon ist merklich größer, als der verschwindende Schall eines schönen Concerts. Meiner Meinung nach, ist es gut, daß die Kinder allerhand Arbeit lernen. Die meinigen knütten alle ihre Strümpfe selbst, sie machen ihre Kanten, ihre Linnen, und weben sich bunte Zeuge von Baumwolle und allerhand Garn. Sie zeigte mir ein Bette, wozu der Umhang wie die Schnüre von ihrer Arbeit waren. Ich bewunderte die schöne Zeichnung an verschiedenen Stücken, und hörte mit Vergnügen, daß alle Mädchen auch zeichnen und malen könnten. Die Mutter machte hier wieder eine Anmerkung, die nicht uneben war. Wenn man, sagte sie, in meiner Jugend, wie das Frauenzimmer noch keine Bücher las, auf ein fürstliches, gräfliches oder adeliges Schloß kam, so wurden einem in jedem Zimmer Tapeten, Stühle, Bettgestelle und andere hübsche Meubles gezeigt, und dabei erzählt, daß dieses Stück von der Großmutter, jenes von der Großtante, und ein anderes von der Urtante höchst eigenhändig wäre gemacht worden. Man erstaunte dann über die schöne Stickerei, über den großen Fleiß, über die artigen Erfindungen, und über den Witz, womit jedes Läppchen Zeuges, was hundert Andere weggeworfen hätten, genützt und angebracht war, und ging mit dem heimlichen Wunsche nach Hause, daß man doch auch so geschickt sein möchte. Die lieben Ehemänner, welche nichts als die Jagd verstanden, waren entzückt über die vorzügliche Geschicklichkeit ihrer Weiber und Töchter, und bliesen sich von dem Lobe auf, welches diese erhielten und verdienten. Diese Umstände bewogen mich, da ich noch klein war, meine Eltern zu bitten, mich doch auch so etwas lernen zu lassen, und in einigen Jahren brachte ich es so weit, daß ich mein Brod auf zehnerlei Art hätte verdienen wollen. Und so habe ich auch meine Mädchen erzogen. Sollte ihnen Gott ein Unglück zuschicken, so sind sie gewiß im Stande, sich mit ihrer Händearbeit zu ernähren. Wenn ich ihnen das Werkzeug dazu gäbe, so sollten sie mir Uhren machen. So kunstmäßig ist ihr Gefühl durch eine beständige Uebung in allerlei Arbeit geworden. Ich bewunderte die alte Frau, die, ob sie gleich den Kopf nicht gerade und den Leib nicht so einwärts hielt, wie es der französische Tanzmeister den guten Deutschen ohne Unterschied befiehlt, meine ganze Hochachtung erhielt, und ich versprach mir von ihrer Tochter die während dieser Rede immer fortwebte, daß sie eine eben so gute Mutter für meine Kinder sein würde. Die Mutter befahl ihr aufzustehen, und mir das letzte Stück Damast zu zeigen, was sie von ihrem eigenen Garn gewirkt hätte. Flugs war sie bei der Hand, und brachte es ihrer Mutter mit einer Zuversicht, die meines Beifalls gewiß war. Erstere zeigte mir gleich die Spitze, die ihre Tochter an der Mütze hatte, mit dem Beifügen, daß Muster und Arbeit von ihr wären. Allein, fügte sie hinzu, dergleichen Arbeit erlaube ich ihnen nur zu ihrer Veränderung in den Feierstunden; durch die Größe der Ordnung, durch ihre Fertigkeit und durch ihre Aufmerksamkeit, womit sie jedes kleine Uebel in der Geburt ersticken, gewinnen sie sich Zeit genug. Sie dürfen mir kein Wurmloch ins Holz kommen lassen, oder ich schmäle, und erlaube ihnen den ganzen Tag keine Feierstunde zu ihrer eigenen Arbeit. Ebenso halte ich es, wenn sie einen Schlüssel verlegt haben, oder ich ein Stück von ihnen auf der unrechten Stelle finde. Diejenige, welche des Tages das Hauswesen und die Küche zu besorgen hat, darf mir in den Zwischenzeiten nichts thun als spinnen, weil dieses eine Arbeit ist, wobei man ab- und zugehen kann und keinen Augenblick verliert. Mit Ordnung und Fleiß kann einer mehr beschicken, als hundert Andere, und es ist unglaublich, wie reichlich sich dies belohnt. Ich erstaune oft über die künstlichen Sachen, welche wir aus der Türkei erhalten, und gleichwohl soll dort alles von Frauensleuten gemacht werden.

Wir können das Uebrige aus der Erzählung des Wittwers weglassen, weil er mit seiner Katharine keinen Roman spielt, und an ihr eine würdige Tochter ihrer Mutter findet.

Die moralischen Vortheile der Landplagen.

„O wenn doch erst Ostern, wenn nur erst der lange Winterabend vorüber sein möchte!" sagte im vorigen Herbste ein Heuermann zu mir, der für sich, seine Frau und sieben Kinder nicht so viel geerndtet hatte, als er bis Martini gebrauchte; dem sein gesäeter Lein nicht aufgegangen war, und dem die vorjährige Theurung bereits außer Stand gesetzt hatte, seinem Wirthe die letztverschienene Heuer zu bezahlen.

„Nun," sprach ich gestern zu ihm: „Ostern ist da, und der lange Winter vorüber, und ich sehe; Ihr lebt doch noch mit Eurer Frau und allen Euren Kindern. Ich glaube zwar wohl, Ihr habt Euer Brod sauer erworben, aber es wird Euch auch nie so gut geschmeckt haben als diesen Winter, da es das Narste war, was Ihr hattet."

„Ja wohl ist es mir sauer geworden," antwortete er; „Sie sehen meine ganze Hütte ledig, meine Frau und Kinder nackend und mich entkräftet; so sauer ist es uns geworden. Das Flachs, was wir noch hatten, war bald aufgesponnen; das Pfund Brod galt ein Stück Garn, und unser waren nur drei, die spinnen konnten, und neun, die essen wollten. Zur Arbeit außer dem Hause war keine Gelegenheit, und wie Weihnachten herankam, war unser Flachs versponnen und verzehrt; ach ihr traurigen Weihnachten! — Meine Frau hatte ihre Röcke und Mützen bereits versetzt, wir konnten nicht zu Gottes Kirche gehen. Sonst war nichts im Hause, woraus wir einiges Geld hätten lösen können, außer einer Kuh; ich wollte sie wegführen, sie zu verkaufen. Aber meine Frau und Kinder hielten sie fest umarmt, und wir schrieen Alle und standen so eine lange traurige Weile. Endlich ging ich fort, um den Jammer nicht länger zu erdulden. Ich ging zwei Stunden in der Absicht, die Meinigen nicht Hungers sterben zu sehen. Aber es war immer,

als wenn mich sechs Pferde zurückzögen; ich mußte wieder zu den Meinigen; und nun kam ich an einem gefüllten Backofen vorüber, und die Noth, der süße Geruch und die Gelegenheit machten mich zum Diebe. So sauer ist es mir geworden! Bei diesem gestohlenen Brode feierten wir unser Christfest. Aber nun stand ich des Morgens vor Tage auf, nahm meine Kuh und brachte sie dem Manne, welchem ich das Brod gestohlen hatte. Mit tausend Thränen bekannte ich ihm meine That, und der Mann, den ich als einen harten und geizigen Mann gekannt hatte, gab sie mir wieder und einen Scheffel Roggen dabei. Seitdem hat mir mein Wirth, dem ich die vorjährige Heuer noch schuldig bin, und den ich vorhin nicht ansprechen mochte, weil er selbst nichts übrig hat, ausgeholfen. Ach, Herr! es gibt doch noch Mitleiden in der Welt, es giebt noch heimliche Tugenden, die man nur zur Zeit der Noth erkennt!"

Die letzte Anmerkung des guten Mannes gefiel mir; „was wollt Ihr aber nun anfangen?" fuhr ich fort. „Ich muß jetzt nach Holland, sagte er, um so viel zu verdienen, daß ich meine Schuld bezahle. Aber ich habe kein Reisegeld, und da ich von Allen, die ich kenne, schon so viel Gutes empfangen, so mag ich keinen darum ansprechen; ich muß also doch meine Kuh ...." Hier konnte er vor Schluchzen nicht weiter reden, und manche Thräne rollte von dem abgehärmten Gesichte. — „Und wer weiß, ob ich aus Holland wieder komme, da ich mich nach einem so traurigen Winter schwächlich finde, und ich mich sehr werde anstrengen müssen, um nur erst so viel zu gewinnen, als ich für Korn und Heuer schuldig bin?"

Ich gab ihm zu seiner Reise, zu seiner Erhaltung für seine Kinder — und nun eilte ich, der heimlichen Tugend nachzudenken, welche die Noth in manchem Herzen aufschließt. Wie groß, wie edel, dachte ich, hat sich bei der gegenwärtigen Theurung nicht manches Herz zeigen können? Was für verborgene Quellen der Tugend hat die Noth nicht eröffnet, und wie vielen Dank sind wir der Vorsehung nicht für diese Prüfung schuldig?"

Lange glückliche und wohlfeile Zeiten schläfern den Menschen endlich ein; der Arme wird unerkenntlich, weil ihm leicht geholfen wird, und die leichte Hülfe macht ihn nachlässig in seiner Arbeit. Der Philosoph spielt mit der besten Welt, und der Staatsmann mit eitlen Entwürfen. Blos wollüstige Leidenschaften erheben sich aus der Ruhe, und sinken nach einer leichten Befriedigung wieder dahin. Die Tugenden gehen mit den Complimenten ihren ebnen Weg; nichts zwingt zu Erfindungen und Entschlüssen; die öffentliche Vorsorge wird schlaff, und alles geht so gleichgültig wohl, daß auch selbst das größte Genie nur halb entwickelt wird. Allein wenn die Noth hereinbricht, wenn die Gefahr Helden fodert, und ein allgemeiner Ruf den Geist aufbietet, wenn der Staat mit seinem Untergange kämpft, wenn die Gefahr desselben sich mit jedem versäumten Augenblicke verstärkt, wenn die schrecklichste Entscheidung nur mit der größten Aufopferung abgewandt werden kann; dann zeigt sich Alles wirksam und groß; der Redner wird mächtig; das Genie übertrifft seine eigenen Hoffnungen, Muth und Dauer begeistern den Freund, Herz und Hand öffnen sich mit gleicher Fertigkeit, Ausführungen folgen auf Entwürfe, und die Seele erstaunt über ihre eigenen Kräfte. Sie findet in sich unbekannte Tugenden, erhebt sich und findet neue, und entdeckt auf ihrer Höhe die erweiterten Gränzen ihrer Pflichten. Die vorhin in ihrer Ruhe angebeteten Größen verschwinden unter ihrem Fluge, und der Mensch zeigt sich als ein der Gottheit würdiges Geschöpf.

Wie mancher Same der Tugend käme vielleicht nie zum Keimen, und wie weniger zur Reife, wenn Noth und Unglück nicht wären. Wie Vielen hat der Anblick eines abgezehrten Armen ihr eigenes Herz bekannt gemacht? Und wie manchen Armen hat nicht der Hunger mit Gefühl, Dankbarkeit und Begierde zur Arbeit beseelt, wovon er vorhin nur schwache Anfälle hatte? Sollten nicht auch viele unserer Landleute den Werth der Mäßigkeit und Sparsamkeit besser als vorhin eingesehen, und manche eine Menge von Sachen zu entbehren gelernt haben, welche ihnen sonst durchaus nothwendig schienen? Ich erwähne jetzt nichts von dem politischen Nutzen der Landplagen, er wird zu einer andern Betrachtung führen. Wie nützlich, wie lehrreich sowohl für das Herz als den Verstand ist also nicht die jetzige Theurung? Die gütige Vorsicht scheint es mit Fleiß so geordnet zu haben, daß dergleichen wenigstens eine in jedes Menschenalter fallen muß. Ohne diese Erweckung würden Viele ein sehr dummes Leben führen. Zwar gibt sich der feinere Theil der Menschen Mühe genug, häufigere Strafen des Himmels zu verdienen, und wenn er hieran nicht genug hat, sich selbst zu quälen. Allein dessen Gefühl bedarf auch der wenigsten Erweckungen; und der Himmel braucht eben kein Land zu strafen, um einige wenige Thoren zu züchtigen. Zu groß oder zu fühllos, um bei einem allgemeinen Unglück zu leiden, überläßt er sie ihrer marternden Einbildung.

Trostgründe bei dem zunehmenden Mangel des Geldes.

Geld! Entsetzliche Erfindung! Du bist das wahre Uebel in der Welt. Ohne deine Zauberei war kein Räuber oder Held vermögend, das Mark zahlreicher Provinzen in eine Hauptstadt zusammen zu ziehen, und unzählbare Heere zum Fluch seiner Nachbaren zu unterhalten. Du warst es, wodurch er zuerst die Heerden seiner getreuen Nachbaren, ihre Erndten und ihre Kinder sich zu eigen machte, und zum Unglück einer künftigen Welt den Schweiß von Millionen armen Unterthanen in tiefen Gewölben bewachen ließ. Ehe du erfunden wurdest, waren keine Schatzungen und keine stehenden Heere. Der Hirt gab ein Böcklein von seiner Heerde, der Weinbauer von seinem Stocke einen Eimer Weins, und ein Ackersmann den Zehnten gern von Allem, was er baute; denn er hatte genug für sich und genoß des Opfers mit, welches er von seinem Ueberflusse brachte. Der Herr war froh, seinen Acker zu verleihen, und so viel Korn dafür zu empfangen, als er für sich und seine Freunde gebrauchte. Er würde erstaunt sein, wenn ihm sein Knecht, durch die Zauberkraft des Geldes, die ganze Erndte von fünfzig Jahren zum Antrittsgelde oder zum Weinkaufe hätte opfern wollen. Welch ein grausames und lächerliches Geschöpf würde ein Geizhals zu der Zeit gewesen sein, da man deine Zauberei, die Kunst, das Vermögen von hundert Mitbürgern in einer papierenen Verschreibung zu besitzen, noch nicht kannte. Berge von Korn, unzählbare Heerden hätten seinen Schatz ausmachen müssen. Zwischen diesen Reichthümern hätte er verhungern, hätte er den Armen nichts mitgeben, hätte er die Bedürfnisse des Staats dem Geringeren zuwälzen sollen? Auf seinem Kornhaufen würde man den Bösewicht verbrannt haben; und wer hätte seinen Vorrath vor Würmern, seine Heerden vor Seuchen, und ihn selbst wider die Rache seiner Nachbarn sicher stellen wollen?

Ehe du kamst, war die Wohlthätigkeit die gemeinste Tugend; wenn man es eine Tugend nennen kann, was die natürliche Folge verderblicher Güter war. Komm zu mir, sprach der Reiche zum Armen, und labe dich an meinem Biere, und iß von meinem Brode. Es verdirbt ja doch, und die Erndte ist wieder vor der Thür. Soll ich für die Würmer sparen und dich darben lassen? So sprach der Deutsche, wie er noch dem römischen Gelde fluchte, und in der Wohlthätigkeit besaß er alle Tugenden. Ehe du kamst, war der Unterschied der Stände und der Begierde, sich zu erheben, nicht groß unter den Menschen. Jetzt hat der Himmel oft Mühe, ohne Wunder einen Reichen arm zu machen, da er seine Früchte in hartes Metall verwandelt, und bei unzähligen Schuldnern verwahrt. Damals aber lebte er mit seiner Heerde und mit seinen Scheunen unter der unmittelbaren Furcht vor jedem Wetterstrahle, und dankbar und gefühlvoll betete er die göttliche Vorsehung bei jeder Landplage gleich den Geringsten unter seinen Flurgenossen an.

Ehe du kamst, war noch Freiheit in der Welt. Keine Macht konnte unbemerkt und sicher den Schwächern zu Haupte steigen, kein Richter konnte heimlich bestochen werden und brauchte sich bestechen zu lassen, kein Zanksüchtiger konnte eine Rechtssache weiter bringen als seine Fütterung reichte, kein Thor mit einem Fuder Korns nach dem Kammergerichte reisen, und kein Klinger in die Versuchung gerathen, mehr Prozesse für Andere zu führen, als er zu seiner täglichen Nothdurft und Nahrung gebrauchte. Größere Feindschaften währten nicht länger, als bis der Kriegsvorrath verzehrt war, und der Hunger war ein sicherer Friedensbote.

Ehe du kamst, wußte man nichts von fremden Thorheiten und Lastern. Deutschland konnte weder in Frankreich verzehrt, noch die Erndten aus Westphalen für Wein und Kaffe versandt werden. Wer satt hatte, konnte nichts mehr verlangen, und satt hatten alle Länder, denen der Himmel Vieh und Futter gab. Jeder liebte seinen eignen Acker und sein Vaterland, weil er nicht anders reisen konnte, als ein Bettler, auf die Rechnung der allgemeinen Gastfreiheit, und wo er mit einer stolzen Begleitung reisen wollte, als ein Feind zurückgewiesen wurde.

Ehe du kamst, war der Landbesitzer allein ein Mitglied der Nation. Man kannte eines jeden Vermögen, und die Anwendung der Strafgesetze geschah nach einem sichtbaren Verhältniß. Die Gerechtigkeit konnte einem jeden das Seinige, mit dem Maßstabe in der Hand, zumessen; die Gleichheit der Menschen durch eine sichere Anweisung der Ackerzahl bestimmen, und ewig verhindern, daß keiner zwei Erbtheile zusammenbrachte. Man kannte keine geldreichen Leute, diese Verräther der menschlichen Freiheit; das Mittel, Schulden zu machen, und tausend Schuldner zu heimlichen Sclaven zu haben, war den Menschen

unerhört. Die Kinder konnten den väterlichen Acker nicht schätzen lassen, und von dem gesetzmäßigen Erben nicht fordern, daß er ihnen den Werth desselben zu gleichen Theilen herausgeben sollte. Er gab ihnen Pferde und Rinder; der Richter oder Gutsherr beurtheilte die Billigkeit in diesem Stücke leicht, weil sie auf sichtbaren Gründen beruhte, und der Staat duldete es nicht, daß der Acker mit jährlichen Abgiften, zum Vortheil der abgehenden Kinder beschwert wurde.

Ehe du kamst, entschieden Klugheit und Stärke, diese wahren Vorzüge der Thiere und Menschen, das Schicksal der Völker. Die Krämer herrschten nicht mit ihrem Gelde über die Tapfersten, und der Zugang zu den geheimsten Staatsräthen konnte für eine Tonne Pökelfleisch nicht so leise, als für eine Tonne Goldes in Wechseln eröffnet werden.

Glückselige Zeiten! denen wir uns nunmehr nähern können, da die mächtige Zauberin zusehends verschwindet. Wie müßig, wie ruhig, wie sicher werden wir leben, wenn wir ohne Geld alles mit Korn wieder bezahlen können! wenn der Steuereinnehmer der Gutsherr, der Richter und der Gläubiger nicht mehr nehmen mögen, als sie mit Gewalt verzehren und vor Würmern bewahren können! wenn der Bettler mit seinem täglichen Brode zufrieden sein muß, und keine Pfänder mehr verkauft werden können.

Bedauert demnach, edle Mitbürger, den Mangel des Geldes nicht. Bemühet Euch vielmehr, den Rest dieses Uebels los zu werden! Werft Eure Reichthümer ins Meer, oder schickt sie den bösen Nationen zur Strafe zu, die Euch mit Wein, Kaffe und neuen Moden versorgen. Hungert die Einwohner der Städte, die ohne Ackerbau, blos von Eurer Thorheit leben, völlig aus, und zwingt sie, Euch bei Eurer Mäßigkeit zu lassen. Ihr braucht alsdann nichts als Mausefallen, um Euch vor der gefährlichsten Art von Feinden und Dieben sicher zu stellen.

Johann Jakob........

N. S. Ich hoffe, meine geneigten Leser werden dem Sophisten zu Gefallen, wenn sie auch dessen Gründe nicht beantworten können, keinen Kreuzer wegwerfen. Ich wünsche aber auch, daß sie die Declamationes der Freigeister unserer Zeiten, gegen die Grundwahrheiten der Religion und Moral, mit einer gleichen Wirkung lesen mögen.

Johann Lorenz von Mosheim.

Dieser edle Abkömmling eines uralten freiherrlichen Geschlechtes ward am 9. October 1694 zu Lübeck geboren und von seinem katholischen Vater, einem englischen Officier, in der protestantischen Religion erzogen. Nach durch Hauslehrer und auf dem vaterstädtischen Gymnasium vollendetem Schulcursus bezog der feurige, verstandeskräftige und unermüdet fleißige Jüngling die Universität Kiel, wo er sich der Theologie, besonders aber der alten Literatur und Kirchengeschichte widmete, dann drei Jahre lang für seinen kränklichen Lehrer, den Oberprediger Albert zum Felde, das Predigeramt verwaltete, 1718 zum Magister und 1719 zum Beisitzer der dasigen philosophischen Facultät ernannt wurde. Unter vielen Anträgen und Beweisen der Schätzung seines Talentes zog er später den Ruf als ordentlicher Professor der Theologie nach Helmstädt vor, ging 1723 dahin ab, wurde 1724 daselbst Doctor der Theologie und bald als Kanzelredner und Gelehrter eine Zierde dieser Universität. Deshalb wählte ihn 1732 die deutsche Gesellschaft zu Leipzig zu ihrem Präsidenten und mehrere deutsche Fürsten strebten, ihn an sich zu ziehen. Durch die schnell auf einander folgenden Ernennungen Mosheim's zum Kirchen- und Consistorialrathe, Abt zu Marienthal und Michaelstein, Generalinspector aller wolfenbüttelschen und blankenburgischen Schulen verhinderte dies jedoch die braunschweigische Regierung, bis ihn 1747 ein Ruf als Kanzler und Professor ordinarius der Theologie nach Göttingen brachte, wo er nach segensreichem Wirken am 9. September 1755 starb. — In seinem schwachen Körper wohnte ein mit einem hellen, durchdringenden Verstande, einer lebhaften Einbildungskraft, einem fruchtbaren Witz, einem treuen Gedächtniß und einem gebildeten Geschmacke ausgerüsteter Geist. Hiermit vereinigte er unermüdeten Fleiß und eine umfassende Gelehrsamkeit. Sein Wandel war ein treuer Abdruck seiner Lehre und M. deshalb allgemein verehrt.

Er verfaßte:

- Zufällige Gedanken von einigen Vorurtheilen in der Poesie, besonders der Deutschen. (Kiel) Lübeck 1716, 4.
- Sämmtliche heilige Reden. Hamburg 1725—39, 6 Thle., 8.; n. A. Ebendas. 1747, 8.; dann Frankfurt u. Leipzig 1748, 8.; neueste Ausgabe Hamburg 1765, 3 Bde., gr. 8. Die ersten 3 Theile theils einzeln, theils zusammen noch: Hamburg 1726, 1728, 1729, 1730, 1731 sämmtlich in 8.; wurden auch übersetzt ins: Französische, Englische, Spanische, Holländische und Polnische.
- Versuch einer gründlichen und unpartheiischen Ketzergeschichte. Leipzig 1748—50, 2 Thle.
- Deutsche vermischte Abhandlungen, gesammelt von Peter Miller. Hamburg 1750, 8.
- Heilige Reden bei außerordentlichen Fällen und Gelegenheiten. Helmstädt 1751, 8.
- Sittenlehre der heiligen Schrift. Helmstädt und Leipzig 1753—1770, 9 Thle. in 4. mit Porträt; 4. Ausg. verm. und verb. Ebendas. 1761—82. Die 4 letzten Thle. von J. P. Miller fortgesetzt. Die einzelnen Bände wurden auch besonders aufgelegt.
- Kurze Anweisung, die Gottesgelahrtheit vernünftig zu erlernen. Helmstädt 1763, 8.
- Vollständige Kirchengeschichte. Aus dem Lateinischen übersetzt und vermehrt von J. Aug. von Einem. Leipzig 1769—78, 9 Thle., gr. 8. Die letzten 3 Theile auch besonders unter von Einem's Namen. Leipzig 1777—78, 3 Bde., 8.; verm. und verb. A. Ebendas. 1782-83, 2 Bde., 8.
- Sittenlehre im Auszuge, von J. Fr. Sommerau. Quedlinburg 1771, 2 Bde., 8.
- Anweisung, erbaulich zu predigen. Erlangen 1771, gr. 8.
- Dieselbe im Auszuge. Bützow 1773, 8.
- Vollständiger Auszug der Sittenlehre, von J. P. Miller. 2. Aufl. Leipzig 1777, 8.
- Geschichte der Feinde der christlichen Religion. Herausgegeben von Fr. Winkler. Dessau 1781—83, 2 Bde.

Dieser treffliche Mann wird mit Recht als derjenige betrachtet, dem Deutschland die Regeneration seiner Kanzelberedsamkeit verdankt. Lichtvolle Klarheit, verbunden mit edler Begeisterung für das Höchste des Lebens, Leichtigkeit und Würde des Styls sind seinen oratorischen Leistungen eigen. — Auch als didaktischer Schriftsteller hat er sehr nachhaltig, besonders auf die Gestaltung der Moral gewirkt, von welcher ausgehend er eben so entschieden die starre, orthodoxe Theologie, wie den Unglauben bekämpfte, nur läßt er sich in seinen Lehrbüchern zu oft von seinem Gegenstande fortreißen und wird zu Zeiten weitschweifig.

Die Ruhe der Seelen

die aus einer reinen Liebe entstehet,

in dem Bilde des zu seinem Leiden gehenden JEsu,

in Einer Predigt über Luc. XVIII, 31—43, vorgestellet.

Gehalten von J. L. Mosheim d. 15 Febr. 1733, in der Braunschweigischen Messe vor Ihro Königl. Majestät von Preussen, des Kron-Prinzens Königl. Hoheit und dem ganzen Herzogl. Braunschweig-Lüneburgischen Hause.

Text. Luc. XVIII, 31—43.

31. Er nahm aber zu sich die Zwölffe, und sprach zu ihnen: Sehet, wir gehen hinauf jen Jerusalem, und es wird alles vollendet werden, das geschrieben ist durch die Propheten von des Menschen Sohn.

32. Denn er wird überantwortet werden den Heiden, und er wird verspottet, und geschmähet, und verspevet werden.

33. Und sie werden ihn geisseln und tödten, und am dritten Tage wird er wieder auferstehen.

34. Sie aber vernahmen der keines, und die Rede war ihnen verborgen, und wusten nicht, was das gesaget war.

35. Es geschah aber, da er nahe zu Jericho kam, saß ein Blinder am Wege, und bettelte.

36. Da er aber hörete das Volck, das durchhin ging, for-
schete er, was das wäre?
37. Da verkündigten sie ihm, JEsus von Nazareth gienge
fürüber.
38. Und er rief, und sprach: JEsu, du Sohn David,
erbarme dich mein!
39. Die aber vorne an giengen, bedräueten ihn, er solte
schweigen. Er aber schrie vielmehr: du Sohn David, erbarme
dich mein!
40. JEsus aber stund stille, und hieß ihn zu sich führen.
Da sie ihn aber nahe bey ihn brachten, fragete er ihn,
41. Und sprach: Was wilt du, daß ich dir thun soll? Er
sprach: HErr! daß ich sehen möge.
42. Und JEsus sprach zu ihm: Sey sehend, dein Glaube
hat dir geholffen.
43. Und alsobald ward er sehend, und folgete ihm nach,
und preisete GOtt. Und alles Volck, das solches sahe, lobete
GOtt.

Wem von euch, *Geliebte in JEsu*, ist unbekant, daß uns GOtt in der Schrifft als das liebreicheste und gütigste Wesen vorgestellet werde? Johannes vereiniget alle Vollkommenheiten GOttes in der einigen Liebe. *GOtt, sagt er, ist die Liebe.* Wer weiß nicht, daß das Reich, welches der HErr hienieden aufgerichtet, ein Reich der allerreinesten Erbarmung und Liebe sey? Unsre gantze Hoffnung gründet sich auf die einige Liebe GOttes. Und der HErr verlanget nichts dagegen von uns, als Liebe. *Die Liebe ist des Gesetzes Erfüllung.* Die Liebe begleitet uns aus dieser Welt in jene, wenn uns alles übrige verlässet. Wir lassen Glaube und Hoffnung unsern Brüdern, die noch wallen, wenn wir von hier gehen, und nehmen allein die Liebe in die Wohnungen der Seeligen mit. Und was noch mehr? Die Liebe ist das einige Mittel, uns, weil wir hie Pilgrim und Fremdlinge sind, glückseelig zu machen. Keine Zufriedenheit, keine Ruhe, keine Stille der Seelen ohne Liebe. Lernet dieses aus dem Munde des Jüngers, den JEsus lieb hatte: *Furcht*, saget dieser heilige Mann, *ist nicht in der Liebe, sondern die völlige Liebe treibet die Furcht aus.* Das heist so viel: Wo eine rechtschaffene Liebe ist, da ist das, was wir alle so eifrig suchen, das, wornach so viele Weisen vergebens gerungen haben, eine ruhige, eine gelassene, eine unbekümmerte Seele, oder, daß ich eben dieses mit andern Worten sage: da ist die Wohnung der Seeligkeit, die sich ein Sterblicher in dieser Hütten versprechen kan.

Kennet ihr euch, so werdet ihr wissen, daß die Furcht das gröste Uebel unsers elenden Lebens sey. Die Dinge, die man fürchtet, die Leiden dieser Zeit, die Schmertzen, die uns von dem ersten Augenblicke unsers Lebens begleiten, sind viel leichter zu ertragen, als die Angst, die wir fühlen, ehe sie uns betreffen. Die Furcht ist der gröste Hencker unserer Hertzen. Und der Tod selbst ist erträglicher, als eine zaghaffte, bange und mit der Furcht gequälte Seele. Die Menschen haben daher zu allen Zeiten nichts mehr gesuchet, als sich von dieser betrübten und beschwerlichen Bewegung zu befreyen. Ihr selbst nehmet täglich die allersauresten Bemühungen auf euch, um nur die Furcht zu vertreiben und eure Seele zu befriedigen. Was suchet der Einsiedler, der sich von der Welt absondert und in einer dürren Wüsten mit Wasser und Wurtzeln den ausgezährten Leib erhält? Er suchet nichts, als ein Mittel gegen seine Furcht vor dem, was ewig ist. Was will der Abergläubische, der sich eine Art des Gottesdienstes aufbürdet, die eben so ungereimt, als mühselig ist? Er will sich von der Furcht retten, die er fühlet, wenn er an die Gerechtigkeit des Höchsten dencket. Was will der Weltweise finden, der sich in seine Kammer schliesset und durch die Hefftigkeit seiner Betrachtungen dem Leibe Gewalt und Unrecht thut? Er will die Zufriedenheit erjagen und einen sichern Weg erforschen, der Furcht zu entgehen. Was wollt ihr, Götter dieser Erden, Monarchen, Herrscher, Regenten dieser Welt, die ihr rathschlaget, dencket, sorget, bauet und niederreisset, die ihr Krieg und Frieden beschliesset, die ihr das Schicksaal der Welt durch eure Anstalten und Ordnungen bestimmen wollet? Wollt ihr nicht Furcht, Sorge, Unruhe von euch und den Häuptern eurer Unterthanen verjagen? Macht euch nicht die Furcht, daß ein unversehenes Uebel die Welt verwirren möge, so wachsam und sorgfältig? Was wolt ihr, Kauff- und Handels-Leute, die ihr Gesundheit und Leben gegen die ungewisse Hoffnung eines nichtigen Gewinnes aufsetzet, und die Nacht zuweilen zum Tage machet? Treibet euch nicht die Furcht des Mangels, die Sorge für das Künfftige zu diesen mühseligen Arbeiten? Die Furcht ist der Trieb, der die gantze Welt in Unruhe und Bewegung setzet, und die Tage, die uns hie die Vorsehung gönnet, beschwerlich machet. Die Hoffnung, diese Furcht zu besiegen, beschäfftiget und ermüdet uns, bis der Tod das Ende an unsern Sorgen machet. Und was ist denn bisher gewonnen, bemühete Menschen? Was habt ihr bisher gegen diesen gemeinen Feind ausgerichtet? Wie groß ist die Zahl derer, die von Anfang der Welt an sich haben rühmen können, daß sie in einer sichern Ruhe des Gemüths ihr Leben zugebracht und beschlossen? Ach ihr habt ohne Frucht gearbeitet, unruhige Sterblichen! Eure Sorgen haben die Mühe dieses Lebens nur verdoppelt. JEsus, der die Liebe lehret, hat den einigen Weg gewiesen, die Furcht, die uns hie so quälet und ermüdet, zu besiegen. *Die völlige Liebe*, sagt sein heiliger Zeuge, *treibet die Furcht aus.* Gute Nacht! Gedancken, Anschläge, Ueberlegungen, Reguln, Gebote der Weisen, Erfindungen unsers eignen Witzes! Eines ist noht! Das Hertz muß zu rechte gebracht und mit Liebe erfüllet werden, so ist unser Plage-Geist, die Furcht, besieget.

Was ich von der Natur der Furcht und der Liebe zur Erklärung der Worte Johannis sagen darff, wird mit wenigen können gemeldet werden. Die Furcht ist eine unruhige und beschwerliche Bewegung der Seelen, die den Leib zugleich erschüttert und in Unordnung bringet. Sie entstehet aus der Liebe, die wir zu uns und zu den Dingen tragen, die uns angenehm sind, und aus der Gewißheit, die wir haben, daß unsre Glückseligkeit könne verlohren werden. Sie würcket unzehlige Arbeiten und Bemühungen, die wir willig über uns nehmen, um das aufgebrachte Hertz zu besänfftigen. Bald erwecket das ungewisse, bald erwecket das gewisse diese unangenehme Bewegung. Wir fürchten das ungewisse. Wie mancherley sind die Zufälle dieses Lebens? Wie vergänglich und nichtig die Güter, die unser Hertz hochschätzet? Wie zerbrechlich, wie elend ist der Leib, den GOtt unserm Geiste zur Wohnung gegeben? Wer weiß, wie lange wir das, was wir lieben, besitzen werden? Diese Ungewißheit der irdischen Dinge unterhält eine stetige Furcht in den Seelen der Menschen. Wir fürchten das gewisse. Es ist gewiß, daß die Stunde nicht ferne seyn kann, in der diese Hütte zerfallen wird. Es ist gewiß, daß wir unrein, Sünder und sträflich sind. Es ist gewiß, daß wir den Augen eines allwissenden Richters werden dargestellet werden, der weder durch Verstellung, noch durch Leugnen, noch durch Entschuldigungen kan betrogen werden. Wie viele Gründe zur Furcht und Angst?

Die Liebe ist eine gewisse angenehme Bewegung der Seelen, die sich besser empfinden, als beschreiben lässet. Sie entspringet bey dem Menschen aus einer Ueberzeugung, daß in dem Besitz und Genuß gewisser Dinge und Personen unsre wahre Glückseligkeit bestehe. Sie breitet sich, wie ein Strom, in unzehlige Bemühungen aus, das, was man liebet, zu gewinnen oder zu behalten. Das übrige mögen die Weisen dieser Welt ausmachen. Wir brauchen nicht mehr, die Worte des Jüngers JEsu zu verstehen.

Die Furcht bringet Pein. Wer von euch zweiffelt daran? *Aber die völlige Liebe treibet die Furcht aus.* Wie ruhig wäre die Welt, wenn dieses eben so bekant wäre? Johannes redet von der Liebe zu GOtt und dem Nechsten. Dieses ist aus der gantzen Folge seiner Rede unstreitig klar. Und diese Liebe GOttes und des Nechsten ist das sicherste Mittel der Furcht zu begegnen, wenn sie *völlig* ist. Eine *völlige Liebe* ist eine Liebe, die nach dem Willen und Gesetze des HErrn, so weit es die Schwachheit der Menschen vergönnet, eingerichtet ist: Eine Liebe, die *aus einem reinen Hertzen, aus einem guten Gewissen, aus einem ungefärbten Glauben* stammet, wie Paulus redet: Eine Liebe, die nicht getheilet, sondern dem HErrn gantz gewidmet ist: Eine Liebe, die beständig währet und nicht unterbrochen wird. Eine solche Liebe verbannet die Furcht, die unreine, die beschwerliche, die traurige und knechtische Furcht. Es wird Furcht in unsern Hertzen bleiben, weil wir leben. Diese Schwachheit ist ein Stück des Verderbens, welches uns eest am Ende unsers Lauffs verlässet. Allein die Liebe vermindert dieselbe. Je mehr sie zunimmt, je mehr befriedigt sie das Hertze. So viel Stuffen der Liebe wir erreichen, so viel Stuffen gewinnen wir zu der Ruhe und Zufriedenheit der Seelen. Dis will Johannes sagen. Wäre unser verderbtes Hertz einer solchen Liebe fähig, die im eigentlichen Verstande *völlig* heissen kan, so hätte die Furcht ihre Herrschafft über uns gantz verlohren, und wir würden von keiner Angst und Unruhe weiter wissen. Dieses ist die Glückseligkeit der reinen Seelen, die in dem Lichte der Ewigkeit wohnen. Diese lieben vollkommen, und sind daher vollkommen ruhig und selig. Hie gelangen wir zu einer solchen Liebe nicht, weil wir mit einem Hertzen zu streiten haben, dessen Grund durch die Sünde verdorben ist. Allein dieses bleibt ewig wahr: Je mehr Liebe, je weniger Furcht. Die in der Liebe ihrem Heylande am ähnlichsten werden, die werden ihm in der Zufriedenheit am ähnlichsten. Die in der Liebe wachsen, die empfinden täglich etwas mehr von der unendlichen Stille des Geistes, von der unbegreiflichen Ruhe und Vergnügung, so die Heiligen, die im Himmel wohnen, von den Jüngern JEsu, die hie noch

wallen, unterscheidet. Die völlige Liebe treibet die Furcht aus.

Wo die Liebe GOttes wohnet, da herrschet die Verleugnung dieser Welt und der Dinge, die dazu gehören. Und was fürchtet der, so diese Welt verleugnet hat, die Zufälle dieses Lebens und den beständigen Wechsel der Dinge? Sein Wandel ist im Himmel. Er kan nichts verliehren, als was er nicht achtet. Was büsset der ein, der den HErren allein liebet, wenn ihm alles entzogen wird? Eine Handvoll Asche, deren Richtigkeit er längst erkennet: Einen Traum, der ihn nicht mehr rühret: Güter, die er zu der wahren Glückseligkeit nicht brauchet. Wo die Liebe zu GOtt wohnet, da kan die Furcht für dem Tode und die Angst für dem göttlichen Gerichte nicht aushalten. Wer kan sich für der Stunde fürchten, welche die Scheide-Wand niederreissen wird, die uns hie nicht erlaubet, das Angesicht des HErren zu sehen, den wir aufrichtig lieben? Wer kan für einem Richter-Stuhl zittern, auf dem JEsus sitzen wird, den wir hie nicht gesehen, und doch geliebet haben? Wo eine wahre Liebe des Nechsten regieret, da müssen die unordentlichen Begierden, die uns quälen, nachgeben. Und wo bleibt eure Furcht, besorgte Menschen, wenn euch diese Begierden nicht mehr bestreiten? Eure Angst kömmt aus euren unreinen Lüsten her, die gegen die Seele streiten, und stets mehr begehren, als ihr brauchet. Dämpfet diese Lüste, so habt ihr die Furcht gehoben, die euch ängstet. Und stärcket euch in der Liebe gegen die Brüder, so habt ihr eure Lüste geschwächet. Die Liebe treibt die Furcht aus.

Wir sagen schon mehr, geliebte Freunde in JEsu, als wir in der Vorbereitung zu unserer Andacht erwehnen dürffen. Wir wollen diese Stunde gantz dazu anwenden, diese Lehre Johannis in euer Hertz zu drücken. Wir würden daher in dem Fortgange unserer Andacht das, was bereits gesagt, wiederholen müssen, wenn wir uns jetzt länger in der Erläuterung derselben aufhalten würden. Wir wollen zu dem Zwecke unserer Rede treten. In der Geschichte, die wir euch heute vorstellen müssen, finden wir das vollkommenste Exempel, das wir geben können, Johannis Worte zu befestigen. Dis ist euer Heyland, der euch auf der Reise zu seinem Leiden dargestellet wird. Wer hat reiner, wer hat stärcker, wer hat völliger geliebet, als euer Erlöser? Seyd ihr nicht alle, die ihr euch seine Erlöseten nennet, davon überführet? Und wer hat mehr Großmuht der Seelen, mehr Ruhe, mehr Gelassenheit, mehr Zufriedenheit in dem empfindlichsten Leiden empfunden und bewiesen? Die Liebe machte ihn starck Schrecken, Angst, Zorn des Höchsten, Pein der Höllen zu bestreiten und zu besiegen. Strebet nach der Liebe, die JEsus zum Kennzeichen seiner Jünger machet: Tretet in seine geheiligte Fußstapffen: Und wir versprechen euch im Nahmen des HErren, daß ihr mitten in der Unruhe dieser elenden Tage Theil an seiner Ruhe und Zufriedenheit nehmen und die Stille empfinden werdet, so weit es diese Welt verstattet, die auch der Unglaube in JEsu bewundern muß. Betrachtet mit mir in dem Bilde des zu seinem Leiden gehenden JEsu

Die Ruhe der Seelen, die aus der wahren Liebe entspringet.

Ihr werdet auf Zweyerley eure Gedancken zu richten haben. Ihr werdet

Erstlich, die vollkommene und reine Liebe eures zu seinem Leiden gehenden Heylandes bewundern müssen.

Ihr werdet:

Vors andere, die selige Ruhe und Gelassenheit, die daher bey ihm entstanden, anzusehen haben.

Und indem wir euch diese vorstellen, werden wir daher Gelegenheit nehmen, euch zu zeugen, daß dieses eine Seligkeit, die euch allen der Eifer in der Liebe verspricht.

Das erste wird euch zeigen, wie euer Hertz müsse beschaffen seyn, wenn ihr den Nahmen der Jünger JEsu mit Rechte führen wollet. Das andre wird euch die Vortreflichkeit der Religion, zu der ihr euch bekennet, weisen und die Glückseligkeit offenbahren, welche die Nachfolge Christi uns allen andeut. Das erste wird euch beschämen, wenn ihr euch und euer Hertze ohne Betrug prüfen wollet. Das andre wied euch ermuntern, auf den Anfänger und Vollender eures Glaubens mehr, als bisher, zu sehen. Wir hoffen von euch, daß ihr diese Frucht, die ihr aus unsrer Vorstellung ziehen müsset, nicht selber durch euren Widerstand und Unachtsamkeit zurücke halten werdet. Wir reden an einem Tage zu euch, an dem ihr schuldig seyd, eure gewöhnliche Andacht zu verdoppeln. Wir fangen heute die Tage an, die der Glaube der ältesten Christen zu einer genauern Betrachtung der Leiden JEsu jährlich ausgesetzet hat. Diese Tage erfordern mehr Stille der Seelen, mehr Erhebung des Geistes, mehr Abzug von der Welt und dem Sichtbaren von euch, als die übrigen Tage des Jahres. Wir bitten euch, daß ihr in dieser Stunde den Anfang zu dieser Schuldigkeit machen möget. Der Herr gebe mir und euch allen seine Gnade dazu. Amen.

Abhandlung.

Das gantze Leben unsers Heylandes ist nichts, als ein klares Beyspiel der heiligsten und völligsten Liebe. Dieses ist euch allen, Geliebte in JEsu, von der ersten Jugend an beygebracht. Dieses wied euch täglich von den Knechten des HErren vorgetragen. Diese grosse Liebe JEsu zeiget sich anch auf dem letzten Gange nach Jerusalem, auf der Reise zu seinem Leiden, davon euch ein Theil in den Worten, die wir euch vorgelesen, erzehlet wird. Ihr sehet in denselben die gewissesten Zeugnisse einer völligen Liebe zu GOtt, und die deutlichsten Merckmahle einer treuen Liebe zu den Menschen, die sich in dem Hertzen eures Heylandes aufgehalten. Erinnert euch, indem wir von der Liebe JEsu reden, daß wir von einer Vollkommenheit und Eigenschafft sprechen, die ein menschlicher Verstand nicht recht beschreiben kan nnd mit der die Regung, die man in den Menschen Liebe heisset, nur auf eine gewisse Weise übereinkömmt. Wer wird das recht begreiffen, welche Zunge wird das ausreden, was in GOtt eigentlich Liebe ist? Die Liebe JEsu ist die Tieffe, der Abgrund aller Liebe: unsre Liebe, sie mag so groß seyn, wie sie wolle, ist ein kleiner und unreiner Bach, der weit von der ersten Quelle der Liebe unterschieden ist. Indeß ist eine gewisse Gleichheit der Vollkommenheit, die in GOtt Liebe heisset, und dir Bewegung, die in uns so genennet wird. Und deswegen ermuntert uns die Schrifft der Liebe GOttes nachzuahmen und saget, daß die, so in der Liebe bleiben, in GOtt bleiben, und GOtt in ihnen. Wir haben jetzt die Zeit nicht, euch weitläufftiger davon zu unterrichten.

Ihr sehet in dem Verhalten eures Heylandes ein Exempel einer völligen Liebe zu GOtt. Dieses findet ihr in seinem willigen Gehorsam, in seiner Freudigkeit, in seiner Begierde den Willen seines Vaters zu vollziehen und die Erlösung des menschlichen Geschlechts durch seinen Tod zu vollenden. Wir haben kein gewisser nnd unbetrieglicher Kennzeichen einer reinen und ungefälschten Liebe, als die Bereitwilligkeit, den Eyfer, die Begierde dem Willen des geliebten sich selbst, seine Ruhe, sein Leben aufzuopfern. JEsus sieht die gantze Last der Tage, in denen er den schwersten Kampf für uns in Jerusalem antreten und ausstehen solte. Er kömmt der Stadt immer näher, in der schon alles zu seiner Marter vorbereitet würde. Er erblicket schon die entstelleten Gesichter seiner Feinde, die mit nichts, als seinem Blute, würden befriediget werden. Und was das meiste, er fühlet schon den Nachdruck des Zornes GOttes über die Sünde der Menschen, die er sich aufgebürdet, und empfindet das Gewichte einer Gerechtigkeit, die kein endliches Löse-Geld befriedigen kan. Ach! wie träge gehen diejenigen, die zu ihrem gewissen Unglücke eilen? Wie schwer werden denen die Füsse, die sich in die Hände der gottlosesten Feinde lieffern müssen? Sehet ihr dergleichen an eurem Heylande? Geht er langsamer, wie sonsten? Hält er sich auf dieser letzten Reise auf? Bezeugt er Furcht, Angst, Ungedult, Schwermuht? Suchet er Umwege, den letzten Schlag etwas aufzuhalten? Ist er weniger leutselig, sanfftmüthig, liebreich, guthätig, dienstfertig, als sonsten? Euer JEsus sagt mit gelassenem, mit stillem, mit ruhigem Geiste zu seinen Jüngern: Sehet wir gehen hinauf gen Jerusalem. Es wird alles vollendet werden, das geschrieben ist durch die Propheten von des Menschen Sohn Denn er wird überantwortet werden den Heyden, und er wird verspottet, verschmähet, verspeyet werden. Und sie werden ihn geisseln und tödten. Wie bewnnderuswürdig ist diese Rede? Kan jemand mit einer grössern Gelassenheit von dem allergrösten Leiden sprechen, das ihm in kurzer Zeit wiederfahren soll? JEsus erzehlet bloß die traurigen Begebenheiten, die ihm bald begegnen würden, ohne die geringste Bewegung des Gemüthes darüber zu bezeigen? Was muß vor Ruhe, was muß vor Stille in einem Hertzen seyn, das seinen Jammer, seine Marter, seine Quaal, die bald angehen soll, so unerschrocken und natürlich beschreiben und vorstellen kan? Was muß vor Grosmuht in einem Geiste seyn, der an der Schwelle des Marter-Hauses stehet und von den unterschiedenen Arten der Marter, die er gleich dulden soll, nicht anders, als von fremden Dingen, oder von gleichgültigen Zufällen, redet? JEsus eilet, indem er so redet, seinen Weg fort. Er hält sich nirgends auf, als wo er Gelegenheit findet, Barmhertzigkeit zu üben. Er wandert die Strasse zu seinem Tode mit eben der Munterkeit, womit er vorhin die übrigen Reisen abgeleget hatte? Ist dieses nicht das gröste Zeugniß einer völligen Liebe zu GOtt? Ist dieses nicht ein Beyspiel der allergrösten Bereitwilligkeit, den göttlichen Willen, so schwer und traurig er scheinet, zu vollbringen? Sehet ihr hie nicht die Erfüllung desjenigen, was David vordem in dem Nahmen des künfftigen Meßias ausgesprochen: Deinen Willen, mein

GOtt, thue ich gerne und dein Gesetz habe ich in meinem Hertzen?

Daran könnet ihr erkennen, ob die Liebe GOttes in euch wohne, *geliebte Freunde in JEsu*, wenn ihr freudig und bereit seyd, seinem Willen euch zu unterwerffen, er mag eurer Natur, er mag euren Neigungen, er mag euren Wünschen noch so unangenehm und verdrieslich seyn. So lehret Johannes: *Das ist die Liebe zu GOtt, daß wir seine Gebote halten.* Es kommen in dem Leben der Heiligsten gewisse Stunden, in denen sie die Regungen der Liebe zu GOtt nicht deutlich spüren. Es geschicht offt, daß wir eine Art einer geistlichen Dürre empfinden, die uns von dem Herren zu trennen scheinet. Es eräugen sich in diesem Elende gewisse Augenblicke, in denen uns diese Welt doch etwas zu seyn scheinet, in denen es uns schwer fällt, die Schein-Vergnügungen dieser Erden durch die Grösse unsers GOttes zu bestreiten, in denen das Hertze ein Stück des höchsten Gutes in der Vergänglichkeit zu finden vermeinet. Bekümmert euch nicht in diesen Stunden, Gerechte des HErren! Sie sind Zeugnisse unsers Elendes und unsrer Unvollkommenheit, aber keine Merckmahle einer Seelen, die aus der Gemeinschafft GOttes gesetzet ist. Prüfet nur euren Gehorsam. Ist der aufrichtig, so ist die Liebe des Höchsten da, wenn ihr gleich ihre lebhaffte Würckungen nicht spüret. Seyd sicher, daß ihr den HErrn liebet, wenn ihr nur bereit seyd, seine Wege zu wandeln, wenn ihr eifrig seyd, den Vorstellungen dieser Welt und den Reitzungen eures Verderbens zu begegnen, wenn ihr eben so willig seyd, das Uebel, das seine weise Hand euch zubereitet, anzunehmen, als des Vergnügens zu geniessen, das euch seine Liebe auf dieser Welt gönnet. Das Feuer brennet, ob sich gleich die Flamme nicht deutlich zeiget. Man kan lieben, und die Krafft der Liebe doch zuweilen nicht empfinden.

JEsus zeiget euch ein Exempel *einer völligen Liebe zu dem Nächsten* auf seiner letzten Reise. Die wahre Liebe des Nächsten siehet so wohl auf die Seele, als auf den Leib anderer Menschen. Sie nimmt die Uebel, die diesen beiden Theilen, woraus wir bestehen, begegnen, zu Hertzen und bemühet sich, denselben abzuhelffen. Wir machen uns insgemein einen sehr verkehrten Begriff von der wahren Liebe der Brüder. Wir halten dafür, es sey genug, den Leib und die Glieder unsers Nechsten zu erquicken und seine äusserlichen Umstände zu bessern. Wir irren darin. Ist nicht die Seele mehr, denn der Leib? Sind nicht die Leiden, die dem Geiste begegnen können, schädlicher und grösser, als diejenigen, die der Leib zu fürchten hat? Die wahre Liebe begreifft beydes, den Geist und den Leib: ja sie sieht mehr auf jenen, als auf diesen. Was heist es, einen Dürfftigen aus dem Elende zu reissen und seine Seele in der Finsterniß lassen? Was heist es, einen Krancken auf seinem Lager durch Speise und Tranck zu erquicken und seinen Geist der Traurigkeit überlassen, die den Leib noch schwächer machet? Derjenige, der daran arbeitet, daß die Seele eines Menschen recht unterrichtet, recht geheiliget, recht gegen die Leiden dieser Welt gewafnet und zur Ewigkeit vorbereitet wird, der beweiset eine grössere Liebe und Barmhertzigkeit, als der so hundert Nackte kleidet und eben so viel Hungrige sättiget? Was heissen die Allmosen, die man Leuten mittheilet, die offt eben so viel Boßheit und Unwissenheit, als Armuht und Elend, haben? Sind es nicht zuweilen Opfer, die dem Moloch gebracht werden? Sind es nicht offt Mittel die Lüste und bösen Begierden dieser Unglückseligen zu unterhalten?

Die wahre Liebe des Nechsten hat noch eine Eigenschafft, die bemercket werden muß. Sie wehret stets in guten und bösen Tagen. Sie wird durch ihr eigen Elend, welches sie etwa fühlet, nicht unterbrochen. *Die Liebe wird nicht müde*, sagt der heilige Paulus. Sie bleibt eben so völlig und rein, wenn sie gleich selbst den Haß der Ungerechten empfindet. In der Welt wird offt die beste Liebe kalt, wenn man mit sich selbst zu thun hat. Man meinet, man habe ein Recht, andrer Elenden zu vergessen, wenn man selbst die Geissel fühlet. Man glaubet, wer selbst kranck, sey von der Sorge für andre Krancken entlediget. Die völlige Liebe des Nechsten ist anders gesinnet. Sie gedencket in ihrem eignen Leiden des Leidens der Brüder. Eben die Hebräer, *die den Raub ihrer Güter erdulden, haben doch ein Mitleiden mit den Banden Pauli.*

Diese Eigenschafften einer rechtschaffenen und völligen Liebe findet ihr in der Liebe eures Heylandes. Er bemühet sich auf seiner letzten Reise, die Seelen seiner Jünger und des Volckes, das ihn begleitet, zu erbauen, zu gründen, zu unterrichten. Er ist eben so aufmercksam, das äusserliche Leiden des Leibes gewisser elenden Menschen zu heben und zu heilen. Er siehet die Jünger, die er zu seinen Zeugen erwehlet, voll von hochmüthigen und ehrsüchtigen Gedancken. Je näher sie der Stadt Jerusalem kamen, je stärcker regete sich die Ehr-Begierde. Sie hofften, JEsus würde in dieser Haupt-Stadt der Juden sein Reich aufrichten, in dem sie regieren und herschen würden. Kurtz vorher hatten sie mit einander gezancket: wer die gröste Stelle in diesem Reiche, worauf sie sehnlich warteten, bekleiden würde? Welch eine Unordnung! Die Freunde des JEsu, der auf der Todes-Reise begriffen, streiten unter wegens, wer aus ihnen die übrigen beherschen, wer Gesetze geben und wer gehorchen solte! Das Volck, welches stets um unsern Heyland war, vernahm sonder Zweifel einen Theil von diesem Gezäncke. Und was muste daher für Aergerniß und Argwohn in noch zarten und unerfahrnen Gemüthern entstehen? Die Liebe JEsu wird aufs empfindlichste durch dieses Versehen gerühret. Sie dencket gleich auf Mittel dieser Thorheit zu begegnen und das unruhige und ehrbegierige Hertz der Jünger in Ordnung zu bringen. JEsus führet seine Jünger bey Seite. Wie klug, wie vorsichtig ist die wahre Liebe? Sie bessert die Seele, und sorget zugleich vor das äusserliche Ansehen derer, die sie gewinnen will. Er hält ihnen allein eine Rede von dem Zweck seiner jetzigen Reise, und von dem Leiden und Sterben, welches er in wenig Tagen nach dem Rath GOttes ausstehen würde. Was war geschickter, die hochmüthigen Gedancken der Jünger aus einander zu treiben und ihr aufgeschwollenes Hertze zu besänfftigen? Der König, von dem sie ihre Erhebung und Aemter erwarteten, der HErr, zu dessen Füssen sie das Volck der Juden mit den Römern in kurtzen zu sehen glaubten, verkündiget ihnen, daß er werde von den Juden den Römern überantwortet, und von den Römern, wie ein Uebelthäter, gemißhandelt und hingerichtet werden. Wie reimet sich dieses mit der süssen Einbildung von Ehren-Stellen, von Regierungen, von Sieg und Triumph über die Heyden und Juden? JEsus bleibet in dieser Rede nicht bloß bey seinem Leiden. Er redet zugleich von seiner Auferstehung, die auf sein Leiden und Sterben erfolgen würde. Sehet hie abermahl ein Zeichen eines liebreichen Hertzen! Die Liebe schläget und heilet zugleich. JEsus bestreitet den Hochmuht, und befördert zu eben der Zeit die Zufriedenheit der Seinen. Er ersetzet den Verlust einer angenehmen, aber ungereimten Einbildung, mit der Versicherung von einer dauerhafften Herrlichkeit, die aus seinem Leiden entspriessen würde.

Die Liebe JEsu bleibet nicht bei seinen Jüngern. Sie ist allgemein und erstrecket sich über alle, die derselben bedürffen. Er kömmt mitten in den wichtigsten Ueberlegungen an die Thore der Stadt Jericho. Er beschäfftiget sich mit den Gedancken von seinem bevorstehenden Leiden und dem Opffer, welches er in wenig Tagen der göttlichen Gerechtigkeit bringen solte. Unvermuthet störet ihn ein gewisser Elender durch sein Schreyen in diesen so grossen und wichtigen Betrachtungen. Ein Blinder hatte sich an die Land-Strasse gesetzet, um von den vorübergehenden seinen Unterhalt zu erbitten, den er sich selbst nicht schaffen konte. Dieser schliesset aus dem Gereusche, den die Menge machte, so JEsum begleitete, daß ein Reisender von Stande und Ansehen vorüber gehen müste. Er forschet und bekömmt zur Antwort, JEsus von Nazareth gehe vorüber. Wer wuste unter den Juden von JEsu und von seinen Wundern nicht? Dieser Blinde, dieser Verachtete, dieser Elende hatte doch so viel in seiner Niedrigkeit davon vernommen, als ihm zu einem festen Glauben nöthig war, dieser wunderthätige JEsus könne und wolle seiner Noth ein Ziel setzen und ihm die geschlossenen Augen öfnen. Dieser verborgene Glaube wird bey ihm in dem Augenblicke lebendig, da er höret, JEsus sey nur einige Schritte entfernet. Es ist niemand bey ihm, der ihn zu JEsu führen kan. Er nimmt daher seine Zuflucht zum Geschrey. Er ruffet gläubig die Barmhertzigkeit JEsu an, den er für den Sohn Davids, oder für den versprochenen Meßiam erkennet. Das Volck will ihm den Mund stopfen. Sonder Zweifel sahe man aus dem gantzen Wesen und den Geberden JEsu, daß er seine Gedancken auf Dinge von der äussersten Wichtigkeit gerichtet hätte. Das Volck meinet, es sey unbillig, ihn in diesem Nachsinnen, in diesen hohen und göttlichen Ueberlegungen zu beunruhigen. Vielleicht redete der Erlöser von seiner Lehre zu der Menge, die ihm folgte. Man wolte sich das Vergnügen, ihn zu hören, nicht nehmen lassen. So sind wir. Wie wenig rühret uns das Geschrey der Bekümmerten, wenn unsere Ergötzung etwas dabey leiden soll? Allein wie unterschieden sind die Gedancken unsers Heylandes und unsre Gedancken? Ist auch etwas, daß das liebreiche und aufmercksame Ohr unsers Heylandes nicht hören solte? Er vernimmt mitten in seinen Sterbens-Gedancken das Geschrey dieses Elenden? Er empfindet unter der Last des Zornes GOttes, die ihn drückte, den Jammer eines in der Welt vergessenen Menschen. Seine Liebe wird rege. Er stehet stille und hält sich auf, da ihn sonst nichts aufhalten kan, den Willen seines Vaters zu vollziehen. Er lässet den Blinden zu sich bringen. Er prüfet seinen Glauben. Er findet ihn rein und lauter. Und gleich hilfft er. Kaum hat die Liebe der Menschen ihr Werck verrichtet, so bringet ihn die Liebe GOttes. Er setzet gleich nach verrichtetem Wunder seinen Weg mit eben der Gelassenheit und Ruhe fort. O Liebe, die ihres gleichen nicht hat! Der Sohn GOttes richtet sich nach

dem Willen, nach dem Winck, nach dem Geschrey eines Bettlers, den niemand achtet! Das Gebet eines Menschen, den die Welt gleichsam von sich ausgestossen, weil er ihr nichts nützen kan, hält den HErrn der Herrlichkeit auf, der im Begriff ist, das Werck der Erlösung zu vollziehen! Die Stimme eines nackten und höchstdürfftigen, die aus einem reinen Hertzen kömmt, hat Stärcke genug, den JEsum zu bewegen, den sein eignes Leiden, den die Sorge für seine Jünger, den die Bemühung, die verlohrnen Schafe Israel zu sammlen, gantz und gar eingenommen hatten! Könten wir doch die Worte finden, Hohe dieser Erden, dieses Exempel JEsu recht zu eurer Ermunterung vorzustellen! Könten wir euch doch erwecken, dieses Verhalten JEsu zum Spiegel eures Verhaltens zu nehmen? Doch was können wir euch grössers, als dieses wenige, sagen: Die Noht eines Bettlers hält euren JEsum auf seiner Todes-Reise auf. Und der *JEsus hat uns ein Vorbild hinterlassen, daß wir sollen nachfolgen seinen Fußtapfen.*

Wir müssen noch eines hinzu thun, um den Abriß der Liebe JEsn vollkommen zu machen. JEsus hilfft dem Blinden so, daß er zugleich die Seele der anwesenden Zuschauer erbauet und unterrichtet. Er befraget ihn, was er von ihm verlange? Wozu diese Frage? Was ist denn unserm Heylande unbekant? War es nicht offenbar, daß der Blinde sein Gesichte wieder zu erhalten wünschete? JEsus fraget des Volcks halber, das zugegen war. Er will von dem Blinden ein Zeugniß von der glaubigen Zuversicht auf seine Hülffe herauslocken, um ihm hernach eine Antwort zu geben, die zur Unterweisung und Belehrung der Zuschauer dienen könte. So bald der Blinde bezeuget, er sey gewiß versichert, daß JEsus, als der versprochene Meßias, ihm helffen könte, antwortet ihm der Heyland, sein Glaube habe das verlangte Wunder schon verrichtet. *Sey sehend! dein Glaube hat dir geholffen.* Er eignet nicht so wohl sich, als dem Glauben dieses Elenden, die kräfftige Würckung zu, die demselben den Gebrauch der Augen wieder erstattete. Das gegenwärtige Volck solte aus der Rede dieses Menschen und aus der Antwort JEsu diese Folge zu seiner Seeligkeit ziehen: Wie selig ist es an JEsum zu glauben? Besiegt der Glaube an ihn die Uebel des Leibes, die unheilbar sind, so wird er auch den Weg zur Seeligkeit öfnen. Lasset uns einem so grossen Heylande nachfolgen und nicht länger warten, uns vor seine Jünger zu bekennen!

Rühret euch, *Geliebte in JEsu*, rühret euch dieses Bild der reinesten Liebe nicht, welches wir euch bißhero beschrieben haben? Fühlen eure Seelen nicht eine Bewegung, diesem grossen Beyspiele auf gewisse Weise ähnlich zu werden? Dencket nicht, daß wir uns bishero bloß bemühet, eine Verwunderung über die Güte und Erbarmung eures Heylandes in euch zu erwecken! Dis ist unser einiger Zweck nicht. Wir suchen mehr. Wir haben euch zugleich unterrichten wollen, wie euer Hertz müsse beschaffen seyn, wenn ihr euch mit Rechte Jünger des liebreichen JEsu nennen wollet. Sehet, wir bitten euch durch die Barmhertzigkeit und Liebe eures Heylandes, sehet das was wir bisher gesaget haben, von dieser Seiten vornemlich an. Sind unsre Worte durch die Gnade des HErren geschickt gewesen, einen Trieb zur Verehrung der Güte eures Erlösers, zur Bewunderung seiner völligen Liebe in euch zu erregen, so lasset diese Empfindung weiter gehen und den Vorsatz ihm ähnlich zu werden zeugen. Die sind allein Jünger JEsu, die nach seinem Fürbilde GOtt über alles lieben, die nie müde werden Barmhertzigkeit an ihren Brüdern zu beweisen, die keine Gelegenheit versäumen, gutes zu thun, die nie so mit sich selbst, nie so mit ihren Anschlägen und Arbeiten, nie so mit den Händeln dieser Erden beschäfftiget sind, daß sie nicht das Geschrey der Elenden vernehmen solten, die auch in ihrem eignen Leiden, wenn sie selbst mit Schmertzen und Todes-Angst zu kämpfen haben, die Sehnsucht der Bekümmerten zu befriedigen suchen! Ihr erinnert euch, daß der Geist GOttes von Johannes aufgezeichnet, er sey der Jünger gewesen, den JEsus lieb gehabt, er sey stets unserm Heylande am nechsten gewesen und habe an seiner Brust beym Essen gelegen. Was meinet ihr sey die Ursache dieses Vorzugs gewesen? Warum liebet JEsus Johannem mehr, denn seine übrigen Jünger? Johannis Brieffe, die unter den Göttlichen Büchern stehen, geben euch die Antwort auf diese Frage. Leset diese und sehet, ob sie nicht gleichsam lauter Liebe sind. Johannis Worte sind die angenehmsten und gelindesten. Seine Ermahnungen gehen alle auf die Liebe. Er stellet GOtt wie die Liebe selbsten vor. Er verlanget nichts von den Kindern GOttes, als Liebe. Dis ist die Ursache, weswegen ihn JEsus lieb hatte. Von allen Jüngern JEsu war keiner zärtlicher, liebreicher, gelinder, gütiger, leutseeliger, als Johannes. Sein Hertz kam dem Hertzen JEsu am ähnlichsten, in dem die Liebe wohnet. Die Gleichheit der Gemüther verbindet die Hertzen am stärckesten. JEsus liebet Johannem, weil er ihm in der Liebe nachfolget. O liebreiche Seelen freuet euch über eure Glückseeligkeit? Ihr seyd die Schooß-Jünger JEsu! Ihr nehmet das meiste Theil an seiner Liebe! Ihr seyd das unter euren Brüdern, was Johannes unter den Jüngern war! Was könnet ihr vor eine Seeligkeit in jener Ewigkeit hoffen, da ihr mit dem JEsu werdet vereiniget weeden, der bereit alle seine Schätze euch mitzutheilen? mit dem JEsu, der euch seinen übrigen Kindern vorzeucht? mit dem JEsu, dessen Macht eben so überschwenglich, als seine Liebe! Wir suchen die Worte vergebens, dieses Glück, dieses Vergnügen, euch vorzustellen. Ihr könnet euch durch eure eigne Betrachtung, durch eure eigne Empfindung, durch eure Andacht dasselbe lebhaffter einbilden, als wir es beschreiben können.

Die völlige Liebe treibet die Furcht aus. Ihr habt die Liebe JEsu erwogen, betrachtet jetzt (II) *die Frucht* dieser Liebe, *die Ruhe der Seelen, die Freiheit von der Furcht*, die eine Tochter der Liebe ist. Wir haben schon etwas davon berühret. Die Liebe und die Zufriedenheit sind so genau verbunden, daß man von jener nichts sagen kan, ohne diese zu gleicher Zeit vorzustellen. Ihr sehet euren Erlöser heute auf seiner letzten Todes-Reise. Ihr sehet ihn zu der Stadt eilen, in der sein Blut auf die grausamste Weise solte vergossen werden. Ihr sehet ihn gantz mit Leidens- und Sterbens-Gedancken eingenommen. Findet ihr ihn anders, als wie ihr ihn in der übrigen Geschichte seines Lebens antreffet? Redet er bewegter, unruhiger, hefftiger, als sonsten? Wir haben euch schon vorhin gesaget, daß er von seinem Tode und Leiden eben so ruhig, wie von dem Willen GOttes an die Menschen, rede, und ohne Bewegung das erschrecklichste Unrecht, das ihm bald wiederfahren solte, wie eine Geschichte erzehle, die lange vergangen ist. Bezeuget er weniger Gelassenheit, weniger Gedult, weniger Begierde zu helffen, weniger Eyfer sein Amt zu verrichten? Sehet ihr die geringste Spur eines Hertzens, das zaget und Mühe hat, sich zu beruhigen? Das geringste Zeichen einer Schwermuht, einer geheimen Traurigkeit, eines Schreckens vor der künfftigen Marter? Das kleineste Merckmahl einer Seelen, in der Pflicht und Selbst-Liebe mit einander streiten? Findet ihr, daß er auf der Hochzeit zu Cana ruhiger und gelassener gewesen, als jetzt? Oder daß er bey seiner Verklärung auf dem Berge, da sein Antlitz wie die Sonne leuchtete, mehr Muht und Freudigkeit bezeuget? Euer JEsus ist heute der, der er gestern war. Gleich beständig, gleich zufrieden, gleich gedultig, gleich mittleidig, gleich unermüdet zu lehren und zu helffen. Er ist eben der sanfftmüthige, der getroste, der liebreiche, der demüthige, der willige Erlöser auf dem Gange zum Tode, in den letzten Tagen seines Lebens, der er war, da er vom Berge herabging, und ihn ein Aussätziger um Hülffe ansprach, oder da er in Capernaum einging, und von den Aeltesten der Juden-Schule ersuchet ward, dem krancken Knecht ihres Hauptmanns die Gesundheit wieder zu geben. Dis ist die Würckung seiner völligen Liebe zu seinem Vater und zu uns. Diese Liebe wiederstehet aller Angst und Traurigkeit: Die macht in guten Tagen gewiß, in bösen getrost: Die ist ein Glantz, der keinen Nebel und Wolcken der Furcht in der Seelen duldet: Die zeiget uns die Leiden, die der Rest der Menschen mit zittern betrachtet, von einer Seite, die kein Grauen erregen kan: Die macht, daß das Schrecken der Natur, welches zuweilen in Geschöpfen, die so elend, wie wir, entstehen muß, verschwindet oder entkräfftet wird.

Es ist zwischen uns und unserm Heylande ein Unterscheid, den kein endlicher Verstand begreiffen und keine menschliche Beredsamkeit erklären kan. Was ist unsere Liebe, sie mag so rein und unsträflich seyn, als sie wolle, wenn sie mit der Liebe JEsu Christi zusammen gehalten wird? Allein auch die schwache Liebe der Sterblichen hat ihre Belohnung. Nehmet die Liebe eures Heylandes zum Fürbilde: Bemühet euch seine Jünger zu werden: Gehet, so weit ihr könnet und eure Unvollkommenheit es verstattet: Leidet der dicke Dunst dieser Erden kein reines Feuer, keine Flamme, die helle brennet, so nehret nur in euren Lampen ein glimmendes Tocht, das nie ausgehet: Könnet ihr der Liebe JEsu nicht gleich werden, so schaffet nur, daß man doch einen Schatten von dem allervollkommensten Exempel der Liebe in euch wahrnehmen möge. Und seyd gewiß bey dieser Arbeit in der Liebe, daß euer kummervolles Hertz sich aufklären, daß eure Furcht allgemach vergehen, daß die Ruhe der Seelen, die euer Heyland empfunden, auch euch in gewisser Masse zufallen werde. *Die völlige Liebe treibet die Furcht aus.* Wir hoffen euch alle davon zu überzeugen, wo ihr eure Gedancken nur auf das, was wir noch zu reden haben, lencken und richten wollet.

Woher kömmt unsere Furcht? Ihr könnet die Vortreflichkeit des Mittels nicht begreiffen, das euch die Religion vorschläget, wo ihr nicht den Ursprung der Kranckheit kennet, die es heilen und heben soll. Die Angst, die Furcht, die Quaal, der Kummer, der euer Leben so beunruhiget, kömmt aus einer dreyfachen Quelle. Eure Furcht entstehet zuerst aus euch selbsten. Ihr traget den Saamen dieser betrübten Bewegung in eurem

eignen Busen. Eure Furcht entspringet von andern Menschen, die mit euch in einer Gesellschafft auf diesem Erdboden leben. Ein Sterblicher, ein Mensch, ist der Peiniger des andern. Eure Furcht kömmt endlich von dem HErrn her, der euch allen ein gewisses Ziel zu leben gesetzet, und nach dem Ablauff dieser Zeit euch vor Gericht stellen wird. Ihr fürchtet den Tag, an dem der HErr des Lebens euch abfordern wird, um Rechnung von eurem Verhalten abzulegen. Niemand messe diese Abtheilung nach den Reguln der irrdischen Weisen ab, die uns die Kunst recht zu dencken und ordentlich einzutheilen beybringen wollen. Wir reden bloß zu eurer Erbauung, und überlassen denen Meistern der Vernunfft die Arbeit, die Ihrigen gründlicher zu unterrichten. Die, so im Nahmen des HErren reden, dürffen nichts als einen leichten und begreiflichen Weg suchen, die Gedancken ihrer Zuhörer in eine gewisse Ordnung zu bringen und ihrem Gedächtnisse zu Hülffe zu kommen. Die Kunst schadet der Einfalt der meisten, die nach dem Reiche GOttes trachten. Wir bedienen uns dieses Rechtes der Diener JEsu Christi, und wollen euch nur ein Mittel an die Hand geben, uns desto gewisser und sicherer mit euren Gedancken nachzufolgen, und den Unterricht, den wir euch geben wollen, desto leichter zu fassen.

Unsre Furcht kömmt zuerst *von uns selber* her. Der Feind, der uns täglich ängstet, hat seinen Sitz mitten in dem Hertzen aufgeschlagen, das wir so gerne beruhigen wollen. Unsre unreinen, unsre übermäßigen, unsre unordentlichen Begierden foltern uns und erwecken eine Furcht und Angst nach der andern. Tyrannen unsers Hertzens! Peiniger unsrer Seelen! Wie sind wir bißher, wenn wir auf unsre verflossene Tage zurücke sehen, von euch gemartert worden! Wie viel unruhige Tage, wie viel jammervolle Nächte zehlen wir von der Zeit, seitdem wir euch die Herrschafft über unser Gemüht eingeräumet! Unser Hertz begehret glücklich zu seyn. Dis Verlangen ist in sich nicht sträflich. Aber es wehlet die ungerechten Mittel zu diesem Zwecke zu gelangen. Es ist so einfältig, so verdorben, so verfinstert, daß es glaubet, der Besitz und Genuß der Dinge, die zu dieser Welt gehören, führe die Menschen dahin, wohin sie zu kommen wünschen. Daher henget es sich mit seinen Neigungen und Lüsten an die Sachen, die zu diesem Leben nöthig sind, als wenn es Grund-Steine wären, worauf man eine beständige Wohlfahrt bauen könte. Es ergreifft die vermeinten Ehren, die Schätze, die Wollüste dieser Welt, als wenn sie das Theil wären, das die Güte GOttes den Menschen beschieden. Es liebet den Leib, der uns geschickt machet, der Vergnügungen dieser Welt zu geniessen, und die Gesundheit desselben, als ein Gut, das niemand schätzen könne. Und was ist ungewisser, was ist unbeständiger, was ist hinfälliger als alle diese Dinge, mit denen sich die Begierden unsrer Seelen so genau vereinigen? Wir wissen dieses. Wir sehen täglich die Exempel derer vor uns, die den Verlust dieser so geliebten Güter überleben müssen. Wir hören täglich die Klagen derer, die über die Strenge des Schicksaals mit Thränen seufzen, welches sie von dem Ziel ihrer Wünsche so unvermuthet getrennet hat. Daher kömmet Furcht und Angst, daher kömmt Sorge und Unruhe. Wir besorgen stets, daß wir auch mit unserm Unglücke den Ausspruch des weisen Königes werden bestätigen müssen: *Es ist alles eitel, es ist alles gantz eitel!* Wir sind bange, daß die Sachen, die wir für Stützen unserer Ruhe hatten, zerfliessen, zergehen, hinfallen, von Menschen, von Zufällen, von Veränderungen hingerissen oder geschwächet werden mögen. Und wir haben Ursache bange deswegen zu seyn. *Der auf Sand sein Hauß bauet*, muß nach dem Ausspruche JEsu, stets befürchten, *daß ihm ein Platz-Regen und Ungewitter* seine Arbeit unvermuthet zernichten werde. Wir arbeiten gegen diese Furcht, wir wollen durchaus ein Mittel finden, das ungewisse gewiß zu machen. Wir wollen dem Strom der Zeit, der alles hinreisset, einen Damm entgegen setzen, der seinen Lauff aufhalten soll. Wir wollen uns eine sichere Burg in dem Lande der Unbeständigkeit aufrichten, und mitten in einem ungestümen Meer einen Hafen finden, in dem wir dem Ungewitter mit Ruhe entgegen sehen können. Wie ungeräumt ist dieses Vorhaben? Wie widerspricht sich unser Hertz in seinen Begierden und Bemühungen? Es wird bange und furchtsam, weil es gewiß weiß, daß alles hienieden flüchtig, vergänglich und unbeständig ist. Und es will dennoch die Unbeständigkeit der Welt, die es nicht leugnen kan, durch seine Sorgen und Arbeiten aufheben. Es begreifft, hie sey der Ort der Ruhe nicht: Und es will doch durchaus mit seinem Verstande hie den Sitz der Ruhe antreffen. Es erkennet, *daß das Wesen dieser Welt vergehe:* Und es arbeitet doch, die Natur der Dinge zu ändern und das Vergängliche unvergänglich zu machen. So streitet ihr mit euch selber, arbeitsame und geplagte Menschen!

Unser Hertz ist unersättlich in seinen Begierden. Eine neue Quelle einer beständigen Furcht! *Das Auge siehet sich nimmer satt, das Ohr höret sich nimmer satt.* Wer ist zufrieden mit dem, was er bedarff? Wer steht stille in seinen Wünschen und Begierden? Wer glaubet, genug zu besitzen? Kaum haben wir einen Wunsch erreichet, so machen wir Anschläge auf neue Vergnügungen. Kaum hat uns die Erfahrung gelehret, daß dieser oder jener Platz, dieses oder jenes Gut, diese oder jene Wollust, wornach wir so sehnlich gestrebet, das nicht sey, was wir uns davon eingebildet: So dencken wir auf andre Sachen, die uns besser und gewisser vorkommen. Besinnet euch auf die Begebenheiten des Lebens, das ihr zurück geleget. Habt ihr nicht offt gedacht: Wenn ich zu jener Stelle, wenn ich zu jenem Gute, wenn ich zu jener Würde werde gelanget seyn, so werde ich das Glück haben, das ich suche! Ihr habt euren Wunsch erreichet. Seyd ihr seliger worden? Hat sich euer Hertz beruhiget? Habt ihr nicht gefunden, daß ihr euch eine falsche Einbildung gemachet? Haben nicht eure Begierden was neues also fort begehret? Seyd ihr nicht gleich rege geworden, einen andern Weg zu einem besserm Glücke zu suchen? Unersättliches Hertze! was kan dich befriedigen! Unendliche Begierden, wer wird euch stillen und sättigen können! Diese Unmäßigkeit unsrer Lüste unterhält eine immerwehrende Furcht in unsrer Seelen. Wir sind bange, das zu verliehren, was wir gewonnen. Wir sind besorget, daß man uns die Gelegenheit abschneiden werde, mehr zu erhalten und glücklicher zu werden. Wir dencken und arbeiten, wie wir unsere Güter vermehren, wie wir unsere Macht und Herrlichkeit vergrössern, wie wir die Bequemlichkeiten unsers Lebens häuffen, wie wir den Hunger unserer Begierden durch Veränderungen der Wollüste sättigen wollen. Und diese Bemühungen werden durch eine stetige Furcht saurer gemacht. Wir sehen umher, ob uns auch jemand in unsern Anschlägen aufhalten und stören werde. Ein Schatten macht uns offt zittern. Eine Einbildung von der Möglichkeit gewisser Dinge, die uns begegnen könten, presset uns Schweiß und Thränen aus. Was würde ich seyn, sagt der Geitzige, wenn mich jemand nöthigen würde mein Gut in dem Stande zu lassen, darin es ist? Was würde ich seyn, spricht der Ehrsüchtige, wenn mich jemand um die Gnade bringen würde, wodurch ich höher zu steigen gedencke?

Diese Furcht muß weichen, die von uns und unsern unordentlichen Begierden herkömmt, wenn die Liebe GOttes und des Nechsten sich in unserer Seelen vermehret. Die den HErrn lieben, haben ihre Begierden gemäßiget und nach seiner Vorschrifft eingerichtet. Sie gebrauchen dieser Welt. Sie besitzen und erhalten das Theil, das ihnen der HErr in diesem Leben zugewandt. Sie lieben sich und die ihrigen. Allein ihre Begierden haben sich ein höher Ziel gewehlet, als die nichtigen Dinge, die man hier zur Glückseligkeit rechnet. Sie ruhen in dem HErrn. Sie finden allein in dem höchsten Wesen ihre Befriedigung. *Herr*, sagt der, so GOtt liebet, mit David, *wenn ich nur dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erden. Wenn mir gleich Leib und Seele verschmachtet, so bist du doch allezeit meines Hertzens Trost und mein Theil.* Wie kan sich Furcht und Angst in einer Seelen aufhalten, die ihr wahres Vergnügen an keine irrdische Dinge bindet? Wie kan der bange seyn und zittern, der den Wehrt dieser Welt mit dem Wehrte der Ewigkeit abgewogen, und jene viel zu leichte befunden, als daß er sie recht lieben solte? Wie kan der den Verlust seiner irrdischen Haabe, seiner kleinen Ergötzungen, seiner geringen Vorzüge fürchten, der gewiß ist, daß er hie wie in der Fremde wohne, wo er kein Eigenthum hat und nur geliehener Güter sich bedienet? Wie könnet ihr zittern, Freunde des Höchsten, wenn ein Sturm einzubrechen drohet, die ihr diese Güter nur als Mittel ansehet, ein flüchtiges und kurtzes Leben aufzuhalten und euch andern Menschen nützlich zu machen? Sehet jene gläubige Hebräer an. Paulus rühmet von ihnen, *daß sie den Raub ihrer Güter mit Freuden erduldet.* Erweget dieses Wort: *Mit Freuden.* Beym Verlust zufrieden seyn ist viel. Mit Freuden seinen Verlust dulden, scheinet über die Kräffte der Menschen zu steigen. Und was machte denn diese Heilige so freudig in einem Uebel, welches andere zur Verzweiflung bringen würde? Ihre Liebe gieng auf Gott, und auf das, was ewig ist. Paulus setzet hinzu: *Weil ihr wisset, daß ihr bey euch selbst eine bessere und bleibende Haabe im Himmel habet.* Wer versichert ist, daß er in der Ewigkeit einen GOtt, der ihn liebet, und in demselben ein Gut, das nicht vergehet, antreffen werde, der sieht den Raub der Güter, die er hat, nicht anders an, als wenn er eine Last verlöhre, die ihm den Weg durch diese Welt beschwerlich gemacht. Die den HErren völlig lieben, die suchen nicht mehr, als dieses Leben bedarff und brauchet. Der Stand, in den sie der HErr gesetzet, ist das, was sie wünschen. Die Güter, die sie haben, sind das Maß, das ihnen zulänglich scheinet. *Sie lassen sich begnügen mit dem, was da ist.* Die mit ihren Begierden das höchste Gut ergreiffen, würden mit sich selbst uneinig seyn, wenn sie immer nach gewissen Dingen sich sehneten, die sie für Wind und Schatten halten müssen. Und die Furcht muß also bey ihnen wegfallen, die aus

dem unendlichen Hunger und Durst unserer Begierden stammet. Die Liebe des Nechsten streitet eben so starck gegen diese Unruhe der ungestümen Regungen unserer Seelen. Der natürliche Mensch besorget, daß andere das erhalten möchten, wornach er sich sehnet. Er meinet stets in dem Gesichte und Augen derer, mit denen er umgehet, gewisse Zeichen zu erblicken, daß sein Nechster mit ihm nach einem Gute ringe oder ihm an seinem Verlangen hinderlich fallen werde. Er sieht zuweilen die unschuldigsten Bewegungen als Zeugnisse eines geheimen Neides und einer stillen Verfolgung an. Daher kömmt Angst, Sorge, Argwohn, üble Gedancken, Traurigkeit und Kummer. Was darff ein Christ, der seinen Nechsten aufrichtig liebet, sich mit diesen Bewegungen quälen? Er sieht diese Welt wie eine Stadt GOttes an, in der wir alle Bürger sind. Er sieht die Dinge, die uns hie die Liebe GOttes, theils zu unserm Unterhalt, theils zu unserer Vergnügung, theils zur Befestigung der allgemeinen Glückseligkeit verliehen, als Güter an, zu denen wir alle ein gleiches Recht haben. Er verlanget demnach nicht, daß der Ueberfluß bei ihm allein regieren und die Dürfftigkeit die übrigen, die neben ihm wohnen, beschweren möge. Er wünschet, daß alle glücklich seyn möchten. Ein Theil seines Vergnügens auf der Welt besteht darin, daß andere vergnügt und zufrieden sind. Und er freuet sich, wenn es GOtt gefällt, ihn tüchtig zu machen, daß er etwas zu der Ruhe seiner Brüder beytragen kan. Ein solches Hertz kan sich nicht sonderlich mit Furcht und Unruhe quälen.

Unsere *Furcht kömmt von andern Menschen her*, mit denen wir in einer Gesellschafft in der Welt leben. HErr! wie siehet der Erdboden aus, worauf du uns gesetzet hast, uns zu einer bessern Welt vorzubereiten? HErr! wie sieht das Land aus, das deinen vernünfftigen Geschöpfen zu einer Wüste dienen soll, in der du ihren Glauben und Gehorsam prüfen wilt, ehe du sie in das verheissene Reich der Ewigkeit führest? HErr! wie sieht das Reich aus, daß du durch deinen Sohn hienieden aufrichten lassen, um die verlohrnen Menschen zur Glückseeligkeit zu bringen? Deine Geschöpfe, deine vernünfftigen Geschöpfe, kämpfen bis aufs Blut miteinander, wer Meister von einem Stück Koht, von einer Kleinigkeit, von einem Rauch seyn soll, der nichts gelten würde, wenn unsere Einbildung ihm keinen Wehrt gegeben hätte? Ist es nicht genug, daß wir uns durch unsere Einbildung Götzen machen, und ein Gut verehren, das nichts weniger, als ein Gut ist? Müssen wir noch dazu um dieser selbst gebildeten Götzen willen die Menschen quälen, in denen das Ebenbild unsers Schöpfers ist? HErr! die Menschen die da wissen, daß ihr Leben eine Spanne lang ist, die nicht sicher sind, ob der Abend ihnen Leben oder Tod bringen werde, gehen so miteinander um, als wenn dieser Traum eine Ewigkeit wäre, in der sie ihr Glück nicht anders, als durch anderer Unglück, machen könten? Die Menschen, die das Unglück ihres Lebens, das Elend dieser Welt täglich beseufzen, die nichts so wohrhafftig finden, als den Ausspruch deines Sohnes, *daß ein jeder Tag seine eigne Plage habe*, bemühen sich, wie sie sich den Weg zur Ewigkeit selber schwerer und verdrießlicher machen mögen? Ist es nicht schon traurig genug, daß wir in einer Hütte wohnen, die täglich mehr verweset? Müssen wir uns noch einer den andern in dieser elenden Hütte foltern und ängsten? Müssen wir noch selber daran arbeiten daß der Bau früher, als sonsten zerfallen möge? HErr die Menschen, die du durch JEsum *unter deine Flügel sammlen wollen, wie eine Henne ihre Küchlein versammlet*, machen sich selbst den Raub-Vögeln ähnlich, denen einer dem andern nachstellet, und die keinen andern Schutz, als ihre Lust und Boßheit, haben? Die Menschen, die du alle zu einer Hoffnung beruffen, in ein Reich der Liebe aufnehmen, durch das Verdienst eines Erlösers ewig vergnügen wilt, diese Menschen verhalten sich so untereinander, als wenn jeder einen besondern Weg zum Himmel hätte, als wenn jeder vor sich in der Ewigkeit seelig seyn würde, als wenn jene Welt nur ihnen allein ihren Eingang öffnen würde? HErr! wie sieht der Erdboden, wie sieht diese finstere Wohnung aus, in der du uns gleichsam Ziegel brennen lässest, biß du uns, wie Moses, in die gelobten Wohnungen führest! Die hie eine einmüthige Gesellschafft ausmachen solten, die dort in der seeligsten Eintracht stehen sollen, wandeln hie so, als wenn diese Welt eine Hader-Schule wäre, als wenn du sie beruffen hättest, sich selber Dornen und Disteln zu pflantzen, als wenn du einen zur Quaal des andern gebildet hättest? Liebreiches Wesen! Sind es deine Kinder, sind es deine Söhne, die diß mühselige Land bewohnen? Oder hat dein Feind seine Brut darunter gemenget? Sind es Bürger der künfftigen Welt? Oder sind die meisten nur gemacht, daß sie hie säen und erndten sollen? Der Niedrige fürchtet den Grössern. Er ist bange, daß dieser seine Macht zu vieler Schaden anwenden und seiner dabey nicht vergessen werde. Der Mächtige ist bange für denen, die ihm gleich sind. Er misset seine Gewalt mit der Macht des andern ab und meinet, das Gleich-Gewichte sey nicht da, wodurch er sicher seyn müste. Er bemühet sich seine Macht zu vergrössern, es koste, was es wolle, um die Furcht, die ihn plaget, in das Hertze des andern zu spielen. Der Fromme und Redliche meinet allenthalben die Netze zu sehen, die ihm die Arglist des Gottlosen gespannet hat. Der Arglistige besorget, daß ein anderer vielleicht mehr Stärcke des Geistes habe, Räncke und Umwege auszusinnen. Jacob fürchtet sich für dem Kriegs-Heer Esaus. Esau ist Angst für dem Segen, den Jacob erhalten. David fliehet die Raserey Sauls. Saul ist bange, daß ihm David die Krone nehmen werde. O wie elend ist es, daß der Erdboden mit Menschen bewohnet ist, deren einer des andern Unglück suchet! O wie elend ist es, daß die, so alle elend und zerbrechlich sind, ihre meiste Bemühung anwenden, sich elender zu machen, als sie sind!

Ist ein Mittel gegen diesen Jammer? Ist es möglich, unter dieser beständigen Unruhe die Ruhe zu finden? Eines ist da. *Die völlige Liebe treibet die Furcht aus.* Die Liebe störet die Angst, die uns die Gesellen unsers Elendes auf der Welt erwecken. Die den HErrn lieben, sagen zu ihm mit David: *HErr, HErr, du bist meine Zuversicht, ein starcker Thurn für meinen Feinden. Ich will wohnen in deiner Hütten ewiglich und trauen unter deinen Fittigen.* Sie sprechen zu dem HErren: *Meine Zuversicht und meine Burg, mein Gott, auf den ich hoffe.* Das Gut, das sie lieben, kan keine Gewalt rauben, keine Macht kräncken, keine List wegrücken, keine Verschlagenheit verfälschen. Es ist höher, denn alles, was man dencken und begreiffen kan. Was ein rasender, ein ehrsüchtiger, ein feindseeliger ihnen rauben kan, ist zu geringe in ihren Augen, als daß es sie rühren solte. Was könnt ihr nehmen, Feinde unserer Tage, was könnet ihr rauben, die ihr niemand glücklich, als euch selbst, sehen könnet? Etwas Erde, die der Fleiß der Menschen glänzend und scheinend gemacht hat! Wie lange werdet ihr, wie lange werden wir, an diesem gemachten Glantz uns ergötzen? Wisset ihr, ob ihr den nichtigen Kram Monate oder Jahre besitzen werdet? Ein Vergnügen, das uns nie recht erquicken können? Haben wir denn damit die Ruhe des Geistes verlohren, wenn unsere Augen oder Ohren eine angenehme Empfindung weniger geniessen? Eine gewisse Stelle, die uns ansehnlich in den Gedancken der Leute gemacht hat, die das Wesen dieser Welt obenhin betrachten? Sind wir denn deswegen kleiner oder geringer, weil uns eine Anzahl eitler und unbedachtsamer Menschen für kleiner oder geringer hält? Ist die wahre Ehre, das rechte Ansehen an die Einbildung der Menschen gebunden? Ein Leben, das die Schrifft einen Strom, einen Dampf, einen Nebel, einen Dunst nennet? Und was haben wir denn damit verlohren? Schneidet den Faden unserer Tage ab, so verkürtzet ihr die unruhigen Nächte und Tage, die wir hie zubringen müssen. In dem Schooß unsers GOttes werden wir andere Tage wieder finden, denen ihr nicht schaden könnet. In unserm GOtt erhalten wir alles wieder, was wir hie einbüssen können. Könnt ihr uns diesen nehmen? Könnt ihr uns die Liebe, die uns mit ihm vereiniget, die Liebe, die ihn uns zu eigen machet, die Liebe, die erst recht brennen wird, wenn wir hie verlöschen werden, könnt ihr uns diese Liebe aus der Seelen reissen? Könnt ihr die süssen Empfindungen, den Vorschmack jener Welt, den uns diese Liebe giebet, tilgen? Reichen eure Foltern, eure Nachstellungen, eure Verfolgungen so weit? Was fürchten wir Menschen, wenn der HErr unser Freund ist?

Die Liebe des Nechsten ist eine andere Brust-Wehr gegen diese Furcht für der Gewalt und List unserer Neben-Menschen. Die, wie JEsus wohlthun, die, wie er, Barmhertzigkeit und Liebe üben, die die Witwen und Waysen in ihrer Trübsal besuchen, die bauen sich eine Festung, in der sie sicher schlaffen und ruhen können. Der Unbarmhertzige, der Ungerechte, der Lieblose muß sich fürchten; der Gutthätige ist getrost. Glaubet mir, *geliebte Freunde in Jesu*, so viel Wohlthaten ihr erweiset, so viel Wercke der Liebe ihr verrichtet, so viel Pfeiler, so viel Stützen setzet ihr zu eurer Sicherheit und Ruhe. So unrein, so böse, so betrieglich das Hertz der meisten Menschen, so sind doch die wenigsten so gottlos, daß sie gutthätige und liebreiche Seelen mit Vorsatz beleidigen solten. Die Liebe gebieret Liebe. Der Nahme eines allgemeinen Wohlthäters, eines Menschen-Freundes, eines Nachfolgers Christi, eines friedfertigen, leutseeligen und barmhertzigen; drücket den Gemüthern, in denen noch ein Rest der Natur ist, auch gegen ihren Willen eine gewisse Verehrung ein. Und wollt ihr demnach unter dem Hauffen so vieler rohen, wüsten und boshafften Menschen sicher wandeln, wollt ihr Freundschafft, Treue, Pflege, Beystand in euren Nöthen euch zuwege bringen, wollt ihr euch in einer Welt, die einer Leuen-Grube auf gewisse Weise gleichet, ein getrostes Hertz erwerben, so werdet Schüler der Liebe, so thut wohl, so theilet mit, so befördert anderer Menschen Wohlfahrt, so säet, wo ihr nichts zu erndten hoffet, so träncket, so kleidet, so tröstet und pfleget. *Die Liebe treibet die Furcht aus.*

Unsere *Furcht* kömmt endlich *von unserm GOtt her.* GOtt hat so viel Liebe gegen uns bewiesen, daß wir keine Ur-

sache haben, vor seinem Angesicht zu zittern. Allein wir wissen, daß wir uns seiner Liebe unwürdig gemacht. Wir wissen, daß wir diese Welt räumen müssen, wenn es ihm beliebet, und daß nach dem Tode sein Gericht über unser ewiges Schicksaal den Ausspruch thun werde. Da her rühret die Furcht für ihm. Wir sind angst für der Stunde, in der uns seine Weißheit abfordern wird. Wir sind bange, daß sein Urtheil über uns nach diesem Leben strenge seyn werde. Die Natur selbst zeuget und erhält die erste Furcht für der letzten Stunde. Unser Gewissen, das uns unzehliger Fehler beschuldiget, erwecket und stärcket die andere. Welcher Mensch ist so weit Meister, daß er diese zwiefache Furcht, ich will nicht sagen, ausrotten, sondern stillen und besänfftigen möge? Weisheit, Verstand, Ueberlegung, Wissenschafft, was seyd ihr? Was geltet ihr, wenn die letzten Stunden, ja wenn nur die Erinnerung der letzten Stunden unsern Verstand umnebelt? Ehre, Ansehen, Hoheit, Gelehrsamkeit, was bedeutet ihr, wenn wir nur einige Schritte mehr von dem Richter-Stuhl des gerechten Richters entfernet sind? Nichts ist stärcker, als die Liebe GOttes und des Nechsten, auch diese Furcht zu überwinden.

Die Liebe zu der Welt machet uns vornehmlich unsern Abschied aus derselben schwer. Wir sehen den Tod als die Ursache des stärcksten und grösten Verlustes an, der uns wiederfahren kan. Was verliere ich, seufzen wir in der Stille, was verliere ich, wenn meine Stunde kommen wird? Ich verliere die liebreichsten Freunde und Angehörigen. Ich verliere die Belohnung meiner unsäglichen Arbeit und Mühe, die ich mir in der Welt aufgebürdet. Ich verliere einen Leib, durch welchen meine Seele so vieler angenehmen Regungen und Empfindungen theilhafftig worden. Ich büsse eine Welt ein, die mir offt zur Bewunderung, zur Vergnügung, zur Zufriedenheit Gelegenheit gegeben, eine Welt, die gewiß ein Innbegriff von vielen Schätzen ist. Ich gehe in eine Ewigkeit, dahin mir nichts von dem, was ich erworben oder hochgeachtet, folgen wird. Armselige Menschen! warum habt ihr diese Welt wie euer Vaterland angesehen? Warum habt ihr euch in Dinge verliebet, die ihr selbst für nichtig und unbeständig haltet? Warum habt ihr euch an Fleisch und Blut gehenget? Warum habt ihr euch eingebildet, daß es hie gut wohnen sey! Seyd ihr nicht selbst die Urheber von eurer Furcht und Bangigkeit? Wer hat es euch geheissen, Sand, Asche und Steinhauffen für Palläste, für Gold, für Schätze anzusehen? Wer hat es euch geheissen, eine so genaue Vereinigung mit den Dingen zu treffen, die euch nur zum Gebrauch auf einige Jahre gegeben sind? Wer hat es euch geheissen die Zeugnisse eures Elendes zu Göttern zu machen und anzubeten? Hat euch euer Heyland, haben euch seine Knechte nicht genug gewarnet, *hie keine Schätze zu sammlen?*

Die, so dieser Welt gebrauchen, aber den HErren über alles lieben, die, so mit Paulo sagen: *Weder Hohes noch Tieffes, weder Gegenwärtiges, noch Künfftiges, weder Engel, noch Fürstenthum, noch Gewalt, weder Tod, noch Leben, noch eine andere Creatur, mag uns scheiden von der Liebe GOttes*, die haben allein die Gewalt, diese Furcht des Todes zu besiegen. Die Welt klaget über Verlust, wenn der Abschied einbricht? Der Freund GOttes verlieret nichts; er gewinnet. *Sterben ist mein Gewinn*, sagt Paulus. Gehet hin, Eitelkeiten! Was habe ich aus euch gemachet? Gehet hin, Güter, Ehren, Hoheiten, Träume! Lasset euch die hinführo brauchen, die das Elend bauen! Ihr werdet mir nichts nütze. Wenn habe ich euch mein Hertz gegeben? Wenn habe ich euch zu meinem Vergnügen gemacht? Ich verliere durch euch nichts. Ich werde zu dem GOtt kommen, den ich bißher unsichtbar geliebet habe. Ich werde nun das Gut erben, das ich allein hoch geschätzet habe. Jetzt wird der Vorhang wegfallen, der mich gehindert, den Erlöser zu sehen, *der hie in mir gelebet hat*. Jetzt wird mich die Ewigkeit aufnehmen, die allein Beständigkeit und Ruhe verspricht. Zurück Wollüste, Vergnügungen, Ergötzungen? Wie viel habe ich von euch genossen? Habe ich mich jemahls durch euch einnehmen lassen? Habt ihr mir jemahls eine gewisse und wahre Belustigung gegeben? Dienet hinführo denen, die nichts bessers wissen. Ich verliere nichts durch euch. Der Himmel beut mir jetzt in dem Anschauen GOttes die Wollust an, wonach ich mich allein gesehnet!

Die Furcht für dem Gerichte GOttes wird durch das Gedächtniß unserer Sünden, Fehler und Mängel gezeuget und ernehret. GOtt! wer sind wir, wenn wir uns als blosse Menschen, ausser deiner Gemeinschafft und Gnade, betrachten? Können wir auch einige Schritte fortgehen, ohne zu straucheln, oder gar zu fallen? Können wir auch eine Stunde hinbringen, ohne etwas zu dencken oder zu begehen, das deine vollkommene Gerechtigkeit straffen muß? Und doch müssen wir uns alle, dir, allsehender Richter, stellen, dem unsere innersten Bewegungen eben so klar sind, als unsere Thaten, die an der Sonnen geschehen? doch müssen wir alle, gerechter Heyland, aus deinem Munde den Ausspruch über unser ewiges Wohl und Weh erwarten? Muß ein Mensch, der sich selber kennet und dabey nicht weiß, wie weit er sein Vertrauen auf die Barmhertzigkeit GOttes setzen kan, muß ein Mensch nicht in Schrecken und Furcht gerathen, wenn das Gedächtniß dieser Dinge bey ihm auffsteiget? Wie muß der Sünder zittern, der am Ende seiner Tage sein letztes Lager mit den Sünden, die er begangen, mit den elenden, bedrückten, gequälten Menschen, die er beleidiget, mit der Menge so vieler Kläger, die bereit sind gegen ihn vor dem Throne Gottes zu zeugen, gleichsam belägert und umringet siehet? Wie muß das Hertze schlagen, wenn man Ursache findet, sich mit diesen Gedancken zu unterhalten: Jetzt werde ich vor den HErren treten, den ich hie nicht geachtet. Nichts wird mich dahin begleiten, als meine Missethaten und Sünden. Die Thränen der Niedrigen, der Wittwen, der Waysen, die ich hie ausgepresset, werden dort so gegen mich reden, *wie das Blut Abels*. Die Dürfftigen, die mich hier vergebens um Beystand angesprochen, werden dort meine Kläger seyn. Die, so ich hie kaum angesehen, werden in Klarheit um den Thron des HErrn stehen, wenn ich wie ein Uebelthäter erscheinen werde. Die Stunden, die Tage, die Augenblicke, die ich hie unnütze zugebracht oder mit Sünden vertrieben, werden mir jetzt so abscheulich vorkommen, als sie mir ehedem angenehm geschienen. HErr! wer wird für dir bestehen?

Wo bleibt diese Angst, wenn wir uns voll von Liebe GOttes und des Nechsten auf unser Sterbe-Bette legen? Wir wissen, daß uns der richten werde, der unser Bruder, unser Erlöser, unser Fürsprecher, unser Freund ist? Kan der ein hartes Urtheil über uns fällen? Wir wissen, daß wir vor dem erscheinen werden, dem wir uns hie durch die Liebe haben gleich und ähnlich machen wollen? Die Liebe selbst sitzet, denen das Urtheil zu sprechen, die nach der völligen Liebe gestrebet haben. Ist hie Straffe und Rache zu vermuthen? Die Hungrigen, die wir gespeiset, die Dürfftigen, die wir erquicket, die Krancken, die wir aufgerichtet, die Betrübten, die wir getröstet, die Bedrängten, die wir aus der Angst gerissen, sind schon zum Theil vorangegangen und ins Bündlein derer gesammlet, die allein vor dem HErren leben? So viel Vertreter, so viel Freunde; so viel Beystände werden wir dort um den Richter-Stuhl JEsu Christi finden.

Wir wollen menschlich mit euch reden um der Schwachheit willen vieler unter euch. Hat doch JEsus selber, um unserm Begriffe zu Hülffe zu kommen, jenes Gerichte, das er halten wird, unter Bildern vorgestellet, die von menschlichen Gerichten hergenommen sind? Stellet euch den Richter-Stuhl JEsu Christi in euren Gedancken vor, so gut ihr könnet. Bildet euch ein, daß dieses der Augenblick sey, in dem man euch vor demselben darstellen wird. Strecket die gantze Krafft eures Verstandes an, euch die unendliche Herrlichkeit, nur in etwas, nur Schattenweise, nur unter entlehnten Bildern vorzumahlen, die euren Erlöser umgeben wird, die Menge so vieler tausend Heiligen, die lauter Liebe sind, die Schaaren so vieler Helden und Engel, die um seinen Thron stehen und auf seinen Winck warten werden, zu erblicken. Bis hieher muß eure Furcht gehen. Aber fahret fort! Dencket, daß eben ihr, die ihr diesem Lichte, dieser himmlischen Pracht, dieser göttlichen Majestät euch nähert, voll von Glauben, voll Verlangen und Liebe seyd, euren Erlöser zu umarmen. Dencket, daß ihr bey dem ersten Anblick eures Heylandes in seinem Antlitze nichts als Spuren der Liebe, der Erbarmung, der Gnade sehen und antreffen werdet. Dencket, daß die Engel und Gerechten, die um ihn versammlet sind, nur auf den Ausspruch JEsu warten, um euch in ihre Gesellschafft aufzunehmen; Dencket, daß die, so ihr hie durch eure Liebe euch zu Freunden gemacht, unter denen sich finden, die das Licht der seligen Ewigkeit erhellet und verkläret hat! Dencket, daß diese, so bald sie euch erblicken, ihre Stimme erheben, sich vor dem Throne JEsu niederwerffen und um Gnade vor euch flehen werden. HErr, wird der sagen, den hie die Welt kaum in einem verworffenen Winckel dulden wolte, dis ist der, der Mitleiden mit meinen Banden gehabt und dich in mir erquicket hat: Erbarme dich jetzt wieder über ihn! Dis ist der, wird ein andrer ruffen, der mich und die Meinen zu deiner Erkäntniß gebracht und dadurch gemachet, daß wir jetzt ewig bei dir seyn! Erbarme dich jetzt wieder über ihn und gehe nicht ins Gerichte mit ihm. Dis ist der, der mein entkräfftetes Gebeine, da ich elende danieder lag, durch seine Liebe belebet und erneuret hat. Gedencke jetzt seiner Sünden nicht, und erbarme dich über ihn! Dis ist der, so mich aus der Angst gerissen, da mich mein Feind drängete und mein Schuldner würgen wolte. Vergiß jetzt dieser Barmhertzigkeit nicht, du der du die Wohlthaten, die den deinen wiederfahren, versprochen hast so aufzunehmen, als wenn sie dir geschähen! Dis ist der, der meine Niedrigkeit um deinet willen nicht verschmähet, der meinen Kittel nicht geringer, als den Purpur geschätzet, weil er dich in mir zu sehen geglaubet, der keinen Unterschied zwischen meiner Hütte und einen Pallast gemacht.

HErr erbarme dich wieder über ihn! Dis ist der, der mir Brod und Stelle verschaffet, daß ich mich erhalten und die meinen zu deiner Ehre erziehen können. Gehe nicht in das Gerichte mit ihm! Weichet die Furcht bey dieser Vorstellung nicht? Und dis ist das Bild, unter dem die Seelen, die der Liebe hie ergeben sind, das Gerichte Gottes, das sonst so schrecklich scheinet, ansehen können. O könten wir die Kraft eurer Einbildung stärcken und vergrössern, damit ihr euch den getrosten Muht derer recht vorstellen möchtet, die voll an Glauben, an Liebe und Erbarmen in das Reich der seeligen Ewigkeit treten! O könten wir neue Worte machen, die geschickter, als die gewöhnlichen, einen recht lebhafften Eindruck in euch von der Seeligkeit zu erwecken, die ein Jünger JEsu empfinden wird, der zur Vereinigung mit dem Heylande gelanget, den er hie geliebet! Erhebet euch selber! Ersetzet durch eure Andacht, was unserm Vortrage fehlet! Die Gnade des HErren wird euch beistehen in dieser Bemühung.

Wir könten euch, Geliebte in JEsu, in diesen Gedancken lassen und unsere Betrachtung beschliessen, wenn wir uns nicht erinnerten, daß vielleicht einige unter euch annoch eines Unterrichts, allem Misverstande vorzukommen, andere einer besondern Erweckung, der Zeit recht zu gebrauchen, die wir heute anfangen, bedürfften. Wir wollen den Schluß unserer Rede auf beyde richten; Wir wollen etwas sagen, gewissen Irrthümern zu begegnen, worauf einige von euch aus Mangel der Erkäntniß oder aus Betrug des Hertzens fallen könten: Wir wollen etwas hinzusetzen, die Trägheit derer zu ermuntern, die mehr durch gewisse Umstände der Zeiten, des Orts und andere Dinge, als durch die stärcksten Gründe ermuntert werden.

Unsere gantze Andacht ist eine Lob-Rede der Liebe. Ist denn die Liebe alles? Ist denn die Liebe vor sich ein Mittel zur Ruhe der Seelen zu gelangen und ohne Schrecken durch die Welt zu gehen? Dürffen wir denn des Glaubens nicht? Oder ist der Glaube geringer als die Liebe? Ist nicht vielmehr der Glaube das einige Mittel zur Seeligkeit hie und dort zu gelangen? Vielleicht sind einige von euch auf diese Gedancken durch unsere bisherige Unterweisung geleitet worden? Vielleicht meinen einige das, was zum Preise der Liebe gesaget worden, verringere die Herrlichkeit und Vortreflichkeit des Glaubens! Gönnet diesem Irrthume keinen Raum in eurem Hertzen. Er streitet gegen die Gründe der Evangelischen Lehre, die uns in der Schrifft geoffenbahret ist. Er streitet gegen die Absicht unserer Andacht.

Erinnert euch, daß wir von einer völligen Liebe geredet haben. Eine völlige Liebe ist eine Tochter, eine Frucht, eine Würckung des Glaubens. Es kan keine rechtschaffene und völlige Liebe bey euch seyn, wo kein lebendiger, kräfftiger und würckender Glaube vorher gehet. Indem wir also die Liebe erhoben, indem wir euch zur Erbarmung und Mitleiden ermuntert, haben wir zugleich die Krafft und Tugend des Glaubens bekannt gemacht, der die Liebe zeuget. Wer die Strahlen der Sonne und ihre vortrefliche Würckung lobet, rühmet der nicht zugleich die Sonne selbst, woraus sie stammen? Wer das Wasser eines Baches preiset, lobet der nicht zugleich die Quelle, woraus es geflossen? Und da keine wahre Liebe ohne Glauben ist, so thut der, so zur Liebe erwecket, nichts, als daß er seine Zuhörer anzündet, dem Glauben nachzujagen, in dem allein die Tugend und Liebe dargereichet werden kan. Die Liebe zu GOtt setzet die Versöhnung mit ihm zum voraus. Wie kan man einen GOtt lieben, für dessen Gerechtigkeit man zittert und zaget? Und wo ist die Versöhnung mit GOtt ohne Glauben an den einigen hohen Priester JEsum? Die Liebe zu unserm Heylande gründet sich auf seine unendliche Erlösung und Wolthaten, die er uns erwiesen. Lasset uns ihn lieben, sagt Johannes, den er hat uns erst geliebet. Kan denn der seinen Heyland recht lieben, der sich diese Erlösung und Wolthaten durch den Glauben nicht zugeeignet hat? Die Liebe des Nechsten kan gar nicht bestehen, wo sie nicht durch die Liebe zu GOtt unterstützet wird. Wie ist denn Liebe der Brüder bey den Ungläubigen zu vermuthen? Die Liebe vor sich vertreibet die Furcht nicht, sondern in so ferne nur, als sie mit dem wahren Glauben verbunden ist. Wo eine völlige Liebe, da ist nothwendig ein gerechtmachender Glaube. Wo ein Glaube, der gerecht machet, da muß eine Liebe entstehen, die keiner Angst und Furcht in dem Hertzen der Gerechten Raum lässet.

Dieses wird euch geschickt machen gewisse Oerter der Heil. Schrifft miteinander zu vergleichen, die einigen zu streiten scheinen. Der Geist GOttes schreibet an vielen Orten alle Krafft der Christen dem Glauben zu. Der Gerechte wird des Glaubens leben. Durch den Glauben haben die Alten Zeugniß überkommen. Und an andern Stellen redet er von der Liebe, als von dem einigen Grunde aller Vollkommenheit: Und wenn ich weissagen könte, und wüste alle Geheimnisse und hätte alle Erkenntniß, und hätte allen Glauben, und hätte der Liebe nicht, so wäre ich nichts. Eben der heilige Johannes, dessen Worte der kurtze Begriff unsrer gantzen Andacht sind, schreibet bald der Liebe, bald dem Glauben die Krafft zu, alle Furcht und Angst des Hertzens zu verjagen. Die völlige Liebe, sagt er in unsern Worten, treibet die Furcht aus. Und nicht lange hernach heist es: Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat. Wer ist der die Welt überwindet, ohne der da gläubet, daß JEsus GOttes Sohn ist. Diese Oerter scheinen nur denen sich zu widersprechen, die ungeübt in der Heil. Schrifft und in der Lehre der Wahrheit sind. Die wahre Liebe ist nie ohne Glauben. Und der Glaube würcket hergegen so gewiß die Liebe GOttes und des Nechsten, wie ein Licht Glantz und Schein zuwege bringet. Die Schrifft demnach die eines nennet, verstehet zugleich das andere. Der Johannes, der aus der Liebe alle Ruhe der Seelen herleitet, meinet eine Liebe, die der Glaube belebet. Und eben der, so den Sieg über die Welt dem Glauben beymisset, rühmet einen Glauben, der nicht nur gerecht gemachet, sondern auch die Liebe angezündet hat.

Diese Erinnerung widerspricht zugleich einem andern Irrthum, der mehr als zu gemein in der Welt ist. Wir ermahnen zur Liebe: Wir rühmen die Krafft der Liebe: Wir sagen mit Paulo: Strebet nach der Liebe. Wie verstehet man uns? Was bedeutet das Wort Liebe bey vielen von euch, die sich nichts weniger, als den Nahmen der Gottseeligen, wollen nehmen lassen? Unzehlige Menschen glauben, daß damit nichts, als die äusserlichen Wercke der Liebe, die Gulthaten, die Zeichen der Erbarmung, die einer dem andern erweiset, angezeiget werden. Man glaubet, man habe die Liebe, die ruhig machet, wenn man sich erinnern kan, daß man den Nothleidenden geholffen, den Gedrückten beygestanden, den Hungrigen etwas Brod zugeworffen, den Nackten etwas Tuch mitgetheilet, ihre Blösse zu decken. Wie wenig kennen diejenigen die völlige Liebe, die sich dieses einbilden? Würde die Liebe das Kennzeichen der Jünger JEsu seyn können, wenn sie bloß in diesen Wercken bestünde? Trifft man nicht unter denen, die GOtt nicht kennen, ja unter denen, die ohne GOtt in der Welt leben, eben solche Exempel der Liebe an? Bauet nicht ein Götzen-Diener Häuser, die Reisenden vor der Hitze der Sonnen zu decken? Stifftet er nicht gewisse Einkünffte, die von Durst Ermüdeten zu erfrischen, die Armen zu versorgen, die Nackten zu kleiden? Sind die Morgen-Länder, in denen Heyden wohnen, nicht von solchen Beyspielen der Liebe angefüllet? Ihr seyd noch weit vom Reiche GOttes entfernet, wo ihr keine andere Liebe suchet, als diese. Die Liebe der Christen entspringet aus dem seligmachenden Glauben: Der Unbekehrte thut nur gutes aus Angst, oder aus einem natürlichen Mitleiden. Die Liebe der Christen erbarmet sich um des HErren willen, der seinen Sohn für uns dahingegeben, um des Heylandes willen, der unsere Sünde aus Liebe gebüsset hat: Der Sünder beweiset nur Liebe um sein selbst willen. Die Liebe der Christen ist in dem Hertzen gegründet, und bringet wie eine angenehme Frucht aus einem wohlgearteten Baume hervor: Die Liebe der Unbekehrten wird durch die äusserlichen Sinne nur erreget, und erwärmet das Hertze nicht länger, als die Dinge im Gedächtnisse oder in den Augen bleiben, die das Blut in Bewegung gesetzet. Die Wercke der Liebe sinds nicht, die GOtt um JEsu willen zu belohnen versprochen, sondern der reine Trieb der Seelen, der Glaube, die inwendige Liebe, die sich in die äusserlichen Wercke ergiessen, die sind es, die uns unserm Heylande ähnlich machen und durch ihn dem HErrn gefallen. Dieses lehret euch Paulus vortreflich: Und wenn ich, sagt er, alle meine Haabe den Armen gebe, und hätte der Liebe nicht, so wäre mirs nichts nütze. Wie seltsam muß dieses Wort in den Ohren derer klingen, die das Wesen der Liebe in geben, helffen, und andern äusserlichen Wercken setzen? Scheinen das nicht zwey Dinge zu seyn, deren eines das andere aufhebet: Alle seine Haabe den Armen geben, und keine Liebe haben? Kan es denn seyn, daß der keine Liebe hat, der sich selbst elend machet, um die Armen aus dem Elende zu reissen? Paulus saget: Ja. Es kan einer alles hingeben, und doch keine wahre Liebe in der Seelen nehren. O! behaltet dieses Wort, übel unterrichtete Christen! die ihr Schüler der Liebe heissen wollet, und nicht wisset, was Liebe ist. Ein weiches Hertz, eine Begierde zur Ehre und zum Ansehen, eine Hoffnung durch einen geringen Verlust ein grösseres Gut zu erwerben, eine Uebermasse der Einbildung, die uns empfindlich machet, ein falscher Wahn, durch Liebes-Wercke den GOtt zur Erbarmung zu bringen, den wir mit Frevel und Missethaten zum Zorn über uns erwecket, ohne in die Ordnung des Heyls zu treten: Und ach! wie heimlich, wie stille, wie verborgen, halten sich offt diese Tücke in unserm Hertzen auf? Wie offt betriegen sie auch die Augen derer, die sich einbilden, alle Winckel ihrer Seelen durchgeforschet zu haben? Ich sage alle diese Dinge, die ich benannt habe, können machen, daß man sich durch Wercke der Liebe erschöpffet, und doch ohne Liebe ist, daß man hingiebt, was man

hat, und dabey so arm an der Seelen bleibet, als man sich an Gütern machet. Hat die Liebe ihre Wurtzel nicht in einem gerechtfertigten, bekehrten, geheiligten Hertzen, so ist sie nichts nütze, so ist sie keine Liebe, sondern nur eine Bewegung, die eben so natürlich, wie Frost und Hitze, oder wie Hunger und Durst.

Wir haben die Hindernisse weggeräumet, so die Frucht unsrer Andacht bey einigen von euch aufhalten könten. Ihr werdet jetzt das Wort der Ermahnung desto freyer hören können, das wir noch für nöthig finden hinzu zu fügen. Befleißiget euch der völligen, der wahren, der rechtschaffenen Liebe, wolt ihr die Tage eures Lebens ruhig, eure letzte Stunden sanffte und zufrieden hinbringen. Thut dieses sonderlich in diesen Tagen, in denen bey euch das Gedächtniß des leidenden JEsu, das ist, des Exempels der größten, der reinesten, der lautersten Liebe erfrischet wird. Ist das gantze Jahr bey euch ein Ab- und Zufluß menschlicher Bemühungen, eitler Sorgen, weitläufftiger Anschläge: eine stetige Verwirrung, die euch kaum so viel Zeit lässet, daß ihr euer Hertz mit einer Gottgefälligen Andacht füllen könnet: ein Weg voll von Geräusche, Geschrey und Unruhe, wodurch der Geist betäubet wird, daß er nicht zu sich selber kommen kan: So lasset doch in diesen Tagen eure Seele nüchtern werden, und eure Gedancken bei dem Creutze eures Erlösers versammlet bleiben. HErr! was ist der Mensch, das du sein gedenkest? Was ist dieser Wurm, der sein Leben von deiner Allmacht hat? Was ist dieser Staub, diese Asche, der deine Hand eine zierliche Bildung gegeben? Was ist dieser Missethäter, der die Sünde, wie ein Kleid, angezogen? Daß du dich seinetwegen erniedrigest? Daß du für ihm leidest und stirbest? Daß du ihn durch dis Leiden zur Herrlichkeit führen wilt? Ist ein Mensch auch fähig sich einen nur unvollkommenen Begriff von einer solchen Liebe zu machen? Nein, nein, geliebte Freunde in JEsu, die Grösse der Liebe, die uns in diesen Tagen verkündiget wird, fasset niemand von uns. Und könten wir sie fassen, so hätten alle Sprachen der Welt die Worte nicht, die nöthig wären, unsere Begriffe und Gedancken zu erklären und auszusprechen. Aber die Absicht, den Zweck dieser Liebe erkennen wir durch den Geist Gottes, der in der heiligen Schrifft redet. So diene uns denn dieser Endzweck zu unserer Bekehrung, zu unserer Heiligung, zu unserer Beruhigung! Der Zweck der Liebe JEsu ist zuerst unsere Erlösung und Reinigung von Sünden. Ihr Zweck ist nechstdem uns ein Beyspiel zu geben, wornach wir uns richten solten. Ein Beyspiel habe ich euch gegeben, sagt unser Heyland selber, daß ihr thut, wie ich euch gethan habe. Gedencket an beydes in diesen Tagen. Fanget von der Untersuchung eures Hertzens an. Fühlet ihr in demselben die Liebe JEsu, oder ist es kalt? Ist es kalt? So strebet nach der Liebe in der Ordnung, die der HErr vorgeschrieben. Die Liebe stammet aus dem Glauben. Der Glaube wird in der Busse und Bekehrung angezündet. Ein unreines und unbekehrtes Hertze taugt zur völligen Liebe nicht. So gebet der bekehrenden Gnade Platz bei euch. Gönnet dem Geiste der Gnaden Raum, eure Seele zu rühren, zu heiligen, zu erleuchten, um der Erlösung, die JEsus vollendet, theilhafftig zu werden. Nehmet den Geist der Liebe auf, der euch allein feurig und brünstig gegen GOtt und den Nechsten machen kan. Ist euer Hertz schon ein Sitz der Liebe? Lebet der Glaube in euch, der das Verdienst JEsu ergriffen? Spüret ihr seine Krafft und Würckung? Fahret fort und erbauet euch täglich in der Liebe. Lasset die kleine Flamme zu einem Feuer werden, daß immer mehr um sich greiffet. Betrachtet zu dem Ende in diesen Zeiten das Bild des barmhertzigen und liebreichen JEsu. Bemühet euch, ihm nachzufolgen. Theilet mit, speiset, träncket, kleidet, erbarmet euch. Dencket, daß euer JEsus, der für euch gelitten, in der Hand eures geschlagenen und elenden Bruders seine Hand ausstrecke und Hülffe von euch begehre! Dencket, daß sein Bild unter jenen verachteten Lumpen verstecket sey und er selber euren Glauben und Liebe in der Person seiner Glieder versuchen wolle! Dis ist es, was JEsus selber zu gedencken befohlen: Was ihr gethan habet, behaltet und erweget diesen Ausspruch! Was ihr gethan habet einem unter meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir gethan. Je mehr eure Liebe wachsen wird, je mehr wird die Ruhe eurer Seelen zunehmen. Ihr werdet die Gedächtniß-Tage der Liebe JEsu, wenn ihr sie reich an Wercken des Glaubens und der Liebe machet, in Tage einer reinen und gewissen Zufriedenheit verwandlen. Eure Marter, eure Quaal, eure Furcht, die euch bisher geplaget, wird der Liebe weichen müssen.

Wir sind alle auf der Wanderschafft und Reise zur Ewigkeit. Unsere Tage gehen immer fort: Und wer weiß, ob wir noch Monate, Tage oder Jahre zehlen werden? Und wenn wir uns aufs äusserste bemühen die unruhigen Gedancken zu vertreiben, die die Ungewißheit des Endes erwecket, so stehen deswegen die Stunden nicht stille, die uns aus dieser Nichtigkeit führen. Und wenn wir unser Haupt täglich mit den grösten Gedancken ermüden, und die Zeit, die wir diesen Gedancken entziehen, zur Wollust und Ersättigung unserer Begierden anwenden, so geht die Uhr keinen Augenblick langsamer, die unsere Zeit abmisset. Dem einen kömmt die Zeit nur etwas länger, dem andern etwas kürtzer vor. In der That eilen wir alle gleich geschwinde zu der Ewigkeit. Diese Ewigkeit theilet sich in das Reich der Liebe und des Hasses. Die Wohnung der Seeligen ist die Behausung der reinesten, der vollkommensten Liebe. Das Behältniß der Verdammten ist der Ort, in dem Furcht, Haß, Verzweifelung, Angst, Unruhe regieren und plagen. Was empfinden denn hie diejenigen, die voll Furcht, voll Hasses, voll Unbarmhertzigkeit, voll Härte sind! Den Vorschmack jener Pein der Hollen, die die Schrifft einem stets nagenden Wurme vergleichet. Was spüren die, so täglich in der Liebe mehr gewurtzelt und gegründet werden? Sonder Zweifel den Vorschmack der künfftigen Welt, deren gröste Herrlichkeit in der Liebe bestehet. Können wir uns die Zeit, die wir hie zubringen, angenehmer machen, als wenn wir uns hie schon durch die Gnade der Seeligkeit zum Theil bemächtigen, die uns nach der Zeit versprochen ist? Können wir hie was mehr wünschen, als eine obwohl unvollkommene Aehnlichkeit mit den Auserwehlten, die dem Lamme bereits in den Feldern jenes Paradieses nachfolgen? Furcht, Schrecken, Angst, Unmuht, Traurigkeit zurücke! Ihr habt uns genug gequält. Furcht ist nicht in der Liebe. Wir folgen dem Heylande, der uns geliebet und sich selbst für uns dahin gegeben. Wir treten in seine Fußtapffen und wandeln hie in einer unvollkommenen Liebe, biß wir in den Häusern des Friedens die völlige Liebe erreichen werden. O Tag des Lebens und der wahren Ruhe, die uns die Welt nicht geben kan! O Tag ohne Dampf und Nebel, ohne Wolcken und Finsterniß! Da wir in jene Wohnungen der Auserwehlten treten und um unsern GOtt allezeit bleiben werden! Wie vergnügt wird unser Hertze dann sein! Wie zufrieden werden wir von jenen seligen Höhen in dieses finstere Thal zurücke blicken, da wir mit Furcht und Kummer so offt haben ringen müssen? Wie rein wird unsere Freude in dem Schooße der ewigen Liebe seyn, die unsern Geist völlig verklären, und mit einer Art der Ruhe, die niemand als ein Geist begreifft, der von hier geschieden, wie mit einem Strome, sättigen wird? HErr! hilff uns, daß wir uns stets, weil wir hie wandeln, darnach sehnen! HErr hilff uns! daß wir durch diese Erinnerung den Kummer, den wir hie nicht völlig dämpfen können, versüssen, und die Last, die ein jeder von uns nach deinem Rath tragen muß, erleichtern mögen! HErr hilff uns auch durch dein Verdienst und Leiden, daß wir dahin gelangen! Dir sey von uns allen Preiß, Ehre und Danck gesaget. Amen.

Karl Müchler

ward am 2. September 1763 zu Stargard geboren, erhielt nach in seinem Vaterlande vollendeten Studien zu Berlin als expedirender Geheimsecretär bei dem General-Ober-Finanz-Kriegs- und Domänendirectorium eine Anstellung und wurde 1794 Kriegsrath in diesem Collegium. 1801 nahm er aber seine Entlassung und lebte seitdem als Pensionair seinen literärischen Beschäftigungen.

Er gab heraus:

Kleine Frauenzimmerbibliothek. Hamburg 1782-86, 5 Thle.

Anekdotenlexikon. Berlin 1783—84, 2 Bde. 8.; n. verb. Ausg. 1817; n. verb. u. verm. Ausg. 1826.

Der Reisegefährte. Ebendas. 1785—86, 3 Thle.

Gedichte. Ebendas. 1786; 2. Ausg. 1802 u. 1805, 2 Thle. 8., mit Kupf. u. Musikbeilag.

Blüthen des Helikon. Berlin 1789; n. A. 1816, 12.

Erotische Tändeleien. Leipzig 1793; n. A. Halberstadt 1802, 8.

Dramatische Bagatellen. Berlin 1794—95, 2 Bändchen, 8. Einzeln:

Hier ist das mittelste Stockwerk zu vermiethen. Posse. 1796.

Das Geheimniß. Lustspiel. 1796.

Das verauctionirte Serail. Lustspiel. 1796.

Zamenide. 1796.

Der Scharlachmantel. Lustspiel. 1797.
Der Bildhauer. Lustspiel. 1797.
Psyche. Singspiel. Ebendas. 1797.
Was kümmerts euch. Lustspiel. Ebend. 1797.
Berliner Taschenbuch für das Jahr 1795. Berlin 1794, 16.
Juliane von Altern. Lustspiel. Berlin 1796, 8.
Egeria. Ein Musenalmanach auf das J. 1802. Ebendas. 1801, 16., mit Kupf.
Taschenbuch für die Kinder Israels, oder Almanach für unsre Leute. Berlin 1804, 16., mit Kupf. u. Musikbeitg.
Egeria. Taschenbuch auf 1805. Berlin 1805, 12.
Satyren der Deutschen. Leipzig 1806, 3 Bde., 8.
Kriegslieder. Berlin 1808.
Epigramme, Fabeln und Erzählungen, Ebendas. 1808, 8.
Der Anekdotenfreund. Ebendas. 1808, 6 Hefte; 8. A. u. d. Tit.: Arznei für Hypochondristen.
Anekdotenalmanach auf die Jahre 1808—13, 1815. 1817—1834, 2 Bde. in 12., mit Kupf.
Spiele müssiger Stunden. Ebendas. 1809—17, 8 Bde. in 12., mit Kupf. 5.—8. Bd auch unter dem Titel: Neue Spiele. Berlin 1811—17, 4 Bde., 12.
Der neue Anekdotenfreund. Ebendas. 1810—11, 1s—3s Hundert in 16.
Räthsel, Charaden und epigrammatische Scherze. Berlin 1811, 16. m. Kupf. Auch unt. d. Tit.: Taschenbuch zur geselligen Unterhaltung auf das Jahr 1811.
Quodlibet. Berlin 1811, 16. Auch unt. d. Tit.: Taschenbuch der Liebe und des Frohsinns.
Das Stammbuch. Berlin 1812, 12; 3. Ausg. Ebendas. 1820, in 12., mit 1 Kupf.
Gedichte, niedergelegt auf den Altar des Vaterlandes. Berlin 1813, gr. 8.
Aurora. Taschenbuch. Ebendas. 1815, 8.
3 Hundert Gedichte. Ebendas. 1815, 8.
Parodien. Ebendas. 1816; 2. Ausg. 1820, 8.
Scherzhafte Denksprüche. Berlin 1817, 8.
Stiefmütterchen. Ebendas. 1817, 8.
Kolibri. Unterhaltungsschrift. Ebendas. 1817, 2 Bde., 8., m. Schink.
Momus. Taschenbuch. Ebendas. 1818, 8., mit 1 Kupf.
Scherzhafte Erzählungen. Ebendas. 1818—23, 4. Theile. 8.
Das Glückskind. Ebendas. 1818.
Kleine Erzählungen. Berlin 1819, 8., mit 1 Titelk.
Anekdoten zur Charakteristik des Zeitgeistes. Berlin 1819, 2 Bdchen 8.
Die Blumensprache. Nach dem Französischen. Berlin 1820, 8., mit 2 Kupf.
Inhaltsverzeichniß zu den ersten 10 Jahrgängen des Anekdotenalmanachs. Ebendas. 1820, 8.
Die drei Freunde. Berlin 1820, 8.
Der Blinde und das Muttersöhnchen. Ebendas. 1820, 8.
Epigramme. Ebendas. 1820, 1. Samlg. in 12.
Vergißmeinnicht. Taschenbuch. Ebendas. 1820, 1823 u. 1827, 3 Bdchen in 16. (1. u. 2. Bdchen; 3 Aufl. 1827).
Bekenntnisse eines Hagestolzen. Berlin 1820, 8.
Der 24. August, oder der Stralauer Fischzug. Ebendas. 1822, 2 Bdchen, 8.
Neues Stammbuch. Ebendas. 1823, 12. (Bildet auch den 2. Theil des Stammbuchs.)
Iris. Zeitschrift für Freunde des Schönen. Berlin 1823—24, 2 Jahrg., gr. 4., mit J. Heinemann.
Kleine Bühnenspiele. Berlin 1823, 12.
Kleiner Hausbedarf für Freunde des Scherzes. Berlin 1824, 8., mit 1 illum. Kupf.
Klio. Berlin 1825, 8., mit 1 Vign.
Ueber die Würdigung dichterischer Erzeugnisse. Bruchstück aus einer italienischen Handschrift von 1594. Berlin 1825, 8.
Gedichte aus dem häuslichen Leben. Ebendas. 1827, 8., mit 1 Titelk. u. Musikbeil.
Zu Familienfesten. 2. Ausg. Ebendas. 1827, 12., mit 1 illum. Kupf.
Fabeln und Erzählungen. Ebendas. 1828.
Gedenke mein. Berlin 1828, 16.
Kriminalgeschichten. Ebendas. 1828—29, 2 Thle.
Zu Polterabenden. Ebendas. 1829, 8.; 2. verm. und verb. Ausg. 1836, 8., mit illum. Titelkupf.
Der Hausfreund. Berlin 1830, 8., mit 1 Titelk.
Die Bigamie. Ebendas. 1831, 8.
Euphrosine. Taschenbuch. 2. Ausg. Berlin 1834, mit illum. Titelkupf.
Viele Aufsätze u. s. w. in Zeitschriften u. s. w.

Auch war er Herausgeber des Freimüthigen, der sämmtlichen satir. Schriften von Liscov (s. d.), des Museums des Witzes (Leipz. 1808—12) und des Taschenbuchs für Frauenzimmer (auf die Jahre 1779—84).

Ein gewandter Erzähler, der jedoch weder sehr zart in der Wahl seiner Stoffe, noch sehr tief in der Auffassung und Darstellung derselben ist. Seine dramatischen und versificirten Arbeiten sind noch unbedeutender.

Heinrich von Müglein, s. Meistersänger.

Heinrich von Müglin, s. Meistersänger.

Herr Wachsmuth von Mühlhausen, s. Minnesinger.

Adam Heinrich von Müller,

ein bekannter Staatsmann, ward am 30. Juni 1779 zu Berlin geboren und von seinem Erzieher und mütterlichen Großvater, dem Orientalisten Cube, zur Theologie bestimmt. Allein seine Vorliebe für philosophische und positive Wissenschaften und seine Freundschaft mit Friedrich Gentz vermochten ihn, 1798 zu Göttingen die Rechte und dann zu Berlin Naturwissenschaften zu studiren. Nach kurzer Verwaltung eines 1802 übernommenen Referendariats bei der kurmärkischen Kammer zu Berlin bereiste er Schweden, Dänemark und Polen, ging seines Freundes wegen dann nach Wien und trat hier 1805 zum Katholicismus über. Von hier begab er sich über Polen nach Dresden, hielt hier und später zu Berlin schönwissenschaftliche und staatswissenschaftliche Vorlesungen und lebte seit 1811 wieder seinen Studien zu Wien, wo er vom Erzherzog Maximilian von Oestreich Este in dessen Hause aufgenommen wurde. 1813 und 1814 wirkte er als kaiserlicher Landescommissär und Schützenmajor mit bei der Befreiung Tyrols und später als Regierungsrath und Referent bei der Organisation des Landes, worauf er 1815 im Gefolge des Kaisers mit nach Paris ging. Von hier zurückgekehrt lebte er als kaiserlicher Generalconsul in Sachsen und Geschäftsträger an den herzoglich-anhaltischen und fürstlich-schwarzburgischen Höfen in Leipzig, wohnte den Ministerialconferenzen von Karlsbad und Wien bei und wurde 1827 unter dem Titel eines k. k. Hofrathes und Ritters von Nitersdorf dahin zurückgerufen. Hier starb er am 17. Januar 1829.

Er ließ erscheinen:

Vorlesungen über deutsche Wissenschaft und Literatur. Dresden 1806, 8.; 2 Ausg. 1807, 8.
Phöbus. Ebendas. 1808, 4., mit H. v. Kleist. Mit 7 Kupf.
Von der Idee der Schönheit. Berlin 1809, gr. 8.
Von der Idee des Staats. Dresden 1809.
Die Elemente der Staatskunst. Berlin 1809, 3 Bde.
Ueber König Friedrich II. Ebendas. 1810.
Theorie der Staatshaushaltung. Wien, 1812, 2 Thle.
Vermischte Schriften. Ebendas. 1812, 2 Thle.; 2. Ausg. 1817.
Zwölf Reden über die Beredsamkeit und deren Verfall in Deutschland. Leipzig 1816.
Staatsanzeigen. Ebendas. 1816—18, 3 Thle.
Etwas, das Göthe gesagt hat. Ebendas. 1817.
Von der Nothwendigkeit einer theologischen Grundlage der gesammten Staaswissenschaften. Ebendas. 1817.

Müller fand in seinem litterärischen Wirken eben so viele Gegner wie Verehrer. Während die einen ihm vorwarfen weiter Nichts als ein treuer Nachahmer Friedrich von Schlegel's im Guten wie im Bösen zu sein, priesen Andere die Eigenthümlichkeit und Orginalität seiner politischen Ansichten, seine kraftvolle Beredsamkeit und seinen feinen Geschmack bei Gegenständen aus dem Gebiete der Aesthetik, wo er allerdings zwischen den deutschen Classikern und Romantikern seiner Zeit vermittelnde Grundsätze aufzustellen versuchte. Die Wahrheit liegt wie immer in der Mitte.

Erste Rede aus v. Müller's „Zwölf Reden über die Beredsamkeit."

Die Betrachtungen über die Beredsamkeit, welche wir mit einander anzustellen im Begriff sind, müssen, so scheint es, auf die Verherrlichung einer benachbarten Nation führen, welche durch die Gewalt und den Reiz der Rede eine Art von Weltherrschaft vorbereitet hat, — und auf eine gewisse Demüthigung unsers deutschen Volkes, welches die Kunst mit der lebendigen Rede zu zwingen und zu verführen, oder sonst den Augenblick zu ergreifen eigentlich nie besessen, und welches das Wort nie bei der Hand gehabt, sondern meistentheils in der Feder erkalten lassen. —

Können wir Deutschen von Beredsamkeit sprechen, nachdem längst aller höhere Verkehr bei uns stumm und schriftlich, oder in einer auswärtigen Sprache getrieben wird? — Wenn die gesammten Staatsgeschäfte einer Nation mit der Feder abgemacht werden; wenn alle größeren Geister, welche sich in ihr regen und sie ergreifen oder doch berühren wollen, statt der Rednerbühne einen Schreibtisch bereitet finden; wenn die heiligsten und erhabensten Ideen niemals mit der Gewalt, welche die Natur in die Brust des Menschen und in seine Stimme legte, unmittelbar an das Herz der Nation schlagen können; endlich, wenn in der höheren Gesellschaft, wenn da, wo sich alle besonderen Sitten der Nation in eine einzige Sitte vereinigen, wo sich aus unzähligen Beschränkungen und Rücksichten nun die eigenthümliche vaterländische Grazie des Lebens, des Umgangs und der Mittheilung ergeben soll; wenn in der Gesellschaft, da — wo nun endlich alles Vorlaute zur Ruhe gebracht ist, wo niemand reden darf, der nicht zu hören versteht, wo also Schicklichkeit und Anstand nun endlich eine wahre Schule der Beredsamkeit eröffnet hätten — wenn da die Sprache des Landes verdrängt ist von einer fremden, wo sollen die Redner herkommen? Etwa aus der kleinen Provinzialkrämerei des alltäglichen Lebens, oder aus der Gesprächigkeit des häuslichen Elends, — oder aus dem telegraphischen Verkehr, den die Philosophen und Gelehrten der einzelnen Secten, jeder in seiner besondern Terminologie, über die weite Fläche von Deutschland hin miteinander treiben? —

Und wenn die Natur Talente für die Beredsamkeit über Deutschland so reichlich ausstreute, wie über den Boden irgend eines andern Landes, so sind es ja in Deutschland nur Einzelne, die hören; es giebt kein Ganzes, keine Gemeinde, keine Stadt, keine Nation, die wie mit einem Ohre den Redner anhörte? Im Gespräch mit dem Einzelnen sind wir zu ungebunden, zu unbeschränkt; wir lassen uns gehn, wir reden nachlässig, und so verliert sich aus der Sprache des Volks der allgemeine, bindende Geist; sie zerbröckelt sich in unzählige Dialekte und Idiome; jede Sekte und jede Kotterie verunstaltet sie in ihrer eigenen Manier. Nun mögen die Klopstock, die Lessing, die Schiller, die Göthe alle Strahlen dieser zerstreuten Sprache wie in einen Brennspiegel versammeln; das, was allen gemeinschaftlich ist in Wort und Klang, mag von Einzelnen wirklich niedergeschrieben, auch ausgesprochen werden: die Nation liest sie, verschluckt sie, aber hört sie nicht, spricht ihnen nicht nach. — Wer überhaupt lernt reden aus dem Papier, aus der todten Schrift? Hören muß und gehört werden, wer sprechen lernen will. — Der Taubgeborne ist nothwendig zugleich stumm.

Die gesammte deutsche Literatur zerfällt in zwei Theile: der Eine und bei weitem größere Theil begreift die wissenschaftlichen, die Lehrbücher; in diesen zeigen sich Redner, die eigentlich niemanden anreden, sondern in sich selbst hineinsprechen. Während man nämlich in den wissenschaftlichen Werken der Franzosen z. B. eines Montesquieu, Büffon, d'Alembert, oder Diderot, oder auch in denen der Italiäner ganz deutlich im Lesen fühlt, daß man angeredet wird, daß der Autor einen bestimmten Menschen von Fleisch und Bein vor sich hat, den er überreden, den er überzeugen will; während die leichteste Flugschrift der Engländer, wenn es sich nur irgend thun lassen will, an einen bestimmten Menschen, an eine bestimmte Gemeinde oder Korporation gerichtet wird; während die abstraktesten Werke der Alten unser Ohr bezaubern und uns zum Gespräche wohlthuend einladen, weil sie für ein lebendiges Ohr geschrieben sind; während nach dem Ausdruck des Quintilian und dem Gefühle der Alten kein Wort zur Audienz der innern Empfindung oder des Verstandes gelangen konnte, welches im Vorzimmer des Ohrs beleidigt hätte, — baut der deutsche Gelehrte ein Gebäude von Chiffern, sinnreich aber einsam, unerwärmend, unerfreulich, ohne Antwort oder Erwiederung von irgend einer Seite her! Dies ist der eine, der wissenschaftliche Theil unserer Literatur. Wir finden es auffallend, wenn in einer gewöhnlichen Gesellschaft jemand laut mit sich selbst redet: hier hätten wir viele tausend Redner, die sich öffentlich vor ganz Deutschland sprechend, und weitläuftig sprechend hinstellen, — ohne irgend jemand anzureden.

Der andre, der schöne Theil unsrer Literatur, bietet eine eben so befremdende Erscheinung dar. Hier zeigen sich nun Redner, die wirklich anreden, welche die Nation oder wenigstens die Edelsten der Nation wirklich vor sich hinstellen im Geiste, die es auf Begeisterung, auf ein Ergreifen der Persönlichkeit anlegen; ja es zeigt sich Einer, der, die Seele ganz erfüllt von der Herrlichkeit wie von den Leiden, von dem Beruf wie von dem Mißgeschick seiner Nation, eine Antwort herausschlagen will aus ihr, wie einen Funken, oder einen Quell, oder irgend etwas Lebendiges aus dem Felsen; es zeigt sich Schiller, ein Dichter, oder vielmehr ein Redner, der noch überdies in allen seinen Werken und unter den größten und muthigsten Gedanken so stolz und so gebeugt, so wehmüthig zugleich klingt, wie, ich möchte sagen, Deutschland selbst*) klingen müßte, wenn es reden könnte: — dieser ganze Theil unserer Literatur wird nicht gelesen, wird nicht etwa mißgönnt dem Papier, nicht etwa herausgerissen aus den todten Lettern von einer auf ihre Zierden eifersüchtigen Nation, nicht etwa der Buchdruckerkunst zum Troß zu einer lebendigen Tradition, so wie alle Abdrücke von Corneille und Racine und Ariosto und Tasso heut untergehen könnten, und nichtsdestoweniger sie selbst vollständig fortleben würden in der begeisterten Ueberlieferung ihrer Mitbürger; — sondern er wird dechiffrirt und verschluckt, und wenn sich nicht etwa das Theater einzelner Werke erbarmte, so hätten wir die ganz eigne Erscheinung einer Literatur von wenigstens vierzig Autoren vom ersten Range, die es mit allen Vierzigern (Quarantes) der Welt aufnehmen könnten, und deren Werke kaum ein einzigesmal von einer menschlichen Brust in den angemessenen, artikulirten Tönen wirklich ausgesprochen worden wären.

Es giebt also nicht bloß lebendige Literaturen und todte Literaturen, sondern auch stumme Literaturen, und unsre Betrachtungen über die Beredsamkeit mußten mit der Klage anfangen, daß die deutsche Literatur bis auf die neusten Zeiten gehört hat.

Ein gewisser allgemeiner Drang zum Vorlesen und Deklamiren der Nationaldichter, so ungeschickt er sich mitunter auch äußern mag, so vielen Antheil auch zu Zeiten noch die Eitelkeit und der Eigennutz daran haben mögen, ist dennoch ein erfreuliches Zeichen, daß sich die Verzauberung unsres Ohrs und unsrer Stimme wieder allmählig lösen will, und daß unsre schöne Literatur von dem lebendigen Odem der Rede wieder ergriffen werden soll. Würde in der Erziehung die Hälfte des ungebührlichen Eifers, den man in neueren Zeiten auf den

*) Man erinnere sich, daß diese Reden 1812, ein halbes Jahr vor dem Brande von Moskau, und geraume Zeit vor der Schlacht von Leipzig gehalten wurden.

Mechanismus des Lesenlernens gewendet hat, auf den Ausdruck des Tons und die Geberde der Brust und der Seele im Lesen gewandt, so würde der deutschen Redekunst damit vielleicht mehr gedient, als mit Vorlesungen über die Beredsamkeit.

Indeß sind auch solche öffentliche Vorlesungen über Gegenstände der Wissenschaft oder der Kunst vor einer Beesammlung von Personen, die weniger die Absicht zu erlernen oder Kenntnisse zu erkaufen, als ein allgemeines, wahrhaft menschliches und gesellschaftliches Interesse an den Fortschritten der Bildung vereinigt, förderlich für die Belebung unsrer Sprache, und überhaupt eine neue, sehr ehrenwerthe Gattung in Deutschland. Auch der erste, der wissenschaftliche Theil unsrer Literatur, will also endlich gesellig werden: es soll nicht mehr ins Blaue und Unbestimmte hin, es soll nicht mehr den Wänden und Wüsten geprediget werden, man will ein Lebendiges, ein Ganzes, eine würdige Stellvertretung des Publikums, zu dem man spricht, sich gegenüber haben; man sucht die Schranken, man verlangt Antwort und Urtheil: die deutsche Wissenschaft zeigt sich auf dem Wege nach einer großen Wahrheit, die bei uns mehr als irgendwo sonst vergessen worden ist, nämlich

daß es nur ein einziges Kennzeichen des Verständigen gebe, nämlich die Verständigkeit, und daß man nur in demselben Grade selbst verstehe, als man verstanden wird.

Die größten wissenschaftlichen Autoritäten Deutschlands in und außer den hohen Schulen haben in den letzten zwanzig Jahren die Form solcher Vorlesungen gewählt, und haben sie in dieser kurzen Zeit weiter ausgebildet, als es in Frankreich und England, wo sie längst in Gebrauch waren, gelungen ist. Die hier anwesenden, verehrungswürdigen Personen haben mir durch die Güte und Nachsicht, mit der sie auf meine Einladung erschienen sind, die Befugniß eingeräumt, so großen und guten Mustern nachzustreben.

Ich habe meine Rede angefangen mit einer Anklage der deutschen Literatur, sogar mit einer verdeckten Vertheidigung derer, die in den höheren Verhältnissen der Gesellschaft sich einer fremden, und dem vaterländischen Sinne nicht eben angemessenen Sprache und Manier der Beredsamkeit bedienen. Denn die Schuld der Verwahrlosung unsrer Muttersprache liegt so wenig in der Gleichgültigkeit der höheren Gesellschaft gegen sie, als in der Nachlässigkeit, der barbarischen Gesinnung der Uebrigen. Was vermöchte unser, der Kinder dieses Augenblicks, Unart, Wohlwollen oder Abneigung über das innerliche Wesen und die Kraft und das äußere Ansehn einer Sprache, die von Karl dem Großen bis heut, und von dem Gipfel der Alpen bis an die Küsten des finnischen Meerbusens geredet worden, in der sich alle großen Ideen und Weltschicksale des letzten Jahrtausends ausgedrückt, und die eigentlich zu groß und zu gewaltig ist für irgend eine fürstliche oder akademische Pflege? — Die Schuld liegt in den dermaligen öffentlichen und bürgerlichen Verhältnissen der Nation; daß der ausschließend schriftliche Betrieb der Staats- und gelehrten Angelegenheiten und die Anwendung der französischen Sprache in den höhern Sphären des gesellschaftlichen Lebens, wo allein sich die vaterländische Sprache und Rede würde ausbilden und verfeinern können, die Entwicklung der Redekunst in Deutschland verhindre, habe ich zeigen dürfen; was uns aber in allen redenswerthen Dingen entweder zur Schrift oder doch zu einer fremden Sprache verdammt, kann ich nicht zeigen, ohne Dinge zu berühren, über die man nie halb, sondern lieber gar nicht reden sollte.

Halten wir uns also vorläufig an die Erscheinung, wie sie einmal ist. Das Sprechen, das erste unter allen menschlichen Geschäften, wie der erfreulichste und edelste unter allen menschlichen Genüssen, wird in England, Frankreich und Italien mit der natürlichen Vorliebe getrieben, aus der sich nothwendig Redner und eine Kunst des Redens ergeben müssen. In Deutschland wird dieses Geschäft im Durchschnitt mit dem anderweiten Schaffen, und Arbeiten, und Essen und Trinken ungefähr in eine Reihe gesetzt. Jene scheinen zu leben um zu sprechen; wir nur zu sprechen, um die übrigen Lebensfunktionen zu befördern und im Gange zu erhalten. — Ich gestehe es ein, und vergebe dennoch, wie der Verfolg zeigen wird, der Ehre und dem Adel der Sprache nichts, in der ich das Wesen und die Natur der Beredsamkeit zu beschreiben unternehme.

Der größte Redner der deutschen Nation, Friedrich Schiller, der die dichterische Form nur wählte, weil er gehört werden wollte, und weil die Poesie eine Art von Publikum in Deutschland hatte, die Beredsamkeit aber keines, — klagt über eine gewisse Flüchtigkeit, oder vielmehr über ein gewisses Verfliegen des Gedankens in der Sprache, klagt, daß die Seele, wenn das Wort ausgesprochen werde, schon weit über dem Worte, oder weit voran vor dem Worte sei. „Spricht die Seele, sagt er, so spricht, auch schon die Seele nicht mehr." — Das ist in wenigen Sylben das Unglück einer Nation wie die deutsche, die lange in sich und auf ernste und ewige Dinge gekehrt, nun auf einmal gewahr wird, daß sie das äußere Leben, Vaterland und Gesellschaft versäumt hat; daß ihre Gedanken unendlich weiter reichen als ihre Sprache; daß sie viel mehr besitzt als sie mitzutheilen im Stande ist — während sie zu fühlen anfängt, daß die Fähigkeit ihn mitzutheilen, den Besitz erst zum Besitze; daß die Fähigkeit ihn auszusprechen, den Gedanken erst zum Gedanken macht, und der wahre Ernst und die eigentliche Ewigkeit des Sinnes nur darin liegt, daß er sich mit dem bürgerlichen und gesellschaftlichen Leben verträgt.

Es giebt in Deutschland ein Ringen mit der Sprache, ein Drängen des Unermeßlichen in Worte, ein unglückliches aber rührendes Bestreben, welches nie gelingen kann, nicht weil das Unternehmen etwa über die Gränzen der Sprache überhaupt ginge, aber weil der Einzelne mit seinem Gedanken weit vorausgelaufen ist der Nation mit ihrer Sprache, und weil er nun mit den beschränkten Kräften seiner Brust ausdrücken will, wohin er erst die Nation erheben muß, damit er es sagen könne. Der Gesichtskreis der Deutschen, so habe ich das Unglück an einem andern Orte ausgedrückt, ist unendlich größer als unser Wirkungskreis: unser Gedanke reicht weiter als unsre Sprache.

Die Worte Schillers: Spricht die Seele u. s. w. gelten also nicht etwa überhaupt als eine traurige Wahrheit von aller Sprache, sondern von der dermaligen deutschen; die Seele ist nicht etwa an sich vornehmer und größer als die Sprache, sondern die Sprache ist das göttliche Siegel, wodurch alle sonderbaren, eignen und weitläufigen Gedanken des einzelnen Menschen erst zu ernsthaften und wahrhaftigen Gedanken werden. Das schönste, was die Seele in ihrem einsamen Bezirke hegt, bleibt Vision und Traum, und ohne Einfluß auf die Welt, also ohne freundliche Bestätigung von Außen, bis es deutlich gesagt werden kann, d. h. bis ein überschwengliches Wesen, worin alle vorangegangenen Jahrhunderte, und alle Geschlechter bis auf den Einzelnen, Aermsten das schönste Erbtheil ihres Lebens niedergelegt haben, die Sprache es bestätigt; bis der Gedanke durch dasjenige zum Gedanken wird, wodurch der Mensch zum Menschen wird. Kurz, es ist mit dem Besitz der Seele, wie mit allem Besitz; er ist nicht eher sicher, als bis er zum Gemeingut geworden; und dies wird er durch die Sprache. —

Der Deutsche ist in einem unbequemen Verhältniß zur Sprache, er ringt mit ihr, sage ich, er zwingt sie, wozu sie nicht geneigt ist, und sie ihrer Seits zwingt ihn durch das ewige Gesetz der Reaktion wieder dahin, wohin er nicht will. So regiert der deutsche Gelehrte auf dem Papier den Staat, giebt Gesetze, verbessert die Sitten, erfindet Terminologien, martert die Sprache, und wird gegen den wirklichen Staat, die wirklichen Gesetze und Sitten nur immer feindseliger gestellt, von den äußeren Bedingungen des Lebens nur immer mehr gepeinigt, von der wirklichen Sprache zerrissen und von der eignen Terminologie verwirrt. In dem einen Augenblick handthieren wir mit der Sprache despotisch und eigenmächtig, als wenn sie ein erfundenes Wesen, eine Art von Chiffre oder Signal wäre, das man willkührlich verändert, wenn der Schlüssel in Feindes Hände gefallen ist; in dem andern Augenblick handthiert dafür die Sprache mit uns, verwandelt wider unsern Willen die Gedanken unter unsern Händen, zähmt sie, bändigt sie. —

In welchem bequemen, schwebenden Verhältniß steht dagegen der Franzose zu seiner Sprache: Spricht die Seele — so hat sie auch genau im Worte Platz. Daher die gewisse Befriedigung im Sprechen, und in dem Gedanken des Gesprochenhabens und Sprechenwerdens, worüber sich wohl spotten läßt, und von Armuth reden, die sich leichter in Schranken und zu Rathe halten ließe, als der Reichthum, — während wir innerlich, wenn wir gerecht sein wollen, mit Neid anerkennen müssen, daß, wer erst die Sprache in solche Eintracht gebracht hat mit dem Gedanken, mit der Sprache auch zugleich viel Anderes gewinnt, was wir entbehren müssen.

Zu dieser Harmonie der Sprache mit dem Gedanken lenken wir aber allgemach zurück, halb von der Noth gedrängt, halb getrieben von einem alten, guten, ernsten und göttlichen Verlangen, das nie ganz von uns gewichen ist, und das die deutsche Kunst sogar in diesen letzten Zeiten der Barbarei und Sprachverwirrung bei Ehren erhalten hat. Der Mensch soll nicht denken über die Sprache hinaus, oder in Gedanken weiter schweifen als die Sprache reicht: die Gränzen der Sprache sind die göttlichen Gränzen, die allem unsern Thun und Treiben angewiesen sind; und diese Gränzen sind keine Mauern; sie wachsen, wie die innerliche treibende Kraft unsrer Seele wächst. Wir sollen alles aussprechen können was wir denken: denn nur die Gedanken, die das Vaterland mit uns denkt durch die Sprache, sind gute Gedanken. Der einzelne Geist, der hoffärtig heraustritt aus seiner Nation und ihrer Sprache, sich erheben will über sie, muß über kurz oder lang eben so weit unter sie hinab: um so viel er mehr verstehn will als sie, wird er auch weniger verstehn. Kurz, in jedem einzelnen Augenblick

versteht er ganz in demselben Maße und nicht mehr als er verstanden wird.

Ein einzelner deutscher Dichter und Werkmeister hat es auf diese Weise erreicht, im Niveau seiner Nation dreißig Jahre hindurch zu bleiben, und sich in ein bequemes, schwebendes Verhältniß zur Sprache zu setzen. Niemand wird es wagen in der Größe der Absicht, in der Reinheit und Göttlichkeit des Willens Göthe mit Schiller zu vergleichen; aber es ist dafür auch ein Ebenmaß der Kräfte und des Stoffs, ein Verstand und ein Verstandenwerden, kurz eine Wechselwirkung zwischen Göthe und der deutschen Nation, und ein Einfluß Göthe's über diese, wie sie nicht leicht von einem einzelnen erfahren. Daß es die Nation selbst ist, nicht etwa ein vorübergehender akklamirender Haufe von Tagesgenossen, was von Göthe ergriffen worden, so erinnere man sich des nun bald vierzigjährigen Werther, der noch heute, nachdem eine ganze Generation und ein wirkliches Gedränge von Revolutionen in den Sitten und Ansichten, wie in der Sprache der Deutschen, vorübergegangen, mit derselben Frische der Beredsamkeit unser Herz anregt. Man erschrickt, wenn man in diesem Romane unverhofft etwa den Schnitt und die Farbe der Kleidung Werthers berührt findet, und nun erfährt, daß man ihn sich in der steifen, gespannten Eleganz jener Zeit denken soll, die uns eigentlich viel alterthümlicher dünkt und viel entfernter liegt, als die Kostüme des Mittelalters. So erhaben ist die Beredsamkeit des Werther über die Mode, daß sie selbst wie die andern lebendigen Menschen die Mode wechselt. Aber das eigentlich charakteristische in Göthe ist sein Gleichgewicht mit der Sprache, also mit der äußeren Welt, also vor allen Dingen mit der Nation: er hat alles ausgesprochen, ausgeschrieben, ausgedrückt, was er gedacht und begehrt und empfunden. Es war eine glückliche Sinnlichkeit in ihm, die sich von den lebendigen Gestalten des Lebens nie ableiten ließ, eine glückliche Genügsamkeit und Behaglichkeit, die ihn von allen geistigen und philosophischen Schwärmereien seiner Kunstgenossen zurückhielt.

Indeß beweisen die Vorrechte einer einzelnen, hochbegünstigten Natur nichts gegen die Regel. Ein gewisses Mißverhältniß zwischen dem Wollen und dem Vermögen ist der charakteristische Grundzug unsrer Literatur. So leicht es wäre, grade in dieser Eigenheit den unvergleichlich hohen Beruf unserer Nation nachzuweisen, und grade in der Ursache des Verfalls der deutschen Beredsamkeit die sichre Bürgschaft unsrer dereinstigen Größe zu finden, so habe ich dennoch vorgezogen, meine Betrachtungen mit einer unumwundenen Anklage der Deutschen zu beginnen, weil ich darauf ausgehe, sie gründlich und befriedigend zu vertheidigen.

Es ist eine goldne Regel, eine Haupterfahrung, die uns bei allen unsern Erwägungen der Redekunst an keiner Stelle verlassen darf, daß nämlich das Gemüth des vollständigen und gesunden Menschen beständig in kriegerischer Disposition und zum Widerspruche geneigt ist. Wollen wir also mit den Waffen der Rede oder des Arms vertheidigen, so müssen wir anzuklagen und anzugreifen wissen, was vertheidigt werden soll. Der Sachwalter eines Verbrechers muß die stärkste Anklage gegen ihn führen, um ihn mit wahrem Erfolge vertheidigen zu können: der Sachwalter der Tugend muß alle Ränke kennen, die seinen Gegenstand verunglimpfen könnten, eben so wie der wahre Gottesgelehrte ohne gründliche Erkenntniß des Teufels nicht zu denken ist. Dies ist die erhabene Kunst, welche unter den Lobrednern des letzten Jahrhunderts den großen Bossuet so weit über den Thomas, und die unter den gerichtlichen Sachwaltern den brittischen Redner Erskine weit über alle seine Standesgenossen erhebt. Dies ist die zierliche Kunst, welche die Frauen mit dem sichersten und glücklichsten Erfolge üben, ja das ganze Geheimniß ihrer weltlichen Herrschaft: sie klagen an was sie vertheidigen, rathen ab von dem, was sie erreichen wollen: sie verdecken Falten und Eigenheiten der Seele, die sie zeigen wollen, sie scheinen auszuweichen dem, was sie wünschen: kurz dies Geschlecht versetzt alles in die Disposition es zu vertheidigen.

Auf gleiche Weise kann man sicher glauben, daß überhaupt die Anhänglichkeit an einen geliebten Gegenstand noch nicht weit bei uns gediehen, so lange unser Lob noch unbegränzt ist: aber wenn wir bescheiden werden, im Namen des geliebten Gegenstandes, wenn wir ihn mit Rückhalt, mit Einschränkung und Ausnahmen zu loben anfangen, so etwa, wie ein Bruder von der Schönheit seiner Schwester spricht, dann beschäftigt er uns ganz. Kurz, wo wir aus Liebe ungerecht werden könnten gegen die Welt, und ausschweifend und abgöttisch werden könnten im Lobe, da hat uns die Natur schon wieder sanft in die Bahn der Gerechtigkeit eingelenkt.

Was aber sagt diese ganze Regel? — Wisse anzuklagen, wo du vertheidigen willst, anders als in andern Worten meine frühere Regel? Wisse zu hören, wenn du reden willst; versetze dich in das Herz, dahinein du greifen willst; in den verwirrten Sinn, welchen du bekehren, in die Krankheit, welche du heilen willst. Verstehe, Redner, mich, deinen Gegner, wenn du dich mir verständlich machen willst: bist du verständlich, dann will ich glauben, dann werde ich es im innersten Herzen empfinden, daß du verstehst. Kurz, es giebt kein Mittel den Verstand zu beweisen, als die *Verständlichkeit*; kein Mittel, das Geliebte und Verehrte und Angebetete wahrhaft zu vertheidigen, zu erheben, als die *Gerechtigkeit*. Möge es uns gleichergestalt mit der deutschen Beredsamkeit überhaupt gelingen: mit Anklage haben wir ihr Lob und ihre Vertheidigung eröffnet.

Wer wirken will, muß seinen Gegenstand zu ergreifen wissen: die gemeine Eroberung, Besitznahme und Unterwerfung genügt der größeren Seele nicht. Die Beredsamkeit will ergreifen, aber durch Reiz, durch Motive, die in der Brust dessen liegen, auf den sie es abgesehn: sie will ihre Beute nicht todt haben, wie der gemeine Eroberer, aber im vollen Sinne des Worts lebendig. Sie will eine freie Seele bezaubern und beherrschen; sie will ihren Gegner nur zwingen und reizen, niederzuknien vor der Wahrheit, die größer ist als sie beide. Sobald also der Redner allein spricht, ohne seinen Gegner, vielmehr sobald in der Rede des Redners nicht alle Argumente des Gegners enthalten sind, sobald ist er seines Gegenstandes Meister noch nicht und seines Sieges nicht gewiß. *Jede wahre Rede ist also Gespräch*: in dem Munde des einen Redners sprechen nothwendig zwei, er und sein Gegner.

Das ist der Punkt, wohin meine ganze heutige Darstellung führen sollte. Um die Beredsamkeit in allen ihren unendlichen Formen zu verstehn, muß man das *Gespräch* verstehn. Dies ist es, was Schillern und auch Göthen und Lessingen unwiderstehlich auf die Bühne drängte, wo sich das Streben einer ächten und wahrhaftigen Natur in tausendfältigen Wendungen und Gestaltungen des Dialogs auseinanderlegen konnte. Wie konnte das Theater einer zerrissenen Nation *an sich* reizen, solche Geister reizen; aber einstweilen, und bis sich das Zerstreute und Zersplitterte wieder fügte, und Deutschland wieder auferstand, und dann ein wahres Theater, ein heiliger Spiegel der Nationalschicksale und eine Durchsicht in die freie Zukunft eröffnet wurde, haben diese drei Helden unsrer Literatur das Wesen der deutschen Rede und der Beredsamkeit überhaupt, nämlich das Gespräch in seiner Würde, behauptet. Die dramatischen Werke Schillers, Lessings Nathan, Göthes Tasso und Egmont gehören vielmehr in die Gattung des Gesprächs, als des Drama's.

Ist es nicht ein größeres Gespräch, ein Wechselreden zwischen sich und seinem Gegner, welches der Feldherr in seinem Busen trägt, wenn er seinen Plan entwirft. Kann er siegen, wenn er an irgend einer Stelle seines Kalküls die Antworten, die Gegenwirkungen seines Feindes unbeachtet gelassen, wenn der Feind ihm größere Argumente und Kräfte entgegensetzt, als von denen er selbst schon überzeugt ist. Mit der Idee des Gesprächs beginnen alle Wissenschaften: zwischen zwei ewig streitenden Formen der Wahrheit, die sich in tausendfältigen Metamorphosen der verschiedenartigsten Naturen, Neigungen, Ansichten und Lebensweisen darstellen, erhebt sich in steigender Herrlichkeit unergreiflich, unergründlich die Eine ewige Wahrheit; aus dem Feuer des Streits und des Gesprächs, bevor es noch zur Asche zusammensinkt, geht sie glänzender, überzeugender, empfundener hervor. Die einzelnen Sprecher verstummen, die Systeme, die sie in hoffärtiger Anmaßung selbstherrschend aufgethürmt, versinken, aber das Wort selbst, das lebendige Wort, das Gespräch und die darin als Seele waltende Wahrheit ist ewig.

Christian Müller

ward 1790 zu Eisenach geboren, studirte zu Jena und Göttingen die Rechte und ward nach vollendeten Studien und erlangter Doctorwürde in seiner Vaterstadt als Regierungssecretär angestellt. Allein bald gab er diese Stelle wieder auf, bereiste Rußland und Frankreich und, nachdem er als Cabinetssecretär des Herzogs von Leuchtenberg sich eine Zeitlang in München aufgehalten hatte, auch Italien und Griechenland. Dieser längern Reise folgte 1824 eine zweite nach Italien, von wo er 1827 in die Schweiz zurückkehrte.



Die literarische Welt kennt ihn durch:
St. Petersburg. Beitrag zur Geschichte unserer Zeit. Mainz 1813.
Wanderung von Petersburg nach Paris. Leipzig 1814.
Reise von Berlin nach Paris. Mainz 1815.
München unter König Maximilian Joseph I. Ebendas. 1816—1817, 2 Thle.
Reise durch Griechenland und die jonischen Inseln. Leipzig 1822.
Farnkräuter. Dresden 1824, 2 Thle, 8.
Roms Campagna. Leipzig 1824, 2 Thle.
Das Mädchen von Ithaka. Dresden 1824, 2 Thle, 8.; 2. (Titel.=)Ausgabe. 1827.
Der Kerker zu Munkholm. Rathenow 1827, 2 Thle.
Einzelne Aufsätze in Zeitschriften, z. B. dem Tübinger Morgenblatt u. s. w.

Lebendige Darstellung, Eleganz, gute Beobachtungsgabe und belebende Phantasie, walten in den, meist die Gegenwart schildernden, Schriften dieses talentvollen Autors vor.

Christoph Heinrich Müller

ward am 10. Februar 1740 zu Zürich geboren, erhielt nach vollendeten philosophischen und geschichtlichen Studien die Professur der Philosophie und Geschichte am joachimsthalischen Gymnasium zu Berlin, gab aber 1788 diese Stelle auf und lebte seitdem als Privatgelehrter zu Zürich, wo er am 22. Februar 1807 starb.

Er machte sich literarisch bekannt durch:
Sammlung deutscher Gedichte aus dem 12. 13. u. 14. Jahrhundert. Berlin 1784—85, 2 Thle. in 4. und der Anfang des 3. Thls.
Der Dorfpfarrer. Ebendas. 1785.
Der Traum. Ebendas. 1789.
Dialogen und kleine Aufsätze. Zürich 1792, 2 Thle.

M. erwarb sich ein besonderes Verdienst durch die Veröffentlichung mehrerer poetischer Denkmale des deutschen Mittelalters, zu einer Zeit, als nur sehr geringe Theilnahme an solchen Dingen herrschte. Seine eigenen Leistungen sind dagegen nicht bedeutend.

Friedrich Müller,

gewöhnlich unter dem Namen: Maler Müller aufgeführt, einer der genialsten deutschen Dichter seiner Zeit, aber lange verkannt, und jetzt bereits wieder fast von der Menge vergessen, ward im Jahre 1750 zu Creuznach geboren, und offenbarte schon früh glückliche Anlagen für die bildenden Künste. Noch sehr jung trat er in herzoglich zweibrückische Dienste, und gab schon in seinem achtzehnten Jahre mehrere Sammlungen radirter Blätter heraus, Compositionen im niederländischen Geschmacke die wegen der Freiheit und Keckheit ihrer Auffassung und Behandlung allerdings Beifall erhielten, jedoch auch wegen ihrer Regellosigkeit, welche überhaupt dem Wesen und den Leistungen Müller's eigenthümlich war, scharfen Tadel fanden. Das Streben nach höherer Ausbildung und das Beschränkende der Verhältnisse, in denen er sich befand, führte den begabten Künstler im Jahre 1776 nach Rom, wo er sich bald so wohl und einheimisch fühlte, daß er sich hier eine bleibende Stätte gründete. In seinen malerischen Studien wählte er sich Michel Angelo zum Vorbilde; seine Leistungen wurden aber, da er sich, wie so mancher talentvolle Maler auf seiner Bahn verirrte, bei allem Streben nach großartiger Auffassung nur excentrisch und manierirt, und fanden demgemäß wenig Beifall. Er wandte sich daher in späteren Jahren völlig von der Ausübung seiner Kunst ab und begnügte sich mit theoretischen Forschungen, die er besonders über Rom selbst anstellte, so daß er für wißbegierige Fremde einer der gewiegtesten, erfahrensten und geschmackvollsten Führer unter den Schätzen der Siebenhügelstadt ward; ein Beruf, dem er sich mit besonderer Vorliebe widmete. Der König von Baiern ernannte ihn zum baierschen Hofmaler. — Maler Müller starb im 73sten Jahre seines Alters am 23sten April 1825 in Rom.

Er hat folgende Schriften hinterlassen:
Bachidion und Milon. Idylle; nebst einem Gesange auf die Geburt des Bacchus, von einem jungen Maler. Frankfurt und Leipzig 1773, 8. Mannheim 1778, 8.
Die Schaafschur. Idylle. Mannheim 1775, 8.
Der Satyr Mopsus. Idylle. Frankfurt und Leipzig 1775, 8.
Balladen. Mannheim 1776, 8.
Adams erstes Erwachen und seelige Nächte. Mannheim 1778, 8.
Niobe. Drama. Mannheim 1778.
Faust's Leben, dramatisirt. Mannheim 1778.
Erzählungen. Berlin 1803.
Sämmtlich nebst einigen andern, wie z. B.
Golo und Genovefa. Schauspiel in fünf Aufzügen, wieder abgedruckt in „Maler Müller's Werke.“ Heidelberg 1811, 3 Thle. in 8. — Wohlfeilere Ausgabe (dieselbe nur mit neuem Titel) Heidelberg 1825, 3 Thle.
Außerdem erschienen später von ihm:
Kritik der Schrift des R. von Bossi über das Abendmahl des L. da Vinci. Heidelberg 1817.
Adonis, die klagende Venus, Venus Urania. Trilogie. Leipzig 1825, 8.
Chares und Fatime, oder der hohe Ausspruch. — Besonderer Abdruck aus den Rheinblüthen. Karlsruhe 1825.

Die Zeit, in welcher Müller zuerst mit seinen dichterischen Leistungen auftrat, war denselben durchaus nicht günstig; eine breite Hausväterlichkeit hatte auf dem deutschen Parnasse Platz genommen, und sah es höchst ungern, daß die Beschäftigung mit den Musen zu etwas Anderem als einer behaglichen Verschönerung des Alltagslebens dienen solle. Die Dichtkunst war nicht viel mehr als die Kunst, prosaische Gedanken in Verse zu bringen, und wenn gleich aus den Kämpfen der Schweizer mit der Gottschedischen Schule neuere Bestrebungen hervorgegangen waren, welche vorzüglich Klarheit und Präcision des Styls, so wie Bestimmtheit und Correctheit der Sprache zu befördern suchten, so sah man doch noch nicht eigentlich ein, worauf es wirklich ankomme, und die Menge wandelte getrost auf der einmal betretenen höchst bequemen Bahn weiter. Klopstock stand bewundert aber isolirt da; der feine Lessing war in gehässige Streitigkeiten verwickelt, und ward von den Wenigsten gefaßt, Wieland blieb dem Geschmacke treu, den er gebildet, aber es gesellten sich keine Jünger zu ihm. Die sogenannte sächsische Schule gab den Ton an, und wenn sie auch manchen wackern Genossen zählte, so herrschte doch in ihr zu viel des Mittelmäßigen; man hatte dort keine Ahnung, daß die Poesie das ganze Leben mit seinen Höhen und Tiefen, ein schöner großartiger Spiegel desselben, umfasse. — Um diese Zeit aber begann die Morgenröthe deutscher Dichtkunst zu dämmern, und Geister wie Göthe, Bürger,

Herder, Heinse, Klinger, u. And. bereiteten den neuen Tag und brachten ihn. Diesen schloß sich Maler Müller enthusiastisch an; er fühlte im tiefsten Innern, daß man das Leben ergreifen müsse in allen seinen Verhältnissen, um als Dichter begeisternd zu wirken. Man hatte sich in der Kunst wie in der Poesie von der Natur, durch Regeln der Schule verleitet, entfernt, ihr mußte man sich daher vor allen Dingen wieder nahen: dahin ging auch vorzüglich sein Bestreben. Mit reicher, fast üppiger Phantasie, glühendem Gefühl, schwärmerischer Begeisterung für das Große und Schöne begabt, an den hohen Werken der Kunst heraufgebildet, vertraut mit den Meisterschöpfungen des Alterthums, suchte er nun in seinen Dichtungen zu verwirklichen, was ihm in seiner Kunst zu erreichen nicht vergönnt war. — Aber, wie jeder excentrische Kopf, ging auch er zu weit, und vernachlässigte zu oft die Form über dem Gedanken, sich mit diesem begnügend, und obwohl selbst bildender Künstler, nicht bedenkend, daß ein Kunstwerk nur dann vollkommen zu nennen ist, wenn Inhalt und Form im genauesten Einklang zu einander stehen. Dies mochte der schärfste Tadel sein, der ihn, aber mit vollem Rechte trifft, um so mehr als er in seinem Drama Niobe, in seiner Trilogie und in einzelnen Gedichten bewiesen hat, wie correct und edel er sein kann, wenn es ihm gefällt sich Fesseln anzulegen.— Seine glücklichsten Leistungen sind ohne Zweifel seine drei echt deutschen, auf das Treueste der Natur abgelauschten Idyllen, Ulrich von Coßheim, die Schaafschur und das Nußkernen, voll hoher Einfalt und tiefer Gemüthlichkeit. — Seine drammatischen Leistungen zeichnen sich durch höchst consequente und großartige Charakterzeichnung aus, aber sie sind, wie vorzüglich der Faust, mitunter zu bizarr und verletzen das Gefühl. — In Hinsicht auf die Form verdient das Schauspiel Golo und Genovefa unbedenklich den Vorzug vor diesem. Unter seinen lyrischen Gedichten gehören der „Soldatenabschied" und die „Dithyrambe" zu den Meisterwerken deutscher Poesie und verdienen im Volke aufbewahrt zu werden, so lange deutsche Zunge geredet wird. — Ueberall aber herrscht in Maler Müller's Leistungen die lyrische Richtung vor; ein Umstand, der oft störend waltet und ihn wider sein Willen und ohne sein Wissen zu mancher Verirrung hinreißt. Eine störende Eigenthümlichkeit seiner sämmlichen Dichtungen besteht endlich darin, daß keine derselben dialectfrei geschrieben ist.

Vergl. über Maler Müller:
F. Horn, die schöne Litteratur Deutschlands; Bd. II, §. 84 fgde.
Tieck's Phantasus; Bd. I, S. 459.
W. Müller's vermischte Schriften; Th. 5, S. 400.

Einiges aus Friedrich Müller's Werken.

Lyrische Gedichte.

Die Erle und die Ceder.

Aus dem fetten Wiesengrunde
Nah am Schmerlenbache wuchsen
Ueppig junge Erlen; locker
Grünten sie empor und Schosse wuchsen
Schon im ersten Jahr zu schlanken
Bäumchen auf. Am nahen Hügel
Keimten junger Cedern Sprossen
Langsam aufwärts, Jahre flogen
Hin, noch kaum erschienen höher
Sie, denn vormals. Höhnisch riefen
Laut die Erlen: ei ihr Trägen!
Schämt euch! Nach so vielen Jahren
Noch so schwach Ihr! Schauet unsern
Reichthum! wie wir herrlich grünen,
Starkgefüllte, volle Bäume!
Voll von Zweigen, dicht von Laube!
Drauf erwiederten die Cedern:
Haben wir bisher doch immer
In den festen Grund gepflüget,
Mit der Wurzel zwischen Felsen
Sichern Stand uns zu erwerben.
Zehnmal weiter, als die Wipfel
Ihr erhebet in die Lüfte,
Dringen wir erst in die Tiefe;
Alles nach dem Wink der weise
Theilenden Natur, die euch zum
Schnellern Uebergang berufen,
Uns zum dauerhaftern Schwunge.
Lange werdet ihr verweset
Seyn, von euern Kindes-Kindern
Wird kein später Enkel grünen,
Wenn wir voller Schönheit blühend
Mit dem Haupt die Sterne küssen,
Und gleich grünen Pfeilern unsre
Aeste an die Wolken lehnen,
Und gleich Adlern mit der starken
Wurzelkrall die Erde tragen.

Orpheus-Klopstock.

Einst rückt nach hohem Fluge
Calliopeja selber
Des Sohnes Leier wieder
Herunter von den Sternen,
Und trug auf Klopstocks Schooß sie,
Damit die Langverwaiste,
Sich tröstend im Gesange,
Von Neuem einmal schalle.

Des großen Barden Finger
Durchliefen leicht die Saiten
Wie Wurm im regen Haine,
Wie leiser Wellenlispel,
Bald hoch, bald niedrig rauschten
Im vollen Flug die Töne,
Und Harmonien quollen
Auf Harmonien mächtig.

Gleich Sonnenadlern schwangen
Sich höh'r empor die Oden:
Du heil'ge Frühlingsfeier
Du Zürcher See, die Welten,
Und gleich Apollos Schwänen,
Auf Silberteichen kreisend,
In feierlicher Stille,
Und wie die sanfte Klage
Der Nachtigall aus Büschen,
Bei Lunas mattem Schimmer
Durch Blumenthau froh webend,
Ihr wehmuthsvollen Lieder,
Du Bardale, der Jüngling,
Die Sommernacht und Selmar
Mit Selma, und die frühen
Vom Moos umwallten Gräber*).

Thal, Wald und Anger staunten
Dem neuen Klang; die Ströme
Verweilten, horchend hingen
Die Felsen her zum Liede,
Es strebten auf die Quellen,
Und trunkne Sterne sanken
Durch Nacht der Erde näher,
Gezogen von dem mächt'gen,
Erhabnen Klang der Saiten.

Da seufzt Calliopeja
Die Mutter hingelehnet
Am Felsen horchend lange.
Vor Wonn' und Schmerzen rinnen
Ihr heißer nun die Zähren:
Gewaltsam fortgezogen,
Eilt sie mit offnen Armen
Daher, umfaßt den Dichter,
Und drückt ihn an den Busen:

*) Die Frühlingsfeier, der Zürcher See Bardale u. s. w. Namen von Oden und Gedichten Klopstock's.

Du bist's! ach mir willkommen!
O sage, welch' Eurydice
Erlöste dich, mein Orpheus!

Soldaten-Abschied.

Heute scheid' ich, heute wandr' ich,
Keine Seele weint um mich.
Sind's nicht diese, sind's doch Andre,
Die da trauern, wenn ich wandre:
Holder Schatz, ich denk' an dich.

Auf dem Bachstrom hängen Weiden;
In den Thälern liegt der Schnee;
Trautes Kind, daß ich muß scheiden,
Muß nun unsre Heimath meiden,
Tief im Herzen thut mir's weh.

Hundert tausend Kugeln pfeifen
Ueber meinem Haupte hin;
Wo ich fall', scharrt man mich nieder
Ohne Klang und ohne Lieder,
Niemand fraget, wer ich bin.

Du allein wirst um mich weinen,
Siehst du meinen Todenschein.
Trautes Kind, sollt' er erscheinen,
Thu' im Stillen um mich weinen
Und gedenk auch immer mein.

Heb' zum Himmel unsern Kleinen
Schluchz': Nun todt der Vater dein!
Lehr' ihn beten! Gieb ihm Segen!
Reich ihm seines Vaters Degen!
Mag die Welt sein Vater sein.

Hörst? die Trommel ruft! zu scheiden
Drück' ich Dir die weiße Hand!
Still' die Thränen! Laß mich scheiden!
Muß nun für die Ehre streiten,
Streiten für das Vaterland.

Sollt' ich unter freiem Himmel
Schlafen in der Feldschlacht ein:
Soll aus meinem Grabe blühen,
Soll auf meinem Grabe glühen,
Blümchen süß: Vergiß nicht mein.

Dithyrambe.

Ha, schon schwindeln meine Sinne,
Ha, es fliehen meine Sinne!
Reicht den mächtigen Pokal,
Freunde reicht ihn noch einmal!
Wie von meinen blöden Sinnen
Alle Nacht und Nebel fällt!
Ha, nun steh' ich aufgehellt!
Götter, was soll ich beginnen,
Tret' ich ein in fremde Welt?
Welche Tön' in meinen Ohren?
Trommeln-, Pfeif- und Cymbelnschall!
Neu geboren, neu geboren!
Mir entsinkt der Erdenball!

Bacche, Bacche, Bacche, Bacche!
Vater Evan, Vater Jacche,
Freudenmehrer faß' ich Dich?
Freudenmehrer, zwingst Du mich?
Schlag den Jubelthyrsus nieder,
Daß der rauhe Fels ertönt,
Jauchze volle Taumellieder,
Daß der Kithäreon dröhnt.

Jacche, Jacche, Jacche, Jacche!
Vater Evan, Vater Bacche!
Helfer, reich' den starken Arm!
Ueber mir Centaurenschwarm!
Pferdbeschwänzte Mädchen springen,
Drängen fester mich in Schluß!
Sieh die Satyrn mich umringen,
Mit behaartem Ziegenfuß.

Donnernd hallt der Zug herunter,
Stürmt herunter, braust hinunter!
Welch ein Strudel reißt mich hin?
Mitten fort zum Wagen hin?
Näher seh ich dich Lyäen,
Seh' dich stolzen Liber kühn
Auf dem goldnen Wagen stehen:
Wie die Flammenlocken wehen,
Wie vor ihm die Pardel knien!

Frei und flüchtig, rasch und munter
Welch ein göttlich hohes Wunder!
Ha, die Schlange windet sich,
Schöner Evan, hell um dich!
Gold und Silber schuppig blinkend,
Hängt sie dir am Busen mild,
Mit gespaltner Zunge trinkend
Thau, der deiner Lock entquillt.

Wie so flüchtig, wie so munter!
Welch ein göttlich hohes Wunder!
Milchhaar schwebt um Wang' und Kinn
Nymphen laßt mich zu ihm hin
Näher, schöner Thyrsusschwinger,
Näher, näher zu dir hin!
Thyrsusschwinger, Wagenspringer,
Den gefleckte Tiger ziehn!

Neuer Zug stürmt schon herunter,
Dort herunter, da hinunter!
Welcher Strudel reißt mich hin,
Fort zu Libers Wagen hin?
Ha, er winkt mir, winkt mir, winket!
Wie sein Purpurantlitz blinket,
Wie ihm Aug' und Wangen glühn!
Darf ich, schöner Gott der Reben,
Froher Bacchus darf ich kühn
Heut' den grünen Thyrsus heben,
Mit an deinem Wagen ziehn?

Heilig brünstige Gesänge,
Die ihm jede Nymphe zollt,
Rauschen her durch Epheugänge,
Götter, wie sein Wagen rollt,
Wie ihm Löw' und Pardel brüllen!
Wie sein stolzer Wagen rollt!
Aus des Rades Naben quillen
Taumelströme, Wein und Gold.

O ihr Brüder, o ihr Brüder!
Selig, selig, selig Brüder!
Evan steigt zu mir hernieder,
Lehnet sich an mich vertraut!
Selig, selig, selig Brüder!
Seht es rauscht um meine Glieder
Tief herab die Pantherhaut.

Kröne meine Schläfe! Kröne
Meine Stirne, neugeschmückt!
Tanzet vor mir, Silbertöne!
Götter, Götter, wie entzückt!
Flieh ich auf des Meeres Wogen?
Tret' ich den gehörnten Rhein?
Meine Seele ist entflogen,
Wuth durchschauert mein Gebein!

Jacche, Jacche, Jacche, Jacche!
Vater Evan, Vater Bacche!
Jacche, Jacche! Gnade, Gnade!
Reiß mich von dem Flamenrade,
Reiß'! Schon taumelt auf einander
Erd' und Himmel und Gestirn!
Auf mir steht ergrimmt der Panther
Und zernaget mein Gehirn.

Ach du kommst, du kommst und rettest,
Vater Evan, rettest, rettest,
Kühlst in süsser Wonne Fluth
Meiner heißen Locken Gluth.
Wehe, Vater Evan, wehe!
Ich versinke! ich vergehe!
Ha, schon zieht mich Morpheus hin.
Welche Wollust! Kühle Lüfte
Hauchen süße Blumendüfte,
Silbern säuseln sie im Fliehn.

Natur.

Wie eine liebe Mutter mit dem jungen
Geliebten Sohne lächelnd spielt;
Auf Blumen wälzt sie sich; umschlungen
Hält sie den Liebling froh; er wühlt
Sich über ihre Brust, voll süßen Wahns, als hielt'
Er schon mit Riesenkraft die Stärkere bezwungen;
Es freut die Mutter sich und fühlt
Von ihres Sohnes Lust sich doppelt süß durchdrungen.

So stand vor Dir einst, große Here,
Im sel'gen Anblick tief entzückt,
Die himmlisch lächelnde Cythere,
Da sie mit ihren Zaubergürtel dich geschmückt,
Zum Wunderbild für Erd' und Meere,
Zur Schönsten, die Olympus je erblickt!
Sie hängt an dich das Wonnesiegel
All' ihrer Reize, allen Glanz,
Und sieht in deiner Schönheit, wie im Spiegel,
Nur eigner Schönheit Dasein ganz.

Es reicht Natur, o Künstler, willig dir
All' ihren Zauber, ihre seltne Zier,
Gleich Waffen dar, sie selber zu besiegen.
Du ringst mit ihr; mit wonnevollen Zügen
Haucht sie im Kampf dir Muth und zahlt dafür
In deinem Jubel sich mit doppeltem Vergnügen.

Expositionsscene des Drama Niobe.

Oeffentlicher Platz außer der Stadt Theben. Vorn auf der einen Seite das mit Kränzen behangene Portal und die mit Blumen überstreuten Schwellen des Tempels der Latona; gegenüber unter jungen Ulmen die Bildsäule der Diana und des Apollo auf prächtigen Fußgestellen. Im Hintergrunde erblickt man die Stadt Theben, Gebäude mit Säulengängen, Pyramiden, Obelisken und rauchende Altäre. Man hört aus der Ferne allmälig näher kommenden Lobgesang.

Diana mit losgewundenem Haar in einem blaßgrünen Leibrock und braunen Uebermantel gekleidet; ein goldner Gürtel umzingelt ihren Leib. Bogen und Pfeile trägt sie über dem Rücken an einer goldnen Schnur, kommt traurig aus dem Tempel der Latona die Stufen herunter.

Diana.

Bin ich's? Ha, ich bin der gefallnen
Der geschmähten Latona Tochter?
Nicht unter Schmerzen erliege,
Göttliches Herz!
Bruder! Bruder! wo bleibst Du?
Vergebens send' ich
Durch Wolken meine Blicke nach Dir!
Komm! komm doch!
Eins mit mir, Rächer,
Bald zu strafen die Frevler,
Bald zu strafen!
Herunter schreite die hohe Wolken-Bahn!
Schon hör' ich, hör' ich nicht in der Ferne
Hohngesänge jetzt, auf Dich, Mutter,
Bruder, auf Dich, auf mich!
Mich, die geschmähte Tochter und Schwester.
Ha, trag' ich denn Waffen umsonst?
Bin ich etwa nicht Göttin mehr,
Daß ich's so willig erdulde!
(Sie greift nach dem Bogen).
O grausam, grausam
Müssen sterbliche Menschen büßen!
Büßen die Thränen,
Die sie aus heiligen, unsterblichen Augen pressen!
(Apollo auf einer Wolke).
O Apollo, Du kommst,
Anzuschauen aus Deinen heiligen Augen
Unsrer geliebten Mutter Entehrung,
Kommst, zu schauen Deine Schmach itzt
Und mein unerträglich banges Leiden!
(Sie setzt sich auf die Stufe, lehnt ihr Haupt an die Säule und weint).

Apollo.

Halt ein, Diana!
Theuerste Schwester, erniedre
Deine Gottheit nicht also.
Warum weinst Du so sehr?

Diana.

Sollt' ich nicht, Bruder!
Geliebter, Theurer,
Laß mich jetzt ausweinen.
Nicht aufhalten kann ich die Thräne,
Meinem göttlichen Aug' entrinnend.
Hier, hier! Auf diesen Stufen!
O Du erinnerst Dich wohl noch
Der süßen kindischen Tage,
Wie sie oft da saß,
Die anmuthsvolle Mutter,
Dich und mich,
Ihre blumenbekränzten Kinder,
In geliebten Armen drückend.
Wir kamen hier jährlich zusammen,
Ihres Festes uns mit zu freun.
Ich von den Rehbergen herunter,
Du herüber von Delos,
Feierten wir dann hier und umfingen
Frohlockend uns, als treue
Von der geliebtesten Mutter
Geborne Zwillingsgeschwister.
Ach, und die ganze Erde war Zeuge,
War Zeuge Mond und Sonne
Am hochbewölbten Olympus,
Unsrer zärtlichen Eintracht,
Der frohen Unschuld und Liebe,
Die Beider Herzen verband.
Und gestern! gestern!
Ha, den Tag sah Himmel und Erde!
Aber unsre Mutter, unsre Mutter!
Fand hier die Freude nicht mehr.
Keine Kränze, geweiht ihr an diesen hohen Säulen,
Keine Blumen, gestreut ihr auf diesen
Zierlichen Stufen!
Nicht Opfer, ihr angezündet, keine
Gesänge voll Lob, keine
Jünglings- und Mädchentänze
Hier am Tag ihr bereitet.
O Schande!
Sink' ein, Theben, begrabe
In deinen Schutt und Trümmer, tief begrabe
Dieser schändlichen That Angedenken!
Abgewiesen ward hier unsre Mutter;
Ehrlos verstoßen strich sie an diesen
Allein ihr geheiligten Schwellen; durfte
Nicht einmal nahen, wo sie daheim war.
Jenseits ging ich, vom Waldschatten
Gedeckt, am hohen Cynthus
Unter meinen Gespielen
Sehnlich erwartend der lieblichen Stimme,
Die mich herüber laden sollte
Zum Mutterkusse.
Ach da begegnet sie mir,
In ihrer Schmach begegnet mir die Mutter;
Roth ihr Auge von Zähren,
Aufgelöst ihr schönes langes Haar
Im Winde; über die Gipfel her
Trug Echo ihr Leid.
Erschrocken hielt ich, meinen Händen
Entglitt der Jagdspieß, mein Busen
Klopfte laut; sie aber stand angelehnet
Am Aste der dürren Eiche,
Bitterlich ausweinend ihren Kummer.
Alle meine Gespielen senkten traurig
Die Stirnen, weinten mit ihr:
Licht meiner Augen, Diana!
Ich bin gefällt, o Tochter!
Alle meine Herrlichkeit darnieder.
Wer wird mich künftig noch achten!
Niobe — O daß sie verschmachte die Stolze,
Getroffen von Deinen Pfeilen, Tochter!
O Sisyphus Qual über sie!
Niobe! Niobe! Atlas Riesentochter,
Die Brut des verruchten Tantals,
Niobe hat Altar und Tempel
Mir heute geraubet,
Hat mein Bildniß geschlagen.
Mich und Dich und Apollo,
Deinen heiligen Bruder, geschmähet.
Auch Mutter von vielen Kindern,
Hielt sie Deine frommen Mädchen,
Apollos fromme Jünglinge,
Von meinem Dienst heut; scheuchte die Mütter,
Entriß ihren zitternden Händen
Die Körbe, verschüttet die Opfer,
Riß uns geheiligte Altäre nieder:
Mir, mir, rief sie in stolzem Frevel
Jauchzend durch Thebens Straßen, — die
Ganze Stadt erschrak,

Blickte furchtsam zu ihr auf —
Mir opfert! Ich bin
Mehr, als Latona! die Tochter Atlas,
Zeus Verwandte bin ich!
Mutter von sieben Söhnen,
Mutter von sieben Töchtern, alle
Und alle Zwillinge!
Thörichte, länger nicht sollt ihr
Unsichtbare Götter anbeten,
Derer vergessen, die
Unter Euch wandeln.
Eure Göttin ich, ich, die Ihr morgen
Im Tempel verehren sollt.
Falle morgen Latona! Steig' auf
Niobe! Sie komme,
Die Geschmähte, komme Morgen!
Latona begegne mir!
— So weinte meine Mutter den Frevel.
Die heiligen Haine erbebten
Bei jedem Wort, des Thales Quellen
Weinten in meinen Jammer.
O Bruder! heute der Tag,
Jetzt schon die Stunde
Des Frevels! Beginnen jetzt soll
Deine und meine und unsrer
Jammernden Mutter neue Schmach!
Sie zieht schon feiernd durch die Stadt, Niobe!
Hörst Du den Hymnus? Umgeben
Von all' ihren Söhnen, allen Töchtern,
All' denen, die heute mit ihrem
Stamm sich vermählen.
Ha, prangend auf stolzem Wagen,
Trotzt sie mit Kron' und Zepter unsrer Macht.
Aber tausendmal
Treffe sie Qual statt Freude!
Tausendfach, ja tausendfach
Bezahl' an diesem Tag ihr Frevel,
Fall über sie Angst und Jammer!
Zerfriß ihr unbändig Herz, Zähre,
Die hier auf dieser Schwelle
Meine Mutter vergoß! Zerschmilz,
Theben! Theben!
In den Thränen, die ich jetzt weine!

(Der Gesang kommt näher).

Sinke Jammer und Elend
Auf Niobens Haus! Sie falle
Mitten in ihrem Stolz,
Und kein Gott, keine Göttin
Trage länger für sie erbarmende Gnade!

Apollo.

Auf Diana!
Laß Deinen Zorn nicht
In Seufzer und Thränen schmelzen.
Göttliche Schwester,
Dir und mir
Rache verliehn vom Schicksal!

Diana.

Ha, der Zukunft Tafel
Trägst Du an goldner Stirn,
Apollo!

Apollo.

Kennst Du diese Pfeile,
Ihren Klang?

Diana.

Schwarz wie der Orcus.
Ich kenne sie.

(Der Gesang immer näher).

Apollo.

Sie kommen schon!
Verschließ dem Frevelgesange
Dein zu heilig Ohr!
Sie kommen, begleitet vom Verderben,
Gezogen in ihren Fall.
Steig' auf zu meinem Sitz, Diana
Steig' auf! Unheilige Thaten
Entgehn nicht ihrer Strafe.

Diana.

Versprichst Du mir denn Rache?
Theuerster Bruder, sage!

Apollo.

Bei der Tiefe des Styx,
Bei Jupiters erhabner Krone
Schwör' ich!

Diana.

Ha, so komm!
Jauchze, stolzier' jetzt,
Der Zwillinge Mutter! Komm, einhertretend
In aller Pracht, komm,
Höhne Latonens Kinder,
Apollo, Diana, noch einmal!

Apollo.

Sie wird's und schwerer
Büßen ihren Frevel;
Fürchterlich erwartet sie
Qual und Jammer.
Zurückstoßend von diesen Schwellen
Den warnenden Priester; sie
Entweihend Latonens Altar
Mit frecher Hand: dann,
Dann schrecklicher Rache Ziel,
Ueberlassen uns
Von allen Göttern!

Diana.

Ha!

Apollo.

Kalt liegt ihrer Söhne Tod
In diesem Köcher.
Schon welkt nahe dem Orcus
Ihr Stolz; umsonst
Seufzer an's rauhe Mutterherz.
Stehn wird sie
Im Tode Fels,
Aller Züchtigung höhnend!

Diana.

Fels hier?

Apollo.

Dies Schicksal wartet auf sie.

Diana.

Ha, aber zuvor noch
All' ihre Söhne niedergelegt
Von Deinem Bogen,
Zu ihren Füßen wälzen zu sehn:
Bei Deinen heiligen Locken.
Widerrufe nicht diese Hoffnung!

Apollo.

Unwiderruflich ist mein Wort.

Diana.

O, laßt mich's hinjauchzen durch die Luft,
Daß es fern höre
Die gekränkte Mutter.
Herüber komm' und ihr Herz
Weide, ihr Aug'!

Apollo.

Ruf' ihr zu Deine Rache!

Diana.

Welche gab das Schicksal mir?

Apollo.

Niobens Töchter
Sind Dir übergeben.

Diana.

Mir? sagst Du, mir?

Apollo.

Ihr Leben und Tod
Steht in Deiner Hand.

Diana.

O, Niobe!
Ha, stockt Dir das Blut nicht
Bang unter'm Herzen!
Du, die auf sich lud den Zorn der Götter,
Leid' und leide nun tausendfach
In schrecklicher Vollendung deines Schicksals!
Ha, ihr Kinder!
Wo habt ihr solch eine Mutter verdient!

Apollo.

Noch darfst Du Mitleid tragen,
Schwester! Deiner Lippe
Entging nicht
Der Todesschwur.

Diana.

Ja, könnte sie jetzt gleich
Demüthig hinsinken,
Umfassen meiner Mutter Knie,
Könnt' um Vergebung sie flehn:
Erbarmen wollt' ich mich!
Aber nein! Zu stolz ihr Herz,
Zu süß auch meine Rache.
Nein! Nein! Kommt sie nicht dort
Mit trotzenden Blicken,
Den Himmel erschütternd,

Die Götter verschmähend?
Und ich? Ha, mag einbrechen
Ueber mir der Olymp, verschütten
Mein dämmernd Licht!
Mag aufhören ehe meine Gottheit,
Eh' ich Erbarmen über sie trage?
Mit ihren Töchtern Mitleid ich?
Sie, die keine Erbarmung
Mit unsrer Mutter trug!
Nein, nein, fallen sie!
Im Tode der Kinder leide die stolze Mutter,
Wie wir in unsrer Mutter Schmach!
Die letzte Rache sei mein,
Mein der letzte, all' ihren Stolz
Niederlegende Pfeil.
Das schwöre ich unwiderruflich
Bei unsrer geschmähten Mutter Zähren,
Bei diesen nassen Wangen,
Bei Deinen heiligen Augen,
Bei der Tiefe des Styx,
Und Jupiters erhabner Krone!
(Sie steigt zu Apollo auf den Wagen).

Apollo.

Verfinstre Dich, mein Licht!
Schaue nicht heut am Tage herunter,
Herunter,
Wann Thebens Erde das Blut
Ihrer erschlagnen Königin trinkt.

Diana.

Brecht hervor aus des Orcus
Dunklem Schooße,
Brecht hervor, bleiche Gestalten des Todes,
Im Strahl der Nacht,
Ahnherr von Thebens
Uraltem königlichen Stamm.

Beide.

Brecht hervor und empfanget
Heut' Eures Hauses letztes Reis.
(Beide durch die Luft ab).

Scene aus Faust's Leben.

Fragment.

Maler Müller's Werke Th. 2. S. 34.

Faust's Studierstube.

(Faust sitzt und liest aufmerksam).

Da mußt' es endlich hinkommen! Alles oder gar Nichts! Das schale Mitteding, das sich so die hintere Scene des menschlichen Lebens durchschleppt — weder Ruh noch Frieden da zu erjagen! Ein einziger Sprung, dann wär's gethan! (liest). Lieber aller Bequemlichkeit beraubt; genährt und gekleidet, so sparsam, als die strengste Pilosophie es erduldet: nur die Kraft, das auszuführen, was ich nahe meinem Herzen trage; die Belebung dieser aufkeimenden Ideen, was ich mir in süßen Stunden erschaffe, und doch unter Menschenohnmacht wieder dahinsterben muß, wie ein Traum im Erwachen. Daß ich mich so hoch droben fühle und doch nicht sagen soll: Du bist Alles, was Du sein kannst! Hier, hier steckt meine Qual. Es muß noch kommen, muß! Mit wie vielen Neigungen wir in die Welt treten! Und die meisten zu was Ende? Sie liegen, von ferne erblickt, wie die Kinder der Hoffnung, kaum ins Leben gerückt; sind verklungene Instrumente, die weder begriffen, noch gebraucht werden; Schwerter, die in ihrer Scheide verrosten. Warum so grenzenlos am Gefühl das fünfsinnige Wesen! So eingeengt die Kraft des Vollbringens! Trägt oft der Abend auf goldnen Wolken meine Phantasie empor, was kann, was vermag ich nicht da! Wie bin ich der Meister in allen Künsten, wie spanne, wie fühl' ich mich hoch droben, fühl' in meinem Busen all' aufwachen die Götter, die diese Welt in ruhmvollem Loose wie Beute unter sich vertheilen. Der Maler, Dichter, Musikus, Denker, Alles, was Hyperions Strahlen lebendiger küssen und was von Prometheus Fackel sich Wärme stiehlt: möcht's auch sein und darf nicht; übermann' es ganz unter mich in der Seele und bin doch nur Kind, wenn ich körperliche Ausführung beginne; fühle den Gott in meinen Adern flammen, der unter des Menschen Muskeln zagt. Für was den Reiz ohne Stillung? O, sie müssen noch alle hervor, all' die Götter, die in mir verstummen, hervorgehen hundertzüngig, ihr Dasein in die Welt zu verkündigen. Ausblühn will ich voll in allen Ranken und Knospen! So voll! voll! Es regt sich wie Meeressturm in meiner Seele, verschlingt mich noch ganz und ganz. Wie dann? Soll ich's wagen, darnach zu tasten? Es ragt über mir und bildet sich in den Wolken ein Colossus, der das Haupt über den Mond streckt. Ich muß, muß hinan! Du Abgott, in dem sich mein Inneres spiegelt! Wie ruft's? Geschicklichkeit, Geisteskraft, Ehre, Ruhm, Wissen, Vollbringen, Gewalt, Reichthum, Alles, den Gott dieser Welt zu spielen — den Gott! Ein Löwe von Unersättlichkeit brüllt aus mir: der erste, oberste der Menschen! (wirft das Buch weg) Weg! Du verstörst mich. Mir schwindelt das Gehirn; reißest mich da nieder, wo Du mich erheben willst; machst ärmer, indem Du ferne zu reiche Hoffnungen zeigst. (Sitzt in Gedanken; man hört von außen die Juden lärmen *). Was ist das?

Wagner (hereinstürzend).

Um Gotteswillen!

Faust.

Was für Lärm?

Wagner.

Ei, draußen!

Faust.

Wie? Was plagt Dich wieder, lieber Grillenfänger? Komm her, sprich zuvor. Bist Du krank, Wagner? Deine Augen voll Thränen?

Wagner.

O, ich wollt', ich wär' im Himmel! diese Welt . . .

Faust.

Daß Dir doch immer das Leben zur Qual wird! Ich kann Dich nicht begreifen. Junge, unsre Herzen weichen beide aus ihrem engen Zirkel; aber Deines schwebt höher droben. Die Welt könnte mir alles werden, und Dir? Du findest nichts unter der Sonne, an dem Deine Liebe ganz haften möchte.

Wagner.

Ach, Minchen! Minchen! Ihr wißt's nicht; Minchen ist ja mit ihrem Vater davon! Euer Vermögen, der Goldschmied, die Mosler, Alles! Die Juden draußen . . . Unmöglich! Unmöglich!

(Will ab; Faust faßt ihn; man hört die Juden schreien und lärmen).

Faust.

Halt! Halt! Du mußt ausreden; kommst mir nicht von der Stelle los. Was ist's? Ha! Wie?

Magister Knellius Stube.

(Tisch worauf Papiere, Schriften, Bücher und Briefe in Unordnung hingestreut liegen).

Knellius, Sandel (hinkend am Stock).

Knellius.

Verzeihen Sie! Da bin ich wieder, Herr Sandel; den Augenblick Alles ausgemacht; ein Wort, und wie der Blitz. Die Juden haben die Vollmacht an Faust's Vermögen, Bücher, Hausrath u. s. w. Ist doch billig, daß man sich ein wenig der armen Teufel annimmt, damit sie nicht Alles verlieren. Die Menschlichkeit befiehlt das. Von hier aus kann man gerade an das Haus sehen. Wie die Juden einstürmen! Sehn Sie doch, Sandel! Das wird des Doctors Wuth ein wenig darniederlegen; so auf einmal Alles verloren und noch obendrein die Prostitution . . .

Sandel.

Wie das freut! ha! ha! ha! Ei, Sackerment! Das Lausdintenfaß da, hätt' mir's fast über'n Leib gegossen. Ei, ei, mein Fuß! Ei! (Sitzt).

Knellius.

Sieht ein wenig gelehrt, heißt das, schweinisch, unaufgeräumt bei mir aus. Nicht wahr, Herr Sandel trinken doch ein Schälchen Chocolade bei mir? Extra feine hab' ich von einer Dame zum Präsent bekommen, die soll Ihnen Ihr Podagra verjagen.

Sandel.

So? Warum kann Er den Faust nicht leiden, Herr? Ei warum? Sag' Er mir, warum?

Knellius.

Ist ein Narr, Herr Sandel.

Sandel.

So?

Knellius.

Mit dem kein ordentlicher Mensch sich vertragen kann; ein Hasenfuß, ohne Sitten, mit einem Wort, ein Genie!

Sandel.

Ha! ha! ha!

---

*) Faust's Gläubiger, die ihn verfolgen.

Knellius.

Da arbeit' ich eben an einer Disputation wider ihn; kann mich jetzt unmöglich viel mit solchen belletristischen Kleinigkeiten abgeben, bin zu sehr mit solideren Geschäften occupirt. Dann und wann so ein Augenblick, ein Stündchen zur Erholung, zum passer le temps, nicht anders.

Sandel.

O, natürlich! Der Herr hat immer zu viel zu thun! Ueberhaupt Alles wendet sich an ihn; der Herr muß immer für Andere rennen und laufen. Das frißt Zeit, ha! ha! ha! So den Minister, den Procurator spielen! Ha! ha! ha!

Knellius.

Meine große Ueberraschung, Herr Sandel, die frißt Zeit weg. Dies weitläuftige Werk, worauf das ganze gelehrte Deutschland aufmerksam ist, von so weitem Umfange, wozu Riesenarme eines Halbgottes gehören und das ich mich erkühnet, allein zu unternehmen.

Sandel.

Schwerenoth! Was ist denn das für ein Werk?

Knellius.

Die Uebersetzungen des chaldäischen Corpus Juris, mit Noten und Erläuterungen verschiedener arabischer Scribenten.

Sandel.

Chaldäisch versteht Er einmal nicht; wo kriegt Er denn die Leute her, die übersetzen.

Knellius.

Für Geld und gute Worte finden sich überall Leute, die das schon so grob oben weg zu machen wissen; muß es doch hernach erst poliren. Eigentlich ist das das Letzte, wofür ich immer sorge; erst für Pränumeranten und dann für's Privilegium.

Sandel.

Herr, das Buch ist schon übersetzt heraus, hab's selbst in meiner Bibliothek. Er hat gelogen, da Er sich in den Zeitungen als der Erste annoncirt hat.

Knellius.

Wie? Wie? Herr Sandel? Nu, wenn's auch schon da wär', der Erste oder der Zweite, das thut ja nichts zur Sache. Ein Jeder überzeugt sich selbst und schreit hin, so laut er es vermag! ich bin der Erste! Das Publikum mag hernach glauben, wem es will.

Sandel.

Aber tausend Sackerment! Ei, mein Bein! — 's hundsföttisch, Herr, spitzbübisch.

Knellius.

Ah, Possen, ha! ha! ha! ha! Possen! Herr Sandel, ein Jeder dämmert auf diesem Erdenrund sein Fleckchen, wie der Andere; ein Jeder hat so viel Recht, wie der Andere. Wer heißt die Lümmel mir alle guten Einfälle vor der Nase wegzuschnappen, die ich vielleicht in futuro auch noch haben könnte? Und wenn auch der eine Eine erfindet, der Andere cultivirt's weiter! Die Art, mit der man heut zu Tage eine Sache thut, macht Alles, Herr Sandel. Vaterlandsliebe! Menschenliebe! Liebe zur Ausbreitung der Literatur! Ein wenig wohlfeil, Vignetten; was nur in die Augen leuchtet, Sächelchen, die Einer, wenn er's nur im Geringsten mit dem Verleger versteht, hundertfältig wieder einzubringen weiß: omne tulit punctum! Geld, Herr Sandel, Geld regiert die Welt! Wer Geld hat, hat Genie und Verstand; Geld ist mein Genie und Lorbeerkranz, und wenn ich das hab', pfeif' ich auf alle Lorbeerkränze, wo sie auch herwachsen.

Sandel.

Hätt' auch nicht sondertich Ursach mehr, darnach zu haschen, ha! ha! Kam schon wüst ins Gedräng, ist schon zusammen geritten worden, daß ihm der Appetit nach Lorbeerkränzen vergehen sollt'. Magister, die Wahrheit, er hat schon wüste Püffe gekriegt.

Knellius.

Ah so, ha! ha! ha!

Sandel.

Nicht ah so, sondern in optima forma. Sieht er, das gefällt mir jetzt wohl an ihm, daß er die Poeterei ganz auf Seite geschmissen und sich mit was Anderm abgibt, das ihm vielleicht besser zur Hand schlägt.

Knellius.

Ich auf Seite geschmissen? Auf Seite geschmissen? Im Gegentheil! Jetzt will ich erst recht anfangen. Meine Elegieen sind in ganz Deutschland als erbärmlich ausgepfiffen worden: weiß Alles, warum, kenne die Cabalen! Aber das soll mich nicht schrecken; jetzt will ich erst hervorrücken all' den scheelsüchtigen Recensenten-Flegeln zu Trutz; hervorwischen mit zehn, zwanzig, dreißig, hundert auf einmal, hier und da und dort, daß sie nicht wissen, wie und woher. Und da will ich feuern mit den Uebrigen die ich an der Hand habe, daß sie meinen sollen, der Himmel blitzt über ihnen zusammen. Nein, mein werthester Heer Sandel, da kennen Sie mich noch nicht! Wer nachgibt, hat verloren; wer zuerst aufhört, hat Unrecht in dieser Welt. Aushalten, bis auf den letzten Mann, sollt' einer auch drüber zu Kraut zerhackt werden! Das letzte Wort, das beste Wort! Gut oder schlecht, all' eins! Wenn zehn, zwanzig schrein: das ist nichts nutz, muß man vierzigmal wieder entgegen schreien: ihr versteht's Alle nicht, und dann hinter ihre eignen Sachen hergehn, wie sie auch sein, noch so groß, thut nichts! Streiten mit großen Männern, macht immer Aufsehen und Lärmen, und wenn man auch zertreten wird — thut nichts! Man wird doch immer in der Polemik neben einem großen Namen genannt. Und dann bleiben ja noch so Viele übrig, mein lieber Herr Sandel, bei denen unser einer auch Recht hat, und noch Patrone, bei denen es oben drauf noch etwas einträgt.

Sandel (aufstehend).

Aber am End', Magister, wenn der Patron merkt, daß hinter dem gelehrten Mann im Grunde doch ein fauler Fisch steckt, wie dann? Die Thür', Magister! Er weiß, wie das zu gehen pflegt.

Knellius.

Spaß, Herr Sandel! Wenn der Fuchs Drohungen scheut, wird er sein Lebtag nicht fett. Die Weiber sind meine Haken, mit denen ich nach den Männern angle. Hab' ich das Weib einmal, was will der Mann? Es gehört Uebung dazu, sich durch die Welt zu schicken, und einem armen Teufel gehts oft hinderlich genug. Sottisen und Weiber-Launen mit einem lächelnden Gesicht von sich weg zu pauken und eine angenehme Pille nach der andern zu verschlucken, ohne sein Ziel darüber aus den Augen zu verlieren, dazu gehört desperate Courage; und ein Kerl, der das vermag, ist in meinen Augen kein H... — Jeder Bube kann seinem Humor nachlaufen, jeder Narr, jedes Genie; aber Leute, denen man fatal ist, an unser Gesicht zu gewöhnen, sich trotz aller Heterogeneität mit Andern in eine Gesellschaft einzupassen .... Herr Sandel, die Chocolade ist fertig, kommen Sie. Ist doch Alles in der Welt nur pro forma; pro forma, was wir leiden, wo unser Interesse implicirt ist; haben wir einmal, was wir wollen, die Leutchen gebraucht, wie wir wollen, dann lachen wir, ha! ha! ha! Attachement und Ehrfurcht blas' mir in Hobel!

(Ein altes Weib bringt Chocolade und setzt sie auf den Tisch).

Knellius (gießt ein).

(Man hört einen Lärm auf der Straße.)

Was ist das! Ah! Sehn sie, Herr Sandel, Soldaten und Gerichtsdiener ziehen in Faust's Haus hinunter; wird ein schön Gebäck geben, wollen unsern Spaß haben. Sehen Sie, wie die Juden wegschleppen! Der Faust weiß nicht, was ihm noch grünt! Wenn's da nicht auslangt, Herr Sandel, kann's ihm an Kragen gehn, daß man ihn noch bei den Ohren festnimmt und eincarcerirt.

Sandel.

Er ist ein Esel! Wie kann man das? Für andre Schelmen Alles hergeben und noch dazu...

Knellius.

Die Gerechtigkeit, Herr Sandel! Ein altes Sprichwort: Bürgen muß man würgen, Herr Sandel. Warum hat er's gethan, damit geprahlt, ha! ha! ha! Meine Disputation freut mich nur, wie die noch vor ihrer Existenz scheitert. Er wär' wüst gekämmt worden, hab so recht all' meine Galle hinein gebracht.

Sandel.

Doch auch ein unterthäniges Rauchwerk dem Mäcen? Ei, so schlag ihn das... Muß er mich just da an mein link Bein stoßen?

Knellius.

Nicht bös gemeint, Herr Sandel, kommen Sie, wir wollen die Chocolade drüben im grünen Zimmer nehmen, können gemächlich sehn, was unten auf der Straße vorgeht. Lustig, ehe sie kalt wird! (nimmt das Chocoladebret).

Sandel.

Hört er's! Geh er zu allen Teufeln mitsammt seiner Chocolade! Will in seine Chocolade! Er Flegel! Er Esel! (Hinkt an die Thüre, dreht sich um). Hört er's, daß er mir in der Stadt nicht sagt, hab' mit ihm Chocolade gesoffen, sonst... sonst...!

(Winkt mit dem Stock, ab.)

Knellius (stellt wieder nieder).

Der alte Kracher, mich so zu beflegeln! Der Henker! Hat's ihn vielleicht verdrossen, daß ich ihn der Juden wegen so allein da sitzen ließ? Will's gleich erfahren, wenn ich seiner Alten ihre runzlichten, ledernen Hände einmal küsse. Was hab' ich denn gleich bei der Hand, ihr vorzulesen? (Greift in alle Taschen.) Das war eine schöne Gelegenheit, den Faust hinter den Rippen zu kitzeln; hätte den Juden gleich auf der Stelle küssen mögen, der mir sie verschaffte. Ha! ha! ha! Gelt, Herr Doctor! Was ihn das ärgern, grämen, grimmen muß, seinen Hochmuth, der den Wolken entgegenlief, niederstreichen muß! Soll noch besser kommen. So lange der in Ingolstadt existirt, schlaf' ich

nicht ruhig. Er ist mir ein Dorn in meinen Augen bei Tag und Nacht. Wenn ich's nur dahin bringen kann, daß er jetzt festgesetzt wird. Die Juden! Laß sehen, Knellius, hast ja noch Kopf und Leute an der Hand, etwas auszuführen! Gut. Will Alles anspannen. Aber Blitz! Da verspät' ich mich mit Monologiren, indessen der alte Podagrämer mir davon schleicht, in der Idee, als hätt' er mich beleidigt. Das ist keinen Teufel nutz, macht eine gewisse Lücke in der Conversation, eine gewisse Unbeholfenheit, die gar nicht zu meinen Planen zweckt; der Kerl nimmt mich dann gleich genauer auf's Korn. Chocolade hin, Chocolade her! Muß den Augenblick nachlaufen und ihn mit ein paar närrischen Histörchen wieder herumbringen. Wenn man nie schreit, ist man nie troffen worden. Spaß ist kein Spaß, wenn man nicht darüber lacht; Sottise keine Sottise, wenn man sich nicht darüber ärgert. Ueberhaupt mein Principium: mit Leuten, die einem nutzen können, muß man's nicht so genau nehmen.

Schwamm bucklich. Blaß stollfüßig. Amsel einäugig. Ahasverus stammelnd.

Alle.

Empfehlen uns, Herr Magister.

Knellius.

Ei meine lieben, lieben, lieben Freunde, herzlich willkommen! Den Augenblick wollt' ich zu Ihnen gehen. (Küßt jeden). Hab' nothwendige Sachen, zwar nicht von Wichtigkeit, aber doch so, so! Gespaß, Einfälle, wozu Sie mir vor Allen behilflich sein können.

Alle.

Wir sind ihre Diener.

Knellius.

Freunde, lieben, guten Freunde, ohne alle Complimente! Herr Ahasverus, sie müssen mein Herold in einer Sache werden.

Ahasverus.

Sch — sch — sch — steh, steh, zu, zu, zu, Be, Be, Befehl.

Knellius.

Aber eilen müssen wir; kommen Sie, kommen Sie! Will Ihnen Alles unterwegs sagen. Noch einmal, von Herzen mir willkommen, meine Lieben! (Küßt jeden).

Blaß (der Stollfüßige).

Hat uns nur darum lieb, weil er unter uns einem ordentlichen ganzen Kerl gleich sieht. Wie er uns zusammen gebracht, den, den und den und mich.... Schande, wenn wir uns so untereinander ansehen.

—

Straße vor des Goldschmieds Hause.

Wagner. Eckius.

Eckius.

Wie geht's, Wagner? Du trippelst wie ein verscheucht Huhn in den Straßen herum. Wie ist Dir?

Wagner.

So so! Wie Du mit allem Witz nicht ausholen kannst. Mir ist wohl und nicht wohl und doch wohl. Ich wollte, Du thätest mir die Liebe und fragtest darüber nicht weiter.

Eckius.

Wenn Dir meine Invitation nicht behagt, kann ich Dir nicht helfen. Wo ist denn der Doctor?

Wagner.

Er zieht allein mit dem Degen unter dem Arm hin und her; scheucht Alles von sich, was ihm nahen will.

Eckius.

Das ist so seine Manier, wenn ihm etwas im Hirn 'rum geht. Hat er recht gespieen, als er die Nachricht vernahm?

Wagner.

Er knirschte mit den Zähnen und lachte; stieß dann ein paar saure Worte aus und ging schnell in einen misanthropischen Humor über, worin er die Welt und seine eigene Tollheit persiflirte, indem er sich eine Spielkatze der Fortuna nannte, die sie nach ihren Caprieen herumhudle; einen Affen, den der Fuchs in den Korb geplaudert und indessen die Eier verzehret; einen Pfannenflicker und so weiter. Du weißt schon, wie er's treibt, wenn einmal seine Imagination rege wird.

Eckius.

Hat im Grund nicht viel zu bedeuten. Er ist kine von den hohlen Tonnen, die gleich gewaltig von innen hervorhallen, wenn das Glück von außen nur im Geringsten an sie anschlägt; einer von denen, die innen voll Lieblingsideen umhergehen, ganze Jahre lang eine Idee herumtragen und sich so in ihr verweben und verhängen, ganz in ihr denken und leben, daß alles Neue, plötzlich um sie herum Entstandne, nicht so stark auf sie wirken kann; und wenn auch, doch nur momentan, weil die Seele, mit eigner Fracht überladen, unter neuer Aufnahme erliegen müßte. Tröstet euch unter einander! Was man nicht mehr hat, hat man nie gehabt, und damit aus dem Sinn!

Wagner.

O wenn's drauf ankäm', ich wollte Dir auch predigen und sagen, was gut ist. Aber Du weißt nicht Alles! Wenn Sagen und Thun einmal in der Welt in gleicher Uebung wären! An meinem Platz, Eckius, würdest Du vielleicht anders reden.

Eckius.

Pfui! Was wär das! Siehst Du mich für eine angekleckste Lehmwand an, die der erste Sturmregen verwässert und verrüttelt? Gesunde Nerven und das Herz frei, bäumt sich's über jeden Zufall leicht hinaus. Fluchen, schelten, schreien, über eine Lumperei lärmen, das laß ich mir gelten; 'n braver Kerl kann sich wohl ärgern, auch vor Zorn und Galle oben drauf die Schwindsucht kriegen, wenn zu viel Nichtswürdigkeiten ihm über den Leib fallen und ihn drosseln. Aber das ist auch Alles; zum Wimmern wird mich nichts leicht bringen. Wein und Bier und Wasser ist mir einerlei! Wo's auf diesen Punkt ankommt... Bin der Jurisprudenz entritten; aber würf' mich das Glück so, daß ich morgen Matrose werden müßte, glaubst Du, ich würde um ein Haar weniger Eckius sein? Possen! Der Faust ist in diesem Punkt noch ein ganz andrer Kerl; und Du bist ein angehauener Schacht, der noch erst der Welt zeigen muß, was für Metall in ihm wächst. Bei der ganzen Pastete dauern mich die zwei Mosler, die des Goldschmieds Mädel über diese Begebenheit zu Bärenhäutern gemacht; waren keine übeln Leute!

Wagner.

Du peinigst mich! Des Goldschmieds Töchter? Sie? Vielmehr haben die niederträchtigen Schufte den Vater verführt, die Mädchen zu erhalten; ganz gewiß! Ich kenn' auch seinen Eigennutz; aber so weit hätt' er's gewiß nie ohne andre Verstärkung gewagt. Und wer konnte die geben? Minchen, die tugendhafte Seele würde allein widerstanden haben, würde mit ihren Thränen sogleich den Entschluß ihres Vaters zu Boden gelegt haben, hätte sie nur im Mindesten Verrath und Betrug geahnet. Und Du vergehst nicht darüber, sie so etwas fähig zu halten? Den Engel! Wief Feuer auf den Altar, brenn' Kirch' und Kloster nieder: Du thust verzeihlichere Sünde, als in der Gewalt so harter Beschuldigung der reinsten Unschuld.

Eckius.

Bist brav, Wagner; aber wenn Dir einmal der Bart einen Zoll hinauf in die Backen gewachsen, wirst Du mehr erfahren und vermuthlich über diesen Punkt etwas anders denken gelernt haben. Mir ist die weibliche Natur eine hohe respectable Natur: hony soit qui mal y pense; aber auch eine sehr wankelhafte Natur, über die der behendeste schärfste Schütz sich verfehlt im Lieben und Geliebtwerden, Hoffen und Verlangen. Es färbt und mahlt und schildert sogleich Alles nach seinem eignen Lichte. Die Mädchen und Buben sind gar lustige Dinger unter der Sonne. Narr, es hat mich ein wenig stutzig gemacht, wenn ich wohlbemittelte und reich beamtete Jünglinge gesehen, die Wunders hoch in der Rechnung bei ihren Lieblein zu stehen glaubten und am Ende doch nichts anders als nur die Bräme auf ihren Mänteln waren, wofür sie auch galten. Adieu, lieber Junge, hör' dort eben ein paar Degen an einander wetzen. Nu, kommst Du diesen Abend zum Essen auf meine Stube?

Wagner.

Zum Nachtessen schwerlich, aber noch immer zeitig genug, ein paar Worte mit Euch zu plaudern.

Eckius.

Bedenke, was ich gesagt. Ich, Herz und Kölbel reisen bald von hier nach Straßburg zurück; wenn Du dort mit unter uns leben willst, bist Du Patron. (Ab).

Wagner.

Allen untereinander! Ja, wer das ganz ins Reine bringen könnte! Das Hirn fällt mir fast zum Kopf heraus. Faust! Faust! An deiner Stelle, ich wüßte nicht, was ich thät', wüßte nicht, wo es mit mir hinkäm'; und wie ich dich kenne, ich fürchte mehr für dich in dieser Lage, als alle deine übrigen Freunde wähnen. Deine armen guten Anverwandten, denen du einen Theil der reichen Erbschaft noch schuldig bist! Und nun du selbst Alles verloren, zugleich mit verloren, was ihnen gehört! Ihr Eigenthum, nicht deines! Es ist nicht zu ertragen. Wie sie sich deiner Redlichkeit freuten (zieht ein Papier heraus), mir schrieben: unser Vetter Johann, segne ihn Gott für seine Redlichkeit! Wir alle danken ihm und wollen mit Ehestem einen Vertrauten zu ihm hinauf schicken, der das, was er für unser erkennt, in aller Namen empfangen soll; es kommt uns sehr zu gut. — Die Thränen kommen mir in die Augen. Und jetzt, wenn sie's erfahren! Einer ist schon auf dem Weg hierher in ihrem Namen Alles zu empfangen und abzuholen. Mir schaudert die Haut! Was man nur sagen kann und soll? Will mit Fleiß immer hierum auf und abgehen; dort im Ochsen kehren gemeiniglich die von Sonnenwedel ein; ob ich den Abgeschickten nicht antreffe und ihn wenigstens abhalte, daß er nicht in

dieser Lage dem Faust über den Hals falle. Gut schwätzen und sich mit Philosophie und Vernunft durchhelfen; aber wer in der Klemme steckt, weiß immer am besten, wie's thut.

Marktplatz.

Faust (den Degen unterm Arm) Kölbel.

Faust.

Immer den Buben zu spielen, mit giftiger Zunge über die Sterne zu fluchen, unter denen man geboren ward, jeder gemeine Schurke hat das zum Ausweg! Hohn und Spott ist meiner Seele Nacht und Abscheu. Aber so weit ist's auch noch nicht mit mir gekommen, daß ich dieß fürchten müßte. Es lebet etwas in mir, das über alle Erniedrigung erhaben ist.

Kölbel.

Lieber Doctor!

Faust.

Ich seh' es in Gedanken, und hasche darnach...

Kölbel.

Hörst Du! Bruder Faust!

Faust.

Ob ich's wage? Der große kühne Gedanke, der über mir schwebt: zu weit erhaben über kleine Köpfe! Der Athem verläßt mich in freier Luft. Ha! Bist Du da? Wie geht's, Kölbel?

Kölbel.

Ohne fernern Eingang, Bruder, noch weitläufige Condolenz über das, was zu Dir gestoßen: ich komm' hieher, Dich zum Nachtessen einzuladen. Eckius und ich, wir suchen Dich schon eine gute halbe Stunde. Beliebt's?

Faust.

Dank euch! Aber haltet mir's zu Liebe, ich bin heute nicht sondeclich dazu aufgeräumt.

Kölbel.

Hättest herrlichen Spaß haben können! Zwei Mädel von Straßburg sind hier angekommen; alte gute Bekanntschaft von mir, mit einem Knasterbart von Onkel, der den Argus über sie macht. Das Ding war Anfangs äußerst übel, man konnte vor dem Alten kein Wörtchen an Mann bringen; immer hatte ihn das Wetter dazwischen. Eine allein auf Seite zu kriegen, daran war nun gar nicht zu gedenken, und ob er gleich ein großer Liebhaber von Zeitungsneuigkeiten war und ich Kerlchen genug mitbracht', die sich einander fast die Lunge ablogen, den Ketzer immer aufmerksam zu erhalten, half's doch nichts; sah er, daß ich Eine oder die Andere nur mit der Hand berührte: gleich dazwischen geschnüffelt, ei, ei, ei, was gibts denn da? Und machte dabei ein Gesicht, wie eine Papierscheere, die man auf und zu macht, indem Nase und Bart, beide gleicher Länge, einander beständig küßten, wenn er so was über's Zahnfleisch wegraffelte. Endlich half uns Herz aus; der Gaudieb verkleidete sich heut früh, legte die Kleidee seiner Hausfrau, der dicken Schneiderin an, rieb seinen blauen Bart mit Röthel und Bleiweiß, daß es ein Elend war; ich mußt' ihn dort als eine Bekanntschaft von mir unter dem Namen der Frau Concectorin dem Alten und seinen zwei jungen Bäschen vorführen, und da hättest Du den Teufel nur sehen sollen, wie er das so meisterlich in einander gemacht! O es war zum Fressen! Der Bursch' ist zum größten Komödianten geboren. Kurzum, er wußte den so zu streicheln und einzunehmen, ein Spaziergang wurde vorgeschlagen, Herz hing sich in des Onkels Arm und zog ihn mit sich voran, ich mit den Mädel hinten drein und husch in ein Nebengäßchen hinein, eh der sich's versah! Nun sitzen sie auf meiner Stube und mein Hauswirth, der alte Podagrämer Sandel, der sich mit seinem Weib des Magister Knellius wegen brouillirt hat, hält sie für meine zwei Bäschen. Ich suchte gleich, um Dich bei dem Spaß zu haben; sind zwei muntre fidele Mädel. Komm' mit! Hörst? Wie? Was? Er hört nicht auf mich? Was fehlt dem? Davon mit dem Geist! Sieht umher wie einer, der im Schlaf umgeht. Was murmelt er zwischen den Lippen? Faust?

Faust (vor sich).

Schande wär's, abzustehen! Gefährliches Unternehmen! Und doch Schande! Was ist's, das meine Gedanken so zusammenfaßt und immer nach dieser Aussicht hindreht, wo alle Gaben des Glücks vor meinen Füßen hingestreut da liegen? Meine Seele sträubt auf und ahnet irgend ein gefährlich Wesen umher, das sie fangen will: der Instinkt der Taube, die den Marder am Schlag spürt. Dieß Beben und Klopfen, es geht um mich herum und herum, dorthin und dorthin will's immer mit mir. Was es auch ist, ich will ihm folgen. Ha diese goldnen Träume, die um mich her wandeln und sich in mein Inneres hineinspiegeln, sind zu lieblich im Anschauen, zu schmerzlich wieder zu verlassen, wenn man sie einmal gesehen. Warum zag' ich denn? Weg! Ein andermal mehr darüber. Für jetzt, was ist gleich zu thun? Hin ist hin; und ich habe auch schon den Quark von Verlust vergessen. Vielleicht wollt' es Schicksal so; sie mußten sich auf meinen Rücken vom Untergang retten, ich war der Mäkler, sie wieder mit dem Glück auszusöhnen und mir ist die Anwartschaft auf eine erhabnere Stelle verliehen. Nur das Einzige, es greift mir in die Seele: was werd' ich meinen armen Verwandten jetzt geben? Ihre Hoffnungen so hintergangen; es ist zu arg! Doppelt, doppelt, mir anvertrautes Gut so unachtsam zu verschleudern! (Zieht einen Beutel unterm Mantel hervor). Mir fällt etwas ein, ja, ja! Muß erst Alles versuchen; über dem Geschwätz verliert mag endlich alle Activität. Das will ich! Gewinn' ich nur so viel wieder, zum Theil die auf so lange zu befriedigen, bis ich dorthin näher komme: dann wär' ich ein Weilchen ruhig. Dieß mein ganzer Rest.

Kölbel.

Nun, ich will doch sehen, wann er wieder zu sich selbst kommt. — Jetzt athmet er leichter und blickt gelassener umher. Ist er vielleicht nicht wohl? Was er mit dem Beutel in der Hand will?

Faust (vor sich).

Zu wenig und zu viel in meiner jetzigen Stellung! Gut denn. Draußen vor der Stadt versammelt sich gegen das öffentliche Verbot in ödem finstern verfallnen Thurme, wo Eulen und Gespenster bei Nachtzeit herbergen, heimlich eine Gesellschaft Spieler; vermummt und masquirt schleichen zu ihnen nur Leute, die mißvergnügt mit Gott und Welt, oder junge Waghälse oder andre mit Elend Beladene, am Rand des Verderbens Schwindelnde, dort Trost und Hilfe gegen das Unglück zu suchen, das sie auf allen Wegen hetzt; die, wenn sie das Letzte hier gewagt, hernach auch mit Recht sich der Verzweiflung ganz in die Arme werfen dürfen. Diese Gesellschaft will ich heute vermehren; gewinn' ich nur so viel, meine Verwandten zu befriedigen, wohlan, so ist mir wider eine Weile wohl. Will sehen, wie es geht; verlier' ich, immer hin! Mir bleibt am Ende doch noch mein letzt Refugium. Wie, Bruder Kölbel, noch hier? Ich dachte, du wärst schon weiter.

Kölbel.

Du warst in tiefem Nachdenken begriffen, Bruder...

Faust.

Ach ja! Es fiel mir etwas aus den vorigen Zeiten ein. Die Zukunft und die Vergangenheit sind es immer, wonach wir Menschen unsre meisten Blicke wenden; wir sehn uns oft größer in der schmeichelnden Zukunft und müssen, um wieder die richtige Proportion zu treffen, die Vergangenheit zu Hilfe nehmen, die dann den wahren Spiegel vorhält und uns weis't, was wir werden können, indem sie zeigt, was wir waren. Wie, sagtest Du mir nicht vorhin noch was Anderes?

Kölbel.

Ich sprach viel, du merktest aber nicht darauf.

Faust.

Bin in einem wunderlichen Humor heute. Mir ist nicht wohl; doch das wird schon wieder vergehn. Leb' wohl, Bruder! Grüß' mir Deine Kameraden, ich habe nothwendig an einen Ort zu gehn. (Ab).

Friedrich August Müller

ward am 16. September 1767 zu Wien geboren, studirte daselbst Philosophie und lebte, nachdem er Dr. philosophiae geworden war, in seiner Vaterstadt seinen wissenschaftlichen Beschäftigungen. 1797 wandte er sich als Privatdocent nach Erlangen, wo er am 31. Januar 1807 starb.

Von ihm erschien, theils anonym:

Richard Löwenherz, Gedicht. Berlin u. Stettin 1790; neue Aufl. Berlin 1819, 8. mit 1 Kupf.

Alfonso. Gedicht. Göttingen 1790, 8.

Adelbert der Wilde. Gedicht. Leipzig 1793, 2 Bde., in 8. mit Kupfern.

Einer der talentvollsten und glücklichsten Nachahmer Wieland's.

Gottfried Polykarp Müller

ward am 13. Juni 1685 zu Stolberg bei Meißen geboren, studirte zu Leipzig Theologie und Philsophie und wurde daselbst Magister und außerordentlicher Professor der Philosophie. In Zittau, wohin er 1723 als Director des Gymnasiums abgegangen war, wurde er mit den herrnhuter Brüdern bekannt, ließ sich 1738 in ihre Gemeinde aufnehmen und erhielt die Bischofsweihe und das Directorium der Unterrichtsanstalt zu Urschkau, wo er am 17. Juni 1747 starb.

Er schrieb:

Abriß einer gründlichen Oratorie. Leipzig 1722.
Geistliche Erquickstunden. Ebendas. 1724.
Leben und Schriften. Frankfurt 1750, 8.

M. hatte das Verdienst, daß er in seinen asketischen Schriften der redseligen Weitschweifigkeit jener Tage durch Concision und Kraft entgegen zu arbeiten strebte, weshalb sie sich vor vielen ihrer Gattung auszeichneten.

Heinrich Müller,

der Sohn eines rostocker Kaufmanns, der sich vor Wallenstein's Heere nach Lübeck geflüchtet hatte, ward am 18. October 1631 daselbst geboren und besuchte nach seines Vaters Rückkehr nach Rostock das dortige Gymnasium, worauf er zu Greifswalde, Danzig, Königsberg, Helmstädt, Leipzig und Wittenberg studirte. Nachdem er bereits 1648 zu Greifswalde Magister der Philosophie geworden war, erhielt er 1653 das Archidiakonat an der Marienkirche und eine Lehrerstelle an der Universität zu Rostock, wurde Dr. theologiae, 1659 Professor der griechischen Sprache, 1662 Professor ordinarius der Theologie und Pastor zu St. Marien und 1672 Superintendent. Er starb daselbst am 23. September 1675.

Von ihm haben wir:

Geistliche Seelenmusik. Rostock 1659. N. A. Nürnberg 1728.
Apostolische Schlußkette und Kraftkern. Ebendas. 1663. Neue Ausg. Frankfurt 1734.
Himmlischer Liebeskuß. Ebendas. 1661. N. A. Leipzig 1831.
Geistliche Erquickstunden. Rostock. 1664—66, 3 Thle. N. A. von G. Rußwurm. Ratzburg 1822.
Kreuz-, Buß- und Betschule. Frankfurt 1668. N. Ausg. Hof 1738.
Geistlicher Dankaltar. Rostock 1669. N. A. 1700.
Evangelische Schlußkette. Ebendas. 1672.
Festevangelische Schlußkette. Ebendas. 1673.
Thränen- und Trostquelle. Ebendas. 1675. N. A. Hannover 1724.
Göttliche Liebesflamme. Frankfurt 1676. N. A. Nürnberg 1738.
Evangelischer Herzensspiegel. Frankfurt 1679.
Evangelisches Präservativ gegen den Schaden Josephs. Ebendas. 1681.
Gräber der Heiligen. Herausgegeben von J. C. Heinsius. Ebendas. 1684. N. A. 1700.

Einer der ausgezeichnetsten Männer seiner Zeit. Echte Frömmigkeit, Kraft der Seele, tiefes Gefühl, Eleganz und Klarheit des Ausdrucks, Originalität und geistige Feinheit herrschen in seinen Erbauungsschriften wie in seinen Predigten vor. Als geistlicher Liederdichter schließt er sich würdig den Besten jener Tage an.

Johannes von Müller.

J. v. M. bis jetzt noch immer der erste deutsche Historiker, ward am 3. Juni 1752 zu Schaffhausen, wo sein Vater als Prediger lebte, geboren, zeichnete sich schon früh durch glänzende Geistesgaben und eisernen Fleiß aus und beschäftigte sich bereits in seinem neunten Jahre mit dem Versuche einer Geschichte seiner Vaterstadt. Im Jahre 1769 begab er sich nach Göttingen, um Theologie zu studiren, widmete sich aber zugleich, namentlich durch Schlözer darin bestärkt, den historischen Wissenschaften und ging dann nach Schaffhausen zurück, wo er 1772 Professor der griechischen Sprache wurde. Seine innige Freundschaft mit Bonstetten (s. d.) bestärkte ihn in dem Entschluß die Geschichte seines Volkes zu schreiben. Nachdem er bis 1780 theils als Hauslehrer, theils privatisirend abwechselnd an verschiedenen Orten der deutschen und französischen Schweiz gelebt, und seine ganze Muße (zum Theil wider den Willen seines Vaters, der durchaus einen Geistlichen aus ihm machen wollte) seiner Neigung gewidmet hatte, erschien in dem eben genannten Jahre der erste Band dieses Werkes, der ihm sogleich bedeutenden Ruf erwarb. Er begab sich nun nach Berlin, wo er jedoch keine Anstellung bekam, hielt sich dann in Halberstadt und Braunschweig auf, folgte darauf 1781 einem Rufe als Professor der Geschichte am Carolinum zu Kassel und wurde 1782 Rath und Unterbibliothekar daselbst. 1783 nahm er indessen seine Entlassung und kehrte nach der Schweiz zurück, wo er drei Jahre theils in Genf, theils bei seinen Freunden Bonnet, Bonstetten und Tronchin verweilte. Nach Ablauf dieser Zeit erhielt er (1786) eine Anstellung als Hofrath und Bibliothekar zu Mainz in kurfürstlichen Diensten und stieg hier bis zum Range eines geheimen Staatsrathes. Bei der Besetzung dieser Stadt durch die Franzosen entsagte er seinen bisherigen Verhältnissen und begab sich als k. k. Hofrath nach Wien, wo er 1800 Hofbibliothekar wurde. Eigene Verhältnisse verleideten ihm jedoch den Aufenthalt daselbst und bewogen ihn 1804 als wirkliches Mitglied der königlichen Akademie und Historiograph des brandenburgischen Hauses nach Berlin zu gehen, nachdem er zuvor eine Reise in die Schweiz gemacht hatte. Die Folgen des unglücklichen Krieges von 1806 veranlaßten ihn um seine Entlassung einzukommen; im Begriff, nach Süddeutschland zu gehen, holte ihn in Frankfurt ein Courier ein, der ihm den Befehl Napoleon's überbrachte, sogleich nach Paris zu reisen (1807). Er gehorchte und ward nun zum Minister-Staatssecretär des neu errichteten Königreichs Westphalen ernannt. Wenige Wochen darauf begab er sich nach Kassel, wo er sich jedoch sehr unbehaglich fühlte und, nachdem er dringend um seinen Abschied gebeten, 1808 zum Generaldirector des öffentlichen Unterrichtes ernannt wurde. Er starb daselbst von einem Gallenfieber ergriffen, am 29. Mai 1809.

Seine Schriften sind:

Geschichte der schweizerischen Eidgenossen. Leipzig 1786—1808, 5 Thle.
Darstellung des Fürstenbundes. Leipzig 1787. N. A. 1788.
Briefe zweener Domherrn. Leipzig 1787.
Briefe eines jungen Gelehrten. Tübingen 1802. N. A. 1828.

Vier und zwanzig Bücher allgemeiner Geschichten. Tübingen 1810, 2 Thle. N. A. 1811.
Briefe an seinen ältesten Freund. Zürich 1812.
Sämmtliche Werke. Herausgegeben von J. G. Müller Tübingen 1810—1819, 27 Thle. N. A. 40 Thle. 1830—1833.

Das treffendste und gewiegteste Urtheil über diesen bedeutenden Mann, der früher hin und wieder zu übertrieben gepriesen, in neuester Zeit dagegen von Einigen zu heftig getadelt worden ist, fällt unbedingt Bouterwek am a. O. Th. XI. S. 488 ff., indem er von ihm sagt: Redlicher Enthusiasmus für das Wahre und Gute vereinigte sich in ihm mit einem Ehrgeize, der seine Befriedigung nur in dem Ruhme eines großen Schriftstellers suchte. Keine Anstrengung des Geistes war ihm zu mühsam; keiner Beharrlichkeit im Fleiße erlag seine Geduld. — Von Natur liebenswürdig, aber weich bis zur Schwäche, offen und liberal, aber ohne einen hervorstechenden Zug von Charaktergröße, den Umständen mit der Gewandtheit eines Weltmannes sich anpassend, den Lockungen der Sinnlichkeit sich hingebend von einer Seite, wo die Moral unerbittlich gegen ihn sprach, wurde er, nicht durch methodische Selbstverkünstelei, sondern aus moralischem Enthusiasmus in seiner eigenen Vorstellung ein Mann wie ein Fels, sobald er die Feder ergriff, um große Begebenheiten der Vorwelt zu erzählen. Dann mußte er denken und schreiben, als wäre er selbst einer der Helden und kraftvollen Staatsmänner, deren Namen zu verherrlichen seine größte Freude war; bald ein Römer, bald ein Schweizer aus den vorigen Jahrhunderten, bald ein anderer ausgezeichneter Mann, dessen Charakter er in den seinigen herüberzog, indem er ihn malte. Moralische und politische Größe hatte etwas so Begeisterndes für ihn, daß er in dem Großen auch das Gute öfter da zu erkennen glaubte, wo Andere es nicht sahen. Bei dieser Denkart konnte er keiner der Geschichtschreiber werden, die nur für den Verstand, noch weniger einer von denen, die nur für das Gedächtniß schreiben. Alles was er von merkwürdigen Menschen und Begebenheiten las, wurde in seiner Einbildungskraft zu einer Reihe lebendiger Gestalten. Er mußte darstellen und malen, und er malte mit wenigen Zügen treffend wie nach dem Leben, weil Wahrheit, so weit sie durch kritische Geschichtsforschung ausgemittelt werden kann, ihm mehr galt, als aller Schmuck der Rede. Seine Einbildungskraft war nur thätig, um das, was er las, ihm zu vergegenwärtigen, als ob er es vor sich sähe. Von der moralischen Wärme seiner eigenen Natur wurden seine historischen Gemälde durchdrungen, aber nicht entstellt. Wie er selbst für das Gute begeistert war, wollte er seine Leser begeistern durch das, was die Geschichte wirklich lehrt. Aber belehrend sollte die Geschichte nach Müller's Ansicht auch in einem Grade sein, von welchem die meisten Geschichtsforscher und Erzähler kaum eine Ahnung haben. Sein freier und heller, keinem philosophischen Systeme anhängender, zu abstracteren Wissenschaften überhaupt nicht aufgelegter, aber in den inneren Zusammenhang historischer Thatsachen tief eindringender Verstand hob aus diesem Zusammenhange allgemeine politische und moralische Resultate hervor, die auch dem ungelehrten Leser einleuchten, wenn sie ihm vor Augen gelegt werden, und die selbst der gebildete Denker übersieht, wenn sein Blick nicht von einem Pragmatiker, wie Müller war, geleitet wird. In dieser Kunst des historischen Pragmatismus hat Müller unter allen Geschichtsschreibern, außer Thucydides und Tacitus nicht seines Gleichen. Mit diesen beiden alten Classikern hat er auch die Energie und den Lakonismus des Styls gemein. —

Vgl. Heeren J. v. Müller, der Historiker. Leipzig 1809. (Abgedruckt in diesem Werke Th. III, S. 460, Artik. Heeren.)
K. L. von Woltmann, Johannes von Müller. Berlin 1810
Fr. Roth, Lobschrift auf Johannes von Müller. Salzburg 1811.

Die Schlacht bei St. Jakob im Silfelde *).

Montags früh, am 22. Juli 1442, zogen alle Banner in Hedingen zusammen; worauf nach gehaltenem Gottesdienst, sie aufgebrochen, voran der Landammann Jost Tschudi, den Albis hinauf, wider Zürich zu ziehen. Die rauhen Pfade, durch Höhlungen geengt, wie Waldwasser sie machen, waren von Zürichern eingenommen; ihre Wachten zogen sich hinauf nach der obersten Spitze, der Uetliburg. Der Tag dämmerte noch; plötzlich liefen einige Hunde, welche sich entfernt, erschrocken zu ihren Herren in die Wachten, von drei großen Schweizerhunden verfolgt. Hiedurch zu Verdoppelung der Wachsamkeit aufgerufen, entdeckten die Wachten bald sechs, hierauf mehr Pferde, und immer nähere Zeichen anrückender Feinde. Nicht Reding, noch Tschudi sahen sie, sondern eine Anzahl Jünglinge, die ihr Leben daran setzten, vor andern den Feind zu sehen, und Kenntniß von seiner Lage zu nehmen. Die Wachten sandten zum Hauptmann hinauf. Der Hauptmann trug an, die Feinde an einem Bachtobel zu erwarten. Aber die Gründe, die Winkel, die Rücken der Berge, welche nicht gestatteten, alles zu übersehen, setzten mehrere in die Furcht rettungsloser Ueberraschung; einige entwichen. Indeß die besseren zürnten, erschien über dem Paß, den sie besetzt, hoch über dem Verhau, wodurch sie ihn unzugänglich glaubten, schon ein Haufen junger Schwytzer und Glarner, welchen der zahme Albis gegen ihre Alpen, im Augenblick da sie sich auszeichnen konnten, wie eine ebene Straße vorkam. Sie, herab; die Wachten durch die Wälder hinaus. Nur eilf Mann bedeckten die Flucht; fünfe fielen, nicht ungerochen. Der Albis aber war nun offen; die Schwytzerischen Jünglinge, mit hochhallendem Geschrei, verfolgten jene ins Feld herab. Gerüchte großer Noth kamen in den Rath, mit welchem Rudolf Stüssi, Ritter, Bürgermeister, (zum letzten Mal) den ganzen Morgen versammelt saß. Schnell die Reisigen aus der Stadt; ganz Zürich, ohne Unterschied Alters und Standes, in die Waffen; das Volk drängte sich in den Gassen, im Thor, auf der Silbrücke, ehe Thüring von Hallwyl, ehe Rudolf Stüssi die Bürgerschaft ordnen konnten. Jener, für seine Feldherrnehre und für das Glück des Tages bang, rief laut: „Männer von Zürich! mir, eurem Hauptmanne folget ihr nicht? wollt ihr so, so bin ichs nicht mehr." Erst jenseits der Sil, bei Bänken, von einer Linde beschattet (wo sonst Geliebten und Freunden manch traulicher Abend glücklich verging) da auf einmal hoch vom Albis die sämmtlichen eidgenössischen Bauern herabziehend erschienen, hielten die Züricher. Hinwiederum erblickten die Eidgenossen die Stadt Zürich, das ganze Feld (von der Natur zur Lust und Genuß geschaffen!) in militärischer Bewegung, das Fußvolk sich ordnend, Reisige herumsprengend, und Hanns von Rechberg mit einem Haufen auf Recognoscirung reitend. Sehr nahe kam der muthige Ritter, schätzte mit gesundem Blick ihre Stärke, wandte sich, und warnte: „Der Bauern mögen sechstausend sein; sie sind mit Allem wohl versehen; auf eine Schlacht steht ihr Sinn. Ich, bei meinen Ehren, halte eben darum nicht für gut, sie zu liefern; sondern daß die zu Fuß sind nach der Stadt umkehren, wir, die Reisigen, durch geschwinde List, hin und wieder, dem Feind Abbruch thun und ihn ermüden." Dieser Anschlag war zu vernünftig für eine von plötzlicher Kriegswuth fortgerissene Menge. Nur so viel wurde in dem Kriegsrath beschlossen: das Fußvolk soll zwischen der Stadt und dem Wasser Sil eine sichere Stellung nehmen.

Die Landbanner der Schwytzer und Glarner zogen den Berg herab, drängten aus dem Dorfe Rieden eine Anzahl Reisige zurück, hielten unweit von den Zürichern, auf dem Acker vor dem Dorf, und erwarteten die Banner der übrigen Orte. Die Reisigen durch das Feld, einzeln, auf Ritterweise, sprengten an den Graben des Ackers, schossen, wandten sich und flohen. Eben dieselben, schnell wieder um, erneuerten die That, höhnten, schossen, flogen unerreichbar dahin. Ital Redings geschwinder Sinn erfand hiewider ein Mittel. Indeß die übrigen Banner sich bei dem seinigen sammelten, trug er einen Anschlag vor, über den alle Geschichtschreiber einig sind, und einen andern, welchen Leute von beiden Partheien, die nicht so viele Vernunft als Ehrlichkeit hatten, diesem Feldherrn so übel genommen, daß sie ihn für einen Fleck in seinem Charakter gehalten, und nach Zuneigung oder Haß ihm denselben vorgeworfen oder abgeläugnet haben.

Der erste Punkt war, das Ackerfeld vor dem Dorfe Rieden genugsam zu besetzen, mit der Hauptmacht aber nach dem Berge hin, dann herunter auf Wiedikon, zu ziehen, die Feinde von der Stadt abzuschneiden, und, im Schrecken hierüber, über sie herzu-

*) Aus J. v. Müller's Geschichte der schweizerischen Eidgenossen.

fallen; alles dieses müsse auf das geschwindeste geschehen, die Reiterei den Zug bedecken. Hierauf ließ Reding (das ists, was man ihm übel ausgelegt) einen rothen Rock hervorbringen, denselben in ungefähr zweihundert Stücke kreuzweis zerschneiden; zweihundert auserlesenen Jünglingen diese vorn auf der Brust, wo die Feinde ihre rothen Kreuze trugen, aufheften (die weißen eidgenössischen Kreuze trugen sie auf dem Rücken, und um allen Irrthum noch besser zu vermeiden, riß jeder ein kleines Aestchen von den Tannen des Albis, und steckte es an seinen Gürtel). Hierauf befahl er, sie sollen, vor der Ankunft in Wiedikon, an einem schicklichen Ort, in der Gegend von Friesenberg, sich herunterlassen, und als Züricher sich dem Feind hinten anschließen; sobald alsdann der Gewalthaufe einhaue, Lärm, Verwirrung und Schrecken erregen. Diejenigen zum Theil sonst ehrwürdigen Männer, die den Landammann hierüber tadeln, scheinen vergessen zu haben, daß eine Schlacht geliefert wird, nicht um zuzuschlagen, sondern um zu siegen, und daß kein Mittel hiezu unverwerflicher ist, als das, wodurch der Feind ohne vieles Blutvergießen in schnelle Flucht geworfen wird. Wenn für die Menschheit zu wünschen ist, daß jeder Krieg bald entscheidend geendigt werde, so ist's Thorheit, in der Wahl der Mittel zum Sieg ängstlichst zu sein.

Dieses alles geschah. Die Sonne stand hoch als die Eidgenossen durch das Korn zogen; sie blitzte ihnen so in die Augen, daß sie in Erwartung, der Feind möchte dieses benutzen, ihre Ordnung stärkten. Die Hitze des Tages wurde ungemein groß. Die Züricher, welche das Scharmuziren den Reisigen überlassen, für sich selbst aber zwischen der Sil und Vorstadt eine fast unbezwingbare Lage nehmen sollten, hielten für schmählich, den Feind nicht in offenem Felde zu bestehen. Die lärmende Menge verwarf den militärischen Plan. Sie legten sich diesseit des Flusses in Wiesen, welche sich zwischen Wiedikon und einer uralten Kapelle St. Jakobs bei dem Siechenhause erstreckten, und von einem lebendigen Zaun eingefaßt waren. In die Stadt sandten sie, auf das Wein, Brot und Käse gebracht würde. Sie aßen, sie tranken, sie trotzten, sie jauchzten. Den am Berg hinziehenden Feind bemerkten sie, und hielten dafür, daß er den Kampf nicht wage, sondern über Wiedikon hinaus, entweder gegen Aargau herabziehe, oder auf den Gemeinweiden beim Hard lagern wolle, wo nicht unmöglich sein würde, ihn zwischen Limmat und Sil zu schlagen, und in die Wasser zu sprengen.

Einige Aufmerksamkeit erregte der bei Friesenberg sich herunterlassende Haufe von zweihundert Schwytzer: doch betrogen den Bürgermeister die rothen Kreuze, so, daß er sie für die Besatzung der Uetliburg hielt.

Ehe die Eidgenossen bis Wiedikon kamen, erzürnten die Neckereien der Reisigen eine ungeduldigere Schaar ihrer Mannschaft, so daß diese hervorbrach, jene zurückgeworfen wurden; sie wichen, streitend. Schnell bildete sich eine Säule, die mit größtem Nachdruck einen Stoß auf sie that, welcher sie in die Flucht schlug. Die Reisigen erstaunten, die Züricher diesseit der Sil zu finden. Diese, aus der Stadt unaufhörlich gestärkt (unvermögende Greise eilten, einmal eine Schlacht zu sehen, oder die Ihrigen aufzufrischen), breiteten sich, in scheinbarer Ordnung, über die Wiesen im Silfelde aus. Bei Annäherung des Feindes beteten die Züricher knieend, standen auf und schossen, sobald jener zu erreichen war, durch und über den Grünzaun heraus. Wenn das Gefühl des Muthes weniger Störungen unterworfen wäre, die ein verständiger Feind oder der Zufall herbeiführt, das Glück des Tages wäre zweifelhaft geblieben oder theuer erkauft worden.

Viele Reisige aber hielten weder vor, noch auf den Flügeln, auch nicht hinter der Linie, welche bereit war sie aufzunehmen. Die meisten ritten über die Brücke, hingerissen von Schrecken, oder, wie Hallwyl und Rechberg, an gutem Ausgang verzweifelnd, und besorgt, wo nicht für die Stadt, gewiß für ihre Partei. Wie denn der Oesterreichische Statthalter in vordern Landen, Markgraf Wilhelm, inner den Mauern von der Höhe des Lindenhofes den Begebenheiten zusah. In der That war auf den Fall, daß die Eidgenossen siegten, plötzlicher Sturz der Oesterreichischgesinnten Regenten, Gefängniß, wo nicht Ermordung vieler Herren und Ritter eine wohl zu verzeihende Besorgniß. Doch sprang mancher streitlustige Ritter vom Gaul, und gesellte sich den Zürichern bei.

Sie schossen. Die Eidgenossen, welche die fliehenden Reisigen an dem Grünzaune herunter verfolgten, trafen endlich auf die zweihundert rothbekreuzten Schwyzer, die sich eben auch bis ganz zu hinterst in die Wiese und nach der Brücke hingezogen. Als diese sahen, wie jene vom Verfolgen in diesem Augenblick abließen, und, verabredetermaßen, zu gleicher Zeit hier unten in die Wiese drangen, als die Hauptbanner oben den Grünzaun zerhieben und niedertraten, erhoben sie plötzlich ein fürchterliches Geschrei: „fliehe, Zürich, fliehe wer kann!" Dabei wandten sie sich gegen die Brücke. Zwar erschienen jetzt die hinten aufgehefteten weißen Kreuze; ihre That aber war vollbracht, indem sie nicht nur durch Fluchtgeschrei den Muth gebrochen, sondern auch jetzt die Furcht hervorbrachten, sie möchten den Bürgern die Brücke ablaufen. In dieser Stunde fiel Schrecken auf das Heer; fernern Widerstandes wurde vergessen; wer konnte, verstahl sich; man drängte sich der Brücke zu.

In dieser äußersten Gefahr unterließ Rudolf Stüssi nichts von dem, was einem Ritter und einem Bürgermeister der Stadt Zürich anständig war; folgte nicht Hallwyl und Rechberg; vergaß, daß Reding wohl vornehmlich ihn suchte; gedachte allein der Ehre des Vaterlandes, wofür er, nur zu leidenschaftlich, von Jugend auf gebrannt, so viel gewacht, gehandelt, gestritten. Also, da unten alles in größter Verwirrung war, die Banner gewaltig oben herein drangen, das ganze Heer der Züricher unaufhaltbar die Wiesen herab eilte, hielt er seiner grauen Haare für unwürdig, die Flucht anzuführen, griff zu seiner breiten Mordaxt, stellte sich mitten auf die Silbrücke, rief mit erschütternder Stimme durch die Schaaren hin: „haltet, Bürger, haltet!" Sie, taub, geblendet, fortgerissen, flohen zu beiden Seiten an ihm hin. Er nicht mit ihnen, auch nicht nach ihnen, stand, ernst und fest, wie sonst im Rath, oder auf Tagen. Jeder Augenblick brachte größere Noth; im Anfang war der alte Hegenauer, jetzt Peter Kilchmatter, von Jugend auf seine Freunde (wie oft im Rath seine Stützen!) gefallen. Bei vierzig Reisige hatten vorzüglichen Muth mit ihrem Leben bezahlt. Schon war an S. Jakobs Altar Freiherr Albrecht von Bußnang (vergeblich bot er große Geldsummen) ein Opfer feindlicher Wuth geworden. Jetzt fingen die Feinde an, sich der Brücke zuzudrängen. Ulrich Lommis, in diesen Nöthen die erste Hoffnung der Züricher, fiel; geflohen war der Bannermeister, um die Rennfahne zu retten. Als Tod und Noth überall herein brachen, Rudolf Stüssi aber, Vorwürfe und Befehle austheilend, mitten auf der Brücke, in seiner hohen Gestalt, wie ein Wehrthurm, den Feind aufhielt, beleidigte er mit einem Blick oder Wort einen Bürger von Zürich, mit Namen Zurkinden. „Bei Gottes Wunden, du bist an allem Jammer schuld" rief dieser, hob den Spieß, rannte ihn durch. Da fiel der gewaltige Bürgermeister, die Rüstung rasselte, es ertönte die Brücke. Auch soll ein gewisser Lüthard von Merischwanden im Luzernischen von unten herauf einen Balken der damals niedrigen Brücke gehoben, und mit seiner Hellbarde ihm den Todesstreich beigebracht haben. Groß war Stüssi's Tod; er starb in seiner Pflicht.

Indeß der Bürgermeister, in seinem Blute liegend, lang und hart mit dem Tod rang, rannten einige Hundert Feinde (über die Leichen vieler gefangenen Züricher, auch wehrloser Greise, die nicht schnell genug fliehen konnten) über die Silbrücke in die Vorstadt und an die Thore. Hier an dem wohlverschlossenen Thor, an der aufgezogenen Fallbrücke, verlor mancher Bürger sein Leben, bis das klägliche Geschrei die inneren bewog, aufzuschließen. Mit den Fliehenden kamen Feinde herein. In der Stadt entriß der Landschreiber von Glaris dem Bannermeister von Zürich die Rennfahne und tödtete ihn. Wie als vor tausend Jahren die wilden nordischen Völker mit Flammen und Schwert durch die Thore des Althelvetischen Thuricum stürzten, nicht geringer war der Schrecken dieser Stunde, da das Gerücht halb wahr, halb falsch, durch alle Gassen den Tod des Bürgermeisters, die Niederlage des Volks, die Eroberung der kleinen Seite verkündigte. Da sah ein Bauer von dem benachbarten Küßnacht den Stadtschreiber Michel Graf durch die Gassen rennen, rief: „das hast du mit deinem nichtswürdigen Schreiben gemacht, du mußt hier auch sterben" durchstach ihn; er fiel, freilich zu spät.

Als die ausländischen Söldner über die Limmat nach den jenseitigen Thoren, viele aber aus der größern Stadt hinwiederum dem nothleidenden Volk in der kleinen zuritten; viele ihre Thüren sperrten, und vergaßen, der Stadt Thor vor dem einbrechenden Feinde zu schließen, ermannte sich ein Weib, des Namens Zieglerin. Sie ließ den Schoßgatter herab. Als der Landschreiber von Glaris mit andern sich eingeschlossen und das Leben verloren sah, reichte er die gewonnene Rennfahne einem seiner Landsleute durch den Schoßgatter zu; starb hierauf.

Jetzt sahen die Züricher, daß die Noth von dem Gerücht übertrieben worden, schlugen die Thore zu, ließen die Fallbrücke fallen, eilten auf Thürme und Mauern, schossen aus Büchsen und Handgewehr in die nahen und entfernten Feinde, nicht ohne Erfolg.

Diese waren in den Gassen der Vorstadt beschäftiget, Erschlagene auszuziehen; indeß Glarner, von des erschlagenen Bürgermeisters Verwandtschaft, ihn, gemeiner Eidgenossenschaft Feind (nur als den betrachteten sie ihn) von der Silbrücke hinter einen Zaun schleiften, entblößten (er soll noch geathmet haben), mißhandelten, hierauf mit dem Fette seines Bauchs ihre Schuh, Stiefeln und Spieße schmierten, ihn endlich, nachdem sie sein Herz zerbissen, und einander lang schimpfweise zugeworfen, in unzählige Stücke zerhauen in die Sil zerstreuten.

Diesen Ausgang nahm Rudolf Stüssi, der ein großer Mann hätte sein können, wenn er für das ganze Vaterland gedacht hätte, wie für seine Stadt. Sein Bild, wie er, noch verehrt und gefürchtet, an dem Morgen dieses Tages, zum Streit für Zürich, stolz auszog, mit Panzer, Schwert und Kolben, seiner Kriegshaube und seinem Bart, steht noch zu Zürich.

Hierauf wurde die Vorstadt geplündert, alle zwischen der Sil und der Stadt Graben stehenden Häuser, nebst S. Stephans Kirche, die Dörfer Wiedikon, Rieden, Altstetten, das ganze Silfeld vom Hard bis hinauf nach Kilchberg, verbrannt. Auf verbluteten Leichnamen sitzend, den Rücken erschlagener Feinde zum Tisch, zechten die Helden, und sahen den Brand. Das ist Bürgerkrieg.

Die Sempacher Schlacht.

Von dem Stein zu Baden zog der Herzog über die Rüß, durch die freien Aemter, Aargau hinauf, über Sursee und Sempach. Diese kleine Stadt liegt bei drei Stunden von Luzern, oben an einem zwei Stunden langen hellgrünen See; die Ufer, fruchtbar und angenehm, erheben sich aus Wiesen in Kornfelder, und über diesen stand ein Wald, das Land erhebt sich beträchtlich. In den Wald kamen die Eidgenossen.

Sie sahen den Feind Montags an dem neunten des Heumondes, eine zahlreiche, wohlberittene, schön gerüstete Reiterei; jede Dienerschaft unter ihrem Baron, die Mannschaft jeder Landstadt unter ihrem Schultheiß, und jedes Landes Herrn zu desselben Landes Banner geordnet; ihre Knechte, eigenen Leute und Söldner in Form eines Fußvolks; keine Feldstücke, nur waren zu der Belagerung von Sempach große Büchsen in schwerem langsamen Anzug. Sie sahen die Aargauer Herren, die Amtleute von Oesterreich, Urheber des Krieges, Herrmann Grimm von Grünenberg, welchem sie Rotenburg brachen, Thüring und Hanns von Hallwyl vor andern für das fürstliche Haus im Frieden und Krieg eifrig, die Geßler, welche zu der Schweiz angebornen Haß trugen, Egloff und Ulrich von Ems, jenen den theuersten Ritter in den Kriegen seiner Zeit, Kraft von Lichtenstein mit vielen Großen vom innern Erbland unter des Erzherzogthums Banner, das Heinrich von Escheloh trug, Rudolf Graf zu Sulz, Graf Johann von Fürstenberg zu Haslach, Montfaucon von Mümpelgard und viele Herren von Hochburgund. Vor allem Volk glänzte aller Orten Herzog Leopold von Oesterreich selbst, seines Alters in dem sieben und dreißigsten Jahr, männlich schön, hochgemuth und voll Gefühl, voll Heldenfeuer, siegprangend aus manchem wohlvollbrachten Krieg, rachbegierig, durstig zur Schlacht.

Es war der Erndte Zeit; sein Volk mähete Korn; die Edlen sprengten an die Mauern, um den Bürgern Hohn zu sprechen, fest in dem Entschluß, die Schweizer Bauern persönlich und ohne das Fußvolk allein zu schlagen. Als der Herzog den Feind in der obern Gegend sah, vergaß er (wenn er sonst es wußte), daß eine Reiterei vortheilhafter den Anfall thut Berg an als von oben herab; er hielt für nothwendig, die Pferde zu entfernen, obschon die schwere Waffenrüstung den Adel zu den Bewegungen eines Fußvolks unbehilflich machte. Oft hat eine wohlgeübte Reiterei durch Stoß und Schnelligkeit ein Fußvolk gebrochen oder überflügelt und geschlagen, aber niemals eine unbeugsame Infanterie einem bessern Fußvolk widerstanden. Der Herzog befahl hierauf, daß der Adel eng zusammen trete; diesem starken Kriegshaufen gab er durch die Spieße, welche bis vom vierten Glied hervorragen mochten, eine undurchdringliche mörderische Fronte: fast wie König Albrecht sein Großvater in der Schlacht am Hasenbühel gegen die Baierische Reiterei mit Erfolg versuchte. Ueber diesen Gewalthaufen hatte unter ihm Herr Johann von Ochsenstein, Dompropst zu Straßburg, sein Landvogt zu Elsaß und Sundgau, den Oberbefehl; Reinhard von Wehingen, in Kriegs- und in Friedensgeschäften geschickt, und groß in der Herzoge Gnade, war über die Schützen; die Vorhut von vierzehnhundert Mann, welche Friedrich von Zollern, der schwarze Graf, mit Johann von Oberkirch, Ritter, anführte, stellte der Herzog hinter das Heer; er wollte, daß dem entflammten Adel, bei welchem er selbst war, das Feld frei wäre. Wenn er sich darauf einrichtete, den feindlichen Anfall zu empfangen, so that er mit überlegener Menge, was besser der geringern Zahl zukam; aber wahrscheinlicher bestimmte ihn zum Fußgefecht eine Meinung der damaligen Ritter und Edlen, daß, wer in einem Kampf durch ungleiche Waffen oder schnelle List überwinde, den Preis der höchsten Tapferkeit unentschieden lasse; sie hielten dieses für unehrlich; Leopold selbst war durch seine Tugenden viel mehr der hohen Ritterschaft Zier, als ein geschickter Feldherr durch Einsicht in das Große eines Kriegs.

Als Johann Ulrich von Hasenburg, Freiherr, ein grauer Kriegsmann, welcher die Stellung und Ordnung der Feinde gesehen, den trotzigen Adel warnte: „Hoffarth sei zu nichts gut, und es wäre wohlgethan, Herrn Hanns von Bonstetten sagen zu lassen, daß er eilends hinaufziehe," hielten sie seine alte Klugheit, für unedel. So, als einige dem Herzog selbst Vorstellungen machten, „wie Schlachtfelder das Vaterland unvorhergesehener Zufälle sein; wie dem Fürsten zukomme, für alle zu wachen, und ihnen, für die gemeine Sache zu streiten, und wie viel verderblicher dem Heer der Verlust seines Hauptes, als einiger Glieder sein würde," sprach er, Anfangs lächelnd, aber endlich ungeduldig: „soll denn Leopold von weitem zuschauen, wie seine Ritter für ihn sterben? Hier in meinem Land, für mein Volk, mit euch will ich siegen oder umkommen."

Die Eidgenossen standen an der Höhe vom Wald bedeckt; so lang die Ritter saßen, däuchte ihnen schwer, in der Ebene den Stoß ihrer Menge zu bestehen, und sicherer, in dem anscheinenden Vortheil ihrer Stellung den Anfall auszuharren. Vom Sieg hofften sie, er werde durch die Ermunterung des Volks für den Krieg entscheidend werden; ihren Tod betrachteten sie als den Weg zum ewigen Ruhm und als einen Sporn für die Ihrigen, vom Feind ihre Rache zu suchen. Als der Adel abstieg, zogen die Eidgenossen aus dem Wald in das Feld hinab; sie besorgten auch vielleicht eine Hinterlist oder eine schnelle Bewegung der übermächtigen Zahl in der bedeckten Gegend. Sie standen, in schmaler Ordnung, mit kurzen Waffen, vierhundert Lucerner, neunhundert Mann aus den drei Waldstetten und ungefähr hundert Glarner, Zuger, Gersauer, Entlibucher und Rotenburger, unter ihren Bannern, unter dem Schultheiß der Stadt Luzern und unter dem Landamtmann eines jeden Thals; einige trugen die Hellbarden, womit im Paß bei Morgarten ihre Ahnen gestritten, einige hatten statt Schilde ein kleines Bret um den linken Arm gebunden. Erfahrne Krieger sahen ihren Muth. Sie fielen auf die Knie, und beteten zu Gott, nach ihrem alten Gebrauch. Die Herren banden die Helme auf; der Herzog schlug Ritter. Die Sonne stand hoch, der Tag war sehr schwül.

Die Schweizer nach dem Schlachtgebete rannten mitten durch das Feld an den Feind in vollem Lauf mit Kriegsgeschrei, welches Alles anfeuert, und, weil sie hofften durchzubrechen, und alsdann rechts und links nach ihrem Wohlgefallen zu verfahren. Da wurden sie empfangen von Schilden als von einer Mauer und von den hervorragenden Spießen wie von einem Wald eiserner Stacheln. Da stritt mit ungeduldigem Zorn die Hauptmannschaft von Luzern und suchte zwischen den Spießen einen Weg an die, welche dieselben trugen. Hinwiederum bewegte der Feind mit fürchterlichem Geprassel seine in die Breite ausgedehnte Ordnung, als zu einem halben Mond, womit er die Feinde zu umgehen gedachte. Zu derselbigen Stunde schien der Stadt-Banner von Luzern lang unterdrückt, weil Petermann von Gundoldingen, Ritter, Schultheiß von Luzern, hart verwundet gesunken, der Altschultheiß Heinrich von Moos, und Stephan von Sillinen, Herr zu Sillinen und Küßnacht, sein Schwager, mit vielen andern tapfern Männern umgekommen waren. Da rief laut Antoni zu Port, ein geborner Mailänder, zu Flühelen im Land Uri seßhaft: „Schlaget auf die Glene, sie sind hohl." Dieses thaten die Vordersten mit starker und angestrengter großer Kraft; sie zerschmetten etliche Glene, welche von den hintern sofort ersetzt wurden: da fiel der zu Port. Nur war die feindliche Ordnung durch die Natur ihrer Waffen und aus Mangel der Uebung unbehilflich zu der Bildung eines halben Mondes; im übrigen bestand sie ungebrochen, fest. Sechzig Schweizer waren erschlagen worden. Man befürchtete die plötzliche Wirkung einer unbemerkten Bewegung der Hinterhut. oder Ueberraschung von dem Gewalthaufen Bonstettens.

Diesen Augenblick banger Unschlüssigkeit entschied ein Mann vom Lande Unterwalden, Arnold Strutthan von Winkelried, Ritter, er sprach zu seinen Kriegsgesellen, „ich will euch eine Gasse machen," sprang plötzlich aus den Reihen, rief mit lauter Stimme: „sorget für mein Weib und meine Kinder; treue liebe Eidgenossen, gedenket meines Geschlechts," war an dem Feind, umschlang mit seinen Armen einige Spieße, begrub dieselben in seiner Brust, und wie er denn ein sehr großer und starker Mann war, drückte er im Fallen sie mit sich auf den Boden. Plötzlich seine Kriegsgesellen über seinem Leichnam hin; da drangen alle Harste der Eidgenossen-Mannschaft mit äußerster Gewalt festgeschlossen hintereinander an. Hinwiederum die Reihen des erstaunten Feindes preßten sich, sie aufzunehmen; wodurch, durch Schrecken, Eile, Noth und Hitze, viele Herren in ihren Harnischen unverwundet erstickten; indessen aus dem Wald herab zulaufendes Volk die Schweizer eiligst verstärkte.

Zuerst fiel Friedrich der Bastard von Brandis, ein handfester, hochtrotziger Mann, sonst er allein so gefürchtet als zwanzig; bei ihm fiel der lange Frießhard, welcher sich vermessen, die Eidgenossen allein zu bestehen; das Glück des Tages wandte sich. Die Diener der Herren von Adel, unfern bei dem Troß, da sie dieses bemerkten, saßen auf die Pferde, durch schnelle

Flucht ihr Leben zu retten. Indessen sank in der Hand Herrn Heinrichs von Escheloh das Hauptbanner von Oesterreich, und fiel Herr Ulrich von Ortenburg auf die Fahne von Tyrol. Jenes rettete eilig Ulrich von Aarburg, Ritter, schwung das Banner hoch empor, widerstand hart und vergeblich, bis er verwundet fiel, und mit letzter Lebenskraft laut schrie: „retta Oestreich, retta.“ Da drang der Herzog Leopold herbei, und empfing das Banner von seiner sterbenden Hand; abermals erschien dasselbe über den Schaaren, hoch, blutroth, in des Herrn Hand. Aber viele umringten den Fürsten und lagen ihm für sein Leben an. Und schon war in der Hand Herrn Davids von Junkerburg das Banner des Grafen von Habsburg untergegangen; es lag Thüring von Hallwyl, sein Bastard, und sein Oheim Johann; dort fielen die von Lichtenstein, von Mörsburg vier Brüder, Herrmann von Eschenz zwischen seinen zwei Söhnen, Markgraf Otto von Hochberg, Herr Otto der Pariser, des Herzogs Rath, Graf Walleram von Thierstein, Graf Peter von Aarberg, und mit fünf seines Namens der edle Ritter Albrecht von Müllinen, welchen der Herzog liebte. Da sprach Leopold: „es ist so mancher Graf und Herr mit mir in den Tod gegangen; ich will mit ihnen ehrlich sterben,“ verbarg sich seinen Freunden, von Wehmuth und Verzweiflung hingerissen, vermischte sich in die feindlichen Haufen, suchte seinen Tod. Von allen Orten war der Feind eingebrochen; mit großer Noth hielten kaum die Schultheißen der Aargauer Städte ihre Banner aufrecht. Im Gedränge der Schaaren fiel der Herzog zur Erde; voll Schlachtwuth rang er in der schweren Rüstung (weil er nicht ungerochen umkommen wollte), sich empor zu helfen. Ein unansehnlicher Mann aus dem Lande Schwytz fand ihn über dieser Bemühung; da rief Leopold hilflos, „ich bin der Fürst von Oesterreich.“ Dieses hörte jener nicht, oder er glaubte es nicht, oder es täuchte ihn, die Schlacht hebe alles auf. Als der Herzog durch die Natur der Wunde den Geist alsobald aufgegeben, erblickte ihn von ungefähr Martin Walterer, der das Banner der Stadt Freiburg im Breisgau trug; versteinert stand er, das Banner fiel ihm aus der Hand; plötzlich warf er sich über Leopolds Leichnam hin, damit er nicht von Feinden und Freunden befleckt und gequetscht werde; er erwartete und fand hier seinen eigenen Tod. An eben diesem Ort stritt bis in den Tod Rudolf der Harraß, Herr von Schönau, Harnischmeister des Herzogs.

Die Augen der Schaaren suchten den Fürsten, vergeblich; da wandte sich auf einmal die Macht von Oesterreich grauensvoll auf die Flucht; also schrien alle Edlen: „die Hengste daher, die Hengste daher;“ da zeigte ihnen kaum der ferne Staub den Weg der Flucht, auf den ein ungetreuer Graf und vielleicht Hanns von Oberkirch sie längst mit fortgerissen. Ihnen, in drückenden Rüstungen, in unerträglicher Hitze, erschöpft von Durst und Arbeit, blieb übrig, ihren Herrn zu rächen, und, jeder wie er konnte, sein Leben, wo nicht zu retten, doch theuer zu verkaufen. Hier traf den edlen Ritter von Ems das würdige Ziel seines Laufs heldenmüthiger Thaten. Hier fand Otto Truchseß von Waldburg den rühmlichen Tod, und Ysni kam in vollkommene Freiheit; von Ysni, seiner Stadt im Allgau, war er hieher gekommen, und verschrieb ihr um acht tausend Pfund Pfennige (den Sold für seine Reisigen) auf seinen Tod hin alle Macht, welche ihm daselbst übrig war. Bei den Eidgenossen fiel Konrad, Landammann von Uri, der Frauen von Zürich Meyer, Kastvogt von Attinghausen, Ritter; Sigrist von Tiefselbach, Landammann deren von Unterwalden ob dem Kernwald; von Glaris Konrad Grüninger, ein tapferer Mann (dafür gaben die Männer von Schwytz desselben Sohn das Landrecht). Indeß verblutete an vielen Wunden der Schultheiß Petermann von Gundoldingen; ein Luzerner eilte an den Ort, wo er lag, um seinen letzten Willen zu vernehmen; der Schultheiß, fern von Gedanken eines Privatmanns, gab ihm zur Antwort: „Sage unsern Mitbürgern, sie sollen keinen Schultheiß länger als ein Jahr an dem Amt lassen; das rathe ihnen Gundoldingen, und wünsche ihnen glückliche Regierung und Sieg;“ unter welchen Worten das Leben ihn verließ. Aber in dem feindlichen Heer half dem von Hasenburg nicht, sein Unglück vorgesehen zu haben; fiel mit ihm Johann von Ochsenstein, der seiner Klugheit spottete; Siegfried vom Hause Erlach, dem nicht gegeben, wider die Freiheit glücklich zu streiten; drei Heudorf und Albrecht von der Hohenrechberg, deren Haß wider die Sieger auf ihre Urenkel erbte; Herr Gottfried Müller, Herr Burkard Geßner von Breisach, Hatstatt, Rathsamhausen, drei Berenfels, Flachsland, auch welschen Adels Monsterol, neben dem Herzog Franz von Kastelnau, fünf und dreißig von Vinstgaue, Hanns von Vaurmareus, Richard von Mümpelgard. Ein Mann von Gersau sah das Banner von Hohenzollern schweben, eilte und brachte diese glorwürdige Ausbeute davon. Alle Herren vom Hause Rheinach fanden beisammen ihren Tod. Nur Hemmann der Jüngling erhielt (gleich den Fabiern) ihr altes Geschlecht; Hemmann, als die Ritter von den Pferden stiegen und ihre langen Schuhschnäbel abschnitten, hatte aus Lebhaftigkeit sich selbst verwundet, und war voll Unmuth aus dem Treffen gebracht worden. Da ging der Stadt Banner von Schaffhausen verloren, von Herrn Diethelm, Ritter, der Stadt Schultheiß, Hanns von Randegk der Herzoge Vogt, von dem edlen Im Thurn, zwei von Stokar, Hanns von Fulach (seiner zehn Kinder sonst glücklichem Vater) und andern acht und zwanzig Edlen und Bürgern bis in ihrer aller Tod vergeblich behauptet. Unter vierzehn Mitbürgern fiel der Schultheiß der Stadt Aarau, unter sieben Herr Werner von Lo, Bannermeister von Lenzburg; freiwillig und redlich erstattete die Mannschaft von Mellingen dem unglücklichen Fürst ihren Dank um die Freiheiten, wodurch er nach einem großen Brand ihnen aufzuhelfen gesucht; die Bürger von Bremgarten glänzten schrecklich von Feindesblut, so daß das Haus Oesterreich den Ruhm solcher Treu durch die Veränderung ihrer Stadtfarbe verewiget; nach zwölf Zofingen fiel ihr Schultheiß Niclaus Thut, unbekümmert seines Todes, aber des Banners, das die Bürger von Zofingen seiner Hand anvertrauten; damit sich keine feindliche Gemeine dessen zu rühmen habe, riß er es in Stücken, und wurde unter den Todten gefunden, den Stock des Banners zwischen seinen Zähnen festhaltend; von dem an ließen seine Mitbürger die Schultheißen schwören „der Stadt Banner von Zofingen so zu hüten wie der Schultheiß Niclaus Thut.“ Sechs hundert sechs und funfzig war die Anzahl der erschlagenen Grafen, Herren und Ritter, so daß der Glanz der fürstlichen Hoflager für viele Jahre unterging und im Lande gesprochen wurde: „Gott sei zu Gericht gesessen über den muthwilligen Trotz der Herren von Adel.“ Nachdem auf beiden Seiten fast alle Befehlshaber so oder anders geblieben, unterlag der Zorn der Sieger der Arbeit und Hitze des Tages; ruhig folgten die Oesterreicher der Begierde des Lebens; die Schweizer, da sie zu dem Troß gekommen, der Begierde der Beute.

Dieses Ende nahm der große Tag der Sempacher Schlacht, in welcher Arnold Strutthan von Winkelried mit Aufopferung seines Lebens die Blüthe der Schweizerischen Mannschaft von ihrem Untergang, das Vaterland von äußerster Gefahr gerettet. Es ist wahr, daß die Feinde die Unbehilflichkeit ihrer Schlachtordnung, ihre Ungeschicklichkeit im Fußgefecht, ihre unwissende Feindesverachtung und ihre stürmischen Rittertugenden selbst wider sich hatten. Unsere Väter kannten die Gegenden des Landes, und bedienten sich der Vortheile, welche dieselben bis auf diesen Tag tausendfältig darbieten. An Fertigkeit in Handgriffen und mancherlei Uebungen wurden sie auch damals übertroffen. Ihr Krieg war (wie ihre Seelen) simpel, groß und stark. Wurden sie durch fremde Kunst in ihrem Gang aufgehalten, so half, wie bei Sempach, eine außerordentliche That, wozu ihr Heldensinn ihnen den Gedanken und ihre gesunden Körper die Mittel darboten. Mit Winkelrieds Gemüth und mit solchem Fußvolk würden Wunder der Standhaftigkeit bewiesen worden sein, auch wenn es darauf angekommen wäre, eine wohlbediente Artillerie wegzunehmen oder ihr Feuer zu unterlaufen. Denn alle Waffen, welcher Form sie sein, mögen übermeistert werden durch hellen Verstand und unbezwingbare Seelen. Darum, nach dem Urtheil der trefflichsten Kriegsmänner unserer Zeit, würde in Behauptung unserer Freiheit und Eidgenossenschaft, wenn die Gemüther noch dieselben sind, auch der Ausgang nicht verschieden sein.

Johann Ernst Friedrich Wilhelm Müller.

Von diesem Schriftsteller ist blos bekannt, daß er am 14. März 1766 zu Altenburg geboren wurde, daselbst und zu Leipzig alte Sprachen und schöne Wissenschaften studirte und sich dann als Privatgelehrter in Leipzig niederließ. Er starb daselbst 1829.

Unter dem Namen Filidor gab er heraus:

Fragmente für Spaziergänger. Leipzig 1789.

Romantische Gemälde der Vorwelt. Ebendas. 1789—90, 2 Thle.

Kleine Romane. Ebendas. 1792.

Prinzessin Sipta. Ebendas. 1793.

Fernando. Ebendas. 1793—94, 3 Thle.

Die Familie Leblank. Jena 1803.



Das Unterröckchen, wie es sein soll. Leipzig 1803.
Gardinenpredigten. Ebendas. 1804.
Stumme Liebe. Ebendas. 1804.
Alruna. Zürich 1804—12.
Der Besuch. Leipzig 1805.
Pitts Reise ins Ehebett. Ebendas. 1805.
Muttertreue. Ebendas. 1808.
Der Verbannte. Frankfurt 1812, 3 Thle.
Honoriens Abentheuer. Leipzig 1814, 2 Thle.
Der Amtmann zu Rheinhausen. Ebendas. 1818, 2 Thle.
Gemälde aus der wirklichen Welt. Ebendas. 1825.

Ein Vielschreiber, der ein sehr untergeordnetes Publikum im Auge hatte.

Johann Georg Müller,

ward 1759 zu Schafhausen geboren und studirte mit seinem Bruder, dem berühmten Historiker J. v. M., daselbst und zu Göttingen Philosophie und Theologie, wurde Dr. der Theologie und Oberschulherr und Professor zu Schafhausen, wo er am 20. November 1819 starb.

Von ihm haben wir:

Philosophische Aufsätze. Breslau 1789.
Reise durch einige Cantone der Schweiz. Zürich 1790.
Bekenntnisse merkwürdiger Männer von sich selbst. Winterthur 1792 — 1811, 6 Bdchen, 8., mit Vorrede von Herder.
Unterhaltungen mit Serena. Ebendas. 1793 — 1802, 2 Bde., 8.; 2. Aufl. Winterthur 1819.
Briefe über das Studium der Wissenschaften. Ebendas. 1798.
Ueber ein Wort, das Franz I. von den Folgen der Reformation gesagt haben soll. Ebendas. 1800.

Tüchtiges Wissen, Scharfsinn, Gründlichkeit und ein vortrefflicher didaktischer Styl weisen den Schriften dieses ausgezeichneten Mannes einen hohen Rang an.

Johann Gottwerth Müller,

ward am 17. Mai 1744 zu Hamburg geboren, widmete sich dem Buchhandel und ließ sich zu Betreibung seines Geschäftes zu Itzehoe in Holstein nieder. Vorliebe zu den schönen Wissenschaften und eifriges Studium derselben neben seinem Geschäft veranlaßten ihn jedoch 1772 das letztere aufzugeben, und, mit dem philosophischen Doctortitel beehrt, von der kleinen Pension, welche ihm der König von Dänemark ausgesetzt hatte, sowie von dem Ertrage seiner schriftstellerischen Arbeiten seitdem als Privatgelehrter dort zu leben. Er starb daselbst am 23. Juni 1828.

Die literarische Welt kennt ihn durch folgende zum Theil anonym herausgegebene Schriften:

Gedichte. Helmstädt u Magdeburg 1770 — 71, 2 Thle., 8.
Der Deutsche. Wochenschrift. Magdeburg 1771 — 76, 8 Thle., 8. (Einiges darin von J. S. Patzke).
Der Prinz. Komische Geschichte nach dem Spanischen. Itzehoe 1777, 8.; 2. rechtm. Ausg. Göttingen 1788, kl. 8., mit Kupf. Nachgedruckt und ins Französische, Holländische und Dänische übersetzt.
Siegfried von Lindenberg. Hamburg 1779, 4 Thl., 8.; dann: Leipzig 1781 — 82, 8.; 1783; 178*; 5. rechtm. u. vom Verf. verb. Ausg. Ebendas. 1790, 8., mit Kupf.; 6. Aufl. Ebendas. 1802, 8.; neueste Auflagen: Leipzig 1830, 8. und Jena 1830, 8. Häufig nachgedruckt und ins Holländische (Gravenhagen 1787—1788, gr. 8.) und Dänische (Kopenhagen 1786, 8.) übersetzt.
Geschichte der Sevaramben. Aus dem Französischen. Itzehoe 1783, 2 Thle., 8.
Komische Romane aus den Papieren eines grauen Mannes. Göttingen 1784—91, 8 Bde., 8. Häufig nachgedruckt und ins Holländische (Rotterdam 1786, 8. und Amsterdam 1788—94, 8.), Dänische (Kopenhagen 1786—93, 8) übersetzt. Die Einzelnen Bde. auch besonders unter den Titeln:
  Die Herren von Waldheim. Göttingen 1784—1785, 2 Bde., 8.
  Emmerich. Komische Geschichte. Ebendas. 1786—1789, 4 Bde., 8.
  Geschichte des Herrn Thomas. Ebendas. 1790—91, 2 Bde., 8.
Ueber den Verlagsraub. Leipzig 1791, 8.
Bemerkungen über die Fehler unsrer modernen Erziehung. Ebendas. 1791, 8.
Selim der Glückliche. Morgenländische Geschichte. Berlin und Stettin 1792, 3 Bde., 8., mit u. ohne Kupf.
Friedrich Brack. Ebendas. 1793—95, 4 Bde., 8.
Sara Reinert. Ebendas. 1796, 4 Bde., 8., mit Kupf.
Die Pupille von J. J. Dusch. Aus seinem literarischen Nachlasse herausgegeben. Altona 1798, 8.
Wilhelm Leewend. Aus dem Holländischen. Berlin u. Stettin 1798 — 1800, 2 Bde., 8., dann: 1810, 3 Bde., 8. und 1821, 6 Bde., 8.
Novantiken. Braunschweig 1799, 1. Sammlung, 8.
Klärchen Wildschütt. Nach dem Niederländischen. Berlin 1800—1801, 2 Bde., 8.
Antoinette. Frankfurt 1802, 1. Bd., 8.; auch unter dem Titel: Romane und Erzählungen.
Ferdinand. Altona 1802, 2 Bde., 8., mit Kupf.
Die Familie Benning. Ebendas. 1809, 2 Bde., 8.

Außerdem mehrere Abhandlungen in damaligen Zeitschriften, Almanachs rc.

M's Siegfried von Lindenberg machte seiner Zeit großes Glück und erhielt sich lange in der Theilnahme des Publikums, theils wegen der Treue und Wahrheit, mit welcher er die nationale Seite der von ihm geschilderten Charaktere aufgefaßt und dargestellt hatte, theils wegen der behaglichen, derben und natürlichen Laune, die in ihnen vorherrschte. Seine übrigen Romane, obwohl nicht minder gut erzählt, sind dem Stoffe und der Behandlung nach unbedeutender.

Aus Müllers:

Siegfried von Lindenberg.

Erstes Kapitel.

Ohne welches der Leser alle übrigen nicht wohl verstehen wird.

Es war einmal ein Edelmann im Pommerlande, der so viel Ahnen hatte als Tage im Monate, und ein Schloß, und einige Hufen Landes umher, und ein großes Dorf, wo Bauern drinn wohnten, und etliche hundert Bäume, die er seinen Forst nannte, und sechs oder sieben räudige Köter, die hieß er seine Kuppel, und wer ihm die schief ansah, der griff ihm an die Seele. Sie hatten auch jedweder ein hübsches ledernes Halsband um, mit blanken messingenen Buchstaben drauf, und messingenen Schlössern dran; und des Sonntags, oder wenn des gnädigen Herrn Namenstag einfiel, blaue sammtne Halsbänder mit Silber gestickt. Es giebt zwar häßliche Lästermäuler, die sich nicht scheuen auszubreiten, es sei nur blauer Manchester und unechtes Silber gewesen: ich aber, der ich beides gesehen habe, und ohne Ruhm zu melden wohl weiß, was Manchester sei, versichre jeden, dem daran gelegen ist, daß es echter Sammt und echtes Silber war.

Es war auch ein Nachtwächter auf dem Hofe, der ein Horn hatte; und ein Secretär, der aber nicht zu schreiben hatte, obgleich er schreiben konnte; und ein viereckigter Tölpel mit einem Stelzfuße, das war der Jäger; auch stand ein Pfahl mit einem Halseisen mitten auf dem Schloßplatze, und draußen vor dem Dorfe ein Galgen, denn der Edelmann hatte die hohe und niedre Gerichtsbarkeit. Daher war auch ein Justitiarius im Schlosse, welcher dermalen Herr Martin Christoph Süß hieß, und ein witziger Kopf war, auch — nach seiner Meinung — ein großer Satirikus; zwo Eigenschaften, die eben nicht zu seinem Amt erfordert wurden, und wovon man die letzte billig als ein Symptoma seines Advokatengewerbes, welches er nebenbei trieb, anzusehen hat. Aber, das muß man ihm lassen, daß er ein gewaltiger Musikus war, vokaliter und instrumentaliter, auch kein unrechter Poet gewesen sein würde, wenn er nur halb so viel Sachen als Wörter im Kopfe, und übrigens zum Ausstreichen Muth, und zum Feilen Geduld gehabt hätte. Uebrigens war er wirklich, was bei manchen Poeten sonst nur poetisches Air zu sein pflegt, ein großer Liebhaber starker Getränke. Nebenher ist noch zu merken, daß Herr Martin Christoph Süß auch auf Reisen gewesen war; freilich nicht wie ein junger Gelehrter reisen sollte, sondern wie die mehrsten unsrer jungen Herren zu reisen pflegen. Er war z. E. in Frankfurt gewesen, ohne weder Töllnern, noch dessen berühmten Antagonisten, den Geheimenrath Darjes zu sprechen; wohl aber hatte er die große Keule im Lebußer Thore in Augenschein genommen. In Berlin hatte er genau gezählet, wie viel Schritte die Friedrichsstraße lang ist, und in Hamburg hatte er aus dem Störtebeker auf der Schiffergesellschaft getrunken, und auf dem Baumhause Stockfisch gegessen; aber in der letzten Stadt war es ihm nicht eingefallen, die neue Luftpumpe und die vortrefflichen Instrumente des wegen seiner ausgebreiteten Kenntnisse in der Naturkunde so berühmten, und wegen seines edlen Charakters so liebenswürdigen Herrn Kirchhoff zu sehen, und von diesem merkwürdigen Kaufmanne zu lernen, dessen Talente seinen Stand und seine Stadt zum Stolz berechtigen, den Fürsten ihrer Aufmerksamkeit und Achtung werth finden, und mehr als alles dieses, dessen Herz der Menschheit Ehre macht. Und in dem königlichen Berlin, dem Sammelplatze des Großen und Schönen, würde er selbst die vortreffliche Bildsäule des großen Churfürsten nicht gesehen haben, wenn man, ohne sie zu bemerken, von der weißen Taube über die lange Brücke nach Dortu's Kaffeehause gehen könnte.

Der Edelmann hatte auch eine Kirche in seinem Bezirke, und das Jus Patronatus. Auch war ein Ludimagister auf dem Gute, der den Bauerjungen das A-B-ab einpeitschte, und Seiner Gnaden die Avisen vorlas. Dieser Mann wußte auf jegliche Frage eine Antwort, denn er war nichts geringers als ein Polyhistor und Originalgenie. Daher war er denn auch des Junkers Faktotum und Orakel, wie Herr Georg Petri, der Verwalter, zu sagen pflegte; Herr Süß aber, der seinen Ausdruck besser wählete, und nicht so alltäglich zu reden pflegte, behauptete immer, der Schulmeister sei dem Edelmanne das, was das Gewicht dem Bratenwender ist. Beide haben im Grunde Recht; denn so oft unsere Leser bei diesen Blättern eine Lust zu Lächeln oder zu lachen anwandeln wird, — und wir möchten schier prophezeihen, daß das nicht selten geschehen dürfte, wenn sie sich nur durch die paar ersten Kapitel hindurch gearbeitet haben, — so könnte wohl der ehrsame Ludimagister, wo nicht ganz, doch zum Theil den Dank dafür verdienen.

Man pflegte so gern auf den Zufall zu lästern, aber man sage davon was man will, er thut dem Menschengeschlecht überhaupt mehr zu Gefallen, als zum Possen. Der Ludimagister hatte die Gewohnheit, jedes bedruckte Papierchen, das er aus dem Krämerladen kriegte, sorgfältig durchzustudiren; auf diese Art schnappte er manchen fetten Bissen Gelehrsamkeit weg, den er bei Gelegenheit meisterhaft wieder an den Mann zu bringen wußte. Er konnte ohnehin sein Mensa und Amo auf den Fingern; da ihm nun der Zufall eben so günstig war, ihm zwei Blätter aus des hochbelesenen Henrici Smetii Prosodei zu bescheren, als er einige Loth Schnupftabak aus dem nächsten Städtchen mitbringen ließ: so hatte er da einen hübschen Vorrath von hundert zwei und siebenzig Brocken aus verschiedenen lateinischen Dichtern, einen griechischen Vers aus dem Oppian ungerechnet, den er nie brauchte, weil er ihn nicht lesen konnte. Das schien ihm zu einem ganz artigen Anstrich von Lectüre schon hinlänglich; und Gott weiß, ob er diesen Vorrath fleißig im Munde führte! Man hätte schwören sollen, er habe sich nach Herrn Partridge lateinischen Andenkens gebildet; es ist aber erweislich, daß er von diesem Manne so wenig wußte, als wenn niemals und nirgends ein Partridge existirt hätte, weil vom Tom Jones sich noch all mein Tage kein Exemplar in die mörderischen Hände eines Krämers verirret hat. Eben so wenig hatte er irgend einem Gelehrten den üblichen Kunstgriff zu danken, seine Quellen, nachdem er sie auswendig gelernet hatte, sorgfältig zu verbrennen; er war so schlau gewesen, ihn selbst zu erfinden. Auf die Art konnt er manches für seine eigne Gedanken geben, und in Absicht der hundert zwei und siebzig Brocken jeden Dichter so kecklich citiren, als wenn er ihn selbst gelesen hätte, und den wollt ich sehen, der seine Glaubwürdigkeit hätte in Verdacht ziehen dürfen! —

Die andern Personen, die in diesem goldnen Büchlein vorkommen, wird der geneigte Leser, so wie Zeit und Ort es mit sich bringen, kennen lernen.

Wir hatten uns vorgenommen zu sagen, was unser Edelmann hatte; und das wäre denn, so viel für jetzt Noth thut, so ziemlich ins Reine gebracht. Wir gehen nun weiter und melden, was unser Edelmann war. Dabei können wir uns mit allem Fuge, so viel dieses Kapitel betrifft, beliebter Kürze bedienen, weil alle folgenden Kapitel überflüssig sein würden, wenn der Leser aus dem gegenwärtigen den Junker im Pommerlande vollständig, und mit allen seinen Grillen und Launen kennen lernte; und weil wir zu seiner Erziehungsgeschichte, die uns aus vielen Gründen nöthig scheint, ein eignes Kapitel bestimmt haben.

Grillen hatte er also und Launen, das ist uns entwischt. Sonst war er eine so gute Seele von Junker, als jemals eine auf diesem Planeten gelebet haben mag; schlecht und recht; ohne Komplimente, mithin ohne falsch; nicht sehr vertraulich, aber offen und bieder; völlig unbekannt mit allem, was Heuchelei und Verstellung heißt, folglich gerades Herzens und leicht hinters Licht zu führen, und so weiter, wie man in der Folge finden wird. Aber bei alle dem wollt ers wissen, daß er ein Edelmann sei, — und zwar wie seine Gnaden sich ausdrückten: so gut ein Edelmann als der Kaiser.

Er trug eine häßliche Stutzperücke, und Wintertags einen zottigten grünen Friesrock über seinem Pelze; in Sommertagen aber auch wohl eine hübsche Schwanzperücke und seinen Doliman ohne Pelz und Friesrock, weils ihm so lüftig war und leichter, und er sich noch immer mit Entzücken daran erinnerte, daß er, von seinem Tauftage an bis in sein vierzehntes Jahr, als Kornet bei einem Husarenregimente in Nummer gestanden hatte. Auch pflegte er sich immer herzlich über die Heldenthaten zu freuen, die er — hätte verrichten können, wenn er im Dienst geblieben wäre. Sein langer Schnurrbart hing in zweenen Knoten herab, und stand gar herrlich zur runden geschornen Perücke. Seinen großen Hut umstrahlte eine breite goldne Tresse. Seine hirschledernen, mit reicher Stickerei und Franzen gezierten Scharavari gingen, wie sichs von selbst versteht, bis unter die Knöchel herab. Die gelben Halbstiefel waren, wie sichs gehört, mit Eisen unterlegt, und dienten einer dick mit Silber beschlagnen meerschaumnen Pfeife für die wenigen Augenblicke, die ihr Besitzer ohne Rauchen zubrachte, zum Quartiere. Den Anzug vollendete ein prächtiger silberner Säbel, der nie von seiner Seite kam, und unter dem grünen Friesrocke heraus hinter Seiner Gnaden herschleppte. Uebrigens war er ein schöner großer Mann von königlichem Anstande, dem das vortrefflichste Herz aus jedem Zuge sprach.

So von innen und außen fiel unser Edelmann jedem, der ihn sah, gleich in der ersten Minute ins Auge.

Seine Gnaden wohnten fast immer zu Pferde, und ritten am liebsten junge, schnellfüßige, unbändige Hengste, mit denen Sie meisterhaft umzugehen wußten, und deren Zzug mit Schnackenköpfen prunkte.

Zweites Kapitel.

Erziehungsgeschichte des Junkers.

Der Edelmann, so wie er dermalen leibte und lebte, hätte ganz aus der Reihe der Dinge weggenommen werden können, ohne daß außer seinem Gute irgend eine lebendige Seele dabei zu kurz gekommen wäre. — Doch nehm ich, nach reiflicher Ueberlegung, diejenigen Seelen aus, die, wenn sie über andrer Leute Thorheiten lachen, zugleich in ihren eignen Busen zu greifen pflegen. — Von der Natur aber war er so wenig bestimmet, das Spiel eines närrischen Schulmeisters und seiner eignen Grillen zu werden, als mich vielleicht die Natur zum Geschichtschreiber seiner Thorheiten bestimmet haben mag. In seinem Charakter war so viel Güte, so viel Thätigkeit, so viel Größe, daß er, wenn der rohe Klumpen gehörig wäre geformet, und die leeren Fächer des Gehirns gebührend angefüllet worden, vermögend gewesen wäre, aus dem Kabinete Länder zu beglücken, im Felde eine Stütze seines Monarchen zu sein, und aus der Studierstube die Welt aufzuklären. So aber war seine herrliche Anlage versäumt oder verderbt, jenes von seinem Vater, dieses von der gnädigen Frau Mama, beides von dem Lehrer seiner Jugend. Seine Güte war in Schwachheit, seine Thätigkeit in Alfanzerei,

seine Größe in Abentheuerlichkeit, und in jenen närrischen Stolz ausgeartet, der Kaisern, Königen, Herzogen und Fürsten nichts vorauslassen wollte.

Sein Vater, Gott hab' ihn selig! war bei Leibes Leben ein wackrer Husarenoberstlieutenant gewesen, rauh wie sein Schnauzbart, und brav wie sein Säbel, der sein Metier aus dem Grunde verstand, sich viel Erfahrung und Menschenkenntniß gesammelt hatte, und beim Könige sehr in Gnaden stand. In den Wissenschaften aber hatte dieser Held es niemals weiter gebracht, als bis zur Fertigkeit, eine Ordre entziffern, und seinen Namen so so unterzeichnen zu können, daher er auch bei andern Leuten nichts auf Schulfüchserei hielt. Am allerwenigsten war er Willens, den Kopf seines einzigen Erben mit solcherlei Unrath ausstafiren zu lassen. Der Säbel war ihm alles, und diesen Sinn trachtete der alte muthige und ehrenvolle Krieger auch einzig und allein in der Seele seines Sohnes zu nähren. Er freuete sich zum Voraus darauf, ihn, wenns einmal wieder vor den Feind gehen würde, an seiner Seite fechten zu sehen; und daher kams, daß unser Edelmann von Vaterswegen nichts weiter gelernet hatte, als Reiten, Fechten, das Gewehr präsentiren, vor nichts in der Welt erschrecken, und mit lateinischen Buchstaben seinen edlen Namen unleserlich genug zu kratzen. Der hochselige König hatte als Gevatter dem Kindlein eine Kornetstelle eingebunden, folglich war er Soldat, und folglich hatte er nach des Oberstlieutenants Meinung an jetztgedachten Geschicklichkeiten Gott und genug.

Seine gnädige Frau Mama ließ sich, wie manche Mutter, eine reichliche Portion Affenliebe gegen ihr Söhnchen zu Schulden kommen. Sie, eine Dame von uraltem Adel, und voll von jedem Vorurtheile, das irgend diesem Stande anhangen kann, wollte nicht, daß ihr Kind durch vieles Lernen an Kopf und Nerven geschwächt werden sollte. Alle irdische menschliche Weisheit hielt sie für eitel Tand, und war fest überzeuget, Witz und Verstand müsse einem Edelmanne von selbst zufallen. Nicht eben, als hätte sie zuerst nach dem Reiche Gottes getrachtet; das war nicht ihr Fall (denn sie wußte vom Reiche Gottes nicht viel mehr, als wenn gar keins gewesen wäre, und was sie davon zu wissen glaubte, war klare Heterodoxie; so behauptete sie z. E., es sei unmöglich, daß Edelmann und Bauer auf einerlei Fuß Erben des göttlichen Reichs werden könnten, und andere Ketzereien mehr), sondern, weil sie es wirklich für bürgerlich, das heißt in ihrer Sprache, für pöbelhaft hielt, sich mit Büchern und Wissenschaften zu beschäftigen, gab sie sich alle Mühe, ihrem Sohne eine tiefe Geringschätzung gegen solche Narrentheidungen beizubringen. Dagegen predigte sie ihm täglich und stündlich die hohe Lehre von seinem alten Adel, und schärfte ihm tüchtig ein, daß er nach seines Vaters Tode, die Einkünfte seines freien Gutes ungerechnet, jährlich weit über die dreißigtausend Thaler reiner Zinsen zu verzehren haben, und mit der Zeit noch viel höher kommen würde.

Der Hofmeister des edlen jungen Herrn war ein sklavischer Kerl, ein niedriger Speichellecker, der mit dem Herrn Oberstlieutenant Danziger trinken, und der gnädigen Frau die Hand küssen konnte, und bei diesem erhabenen Paare ganz ungemein in Gnaden stand. Groß war der Hofmeister und schön gebauet, breit von Schultern und stattlich von Waden. Die Moral hatte er bei einem Gellert, und das Jus Naturä bei einem Darjes gehöret, auch wußt er was Recht war so gut als Jesus Sirach; er hatte aber weder das Herz es zu sagen, noch die Entschlossenheit es zu üben, vor allen Dingen, wenn er den Grundsätzen der gnädigen Frau Oberstlieutenantin, oder ihres narbigten Herrn Gemahls hätte zu nahe treten müssen, denn er befand sich trefflich im Schlosse, und liebte faule Tage über alles. Die hatte er denn hier recht nach Herzenswunsche. Aber fechten konnte er trotz Kahn, das muß ich sagen; und zu Pferde saß Euch der Bursch als eine Puppe, auch das muß wahr sein; voltigiren konnt er wie ein Heupferd, das soll ihm selbst der Teufel nicht absprechen; und saht Ihr ihn tanzen, so stahl er Euch vollends das Herz aus dem Leibe. Auch, wenn der alte Herr Lust hatte Passe-dix, oder die gnädige Frau Piket zu spielen, war niemand bereiter als er, dem Herrn und der Dame ihr Geld abzugewinnen.

Aller wesentliche Nutzen, den unser Edelmann aus seiner Erziehung zog, bestand darin, daß die heftigen Leibesübungen mit dem Karabiner, mit dem Rapier, und auf der Reitbahn, seine Muskeln stärkten, seinen Körper dauerhaft machten, seine Natur abhärteten, und jenen edlen Anstand, den schon der Adel seiner Seele ihm gab, erhöheten; und daß er, weil Mama und der Mentor ihn methodisch und zu gesetzten Stunden in mancherley Spielen unterwiesen, durch diesen Zwang den heftigsten Widerwillen gegen alle Arten des Kartenspiels faßte.

Vierzehn Jahr war unser Junker alt, wie sein Herr Vater das Zeitliche gesegnet. Seine gnädige Mama fand jetzt in ihrem überreifen Alter den Soldatenstand bei weitem nicht mehr so reizend, als in jenen goldnen Tagen der leichten Jugend, da der goldbesetzte Doliman, die funkelnden Quasten und Schleifen des Pelzes, die reichen Franzen auf den knapp anschließenden Scharavari, die Grazie einer Falte in denselben, und der hohe winkende Federbusch auf dem Haupte des damaligen Herrn Rittmeisters von Lindenberg, jetzt ihres wohlseligen Gemahls, ihr siebzehnjähriges Herz in lichterlohe Flammen setzten. Sie bat um den Abschied ihres Sohnes, schützte eine schwächliche Leibesbeschaffenheit vor, darüber sich das edle Knäblein mit seinen vor Gesundheit strotzenden Backen eigentlich nicht zu beklagen hatte, und trieb ihr Wesen so lange, bis endlich der Junker wirklich seinen Abschied erhielt.

Nun wuchs er denn in Gottes Namen unter der Zucht seiner Frau Mama und des treufleißigen Mentors ferner auf. Zu allem Glücke noch fand sichs, daß der Pastor Loci ein ernsthafter, verständiger und gewissenhafter Mann war; keiner von den schleichenden Bücklingsfabrikanten und Kratzfüßlern, die zwar auf der Kanzel Donnerstimme reden, und mit dem Hammer des Gesetzes alles, gleich irdnen Töpfen zerschmeißen, oder wie die ausgeschlürfte Schale eines weichgesottnen Eies zerknirschen wollen und inter privatos parietes (wie Herr Bartholomäus Schwalbe sagt) jedem den Fuchsschwanz streichen, bei dem's fette Bissen oder wenigstens einen guten Beichtpfennig giebt, den Großen und Reichen mit neuer Mähr, und sonst, wie sie immer können, hofiren, ſir bei der Hand sind, wenn sie dem Kollegen einen Konfirmanden oder eine Kopulation wegschnappen können, keine noch so berüchtigte Sünderin von Familie aus dem Beichtstuhle weisen, aber desto glühender ihren Eifer fürs heilige Zion an einer armen Dirne bewähren, die in einem schwachen Augenblicke nicht daran dachte ihr Fleisch zu kreuzigen. Mit solcherlei Stempel, unter welchem vielleicht mancher seiner hochehrwürdigen Amtsbrüder zur herzlichen Erbauung aller frommen Seelen, und zur unfehlbaren Bekehrung der ruchlosen Weltmenschen, die da wähnen, Gott sehe nur aufs Herz und nicht auf die Grimasse, ausgepräget sein mag, war der wackere Pastor zu Lindenberg nicht gemarket. Der Mann war so gerades Herzens, daß ich mit meinem Kopfe dafür bürgen wollte, er habe sich nie vor jemand, als aus wahrer Achtung, und um ihn zu ehren gebücket. Da es nun im Pommerlande, wie vermuthlich aller christlichen Orten, Sitte ist, daß der junge Kavalier nicht minder als der junge Bauer confirmiret werden muß, und der fromme unbestechliche Pfarrer unsern Junker, so wie er war, in seiner unermeßlichen Unwissenheit nicht annehmen wollte: so gedieh es dahin, daß er von der edlen Lesekunst schier so viel begriff, als zur Erlernung der zehn Gebote, und was sonst im kleinen Catechismus stehet, zur höchsten Nothdurft erforderlich sein mag. Auch faßte er durch saure Arbeit des rechtschaffnen Predigers die Grundsätze der christlichen Sittenlehre in so fern, daß ihn dieser würdige Mann nach Jahresfrist unter die Katechumenen aufnehmen konnte, ohne sein Gewissen gar zu sehr zu verletzen. Der gute Prediger verlor zwar durch diesen seinen Trotz und Halsstarrigkeit, wie es die Frau von Lindenberg nannte, manches Accidens, manche Mahlzeit auf dem Edelhofe, und manchen fetten Braten für seine Küche: aber er, dessen Gott nicht der Bauch war, tröstete sich darüber, und zwar sehr leicht, mit dem Bewußtsein, seine Pflicht erfüllet, und mit der süßen Zufriedenheit, dem jungen Herrn einige gute Grundsätze beigebracht zu haben, die, das meinte er, könne nicht fehlen, früh oder spät ein lebendiges Gefühl der großen Wahrheit bewirken müßten, daß man seine Bestimmung hienieden bei weitem noch nicht erfüllet habe, wenn man reiten, fechten und allenfalls die Einkünfte eines Ritterguts verzehren könne. — Die liebe Hausehre des braven Pastors nahm das Ding zwar nicht völlig so. Sie lüsterte nach den Fleischtöpfen Egypti, und beseufzte die Einbuße der feisten Puter, der gestopften Gänse, und der leckern Hasen von ganzem Herzen. Besonders mußte der gute Mann herhalten, wenn etwa an einem hohen Festtage, oder gar am Geburtstage der theuren Frau Pastorin, die Familie sich schlechtweg mit einem Stücke Rindfleisch behelfen mußte. Bei solchen Gelegenheiten unterließ sie niemals, so lange die Frau von Lindenberg lebte, gewaltig laut zu werden, und es ihrem Manne sehr bitter und heftig zu verweisen, daß er die Küche so aus purem Eigensinn, wie ihr zu sagen beliebte, und recht um nichts und wieder nichts geschmälert habe. Denn, rief sie, wem der Altar dienet, der soll sich vom Altar nähren, siehst du! — 'ne Schande ists, daß 'ne Pastorenfrau ihren Mann auf die Bibel verweisen muß! — Andre Pastoren nehmen wohl noch unwissendere Jungens an als der Junker war: aber dafür (hier schlug sie mit geballter Faust auf den Tisch) haben sie auch was einzubrocken. Du hergegen stößest alles muthwilliger Weise von dir; Weib und Kinder mögen sehen, wie sie fahren. — Wenn das mein Vater seliger wüßte, in der Erde kehrte er sich um! — Nee! esset das Fette und trinket das Süße, sagt Gott, siehst du! — und wem sagt er das! seinen Dienern sagt ers! — Das stand doch wohl an den Fingern abzuzählen, daß an dem Junker Hopfen und Malz verloren sei! daß du mit allem bei-

nem Gepredige die Perlen für die Säue, mit Salvenie zu sagen, warfst! und daß er nun wohl längst schon alles wieder ausgeschwitzet haben wird, was du ihm damals so mühselig einkauen thatst!

Das fürcht ich nicht, sagte dann der ehrwürdige Mann, der vollkommen so gutmüthig und friedliebend war, als von Rechtswegen jeglicher sein sollte, der den Gott des Friedens verkündiget. Das fürcht ich wahrlich nicht, Lena, sagt er; alles wird wohl nicht auf dürren Boden gefallen sein. Etwas, hoff ich, wird wohl im Kopf und Herzen haften, und mit Gottes Hülfe schon zu seiner Zeit irgend einige gute Frucht bringen. — Aber Kind gieb mir doch noch ein Schnittchen Fleisch und einen Löffel voll Brühe. Ich weiß nicht, wie du es anfängst, aber für deine Polnische Brühe laß ich der gnädigen Frau ihre gennudelten Gänse und Schnepfenpasteten von Herzen gern.

Das liebreiche Gesicht des edlen Mannes und sein treuherziger Lobspruch auf ihre Kochkunst besänftigte dann gemeiniglich die Frau, die zwar eben kein Engel, aber doch auch just kein eingefleischter Teufel war, und mit der man ganz schicklich auskommen konnte, wenn man sie bei einer von ihren schwachen Seiten zu fassen wußte. — Freilich kann man das mit allen Frauen, wenn man nur nicht ihr Mann ist.

Uebrigens pflichten wir dem Prediger bei: es war in der That nicht alles an dem Edelmanne verloren, mancher seiner Lehren erinnerte er sich noch sehr dankbar in seinen spätesten Jahren, und nebenbei hatte er doch lesen gelernet, wiewohl er dieses Talent in der Folge häßlich vernachlässigte.

Nach dem Hintritte weiland Seiner Gnaden des Herrn Oberstlieutenants fiel das Exerciren zu Pferde und zu Fuß von selbst weg, und es wurden jährlich etliche Paar Rapiere weniger in dem Schlosse zerbrochen. Das Reiten aber behielt der junge Herr aus Neigung bei, weil es ihm eine herzliche Freude war, über solche Hecken und Graben zu setzen, wo selbst sein Mentor nicht das Herz hatte, ihm zu folgen, vorübergehenden Männern das Haar zu Berge stand, und der tollkühnste Bauerjunge bewundrungsvoll ausrief: Der Henker! das war mir 'n Hoppas! Unser Junker hat den Teufel im Leibe mit Reiten. — Dieser elende Beifall, den ein wohlgezogner Jüngling verachtet haben würde, hatte für unsern Edelmann so viel Reize, daß er ihm zu Gefallen sich täglich mehr als einmal in die Gefahr setzte den Hals zu brechen.

Der Frau Mutter Gnaden war dieses allerdings ein schwerer Stein auf dem Herzen, aber sie vermochte dem Dinge nicht abzuhelfen. Denn Eine Beschäftigung will der Mensch haben, das liegt in seiner Natur; und der Junker hatte auf der Gotteswelt nicht gelernet, als rechtsum machen, Kartengeben, Fechten und Reiten. Mit dem Ersten dieser Studien wars vorbei; das Zweite war seine Sache nicht; das Dritte? je nu, das sahen seine Bauern an, und begriffens nicht. Aber, wenn er zu Pferde saß, dann ragte er über die ganze Welt, die er kannte, hervor. Da nun tief in seiner Seele ein glühendes Gefühl waltete, das ihn spornte, mehr zu thun als andre können, und mehr zu sein als andre sind, ein Gefühl, das weder durch Treffen und Stickerei, noch durch einen vollen Geldbeutel befriedigt wurde; was Wunder dann, daß er ihm jetzt auf die einzige ihm mögliche Art eine Genüge zu thun suchte, und in der Folge auf Thorheiten verfiel, die ihn zum sonderbarsten Original von der Welt machten?

Weil man aber doch nicht immer Reiten und über Graben setzen kann, so tödtete er, als er herangewachsen war, ein gutes Theil seiner Zeit in gedankenloser Muße mit der Pfeife und dem Glase; daher denn im ganzen Lande kein Mensch so geschwind und so schön einen meerschaumnen Pfeifenkopf braun schmauchen konnte. Was sonst an Zeit ihm übrig blieb, das füllte er mit Schlafen und Essen aus.

Karl Ludwig Methusalem Müller,

ward am 16. Juni 1771 zu Skeuditz geboren, studirte nach zurückgelegten Schuljahren wahrscheinlich zu Leipzig schöne Wissenschaften und bürgerte sich dann als Privatgelehrter daselbst ein. Er erhielt vom Herzog von Sachsen-Hildburghausen den Hofrathstitel und übernahm 1816 die Herausgabe der Zeitung für die elegante Welt. Später wurde er auch als Censor beschäftigt. Er starb 1835 zu Leipzig.

Er ließ erscheinen.

Unterhaltungen. Leipzig 1795.
Phantasie und Wirklichkeit. Ebendas. 1795.
Winterblumen. Ebendas. 1796.
Rhapsodien. Ebendas. 1797.
Sommermorgen. Ebendas. 1798.
Blicke auf die menschliche Natur. Ebendas. 1798 — 1800, 4 Bde.
Der Hausvater. Gedicht. Ebendas. 1798.
Gustav Salden. Berlin 1802, 2 Thle.
Jeonobora. Leipzig 1806.
Historische Gemälde aller Land- und Seekriege. Ebendas. 1812, 3 Bde.
Anleitung zur Bildung für Gesellschaften und Umgang. Ebendas. 1812.
Ueber den jetzt herrschenden Geist der Unruhe und Unzufriedenheit unter den Völkern. Ebendas. 1817.
Die Königseiche. Festspiel. Ebendas. 1818.
Ueber Ehre und Freiheit. Ebendas. 1819.

Außerdem eine Menge Uebersetzungen englischer und französischer Romane 2c.

Zartheit, tiefe Sittlichkeit, Ruhe und Mäßigung, so wie ein gebildeter Geschmack sind den Schriften dieses wackeren Mannes eigen, der zwar nie eine hohe Stellung in der literärischen Welt einnahm, aber seinen Platz stets vollkommen ehrenwerth ausfüllte.

Karl Otfried Müller.

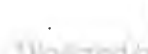
Dieser berühmte Alterthumsforscher und Hellenist ward am 28. August 1797 zu Brieg geboren, wurde auf dem vaterstädtischen Gymnasium classisch vorgebildet und studirte 1813 zu Breslau und 1815 zu Berlin Philologie und Philosophie. Hierauf wurde er 1817 als Lehrer am Magdalengymnasium zu Breslau angestellt, folgte aber 1819 einem durch Heeren's und Böckh's Empfehlung an ihn ergangnen Rufe als außerordentlicher Professor der Alterthumskunde nach Göttingen, vervollkommnete sich durch eine 1819 — 22 unternommene Reise nach Dresden, Frankreich und England, und erhielt 1828 eine ordentliche Professur daselbst, die er fortwährend mit dem größten Beifall bekleidet.

Seine deutschen Schriften sind:

Geschichte hellenischer Stämme und Städte. Breslau 1820 ff. 3 Thle. A. u. d. Titeln:
Orchomenos und die Myner. Ebendas. 1820.
Die Dorier. Ebendas. 1824. Englisch. Oxford 1830.
Prolegomena zu einer wissenschaftlichen Mythologie. Göttingen 1825.
Ueber die Wohnsitze, die Abstammung und die ältern Sitze des macedonischen Volks. Berlin 1825.
Die Etrusker. Breslau 1828, 2 Bde.
Handbuch der Archäologie der Kunst. Ebendas. 1830. 2. Aufl. 1835.

Mehrere Werke in lateinischer Sprache, so wie eine Menge Abhandlungen, theils als Gelegenheitsschriften, theils in Journalen 2c. 2c.

O. Müller's vortreffliche Forschungen, namentlich auf dem Gebiete der altgriechischen Geschichte haben diesen Zweig der historischen Wissenschaft außerordentlich gefördert und ihm die dankbarste Anerkennung der gelehrten Welt erworben.



Karl Wilhelm Müller

ward am 15. September 1728 zu Knauthayn bei Leipzig geboren, studirte zu Pforta und Leipzig Philosophie und die Rechte und trat 1752 daselbst als praktischer Jurist auf. Indessen bildete er im vertrauten Umgang mit Lessing, Kästner, Weiße, Morus und andern geistvollen Männern zugleich seinen Geschmack in der Poesie und Kunst aus, ward 1759 zum Mitglied des dasigen Raths erwählt, dadurch aber zugleich mit mehreren Amtsgenossen im 7jährigen Kriege zur preußischen Geißel gemacht. Nachdem er sich von seiner Krankheit, die ihn in der Gefangenschaft überfallen, erholt und sein Amt wieder verwaltet hatte, ward er 1778 Bürgermeister und Beisitzer des Schöppenstuhls und endlich zum sächsischen geheimen Kriegsrath ernannt. Unter seiner Leitung wurden mehrere noch jetzt die Stadt zierende öffentliche Anstalten und Anlagen, theils wieder hergestellt, theils neu begründet, und allgemeine Achtung und Liebe begleitete seinen Leichenzug, als er am 27. Februar 1801 daselbst starb. Ein Monument in den Anlagen um die Stadt, einer seiner Schöpfungen, verewigt sein Andenken.

Von ihm erschien anonym:

Versuch in Gedichten. Leipzig 1755.
Brittische Bibliothek. Ebendas. 1756 — 1767, 6 Bde., 8.
Beaumarchais Eugenie. Uebersetzt. Ebendas. 1768.
Grays Gedichte. Ebendas. 1776.

Derselbe feine Geschmack und Geist, der ihn sein ganzes Leben hindurch begleitete, spricht sich auch in seinen Schriften aus, welche, obwohl nur Uebersetzungen, doch in ihrer Art vortrefflich waren und allgemeinen Beifall fanden.

Wilhelm Müller,

der Sohn eines Handwerkers zu Dessau, ward am 7. October 1795 daselbst geboren und studirte nach einer sehr sorgfältigen, aber von jeglichem Zwange freien Bildung und Vorbereitung 1812 zu Berlin Philologie und Geschichte, nahm im Befreiungskriege 1813 und 1814 Theil an den Kämpfen der preußischen Schaaren und gesellte nach seiner Rückkehr seinen frühern Studien noch das der altdeutschen Sprache und Literatur hinzu. Als Begleiter des preußischen Kammerherrn, Baron von Sack, ging er mit diesem 1817 nach Italien, um von da nach Griechenland und Aegypten zu reisen, trennte sich aber in Rom von ihm und verweilte 1819 zu Neapel und Florenz. Nach seiner Rückkehr als Lehrer der lateinischen und griechischen Sprache an das neu organisirte Gymnasium nach Dessau berufen, übernahm er zugleich die Einrichtung der dortigen Bibliothek, ward Bibliothekar und dessauischer Hofrath und starb daselbst plötzlich kurz nach einer Reise an den Rhein am 1. October 1827.

Wir haben von ihm:

Blumenlese aus den Minnesängern. Berlin 1816, 8.
Marlow's Doctor Faust. Tragödie. Uebersetzt. Ebendas. 1818, 8., mit 1 Steindruck.
Askania. Dessau 1820, 6 Hefte. 9.
Rom, Römer und Römerinnen. Ebendas. 1820, 8.
Gedichte eines reisenden Waldhornisten. Ebend. 1821 — 27, 2 Bde. 8., 2. Aufl. 1826.
Lieder der Griechen. Ebendas. 1822, 2 Hfte. 8.; 2. Aufl. des 1. Hft. 1828.
Neue Lieder der Griechen. Leipzig 1822 — 23, 2 Hfte. 8.
Bibliothek deutscher Dichter des 17. Jahrhunderts. Leipzig 1822 — 27, 8 Bde. in 8. Fortgesetzt von K. Förster.
Neueste Lieder der Griechen. Leipzig 1824, 8.
Fauriel's Sammlung neugriechischer Volkslieder. Ebendas. 1825, 2 Thle.
Missolunghi. Gedicht. Dresden 1826 8.
Lyrische Reisen und epigrammatische Spaziergänge. Ebendas. 1827.

Vermischte Schriften. Mit M's Biographie von G. Schwab. Leipzig 1830, 5 Bdchn. in 16. Mit Portrait.

Einzelne Abhandlungen, Recensionen, Erzählungen u. s. w. in Zeitschriften und Taschenbüchern u. s. w.

Nach seinem Tode erschien noch:

Egeria. Sammlung italienischer Volkslieder. Begonnen von W. Müller, vollendet und herausgegeben von O. L. B. Wolff. Leipzig 1829.

Es sei dem Herausgeber gestattet, hier zu wiederholen und zusammenzufassen, was er bereits an einem andern Orte über diesen eben so talentvollen als liebenswürdigen und wahren Dichter aussprach. Was Wilhelm Müller als solchen so auszeichnet, ist die Reinheit, Tiefe, Einfachheit und Frische seines Gefühls die Liebe zur Natur und der Sinn und Blick für dieselbe, die Unmittelbarkeit, mit der er seine immer reinen Empfindungen ausspricht, und die gefällige Form, in welche er sie kleidet. Er philosophirt nicht im Liede, er hüllt abstracte Reflexionen nicht in tönende Worte, er müht sich nicht ab, tief zu sein oder bringt einen gewöhnlichen Gedanken in seltsamer Form, hinter die er sich steckt, noch weniger macht er oben auf der Gefühlsleiter einen Bajazzosprung und steht plötzlich vor dem Leser auf dem Kopfe; aber wahr ist er, stets voll Anmuth, alle Saiten des Gefühls in seinen Gedichten anschlagend, überall harmonisch und klar. Nicht leicht äußert sich der echte deutsche Charakter, möge er zürnen oder klagen, jauchzen oder still entzückt sein, so liebenswürdig und treu wie bei ihm. Seine lyrischen Poesieen, namentlich die sogenannten Müllerlieder, einige seiner Weinlieder und die begeisterten Griechenlieder werden daher seinen Namen und sein Andenken lange bei der Nation erhalten. Nicht so glücklich ist er in seinen prosaischen Leistungen, besonders in seinen Novellen, obwohl auch diese sämmtlich sich durch Eleganz, Correctheit und Lebhaftigkeit der Darstellung auszeichnen.

Aus W. Müller's Griechenliedern.

Bozzaris.

Freiheit war sein letzter Hauch, Freiheit hat er nun gefunden,
Frei flog seine Heldenseele aus des Busens offnen Wunden
In das Reich der Freiheit auf. Oder will sie noch verweilen
Unter uns und jeden Kampf mit den Erdenbrüdern theilen?
O so sei gegrüßt im Streite, sei gegrüßt beim Siegesmahle!
Wollen wir die ersten Tropfen aus dem schäumenden Pokale
Auf den Grabeshügel schütten, und die ersten Lorbeerzweige
Auf den nassen Rasen legen. Freier, selger Geist, dann neige
Segnend dich herab und fache hell in uns empor die Gluten,
Die auch mit des Heldenblutes letztem Tropfen nicht verbluten,
Die noch heut' im Staube brennen unter Polás heilgen Grüften,
Die auf Marathons Gefilden ewig wehen in den Lüften,
Die wir alle in uns trinken recht in vollen, heißen Zügen,
Wenn Bozzaris Nam' ertönt und uns ruft zu neuen Siegen.

Mark Bozzari.

Oeffne deine hohen Thore, Missolunghi, Stadt der Ehren,
Wo der Helden Leichen ruhen, die uns fröhlich sterben lehren!
Oeffne deine hohen Thore, öffne deine tiefen Grüfte,
Auf, und streue Lorbeerreiser auf den Pfad und in die Lüfte!
Mark Bozzari's edlen Leib bringen wir zu dir getragen,
Mark Bozzari's! Wer darf's wagen, solchen Helden zu beklagen?
Willst zuerst du seine Wunden oder seine Siege zählen?
Keinem Sieg wird eine Wunde, keiner Wund' ein Sieg hier fehlen.
Sieh auf unsern Lanzenspitzen sich die Turbanhäupter drehen!
Sieh wie über seiner Bahre die Osmanenfahnen wehn!
Sieh, o sieh die letzten Werke, die vollbracht des Helden Rechte
In dem Feld von Karpinissi, wo sein Stahl im Blute zechte!
In der schwarzen Geisterstunde rief er unsre Schaar zusammen,
Funken sprühten unsre Augen durch die Nacht, wie Wetterflammen,
Uebers Knie zerbrachen wir jauchzend unsrer Schwerter Scheiden.
Um mit Sensen einzumähen in die feisten Türkenweiden;
Und wir drückten uns die Hände und wir strichen uns die Bärte,
Und der stampfte mit dem Fusse, und der rieb an seinem Schwerte:
Da erscholl Bozzari's Stimme: „Auf, ins Lager der Barbaren!
„Auf mir nach! Verirrt euch nicht, Brüder, in der Feinde Scharen!
„Sucht ihr mich, im Zelt des Pascha werdet ihr mich sicher finden —
„Auf, mit Gott! Er hilft die Feinde, hilft den Tod auch überwinden!"
Auf! und die Trompete riß er hastig aus des Bläsers Händen,
Und stieß selbst hinein so hell, daß es von den Felsenwänden,
Heller stets und heller mußte sich verdoppelnd wiederhallen;
Aber heller wiederhallt' es doch in unsern Herzen allen.
Wie des Herren Blitz und Donner aus der Wolkenburg der Nächte,
Also traf das Schwert der Freien die Tyrannen und die Knechte;
Wie die Tuba des Gerichtes wird dereinst die Sünder wecken,
Also scholl durch's Türkenlager brausend dieser Ruf der Schrecken:
Mark Bozzari! Mark Bozzari! Sulioten! Sulioten!
Solch ein guter Morgengruß ward den Schläfern da entboten.
Und sie rüttelten sich auf, und gleich hirtenlosen Schafen
Rannten sie durch alle Gassen, bis sie an einander trafen,
Und bethört von Todesengeln, die durch ihre Schwärme gingen,
Brüder sich in blinder Wuth stürzten in der Brüder Klingen.
Frag' die Nacht nach unsern Thaten! Sie hat uns im Kampf gesehen —
Aber wird der Tag es glauben, was in dieser Nacht geschehen?
Hundert Griechen, tausend Türken, also war die Saat zu schauen
Auf dem Feld von Karpinissi, als das Licht begann zu grauen.
Mark Bozzari, Mark Bozzari, und dich haben wir gefunden,
Kenntlich nur an deinem Schwerte, kenntlich nur an deinen Wunden.
An den Wunden, die du schlugest, und an denen, die dich trafen.
Wie du es verheißen hattest, in dem Zelt des Pascha schlafen.

Oeffne deine hohen Thore, Missolunghi Stadt der Ehren,
Wo der Helden Leichen ruhen, die uns fröhlich sterben lehren!
Oeffne deine tiefen Grüfte, daß wir in den heil'gen Stätten,
Neben Helden unsern Helden zu dem langen Schlafe betten!
Schlafe bei dem deutschen Grafen, Grafen Normann, Fels der Ehren,
Bis die Stimmen des Gerichtes alle Gräber werden leeren.

Auf den Tod des Markos Bozzaris.

Ein kleines Vöglein hat geseufzt dort auf Sanct Niklas Höhe,
Da welkten gleich die Zweige hin umher in allen Gärten,
Und auf den Feldern, die's gehört, vertrockneten die Gräser.
Zwei Griechen haben's auch gehört, zwei Anatolikioten:
Mein Vöglein, was zerraufst du dich und weinst im Sonnenscheine? —
„Vorgestern als ich flog vorbei an Karpinissis Höhen,
Da hört' ich, wie in Skodras Zelt sie mit einander sprachen;
Und in dem Rathe sagten sie die Kunde, die ich sage:
Im Kampf fiel Markos Bozzaris und tausend schlug er nieder."

Auf den Tod des Georgis.

Wie viele Mütter sind betrübt, sie trösten sich doch alle;
Des Georgis Mutter ist betrübt, und sie wird Trost nicht finden.
An ihrem Fenster sitzet sie und überschaut die Felder,
Sie sieht den Fuß des Berges dort von Lunos sich verfinstern.
Und ist es von dem vielen Schnee, und ist es von dem Winter? —
Es ist nicht von dem vielen Schnee, es ist nicht von dem Winter.
Sie schlossen ein den schwarzen Georg, Ungläubige von Lala;
Es waren ihrer wenig nicht, es waren zwei, drei Tausend,
Und der Georgis war allein mit seinen zwölf Genossen.
Der Derwisch rief, der Araber, von seinem festen Posten:
Heraus, Georgis, beuge dich und gieb uns deine Waffen! —
„Georgis, ich, des Giania Sohn, des ersten Kapetanos,
Bestehen will ich diesen Kampf mit meinen zwölf Genossen." —
Makri Panagos rief herab, von einem hohen Berge:
Halt aus, Georgis, in dem Kampf, halt aus der Flinten Feuer!
Ich komme dir zu Hülfe her, und bringe zwei, drei Tausend. —
„Wie halt' ich aus, mein lieber Ohm, drei Tage und drei Nächte,
Und ohne Wasser, ohne Brod, und ohne alle Stütze?"

Wer ist so würdig und so schnell, zu gehen nach Trikorsa,
Auf daß der Neuvermählten er, der Georgina, sage:
Sollst putzen dich zu Ostern nicht, kein Goldstück an dich hängen —
Getödtet haben sie den Georg mit seinen zwölf Genossen.

Byron.

My task is done, my song has ceased, my theme
Has died into an echo.

Childe Harold.

„Siebenunddreißig Trauerschüsse? Und wen haben sie gemeint?
Sind es siebenunddreißig Siege, die er abgekämpft dem Feind?
Sind es siebenunddreißig Wunden, die der Held trägt auf der Brust?
Sagt, wer ist der edle Todte, der des Lebens bunte Lust
Auf den Märkten und den Gassen überhüllt mit scharzem Flor?
Sagt, wer ist der edle Todte, den mein Vaterland verlor?"

Keine Siege, keine Wunden meint des Donners dumpfer Hall,
Der von Missolunghis Mauern brüllend wogt durch Berg und Thal,
Und als grause Weckerstimme rüttelt auf das starre Herz,
Das der Schlag der Trauerkunde hat betäubt mit Schreck und Schmerz:
Siebenunddreißig Jahre sind es, so die Zahl der Donner meint,
Byron, Byron, deine Jahre, welche Hellas heut beweint!
Sind's die Jahre, die du lebtest? Nein, um diese wein' ich nicht:
Ewig leben diese Jahre in des Ruhmes Sonnenlicht,
Auf des Liedes Adlerschwingen, die mit nimmer müdem Schlag
Durch die Bahn der Zeiten rauschen, rauschend große Seelen wach.
Nein ich wein' um andre Jahre, Jahre, die du nicht gelebt,
Um die Jahre, die für Hellas Du zu leben hast gestrebt:
Solche Jahre, Monde, Tage kündet mir des Donners Hall,
Welche Lieder, welche Kämpfe, welche Wunden, welchen Fall!
Einen Fall im Siegestaumel auf den Mauern von Byzanz,
Eine Krone dir zu Füßen, auf dem Haupt der Freiheit Kranz!

Edler Kämpfer, hast gekämpfet, eines jeden Kranzes werth,
Hast gekämpfet mit des Geistes doppelschneidig scharfem Schwert,
Mit des Liedes ehrner Zunge, daß von Pol zu Pol es klang,
Mit der Sonne von dem Aufgang kreisend bis zum Niedergang.
Hast gekämpfet mit dem grimmen Tiger der Tyrannenwuth,
Hast gekämpft in Lernas Sumpfe mit der ganzen Schlangenbrut,
Die in schwarzem Moder nistet und dem Licht ist also feind,
Daß sie Gift und Galle sprudelt, wenn ein Strahl sie je bescheint.
Hast gekämpfet für die Freiheit, für die Freiheit einer Welt,
Und für Hellas junge Freiheit, wie ein todesfroher Held.
Sahst in ahnenden Gesichten sie auf unsern Bergen stehn,
Als im Thal noch ihre Kinder mußten an dem Joche gehn,
Hörtest schon den Lorbeer rauschen von der nahen Siegesluft,
Fühltest schon in Kampfeswonne schwellen deine große Brust!

Und als nun die Zeit erschienen, die prophetisch du geschaut,
Bist du nicht vor ihr erschrocken; wie der Bräutigam zur Braut,
Flogest du in Hellas Arme, und sie öffnete sie weit:
„Ist Tyrtäos auferstanden? Ist verwunden nun mein Leid?
Ob die Könige der Erde grollend auf mich niedersehn,
Ihre Schranzen meiner spotten, ihre Priester mich verschmähn,
Eines Sängers Kriegesflagge seh' ich fliegen durch das Meer;
Tanzende Delphine kreisen um des Schiffes Seiten her,
Stolz erheben sich der Wogen weiße Häupter vor dem Kiel,
Und, an seinen Mast gelehnet, greift er in sein Saitenspiel:
Freiheit! singt er mir entgegen, Freiheit! tönt es ihm zurück,
Freiheit brennt in seinen Wangen, Freiheit blitzt aus seinem Blick.
Sei willkommen, Held der Leier! Sei willkommen, Lanzenheld!
Auf, Tyrtäos, auf, und führe meine Söhne mir ins Feld!"

Also stieg er aus dem Schiffe, warf sich nieder auf das Land,
Und die Lippen drückt' er schweigend in des Ufers weichen Sand;
Schweigend ging er durch die Scharen, gleich als ging er ganz allein,
Welche jauchzend ihm entgegen wogten bis in's Meer hinein.
Ach, es hatt' ihn wohl umschauert, als er küßte diesen Strand,
Eines Todesengels Flügel, der auf unsern Wällen stand!
Und der Held hat nicht gezittert, als er diesen Boten sah,
Schärfer faßt' er ihn ins Auge: „Meinst du mich, so bin ich da!
Eine Schlacht nur laßt mich kämpfen, eine siegesfrohe Schlacht,
Für die Freiheit der Hellenen; und in deine lange Nacht
Folg' ich deinem ersten Winke ohne Sträuben, bleicher Freund!
Habe längst der Erde Schauspiel durchgelacht und durchgeweint."

Arger Tod, du feiger Würger, hast die Bitt' ihm nicht gewährt!
Hast ihn hinterrücks beschlichen, als er wetzt' an seinem Schwert,
Hast mit seuchenschwangrem Odem um das Haupt ihn angehaucht,
Und des Busens Lebensflammen aus dem Nacken ihm gesaugt.
Und so ist er hingesunken ohne Sturz und ohne Schlag,
Hingewelkt wie eine Eiche, die des Winters Stürme brach,
Und die eine schwüle Stunde mit Gewürmen überstreut
Und des Waldes stolze Heldin einem Blumentode weiht.
Also ist er hingesunken in des Lebens vollem Flor,
Aufgeschürzt zu neuem Laufe harrend an der Schranken Thor,
Mit dem Blick die Bahn durchmessend, mit dem Blick am Ziele schon,
Das ihm heiß entgegen winkte mit dem grünen Siegeslohn.

Ach, er hat ihn nicht errungen! Legt ihn auf sein bleiches Haupt!
Tod, was ist dir nun gelungen? Hast den Kranz ihm nicht geraubt!
Hast ihn früher ihm gegeben, als er selbst ihn hätt' erfaßt!
Und der Lorbeer glänzet grüner, weil sein Antlitz ist erblaßt.

„Siebenunddreißig Trauerschüsse! Donnert, donnert durch die Welt!
Und ihr hohen Meereswogen, tragt durch euer ödes Feld
Unsrer Donner Wiederhalle fort nach seinem Vaterland,
Daß den Todten die beweinen, die den Lebenden verbannt,
Was Britannia verschuldet hat an uns mit Rath und That,
Dieser ist's der uns die Schulden seines Volks bezahlet hat!
Ueber seiner Bahre reichen wir dem Briten unsre Hand:
Freies Volk, schlag' ein und werde Freund und Hort von uns genannt.

Die Veste des Himmels.

Asia hat ausgespieen ihre gelbe Tigerbrut,
Daß sie purpurroth sich trinke in der Griechenkinder Blut;
Afrika aus ihren Wüsten stürmet über Hellas Meer
Mit des Samums Todeshauche ihre Negerhorden her.
Missolunghi, Stadt der Helden, laß die Kreuzesfahne wehn!
Zähle nicht die Ungezählten, die vor deinen Mauern stehn!
Zähle nicht des Waldes Blätter, zähle nicht den Sand am Meer,
In des Himmels Feldern zähle deines Gottes Sternenheer.
Ob sich deine Tonnen leeren, deine Scheuern werden licht,
Wäge nicht den letzten Brocken, miß den letzten Tropfen nicht.
Hat dein Heiland mit fünf Broten nicht fünf Tausende gespeist?
Bete, bis vor deinem Rufe sich des Himmels Zelt zerreißt!
Manna regnet's aus den Wolken auf der Wüste dürren Sand:
Gott hat Manna für euch alle — streckt nur aus die matte Hand!
Missolunghi Stadt der Helden, wach' und bete Tag und Nacht!
Sieh, in ihren tiefen Grüften sind die Todten auch erwacht.
Sieh, auf deinen Wällen schreiten ihre Geister hoch daher,
Flammenschwerter in den Händen, doch die Wunden leuchten mehr.
Markos, Sulis Königsadler, sucht der jähen Zinne Stand,
Und den deutschen Grafen führt er brüderlich an seiner Hand.
Aber einsam auch im Tode schleicht der Britensänger hin,
Denn des Lebens Räthsel schweben dunkel noch vor seinem Sinn:
Durch die Sterne kreist sein Auge, eine Antwort zu erspähn:
Herrscht der Christengott dort oben, und muß Hellas untergehn?
Missolunghi, Stadt der Helden, Hellas Hort und Ehrenstern,
Schmach der Heiden, Stolz der Christen, Missolunghi, Stadt des Herrn,
Deine martyrfesten Mauern werden nimmer untergehn:
Ist die Erde dein nicht würdig, wirst du einst im Himmel stehn,
Als die Wächterin des Thrones, wann des Höllenfürsten Macht
Wider Gott sich will empören und die Engel ruft zur Schlacht.

Missolunghis Himmelfahrt.

Missolunghi, du gefallen? — Nein, gefallen bist du nicht,
Bist in donnerndem Triumphe auf der Blitze Flammenlicht
In den Himmel aufgeflogen, Stein und Erde, Thurm und Wall,
Siegeswaffen, Heldenglieder, alles auf in einem Knall!
Auch die Leichen, die du bargest in dem schwarzen Schooß der Gruft,
Hast sie mit hinauf getragen in des Aethers freie Luft,
Wo die Seelen, die in ihnen lebten ihres Lebens Tag,
Jauchzend wieder sie umfingen, die erlösten aus der Schmach.
Sieh, und auf der heilgen Stätte, wo die Martyrfeste stand,
Liegt ein wüster Aschenhaufen an dem blutgetränkten Strand.
Kommt ihr hohen Christenhäupter, die ihr mit dem Schwert der Macht
Habt von ferne still gestanden und an weisen Rath gedacht,
Als die Todesglocken riefen: Helfet uns, so helf' euch Gott!
Als die Heldenherzen brachen in des Hungers grimmer Noth; —
Kommt, von dieser Asche sammelt in die Purpurmäntel ein,
Streuet sie auf eure Kronen über Gold und Edelstein,
Und so tretet vor den Richter, der des Himmels Wage hält,
Wann er euch dereinst wird rufen, von den Thronen seiner Welt.
An dem Tage wird er fragen: Helfer ihr, mit meinem Schwert,
Warum habt ihr nicht geholfen, warum habt ihr nicht gewehrt,
Als der Heiden Tigerzähne würgten meine kleine Schar,
Und mit ihrem Blut begossen meiner Kirche Hochaltar,
Als sie meines Kreuzes Banner niedertraten in den Staub,
Und die Zionsburg der Freiheit ward der Sclavenhorde Raub?

Das neue Missolunghi.

Durch, ihr Brüder! Durch, ihre Brüder! Durch! Die Stunde hat geschlagen!
Durch! Aus Missolunghis Thoren laßt uns Missolunghi tragen,
Von den freien Bergeshöhen winken schon die Feuerzeichen,
Die uns durch die weiten Lüfte ihre Flammenhände reichen,
Uns zu sich empor zu ziehen in die Burg, die Gott erbauet,
In das neue Missolunghi, das er unsrer Wehr vertrauet.
Durch! Aus Missolunghis Thoren laßt uns Missolunghi tragen,
Und mit unsrer heilgen Veste durch den Heidenschwarm uns schlagen!
Missolunghi in den Waffen, in den Armen, in den Herzen,
Missolunghi in dem Sturme unsrer rachefrohen Schmerzen,
Unsre Herzen deine Kirchen, deine Zinnen unsre Lanzen,
Unsre Arme deine Mauern, unsre Brüste deine Schanzen! —
Ach, und um uns her gezogen ist ein tiefer rother Graben,
Blut der Weiber und der Kinder, die sie uns geschlachtet haben.

Die letzten Griechen.

Wir fragen nichts nach unserm Ruhm, nach unsrer Namen Preis.
Was frommt's, ob Welt und Nachwelt einst von unsern Thaten weiß?

Wenn Hellas sinken muß in's Grab, was soll der Leichenstein
Auf unsern Hügeln? Laßt sie leer! Wir woll'n vergessen sein.
Die Namen unsrer Väter gehn den Fremden durch den Mund,
Sind ihnen in der Schule recht, für Alt und Jung gesund.
Ach, wenn kein freier Grieche mehr euch griechisch nennen kann
Miltiades, Leonidas, was ist eu'r Nachruhm dann!
Dann steigt ihr gern mit uns hinab in die gemeine Gruft,
Auf welcher keine Sage steht und schöne Namen ruft.
Barbaren, ihr versteht sie nicht! Sie klingen euch ins Ohr,
Hinein zum einen, und heraus alsbald zum andern Thor;
Doch ewig taub wird euer Herz für Hellas Namen sein,
Es sog von unsrer Väter Geist nicht einen Tropfen ein.
Ein Tropfen nur in euer Herz und Hellas wäre frei,
Und umgestürzt der morsche Thurm der stolzen Tyrannei.
Was habt ihr, Völker, denn gelernt von Hellas alter Kunst?
Frei sein! So heißt ihr erster Spruch. Blast weg den eiteln Dunst,
Den ihr euch als hellenisch preist; seid ihr so frei noch nicht,
Zu helfen frei mit Wort und That, wo Freiheit Ketten bricht!
Wir fragen nichts nach unsrem Ruhm, nach unsrer Namen Preis.
Was frommt's, ob der Barbaren Schwarm von unsren Thaten weiß?
Wenn Hellas sinken muß ins Grab, wir wollen keinen Stein
Für unsre Gruft. Laßt ungenannt die letzten Griechen sein!

Hellas und die Welt.

Ohne die Freiheit, was wärest du, Hellas?
Ohne dich, Hellas, was wäre die Welt?

Kommt, ihr Völker aller Zonen,
Seht die Brüste,
Die euch säugten
Mit der reinen Milch der Weisheit —
Sollen Barbaren sie zerfleischen?
Seht die Augen,
Die euch erleuchteten
Mit dem himmlischen Strahle der Schönheit! —
Sollen sie Barbaren blenden?
Seht die Flamme,
Die euch wärmte
Durch und durch im tiefen Busen,
Daß ihr fühltet,
Wer ihr seid,
Was ihr wollt,
Was ihr sollt,
Eurer Menschheit hohen Adel,
Eure Freiheit! —
Soll'n Barbaren sie ersticken?
Kommt ihr Völker aller Zonen,
Kommt und helfet frei sie machen,
Die euch alle frei gemacht!

Ohne die Freiheit, was wärest du, Hellas?
Ohne dich, Hellas, was wäre die Welt?

Wilhelmine Müller,

eine geborne Maisch, ward 1740 zu Pforzheim geboren und verheirathete sich mit dem Buchhändler M. in Karlsruhe. Sie erhielt als Dichterin von der Kaiserin von Rußland einen kostbaren Brillantring zum Geschenk und lebte nach dem Tode ihres Mannes seit 1806 in Wien, wo sie am 12. December 1807 starb.

Sie schrieb:

Gedichte und Episteln. Karlsruhe 1800, 8.
Taschenbuch für edle Frauen und Mädchen. Karlsruhe 1802, 1806 und 1807, 3 Bdchen. in 12.
Gedichte. Neue Aufl. Stuttgart 1806, 8.

Gute und gefällige Form, aber ein mehr rhetorisches und reflectirendes als wirklich poetisches Talent, treten in den Leistungen dieser Dame hervor.

Amandus Gottfried Adolph Müllner,

der Neffe des Dichters Bürger, ward am 18. October 1774 zu Langendorf bei Weißenfels geboren, studirte zu Pforta Philologie und besonders Mathematik und Poesie und dann zu Leipzig die Rechte. 1798 trat er in seiner Vaterstadt als Sachwalter auf, nachdem er bereits 1797 als Amtsvice-actuar in Delitzsch thätig gewesen war; hier brachte er 1810 die Gründung eines Privattheaters zu Stande. 1805 erhielt er von Wittenberg die Doctorwürde der Rechte und wurde 1817 zum preußischen Hofrath ernannt. Er starb daselbst, nachdem er schon früher seine juristische Praxis niedergelegt hatte, vom Schlagflusse getroffen am 11. Juni 1829.

Von ihm erschien, theils anonym:

Vermischte Schriften. Stuttgart 1824—26, 2 Bde., 8.
Dramatische Werke. Braunschweig 1828 flg., 7 Bde. in 16; 2. rechtm., vollst. und vom Verf. verb. Ausg. in 1 Bd. 1832, schmal gr. 8.
Derselben 8. Bd., als Supplement. Wolffenbüttel 1828, 16. mit 1 Vign. Auch unt. d. Titel: Meine Lämmer und ihre Hirten. Drama.
Werke. 1r Supplementband, von Dr. Schütz. Meißen 1830, 8. mit Portrait und Facsimile. A. u. d. T.: M's Leben, Charakter und Geist.
— 2r—4r. Supplementband, von Schütz. Meißen 1830, 3 Bdchen in 16. A. u. d. T.: Anthologie der geistreichsten und witzigsten Gedanken M's.

Einzeln:

Incest. Roman. Greiz 1799, 2 Bde.
Modestins 60 Gedanken. Ebendas. 1804.
Elementarlehre der richterlichen Entscheidungskunst. Leipzig 1812.
Der 29. Februar. Leipzig 1812.
Spiele für die Bühne. Ebendas. 1815; 2. Ausg. 1821, 2 Bde. in 8.
Die Schuld. Trauerspiel. Ebendas. 1816, 8.; 4. Aufl. Stuttgart 1820, 8. (Ins Ungarische übersetzt).
König Yngurd. Trauerspiel. Ebendas. 1817, 8.; 2. A. 1819.
Der Wahn. Leipzig 1817. (Ueberarbeitung des 29. Februars.
Almanach für Privatbühnen. Leipzig 1817—19, 3 Jahrgänge oder Bde. in 12. mit Kupf.
Die Albaneserin. Stuttgart und Tübingen 1820, gr. 12.
Vers und Reim für die Bühne. Stuttgart 1822, 16.
Hekate. Wochenblatt. Leipzig 1823, 2 Bde 8.
Kotzebue's Literaturbriefe. Braunschweig 1828, 8.
Lustspiele. Braunschweig 1828, 3 Thle., 16. mit 3 Titelvign.
Trauerspiele. Ebendas. 1828, 4 Bde., in 16. mit 4 Titelv.

Auch gab er das Mitternachtsblatt (Braunschweig 1826—29) und das Literaturblatt zur Morgenzeitung (1820—1825) heraus.

Bei großem Talente hätte Müllner's Einfluß auf unsere Literatur ein bedeutender und bleibender sein können, wenn er mehr Tiefe des Gefühls und größeren Adel der Gesinnung besessen hätte; ihm galt aber sein eigenes Ich als das höchste, und alles Andere mußte vor diesem zurückstehen. Als Dichter zeigte er große Gewandtheit der Darstellung, Reichthum an Bildern und Gedanken, eine ausgezeichnete Diction und geistige Feinheit, aber es fehlte ihm an ur-

sprünglicher Schöpfungskraft, und alle Wirkung beruht bei ihm nur auf äußerst geschickten, sorgfältig durchgeführten, mitunter höchst künstlichen Combinationen. Daher ist er auch im Lustspiel weit glücklicher als in der tragischen Poesie, in welcher er obendrein durch die Einführung einer dunkeln Macht des Schicksals, die eben so sehr dem antiken Fatum wie den christlichen Ansichten entgegenstand, alles Edle zerstörte, indem er die sittliche Kraft des freien Willens dadurch vernichtete. Als Kritiker zeigte er großen Scharfsinn und vielseitiges, wenn gleich nicht überall gründliches Wissen, Witz und Entschiedenheit, aber auch eben so viel Egoismus, wodurch er sich leicht zu Persönlichkeiten und Ungerechtigkeiten verleiten ließ und sich furchtbar verhaßt machte, so daß sich bei seinem plötzlichen Tode fast nirgends eine Stimme des Mitleids erhob.

Ernst Josias Herrmann Münch

ward 1798 zu Rheinfeld geboren und kam nach vollendeten philosophischen und rechtlichen Studien als Lehrer an die Cantonsschule zu Aarau. Er erlangte in beiden Wissenschaften die Doctorwürde und folgte von Aarau einem Rufe als Professor an die Universität nach Freiburg im Breisgau, kam 1828 als Professor der Geschichte nach Lüttich und wurde 1829 zum zweiten Bibliothekar der königlich niederländischen Bibliothek im Haag ernannt. Später ging er in gleicher Eigenschaft nach Stuttgart.

Seine Schriften sind:

Gedichte. Basel 1819, 8.
Helvetische Eichenblätter. Schaafhausen 1820, gr. 8.
Eidgenössische Lieder. Basel 1822, 8.; 2. Aufl. 1826.
Aletheia. Zeitschrift. Zürich 1822. Dann Aachen 1829. ff.
Geschichte des Aufstandes der hellenischen Nation. Basel 1825, 2 Thle.
Pirkheimer's Schweizerkrieg. Ebendas. 1826.
Charitas Pirkheimer. Nürnberg 1826.
Pantheon der Geschichte des deutschen Volks. Freiburg 1826.
Franz von Sickingen's Plane, Thaten rc. Stuttgart 1827—29, 3 Thle.
Die Schicksale der Kortes von Spanien. Ebendas. 1827, 2 Thle.
König Enzius. Ludwigslust 1827.
Geschichte des Repräsentativsystems in Portugal. Leipzig 1827.
Deutsche Alterthumskunde. Freiburg 1827.
Geschichte des Mönchthums. Stuttgart 1828, 2 Thle.
Vermischte historische Schriften. Ludwigslust 1828—1829, 2 Thle.
Geschichte von Brasilien. Dresden 1829, 2 Thle.
Jugendbilder und Jugendträume. Lüttich 1829, gr. 8.
Leben Zschokke's. Haag 1830, 8.
Geschichte des Hauses Nassau Oranien. Aachen 1830.
Geschichte des Hauses und des Landes Fürstenberg. Ebendas. 1830.
Schwarzwaldrosen. Aachen 1831, 16.
Lukrezia und Gasparo. Nach Aeneas Silvio Picolomini bearbeitet. Ludwigsburg 1833, gr. 12.
Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit. Stuttgart 1833—1836, 6 Thle.
Allgemeine Geschichte der katholischen Kirche. Karlsruhe 1836.
Biographisch-historische Studien. Stuttgart 1836 fgde. 2 Bde.
Erinnerungen, Lebensbilder und Studien aus den ersten 37 Jahren eines deutschen Gelehrten. Karlsruhe 1836 fgde.

Viele historische und politische Abhandlungen, Flugschriften u. s. w.

Das Urtheil über diesen höchst talentvollen und gewandten Schriftsteller ist sehr verschieden, da ihm von seinen Gegnern der Vorwurf gemacht wird, sich nicht treu in seinen politischen Ansichten geblieben zu sein. — Großer Fleiß, glänzende Darstellung, Leichtigkeit der Auffassung und geistvolle Behandlung zeichnen alle seine Leistungen aus; seinen historischen Arbeiten fehlt es jedoch an gründlicher Forschung und sorgfältiger Benutzung der Quellen, weshalb sich viele darunter nicht über den Rang guter unterhaltender und nützlicher Lectüre erheben und der Wissenschaft eben keinen großen Gewinn bringen. —

Johann Gottlieb Münch

ward am 9. December 1774 zu Baireuth geboren, lebte nach vollendeten philosophischen und theologischen Studien eine Zeit lang als Privatgelehrter zu Baireuth und Erlangen, bis er 1796 als außerordentlicher Professor der Philosophie nach Altdorf kam. Von hier ging er 1803 als würtembergischer Hofprediger nach Elwangen, 1806 als Pfarrer nach Möhringen und wurde dann 1808 als Stadtpfarrer nach Stuttgart versetzt. Nachdem er zu der philosophischen auch die theologische Doctorwürde erhalten hatte, ging er 1812 als Superintendent und Professor ordinarius der Theologie nach Tübingen. —

Er verfaßte:

Ewald. Leipzig 1794.
Freund Heins Wanderungen. Görlitz 1795.
Verirrungen des menschlichen Herzens. Ebendas. 1796.
Werden wir uns wiedersehen nach dem Tode? Briefe. Baireuth und Regensburg 1798—1800. 2 Thle.
Schwarze Rettiche. Leipzig 1798.
Sonntagslaunen. Ebendas. 1799.
Hans Holzmeiers Durchzüge. Ebendas. 1799, 2 Thle.
Praktische Seelenlehre für Prediger. Regensburg 1800, 3 Thle.
Montagslaunen. Leipzig 1800.
Das Mährleinbuch. Ebendas. 1800, 2 Thle.
Der Narr in Folio. Ebendas. 1800.
Wintermährchen. Baireuth 1800.
Kleine satyrische Schriften. Nürnberg 1803, 8.
Christliches Predigtbuch. Stuttgart 1810, 2 Thle
Passionsblumen. Ebendas. 1811.
Morgen- und Abendbetrachtungen. Ebendas. 1812—14, 2 Thle.
Grabreden. Eschingen 1814.

Frohe Laune, wohlwollende Satyre, gute Charakterzeichnung und glückliche Erfindung zeichnen M's poetische Schriften eben so sehr aus, wie tiefes Gefühl, Scharfsinn, Geist, Wärme und Klarheit seine asketischen und theologischen.

Karl Klodwig August Heino, Freiherr von Münchhausen

ward am 11. Februar 1759 zu Weserinsel bei Oldendorf geboren, trat nach vollendeten schönwissenschaftlichen und militärischen Studien in kurhessische Dienste avancirte zum Obristlieutenant und wurde als solcher, nachdem er dem Kriege in Nordamerika beigewohnt, mit dem Ritterkreuze des Ordens pour le mérite militaire und dem des heiligen Grabes geehrt. Er zog sich endlich vom Staatsdienste zurück und lebte als Privatmann auf seinem Gute Swedenstorp in der hessischen Grafschaft Schaumburg. Sein Tod erfolgte daselbst am 26. December 1836.

Von ihm erschien:

Die Sympathie der Seelen. Drama. Kassel 1791.

Rückerinnerungen. Frankfurt 1797, 8. (mit Seume). Neue Aufl. Frankfurt 1823, 16.

Der neue Schiffer. Romanze. Marburg 1798.

Schallwingel. Kassel 1799.

Versuche. Neustrelitz 1801, 8. mit Kupfern (mit Seume).

Bardenalmanach für 1802. Neustrelitz 1802, 12. (mit F. Gräter).

Seine schriftstellerischen und poetischen Leistungen erhalten ihren hauptsächlichsten Werth durch den trefflichen männlichen Charakter und die edle Gesinnung, die sich in ihnen offenbart.

Von Munegiur, s. Minnesinger.

Wilhelm Münscher

ward am 11. März 1766 zu Hersfeld geboren, studirte zu Marburg Philosophie und Theologie und promovirte daselbst zum Dr. der Theologie, nachdem er bereits außerordentlicher und später zweiter ordentlicher Professor dieser Wissenschaft an der dortigen Universität geworden war. Seine Regierung erhob ihn zugleich zum Consistorialrath und Inspector der reformirten Pfarreien des Fürstenthums Oberhessen. Er bekleidete diese Aemter bis zu seinem am 28. Juli 1814 erfolgten Tode.

Er gab heraus:

Handbuch der christlichen Dogmengeschichte. Marburg 1797—1809, 4 Bde.; 3. Ausg. 1818. ff.

Predigten. Ebendas. 1804.

Lehrbuch der Kirchengeschichte. Ebendas. 1804; 2. Ausg. 1815.

Lehrbuch der Dogmengeschichte. Ebendas. 1811.; 2. Ausg. 1819.

Politische Predigten. Ebendas. 1813.

Leben und Nachlaß, von L. Wachler. Frankfurt 1817.

Ein tüchtig strebender Theolog, dessen Werke über die Dogmengeschichte lange eine bedeutende Lücke ausfüllten. — Seine Predigten sind von geringerer Bedeutung.

Balthasar Münter

ward am 24. März 1734 zu Lübeck geboren und durch das Falliment seines Vaters, eines angesehenen dortigen Kaufmanns, ebenso früh mit dem Wechsel des Glücks bekannt, als zu tüchtiger Anstrengung seiner eigenen Kräfte veranlaßt. Nach rühmlich absolvirten Schulstudien entwickelte er seit 1754 auf der Universität Jena unter der besondern Leitung von Darjes noch herrlicher seine speculativen und praktischen Anlagen für die Theologie, wurde 1757 Privatdocent und Adjunct der philosophischen Facultät daselbst und von hier 1760 zuerst als Waisenhausprediger und Hofdiaconus nach Gotha und 1763 als Superintendent nach Tonna gerufen. Obwohl von der herzoglichen Familie ebenso sehr als von seinen Gemeinden und Amtsbrüdern ausgezeichnet und geehrt, nahm er 1765 doch den Ruf als Hauptprediger der Petrigemeinde zu Kopenhagen an und wirkte hier 28 Jahre lang mit Ruhm und Nutzen bis zu seinem am 5. October 1793 erfolgten Tode. 1767 war ihm von der dortigen Universität die theologische Doctorwürde ertheilt worden. — Er war ein zärtlicher Gatte und Vater, treuer Freund, kenntnißvoller Gelehrter und musterhafter Kanzelredner.

Er gab heraus:

Ode zum Lobe der Gottheit. Lübeck 1751—53, 2 Smmlg. 8.

Gedächtnißrede auf Martin Friedrich Neufville. Jena 1755, 8.

Gedächtnißrede auf W. Chr. Baleman. Ebendas. 1757, 8.

Gedächtnißrede auf Frau J. Baggin. Ebendas. 1758, 8.

Gedächtnißrede auf den Professor Dr. Rentsch. Ebendas. 1788, 8. Auch unter dem Titel: „Rentsch's Grabe.“

Gedächtnißrede auf den Professor Dr. Blaufuß. Ebendas. 1759, 8.

Gedächtnißrede auf G. W. Polep. Jena 1759, 8.

5 mal 5 Reden über die wichtigsten Pflichten derer, die da hoffen. Jena 1759—62, 5 Sammlungen, 8.

Allgemeine Redekunst. Jena 1760, 1. Thl. 8.

Heilige Reden oder Predigten. Göttingen und Gotha 1760—65, 7 Thle., 8.

Der Baum der Erkenntniß. Gotha 1761, 8.

Poetische Denksprüche auf alle Sonntage des Jahres. Gotha 1761, 8.

Kantaten über die Evangelien. Ebendas. 1761, 8.

Kantaten über die Episteln. Rudolstadt 1762, 8.

Inhalt der Predigten von 1766—1770. Kopenhagen 1767—71, gr. 8.

Geistliche Kantaten. Göttingen und Gotha 1769, 8.

Abgekürzte Predigten, von 1771—72 Advent. Kopenhagen 1772, 8.

Dieselben, von 1772—77. Ebendas. 1772—77, 8.

Geistliche Lieder. Kopenhagen und Leipzig 1772—74, 2 Smmlg., 8.; 2. Aufl. der 1. Sammlung. Leipzig 1773, 8. Von den Bachs Hertel, Kunze, Wolf, Hiller, Rolle und Benda in Musik gesetzt.

Bekehrungsgeschichte des Grafen Struensee. 3. Ausg. Kopenhagen und Leipzig 1773, gr. 8., mit Portraits und Wappen.

Anleitung zur Erkenntniß und Ausübung des christlichen Glaubens. Kopenhagen 1775, gr. 8. und Göttingen 1776, 8.

Unterhaltungen eines nachdenkenden Christen mit sich selbst. Hamburg 1775—76, 2 Thle. 8.

Predigten über die gewöhnlichen Sonntagsevangelien. Gotha 1778—1784, 7 Thle., gr. 8.

Vorträge über die Reden und Begebenheiten Christi. Gotha 1785—1793, 3 Bde., gr. 8.

Christliche Lehre vom Gebet. Kopenhagen 1789, gr. 8.

Drei Traureden. Ebendas. 1792, 8.

Auch lieferte er Recensionen in die Jenaische philosophische Bibliothek von Darjes (1759—60).

Innige echte Frömmigkeit, tiefe Begeisterung, Kraft und Beredsamkeit ergreifen in seinen Liedern wie in seinen Predigten und asketischen Schriften den Leser auf das Eindringlichste und reißen ihn zu gleichen Empfindungen fort.

Aus Struensee's Bekehrungsgeschichte.

Der Graf Struensee hatte sich weder vor noch in der Zeit seines Glücks als einen Freund der Religion und guter Sitten bewiesen. Niemand glaubte wenigstens, ihn dafür halten zu können, und sein Beispiel sowohl als einige seiner öffentlichen Veranstaltungen, auch seine Abänderungen solcher Gesetze, die die Einschränkung des Lasters und der sittlichen Unordnung zur Absicht hatten, schienen unwidersprechlich zu beweisen, daß man in der Meinung, die man von seiner Religion hegte, nicht Unrecht hätte. Wer sehr billig von ihm dachte, der hielt ihn für einen sehr leichtsinnigen, den Vergnügungen und dem Ehrgeiz ergebenen Mann, der noch wohl von seiner Verirrung zurückkommen könnte. Darüber aber waren alle verständigen Beurtheiler einig, daß unter seiner Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten die Religion allen Nachtheil zu befürchten hätte, der ihr jemals von Menschen verursacht werden kann, und daß die Sitten des Volks, wenigstens in der Hauptstadt, in großer Gefahr wären, wild und zügellos zu werden.

Diese Betrachtungen verursachten es, daß sehr viele rechtschaffene Leute, die nicht fähig sind, sich über das Unglück eines Menschen zu freuen, den 17. Januar dieses Jahrs, den Tag, an welchem der Graf Struensee fiel, für einen der erfreulichsten ihres Lebens hielten. Sie sahen nun die Rechte der Tugend und der Frömmigkeit vor der Gefahr gesichert, von der sie ihnen bedroht gewesen zu sein schienen. Und durch eine natürliche Folge hofften sie nun auch allgemeine Sicherheit, Treu und Glauben, Thätigkeit und Ueberfluß, denn das alles war bisher sehr wankend gewesen und fast verschwunden, bald wieder befestigt und hergestellt zu sehen. Dem Manne selbst, von dem man nun nichts mehr zu befürchten hatte, und dessen unglückliches Schicksal man leicht muthmaßen konnte, wünschten sie Erkenntniß seiner Irrthümer und Vergehungen, und dann Begnadigung von der göttlichen Gerechtigkeit.

Als durch die über sein Verhalten angestellte gerichtliche Untersuchung so viel entdeckt worden war, daß man wissen konnte, die Gesetze würden sein Leben als ein Opfer der Gerechtigkeit fordern, erhielt ich den Befehl des Königs, ihn in seinem Gefängnisse zu besuchen, und für das Beste seiner Seele zu sorgen. Ich kannte den Mann gar nicht, und war ihm unbekannt; wir waren allem Ansehen nach in unsern Grundsätzen und Gesinnungen sehr weit von einander entfernt; ich mußte erwarten, daß er, allenfalls blos wegen meines Amtes und Geschäfts bei ihm, sehr mißtrauisch gegen mich sein würde, so wie ich auf meiner Seite eben nicht Ursache hatte, viel Vertrauen auf ihn zu setzen. Weil ich aber doch hoffen durfte, daß er in seiner Einsamkeit allenfalls auch den Umgang eines Geistlichen erträglich finden würde; weil ich mir bewußt war, daß ich wahres Mitleiden mit ihm hatte, und also gewiß nicht durch bittere und unzeitige Vorwürfe sein Gemüth wider mich und meine Absicht bei ihm einnehmen wollte; weil ich endlich von einigen seiner ehemaligen Bekannten gehört hatte, daß er offenherzig und in einem gewissen Verstande aufrichtig sei: so hielt ich die Errichtung einer solchen Freundschaft unter uns, als zur Beförderung meines Endzwecks nothwendig war, nicht für unmöglich. Mit dieser Hoffnung machte ich den Anfang meiner Besuche bei ihm, und ich danke Gott für den Segen, mit welchem er meine Bemühungen um das Heil des unglücklichen Mannes begnadigt hat.

Erste Unterredung, den 1. März.

Ich konnte jetzt noch keine andre Absicht haben, als einigen Grund zur Vertraulichkeit unter uns zu legen, ihm den Zweck meines Zuspruchs wichtig zu machen, und wenn dazu sich Gelegenheit zeigen sollte, über sein Religionssystem Nachricht von ihm zu erhalten.

Als es ihm gemeldet ward, daß ich mit ihm zu reden wünschte, erkundigte er sich, ob ich Befehl hätte, zu ihm zu kommen. Man bejahte ihm dieses, und er ließ sich's gefallen. Er empfing mich mit einem finstern Gesicht, und in der Stellung eines Menschen, der sich darauf gefaßt macht, eine Menge bittrer Vorwürfe mit verachtendem Stillschweigen anzuhören. Wir waren allein, und ich fühlte mich durch den Anblick des Elendes sehr gerührt, in welchem ich den Mann sah, der noch vor wenigen Wochen unter allen Unterthanen des Königs der erste und mächtigste gewesen war. Ich konnte diese meine Empfindung nicht verbergen, wollte es auch nicht. Herr Graf, sagte ich, Sie sehen, ich komme mit einem gerührten Herzen zu Ihnen. Ich weiß und fühle, was ich einem unglücklichen Mann schuldig bin, den Gott gewiß nicht zu einem solchen Unglück hat geboren werden lassen. Ich wünschte sehr, daß ich Ihnen meine Besuche angenehm und nützlich machen könnte. Er verließ hier seine gezwungene Stellung, sein Gesicht ward heiterer, er gab mir die Hand und dankte mir für meine Theilnehmung an seinem Schicksale. Ich fuhr fort: Unsere Unterredungen werden zwar zuweilen für Sie und für mich unangenehm sein. Aber darüber gebe ich Ihnen die heiligste Versicherung, daß ich Ihnen auch die traurigen Wahrheiten, die ich Ihnen zu sagen glaube verbunden zu sein, ohne alle Bitterkeit und Schadenfreude sagen werde. Ich weiß, daß es mir nicht erlaubt ist, Sie ohne Noth betrüben zu wollen. Glauben Sie mir das; ich betheure es Ihnen, daß ich die Wahrheit sage. Und sollte mir ja in der Geschwindigkeit der Unterredung zuweilen ein Wort entfallen, das Sie für beleidigend halten könnten, so sein Sie versichert, daß ich es nicht in der Absicht gesagt habe, Sie zu beleidigen, und übersehen Sie in diesem Falle meine Uebereilung. Mit einer Miene und mit einem Anstand, die mir nicht vortheilhaft in die Augen fielen, antwortete er mir hierauf: o, Sie können mir sagen, was Sie wollen!

Ich will Ihnen gewiß nichts anders sagen, Herr Graf, als was mein herzliches Verlangen zur Verbesserung, zur Glückseligkeit Ihrer Zukunft, so viel als mir möglich sein wird, beizutragen, mir nothwendig machen wird. Ich möchte Sie gerne auf Ihren moralischen Zustand und auf Ihre Verhältnisse zu Gott aufmerksam machen. Sie können nicht wissen, wie Ihr Schicksal in dieser Welt entschieden werden wird, und das Christenthum, das ich lehre und glaube, macht es mir zur Pflicht, sehnlich zu wünschen, daß es Ihnen in der künftigen wohlgehen möge. Sehen Sie meine Besuche und alle meine Unterredungen mit Ihnen blos von dieser Seite an, so werden Sie sie nach meinen Grundsätzen wenigstens, in Ansehung ihrer Absicht nicht tadelhaft finden. Ich hätte mehr als einen Vorwand gehabt, den Befehl abzulehnen oder zu verbitten, der mich zu Ihnen führt. Aber die Hoffnung, Sie in Ihrem Unglücke trösten, und Ihnen zur Vermeidung eines noch größeren Rath geben zu können, ist mir viel zu wichtig gewesen. Kleine Nebenabsichten müssen Sie mir ja nicht zutrauen. Vortheile sind von dieser Arbeit nicht zu erwarten, und Ehre — ja, wenn Sie wollen, so ist es freilich Ehre, ein Werkzeug in der Hand Gottes zur Beförderung der Glückseligkeit eines Unglücklichen zu sein. Aber bedenken Sie auch die Beschwerden, die damit verknüpft sind, und die Verantwortung, die ich vor Gott zu haben glaube, wenn etwa durch meine Schuld, und wäre es auch nur aus Uebereilung oder Mangel der nöthigen Kenntnisse, mein Geschäft bei Ihnen keinen erwünschten Erfolg haben sollte; bedenken Sie, welchen entsetzlich unangenehmen Empfindungen ich mich aussetze, wenn etwa Ihr Prozeß so unglücklich für Sie ausfallen sollte, als Sie befürchten werden: so werden Sie mir zugeben, daß ich nicht um meinetwillen, sondern in der Absicht, Ihnen nützlich zu werden, zu Ihnen komme. Er gestand mir hierauf zu zweienmalen, daß er völlig überzeugt sei, ich suche nichts als sein Bestes.

Wenn Sie davon überzeugt sind, fuhr ich mit Empfindung fort, so gönnen Sie mir auch das Vertrauen, das Sie dem, der Ihr Bestes sucht, mit Billigkeit nicht versagen können. Ich werde es, und wenn Sie mich auch Anfangs für einen schwachen und von Vorurtheilen eingenommenen Mann halten, mit der dankbarsten Freundschaft erwiedern; ich werde in dieser Freundschaft nicht ermüden, sondern sie Ihnen bis auf's Aeußerste, da ich Ihr einziger Freund auf Erden sein, da Sie gewiß Trost von Ihrem einzigen Freunde fordern werden, zu Ihrer Beruhigung nützlich zu machen suchen. Er sah mich hierbei starr an, und wie mirs schien, mit Thränen in den Augen, und drückte mir die Hand.

Ich sah ihn gerührt, und suchte diesen vortheilhaften Augenblick zu nutzen. Wenn Sie des Trostes fähig sein wollen, sagte ich, den ich Ihnen als den einzigen wahren versprechen zu können glaube, so müssen Sie ja nicht auf den unseligen Gedanken gerathen, als ein philosophischer Held sterben zu wollen. Und das würden Sie auch schwerlich bis ans Ende ausführen. Ihr Muth, und wenn Sie sich auch zwingen könnten, äußerlich Miene zu halten, würde Sie doch in der That verlassen. Standhaftigkeit und Ruhe in der Stunde des Todes, ist ganz gewiß nur das Erbtheil eines guten Gewissens. Er antwortete: er wäre bisher unter allen seinen Schicksalen standhaft gewesen, und würde auch seinem Charakter gemäß nicht als ein Heuchler sterben können. Heuchelei, sagte ich hierauf, würde in dem Augenblicke fast noch schlimmer sein, als eine erzwungene Standhaftigkeit, obgleich diese auch eine Art von Heuchelei sein würde. Ich verlangte ja aber auch keine Heuchelei

von ihm, sondern nur dies, daß er mit Ehrfurcht gegen Gott, mit sichtbarem Gefühl der nahen Ewigkeit, mit Empfindung seines Unrechts aus der Welt gehen möchte. Dann würde er geschickt sein, die Süßigkeit des Trostes zu empfinden, zu dessen Quelle ich ihn gern führen wollte. Uebrigens bäte ich ihn, daß er sich ja auf die Standhaftigkeit, die er sonst glaubte bewiesen zu haben, in diesem Falle nicht verlassen möchte. Seine vorigen unangenehmen Schicksale, die etwa in Krankheit oder Dürftigkeit möchten bestanden haben, würde er selbst wohl mit dem, welches ihn jetzt erwartete, nicht vergleichen wollen. Ueberdieß machte er sich vielleicht jetzt noch einige Hoffnung. Nein, antwortete er, ich mache mir gar keine! „So sehen Sie wenigstens den Tod noch nicht in der Nähe. Sie wissen Ihr Ziel noch nicht genau zu bestimmen. Es kann etwa noch auf einige Monate hinausstehen. Aber, hier nahm ich ihn bei der Hand, aber, Herr Graf, wenn ich nun Befehl hätte, Ihnen zu sagen, übermorgen, morgen, heute sollen Sie sterben, würden Sie dann auch nicht den Muth sinken lassen?" Das weiß ich freilich nicht, sagte er. Wie aber, fuhr ich fort, wenn Sie dann nun Ihre vermeinte Standhaftigkeit verließe, und es dann zu spät wäre, Trost und Hoffnung zu suchen und zu finden, was meinen Sie denn wohl, wie Ihnen zu Muthe sein würde? Er schwieg stille.

Sie sehen hieraus, fuhr ich fort, die Absicht unserer Unterredungen ist wichtig für Sie und verdient alle ihre Aufmerksamkeit. Ich suche nichts geringeres als Sie auf Ihren vielleicht nahe bevorstehenden Schritt in die Ewigkeit zuzubereiten, daß Sie ihn mit guter Hoffnung mögen thun können. Ich vermuthe nun zwar, daß wir über den Zustand des Menschen nach dem Tode nicht einerlei Meinung haben. Aber wenn Sie sich gleich bisher mögen überredet gehabt haben, es sei kein künftiges Leben, und also auch kein Lohn und keine Strafe, so haben Sie doch gewiß nicht davon überzeugt sein können. Unzähligemal wird Ihnen Ihr inneres Gefühl widersprochen haben. Sie werden vor der Ewigkeit oft erschrocken sein, ob Sie gleich so geschickt zu Ihrem Unglück gewesen sein können, diese Empfindung jedesmal in der Geburt zu ersticken. Wenigstens können Sie es jetzt und nimmermehr beweisen, daß keine Ewigkeit vorhanden ist.

Er hörte mir aufmerksam zu; aber das wollte er nicht gestehen, daß er die Unsterblichkeit gefühlt und sich davor gefürchtet hätte. Es könnte wohl sein, sagte er, aber er erinnere sich nicht daran. Der Gedanke, daß er nun bald ganz aufhören würde zu sein, sei ihm freilich gar nicht angenehm, er fürchte sich davor, und wünsche zu leben, selbst mit minderer Glückseligkeit als er jetzt in seinem Gefängnisse habe. Aber das könne er doch auch nicht sagen, daß ihm die Erwartung, ganz vernichtigt zu werden, so erschrecklich fürchterlich sei, als manche selbst unter denen, die mit ihm über die Sache einerlei Meinung hegten, sie gefunden hätten.

Ich knüpfte den abgerissenen Faden der Unterredung wieder an, und fuhr so fort: Sie müssen nun doch wenigstens die Möglichkeit eines Lebens nach dem Tode zugeben, und diese ist eben so wahrscheinlich, als die Unmöglichkeit desselben, die Sie vielleicht glauben aber nicht beweisen können. Ich könnte Ihnen aus der bloßen Vernunft die höchste Wahrscheinlichkeit davon, die in solchen Dingen fast Gewißheit ist, darthun, aber ich finde das zu meiner jetzigen Absicht überflüssig. Ich will nur die bloße Möglichkeit annehmen, die Sie schon zugeben müssen. Wenn aber nur dies ist, so muß es Ihnen schon äußerst wichtig sein, bald zu wissen, wie es Ihnen in dem möglichen künftigen Leben ergehen könne, damit Sie, wenn etwa in demselben ein trauriges Schicksal für Sie zu erwarten wäre, die besten Mittel suchen können, es zu verbessern oder gar von sich abzuwenden.

Er erkannte diesen Schluß für richtig, und sich für verbunden dafür zu sorgen, daß, wenn ja eine Ewigkeit wäre, sie für ihn, wo nicht glücklich, doch wenigstens erträglich sein möchte. Aber daß ein künftiges Leben sein wird, setzte er hinzu, das werden Sie mich schwerlich glauben machen. Meinen Verstand können Sie vielleicht überzeugen, und mir Beweise vorlegen, gegen die ich nichts einwenden kann. Aber ich fürchte, mein Herz wird nicht Theil daran nehmen. Meine entgegengesetzte Meinung ist so fest in meine Gesinnung hineingewebt, ich habe so viele Gründe für sie gesammelt, so viele Bemerkungen aus der Anatomie und Physik zu ihrer Bestätigung gemacht, daß es mir unmöglich scheint, sie verlassen zu können. Das verspreche ich Ihnen indessen, daß ich mich nicht nur Ihren Bemühungen mich zu erleuchten nicht muthwillig widersetzen, sondern Ihnen, so weit als es mir möglich ist, entgegen kommen will. Ich will auch nie heucheln, sondern Ihnen allemal aufrichtig sagen, wovon ich überzeugt und wovon ich's nicht bin. Ich will offenherzig mit Ihnen umgehen, das ist meinem Charakter gemäß, und meine Freunde können es Ihnen bezeugen. Ich bat ihn noch, sich bei unsern Untersuchungen vor der leichtsinnigen Denkungsart zu hüten, der er, wie ich glaubte, bisher ergeben gewesen wäre, und die ihn in diese Tiefe des Elendes gestürzt hätte. Ich läugne es nicht, sagte er, ich habe leichtsinnig in der Welt gelebt, ich erkenne auch die Folgen davon.

Ich verlasse mich auf Ihr Versprechen, setzte ich hinzu, daß Sie aufrichtig mit mir umgehen werden. Wollten Sie das nicht thun, so würden Sie vielleicht mich, obgleich nur auf einige Tage, aber gewiß nicht das allwissende höchste Wesen und Ihr eigenes Gewissen hintergehen können. Ich werde mich unaussprechlich freuen, wenn ich in meiner gewiß guten Absicht bei Ihnen glücklich bin. Aber nächst Gott können und müssen Sie alles dabei thun. Ich kann nichts weiter, als Sie leiten. Es ist ja auch Ihre eigene Angelegenheit, sich um Ihr Heil zu bemühen, und Sie sind verbunden alle Zeit, die Sie noch übrig haben, darauf zu wenden.

Ich bat ihn nun, mir von seinem Religionssystem Nachricht zu geben, um darnach beurtheilen zu können, wie weit wir etwa in unseren Meinungen von einander abständen. Ich vermuthe sehr, sagte ich, daß Sie kein Christ sind. Sie können leicht einsehen, wie sehr ich wünschen müsse, daß Sie es werden mögen. Dennoch ist es gar nicht meine Absicht, Ihnen das Christenthum aufzudringen, ich hoffe vielmehr, es Ihnen so wichtig und liebenswürdig machen zu können, daß Sie es selbst für ein unentbehrliches Bedürfniß für sich halten werden. Er antwortete mir: er sei freilich weit davon entfernt, ein Christ zu sein, indessen erkenne und verehre er ein höchstes Wesen, und glaube, daß die Welt und das menschliche Geschlecht von Gott ihren Ursprung haben. — Daß der Mensch aus zwei Substanzen bestehe, davon habe er sich nie überzeugen können. Er hielte sich und alle Menschen für bloße Maschinen. Er habe diese Hypothese nicht aus dem la Mettrie genommen, welchen er nie gelesen habe, sondern sich dieselbe selbst durch eignes Nachdenken gebildet. Gott sei es, der die menschliche Maschine zuerst in Bewegung setze, wenn sie aber stocke, das ist, wenn der Mensch sterbe, so sei für ihn nichts weiter zu hoffen noch zu fürchten. — Die Freiheit wollte er dem Menschen nicht absprechen, doch würden seine freien Handlungen durch die Empfindungen bestimmt. Es sei also allerdings Moralität in den Handlungen, aber nur in so fern sie für die Gesellschaft Folgen hätten. An sich selbst sei alles, was der Mensch thun könne, gleichgültig, Gott bekümmere sich um unsere Unternehmungen nicht, und wenn der Mensch die Folgen seiner Handlungen in seiner Gewalt hätte, und verhindern könnte, daß sie der Gesellschaft nicht nachtheilig würden, so habe ihm niemand Vorwürfe darüber zu machen. Er setzte noch hinzu, er müsse gestehen, daß er über einige seiner Handlungen sehr unruhig sei, am meisten darüber, daß er Andere mit sich ins Unglück gezogen habe. Er fürchte aber nach diesem Leben für sich keine üblen Folgen oder Strafe davon. Er sehe nicht ein, daß solche Strafen zur Befriedigung der Gerechtigkeit Gottes nöthig wären, wenn er auch zugeben wollte, daß Gott an dem Thun und Lassen der Menschen Antheil nähme. Der Mensch würde schon hier für seine Vergehungen genug gestraft. Er selbst sei in seiner Größe gewiß nicht glücklich gewesen. Wenigstens habe er in den letzten Monaten seines so sehr beneideten Glücks mit vielen unangenehmen Gemüthsbewegungen kämpfen müssen.

Gegen das Christenthum habe er vornehmlich dies einzuwenden, daß es nicht allgemein sei. Wäre es eine göttliche Offenbarung, wäre es der wahre und einzige Weg zum Wohlgefallen Gottes, so müßte es nothwendig dem ganzen menschlichen Geschlechte bekannt gemacht sein.

Ich sagte diesmal wenig zur Widerlegung seines Systems und seines Einwurfs gegen die Religion, sondern schlug ihm vor, ein vortreffliches Buch zu lesen, welches, wie ich sehr vermuthete, vieles zur Aufklärung seiner Begriffe von der Religion beitragen würde. Er fragte mich mit einer mißtrauischen Miene: welches Buch? Jerusalems Betrachtungen über die Religion, antwortete ich, ein Buch, das Sie blos um seiner vortrefflichen Schreibart willen mit dem größesten Vergnügen lesen werden. Er bat mich, ihm dasselbe zu bringen.

Ich hatte bemerkt, daß er wirklich unruhig über einige seiner Handlungen war, und hielt es für nützlich, diese seine Unruhe zu vermehren. Ich setze zum Voraus, daß meine Leser wissen, wie viel er sich über sein Verhalten gegen den Grafen Bernstorf vorzuwerfen hatte. Ich erzählte ihm also, als ich weggehen wollte, den Tod desselben. Ist er gestorben? rief er mit Lebhaftigkeit, und fuhr zusammen. Ja, sagte ich, er ist gestorben, er hat durch Weisheit, Religion und Frömmigkeit den Charakter des großen Mannes bis ans Ende behauptet, und man glaubt allgemein, daß der Gram seiner letzten Jahre, Herr Graf, seinen Tod befördert hat. Ich sah ihn hiebei mit einer Miene an, die er gut zu verstehen schien, denn er erröthete.

Zweite Unterredung, den 3. März.

Meine erste Bemühung bei dem Grafen Struensee mußte nun diese sein, ihn von der Falschheit seiner Hypothese, der

Mensch sei nichts als eine Maschine, zu überzeugen. Daraus schloß er, daß kein künftiges Leben sei, ob es gleich nicht daraus folgt; und so lange er die Ewigkeit für nichts hielt, konnte Religion und Moralität ihm nicht wichtig werden.

Ich erinnerte ihn an sein Versprechen, der Wahrheit nicht vorsetzlich zu widerstehen, sondern ihr entgegen zu kommen. Sie stehen nun seit unserer ersten Unterredung der Ewigkeit um zwei Tage näher. Ein Tag ist Ihnen jetzt so viel als sonst ein Jahr. Sie müssen also eilen Ihre Seele zu retten. Ich weiß wohl, Sie glauben jetzt weder, daß eine Ewigkeit ist, noch daß Sie eine Seele haben. Sie kennen Ihre Vortheile noch nicht. Sie halten Ihre Meinung, der Mensch sei eine bloße Maschine, noch für Wahrheit, und folgern daraus mehr, als darinnen liegt. Doch werden Sie sie wohl für nichts weiter als für eine philosophische Hypothese ausgeben wollen. Aus diesem Gesichtspunkte wollen wir sie heute betrachten. Es ist zwar nicht nöthig, daß ich mich auf eine umständliche Beurtheilung Ihrer Hypothese einlasse; denn daß kein künftiges Leben sei, kann doch niemand aus derselben beweisen. Ich will es aber dennoch thun, damit Sie mich nicht in Verdacht haben mögen, daß ich Sie überraschen wolle.

Er war sehr aufmerksam, und folgte mir bei der Untersuchung, die ich nun anstellte, Schritt vor Schritt. Ich an meiner Seite warnte ihn, so oft ich an einen Satz kam, der seiner Meinung besonders gefährlich war, und forderte ihn auf, sich zu vertheidigen, weil er nun in Gefahr sei, überwunden zu werden.

Zuerst setzte ich folgende logicalische Regeln über die philosophische Hypothese ins Licht, und legte sie zum Grunde. — Eine philosophische Hypothese ist ein Satz, den ich annehme, um andere Sätze, Erscheinungen u. s. w. daraus zu erklären. Ein solcher Satz braucht keine erwiesene oder ausgemachte Wahrheit zu sein, wenn er nur nicht in sich selbst oder andern gewiß erkannten Wahrheiten widersprechend, und hinreichend ist, die unbekannten Dinge zu erklären, zu deren Erklärung er angenommen wird. Deswegen ist die Hypothese um so viel besser, je leichter und ungezwungener dasjenige, das man gerne durch sie erklären will, durch sie erklärt werden kann, aber sie ist um so viel schlechter, je weniger sie dazu brauchbar ist. Muß ich neue Hypothesen zu Hülfe rufen, um das, was durch jene unerklärbar bleibt, zu erklären, so wird sie immer unwahrscheinlicher und verdächtiger, je mehr solche Hülfshypothesen nöthig sind. Wenn ich zum Exempel zeigen will, wie es zugeht, daß Tag und Nacht, daß die wärmeen und kältern Jahreszeiten mit einander abwechseln, so kann ich es auf diese Art anfangen. Die Sonne bewegt sich alle vier und zwanzig Stunden um die Erde. Daher kommt Tag und Nacht. Aber was verursacht die Jahreszeiten? Sie bewegt sich in einem Schneckengange. Dadurch kömmt sie allmählig der Erde näher, und macht die wärmern Jaheeszeiten. Wie verursacht sie aber die kältern? Sie geht zu rechter Zeit in diesem Schneckengange wieder zurück, und entfernt sich von der Erde. Nun ist freilich Tag und Nacht, Sommer und Winter erklärt. Aber die erste Hypothese, daß die Sonne sich alle vier und zwanzig Stunden um die Erde bewege, war dazu nicht hinlänglich. Sie mußte noch durch andere Hypothesen unterstützt werden. Die kopernikanische Hypothese hingegen bedarf dieser Umschweife nicht, und erklärt alles allein. Die Erde bewegt sich um die Sonne so, daß sie sich täglich um ihre Axe, und jährlich einmal um die Sonne wälzt. Ist nun nicht diese letzte der erstern weit vorzuziehen, und hat sich nicht die Vernunft schon längst wirklich für sie erklärt? — Alle diese Voraussetzungen nahm der Graf ohne Widerspruch für wahr und vernünftig an.

Ich wandte nun diese Regeln auf die Hypothese an: der Mensch ist eine Maschine. Dieser Satz, sagte ich, wird von Ihnen zur Erklärung der Erscheinungen, die bei dem Menschen erblickt werden, angenommen. Sie geben ihn, wie ich hoffe, für keine ausgemachte und erweisliche Wahrheit aus, sonst müßte ich Sie bitten, mir einen richtigen Beweis davon zu führen. Er mag vielleicht ausgeschmückt, und durch einige anatomische Bemerkungen glaublich oder wohl gar wahrscheinlich gemacht werden können. Aber der Zergliederer kennt doch ja nur die gröberen Theile des Menschen. Die feinern entziehen sich seinen Blicken. Daher ist kein hinlänglicher Beweis davon möglich. Der Graf erbot sich zwar zum Beweise. Aber alles lief darauf hinaus, daß er durch eine sehr unvollständige Induction, wobei er sich auf Hallers Physiologie berufen wollte, sehr dringende Gründe für seine Meinung glaubte gefunden zu haben. Nachdem ich ihm hierauf durch Beispiele die Natur und Beweiskraft einer solchen Induction erläutert hatte, erklärte er sich, er wolle seinen Satz für nichts weiter als für eine Hypothese ausgeben; doch behauptete er, er würde ihn zu einer andern Zeit und unter andern Umständen unwiderspréchlich haben demonstriren können.

Es kam also nun zuförderst auf die Frage an, ob auch der Satz, der Mensch ist eine Maschine, in sich selbst oder andern ausgemachten Wahrheiten widersprechend sei? Hier mußte der Begriff der Maschine zum Grunde gelegt werden. Wir bildeten ihn mit einander, und wurden darüber einig, eine Maschine sei eine Verbindung verschiedener nicht willkührlich wirkender Dinge, die so verknüpft seien, daß immer eins die Bewegung des andern bestimmte. Wollte ich nun gleich zugeben, sagte ich hier, daß Ihr Satz an sich selbst nicht widersprechend sei, so müßten Sie doch gestehen, er streite mit andern erwiesenen Wahrheiten. Der Mensch z. E. kann ohne körperliche Bewegung wirken. So ist ein einfacher Gedanke, das Bewußtsein seiner selbst, eine Wirkung, die von aller solcher Bewegung frei ist. Wäre er eine Maschine, so müßte er das nicht können, denn die Wirkungen einer Maschine bestehen allein in der Bewegung. Ferner läugnen Sie es selbst nicht, daß der Mensch willkührliche und freie Handlungen hervorbringe. Eine Maschine aber besteht Ihrem Begriffe nach aus lauter unwillkührlichen Theilen, die also auch durch sich selbst nicht willkührlich wirken können. Soll nun der Mensch eine bloße Maschine sein, wie kann er den willkührlich und frei handeln? —

Sie sehen, Herr Graf, es ist schon um Ihre Hypothese gethan. Sie ist ein falscher Satz. Sie ist also nicht würdig von einem verständigen Manne beibehalten zu werden. — Doch wir wollen sie demohngeachtet noch nicht wegwerfen. Lassen Sie uns erst untersuchen, ob sie zu der Absicht hinlänglich ist, die bei dem Menschen vorkommenden Erscheinungen zu erklären. Wir wollen dies nur mit einigen derselben, so wie sie uns zuerst einfallen, versuchen. Das Leben und den Tod des Menschen kann ich aus dem Satz erklären, der Mensch sei eine Maschine. Die Maschine ist in Bewegung, das ist, der Mensch lebt. Sie ist zerbrochen, ihre Theile sind verschoben, sie stockt, das ist, der Mensch ist todt. Schwerer möchte es schon sein, die Zeugung und Geburt daraus herzuleiten? Man könnte sagen, Maschinen pflegten nicht gezeugt und geboren, sondern von einem Meister, der da weiß, was er macht, und wozu er's macht, gebauet zu werden. Viele körperliche Verrichtungen des Menschen sind aus der Maschine erklärbar, denn unser Leib ist wirklich eine Maschine. Dies sind aber auch nur solche, deren Gegentheil nicht erfolgen kann. Die große Menge der willkührlichen und freien Handlungen, wozu wir den Leib und seine Glieder brauchen, kann niemand aus dem Satze, der Mensch ist eine Maschine, begreiflich machen. Denn die Maschine kann keine anderen Bewegungen hervorbringen, als diejenigen, die durch ihren Bau bestimmt sind, und deren Gegentheil durch denselben unmöglich gemacht ist. So ist es unmöglich, daß der Zeiger an einer Uhr von selbst zurückgehe. Der Mensch aber thut augenblicklich vieles, dessen Gegentheil er auch hätte thun können, wenn er gewollt hätte. Was wollen Sie endlich von den abstrakten Ideen sagen? Diese, antwortete er, können nicht ohne Bilder gemacht werden, und diese Bilder werden aus der Empfindung hergenommen. Die Empfindung aber liegt in der Maschine. Der Eindruck der äußern Gegenstände, sagte ich hierauf, wird in die Maschine gemacht, aber derjenige, der sich dieses Eindrucks bewußt ist, der das Bild denkt, der viele Bilder mit einander vergleicht und aus dieser Vergleichung allgemeine Begriffe bildet, der bringt in dem Allen Wirkungen hervor, zu der die Maschine selbst unfähig ist. Noch mehr. Erklären Sie mir doch aus dem Bau der Maschine des Menschen die Wirkungen des Gedächtnisses, den Wunsch und die Hoffnung der Fortdauer nach der Zerstörung der Maschine, die der Mensch doch nicht eher verläugnen kann, bis er seine geheimen Ursachen dazu hat, auch die Freuden und die Schmerzen des Gewissens u. s. w. Der Graf hörte mich kaltsinnig an und schwieg stille.

Ihre Hypothese, schloß ich hieraus, ist also auch nicht geschickt zu der Absicht, zu der Sie sie angenommen haben. Es wäre denn, daß Sie, um sie doch noch zu behaupten, zu allerlei Hülfshypothesen Ihre Zuflucht nehmen wollten. Aber Sie wissen, was man von einem Gebäude halten kann, das so vieler Stützen bedarf. Sie werden mir nun sagen, die Maschine werde durch die Empfindungen zu den Wirkungen bestimmt, die wir willkührlich oder frei nennen. Ja, sagte er, und überschüttete mich mit einer Menge von Kunstworten. Da ist die Sensibilität, die Irritabilität u. s. w. Er versteckte sich hier hinter dem Worte determiniren. Als ich ihm aber zeigte, determiniren sei so viel, als das Gegentheil der determinirten Handlung unmöglich machen, und er doch dem Menschen Willkühr und Freiheit nicht absprechen wollte, so gab er nach. Nun setzte ich hinzu: die Empfindungen können gelegentliche Ursachen zu freien Handlungen sein, sie können dem Menschen dazu einen Antrieb geben, aber sie determiniren ihn nicht, sie machen das Gegentheil der Handlung, zu der sie ihn reizen, nicht unmöglich. Z. E.: da steht die Tabatiere. Ihr Anblick, ein gewisses Gefühl in meiner Nase, kurz die Empfindung reizt mich, eine Prise zu nehmen. Was werde ich nun thun, Herr Graf? „Sie werden eine Prise nehmen!" Ich sage Ihnen aber, ich werde keine nehmen. Die Empfindung giebt mir nur einen Antrieb,

aber sie determinirt mich nicht. Es steht bei mir, das Gegentheil von dem zu thun, wozu sie mich reizt. — Sie sehen hieraus, Herr Graf, Ihre Hypothese hat auch den Fehler, daß sie Hülfshypothesen nöthig hat, und diese sind zum Unglück eben so unzulänglich, als sie selbst ist.

Ich hatte vorhin erwähnt, daß auch die Vorwürfe des Gewissens unerklärbar blieben, wenn man annähme, der Mensch sei eine Maschine. Er erinnerte sich daran und behauptete, sie ließen sich doch daraus herleiten, denn sie entständen aus der Empfindung des Uebels, das man sich zugezogen hätte. Ich gab ihm zu, sie entständen aus der Empfindung dieses Uebels, wenn er wollte; aber durch einen Schluß, den die Maschine nicht machen könnte, sondern nur das vernünftige Wesen, das mit der Maschine verbunden wäre. Er hatte bei unserer ersten Unterredung gesagt, er mache sich über einige seiner Handlungen Vorwürfe. Ich bildete ihm den Schluß, den er selbst darüber gemacht haben müßte, und fügte einige praktische Anmerkungen hinzu, die auf seinen Zustand gingen. Dies schien ihm einleuchtend zu sein, und er ward dadurch auf einige Augenblicke in sich selbst vertieft.

Nachdem er wieder von seinem tiefen Nachdenken zurückgekommen war, fuhr ich so fort: Sie wissen, Herr Graf, daß die kopernikanische Hypothese, weil sie vernünftiger und bequemer war, die tychonische verdrängt hat. Die Vernunft erkannte es für ihre Pflicht, diese fahren zu lassen und jene anzunehmen. Sie sind jetzt in einem ähnlichen Falle. Sie haben gesehen, Ihre bisherige Hypothese ist widersprechend, unbequem und unbrauchbar. Wenn ich Ihnen nun eine andere angeben könnte, die besser wäre, würden Sie sich nicht für verbunden halten, sich für sie zu erklären? Diese Hypothese drücke ich so aus: der Mensch besteht aus zwei Substanzen, Leib und Seele. Erinnern Sie sich daran, ich gebe diesen Satz jetzt noch für nichts weiter als für eine Hypothese aus. Ich glaube aber, diese hat alle die Mängel nicht, die Sie an der Ihrigen entdeckt haben, sie hat vielmehr die entgegengesetzten Vortheile. Der Leib, die eine der beiden Substanzen, woraus der Mensch besteht, ist und bleibt eine Maschine. In so weit können Sie Ihre alte Meinung beibehalten. Und darüber ist auch gar kein Streit, daß die in dem vorhergehenden Zustande gegründeten Bewegungen des Leibes, und auch gewisse Empfindungen der Seele, aus der Einrichtung dieser Maschine müssen erklärt werden können. Die Seele hingegen ist von ihrem Urheber mit Verstand und Willen, Vernunft und Freiheit begabt. Denn wir können Begriffe bilden, sie mit einander vergleichen, wir sind fähig, Zuneigungen und Abneigungen zu haben, und aus zwei entgegengesetzten Fällen einen zu wählen. Also müssen wir zu allen diesen Wirkungen Fähigkeiten haben, und diese Fähigkeiten führen die angeführten Namen. So bald Sie diese meine Hypothesen annehmen, so sind die willkührlichen und freien Handlungen des Menschen nicht mehr unerklärbar. Ich ging hierauf diejenigen Erscheinungen bei dem Menschen durch, die sich aus der Maschine nicht herleiten lassen, und zeigte ihm, wie sie aus meinem Satze leicht und natürlich flossen. Er hörte mir aufmerksam zu, gab sich keine Mühe, Einwendungen zu machen, erklärte sich aber nicht, ob er glaube, daß ich Recht hätte oder nicht.

Nun bat ich ihn noch, beide Hypothesen in Beziehung auf Gott und den Menschen zu vergleichen, und zu untersuchen, welche von beiden dann den Vorzug behaupten würde. Ich zeigte ihm, es sei immer der Vernunft gemäß, unter zwei Sätzen, die beide nicht für ausgemachte Wahrheiten ausgegeben würden, denjenigen so lange, bis das Gegentheil erwiesen wäre, für wahr zu halten, der für die Ehre Gottes und für die Würde und Glückseligkeit des Menschen der vortheilhafteste wäre. Die Anwendung hiervon war diese: wenn der Mensch eine bloße Maschine ist, so hat Gott freilich in ihm eine sehr künstliche Maschine gemacht, die von der unnachahmlichen Geschicklichkeit ihres Urhebers zeugt, und jedermann zu seiner Bewunderung auffordert. Aber ich sehe keine Absicht dabei, keine Güte und Weisheit des Schöpfers, die ich doch bei den Werken eines Gottes mit Recht vermuthe. Gott kommt mir hier vor, wenn dieser Ausdruck nicht unehrerbietig ist, wie der künstlichste Marionettenspieler. Besteht aber der Mensch aus Leib und Seele, so hat Gott in uns vernünftige freie Geschöpfe hervorgebracht, ich kann aus ihrer Vernunft und Freiheit schließen, daß Gott sehr wohlthätige und seiner würdige Absichten mit ihnen habe, ich lerne seine Güte und Weisheit verehren, und ihn lieben. Hier erscheint er mir als die Liebe, als ein Vater seiner Kinder. — Nach der ersten Hypothese ist der Mensch ein Spielwerk, ein sclavisches, unbedeutendes Wesen, nicht besser oder glücklicher, als das Vieh, und wenn er stirbt, vielleicht ein Nichts. Nach der andern ist er ein Geschöpf, das zu wichtigen Absichten da ist, das sich selbst regieren soll, und unter den Werken Gottes eine erhabene Stelle einnimmt, das sich großer Vorzüge vor unzähligen seiner Mitgeschöpfe bewußt ist, und nach dem Tode eine herrliche Verbesserung zu erwarten hat. Wer es nun weiß, daß er von Gott nicht zu würdig denken kann, wer wahre Liebe und Achtung vor sich selbst hat, der wird wohl nicht zweifelhaft sein, welche von beiden Hypothesen er anzunehmen habe.

Ich sah es jetzt dem Grafen an, daß er über seine Maschine sehr verlegen war. Er gab mir auch zu, daß seine Hypothese gewaltig gegen die meinige zurückstehe. Desto unbegreiflicher war es mir, daß er sich doch weigerte, die seinige aufzugeben. Bei seiner Meinung zu bleiben, sagte er, hätte er diese Gründe: die menschliche Erkenntniß sei überhaupt sehr ungewiß. Es könne wohl sein, daß er sich bisher eine Illusion gemacht hätte. Aber er wäre auch immer in Gefahr, wenn er neue Begriffe annähme, sich auf's neue zu betrügen. Ueberdies habe er unter seinen jetzigen Umständen nicht Ruhe und Heiterkeit genug dazu, seine bisherigen Grundsätze zu untersuchen; er habe es freilich früher thun sollen, jetzt sei es zu spät dazu. Ich antwortete ihm auf diese Gründe folgendes: Die Wahrheit sowohl als der Irrthum hätten ihre unfehlbaren Merkmale, woran man sie von einander unterscheiden könnte, zumal wenn man sie von der moralischen Seite ansähe. Es sei z. E. nicht möglich, daß jene den Menschen unglücklich machen könnte, wie dieser es thäte. Ueberdies hätte er in dem gegenwärtigen Falle Beweise, die seine Vernunft überzeugten. Und wo solche Beweise wären, da hörte die Ungewißheit auf. Er habe sich freilich bisher illudirt. Das könne er aus den Folgen seiner Grundsätze sehen. Zu welchen Vergehungen habe ihn nicht seine Hypothese verleitet und wie unglücklich ihn dadurch gemacht! Er solle nur untersuchen, zu welcher Tugend und zu welcher Glückseligkeit ihn die meinige hätte erheben können, wenn er sie nicht verleugnet hätte. Daraus allein könne er beurtheilen, ob er einer Illusion ausgesetzt wäre, wenn er sie noch annähme. Daß er nicht früher daran gedacht, sein Religionssystem zu prüfen, das sei freilich schlimm und seine Schuld. Das berechtigte ihn aber nicht, nun noch ferner die Sache dahingestellt sein zu lassen. Er habe jetzt noch Zeit dazu, und Ruhe und Heiterkeit würden ihm nicht fehlen, denn die pflegten die redliche Untersuchung der Wahrheit zu begleiten. Wenigstens sei er hier aus allen ermüdenden Zerstreuungen herausgerissen. Auch würden solche redliche Bemühungen Gott nicht mißfallen. Gott könne und werde sie segnen, und wenn er auch nicht zu dem Ziele käme, wohin ich ihn zu führen wünschte, so würde doch gewiß kein guter Gedanke, keine edle Entschließung, die jetzt noch bei ihm entstehen könnten, ohne Folgen für ihn in der Ewigkeit sein. Sie würden wenigstens die Summe der Uebel, die er zu befürchten hätte, um etwas verringern.

Aber wenn Sie denn ja, fuhr ich mit einiger Lebhaftigkeit fort, Ihre Meinung, die Sie von allen wohlthätigen Wirkungen der Religion ausschließt, nicht wollen fahren lassen, vermuthlich um den elenden Trost zu haben, daß Sie nach dem Tode ganz aufhören und also nichts zu befürchten haben werden, so muß ich Ihnen sagen, daß Sie sich in Ihrer fürchterlichen Hoffnung sehr betrügen. Wenn es auch unwidersprechlich erwiesen wäre, daß der Mensch eine Maschine sei, so kann Gott, der die Maschine einmal gebauet hat, wenn er will, sie nach ihrer Zerrüttung auch wieder herstellen. Das kann der Uhrmacher bei einer zerbrochenen Uhr thun. Wenigstens werden Sie also in einer schrecklichen Ungewißheit über Ihr künftiges Schicksal aus der Welt gehen müssen, und Sie könnten doch noch darüber gewiß werden, und mit Hoffnung und Trost sterben. Er wollte es nicht wissen, daß er Trost in der Erwartung suche, daß er nach dem Tode nicht mehr sein werde, die Thränen standen ihm in den Augen, aber nachgeben wollte er nicht.

Ich redete ihm noch einmal so zärtlich und nachdrücklich zu, als es mir möglich war, und beschwor ihn, die letzten Wochen seines Lebens doch nicht fruchtlos für die Ewigkeit verstreichen zu lassen, sondern sein Möglichstes thun, um noch gute Hoffnung für dieselbe zu erlangen. Er sah mich starr an, schlug darauf die Augen nieder und sagte: Sie müssen einen großen Fond von Güte, Menschenliebe, Ueberzeugung und Amtstreue haben, daß Sie für mich so besorgt sind, und nicht ungehalten auf mich werden, daß ich Ihnen nicht näher komme. Ich versicherte ihm, ich würde bis auf den letzten Tag seines Lebens nicht ablassen, ihn zu ermahnen und zu bitten, und ich hoffe gewiß, Gott würde meine Bemühungen bei ihm segnen. Ich besorge, setzte ich hinzu, Herr Graf, es ist die unselige Neigung, die so viel zu Ihrem Unglücke beigetragen hat, es ist der Ehrgeiz, es ist die Begierde, Recht zu behalten, die Sie gegen die Wahrheit so ungerecht macht. Wie ist es möglich, daß Sie eine Neigung noch lieben können, die Sie in ein solch Elend gestürzt hat? O, sagte er, die ist schon vorbei. Ich bin sehr klein in meinen eigenen Augen. Und wie kann ich auch hier ehrgeizig sein? Die Leidenschaft, antwortete ich, wüthet noch ganz gewiß in Ihrer Seele. Ihr ist nur die Gelegenheit zu ihren vorigen Ausbrüchen genommen. Aber gegen die Wahrheit kann sie sich noch immer empören, wenn Sie es ihr verstatten wollen. Hüten Sie sich davor: die verachtete Wahrheit rächt sich!

Weil mir jetzt viel daran gelegen sein mußte, sein Herz menschlichen und warmen Empfindungen zu eröffnen, denn ich hoffte dadurch auch für die Religion einen Eingang in dasselbe zu finden, so bat ich ihn, zu bedenken, wie unendlich er seine frommen Eltern betrübt hätte, und wie sehr es daher seine Pflicht wäre, darnach zu streben, daß er ihnen doch den einzigen Trost verschaffen möchte, der noch für sie übrig wäre, den Trost, daß sie über seine Zukunft nicht bekümmert sein dürften. Mein Vater, antwortete er, ist ein rechtschaffener Mann, er ist gewohnt, nach seiner Ueberzeugung zu handeln, aber ich glaube, er ist zu hart gegen mich gewesen. „Das denken Sie nun wohl so, aber ich vermuthe, Sie irren darin. Sie sind ohne Zweifel von Jugend auf ausschweifend gewesen, und das hat der redliche Vater nicht zugeben wollen. Dieß haben Sie für Härte gehalten.“ Das ist freilich wahr, aber — „Aber Sie wußten doch, daß er Vater, Sie Sohn waren. Wußten Sie denn nicht auch, daß Sie als Sohn verbuuden waren, einem Vater, der noch dazu ein rechtschaffener Mann war, zu gehorchen?“ Das habe ich auch bis zu gewissen Jahren gethan! „Waren Sie denn nach diesen gewissen Jahren weniger Sohn, und er weniger Vater? Confucius, dessen Moral Sie, wie ich mich erinnere gehört zu haben, der christlichen vorziehen, hätte Sie darüber belehren können.“ Sie haben freilich Recht!

Ich ließ ihm Jerusalems Betrachtungen zurück, die er mit Nachdenken zu lesen versprach. Ich nahm gerührt und mit Thränen über sein Elend Abschied von ihm, und er bat mich, bald wieder zu kommen.

Friedrich Münter,

des Vorigen Sohn, ward am 14. October 1761 zu Gotha geboren und nach der Versetzung seines Vaters zu Kopenhagen erzogen. Er studirte sodann hier und seit 1781 zu Göttingen noch zwei Jahre lang Philosophie und Theologie und machte mit Unterstützung eines königlichen Stipendiums von 1784 — 87 eine Reise durch Deutschland, Italien und Sicilien, auf welcher er sich am längsten in Wien und in Rom aufhielt und sich dort vorzüglich alterthümlichen Studien hingab. Nach seiner Rückkehr wurde er 1788 zuerst als außerordentlicher, 1790 aber als ordentlicher Professor der Theologie an der Universität zu Kopenhagen angestellt, 1818 zum Bischof von Seeland und Primas des Reichs erhoben und mit dem Großkreuz des Danebrogordens geschmückt. Er starb daselbst am 9. April 1830.

Die gelehrte Welt kennt ihn durch:

Nachrichten von Neapel und Sicilien. Gesammelt auf einer Reise in den Jahren 1785 — 86. Kopenhagen 1790, 2 Bde. Wurde auch ins Holländische, Italienische und Schwedische übersetzt.
Kirchliche Alterthümer der Gnostiker. Ansbach 1790.
Magazin für Kirchengeschichte. Altona 1792 — 96, 2 Bde.
Statutenbuch der Tempelherren. Berlin 1794.
Beiträge zur Kirchengeschichte. Kopenhagen 1798.
Aelteste Dogmengeschichte. Göttingen 1802 — 6, 2 Thle.
Spuren ägyptischer Religionsbegriffe in Sicilien. Prag 1806.
Die Belagerung von Kopenhagen im Jahre 1807. Kopenhagen 1807.
Die Religion der Karthager. Ebendas. 1816.
Antiquarische Abhandlungen. Ebendas. 1816.
Ueber die keilförmigen Inschriften zu Persepolis. Ebendas. 1818.
Velia in Lucanien. Altona 1818.
Der jüdische Krieg unter Trajan und Hadrian. Ebendas. 1821.
Ueber einige sardische Idole. Ebendas. 1822.
Die Sinnbilder und Kunstvorstellungen der Christen. Ebendas. 1825 ff.
Der Stern der Weisen. Untersuchungen über das Geburtsjahr Christi. Kopenhagen 1827.

Außerdem poetische Versuche u. s. w. in Wielands Merkur und mehrern andern Zeitschriften, Journalen u. s. w.

Außerordentlicher Scharfsinn, das ausgebreitetste und gründlichste Wissen und eine treffliche Darstellungsweise, haben den Schriften dieses bedeutenden Mannes namentlich auf dem Gebiete antiquarischer und theologischer Forschungen einen großen und dauernden Ruhm erworben.

Palermo *).

Palermo hat in seinem Bezirk keine beträchtlichen Ueberbleibsel aus dem Alterthum. Erdbeben, die Herrschaft der Saracenen und Spanier haben alles vernichtet, was übrig geblieben sein könnte, und was etwa hie und da noch zu finden wäre, kann bei so vielen andern großen Denkmalen der Vorzeit in den übrigen Theilen Siciliens gar nicht in Betrachtung kommen. Man weiß nur, daß dort zwei berühmte Tempel gewesen sind: der eine dem Jupiter und der andre dem Herkules heilig, wovon nicht die geringste Spur mehr ist; und ein Theater, das erst im 16. Jahrhundert niedergerissen wurde, als man den Schloßplatz vergrößern wollte. Es kann also nur das jetzige Palermo den aufmerksamen Reisenden interessiren, weshalb ich auch die ältere Geschichte der Stadt nur kürzlich berühren will.

Es ist zweifelhaft, ob sie von phönicischen oder griechischen Colonisten angelegt ist. Der Name πανορμος ist augenscheinlich griechisch, was auch der große Bochart und andere Etymologen aus der Vergleichung mit ähnlichen phönicischen Wörtern herleiten wollen. Eine Inschrift, die man im sechszehnten Jahrhundert auf einem alten jetzt zerstörten Thurme fand, war nicht punisch, sondern kufisch, und enthielt ganz andere Nachrichten als die, welche man hatte herauslesen wollen *). Indessen erhellt aus dem VI. Buch des Thucydides, daß Palermo sehr alt ist, und es scheint aus den Worten dieses Geschichtschreibers, verglichen mit andern Stellen der Alten, zu folgen, daß nicht die Phönicier, sondern die mit Griechen vermischten ältesten Einwohner Siciliens, es angelegt haben. Eigentlich bekannt wurde die Stadt erst ungefähr in der 50. Olympiade, oder 580 Jahre vor Christi Geburt. Wir wissen wenig von ihrer Specialgeschichte. So viel ist gewiß, daß sie mehrentheils mit Carthago im Bündniß und in den Händen der Carthaginenser war. In ihrer Nachbarschaft fiel eine Schlacht zwischen dem römischen Feldherrn Cäcilius Metellus und Asdrubal, dem Bruder Hannibals, vor. Hernach, als die Carthaginenser ganz Sicilien räumen mußten, fiel Palermo den Römern zu, behielt aber doch den Schatten der Freiheit, den fast alle große Städte hatten, wenn sie nicht durchaus ungünstig von den Römern behandelt wurden; weshalb es sich auch respublica Panhormi nannte. In der Folge, bei Zerstörung des abendländischen Kaiserthums hatte es gleiches Schicksal mit Italien und dem übrigen Sicilien, bis endlich die Saracenen sich Siciliens bemächtigten, und Palermo zu ihrer Hauptstadt wählten. Es behielt diese Würde unter allen folgenden Regenten, sowohl den normannischen, als hohenstaufischen, aragonischen und bourbonischen, und war immer die Residenz der Könige und Vicekönige; dabei wurde es nach und nach der Aufenthaltsort des reichern sicilianischen Adels, und ist durch alle diese Umstände der Mittelpunkt geworden, wo aller Reichthum und Pracht Siciliens zusammenfließt.

Die Stadt liegt in einer sich gegen das Meer herabsenkenden Ebene, die von hohen und steilen Bergen umgeben ist. Es ist wahrscheinlich, daß diese Berge in den ältesten Zeiten das Bollwerk gegen die See gewesen sind, und daß die Ebene, wo jetzt Palermo steht, ein späterer Absatz des Meeres ist, das sich in dieser Gegend der mittelländischen See zurückgezogen zu haben scheint. Der Hafen geht tief ins Land mit einer schmalen Mündung, und wird durch zwei Erdzungen gebildet, wovon die eine sich mit einem Berge endiget, und die andere ganz dergicht ist. Auf der linken Seite des Hafens steht ein ungeheurer steiler Felsen, vier italiänische Meilen im Umkreise, der bei den Alten mons Ereta hieß und dessen Spitze im ersten punischen Kriege von Hamilcar stark befestiget wurde. Jetzt heißt er Monte Pellegrino, und hat nichts Sehenswerthes als eine in

*) Aus Fr. Münter's Nachrichten von Neapel und Sicilien.

*) Man glaubte nämlich, daß die Sprache chaldäisch sei, und dechiffrirte so lange, bis man herausbrachte, daß ein Enkel Esau's den Thurm gebaut habe. Aber es ist jetzt bewiesen, daß die Inschrift kufisch ist. Sie steht im Facellus de rebus Siculis, und im Brydone.

den Fels gehauene Kirche, worin die heilige Rosalia, die Schutzheilige der Palermitaner, begraben liegt.

Palermo ist sehr groß, und sehr regelmäßig gebaut. Es wird durch zwei gerade Straßen, die sich im Mittelpunkt der Stadt durchschneiden, in vier gleich große Theile getheilt. Diese beiden Straßen sind breit, hell, und völlig nach der Schnur gebauet, so daß man, wenn man in dem Octogon steht, das von vier Pallästen, gerade da, wo die beiden Straßen zusammenstoßen, gebildet wird, die Aussicht nach allen Hauptthoren der Stadt hat. In beiden Straßen sind große und zum Theil schöne Gebäude; selbst viele von den kleineren Seitengassen sind regelmäßig angelegt. Ueberall sind Springbrunnen, Inschriften und Statuen, die zum Andenken von Heiligen oder sicilianischen Fürsten errichtet sind. Klöster und Kirchen findet man in großer Anzahl, und sie sind mit unglaublicher Pracht, an kostbarem Marmor, Porphyr, Lapis Lazuli u. s. w. überladen. Selbst der Fußboden in vielen Kirchen ist mit Mosaik ausgelegt, und der größte Luxus herrscht in den Altären, wovon einige ungeheure Summen gekostet haben müssen. Demungeachtet findet ein Auge, das an die edle römische Simplicität, und an die Majestät gewöhnt ist, die in den alten und neuen Gebäuden Roms herrscht, kein Vergnügen an der Betrachtung dieser ermüdenden Pracht; so wenig als an den andern Monumenten, die auf den öffentlichen Plätzen der Stadt zerstreut stehen. Die Palläste sind zum Theil sehr bequem gebauet. Die Verbindung mit Frankreich bringt die französischen Moden sehr frühe von Paris nach Palermo, und viele vermögende Edelleute haben schon ihre Palläste, und noch mehr ihre Landhäuser nach dem neuesten französischen Geschmack eingerichtet. An dem einen Ende der Stadt steht das alte königliche Schloß, ein nach und nach von den Saracenen, Normannen, und übrigen Beherrschern Siciliens zusammengebautes unregelmäßiges aber ungeheuer großes Gebäude. Das Merkwürdigste in diesem Schlosse ist eine lange dunkle Kapelle, die König Roger gebaut haben soll. Sie ist überall, sogar an den Wänden mit Mosaik von verschiedenen Marmorarten eingelegt, und hat einen erhöhten Chor und Altar, wie man in allen griechischen Kirchen findet. Die Kathedralkirche, die in der Nähe des Schlosses steht, ist ebenfalls sehr alt und außerordentlich groß. Sie wurde gerade reparirt, als ich in Palermo war, so daß ich sie fast ganz ausgeräumt fand. Das Wichtigste was in dieser Kirche gezeigt wird, sind vier Sarkophagen von sehr schönem Porphyr, mit den Leichen einiger sicilianischen Könige. Als man sie im Jahr 1784 öffnete, fand man beide Constantien (Friedrichs des II. Mutter und Gemahlin) Kaiser Heinrich VI., Friedrich II. und Friedrich von Arragonien darin. Kaiser Friedrichs Körper war ganz unverwesetz; und es fehlte blos ein kleines Stück von der Nase. Er war in seinem völligen kaiserlichen Ornat gekleidet, sein Pallium war mit arabischen Inschriften in Gold gestickt (eben wie das kaiserliche Pallium in Nürnberg), und sein ganzes Gesicht war so kenntlich, daß man ihn genau zeichnen konnte. Alles wurde abgezeichnet, die Särge darauf wieder zugemacht, und der königliche Historiograph für Neapel, Don Francesco Daniele, gab in Neapel 1786 eine Beschreibung davon mit vielen Kupfern, unter dem Titel: I reali Sepolcri di Palermo, in Folio heraus. Es verdroß die Sicilianer sehr, daß ein Neapolitaner die Ehre haben sollte, dieses auf königliche Kosten gedruckte Werk herauszugeben; denn man hatte schon angefangen in Palermo eine Beschreibung auszuarbeiten, als auf königlichen Befehl alle Zeichnungen nach Neapel gesandt werden mußten. Allein es ist gut für die Sache selbst, daß die Arbeit in die Hände eines gelehrten und sachkundigen Mannes fiel, der sich begnügte, eine Beschreibung von dem, was beschrieben werden sollte, zu geben, und sich nicht an die italiänische Gewohnheit band, etwas zu einem dicken Folianten auszudehnen, das auf wenig Bogen gesagt werden kann.

Zu den Merkwürdigkeiten von Palermo gehören auch die Catacomben der Capuciner, ein tiefer gewölbter Keller unter dem Kloster, der vier sehr hohe und breite Gänge an seinen vier Seiten, und zwei Kreuzgänge hat, die sich in der Mitte durchschneiden. Ueberall in den Wänden sind unzählige Nischen, worin die Leichen in Capuciner- oder schwarzer Kleidung stehen. Die Hände sind zusammengebunden, und halten gewöhnlich einen Zettel, worauf des Verstorbenen Namen und Todesjahr steht. Die Gesichter sehen graulich aus. Die meisten, besonders wenn die Leichen etwas alt sind, sind bloße Scelette, und, wo die Haut geblieben ist, sieht sie aus wie altes Pergament. Diese Art die Todten aufzubewahren findet in Palermo viel Beifall, so daß sogar viele Einwohner der Stadt die Leichen ihrer Verwandten zu den Capucinern senden und sie unter den todten Mönchen aufstellen lassen. Die Mönche nehmen die Eingeweide heraus und lassen die Leiche 6 Monate lang auf einem eisernen Roste liegen, der über einem sehr schnell fließenden Bache steht. Der Luftstrom, den das Wasser mit sich führt, trocknet sie dann in kurzer Zeit völlig aus: alsdenn wird sie angekleidet, und in die Nische gesetzt, wo die starke Zugluft, die in dem Keller ist, ebenfalls dazu beiträgt, sie vor der Verwesung zu bewahren. Doch schrumpfen die Leichen am Ende zusammen. Die, welche ihre Verwandten nicht den Augen des Publici blosgestellt haben wollen, legen sie in Särge, wozu sie die Schlüssel behalten. Dieser Ort wird von den Einwohnern Palermo's, die bei den Leichen ihrer Väter und Kinder ihre Andacht zu halten pflegen, sehr fleißig besucht. Die Kapuciner haben dieselbe Einrichtung an mehreren Orten in Sicilien; aber diese Catacomben sind die größten und berühmtesten im ganzen Lande, und bringen beträchtliche Almosen ein, da der Ort von dem gemeinen Mann für sehr heilig gehalten wird.

Außerhalb Palermo, längst den Küsten auf beiden Seiten der Stadt, sind eine Menge italienischer Landhäuser, die dem Adel und den reichern Einwohnern gehören. Sie werden im Herbst, von Anfang Octobers bis in die Mitte des Novembers bewohnt, welches in ganz Italien die gewöhnliche Zeit für die Villeggiatura oder das Landleben ist. Unter diesen Landhäusern ist besonders das Schloß des Prinzen Palagonia berühmt oder berüchtigt, weil es von in Stein gehauenen Ungeheuern bewohnt wird, die man sonst vergebens auf unserm Erdboden suchen würde. Die Mauer, die den Hof einfaßt, die Pforten, die Treppen und selbst die Zimmer sind überall mit diesen gräßlichen und lächerlichen Carricaturen besetzt; und das Sonderbarste ist, daß der Prinz selbst von der Wirklichkeit dieser Ungeheuer überzeugt ist und glaubt, daß sie einst noch in den afrikanischen Sandwüsten müßten gefunden werden, die sein fabulosus lambit hydaspes. — Schwangere Frauen fürchten sich dieser von ariostischen Dämonen vertheidigten Burg nahe zu kommen; und man erzählt, daß viele so erschreckt worden sind, daß ihre Kinder die Kennzeichen davon an sich tragen. Die Regierung hat endlich des Prinzen Verschwendung einschränken und ihn unmündig machen müssen, nachdem er den größten Theil seines Vermögens durchgebracht hatte.

Außerhalb der Stadt sind noch ein Paar Saracenische Gebäude, wovon das eine, la Zisa genannt, in einem angenehmen Wäldchen liegt. Es ist etwas Seltenes dergleichen Ueberbleibsel anders wo als in Spanien zu finden. La Zisa, das ich sah, ist ganz im Geschmack der morgenländischen Palläste gebaut. Es hat hohe gewölbte Säle, mit Mosaik eingelegte Fußböden, Springbrunnen auf dem Fußboden, und vergoldete Inschriften aus dem Koran auf den Wänden. An der einen Seite des Gebäudes steht eine kleine Moschee mit ihrer Kuppel und dem Altan für den Wächter, der die Stunde des Gebetes ausrufen mußte. In der Moschee fand man vor einigen Jahren ein Begräbniß, worin der Stifter, ein Saracenischer Emir lag. Im Mittelalter war dieser Pallast berühmt, besonders wegen eines sehr schönen Fischteiches, der in seinen Gärten, und so groß war, daß der saracenische Emir kleine Lustfahrten darauf machen konnte. Dies erzählt Benjamin von Tudela, und beschreibt zugleich die Pracht des Schlosses, dessen Wände mit Gold- und Silberplatten belegt waren und dessen Fußboden mit Vorstellungen aller Welttheile ausgelegt war *). Jetzt heißt das Schloß, sammt seinem Distrikt, Castel Reale, und gibt seinem Besitzer den fürstlichen Titel.

Die Volksmenge in Palermo ist groß. Man rechnet sie auf 140000 Seelen, worunter 40000 Geistliche sein sollen **). Ich weiß nicht, ob in den letzteren Jahren eine Zählung vorgenommen ist; aber im Verhältniß der Größe der Stadt und der Menge Menschen, wovon die Straßen wimmeln, scheint die Zahl nicht zu hoch angegeben zu sein. Handel und Schiffahrt ernähren eine große Menge Menschen. Der Luxus des Adels verschafft vielen Handwerkern Arbeit. Die Anzahl der Bedienten in jedem Hause ist unglaublich groß. Die Tribunale und Regierung haben auch eine Menge Menschen in ihrem Dienst, und ziehen Leute, deren Processe entschieden werden sollen, aus allen Gegenden der Insel nach der Hauptstadt.

Obgleich Palermo die Hauptstadt des Reichs, der Sitz des Vicekönigs und der Regierung ist, so hat es doch eigentlich keine Universität. Die Jesuiten hatten überall, wo ihr Orden blühte, und alle ihre fünf Häuser ***) beisammen waren, ihre Collegien,

*) Pavimentum vero variis marmorum generibus vermiculato opere depictum omnium orbis terrarum imagines refert. Benjam. Tudel. itin.

**) Diese Anzahl wird nicht zu groß scheinen, wenn man bedenkt, daß in Palermo 8 Abteien, 5 Seminarien für die junge Geistlichkeit, und 71 Mönchsklöster sind.

***) In jeder großen Stadt nämlich, hatten sie fünf Häuser, wovon jedes seine eigene Bestimmung hatte. Diese waren: 1) das Noviciat, das gewöhnlich den Namen St. Luigi führte, nach St. Luigi Gonzaga, einem ihrer größten Heiligen. 2) Domus studiorum, das immer St. Ignatio hieß. 3) Domus propagationis, St. Francesco Saverino genannt. 4) Das Professhaus, il Gesu, das die Wohnung derer war, die alle Ordensgelübde abgelegt hatten, und an der Regierung des Ordens Antheil hatten; und endlich 5) Domus exercitiorum spiritualium, gewöhnlich nach der Jungfrau Maria benannt, wo sich jeder Jesuit jährlich zweimal 8 Tage lang aufhalten mußte, um seine Andachtsübungen zu verrichten, die besonders in Meditationen über die Exercitia spiritualia S. Ignatii bestanden, welche sehr geschickt sind, ein von der Natur nicht besonders gut verwahrtes Gehirn zu verwirren.

worin ihre jüngeren Ordensbrüder und so viele von den jungen Leuten aus der Stadt, als da wollten, Unterricht genossen und zu einigen akademischen Würden in der Philosophie und Theologie befördert wurden. Dies geschah auch in dem grossen und berühmten Jesuiten-Collegium in Palermo. Die niederen und höheren Schulen waren also dort, wie fast überall bei den italiänischen Universitäten, in einem Gebäude vereinigt und standen unter einem Aufseher, nämlich dem Rector des Collegii.

Nach Aufhebung der Jesuiten wurden diese Schulen reformirt, die Besteurung derselben wurde den Benedictinern und Theatinern, den Erbfeinden der Jesuiten übertragen, und eine Deputation von der Regierung hat die Oberaufsicht. Dieses Gymnasium ist also nun nach neuerer Art eingerichtet, es hat einen Professor der orientalischen Sprachen, und sehr geschickte Lehrer in verschiedenen Wissenschaften, unter denen besonders ein Benedictiner-Abt, Baronio, und ein Theatinermönch, P. Piaggi, genannt zu werden verdienen, die beide gute Mathematiker sind. Indessen hat dieses Gymnasium kein Recht akademische Würden zu ertheilen, welches der Universität in Catania allein zukommt. Die Regierung war, vor Aufhebung der Jesuiten, gesonnen, die ganze Universität von Catania nach Palermo zu verlegen, allein sie fand, daß der Schaden für diese Stadt, die nicht viel Nahrungswege hat, und wo die Universität jährlich eine beträchtliche Summe Geldes in Umlauf bringt, zu groß sein würde. Jeder also, der nur Collegia hören will, kann in Palermo studiren, wer hingegen promoviren will, muß nach Catania gehen. Viele Studierende halten sich an beiden Orten einige Zeit auf. Mit der Universität ist die königliche Bibliothek verbunden. Sie ist ganz neulich errichtet worden, da der König die große Bibliothek der Jesuiten behielt, und alle andere Bibliotheken, die in der ganzen Insel zerstreut waren, nach Palermo bringen ließ. Die Beute wurde darauf unter den Bibliotheken in Palermo und Messina vertheilt. Die übrigen Doubletten, worunter äusserst seltene Bücher waren, wurden an die Antiquarien verkauft, bei denen man sie noch als Maculatur bekommen kann. Aus diesem allen kann man schliessen, daß die königliche Bibliothek nicht klein ist; sie wird durch einen vom Könige dazu bestimmten Fonds beständig vermehrt, und hat nun schon ungefähr 40,000 Bände. Außer einer beträchtlichen Sammlung von Schriften über den Orden der Jesuiten und dessen Geschichte, worunter einige höchst seltene sind, die nur als Manuscript für die Bibliotheken des Ordens gedruckt waren, wird eine ziemliche Sammlung der ältesten Drucke aufbewahrt, die in den letzten Jahren ansehnlich vermehrt worden ist. Die Aufhebung der Inquisition hat völlige Freiheit des Lesens eingeführt, so daß kein Mangel an Ultramontanischen, besonders englischen Schriften ist. Selbst unsere Theologen, besonders die älteren, sind in dieser Bibliothek und werden gelesen. Doch ist man mit diesen etwas vorsichtiger und gibt sie nicht Jedem ohne Unterschied *). Der Erzbischof, der überall das Recht hat, zum Lesen der librorum prohibitorum, einige wenige ausgenommen, die nach dem römischen Index selbst ein Bischof nicht lesen darf, Erlaubniß zu geben, hat ein für allemal den Bibliothekar bevollmächtigt, hierin nach seiner eigenen Ueberzeugung zu handeln. Es sind nur wenige Manuscripte in der Bibliothek. Das beste, das ich sah, war ein Codex aus dem 12. Jahrhundert, der die meisten paulinischen Briefe enthielt, und dessen wichtigere Stellen ich excerpirte. P. Sterzinger aus Baiern, ein gelehrter und denkender Mann, ist Bibliothekar. Er hat die Bibliothek systematisch geordnet, und der palermitanischen Jugend, besonders der jungen Geistlichkeit, Lust zum Lesen beizubringen gewußt. Die Bibliothek wird daher fleißig gebraucht, und nutzt mehr als manche sehr große Bibliotheken in andern Städten von Europa, die fast niemals besucht werden.

Das Naturalien- und Antiquitätencabinet der Jesuiten gehört auch der Akademie, und wird in ihrem Gebäude aufbewahret. Aber es ist in so grosser Unordnung, daß man von seinem Gehalt sehr wenig urtheilen kann. Obgleich die Naturalien sich meistens auf sicilianische Produkte einschränken, so habe ich doch nachher weit größere und bessere Sammlungen gesehen. Von den Antiken ist durch die Nachlässigkeit, mit der man in den ersten Zeiten nach Aufhebung der Jesuiten, ihre Sachen behandelte, viel verloren gegangen. So ging es überall; selbst in Rom verschwand ein Theil der besten Antiken aus dem Museo Collegii Romani. Was die Jesuiten selbst retten konnten, nahmen sie mit; und wer kann es ihnen verdenken, daß sie ihr Eigenthum zu retten suchten? Bei dem palermitanischen Museum war eine schöne Münzsammlung, die nicht mehr vorhanden ist. Das Wichtigste ist jetzt eine Sammlung sicilianischer Vasen, von eben dem feinen und leichten Thon, woraus die campanischen und hetrurischen gemacht sind. Die gröste Fabrik von diesen Vasen war in Camerina, auf der südlichen Küste der Insel, und man findet noch beständig unter den Ruinen dieser Stadt eine große Menge derselben von verschiedener Arbeit und mehr oder minderem Werth. Die, welche in Palermo sind, hat man auf einer Stelle nahe bei Palermo selbst, wo das alte Panormus stand, beisammen gefunden, als man den Grund eines Hospitals legen wollte. Die Materie ist größtentheils eine ausserordentlich feine schwarze Thonerde, worauf die Umrisse, zuweilen auch die Schatten der Figuren, mit rother oder gelber Farbe gezeichnet sind. Der Stil der Zeichnungen ist verschieden, bald hetrurisch, bald griechisch, und dann ist er oft mit einem hohen Grade von Vollkommenheit ausgeführt. Die sicilianischen Vasen sind völlig so gut und haben eben so schöne Zeichnungen wie die campanischen, und ich würde ihnen, nach dem, was ich in Palermo und Catania davon sah, den Vorzug vor diesen einräumen, wenn ich nicht D. Nicola Vivenzio's Sammlung in Nola gesehen hätte, die alles, was man von alten Zeichnungen sehen kann, übertrifft. Der Inhalt der Zeichnungen ist allezeit aus der älteren Mythologie genommen. Oft ist er griechisch, und dann nicht schwer zu entdecken; aber desto schwerer, wenn er die italiänische National-Mythologie, besonders die hetrurische, oscische und campanische Fabel und älteste Geschichte betrifft, wovon wir so wenig Kenntniß haben. Man meint, daß die alten Künstler auf den Vasen gezeichnet haben, wenn diese heiß aus dem Ofen kamen, und beinahe fertig waren: allein ich halte das nicht für möglich; besonders da die Zeichnungen so correct sind, und doch der größte Zeichner sich schwerlich verbinden würde, in so kurzer Zeit vollkommen correcte Zeichnungen zu machen, bei denen man so selten Correcturen bemerkt. Die Hitze selbst würde den Künstler gehindert haben frei und sicher genug zu zeichnen.

Außer diesen sicilianischen Vasen sind in der Sammlung der Universität viele andere kleine Vasen, Lampen, Urnen, Vasa lacrymatoria, und kleine Götzenbilder; aber deren gibt es in jedem Cabinet in Italien eine solche Menge, daß man sich bald gewöhnt nur einen flüchtigen Blick darauf zu werfen. Ich fand nichts Merkwürdiges darunter als zwei Metallknöpfe, die zu den Signis der Legionen oder Cohorten gehört hatten, und auf der Spitze einer Lanze getragen wurden; eine kleine elfenbeinerne tessera hospitalitatis zwischen einer griechischen und carthaginensischen Familie, deren Aufschrift Prinz Torremuzza in seinen Veteres Siciliae Inscriptiones herausgegeben hat, worin man auch die andern Inschriften findet, die nach italienischem Gebrauch in den Wänden des Museums eingemauert stehen, und zwei egyptische Idole von Porphyr, ein sitzender, mit Hieroglyphen beschriebener Leontocephalus, und eine Isis mit ihren gewöhnlichen Attributen.

Palermo ist, in Verhältniß seiner Größe, nicht reich an Bibliotheken. Die in den Klöstern kommen gar nicht in Betrachtung, da sie meistens altes scholastisches und ascetisches Zeug enthalten. Ich war in einigen Klöstern um die Bücher zu sehen, aber die Mönche konnten die Schlüssel nicht finden, so daß ich mich damit begnügen mußte, durch ein Gitter in der Thür die Bibliotheken zu sehen. Der Senat hat eine kleine öffentliche Büchersammlung, die aus den Doubletten der Jesuiten-Bibliotheken, und dem, was man sonst für die königliche Bibliothek nicht brauchbar fand, errichtet wurde; alles besteht dann aus scholastischen Theologen und Kanonisten. Ein einziger Schrank enthält hebräische Bücher, die bei Aufhebung der Inquisition in dem Pallast derselben gefunden wurden; indem man von Zeit zu Zeit Privatbibliotheken und Buchläden durchsuchte, und alles wegnahm, was in dem römischen oder madridschen Index stand. Das Archiv des Senats enthält Handschriften, die nur für die sicilianische Specialgeschichte interessant sind, Abschriften königlicher Diplome vom 2. Jahrhundert an, Auszüge aus den Archiven der Kathedralkirchen, und viele ungedruckte Arbeiten von zwei bekannten sicilianischen Literatoren und Antiquaren, de Amicis und Mongitore.

Außer diesem Archiv ist noch ein anderes in der Schloßcapelle. Die Sammlungen in beiden fangen eigentlich erst mit dem Hause Anjou an, da Karl I. einen so bittern Haß gegen alles, was schwäbisch war, hegte, daß er alle Papiere und Documente, die er in seine Gewalt bekommen konnte, nicht nur aus Kaiser Heinrich VI., Friedrich II. und Manfreds, sondern sogar aus den normannischen Zeiten verbrennen ließ; daher dieser ältere Theil der sicilianischen und neapolitanischen Geschichte sehr mangelhaft geworden ist. Nur in den Archiven der Kathedralkirchen und Klöster hat man einige einzelne normannische Diplome behalten. Da ich durch die S. 81. angeführte normannische Inschrift in der Domkirche von Salerno sehr begierig geworden war, wo möglich, andere scandinavische und runische Monumente zu entdecken, erkundigte ich mich überall genau darnach; aber niemand wußte mir etwas davon zu sagen. Wenn

*) Zu den Büchern, womit man am vorsichtigsten verfährt, gehören auch Melanchthons Werke. Ich weiß nicht, ob es allgemein bekannt ist, daß Aldus in Venedig, unter dem falschen Namen Barba Nera seine locos theologicos druckte und daß es einige Zeit währte, ehe der Betrug entdeckt wurde.

die Normannen wirklich Runen-Buchstaben gebraucht haben, so ist es doch höchst wahrscheinlich blos bei einzelnen Steinschriften gewesen; denn es ist nicht zu vermuthen, daß sie wider die Gewohnheit der andern nordischen Völker, der Langobarden und Gothen *), ihre eigene Sprache sehr lange beibehalten und sie in öffentlichen Schriften gebraucht haben sollten, die bestimmt waren zu jedermanns, selbst ihrer griechischen, arabischen **) und lateinischen Unterthanen Kenntniß zu gelangen. In dem Archive der königlichen Kapelle werden viele griechische Diplome aus den Zeiten der Normannen und der schwäbischen Kaiser aufbewahrt, die der Verfolgung König Karl I. entgangen sind. Andere finden sich hier und da in den Basilianer- und Benediktiner-Klöstern in Sicilien, besonders in Valdemona, die sehr brauchbar sein könnten die noch so unsichere griechische Diplomatik, welche seit Montfaucon seine Palaeographia graeca herausgab, wenig beträchtliche Fortschritte gemacht hat, auf einen festeren Fuß zu setzen. Allein es würde sehr schwer halten einen Mann zu finden, der mit Gatterer's großer Einsicht und Geduld einige Jahre seines Lebens einer so trocknen und unangenehmen Arbeit aufopferte.

Der palermitanische Adel hat prächtige Ställe, aber sehr häßliche Bibliotheken. Das einzige Haus des Marchese Giaratana macht eine Ausnahme von der Regel, indem es eine sehr ausgesuchte, obgleich nicht besonders große Sammlung von mathematischen und historischen Büchern und viele Manuscripte besitzt, die zur Geschichte Siciliens, besonders der adelichen Familien gehören. Der Stifter der Bibliothek ist vor vielen Jahren gestorben, und die Familie ist nun so zurückhaltend mit ihren Schätzen, daß sie einen Theil des Wichtigsten versteckt hält und es viel Mühe kostet, ehe man Erlaubniß bekommt die Sammlung zu besehen. Die Ursache davon liegt in dem allgemeinen Mißtrauen des Adels gegen die neapolitanische Regierung; indem er fürchtet, daß sie den Einfall bekommen möchte, einige Manuscripte zu benutzen, die ein großes Licht über mancher sicilianischen Familien Verfassung, Rechte und die Mißbräuche derselben verbreiten könnten, von welchen sie jetzt glauben, daß sie durch Präscription eben so gültig ihr Eigenthum geworden seien, als ihre wirklichen und alten Gerechtsame. Die wichtigste aller Handschriften in dieser Bibliothek soll ein Codex von Petri de Vineis Briefen sein, die weit mehr, als die gedruckten Sammlungen enthalten soll, und für die Geschichte des ganzen Mittelalters sehr interessant sein würde ***). Don Francesco Danielle, königlicher Historiograph von Neapel, der lange an einer Geschichte des hohenstaufischen Hauses gearbeitet hat, hat sich vergebens um die Erlaubniß diesen Codex zu gebrauchen bemüht. Man läugnet, daß er da sei, obgleich das Gegentheil allgemein bekannt ist.

Außer diesen größeren und bleibenden Büchersammlungen, gibt es in Palermo noch einige, die einzelne Gelehrte gemacht haben. Darunter verdient besonders ein alter ehrwürdiger und gelehrter Canonicus, Namens Barbarace, genannt zu werden, der mit einer in diesem Lande sehr seltenen Aufklärung eine treffliche theologische Bibliothek gesammelt hat, worin sich sogar viele der besten protestantischen Theologen befinden. Ich sah bei ihm unter andern eine sehr seltene italiänische Uebersetzung von Calvini institutiones theologicae, durch Joh. Diodati, einen luchesischen Patricius besorgt, der die Religion änderte, in Beförderung der Reformation in Italien sehr thätig war ****), und als Professor der Theologie in Genf starb, wo seine Familie noch eine der vorzüglich geachteten ist.

Ich muß noch, ehe ich diesen Artikel über die Bibliotheken schließe, einiger arabischen Manuscripte erwähnen, die man vor drei Jahren in der Bibliothek des Klosters San Martino fand. Diese ungefähr dreißig an der Zahl, waren lange unbekannt und unbemerkt gewesen, bis man, ich weiß nicht bei welcher Gelegenheit, darauf fiel sie nach der Hauptstadt zu bringen. Dies geschah gerade als ein marokkanischer Gesandter, der in Wien gewesen war, sich auf der Rückreise einige Zeit in Palermo aufhielt: man zeigte ihm da diese arabischen Handschriften, und er soll gesagt haben, daß eine darunter eine Sammlung aller Briefe enthalte, welche die Groß-Emire von Sicilien an die Emire der von ihnen abhängenden Provinzen geschrieben haben, und die Antworten der letzteren, so wie auch die Correspondenz zwischen den Groß-Emiren und Fürsten in Kairvan und dem egyptischen Sultan, die gewisser maßen die Vorgesetzten der sicilianischen Emire gewesen zu sein scheinen *). Dies erregte Aufmerksamkeit, und mußte sie erregen, da wir so wenig von der Gesetzgebung, Staatsphilosophie und Statistik der Saracenen wissen. Man erzählte mir auch, daß ein anderes von diesen Manuscripten Rechnungsbücher über die öffentlichen Abgaben, die Volksmenge von verschiedenen Jahren, und Register über die Feuerstellen jeder Stadt enthalte. Man fing nun in Palermo gleich an sich mit Eifer auf das Arabische zu legen. Bei der Akademie wurde eine Professur der arabischen Sprache errichtet; man ließ in Parma arabische Typen schneiden, und verschrieb einen Setzer von der Propaganda in Rom. Indessen hatte man immer noch keinen Menschen, von dem man überzeugt war, daß er das Manuscript verstünde; denn der neue Professor linguae arabicae war ein Malteser Capellan, Namens Vella, der zwar einen verdorbenen arabisch-punischen Dialekt, den der gemeine Mann in Malta spricht, verstand, aber nicht bewiesen hatte, daß er das reine Arabische, oder vielmehr den west-arabischen Dialekt verstehe, der im 8. und 9. Jahrhundert in der Barbarei gesprochen wurde, und worin diese Handschriften geschrieben zu sein schienen, da selbst die Buchstaben von denen in arabischen Handschriften sonst gewöhnlichen merklich abwichen. Man hatte den Versuch gemacht, die Abschrift einiger Blätter an einen berühmten Sprachkundigen in Padua zu senden, und hatte eine Uebersetzung erhalten, die von der in Palermo gemachten ganz verschieden war. Jetzt behauptet dieser Abbate Vella auch in einem neuen Codex, den er den normannischen nennt, K. Roger's Correspondenz mit den arabischen Emiren entdeckt zu haben. Einer meiner Freunde hat mir eine Probe von dieser Handschrift und der Uebersetzung geschickt, die unser Prof. Adler, in Rücksicht auf Sprache sowohl als Geschichte und Chronologie untersucht hat, und wornach er sehr geneigt ist, diesen ganzen normannischen Codex für eine Betrügerei zu halten. Man hatte schon längst in Palermo eingesehen, daß die Sache noch große Schwierigkeit habe, war aber in den Augen des Publikums schon zu weit gegangen, um wieder inne zu halten, und hatte zu viel Patriotismus, um einen guten auswärtigen Orientalisten nach Palermo zu rufen, der denn in kurzer Zeit hätte ausmachen können, ob diese Entdeckungen richtig oder falsch wären. Der Eifer für diese Entdeckungen ist auch so groß, daß man es in Sicilien und Neapel fast für ein Staatsverbrechen hält an ihrer Aechtheit zu zweifeln. Abbate Vella scheint ein anderer Annius Viterbiensis zu sein und die Lücken in der Literatur mit seinen eigenen Erdichtungen ausfüllen zu wollen; so behauptete er auch bald nach seinen ersten Entdeckungen eine arabische Uebersetzung verschiedener von den verlornen Büchern des Livius, nämlich von 66. bis zum 77. Buch gefunden zu haben. Allein dies ist höchstwahrscheinlich eine Betrügerei, und kein vernünftiger Mann in Sicilien glaubt mehr daran. Die einzige wahre Entdeckung bleibt denn wohl die Correspondenz zwischen den Emiren in Sicilien unter sich, und mit dem Fürsten von Kairvan; die vielleicht bei dem Abbate Vella die Lust rege gemacht hat, sich durch mehrere noch wichtigere Entdeckungen einen Namen zu machen. Die Zeit wird lehren, ob er, oder seine Gegner Recht haben; aber das was gegen ihn angeführt wird, ist so stark, daß man vollkommen Ursache hat alles in Zweifel zu ziehen, bis er die Beweise ans Licht bringt. Der erste Theil des Cod. Arabico Siculus ist jetzt wirklich in Palermo ans Licht getreten. Es ist daher jetzt leichter als vorher ein Urtheil über die ganze Sache zu fällen: bis jetzt scheint sie aber noch von keinem orientalischen Sprachkundigen untersucht worden zu sein.

Die Buchdruckerkunst blüht in Palermo nicht sehr. Außer zwei älteren Buchdruckereien ist vor einigen Jahren eine neue, unter dem Namen Stamperia reale errichtet worden, die bisher nichts für die Wissenschaften Interessantes gedruckt hat, als die antiquarischen Werke des Prinzen Torremuzza; die das neueste eigentlich Literarische waren, was man im Jahr 1785 hatte, obgleich sie schon seit dem Jahr 1780 fertig waren. Uebrigens hat diese Druckerei genug damit zu thun, Andachts-

*) Eduard Lye behauptet in seiner Ausgabe des Ulphilas, daß sich in der Bibliothek und dem Archiv in Turin gothische Handschriften befinden. Ich habe darnach gefragt und bin gewiß, daß er sich geirrt hat, da alle Papiere in Turin in so vortrefflicher Ordnung sind, daß man alles gleich bei dem ersten Griff finden kann.

**) Wie sehr die ersten Eroberer Siciliens sich in die Denkungsart ihrer Arabischen Unterthanen fügten, zeigen besonders die arabischen Münzen, die Roger schlagen ließ, wo auf der einen Seite sein Name steht (nicht einmal sein Bildniß, weil die Mohammedaner die Bilder hassen), und auf der andern das bekannte Mohammedanische Glaubensformular: es ist nur ein Gott und Mohammed ist sein Prophet. Schwerlich hat ein anderer christlicher Fürst so viel Toleranz gegen seine nichtchristlichen Unterthanen bewiesen. S. Adlers Museum cuficum Borgianum Velitris p. 80.

***) Nach einem Codex dieser Bibliothek hat man auch die Testamente Kaiser Friedrichs II. herausgegeben.

****) Ich habe in der Augustiner-Bibliothek in Rom einen Theil seiner wichtigen Correspondenz mit Mornay, über die Ausbreitung der Reformation in Italien, besonders in dem venezianischen Staat entdeckt, aus welcher erhellt, daß Sarpi in genauer Verbindung mit der französischen reformirten Kirche stand, und daß die ganze Sache schon ihrer Ausführung sehr nahe gekommen war. Daß diese Briefe ächt sind, weiß ich dem Herrn Prof. Diodati in Genf, einem Abkömmlinge dieses Diodati, dem ich sie zeigte, und der mir einige andere zu lesen gab, die er bald in einer Lebensbeschreibung des Joh. Diodati herauszugeben denkt.

*) S. hierüber einen ausführlichen Brief aus Palermo, im Journal des Savans, Sept. 1787. Dieses Manuscript geht vom Jahre der Hegira 213 bis 375. Die Fortsetzung soll sich in der königlich marokkanischen Bibliothek befinden, von wo schon große Stücke, nämlich bis zum Jahr 400 nach Palermo geschickt sein sollen.

und Schulbücher, königliche Verordnungen und Staatskalender zu drucken. Indessen erwartete man im Jahr 1785 ein sicilianisches Lexicon, wovon der erste Theil beinahe fertig war und jetzt wird an der Ausgabe der vorerwähnten arabischen Werke gearbeitet.

Der berühmteste von allen palermitanischen Gelehrten ist Prinz Torremuzza, der sich durch seine antiquarischen, besonders numismatischen Werke sehr verdient um die alte Literatur gemacht hat. Außer diesem verdienen noch folgende genannt zu werden: der Staatssecretair Don Giuseppe Gargano, ein Mann von seltenem philosophischen Geist und classischer Gelehrsamkeit, der viel zu dem Guten mitgewirkt hat, welches der vorige Vicekönig Marchese Caracciolo in Sicilien hat stiften können. Marchese Natale, Verfasser einer Schrift gegen Beccaria, unter dem Titel: Sopra la necessità ed utilità delle pene, und eines philosophischen Lehrgedichtet: principi della filosofia leibniziana, welches die Ehre hatte lange in der Inquisition zu liegen, ehe es ans Licht kam. Ein Benediktiner-Abt Blasi, königlicher Historiograph von Sicilien, hat schon lange den ersten Theil seiner sicilianischen Geschichte zum Druck fertig gehabt, hat sie aber nicht herausgeben dürfen, ob sie gleich auf königliche Kosten gedruckt werden sollte, weil der Vicekönig fürchtete, daß er in dem folgenden Theil Gelegenheit haben möchte, die gesetzmäßigen Rechte der sicilianischen Könige zu untersuchen; welches, wie ich schon oben gesagt habe, ein Gegenstand ist, den die Regierung eben nicht von neuem auf die Bahn gebracht zu sehen wünscht. Ein Canonicus an der Domkirche, Namens de Gregorio, arbeitet jetzt an der Ausgabe aller saracenischen Münzen, die man in Sicilien geschlagen hat; ein Werk, das der Pendant zu Prinz Torremuzza's Siciliae numi veteres werden wird. Don Guiseppe Espinosa, ehemals Inspector der Schulen in Catania, und jetzt Director der königlichen Buchdruckerei, hat die Aufsicht bei der Ausgabe des sicilianischen Lexicons. Endlich muß ich noch eines berühmten sicilianischen Dichters, Don Giuseppe Meli erwähnen, der ein Mann von wahrem und großem poetischen Talent ist. Er ist Verfasser einiger Sammlungen kleiner Gedichte im sicilianischen Dialekt, welche in ganz Italien mit Bewunderung gelesen worden sind, und arbeitet jetzt an einem komischen Heldengedicht, das eine Fortsetzung, oder vielmehr Paralipomena des Don-Quixotte enthalten soll, wovon er mir einzelne Gesänge vorgelesen hat, die nach meinem Urtheil, in hohem Grade vortrefflich sind. Es ist Schade, daß dieser Mann sich nicht ganz der Dichtkunst widmen kann; allein er ist ein Arzt und muß von seiner Praxis leben, die abnehmen würde, wenn es in Palermo allgemein bekannt wäre, daß er Dichter ist. So verschieden ist die Denkungsart der Menschen, daß eben das, was im Norden den letzten Kranz auf Werlhofs und des großen Hallers Scheitel setzte, in Sicilien als unanständig für einen Arzt angesehen werden kann. Ein anderer berühmter sicilianischer Dichter ist der Fürst von Campofranco, Vater des Grafen Luchesi, der vor einigen Jahren neopolitanischer Gesandter in Kopenhagen war; ein Mann von großem Talent, der nicht allein vortrefflich schreibt, sondern auch einer der besten italienischen Improvisatori ist. Seine Gedichte sind im Jahr 1781 in Neapel herausgekommen.

Die gewöhnlichen italienischen Akademien sind so bekannt dafür, daß sie nichts thun als declamiren und Sonnette beurtheilen, daß sie nicht verdienen erwähnt zu werden. In Palermo sind mehrere dieser Art. Doch ist eine, Academia del buon gusto, die sich einigermaßen ausgezeichnet hat und im Jahr 1750 einen Band Dissertationen herausgab, worin einige Kunstwerke des Alterthums erklärt wurden. Seitdem ist kein zweiter Band erschienen. Gelehrte Journale kommen in Sicilien nicht heraus; doch hat man eine periodische Schrift, von der ungefähr alle halbe Jahre ein dünner Qurtband herauskommt, unter dem Titel Opuscoli di autori Siciliani, woran fast alle sicilianische Gelehrte Antheil haben. Aber, außer einigen antiquarischen Abhandlungen von dem Prinzen Torremuzza und Andern, enthält dieses Week, das schon aus einer Menge von Bänden besteht, nichts, das einen Fremden interessiren könnte. Dies sind ungefähr die neuesten Nachrichten von der palermitanischen Literatur. Im vorigen Jahrhundert und im Anfange des jetzigen waren mehr gelehrte und berühmte Männer dort, obgleich die Kenntnisse der Sicilianer sich selten über ihre eigene Insel hinaus erstreckt haben. Eine Menge von Abhandlungen, die das Kirchenrecht und die geistliche Verfassung Siciliens betreffen, findet man in Sicilia sacra; so wie auch Grävius viele antiquarische Abhandlungen in seinen Thesaurus aufgenommen hat. Die Aufhebung der Inquisition in Sicilien hat bisher noch nichts anderes gewirkt, als größere Freiheit im Sprechen und in Aeußerungen der Irreligiosität, und verminderte Schwierigkeit ein und anderes gutes Buch zu bekommen. Allein Publicität wird von der Regierung weder geliebt noch aufgemuntert; gelehrte Verdienste werden nicht belohnt, und der Sicilianer genießt lieber selbst, als daß er durch seine Arbeit, die ihm keinen Vortheil bringt, Andere genießen lassen sollte. Indessen ist es nicht Mangel an Talent, das bei den Sicilianern diese Stille in der Literatur veranlaßt; denn Solini's Worte sind noch völlig wahr: Quicquid Sicilia gignit, sive soli foecunditatem, sive hominum ingenia spectas, proximum est iis, quae optima dicuntur.

Der gesellschaftliche Ton in Palermo ist ungefähr wie in Neapel, nur mit dem Unterschiede, daß die Stände mehr von einander abgesondert sind, welches eine natürliche Folge der aristokratischen Feudal-Verfassung des Reichs ist. Indessen kann man den Adel nicht vorwerfen, daß er stolz sei; wenigstens ist er es nicht gegen Fremde. Der Luxus ist aufs Höchste gestiegen; und die Folge davon ist, daß die meisten, die nicht das große Vermögen haben, das zu einer völlig standesmäßigen Lebensart in Palermo erfordert wird, ihr äußerliches Ansehen durch Livreen, Stall und Garderobe zu erhalten suchen, im übrigen aber sehr armselig leben. Der größte Theil des Adels lebt in Palermo und Neapel dem Lande zum Ruin, indem er jährlich beträchtliche Summen von seinen Gütern zieht, die niemals ersetzt werden können. Die kleineren italiänischen Städte, in denen ehemals ein Theil des Adels wohnte, leiden auch darunter; da jetzt, außer Palermo, nur Catania und Messina einigen von dem reichen Adel zum Aufenthalt dienen. Die Sicilianer reisen mehr als die übrigen Italiener. Ich habe verschiedene gekannt, die England und Frankreich gesehen hatten. Es wird auch in Palermo mehr französisch gesprochen als anderswo in Italien; man spricht sogar englisch, wozu ein Regiment Irländer, das dort in Garnison liegt, die meiste Gelegenheit gibt. Aber bei alle dem ist man in der Cultur sehr zurück; denn diese Wenigen können gegen die übrige Menge nicht in Betrachtung kommen, und selbst unter denen, die gereiset sind, finden sich Leute von außerordentlicher Unwissenheit: so fragte mich z. B. einmal ein Herr, der in England und Frankreich gewesen war, ob König Karl XII. nicht in Grönland Krieg geführt habe? Ueberhaupt sind wenig gründliche Kenntnisse zu finden; denn der Adel verschwendet seine Jugendjahre mit Pferden, Jagdhunden und dergleichen. Die Advokaten, die beinahe eine besondere Classe ausmachen, haben so viel mit Processen zu thun, daß sie an nichts als ihr Corpus iuris und ihre Constitutiones regni Siciliae denken können, und die Geistlichkeit sammt den Mönchen, haben theils einen reichlichen Vorrath von Aberglauben, theils stehen sie sich auch so gut, daß sie auf nichts weiter bedacht sind, als ihre Messen zu lesen, das Breviar zu beten, und sich gute Tage zu machen. — Die Nation ist im Ganzen hübsch; besonders findet man unter den Frauenzimmern völlig griechische Gestalten und Gesichter. Die schönsten sind in Palermo selbst, in Trapani, Syracus und in der Gegend des Aetna. Die Männer sind verhältnißmäßig nicht so hübsch wie die Weiber; welches gerade das Gegentheil von dem ist, was ich in Neapel bemerkte, wo ich weit mehr hübsche Mannspersonen als Frauenzimmer sah. So viel von Palermo. Andere Nachrichten kann man in Brydone's und Graf Borch's Briefen finden, wo z. B. das Fest der H. Rosalie und andere palermitanische Gebräuche umständlich beschrieben sind; welches alles ich hier, als allgemein bekannt, übergehen zu müssen glaube.

Zu den reicheren Benediktinerklöstern in ganz Italien gehört das Kloster des H. Martin in der Gegend von Palermo. Es liegt auf dem hohen und steilen Gebirge, das Palermo auf der östlichen Seite beschützt, in einem schauerlichen nackten Thale, von steilen und unfruchtbaren Felsen umgeben, und in einem Klima, das mehr von unserm nordischen als von Siciliens sanfter Sommerluft hat. Der Weg von Palermo zu diesem Kloster ist nicht sehr lang, ungefähr anderthalb Meilen. Er geht anfänglich bei einer Menge von Villen und Landhäusern vorbei, und man sieht nichts als fruchtbare Gärten, Olivenpflanzungen und Weinberge. Allmählig fängt der Weg an bergigt zu werden, und bald werden die Aussichten sehr wild. Man kommt nun in ein von hohen Felsen umgebenes Thal, auf denen man nur einige Grasplätze, eine Menge Aloe und ficus opuntia, und hin und wieder einige Oelbäume sieht. Der Weg fängt nun an sich um diese Felsen herum in die Höhe zu schlängeln; an einigen Orten öffnen sich diese und geben eine herrliche Aussicht über das fruchtbare Thal Palermo's, den Hafen und das Meer; aber die Aussicht wird, wenn man höher hinauf kommt, immer mehr und mehr von kahlen Klippen begrenzt, bis man endlich den Gipfel des Berges erreicht, eine durchaus unfruchtbare Gegend, die zu dem noch traurigern Thal führt, in welchem das Kloster liegt. Dieses ist dagegen mit fürstlicher Pracht gebaut; von großem Umfange und mit den seltensten Marmorarten geziert. Die Zimmer, der Mönche sowohl als der Fremden, sind schön und bequem; die Gänge breit, hoch, und so lang, daß sich das Auge fast in ihnen verliert. Die Haupttreppe im Kloster gleicht völlig der so berühmten in Caserta, nur daß sie etwas kleiner ist. Sie ist von sicilianischem gefleckten Marmor, der zu dem Ende in großen Quadersteinen auf eini-

gen dem Kloster gehörenden Gütern gebrochen wird. Die Kirche ist groß, und mit edler Einfalt gebaut; ihre Altäre sind alle vom kostbarsten sicilianischen Marmor, und mit Gemälden von Spagnolett und Morrealese, den man gewöhnlich den sicilianischen Raphael nennt, geschmückt. Das ganze Gebäude ist lange noch nicht fertig, und es werden vielleicht noch 30 Jahre darauf gehen, ehe es vollendet ist. Dieser prächtige Pallast, der ungeheure Summen gekostet hat, dient bloß 50 Mönchen und 80 Kindern, die zum Mönchsstande erzogen werden, zur Wohnung. Die Mönche müssen alle von gutem Adel sein, und wählen, wie alle übrigen italienischen Benediktiner, alle drei Jahr ihren Abt, der wegen zwei Baronien, die das Kloster besitzt, Reichs-Baron ist und den Rang gleich nach den Bischöfen hat. Die Einkünfte des Klosters sind sehr groß, ob sie gleich nicht mit denen verglichen werden müssen, die die gefürsteten Abteien, und die Reichs-Gotteshäuser in Deutschland haben. Im Inneren des Klosters ist das Noviciat, welches ein von dem größeren ganz abgesondertes Kloster ist, in dem Kinder zum Mönchsstande erzogen werden, bis sie das Alter erreichen, wo sie ihr Gelübde ablegen können, welches gewöhnlich in ihrem 15. oder 16. Jahr geschieht. Es ist ein schauervoller Anblick diese Kinder von 6 bis 15 Jahren in der Mönchskappe zu sehen, die, ohne das gesellige Leben zu kennen, ohne Freiheit in ihrer Wahl gehabt zu haben, verurtheilt sind in klösterlicher Einsamkeit, unter einer harten Disciplin, und in einer Gegend, die nur Verzweiflung sich zur Wohnung wählen konnte, zu leben. Sie sehen auch alle elend aus, mit gelben eingefallenen Backen, ohne Feuer und Kraft und ganz unbekannt mit allen Freuden der Jugend. Die Disciplin dieser Benediktiner ist sehr strenge: sie müssen früher als ihre übrigen Ordensbrüder des Nachts zum Chorgesang aufstehen, und haben nur einmal die Woche Erlaubniß aus dem Kloster zu gehen. Doch haben sie den Vortheil, daß das Kloster ein kleines Diversorium in Palermo hat, wohin jeder von ihnen einmal des Monats Erlaubniß erhält, auf ein Paar Tage zu kommen, und wo alle klösterliche Disciplin aufhört. Die Regel der Benediktiner verpflichtet sie zum studiren, und die Langeweile treibt sie wohl noch mehr dazu an als die Befolgung der Regel, so daß es selten ist, in ein Benediktiner-Kloster zu kommen, wo der größte Theil der Mönche ganz unwissend wäre. In St. Martino sind jederzeit Männer gewesen, die die Wissenschaften bearbeitet haben; der gelehrteste und bekannteste ist gegenwärtig der Prior D. Salvadore Blasi, von welchem ich schon in dem Artikel über die Gegend um Neapel gesprochen habe, da er, außer anderen antiquarischen Schriften, auch Verfasser der aus dem Archive des Klosters la Casa herausgegebenen, Series principum, qui Langobardorum aetate Salerni imperarunt, ist. Er hat auch einen Catalogue raisonné der Manuscripte herausgegeben, die ehemals in St. Martino waren, und vor einigen Jahren durch eine Feuersbrunst verzehrt worden sind. Aber die Wissenschaften haben keinen großen Verlust dadurch erlitten, da das meiste nichts anders war, als Codices von der Vulgata, Lectionarien, Breviare, Heiligen-Legenden und dergleichen Sachen, woran leider in allen Klosterbibliotheken Ueberfluß ist. Die jetzige Bibliothek ist ziemlich groß, mehrentheils historisch; doch fehlen ihr viele wichtige Werke. An Handschriften fand ich nichts von Bedeutung, außer einer apokryphischen Apokalypse. Der Bibliothek-Saal ist groß und sehr gut gebaut. Das Kloster hat auch ein Museum, das groß genug, aber in solcher Unordnung ist, daß man sich von seiner Vollständigkeit keinen Begriff machen kann. Die Naturproducte sind größtentheils in Sicilien gesammelt. Einzelne Stücke aus der Antikensammlung sind in den Opuscoli di autori Siciliani, und im ersten Bande der Dissertationen der Akademie del buon gusto beschrieben. Das beste ist eine schöne Sammlung sicilianischer Vasen, mit griechischen Zeichnungen. Die Münzsammlung war in so großer Unordnung, daß ich nicht beurtheilen konnte, wie vollständig sie sei. Doch sah ich einen Theil der schönsten und seltensten sicilianischen Münzen, wovon einige, die man nirgend als in dieser Sammlung findet, in dem Werk des Prinzen Torremuzza in Kupfer gestochen sind. Ich brachte anderthalb Tage in diesem Kloster zu, und fand seine Bewohner ungemein gastfrei, welches freilich eine Ordenspflicht für sie ist: indessen zeigt die Art, wie sie diese Pflicht ausüben, daß es ihnen Vergnügen macht und sie sich freuen, in ihrer Einsamkeit Menschen zu sehen.

In der Nähe von Palermo und San Martino liegt eine andere Stadt, Namens Monreale, die bis in neuere Zeiten der Sitz eines Erzbischofes war, der einen großen Kirchsprengel auf der Insel, und gegen 90,000 Scudi jährliche Einkünfte hatte. Allein, weil auf die Art zwei Erzbischöfe so nahe bei einander waren, indem der andere, der Primas von Sicilien ist, in Palermo residirt, und die Regierung, nicht ohne Grund, glaubte diese Einkünfte besser gebrauchen zu können, so wurde das Erzbisthum bei der letzten Vacanz, durch eine päbstliche Bulle, mit dem Stifte Palermo vereinigt, so daß der Erzbischof von Palermo nun beide Diöcesen regiert, bei welcher Gelegenheit er 1000 Scudi Zulage bekommen hat. Der größte Theil der übrigen Einkünfte ist zur Verbesserung der neapolitanischen Marine bestimmt. — Der Weg von San Martino nach Monreale ist einer der ängstlichsten Bergwege, die ich je gesehen habe; denn man ist genöthigt Felsen hinab zu reiten, die nicht einmal Fußsteige für die Fußgänger haben, und so mit losen Steinen bedeckt sind, daß es den Pferden kaum möglich ist festen Fuß zu fassen. Ich bekam dadurch einen Begriff von dem Zustande der Landwege in den übrigen Gegenden Siciliens, besonders mitten im Lande zwischen den Bergen, wohin ich nicht kommen konnte; und diese sollen nach der Beschreibung noch schrecklicher sein. Die Stadt Monreale liegt auf einer gut angebauten Anhöhe, die das Ende der Berge ist, welche sich quer durch die ganze Insel bis an den Fuß des Aetna erstrecken, und hat eine sehr angenehme Aussicht über die ganze fruchtbare Ebene, worin Palermo liegt, über Monte Pellegrino, der von der Seeseite über die Hauptstadt hervorragt, über ihren schönen Hafen, und das mittelländische Meer, das sich, so weit das Auge reichen kann, ausbreitet. Monreale ist klein und häßlich, und hat nun durch die Aufhebung des Erzbisthums außerordentlich viel verloren; denn außer dem, was die Erzbischöfe verzehrten, waren sie nach dem allgemeinen Kirchengesetz verbunden ein Drittel von den Einkünften der Kirche an die Armen zu geben, welches in Monreale eine beträchtliche Summe von 30,000 Scudi ausmachte. Jetzt hingegen läßt der König nur monatlich 95 Unzen an Almosen austheilen, welches nebst einem Theil der Pension, die der Prinz von Asturien von den Einkünften des Stiftes haben sollte, und die er der Gegend läßt, alles ausmacht, was dieser kleinen Stadt übrig geblieben ist, die weder Handel noch beträchtliche Manufakturen hat. Was von wohlhabenden Leuten dort wohnt, sind sicilianische Edelleute, derer Umstände ihnen nicht erlauben mit dem Luxus, wie die übrigen, in Palermo zu leben, und die gleichwohl gern in der Nähe der Hauptstadt wohnen wollen. Die Kirche soll von König Wilhelm dem Gütigen, nach einer Erscheinung, die er gehabt haben soll, gebaut sein; sie ist mit einem Benediktinerkloster von derselben Observanz, wie San Martino, verbunden, aber mit dem Eigenthümlichen, daß die Erzbischöfe bis in neueren Zeiten immer zugleich Aebte des Klosters sein mußten, und von den Mönchen gewählt wurden. Als hernach die Könige sich anmaßten, die Würde, an wen sie wollten, zu vergeben, wodurch sie eine Stimme mehr im Parlament gewannen, verlor das Kloster diesen Vorzug. Das Gebäude der Kirche ist sehr groß, und gothisch: sie hat kein Gewölbe, sondern einen flachen und bekleideten Boden. Das merkwürdigste in der Kirche sind 22 hohe Säulen, jede von einem Stück egyptischen Granit. Ohne Zweifel sind diese von alten Gebäuden genommen; aber niemand kann errathen, was es für ein Gebäude in der Nähe von Palermo gewesen sein könne, das so prächtige Säulen gehabt habe. Selbst der Fußboden ist Mosaik, von dem, den die Italiäner pietre dure nennen, nämlich Porphyr, Jaspis und Agate, dem nichts fehlt, als daß er nicht nach guten Zeichnungen gemacht ist. Die Wände sind mit großen Mosaiken, die biblische Geschichten vorstellen, geschmückt, und überall findet man große Stücken darin, die mit feinem aber sehr festen Goldblech belegt sind. Dieser Tempel kann uns also eine Idee von dem großen Luxus der Normannen geben, und zeigen, wie viel ihr beständiger Umgang und ihre Kriege mit den Saracenen auf ihren Geschmack wirkten, und demselben ein asiatisches Colorit gaben. Der Hochaltar ist ganz mit massivem Silber bekleidet, und hat einige köstliche Basreliefs in Silber, die der letzte Erzbischof, Monsignor Testa, auf seine Kosten, mit der übrigen Silberbekleidung des Altars, in Rom machen ließ. Die beiden vorletzten normannischen Könige, Wilhelm der Gute und der Böse, liegen in dieser Kirche begraben; der erste in einem simpeln Sarge von weißem Marmor, der andere in einem Sarkophag von egyptischem Porphyr, unter einem auf sechs kleinen Säulen ruhenden Himmel vom selben Steine. Außer diesen Begräbnissen sind einige andere da, worin die Erzbischöfe der Kirche liegen. Der König selbst hat dem letzten ein schönes Monument setzen lassen; und dieser schätzbare Mann war es wohl werth, da er, außer den reichlichen Almosen, die er austheilte, auch auf seine eigene Kosten eine vier italienische Meilen lange Chaussee von Monreale nach Palermo anlegen ließ, die schönste, die man sehen kann; denn sie geht nicht nur gemächlich den Berg hinab, sondern ist auch mit Bäumen bepflanzt, hat viele Springbrunnen, Statuen, Inschriften und Ruheplätze, und ist mit einem Geschmack und einer Eleganz angelegt, die man unterhalb Rom gewiß nicht erwartet. Dieses Werk kostet ihm beträchtliche Summen: und um diese und ähnliche Ausgaben, nebst seinen vielen Almosen bestreiten zu können, lebte er blos von den 600 Unzen oder 1800 Rthlr. die er als Großinquisitor von Sicilien hatte. Als Wilhelm der Gute (so genannt, weil er ein Freund der Mönche war) die Kirche und das Kloster gebaut hatte, umgab er es

mit Mauern und Thürmen, um die Kostbarkeiten der Kirche gegen die Anfälle der Saracenen zu sichern. Dies veranlaßte, daß in jenen unruhigen Zeiten sich Menschen um das Kloster sammelten, um unter dem Schutz der Festungswerke zu leben; und das war der Ursprung der Stadt.

Einige Meilen nördlich von Palermo liegen die Ruinen der alten Stadt Solus, oder Soluntum, auf einem kleinen steilen Berge, Namens Catalfano. Sie war von den Phöniciern gebaut, und die Gräber, die in der umliegenden Gegend gefunden werden, sind phönicische. Man hat darunter einige Begräbnißkammern entdeckt, wovon eine, in welcher man eine Menge kleiner Vasen und egyptischer Figuren fand, in D'Orville's Sicula beschrieben und gezeichnet ist*). Man sieht noch Ueberbleibsel von einem breiten Steinwege, der zu den Stadtmauern hinauf führte, von den Mauern, die zwei italienische Meilen im Umkreise hatten, und von den Cisternen, die jedoch jetzt mit Trümmern und Sand angefüllt sind. Unter den Ruinen innerhalb der Mauer liegen viele Architekturstücke, und man kann die Ruinen eines Tempels unterscheiden, von dem eine große cannellirte Säule noch steht, und viele Bruckstücke von andern in der Nähe zusammengehäuft liegen. Diese Stadt ist in der alten Geschichte wenig bekannt, und es sind nur wenig Münzen davon übrig.

*) Tom. I. Tab. 1, 2. pag. 43.

Theodor Mundt

ward am 19. September 1808 in Potsdam geboren. Sein früh verstorbener Vater lebte daselbst als Beamter. M. kam schon als Kind nach Berlin, wo er das Joachimsthalische Gymnasium besuchte und dann namentlich unter Böckh und Hegel Philologie und Philosophie studirte. Er trat bereits früh, sowohl mit einer Abhandlung über die Metrik der Tragiker, wie mit humoristischen Novellen, welche in berliner Journalen mitgetheilt, doch später nicht gesammelt herausgegeben wurden, als Schriftsteller auf. Später habilitirte er sich als Privatdocent zu Berlin, wurde jedoch zu dem sogenannten jungen Deutschland gezählt und unter dem Rectorate des Professor Steffens von seiner Stellung an der Universität entfernt, was mit dem allgemeinen Verbote seiner Schriften zusammentraf. Seitdem lebte er als Privatgelehrter abwechselnd in Berlin und auf Reisen, und hat sich in neuester Zeit mit der unter dem Namen L. Mühlbach bekannten Schriftstellerin Clara Müller vermählt.

Von ihm erschien:

- Das Duett. Roman. Berlin 1831.
- Madelon oder die Romantiker in Paris. Novelle. Leipzig 1832.
- Der Basilisk oder Gesichterstudien. Ebendas. 1833.
- Kritische Wälder. Blätter zur Beurtheilung der Literatur, Kunst und Wissenschaft unserer Zeit. Ebendas. 1833.
- Moderne Lebenswirren. Ebendas. 1834.
- Madonna. Ebendas. 1835.
- Zodiacus. Monatsschrift. Ebendas. 1835 u. 1836. (In Verbindung mit Anderen).
- Dioskuren. 2 Bde. Berlin 1836 u. 1837 (ebenso).
- Ueber den Styl. Ebendas. 1837.
- Charaktere und Situationen. 3 Bde. Wismar 1838—1839.
- Weltfahrten und Spaziergänge. 2 Bde. Altona 1838.
- Der Delphin. Almenach für 1838. Ebendas.
- Derselbe für 1839. Ebendas.
- Freihafen. Vierteljahrsschrift. Ebendas. 1838 und 1839. (In Verbindung mit Anderen).

Einzelne Aufsätze u. s. w. in Zeitschriften u. s. w.

M's treuester Freund, Kühne, dessen Güte wir die hier mitgetheilten Notizen verdanken, bemerkt in seinem Urtheil über ihn, daß der Esprit dieses fruchtbaren und talentvollen Autors ganz der Dialektik des berliner Geisteslebens angehöre, in seiner Federführung aber eine üppige südliche Vegetation als charakteristisch hervortrete. In dem Gange seiner schriftstellerischen Fortbildung erscheint sehr entscheidend ein Wendepunkt, wo er nämlich vom Produciren selbstständiger Gestaltungen zur Betrachtung und Beleuchtung der Ideenstoffe, welche in unserer Zeit liegen, theils satirisch oder humoristisch, theils elegisch, meist die bequeme Form des Romans beibehaltend, übergeht und mit großer Freiheit und Kühnheit die socialen Verhältnisse und Verirrungen schildert und entwickelt. Die Art und Weise der Behandlung solcher Dinge fand heftige Widersacher; mit großer Feinheit des Geistes, lebendiger Phantasie und seltener Eleganz des Stils wußte er jedoch stets seine literärische Stellung zu behaupten.

Einiges aus Th. Mundt's „Moderne Lebenswirren".

Weltschöpferdrang an Kartenhäusern.

(Phantasie vom Apfelbaum herunter).

Hurrah! hurrah! ein Bildnerdrang ist durch des Menschen Brust ausgeströmt, ein Titan! In seinen Fingerspitzen zittern ihm ungeborene Welten, die geformt sein wollen, auf seiner Augenwimper ruhen schlummernde Schöpfungen, die nach Erwachen sich sehnen. Der Mensch kann nicht anders, er muß schaffen. Jede Biene, die aus des Nachbars Garten zu ihm hinübersummt, erinnert ihn daran, jedes Kind zeigt ihm in den ersten Spielen diesen ursprünglichsten Trieb seiner Natur. Das Kind baut schon Kartenhäuser, denn der Mensch soll Welten bauen.

Wie habe ich mich gefreut, wenn auch nur ein Kartenhaus mir gelang! Es stand, es stand, und war die erste Gewähr der bildenden Macht, die durch meine Finger quoll. Ich konnte jubeln, wenn ein Luftzug meine Häuser umstürzte, oder ich blies sie wohl selbst nieder, um von Neuem desto schöner aufzubauen, denn da zeigt sich erst die höchste Kraft des Schöpfers, aus der Zerstörung immer neue Welten erstehen zu lassen. Die Mutter lächelte, und ahnete nicht, was für ein Genie in ihrem Erzeugten steckte. Die gute, gute Mutter! Nun wird sie es auch nie erfahren. Als ich später statt der Kartenhäuser an Luftschlössern zu bauen anfing, hat sie mich oft genug gewarnt, meiner allzu träumerischen Natur nicht nachzugeben, sondern auf etwas Reelles, das in der Welt gilt, mich zu verlegen. Die gute, gute Mutter! Sie wird nun nie erfahren, daß ein träumerischer Sohn, der so hübsch Kartenhäuser und Luftschlösser bauen konnte, nicht nur Etwas, das in der Welt gilt, sondern sogar auch eine eigene Welt zu erschaffen vermag. In Summa Summarum, daß er ein Genie ist. O Mutter!

Bewahre aber der Himmel den träumerischen Sohn vor Hochmuth! Doch nein, der Sohn weiß nur zu gut, was es für den Menschen heißt, Welten zu schaffen. Er hat von jeher seine besonderen demüthigen Gedanken darüber gehabt. Die Spinne, die neulich ihr schönes kunstgeregeltes Netz über mein Fenster hinspann, hat es gehört, wie sehr ich über die Vergänglichkeit der Kunst wehklagte, als meine gefühllose Wirthin sie mitsammt ihrer selbstgeschaffenen Welt wegfegte.

Sich selbst hervorzubringen: höher kommt kein Mensch.

Mit den Träumen von einer universalen Wirksamkeit der Kunst ist es eine höchst gefährliche Sache. Unsere Deutschen Literaturtitanen des achtzehnten Jahrhunderts haben beständig an diesem Gedanken gekrankt, und hätten lieber zugegeben, daß der Himmel einstürze, als daß der heiligen Bedeutsamkeit ihrer Bücher auch nur ein Haar gekrümmt werde. Jeder Vers war für das Universum gedichtet, jede Zeile in die ewige Weltuhr eingegraben. Es ist, sage ich, gefährlich und abermals gefährlich. Man geräth da mit dem lieben Gott in's Handgemenge, wenn man ihm die Kunst als Weltschöpferin zu nahe an seinen Thron schiebt. Sich selbst hervorzubringen: darauf läuft doch am Ende alle Production, auch des Genies, nur hinaus, und indem dies das Streben wahrhaft menschlicher Bildung

ist, ist es zugleich die Grenze der Kunst. In dieser Grenze liegt aber ein Trost, in ihr liegt Ruhe und Versöbnung gegen alle Anfechtungen einer der Kunst gleichgültig gesinnten Zeit. Der Genius muß dennoch schaffen, und sollte auch in der ganzen weiten Welt Niemand da sein, der ihn verstände, sollte auch kein einziger seiner Töne einem liebenden Anklang in der allgemeinen Stimmung begegnen; er muß schaffen, denn er muß sich selbst hervorbringen. So wird er zum Märtyrer der Aufgabe, die ihm gestellt ist, aber er ist dessen freudig in seinem Geist, er kann nicht anders. Er muß alle die Welten- und Menschenkeime, die in ihn gestreut sind, aus sich herausbilden und in die Erscheinung treten lassen; er muß ganze Städte bauen, ganze Geschlechter erzeugen, Lebensrichtungen ausfechten, Haß und Liebe in Flammen setzen, Leidenschaft und Tod deuten. Davon lebt und stirbt er. Dann hat er Ruhe vor sich selbst.

Ich glaube an keine ewige Dauer des Kunstwerkes. Es ist auf die Woge seiner Zeit geschrieben, es ist den Stürmen der Geschichte und der Umwälzung der Gesinnungen unterworfen. Es ist ein wandelbares Gut des Geschlechts. Nur einmal hat es in seiner schönsten Bedeutung Klang, Farbe und Leben gehabt; einmal kommt seine Stunde, wo es Klang, Farbe und Leben verlieren muß. Ich rede nicht blos von den Kunstwerken, die schon durch ihr Material dem Schicksal einer endlichen Auflösung verfallen sind. Vor der restaurirten Sixtinischen Madonna in Dresden standen mir große Thränen der Wehmuth im beschauenden Auge, und es war ein wahres Glück, daß der Hofrath Hase, mit dem ich darüber sprach, mich meiner Kunstignoranz wegen auswitzelte, weil ich mit der Restauration nicht zufrieden sein wollte, dies brachte mich durch Aerger wieder auf die Beine, sonst wär' ich vor all den geputzten Leuten in ein lautes Weinen ausgebrochen. Als ich dies Bild gesehn, wollte mich nachher fast ein kleiner Stolz beschleichen über die größere Wandellosigkeit der Poesie. Ich dachte an Homer, an Sophokles, ich dachte daran, wie sehr der Oedipus auf Kolonos Esperancens Herz gerührt, als ich ihn ihr damals vorgelesen. Aber sind denn diese Gedichte eigentlich noch etwas Anderes, als bloße historische Monumente? Als solche stehen sie, der Bewunderung und Theilnahme werth, vor uns da, aber sie können keine wahre Kunstwirkung im höchsten Grade mehr auf uns ausüben. Es spricht ein Gott aus ihnen, dessen Altäre zertrümmert liegen, es wandelt der abgeschiedene Geist eines fremden Geschlechts durch sie hin. Wir haben keine Blutsverwandtschaft mit ihnen, und man muß Blutsverwandtschaft haben mit einem Kunstwerk, das sich ganz unserer bemächtigen soll. Es ist nicht Fleisch von unserm Fleisch, nicht Geist von unserm Geist. Wir haben keine Illusion an ihnen, sie sind uns Studien geworden und Denkmäler, aber unser innerstes Kunstbedürfniß füllen sie nicht aus. Sie sind als Kunst vergangen. Gestürzte Götterbilder.

Ha, ich freue mich, daß das Kunstwerk nur seiner Zeit angehöret, nur für Menschen lebt, die sind, wie ich; an dieselbe Grenze und Bedingung gefesselt. Das gibt mir fröhlichen zuversichtlichen Muth, etwas zu schaffen. Es ist gar zu schwer und fast schaurig, dichten zu sollen für eine ganze Ewigkeit. Ich abstrahire bei meinen Büchern, die ich schreiben werde, von der Nachwelt; ich verlange nicht einmal Gottes Lohn dafür. Denn soll mich der liebe Gott noch dafür belohnen, daß ich mich hienieden schönstens damit amüsirt habe, Bücher zu schreiben und drucken zu lassen? So viel Ansprüche mache ich nicht. Ich will blos meiner Mitwelt ins Auge sehen, wenn ich schreibe. Die Heroen unserer Literatur im vorigen Jahrhundert glaubten dem lieben Gott einen Gefallen damit zu thun, daß sie sich herabließen, für die von ihm geschaffene Welt etwas zu dichten. Dies ist vorbei. Goethe war ein schöner Statthalter Gottes auf Erden, aber das Pabstthum in der Literatur ist vorbei. Der heutigen Schriftsteller-Generation muß es das höchste Ziel sein, Pfeile des Geistes in ihre Zeit hinauszuschicken, um das Volk der Deutschen aufzuregen und aufzuschütteln. Eines Buches Geist muß in das Volk übergehen, und dann als Buch aufgehört haben zu leben. Es muß wirken und in der Wirkung seinen Geist ausathmen. Die Bücherleiche wird in den Literarhistorien feierlich begraben.

Ich freue mich, ich freue mich! Einem Vogel kann sein Herz nicht leichter sein, als mir, da ich nun meine Grenzen überschaue, innerhalb deren ich arbeiten will, die Grenzen der Zeit. Es bleibt Alles in der Familie, was ich schreiben werde, es ist aus der Zeit. Heisa, ich will das Nächste ergreifen, und das Weiteste daran knüpfen! Da sagen sie freilich, die Zeit sei dem Dichten nicht günstig, und allerdings wäre es eine eigenthümliche Betrachtung, das Verhältniß zwischen Politik und Kunst einmal zu beleuchten. Ich stecke indeß schon zu tief im Wirrwarr darin, um mich in diesem Augenblick ernstlich auf Auseinandersetzung dieser Frage einzulassen. Soviel weiß ich, daß die Kunst nicht nöthig hat, durch die Politik unterzugehen, da die Kunst ein zu nothwendiges National-Element der Völker ist. Ich hasse jetzt im Augenblick — ich weiß nicht, rührt es noch von meinen absolutistischen Anfällen her? — das Wort Politik, sonst möchte ich fast sagen, daß die Kunst sich durch die Politik eher neu beleben, als untergraben könne. Aber ich will mich, wie angegeben, nicht verwickeln, denn mir hängt der Himmel so voll von Geigen, daß mir der Kopf schwindelt, und ich selbst nicht mehr weiß, wo ich in Widersprüche hineingerathe, und ob ich meiner Richtung treu bleibe, oder ob ich noch eine Richtung habe? Lirumlarum, es geht mich nichts an! Was schaden Widersprüche, wenn nur dabei immer der Himmel voll Geigen hängt. Widersprüche sind die Ringe in der Kette jeder Entwickelung. Es rasselt doch, und wo es rasselt, da ist Leben. Und daß die Kunst sich vor der Politik nicht zu fürchten hat, sieht man bei den Deutschen, bei denen sie sich leider bisher in einem nur zu feindlichen Gegensatz zu derselben zu erhalten vermocht. Der überwiegende Kunst- und Wissenschafts-Sinn hat bei diesem Volk den politischen Sinn unterdrückt, statt sich unterdrücken lassen. Dies merkwürdige Volk hat sich lange um die sein eigenstes Herzblut berührenden politischen Dinge wenig bekümmert, und sie lieber geopfert, um in Ruhe gewisse wissenschaftlich-systematische Ideen hervorzubilden, Dramen voll Griechischer Einfachheit und Romane für ein liebendes Deutsches Herz zu schreiben, die antike Metrik in die Deutsche Poesie einzuführen, und einen Hexameter mit einer Vorschlagsylbe zu erfinden. Wird sich sein ideeller Sinn jetzt endlich einmal mit seinem politischen versöhnen und zu einem Nationalgleichgewicht durchdringen? Das ist, worauf die Patrioten jetzt lediglich hinarbeiten sollten. Das ist es, was ich will! Was geht mich mein Absolutismus von neulich an? Was habe ich nach dem fabelhaften Herrn von Zodiacus zu fragen, der durch seinen langen Aufenthalt bei uns eine specielle Maliee auf dies Kleinweltwinkel an den Tag zu legen scheint? Ich weiß längst, daß es nicht geheuer mit ihm ist. Und auf meinen Absolutismus habe ich nie einen sonderlichen Werth gelegt. Ich ignorire ihn vorläufig an mir. Ich will jetzt nichts, und weiter gar nichts, als den ideellen Sinn der Deutschen mit Interessen der Zeit und Oeffentlichkeit befruchten. Darum will ich dichten und Bücher schreiben!

Es ist ein herrliches Loos, Schriftsteller zu sein! Im Leben haben sie mich oft für einen verschlossenen Gesellen gehalten, weil ich mich für zu unbedeutend achte, um von mie selbst viel Redens zu machen, und eine gewisse gesellige Frechheit der Mündlichkeit mir abgeht. Auf dem Papier bin ich aber nie verschlossen gewesen, da habe ich mich oft ausgeströmt und jede Quellader an mir fließen lassen, daß Gutes und Böses in mir Jedem deutlich werden konnte. Wie will ich nun erst als Schriftsteller Alles heraussagen nach Herzenslust, daß nichts in mir bleiben soll! Diese werden mich mehr lieben, und jene werden mich hassen, wenn ich einmal alle meine Gedanken geltend gemacht haben werde. Ich freue mich brennend auf Liebe und Haß, ich kann lieben und hassen, und in beiden eine Poesie mir herausschmecken. Ich werde einmal etwas schreiben, das mir Haß erregen soll! Die Deutschen Schriftsteller müssen sich jetzt erst verhaßt machen, um wahrhaft liebenswürdig zu sein. Sie müssen ihrer Nation, indem sie ihr Alles ins Gesicht sagen, ein Gräuel werden, um entschieden wirken zu können. Der Deutsche ist nur durch seine Schriftsteller zu retten. Wohlan also, es lebe die Oeffentlichkeit des Worts!

Nicht schwer wird es mir, mich zu entscheiden, in welcher Ferne ich dichten soll! Es sind mir vor einiger Zeit eigene Gedanken durch den Kopf gegangen, über den Beruf einer Kunstform: das Höchste darzustellen. Dies ist eine sehr wichtige Frage, über die ich eine gründliche Erörterung anstellen würde, wenn nicht meine ganze Aesthetik von jeher in den bekannten Worten Voltaire's enthalten gewesen wäre: „que tous les genres sont bons hors le genre ennuyeux.“ Auch ist es fast unmöglich, zu entscheiden, welches denn eigentlich das Höchste in der Kunst sei, wenn man darüber untersuchen will, welche Kunstform dazu berufen, dies Höchste zur Darstellung zu bringen. Ich für mein Theil wende daher die Frage wieder auf das Zeitgemäße hin, und frage, welche poetische Kunstform am meisten in der Richtung der Zeit begründet liege? Es ist die Novelle. Das Drama ist einer kunstgerechteren Form fähig, es ist vielleicht der schönste Gipfel eines künstlerisch gefügten Organismus, der Triumph einer vollendeten Architektonik der Poesie. Aber darauf kommt es in diesem Augenblick nicht an, es kommt auf die Lebensperspectiven an, welche die Poesie vor den Augen der Zeit aufthun soll. Und dafür ist die Novelle biegsamer, weil sie unbegrenzter ist, und mit einer großen Keckheit der Darstellung in alle Gebiete des innern und äußern Lebens übergreifen kann. Das Drama ist feierlich gemessen, zu thatenmuthig und unmittelbar heraustretend für den heutigen Tag; man muß die Deutschen mit der Novelle fangen. Die Novelle nistet sich noch am meisten in Stuben und Familien ein, sitzt mit zu Tische und belauscht das Abendgespräch, und man kann da dem Herrn Papa zur guten Stunde etwas unter die Nachtmütze schieben oder dem Herrn Sohn bei gemächlicher Pfeife eine Richtung einflüstern, die vielleicht einmal für die ganze Nation Folgen haben mag. Die Novelle ist ein herrliches Aehrenfeld für die politische Alle-

gorie, wozu sie noch viel zu wenig angebaut ist. Man muß große Lebensgebilde erträumen und sie in Novellenform den Deutschen auf's Zimmer schicken. Sie sind zu faul sich anzuziehn, und selbst hinauszugehn zum Drama; sie können im Drama nur Kotzebue vertragen, der ihnen ihre eigene Deutsche Misère jeden Abend lustig einrührte. Man kann auch auf die Deutschen nicht wirken, wenn sie in Schauspielhäusern sitzen. Sie sind da entweder nur modisch aufgelegt, denn sie fühlen sich im Zusammensein nie als eine Nation, oder es graut sie heimlich untereinander vor der Oeffentlichkeit, in der sie sich da gegenübersehen, und man darf ihnen in diesem Zustande kein erregendes Wort sagen, weil sie es gleich von wegen der offenbaren Oeffentlichkeit als gefahrbringend einsehn. Draußen vor dem Schauspielhause ist auch Gensdarmerie und Polizei aufgestellt, und behüten das Drama. Die Novelle steht sich mit der Polizei besser, und sie flüchtet sich auf die Stube, wo es keine Gensdarmerie gibt. In seiner Stube ist der Deutsche auch ein ganz anderer Mensch, da kann man mit ihm reden. Hier sitzt er still und läßt sich gern für Alles begeistern, er glaubt an die Freiheit, und schwört auf ein höheres Nationalleben. Er sieht ein, wo ihm Unrecht geschieht und Recht wiederfahren muß. Er ist ein vorzüglicher Mensch. Er schaut fast so aus, als könnte ihn die Weltgeschichte noch einmal brauchen. Er nimmt sich wirklich wie ein Mann aus, der Augen, Ohren, Mund und Nase hat. In dieser seiner glücklichen Stimmung muß ihn die Novelle zu Hause zu treffen suchen, sie muß sich in diese einschleichen oder sie aufrufen in ihm. Mitten in der Trägheit der Novellenleserei, wo er recht zu faullenzen glaubt, muß sie ihm einen Floh in's Ohr setzen, und muß ihn allmälig durch Gebilde eines glückseligeren, kräftigeren, hochherzigeren Lebens überraschen, daß er vor Ungeduld und Sehnsucht ganz unbändig wird. So fasse ich die Novelle als deutsches Hausthier auf, und als solches ist sie mir jetzt die berufenste Kunstform, das Höchste darzustellen. Ich säe und ernte auf ihrem Acker meine schönsten Hoffnungen.

Auf Künstlergröße verzichte ich gern; ich und die Zeit, wir beide sind zu unruhig dazu. Nicht als ob ich Kunstwerth verachtete, sondern ich achte ihn eben zu hoch, um ihn würdig erreichen zu können. Ein Künstler muß ein Göttersohn der Ruhe sein. Die Sonne darf ihm nicht untergehn, und über seinem Schaffen leuchtet der ewige Friede. Durch die kleinsten Theile seines Gebildes waltet dieselbe Liebe, welche die größten verherrlicht. Es gehört eine erhabene Sinnesart dazu. Wer kann sich aber jetzt in die Künstlerwerkstätte zurückziehn, und in deren geweihter Stille ruhig die Jahre hinbringen, während sich draußen unterdeß eine ganze Welt umwälzen kann. Da muß man lieber aufpassen und Schildwach stehen, um ins Gewehr treten können, wenn ein großes Ereigniß vorbeipassirt, oder die Zeit ruft: heraus! Alle Dichtungen werden daher heut an einer gewissen Zeitunruhe leiden, wodurch ihnen ihr heiliger Kunstfriede gebrochen wird. Vor allen auch die meinigen. Sie werden aussehn wie ein Mensch, der auf einem baierischen Postwagen von schönen Gedanken an seine Liebe überrascht wird. Er kann diese Liebesgedanken unmöglich alle rein ausdenken, während ihm der vermaledeite stößige Wagen dabei die Rippen entzwei bricht.

Der größte aller Künstler ist doch Gott! Er hat den Frieden dazu, mitten durch die Unruhe seines Weltgedichtes ewige Kunstgesetze der Ruhe innerlich hinzuleiten. In Gottes Geist ist alle Unruhe schon von ewig her als Ruhe und Ordnung ausgeglichen gesetzt. Es ist die höchste Leistung künstlerischer Ausgleichung. Ich habe längst Gott am meisten als den Künstler angebetet. Dies ist meine Religion zu ihm, ich habe keine andere. Dies ist meine Metaphysik, durch die ich ihn erkenne und fasse, ich fasse ihn nicht anders. Als Weltkünstler, wie er die Lebensloose der Menschen und Völker gruppirt, erkenne ich ihn, und dies Erkennen ist meine Andacht. Eine bewundernswürdige Kunstsymmetrie geht durch das Universum, vor der ich staunend mich neige. Die Frommen werden mich und meine Kunstreligion verdammen, aber ich mag auch, bei meiner Seele, nicht in ihren Himmel kommen. Die Weltschöpfung ist mir ein Kunstwerk; so kann man in der Geschichte Aesthetik studiren. Und weil Gott den Menschen nach seinem Ebenbilde geschaffen, hat er in diesen kleinen Gott auch jenen großen Weltschöpferdrang gelegt, ihm zu Lust und Qual. Darum ist auch der Mensch ein Stück Künstler, weil sein Gott der unendliche Künstlergeist selber ist. Auch der Mensch muß Welten bauen! —

Und nun, du gute Mutter, auf deren Schooß ich die ersten Kartenhäuser baute, Deine Warnungen sollen doch nicht in den Wind geschlagen sein! Wenn ich einst weder Kartenhäuser, noch Luftschlösser, noch Welten mehr werde bauen können, dann will ich mich, wie Du gewünscht, auf etwas Reelles, das in der Welt gilt, legen. Es ist für einen träumerischen Sohn immer noch Zeit, vernünftig zu werden. Laß mich nur noch bauen, laß mich bauen! Ich muß bauen. Trara! Trara! — —

Die Mythe vom Klugsch.

Der Klugsch..r ist eine uralte Person, er ist so alt als die Welt steht. Als der liebe Gott im Anfang Himmel und Erde geschaffen, und am siebenten Tage gesehen, daß Alles sehr gut war, ließ sich schon am Abend des siebenten Tages der brummende Laut eines Mißvergnüngten durch die Schöpfung vernehmen. Er kam vom Klugsch..r. Ihm war der Tag zu hell und die Nacht zu finster, die Sonne zu grell und der Mond zu matt, der Sommer zu warm und der Winter zu kalt, er bekam im Frühling den Schnupfen und im Herbst die Kolik. Die Nachtigall war ihm zu schwärmerisch, und doch die Gans wieder zu borniet, er tadelte die Blumen auf dem Felde, daß sie nicht arbeiteten, und ärgerte sich, daß der Mensch durch Arbeit das Leben sich fristen mußte, er glaubte es gar nicht aushalten zu können. Er schrieb die erste Recension über die Schöpfung. Er klagte Gott an, daß es allen Einrichtungen auf dieser Erde an einer richtigen Mitte fehle. Himmel und Erde lägen ihm zu weit auseinander, die Sterne ständen zu hoch, um sie genau sehen zu können, er verlangte einen sichern Mittelplatz, von dem aus Himmel und Erde gleichmäßig zu genießen wären. Da redete Gott im Wetter zu ihm, und sprach in seinem Zorn: Du sollst der ewige Klugsch..r der Schöpfung bleiben!! Der Klugsch..r nahm sich dies zu Herzen, und wanderte aus. Er wanderte durch alle damals entdeckten Welttheile, und trug überall den Fluch Gottes mit sich. Nirgends labte ihn ein milder Balsamtropfen der Zufriedenheit, er wollte Alles besser wissen, als es war, er wollte Alles vermitteln. Weit und breit gefürchtet schlich er als reisender Malcontent durch die Weltgeschichte. Man nannte ihn auch einen Handelsreisenden Beelzebubs. Er war und blieb aber der ewige Klugschmecker. In Jerusalem debütirte er eine Zeitlang als Malcontent des Christenthums, und wurde seitdem auch der ewige Jude genannt. Als ewiger Jude hat er noch seine schönsten Zeiten erlebt und es zu einer gewissen Tragik gebracht. Bald aber stürzte er sich ins modern bürgerliche Leben und versuchte sich in allerlei Aemtern. Nachdem er abwechselnd Schulmeister, Kritiker, Wetterprophet, Kalendermacher, guter Rathgeber, Beichtvater und Hofastronom geworden, nachdem er sich darauf mit der Hegelschen Philosophie beschäftigt, mit dem logischen Begriff sich wichtig gemacht und einige Semester als Privatdocent in Berlin ohne Zuhörer gelesen hatte, warf sich der arme Klugsch.ß.r aus Verzweiflung endlich auf die Politik. Er redigirte mehrere Regierungsblätter, ging nach Paris, und wurde zuerst beim Moniteur beschäftigt. Obwohl, nach so viel Leiden, längst zum dürren grauen Männchen abgezehrt, nur noch aus Haut und Knochen bestehend, gelang es ihm doch, hier noch einmal Epoche zu machen. Er wurde Juste-Milieu-Mann, kam ins Ministerium und schulmeisterte den Zeitgeist, wie ein Hofmeister seinen ungezogenen Junker. Der Zeitgeist war träge geworden, und demüthigte sich schlaftrunken vor dieser Zuchtruthe des Klugsch..rei-Systems. Der Teufel lobte den ewigen Klugschmecker. — — —

Friedrich Wilhelm August Murhard

ward am 7. December 1779 zu Kassel geboren, studirte auf dem vaterstädtischen Lyceum schon neben den classischen auch die orientalisch-semitischen Sprachen und seit 1796 zu Göttingen schöne Wissenschaften und die Rechte und unternahm nach erfolgter Doctorpromotion 1799 über Regensburg und Wien eine Reise nach Ungarn, Siebenbürgen, die Türkei und Kleinasien. Nach seiner Rückkehr bereiste er Süddeutschland, Frankreich, Italien, die Schweiz, Belgien und Holland, und wurde dann zum Redacteur des westphälischen Moniteur, Bibliothekar am kasseler Museum und Präfecturrath des Fuldadepartements ernannt. Nach Auflösung des westphälischen Regiments lebte er unbeamtet und unabhängig seinen literarischen Beschäftigungen zu Frankfurt am Main, ward aber 1824 auf einer Reise nach Hanau wegen Verdachtes der Abfassung von Drohbriefen gegen den Kurfürsten gefäng-

lich eingezogen und erst nach Verhaftung des kurhessischen Oberpolizeidirectors, von Manger, wieder freigelassen. Er lebte seitdem als Privatmann zu Göttingen.

Seine Schriften sind:

Bibliographie des Magnetismus. Kassel 1797.
Literatur der mathematischen Wissenschaften. Leipzig 1797—1805, 5 Thle.
Geschichte der Physik. Göttingen 1798—99, 2 Thle.
Gemälde von Konstantinopel. Penig und Leipzig 1804, 3 Thle.; 2. Ausg. 1805, 2 Thle.
Konstantinopel und St. Petersburg. Zeitschrift mit v. Reimers. Penig und Petersburg 1805 — 1806, 2 Jahrgänge.
Gemälde des griechischen Archipelagus. Berlin 1807—1808, 2 Bde.
Allgemeine politische Annalen. Frankfurt 1821.
Grundlage des jetzigen Staatsrechts des Kurfürstenthums Hessen. Kassel 1834—35.
Einzelne Abhandlungen u. s. w. in Zeitschriften u. s. w.

Freisinnige und großartige Auffassung der Verhältnisse, Scharfsinn, ausgebreitete Kenntnisse, Eleganz des Stils und lebendige Darstellung haben ihm unter den deutschen Publicisten einen angesehenen Namen erworben.

Johann Karl Adam Murhard,

der jüngere Bruder des Vorigen, ward am 25. Februar 1781 zu Kassel geboren, studirte mit seinem Bruder erst zu Göttingen, dann 1799 allein zu Marburg Jurisprudenz, und wurde hier Doctor der Rechte. Nach seiner Rückkehr in seine Vaterstadt wurde er 1800 als Archivar bei der Oberrentkammer angestellt und unter der westphälischen Regierung, als Correspondent, Commissar bei Untersuchung der Archive und 1809 als Staatsrathsauditeur und Chef verschiedener Sectionen im Finanzministerium angestellt. Nach Auflösung dieses Reichs regelte er als Hauptliquidator die Schulden der Departements der Fulda, der Werra und des Harzes, und trat darauf in seinen frühern Rang als Archivar zurück. Eine spätere Ernennung zum Regierungssecretär lehnte er mit dem kurhessischen Staatsdienste zugleich ab und lebte bis zum Februar 1824 zu Frankfurt, worauf er mit seinem Bruder zugleich verhaftet, aber bald wieder frei gelassen wurde.

Er schrieb:

Müssige Abendstündchen zweier Freunde. Germanien 1799, 1r Theil, mit P. F. Beebe.
Theorie der Elektricität und des Magnetismus. Aus dem Französischen des Hauy. Altenburg 1801.
Ueber den Handel Portugals. Aus dem Portugiesischen des da Cunha. Hamburg 1801.
Azuni's Gemälde von Sardinien. Leipzig 1803, 2 Thle.
Fell's Reise durch die batavische Republik. Ebendas. 1805.
Blicke auf Paris. Altenburg 1805.
Ideen über Gegenstände der Nationalökonomie und Staatswirthschaft. Göttingen 1808.
Westphalen unter Hieronymus Napoleon. Braunschweig 1812, mit Hassel.
Theorie des Geldes und der Münze. Leipzig 1837.
Einzelne Aufsätze, Abhandlungen u. s. w. in Zeitschriften u. s. w.

Echte Wissenschaftlichkeit, vortreffliche lichtvolle Darstellung, Scharfsinn und ein ausgezeichneter didaktischer Stil reihen des jüngeren M. Bestrebungen denen seines Bruders würdig an.

Thomas Murner, s. Meistersänger.

Christoph Gottlieb von Murr,

ein bekannter Geschichts- und Alterthumsforscher ward am 6. August 1733 zu Nürnberg geboren, studirte hier und zu Altorf classische Sprachen und schöne Wissenschaften und wurde dann in seiner Vaterstadt als Wag- und Zollamtmann angestellt. Er starb daselbst am 8. April 1811.

Von ihm haben wir:

Fielding's Reise nach Lissabon. Uebersetzt. Altorf 1764.
Haoh Kjöh. Chinesischer Roman. Uebersetzt. Leipzig 1766.
Glower's Medea. Trauerspiel. Uebersetzt. Nürnberg 1768.
Cardonne's Geschichte von Afrika und Spanien unter den Arabern. Uebersetzt. Ebendas. 1768 — 1770, 3 Thle.
Betrachtungen beim Absterben Gellert's. Ebendas. 1770—71.
An Rabener's Schatten. Ebendas. 1771.
Denkmal zur Ehre Klotz'. Frankfurt und Leipzig 1772.
Sinngedichte. Magdeburg 1773 u. 1779.
Journal zur Kunstgeschichte und allgemeinen Literatur. Nürnberg 1775—89, 17 Bde.
Ueber Lessing's Laokoon. Erlangen 1779.
Geschichte der Jesuiten in Portugal. Nürnberg 1787—88, 2 Bde.
Beiträge zur Geschichte des 30jährigen Krieges. Ebendas. 1790.
Neues Journal u. s. w. Ebendas. 1798 — 99, 2 Bde.
Die jetzige Welt. Lehrgedicht. 4. Ausg. Ebendas. 1804.
Die mediceische Venus und Phryne. Ebendas. 1805.
Leben und Schriften des Philosophen G. Bruno. Dresden 1805.
Die Ermordung Albrechts, Herzogs von Friedland. Halle 1806.

M. wirkte zu seiner Zeit eifrig für die geschichtliche und theoretische Kenntniß der schönen Künste in Deutschland und erwarb sich hier durch viele, für jene Zeit besonders treffliche Abhandlungen großes Verdienst. — Von seinen übrigen Leistungen ist der ihm oft gemachte Vorwurf der Flüchtigkeit nicht ganz abzuweisen.

Johann Karl August Musäus,

ein Sohn des Landrichters und nachherigen Rathes und Amtmanns M. zu Eisenach, ward 1735 zu Jena geboren und von seinem Oheim, dem nachherigen Generalsuperintendenten Weißenborn zu Eisenach, trefflich und väterlich erzogen. Nachdem er drei und ein halbes Jahr in Jena Theologie studirt hatte und Magister der Philosophie, wie

auch Mitglied der deutschen Gesellschaft geworden war, kehrte er als Candidat des Predigtamtes zu seinen Eltern zurück. Weil die Bauern eines bei Eisenach gelegenen Dorfes sich seiner Annahme zum Pfarrer widersetzten, weil er als Candidat getanzt habe, widmete er sich ganz der Literatur und ging 1763 als Pagenhofmeister nach Weimar ab, wo er 1770 zum Professor am Gymnasium ernannt wurde. Hier wirkte er durch mündliche Lehre wie durch seine Schriften segensreich für seine Zeit, bis ein Herzpolyr am 28. October 1787 seinen Tod herbeiführte. — Stete Heiterkeit, herzliche Gutmüthigkeit und große Bescheidenheit bei originellem Witze, gründlichen Kenntnissen und deutscher Offenheit, und Biederkeit, machten ihn zum Liebling derer, die ihn persönlich kannten, abgesehen von dem großen Werthe seiner Schriften.

Er verfaßte theils anonym, theils pseudonym:

Grandison der Zweite. Eisenach 1760 — 62, 2 Bde., 8.; 2. veränderte Ausg. mit dem Titel: Der deutsche Grandison. Ebendas. 1781 — 82, 2 Bde., 8., mit Titelkupf.; neueste Aufl. Leipzig 1808, 2 Bde., 8.

Das Gärtnermädchen. Komische Oper. Weimar 1771, 8., componirt von Wolf.

Physiognomische Reisen. Altenburg 1778 — 79, 4 Hefte, 8.; dann: 1781, 8., mit Titelsilhouette, und 1788.

Volksmärchen der Deutschen. Gotha 1782 — 86, 5 Bde., 8.; n. A. Ebendas. 1787 — 88; n. A. von Weiland Ebendas. 1806, mit Vignett.; neueste A. von Jacobs 1826, 5 Bdchen 8.; ein 6r Theil Halle 1789, 8., ist von G. G. Fülleborn. Wurde ins Englische übersetzt.

Freund Heins Erscheinungen in Holbein's Manier. Winterthur 1785, gr. 8., mit 25 Kupf.

Straußfedern. Berlin u. Stettin 1787, 1r Bd., 8. (die Fortsetzung von J. G. Müller und Andern).

Moralische Kinderklapper. Nach dem Französischen des Monget. Herausgegeben von Bertuch. Gotha 1788, 8.; n. A. Ebendas. 1794, mit Vignett.; neueste A. Ebendas. 1823, 8., mit Vign. (fortgesetzt von Funke).

Nachgelassene Schriften. Herausgegeben von seinem Schüler A. v. Kotzebue. Leipzig 1791, 8., mit Kupf., Portrait und Abbildung des Denkmals an seinem Grabe.

Die 4 Stufen des menschlichen Alters. Vorspiel mit Gesang und Musik von Hiller.

Auch lieferte er Beiträge in die Allgemeine deutsche Bibliothek (Band 2).

Die gefälligste, munterste Laune, verbunden mit Originalität und Reichthum der Gedanken, feiner satirischer Witz, anmuthige Behaglichkeit, warmes, tiefes Gefühl für alles Gute und Schöne, echte Naivetät und ein eigenthümlicher, glücklicher Styl, verleihen den Schriften dieses durch Charakter wie Geist gleich sehr ausgezeichneten Mannes einen großen Reiz und bleibenden Werth. Keine seiner Leistungen ist unbedeutend; jede hat einen besonderen Schatz von guten und treffenden Bemerkungen, neuen und frischen Einfällen, interessanten und meisterhaft durchgeführten, oft überraschenden Bildern und Vergleichungen. Am Schlagendsten tritt seine Satire in den physiognomischen Reisen hervor, sowie sein gefühlvoller Humor in Freund Holbein's Erscheinungen. Seine Volksmährchen der Deutschen bleiben indessen sein vorzüglichstes Werk; wenn auch die ursprünglichen Stoffe unter seiner Bearbeitung ihren nationalen Charakter verloren, und seine Behandlung sich mehr der leichten französischen Weise, solche Gegenstände zu verarbeiten, zuneigt, so waltet doch eine Liebenswürdigkeit, Anmuth und Naivetät in ihnen, wie man sie, namentlich in unserer Literatur, nur selten findet.

Die Bücher der Chronika der drei Schwestern *).

Erstes Buch.

Ein reicher, reicher Graf vergeudete all sein Hab' und Gut. Er lebte königlich, hielt alle Tage offne Tafel; wer bei ihm einsprach, Ritter oder Knappe, dem gab er drei Tage lang ein herrliches Banket, und alle Gäste taumelten mit frohem Muth von ihm hinweg. Er liebte Bretspiel und Würfel; sein Hof wimmelte von goldgelockten Edelknaben, Läufern und Hayducken, in prächtiger Livree, und seine Ställe nährten unzählige Pferde und Jagdhunde. Durch diesen Aufwand zerrannen seine Schätze. Er verpfändete eine Stadt nach der andern, verkaufte seine Juwelen und Silbergeschirr, entließ die Bedienten und erschoß die Hunde; von seinem ganzen Eigenthum blieb ihm nichts übrig, als ein altes Waldschloß, eine tugendsame Gemahlin und drei wunderschöne Töchter. In diesem Schlosse hauste er von aller Welt verlassen; die Gräfin versah mit ihren Töchtern selbst die Küche, und weil sie allerseits der Kochkunst nicht kundig waren, wußten sie nichts als Kartoffeln zu sieden. Diese frugalen Mahlzeiten behagten dem Papa so schlecht, daß er grämlich und mißmuthig wurde, und in dem weiten leeren Hause lärmte und fluchte, daß die kahlen Wände seinen Unmuth widerhallten. An einem schönen Sommermorgen ergriff er aus Spleen seinen Jagdspieß, und zog zu Walde, ein Stück Wild zu fällen, um sich eine leckerhafte Mahlzeit davon bereiten zu lassen.

Von diesem Walde ging die Rede, daß es darin nicht geheuer sei; manchen Wanderer hatte es schon irre geführt, und mancher war nie daraus zurückgekehrt, weil ihn entweder böse Gnomen erdrosselt oder wilde Thiere zerrissen hatten. Der Graf glaubte nichts und fürchtete nichts von unsichtbaren Mächten; er stieg rüstig über Berg und Thal, und kroch durch Busch und Dickig, ohne eine Beute zu erhaschen. Ermüdet setzte er sich unter einen hohen Eichbaum, um mit einigen gesottenen Kartoffeln und ein wenig Salz, dem ganzen Vorrath seiner Jagdtasche, sein Mittagsmahl zu halten.

Von ungefähr hub er seine Augen auf, siehe da! ein grausam wilder Bär schritt auf ihn zu. Der arme Graf erschrack gewaltig über diesen Anblick; entfliehen konnt' er nicht, und zu einer Bärenjagd war er nicht ausgerüstet. Zur Nothwehr nahm er den Jägerspieß in die Hand, sich damit zu vertheidigen, so gut er könnte. Das Ungethüm kam nah heran; auf einmal stand's und brummte ihm vernehmlich diese Worte entgegen: Räuber plünderst du meinen Honigbaum? Den Frevel sollst du mit dem Leben büßen! Ach bat der Graf, ach, freßt mich nicht, Herr Bär, mich lüstet nicht nach eurem Honig, ich bin ein biedrer Rittersmann. Seid ihr bei Appetit, so nehmt mit Hausmannskost vorlieb und seid mein Gast. Hierauf tischt er dem Bären alle Kartoffeln in seinem Jagdhut auf. Dieser aber verschmähte des Grafen Tafel und brummte unwillig fort: Unglücklicher, um diesen Preis lösest du dein Leben nicht; versprich mir deine große Tochter Wulfild augenblicklich zur Frau, wo nicht, so freß ich dich! In der Angst hätte der Graf dem verliebten Bären wohl alle drei Töchter zugesagt, und seine Gemahlin obendrein, wenn er sie verlangt hätte; denn Noth kennt kein Gebot. Sie soll die Eure sein, Herr Bär, sprach der Graf, der anfing sich wieder zu erholen; doch setzte er trüglich hinzu, unter dem Beding, daß ihr nach Landesbrauch die Braut löset, und selber kommt sie heimzuführen. Topp, murmelte der Bär, schlag ein, und reichte ihm die rauhe Tatze hin, in sieben Tagen lös ich sie mit einem Zentner Gold und führe mein Liebchen heim. Topp, sprach der Graf, ein Wort ein Mann! Darauf schieden sie im Frieden auseinander; der Bär trabte seiner Höhle zu, der Graf säumte nicht, aus dem furchtbaren Walde zu kommen, und gelangte bei Sternenschimmer kraftlos und ermattet in seinem Waldschloß an.

Es versteht sich, daß ein Bär, der wie ein Mensch vernünftig reden und handeln kann, niemals ein natürlicher, sondern ein bezauberter Bär ist. Das merkte der Graf wohl; darum dachte er, den zottigen Eidam durch List zu hintergehen, und sich in seiner festen Burg so zu verschanzen, daß es dem Bären unmöglich wäre, hineinzukommen, wenn er auf den bestimmten Tag die Braut abholen würde. Wenn gleich einem Zauberbären, dacht er bei sich selbst die Gabe der Vernunft und Sprache verliehen ist, so ist er am Ende gleichwohl ein Bär, und hat übrigens alle Eigenschaften eines natürlichen Bären. Er wird also doch wohl nicht fliegen können, wie ein Vogel, oder durchs Schlüsselloch in ein verschlossenes Zimmer eingehen, wie ein Gespenst, oder durch ein Nadelöhr schlüpfen.

Den folgenden Tag berichtete er seiner Gemahlin und dem Fräulein das Abenteuer im Walde. Fräulein Wulfild fiel vor

*) Aus Musäus' „Volksmährchen der Deutschen".

Entsetzen in Ohnmacht, als sie hörte, daß sie an einen scheußlichen Bären vermählt werden sollte, die Mutter rang und wand die Hände und jammerte laut, und die Schwestern bebten und bangten vor Wehmuth und Entsetzen. Papa aber ging hinaus, beschaurte die Mauern und Graben ums Schloß her, untersuchte, ob das eiserne Thor schloß- und riegelfest sei, zog die Zugbrücke auf und verwahrte alle Zugänge wohl, stieg darauf auf die Warte, und fand da ein Kämmerlein hochgebaut unter der Zinne und wohlvermauert, darin verschloß er das Fräulein, die ihr seidenes Flachshaar zerraufte, und sich schier die himmelblauen Augen ausweinte.

Sechs Tage waren verflossen und der siebente dämmerte heran, da erhob sich vom Walde her groß Getöse, als sei das wilde Heer im Anzug. Peitschen knallten, Posthörner schallten, Pferde trappelten, Räder rasselten. Eine prächtige Staatskarosse mit Reutern umringt rollte übers Blachfeld daher ans Schloßthor. Alle Riegel schoben sich, das Thor rauschte auf, die Zugbrücke fiel, ein junger Prinz stieg aus der Karosse, schön wie der Tag angethan mit Sammet und Silberstück. Um seinen Hals hatte er eine goldne Kette dreimal geschlungen, in der ein Mann aufrechts stehen konnte; um seinen Hut lief eine Schnur von Perlen und Diamanten, welche die Augen verblendete, und um die Agraffe, welche die Straußfeder befestigte, wär ein Herzogthum feil gewesen. Rasch, wie Sturm und Wirbelwind, flog er die Schneckentreppe im Thurm hinauf, und einen Augenblick nachher bebte in seinem Arm die erschrockne Braut herab.

Ueber dem Getöse erwachte der Graf aus seinem Morgenschlummer, schob das Fenster im Schlafgemach auf, und als er Roß und Wagen, und Ritter und Reisige im Hofe erblickte, und seine Tochter im Arm eines fremden Mannes, der sie in den Brautwagen hob, und nun der Zug zum Schloßthor hinausging, fuhrs ihm durchs Herz, und er erhob groß Klaggeschrei: Ade, mein Töchterlein! Fahr hin, du Bärenbraut! Wulfild vernahm die Stimme ihres Vaters, ließ ihr Schweißtüchlein zum Wagen herauswehen, und gab damit das Zeichen des Abschieds.

Die Eltern waren bestürzt über den Verlust ihrer Tochter, und sahen einander stumm und staunend an. Mama traute gleichwohl ihren Augen nicht, und hielt die Entführung für Blendwerk und Teufelsspuk, ergriff ein Bund Schlüssel und lief auf die Warte und öffnete die Klause; aber sie fand weder ihre Tochter, noch etwas von ihrer Geräthschaft; doch lag auf dem dem Tischlein ein silberner Schlüssel, den sie zu sich nahm, und als sie von ungefähr durch die Luke blickte, sah sie in der Ferne eine Staubwolke gegen Sonnenaufgang emporwirbeln, und hörte das Getümmel und Jauchzen des Brautzugs bis zum Eingang des Waldes. Betrübt stieg sie vom Thurm herab, legte Trauerkleider an, bestreute ihr Haupt mit Asche, weinte drei Tage lang und Gemahl und Töchter halfen ihr wehklagen. Am vierten Tage verließ der Graf das Trauergemach, um frische Luft zu schöpfen, und wie er über den Hof ging, stand da eine feine dichte Kiste von Ebenholz, wohlverwahrt und schwer zu heben. Er ahnete leicht, was drinnen sei; die Gräfin gab ihm den Schlüssel, er schloß auf, und fand einen Zentner Goldes, eitel Dublonen, Eines Schlags. Erfreut über diesen Fund vergaß er all sein Herzeleid, kaufte Pferde und Falken, auch schöne Kleider für seine Gemahlin und die holden Fräulein, nahm Diener in Sold, und hob von neuem an zu prassen und zu schwelgen, bis die letzte Dublone aus dem Kasten flog. Dann machte er Schulden, und die Gläubiger kamen schaarenweis, plünderten das Schloß rein aus, und ließen ihm nichts als einen alten Falken. Die Gräfin sott mit ihren Töchtern wieder Kartoffeln, und er durchstreifte tagtäglich das Feld mit seinem Federspiel aus Verdruß und Langeweile.

Eines Tages ließ er den Falken steigen, der hob sich hoch in die Lüfte und wollte nicht auf die Hand seines Herrn zurückkehren, ob er ihn gleich lockte. Der Graf folgte seinem Flug, so gut er konnte, über die weite Ebene. Der Vogel schwebte dem grausenvollen Walde zu, welchem zu betreten der Graf nicht mehr waghalsen wollte, und sein liebes Federspiel verloren gab. Plötzlich stieg ein rüstiger Adler über dem Walde auf und verfolgte den Falken, welcher den überlegenen Feind nicht sobald ansichtig wurde, als er pfeilgeschwind zu seinem Herrn zurückkehrte, um bei ihm Schutz zu suchen. Der Adler aber schoß aus den Lüften herab, schlug einen seiner mächtigen Fänge in des Grafen Schulter, und zerdrückte mit dem andern den getreuen Falken. Der bestürzte Graf versuchte mit dem Speer von dem gefiederten Ungeheuer sich zu befreien, schlug und stach nach seinem Feinde. Aber der Adler ergriff den Jagdspieß, zerbrach ihn wie ein leichtes Schilfrohr, und kreischte ihm mit lauter Stimme diese Worte in die Ohren: Verwegner, warum beunruhigst du mein Luftrevier mit deinem Federspiel? Den Frevel sollst du mit deinem Leben büßen. Aus dieser Vogelsprache merkte der Graf bald, was für ein Abenteuer er zu bestehen habe. Er faßte Muth und sprach: Gemach, Herr Adler, gemach! Was hab ich euch gethan? Mein Falk hat seine Schuld ja abgebüßt, den laß ich euch, stillt euren Appetit. Nein fuhr der Adler fort, mich löstet eben heut nach Menschenfleisch, und du scheinst mir ein fetter Fraß. Pardon, Herr Adler, schrie der Graf in Todesangst, heischt was ihr wollt von mir, ich geb es euch: nur schont meines Lebens. Wohl, versetzte der mörderische Vogel, ich halte dich beim Wort; du hast zwei schöne Töchter, und ich bedarf ein Weib. Versprich mir deine Adelheid zur Frau, so laß ich dich mit Frieden ziehn, und löse sie von dir mit zwei Stufen Gold, jede einen Centner schwer. In sieben Wochen führ ich mein Liebchen heim. Hierauf schwang sich das Ungethüm hoch empor und verschwand in den Wolken.

In der Noth ist einem alles feil. Da der Vater sahe, daß der Handel mit den Töchtern so gut von statten ging, gab er sich über ihren Verlust zufrieden. Er kam diesmal ganz wohlgemuth nach Hause, und verhehlte sorgfältig sein Abentheuer, theils den Vorwürfen, die er von der Gräfin fürchtete, auszuweichen, theils der lieben Tochter das Herz vor der Zeit nicht schwer zu machen. Zum Schein klagte er nur über den verlornen Falken, von welchem er vorgab, er habe sich verflogen. Fräulein Adelheid war eine Spinnerin, wie keine im Lande. Sie war auch eine geschickte Weberin, und schnitt eben damals ein Stück köstlicher Leinwand vom Weberstuhle, so fein wie Battist, welche sie unfern der Burg auf einem frischen Rasenplatze bleichte. Sechs Wochen und sechs Tage vergingen, ohne daß die schöne Spinnerin ihr Schicksal ahnete: obgleich der Vater, der doch etwas schwermüthig wurde, als der Termin der Heimsuchung nahete, ihr unter der Hand manchen Wink davon gab, bald einen bedenklichen Traum erzählte, bald die Wulfild wieder in Andenken brachte, die längst vergessen war. Adelheid war frohen und leichten Sinnes, wähnte, das schwere Herzblut des Vaters erzeuge hypochondrische Grillen. Sie hüpfte sorgenlos bei Anbruch des bestimmten Tages hinaus auf den Bleichrasen, und breitete ihre Leinwand aus, damit sie vom Morgenthau getränkt würde. Wie sie ihre Bleiche beschickt hatte, und nun ein wenig umherschauete, sah sie einen herrlichen Zug Ritter und Knappen herantraben. Sie hatte ihre Toilette noch nicht gemacht, darum verbarg sie sich hinter einem wilden Rosenbusch, der eben in voller Blüthe stand, und glotzte hervor, die prächtige Kavalkade zu schauen. Der schönste Ritter aus dem Haufen, ein junger schlanker Mann in offnem Helm, sprengte an den Busch, und sprach mit leichter Stimme: Ich sehe dich, ich suche dich, fein Liebchen, ach verbirg dich nicht; rasch schwing dich hinter mich aufs Roß, du schöne Adlerbraut! Adelheit wußte nicht wie ihr geschah, da sie diesen Spruch hörte; der liebliche Ritter gefiel ihr baß: aber der Beisatz, Adlerbraut, machte das Blut in ihren Adern erstarren; sie sank ins Gras, ihre Sinnen umnebelten sich, und beim Erwachen befand sie sich in den Armen des holden Ritters, auf dem Wege nach dem Walde.

Mama bereitete indeß das Frühstück, und als Adelheid dabei fehlte, schickte sie die jüngste Tochter hinaus, zu sehen, wo sie bleibe. Sie ging und kam nicht wieder. Der Mutter schwanete nichts Gutes, sie wollte sehen, warum ihre Töchter so lange weilten. Sie ging und kam nicht wieder. Papa merkte, was vorgegangen sei; das Herz schlug laut in seiner Brust; er schlich sich nach dem Rasenplatze, wo Mutter und Tochter noch immer nach der Adelheid suchten und sie ängstlich beim Namen riefen, und auch er ließ seine Stimme weidlich erschallen, wiewohl er wußte, daß alles Rufen und Umsuchen vergeblich war. Sein Weg führte ihn an dem Rosenbusche vorbei, da sah er was blinken, und wie er's genau betrachtete, warens zwei goldene Eier, jedes einen Zentner schwer. Nun konnt er nicht länger anstehn, seiner Gemahlin das Abenteuer der Tochter zu offenbaren. Schandbarer Seelenverkäufer, rief sie aus, o Vater! o Mörder! Opferst du um schändlichen Gewinnstes willen also dein Fleisch und Blut dem Moloch auf? Der Graf, sonst wenig beredtsam, vertheidigte sich jetzt aufs beste, und entschuldigte sich mit der dringenden Gefahr seines Lebens, aber die trostlose Mutter hörte nicht auf, ihm die bittersten Vorwürfe zu machen. Er wählte also das unfehlbarste Mittel allem Wortstreit ein Ende zu machen, er schwieg und ließ seine Dame reden so lange sie wollte, brachte indessen die goldnen Eier in Sicherheit, und wälzte sie gemach vor sich her; legte darauf Wohlstandshalber drei Tage lang Familientrauer an, und dachte nur darauf, wie er seine vorige Lebensart wieder beginnen wollte.

In kurzer Zeit war das Schloß wieder die Wohnung der Freude, das Elysium gefräßiger Schranzen. Ball, Turnier und prächtige Feste wechselten täglich ab. Fräulein Bertha glänzte am Hofe ihres Vaters den stattlichen Rittern in die Augen, wie der Silbermond den empfindsamen Wandlern in einer heitern Sommernacht. Sie pflegte bei den Ritterspielen den Preis auszutheilen, und tanzte jeden Abend mit dem siegenden Ritter den Vorreihen. Die Gastfreigebigkeit des Grafen und die Schönheit der Tochter zog von den entlegensten Orten die edelsten Ritter herbei. Viele buhlten um das Herz der reichen Erbin, aber unter so vielen Freiwerbern hielt die Wahl schwer, denn einer

übertraf den andern immer an Adel und Wohlgestalt. Die schöne Bertha kürte und wählte so lang, bis die goldnen Eier, bei welchen der Graf die Feile nicht gespart hatte, zur Größe von Haselnüssen geschmolzen waren.

Die gräflichen Finanzen geriethen nun wieder in den vorigen Verfall, die Turniere wurden eingestellt, Ritter und Knappen verschwanden, das Schloß nahm wieder die Gestalt einer Einöde an, und die hohe Familie kehrte zu den frugalen Kartoffelmahlzeiten zurück. Der Graf durchstrich mißmuthig die Felder, wünschte ein neues Abenteuer, und fand keins, weil er den Zauberwald scheuete.

Eines Tages verfolgte er ein Volk Rebhühner so weit, daß er dem schauervollen Walde nahe kam, und ob er sich gleich nicht hineinwagte, so ging er doch eine Strecke an der Brahne hin, und erblickte da einen großen Fischweiher, der ihm noch nie zu Gesichte gekommen war, in dessen silberhellem Gewässer er unzählige Forellen schwimmen sah. Dieser Entdeckung freuete er sich sehr. Der Teich hatte ein unverdächtiges Ansehen; daher eilte er nach Hause, strickte sich ein Netz, und den folgenden Morgen stand er bei guter Zeit am Gestade, um solches auszuwerfen. Glücklicherweise fand er einen kleinen Nachen mit einem Ruder im Schilfe. Er sprang hinein, ruderte lustig auf dem Teich herum, warf das Netz aus, fing mit einem Zuge mehr Forellen als er tragen konnte, und ruderte vergnügt über seine Beute dem Strande zu. Ungefähr einen Steinwurf vom Gestade stand der Nachen im vollen Lauf fest und unbeweglich, als säß er auf dem Grunde. Der Graf glaubte das auch, und arbeitete aus allen Kräften, ihn wieder flott zu machen, aber vergebens. Das Wasser verrann rings umher, das Fahrzeug schien an einer Klippe zu hangen, und hob sich hoch über die Oberfläche empor. Dem unerfahrnen Fischer war dabei nicht wohl zu Muthe. Ob gleich der Nachen wie angenagelt stand, so schien sich doch von allen Seiten das Gestade zu entfernen, der Weiher dehnte sich zu einer großen See aus, die Wogen schwollen auf, die Wellen rauschten und schäumten, und mit Entsetzen ward er inne, daß ein ungeheurer Fisch ihn und seinen Nachen auf dem Rücken trug. Er ergab sich in sein Schicksal, ängstlich harrend, welchen Ausgang es nehmen würde. Plötzlich tauchte der Fisch unter, der Nachen ward wieder flott, aber einen Augenblick darauf erschien das Meerwunder über dem Wasser, sperrte seinen abscheulichen Rachen gleich der Höllenpforte auf, und aus dem finstern Schlunde schallten, wie aus einem unterirdischen Gewölbe, vernehmlich diese Worte hervor: Kühner Fischer, was beginnst du hier? Du mordest meine Unterthanen? Den Frevel sollst du mit dem Leben büßen! Der Graf war nun bereits mit dergleichen Abentheuern so bekannt worden, daß er wußte, wie er sich dabei zu benehmen hätte. Er erholte sich bald von seiner ersten Bestürzung, da er merkte, daß der Fisch doch ein vernünftig Wort mit sich reden ließ, und sprach ganz dreist: Herr Behemot, verletzt das Gastrecht nicht, vergönnt mir ein Gerichte Fisch aus eurem Weiher; sprächt ihr bei mir ein, so stünd euch Küch und Keller gleichfalls offen. So traute Freunde sind wir nicht, versetzte das Ungeheuer: kennst du noch nicht des Stärkern Recht, daß der den Schwächern frißt? Du stahlst mir meine Unterthanen, sie zu verschlingen, und ich verschlinge dich! Hier riß der grimmige Fisch den Rachen noch weiter auf, als wollte er ein Schiff mit Mann und Maus verschlingen. Ach schont, schont mein Leben, schrie der Graf, ihr seht, ich bin ein mageres Morgenbrot für euren Wallfischbauch! Der große Fisch schien sich etwas zu bedenken: wohlan, sprach er, ich weiß, du hast eine schöne Tochter, versprich mir die zum Weibe, und nimm dein Leben zum Gewinn. Als der Graf hörte, daß der Fisch aus diesem Tone zu reden anfing, verschwand ihm alle Furcht: Sie stehet zu Befehl, sprach er, ihr seid ein wackrer Eidam, dem kein biedrer Vater sein Kind versagen wird. Doch womit löset ihr die Braut nach Landes Brauch? Ich habe, erwiederte der Fisch, weder Gold noch Silber; aber im Grunde dieser See liegt ein großer Schatz von Perlenmuscheln, du darfst nur fordern. Nun, sagte der Graf, drei Himten Zahlperlen sind wohl nicht zu viel für eine schöne Braut. Sie sind dein, beschloß der Fisch, und mein die Braut, in sieben Monden führ ich mein Liebchen heim. Hierauf stürmt' er lustig mit dem Schwanze, und trieb den Nachen bald an den Strand.

Der Graf brachte seine Forellen nach Hause, ließ sie sieden, und sich diese Carthäusermahlzeit nebst der Gräfin und der schönen Bertha wohlschmecken. Das arme Fräulein ahnete nicht, wie theuer ihr dies Mahl zu stehen kommen würde.

Unterdessen nahm der Mond sechsmal ab und zu, und der Graf hatte sein Abentheuer beinahe vergessen; als aber der Silbermond zum siebentenmal sich zu runden begann, dacht er an die bevorstehende Katastrophe und um kein Augenzeuge davon zu sein, drückte er sich ab, und unternahm eine kleine Reise ins Land. In der schwülen Mittagsstunde, am Tage des Vollmonds, sprengte ein stattlich Geschwader Reuter ans Schloß; die Gräfin, bestürzt über so vielen fremden Besuch, wußte nicht, ob sie die Pforte öffnen sollte oder nicht. Als sich aber ein wohlbekannter Ritter anmeldete, ward ihm aufgethan. Er hatte gar oft zur Zeit des Wohlstandes und Ueberflusses in der Burg den Turnieren beigewohnt, und zu Schimpf und Ernst gestochen, auch manchen Ritterdank von der schönen Bertha Hand empfangen, und mit ihr den Vorreihen getanzt; doch seit der Glückveränderung des Grafen, war er gleich den übrigen Rittern verschwunden. Die gute Gräfin schämte sich vor dem edlen Ritter und seinem Gefolge ihrer großen Armuth, daß sie nichts hatte, ihm aufzutischen. Er aber trat sie freundlich an, und bat nur um einen Trunk frisch Wasser aus dem kühlen Felsenbrunnen des Schlosses, wie er auch sonst zu thun gewohnt war; denn er pflegte nie Wein zu trinken, daher nennte man ihn scherzweise nur den Wasserritter. Die schöne Bertha eilte auf Geheiß der Mutter zum Brunnen, füllte einen Henkelkrug und kredenzte dem Ritter eine krystallene Schale. Er empfing sie aus ihrer niedlichen Hand, setzte sie da an den Mund, wo ihre Purpurlippen die Schale berührt hatten, und that ihr mit innigem Entzücken Bescheid. Die Gräfin befand sich indessen in großer Verlegenheit, daß sie nicht vermögend war, ihrem Gaste etwas zum Imbiß aufzutragen; endlich besann sie sich, daß im Schloßgarten eben eine saftige Wassermelone reifte. Augenblicklich drehte sie sich nach der Thür, brach die Melone ab, legte sie auf einen irdenen Teller, viel Weinlaub drunter und die schönsten wohlriechenden Blumen ringsumher, um sie dem Gaste aufzutragen. Wie sie aus dem Garten trat, war der Schloßhof leer und öde, sie sahe weder Pferde noch Reisige mehr, im Zimmer war weder Ritter noch Knappe; sie rief ihre Tochter Bertha, suchte sie im ganzen Hause, und fand sie nicht. Im Vorhause aber waren drei Säcke von neuer Leinwand hingestellt, die sie in der ersten Bestürzung nicht bemerkt hatte, und die von außen anzufühlen waren, als wären sie mit Erbsen gefüllt; genauer sie zu untersuchen, ließ ihre Betrübniß nicht zu. Die gute Mutter überließ sich ganz ihrem Schmerz, und weinte laut bis an den Abend, wo ihr Gemahl heimkehrte, der sie in großem Jammer fand. Sie konnt ihm die Begebenheit des Tages nicht verhehlen, so gern sie es gethan hätte, denn sie befürchtete von ihm große Vorwürfe, daß sie einen fremden Ritter in die Burg gelassen, der die liebe Tochter entführt hätte. Aber der Graf tröstete sie liebreich und frug nach den Erbsäcken, von welchen sie ihm gesagt hatte, ging hinaus, sie zu beschauen, und öffnete einen in ihrer Gegenwart. Wie groß war das Erstaunen der betrübten Gräfin, als eitel Perlen herausrollten, so groß, wie die großen Gartenerbsen, vollkommen gerundet, fein gebohrt und von dem reinsten Wasser. Sie sahe wohl, das der Entführer ihrer Tochter jede mütterliche Zähre mit einer Zahlperle bezahlt hatte, bekam von seinem Reichthum und Stande eine große Meinung, und tröstete sich damit, daß dieser Eidam kein Ungeheuer, sondern ein stattlicher Ritter sei, welche Meinung ihr der Graf auch nicht benahm.

Nun hatten die Eltern zwar alle ihre schönen Töchter eingebüßt, aber dafür besaßen sie einen unermeßlichen Schatz. Der Graf machte bald einen Theil davon zu Gelde. Vom Morgen bis zum Abend wimmelte es von Kaufleuten und Juden im Schlosse, die um die köstlichen Zahlperlen handelten. Der Graf lösete seine Städte ein, that das Waldschloß an einen Lehnsmann aus, bezog seine vormalige Residenz, richtete den Hofstaat wieder an, und lebte nun nicht mehr als ein Verschwender, sondern als ein guter Wirth, denn er hatte nun keine Tochter mehr zu verhandeln. Das edle Paar befand sich in großer Behaglichkeit, nur die Gräfin konnte sich über den Verlust ihrer Fräulein nicht beruhigen; sie trug beständig Trauerkleider, und wurde nimmer froh. Eine Zeitlang hoffte sie, ihre Bertha mit dem reichen Perlenritter wieder zu sehen, und so oft ein Fremder bei Hofe gemeldet wurde, ahnete sie den wiederkehrenden Eidam. Der Graf vermocht es endlich nicht länger über sich, sie mit leerer Hoffnung hinzuhalten; in der traulichen Betkammer, welche so manchem Männerhaß Luft macht, eröffnete er ihr, daß dieser herrliche Eidam ein scheußlicher Fisch sei. Ach, erseufzte die Gräfin, ach, ich unglückliche Mutter! Hab ich darum Kinder geboren, daß sie ein Raub grausender Ungeheuer werden sollten? Was ist alles Erdenglück, was sind alle Schätze für eine kinderlose Mutter! Liebes Weib, antwortete der Graf, beruhige dich; es ist nun einmal nicht anders; wenns von mir abhinge, sollt es dir an Kindersegen nicht gebrechen. Die Gräfin nahm diese Worte sehr zu Herzen. Sie meinte, ihr Gemahl mache ihr Vorwürfe, daß sie altere und die Unfruchtbare im Hause sei; denn er selbst war noch ein feiner rüstiger Mann. Darüber betrübte sie sich so sehr, daß sie in große Schwermuth fiel, und Freund Hein wär ihr wohl ein willkommener Gast gewesen, wenn er bei ihr eingesprochen hätte.

Zweites Buch.

Alle Jungfrauen und Dirnen am Hofe nahmen großen Antheil an dem Leiden ihrer guten Frau, und jammerten und weinten mit ihr; suchten sie auch wohl zu Zeiten durch Sang und Saitenspiel aufzuheitern; aber ihr Herz war keiner Freude mehr empfänglich. Jede Hofdame gab weisen Rath, wie der Geist des Trübsinns weggebannet werden möchte, gleichwohl war nichts zu erdenken, das den Kummer der Gräfin gemindert hätte. Die Jungfrau, welche ihr das Handwasser reichte, war vor allen andern Dirnen klug und sittsam und bei ihrer Gebieterin wohlgelitten; sie hatte ein empfindsames Herz, und der Schmerz ihrer Herrschaft lockte ihr manche Thräne ins Auge. Um nicht vorlaut zu scheinen, hatte sie immer geschwiegen; endlich konnte sie dem innern Drange nicht länger widerstehen, auch ihren guten Rath zu ertheilen. Edle Frau, sagte sie, wenn ihr mich hören wolltet, so wüßt ich euch wohl ein gut Mittel zu sagen, das die Wunden eures Herzens heilen sollte. Die Gräfin sprach: rede! Unfern von eurer Residenz, fuhr die Jungfrau fort, wohnet ein frommer Einsiedler in einer schauervollen Grotte, zu welchem viel Pilger in mancherlei Noth ihre Zuflucht nehmen. Wie wärs, wenn ihr von dem heiligen Manne Trost und Hilfe begehrtet? wenigstens würde sein Gebet euch die Ruhe eures Herzens wiedergeben.

Der Gräfin gefiel dieser Vorschlag, sie hüllte sich in ein Pilgerkleid, wallfahrtete zu dem frommen Eremiten, eröffnete ihm ihr Anliegen, beschenkte ihn mit einem Rosenkranze von Zahlperlen, und bat um seinen Segen. Dieser war denn auch so kräftig, daß, eh ein Jahr verging, die Gräfin ihrer Traurigkeit quitt und ledig war, und eines jungen Sohns genaß.

Groß war die Freude der Eltern über den holden Spätling. Die ganze Grafschaft verwandelte sich in einen Schauplatz der Wonne, des Jubels und der Feierlichkeiten bei der Geburt des jungen Stammerben. Der Vater nannte ihn Reinald das Wunderkind. Der Knabe war schön, wie der leibhafte Amor selbst, und seine Erziehung wurde mit solcher Sorgfalt betrieben, als ob die Morgenröthe der philanthropistischen Methode damals schon angebrochen gewesen wäre. Er wuchs lustig heran, war die Freude des Vaters und der Mutter Trost, die ihn wie ihren Augapfel wahrte. Ob er nun wohl der Liebling ihres Herzens war, so verlosch doch das Andenken an ihre drei Töchter nicht in ihrem Gedächtniß. Oft, wenn sie den kleinen lachenden Reinald in die Arme schloß, träufelte eine Zähre auf seine Wangen, und als der liebe Knabe etwas heranwuchs, fragte er oft wehmüthig: gute Mutter, was weinest du? Die Gräfin verhehlte ihm aber mit Vorbedacht die Ursache ihres geheimen Kummers: denn außer dem Gemahl wußte niemand, wo die drei jungen Gräfinnen hingekommen waren. Manche spekulative Köpfe wollten wissen, sie wären von irrenden Rittern entführt worden, welches damals nichts Ungewöhnliches war, andere wollten sie im Gefolge der Königin von Burgund, oder der Gräfin von Flandern gesehen haben. Durch tausend Schmeicheleien lockte Reinald der zärtlichen Mutter endlich das Geheimniß ab; sie erzählte ihm die Abenteuer der drei Schwestern mit allen Umständen, und er verlor kein Wort von diesen Wundergeschichten aus seinem Herzen. Nun hatte er keinen andern Wunsch, als wehrhaft zu sein, um auf das Abenteuer ausgehen, seine Schwestern im Zauberwalde aufzusuchen und ihren Zauber zu lösen. So bald er zum Ritter geschlagen war, begehrte er vom Vater Urlaub, einen Heerzug, wie er vorgab, nach Flandern zu thun. Der Graf freuete sich des ritterlichen Muthes seines Sohnes, gab ihm Pferde und Waffen, auch Schildknappen und Troßbuben, und ließ ihn mit Segen von sich, so ungern auch die sorgsame Mutter in den Abschied willigte.

Kaum hatte der junge Ritter seine Vaterstadt im Rücken, so verließ er die Heerstraße, trabte mit romantischem Muth auf das Waldschloß zu, und begehrte von dem Lehnsmanne Herberge, der ihn ehrlich empfing und wohlhielt. Am frühen Morgen, da im Schloß noch Alles in süßem Schlummer lag, sattelte er sein Roß, ließ sein Gefolge zurück, und jagte voll Muth und Jugendfeuer nach dem bezauberten Walde hin. Je weiter er hineinkam, je dichter wurde das Gebüsch, und vom Huf seines Pferdes schalleten die schroffen Felsen wieder. Alles um ihn her war einsam und öde, und die dichtverwachsenen Bäume schienen dem jungen Waghals den weitern Eingang mitleidig zu versperren. Er stieg vom Pferde, ließ es grasen und machte sich mit seinem Schwerdt einen Weg durch den Busch, kletterte an steilen Felsen hinan und gleitete in Abgründe hinab. Nach langer Mühe gelangte er in ein gekrümmtes Thal, durch welches sich ein klarer Bach schlängelte. Er folgte den Krümmungen desselben; in der Ferne öffnete eine Felsengrotte ihren unterirdischen Schlund, vor welcher etwas, das einer menschlichen Figur ähnlich war, sich zu regen schien. Der kecke Jüngling verdoppelte seine Schritte, nahm den Weg zwischen den Bäumen hin, blickte der Grotte gegenüber hinter den hohen Eichen durch, und sahe eine junge Dame im Grase sitzen, die einen kleinen ungestalten Bär auf dem Schooße liebkoste, indeß noch ein größerer um sie schäkerte, bald ein Männchen machte, bald einen possirlichen Purzelbaum schlug, welches Spiel die Dame sehr zu belustigen schien. Reinald erkannte nach der mütterlichen Erzählung die Dame für seine Schwester Wulfild, und sprang hastig aus seinem Hinterhalt hervor, sich ihr zu entdecken. So bald sie aber den jungen Mann erblickte, that sie einen lauten Schrei, warf den kleinen Bär ins Gras, sprang auf, dem Kommenden entgegen, und redete ihn mit wehmüthiger Stimme und ängstlicher Geberde also an: O Jüngling, welcher Unglücksstern führt dich in diesen Wald? Hier wohnt ein wilder Bär, der frißt all Menschenkind, die seiner Wohnung nahen, flieh und errette dich! Er neigte sich züchtiglich gegen die bildschöne Dame und antwortete: Fürchtet nichts, holde Gebieterin, ich kenne diesen Wald und seine Abenteuer, und komme, den Zauber zu lösen, der euch hier gefangen hält. Thor! sprach sie, wer bist du, daß du es wagen darfst, diesen mächtigen Zauber zu lösen, und wie vermagst du das? Er: Mit diesem Arm und durch dies Schwerdt! Ich bin Reinald, das Wunderkind genannt, des Grafen Sohn, dem dieser Zauberwald drei schöne Töchter raubte. Bist du nicht Wulfild, seine Erstgeborne? Ob dieser Rede entsetzte sich die Dame noch mehr und staunte den Jüngling mit stummer Verwunderung an. Er nutzte diese Pause und legitimirte sich durch so viel Familiennachrichten, daß sie nicht zweifeln konnte, Reinwald sei ihr Bruder. Sie umhalsete ihn zärtlich, aber ihre Kniee wankten vor Furcht wegen der augenscheinlichen Gefahr, worin sein Leben schwebte.

Die schöne Wulfild führte hierauf ihren lieben Gast in die Höhle, um da einen Winkel auszuspähen, ihn zu beherbergen. In diesem weiten düstern Gewölbe lag ein Haufen Moos, welches dem Bären und seinen Jungen zum Lager diente; gegenüber aber stand ein prächtiges Bette mit rothem Damast behangen und mit goldnen Tressen besetzt, für die Dame. Reinald mußte sich bequemen, eiligst unter der Bettlade Platz zu suchen, und da sein Schicksal zu erwarten. Jeder Laut und alles Geräusch ward ihm bei Leib und Leben untersagt, besonders prägte ihm die angstvolle Schwester wohl ein, weder zu husten noch zu nießen.

Kaum war der junge Waghals an seinem Zufluchtsorte, so brummte der fürchterliche Bär zur Höhle herein, und schnoberte mit blutiger Schnauze allenthalben umher; er hatte den edlen Falben des Ritters im Walde ausgespürt und ihn zerrissen. Wulfild saß auf dem Thronbette wie auf Kohlen, ihr Herz war eingepreßt und beklommen, denn sie sahe bald, daß der Herr Gemahl seine Bärenlaune hatte, weil er vermuthlich den fremden Gast in der Höhle merkte. Sie unterließ deshalb nicht, ihn zärtlich zu liebkosen, streichelte ihn sanft mit ihrer sammetweichen Hand den Rücken herab, und granete ihm die Ohren; aber das grämliche Vieh schien wenig auf diese Liebkosungen zu achten. Ich wittere Menschenfleisch, murmelte der Fresser aus seiner weiten Kehle. Herzensbär, sagte die Dame, du irrst dich, wie käm ein Mensch in diese traurige Einöde? Ich wittere Menschenfleisch, wiederholte er, und spionirte um das seidene Bette seiner Gemahlin herum. Dem Ritter ward dabei nicht wohl zu Muthe, und trotz seiner Herzhaftigkeit, trat ihm ein kalter Schweiß vor die Stirne. Indessen machte die äußerste Verlegenheit die Dame herzhaft und entschlossen: Freund Bär, sprach sie, bald treibst du mirs zu bunt, fort hier von meiner Lagerstatt, oder fürchte meinen Zorn! Der Schnautzbär kümmerte sich wenig um diese Drohung, und hörte nicht auf, um den Bettumhang herum zu tosen. Allein, so sehr er auch Bär war, so stand er gleichwohl unter dem Pantoffel seiner Dame. Wie er aber Miene machte, seinen Dickkopf unter die Bettlade zu zwängen, faßte sich Wulfild ein Herz, und versetzte ihm einen so nachdrücklichen Fußtritt in die Lenden, daß er ganz demüthig auf seine Streu kroch, sich niederkauerte, brummend an den Tatzen sog und seine Jungen leckte. Bald darauf schlief er ein und schnarchte wie ein Bär. Sogleich erquickte die traute Schwester ihren Bruder mit einem Glase Sekt und etwas Zwieback, ermahnte ihn, gutes Muths zu sein, nun sei die Gefahr größtentheils vorüber. Reinald war von seinem Abenteuer so ermüdet, daß er bald darauf in tiefen Schlaf fiel, und mit dem Schwager Bär um die Wette schnarchte.

Beim Erwachen befand er sich in einem herrlichen Prunkbette, in einem Zimmer mit seidenen Tapeten. Die Morgensonne blickte freundlich zwischen den aufgezogenen Gardinen herein; neben dem Bette lagen auf einigen mit Sammet bekleideten Taburets seine Kleider und die ritterliche Waffenrüstung, auch stand ein silbernes Glöcklein dabei, den Dienern zu schellen. Reinald begriff nicht, wie er aus der schaudervollen Höhle in einen so prächtigen Pallast sei versetzt worden, und war zweifelhaft, ob er jetzt träume, oder vorhin das Abenteuer im Walde geträumt habe. Aus dieser Ungewißheit zu kommen, zog er die

Glocke. Ein zierlich gekleideter Kammerdiener trat herein, fragte nach seinen Befehlen, und meldete, daß seine Schwester Wulfild und ihr Gemahl Albert der Bär, seiner mit Verlangen warteten. Der junge Graf konnte sich von seinem Erstaunen gar nicht erholen. Ob ihm gleich bei Erwähnung des Bären der kalte Schweiß vor die Stirn trat, so ließ er sich doch rasch ankleiden, und trat ins Vorgemach heraus, wo er aufwartende Edelknaben, Läufer und Haybucken antraf. Mit diesem Gefolge gelangte er durch eine Menge Prachtgemächer und Vorsäle zum Audienzzimmer, wo ihn seine Schwester mit dem Anstande einer Fürstin empfing. Neben sich hatte sie zwei allerliebste Kinder, einen Prinzen von sieben Jahren und ein zartes Fräulein, das noch am Gängelbande geleitet wurde. Einen Augenblick hernach trat Albert der Bär herein, der jetzt sein grausendes Ansehn und alle Eigenschaften eines Bären abgelegt hatte, und als der liebenswürdigste Prinz erschien. Wulfild stellte ihm ihren Bruder vor, und Albert umhalsete seinen Schwager mit aller Wärme der Freundschaft und Bruderliebe.

Der Prinz war mit all seinem Hofgesinde durch einen feindseligen Zauber auf gewisse Tage verzaubert. Er genoß nämlich die Vergünstigung, alle sieben Tage von einer Morgenröthe bis zur andern des Zaubers entledigt zu werden. Sobald aber die silbernen Sternlein am Himmel erbleichten, fiel der eherne Zauber wieder mit dem Morgenthau aufs Land; das Schloß verwandelte sich in einen schroffen unersteiglichen Felsen, der reizende Park ringsumher in eine traurige Einöde, die Springbrunnen und Kaskaden in stehende trübe Sümpfe, der Inhaber des Schlosses wurde ein Zottelbär, die Ritter und Knappen Dächse und Marter, die Hofdamen und Zofen Eulen und Fledermäuse, die Tag und Nacht girrten und wehklagten.

An einem solchen Tage der Entzauberung war es, wo Albert seine Braut heimführte. Die schöne Wulfild, die sechs Tage geweint hatte, daß sie an einen zottigen Bär vermählt werden sollte, ließ ihren Trübsinn schwinden, als sie sahe, daß sie sich in den Armen eines jungen wohlgestalteten Ritters befand, der so minniglich sie umfaßte und sie in einen herrlichen Pallast einführte, wo ein glänzendes Brautgepränge ihrer wartete. Sie wurde von schönen Dirnen in Morthenkränzen mit Gesang und Saitenspiel empfangen, ihrer ländlichen Kleidung entlediget, und mit köstlichem Brautschmuck angethan. Ob sie gleich nicht eitel war, so konnte sie doch das geheime Entzücken über ihre Wohlgestalt nicht verhehlen, da ihr die krystallenen Spiegel von allen Wänden des Brautgemachs tausend Schmeicheleien sagten. Ein prächtiges Gastmahl folgte auf die Vermählungsceremonie, und ein glänzender Peunkball beschloß die Feierlichkeit des festlichen Tages. Die reizende Braut athmete Wonne und Seligkeit in den Gefühlen der Liebe, die an ihrem Brauttage, nach der Sitte der keuschen Vorwelt sich zum erstenmal in ihrem jungfräulichen Herzen regten, und das widerliche Bären-Ideal war ganz aus ihrer Phantasie verdrungen. In der Mitternachtstunde wurde sie von ihrem Gemahl mit Pomp in die Brautkammer eingeführt, wo alle Liebesgötter im Plafond von Freude belebt ihre goldnen Flügel zu regen schienen, da das liebende Paar hineintrat.

Der süßeste Morgentraum schwand eben dahin, als die Neuvermählte erwachte, und ihren Gemahl mit einem liebevollen Kuß gleichfalls aus dem Schlafe zu wecken vorhatte. Aber wie groß war ihr Erstaunen, da sie ihn nicht mehr an ihrer Seite fand, und, den seidenen Vorhang aufhebend, sich in ein düsteres Kellergewölbe versetzt sahe, wo das gebrochne Tageslicht durch den Eingang hineinfiel, und nur eben so viel Hellung gab, daß sie einen furchterweckenden Bär wahrnehmen konnte, der aus einem Winkel hervor trübsinnig nach ihr hinblickte.

Sie sank auf ihr Lager zurück, und starb vor Entsetzen hin. Nach einer langen Weile kam sie erst wieder zu sich, und sammelte so viel Kräfte, eine laute Klage anzuheben, welche die krächzenden Stimmen von hundert Eulen außerhalb der Höhle beantworteten. Der empfindsame Bär konnte nicht aushalten, diese Jammerscene mit anzusehen, er mußte hinaus unter Gottes freien Himmel, den Schmerz und Unwillen über sein hartes Schicksal auszukeuchen. Schwerfällig hob er sich vom Lager und zottelte brummend in den Wald, aus welchem er nicht eher als am siebenten Tage kurz vor der Verwandlung zurückkehrte. Die sechs traurigen Tage wurden der untröstbaren Dame zu Jahren. Ueber der hochzeitlichen Freude hatte man aus der Acht gelassen, die Bettlade der Braut mit einigen Lebensmitteln und Erfrischungen zu versehen; denn über alle leblosen Dinge, welche die schöne Wulfild unmittelbar berührte, hatte der Zauber keine Macht; aber ihr Gemahl würde, auch selbst in ihren Umarmungen zum Bären geworden sein. In der Beklommenheit ihres Herzens schmachtete die Unglückliche zwei Tage dahin, ohne an Nahrungsmittel zu denken; endlich aber forderte die Natur die Mittel ihrer Erhaltung mit großem Ungestüm, und erregte einen wilden Heißhunger, der sie aus der Höhle trieb, einige Nahrung zu suchen. Sie schöpfte mit der hohlen Hand ein wenig Wasser aus dem vorüberrieselnden Bächlein und erquickte damit ihre heißen, trocknen Lippen, pflückte einige Hambutten und Brombeere, und verschlang in wilder Betäubung eine Handvoll Eicheln, die sie gierig auflas, und noch eine Schürze voll aus bloßem Naturtrieb mit in die Höhle zurücknahm; denn um ihr Leben war sie wenig bekümmert: sie wünschte nichts sehnlicher als den Tod.

Mit diesem Wunsche schlief sie am Abend des sechsten Tages ein, und erwachte am frühen Morgen in eben dem Gemache wieder, in welches sie als Braut eingetreten war. Sie fand da alles noch in der nämlichen Ordnung, wie sie es verlassen hatte, und den schönsten zärtlichsten Gemahl an ihrer Seite, der in den rührendsten Ausdrücken ihr sein Mitleid über den traurigen Zustand bezeigte, in welchen seine unwiderstehliche Liebe zu ihr sie gebracht hatte, und sie mit Thränen in den Augen um Verzeihung bat. Er erklärte ihr die Beschaffenheit des Zaubers, daß jeder siebente Tag solchen unwirksam mache, und Alles wieder in seiner natürlichen Gestalt darstelle. Wulfild wurde durch die Zärtlichkeit ihres Gemahls gerührt; sie bedachte, daß eine Ehe noch gut genug wäre, wo der siebente Tag immer heiter sei, und daß nur die glücklichsten der Ehen sich dieses Vorrechts rühmen könnten; kurz, sie fand sich in ihr Schicksal, vergalt Liebe mit Liebe, und machte ihren Albert zum glücklichsten Bären unter der Sonne. Um nicht wieder in den Fall zu kommen, in der Waldhöhle zu darben, legte sie jederzeit, wenn sie zur Tafel ging, ein Paar weite Poschen an, welche sie mit Konfekt, süßen Orangen und anderm köstlichen Obst belastete. Auch den gewöhnlichen Nachttrunk ihres Herrn, der ins Schlafgemach gestellt wurde, verbarg sie sorgfältig in ihrer Bettlade, und so war ihre Küche und Keller immer für die Zeit der Verwandlung zureichend bestellt.

Ein und zwanzig Jahr hatte sie bereits im Zauberwalde verlebt, und diese lange Zeit hatte keinen ihrer jugendlichen Reize verdrängt; auch war die wechselseitige Liebe des edlen Paares noch Gefühl des ersten mächtigen Instinkts. Mutter Natur behauptet aller anscheinenden Störungen ungeachtet allenthalben ihre Rechte; auch in der Zauberwelt wacht sie mit großer Sorgfalt und Strenge dafür, und wehret allem Fortschritte und den allmähligen Veränderungen der Zeit ab, so lange durch die widernatürlichen Eingriffe der Zauberei die Dinge dieser Unterwelt ihrer Botmäßigkeit entzogen sind. Laut dem Zeugniß der heiligen Legende stiegen die frommen Siebenschläfer, nachdem sie ihren hundertjährigen Schlaf ausgeschlafen hatten, so munter und rüstig aus den römischen Katakomben hervor, wie sie hineingegangen waren, und hatten nur um eine einzige Nacht gealtert. Die schöne Wulfild hatte nach der Berechnung der guten Mutter Natur, in den ein und zwanzig Jahren nur drei Jahre verlebt, und befand sich also noch in der vollen Blüthe des weiblichen Alters. Eben diese Beschaffenheit hatte es auch mit ihrem Gemahl und dem ganzen verzauberten Hofstaat.

Alles das eröffnete das edle Paar dem holden Ritter auf einem Lustwandel im Park, unter einer Laube, woran sich wilder Jasmin und Hills kletterndes Geißblatt zusammen verflochten. Der glückliche Tag schwand unter dem Gepränge einer bunten Hofgalla und wechselseitigen Freundschaftsbezeugungen nur zu bald dahin. Man nahm das Mittagsmahl ein, nachher war Appartement und Spiel. Ein Theil der Höflinge lustwandelten mit den Damen im Park, trieben Scherz und Minnespiel, bis man zur Abendtafel trompetete, wo in einer Spiegelgallerie unter Beleuchtung unzähliger Wachskerzen gespeiset wurde. Man aß, trank und war fröhlich bis zur Mitternachtsstunde, Wulfild versorgte nach Gewohnheit ihre Poschen und rieth ihrem Bruder, seine Taschen auch nicht zu vergessen. Als abgetragen war, schien Albert unruhig zu werden und flüsterte seiner Gemahlin etwas ins Ohr. Sie nahm darauf ihren Bruder bei Seite und sprach wehmüthig: Geliebter Bruder, wir müssen nun scheiden, die Stunde der Verwandlung ist nicht mehr fern, wo alle Freuden dieses Pallastes hinschwinden. Albert ist um dich bekümmert, er fürchtet für dein Leben; er würde dem thierischen Instinkt nicht widerstehen können, dich zu zerreißen, wenn du die bevorstehende Veränderung hier abwarten wolltest; verlaß diesen unglücklichen Wald und kehre nie wieder zu uns zurück. Ach, erwiederte Reinald, es begegne mir, was das Verhängniß über mich beschlossen hat, scheiden kann ich noch nicht von euch, ihr Lieben! Dich, o Schwester, aufzusuchen, war mein Beginnen, und da ich dich gefunden habe, verlaß ich diesen Wald nicht ohne dich. Sage, wie ich den mächtigen Zauber lösen kann? Ach, sprach sie, den vermag kein Sterblicher zu lösen! Hier mischte sich Albert ins Gespräch, und wie er den kühnen Entschluß des jungen Ritters vernahm, mahnte er ihn mit liebreichen Worten von seinem Vorhaben so kräftig ab, daß dieser endlich dem Verlangen des Schwagers und den Bitten und Thränen der zärtlichen Schwester nachgeben, und zum Abschied sich bequemen mußte.

Fürst Albert umarmte den wackern Jüngling brüderlich

und nachdem dieser seine Schwester umhalset hatte und nun scheiden wollte, zog Jener seine Brieftasche hervor, und nahm daraus drei Bärenhaare, rollte sie in ein Papier und reichte sie dem Ritter gleichsam scherzweise als ein Wahrzeichen hin, sich dabei des Abenteuers im Zauberwalde zu erinnern. Doch, setzte er ernsthaft hinzu, verachtet nicht diese Kleinigkeit; sollt' euch irgend einmal Hülfe Noth thun, so reibt diese drei Haare zwischen den Händen und erwartet den Erfolg. Im Schloßhofe stand ein prächtiger Phaeton mit sechs Rappen bespannt, nebst vielen Reitern und Dienern. Reinald stieg hinein: Ade, mein Bruder! rief Albert der Bär am Schlage; ade, mein Bruder! antwortete Reinald das Wunderkind, und der Wagen donnerte über die Zugbrücke dahin, auf und davon.

Die goldnen Sterne funkelten noch hell am nächtlichen Himmel, der Zug ging über Stock und Stein, Berg auf Berg ab, durch Wüsten und Wälder, über Steppen und Felder, sonder Ruh und Rast, in vollem Trab. Nach einer guten Stunde begann der Himmel zu grauen; plötzlich verloschen alle Windlichter; Reinald fand sich unsanft auf die Erde gesetzt, ohne zu wissen, wie ihm geschah; der Phaeton mit Roß und Wagen war verschwunden, aber bei dem Schimmer der Morgenröthe sahe er sechs schwarze Ameisen zwischen seinen Füßen hin gallopiren, die eine Nußschale fortzogen.

Der männliche Ritter wußte sich das Abenteuer nun leicht zu erklären; er hütete sich sorgfältig, eine Ameise etwa unversehens zu zertreten, erwartete ganz ruhig den Aufgang der Sonne, und weil er sich noch innerhalb der Grenzen des Waldes befand, beschloß er seine beiden jüngern Schwestern gleichfalls aufzusuchen, und wenn es ihm nicht gelingen sollte, sie zu entzaubern, ihnen wenigstens einen Besuch zu machen.

Drei Tage irrte er vergebens im Wald umher, ohne daß ihm etwas Sonderbares aufstieß. Eben hatte er die letzten Ueberbleibsel eines Milchbrotes von Schwager Albert des Bären Tafel aufgezehrt, als er hoch über sich in der Luft etwas rauschen hörte, wie wenn ein Schiff in vollem Segel die Wellen durchschneidet. Er schauete auf und erblickte einen mächtigen Adler, der sich aus der Luft auf ein Nest herabließ, das er auf dem Baume hatte. Reinald war über diese Entdeckung hocherfreut, verbarg sich im Unterwuchs der Holzung, und lauerte bis der Adler wieder auffliegen würde. Nach sieben Stunden hob er sich vom Neste; alsbald trat der lauschende Jüngling hervor ins Freie, und rief mit lauter Stimme: Adelheid, geliebte Schwester, wenn du auf dieser hohen Eiche hausest, so antworte meiner Stimme; ich bin Reinald, das Wunderkind genannt, dein Bruder, der dich suchet, und die Bande des mächtigen Zaubers zu zerstören strebt, die dich fesseln. Sobald er aufgehört hatte zu reden, antwortete eine sanfte weibliche Stimme von oben, wie aus den Wolken: Bist du Reinald das Wunderkind, so sei willkommen deiner Schwester Adelheid, säume nicht, zu ihr herauf zu klimmen, die Trostlose zu umarmen.

Entzückt über diese frohe Botschaft wagte der Ritter freudig den Versuch, den hohen Baum hinauf zu klettern, aber vergebens. Dreimal lief er rund um den Stamm, aber der war zu dicke, ihn zu umklaftern, und die nächsten Aeste viel zu hoch, sie zu erfassen. Indem er begierig auf Mittel sann, seinen Zweck zu erreichen, fiel eine seidene Strickleiter herab, durch deren Beihülfe er bald bis in den Gipfel des Baums zu dem Adlerneste gelangte, es war so geräumig und so feste gebauet, wie ein Altan auf einer Linde. Er fand seine Schwester unter einem Thronhimmel sitzend, von außen gegen die Witterung mit Wachstaffet bekleidet, und inwendig mit rosenfarbnem Atlas ausgeschlagen; auf ihrem Schooße lag ein Adlerei, welches auszubrüten sie beschäftiget war. Der Empfang war auf beiden Seiten sehr zärtlich, Adelheid hatte genaue Kundschaft von ihres Vaters Hause, und wußte, das Reinald ihr nachgeborner Bruder war. Edgar, der Aar, ihr Gemahl, war auf Wochen verwünscht. Alle sieben Wochen war eine von der Verzauberung frei. In dieser Zwischenzeit hatte er seiner Gemahlin zu Liebe, unerkannterweise oft das Hoflager seines Schwiegervaters besucht, und gab ihr von Zeit zu Zeit Nachricht, wie es in ihres Vaters Hause stand. Adelheid lud ihren Bruder ein, die nächste Verwandlung bei ihr abzuwarten; und obgleich der Termin erst in sechs Wochen bevorstand, so willigte er doch gern ein. Sie versteckte ihn in einem hohlen Baum und beköstigte ihn täglich aus dem Magazin unter ihrem Sopha, das mit Schiffsprovision, das heißt, solchen Eßwaaren, die sich erhalten, auf sechs Wochen reichlich versehen war. Sie entließ ihn mit der wohlmeinenden Vermahnung: so lieb dir das Leben ist, hüte dich vor Edgars Adlerblick, sieht er dich in seinem Gehege, so ists um dich geschehen; er hackt dir die Augen aus und frißt dir das Herz ab, wie er nur erst gestern dreien deiner Knappen that, die dich hier im Walde suchten.

Reinald schauderte über das Schicksal seiner Knappen, versprach seiner wohl zu wahren, und harrete in dem Pathmus des hohlen Baums sechs langweilige Wochen aus; doch genoß er das Vergnügen, mit seiner Schwester zu kosen, so oft der Adler vom Neste flog. Aber für diese Prüfung seiner Geduld wurde er nachher durch sieben freudenvolle Tage sattsam entschädiget.

Die Aufnahme beim Schwager Aar war nicht minder freundschaftlich als beim Schwager Bär. Sein Schloß, sein Hofstaat, Alles war hier so, wie dort; jeder Tag war ein Freudenfest, und die Zeit der fatalen Verwandlung rückte nur zu geschwind herbei. Am Abend des siebenten Tages entließ Edgar seinen Gast mit den zärtlichsten Umarmungen, doch warnt er ihn, sein Gehege nicht wieder zu betreten. Soll ich mich, sprach Reinald wehmüthig, ewig von euch scheiden, ihr Geliebten? Ists nicht möglich, den unglücklichen Zauber zu lösen, der euch hier gefangen hält? Hätt' ich hundert Leben zu verlieren, ich wagte sie alle, euch zu erlösen. Edgar drückte ihm herzig die Hand: Dank, edler junger Mann, für eure Lieb und Freundschaft; aber laßt das kecke Unterfangen schwinden. Es ist möglich, unsern Zauber zu lösen; aber ihr sollts, ihr dürfts nicht. Wers beginnt, dem kostet es das Leben, wenns mißlingt, und ihr sollt nicht das Opfer für uns werden.

Durch diese Rede wurde Reinalds Heldenmuth nur mehr angefeuert, das Abenteuer zu bestehen. Seine Augen funkelten vor Verlangen, und die Wangen röthete ein Strahl von Hoffnung, seinen Zweck zu erreichen. Er drang in den Schwager Edgar, ihm das Geheimniß mitzutheilen, wie der Zauber des Waldes aufzulösen sei; doch dieser wollt ihm nichts enträthseln, aus Sorge, das Leben des kühnen Jünglings in Gefahr zu setzen. Alles, was ich euch sagen kann, lieber Bruder, sprach er, ist, daß ihr den Schlüssel der Bezauberungen finden müßt, wenn es euch gelingen soll, uns zu erlösen. Seid ihr vom Schicksal bestimmt unser Befreier zu sein, so werden euch die Sterne Weg und Bahn anzeigen, wo ihr ihn zu suchen habet, wo nicht, so ist Thorheit all euer Beginnen. Hierauf zog er seine Brieftasche hervor und nahm daraus drei Adlerfedern, die er dem Ritter darreichte, sich seiner dabei zu erinnern. Wenn ihm einst Hülfe Noth thue, sollt er sie zwischen den Händen reiben und den Erfolg abwarten. Drauf schieden sie freundlich aus einander. Edgars Hofmarschall und das Hofgesinde begleiteten den lieben Fremdling durch einen langen Gang, mit emporstrebenden Weihmuths-Fichten, Kiesern und Eichenbäumen bepflanzt, bis zum Ausgang des Geheges, und als er außerhalb desselben war, schlossen sie die Gatterthore zu und kehrten eilig zurück, denn die Zeit der Verwandlung stand bevor.

Reinald setzte sich unter eine Linde, das Wunder mit anzusehen; der Vollmond leuchtete hell und klar; er sah das Schloß noch gar deutlich über die Gipfel der hohen Bäume hervorragen. Aber in der Morgendämmerung sah er sich in einen dicken Nebel eingehüllt, und wie diesen die aufgehende Sonne niederdrückte, war Schloß und Park und Gatterthor verschwunden, und er befand sich in einer traurigen Einöde, oben auf einer Felsenwand neben einem unermeßlichen Abgrund.

Der junge Abenteurer blickte ringsumher, einen Weg hinab ins Thal zu finden; da ward er in der Ferne einen See gewahr, dessen Spiegelfläche der Abglanz der Sonnenstrahlen versilberte. Mit großer Mühe arbeitete er sich den ganzen Tag durch den dichtverwachsenen Wald; sein Dichten und Trachten war nur auf den See gerichtet, wo er seine dritte Schwester Bertha vermuthete; aber je weiter er in den wilden Busch hineinkam, je undurchdringlicher ward er, der See verlor sich aus seinen Augen und mit ihm die Hoffnung, ihn wieder zu erblicken. Gegen Sonnenuntergang sah er zwar die Wasserfläche wieder zwischen den Bäumen durchschimmern, als der Wald lichter wurde; aber dennoch erreicht' er das Ufer nicht vor hereinbrechender Nacht. Ermüdet schlug er sein Lager unter einem Feldbaum auf, und erwachte nicht eher, bis die Sonne schon hoch am Himmel stand. Durch den Schlaf fand er sich gestärket und seine Glieder rüstig und wacker; er sprang rasch auf und wandelte längst dem Ufer hin voller Gedanken und Anschläge, wie er zu seiner Schwester im Weiher gelangen möchte. Vergebens ließ er seinen Spruch und Gruß erschallen: Bertha, geliebte Schwester, hausest du in diesem Weiher, so gieb Antwort auf meine Rede, ich bin Reinald das Wunderkind genannt, dein Bruder, der dich aufsucht, deinen Zauber zu lösen und dich aus diesem nassen Gefängniß herauszuführen: Ihm antwortete nichts als das vielstimmige Echo vom Walde her. O ihr lieben Fische, fuhr er fort, als ganze Schaaren rothgesprengter Fohren ans Ufer schwammen und den jungen Fremdling anzugaffen schienen, ihr lieben Fische, sagts eurer Gebieterin an, daß ihr Bruder hier am Ufer harret, ihr zu begegnen. Er zerpflückte alle Brodfragmente, die er noch in seinen Taschen fand, und warf sie in den Teich, die Fische damit zu bestechen, ob sie seiner Schwester von ihm Botschaft bringen möchten; allein die Fohren schnappten die Semmelbrocken gierig auf, ohne sich um ihren Wohlthäter weiter zu bekümmern. Reinald sah wohl, daß mit seiner Fischpredigt nichts ausgerichtet war, deshalb versuchte er auf

eine andere Manier sein Unternehmen auszuführen. Als ein flinker Ritter war er in allen Leibesübungen wohlgeübt, und schwimmen konnt' er wie eine Wassermaus; darum entschloß er sich kurz, entkleidete sich von seiner Rüstung, nahm von den Waffen nichts als das blanke Schwerdt in die Hand, und sprang im Waffenrock von feuerfarbnem Atlas (weil er keines Rachens ansichtig wurde wie weiland sein Vater) beherzt in die Fluthen, um den Schwager Behemot aufzusuchen. Er wird, dachte er, mich nicht gleich verschlingen, und schon ein vernünftiges Wort mit sich reden lassen, wie er bei meinem Vater that. Drauf plätscherte er geflissentlich in den Wellen, das Meerwunder herbeizulocken, und schaukelte auf den blauen Wogen mitten in den Weiher hinein.

So lang es seine Kräfte erlaubten, verfolgte er den nassen Pfad getrost, ohne daß ihm ein Abenteuer aufstieß; wie er aber anfing zu ermatten, schaute er nach dem Gestade um, und sah unfern einen dünnen Nebel aufsteigen, der hinter einer emporstehenden Eisscholle hervorzukommen schien. Er ruderte aus allen Kräften, die Erscheinung näher zu betrachten, und fand eine kurze Säule von Bergkrystall aus dem Wasser hervorragen, die hohl zu sein schien, denn aus dieser stieg ein herzerquickender Wohlgeruch in kleinen Dampfwolken in die Höhe, welche der Windstrom spielend auf das Wasser warf. Der kühne Schwimmer vermuthete, daß das wohl der Schlot zu der unterirdischen Wohnung seiner Schwester sein könne. Er wagt' es also, darin hinabzuschlüpfen, und diese Vermuthung täuschte ihn nicht. Der Rauchfang führte unmittelbar in den Kamin des Schlafgemachs der schönen Bertha, welche eben beschäftigt war, im reizendsten Morgenanzug ihren Chokolat bei einem kleinen Feuer von rothem Sandel zu bereiten. Wie die Dame das Geräusch im Schlote vernahm und auf einmal zwei Menschenfüße den Kamin herabzappeln sah, wurden ihre Lebensgeister von diesem unerwarteten Besuch so sehr überrascht, daß sie vor Schrecken den Chokolatentopf umstieß, und rücklings auf ihren Armstuhl in Ohnmacht sank. Reinald rüttelte sie so lange, bis sie wieder zu sich selbst kam, und so bald sie sich ein wenig erholt hatte, sprach sie mit matter Stimme: Unglücklicher, wer du auch seist, wie darfst du es wagen, diese unterirdische Wohnung zu betreten? Weist du nicht, daß diese Vermessenheit dir den unvermeidlichen Tod bringt? — Fürchte nichts, meine Liebe, sprach der wackere Ritter, ich bin dein Bruder Reinald das Wunderkind genannt, der weder Gefahr noch Tod scheut, seine geliebten Schwestern aufzusuchen und die Bande des mächtigen Zaubers aufzulösen, der sie fesselt. Bertha umarmte ihren Bruder zärtlich; aber ihr schlanker Leib zitterte vor Furcht.

Ufo der Delphin, ihr Gemahl, hatte den Hof seines Schwiegervaters gleichsfalls zuweilen im strengsten Incognito besucht, und unlängst in Erfahrung gebracht, daß Reinald ausgezogen sei, seine Schwester aufzusuchen. Dies kühne Vorhaben des Jünglings hatte er oft beklagt: wenn ihn, sprach er, Schwager Bär nicht frißt, noch Schwager Aar ihm die Augen aushackt, so wird ihn doch Schwager Delphin verschlingen, ich fürchte in der Anwandlung thierischer Wuth dem Triebe nicht widerstehen zu können, ihn hinunter zu schlürfen; und wenn du ihn mit deinen zarten Armen umfaßtest, du Liebe, um ihn zu schützen, so würd' ich deine krystallne Wohnung zertrümmern, daß dich die hereinströmenden Fluthen ersäuften, und ihn würd' ich in meinem Wallfischbauch begraben; denn zur Zeit der Verwandlung, weißt du, ist unsre Wohnung jedem Fremdling unzugänglich.

Alles das verhehlte die schöne Bertha ihrem Bruder nicht; er aber antwortete: kannst du mich nicht vor den Augen des Meerwunders verbergen, wie deine Schwestern thaten, daß ich hier weile, bis der Zauber schwindet? Ach, versetzte sie, wie könnt' ich dich verbergen? Siehest du nicht, daß diese Wohnung von Krystall ist, und daß alle Wände so durchsichtig sind, wie der Eishimmel? *) Es wird doch irgend ein undurchschaubarer Winkel im Hause sein, entgegnete Reinald; oder bist du die einzige deutsche Frau, welche die Augen ihres Mannes nicht zu täuschen vermag? Die schöne Bertha war in dieser Kunst ganz unerfahren, sie sann und sann, endlich fiel ihr noch zum Glück die Holzkammer ein, wohin sie ihren Bruder bergen könnte. Er nahm den Vorschlag ohne Einwendung an, verschränkte das Holz in der durchsichtigen Kammer so kunstreich, wie ein Biber seinen unterirdischen Bau, und verbarg sich darin aufs beste. Die Dame eilte darauf an ihren Putztisch, setzte sich so reizend auf als möglich, legte eins der schönsten Kleider an, das ihren schlanken Wuchs begünstigte, ging ins Audienzgemach, harrend auf den Besuch ihres Gemahls, des Delphins, und stand da so minniglich, wie eine der drei Grazien in der Einbildungskraft eines Dichters. Ufo der Delphin konnte des Umgangs seiner liebenswerthen Gemahlin während der Zeitperioden der Verzauberung nicht anders genießen, als daß er ihr täglich einen Besuch machte, sie von außen durch das gläserne Haus sah, und sich an dem Anblick ihrer Schönheit weidete.

Kaum hatte die holde Bertha ihr Sprachzimmer betreten, so kam der ungeheure Fisch herangeschwommen; das Wasser fing schon von weiten an zu rauschen, und die Fluthen kräuselten sich in Wirbeln rings um den krystallenen Pallast. Das Meerwunder stand von außen vor dem Gemach, athmete Ströme von Wasser ein, und stürzte sie wieder aus seinem weiten Schlunde hervor, gaffte dabei mit glotzenden meergrünen Augen die schöne Frau stumm und staunend an. So sehr sich auch die gute Dame angelegen sein ließ, eine unbefangene Miene zu heucheln, so wenig war das in ihrer Gewalt: alle Schälkelei und Verstellung war ihr ganz fremd, das Herz bebte und bangte ihr, der Busen hob sich hoch und schnell, ihre Wangen und Lippen glüheten und erbleichten plötzlich wieder. Der Delphin hatte, ungeachtet seiner dämischen Fischnatur, dennoch so viel physiognomisches Gefühl, daß er aus diesen Anzeichen Unrath merkte, scheußliche Grimassen machte, und pfeilgeschwind fortschoß. Er umkreiste den Pallast in unzähligen Schraubengängen, und trieb solchen Unfug in den Wogen, daß die krystallene Wohnung davon erbebte, und die erschrockene Bertha nicht anders glaubte, er würde solche augenblicks zerschellen. Der spähende Delphin konnte indessen bei dieser strengen Haussuchung nichts wahrnehmen, was seinen Verdacht zu bestärken schien; daher ward er allgemach ruhiger, und zum Glück hatte er durch sein Toben das Wasser so getrübt, daß er nicht sehen konnte, in welchem Zustand die bängliche Bertha sich befand. Er schwamm fort, die Dame erholte sich wieder von ihrem Schrecken, Reinald verhielt sich still und ruhig in der Holzkammer, bis die Zeit der Verwandlung herankam; und obgleich allen Ansehen nach Schwager Delphin nicht allen Verdacht schwinden ließ (denn er vergaß nie bei seinem täglichen Besuch dreimal die Ronde ums Haus zu schwimmen, und alle Winkel des krystallnen Pallastes zu durchspähen), so gebehrdete er sich doch nicht so wüthig dabei als das erstemal. Die Stunde der Verwandlung befreiete endlich den duldsamen Gefangnen aus der einsamen Holzkammer.

Als er eines Tages erwachte, befand er sich in einem königlichen Pallast auf einer kleinen Insel. Gebäude, Lustgärten, Marktplätze, alles schien auf dem Wasser zu schwimmen, hundert Gondeln schwankten auf und ab, und Alles lebte und webte auf den offnen Plätzen in fröhlicher Geschäftigkeit; kurz das Schloß des Schwager Delphins war ein kleines Venedig. Der Empfang des jungen Ritters war hier eben so herzig und freundschaftsvoll, als an den Höfen der beiden andern Schwäger. Ufo, der Delphin, war auf Monden verwünscht; der siebente war jedesmal der Rastmonat der Verzauberung: von einem Vollmond bis zum andern gedieh alles in seinem natürtürlichen Zustand. Weil Reinalds Aufenthalt hier längee dauerte, so ward er mit dem Schwager Ufo auch bekannter, und lebte mit ihm vertrauter, als mit den andern. Seine Neugierde peinigte ihn schon lange, zu erfahren, durch welches Schicksal die drei Prinzen in den unnatürlichen Zustand der Bezauberung wären versetzt worden, er forschte fleißig deshalb an der Schwester Bertha, aber die konnt' ihm keine Auskunft geben, und Ufo beobachtete über diesen Punkt ein geheimnißvolles Stillschweigen. Reinald erfuhr also nicht, was er wünschte. Unterdessen eilten die Tage der Freude auf den Fittigen der Winde dahin, der Mond verlor seine Silberhörner und rundete seine Gestalt mehr mit jedem Tage.

Bei einer empfindsamen Abendpromenade verständigte Ufo seinen Schwager Reinald, daß die Zeit der Trennung in wenig Stunden bevorstehe, und mahnte ihn an, zu seinen Eltern zurück zu kehren, die seinethalben in großer Sorge lebten; die Mutter sei untröstlich, seitdem es am Hofe kund worden, daß er nicht nach Flandern, sondern in den Zauberwald auf Abenteuer ausgegangen sei. Reinald fragte, ob der Wald noch viele enthalte, und vernahm, es sei nur noch eins übrig: nämlich um den Minnesold den Schlüssel der Bezauberungen zu suchen und den kräftigen Talisman zu zerstören; so lange dieser wirke, sei für die Prinzen keine Erlösung zu hoffen. Aber, fügte Ufo der Delphin freundschaftlich hinzu, folgt gutem Rathe, junger Mann! dankt den translunarischen Mächten und dem Schutz der Damen, eurer Schwestern, daß ihr nicht das Opfer eures kühnen Unterfangens, den Zauberwald zu durchstreifen, geworden seid. Laßt euch gnügen an dem Ruhm, den ihr erworben habt, ziehet hin und gebt euren Eltern Bericht von alle dem, was ihr gesehen und gehört habt, und führt durch eure Rückkehr die gute Mutter vom Rande des Grabes zurück, wohin sie Harm und Gram um euch gebracht hat. Reinald versprach, was Schwager Ufo verlangte, mit Vorbehalt, zu thun, was er wollte; denn die Herren Söhne, wenn sie mütterlicher Zucht entwachsen, groß und bengelhaft worden sind, und sich auf den tollen Rappen schwingen, kümmern sich wenig

*) Sonderzweifel ist das das prächtige Eisgewölbe, womit Dr. Berger die Erde umgiebt. Entweder hat er seine Theorie aus einem Volksmährchen genommen, oder als Volksmährchen erfunden.

um die treuen Mutterzähren. Ufo merkte bald, worauf des Jünglings Sinn gestellt war; deshalb zog er seine Brieftasche hervor und nahm daraus drei Fischschuppen, reichte sie ihm zum Geschenk dar und sprach: wenn euch einst Hülfe Noth thut, so reibt sie zwischen den Händen, daß sie flugs erwarmen und erwartet den Erfolg.

Reinald bestieg eine schön vergoldete Gondel, und ließ sich durch zwei Gondelirer ans feste Land rudern. Kaum war er am Gestade, so verschwand die Gondel, das Schloß, die Gärten, die Marktplätze und es blieb von all der Herrlichkeit nichts übrig, als ein großer Fischteich mit hohem Schilf bewachsen, welches ein kühles Morgenlüftchen durchsäuselte. Der Ritter befand sich wieder an dem Platze, wo er vor drei Monden kühnlich ins Wasser sprang, sein Schild und Harnisch lag noch auf der Stelle und der Speer stand daneben gepflanzt, wie er seine Waffen verlassen hatte. Er aber gelobte sich selbst, nicht eher zu rasten, bis der Schlüssel der Bezauberungen in seiner Hand wäre.

Drittes Buch.

Wer sagt mir an den geraden Weg, und wer leitet meinen Fuß auf die rechte Bahn, die zu dem wunderbarsten der Abenteuer führet in diesem grenzenlosen Walde? — O ihr transtunarischen Mächte, blickt freundlich auf mich herab, und wenn ein Erdensohn diesen mächtigen Zauber lösen soll, so laßt mich diesen glücklichen Sterblichen sein!

So sprach Reinald ganz in sich gekehrt, und ging fürbaß seine unwegsame Straße waldeinwärts. Er durchstrich sieben Tage lang sonder Furcht noch Grausen die endlose Wildniß, und schlief sieben Nächte lang unter freiem Himmel, daß seine Waffen vom nächtlichen Thau rosteten. Am achten Tage erstieg er eine Felsenzinne, von der er wie vom St. Gotthards Berge in unwirthbare Tiefen hinabblickte. Von der Seite öffnete sich ein Thal mit grüner Vinca überzogen, von hohen Granitfelsen umschlossen, welche Schierlingstannen und traurige Cypressen übertagten. In der Ferne kams ihm vor, als säh er da ein Monument aufgerichtet. Zwei kolossenmäßige Marmorsäulen mit ehernen Knäufen und Füßen trugen ein Dorisches Gebälke, welches an eine Felsenwand gelehnt war, und ein stählernes Thor überschattete, mit starken Bändern und Riegeln versehen; auch lag noch zum Ueberfluß ein Anwurf davor, von der Größe eines Schiffes. Unfern des Portals weidete ein schwarzer Stier im Grase, mit funkelnden umherschauenden Augen, als wenn er den Eingang zu bewachen hätte.

Reinald zweifelte nicht, daß er das Abenteuer gefunden habe, von dem ihm Schwager Ufo der Delphin Erwähnung gethan hatte; und sogleich beschloß er solches zu bestehen, und schlüpfte von der Felsenzinne gemach hinab ins Thal. Er nahete dem Stier auf einen Bogenschuß, eh ihn dieser zu bemerken schien; aber nun sprang er rasch auf, lief wüthig hin und her, als rüst' er sich zum Kampf gegen den Ritter, wie ein Andalusischer, schnaubte gegen den Erdboden, daß ein Staubwolken empor hoben, stampfte mit den Füßen, daß der Grund erbebte, und schlug mit den Hörnern gegen die Felsen, daß sie in Stücken sprangen. Der Ritter setzte sich in eine angreifende Stellung, und wie der Stier auf ihn anlief, vermied er das gewaltsame Horn durch eine geschickte Wendung, und führte einen so kräftigen Schwertstreich nach dem Halse des Ungethüms, daß er vermeinte, das Haupt vom Rumpfe zu sondern, wie der tapfere Skanderbeg. O Jammer! der Hals des Stiers war für Stahl und Eisen unverwundbar: das Schwerdt zerbrach in Stücken und der Ritter behielt nur das Heft in der Hand. Er hatte nichts zu seiner Vertheidigung übrig als eine Lanze von Ahornholz mit einer zweischneidigen Spitze von Stahl; aber auch die zerknickte beim zweiten Angriff wie ein schwacher Strohhalm. Der stößige Ochs erfaßte den wehrlosen Jüngling mit den Hörnern, und schleuderte ihn wie einen leichten Federball hoch in die Luft, auflaurend, ihn aufzufangen, oder mit den Füßen zu zertreten. Glücklicherweise gerieth er im Fallen zwischen die ausgebreiteten Aeste eines wilden Birnbaums, die ihn wohlthätig umfaßten. Ob ihm gleich alle Rippen im Leibe knackten, so blieb ihm doch so viel Besinnungskraft, daß er sich fest an den Baum anklammerte, denn der wüthige Ochs stieß mit seiner ehernen Stirne so gewaltsam gegen den Stamm, daß dieser sich aus der Wurzel hob und zum Fall neigte.

In der Zwischenzeit, als der mörderische Stier sich wendete, einen Anlauf zu nehmen, den gewaltsamen Stoß zu wiederholen, dachte Reinald an die Geschenke seiner Schwäger. Der Zufall führte ihm das Papier mit den drei Bärenhaaren zuerst in die Hand, er rieb sie aus allen Kräften und in dem Augenblicke kam ein grimmiger Bär daher getrabet, der einen harten Kampf mit dem Stier begann; der Bär ward seiner bald mächtig, würgt' ihn nieder und zerriß ihn in Stücken. Wie sich der hohle Bauch öffnete, flog heraus ein scheuer Entvogel, der mit großem Geschrei davon flog. Reinald ahnete, daß dieser Zauber, des Sieges, welchen der Bär erkämpft hatte, spottete, und den Gewinn desselben davon trage; er griff deshalb flugs nach den drei Federn und rieb sie zwischen den Händen. Darauf erschien ein mächtiger Adler hoch in der Luft, vor welchem der furchtsame Entvogel sich nieder ins Gebüsche drückte; der Adler schwebte in unermeßner Höhe über ihm. Wie der Ritter das bemerkte, scheucht' er den Entrich auf und verfolgt ihn, bis der Wald lichter wurde, und weil er sich nicht mehr bergen konnte, flog er auf und nahm seinen Flug gerade nach dem Weiher zu. Der Adler aber schoß aus den Wolken herab, ergriff und zerfleischte ihn mit seinen mächtigen Fängen. Indem er starb, ließ er ein goldenes Ei in den Weiher fallen. Der aufmerksame Reinald wußte auch dieser neuen Täuschung zu begegnen; er rieb flugs die Fischschuppen zwischen den Händen; da hob sich ein Wallfisch aus dem Wasser, der das Ei in seinem weiten Rachen auffing und es ans Land spie. Des war der Ritter froh in seinem Herzen, und säumte sich nicht, das goldne Ei mit einem Stein entzwei zu schlagen. Da fiel ein kleiner Schlüssel heraus, den er triumphirend für den Schlüssel der Bezauberungen erkannte.

Schnellfüßig eilt' er nun zu dem stählernen Portal zurück. Der Zwergschlüssel schien für das riesenmäßige Vorlegeschloß nicht gemacht zu sein, inzwischen wollt' er doch einen Versuch damit machen; aber kaum berührte der Schlüssel das Schloß, so sprang es auf, die schweren eisernen Riegel schoben sich von selbst zurück, und die stählerne Pforte that sich auf. Frohen Muthes stieg er in eine düstere Grotte hinab, in welcher sieben Thüren in sieben verschiedene unterirdische Zimmer führten, allesammt prächtig aufgeputzt und herrlich mit Wallratlichtern erleuchtet. Reinald durchwandelte alle nach der Reihe, und trat aus dem letztern in ein Kabinet, wo er eine junge Dame ansichtig wurde, die auf einem Sopha in einem unerweckliches magischen Schlummer ruhete. Bei diesem herzanfassenden Anblick erwachte in seiner Brust das Gefühl der Liebe: still und staunend stand er da und verwand kein Auge von ihr, ein Beweis seiner Unerfahrenheit und Unschuld, der ihm und der Zeit, worin er lebte, zur Ehre gereicht.

Nachdem Ritter Reinald sich von seinem Erstaunen erholet hatte, blickte er ein wenig im Zimmer umher, und sah der schlafenden Dame gegenüber eine alabasterne Tafel voll wunderbarer Charaktere. Er vermuthete, das darauf der Talisman eingegraben sei, der alle Zaubereien des Waldes in ihrer Kraft erhielt. Aus gerechtem Unwillen ballte er seine Faust mit dem eisernen Handschuh bewaffnet, und schlug mit Mannskraft dagegen. Sogleich fuhr die schöne Schläferin schreckhaft zusammen, erwachte, that einen scheuen Blick nach der Tafel, und sank in ihren betäubenden Schlummer zurück. Reinald wiederholte den Schlag und es erfolgte Alles, so wie vorher. Nun war er darauf bedacht, den Talisman zu zerstören; aber er hatte weder Schwerdt noch Speer, nichts als zwei rüstige Arme. Mit diesen erfaßt er die magische Tafel, und stürzte sie vom hohen Postament auf das Marmorpflaster herab, daß sie in Stücken zerfiel. Augenblicks erwachte die junge Dame wieder aus ihrem Todtenschlummer, und bemerkte nun erst beim dritten Erwachen die Gegenwart eines Ritters, der sich gar tugendlich und ehrlich auf ein Knie vor ihr niederließ. Doch eh er zu reden anhub, verhüllte sie ihr holdseliges Angesicht mit ihrem Schleier und sprach gar zornmüthig: Hinweg von mir, schändlicher Unhold! Auch in der Gestalt des schönsten Jünglings sollst du weder meine Augen täuschen, noch mein Herz betrügen. Du kennst meine Gesinnung, laß mir meinen Todtenschlaf, worein mich deine Zauberei versetzt hat.

Reinald begriff den Irrthum der Dame, darum ließ er sich diese Sprache nicht befremden und gegenredete also: Holdes Fräulein, zürnet nicht! Ich bin nicht der gefürchtete Unhold, der euch hier gefangen hält, ich bin Graf Reinald das Wunderkind genannt, sehet hier den Zauber zerstöret, der eure Sinnen umnebelt hatte. Das Fräulein blinzte ein wenig unter dem Schleier hervor, und als sie die alabasterne Tafel zertrümmert sah, wunderte sie sich über die kühne That des jungen Abenteurers, blickte ihn holdselig an, und er gefiel ihren Augen. Sie hob ihn freundlich auf, indem sie ihm die Hand reichte und sprach: Ists so, wie ihr saget, edler Ritter, so vollendet euer Werk und führet mich aus dieser grausenvollen Höhle, daß ich Gottes Sonne glänzen sehe, wenns draußen taget, oder die goldnen Sternlein am nächtlichen Himmel.

Reinald bot ihr den Arm, sie durch die sieben Prunkzimmer zu führen, durch welche sie eingetreten war. Er öffnete die Thür; aber draußen wars egyptische Finsterniß, daß man das Dunkel greifen konnte, wie im Anfang der Schöpfung, eh der elektrische Strahl des Lichtes angezündet war. Alle Kerzen



waren erloschen und die krystallenen Kronleuchter gossen nicht mehr ihren sanften Schimmer aus den hohen Kuppeln der Basaltgewölbe herab. Das edle Paar tappte lange im Dunkel, eh sie sich aus diesen labyrinthischen Gängen herausfanden, und des Tages Schimmer durch den fernen Eingang einer unförmlichen Felsenhöhle hereindämmern sahen. Die Entzauberte empfand die herzerquickende balsamische Kraft der allbelebenden Natur, und athmete mit Entzücken den Blumenduft, den ihr der laue Zephyr über die blühenden Auen entgegen wehete. Sie setzte sich mit dem schlanken Ritter ins Gras, und er entbrannte gegen sie in heißer Liebe; denn sie war schön, wie das Meisterstück der Schöpfung, das erste Weib aus Adams Rippe geformt. Doch quälte ihn eine andere Leidenschaft schier noch mehr, das war die Begierde zu erfahren, wer die schöne Unbekannte sei, und wie sie in diesen Wald verzaubert worden. Er bat sie züchtiglich, ihm davon Bescheid zu geben, und das Fräulein that ihren Rosenmund auf und sprach:

Ich bin Hildegard, die Tochter Radbods, des Fürsten von Pommerland. Zornebock, der Sorbenfürst, begehrte mich von meinem Vater zur Gemahlin; weil er aber ein scheußlicher Riese und ein Heide war, auch in dem Rufe stand, daß er ein großer Schwarzkünstler sei, ward er unter dem Vorwand meiner zarten Jugend abgewiesen. Darüber ergrimmte der Heide so sehr, daß er meinen guten Vater befehdete, ihn in einem Treffen erlegte, und sich seiner Länder bemächtigte. Ich war zu meines Vaters Schwester, der Gräfin von Vohburg, geflohen, und meine drei Brüder, allesammt stattliche Ritter, waren der Zeit außer Landes auf ihren Ritterzügen. Dem Zauberer konnte mein Aufenthalt nicht verborgen bleiben, und sobald er meines Vaters Land in Besitz genommen hatte, beschloß er mich zu entführen; und vermöge seiner Zauberkünste war ihm das ein Leichtes. Mein Oheim, der Graf, war ein Liebhaber von der Jagd, ich pflegt ihn oft dahin zu begleiten und alle Ritter seines Hofes wetteiferten bei dieser Gelegenheit, mir immer das bestgerüstete Pferd anzubieten. Eines Tages drängte sich ein unbekannter Stallmeister mit einem herrlichen Apfelschimmel zu mir heran, bat mich im Namen seines Herrn, dieses Pferd zu besteigen, und zu würdigen, es als mein Eigenthum aufzunehmen. Ich fragte nach dem Namen seines Herrn, er entschuldigte sich, diese Frage eher zu beantworten, bis ich den Gaul erprobt, und nach der Rückkehr von der Jagd mich würde erklärt haben, daß ich das Geschenk nicht verschmähe. Ich konnte dieses Anerbieten nicht wohl ausschlagen, über das war das Pferd so prächtig gerüstet, daß es die Augen des ganzen Hofes auf sich zog. Gold und Edelsteine und prächtige Stickerei war an der purpurfarbnen Satteldecke verschwendet. Ein rother seidner Zaum lief vom Gebiß am Halse hinauf, Stangen und Bügel waren von gediegenem Golde dicht mit Rubinen besetzt. Ich schwang mich in den Sattel und hatte die Eitelkeit, bei dieser Kavalkade mir selbst zu gefallen. Der Gang des edlen Rosses war so leicht und so gemächlich, daß es mit dem Huf die Erde kaum zu berühren schien. Leichtfüßig setzt' es über Graben und Hecken, und die kühnsten Reiter vermochten nicht, ihm zu folgen. Ein weißer Hirsch, der mir bei der Jagd aufstieß und dem ich nacheilte, zog mich tief in den Wald und trennte mich von dem Gefolge der Jäger. Um mich nicht zu verirren, verließ ich den Hirsch, zum Sammelplatz der Jagd zurückzukehren; aber das Pferd sträubte sich mir zu gehorchen, bäumte sich auf, schüttelte die Mähne und wurde wild. Ich versucht' es zu begütigen; aber in dem Augenblick nahm ich mit Entsetzen wahr, daß sich der Apfelschimmel unter mir in ein gefiedertes Ungethüm verwandelte: die Vorderfüße breiteten sich in ein Paar Flügel aus, der Hals verlängte sich, an dem Kopf streckte sich ein breiter Schnabel hervor, ich sah einen hochbeinigen Hippogryphen unter mir, der einen Anlauf nahm, sich mit mir in die Luft schwang, und in weniger als einer Stunde in diesen Wald versetzte, wo er sich vor der stählernen Pforte eines alten Schlosses niederließ.

Mein erstes Schrecken, von dem ich mich noch nicht erholt hatte, vermehrte sich, als ich den Stallmeister erblickte, der mir den Morgen den Apfelschimmel vorgeführt hatte, und sich jetzt ehrerbietig nahte, mir aus dem Sattel zu helfen. Betäubt von Schrecken und Unmuth ließ ich mich schweigend durch eine Menge Prachtgemächer zu einer Gesellschaft in Gala gekleideter Damen begleiten, die mich als ihre Gebieterin empfingen und meine Befehle erwarteten. Alle beeiferten sich, mich aufs Beste zu bedienen, aber niemand wollte mir sagen, wo und in wessen Gewalt ich mich befände. Ich überließ mich einer stummen Traurigkeit, welche Zornebock der Zauberer auf einige Augenblicke unterbrach, der in der Gestalt eines gelben Zigeuners zu meinen Füßen lag und um meine Liebe bat. Ich begegnete ihm so, wie mir mein Herz eingab dem Mörder meines Vaters zu begegnen. Des Wüthrichs Sitten waren wild, seine Leidenschaften stürmten in seiner Brust, er wurde leicht aufgebracht; ich rang mit Verzweiflung, trotzte seiner Wuth, und foderte ihn auf, seine Drohungen zu erfüllen, den Pallast zu zertrümmern und mich unter den Ruinen zu begraben; aber schnell verließ mich der Unhold und gab mir Frist, mich zu bedenken.

Nach sieben Tagen erneuerte er seinen verhaßten Antrag, ich wies ihn mit Verachtung von mir, und er stürzte wüthend aus dem Zimmer. Kurz nachher erbebte die Erde unter meinen Füßen, das Schloß schien in den Abgrund hinabzurollen. Ich sank auf meinen Sopha und meine Sinnen schwanden dahin. Aus diesem Todesschlummer erweckte mich des Zauberers furchtbare Stimme: Erwache, sprach er, liebe Schläferin, aus deinem siebenjährigen Schlummer, und sage mir an, ob die wohlthätige Zeit den Haß gegen deinen getreuen Paladin gemildert. Erfreue mein Herz mit dem kleinsten Strahl von Hoffnung, und diese traurige Grotte soll sich in den Tempel der Freude verwandeln. Ich würdigte den schändlichen Zauberer keiner Gegenrede noch eines Anblicks, verhüllte mit meinem Schleier mein Gesicht und weinte. Mein Trübsinn schien ihn zu rühren, er bat, er flehete, er jammerte laut und wand sich wie ein Wurm zu meinen Füßen. Endlich ermüdete seine Geduld, er sprang rasch auf und sprach: Wohlan, es sei drum, in sieben Jahren sprechen wir uns wieder. Darauf hob er die alabasterne Tafel aufs Postament; sogleich fiel ein unwiderstehlicher Schlaf auf meine Augenlieder, bis der Grausame meine Ruhe von neuem unterbrach. Unempfindliche, redete er mich an, wenn du noch gegen mich grausam bist, so sei es wenigstens nicht gegen deine drei Brüder. Mein untreuer Stallmeister hat ihnen dein Schicksal entdeckt, aber er ist bestraft, der Verräther. Sie sind gekommen diese Unglücklichen mit Heeresmacht, dich aus meiner Hand zu reißen: aber diese Hand war ihnen zu schwer, und sie beseufzen ihre Unbesonnenheit unter mancherlei Gestalten in diesem Walde. Eine so armselige Lüge, zu welcher der Unhold seine Zuflucht nahm, meine Standhaftigkeit zu überwinden, erbitterte mein Herz nur noch mehr gegen ihn. Hohn saß auf meinen Lippen und die bitterste Verachtung. Unglückliche, fuhr der tobende Heide auf, dein Schicksal ist entschieden! Schlaf so lang als die unsichtbaren Mächte diesem Talisman gehorchen! Flugs schob er die alabasterne Tafel zurechte und der magische Taumel raubte mir Leben und Empfindung. Ihr habt mich, edler Ritter, durch Zerstörung des Zaubers aus diesem Todtenschlafe erweckt. Aber ich begreife nicht, durch welche Macht ihr diese That habt ausrichten mögen, und was den Zauberer abhalten mag, euch zu widerstehen. Zornebock muß nicht mehr am Leben sein, ihr würdet sonst an seinem Talisman euch nicht ungestraft vergriffen haben.

Die reizvolle Hildegard urtheilte ganz recht: Der Unhold war mit seinen Sorben ins Böhmerland eingefallen, wo damals die Fürstin Libussa aus dem Feengeschlecht regierte, und hatte an ihr, wie der mächtige Cyrus an der Scythen-Königin Tomyris, seine Meisterin gefunden. Zornebock war gegen die berühmte Böhmer-Königin in der Zauberkunst nur ein Lehrling; sie hatte ihn mit ihren Künsten überholt, daß er das Schlachtfeld räumen und den Streichen eines handfesten Ritters unterliegen mußte, dem sie magische Waffen gab, welchen die Passauer Kunst nicht widerstand.

Als die schöne Hildegard schwieg, nahm Reinald das Wort und erzählte ihr seine Abenteuer. Wie er die Meldung that von den drei verwünschten Prinzen im Walde, die seine Schwäger waren, nahm sie das groß Wunder; denn sie vermerkte nun, daß Zornebocks Erzählung keine Lüge, sondern Wahrheit gewesen sei. Der Ritter war eben im Begriff, seine Geschichte zu enden: da erhob sich im Gebirge groß Triumphiren und Freudengeschrei. Bald darauf brachen drei Geschwader Reiter aus dem Wald hervor, an deren Spitze Hildegard ihre Brüder, und Reinald seine Schwestern erkannte. Der Zauber des Waldes war gelöset. Nach wechselseitigen Umarmungen und Freudensbezeugungen verließ die Karavane der Entzauberten die schaudervolle Einöde und begab sich in das alte Waldschloß. Reitende Boten flogen nach der Residenz des Grafen, die frohe Botschaft von der Ankunft seiner Kinder zu verkünden. Der Hof befand sich eben in tiefer Trauer über den Verlust des jungen Grafen, den man als einen Todten beweinte; die Eltern glaubten, daß ihn der Zauberwald auf ewig verschlungen habe. Die trauernde Mutter hatte auf Erden keinen Trost mehr, und fühlte kein Vergnügen, als das, für ihre Kinder Todtengepränge anzustellen. Eben war man im Begriff, Reinalds Exequien zu feiern; aber schneller konnte weiland der täuschende Nicolini seinen pantomimischen Schauplatz nicht wandeln, als in der Residenz des Grafen bei dieser frohen Botschaft alle Dinge eine andere Gestalt annahmen: Alles athmete nun wieder Leben und Freude. In wenig Tagen empfand das ehrwürdige Elternpaar die Wonne, ihre Kinder und Enkel zu umarmen. Adelheid hatte seit dem Besuch ihres Bruders aus dem Ei ein liebevolles Fräulein gebrütet, das von der mütterlichen Brust seine kleinen Arme dem Großpapa lächelnd entgegenstreckte, und ihm beim Empfang die silberfarbenen Locken zauste. Unter allen

Feierlichkeiten dieser glücklichen Wiederkehr zeichnete sich Reinalds Beilager mit der schönen Hildegard besonders aus. Ein ganzes Jahr verging unter mancherlei Abwechselungen von Freude und Ergötzlichkeiten.

Endlich bedachten die Prinzen, daß ein allzulanger Genuß des Vergnügens den männlichen Muth und die Thatkraft ihrer Ritter und Knappen erschlaffen möchte; auch war die Residenz des Grafen zu eng, so viel Hofhaltungen bequem zu fassen; die drei Eidame rüsteten sich also mit ihren Damen zum Abzug. Reinald der Stammerbe verließ seine grauen Eltern nimmer, und drückte ihnen als ein frommer Sohn die Augen zu. Albert der Bär kaufte die Herrschaft Askanien und gründete die Stadt Bernburg. Edgar der Aar zog in der Helvetier Land unter den Schatten der hohen Alpen und bauete Aarburg an einen Fluß ohne Namen, der aber von der Stadt, an welcher er hingleitet, nachher benennet wurde. Also der Delphin that einen Heereszug nach Burgund, bemächtigte sich eines Theils dieses Reichs und nannte die eroberte Provinz das Delphinat. Und wie die drei Prinzen bei den Namen ihrer Städte und Dynastien auf das Andenken ihrer Bezauberungen anspielten, so nahmen sie auch ihre Thiergestalten aus der Zauberepoche zum Symbol ihrer Wappen an. Daher kommt es, daß Bernburg einen goldgekrönten Bären, Aarburg einen Adler, und das Delphinat einen Meerfisch im Wappen führet bis auf diesen Tag. Die köstlichen Zahlperlen aber, welche an Galatagen den Olympus der sämmtlichen Erdengöttinnen unsers Welttheils verherrlichen, und für orientalische geachtet werden, sind die Ausbeute des Weihers im Zauberwald und befanden sich ehemals in den drei leinenen Säcken.

Muscatblüt, s. Meistersänger.

David Müslin

ward im November 1747 zu Bern geboren, kam nach vollendeten philosophischen und theologischen Studien zuerst als Pfarrer nach Untersee, dann 1782 als Cooperator und 1807 als dritter Pfarrer im Münster und Mitglied des Kirchenrathes nach Bern, wo er am 23. November 1821 starb.

Er ließ erscheinen:

Fest- und Kommunionspredigten. Bern 1802 und 1805, 3 Thle. 8.; 3. Ausg. 1815—16.

Moralische Vorlesungen. Bern 1807, 4 Thle.

Auswahl von Predigten. Ebendas. 1809 und 1813, 2 Thle.

Geist der christlichen Glaubens- und Sittenlehre. Zürich 1804.

Predigten. Bern 1815—17, 7 Thle.

Tiefes religiöses Gefühl, geistvolle Auffassung und Durchführung und guter Stil erwarben M. als Kanzelredner einen sehr geachteten Namen.

Sebastian Mutschelle

ward am 10. Januar 1749 zu Altershausen in Baiern geboren, erhielt nach absolvirtem philosophischen und theologischen Cursus die Priesterweihe und ward als fürstlich freisingischer geistlicher Rath und Pfarrer nach Pamkirchen bei München versetzt. 1799 erhielt er den Ruf als Professor der katholischen Theologie nach Königsberg, war aber kaum dort angekommen, als er am 28. November 1800 starb.

Er machte sich litterarisch bekannt durch:

Geschichte Jesu. München 1784, 8.; 2. Ausg. Ebendas. 1806.

Kenntniß und Liebe des Schöpfers aus der Betrachtung der Geschöpfe. München 1785, 8. Neue Ausg. Brün 1808.

Unterredungen eines Vaters mit seinen Söhnen. München 1791; 4. Ausg. 1802.

Vermischte Schriften. Ebendas. 1793—97, 4 Bde.; 2. Ausg. 1799.

Ueber die Kantische Philosophie. Ebendas. 1799—1803, 7 Hefte.

Predigten und Homilien. Ebendas. 1804—12, 4 Thle.

Vermischte Predigten. Ebendas. 1815.

Kirchweihpredigten. Ebendas. 1821.

Einer der vorzüglichsten katholischen Kanzelredner neuerer Zeit, dessen Predigten durch Klarheit, Wärme und Kraft von nicht geringen Gaben zeugen.

Christlob Mylius

ward am 11. November 1722 zu Reichenbach in der sächsischen Lausitz geboren und legte theils bei seinem Vater, dem dortigen Prediger, theils auf dem Gymnasium zu Kamenz die erste wissenschaftliche Grundlage. In Leipzig, wo er Medicin, besonders aber Mathematik, Astronomie und Naturwissenschaften eifrig studirte, erhielt er in Lessing einen vertrauten Freund und wurde auch mit Gellert, Zachariä, dem älteren Schlegel u. A. genauer bekannt. Zu seiner Vervollkommnung in der Astronomie und Physik war er 1747 nach Berlin gegangen und hatte dort eine Zeitlang die Rüdiger'sche Zeitung redigirt, allein sein Durst nach Weltkenntniß vermochte ihn, auf Kosten einer Gesellschaft von Naturfreunden über Hamburg 1753 nach Amerika abzugehen. Er kam nur bis London, denn hier führten Kränklichkeit und andere Widerwärtigkeiten am 6. März 1754 seinen Tod herbei.

Er gab heraus:

Bemühungen zur Beförderung der Kritik und des guten Geschmacks. Halle 1743—45, 2 Bde., 8., mit J. A. Cramer.

Die Aerzte. Komödie. Leipzig 1745.

Philosophische Untersuchungen und Nachrichten. Leipzig 1745—46, mit J. A. Cramer.

Der Unerträgliche. Komödie. Ebendas. 1746.

Gedanken über die Atmosphäre des Mondes. Hamburg 1746, 8.

Der Freigeist. Wochenschrift. Leipzig 1746, gr. 8.

Der Naturforscher. Physikalische Wochenschrift. Ebendas. 1747—48, 2 Jahrgge. in gr. 8. (mit G. E. Lessing).

Der Kuß. Operette. Leipzig 1748.

Die Schäferinsel. Komödie. Ebendas. 1749.

Beiträge zur Historie und Aufnahme des Theaters. Stargard 1750, 8., mit Lessing.

Zergliederung der Schönheit 2c. Aus dem Englischen des W. Hogarth. 2. verb. und verm. Abdruck, Berlin 1754, gr. 4. mit Kupf. Die 1. Ausg. zu London war der Prinzessin von Wales gewidmet.

Vermischte Schriften. Gesammelt von G. E. Lessing. Berlin 1754, 8. mit M's. Leben.

Am Treffendsten urtheilt Küttner in seinen Charakteren deutscher Dichter und Prosaisten S. 240 f. über M., indem er von ihm sagt: Unter dem Nachlasse dieses mun-

teren Kopfes befinden sich Abhandlungen, die einen tiefforschenden Geist und schöne Kenntniß der Mathematik, Naturlehre, Philosophie und Litteratur ankündigen; aber die letzte bessernde Hand fehlt allen. Seine Poesieen sind meist von der didaktischen Art, voll von Sachen und gedankenschwer. Versuche im Malerischen und Zärtlichen gelingen ihm weniger; auch die dramatischen und kleineren lyrischen Stücke, den Abschied von Europa ausgenommen, sind unwichtig und haben weder Stärke in Gedanken, noch den nothdürftigen Numerus im Ausdrucke. Eins, die Hofmileten, hat treffende Züge, kühne Stellen, verwegene Satire, ein Beweis, wie sehr die Seele des Dichters zum Spott gestimmt war. Bei seiner unumschränkten Wißbegierde und den ungemeinen Naturgaben wäre Mylius leicht ein trefflicher Schriftsteller geworden, wenn er länger gelebt und später geschrieben hätte. — Mit diesem Ausspruche stimmt Lessing's Ansicht über M. in der Vorrede, die er zu dessen vermischten Schriften geliefert, vollkommen überein.

Wilhelm Christhelf Siegmund Mylius

ward am 2. Mai 1754 zu Berlin geboren, widmete sich auf den gelehrten Anstalten seiner Vaterstadt dem Studium der Philosophie und des Rechts und lebte hierauf als Privatgelehrter, ohne sich um eine Anstellung zu bewerben. Er starb daselbst am 30. März 1827.

Von ihm haben wir:

Moliere's So prellt man Füchse. Halle 1776, 8. (mit Bernh. Chstph. d'Arien).
Desselben Hanswurst Dr. nolens volens. Frankfurt und Leipzig 1778, 8.
Destouches für Deutsche. Leipzig 1778, 1r Thl., 8. (mit A. G. Meißner).
Voltaire's Candide. Neu übersetzt. Berlin 1778; N. A. Ebendas. 1810, 8. mit 6 Kupf.
Geschichte der Flibustiers. Berlin 1779.
Le Sage's Gilblas von Santillana. Uebersetzt. Berlin 1779—83, 6 Bde., 8.; 3. A. Ebendas. 1800, 8., mit 14 Kupf.
Puff van Vlieten. Leipzig 1780.
Die Ueberlästigen. Ebendas. 1781.
Tressan's Amadis von Gallien. Neu übersetzt. Ebendas. 1782, 2 Bde. 8.
Crebillon's vorzüglichste Werke. Aus dem Französischen übersetzt. Berlin 1782—86, 3 Thle., 8.
Der fliegende Mensch. Leipzig 1783.
Kleine Romane 2c. 2c. Berlin 1783—89, 6 Bde., 8. mit Kupfern. Gemeinschaftlich mit J. D. Sander u. And. 6r Bd., auch besonders unter dem Titel: Romantische Blumenlese aus verschiedenen Sprachen.
Mackenzie's Der Mann von Gefühl. Aus dem Englischen. Berlin 1783; n. A. Ebendas. 1803, 8., mit 5 Kupf.
Smollet's Peregrine Pickle. Aus dem Englischen. Ebendas. 1785. N. A. 1789, 4 Bde., 8. mit Kupf.
Florian's Galathee. Schäferroman nach Cervantes. Aus dem Französischen. Berlin 1787, 8.
Holberg's Nil Klim's unterirdische Reise. Verdeutscht. Berlin 1788, 3.
Diderot's Jakob und sein Herr. Aus dessen ungedrucktem Nachlasse übersetzt. Berlin 1792, 8., mit 1 Kupfer.
Gallerie von romantischen Gemälden 2c. Berlin 1792—96, 2 Abthlg., 8., mit 2 Titelkupf.

Einer der rüstigsten Uebersetzer seiner Zeit, der im Ganzen zu rasch und zu viel arbeitete, aber doch die von ihm übertragenen Werke mit Kenntniß und Geschmack zu behandeln wußte. Seine eigenen Leistungen sind trotz einigem Talent für das Komische doch unbedeutend.

N.

Johann Karl Christoph Nachtigall

wurde am 25. Februar 1773 zu Magdeburg geboren, studirte daselbst und zu Halle Philosophie und kam darauf als Lehrer an die Domschule zu Halberstadt. Hier wurde er Rector und Prorector derselben und 1800 zum Consistorialrath und Ephorus ernannt. Später erhielt er die Würde eines Doctors der Theologie und 1813 die Verwaltung der dasigen Generalsuperintendentur, welcher er neben den schon erwähnten Aemtern bis an seinen am 21. Juni 1819 erfolgten Tod würdig vorstand.

Unter dem Pseudonym „Otmar" haben wir von ihm:

Zion. Aeltestes Drama. Leipzig 1796.
Psalmen. Halle 1797.
Ruhestunden für Frohsinn und häusliches Glück. Bremen 1799—1804, 6 Bde., 8. Der 5. u. 6. Bd. auch unter dem Titel: Neue Ruhestunden. Mit J. G. Hoche.
Versammlung der Weisen. Halle 1799.
Volkssagen. Bremen 1800, 8., mit Kupfern.

Außerdem lieferte er Beiträge in Zeitschriften, Journale u. s. w.

N. erwarb sich das meiste Verdienst als praktischer Schulmann und Geistlicher; seine kleineren allgemeinen Schriften zeichnen sich durch Innigkeit, Gemüthlichkeit, Klarheit und Ruhe vortheilhaft aus.

Christian Samuel Gottlieb Ludwig Nagel

ward am 18. April 1787 zu Schwerin geboren, promovirte nach vollendeten philosophischen und philologischen Studien zum Doctor der Philosophie und machte als solcher in Lützow's Freicorps den deutschen Freiheitskampf mit. Nach seiner Rückkehr zum Ritter des eisernen Kreuzes 2. Cl. ernannt, wurde er 1817 als Oberlehrer am Gymnasium zu Kleve angestellt, wo er, 1822 zum Director dieser Anstalt erhoben, am 26. April 1827 starb.

Von ihm erschien:
Leben und Auswahl seiner Reden und Gedichte. Herausgegeben von Fr. v. Ammon und Dr. Th. Herold. Kleve 1829, 2 Bde.

Echter Patriotismus, Phantasie, Witz und Innigkeit verleihen N's Schriften, namentlich seinen lyrischen Gedichten, bleibenden Werth.

Johann Friedrich Gottlieb Nagel

ward 1789 zu Halberstadt geboren, studirte Philosophie und Theologie und wurde Dr. der Philosophie. 1815 zog er als Freiwilliger unter dem preußischen Heere mit nach Frankreich, kam dann als Schulrector nach Hornburg und 1819 als Pfarrer nach Hadmersleben im Magdeburgischen.

Er schrieb:
Poesieen. Quedlinburg 1811; neue Aufl. unter dem Titel: Gedichte. Ebendas. 1816, 8.
Theoretisch-praktisches Lehrbuch der Weisheit und Tugend. Ebendas. 1815.
Oskar und Malvina. Ebendas. 1815, 2 Bde.
Preußischer patriotischer Spiegel. Ebendas. 1815.
Wundergeschichten und Legenden der Deutschen. Ebendas. 1817.
Mein Ideal. Poetische Epistel an Friedrich. Halberstadt 1819.
Vier Wochen auf Reisen. Ebendas. 1820.
Wundervolle Sagen und abentheuerliche Geschichten aus alter Zeit. Helmstädt 1820.
Materialien zum Dictiren. Ebendas. 1826.
Abriß des christlichen Religionsunterrichts. Halberstadt 1831.

Predigten, einzelne Abhandlungen u. s. w.

Lebendige Darstellung, Wärme des Gefühls, Scharfsinn und Klarheit sind den Schriften dieses trefflichen Mannes eigen.

Karl August Wilhelm Nagel

ward am 14. December 1805 zu Halle, wo sein Vater als Arzt lebte, geboren, erhielt seine erste Bildung auf dem Gymnasium des dortigen Waisenhauses und studirte dann von 1823 bis 1826 Theologie auf der Universität seiner Vaterstadt. Nach zurückgelegter akademischer Laufbahn lebte er eine Zeit lang als Hauslehrer im Westphälischen, wurde dann 1832 Hilfsprediger der Neustädter Gemeinde in Bielefeld und 1836 Pfarrer zu Heepen, in der Nähe der eben genannten Stadt.

Seine Schriften welche er (Predigten ausgenommen) nur unter dem Namen Wilhelm Angelstern herausgab sind:

Das Testament. Bielefeld 1835.
Thaleck. Ebendas. 1836.
Paulus. Tragödie. Ebendas. 1836.
Der Nachtwandler. Ebendas. 1837.
Angelica. Trauerspiel. Ebendas. 1839.

Eine reiche, frische, oft zu rasch schaffende Phantasie, tiefes und warmes Gefühl für das Schöne und Gute und seltene Gewandtheit in Beherrschung der Sprache und Form offenbaren sich in sämmtlichen poetischen Arbeiten dieses höchst talentvollen Mannes, von denen der Paulus wohl die vollendetste ist, seine Angelica aber für unsere Zeit von hohem Interesse erscheint, da sie die wichtigen kirchlichen Streitfragen unserer Tage, so weit es hier gestattet ist, auf poetischem Wege zu lösen versucht. — Von dem Mittelpunkte des deutschen literärischen Verkehrs eben so entfernt, wie von den Connexionen litterärischer Coterieen hat sich N. seine Bahn selbst brechen müssen, und seine Schriften sind daher nicht so allgemein bekannt geworden, wie sie es verdienen; wer sich dieselben anzueignen Gelegenheit hatte, wird aber in dem Verfasser einen eben so anspruchslosen als reichbegabten Dichter von der trefflichsten Gesinnung begrüßen.

Karl Adolf Näke

ward am 25. März 1783 zu Frauenstein in Sachsen geboren und nach vollendeten philosophischen und juristischen Studien zu Dresden als Rechtsconsulent angestellt, wo er gegenwärtig noch lebt.

Er verfaßte unter dem Namen „Leander:“
Für Winterabende. Erzählungen. Herausgegeben von Fr. Laun. Leipzig 1818, 2 Bde. 8.

Einzelne Erzählungen u. s. w. in Zeitschriften.

Anmuthige Darstellung, gute Erfindung und richtige Charakterzeichnung machen L's Leistungen auf dem Gebiete der prosaischen Erzählung zu einer angenehmen und unterhaltenden Lectüre.

Elisabeth, Gräfin von Nassau, s. Meistersänger.

Bernhard Christian Ludwig Natorp.

Dieser um den Schulunterricht höchst verdiente Gelehrte ward am 12. November 1774 zu Werden an der Ruhr geboren, widmete sich dem Studium der Philosophie und Theologie und kam 1796 als Lehrer an das Gymnasium nach Elberfeld, von wo er kurz darauf als Prediger nach Hückeswagen im Bergischen und 1798 in gleicher Eigenschaft nach Essen abging. Ein weiterer Wirkungskreis öffnete sich ihm 1809 durch seine Versetzung als Consistorialrath nach Potsdam und 1816 als Oberconsistorialrath nach Münster, wo ihm auch noch die Auszeichnung eines Doctors der Theologie und Ritters des rothen Adler-Ordens 3. Cl. zu Theil wurde.

Er gab heraus:

Kleine Bibel, zunächst für die erwachsene christliche Jugend. Duisburg und Essen, 1802, 2 Bde.; 2. Aufl. 1823.
Kleine Schulbibliothek. Ebendas. 1802; 5. Aufl. 1820.
Christliche Religionsvorträge. Düsseldorf 1803, 2 Bde.
Grundriß zur Organisation allgemeiner Stadtschulen. Essen 1804.
Quartalschrift für Religionslehrer. Duisburg 1804—9, 6 Jahrgänge.
Beiträge zur Veredlung unserer Andachten. Krefeld 1805.
Ein einziger Schullehrer unter 1000 Kindern. Nach Jos. Lancaster. Duisburg und Essen 1808.
Briefwechsel einiger Schullehrer und Schulfreunde. Duisburg 1811—16, 3 Bde.; 2. Aufl. 1823.
Anleitung zur Unterweisung im Singen. Potsdam 1813 und 1820, 2 Thle.; 4. Aufl. des 1. Thls, 1825 und 2. Aufl. des 2. Thls. 1834, 4.
Andreas Bell und Jos. Lancaster. Duisburg und Essen 1817.
Lehrbüchlein der Singekunst für die Jugend in Dorfschulen. Ebendas. 1820.
Melodieenbuch für den Gemeindegesang in evangelischen Kirchen. Ebendas. 1822.
Choralbuch für evangelische Kirchen. Vierstimmig und mit Zwischenspielen von Rink. — Ebendas. 1829, 4. (mit Keßler).

Ueber Rink's Präludien. Ebendas. 1834.

N's Verdienste um die Verbesserung des Volksschulwesens, namentlich in den preußischen Staaten sind eben so ruhmvoll anerkannt, als sich seine Leistungen auf dem Gebiete der Kanzelberedsamkeit durch Kraft, Klarheit und Tiefe und seine pädagogischen Schriften durch Gründlichkeit und Scharfsinn auszeichnen.

Johann Joseph Natter

ward am 10. Mai 1770 zu Prag von katholischen Eltern geboren, studirte daselbst Theologie und wurde nach erhaltener Priesterweihe Pfarrer in seiner Vaterstadt. Von hier kam er später als Pfarrer an die Karlskirche nach Wien und wurde daselbst zum Consistorialrath und Commandeur des Kreuzherrnordens ernannt.

Er ließ erscheinen:

Ueber die Freundschaft. Leipzig 1796.
Predigten über christliche Lebensweisheit. Prag 1786—97, 2 Thle.
Predigten über die Lebensgeschichte Jesu. Ebendas. 1798; 3. Ausg. 1811.
Katholisches Gebetbuch. Ebendas. 1800.
Neue Predigten. Ebendas. 1802.
Populäres Religionshandbuch. Ebendas. 1811.
Die Wege der Vorsehung in den Schicksalen des jüdischen Volks. Ebendas. 1811.
Ueber die Kunst, bei den Uebeln und Unfällen des Lebens seine Ruhe zu behaupten. Ebendas. 1811.
Predigten über Tod rc. Ebendas. 1817.
Katholisches Andachtsbuch für das weibliche Geschlecht. Ebendas. 1819.
Vollständiger Unterricht in der katholischen Glaubens- und Sittenlehre. Ebendas. 1820.
Neue Predigten über die heilige Geschichte Jesu. Leipzig 1822.

Einer der ausgezeichnetsten jetzigen katholischen Kanzelredner und Asketiker, dessen Predigten und Schriften einen hohen, bleibenden Werth durch die in denselben vorherrschende Kraft, Klarheit und Anmuth, erhöht durch einen edeln, gefälligen Stil, erhalten.

Christiane Benedicte Eugenie Naubert,

die Tochter des Professors der Medicin J. E. Hebenstreit zu Leipzig, ward am 13. September 1756 daselbst geboren und erhielt nach dem 1757 erfolgten Tode ihres Vaters durch ihren Stiefbruder, den dasigen Professor der Theologie, H., eine völlig gelehrte Erziehung, welche sie vorzüglich zum Studium der Geschichte und der neuern Sprachen hinzog. Nachdem sie ihren ersten Gatten, den Kaufmann und Rittergutsbesitzer Holdenrieder zu Naumburg durch den Tod verloren hatte, verheirathete sie sich wieder mit dem dasigen Kaufmann J. Georg Naubert, mit dem sie als sorgsame Hausfrau, treffliche Mutter und Gattin eine glückliche Ehe führte. Durch eine Augenkrankheit, zu deren Operation sie nach Leipzig gezogen war, bereits dem Leben entfremdet, aber bis zum letzten Augenblicke geistig thätig, starb sie daselbst am 12. Januar 1819.

Ihre Schriften, welche sämmtlich anonym herauskamen, sind:

Des Lords Fitzherbert und seiner Freunde Geschichte. Nach dem Französischen. Leipzig 1780, 8.
Friedrich der Siegreiche, Churfürst von der Pfalz. Ebendas. 1785, 2 Thle. 8. mit Kupf.
Geschichte Emma's, Tochter Karl's des Großen und seines Geheimschreibers Eginhard. Ebend. 1785, 2 Bde. 8. mit Titelk.
Walter von Montbarry, Großmeister des Tempelordens. Ebendas. 1786, 2 Bde. 8. mit 1 Titelvign.
Amalgunde, Königin von Italien. Sage. Leipzig 1787, 8. mit 1. Titelk.
Die Amtmännin von Hohenweiler. Ebendas. 1787, 8.
Konradin von Schwaben. Leipzig 1787, 8.
Geschichte der Gräfin Thekla von Thurn. Ebendas. 1788, 2 Thle. 8. mit 1 Titelk.
Hermann von Unna. Leipzig, 1788, 3 Thle. 8. mit 1 Titelk.
Hatto, Bischof von Mainz. Legende. Ebendas. 1788, 8. mit 1 Titelk.
Paulini Frankini. Ebendas. 1788, 8.
Elfriede. Ebendas. 1788, 2 Thle. 8.
Graf Werner von Bernburg. Ebendas. 1789, 8. mit Kupf.
Barbara Blomberg. Ebendas. 1789, 8.
Elisabeth, Erbin von Toggenburg. Ebendas. 1789, 8. Neue Ausg., 1809, mit 1 Titelk.
Neue Volksmährchen der Deutschen. Leipzig 1789—93, 5 Bdchen in 8. mit Titelvign. 5. Bdchen auch besonders unter dem Titel: Wallfahrten und Erzählungen der Pilger.
Die gräfliche Familie von Wallis. Ebendas. 1790, 2 Thle. 8. mit Kupf.
Emmy Reinold. Aus dem Englischen. Ebendas. 1790, 8.
Geschichte Heinrich Courtland's. Nach dem Englischen. Ebendas. 1790, 2 Thle. 8.
Brunilde. Anekdote. Ebendas. 1790, 8. mit 1 Titelk.
Alf von Dülmen. Ebendas. 1790, 8. mit 1 Kupf.
Edwy und Elgiva. Eine altenglische Geschichte. Ebendas. 1791, 8. mit 1 Titelk.
Konrad und Siegfried von Feuchtwangen. Ebendas. 1791, 2 Bde. 8. mit Kupf.
Gebhard, Truchseß von Waldburg. Ebendas. 1791. 8.
Lord Heinrich Holland. Ebendas. 1791, 8. mit Kupf.
Graf von Rosenberg. Leipzig, 1791, 8.
Philippine von Geldern. Ebendas. 1792, 2 Thle. 8. mit 1 Titelk.
Lucinde. Nach dem Englischen. Ebendas. 1792, 8.
Maria Fürst, oder das Alpenmädchen. Ebendas. 1792, 8.

Miß Louise Fox, oder Reise einer jungen Engländerin. Ebendas. 1792, 8.
Alme, oder ägyptische Märchen. Berlin 1793—97, 5 Bde. 8.
Ulrich Holzer, Bürgermeister in Wien. Leipzig 1793, 2 Bde. 8. mit 1 Titelkupf.
Heinrich von Plauen und seine Neffen. Ebendas. 1793, 2 Thle. 8. mit Titelk.
Walter von Stadion. Leipzig 1794, 8. mit 1 Titelvign.
Sitten und Launen der Großen. Ebendas. 1794, 8. mit 1 Titelk.
Der Bund des armen Konrad. Ebendas. 1795, 8. mit 1 Titelk.
Velleda. Ein Zauberroman. Ebendas. 1798, 8.
Joseph Mendez Pinto. Ebendas. 1802, 8.
Cornelia, oder das Geheimniß des Grabes. Nach dem Englischen. Ebendas. 1803, 2 Thle. 8.
Eudoria, Gemahlin Theodosius II. Ebendas. 1805—1806, 2 Thle. 8. Neue Aufl. 1821.
Fontanges, oder das Schicksal der Mutter und Tochter. Leipzig 1805. Neue Aufl. 1824, 8. mit Kupf.
Die Gräfin von Frondsberg aus dem Hause Löwenstein. Neue Aufl. Leipzig 1806, 8.
Lioba und Zilia. Gotha 1806, 8.
Wanderungen der Phantasie in die Gebiete der Wahrheit. Leipzig, 1806, 8. mit 1 Titelk.
Heitere Träume. Neue Aufl. Leipzig 1806, 8. mit 1 Titelk.
Mathurin. Gotha 1809, 8. (Eigentlich die 2. Aufl. von Lioba rc.)
Die Irrungen. Naumburg 1810, 8.
Elisabeth Lezkau, oder die Bürgermeisterin. Ebendas. 1810, 8.
Attila's Schwert, oder die Azimuntinerinnen. Ebendas. 1810, 8.
Azaria. Eine Weihnachtsgabe. Leipzig 1814, 8.
Rosalba. Ebendas. 1818, 2 Bde. 8. mit 1 Kupf.
Alexis und Louise. Eine Badegeschichte. Ebendas. 1819, 8. mit 1 Titelk.
Turmalin und Lazerta. Ebendas. 1820, 2 Thle. 8. mit Titelk.
Letzte Originalromane. Wohlfeile Ausgabe. Leipzig 1827, 5 Bde. 8. mit 3 Kupf.

Schöpferische, anmuthige Phantasie, ein Reichthum echter Kenntnisse, wie sie selten eine Frau in dem Maße zieren, Feinheit der Beobachtung, Innigkeit des Gefühls, Wahrheit der Charakterzeichnung und hohe Anmuth, Würde und Correctheit der Darstellung machten die Schriften dieser eben so reichbegabten als anspruchslosen Frau zu einer Lieblingslectüre ihrer Zeitgenossen und werden sie in bleibendem Andenken bei der Nachwelt erhalten. Sie war es, die zuerst in Deutschland historische Stoffe in Romanform behandelte, und Wirklichkeit und Poesie auf das Sinnreichste zu verschmelzen wußte. — Die Krone ihrer Leistungen bleiben aber ihre trefflichen Volksmärchen, welche, was die Reinheit der Darstellung betrifft, selbst vor denen des genialen Musäus den Vorrang behaupten.

Ottilie.

Ein Volksmärchen von Benedicte Naubert.

Unweit Freiburg, in einer romantisch-schönen Gegend, erhebt sich ein mittelmäßiger Berg, von dem Volke des Landes mit dem Namen benennt, den ihr an der Spitze der alten Sage stehen sehet, mit welcher ich euch, meine Theuren, in dieser Stunde der Ruhe unterhalten will.

Warum dieser kleine Auswuchs des Erdballs Ottilien-Berg genannt wird, was die Schöne, die man noch jetzt in stillen Nächten aus seinem Schooße hervorgehen sieht, über die mondbeglänzte Fläche gen Zähringen zu wallen, aus den Wohnungen des Himmels zur Erde herabstürzte, und wie sie hienieden ihren Wandel führte, das sollt ihr jetzt von mir erfahren. Seht, die Natur um uns her schickt sich an zu ihrem Winterschlafe, das Rauschen des Regens in dem falben Laube, das Heulen des Sturms an den Fenstern, und das Knistern der dürren Reiser im Kamin, erfüllt die Seele mit einem ahnenden Schauer, und bereitet sie vor zum Gehör abenteuerlicher Geschichte.

Vor Zeiten ward das ganze Elsaß von einem Fürsten beherrscht, den ich, weil die Sage seinen Namen vergessen hat, und doch jedes Ding seine Benennung haben will, Rörich nennen will. Er war ein weidlicher jovialischer Herr, freute sich seines guten Landes und seiner glücklichen Einwohner, und that Niemand Leids, als wer einer Liebe zum Vergnügen Hindernisse in den Weg legte, oder einem seiner Lieblinge oder Lieblinginnen im Lichte stand. Seine Lieblinge waren brave Jäger und Zecher, und seine Freundinnen wohlgestaltete gefällige Mädchen, die man auf seinen Lustschlössern zu Dutzenden in leichter Nymphentracht herumschwärmen sah.

Herrn Rörich war nirgend so wohl, als in der Mitte seines kleinen Serails, und er verließ gern und oft seine Residenz nebst seinen Tugend predigenden Räthen und seiner frommen Gemahlin, um in den Armen der lieblichen Dirnen, die ihn hier umgaukelten, es zu vergessen, daß ein Fürst noch einige andere nicht unwichtige Pflichten hat, als die Freude.

Frau Ottilie, sein Gemahl, war ehemals schön gewesen, und hatte seine Augen, da er noch ein Jüngling war, dermaßen entzückt, daß er ohne ihren Besitz zu sterben vermeinte; aber der Besitz dieses Kleinods war durch kein anderes Mittel zu erlangen, als durch die geweihte Hand des Priesters, denn Ottilie war zwar arm, war keine Fürstin, aber sie war tugendhaft.

Beide hatten, nachdem gesetzmäßige Liebe sie vor Gottes Altar verbunden hatte, zwei Jahr' ihres beiderseitigen Frühlings wie im Himmel, im Vaterland der Liebe und Eintracht verlebt; aber als diese für den flatterhaften Rörich so lange Zeit verflossen war, als Ottiliens Reize ihm gewöhnlich wurden, als frische blühende Schönheiten ihm von allen Seiten winkten, da hatten die glücklichen Tage ein Ende. Die gute Fürstin wurde vernachlässigt und würde gänzlich vergessen worden sein, wenn nicht die Liebe der Stände und des Volks, die sie besaß, ihren Gemahl noch immer in einiger Verbindung mit ihr erhalten hätte. Das Volk hoffte einen Reichserben, und die Geistlichkeit, deren Gunst Ottilie in vorzüglichem Grade erworben hatte, versicherte, daß nur ein Sohn von ihr das Land beglücken könne; Ursache genug für den Fürsten, die längst beschlossene Scheidung von einem Jahre zum andern verschieben zu müssen, und sich indessen die Zeit mit andern Schönen zu vertreiben, welche weniger eigensinnig wie die Fürstin, dem verliebten Rörich nicht zumutheten, daß er eben den Weg zu ihrem Herzen durch die Kirche nehmen sollte.

Die Ursache, warum sich die Geistlichkeit so besonders für die Fürstin interessirte, und sie so gewaltig bei ihren Rechten schützte, war ihre große Frömmigkeit, nämlich ihre Sucht, Kirchen und Klöster zu erbauen, und die Freigebigkeit, mit welcher sie die Armen, das ist diejenigen, welche das Gelübde der Armuth gethan hatten, bedachte. — Es gab noch einige Theile von Ottiliens Frömmigkeit, die uns nicht unbeträchtlich dünken; als die Wohlthätigkeit, mit welcher sie sich auch wahrer Dürftigen annahm, die Geduld, mit welcher sie die Ausschweifungen und die wachsende Härte ihres Gemahls ertrug, der Abscheu vor allen verdächtigen Tröstungsmitteln, die man ihr unter der Hand anpries; aber diese Punkte kamen nicht in Rechnung, und die Fürstin hätte immer hart gegen die Nothleidenden, ungestüm gegen ihren Beleidiger und selbst leichtsinnig und ausschweifend sein können, wenn sie nur fortgefahren hätte, Kirchen und Klöster zu bereichern, so wär' ihr eben der Schutz der Mächtigen im Lande, der Priesterschaft, zu Theil geworden, den sie jetzt genoß.

Es war nicht schwer, die Stütze zu erkennen, welche Ottilien hielt, nur fehlte es Rörichen an Nachsinnen, die Mittel zu erforschen, wie dieselbe zu untergraben wäre. Ein Jahr ging nach dem andern hin, und kein Versuch, die unglückliche Fürstin zu stürzen, gelang, selbst nicht der alte abgetragene Vorwand eines verbotenen Grads der Verwandtschaft; denn Ottilie war aus einem zu dunkeln Geschlecht entsprossen, als daß sie eine nahe Muhme von Rörich's Fürstenhause sein konnte; selbst nicht der bedenkliche Umstand, daß sie ihrem Gemahl nur Töchter gebar, die noch dazu im ersten Lenz des Lebens dahin starben, denn der weissagende Mund der Priester verkündigte, daß der gewünschte männliche Erbe doch endlich erscheinen würde.

Es war im zehnten Jahre des traurigen Fürstenstandes der armen Ottilie, als ein Weib endlich auf das leichte Mittel fiel, wie die Verhaßte aus dem fürstlichen Bette zu verdrängen sei. Rörich trug jetzt mit Hintansetzung aller seiner übrigen Geliebten die Bande einer gewissen Kunigunde, die ganz das Vorbild ihrer Namensschwester war, welche in spätern Zeiten Albert's fürstliches Haus verunruhte und den Vater und die Söhne entzweite. Die ältere Kunigunde war so schön, so stolz und so arglistig, als ihre späte Nachahmerin; sie strebte sich an Ottiliens Stelle zu drängen, und kannte den Weg recht gut, auf welchem dieses möglich wäre.

Ihre Habsucht entzog dem Fürsten die Mittel, seiner Gemahlin so viel zum Unterhalt zu reichen, als er bisher, um sie doch durch etwas für seine erkaltete Liebe schadlos zu halten, gethan hatte, und da die arme Fürstin ihre Beschützer, die Pfaffen, nicht mehr so reichlich bedenken konnte, als vordem, so fiel auch ein großer Theil des Ansehens hinweg, das sie bei ihnen hatte, und der Trieb, sie bei ihren Rechten zu erhalten, nahm merklich ab. Ueber dieses war Kunigunde schön, arglistig und leichtsinnig genug, einen von Ottiliens vornehmsten Vertheidigern mit Liebe zu fesseln, und ihm die Belohnung seiner Leidenschaft unter einer Bedingung zu gewähren, welche der Untergang der Fürstin war.

Rörich spürte die Wirkung von dem verborgenen Miniren seiner schlauen Geliebten, ohne die Ursache errathen zu können. Man sprach nicht mehr so eifrig für die Fürstin, tadelte die Ausschweifungen ihres Gemahls nicht mehr mit solcher Strenge, und einesmals ließ sich gar der fürstliche Beichtvater verlauten, Ottilie sei nicht mehr jung, die Hoffnung auf einen Sohn von ihr bleibe lange außen, und sollte sie bei ihrem dießmaligen Wochenbette dieselbe wiederum täuschen, so würde für sie nichts besser sein, als das Kloster, und für gewisse Andere nichts zuträglicher, als eine neue Fürstin.

Ein solcher Wink aus dem Munde eines solchen Mannes konnte nicht ohne Wirkung sein. Man gab noch am nämlichen Tage der Fürstin zu verstehen, sie würde wohl thun, die Residenz zu verlassen; über dieses könne ihr die Landluft bei ihren gegenwärtigen Umständen erträglich sein.

Ottilie gehorchte mit ihrer gewöhnlichen Gelassenheit, ohne ein Zeichen des Unwillens blicken zu lassen. Nur ein Zug von verachtendem Spott war in ihrer Miene, als man ihr von einer Wahl unter ihren Lustschlössern sagte. Man hatte ihre Güter nach und nach so sehr eingezogen, daß sie zur Zeit nur noch ein einziges Berghaus besaß, über welches sie einige Gewalt hatte. In den ersten Zeiten ihres Glücks fing sie an es zu bauen, aber ehe es noch fertig ward, hatte sich ihr Schicksal so geändert, daß sie es, nach seiner völligen Vollendung bei'm ersten Eintritt Zähringen nannte, und es zum Schauplatz ihrer Thränen weihte. Tausende hatte sie hier in den vielen Jahren ihrer Leiden vergossen, und sie war froh, daß man ihr diese heilige Wohnung der Schwermuth gelassen hatte, damit sie auch ihre letzten Zähren daselbst weinen könnte.

Sie reiste nach diesem Orte, dem einzigen, den sie wählen konnte, und unter Tausenden gewählt haben würde, ohne daß man ihr vergönnte, eine einzige von ihren treuen Frauen mitzunehmen. Man sagte ihr, sie würde an dem Orte ihrer Wahl alle Bedienung finden, die sie bedürfe, und sie ließ es sich gefallen, weil ihr bekannt war, daß sich unter den Diensleuten von Zähringen wirklich viele, befanden, auf deren Treue sie sich verlassen konnte.

Ach sie wußte nicht, wie verändert sie Alles finden würde! Man hatte auf ihrem geliebten Schlosse bereits so geschaltet, als ob es seine Eigenthümerin verändert hätte. Ihre Leute waren abgeschafft, und andere an ihre Stelle gesetzt, welche sie nicht kannte. Statt der alten Castellanin, auf deren Wartung sie sich bei ihrem bevorstehenden Kindbette getröstet hatte, fand sie eine zierliche junge Dirne, welche ihr zwar mit der äußersten Höflichkeit und Ehrfurcht entgegen kam, aber zu welcher sie eben um ihrer Zierlichkeit, Jugend und gezwungenen Höflichkeit willen unmöglich ein Herz fassen konnte. Ach, was würde sie erst gefühlt haben, wenn sie diejenige, welche ihr ihre Dienste mit so vieler Bereitwilligkeit anbot, gekannt hätte! Es war Kunigunde selbst, welche alle ihre Maßregeln so genommen, und sich bloß darum in diesen Posten gedrängt hatte, um derjenigen, welche sie stürzen wollte, nahe genug zu sein, damit keiner der ihr zugedachten Streiche mißlingen könnte.

Kunigunde war klug genug, einzusehen, daß Ottiliens Ansehen durch die Geburt eines Sohnes, welche doch allemal möglich war, schnell wieder empor kommen, und alle ihre Anschläge vernichten würde; ihr blieb also nichts übrig, als, es möchte auch erfolgen, was da wollte, es so einzurichten, daß man die Fürstin allemal für die Mutter einer Tochter halten müsse; und als sie eines Tages der Sache tiefer nachdachte, und es nicht für unwahrscheinlich hielt, daß Ottilie, ungeachtet der Tücke, die sie ihr zu beweisen strebte, doch endlich obsiegen, und die Stelle, von welcher sie sie zu stoßen gedachte, wieder erlangen könnte, so vermehrte sie ihre Plane noch mit dem Zusatze, daß die Fürstin unausbleiblich in dem bevorstehenden Wochenbette nebst ihrem Kinde sterben, und also auf ewig für sie unschädlich gemacht werden müsse.

Es ist unbekannt, ob Ottilie bei allem Widerwillen gegen ihre aufgedrungene Pflegerin eine Ahnung von dem ganzen Umfange ihrer Bosheit hatte, aber so viel versichert die Sage, daß sie einst, bei ihrer Rückkunft aus der von ihr erbauten Marien-Kapelle, sich in ungewöhnlicher Bewegung befunden, den ganzen Tag weder Speise noch Trank zu sich genommen habe, und des Morgens aus dem Schlosse verschwunden gewesen sei, ohne daß man je habe erfahren können, was aus ihr geworden.

Wie leicht es Kunigunden wurde, den Fürsten über den Verlust seiner Gemahlin zu trösten, und sich zu rechtfertigen, wie leicht, sich in die Stelle der Verlornen einzuschieben, dieses sind Dinge, welche nicht in unsere Geschichte gehören, da es uns obliegt, uns von der Heldin derselben nicht zu weit zu entfernen.

Die Wahrheit von der ganzen Sache, welche erst nach anderthalb hundert Jahren ganz an's Licht kam, war diese: Ottilie, eine eifrige Verehrerin der heiligen Jungfrau, welcher sie Kirchen, und Kapellen zu Dutzenden gebaut hatte, versäumte keinen Tag in dem Heiligthume, das sie ihr zu Zähringen weihte, ihre Andacht zu verrichten, und ihre Hüterin Kunigunde, welche hieraus kein Arges hatte, dachte nicht daran, ihr diesen kleinen Trost zu rauben.

Eines Tages, als Ottilie besonders eifrig zur Königin des Himmels gebetet hatte, sank sie auf den Stufen des Altars in einen heiligen Schlummer, der ein Gewühl von Träumen um sie her versammelte, welche ihr ihre wahre Lage deutlich schilderten, ihr den Namen und die Absichten ihrer Verfolgerin nannten, und ihr Alles sagten, was sie von ihr für sich und ihr Kind zu fürchten habe. — Nie haben Träume so deutlich gesprochen, nur Schade, daß sie zu kurze Zeit dauerten, um ihr über das Nothwendigste, über die Mittel, dem Unglück zu entgehen, Unterricht zu geben.

Ein Geräusch von Außen verscheuchte das leichte Heer der Traumgebilde, und sie erwachte in einem Zustande, der sich nicht schrecklicher denken läßt. Welch ein Gefühl, den geöffneten Abgrund vor sich zu sehen, die Hand im Nacken zu fühlen, welche uns hinabstürzen wird, ohne hinlängliche Kraft zu besitzen, sich zu retten, ohne weit und breit einen Retter zu sehen, der das ersetzen könnte, was unsere Schwachheit nicht vermag!

Ich traue auf dich, Heiligste des Himmels, treue Warnerin! sagte Ottilie, als sie die Nacht nach der schrecklichen Entdeckung leise von ihrem Lager aufstand, das Schloß an der Thür, das sie vorsichtig mit dem Oel der nächtlichen Lampe getränkt hatte, sanft zurückzog, und die steinerne Wendelstiege hinabschlich. Ich traue auf dich, du wirst die Gewarnte nicht verderben lassen, oder soll sie ja umkommen, dich wenigstens ihres verlassenen Kindes erbarmen. Flucht ist das Einzige, was ich zu meiner Rettung thun kann!

Es war in einer der kältesten Nächte des Christmonats, als die bedrängte Fürstin das Schloß verließ, das sie in glücklichen Zeiten erbaut hatte. Ein niedriges Fenster im Vorhause half ihr davon, und von da war der Weg durch den beschneiten Garten auf's Feld, durch die nur von Innen verschlossene Thür leicht zu finden. Kunigunde hatte auf Alles, nur nicht auf die mögliche Flucht ihrer Gefangenen gedacht; sie glaubte, ihre Gefahr sei ihr verborgen, und würde sie auch dieselbe gewahr, so müßte ihr Zustand es unmöglich machen, derselben zu entgehen.

Ottilie war in einer Art von Betäubung, als sie den gefährlichen Schritt wagte; wie hätte sie sonst die gewisse Gefahr für die ungewisse wählen können? Sie sah ihrer Entbindung täglich entgegen; was sollte aus ihr werden, wenn die gefürchtete Stunde sie hülflos überraschte? was sollte alsdann aus ihr werden, wenn dieselbe auch glücklich vorüberging? sie wußte keinen Zufluchtsort, hatte auf keinen gesonnen. Die Fußstapfen im tiefen Schnee mußten ihren Weg verrathen, und das Glücklichste, was ihr begegnen konnte, war, daß sie hier gefunden und in die Hände ihrer Verfolger zurück gebracht wurde.

Die unglückliche Fürstin dachte von dem Allen an nichts: ihr ganzes Wesen war nur in ein einziges unnennbares Gefühl der heftigsten Schmerzen des Körpers und der Seele zusammengedrängt. Sie strengte sich über Vermögen an, um nur noch einige Schritte weiter zu gehen, um nur einige Spannen weiter von der Feindin entfernt zu sein, vor welcher sie der Traum gewarnt hatte, aber endlich sanken ihre Kräfte, und sie blieb ohne Empfindung auf einem großen Feldsteine liegen.

Als sie wieder zu sich selbst kam, hörte sie das silberne Glöcklein auf ihrer Marien-Kapelle zur Metten läuten, denn die Christnacht war eben angebrochen, und ein heißer Seufzer zur Königin des Himmels drängte sich aus ihrem beängstigten Herzen. Doch war es ihr, als wär' ihr besser zu Muthe, als da sie hier die Besinnung verlor. Sie schlug die Augen auf, und sah an ihrer Seite auf dem Feldsteine eine schöne große Frau sitzen, deren Gestalt sie ganz erkennen konnte, ungeachtet die finstere Winternacht rund umher ihren Schleier ausgebreitet hatte. Ein mildes Licht, das aus der unbekannten Gefährtin selbst auszugehen schien, machte ihr dies Gesicht voll Majestät und sprechender Milde, machte ihr diesen Blick voll Mitleid, mit welchem ihr Auge auf ihr ruhete, sichtbar, und sie wollte schon einige Worte aussprechen, wie sie ihr das Entzücken über einen solchen Anblick in den Mund gab, als sie in den Armen

der Fremden einen Gegenstand gewahr ward, der noch ganz andere Gefühle in ihr erregte, welche zu fassen ihr Herz zu enge, welche auszusprechen ihre Zunge zu schwach war.

Ein neugebornes Kind von blendender Schönheit lag auf dem rosenfarbnen Schooß der Fremden, und ward von ihrem himmelblauen Mantel liebreich gegen die schneidende Kälte geschützt. — Mit einem leisen unarticulirten Ton der Freude streckte Ottilie ihre Arme nach dem kleinen lächelnden Engel aus, den ihr die Fremde entgegen hielt, denn ihr Herz sagte ihr, wie nahe sie mit demselben verwandt sei. Es ist dein Kind! rief etwas im Innersten ihrer Seele, und ein Blick nebst einigen abgebrochenen Worten der Unbekannten bejahte es.

Ich fand euch, sagte sie auf weiteres Befragen, hier in dem hülflosesten Zustande, und stand euch bei, so gut ich konnte. Aber was soll nun aus euch und eurem Kindlein werden?

Ach! mir wird bald auf ewig geholfen sein, sagte die schwache Fürstin. Ich fühle bereits den Tod im Herzen! Ich glaube, die Freude über die Neugeborne hat es vollends gebrochen! —

Aber was soll ich mit der verlassenen Kleinen beginnen?

Sie ist nicht verlassen, wenn sie in euren Händen ist; ihr scheint mir eine gute Frau zu sein. Fördert das Kind, das ich euch hinterlasse, zur Christenheit, und seid seine Pathe, euch und die Königin des Himmels erwähle ich zu seinen Taufzeugen.

Die Fremde lächelte ein wenig, und fragte, wie die Neugeborne heißen sollte?

Marie! erwiederte die Fürstin, nach ihrer vornehmsten Pathe, und wollt ihr ihr noch einen Namen zum Andenken ihrer unglücklichen Mutter geben, so nennt sie Ottilie.

Die Unbekannte schwieg ein wenig, thauete darauf eine Hand voll Schnee mit ihrem Hauch zu Wasser auf, sprengte sie über das Haupt des Kindes, und gab ihm seine Namen.

Wer seid ihr? fragte die Fürstin, die ihr mit Andacht und gefalteten Händen zugesehen hatte.

Ich heiße Marie!

Woher kommt ihr? und wohin geht euer Weg?

Ich komme von Oben, und wollte dort nach meinem Hause, wo die silberne Glocke tönt.

O nun kenne ich euch! rief Ottilie mit einem unaussprechlichem Blicke. Heil mir! mein Kind ist wohl berathen! — Darauf wandte sie sich auf die Seite, schloß die Augen und verschied.

Die Königin des Himmels, denn meine Leser werden wohl nicht mehr zweifeln, wer die Fremde war, ließ einige himmlische Thränen auf die Entseelte fallen, vertraute der mütterlichen Erde den Körper, und bedeckte das Grab mit dem Feldsteine, auf welchem sie neben ihr gesessen hatte. Das Kindlein aber hüllte sie in ihren Sternenmantel und nahm es mit sich hinauf in ihre ruhigen Wohnungen.

Wer kann die Geheimnisse der Ueberirdischen fassen, und wer kann genau sagen, wie es mit der Erziehung der kleinen Marie bei ihrer himmlischen Pathe beschaffen sein mochte? So viel läßt sich aus dem, was die Sage von diesen wunderbaren Dingen aufbehalten hat, schließen, daß es die Absicht der Königin des Himmels war, das junge Fräulein für die Welt und nicht unmittelbar zum Leben der Seligen zu erziehen, daher sammelte sie solche Gegenstände um sie her, oder gab vielmehr allen Dingen, welche ihr in den obern Regionen vorkommen mußten, ein solches Ansehen, wie sie in das Leben hienieden paßten. Engel und Selige kamen der kleinen Erdenbürgerin wie schöne goldgelockte Jünglinge und Jungfrauen vor, die Feste des Himmels hatten viel Gleichheit mit den irdischen, bei welchen Tugend und Wohlstand herrscht, und selbst die kleinen Geschäfte, zu welchen sie, so wie sie heranwuchs, angehalten wurde, waren die nämlichen, wie sie ihr etwa in ihrem künftigen Erdenleben bestimmt sein mochten.

Daß indessen ihr Herz in der himmlischen Gesellschaft, in welcher sie sich befand, unendlich veredelt, ihr Geschmack an Dinge gewohnt werden mußte, wie man sie auf Erden selten findet, das läßt sich denken, und so vortheilhaft das Erste für sie war, so zog das Andere doch gewisse üble Folgen nach sich, die sich nicht ganz vermeiden ließen. Ein Glück wär' es für die kleine Marie gewesen, wenn sie in den obern Regionen völlig hätte heranwachsen, oder ewig daselbst bleiben können; aber eine halbvollendete Erziehung, und wär' es die beste von der Welt, kann nie großen Nutzen schaffen.

Die junge Erdbürgerin hatte das siebente Jahr eben angetreten, als sie von ihrer Pathe vorgenommen und folgendermaßen angeredet ward: Mein Kind, du trittst heute aus den Grenzen der Jahre, da der Mensch bloß lebt und athmet, ohne sich selbst zu kennen; deine Begriffe werden von nun an sich besser entwickeln, und da es nicht fehlen kann, daß du hier auf eine Menge Dinge stoßen wirst, die nicht recht zu denselben passen, so ist es nöthig, daß ich dir die Augen über deinen wahren Zustand öffne. Das Land, in dem du lebst, ist nicht dein Vaterland; du bist in einer viel gröbern Luft geboren, als die wir hier athmen, bist zu einem Leben bestimmt, das weit unter demjenigen ist, das wir hier leben; gern behielt ich dich bei mir, aber dies ist mir gar nicht, oder nur auf gewisse Bedingungen erlaubt, die du schwerlich erfüllen wirst.

Die kleine Marie weinte sehr, als sie von Trennung von einem Orte sprechen hörte, der ihr mit allen seinen Bewohnern so theuer war.

Möchtest du gern bei mir bleiben? fragte die Heilige.

O gern, gern, liebe Pathe! rief das Kind, welches anfing noch heftiger zu weinen.

Aber, sagte sie, du wirst größer werden, wirst Unarten annehmen, welche uns hier oben fremd sind; Vorwitz, Eigensinn und Stolz werden sich in deinen Handlungen äußern, und bei dem ersten Vergehen von dieser Art würde ich genöthigt sein, dich dahin zu verstoßen, woher du kamst. Willst du also das Glück immer genießen, das dir jetzt so theuer ist, so sei auf deiner Hut, denn von nun an werden sich Proben häufen, deren kleinste für deine Kräfte zu schwach sein möchte; und dürfte ich es auch wagen, dir die Fehlschlagung der einen zu schenken, so würde dich doch die zweite und dritte unausbleiblich in die Tiefe, aus der du gekommen bist, hinabstürzen. Die kleine Sterbliche war klug genug, ihre Pathe um einige Regeln zu bitten, nach welchen sie in der gefährlichen Epoche, welche ihr angekündigt wurde, sich zu richten hätte, und sie erhielt folgende Lehren, die die Heilige, um sie dem Kinde desto merklicher zu machen, in diese kurzen Denkreimlein kleidete: Strebe, sprach sie mit warnender Miene, strebe nicht nach höherm Himmelsglücke; sieh, es droht den Sterblichen Gefahr. — Schaue nicht in's Erdenthal zurücke, das zu Tod und Elend dich gebar; und verwende deine kühnen Blicke nie nach dem, was dir verboten war.

Marie dankte ihrer Pathe, und wiederholte die drei goldnen Regeln so lange bei sich selbst, bis sie ihr unvergeßlich waren, oder vielmehr bis sie nichts weiter bei denselben dachte, als den bloßen Schall, der ihr gewöhnlich und also nach und nach gleichgiltig ward.

Auch hätte man denken sollen, sie wären ihr ganz und gar entbehrlich gewesen; sie hatte an der kindlichen Einfalt und Unschuld, die in ihrem Herzen wohnte, ein paar Schutzengel, die sie sicherer vor tausend Proben vorbeiführten, als die ernstlichen Warnungen. Sie wußte nichts von den Gefahren, in denen sie täglich war, ihr Glück zu verlieren, denn die Unwissenheit des Bösen ließ sie immer recht handeln, ohne daß es ihr Mühe, Ueberwindung oder Nachdenken kostete.

Die himmlische Marie hatte ihre Freude, ihre kleine Namensträgerin so zur Vollkommenheit der Engel heranwachsen zu sehen, und gewann sie immer lieber. Sie gab ihr unzählige Proben ihres Wohlgefallens, unter denen, um sich nach der sinnlichen Natur des Kindes zu bequemen, freilich auch manche waren, die nicht recht in die überirdischen Regionen zu gehören schienen; und es war nicht unmöglich, daß die schönen Kleider und die bunten Zeitvertreibe, an welchen es ihr die zärtliche Pathe nie fehlen ließ, den ersten Grund zu dem nachmaligen Fall des jungen Mädchens legten.

Es war gegen Allerheiligen, als Marie ihre kleine Pathe vornahm, und zu ihr sagte: Ich strebe hinauf in die translunarischen Gefilde, die hohern Feste des Himmels zu feiern, und lasse dich hier zurück, wo es dir auch nicht an Freuden fehlen wird, die sich für dich schicken. Nur sei mit dem zufrieden, was dir zukömmt, und suche dich nirgends einzudrängen, wo du nicht hingehörst. Vor Allem aber nimm deine drei Regeln wohl in Acht. Du weißt, daß du in meiner Burg schier Alles thun und an allen Orten sein kannst, wo du willst. Und die wenigen Gegenden, die dir verboten sind, kennst du auch; es sind die Zinnen meiner Thürme, von welchen du herabstürzen könntest, und vor Allem meine Bäder, in welchen dir die Gefahr zu ertrinken droht. Du siehst, daß ich es gut mit dir meine, und dir nichts untersage, als was dir schaden kann. Doch hast du deinen freien Willen; die Schlüssel zu allen Thüren sind in deiner Hand, und du kannst thun, was dir gefällt.

Die kleine Erdbürgerin gelobte von neuem Gehorsam und gute Aufführung, und man trennte sich auf baldiges Wiedersehen.

Auf Allerheiligen ward in Mariensburg eine Art von offenem Hof gehalten, und manches Fest gefeiert, bei welchem sich alle Heiligen der zweiten und dritten Ordnung versammelten. Die kleine Marie durfte, als eine Sterbliche, freilich diesen Dingen nur in der Ferne zusehen, aber auch dieses gewährte ihr schon unendliches Vergnügen, bis sie an einem Tage, bei Betrachtung und Anlegung ihrer glänzenden Gewänder, den Geschenken ihrer Pathe, auf den Einfall kam, sie könne, so geschmückt und schön, wie sie war, wohl eine von den Eingebornen des Himmels vorstellen, und wenigstens incognito einem

von ihren Festen mit beiwohnen. Sie hatte diesen Tag ihre drei Regeln schon zwanzigmal wiederholt, aber es fiel ihr nicht ein, ihr Verhalten nach denselben zu prüfen, sie hielt das, was sie vorhatte, nicht für Unrecht, und führte es kühnlich aus, ohne von den Thürhütern erkannt zu werden.

Auch unter den Anwesenden war Niemand, der sie zu erkennen schien, und ihr darum seinen Umgang versagte, denn ihr Betragen war so edel, so ganz nach den Sitten des Himmels gebildet, daß sie wohl eine Gespielin der Engel abgeben konnte; doch hielt sie sich mehr zu ihres Gleichen, und fand unter den eilftausend Jungfrauen der heiligen Ursula und den unschuldigen Kindlein manchen lieben Gefährten.

Was sie einmal versucht hatte, geschah öfters, und kein Tag verging, daß sie sich nicht in dem glänzenden Zirkel befand, in den sie nicht gehörte. Doch schien es, als wenn man sie nach und nach kennen lernte, und sich darum von ihr entfernte. Sie sah in diesen Tagen der Vernachlässigung unter der zahllosen Menge noch ein himmlisches liebenswürdiges Geschöpf, welches gleich ihr nicht beachtet wurde, und mitten in der großen Versammlung einsam zu sein schien.

Maria hatte nie davon gehört, daß sich oft unter die Kinder des Himmels ein böser Geist zu mischen pflegt, und daß daher auch hier Behutsamkeit nöthig sei. Niemand warnte sie, und sie gesellte sich daher ohne Bedenken zu dem, welcher gleiches Schicksal mit ihr hatte.

Man unterhielt sich mit einander, man gewann sich lieb, und es kam bald dahin, daß der Unbekannte von Marien unzertrennlich war. Es würde dem unglücklichen Mädchen leicht gewesen sein, an ihrem erwählten Gefährten einen Verführer zu erkennen, wenn sie gewußt hätte, was Verführung wär', und wenn nicht der betrügerische Geist, welcher darauf sann, ihr ihr Glück zu rauben, erst dann mit seinen zweideutigen Vorschlägen und Unterhaltungen hervorgetreten wär', als er sie schon gewöhnt hatte, Alles, was er sagte, schön und gut zu finden.

Mich wundert, sagte er eines Tages, wie deine Patronin dir den Zutritt zu den höhern Festen des Himmels versagen, und dich hier der langen Weile Preis geben kann; denn so viel mußt du doch gestehen, daß ohne mich dir die Stunden sehr langsam verfließen würden. — Ist's darum, daß sie dich von der schönen Erde entführt hat, um dir hier die unschuldigsten Freuden zu entziehen?

Die Erde ist nicht schön, wie meine Pathe sagt, antwortete Marie, der Himmel ist schöner als Alles.

Mag wohl sein, erwiederte der Verführer, aber glaubst du denn, dich hier im Himmel zu befinden? — Arme Betrogene, auf einem kleinen Planeten lebst du, von den Erdbewohnern Mond genannt, dessen Hauptbestimmung ist, ihren Nächten zu leuchten. — Kannst du dir vorstellen, daß der Diener der Erde schöner sei, als die Erde selbst? — O solltest du sie sehen, die schöne leuchtende Kugel, solltest du sie nur von Ferne sehen. Ich sollte meinen, auf den Zinnen dieser Burg müßtest du sie in heitern Nächten erblicken können.

Da hinaus zu steigen ist mir verboten, erwiederte Maria.

Wie ich dir gesagt habe, rief er, sie beneidet dir den Anblick des Glücks, das sie dir raubte.

Die betrogene Sterbliche hörte den Reden des Verführers so lange zu, bis sie Eingang fanden, und ehe die Nacht erschien, stand sie an seiner Seite auf der verbotenen Zinne. Diese leuchtende Kugel, sagte der gefährliche Gesellschafter, indem er auf die aufgehende Erde deutete, welche weit schöner und größer als der Mond in ihrer Herrlichkeit am Rande des Himmels heraufwandelte, dieses glänzende Gestirn ist dein Geburtsland; wir sehen es auf der andern Seite des Planeten, auf dem wir jetzo sind, alle Nächte, aber deine Neiderin hat absichtlich ihre Burg auf diesen dunkeln Fleck verlegt, um dir auch die kleine Lust zu rauben, dein Vaterland in der Ferne zu grüßen. Ach und solltest du es erst in der Nähe erblicken! die tausend von dir nie gesehenen, unaussprechlichen, mir unnennbaren Dinge, die es enthält! — Laß mich abbrechen! Einst war ich da, und ich hoffe, bald dahin zurück zu kehren!

Maria sah den Sprechenden mit einem traurigen Blicke an, den er wohl verstand, und um ihre Sehnsucht auf's Höchste zu treiben, begann er mit himmlischer Beredtsamkeit von allen Schönheiten der Erde, von allen ihren verführerischen Scenen zu sprechen; Dinge, welche freilich der Zuhörerin nur halb verständlich waren, die aber eben darum für ihre Neugierde desto mehr Reiz enthielten.

Lebe wohl, sagte er am Ende, als er es merkte, daß er Gift genug in ihr Herz gestreut hatte, lebe wohl auf lange Zeit. Mich dünkt, meine Rückkehr zur Erde ist vor der Thür, vielleicht, daß wir uns einst in ihren seligen Gefilden wieder finden.

Und wie macht ihr es, ihr Himmlischen, fragte die Sterbliche, euch hinüber zu schwingen? — Wir tauchen uns, sagte der Verführer, siebenmal in ein ätherisches Bad, dergleichen deine Patronin wohl auch in ihrer Burg haben wird, und dadurch werden wir leicht genug, um von den Fittigen der Winde, denen wir gebieten, uns an jeden Ort hintragen zu lassen, wo wir zu sein wünschen.

Marie blieb tiefdenkend zurück und schaute mit trüben Blicken ihrem fliehenden Gefährten nach. Keine Nacht verging hinfort, daß sie nicht auf die Zinne stieg, und das Gestirn, das man ihr als ihr Geburtsland bezeichnet hatte, so kläglich anweinte, als je in der Epoche der Empfindsamkeit ein liebekrankes Mädchen den Mond angeweint haben mag.

Ruhe und Heiterkeit war aus ihrem Herzen gewichen. Statt der Liebe und Sehnsucht nach ihrer Wohlthäterin wohnte in ihrer Seele düsteres Mißbehagen, Argwohn und heimlicher Unwille. Sie dachte nach, was Marien wohl bewogen haben möchte, sie von der schönen Erde hierher zu versetzen, und erschuf sich selbst eine Geschichte hiervon, in welcher sie die Bedrängte, und die wohlthuende Heilige die Tyrannin war. Sie fing beinahe an Marien zu hassen, und daß ihr bei diesen Gesinnungen ihre Gebote nicht mehr heilig sein konnten, läßt sich denken. Zwei derselben hatte sie schon ungestraft gebrochen, und auch das dritte zu übertreten, dünkte ihr Kinderspiel. Sie kannte keinen heißern Wunsch, als diese Gegenden, die ihr jetzt öde und traurig dünkten, mit den schönern Gefilden der Erde zu vertauschen, und wollte ihn befriedigen, sollte es auch ihr Leben kosten.

Was zögre ich endlich? sagte sie zu sich selbst, was habe ich zu scheuen? das Mittel zu Stillung meiner Sehnsucht ist ja in meinen Händen! Hier ist der Schlüssel zu Mariens Bädern, von deren Kraft mich der Engel unterrichtet hat. Ich tauche mich siebenmal in die ätherischen Fluthen, und wie wohl, o wie wohl wird mir sein, wenn ich mich von der spiegelglatten Fläche, leicht wie die Luft, erhebe, und hinüber schwebe, hinüber in die Gefilde des Lichts, wo ich geboren ward, und wo, wie mein Freund mich versichert, so herrliche Dinge meiner warten!

Mariens Bäder waren auf einem der höchsten Mondgebirge angelegt; eine eherne Mauer umschloß sie, und diamantne Riegel verwehrten den Eingang. Die Gebirge waren von dem leichtfüßigen Mädchen schnell erstiegen, der weite Umfang der himmelhohen Mauer, die sie bisher nur von weitem sah, ward ohne Grauen betrachtet, und die Riegel mit einem einzigen Zug des goldenen Schlüssels hinweggeschafft. Die weiten Pforten flogen krachend auseinander, und eröffneten eine grenzenlose überraschende Aussicht. Die kühne Sterbliche hatte erwartet, in irgend ein hohes Gewölbe zu kommen, wo marmorne Becken den Gliedern kühle Erfrischung anböten; aber ein See, den das Auge nicht übersehen konnte, zeigte sich ihren Blicken und über demselben keine andere Decke, als der dämmernde Abendhimmel, an dessen Horizonte das Lieblingsgestirn der Betrognen schön und schrecklich heraufstieg. Das Schicksal wollte, daß sie gerade eine Stunde zu ihrer verwegenen That gewählt hatte, in welcher die Mondbürger einer Erdverfinsterung entgegen sahen. Die Sonne stand hinter dem dunkeln Planeten, der einen fürchterlichen Schatten auf das Gestirn warf, das die Pflegetochter der Heiligen zuvor nie anders als silberhell und rein erblickte. Der unverfinsterte Theil der Erde war roth wie Blut, und der Rand der glatten See schien von seinem Abglanz im Feuer zu schwimmen. Marie bebte zurück! Nun, rief es ihr wie aus tiefer Ferne entgegen, nun tauche dich siebenmal in die ätherischen Fluten, und schwebe hinüber, hinüber nach deinem Geburtslande! — Aber die Sterbliche schauderte muthlos in sich zurück und wandte sich zu fliehen. Doch der Vorwitz hieß sie umkehren. Nur noch einmal mußte sie das glühende immer dunkler werdende Gestirn betrachten, ungeachtet es ihr nicht mehr gefiel; nur die Spitze des Fingers in dieses Wasser tauchen, obgleich seine grenzenlose Ausdehnung ihr Grauen machte, und ihr die Lust benahm, sich darin zu baden. Sie that Beides, und warf dann die ehernen Pforten im Fliehen hinter sich zu, daß der Wiederhall im Thale den krachenden Ton zehnfach zurückgab.

Tausend Schrecken jagten hinter der Fliehenden her. Sie kam athemlos auf ihrem Zimmer an, warf sich auf ihr Bette, und verhüllte sich in die Decken ihres Lagers. Ein Schlaf, voll der schrecklichsten Phantasien, überfiel sie, aus welchem sie am Morgen, durch die Stimme ihrer himmlischen Wohlthäterin, erweckt ward.

Marie! rief sie mit liebkosendem Tone, Marie, mein Kind! was fehlt dir? du bist krank, wie ich fürchte! Todesblässe ruht auf deinem Gesicht, kalter Schweiß deckt deine Glieder! Kann Krankheit und Tod auch in diese Wohnungen der Ruhe eindringen? Doch du bist eine Sterbliche, und wohl dir, wenn du in der unbefleckten Unschuld, die noch deine Seele ziert, wohl dir, wenn du in meinen Armen den Geist aufgäbst!

Die Worte der Heiligen schnitten der Sünderin durch's Herz; sie verbarg ihr Gesicht unter der Decke, und zog ihre Rechte sträubend zurück, welche St. Marie gefaßt hatte, um ihren Puls zu fühlen.

Ach die verrätherische Rechte! es war eben diejenige, welche

in vergangener Nacht es wagte, das geweihte Wasser zu berühren! Die Heilige hielt sie fest, und entdeckte an dem vierten Finger derselben, der die Frevelthat verübte, das erste Glied in Gold verwandelt, daher auch noch dieser Finger der Goldfinger genannt wird, bis auf diesen Tag.

Marie! rief jetzt die Königin des Himmels in einem ganz andern Tone, Marie! was hast du gethan? — O zweite Eve! du hast von dem verbotenen Baum gekostet, und Verstoßung aus dem Paradiese wird dein Theil sein!

Mit Entsetzen über die Donnerstimme ihrer Wohlthäterin warf sich jetzt die kleine Marie aus dem Bette, um auf den Knieen um Gnade zu flehen. Ich habe von keinem verbotenen Baume gekostet, schrie sie mit kindischer Einfalt, weil sie die figürliche Rede der Heiligen nicht verstand, ich habe nichts gethan, als — —

Ja, ja, unterbrach sie die erzürnte Königin des Himmels, du hast nichts gethan, als alle meine Gebote übertreten! Siehe, Verworfene! deine eigene frevelhafte Hand zeugt wider dich; kannst du das Brandmahl an diesem Finger auslöschen?

Das Mädchen, welches vor Bestürzung nicht wußte, was es that, rieb unaufhörlich an dem vergoldeten Gliede, um den verrathenden Flecken zu tilgen, und weinte dazwischen so kläglich, daß es der Heiligen jammerte.

Du bist ohne Rettung für mich und diese glückliche Wohnung verloren, sagte sie nach einem langen wehmüthigen Stillschweigen, aber doch steht es in meiner Macht, dein Schicksal zu lindern, und es soll geschehen, wenn du aufrichtig genug bist, mir Alles zu gestehen, was in meiner Abwesenheit vorgegangen ist.

Und Marie erzählte in einem so treuherzigen, kunstlosen und kummervollen Tone, daß das Herz der Heiligen vollends gebrochen ward.

Du bist zu bedauern, sagte sie, aber noch einmal, du bist nicht zu retten: das Urtheil der Verstoßung aus diesen Wohnungen der Ruhe ist unwiderruflich. Doch das hast du ja gewünscht, du hast dich ja in dein Geburtsland zurück gesehnt; nun so gehe hin, und siehe, was für Glückseligkeiten dort deiner warten! O Marie, Marie! nur eine Geschichte, nur die Geschichte deiner Mutter, nur die Geschichte deiner Geburt darf ich dir erzählen, um dir über die Beschaffenheit des Landes, dahin du denkst, die Augen zu öffnen.

Und die Heilige erzählte eine lange, schauervolle Geschichte, ganz die, wie wir sie unsern Lesern geliefert haben, aber mit Bemerkungen durchflochten, wie sie nur eine Himmlische machen kann. Die kleine Marie horchte aufmerksam zu und sammelte jedes Wort in ihr Herz; ach, sie wußte, daß es die letzten waren, die sie aus dem Munde ihrer Wohlthäterin hören sollte.

So gehe denn hin, sagte die Königin des Himmels, indem sie am Ende die weinende Sterbliche in die Arme schloß, ich muß dich von mir lassen. Deine Strafe ist die Verbannung von meinen Augen, und der Verlust des Namens, den du mit mir gemein hast. Erkühne dich nicht, dich auf der Erde, wo du nunmehr bald sein wirst, Marie zu nennen; nenne dich Ottilie, nach deiner unglücklichen Mutter. Ich werde dich nicht ganz verlassen, wenn du außer diesem Gebot noch Folgendes in Acht nimmst: Rede nie zu kühn von den Geheimnissen der Oberwelt, die du bei mir kennen lerntest, und sei nicht stolz darauf, daß du unter den Himmlischen erzogen wurdest, — du siehst, wie wenig dir dieser Vorzug genutzt hat.

Morgen beim Erwachen wirst du dich auf dem Grabe deiner Mutter, wo du zuerst athmetest, befinden. Dein Vater, welchen ich auf deine Ankunft vorbereiten will, wird dich aufsuchen, und dich in alle Rechte einer Tochter von ihm einsetzen. Du wirst nicht unglücklich sein, wenn du tugendhaft bist. Auch ist dir es erlaubt, mich einmal in deinem Leben, in deiner höchsten Noth zu Hülfe zu rufen, da ich nicht ermangeln werde, dir zu deiner Rettung zu erscheinen, und dich vielleicht an den Ort zurückzuführen, den du jetzt verlassen mußt.

Unter Seufzen, Weinen und Abschiednehmen verfloß der Rest dieses traurigen Tages, und am Abend entschlief die kleine Ottilie, um in dem Land der Thränen zu erwachen.

Aus der Erzählung ihrer Pathe wußte sie, daß der Ort ihrer Geburt und das Grab ihrer unglücklichen Mutter durch einen gemeinen ungezierten Feldstein bezeichnet ward, welcher mitten in einem öden Thale ruhte, und sie erstaunte also nicht wenig, als sie sich bei'm Erwachen auf einem Monumente von weißem Marmor, unter einem hochgewölbten Dom, sah, von dessen Mitte eine brennende Ampel herabhing. Marie hatte ihr verschwiegen, was für Veränderungen sich seit ihrer Geburt in dieser Gegend zugetragen hatten, und uns will obliegen, ihren Fehler zu verbessern.

Kunigundens Glück, das sie auf den Untergang einer unglücklichen Fürstin baute, dauerte kurze Zeit; die Rache des Himmels verfolgte sie, das Blut Ottiliens von ihren Händen zu fordern. Der Verlust ihrer Reize hatte ihr zeitig das Herz ihres Gemahls geraubt, sie mußte neuen blühenden Schönheiten weichen, so wie Ottilie ihr gewichen war. Eine lange schmerzhafte Krankheit führte sie dem Tode entgegen, und in den Augenblicken, da sich das Grab vor ihren Füßen öffnete, war es, daß sie Rörichen zu sich berief und ihm das ganze Bekenntniß ihrer Sünden ablegte. Ein Schauer durchbebte ihn, als er erfuhr, Ottilie sei nicht so, wie man ihn beredet hatte, im Kindbette gestorben, sondern verloren gegangen, und weil man es nicht der Mühe werth gehalten habe, sie aufzusuchen, vermuthlich umgekommen.

Es ist unbekannt, was Rörichen bei Erzählung dieser Begebenheit so gewaltig erschütterte, ob Grauen vor der Bosheit, welche seine beklagungswürdige Gemahlin zur Flucht nöthigte, oder Furcht, sie möchte wieder kommen und ihre Rechte auf seine Person geltend machen. Er verließ die Sterbende mit Verwünschungen, und ließ, weil mehrere Personen bei Kunigundens Bekenntniß gegenwärtig gewesen waren, und die Sache sich nicht verbergen ließ, in allen seinen Landen eine große Belohnung für denjenigen ausrufen, welcher ihm Gewißheit von dem Schicksal der verlornen Fürstin bringen würde.

Um diese Zeit war es, da das Gerücht erscholl, es befände sich in der Feldmark von Zähringen ein Stein, bei welchem große Wunder geschähen. Des Nachts wollte man öfters einen hellen Glanz um denselben gesehen, und himmlische Stimmen dabei gehört haben, und da er bei Tage der Sitz der herumschweifenden Bettler war, so behaupteten viele, daß Lahme, die auf demselben ihre Ruhe genommen hatten, mit dem vollen Gebrauch ihrer Glieder aufgestanden wären, und Blindgeborne hier unverhofft den ersten Strahl des Lichts erblickt hätten. Diese Begebenheiten erregten großes Aufsehen im Lande, und die Umwohner, welchen es je länger, je gewisser ward, daß der wunderbare Stein die Gebeine irgend eines Heiligen decken müsse, kamen bei dem Fürsten mit der Bitte ein, hier eine Kapelle bauen zu dürfen.

Rörich, welchen das Laster jetzt zu verlassen begann, und der daher je zuweilen einige Mahnungen vom erwachenden Gewissen bemerkte, dachte dasselbe auf die Art zu befriedigen, wie es in seinen Tagen gewöhnlich war. Die Erbauung einer Kapelle, die man ihm vorschlug, war ihm eine erwünschte Sache. Er begleitete seine Einwilligung mit dem Versprechen, die Kosten des Baues selbst zu tragen, wirkte vom heiligen Vater mit schwerem Golde ansehnliche Indulgenzen aus und kam selbst nach Zähringen, an der heiligen Stelle zu beten, und der Nachsuchung nach Reliquien beizuwohnen.

Der Feldstein ward in seiner Gegenwart aufgehoben, und man stelle sich das allgemeine Erstaunen vor, als man im Schooß der kleinen Höhle, die sich nun dem Auge zeigte, den unverwes'ten Leichnam der verlornen Fürstin fand. Eine solche Erscheinung, mit den Wundern ihres Grabsteins zusammen genommen, war hinlänglich, sie zum Range einer Heiligen zu erheben. Aller Augen schwammen in Thränen der Andacht, aber aus Rörich's Augen strömten noch ganz andere Thränen, er schlug an seine Brust, und ging nach Schloß Zähringen zurück, wo er sich drei Tage lang vor Jedermann verschloß, und erst am vierten wieder hervorging.

Er ließ den Prior des benachbarten Klosters kommen, weil er zu schwach war, den Weg zur Buße selbst zu gehen, beichtete sein langes Sündenverzeichniß, und begehrte Rath für sein Gewissen. Die Antworten, die er erhielt, lassen sich denken. Seine Schätze strömten in die Seckel der Klosterherren über, und über Ottiliens Grabe erhob sich der herrliche Bau, dessen wir oben gedacht haben.

Aber dieses war nicht hinlänglich, Rörich's gefoltertem Herzen Ruhe zu geben: Eines lag ihm im Sinne, wofür ihm weder geistlicher noch weltlicher Trost helfen konnte. Es war offenbar, daß seine verklärte Gemahlin nach der Entbindung gestorben war, und man hatte in dem Grabe nach den Gebeinen ihres Kindes gesucht, weil man vermuthete, es könne mit ihr gleiches Schicksal gehabt haben; aber als man nichts fand, diese Muthmaßung zu bestärken, so ward es Rörichen gewiß, daß dieser unglückliche Sprößling seines Hauses noch leben müsse. Dieses geliebte Kind, das einzige Ueberbleibsel der beleidigten Heiligen, wieder zu finden, war sein einziger herrschender Gedanke. Alle Mittel, das verlorne Kleinod aufzuspähen, wurden Jahre lang vergebens versucht, und man urtheile, wie dem Fürsten zu Muthe war, als einst in einer seiner halbdurchweinten Nächte, kurz vor Anbruch des Tages, Marie im Himmelsglanz vor ihm stand, sich für die bisherige Pflegerin seines Kindes bekannte, und ihm den Ort bezeichnete, wo er Ottilien finden würde.

Ottilie hatte sich noch nicht von der Verwunderung über den Ort, an welchem sie erwachte, erholt, als sie von Außen das Geräusch von vielen Kommenden, und an den hohen Kirchenfenstern den Schein wehender Fackeln vernahm; denn der Fürst hatte nicht gesäumt, und war sogleich, als das nächtliche Gesicht verschwand, aufgestanden, seine Leute zu wecken, und mit ihnen,

den Weg nach der Kapelle zu beginnen, zu welcher er allein den Schlüssel hatte, so daß er dem kommenden Tage zuvoreilte, und noch in der ersten Morgendämmerung an dem Orte anlangte, welcher sein liebstes lang gesuchtes Kleinod aufbehielt.

Die Pforten flogen auf, Ottilie, welche sich langsam von ihrem Grabsteine emporrichtete, sah einen Mann mit offenen Armen auf sich zueilen, welchen mehr der Gram und die Gewissensbisse, als die Jahre, zum Greise gemacht hatten. Ihr Herz bewegte sich bei seinem Anblicke und sie flog in seine ausgebreiteten Arme. O mein Vater! o meine Tochter! ertönte es aus Beider Munde, und tausend Liebkosungen füllten das beredte Stillschweigen, welches denselben folgte.

O Natur, wie mächtig ist deine Stimme! Was anders als dein Ruf konnte Rörichen bewegen, die Niegesehene bei'm ersten Anblick als Tochter in die Arme zu schließen? Wer anders als du lehrte Ottilien denjenigen mit der heißen Zärtlichkeit eines Kindes umfangen, der weder durch seinen Anblick noch durch seine Thaten Liebe zu erregen vermochte. Die Erzählung, welche Ottilie durch ihre himmlische Pflegemutter von dem Thun und Wesen ihres Vaters erhalten hatte, gereichte ihm zu keinem Vortheil, und seine Physiognomie war gewiß keine von denjenigen, an welche sich ihre Augen in den obern Regionen gewöhnt hatten; doch ward ihr Herz zu ihm hingerissen, und sie nannte ihn tausendmal Vater, mit einem Tone, der sein Innerstes durchbebte. Er seiner Seits ward durch vielfache Bande an die Wiedergefundene gefesselt. Daß sie wirklich seine Tochter sei, daß hier kein Betrug unterlaufen könne, bewies sein weissagender Traum und das Wunder, durch welches Ottilie in die verschlossene Kapelle gekommen war; auch trugen ihre Züge eine so auszeichnende Aehnlichkeit mit ihrer unglücklichen Mutter, daß kein Zweifel an ihrer Herkunft möglich war. Aber wär' auch alles dieses nicht gewesen, so war das junge Fräulein so hinreißend schön, so war in ihrem ganzen Betragen, in jedem Blick ihrer Augen, in jedem Laut ihrer harmonischen Stimme, so etwas Ueberirdisches, daß Jeder, den sie des Namens Vater gewürdigt hätte, und wär' er es auch nicht gewesen, sich im Besitz eines solchen Kindes glücklich geschätzt haben würde.

Rörich führte das himmlische Mädchen triumphirend in sein Schloß, und theilte den ganzen glücklichen Tag der Wiederfindung in die Unterhaltung mit ihr, in die Einrichtung ihrer Hofstatt, und in Zubereitung zu glänzenden Festen, mit welchen er sein Glück feiern wollte. Er eilte von Einem zum Andern, und vollendete nichts; die Freude machte ihn trunken, und Alles, was er unternahm, würde verkehrt gegangen sein, wenn er nicht verständige Leute gehabt hätte, die seine Fehler verbesserten.

Ottilie ward allen seinen Vasallen und Lehnsleuten als ihre künftige Fürstin vorgestellt, denn eine von Rörich's ersten Handlungen war, seiner Tochter das Erbrecht zu versichern. Jedermann jauchzte ihr Bewunderung, fast möchte ich sagen, eine Art von Anbetung zu, denn man konnte in ihr die Himmelsbewohnerin nicht verkennen. Das Gerücht von dem Orte, wo sie erzogen worden war, ging von Munde zu Munde, denn Rörich war mit dem, was er hiervon im Traume vernommen hatte, nicht allzu geheim gewesen; aber Ottilie behauptete gegen Jedermann, selbst gegen ihren Vater, über diesen Punkt ganz das bescheidene Stillschweigen, das ihr ihre himmlische Pathe empfohlen hatte. Ueberhaupt war ihr Betragen über ihre Jahre; denn man kann ausrechnen, daß sie noch sehr jung war, als sie zur Erde zurück kehrte. Ihr Vater fand es nöthig, ihr Lehrer in allerlei Dingen zu geben, aber sie war in den meisten schon so wohl unterrichtet, daß sie die Meister beschämte, und in einigen wenigen Punkten, in welchen sie nicht wohl in den überirdischen Gegenden Unterricht erhalten haben konnte, nahm sie so schnell zu, daß man auch hierin bald ihre Erziehung für vollendet erklären mußte.

Bei Talenten von dieser Art, die man übernatürlich finden mußte, war es nicht wohl möglich, woher sie kam, in Vergessenheit zu bringen: auch gab es noch andere kleine Umstände, die die wunderbaren Sagen von ihr vermehrten, und sollte es auch nur das goldene Glied eines rechten vierten Fingers, und sollte es auch nur eine Garderobe gewesen sein; denn wir haben zu melden vergessen, daß die freigebige Pathe ihr nichts von den kleinen Geschenken vorenthielt, die sie ihr je gemacht hatte. Alles ward in ihrem Zimmer in schönen Truhen wohl verwahrt gefunden, und von den Kammerfrauen mit Verwunderung hervorgezogen. Goldene und silberne Kleinode, Perlen und edle Steine, die nicht zu schätzen waren, und dagegen der Schatz unserer lieben Frau zu Loretto Kleinigkeit ist, woraus ihr sehet, daß sie solche Sachen besser wegschenkt, als ihr sie zu geben vermögt. Dazu Kleider von wundernswürdiger Schönheit, die noch obendrein die Tugend oder Untugend hatten, nie zu veralten, und mit der Eigenthümerin zu wachsen.

Welches irdische Mädchen glaubt nicht, daß Ottilie bei diesen Umständen glücklich war? Man bedenke selbst, Schönheit, Talent, Jugend, Liebe eines zärtlichen Vaters, allgemeine Bewunderung, frohe Aussichten in die Zukunft, und zu dem allen noch eine solche artige Garderobe. Doch diese Glückseligkeiten ganz zu schmecken, müßte Ottilie nicht außer ihrem Vaterlande erzogen worden sein. Sie war in den obern Regionen an Dinge gewöhnt, welche sie hienieden ganz vermißte, und wiederum fand sie hier andere, an die sie sich nicht zu gewöhnen vermochte. Häßlichkeit, Elend, Vergänglichkeit, Armuth, Alter, Krankheit, Tod, was für Gegenstände für eine Himmelsbewohnerin, die überall von diesem Allen nur das Gegentheil zu sehen gewohnt war. Sie verschloß ihre Betrachtungen, die sie über diese traurigen Eigenthümlichkeiten der Erde machte, wie ihre meisten Gedanken in ihrem Innersten, aber ihre tiefsinnige Miene, und dann und wann ein sehnsuchtsvoller Blick nach dem Himmel, zeigte denen, welche immer um sie waren, ganz deutlich, was sie dachte und fühlte.

Dieß ist also die schöne Erde? sagte sie in den melancholischen Stunden, deren sie viele hatte, zu sich selbst, das ist also das blendende Gestirn, das mir auf den Mondgebirgen so verführerisch entgegen leuchtete? O der glänzenden Außenseite, und o des häßlichen Innern!

Ottiliens philosophische Betrachtungen hätten ganz gut für eine Klosterfrau oder für eine Candidatin des Todes sein mögen; aber ein Mädchen in der Blüthe des Lebens, zur Behauptung einer Rolle in der großen Welt bestimmt, hätte nicht so denken sollen, und St. Marie legte in diesem Punkt mit ihrer Erziehung keine Ehre ein. Ein anderer noch schwärzerer Flecken in Ottiliens Charakter, ebenfalls eine Folge der Geschichte ihrer frühern Jahre, war der Stolz. Ottilie hätte blind sein müssen, wenn sie nicht ihre Ueberlegenheit über Alle, die sie kannte, hätte einsehen wollen; allerdings war sie schöner, klüger, weiser, tugendhafter und einnehmender als alle ihre Zeitverwandten, aber wie ist es möglich, so etwas recht lebendig zu fühlen, und Andere nicht neben sich zu verachten.

Es ist wahr, sie war gegen Niemand hart oder unbescheiden, aber in ihrer Milde war eine gewisse Herablassung, die Jedermann von ihr zurück schreckte. Das größte Glück des Lebens, die Freundschaft, kannte sie nicht, konnte sie nicht kennen; nur eine gewisse Art von Gleichheit verbindet die Herzen, und Ottilie fand unter allen Jungfrauen ihres Alters keine Gleiche. — Und was die Liebe anbelangt — doch hiervon laßt uns weitläuftiger reden.

Ottilie hatte eigentlich bei allem Mißmuth, den ihr die Unvollkommenheiten der Erde einflößten, noch keine wirklichen Leiden erfahren, aber jetzt kam die Zeit, da sie auch diese kennen lernen sollte. Sie war achtzehn Jahre alt, der Fürst litt an den Folgen der Ausschweifungen seiner Jugend, und sah seinem Ende entgegen, und die Stände forderten einen Reichsnachfolger: Niemand konnte ihnen denselben geben, als Ottilie, ihre künftige Fürstin, man drang in sie, sich zu vermählen.

Arme Ottilie, dich vermählen? wer verdiente wohl die Ehre deiner Hand, wenn Frau Pathe Marie sich nicht in's Mittel schlug, und irgend einen Engel herabschickte, mit ihr das Erdenleben zu theilen! Schon der Gedanke an eine Verbindung mit einem irdischen Jünglinge war der verwöhnten Ottilie schrecklich! Tausende buhlten um sie, Ritter und Helden, Könige und Kaisersöhne hielten sich nicht zu hoch zu ihren Füßen zu seufzen, und die Wahrheit zu gestehen, so könnte ich euch Einige nennen, von welchen die Geschichte noch bis auf diesen Tag gewaltiges Wesen macht, und die nachher, als sie von Ottilien zurückgewiesen worden waren, ein simples Erdenmädchen sehr glücklich machten. Aber sie mochten Helden oder Weise sein, mochten wegen ihrer Schönheit oder Anmuth für das höchste Ideal männlicher Vollkommenheiten gehalten werden, an Ottiliens Forderungen reichten sie doch nicht. Sie fand keinen himmlisch-lächelnden Johannes, keinen goldlockichten Gabriel unter ihnen, und was Vollkommenheiten der Seele anbelangte, da sah es noch bedenklicher aus.

Ottiliens Bewußtsein himmlischer Vorzüge und der daraus entsprießende Stolz war mit keiner Bösartigkeit verbunden. Sie trauete aufrichtig keinen von denen, deren Herz an ihr hing, mit Liebe, ganz mit der heißen innigen Liebe belohnen zu können, deren ihre überirdische Seele fähig war, auch kränkte sie die getäuschte Hoffnung eines guten Volkes, dessen Glückseligkeit sie wünschte, und der stille Gram ihres Vaters. Sie strebte, sich selbst zu überwinden, und fing an, den Lehren einer weisen Duegna, welche das Amt hatte, sie in den Sitten der Erde zu unterrichten, aufmerksamer zuzuhören. Ottilie hatte Sinn und Fähigkeit für Alles, was man sie lehren wollte, nur in diesem Punkte war und blieb sie unwissend. Sie fand in dem, was man in ihrem Geburtslande Tugend, Recht und Wohlstand nannte, so viel, das sich nicht mit den Begriffen vertrug, die sie aus dem Leben des Himmels mitgebracht hatte, wog Alles mit so gewissenhafter Wage ab, hatte überall so viel Einwendungen, daß ihre Lehrerin immer die Grundsätze der schweren Wissenschaft von vorn mit ihr durchnehmen mußte, ohne glücklicher zu

sein, als die vorigen Male. Ein besonders schweres Kapitel, an welchem oft die Geduld der Lehrerin und der Schülerin scheiterte, war das von Liebe und ewiger Verbindung. Ottilie wollte schlechterdings nichts von dem Einen ohne das Andere wissen, und die Hofmeisterin behauptete, Prinzessinnen müßten bei dem Letztern nie auf ihr Herz, nur auf Staatsursachen sehen.

Der Wunsch der jungen Fürstin, sich zum Besten Anderer überwinden zu können, machte, daß sie sich jetzt entschloß, die lästigen Vorlesungen noch einmal zu hören, und da dieses mit dem Vorsatz geschah, das, was man ihr sagte, wahr zu finden, so kam der Entschluß am Ende wirklich zur Reife, denjenigen, zu welchem sich ihr Herz nur ein wenig neigte, mit ihrer Hand zu beehren.

An ihrem Hofe war ein Jüngling, den man nur den Ritter ohne Namen nannte, weil Niemand, und er selbst nichts von seinem Herkommen zu sagen wußte, übrigens war er brav, ohne von seinen Tugenden viel Lärm zu machen, und wohlgestaltet, ohne eben durch überschwängliche Schönheit Andere neben sich zu verdunkeln. Immer hatte ihn Ottilie mit einem geheimen Wohlwollen angesehen, hatte einen Antheil an Allem genommen, was ihn anging, den sie sich selbst nicht erklären konnte, und sein Glück, das sie wünschte, auf alle Weise zu befördern gesucht.

Nie hatte er sich erkühnt, seine Augen auf die erhabene Dame zu richten, die ihm wohl wollte, und doch war er es, auf welchen jetzt ihre Wahl fiel. Er ist der Einzige, sagte sie zu ihrer Duegna, für den ich etwas mehr fühle, als für die Andern; wenn ich mich recht untersuche, so hängt mein Herz mit einer Art von schmerzhafter Zuneigung an ihm, es ist, als wenn ich ein geheimes inniges Mitleid gegen ihn empfände, das ich mir nicht recht begreiflich machen kann, als hätte er Unrecht von mir erlitten, das ich ihm vergüten müßte. Ist das nicht das Gefühl, das ihr auf der Erde Liebe nennt?

Die Duegna lachte und meinte, es könne wohl einst Liebe werden, und sie würde wohlthun, es zur Erfüllung der Wünsche ihres Volks sorgfältig zu nähren.

Ottilie gehorchte, und sandte bald darauf Botschaft an ihren Vater, wie sie nunmehr gesonnen wär', seine Befehle zu erfüllen und ihre Hand an einen Mann zu vergeben, den sie sich gewählt hätte. Rörich ließ die frohe Post in seinem ganzen Reiche erschallen, und kam mit ansehnlichem Gefolge gen Freiburg, wo Ottilie residirte, die Hochzeit zu feiern. Nach dem Bräutigam fragte er gar nicht, denn er war entschlossen, sich Jeden gefallen zu lassen, der seiner Tochter gefiel.

Er trat in den Saal, wo sie ihn im Brautgewand mit der Myrthenkrone im blonden Haar erwartete. Der Gewählte, der eben jene seltsamen unerklärbaren Regungen für Ottilien fühlte, wie sie für ihn, Regungen, die er nie Liebe zu nennen gewagt haben würde, hätte sie nicht geboten, lag zu den Füßen der reizbarsten Fürstin, erstaunt, überrascht von dem übergroßen Glück, das ihm winkte, und Beide flogen dem kommenden Vater entgegen, seinen Segen zu holen, und von ihm begleitet, vor den Altar zu eilen. Aber Rörich bebte zurück. Kennst du den, den du dir gewählt hast? fragte er mit einem schreckensvollen Blick auf seine Tochter. — Er ist der Einzige, der nie dein Gemahl werden kann, er ist dein Bruder!

Mein Bruder? wiederholte Ottilie. Meine Schwester? schrie der erstaunte Ritter! — Es ist nicht zu beschreiben, was für Unordnung diese seltsame Entdeckung unter der frohen Versammlung anrichtete. Der Fürst nahm am Ende seine Tochter besonders und entdeckte ihr das Geheimniß von der Geburt des Ritters. Er war einer von den vielen Sprößlingen aus Rörich's verbotnen Verbindungen, war der Einzige aus der großen Zahl, der zum männlichen Alter herangewachsen war. Die Kinder der feilen Buhlerin (so urtheilte die strenge Moral der damaligen Zeiten) waren frühzeitig von der Erde vertilgt worden, aber dieser, der Sohn einer verführten Unschuldigen, lebte, um einst das Glück zu genießen, das das Schicksal seiner gekränkten Mutter versagte.

Die sonst immer sanfte, immer ehrfurchtsvolle Ottilie, redete bei diesen Entdeckungen immer hart gegen ihren Vater. Ueber die getrennte Verbindung trauerte sie nicht, da sie nichts als schwesterliche Liebe gegen ihren unglücklichen Bräutigam fühlte, aber sie bewies mit festen Gründen, daß Rörich grausam gegen den Verlassenen gehandelt habe, ihn in der Dunkelheit aufwachsen zu lassen, bewies, daß ihm, nicht ihr das Erbrecht zukäme, und schwur, daß sie nie den Fürstenhut tragen wolle, der ihm gebühre.

Dieß war es, sprach sie, indem sie sich ihrem Bruder weinend um den Hals warf, dieß war die geheime Empfindung, von dir angethanem Unrecht, dessen Vergütung mir oblag. O Heil mir, daß ich dir sie gewähren kann! Du bist der Sohn meines Vaters, du wirst einst mein Fürst sein, und ich bitte nichts von dir, als Ruhe und Freiheit, mein Leben in der Stille, ohne eine von euren gezwungenen Verbindungen beschließen zu dürfen.

Wir haben schon erwähnt, daß Ottilie sehr unwissend in den Rechten und Sitten der Erde war, und wir brauchen zum Beweis davon nichts anzuführen, als ihr Betragen bei dieser Begebenheit. Fast jedes Wort, das sie sagte, zeigte, daß sie eine Mondbürgerin war.

Der Fürst zürnte über nichts so sehr, als daß sie so laut von diesen geheimen Dingen sprach, und sein Zorn stieg auf's Höchste, als er in den Augen seiner Räthe und des Volks Billigung desselben und den Wunsch las, den edlen biedern Ritter ohne Namen, den Jedermann wegen seiner bescheidenen Verdienste liebte, lieber zum Fürsten zu haben, als die eigensinnige Ottilie.

Ich übergehe, wie der zärtliche Bruder das Verfahren seiner himmlischen Schwester belohnte und beantwortete, und sage nur so viel, daß der harte Vater es für gut hielt, die liebenden Geschwister zu trennen, und den verlassenen Jüngling dem Volke, das ihm zujauchzte, aus den Augen zu bringen. Er selbst schied von Ottilien mit grimmigem Zorn, und ließ ihr des andern Tages andeuten, sie möchte sich von Freiburg nach Zähringen begeben, und gewärtig sein, nachdem sie seine Zärtlichkeit so lange getäuscht und seiner Nachsicht gespottet hätte, daß er ihr nächstens einen Bräutigam von seiner eignen Wahl vorstellte, von welchem sie nur der Tod solle befreien können.

Jetzt erst lernte Ottilie die Leiden ihres traurigen Geburtslandes kennen. Die Ungewißheit wegen des Schicksals eines geliebten Bruders, und die Furcht vor den Drohungen eines harten Vaters preßten ihr Seufzer aus, wie noch keine aus ihrer Brust geflohen waren.

Sei mir gegrüßt, Haus der Thränen, sagte sie, als sie gen Zähringen kam, hier duldete meine Mutter ihre letzten Leiden, hier werde auch ich den Rest des bittern Kelches leeren: denn ich weiß es, den Tod meines Bruders, und die Verbindung mit einem Ungeliebten werde ich nicht überleben können.

Ohne Zweifel befand sich Ottilie in einer Lage, die sie berechtigte, die Oberälteste aller Dulderinnen, wie sie das vergangene Jahrzehend hervorbrachte, genannt zu werden; auch sehen meine Leser, daß sie sich nicht übel in die Sitten dieser Gilde zu schicken wußte, nur fand sich der kleine Unterschied zwischen ihr und mancher Andern von dieser Race, daß ihr Leiden wirklich groß und nicht erkünstelt, ihre Sprache die Sprache des Herzens, ihre Handlungen natürliche Folgen ihrer besondern Lage waren.

Ihr liebster Aufenthalt bei Tage war die Marien-Kapelle und das Grab ihrer Mutter, und die Nächte, wo der Schlaf sie nur selten besuchte, brachte sie auf dem Altan der hohen Burg zu, da sie ihrem alten Freunde, dem Monde, jeden Blick, den er auf die Erde warf, abstehlen, und sich der frohen Tage der Kindheit, die sie in seinem heiligen Gefilde verlebte, erinnern konnte; Ursachen, diesem lieblichen Gestirn hold zu sein, welche keines von unsern ehemaligen Mondmädchen mit ihr gemein hatte.

O Wohnung der Ruhe! rief sie ihm oft entgegen, wenn er am Horizonte glühend heraufschwebte, oder mitten am stillen Mitternachtshimmel in voller Klarheit leuchtete, o Wohnung der Ruhe, Niemand kennt deine stillen Freuden besser als ich! O daß mich ein böser Geist aus deinen lichtvollen Regionen auf die unruhige Erde herabstürzte, welche nur in der Ferne mit einem lieblichen verführerischen Schimmer prangt.

Ottiliens Herz war erweicht, war zum höchsten Grad von Wehmuth gestimmt; noch ein anderes Gefühl lauschte im Hinterhalt, der Wunsch, irgend eine gleichempfindende Seele zu finden, mit welcher sich ihre unnennbaren Gefühle theilen ließen, und das Schicksal führte schnell die Erfüllung herbei.

In einer ihrer durchweinten schlaflosen Nächte tönte ihr von dem Nachbarberge, der Zähringen gegenüber liegt, und in der Folge mit ihrem Namen benannt wurde, ein Laut herüber, wie sie ihn auf der Erde noch nie gehört hatte. Ottiliens Herz schlug laut für den Zauber der Musik, aber dieselbe gehörte mit unter die Dinge, welche ihr der Aufenthalt in den überirdischen Regionen verleidet hatte. Die Tonkunst war damals auf der Erde noch in ihrer Kindheit, und konnte dem verwöhnten Ohr des Fräuleins den Laut der himmlischen Harfen und der Hymnen der Seligen nicht zurückrufen. Aus der erhabenen Orgel athmete noch kein überirdischer Hauch, und in der göttlichen Harmonika glaubte man noch nicht Chöre von Geisterstimmen zu hören. Ottilie warf alle Instrumente von sich, die sie meisterlich spielte, weil sie keinem den gewünschten Ton entlocken konnte, und übte nur ihre eigene Stimme, welche an Wohllaut und Zärtlichkeit Alles übertraf, was je unter dem Monde gesungen worden ist.

Jetzt glaubte sie zum erstenmal etwas zu hören, das der Harmonie ihrer eignen Kehle gleich war. Sie horchte hoch auf, und der himmlische Laut verdoppelte sich. Bald darauf wallten Ströme von Harmonien herüber, der Wiederhall im tiefen Thale antwortete mit tausend Stimmen, und die Sterne am Himmel

schienen stille zu stehen, um nichts von den unaussprechlich süßen Tönen zu verlieren.

Was ist dieß? fragte Ottilie, welcher ahnend das Herz schlug, wo bin ich? im Lande der Geister? Ist dieß Raphael's Harfe, oder der Gesang der himmlischen Jungfrauen? —

O Wonne! nur meine Thränen, die Thränen himmlischer Wollust vermögen dich auszureden! Wer bist du unbekanntes Wesen, wer bist du, das mir mitten in der Tiefe des Grams diese Erquickung gewährt?

Der harmonische Laut tönte fort, jetzt stärker und nun wie Chöre von Tausenden, wie das Rauschen mächtiger Wasser, bis er endlich sich in tiefer Ferne verlor, und in sanften Accenten dahin starb. Da senkte sich der Schlaf auf Ottiliens Augenlieder, und sie erwachte von den himmlischen Träumen, die sie umgaukelten, erst beim Aufgang der Sonne.

Der Eindruck von dem, was sie diese Nacht gehört hatte, war dauernd: sie war diesen ganzen Tag über wie berauscht, ging wie im halben Traume, und seufzte der Nacht entgegen, die ihr Entzücken erneuern sollte. Sie wartete nicht vergebens; die Harmonieen von dem benachbarten Berge tönten wieder durch die nächtliche Stille, und verscheuchten ihren Gram, oder gaben ihm vielmehr einen neuen Schwung, der der Schwärmerin Wollust dünkte.

Man wird mit der Zeit alles gewohnt: Ottilien war es in den folgenden Nächten nicht genug zu hören, sie wünschte auch zu sehen, und nichts konnte sie von Befriedigung ihrer Neugier abhalten. Wir haben schon vorher erwähnt, daß sie die Sitten der Erde nie gewohnt werden konnte, und die Fesseln des Wohlstandes nicht achtete: was hätte sie also hindern sollen, mitten in der Nacht das Schloß zu verlassen und hinüber zu eilen, um den Urheber der göttlichen Harmonien, die sie bezauberten, kennen zu lernen? Alle Besorgnisse, welche ein anderes Mädchen hätten auf dem verschlossenen Zimmer fest halten können, waren ihr fremd, geschwind, wie Gedanken, war die weite Ebene überflogen, war der dicke Wald durchirrt, und sie stand dem himmlischen Tonkünstler gegenüber, der ihr Herz zu sich gezogen hatte.

Sein Anblick vollendete, was seine Töne angefangen hatten, Eine große majestätische Gestalt, welcher der helle Mondenstrahl, der sie umglänzte, ein überirdisches Ansehen gab, ein Gesicht von einer Schönheit, welcher die Züge tiefen Grams nichts benehmen konnten. Und o dieser Blick, welcher in einer gedankenvollen Pause, die sein himmlisches Spiel unterbrach, sich in dem unermeßlichen Raume des Himmels zu verlieren schien, diese funkelnde Thräne im Auge! — Ottilie stand und schaute! stand und hörte, ein unnennbares Gefühl für den Unbekannten schlug in ihrem Herzen, und sie kehrte kurz vor der Morgendämmerung nach Zähringen zurück, um wieder einen Tag zu verträumen.

Wer ist er? fragte sie sich selbst. Ist's möglich, daß die Erde solche Söhne hat? O dann ist sie nicht so arm, als ich dachte! O daß ich ihn nicht eher kennen lernte! — Aber was macht er hier? Ist es sein eignes Geschäft, die Nächte mit seinen Harmonieen zu erfüllen? Und diese Harmonieen, wo erquellen sie? aus einer Flöte? — So hat nie eine Flöte getönt! Er ließ sie im Grase liegen, als er sich entfernte, ich schlich hinzu, und setzte sie an den Mund; sie gab den gewöhnlichen Ton von sich, der mir in den Ohren wehe thut. O nur sein Hauch, sein überirdischer Hauch kann sie so beleben, daß sie Entzücken in's Herz, und Gott weiß, welche sonderbare Ahnungen in die Seele strömt.

Die Fragen, welche Ottilie an sich selbst that, wagte sie in den nächsten Nächten unmittelbar an ihn zu richten. Hören und Sehen war ihr nun nicht mehr genug, auch sprechen mußte sie ihn. Nur schade, daß er ihre Fragen so unbefriedigend beantwortete.

Wer bist du? fragte sie ihn.

Ein Verbannter.

Wohin gehen deine Seufzer?

Nach meinem Vaterland.

Was suchst du hier?

Einen Gefährten, mich zu begleiten.

Einen Gefährten? wiederholte Ottilie mit einem forschenden Blick, wie verstehst du das?

Der Unbekannte schwieg und ergriff seine Flöte, die er zu sanften wehmuthsvollen Lauten dämpfte, und ihr erst gegen den Morgen Stillschweigen gebot, da man sich ungern trennte.

Ottilie lebte und webte nur in dem Unbekannten. Dieß war das Ideal himmlischer Vollkommenheit, das ihr vorschwebte! Alles an ihm entsprach den geheimen Wünschen ihrer Seele, selbst seine Schwermuth, die so wohl mit ihrem Herzen harmonirte. Der bedrängte Bruder und der harte Vater wurden jetzt fast ganz und gar vergessen, oder sie kamen nur in den nächtlichen Gesprächen mit dem Unbekannten zum Vorschein; denn nach und nach ward man vertrauter, und ob er gleich alle Fragen, die seine Person unmittelbar betrafen, nur räthselhaft beantwortete, so erhielt er doch bald aus ihrem Munde eine vollkommene Erzählung ihrer eignen Geschichte.

O wie theuer ward ihr ihr neuer Freund, als er jeden Schritt, den sie gethan hatte, billigte! O wie süß tönte ihr das feine, nicht überspannte Lob aus seinem Munde! Wie wohl war ihr, wenn sein Blick mit Wohlgefallen an ihrer Schönheit hing! Sie war nur Anbetung von ihren Bewunderern gewöhnt, aber hier fand sie etwas, das ihr unendlich mehr schmeichelte, die Herablassung eines höhern Wesens zu ihr. Sie schien sich nicht zu erniedrigen, wenn sie ihm etwas von den Gefühlen ihres Herzens merken ließ, sondern es war ihr, als ob sie sich einige Stufen über ihre Sphäre erhübe, wenn sie zu ihm aufblickte und ihn Freund nannte.

Wer bist du? sagte sie oft zu ihm, wenn sie sich lange genug in seinen Feuerblicken gespiegelt hatte; mich dünkt, dich mehr gesehen zu haben, unsere Freundschaft ist nicht neu, mich dünkt, sie muß schon Aeonen lang gedauert haben! — Der Unbekannte wußte dann so hinreißend von dem verborgenen Verständniß der Geister, von der Wiederfindung verwandter Seelen in unbekannten Welten und dergleichen geheimnißvollen Dingen zu reden, daß Ottilie, welche nichts mehr liebte als geheimnißvolle und überirdische Gegenstände, vollends unwiderstehlich an ihn gefesselt ward.

Wußte er dann ihre Fragen, so weit sie ihn betrafen, nicht mehr zu beantworten, so lenkte er ihre Wißbegierde auf eine andere Seite, wo er sie in vollem Maße befriedigen konnte. Die ältesten Geschichten der Erde waren ihm bekannt. Er führte die neugierige Fragerin in die ersten Wohnungen der Unschuld, sprach von der Entstehung der Erde und ihrem schrecklichen Untergang in den Wassern der großen Fluth, als wenn er selbst dabei gewesen wär', aber bei nichts hielt er sich länger auf, als bei dem antediluvianischen Mährlein, von den Kindern des Himmels, welche nach den Töchtern der Menschen sahen, wie sie schön waren, und von den Helden, die aus diesen Verbindungen entsproßen. Dieß war sein Lieblings-Thema, und wenn dann Ottilie fragte, ob sich wohl wirklich je etwas dergleichen zugetragen habe, so sah er sie mit einem seiner unaussprechlichen Blicke an und versicherte, daß dergleichen sich nicht allein zugetragen habe, sondern auch noch jetzt zutragen könne.

Giebt es nicht, sagte er, bei einer der nächtlichen Unterhaltungen, mit einem leisen Drucke ihrer Hand, giebt es nicht Sterbliche, welche auf der Erde schlechterdings nicht ihres Gleichen finden können, und glaubst du nicht, daß zu solchen die Söhne des Aethers gern herabsteigen, sich mit ihnen in himmlischer Liebe zu verbinden?

Und welches ist das Loos der Glücklichen, die solcher Liebe gewürdigt werden? fragte die zitternde Schwärmerin.

Unsterblichkeit! erwiederte er, indem er die Hand mit einer übermenschlichen Majestät gegen den funkelnden Sternenhimmel ausbreitete. Der ganze Weltraum, die ganze Ewigkeit ist unser, und wir geben sie, wem wir wollen.

O sterbliches Mädchen, im Arm eines unterrichtenden Engels Aeonen hindurch von Planeten zu Planeten zu fliegen, und alle Wunder der Schöpfung und ihre geheimsten Urkräfte zu spähen, in meinem Arm, Ottilie, die ganze lange Ewigkeit, die Fülle der Liebe zu genießen, deren inneres Wesen nur Unsterbliche kennen, welch ein Loos! — Sprich nur ein Wort, und es ist das deinige.

Ottilie schwieg; sie vermochte nicht zu sprechen, es war, als ob Himmel und Erde um sie vergingen; nur der Unbekannte stand fest in all seiner Herrlichkeit vor ihren Augen.

Kennst du mich? fragte er mit einer Stimme, wie die Harmonie der Sphären, indem er sie fester in seine Arme drückte.

Ich kenne dich nicht, aber ich bebe vor dir.

Liebst du mich? — O sage Ottilie, sage, daß du mich liebst, und du bist mein auf ewig!

Du bist furchtbar, Unbekannter, schrie das Mädchen, indem sie sich aus seinen Armen riß. Wie kann ich dir Liebe gestehen, ohne dich zu kennen! Nenne dich; bist du ein Mensch, ein Engel des Lichts, oder ein Geist der Nacht, der auf mein Verderben lauert? Nenne dich, und ich schwöre bei Gott und der heiligen Jungfrau —

Kaum war der heilige Name, vor welchem die Geister der Finsterniß beben, über Ottiliens Lippen gegangen, als alle Gegenstände vor ihrem Gesicht zu wanken begannen, und eine seltsame Bestürzung sie überfiel, welche sie verhinderte zu enden.

Ihr war, als wandelte sich das Gesicht des Unbekannten in immer andere und andere Gebilde, von welchen das letzte einen Schauer durch ihre Gebeine goß, der sie zu Boden stürzte. Sie sah das Gespenst, das ihr nun nicht mehr unbekannt war, in einen dünnen Nebel zerfließen. Nacht umzog ihre Augen und ihr vergingen die Sinne.

Sie befand sich, als sie erwachte, auf ihrem Bette, der Tag

dämmerte an ihren Fenstern, und sie konnte sich mit aller Mühe nicht erinnern, ob die Begebenheit der vergangenen Nacht Traum oder Wirklichkeit gewesen sei.

Sie fühlte sich den Tag über so krank, daß sie erst in der folgenden Nacht sich aus dem Bette emporriß, um an's Fenster zu fliegen. Die Melodien des Unbekannten waren es, die sie mit ihrer Allgewalt herbeizogen. Sie tönten zauberischer als jemals von dem Nachbarberge herüber, und Ottilie zerfloß in Thränen.

Ist es Wahrheit? ist es Traum? schrie sie mit gerungenen Händen. Sollte der, den ich liebe, der Einzige, den ich lieben kann, wirklich ein Geist des Verderbens sein? Nein, nein! wie dürfte er es wagen, den Engeln ihren Glanz, den Himmeln ihre Harmonie zu stehlen? — Aber sein letzter Anblick! Dieses war genau das Gesicht des Verführers, der mich ehemals durch seine bösen Rathschläge aus den Wohnungen der Ruhe stürzte. Wie, wenn er seine Versuche erneuern, wenn er streben wollte, mich noch tiefer hinab zu ziehen? — Sprach er nicht jenes Mal von der Möglichkeit mich in den Gefilden der Erde wieder zu finden? — Aber was bewegt ihn, dich durch alle Welten zu verfolgen? — Muß es denn eben der Wunsch, dich zu verderben, sein? Was hätte er für Ursache, dich zu hassen? — Wird er nicht vielleicht durch eben jene wunderbare Sympathie an dich gefesselt, die du für ihn fühlst? — Ach ja, ich fühle es, er ist der Einzige, der mein Herz erfüllt! Alles möchte ich mit ihm theilen, selbst das Elend! Aber Ottilie! ein böser Geist, ein Feind der Gottheit? — Nicht doch, kein Feind, vielleicht einer von jenen Mittelgeistern, deren Natur du nicht kennst. Nennt er sich nicht selbst einen Verbannten, der sein Vaterland sucht und zur Reise dahin einen Gefährten wünscht? O Ottilie, wenn du seine Gefährtin, seine Wegweiserin zu den Wohnungen des Lichts würdest, wenn du ihn in den Schooß der Ruhe zurück brächtest, aus welchem ihn vielleicht das Schicksal, das selbst über die Geister herrscht, unverschuldet gestoßen hat!

Ottilie philosophirte auf eine sehr gefährliche Art, welche bewies, daß sie schon eine geraume Zeit die Schülerin eines verdächtigen Geistes gewesen war, auch sagte ihr ein geheimes inneres Gefühl, daß sie auf bösen Wegen sei, aber die Gewalt, die sie auf denselben fortriß, war darum nicht minder stark. Die Himmelsstimme auf dem Nachbargebirge tönte indessen noch immer fort. Ottilie machte sich auf, den gewohnten Weg zu gehen, und sie würde ihn wirklich gegangen sein, wenn sie nicht körperliche Schwachheit zurückgehalten hätte. Ihre Füße versagten ihr ihre Dienste und sie sank zu Boden.

Mit Mühe schleppte sie sich endlich nach ihrem Lager zurück, wo sie die ganze Nacht in einem Meere von Träumen schwamm, die so wild durch einander gaukelten, daß ihre Vernunft zu wanken begann.

Erst gegen Morgen, da die Traumgebilde deutlicher wurden, stand ein Gesicht hell und rein genug vor ihr, um ihr unvergeßlich zu bleiben. Willst du, fragte der böse Engel ihr Verfolger, der in himmlischen Thränen vor ihr schwebte, willst du mich verlassen, da dein und meine Seligkeit in deiner Hand steht? — Doch freilich, ein besseres Erdenglück winkt dir, siehe hier den Bräutigam, den dir dein Vater giebt, und freue dich seiner Wahl. Ottilie schaute auf, und erblickte die Gestalt eines benachbarten Fürsten, welcher in der ganzen Gegend wegen seiner thierischen Ausschweifungen und der Ruchlosigkeit seines Wandels berüchtigt war. Die Gestalt seines Körpers war so abscheulich als seine Seele. Alle Laster hatten ihr Bild auf sein Gesicht gezeichnet, und es war unmöglich, ihn ohne Grauen anzusehen.

Ottilie wandte das Gesicht mit einem lauten Schrei von der scheußlichen Larve. Denke nicht, fuhr der Geist fort, denke nicht, daß dir Gram und Abscheu die Seligkeit eines baldigen Todes gewähren werden. Jahre lang wirst du unter den Klauen dieses Ungeheuers schmachten; an Geist und Körper verwahrlost wirst du dem Grabe zuschleichen, und endlich noch vor deinem Peiniger hinabsinken, nicht mehr die himmlische Ottilie, wie jetzt, um derentwillen Engel die Reiche des Lichts mit der traurigen Erde vertauschen.

Und was soll ich thun, mich zu retten? schrie die Verzweifelnde.

Du kennst den Ort, wo ich wohne, rief er im Verschwinden, wirf dich in meine Arme, die dort immer für dich offen stehen.

Und, tönte Ottilien eine sanfte Stimme, wie aus tiefer Ferne entgegen, ist deine alte Wohlthäterin so ganz bei dir vergessen, daß du lieber bei den Mächten der Finsterniß, als in ihrem Schooße Rettung suchst?

Die Seherin blickte auf, und eine lichte Wolke glitt am Rande des Horizonts vorüber, in welcher sie den rosenfarbnen Schimmer von Mariens Gewand zu erkennen glaubte.

O, schrie sie mit zusammengeschlagenen Händen, er ist mir so nah, und du so fern! Maria! komm die Deine zu retten! Bei ihm ist Täuschung Möglichkeit, bei dir ein Unding!

Ottilie befand sich am Morgen so schlecht, daß ihre Frauen nach geistlichen und leiblichen Aerzten sandten. Den letzten war es unmöglich, ihr zu helfen, da ihre Krankheit in der Seele lag, und sich den ersten zu vertrauen, war der Delicatesse des unglücklichen Mädchens bedenklich. Welche Sterbliche spricht gern von Angelegenheiten des Herzens mit einem Manne?

Die Duegna, welche das Leiden ihrer Gebieterin sah, und von ihr zwar nicht den Grund derselben, aber doch ihre Bedenklichkeiten in Ansehung des nöthigen Bekenntnisses vernahm, suchte Rath zu schaffen. In einem Kloster von Freiburg, sagte sie, lebt eine sehr fromme Nonne, welche bedrängten Gewissen so kräftig rathen kann, als der entfernteste Beichtiger; gebietet, daß sie herüber komme, sie wird euch ihren Trost nicht versagen.

Ottilie willigte ein, und die Nonne erschien; eine ehrwürdige Figur, welche zu einem Gemälde der heiligen Anna oder Elisabeth hätte dienen können. Sie ließ sich liebreich zu den Schmerzen der jungen Leidenden herab, und hörte ihre Klagen.

O, sagte sie, seid ihr auch in die Stricke des verführerischen Geistes gefallen, der seit undenklichen Zeiten in diesen Gebirgen haust? Nur getrost, mein Kind, ihr seid nicht die Erste, die ich aus den Schlingen dieses Bösewichts rettete. Seine Versuchungen sind mancherlei, und ich könnte euch Tage lang erzählen, wie viel Gestalten er annimmt, die Menschen zu bethören. Daß er Jeden auf seiner schwächsten Seite zu fassen weiß, seht ihr an euerm eigenen Exempel. Stolz, Vorwitz und Schwärmerei waren von je her eure Fehler, und ihr sehet, wie er sich diese Unvollkommenheiten einer sonst so guten Seele zu Nutzen machte.

Ottilie, welche nichts gewohnt war zu hören, als die Stimme der Schmeichelei, hatte Muth genug, den Ton der Wahrheit in dem Munde der ersten Predigerin auszuhalten. Sie ging in sich, sie sah die Abgründe, welche sich zu ihren Füßen öffneten, und griff begierig nach den Rettungsmitteln. Die Nonne schied von ihr, und hinterließ sie beruhigt; sie besuchte sie wieder, und ging nie von ihrer Seite ohne eine gute Lehre. Die Regeln, welche ihr äußeres Verhalten betrafen, bestanden vornehmlich darin, ihre Ohren vor der Stimme ihres Verführers zu verschließen, die noch immer jede Nacht in der Ferne zauberisch ertönte, und sich nie in seine Gebiete zu wagen, welches besonders die östlichen Gebirge Zähringen gegen über waren.

Es ist unglaublich, was für Ueberwindung es Ottilien kostete, ein Gefühl aus dem Herzen zu reißen, welches schon so tiefe Wurzel in demselben gefaßt hatte. Ihr, die ihr jemals durch das Laster in irgend einer glänzenden Hülle getäuscht wurdet, ihr kennt den Kampf, in welchem so Wenige siegen. Ottilie siegte, und es ist zu glauben, daß sie Ruhe, Schönheit, Heiterkeit, welche fast ganz in dem gefährlichen Selbststreit verloren gingen, endlich wieder erlangt haben würde, wenn nicht das Schicksal von einer andern Seite auf sie losgestürmt und sie dem Ende ihrer Leiden entgegen geführt hätte.

Fürst Rörich ließ seiner Tochter ansagen, sie möchte darauf denken, das Brautgewand zu bereiten, und den Kranz zu schmücken, denn in wenig Tagen würde er mit Demjenigen erscheinen, den er ihr zu ihrem Gemahl bestimmt hätte. Ottilie erbebte, und gehorchte, denn Gehorsam war auch mit eine von den schweren Lectionen, die ihr die Nonne empfohlen hatte.

Du bist durch Stolz gefallen, sagte sie zu sich selbst, durch Demüthigung mußt du dich wieder aufrichten. Keiner unter den Jünglingen der Erde dünkt dich für würdig, aber ein böser Geist, der alle Vollkommenheiten, die du wünschtest, durch die Künste des Abgrunds anzunehmen wußte, der deiner Eitelkeit schmeichelte, dich zu dem Rang einer Göttin zu erheben versprach, dieser fand ohne mühsames Streben Eingang in deinem Herzen. Büße nun auch für deine Thorheit, und nimm den, den dir dein Vater gibt, ohne fernere Rücksprache mit deinem Eigensinn an.

Ottiliens Entschluß war stark und gut, sie befestigte ihn durch Gebet auf dem Grabe ihrer Mutter und Mariens Capelle, und erwartete dann mit heiterer Miene den Vater und den Bräutigam. Die Farbe ihrer Wangen und die gesunkenen Augen widersprachen dem lächelnden Munde, sie war bleich und abgezehrt, aber immer noch liebenswürdig.

Die Erwarteten erschienen mit großem Gefolge, der Vater mit der gebietenden Miene eines Fürsten, die Ottilie sonst nicht an ihm kannte, und der Bräutigam — ganz das Original zu dem schrecklichen Traumbilde, das ihr in jener Nacht vorschwebte. — Es fehlte wenig, daß die Arme nicht ohnmächtig ward, und als sich vollends der bestimmte Gefährte ihres Lebens ihr mit ekelhafter Zudringlichkeit näherte, und in der rauhen Mundart wilder Jäger und Zecher mit ihr von Liebe sprach, da ward ihr dunkel vor den Augen, und sie mußte sich an den Wänden aufrecht erhalten, um nicht umzusinken.

Ottilie! sagte sie zu sich selbst, als man sie auf ihr Zimmer gebracht hatte, du, an Himmelsgestalten, an die Sprache der Engel gewöhnt, du das Eigenthum eines solchen Ungeheuers? — O dafür lieber den Tod. —

Es war wirklich mit den ernstesten Sterbensgedanken, daß sie zur Ruhe ging, und nur die Kenntniß ihrer Pflicht konnte sie abhalten, nicht durch eine Nebenthür aus der Welt zu schlüpfen; doch war der Kampf zwischen Religion und dem Entschlusse zu diesem äußersten Mittel nicht klein. Sie warf sich unruhig auf ihrem Lager hin und her, und riß sich endlich empor, um dem schrecklichen Mittelzustand zwischen bangem Schlummer und wachendem Träumen zu entgehen.

Sie flog an's Fenster. Ach, seufzte sie, die Stimme dort drüben, die sonst meinen Gram einschläferte, tönt jetzt nicht mehr! — Es ist gut, daß sie schweigt, es war die Stimme eines Verführers! — Und doch redete dieser Verführer so wahr. — Ist nicht der Mann, den mir mein Vater bestimmt, eben derjenige, den er mir im Traume zeigte? und wenn nun auch das Uebrige erfüllt wird! wenn nun meine einzige Hoffnung, ein baldiger Tod, mich täuscht, wenn ich, an Leib und Seele verwahrlost, Jahre lang dem Grabe entgegenschmachtete, vielleicht im Umgang eines solchen Ungeheuers selbst bös und lasterhaft werde? — Man hat Exempel, daß gute sanfte Geschöpfe im Arm solcher Männer zu wüthenden Unholdinnen wurden! — O Entsetzen! Arme, arme Ottilie!

Doch, könntest du nicht vielleicht das Gegentheil erwarten? vielleicht ihn bessern und zur Tugend zurück bringen? Wie, wenn du ihm nun jede freundliche Miene von dir mit einer guten Handlung erkaufen ließest, und dadurch tausendfaches Gutes hervorbrächtest? O dieß wäre Triumph und Ueberwindung einer Heiligen! — Versuche es! Der Gegenstand deines Abscheus vermag Alles über deinen Vater, laß ihn dein Jawort durch die Befreiung deines unglücklichen Bruders lösen; gelingt dieses, so wird Alles gelingen, und du wirst mitten im Elend nicht ganz unglücklich sein.

Ottilie hatte kaum diesen Gedanken völlig durchdacht, als sie unter ihrem Fenster im nächtlichen Garten Stimmen vernahm, welche sie aufmerksam machten. Es waren die Stimmen der beiden Fürsten, welche die Mitternachtstunde von den Taumelkelchen aufgescheucht hatte, und die noch einen Gang in die freie Luft thaten, um die Dünste des Weins verrauchen zu lassen. Beide sprachen mit liegender Zunge, doch der Inhalt ihres Gesprächs bezeugte noch deutlicher als ihre Stimme, in was für einem Zustande sie waren.

Ottilie hörte mit Abscheu ihrer Unterhaltung zu, und war schon im Begriff sich zu entfernen, um nichts mehr zu hören, als sie den Namen ihres Bruders vernahm, und durch denselben zurück gehalten wurde.

Er muß sterben, sagte der Bräutigam, das ist die erste Bedingung, die ich euch bei dieser Heirath mache. Das Volk liebt ihn, und er könnte meinen Kindern einmal das Erbrecht auf eure Lande streitig machen.

Aber, sagte der Vater, wenn nun Ottilie bittet? Noch diesen Abend lag sie zu meinen Füßen und flehte um seine Befreiung.

O ich verspreche ihr Alles, versetzte der Andere, und das erste Geschenk, was ich ihr mache, wenn ich sie in meiner Gewalt habe, ist der Kopf des gefährlichen Jünglings, der mir auf mehr als eine Art Eintrag thun könnte.

Das Ende dieses abscheulichen Gesprächs übertraf noch seinen Anfang. Ottilie entfernte sich vom Fenster, verhüllte sich und weinte. Also keine Rettung! seufzte ihr Herz. Hier der Abgrund der Hölle in den Armen dieses Verworfenen, und dort ewiges Verderben im Rachen eines selbst gewählten Todes. — Aber Thörin, ist dir nicht noch ein Mittel übrig, die Flucht?

Ottilie besann sich ein wenig, ihr fiel ein Kloster ein, an den äußersten Grenzen des Landes, es lag im Schooße eines wilden Waldes, und ward fast von Niemand gekannt, als von ihr, die es in glücklichen Tagen oft ohne alle Begleitung zu besuchen pflegte. Die Nonnen waren arm und suchten ihr Glück in der Dunkelheit, nie hatten sie Geschenke von ihr annehmen oder sie anders als einsam in ihre Mauern einlassen wollen, weil sie fürchteten, auf andere Art einen Antheil dessen, worein sie ihre höchste Seligkeit setzten, zu verlieren. Dorthin dachte Ottilie. Nächtliches Reisen, täglicher Aufenthalt in Höhlen und Gebirgen, durch welchen der selten betretene Weg an den gewünschten Zufluchtsort führte, sollten sie, wie sie meinte, vor Nachstellung und Ereilung schützen, und der Segen ihrer himmlischen Pathe das Werk bekrönen.

O Dank dir! schrie sie, indem sie sich zu der schnell beschlossenen Reise schickte. Dank dir, du Heilige, für diesen glücklichen Einfall! er kam von dir, du wirst ihn ausführen helfen.

Das Zimmer ward leise eröffnet, der öde Garten durchflogen, und nun lag das freie Feld vor ihr, und der Wald mit seinen Dunkelheiten, und das Gebirge, durch dessen verschlungene Thäler ihr der Weg so wohl bekannt war. Sie eilte muthig fort, ohne zurück zu denken, bei was für Gelegenheit sie die Bekanntschaft mit diesen labyrintischen Gängen erlangt hatte. Ihr kam es nicht in den Sinn, daß es die Melodien des verführerischen Geistes waren, die sie zuerst diesen Weg gehen hießen, den sie nachher so wohl gewohnt ward, und daß sie sich wirklich mitten in seinem furchtbaren Gebiete befand. Sie dachte nichts als Rettung und Flucht vor ihren irdischen Verfolgern, und sah oft zurück, ob sie etwas zu fürchten habe.

Jetzt war es ihr, als hörte sie im wiedertönenden Thale den Fußtritt vieler Menschen, jetzt schimmerte ihr durch den Wald, den sie eben zurückgelegt hatte, der Schein von Fackeln, jetzt vernahm sie Stimmen, bald näher, bald ferner und nun konnte sie die Sprache der beiden noch halb trunkenen Fürsten deutlich verstehen.

Ach, rief sie, und sank an dem Fuß des Berges nieder, ach ich bin verloren! man hat meine Flucht entdeckt! — Wo ist sie! wo ist sie! brüllte jetzt die Stimme des abscheulichen Bräutigams aus dem nahen Gebüsch, hier muß sie sein, ich sah noch vor Kurzem den Schimmer ihres weißen Gewandes im Mondlichte.

Ottilie sprang auf. O rette, rette mich! schrie sie mit ausgebreiteten Armen. — Hier bin ich dein Retter! ertönte die harmonische Stimme des Geistes aus dem Gebirge; sei willkommen du Himmlische in meinen Armen! Weder irdische noch überirdische Mächte sollen hinfort uns trennen.

Ottilie wandte ihr Auge von der glänzenden Gestalt des Verführers, der dicht hinter ihr stand; ach sie kannte ihn genug, um ihn zu fliehen, aber seine schimmernde Außenseite war ihrem Herzen noch immer gar zu theuer.

Rette, rette mich! Maria, Mutter der Gnade! schrie sie, und wandte ihr Gesicht nach dem Berge. Einmal in meiner höchsten Noth wolltest du mir Hülfe gewähren, siehe, der schreckliche Augenblick ist erschienen! Meine irdischen Feinde sind dicht hinter mir, und dort winkt der Verführer, mit welchem mein verrätherisches Herz im geheimen Verständniß steht.

In der That waren die sichtbaren Feinde ihr jetzt so nahe, daß sie den Zipfel ihres Gewandes zu fassen glaubten, aber derjenige, welcher Allen außer ihr unsichtbar war, ließ sie einen nächtlichen Dunst ergreifen, und machte einen zweiten Versuch, die Verfolgte in seine Arme zu fassen.

Aber die Heilige vernahm die Stimme des flehenden Mädchens; der Berg that sich auf, nahm sie in seinen Schooß, und schloß sich krachend hinter ihr zu, daß die Erde unter ihren Verfolgern bebte. Auch rauschte es fürchterlich in den Wipfeln der Tannen, welche das Geistergebirg krönten, und am fernen Horizont rollte der Donner.

Der getäuschte Verführer war es, der durch den Wald wie ein Sturmwind tobte, er war es, der die Gewitterwolken zusammen ballte, um tödtende Blitze auf seine irdischen Brüder zu schleudern, da seine Rache die Heilige nicht erreichen konnte, welche ihm seinen Raub entrissen hatte.

Die erschrockenen Verfolger Ottiliens standen unten am Berge, und wußten nicht, ob sie bleiben oder fliehen sollten; der Vater stimmte für das Letzte, und sein Zechgeselle für das Erste; er versicherte mit tausend Flüchen, daß er Alles für angelegte Sache halte, und daß er seine Braut aus der verschlossenen Höhle des Berges reißen, oder hier umkommen, und ihre Schützer mit sich in den Tod nehmen wollte.

Der anbrechende Tag sah tausend Werkleute beschäftigt, die Eingeweide des Berges zu durchwühlen, aber Alles, was man hervorriß, war ein klares Bächlein, das sprudelnd hervorstürzte, und im Hinabströmen sich so ansehnlich vergrößerte, daß die getäuschten Arbeiter und ihr tollkühner Herr sich entfernen mußten.

Er und Rörich schieden in grimmigem Zorn von einander; er beschuldigte den Vater der geretteten Heiligen der Zauberei, und kein Monat verging, so überschwemmten seine Völker Ottiliens Geburtsland, und drohten es zur Wüste zu machen.

Rörich war in Verzweiflung, er lebte seit dreißig Jahren in seinem Lande im tiefsten Frieden, und hatte den Gebrauch der Waffen längst vergessen, auch seine Räthe verstanden sich nach seinem Beispiel besser darauf, alle Kelche zu leeren, als einem erbitterten Feinde, dem es nicht an Tapferkeit fehlte, die Spitze zu bieten.

Er und sein Land wären verloren gewesen, wenn Ottiliens Vorbitte ihm nicht die Himmlischen geneigt gemacht hätte. In einer schlaflosen Nacht schwebte Marie im Himmelsglanz vor ihm, und an ihrer Seite die bleiche Ottilie, welche in den ätherischen Gefilden die Rosen ihrer Wangen noch nicht hatte wieder sammeln können.

Du siehst, sagte die Himmelskönigin, daß diese gerettet ist. Es wäre mir ein Leichtes auch den andern Bedrängten, der in deinen Banden schmachtet, zu befreien; aber ich hoffe, du selbst wirst dein eigenes Beste nicht verkennen. Laß ihn los, laß den Helden los, dessen Schwerdt allein etwas wider deinen wüthenden Gegner vermag; stelle ihn an die Spitze deiner Heere, und danke ihm nach erhaltenem Siege, wie Pflicht und Natur es gebieten!

Man hatte Niemand genannt, aber es war Rörichen leicht

zu errathen, daß von seinem Sohne die Rede war. Er war um so viel geneigter zu gehorchen, da Ottiliens Schicksal ihm schon längst günstigere Gedanken gegen den unglücklichen Jüngling eingeflößt hatte, für den sie sich bei ihrem Leben mit so heißer inniger Theilnehmung zu verwenden pflegte. Er war überdem jetzt sein Einziger, und nach Ottiliens Tode Derjenige, auf welchen Aller Augen sahen.

Der bisherige Ritter ohne Namen wurde aus dem Gefängniß im Triumph nach Zähringen geholt, wo ihn Rörich zum erstenmal mit dem Namen Sohn in seine Arme schloß. Er schwur bei dem Berge, der seine unglückliche Schwester vor ihren Verfolgern geschützt hatte, sie zu rächen und das Vaterland zu befreien, und trank zur Bekräftigung des Eides dreimal aus dem klaren Bächlein, das so wohl als das Gebirg, aus dessen Schooß es entspringt, Ottiliens Namen führt.

Er hielt, was er versprach: seine Siege machten ihn zum Besitzer zweier Fürstenthümer; denn nicht allein sein Vaterland, sondern auch das Land des überwundenen Feindes huldigte seinen Verdiensten. Manche herrliche Königsstadt, manche paradiesische Gegend ward sein Eigenthum, aber kein Ort war ihm theurer als das Thal zwischen Zähringen und dem Ottilienberge, der nun von dem verführerischen Geiste der Nacht befreiet war, und nur zuweilen von dem stillen Schatten der Seligen besucht wurde, die noch in den himmlischen Gefilden mit Sehnsucht an ihrem Geburtslande hing, und in mondhellen Nächten gern zu seinen friedlichen Gegenden herabschwebte.

Friedrich Nauck

ward am 28. Februar 1782 zu Garz geboren und erhielt von seinem Vater, dem dasigen Prediger, den ersten wissenschaftlichen Unterricht. Er bildete sich dann in Berlin zum Baukünstler und kam als Geometer nach Magdeburg, von wo ihn die westphälische Regierung in gleicher Eigenschaft nach Zelle und bald darauf als Inspecteur des ponts et des eaux nach Göttingen versetzte. Im Freiheitskampfe begleitete er als Feldgeograph und später als Pionierhauptmann das preußische Heer und wurde nach seiner Rückkehr als Regierungs- und Wasserbaurath zu Münster und 1820 zu Minden angestellt und zum Ritter des eisernen Kreuzes ernannt.

Die litterarische Welt kennt ihn durch:

Pionierlieder. Köln 1815; 2. Ausg. 1816.
Einige Lieder und Gedichte. Ebendas. 1817.
Beiträge zum mindenschen Sonntagsblatt und Arbeiten in andere Zeitschriften.

Echter warmer Patriotismus, kernige Gesundheit, Kraft und Klarheit zeichnen die Gedichte dieses trefflichen Mannes vortheilhaft aus.

Christian Nikolaus Naumann

ward 1720 zu Bautzen geboren, widmete sich nach den gewöhnlichen Schulstudien, zu Leipzig, Rostock und Halle der Philosophie und wurde 1748 zu Jena Magister der Philosophie und Lector am Convictorium. Da ihm aber seine Bewerbung um eine Professur fehlschlug, ging er von Jena wieder und ließ sich nach kurzem Aufenthalte in andern Städten endlich 1777 als Privatgelehrter zu Görlitz nieder, wo er am 15. Februar 1797 starb.

Litterarisch bekannt ist er durch:

Scherzhafte Lieder. Hamburg 1743.
Die Martinsgans. Schäferspiel. Ebendas. 1745.
Der Liebhaber der schönen Wissenschaften. Jena 1747—48, 2 Bde.
Satirische Gedichte. Frankfurt 1751 und Magdeburg 1763.
Sittliche Schilderungen. Erfurt 1752.
Minrod. Heldengedicht in 24 Büchern. Frankfurt 1753.

Ein unbedeutendes Talent, das bald vergessen wurde, trotz seinen Anstrengungen, als Dichter Geltung zu erlangen.

Johann August Wilhelm Neander

ward am 16. Januar 1789 zu Göttingen geboren und legte auf dem hamburger Gymnasium und Johanneum die Grundlagen seiner wissenschaftlichen Ausbildung. 1806 ging er nach Halle und trat hier vom Judenthum zum christlichen Glauben über, studirte hier und zu Göttingen Philosophie und Theologie und habilitirte sich 1810 nach vorangegangener philosophischer Doctorpromotion als Privatdocent zu Heidelberg, wo er 1812 zum außerordentlichen Professor der Theologie ernannt wurde. Doch schon in demselben Jahre folgte er dem Rufe als ordentlicher Professor der Theologie nach Berlin und wirkt seitdem hier segensreich als akademischer Lehrer und Consistorialrath bei dem höchsten geistlichen Collegium der Provinz Brandenburg.

Von ihm haben wir:

Kaiser Julian und sein Zeitalter. Heidelberg 1812.
Der heilige Bernhard und sein Zeitalter. Berlin 1813.
Entwicklung der vornehmsten gnostischen Systeme. Ebendas. 1818.
Der heilige Chrysostomus und die Kirche. Ebendas. 1821—22, 2 Bde.; 2. Ausg. 1832.
Denkwürdigkeiten aus der Geschichte des Christenthums. Ebendas. 1822, 3 Bde.; 2. Aufl. 1825.
Antignosticus. Ebendas. 1826.
Allgemeine Geschichte der christlichen Religion und Kirche. Hamburg 1825—34, 7 Bde.
Kleine Gelegenheitsschriften. 3. Aufl. Berlin 1829.
Geschichte der Pflanzung und Leitung der Kirche. Hamburg 1832—33, 2 Bde.

N. ist einer unserer gründlichsten und ausgezeichnetsten Kirchenhistoriker. Die Aufgabe, welche er nach seinem eigenen Ausspruche, sich bei seinen Forschungen setzte, die Kirchengeschichte als einen sprechenden Erweis von der göttlichen Kraft des Christenthums, als eine Schule christlicher Erfahrung, eine durch die Jahrhunderte hindurch tönende Stimme der Erbauung der Lehre und der Warnung, darzustellen, hat er auf glänzende Weise mit echt christlicher Gesinnung und steter Beachtung des christlichen Lebens gelöst. Eben so tief eindringend und erfolgreich ist der Einfluß dieses echtgläubigen Mannes, voll Milde und Liebe und doch voll fester Beharrlichkeit, auf die Gemüther seiner Schüler und Zuhörer.

Daniel Amadeus Neander

ward am 17. November 1755 zu Lengefeld in Sachsen geboren, studirte zu Chemnitz und Leipzig Philosophie und Theologie und wurde dann Erzieher in Dresden. Seinem Wunsche, sich in Wittenberg als Lehrer zu habilitiren, standen seine Vermögensumstände entgegen, weswegen er 1805 die Pfarrei Flemmingen bei Naumburg annahm, von wo er 1817 als Pfarrer, Superintendent und Consistorialrath nach Merseburg versetzt und dort mit der Aufsicht über das theologische Seminar beauftragt wurde. 1823 kam er als wirklicher Oberconsistorialrath, Mitglied des Ministeriums der geistlichen rc. Angelegenheiten, Propst und Pfarrer nach Berlin, wurde hier 1829 zum ersten Generalsuperintendent der Provinz Brandenburg und Consistorialdirector ernannt und 1830 zum Bischof der evangelischen Kirche und Obercensor, sowie 1831 zum Staatsrath erwählt, nachdem er bereits mit dem Ritterkreuz des rothen Adlerordens 2. Classe geschmückt worden war.

Er schrieb:

Die erste merkwürdige Geistererscheinung des 19. Jahrhunderts. Dresden 1804.

Predigten. Einzeln von 1816—23.

Predigten über auserlesene Stellen der heiligen Schrift. Berlin 1826, 2 Bde.

Auch gab er mit Bretschneider und Goldhorn das Journal für Prediger heraus.

Klarheit, Innigkeit, Ruhe und treffliche Darstellung weisen N's Kanzelvorträgen einen hohen Rang an.

Christoph Friedrich Neander,

einer der beliebtesten neuern Liederdichter, ward am 26. December 1724 zu Eckau in Kurland geboren und erhielt von seinem Vater, dem Pfandhofsbesitzer N. zu Memelhof, besonders aber von seiner geistvollen Mutter eine treffliche, vorzüglich sein zartes und tiefes Gefühl früh entwickelnde Erziehung. Nach erlangter Schulbildung studirte er 1740 — 43 zu Halle Philosophie und Theologie und machte sich schon jetzt durch Fleiß, Talent und Sittlichkeit vor seinen Commilitonen bemerklich. Er wirkte dann eine Zeitlang als Hauslehrer in seinem Vaterlande und seit 1750 als Landprediger bei dem Rittergut Kabillen, welche Stelle er auch nach erhaltenem ehrenvollen Rufe als Professor zu Halle aus Liebe zur Natur und zu seinen Gemeinden bis 1755 fort verwaltete. Jetzt wurde er zu den größeren Wirkungskreis des Pastorats zu Grenzhof berufen, sammelte dort zufolge höheren Auftrages seit 1771 das neue kurländische Kirchengesangbuch, wurde 1775 Probst der Doblenschen Diöcese, 1784 Superintendent von Kurland und Semgallen und verfaßte die dasige neue Kirchenordnung. Von manchem harten Schlage des Geschickes, namentlich dem Tode seines geliebtesten zu Jena studirenden Sohnes gebeugt, aber mit hohem Gottvertrauen und edler Kraft ruhig das Beste der Wissenschaft und seiner Gemeinden erstrebend, starb er daselbst allgemein verehrt am 21. Julius 1802. Heilig war seinen Beichtkindern noch lange sein Andenken und sein Grab; an ihm gelobten sie noch spät Frömmigkeit und echte Tugend nach seinem anregenden Beispiele.

Von ihm erschienen:

Geistliche Lieder. Riga 1766 u. 1774, 2 Sammlungen, gr. 8.; 2. verb. Aufl. der 1. Sammlung 1768; 3. verbesserte Aufl. 1779, gr. 8.

Außerdem verschiedene prosaische und poetische Aufsätze in den „Belustigungen des Verstandes und Witzes" u. s. w.

Innige Frömmigkeit, Kraft, echtes Gottvertrauen, herzgewinnende Einfachheit und gute Behandlung der Sprache und Form reihen N's geistliche Lieder den besten ihrer Gattung mit vollem Rechte an.

Joachim Neander

ward 1610 zu Bremen geboren und kam nach vollendeten philosophischen und theologischen Studien als Rector an die reformirte Schule nach Düsseldorf, von wo er 1679 als Prediger an die St. Martinskirche nach Bremen gerufen wurde. Er starb daselbst am 31. Mai 1680.

Litterarisch bekannt ist er durch:

Bundeslieder. Bremen 1679.

Mehrere Gedichte, welche in die „Bibliothek deutscher Dichter" Bd. 11 aufgenommen worden sind.

N's Lieder zeichnen sich durch Wohlklang und Innigkeit vortheilhaft aus. —

Johann August Nebe

ward am 23. April 1775 zu Halle geboren, studirte daselbst Philosophie und Theologie und wurde nach erhaltener philosophischer Doctorwürde an der dasigen neuen Bürgerschule angestellt. 1801 kam er als Prediger nach Krumpa bei Merseburg und wurde später von hier als Oberconsistorialrath und Generalsuperintendent nach Eisenach berufen, wo er, mit der theologischen Doctorwürde beehrt, als Vicepräsident des Oberconsistoriums noch jetzt segensreich wirkt.

Er gab heraus:

Homilien für Landgemeinden. Halle 1799.

Das Gebet Jesu Christi. Homilien. Leipzig 1802.

Biblisch-katechetisches Handbuch. Halle 1802; 3. Ausg. 1820, 2 Bde.

Ueber die Gefahr, sich auszupredigen. Leipzig 1805.

Drei Festpredigten. Eisenach 1817.

Die Feier des 3. evangelischen Jubelfestes. Ebendas. 1818.

Der Schullehrerberuf. Ebendas. 1825.

Klarheit, Gründlichkeit, Würde und Anmuth der Darstellung haben N's Kanzelvorträgen wie seinen didaktischen Schriften einen bedeutenden Ruf erworben.

Neithart, s. Meistersänger.

Valerius Wilhelm Neubeck

ward am 29. Januar 1765 zu Arnstadt in Schwarzburg-Sondershausen geboren und auf der Schule seiner Vaterstadt in den gewöhnlichen Vorbereitungswissenschaften unterrichtet. Nachdem er auf der Ritterakademie zu Liegnitz in Schlesien diese Studien vollendet hatte, ging er nach Göttingen und Jena, um dort Medicin zu studiren, erwarb sich 1788 am letztern Orte die medicinische Doctorwürde und kehrte dann als praktischer Arzt nach Liegnitz zurück. Von hier kam er als Kreisphysicus nach Steinau in Niederschlesien und wurde hier mit dem Charakter eines Hofrathes beehrt.

Er verfaßte:

Die Zerstörung der Erde nach dem Gerichte. Liegnitz 1785, 8.
Gedichte. Ebendas. 1792, 8.
Dramatische Skizzen der nordischen Mythologie. Aus dem Englischen des Dr. Sayers. Leipzig 1793, 8.
Die Gesundbrunnen. Gedicht. Breslau 1796, gr. 4.; 2. Aufl. Leipzig 1809, 4.; Prachtausgabe mit 5 Kupf. Ebendas. 1798, Fol.
Poetische Schriften. Leipzig 1827 ff.

Außerdem Aufsätze und Gedichte in den „Schlesischen Provinzialblättern," der „Schlesischen Monatsschrift," der „Eunomia," Wieland's „Merkur" und in andern Zeitschriften.

Neubeck's vorzüglichstes Werk ist sein didaktisch-descriptives Gedicht, „die Gesundbrunnen"; es besitzt namentlich in Hinsicht auf den Reichthum der Gedanken, die trefflichen poetischen Schilderungen und die hohe Correctheit der Sprache und Form, wahrhaft klassischen Werth; nur tritt das lyrische Element mitunter zu herrschend vor, und stört, nach strengen Anforderungen, die Ruhe, welche das Lehrgedicht haben soll. Unter seinen übrigen Poesien findet sich gleichfalls viel Vortreffliches, und sie beurkunden wie jenes, eine begabte Phantasie, feinen Geist, Tiefe und Wärme des Gefühls und musterhafte Behandlung der Diction.

Aus Neubeck's Gedichte:

Die Gesundbrunnen.

Diamantene Pforten verschlossen den finsteren Eingang
In die reichen Gefilde der unterirdischen Schöpfung.
Eine der Pforten klang auf ihren Angeln, und weit auf
That sich das Reich der Ströme, der Erze, der Salze, der Steine.
Dumpfere Donner der fernsten Gewässer mächtiger Flüsse;
Näherer Wogen Gebrüll, und des Stromfalls schäumender Aufruhr;
Stürzender Felsenbäche gelinderes Rauschen, und kleiner
Sprudelnder Quellen Geriesel begrüßte die Göttin bei'm Eintritt
In ihr väterlich Reich. Auf ihren steinernen Urnen
Lagen der Ströme Beherrscher in weiten Klippengewölben,
Deren Gestein mit ungeborgtem, sternichtem Glanze
Funkelte, gleich Thautropfen der Flur im Schimmer Selenens.
Welche Gewässer sich hier durch menschenloser Gestade
Krümmungen dumpf hinwälzen, besangst du, göttlicher Maro,
Schon mit kühnerem Geniusflug und unsterblicher Würde.
Unnachahmlich und unerreicht fliegt deine Begeistrung
Siegend empor zu dem Tempel des Ruhms; tief bleiben der Nachwelt
Dichter zurück im Thale, mit ihnen die jüngste der Musen,
Welche mir stimmte die Leier, geweiht den gütigen Nymphen.
Nur mit ehrfurchtsvollem und tiefbewunderndem Schweigen
Will ich vorübergehen die Fürsten der Ströme; die Namen
Ihrer Gewässer durchrauschen dein Lied, unsterblicher Barde,
Schon mit erhabnerem Klang. — Erfüllt mit froher Erwartung,
Bald die verborgneren Fluthen zu schaun, aus denen des Kranken
Zitternde Hand der holden Gesundheit heilenden Balsam
Für den zerrütteten Leib, und den schwermuthvolleren Geist schöpft,
Voll von dieser Erwartung gelangt' ich jetzt mit der Nymphe
Aus der donnernden Welt der herrlichen Ströme zu jenen
Stillen Gefilden der Heilungsquellen, und hörte von ferne
Schon mit Silberklang in der Felsenwiege sie lallen.
Und die Göttin führte mich tiefer hinab in der Erde
Grausenvolles Geklüft. Das unterirdische, weite,
Ungeheure Gewölbe, kein Atlas stützte die Last hier,
War mit Diamanten bestirnt; ein eherner Himmel
Hing es über mir. Drohend und furchtbar thürmten sich Klumpen
Purpurschwarzen Gesteins, mit Eisenerze durchadert
Hoch auf beiden Seiten empor. Nur einzelne Schimmer
Streuten des Erzes Adern umher; so funkeln Gestirne
In der Gewitternacht durch schwarze, zerrissene Wolken;
Aber den ehernen Felsen entrieselten flüchtige Bäche
Durch dumpfhallende Wälder gediegenes Eisens, und rollten
Ueber grauen Asbest und Strahlkies ihre Krystallfluth.
Seit Jahrtausenden naget der Rost an der tönenden Waldung.
Siehe in fliehenden Wellen umlecken der starrenden Wurzeln
Lockere Rinde, verschlucken des Eisens, und tragen es endlich
Durch umnachtete Pfade dahin, wo der Kranke die Heilfluth
Schöpfet, oder die Glieder darein, im stärkenden Bade,
Taucht, und die schlaffen, zerbrochenen Nerven mit eherner Kraft stählt.
So kommt jeglicher West, der Ceylons Wälder durchsäuselt,
Unter des Zimmtbaums Blüthen dahin schlüpft, oder des Amra
Knospende Wipfel umschwärmt, mit Würzgerüchen beladen
Aus den Schatten in's offne Gefild, und erquicket den Wandrer,
Der mit Staube bedeckt, sich nun dem duftenden Hainthal
Eilender naht und athmender trinkt den erfrischenden Luftstrom
Lehre mir, sprach ich anjetzt zu meiner Gefährtin, dir ist ja
Alles, o Göttin, kund, drum lehre mir, was in dem Heilquell
Jenes lebendige Sprudeln erregt, und die tanzenden Perlen,
Die des Gefäßes Rand mit den wechselnden Farben der Iris
Lieblich umkränzen, und Silberstaub im Zerspringen umherstreun?
Freundlich erwiederte drauf mit melodischer Stimme die Göttin:
Durch die ganze Natur ist ein flüchtiger, geistiger, saurer
Aether verbreitet; von ihm durchdrungen sind alle Gewächse,
Alle Gewässer und Steine; zu jeder verborgneren Höhlung
Unter der Erde gelangt er, umfängt mit der Luft, denn von dieser
Ist er selber ein Theil, den Erdkreis. Alle Geschöpfe
Athmen ihn ein und leben; sie würden schneller vergehen,
Früher zerfallen in Moder und Staub und vollenden ihr Dasein,
Wenn der geathmeten Luft es an diesem Wesen gebräche.
Ist ein Bach in der Wüste dem lechzenden Wanderer kühlend,
Süß und erquickend, erfrischt er das Herz dem Müden, so war es
Dieses Gewürz der Natur, das schneller den brennenden Durst ihm
Stillete. Jeglicher Heilungsquell empfängt in der Tiefe
Schon bei seinem Entstehn viel dieses belebenden Aethers
Aus der umgebenden Luft. Die Geister der flüchtigen Säure
Sind es, welche dem Quell Heilkräfte verleihn, und ihn waffnen,
Aufzulösen das Erz des Gebirgs. Im Laufe zernagt er
Nun die rostigen Wurzeln des eisernen Waldes, und führet
Seinen metallischen Raub mit sich fort, und vereiniget innig
Sich mit ihm; so schwängert sich jede der Wellen mit Eisen.

Töne, Leier, das Lob des Eisens im Feiergesange!
Unter den mächtigen Barden im heiligen Erbe Tuiskons
Pries noch keiner die Frucht der deutschen Heldengebirge.
Noch kein feierndes Lied erscholl zum Ruhme des Eisens
Unter den Eichen des Hains, der seine Wurzeln hinabstreckt
Zu dem stillen Geklüft, wo dem Samen der Erze zu keimen
Mutter Natur gebot, und im leisen Wuchse zu reifen.
Heil dir, edles Geschenk der vaterländischen Berge,

Das der Sterblichen viele verachten, und thöricht des Goldes
Trügenden Glanz, den mehr verehren und gieriger suchen,
Als dich, Eisen, und deine bescheidneren Schimmer. Verkennt nicht
Hermanns Enkel, verkennt nicht das Kleinod eurer Gebirge!
Horcht! ich singe das Lob des vaterländischen Reichthums.
Sage, woher, o Krieg, nimmst du dein Waffengeschmeide,
Deine geschliffene Wehr zum letzten, entscheidenden Angriff?
Eisen, gehärtet zu Stahl in der Esse, gebändigt vom Ambos,
Und in den Händen des Künstlers geschärft, bewappnet den Feldherrn;
Stählerne Rüstung umpanzert die thatenschwangere Brust ihm.
Heil dir, edles Geschenk der vaterländischen Berge!
Sei gefeiert im Lied, weil du dem Helden zum Rachschwerdt
Dienst im gerechten Krieg, und ihn über dem stolzen Eroberer
Siegen hilfst für das Vaterland in der donnernden Feldschlacht.
Doch ist im Frieden größer dein Ruhm, und schöner dein Segen.
Siehe, du bist mir werther, und feuriger grüßt mein Gesang dich,
Wann dich die Amboshand zur blanken Waffe des Friedens
Hämmernd bildet, die kein unmenschlicher Krieger im Herzblut
Schlummernder Säuglinge röthet. Die sanftesten ländlichen Freuden
Schwellen mir immer das Herz, und ergießen in heiligen Hymnen
Sich mir über die trunknere Lippe, wann ich dich sehe
Blinken am friedsamen Pflug in der scholligen Furche des Hügels,
Wann ich höre das Sensengeklirr auf blühendem Anger;
Wann das Sichelgeräusch im Gefilde der sinkenden Halmen
Lieblich ertönt, wo das bräunliche Schnittermädchen mit blauen
Blumen ein Seil durchflicht, um die schönste der Garben zu binden;
Wann in der fröhlichen Lese der Winzer dich schärfst auf dem Wetzstein,
Einzuernten den Segen des Herbst's auf Traubengebirgen.
Heil dir, nützliches Erz! Der Chor der geselligen Künste
Stimmt in meinen Gesang zu deinem würdigen Lob ein.
Kein Praxiteles hätte mit silbernem Meisel den Marmor
Je zum athmenden Bilde geschaffen. Keine Palläste
Aus den felsigen Rippen des Bergs korinthisch erbauet,
Thürmten sich ohne das Eisen empor in die staunenden Wolken.
Ohne dich schüfe die Kunst Arachnens keine Gemälde
Auf der blendenden Seide, gespannt in den weiblichen Rahmen.
Trabt das edele Roß, wann Gold den Huf ihm bekleidet,
Sicherer über das Eis, und hinan den steilen Gebirgspfad?

Ohne dich ruhte müßig in Alpenklüften der Mühlstein,
Der nun voller Gewalt auf eiserner Spindel sich umschwingt,
Und den bekümmerten Menschen das goldene Alter erneuet,
Daß sie, befreit von den Lasten der Arbeit durch die Najaden,
Schmücken den festlichen Tisch mit geläutertem Marke der Feldfrucht.
O wie fände der kühne Pilot in den Wüsten des Weltmeers
Sicheren Pfad, wann rings am Olymp Sturmwolken, wie schwarze
Teppiche, hängen, und ihm die freundlichen Sterne verhüllen,
Die durch Labyrinthe von Syrten und strudelnden Wirbeln
Sicher am goldenen Faden ihn leiteten, daß er nicht scheitre?
Durch die schreckliche Nacht bist du, leicht schwebende Nadel,
Ihm ein treues Orakel, das unter magischem Beben
Ihm weissaget, in welcher umwölkten Gegend des Himmels
Sirius strahlt und Arktur, das Siebengestirn und Orion.
Werth bist du dem Steurer nicht nur und dem fleißigen Feldmann,
O wohlthätiges Eisen; dich liebt und segnet der Gott auch,
Der mich früh der Natur Geheimnisse lehrte, der weise
Päon. O du, mein Meister, vergib mir, wann ich den Menschen,
Meinen leidenden Brüdern, die heiligen Lehren eröffne
Deiner göttlichen Kunst, sie nur in den dämmernden Vorhof
Führe deines großen, geheimnißverhüllenden Tempels.
Stärkendes Eisen erneut der Gesundheit blühenden Purpur
Auf der sterbenden Wange der todtenbleichen Entkräftung.
Einstens kannt' ich ein Mädchen, in deren Gesichte die Krankheit
Schon die Miene des Tods und die Züge der kalten Verwesung
Zeichnete, jammernden Aeltern zum Weh, und theuern Geschwistern;
Doch sie fand in dem Eisen Genesung wieder, und Leben.
Jüngst ach! starb mir ein Freund, den alle Geheimnisse Päons
Hatte die koische Schule gelehrt; der Blumen und Kräuter
Heilende Kräfte, womit ihr zartes Aderngewebe
Angefüllt die Natur; die Kraft der balsamischen Thräne,
Welche die Sommersonne den klüftigen Rinden der Bäume
Fern in Indiens Thalen entlockt; die Tugenden aller
Erden und Salze waren dem Weisen bekannt; und so ward er
Durch die Gegend umher ein Hort und Helfer der Siechen.
Dennoch fand Hygieens vertrautester Liebling für seine
Krankheit nirgends ein Heilungskraut; bis endlich die Nymphen
Sein sich erbarmten, und ihm die Genesung am heiligen Borne
Wieder verliehn. Von neuem begann der Edle zu leben.
O noch Mancher genas durch ihn, durch ihn, der mit Großmuth
Stets dem Dürftigen half, und am Schmerzenlager des Siechen
Tief im Herzen empfand der Erbarmung heiligen Schauer.
Menschlichkeit war ihm die heiligste Pflicht. Der Seele des Biedern
War's schon hohe Belohnung, die dankenden Perlen im Auge
Armer Geretteter blinken zu sehn, und mit ihnen zu danken
Jenem erhabenen Geist, der ihn unter den Pflichten des Wohlthuns
Mitten im Kampf für Menschheit in den besseren Stern jüngst
Aus der Täuschungen Land abrief. Da weinten die Guten.
Er entschlummerte still und sanft; wie der alternden Eiche
Sanft ein Blatt entsinkt, das Zephyr am herbstlichen Abend
Leise dem Zweig entweht; so wehte der Engel des Todes
Auch sein Leben hinweg; allein empor zu dem Himmel.
Beide, der Greis und das Mädchen, verdankten den stärkenden Quellen
Ihre Genesung, welche mit Heilkraft mischte des Eisens
Göttergeschenk, als ihre Gewässer noch unter der Erde
Da noch weilten, wo du dem Sänger, o gütige Nymphe,
Zeigtest deiner Geschwister noch unerkundete Schätze;
Wo mich ein eherner Wald umrauscht', und ein eiserner Himmel
Ueber mir hing, wo Schauder und Graun und ewige Nacht herrscht.

Aber in lichteren Gängen der unbetrachteten Tiefe
Deines verborgenen Reichs, Allnährerin Erde, befand ich
Jetzo mich an dem Arme der leitenden Göttin. Wir traten
Jetzt in den weiten Bezirk der hohen, chemischen Werkstatt,
Wo die stille Natur den Krystallen der werdenden Salze
Bildung und Schönheit giebt. Mich ergriff Bewundrung, ich staunte
Vor dem großen Geheimniß der ewigbildenden Schöpfung.
Siehe, mir hellte die Göttin den Blick. Ich sahe mit tiefem,
Wonnevollem Erstaunen krystallene Wälder, und hohe,
Glatte, durchsichtige Felsen, in mannichfaltiger Wandlung,
Werden und wachsen. Ein Wink, und eine krystallene Wildniß
Lag in stiller Pracht vor meinem bewundernden Auge.
Ueber der glänzenden Wildniß, in bläulich dämmernder Ferne,
Bildeten, gleich den Eispallästen der Gletscher, sich hohe
Säulen von Salz, ein Wunder zu schaun! So thürmet am Nordpol
Scholl' auf Scholle sich auf, und ein wildes Gemisch von öden
Eiseilanden erhebt dumpftosend empor in die Nacht sich.
Vieles lehrte die Göttin mich hier von der Salze Verwandtschaft,
Von den Geheimnissen viel der unergründlichen Schöpfung;
Und sie begann und sprach zu dem Kenntnißbegierigen also:
Wisse, nicht ohne Gesetze verbinden die salzigen Stoffe
Hier sich unter einander; ein jegliches Theilchen gesellt sich
Stets dem ähnlichen zu. Die Natur gab diese Gesetze
Seit der Schöpfung Beginn; daher der wandelnden Welten
Großer Verein, und des Sphärengesangs harmonischer Vollklang.
Alle Planeten und Sonnen, bevor sie schwebeten diesen
Kreisenden Tanz, und die Sphären den Chorpsalm donnerten, stiegen
Aus dem gebärenden Chaos, wie zahllos fliegende Funken
Aus dem brennenden Wald, ganz ohne Gesetze der Ordnung.
Aber nicht lange, so zogen die größeren Körper die kleinern.
Anfangs taumelten, schwankten in ihren Bahnen die Welten,
Bis das Gleichgewicht der ziehenden Kräfte der Sonnen
Mit der enteilenden Kraft der Wandelsterne des Kreislaufs
Ewige Grenzen bestimmt' am blauen Aethergewölbe.
Selber der Menschen Geist bezog der Weltenerschaffer
Mit den harmonischen Saiten der sympathetischen Freundschaft,
Daß sie mit innigem, süßem Verlangen, und liebender Sehnsucht
Gern sich suchten, und unter den zärtlichsten Regungen fänden;
Daß sie einander sich liebten, und liebend empfänden, im weiten
All, was Groß und Wahr ist und Schön; süß schwärmender Wehmuth
Voll, in der Maiflur lauschten dem Nachtigallengesange,
Oder mit denkendem Ernst anstaunten den Ocean Gottes,
Wo Gestirn an Gestirn hinschwimmt, gleich goldenen Inseln.
Hier verstummte die Nymphe. Mich mahnte die ernste Belehrung,
Ihr geliebten Entfernten, an euch, an die Feier der Freundschaft
In der geselligen Laube, wann durch die blühenden Wipfel
Uns der Abendstern zur sanftern Fröhlichkeit einlud.
Ahnend suchten, erkannten wir uns, und vom Munde zu Munde

Scholl das festliche Bundeswort: Auf ewig! Wir schieden;
Doch, mit der Treue Gurt zur Lebensreise gegürtet,
Denken wir froh des Wiedersehns dort über den Sternen.

Jetzo vernahm ich melodisches Rauschen, das leiser und leiser
Stets sich dem Ohre verlor. Es war das Rauschen der Bäche,
Die den krystallenen Grotten entsprudelten. Still an dem Ufer
Stand ich, und sah, wie die Quelle das Salz im Entstehn in sich aufnimmt.
Einige glitten dahin, als hätte der Winter mit Froste
Sie bedeckt, und andre zerstäubten im fliegenden Sturze.
Nur ein dämmernder Tag weilt hier. Vom bleicheren Zwielicht
Sanft beschimmert, entstieg ein Gewölk dem stürzenden Wasser.
Liebliches Farbenspiel erschien in dem leichten Gewölke,
Zwar kaum sichtbar und matt, doch schön und hehr, wie dem Vollmond
Gegenüber im braunen Gewölk der regnigten Herbstnacht
Sich mit welkendem Schimmer der farbige Bogen erhebet.
Jeglicher Bach spült hier des hellburchsichtigen Salzes
Ab vom Saume des Ufers, das sanft in die Wellen hinabschmilzt,
Reißt es mit fort, und trägt es, mit seinem Gewässer vereinbart,
Zu den lichten Gefilden der Erd' empor, wo sich endlich
Aus dem Schiefergebirg sein Quell ergießt, und das kranke
Menschengeschlecht einladet, Genesung und Leben zu schöpfen.

Grauliche Nebel umwölkten den Pfad, worauf ich an meiner
Hehren Begleiterin Hand jetzt wandelte. Goldene Schimmer,
Die dem göttlichen Auge, wie mondliches Glänzen, entströmten,
Hellten der schaurigen Nachteinöden cimmerisches Dunkel.
Und fortstrebend erblickt' ich der Naphthaquellen Geträufel,
Ein urlauteres Oel, von der Erde gezeugt, unentzündbar,
Das aus hangendem Felsen hervordrang. Schnell sich verlierend,
Wendeten diese von hier in des Kaukasus Klüfte den Lauf hin.
Furchtbar scholl fernher, wie des Meers dumpfhallende Brandung,
Oder versinkender Städte Gekrach, die des berstenden Erdballs
Tiefe verschlingt, ein wüstes Getös mir entgegen; und bebend
Zögert' ich weiter zu gehn; allein das Lächeln der Göttin
Strahlt' in die Seele mir Muth; mit melodischer Stimme begann sie:
Siehe, wir nahen anjetzt der Flammenwelt der Vulkane,
Wo ein glühendes Meer hochwogig des wolkigen Hekla
Wurzeln umdonnert, empört von den Feuerorkanen des Abgrunds,
Wo des Aetna Schwefelgewitter im grausen Tumulte
Wirbelnde Purpurflammen umher in der stygischen Dunstluft
Schleudert, und fort in der Tiefe sich wälzt durch funkelnden Rauchdampf.
Hier zu wandeln verbeut das Verhängniß. Unter dem Aufruhr
Würdrn Entsetzen und Furcht, und wär's ein Himmlischer selbst, hier
Würden Entsetzen und Furcht mit seltenem Schauer ihn fassen,
Wenn er zum ehrnen Geheg, das dort den aornischen Graunschlund
Rings umzäunt, eindräng in die donnernde Burg des Hefästos.
Siebenfältige Nacht umlagert des tobenden Hades
Eisernes Flügelthor. Erdbeben erschüttern die Länder,
Wann ein Donnersturm die Riegel zersprengt, und es aufkracht.
Doch dir verheißt ein Götterspruch, dich zu nähern dem Eingang
Sonder Gefahr, und froh in die Lichtwelt wieder zu kehren,
Wo du zuerst mein Blumengestad im Frühlinge blühn sahst.
Zwar ein furchtbares Ziel, das hier an das Ende der Bahn grenzt,
Die du betratst; doch eil' ihm entgegen mit freudiger Kühnheit!
Nicht ohn' einiges Gottrs Geleit, nicht ohne die Obhut
Einer verborgnen Macht sind ja der Begeisterung Söhne.
Auf! und folge mir nach mit dem forschenden Blick der Erwartung!
Also die Göttin. Und graußes Getön scholl, da sich die Flügel
Oeffneten. Unter dem Fuß mir erbebten die Wurzeln der Berge,
Schauerlich! Aber ich nahte mich ohne Verzug, und erblickte
Schwarzes Gewblk, das, gleich Gewittern, über dem Abgrund
Graunvoll hing. Sturmwinde zerrissen es. Tief in der Ferne
Wogt' ein gährender See, und gleich Eilanden des Weltmeers,
Schwammen zerschmolzne Gebirge darauf. An deren öden Umufrung
Schoß Gluthstrom hervor aus gähnenden Schlünden, und plötzlich
Sausten geschleuderte Felsen umher; rothglühendes Erz flog
Wirbelnd empor zum Gewölb, und fiel mit Gekrach, wie der Hagel
Schmettert und kracht, zurück in großen, feurigen Tropfen.
Ringsum schmolz Erdharz von der Gluth aus berußten Gebirgen
Ueber schwarzen Basalt in die finsteren Thäler hinunter.
Asche bewölkte den weiten Bezirk, und schweflichte, blaue
Leuchtungen zuckten hervor mit Getös aus ehernen Bergen,
Daß die Felsen entstürzten den Höhn in die donnernde Tiefe.
Siedende Quellen ergießen sich hier. Aus glühenden Urnen
Stürzen sie strudelnd hervor, durch rauhes Geklipp hinbrausend.
Fürchterlich kämpft mit des Feuers Gewalt der Schwall der Gewässer,
Hochauf wogend mit lautem Gebrüll; die tobenden Fluthen
Heulen in dampfenden Ufern dahin, mit zischendem, weißen
Schaume bedeckt, und verlieren sich tief in der nebelnden Ferne.
Aber beladen und innig vereint mit dem feinesten Stoffe
Ihrer Schwefelgestade, wodurch sie fliehend sich wälzten,
Strömen sie wieder hervor, noch warm, an waldiger Berge
Fuß, und begrüßen das Licht, und den grünen Teppich der Erde.
Zwar blinkt seltner im hellen Krystallgefäße der warmen
Quelle Silber; allein es gewähren die laulichen, weichen
Wellen der siechenden Welt ein schmerzenlinderndes Heilbad.

Jeglicher Heilungsquelle bewundernswürdigen Ursprung
Hab' ich kennen gelernt, und belauscht ihr kindliches Lallen
Dort wo die alte Nacht in schaurigen Grotten sie gängelt.
Muse, mit mir besuche sie nun in der Fülle der Jugend,
Wo sie zuerst dem Felsen entstürzt, mit Silbergesprudel
Freudig die Sonne begrüßt, und in schöneren Ufern dahin wallt,
Oder sich tief im Haine verliert, wo gaukelnde Weste
Sich an der kühlenden Welle die matten Schwingen erfrischen!
Doch, wo beginne, wo end' ich? Es faßt ja die Namen der Quellen
Keine Zahl; auch wär' es vergebens, jede zu nennen.
Fruchtlos wär' es, im Liede die Nymphen alle zu preisen,
Welche der Vorwelt Barden mit Hymnen ehrten; es sind ja
Längst im Strome der Zeit die silbersprudelnden Urnen
Jener Najaden versunken. Kalirrhoe spielt mit den Schwestern
Nicht mehr unter den Palmen am Ufer der Quelle Phiala.
Juda wallet nicht mehr zu der salomonischen Tadmor
Quellen, die jetzo vielleicht im Sande der schweigenden Wildniß
Unter den moosigen Trümmern versiegen der alten Palmyra.
Selbst der herrliche Chor von Hellas Oceaninen,
Ach! er entfloh schon längst zum Korallenhaine der Mutter,
Dort in stiller Trauer zu weinen über Achaea's
Hingeschwundenen Ruhm. Ausoniens liebliche Nymphen
Laden nicht mehr mit Silbergesang das mächtige Volk ein
Aus hetruskischem Stamm. Die heilsamen Quellen zu Bajä
Lispeln mit lyrischem Ton in Flaccus Liedern allein noch.
Albion locket mich zwar mit seinen besungenen Hainen
Unter die freundliche Schaar der perlengeschmückten Najaden,
Ladet mich ein an der sanften Avonia Feengestade,
Wo noch oft in der Sommernacht um die Grotte, die Shakspear
Einst als Knaben verbarg, Melodien der Geister ertönen.
Zwar winkt dort mir die Schwester mit ihren goldenen Zinnen,
Attischen Marmorgebäuden, mit ihren Hügeln und Gärten,
Wo sich die Zwillingsschwestern ergehn, Gesundheit und Freude;
Zwar in den Thalen der wolkenumgürteten Alpen entrieselt
Mancher Genesungsbrunnen der moosbewachsenen Felskluft,
Und die Schallmeyen der Hirten belauscht oft eine Najade,
Werth des Gesangs, und der Kränze, der festlichen, die zum Geschenke,
Wem sie wollen, verleihn die helikonischen Musen;
An der besegelten Wolga Gestad' und in Tauriens Steppen
Nahm, o forschender Pallas, dich auf heilbringender Nymphen
Felsenbehausung; dir scholl in einsam bewanderter Wildniß
Zarizinens Gesang aus ihrer verborgenen Grotte.
Doch ich feire sie nicht; mir winkt in Teutoniens Wäldern,
Reicht mir die Leier der Barden, das Vaterland zum Gesange.
Reich ist das heilige Land Thuiskons, rrich an des Halmes
Frucht nicht allein, an Trauben, Gewild, Bergwäldern und Landseen,
Auch ergiebiger sind an weitgefeiertrn Quellen,
Als die besungensten Höh'n des Auslands, seine Gebirge.
Einigen unter der Menge der vaterländischen Nymphen
Tönt mein Feiergesang; nur einige will ich bekränzen
Mit den goldnen Blumen des Hains am hohen Parnassus.

T ö p l i t z.

Unter dem lauten Getön hellgellender Hörner durchsuchten
Jäger das waldige Thal, und hinter dem fliehenden Dammhirsch
Scholl der Doggen Gebell, daß rings erwachte der Nachhall.

Plötzlich stürzte das Wild im Entfliehn, und zappelt' am Boden,
Unten am Schenkel gelähmt vom heißaufsprudelnden Bergquell.
Der dort unter Wachholdergesträuch sich ergoß. Und berühmt ward
Bald das Genesungsbad, und Völker vom Morgen und Abend
Strömten herbei, wie vordem zum Orakel des felsigen Delphi.
Hier quillt Rettung dem Dulder der unaussprechlichen Martern
Jener Gesellin der Gicht, von einerlei Mutter geboren.
Kalkulofuria heißet der Name dieser verhaßten
Quälerin; sie zu verjagen vermag oft keiner der Meister;
Selbst nicht dem Koer, und käm' er zurück aus Elysiums Hainen,
Wäre die höllische Macht des Ungeheuers bezwingbar.
Aber die Feindin ganz zu zermalmen rüstet geheime
Kraft dies heilsame Bad. Zum Acheron flieht das Verderben.
Wie vom fluthenden Nil Aegypten empfängt die Befruchtung,
Dann aus ebbendem Strom wie neugeschaffen hervorgeht,
Blühet, so steigt hier selber, gekrönt mit Jugend, das Alter
Aus der umfangenden Fluth. Hier schleudert die Krücken der Krüppel
Weit von sich weg mit Gejauchz; hier stärkt sich der Lahme zum Reigen.
Jünglinge, welche den Pfad der sittlichen Tugend verließen,
Und an Cytherens Altären die Blüthe der Jugend und Unschuld
Opferten, baden sich hier, und den Wangen kehret der Frühling,
Aber die Ruhe der Seele, des Herzens edenischer Friede
Kehrt ach! nimmer zurück. Denn o! wo quillt ein Nepenthe
Für die Martern der Reue, die Qual des erwachten Gewissens?

S e l t e r s.

Weit umher in den Städten Teutoniens, gütige Göttin,
Wird dein Name gepriesen, und herrlicher immer erhebt sich
Dein unsterblicher Ruhm. Dich weihete bei der Geburt schon
Zur wohlthätigen Macht die Natur. Dein mütterlich Erbtheil
Ward dir im heiligen Sprudel verliehn, deß Hut dir vertraut ist
Dort in des Westerwaldes Umschattungen, wo der Najaden
Freundin Halcyone liebt am Forellenbache zu wohnen.
Als dich zuerst der Felsen gebar, und die liebliche Quelle
In hellspielenden Bächen entrieselte, purpurten ringsum
Sprossende Farben die Flur, und es thaueten silberne Tropfen
Dir von dem duftelen Schleier herab auf junge Violen.
Hierher tragen die Mädchen im Frühlinge Körbe mit Blumen
Dir zum Weihegeschenk, und, vom Wonnegefühl der Gesundheit
Neu beseliget, kehren, den Chariten ähnlich, sie alle
Wieder zur heimischen Flur in erneuerter Jugend und Schönheit.
Deinen Urnen entschöpft der denkende Fleiß der Erquickung
Nektar, und ehrt dich im stillen Gebet, und mit dankenden Hymnen.
Wem die stöhnende Brust einengt die Gewalt der Beklemmung,
Oder ein stockender Wust das feine Geäder der Lungen
Anfüllt, trinket den Quell und athmet freier die Luft ein,
Athmet den Frühlingsäther, durchwürzt mit balsamischem Hainduft.

B a d e n.

Winkt nicht Baden mir dort mit den grauen Ruinen der Berghöh,
Wo noch wandeln die Geister der alten Heroen im Mondlicht?
Die du mit Matthisson einst die bemoosten Trümmern der alten
Veste besangst, o Muse, so schön auch Echo die Töne
Wiederhallet, so viel dein Lied auch Herzen gewinnet,
Auch mich hat es entzückt, zum schöneren würden dich hier noch
Diese Ruinen begeistern, zum schönern die reizende Gegend.
Schau, dort über der Stadt die Reihe der Traubengebirge,
Wo der schneidende Winzer den sonnigen Felsen hinanklimmt.
Schau, wie ringsumher aus purpurner Ferne der Thürme,
Kuppeln, vom Abend beglänzt, herglühn, und hier in dem grünen
Thale der Strom die Bilder der farbigen Wolken zurückstrahlt!
Schau, wie der bläuliche Rauch dort abendlich über dem Landsitz,
Rings mit Hopfen umpflanzt, zum heitern Himmel emporwallt!
Welch anmuthiges Hirtengeheg dort winkt dem Naturfreund,
Der hier weilt, und um Wiedergenesung die Nymphe des Quells fleht,
Der am Fuße des Bergs einladet zum heilsamen Bade!
Welch ein Gewühl um den Dom der Najade! Welch ein Getümmel!
Schau, wie drängt sich der Schwarm der Gesunden und Kranken am Eingang
Rings um den Marmor her mit der halbverloschenen Inschrift,
Welche dem Wanderer sagt, daß schon in den Tagen der Vorwelt
Hier der Gebrechliche wieder empfing das goldene Kleinod,
Dessen Besitz den Genuß der holden Güter des Lebens
Einzig würzt, und dessen Verlust der Sterblichen letzte,
Letzte Reise zum Lande der nichtigen Schatten beschleunigt.

Aus Neubeck's Gedichten.

H y m n u s a n N e m e s i s.

Nemesis, älteste Göttin, der weltenerhaltenden Ordnung
Mutter, dem Uebelthäter unsühnbar, aber dem Guten
Gnädig und hold, dich preist mein Lied. Wo find' ich den Tempel,
Wo den erhabnen Altar, der dir, o Hehre, geweiht ist?
Ist das Weltall selber vielleicht dein ewiger Tempel?
Und verkündigen dort die leuchtenden Sonnenheere
Deine Gesetze? Verehren die Geister dich über den Sternen,
Wo du geheimnißvoll auch über die Uranionen
Waltest? — Dich anzubeten, mit reinem Herzen, vergönne,
Ehrfurchtwürdige Göttin, dem Sterblichen. Hier in mir selber,
Hier in des Geistes Tiefen vernehm ich, heilige Macht, dich.
Ja, du bist es, ich ahne die furchtbare Nähe der Gottheit.
Siehe, die ernste, gerecht abwägende Nemesis fühl' ich
Hier in der eigenen Brust. Du bist es, welche dem Menschen
Zuruft: „lerne, gewarnt, recht thun, und verachte den Gott nicht,
Der in dem Herzen dir wohnt.“ Muthwillig Frevelnde stürzet
Deine Gewalt in den Staub. Graunvoll, wie am heiteren Himmel
Plötzlich ein Wetter sich wölkt, umfängt den sichern Verbrecher
Schnelles geflügeltes Weh. Doch schuldlos leidende Tugend
Reinigest du vor dem Volk, und im Glanz urlauterer Schöne
Lebt sie, den Himmlischen ähnlich, ihr seliges Leben auf Erden.
Wer, unschuldig zum Tode verurtheilt, rein von der Sünde,
Starb, und sterbend vergab den Richtenden, volle Vergeltung
Harret sein über den Urnen in friedsamen Hainen der Wonne;
Denn du führest ihn selbst in Elysium unter dem Päon
Hochfrohlockender Chör' im Triumph ein. Nemesis richtet
Ueber die Todten und über die Lebenden. Keiner entrinnet
Ihren verhängnißvollen Entscheidungen. Ernste Vergeltung
Uebt sie geheim, und wacht im Verborgenen lohnend und strafend.
Schwer büßt jede vermeßne Begier dem strengen Gewissen,
Was sie zu sündigen wagt. Zu täuschen vermag ihr den Blick nicht
Schnöder Verheimlichung Hülle. Die leiseste Spur der Gedanken
Auszukunden, erforscht sie das Innerste aller Erschaffnen.

Welch ein Opfergeschenk, Untrügliche, ehret dich würdig?
Mehr, denn Festhekatomben, gefällt demüthige Sitte,
Mehr die stille bescheidene That der Vergelterin Auge.
Wer mit kindlichem Sinn und geräuschlos wirket das Gute,
Legt auf Nemesis reinen Altar den erlesensten Weihrauch.

Dir, rathgebende Göttin, gerad urtheilende, huldigt
Jede das Leben verschönende Kunst. Dem Geweihten vernehmbar
Waltest du ob dem Gesange der heiligen Musen, bestimmest
Maß und Verhalt den Tönen der goldenen Leier, und ordnest
Zum anmuthigen Reigen den Tanz der Chariten. Deinem
Winke gehorchend, erwirbt der Vollendung Palme der Künste
Herrlicher Chor, und ewiger Ruhm krönt ihre Gebilde.

Selig die Könige, welche die heilige Regel der Mitte
Nicht mißachten, dir selbst an Gerechtigkeit ähnlich und Milde.
Weithin sehn sie die Städte von ordnungliebenden Bürgern
Voll aufblühn, und nimmer empört Unfriede die Völker.
Glücklich preis' ich vor Allen den Mann, der, fromm dich verehrend,
Unter sein Dach dich ruft, und im Heiligthum seiner Penaten
Dich um Heil und Frieden und reine Gesinnungen anfleht.
Was er wirket, gelingt, und was er pflanzet, erfreuest
Du mit Gedeihn, und es blühet in Segensfülle das Haus ihm.

Deinem Gericht, o du, der Unscham Hasserin, werden
Alle dereinst heimfallen die kühnen Entheiliger deiner
Gottheit, alle Tyrannen und Unterjocher der Menschheit.
Thoren, vom Glücke berauscht! Auf schwindelnder Höhe verdunkelt
Nemesis ihnen den Blick, und, gleich Nachtwandlern, zum Abgrund
Taumeln sie. Ob den Nacken der Uebermüthigen schreitet
Sie zum Verderben daher. Den Fluch der Entscheiderin: spurlos
Unterzugehn, ihr zu wenden vermag kein Gott von den stolzen
Werken der Sterblichen, denen die Allgewaltige zürnet.

Dein ist, Hohe, die Macht, zu ebenen Alles, und jeden
Mißklang aufzulösen in Wohlklang. Heiliger Ordnung
Zügel in sicherer Hand, lenkst du feindselige Kräfte
Zum einhelligen Ziele. Den Aufruhr wilder Begierden
Sänftigest du, und mit siegendem Reiz entsteigt dem gestaltlos
Wogenden Schaum an das heilige Licht die himmlische Liebe.

Schaffe mir lauteren Sinn, allwaltende furchtbare Göttin!
Lauteren Sinn und ein Herz, das rein von der Schuld sich bewahre!

Hymnus an Hygiea.

Welche der Göttinnen naht? Wem glühn auf hundert Altären
Dankhekatomben? Erwache, Gesang! Nicht würdiger ist ja
Eine der Himmlischen, daß in Begeisterung du sie begrüßest,
Als Hygiea, die menschenerhaltende heilige Göttin.
Ewig blühend in Jugend erscheinet sie. Nicht, wie Cytherens
Rosigem Nacken, entströmt Ambrosiaduft Hygiea's
Göttlichem Haupt, nein, Thau der Genesung, den Panacea
Nennen die Himmlischen, träuft von den goldenen Locken, und ringsum
Lenzt, wie verjüngt, die Erde; genährt vom ätherischen Balsam
Sprossen päonische Kräuter, und Alles berauscht im Gedeihn sich.
Fröhlicher sehen die Mütter den holdanlächelnden Säugling
An der stillenden Brust aufblühn, sanft wölbet der Jungfraun
Busen sich, Jünglinge glühn, durchströmt vom Gefühl der Gesundheit,
Und graulockige Greise verjüngen sich. Aber vor Allen
Segnet der schwer Erkrankte die heilende Macht Hygiea's,
Der, vom süßen Gefühl des neuen Lebens beseligt,
Mit noch zitternder Lippe den Dank der Erhalterin stammelt.

Preis dir, Herrliche, Preis! Was lebt auf der heiligen Erde,
Huldiget dir, denn dein ist die Macht, zu erretten vom Tode.
Selbst du pflanzest den immer lebendigen Trieb der Erhaltung
Allem in's Herz, was athmet. Des Walds hülflosen Bewohnern
Lehrest du selbst auf den Bergen die heilende Würze zu finden,
Welche die Plag' abwendet, und neu die purpurne Welle
Kräftiget zum harmonischen Tanz in Herzen und Adern.
Ohne dich, Göttin, erkrankt die Natur, und verderblicher Seuchen
Schweres Gedünst wälzt über die Städte sich; feindliche Sterne
Schütten die Pest auf das Land, und den Tod, und die grause Verwesung.
Aber sobald huldvoll dein Antlitz wieder sich wendet,
Siehe, dann klärt urplötzlich der Himmel sich; Heil und Gesundheit
Steigen in goldenen Wolken herab; einkehret die Freude
Wieder in Dorf und Stadt, und neu blühn Künst' und Gewerbe.
Festlicher Jubel erschallt: o selig, wer Hygiea's
Liebe gewann! Sein Leben, geschmückt mit Blüthen und Früchten,
Ist mit Segen erfüllt, und lange Jugend beglückt ihn.
Stärke verleiht sie, und Muth, und fest ausdauernde Kraft ihm,
Klugen Entschluß in Gefahren, und lebenverlängernden Frohsinn.

Welcher Gesang, Hygiea, vermag dich würdig zu preisen?
Dir lobsingt die ganze Natur. Der gefühlten Gesundheit
Lust frohlocket im Liede der Nachtigall, jubelt im Frühpsalm
Steigender Lerchen, und hebt mit freudigem Schwunge den Adler
Ueber die Wolken empor. Dein Lob verkündigen aller
Lebenden süßeste Wonnen, und ihrer Entzückungen Frohlaut.

Dein ist jeder Triumph der jugendlich blühenden Schönheit;
Denn es entfaltet sich nur die süße Blüthe der Anmuth,
Wann Hygiea's Liebe sie pflegt. Drum schallt an der Götter
Festen der Grazien Weihegesang dir, wann sie dich kommen
Sehn, von den Musen geführt, in der Hand die goldene Schaale,
Die dein göttlicher Vater dir mitgab, als vom Olympus
Er dich zuerst aussandte, den arbeitseligen Menschen
Auszutheilen die Fülle der lebensfrohen Gesundheit.

Dein sind unserer Ehen erfreuende Segnungen. Liebend
Waltest du über den Schooß der Erzeugerin, stets sie behütend,
Wann weitherrschende Seuchen daherdrohn. Ach! es ernähren
Fremde Brüste das Kind, und früh hinwelkend verblüht es,
Wenn nicht deine geheiligte Macht der Gebärerin beisteht.
Auf! und verehrt Hygieen mit mir, bringt fromme Gelübde
Demuthsvoll der Erhalterin dar, ihr Jünglinge, wenn ihr
Einzugehen euch sehnt in die bräutliche Kammer! In ihrer
Obhut blühet hinfort der Hoffnungen schönste: das Thränen-
Lächeln der Gattin zu sehn, wann einst den Knaben, den Erstling,
Auf den Armen sie wiegt, und zum Kuß dem Vater ihn hingibt.

Siehe, mit edelem Ruhme geschmückt, und geliebt von den Menschen
Ist der verständige Arzt, Hygiea's würdiger Priester.
Der mit erfahrenem Sinn der Naturkraft tiefes Geheimniß
Ausforscht, und den Gewalten der Heiligungskräuter gebietet.
Holden Gesang auch pflanzt in die Seel' ihm Phöbus Apollo,
Der die melodische Leier erfand, und in Delphos Orakel
Offenbarte die heilende Kunst den Sehern der Vorwelt.
Du, nur, Hohe, verleihst ihm die Vollmacht, selbst an des Hades
Unrückgängiger Schwelle das sterbliche Leben zu fristen.
Deiner getrost, hülfreichste der Göttinnen, kämpft mit des Python
Schrecknissen muthig der Held, und vertilgt siegreich den Verderber.

Heil, Allsegnende, steter Verherrlichung Würdige, Heil dir!
Dir sind Tempel geweiht an den Strömungen heiliger Quellen,
Wo du beseligend nahest den Sterblichen, die um Gedeihn dich
Anflehn unter dem heiteren Dienst der najadischen Jungfraun.
Alle gesunden und leben. Io! frohlocket ihr Päon.
Ringsum hallen: Io! die Waldeinöden der Nymphen;
Und mit Bekränzungen ehrt der Genesenen Schaar den Altar dir.

Preis dir, gefeierte Göttin! Sei hold auch immer und hülfreich
Deinem geweiheten Priester! Mit Lebensfülle gesegne
Du mich hinfort, und bewahre dereinst mein Alter vor Siechthum!
Heil dir, Königin, Heil! O lohne mein Lied mit Gedeihn mir!

Hymnus an Rugia.

Dich, von baltischen Wogen umrauscht, dich Rugia, will ich
Singen anjetzt, und, wie reich du blühst an Segnungen, kund thun.
Herrlicher zwar siegprangt Apollo's heilige Wiege
Fern im ägäischen Meer, der Cykladen gepriesenste, Delos,
Durch Kallimachus Hymnen verewigt. Aber erhob nur
Hier der Menschen Geschlecht wohlthätigen Göttern Altäre?
Sind nur delische Fluren allein der Verherrlichung würdig?
Auch dich, Rugia, schmückte vor viel Eilanden des Weltmeers
Hoch die Natur, und vertraute dem Schutze dich einer Najade.
Ernst von Klippen umragt, in der Nacht hochalternder Eichen
Wölbt sich an Jasmunds Ufern die Felsenhalle der Göttin,
Welche den Balsam strömt der Erhaltung deinen Bewohnern.

Heil, ehrwürdiges, reich an Segnungen blühendes Eiland,
Heil dir! Jährlich besuchen dich auch die Bewohner der Veste,
Dein altrühmliches Wunder zu schaun, Arkona's Gebirgshaupt,
Oder die ragenden Zinnen der prächtigen Stubenkammer;
Aber zumeist, um zu schöpfen der lebensfrohen Genesung
Heiligen Sprudel, und freudig am wogenumrauschten Gestade
Dankhekatomben zu weihn den waltenden Mächten der Heilfluth.

Hold auch sind dir die Musen, o Rugia. Ihre Gesänge
Sänftigen oft, o gefeierter Sitz uralter Heroen,
Weit um dich her des Meeres Empörungen. Immer mit Huld auch
Blickt auf deine Gefilde die nährende Ceres, und krönet
Jährlich mit goldenen Ernten das Land dir. Aber dich liebet
Vor den Göttinnen allen die heilende Macht Hygiea's,
Die mit Gedeihn ausschmücket die Sterblichen, daß sie mit neuem
Jugendgefühl heimkehren vom heiteren Dienste der Nymphen.
Freue, gesegnetes Fruchteiland, dich der Ehren hinfort auch!

Graf Rudolph von Neuenburg, s. Minnesinger.

Christian Ludwig Neuffer.

Dieser talentvolle Dichter ward am 26. Januar 1769 zu Stuttgart geboren, studirte daselbst und zu Tübingen Philosophie und Theologie, und wurde dann zuerst als Hilfs- und später als Waisenhausprediger in seiner Vaterstadt angestellt. Nachdem er seit 1803 Diaconus zu Weilheim und später Pfarrer zu Zell gewesen war, kam er 1819 als Stadtpfarrer und Schulinspector nach Ulm, wo er als Doctor der Philosophie neben den genannten Aem-

tern noch die Direction einer weiblichen Erziehungsanstalt übernommen hat. Er starb daselbst am 29. Juli 1839.

Er ließ erscheinen:

Taschenbuch für Frauenzimmer von Bildung. Stuttgart 1799 — 1800, 2 Bde. in 16., mit Kupf.
Die Herbstfeier. Sittengemälde. Stuttgart 1802, gr. 12. Neue Ausg. Leipzig 1828.
Ein Tag auf dem Lande. Idylle. Leipzig 1802, 8. Neue umgearb. Aufl. Reutlingen 1815; 3. Ausg. 1828.
Kleiner Taschenkalender für die Jugend. Stuttgart 1804, 32., mit Kupf.
Vermischte Gedichte. Ebendas. 1805, 8.
Predigten. Augsburg 1805.
Virgil's Aeneis. Uebersetzt. Leipzig 1815, 2 Te.
Auserlesene lyrische Gedichte. Stuttgart und Tübingen 1816, gr. 8.
Günther. Epos. Heidelberg 1816, 8., mit 1 Titelk.
Erato. Zürich 1818, 12., mit Vign. Neue Ausg. mit dem Titel: „Gesänge der Liebe." Ebendas. 1827, 8., mit Vign.
Die Werke des Sallust und Cicero's Catilinarische Reden. Augsburg 1819.
Christliche Urania. Leipzig 1820, 8.
Taschenbuch von der Donau. Ulm 1824 — 25, 2 Jahrgg., 16., mit Kupf.
Lyrische Gedichte. Leipzig 1827.
Poetische Schriften. Ebendas. 1827 — 28, 3 Bde., 8.
Das Gebet des Herrn. Stuttgart 1832, 8.
Dichtungen und Idyllen. Ebendas. 1833, gr. 8., mit Titelk.

Warmes Gefühl, tiefe Frömmigkeit, reiche geistige Bildung und seltene Correctheit haben N's poetischen Leistungen einen sehr geachteten Namen erworben; er gehört der älteren Schule deutscher Dichter an und ist besonders Voß in seinen Bestrebungen würdig nachgeschritten. Am glücklichsten ist er in lyrischen Poesieen und in der Idylle.

Die Tagszeiten*).

Eine Idylle.

1.

Der Morgen.

Auf zum Gesange, mein Herz! Mich wecken feiernde Stimmen,
Mich der wieder erwachten Natur harmonisches Loblied,
Das aus den Höhen der heiteren Luft und herüber vom Walde
Freudig ertönt, und den rosigen Strahl des Morgens verkündet.

Schon entgleitet der Wagen der Nacht am gewendeten Pole,
Und das Dunkel zerfließt, und die braunen Schatten verschweben.
Matter Schimmer erhellt mit wachsendem Lichte den Aether,
Und es verschwinden in sterbendem Glanz nach einander die Sterne.
Lucifer nur noch schimmert mit späteelöschenden Strahlen,
Wandelnd auf einsamer Bahn, indeß am Himmel hinunter
Luna zum nächtlichen Meere sich senkt mit blässerem Antlitz,
Und auf den Feldern umher in sanft sich verlierender Dämm'rung
Schatten und Licht noch zweifelnd sich mischt, und des silbernen Nebels
Streifiger Zug vom Gefilde sich hebt, daß die grünenden Auen
Sichtbar werden umher, und die frische Natur aus der dunkeln
Schattenhülle verjüngt mit neuen Reizen hervortritt.
Jetzt verklärt sich die Luft am östlichen Rande des Himmels,
Und die riesengestaltigen Berg' und bewaldeten Anhöh'n
Tauchen das glänzende Haupt in die purpurnen Wellen des Frühroths.
Schimmernde Wölkchen, mit Golde besäumt, durchschwimmen den Luftraum,
Und stets heller und heller ergießen sich Ströme des Lichtes.
Endlich steiget sie selbst, die funkelnde Sonn', in der reinsten
Glorie flammend empor, mit rings ausstrahlendem Tage
Schwebt sie dahin im azurnen Weltraum, und auf die Erde
Fließt ein wallendes Meer von Glanz und Leben herunter.
Alles erhebt nun freudig das Haupt, die Bäume des Waldes
Wie die Blumen der Flur, und trinkt mit gierigen Zügen
Ströme des Lichts und der Luft. Ein Schmelz, vielfarbig und schimmernd,
Deckt, wie ein Teppich aus Strahlen gewebt, die bunten Gefilde,
Und ein süßer Geruch, der aus allen Pflanzen ein reines
Opfer quillt, durchwürzt und beseelt die athmenden Lüfte.

Nun auch kehret der Mensch, zu neuem Leben gewecket,
Munter zurück in den Kreis der täglichen Sorgen und Mühen.
Tausendarmig erwacht in ländlichen Hütten die Arbeit,
Und auf den Feldern umher. Schon flammt auf Heerden das Feuer,
Rüstig bereitet das fleißige Weib ein kräftiges Frühmahl,
Ihrer Kinder gedenk und des schwerarbeitenden Gatten,
Und des Gesindes im Haus; die freundlich blühende Tochter
Streut den goldenen Regen der Gerst' in des bunten Geflügels
Wimmelnden Schwarm, indeß an den Wagen die nervichten Brüder
Schirren die wiehernden Roß'; hier drängen die brüllenden Rinder
Aus den Ställen hervor, vom blasenden Hirten gerufen
Fort zur grasigen Trift, und melodisches Schellengeläute
Tönt durchs hallende Thal; dort springt aus geöffneten Hürden
Blöckend die Heerde der Schaaf' und zieht nach der grünenden Alpe.
Aber der Ackerbesteller durchfurcht mit gejocheten Stieren
Langsam schreitend das Feld, die leitende Hand an dem Pfluge.
Bald auch füllen die Straßen sich an mit wandernden Menschen,
Die des Tages Beruf von der Schwelle des Hauses hinwegzieht,
Oder ein kleiner Erwerb. Mit gefüllten Körben belastet
Geh'n zur benachbarten Stadt die geschaarten Bewohner der Dörfer,
Bringend den Segen der ländlichen Flur, und drängende Haufen
Zieh'n durch die offenen Thor' und durchwimmeln die kreuzenden Gassen.

Denn auch die dumpfige Stadt nun erhebt sich frisch aus des Schlummers
Nächtlichem Arm, und erneut die gewöhnlichen Tagesgeschäfte.
Siehe, da häuft der Bäcker die kaum gebackenen Semmeln
Und wohlschmeckendes Brod auf dem Fensterladen zum Kaufe;
Jetzt auch entriegelt der Krämer das starkverschloßne Gewölbe;
Jetzo säubert vom gestrigen Schmaus die Zimmer der Gastwirth,
Und der Maurer erklimmt die schwindelnde Höhe des Daches.
Aber wie ebbt und fluthet von Menschen, die kommen und gehen,
Mitten der lärmende Markt! Dort baut man in hastiger Eile
Reihen von Buden umher den städtischen Händlern des Tages;
Hier an den Wohnungen hin und weit in die Tiefe der Gassen
Sitzen und steh'n die Verkäufer vom Land. Ein unendlicher Vorrath
Häuft sich und immer noch wächst die wogende Meng', und an hundert
Plätzen wird Waare gefeilscht und ausgeboten mit Lobspruch,
Und dich umrauscht, wie brechende Meereswellen, der Stimmen
Dumpfes Gebraus, und Rädergeroll der knarrenden Wagen,
Und der Schlag des Hammers in funkensprühenden Essen.

Aber das üppige Volk, das, feinern Genüssen entfremdet,
Nur nach dem Sinnenreiz und nach leeren Zerstreuungen lechzet,
Schläft noch, wenn schon lange die Fürstin des Tages emporstieg,
Berg' und Thäler bescheint und erwacht die ganze Natur ist.
Kümmerlich dringt und zögernd das Licht in den Dunst der Gemächer,
Wo wie im Todeskampf und erblaßt die Träumenden liegen,
Und mit ringender Brust die nächtlichen Orgien büßen.
Denn, o du heilige Mutter Natur, wer die weise Beschränkung
Deines Willens nicht ehrt, den fliehen die edleren Freuden.
Der ist arm, und hätte das Schicksal zum Erdengebieter
Ihm die Scheitel gekrönt, und labt sich am Schatten des Schattens.

2.

Der Mittag.

Höher und höher erhebt sich die Sonn' am Bogen des Himmels,
Bis auf der Aetherbahn sie die Mitte des Laufes erreicht hat.
Flammender sendet sie nun, gleich brennenden Pfeilen, die Strahlen
Nieder zur schmachtenden Erd' und durchleuchtet Hügel und Thäler;
Selbst die Wipfel durchdringt sie der breitumasteten Eichen
Und die Schluchten der Berg', und finst're, verwachs'ne Geklüfte.
Ringsum schwimmt die Natur in Strömen des blendenden Lichtes,
Brennend lagert sich über die Flur die Hitze des Mittags,
Und kein säuselndes Lüftchen bewegt den kühlenden Fittig,
Dürstend neigen den Kelch zum dürren Boden die Blumen;
Müde senken den Arm hochstämmige Buchen zur Erde;
Langsamer zieh'n die rieselnden Bäch' in gebogenen Ufern;

*) Aus Neuffer's Gedichten.

Aber der Ceres Geschenk, die Frucht des ernährenden Halmes,
Prangt schon reifend am brennenden Strahl, mit goldenen Aehren;
Schon auch röthet Pomona das würzige Obst an den Bäumen,
Und die köstliche Traube mit sanftanschwellenden Beeren
Saugt an der sengenden Mittagsgluth ihr begeisterndes Feuer.

Jetzo scheint die Schöpfung zu ruh'n. In die Tiefe der Laubnacht
Flattern die Sänger des Waldes; am Stamme der wölbenden Eiche
Sitzt der gähnende Hirt, und es liegen die käuenden Rinder
Schweigend umher; die wolligen Schaaf' in schließender Pferche
Ruhen gescharrt bei einander, indeß die grasenden Rosse
Unter den Weiden am Bach mit dem Schweif die Bremsen verscheuchen.
Aber das übrige Feld, vom regen Gewimmel der Menschen
Erst noch erfüllt, ist verlassen und leer, kaum daß noch ein Wand'rer
Gegen das Dorf hinschleicht, nach schattenden Bäumen verlangend;
Oder daß, von der Straß' abgleitend, ein schmachtender Fuhrmann
Nach der Schenke beiseit mit den müden Rossen sich wendet.
Jetzo sehnt sich nach Ruhe der Mensch, und ein labender Stillstand
Unterbricht die Geschäfte des Tags; die dörflichen Hütten
Werden still wie die Gassen der Stadt, die Gänge des Marktes
Leeren sich aus, die Käufer entflieh'n, und der lauernde Krämer
Sitzt allein in der Bude, vom linnenen Dache beschattet.

Aber im innern Raume der Wohnungen sammeln die Menschen
Jetzt sich zu frohem Genuß. Die Weiblein sorgen des Mahles,
Prasselnd flammt der Heerd, und Rauch entstrigt den Kaminen.
Weidlich speist am genügsamen Tisch der gesellige Landmann,
Was der Halm ihm bescheert und des Gartens eigene Pflanzung,
Oder der fruchtbare Baum und die wohlgefütterte Milchkuh,
Und ihm stillet den Durst der silbern rinnende Brunnquell,
Oder der stärkende Trunk des selbst gekelterten Obstweins.
Traulich tauchet mit ihm das munt're Gesind' in die Schüssel,
Kinder zugleich und das bräunliche Weib, und frühe gesättigt
Geh'n hin, ein Jedes zum eignen Geschäft, und verlassen die Mahlzeit.
Glückliche, die ihr getreu der Natur und bei nützlicher Arbeit
Froh und gesund euch des Lebens erfreut, o beneidet nicht länger
Jene müßigen Schwelger, die stumpf durch rohe Genüsse
Darben am lockendsten Mahl! Mag jegliche Zone der Erde
Spenden die leckerste Kost, sie peinigt der Ekel und Unmuth
Mitten im Ueberfluß, und der Tod umlagert die Schwellen.
Also rächt die Natur den Mißbrauch ihrer Geschenke,
Und verwandelt in Fluch, was allein zum Segen verlieh'n war.

3.

Der Abend.

Tiefer wandelt die Sonn' und sinkt am Bogen des Himmels
Mählig hinunter in's purpurne Bad der hesperischen Wellen.
Hingeschwunden ist nun die drückende Hitze des Tages,
Kühlung athmet die Luft, die scherzenden Zephyre gaukeln,
Und es strecken die Schatten verlängert sich aus im Gefilde.

Freundlich lockt die Natur mit den sanften Reizen des Abends
Aus den dumpfigen Zimmern hervor die lustigen Städter,
Rings in den Gassen erblickst du die Wandelnden, unter einander
Bunt gemischt, hineilen zum Thor und hinaus in die Freiheit,
Viele zerstreu'n sich in Gärten umher und umsitzen den Springquell,
Unter dem Dufte der Rosen und Lilien, während die Jugend
Scherzend im Spiel der Pfänder sich übt und für Küsse sie eintauscht.
Andere zieh'n in die Dörfer, und lagern in fröhlichen Gruppen
Unter den Bäumen sich hin, mit Milch und Butter sich labend.
Aber der Mann des Gewerbs, vom Geschäfte des Tages ermüdet,
Schüttelt vom Schurze den Staub, und verschließt die einsame Werkstatt.
Jetzo rauscht in den Schenken ein Jauchzen müßiger Zecher,
Und der Gläser Geklirr, und Rundgesänge der Freude.
Lebensfroh ist der Mensch und geizt mit der Neige des Tages,
Denn der Abend ist hold dem geselligen Treiben der Städter.

Doch auch welche die Last des ländlichen Tages getragen,
Enden ihr mühsam Geschäft und suchen Erholung nach Arbeit.
Heimwärts zieht mit den Schnittern der Herr des begüterten Hofes,
Und es gleitet der Wagen voraus voll goldener Garben.
Fröhlich schreitet die Dirne daher vom blumigen Kleefeld,
Auf dem tragenden Haupt den hochgebürdeten Bündel,
Während mit buntem Gewühl die brüllende Heerde der Rinder
Schon in die Stallungen bringt. Am Brunnen des Dorfes versammeln
Muntere Mädchen sich jetzt und schöpfen des quellenden Wassers,
Während zur Tränke zugleich auf raschanrennenden Rossen
Schäkernde Jünglinge nah'n, und es tönt vom Gelächter die Gasse.
Unterdessen vereint bei der hohen Linde des Kirchhofs
Brüderlich sich ein Gelage von guten Bekannten und Nachbarn,
Die mit frohem Gespräch sich die Abendstunden verkürzen,
Und die Geschichten der Zeit mit schlauen Bemerkungen deuten.

Aber o schau', wie die Sonn' am äußersten Rande des Himmels
Tiefer und tiefer sich neigt! Jetzt streift ihr leuchtendes Antlitz
Doppelgestaltig die Fläche des See's, jetzt sinkt sie verschwindend
Unter die Fluth, und brennende Wolken durchflammen den Aether,
Denn in der Höhe noch zeugen von ihr sanftflimmernde Strahlen
Lange, nachdem sie verschwand, und über den Himmel verbreiten
Seltsame Wolkengebilde sich weit in röthlichem Nachglanz,
Täuschend und wunderbar, bis auf mählig erdunkelndem Grunde
Gleich verschwebendem Duft die sterbenden Farben erlöschen.
Auch das purpurne Licht, in welchem die waldigen Berge
Spät noch baden ihr Haupt, erblaßt in schwindendem Scheine,
Und die trauliche Dämm'rung ergießt sich mit lieblichen Schatten
Ueber Thäler und Höh'n, doch ein Flor von ergrauenden Nebeln
Steigt aus dem See, und der Abendstern geht über dem Wald auf.

Einsamer wird es nunmehr und nächtlicher rings im Gefilde,
In die Hürden verschließt der achtsame Schäfer die Heerde,
Thür' und Thore verriegelt der Hausherr, während im Felde
Schneller der Bote des Weges nun geht, und müde der Wandrer
Strebt nach der Gastherberg. Des lärmenden Tages Getümmel
Löst in feiernde Stille sich auf, da selbst in den Wäldern
Endlich verstummt der Vögel Gesang, und mit süßen Accenten
Nur noch die Nachtigall die horchende Gegend bezaubert.

4.

Die Nacht.

Dir nun, o heilige Nacht, ertönt die feiernde Harfe,
Du bist jetzt mein Gesang, von dir strömt stille Begeistrung
Mir in die fühlende Brust, und es ringt die betrachtende Seele,
Dich, du geheimnißvolle, du geistige, dich zu erfassen!

Warst nicht du's, die zuerst, als noch kein Wesen geschaffen,
Als noch Mond und Sonne nicht war und die kreisende Erde,
Als kein zitternder Strahl noch das weite Dunkel erhellte,
Brütend lag auf der wüsten und ungestalteten Tiefe,
Und den Tag und das Leben gebar? Du Erste und Letzte,
Uranfang und Ende, von dir ist Alles gekommen,
Alles kehret in dich! Jetzt aber theilst du die Herrschaft
Mit dem Erstgebornen der Zeit, dem erfreuenden Lichte.

Siehe, nun fährst du einher im schwarz-umdunkelten Wagen,
Finsterniß ist dein Gewand, und Schrecken dein Blick und dein Oden
Todeshauch! Du sitzest in undurchdringlichen Schatten,
Schweigend und ernst, und verhüllst in deinen wallenden Mantel
Rings die weite Natur! Denn ganz zu schauen dein Antlitz
Ist dem Menschen versagt, und jeder noch irrende Lichtstrahl
Flieht in die Ferne, sobald du den bleiernen Zepter emporhebst.

Aufwärts seh' ich mit forschendem Blick in die Tiefe des Weltraums.
Ist es der Himmel annoch, der mit unaussprechlicher Klarheit
Schimmerte, der, wie ein festes Gewölbe gediegenen Lichtes,
Ueber die Erde sich bog im Glanze der wandelnden Sonne?
Nein, der ist es nicht mehr! Es ist ein finsterer Abgrund,
Sonder Farb' und Gestalt, lichtlos, unermeßlich und schrecklich,
Ueber welchen ein wallendes Meer von schwarzen Gewölken
Wild aufgährt und verrollt, und in sausendem Sturme dahinfährt,
Sich vor das Heiligthum der furchtbaren Göttin zu wälzen.

Ringsum wend' ich den suchenden Blick in dem finsteren Umkreis.
Ist es die Gegend annoch, die kaum in lebendiger Fülle
Sich, wie ein Garten des Herrn, mit lachenden Hainen und Wiesen,
Lustigen Dörfern umher und silbernen Bächen verbreitet?
Nein, die ist es nicht mehr! Es ist ein Gefilde des Todes,
Eine verödete Welt, unkenntlich dem Blick und gestaltlos,

Und, wie die grausende Tiefe des Tartarus, gähnet das Dunkel
Leer und erstorben mich an, wo das Auge nicht sieht, und ein Vorhang
Alle Dinge verhüllt, und den Sinnen die Schöpfung vernichtet.

Ringsum lauschet mein horchendes Ohr in die einsame Stille.
Leb' ich annoch in dem vorigen Raum, wo die Stimme des Menschen
Tausendfach mich umscholl, wo Lieder der Freude mir tönten,
Wo den Hain und die Flur durchschmetterten Sänger der Lüfte?
Welch' ein Schweigen umher, wie herrscht ein so tiefes Verstummen!
Weit und breit sind verklungen die lieblichen Töne des Tages,
Nur der plätschernde Bach noch ertost und das klappernde Mühlrad,
Nur die klagende Eul' entrauscht der moosigen Eiche,
Und mein wandelnder Tritt erschallt mir grausend im Laubgang.

Einsamer Wandrer der Nacht, nun hör' ich herüber vom Berge
Deinen späten Gesang aus dunkler Entfernung ertönen.
Welch ein dringend Geschäft entzog dich dem sicheren Obdach?
Oder willst, ein Verirrter, du Muth und Trost dir ersingen?
Ach, daß keine Gefahr in schnelles Verderben dich senke,
Daß du nicht stürzest, am Fels die blutende Scheitel zerschmetternd,
Daß kein lauernder Feind mit grausamer Hand dich erschlage,
Nicht ein täuschender Schein in trügliche Sümpfe dich locke!
Möchtest du wieder das Weib und die lieblichen Kinder begrüßen!

Heilige Göttin, o Nacht, du entfaltest den wallenden Mantel,
Und der Schlaf, dein beglückender Sohn, schwebt über der Erde,
Körner der labenden Ruh' auf müde Augen zu streuen,
Und der traurigen Sorge den Kelch des Vergessens zu reichen!
Nur der Schwelger noch wacht im kerzenerleuchteten Saale
Und der hagere Geiz bei dem vielumriegelten Golde.
Aber es wacht auch der Weise, der gern die Tafeln des Schicksals
Möcht' enthüllen, es wacht bei matter Lampe der Kranke,
Und, an der Seit' ihm stehend, das zarte geschäftige Mitleid.

Siehe, die gaukelnden Kinder des Schlafs, die gefiederten Träume
Schleichen anjetzt, ein betrügliches Heer, zu den schlummernden Menschen.
Jetzo wähnt der Sklave sich frei von Ruder und Kette,
Hebt den tiefverborgenen Schatz die belastete Armuth,
Jetzt empfängt das verkannte Verdienst die Palme des Ruhmes,
Jetzt auch setzt sich die Straf' an die Ferse des flüchtigen Räubers.
Schnell verwandeln in Furien sich die geheimen Verbrechen,
Und der Tyrann erbebt, wenn Nemesis drohend erscheinet.
Aber es flieh'n mit der Nacht die Freuden und Leiden des Traumes.

Heilige Göttin, o Nacht, du entfaltest den wallenden Mantel,
Und der Tod, dein verlobender Sohn, schwebt nieder zur Erde.
Wenn er zürnt, so lagert die Pest sich auf hangende Wolken,
Oder empört sich das Herz kriegtrotzender Völker zu Schlachten,
Oder er fährt in Stürmen dahin durch die Wellen des Meeres.
Aber er naht auch leise dem stillen Gemache des Hauses,
Sich sein Opfer erlesend, und nimmt aus dem Kreise der Kinder
Hier den Vater, und dort von der Brust den blühenden Säugling,
Nimmt dem Verlobten die Braut, dem jammernden Bürger den Volksfreund.

Aber wie heitert sich jetzt der wolkenumzogene Himmel
Prachtvoll auf! Du gebeutst, da schwinden die Schatten und Nebel,
Rollt hinweg das schwarze Gewand, und in milder Verklärung
Stellen die Felder des Aethers sich dar. In ewigen Ziffern
Flammt die Sternenschrift, die in tausend verschlungenen Kreisen
Redet zum innersten Sinn. Jetzt leuchten die Hörner des Mondes
Dir auf der freundlichen Stirn, und es ruh'n in silbernem Schimmer
Unter dir Berg und Thal. In dieser Gestalt, o du Göttin,
Sei uns gefeiert hinfort! Vor deinem verhüllenden Schleier
Wähnt der Mensch zu vergehn, doch in deines Sternengewandes
Mildem Schimmer erquickt sich die kaum noch lebende Seele.

Benjamin Neukirch

ward am 27. März 1665 zu Reinike in Schlesien geboren, studirte zu Breslau, Thorn und zu Frankfurt an der Oder die alten Sprachen und die Rechte und lebte dann eine Zeitlang als Advocat zu Breslau. Unzufrieden mit diesem Stande ging er aber 1691 als Privatdocent der Poesie und Beredsamkeit nach Frankfurt zurück und wurde durch einige adlige Zuhörer mit den preußischen Ministern von Dankelmann und von Fuchs bekannt, die ihm eine Professorstelle zusagten. Indessen begab er sich 1693 nach Halle und 1694 mit dem Kammerherrn, Freiherrn von Riedel, auf Reisen, wurde 1694 Hofmeister bei dem sächsischen Premierminister von Haugwitz, und ging mit dessen Sohne nach Berlin zurück, wo er mehrere junge schlesische Adlige in Aufsicht nahm. 1703 erhielt er endlich eine Professur an der neuerrichteten Ritterakademie daselbst und wurde nach Aufhebung dieses Instituts am markgräflich anspachschen Hofe mit dem Charakter eines Hofrathes Lehrer des Erbprinzen. Er starb zu Anspach am 15. August 1729.

Von ihm haben wir:

Galante Briefe und Gedichte. Koburg 1695, 8.
Hofmannswaldau's, Lohenstein's &c. Gedichte. Leipzig 1695—1727, 1734, 7 Thle. in 8., mit Vorreden von N.
Der allgemeine Verlust. Trauerrede. Berlin 1705. Fol,
Unterricht von deutschen Briefen. Leipzig 1707, 8. Mehrmals abgedruckt, zuletzt unter dem Titel: Anweisung zu deutschen Briefen. Nürnberg 1760, 8.
Andachtsübung zur Kirchenmusik &c. Frankfurt 1725, 8.
Weltliche Gedichte. Dresden 1727, 8., mit Kupf.; 2. Ausg. Berlin und Potsdam 1731—35, 4 Thle., 8.
Die Begebenheiten des Prinzen von Ithaka. Aus dem Franz. von Fenelon. Onolzbach 1727—39, 3 Thle. Fol., mit Kupf. Neue Ausg., Frankfurt und Leipzig 1738—39, 3 Thle., gr. 8., mit Biographie.
Auserlesene Gedichte. Mit Biographie von J. Chr. Gottsched. Regensburg 1744, 8.
Satiren und poetische Briefe. Frankfurt 1757, 8.
Deutsche Briefe. Nürnberg 1760, 8. (Der praktische Theil des Unterrichts von &c.)

Früher ein Schüler Hoffmannswaldau's und dessen eifriger Anhänger wandte sich N. in späteren Jahren ganz von dieser Richtung ab, und suchte den gesunden Verstand wieder in die deutsche Poesie einzuführen, aus welchem Schwulst und Unnatur, verbunden mit Geschmacklosigkeit, ihn verdrängt hatten. Es fehlte ihm aber selbst an Schärfe und Geist; seine Versuche sind daher weiter Nichts als gereimte gewöhnliche Gedanken in leicht gezimmerten, für die damalige Zeit ziemlich correcten Versen, doch hat er das Verdienst, zuerst die Nachahmung der französischen Classiker in der deutschen Litteratur angeregt zu haben.

Aus Neukirch's Satiren &c.

Die erste Satire.

Auf einen neuen Doctor.

Zum öftern hab ich schon der Thorheit nachgedacht,
Warum die kluge Welt erkaufte Narren macht,
Und jüngst hat ein Athen, wo große Männer leben,
Dir dummen Eselskopf den Doctorhut gegeben.
Du bist kein Philosoph; als Weiser thätest du
Dieß andern, was du willst, daß man dir selber thu'.
Du würdest deine Frau nicht, wie der Teufel, plagen,
Und, wie ein Lumpenhund, dich mit den Mägden schlagen.
Du bist kein Weltmann nicht; dieweil du nicht verstehst,
Warum du deiner Frau zur linken Seite gehst;
Das heißt: Du sollst dein Weib nicht treiben, sondern führen
Und sie mit Höflichkeit, nicht mit Gewalt regieren.
Du bist kein Medicus, schonst nähmst du in der Pein
Ein treibendes Klystier für deine Würmer ein,

So hast du auch nicht viel in Gottes Wort vergessen,
Sonst würdest du dein Thun nach dem Gewissen messen.
Du bist auch kein Jurist, denn wer das Recht erklärt,
Der weiß wohl, daß das Weib nicht einen Mann ernährt,
Und daß, soll eine Frau der Haushaltung befehlen,
Man ihr die Krüge nicht muß aus der Kammer stehlen.
Was Henker bist du denn? — Ein Narr, der nichts gelernt,
Ein Flegel, der nur drischt, was Andre eingeerndt.
Und gleichwohl bist du doch ein großer Doctor worden?
Erhabner Eselskopf! man kömmt nicht in den Orden,
Wo man bei dieser Zeit nicht Künste mit sich bringt,
Und, wenn die Kunst gebricht, von großer Zahlung singt.
Wie geht es denn nun zu? — Das Geld hat dich erhoben;
Das Geld, daß dir, wie Koth, oft in der Hand verstoben:
Das deines Vaters Fleiß mit großer Müh gehegt,
Und du schon, eh er starb, mit Schanden angelegt.
Drum fingst du nach der Zeit dich endlich an zu grämen,
Und dachst, ich muß mir nur ein liebes Weibchen nehmen,
Die, weil ich armer Schelm in Büchern nichts gethan,
Und alles Geld verschluckt, mich noch erhalten kann
Das Glücke war dir hold, du wurdest angenommen,
Dein Titel hat ein Weib, nicht aber du bekommen.
Nun hast du, was du willst, du lebst, wie dirs gefällt,
Die Frau ernähret dich, ihr Vater schafft dir Geld;
Die Braten müssen dir fast in die Gurgel fliegen,
Du kannst den ganzen Tag im Bette schnarchend liegen;
Der Kummer, welcher sich mit dir zu Tische setzt,
Hat diese Ruh gestört, und deinen Stand verletzt.
Die Sorge ärgert dich, denn du bist, wie die Raben,
Du schaffst nichts in das Haus, doch willst du Fressen haben.
Und was ein Andrer schafft, das soll für dich allein,
Und nicht, als wenn du willst, auch für den Nächsten sein.
Voll muß dir deine Frau den Rachen täglich schütten,
Und dich noch, schöner Wirth, um jeden Groschen bitten,
Ja, sagen: „Lieber Mann, ich weiß wohl, daß das Geld
„Dir aus der Tasche nicht wie Pregel-Erbsen fällt:
„Ich weiß, du mußt es schwer und kümmerlich erwerben;
„Allein erbarme dich, laß meine Strümpfe färben,
„Und schicke meine Schuh bald zu dem Schuster hin:
„So seh ich, daß ich noch dein liebes Weibchen bin."
O großer Eselskopf! Ist das nicht zu beklagen?
Ein so beliebtes Weib muß deine Narrheit tragen.
Du bist mehr Katz und Aff, als einem Menschen gleich,
Die Lippen hängen dir, die Wangen werden bleich,
Das Kinn ist zugespitzt, gleichwie die Bauerhütte,
Die Nase kommt mir vor, wie eine Kramertütte,
In welche man ein Pfund Rosinen schütten kann;
Dein Gang ist abgeschmackt, und jedes Wort zeigt an,
Daß du ein garstig Thier in deinem Busen trägest:
Und dennoch brummest du, wann du dich schlafen legest;
Du brummest, wann du wachst; du brummest, wann du stehst:
Du brummest, wann du frißt, du brummest, wann du gehst,
Und suchest deine Frau dem Tadel auszusetzen,
Und sie kann alle Welt, nur dich nicht recht ergötzen!
Sie, die von hinten zu dem Wohlstand schöner scheint,
Als du, wenn gleich die Kunst dich auszuschmücken meint,
Wenn du im Garten gehst, wo muntre Brüder stutzen.
O! dürfte dir der Tod den plumben Körper putzen!
Ach schade! daß dein Weib so treu und ehrlich ist,
Und daß du armer Schelm nicht längst ein Hahnrei bist.
Wie artig würde dir das Hirschgeweihe stehen?
Jedoch, was laß ich dich hier deine Thorheit sehen?
Du bleibest, wer du bist, und unsers Nachbars Hund
Wird seinen Rüssel eh an einen Jungfer-Mund,
Und sein gekraustes Haar in Gold und Seiden kehren;
Denn dein erstarrter Kopf wird nie den Wurm verzehren.
Ihr Musen! was habt ihr in eurem Rath gedacht,
Als ihr ein solches Thier zu einem Doctor macht?
Ach! hört doch einmal auf der Erden vorzulügen,
Sonst wird der beste Mann kein schönes Weibchen kriegen.

Die zweite Satire.

Damon, der große Mann, hat seit geraumer Zeit,
Durch seinen sanften Scherz so Hof als Stadt erfreut;
Damon, der sich bisher in grobe Tücher kleidet,
Im Winter Kält und Frost, im Sommer Hitze leidet,
Und dessen trockner Leib und hungrige Gestalt
Den Lobspruch sehr beschimpft, der aus den Liedern schallt,
Damon wird endlich satt, sein Gütchen zu verschwenden,
Und so viel sauren Schweiß an einen Reim zu wenden.
Dadurch er nichts verdient, wohl aber in Gefahr,
In Schulden, um sein Kleid und Alles kommen war,
So daß er nichts bei sich als seinen Kummer führte:
Drum sucht er Fried und Ruh, die er doch nirgends spürte,
Und sann verzweiflungsvoll auf einen wüsten Hain;
Dort sollt so Rath als Knecht ihm nicht mehr schädlich sein,
Bevor die rumme Hand der ihm verhaßten Rechte,
Ihn in das finstre Loch des Kerkers weesen möchte;
Es müßte Damon gar um sich beschimpft zu sehn,
Bei seiner Lorbeerpracht im grünen Hute gehn.

Jedoch indem er schied, ganz blaß und abgezehret,
Als einer, den die Last der Sünde noch beschweret.
Zur letzten Fastenzeit: so sah er auf sein Haus
Und stieß voll Grimm und Feur noch diese Wörter aus:

Es wird in dieser Stadt, wo Phöbus stets gewohnet,
Verdienst und Klugheit nicht, wie ehedem, belohnet;
Weil die Poeten ganz von Gott verlassen sind,
Und man hier weder Scham, noch wahre Tugend find't;
Laßt uns nun einen Ort in hohlen Felsen suchen,
Da darf kein Häscherknecht, kein Scherge auf uns fluchen,
Und weil wir ohnerhört zum Sitz der Gottheit schrein,
So laßt der Zeit zu trotz uns einst verborgen sein,
Dieweil noch meinen Fuß kein schwerer Fessel drücket,
Dieweil sich nicht mein Leib für grauem Alter bücket,
Mein Gang, gleichwie zuvor, noch alle Schritte mißt,
Und meines Lebens Rest nicht ganz versponnen ist.
Mir ist kein bessrer Rath in meinem Stand zu geben;
Es lebe Görg allhier, Görg kann hier freudig leben;
Ihn hat die Million, die sein Betrug erschnellt,
Aus einem Pfaff und Knecht in Grafenrang verstellt
Es lebe Jakob hier, der durch sein kluges Scheeren
Uns noch mehr schaden wird, als Pest und Krieg gebären;
Er hat die Renten gar ins A, B, C gebracht,
Und einen Band daraus, wie Calessin, erdacht;
Er herrscht in dieser Stadt! Er kann mit Rechte lachen.
Ich aber in Paris, was sollt ich doch hier machen?
Ich bin nicht auf Betrug und Falschheit abgericht;
Und wär ich es auch gleich, — nein, lügen mag ich nicht.
Ich kann den Uebermuth der Narren nicht verschweigen,
Für welchen Andre sich des Goldes wegen beugen:
Ich schreibe kein Sonnet mit Schmeicheln in die Welt,
Und wen ich loben will, den lob ich ohne Geld.
Für ein so schlechtes Amt bin ich zu hoch geboren,
Mein Geist ist etwas stark und bäurisch abgegoren;
Ich sage, wie es ist. Ein Sieb nenn ich ein Sieb,
Ein Kätzchen eine Katz, und Rolet einen Dieb.
Verliebten weiß ich nichts Geschicktes auszusinnen,
Ich kann auch nicht die Kunst, die Mädchen zu gewinnen,
Und leb in dieser Stadt so einsam und verzagt,
Als ein halbtodter Leib, den die Verstopfung plagt.

Wer aber, wirft man ein, heißt solche Tugend lieben,
Die man sonst nirgends sieht, als in Spitälern üben?
Die Hoffart stehet nur bei Gut und Gelde fein,
Ein Armer aber muß zu dienen willig sein.
Durch Kuppeln kann ein Mann so Noth als Hunger schwächen,
Den Einfluß und die Macht der falschen Sterne brechen;
Durch Kuppeln hebt das Glück bei dieser harten Zeit,
Auch Schreiber, wenn es will, zur höchsten Herrlichkeit.
Jetzt ist die Tugend gar vom Schicksal unterdrücket,
Ein Schulfuchs triumphirt und wird empor gerücket,
Der, hätt' er öfters nicht durch falsche Wissenschaft,
Das Ebne krumm gemacht, und durch der Stimmen Kraft
Das arme Land gepreßt, wohl sonst an seinem Wagen
Selbst würde Kutscher sein und Libereyen tragen.
Ich weiß wohl, daß die Furcht, von wegen dieser That,
Erst neulich einen Mann von uns gerissen hat:
Allein die Taxe hat ihn nur umsonst geschrecket,
Man wird ihn wieder bald mit fremder Pracht bedecket,
Und Räuberei geschickt durch alle Gassen gehn,
Und Gott, der ihn doch haßt, verzweifelt tadeln sehn.
Indeß, daß Pelletier den todten Knochen gleichet,
Und stets von einer Thür zur andern betteln schleichet,
Der doch die Kunst versteht, die jeder Kluger ehrt
Ein Monmaur hatte sie sonst in Paris gelehrt.

Zwar unser König zieht zu unserm großen Glücke
Den schwachen Phöbus noch vom Hospital zurücke,
Erhält ihn für dem Fall und wirft bei Krieg und Ruh
Den Musen ostermals geneigte Blicke zu.
Man weiß, daß dieser Held blos nach Verdienst erhebet:
Was aber hilft August, wo kein Mäcenas lebet?
Wer wollte sich doch wohl bei meiner schweren Pein
So tief erniedrigen und meine Stütze sein?
Und wär auch dieses gleich; wie brách ich durch den Haufen

Der Reimer, die ihn meist aus Hunger überlaufen,
Die stets die ersten sind, wo seine Hand sich rührt,
Und stehlen, was doch oft dem letzten nur gebührt:
Gleichwie die Wespen thun, die selber nichts verdienen,
Und doch den Honigseim der arbeitsvollen Bienen
In ihren Rachen ziehn. Darum habt gute Nacht
Gewinnste, weil ihr nur Verwegne glücklich macht.
Amandus hatte nichts als seine Kunst zum besten,
Sein Gut und Erbtheil war ein Rock mit einer Westen,
Ein Blatt, wo Fiat stund, ein Bett, ein Stümpfchen Lichts,
Und endlich kurz gesagt: Amandus hatte nichts.
Als er ermüdet war, sein Leben so zu führen,
Dacht er durch dieses nichts dem Glücke nachzuspüren,
Und kam zu einer Zeit bei Hofe, voller Wahn,
Mit einer ganzen Last von schönen Versen an.
Wie lief es aber ab? Er kam mit Schimpfe wieder,
Warf voller Schand und Spott sich auf das Bette nieder,
Und seufzte, bis zuletzt das Fieber und der Gram,
Noch eh er Hungers starb, ihn von der Erde nahm.
Poeten waren zwar vor dem bei Hofe mode;
Heut aber schmecken sie der Welt nach Narrensode.
Schreib einer noch so klug, und mit der größten Müh:
So hat er doch nicht mehr das Glück des Angeli.

Was soll ich einstens thun, mein Elend bald zu enden?
Soll ich mich vom Parnaß zu Bartols Schriften wenden?
Und Louets Buch durchgehn, das so viel Zänker macht?
Wie? oder soll ich gar in einer langen Tracht
Den Advokatensaal mit meinem Rocke kehren?
Schon dieses bloße Wort kann meinen Muth verzehren.
Ich sollt ein Anwald sein in dieser wilden Stadt?
Wo die Gerechtigkeit längst ihren Abschied hat;
Die Unschuld betteln geht, hier will bei tausend Rechten,
Ein jeder mit Gewalt das Unrecht dreist verfechten;
Wo man das schwarze weiß, weiß schwarz zu machen sinnt;
Wo Pateu weniger, als Mazier gewinnt,
Und Zungendrescher oft den Cicero beschämen?
Ha! eh ein solcher Schluß soll meinen Sinn einnehmen,
Eh soll auf Sanct Johann, daß Wasser, Eis und Stein,
Arnaud ein Hugenott, Pavin ein Heuchler sein.
Wohlan! es sei gewagt, die Gegend zu verlassen,
Wo Glück und Redlichkeit sich unaufhörlich hassen:
Wo Laster, Schand und List mit voller Macht regiert,
Die Falschheit Kron und Schwerdt, Betrug den Zepter führt:
Wo man die Wissenschaft verfolgt, und drückt, und plaget,
Und als ein Hurenkind von Haus und Hof verjagt;
Wo man nur darauf denkt, wie man frech stehlen will;
Wo alles mich verdreußt: wo — doch ich schweige still.
Wer ist nun wohl so kalt? Man muß bei groben Sünden,
Wenn man sie täglich sieht, gerechten Zorn empfinden?
Mir müssen, wag ich mich mit Ernst sie durchzuziehn,
Auch ohne Phöbus Kraft die besten Reime blühn?
Nein, nein, so oft sich hier des Dichters Werke zeigen,
So darf man nicht, wie sonst, den Helikon besteigen:
Apollo darf auch nicht erst unser Helfer sein;
Denn was er sagen kann, gibt schon der Eifer ein.
Sieh da, spricht Mancher hier, du fängest an zu rasen,
So hohe Redensart schmeckt nach gelehrten Hasen;
Geh auf die Kanzel hin, und juckt dich ja das Maul,
So mache dort das Volk durch deine Reden faul.
Da kannst du, was du willst, gut oder übel sprechen.

So schwatzt ein blinder Narr, den meine Schriften stechen,
Der bei der Thorheit sich ganz klug und sicher macht,
Wenn er durch seinen Spott mein ernstes Thun verlacht,
Der bald den Himmel pocht, bald wie die Frösche zittert.
Der Gott nicht eher kennt, bis er ein Fieber wittert,
Und seine Hände ringt, als wenn es knallt und blitzt;
Sobald es aber klar, schon wieder spottend sitzt.
Denn daß ein solcher Mensch, alsdann zu denken pflege,
Daß Gott durch seine Macht den Bau der Welt bewege,
Und daß nach dieser Zeit ein ander Leben sei,
Wird er zum wenigsten bei seiner Prahlerei,
Doch mündlich nicht gestehn: ich aber, der ich glaube.
Daß keine Seele sterb' und Gott den Donner treibe,
Befinde, daß ich mich von hier entfernen soll.
Den Thoren weich ich aus. Paris, gehab dich wohl!

Die dritte Satire.

An den Herrn von Moliere.

Berühmt und seltner Geist, der wegen seiner Gaben
Nicht weiß, was ihrer viel für Müh im Dichten haben,
Für dem Apollo selbst muß seinen Schatz ausstreun
Und der gar wohl versteht, was gute Verse sein.
Erfahrner Held in dem, was Witz und Kunst ergründet,
Moliere, sage doch, wie man die Reime findet.
Man schwüre, wenn du willst, so liefen sie dir nach;
Sogar fließt jeder Vers dir sonder Ungemach.
Du darfst nicht allererst viel in Gedanken träumen,
Was deine Feder schreibt, sind beifallswerthe Reimen:
Mir aber hat der Wahn und eine blinde Macht
Zur Strafe, wie es scheint, die Reimsucht zugedacht,
Daß ich mich um ein Lied oft nur umsonst erhitze.
Ich suche mehr, als du; ich sinne, denk und schwitze,
Und spare weder früh noch Abends meinen Fleiß;
Doch sagt das Herze schwarz, so spricht die Dinte weiß.
Red in Gedanken ich von einer Hoffigure
So reimt mein Federkiel darauf den Abt von Pure.
Fehlt mir ein großer Mann und Dichter in dem Schluß,
So spricht der Reim Kainant, anstatt Virgilius.
Mit einem Wort: Ich mag mich hin und her bewegen,
So lauft mir dennoch stets das Widerspiel entgegen,
Weil ich mit aller Müh nun nichts ersinnen kann,
So denk ich weiter nicht für Schmerz und Eifer dran,
Verfluche mit Verdruß die Geister, die mich treiben,
Und schwöre tausendmal, nicht mehr ein Wort zu schreiben;
Doch hab ich lange Zeit den Musengott verflucht,
So find ich oft den Reim, wo ich ihn nicht gesucht.
Alsbald durchdringt die Glut von neuem meine Glieder:
Ich nehme, doch mit Zwang, Papier und Dinte wieder,
Vergesse meinen Eid, und warte sonder Ziel,
Bis wieder nach und nach ein Verschen kommen will.
Ach wäre doch mein Geist nur nicht so unbescheiden,
Und könnte wenigstens ein hartes Beiwort leiden;
So wär ich auch vielleicht wie Andre wörterreich;
Denn alles gälte mir alsdann in Reimen gleich.
Nennt ich die Rosilis, der Erden Lust und Wonne,
So setzt ich gleich darauf: schön, wie die liebe Sonne.
Erhebt ich aber gar in Versen einen Held,
So spräch ich Augenblicks, das Wunder dieser Welt.
Und also dürft ich nur von lauter Wunderdingen,
Von Himmel, Stern und Licht und seltner Schönheit singen:
Und wenn ich nur sein oft so stolze Wörterpracht
Hätt ohne Müh und Kunst im Dichten angebracht;
Ja, wenn ich noch dazu der Sylben Ton verletzte,
Und bald ein Wörtchen hier, das andre dorthin setzte,
So könnten, träf es gleich auch nur in Stücken ein,
Doch meine Verse leicht Malherbens ähnlich sein.
So aber will mein Geist sich, leider! nicht bequemen,
Er mag zum Schlusse nichts, als was sich schicket, nehmen.
Und kann unmöglich sehn, daß meine Redensart,
Sich mit der Zeile blos des Reimes wegen paart.
Wenn er vier Worte sagt, läßt er nur eines bleiben!
So daß ich oft mein Werk muß zwanzig mal umschreiben.

Verflucht sei doch der Mann, der blos aus Unbedacht
Die ersten Regeln hat im Reimen aufgebracht:
Der seiner Reden Kraft in Zahlen eingeschränket,
Und sie nebst der Vernunft in solcher Noth versenket!
Wär dieses Handwerk nicht, was hätt ich für Gewinn?
Die Tage liefen mir voll süßer Stunden hin:
Ich dürfte nichts mehr thun, als trinken, singen, lachen,
Und wie ein Domherr mich nach Willen lustig machen.
Ich könnte ruhig sein, bei Zeiten schlafen gehn,
Bei Tage müßig sein und ohne Sorgen stehn.
Und weil mein Herz ohndem zum Grame sich nicht schicket,
Ein Feind der Mißgunst ist, der Ehrsucht niederdrücket,
Die stolze Gegenwart der großen Herren scheut,
Und der Fortuna nicht im Louvre Weihrauch streut.
Wie glücklich wär ich doch, wenn meine Ruh zu stören,
Nur das Verhängniß mich nicht hätte Reimen lehren.

Allein, seitdem der Wahn, den diese Pest gebiert,
Durch seinen Nebel mir den Zug der Sinnen rührt,
Und ein verdammter Geist, blos seinen Spott zu treiben,
Mich auf den Schluß gebracht, recht wohl und rein zu schreiben:
So sitz ich Tag für Tag bei meinem Werke still,
Verändre dies und das, was sich nicht reimen will:
Flick an und streiche weg, und heb oft an zu fluchen,
Daß mich die Musen nicht, wie Pelletieren, suchen.
Beglückter Scuderi! du schwitzest nicht, wie wir,

Und bringest monatlich ein neues Werk herfür,
Zwar deine Schriften sind nichts als gemeine Lieder
Ohn Arbeit, ohne Kunst, und der Vernunft zuwider:
Allein, sie treffen doch, was man auch sagen kann,
Viel Narren zum Verkauf und auch zum Lesen an.
Und endlich, wenn der Reim am Ende richtig klinget,
Was ist es denn nun mehr, ob der Verstand sie zwinget?
Der ist in Wahrheit wohl rechtschaffen arm und blind,
Der seinen freien Geist an Kunst und Regeln bindt.
Ein Narr hat tausendmal mehr Lust in seinem Dichten,
Er darf sich, wenn er reimt, nach keinen Wörtern richten.
Liebt alles, was er macht, und bildet selbst sich ein,
Daß er und seine Schrift die größten Wunder sein.
Allein, ein hoher Geist sucht nur umsonst auf Erden,
In dieser schweren Kunst vollkommen klug zu werden.
Er ist stets mißvergnügt ob dem, was er verricht,
Gefället aller Welt, nur blos sich selber nicht;
Und da ein jeder Mensch ihn preisen muß und lieben,
Wünscht er zu seiner Ruh: er hätte nichts geschrieben.

Drum bitt ich nochmals dich, du Fürst der Dichterei,
Meliere, bringe mir die Kunst zu reimen bei:
Ist aber dieses dir unmöglich mir zu zeigen,
So lehre mich die Kunst im Reimen gar zu schweigen.

Johanna Neumann.

Von den Lebensumständen dieser Dichterin wissen wir nur, daß sie zu Anfang dieses Jahrhunderts zu Elbing geboren wurde und nach einer trefflichen Erziehung und Ausbildung ihrer Anlagen den Stadtrath N. daselbst heirathete, und später, nachdem sie Wittwe geworden, eine weibliche Erziehungsanstalt gründete, der sie noch vorsteht.

Unter dem Schriftstellernamen J. Satori wurde sie litterärisch bekannt durch:

Valerie oder die Gemälde. Danzig 1825, 8.
Sämmtliche Schriften. Ebendas. 1825, 3 Bde., 8. Die 2 letzten Bde. auch unter den Titeln: 2. Bd.: Vier Erzählungen; 3. Bd.: Erzählungen.
Erzählungen. Ebendas. 1825, 8.
Feldblumen. Taschenbuch für 1825 und 26. Ebendas. 1825—26, 2 Bde., 12., mit 1 Portrait und 6 Abbildungen.
Vier Erzählungen. Ebendas. 1826.
Geschichte der Gräfin von Moorfeld. Leipzig 1826, 8.
Großmama. Ebendas. 1826.
Pulawsky und Koschinsky. Ebendas. 1826, 2 Thle., 8.
List gegen List. Ebendas. 1826, 2 Thle., 8.
Das enthüllte Verbrechen. Ebendas. 1827, 2 Thle., 8.
Das Ebenbild. Ebendas. 1827, 8.
Franzesko und Rodrigo, das Testament. Ebendas. 1828, 8.
Der Doppeleid. Ebendas. 1830, 2 Bde., 8.
Seraphine, oder der Uebel größtes ist die Schuld. Ebendas. 1830, 8.
Das Kreuz im Walde. Ebendas. 1830, 2 Bde., 8.
Blanka von Castilien. Ebendas. 1831, 2 Bde. 8.
Die Charade. Novelle. Berlin 1831, 8.
Konradin von Schwaben. Leipzig 1831, 2 Thle., 8.
Novellen. Ebendas. 1832, 3 Bdchen, 8.
Erik, König von Schweden. Danzig 1833, 2 Bde., 8.
Die Fürstin Wowotschin und ihre Söhne. Ebendas. 1833, 3 Bde., 8.
Diana von Cinq Mars. Leipzig 1835, 8.
Johann I., König von Neapel. Ebendas. 1835, 2 Thle., 8.
Novellenkranz. Ebendas. 1835—36, 3 Bde., 8. (3. Bd. auch unter dem Titel: „Elisabeth, Gräfin von Swedenbrock" einzeln).

Gute Erfindung, anmuthige Darstellung, Kenntniß des Lebens und eine echt moralische Tendenz haben den Schriften dieser trefflichen Frau viele Freunde erworben.

Kaspar Neumann

ward am 14. September 1648 zu Breslau geboren und von seinem Vater, dem dasigen Rathssteuereinnehmer zum Pharmaceuten bestimmt, studirte aber aus Vorliebe Theologie in Jena und ging nach daselbst erworbener Magisterwürde von 1673—76 als Reiseprediger mit dem Prinzen Christian von Sachsen-Gotha auf Reisen. Nach seiner Rückkehr wurde er Hofdiakonus zu Gotha, 1678 Diakonus und 1689 Pfarrer zu Maria Magdalena und Consistorialassessor zu Breslau, woselbst er 1697 das Hauptpastorat zu St. Elisabeth, das Inspectorat über Kirchen und Schulen und eine theologische Professur an den beiden Gymnasien erhielt. Er starb daselbst am 27. Januar 1715.

Er schrieb:

Traueroden. Leipzig 1698.

Gesammelte Früchte. Ebendas. 1700.

Kern aller Gebete. Berlin 1737, 12.

Ein zu seiner Zeit durch reiches Wissen und Vielseitigkeit sehr ausgezeichneter Redner und geistlicher Liederdichter.

Georg Neumark

ward am 16. März 1621 zu Mühlhausen in Thüringen geboren und legte auf dem Gymnasium zu Schleusingen die erste wissenschaftliche Grundlage. Nach, man weiß nicht, ob und wo vollendeten Studien lebte er arm und hilflos in Hamburg, bis der dasige schwedische Gesandte, Herr von Rosenkreuz, ihn zu seinem Secretär machte und später nach Weimar empfahl. Hier wurde er geheimer Archivsecretär, Bibliothekar und Pfalzgraf und starb, nachdem er seit 1653 als Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft unter dem Namen des Sprossenden und als Pegnitzer Schäfer unter dem Namen Thyrsis II. oder der obersächsische Thyrsis sich einen litterarischen Namen erworben hatte, am 8. Julius 1681 daselbst.

Von ihm erschien:

Betrübt verliebter doch endlich hocherfreuter Hirt Filamon. Königsberg 1648, 8.
Der hochbetrübt verliebte Hirt Myrtillus. Ebendas. 1649, 8.
Keuscher Liebesspiegel. Thorn 1649, 12.
Poetisch-musikalisches Lustwäldlein. Hamburg 1652, 12.; 2. verm. Ausg. unter dem Titel: Fortgepflanzter musikalisch-poetischer Lustwald. Jena 1657, 2 Thle., 8., mit Portrait.
Davidischer Regentenspiegel. Ebendas. 1655, 8.
Politisches Gesprächsspiel. Weimar 1662, 4.
Poetisch-historischer Lustgarten. Erfurt 1666, 12.
Gründliche Anweisung zur deutschen Verskunst. Jena 1667, 4.
Perlenkrone. Jena 1672, 8.
Davidische Ehrenkrone christlicher Potentaten. Ebendas. 1675, 12.

Geistliche Arien. Weimar 1675.
Der neusprossende deutsche Palmbaum. Nürnberg (1688), 8., mit (mißlungenem) Portrait.

Auserlesene Gedichte von ihm finden sich in Müllers Bibliothek Bd. 11.

Gemüthlichkeit, Leichtigkeit in der Behandlung von Sprache und Form und Wohlklang sind Neumark's übrigens häufig gedankenleeren Poesien eigen. Er gehört zu den letzten Schülern der ersten schlesischen Schule. — Seine gelungenste und verbreitetste Leistung ist das bekannte Kirchenlied: „Wer nur den lieben Gott läßt walten."

Ecloge

Aretine*).

In lauter Jambischen Reimzeilen bestehend, von den Monometrischen Akatalektis an, biß auf die Pentometrische Brochikatolektos.

Thyrsis, Amyntas, Melibeus, Filibor.

Thyrsis.

Sagt, fauler Melibe,
Wie? kommt ihr denn nicht eh?
Ihr habt gewiß mit euren Schafen
Biß an den hohen Tog geschloffen.
Doch nicht, Ihr hobt vielleicht in heint vergangner Nacht
Dem Schlafgott Morfeus ein langes Opfer bracht,
Und seyd, wie mich bedünkt, so langsam fertig worden.
Ists war, so komm' ich heut' in unsern Rothsherrnorden.

Amyntas.

Geschlaffen haben, bild' ich mir nicht ein.
Wos aber sonsten mag die Ursoch sein,
Vermuth' ich' wohl: Sie haben sich gewiß ergetzet,
Und bey der Morgenstund' am Hippokrenenbach,
Wie fast an ihnen scheint, zu etwan einer Sach'
Ein neues Lied gesetzet.

Melibeus.

Mein Thyrsis, denkst du denn, doß wir, wie du, gesinnt,
Und so sehr schläfrig sein?
Nun fällt mir eben ein,
Was neulich unsre Hürtenknaben
In einen Buchbaum eingegraben:
Wir Menschen wollen stets des Nechsten Splitter richten,
Und sehn den Balken nicht in unsern Angesichten.
Du kanst dich selber wohl zur langen Ruh bequemen,
Und willst, mein Bruder, mich anitzo hier beschämen.
Wir beyde sind, wie itzt der neue Freund, Amynt,
Von uns gemeinet hot, mit dem bemüht gewesen,
Und auf dem Flöhtenwerk' ein neues Stükk' erlesen,
Dos heut' auf dieses Fest
Von dem, der unter uns, was Stimm' anlangt, der best',
In unser Seitenspiel soll abgesungen werden.
Komm, lieber Filibor, laß unsre Wollenheerden
Nur in der Weide gehn: Hier unter diesem Baum
Bey unser Brüderschaft ist gnung gewünschter Roum,
Ich weiß, Sie sehen gern, doß wir uns niederlassen,
Und bester mossen
Die schöne Zeit
Vertreiben helfen in vergönnter Frölichkeit.

Thyrsis.

Ey, das ist recht! ihr werdet aber mir verzeihen,
Doß ich zuvor gescherzt. Heut wollen wir uns recht erfreuen.
Ihr wisset wohl, daß dieses Tages Ziel
Wird sein ein Freudenspiel.

Filibor.

Mein Thyrsis, wer den Schertz nicht recht versteht und meint,
Der ist nicht unter uns ein rechter Hertzensfreund.
Durch gutgemeinte Stich' und wohlgesuchten Schertz
Wird oftmals untersucht das rechte Freundesherz.

Amyntas.

Was aber vor ein Fest wollt ihr ouf heut begehn,
Daß itzo wird gedacht von unserm Melibeen?
Und was für eine Lust
Ist, Thyrsis, dir bewust?
Ist Hiacynthenfeyr denn etwan vor der Thür?
Alkoljen oder ouch Hilarien allhier?
Die Zerealien die sind ja auch noch nicht.
Was scheint derhalben Euch denn vor ein Freudenlicht?

Melibeus.

Was Zerealien? Was Hiozynthenfreude?
Es ist auch keines nicht der mehrgenonnten Beyde.
Die Ruh Gomeliens, und dessen stoltze Lust
Soll uns auf heute sein bewust.

Thyrsis.

Ey, ey, wie reimt sich das? das kon ich nicht begreiffen,
Mein lieber Melibe: Das Korn fängt an zu reiffen;
Der Vater Faetons fährt itzund auf der Bohn,
Wo der Nemeische Leu ihn hitzig brüllet an;
Die gantze Luft erschallt von hellem Vogelsingen;
Die Bienen somlen ein und süßes Honig bringen;
Das Feld steht voller Lust; der Kirschbaum bringet Frucht;
Die Lämmer werden groß, und gehen schon zur Zucht,
Wie du ja selber siehst bey deinen fetten Herden,
Und soll Gomelien jetzund begangen werden?
Dos Feld muß blumenloß,
Die Wälder blätterbloß,
Die Auen sonder warmen Sonnenschein
Und überall beschneiet sein:
Der Janus muß die Ström' in kalten Harnisch kleiden;
Der strenge Boreos muß als ein Messer schneiden,
So viel mir ist bewust,
Wenn man ja feyren wil des nun erwehnten Festes Lust.

Melibeus.

Es ist ja zwar,
Wos du itzund gesagt, mein Thyrsis, olles war.
Es schadet aber nicht, daß wir das Fest itzt halten.
Es ist ja besser nun, als in dem schauren Kalten.
Die Heiden haben diß noch ihrer Ahrt gethan,
Wir aber fangen es, wie uns beliebet, an.

Amyntas.

Recht! recht! wir wollen nun, da es fein freundlich wittert,
Das Fest Gamelien begehn,
Eh uns der rauhe Herbst die gute Lust verbittert,
Eh Wald und Feld gantz traurig stehn.
Laß jene Griechen immer hin
Mit blind-verstokktem Sinn
Dos ihrige nach ihrer Ahrt behalten,
Sie mögen ihre Gaukelei begehn im Kalten.
Wem aber, sagt mir doch, wolt ihr zu eigendlichen Ehren
Dieß itzt erwehnten Festes Freudenwesen lassen hören?

Filibor.

Mein wehrter Freund, Amynt, ist dir allein denn unbekannt,
Womit doch schon erfüllt das gantze weite Sachsenland?
Und weist auch nicht, daß heue der Trauetog erschienen
Der schönsten Schäferin, des Fräuleins Aretinen,
Und daß Sie heute wird Chrysandern beygelegt,
Ohn welches Fürstenpaar die Welt nichts ädlers hegt?

Amyntas.

Wie solt' ich, Filibor, viel von den Sachen wissen,
Da ich vorgestern nur hier euren Ilmenfluß
Und eure Brüderschaft durch einen Freundeskuß
Gewürdigt bin zu grüßen?
Es hot vor wenig Tagen
Der Zymbrische Neptun auf seinen blauen Rükken
Mit guten Windesglükken
Mich noch getragen.
Nun aber ich mein Vieh bey euren aus-kan-weiden,
So machet mich doch ouch theilhaftig eurer Freuden,
Ihr vielgeehrte Freund', und soget mir doch nach einander,
Wer Aretine sey, und auch ihr Bräutigom Chrysander.

Thyrsis.

Geehrter Freund, Amynt, die schöne Blume dieser Zeit,
Das Wohnhaus aller Zucht, der Auszug aller Freundlichkeit,
Die lieblich' Aretin', ein ouserwehlte Zier
Der alten Sachsenburg, des Hornesteins alhier,
Der ädlen Schäferey, ist von dem Vaterstomm' entsprossen
Des tapfern Filarets, der dieser Ilmenfelder Fürst,
So stets nach Wissenschaft, noch Weisheit und Verstond,
Noch hohem Heldensinn' und aller Tugend dürst,
Wie dieses von Ihm zeugt so manches Ferneland:
Ja dessen Fürstenbluht von Wedekinden hergeflossen,
Dem unerschroknen Sachsenhelden,
Nach welchem Föbus schon mit seinen Feuerpferden
Nun bald neunhundert mal gezirkelt üm die Erden,
Und seinen Thierkreiß durchgeronnt,
Wie solches wohl bekannt,
Und die Geschlechtregister melden.
Es zeugen auch der Sachsen Ehrenfahnen,
Daß nicht die Fürsten nur gehören mang die Ahnen,
Es ist sein alt Geschlecht mit Königen auch untermengt,

*) Aus Neumark's musikalisch-poetischem Lustwald (Jena 1657).

Und Keyserliches Blut hat seinen Stamm besprengt.
O seelig ist das Land, dem dieses Glükke so begegnet,
Dem GOtt die Obrigkeit so hoch biß in viel tausend segnet,
Von dem Geschlecht ist nun die theure Schäferinn,
Die zweyte Elisthenin,
Die dritte Venusin,
Die vierdte Charitin,
Das huldenreiche Fürstenkind, die Aretine, hergestammet.
Und von der ersten Wiegen an mit Tugendflammen angeflammet.
Ich glaube nicht, Amynt, daß dieses hohe Firmament
In seiner Heiterung so manche Silberlichter kennt,
Als ihre frische Jugend
Mit ungeschätzter Tugend
Ist durch und durch von Hertzen aus besternet
Und gleichsam gantz durchkernet.
Schau, lieber Freund, Amynt, das ist die Fürstenbraut,
Die eintze Tochter Filarets, und ihrer Mutter Leukotheen
Hertzallerliebster Augentrost, den Sie mag in der Welt ersehen,
Die heut Chrysandern noch soll werden anvertraut.

Amyntas.

Verlanget mich doch selbst, ich muß gestehen,
Die hochgerühmte Nymf' einmal zu sehen.
Ich zweifle nicht, Sie werd' auch schöne sein;
Ist ihr Gemüth und Stamm so überaus gestalt,
So wird gewißlich auch hier euer Ilmenwald
Des Leibes Treflichkeit und dessen Schein
Und schöne Gaben
Zu rühmen haben.

Filidor.

Amynt, versichre dich, wenn gleich bey Aretinen
Die Hippomonia, Helen' und Omphale,
Rhorane, Sofonisb' und jene Rhodope,
Bozen' und andre mehr erschienen mit Eginen,
Wir würden gerne weichen,
Und unsrer Schäferin, die wie Dione prangt,
Was Leibeszierlichkeit und Schönheit anbelangt,
Die Siegespalmen reichen.
Denn schau die Augen an, wie sie so strahlend blinken,
Schau, wie so züchtig sie den keuschen Hertzen winken,
Und hat die harten Sinnen
Mit Anmuth zu gewinnen,
Verborgne Kraft und Macht.
Man sehe doch nur, wie die Felder ihrer Wangen,
Mit weisvermischtem Roth', als Ros- und Lilien prangen:
Wer kan da nicht mit Lust und innerlichen Freuden
Auf dieser Fürstenau,
So täglich überflossen
Mit süßem Tugendthau,
Wer nur kein Mopsus ist, die Aug-und Sinnen weiden?
Thut Sie nur ihren Mund, die rothkorallne Pforten
Der Keuschheit Tempel, auf,
Und man merkt sinnig drauf,
So wird man sehn, wie Sie mit ihren Honigworten
Die Seelen weiß zu binden.
Gar schwerlich wird man wo noch eine Nymfe finden
In aller Fürsten Schäferey,
So Aretinen zu vergleichen sey.
Es sind noch wenig Jahr vom Antritt ihres Lebens abgeschlossen,
Wenn künftig Priapus die Nüsse schlagen lässet,
Und Evan seinen Saft aus reiffen Trauben presset,
So sind erst funfzehn Jahr,
Daß Sie gebohren war,
Und scheinet doch, als wenn Sie Pallas dreissig Jahr hett' übergossen,
Und angefeuchtet ihre Lippen.
Mit klarem Aganippen.
Hier sieht man, daß Verstand und Tugend sich auch paaren
Mit zahrten jungen Jahren,
Und daß der Weisheit Witz,
Nicht allzeit seinen Sitz
Hab' in den grauen Haaren.
Weg liebende Klarind'! Hinweg verschmitzte Doris!
Weg schöne Candorill! weg Hertzensdiebin Chloris!
Weg kluge Galate! weg freundliche Lykoris!
Katulla, Fillis, weg! und wer ihr immer seyd,
Ihr habt gemeiniglich an schnöder Eitelkeit,
Die Euch so wohl bewust,
Eur hertzbeliebte Lust.
Der Aretinen Mund ist aber anders nicht geübet,
Als nur zu reden das, was GOtt und jeder Mensch beliebet,
Es ist Ihr anders nicht bekannt,
Als Weisheit und Verstand.
Wie kans auch anders sein? Was Fürstlich ist erzeuget,
Dasselbige sich auch auf Fürstensachen neiget.
Was ein gestirnter Geist hiernieden bringt hervor,
Das schwinget sein Gemüth' auch wieder bald empor.
Ein Adlerin, wie jung sie sey, beliebt nicht Sümpf' und Thalen,
Sie kehrt und wendet ihr Gesicht nach Föbus hohen Straalen,
Wie ihres Vaters Brauch,
So thut dieß Fräulein auch.
Amyntas solltest du Sie nur die Seiten rühren hören,
Wenn sich zur Mittagszeit Apollens heisse Sonnen mehren,
Wenn Sie ihr fattes Vieh' hin in den Schatten treibt,
Und eine Zeitlang dort bey Filareten bleibt,
Bey ihrem treuen Rahter,
Und liebsten Herren Vater,
Du würdest in dir selbst entzükket bey ihr stehn,
Und mit Verwunderung auf ihre schlanke Finger sehn:
Insonderheit, wenn Sie ein geistlich Lied drein singet,
Die Sinnen und das Hertz geflügelt aufwärts schwinget,
Und ihrem treuen GOtt ein Opfer dadurch bringet.
Wiewohl stehn doch des Himmels Liebesflammen
Und Hochgebohrner Fürstenstand beysammen!
Was ein sehr schöner Stein in einem göldnen Ringe thut,
Das thut die Gottesfurcht bey einem jungen Fürstenblut.
Sie, Aretine, steht in allen ihrem Wesen
Aus vielen tausenden gleich wie ein Schatz erlesen.
Wie alle Stern', ob schon Sie in sehr großer Menge stehn,
Und derer etliche vor andern klärer anzusehn;
Insonderheit Boot, Kalisto oder auch die Ziegen,
Doch ihre Königin, Selenen, müssen lassen siegen:
So eben läst man Sie den ädlen Preiß gewinnen,
Daß Sie die Krone sei von allen Schäferinnen.

Amyntas.

Mein lieber Filidor, mit Lust hab' ich gehöret
Der Aretinen Lob, ich bin fast gantz bethöret,
Daß solche zahrte Jugend
So große Fürstentugend
In ihren Sinnen hegt. Nun wunder' ich mich nicht,
Daß dieser Schäferinn hochflammend Tugendlicht
In des Chrysanders Hertz mit aller Macht geblitzet,
Dasselb' in keuscher Brunst almählich angehitzet,
Den Mitteltupf ergründet,
Und endlich gar entzündet.
Wie kan Chrysander nun ein ander Mittel haben,
Daß Er das matte Hertz recht wirklich möge laben,
Als durch die Zukkerflüsse
Der Aretinen Küsse?
Durch ihren süssen Mundeshauch muß Er das Feuer dämpfen,
Mit welchem er so lange Zeit bißher hat müssen kämpfen,
Fahrt aber weiter fort, ihr Brüder, mir Bescheid zu geben,
Wer Aretinen Hertz? Wer ihr erwehltes liebes Leben?
Und wer Chrysander sey? dieweil es Euch bewust,
Daß ich mich recht mit Euch bedienen kan der Lust.

Filidor.

Erzähl' Ihm, Melibe, weil du daselbsten bürtig,
Weil dir der schnelle Saalenstrand
Ist wohl bekannt,
Wo unser werther Fürst, Chrysander, seine Herden
In voller Weide sieht. Der ädle Schäfer ist es würdig,
Daß seine Gaben recht hier abgebildet werden.

Melibeus.

Ihr lieben Brüder, hört: so wenig einer kan das Meer ergründen,
So wenig jemand kan die Zahl' der Stern' am Firmamente finden,
So wenig einer wird durch Ell' und Maß den Erdenkreiß ümschweiffen,
So wenig werd' ich auch Chrysanders himmelgleiches Lob ergreiffen.
Wer deß sich untersteht,
Der wird aus großen Sachen
Nur kleines Stükkwerk machen,
Dieweil Chrysanders Rahm' auch über Pindus geht.
Wer weiß nicht, daß sein Stamm vom Engernkönig kömmet,
Und so, wie Aretin', auch seinen Ursprung nimmet?
Man sehe nur dorthin, auf jenen unerschroknen Elbenheld,
Den alten Poliarch, der schon berühmt der angelweiten Welt
Durch manche schöne That: den man dort sitzend schauet,
Dem sein groß Alterthum das Haar versilbert und begrauet.
Des Sohn ist nun Chrysander,
Der andere Lysander
Des Vaters hoher Geist ist ihm in der Natur geschenkt,
Des Vaters Ebenbild ist ihm ins Ritterherz gesenkt.
Ein Leue zeugt kein Schaf: Ein Adler keinen Sperling:
Ein Habicht keine Taub: Ein Wahlfisch keinen Schmerling,

Ein tapfrer Heldenmuth
Pflanzt allzeit ädel Blut.
Sieht man Chrysanders Thun, und seinen Wandel an,
Das Fürstliche Beginnen
Der Sternbekanten Sinnen,
So merket man es leicht, daß er die Klarosbahn
Genug betreten hab'. Imgleichen daß er seine Brust,
Als welcher Tapferkeit und Tugend gnug bewust,
Im Thermodonerstrohm gewaschen und gebadet.
Des Himmels Obermacht,
Die sonderlich vor solche Geister wacht,
Hat unsern Hertzogen, Chrysandern, so begnadet,
Daß, wenn ichs nur darf wagen,
Nach Heldenart zu sagen,
Kambyses, Aratus, und Alzibiades,
Timoleon, August, Arthur, Themistokles,
Pompejus, Artaxerx, der tapfre Afrikanus,
Und jener Musenfreund, der trefliche Trajanus,
Sich schon dahin erklärt, Chrysanders ädlen Geist,
Wann endlich Er einmal von dieser Erde reist,
Welchs doch die Himmelskraft noch lange woll' erwehren,
Mit unter ihre Zahl zu nehmen und zu ehren,
Daß neben ihnen Er auch nach dem Tode leb',
Und wie Er würdig ist, bey ihnen ewig schweb'.
Also wird der Verstand und ritterliche Tugend,
Die man fest eingepfropft in annoch zahrter Jugend,
Nach dieser Sterblichkeit geehret und bethront,
Vergöttert nach dem Tod' und herrlich abgelohnt.
Ein Pöbelgleicher Sinn läst mit dem Leibe sich begraben:
Ein Tugendgeist lebt aber noch mit allen seinen Gaben,
Ob ihn gleich Lethens herber Pfeil gesuchet hat zu fällen:
Mnemosyne trägt ihn hernach zu seinen Ehrenstellen,
Und setzt uns seinen Ruhmenshall und seine Treflichkeiten
Vor Augen, als ein Spiegelglas nach vielen hundert Zeiten.
Was kürtzlich des Chrysanders Ruhm belanget,
Womit Er in der Welt vor andern Hürten pranget,
So schaut in diesen Wald,
Und seht, wie jener Zederbaum so prächtig sey gestalt,
Daß auch nicht ein Baum weit und breit
An seinen Gipfel reichet,
Und an der schönen Zierlichkeit
Ihm im geringsten gleichet
Daher urtheilet nun Chrysanders Lob. Ich schwere bey den Myrten,
Er bleibet an dem Saalenstrand ein Hertzog aller Hürten.
Wenn ich absonderlich hier seine Gaben sollt erzehlen,
So würde mir die Zeit, und Stund', und Sprach' und Wörter fehlen.

Amyntas.

So hab ich gleichwohl nicht, so lang ich leb', erfahren,
Viel weniger gesehn, solch gleiches Paar sich paaren.
Wie aber sein die Beyd' im Anfang doch zusammen kommen?
Und wo hat diese Lieb' ihr erstes Lieben hergenommen?

Filidor.

Mein Freund, Amynt, hör zu, ich will dir kürtzlich sagen,
Wie dieses sey geschehn vor kurtzverwichnen Tagen:
Es war gleich in dem Lentzen,
Da Wiesen, Feld und Wald von schönen Blumen gläntzen,
Als einst Chrysander kam
Den Stab und Tasche nahm,
Und seine Knaben hieß die Schaf' hinaus zu weiden,
Da ER denn selbst mit gieng, und seines Hertzens Leiden,
Worein Klarindens Tod vor kurtzer Zeit ihn setzte,
Im treiben wohl erwegte,
Bis ER sich niederlegte,
Und sein betrübtes Hertz mit sanfter Ruh ergetzte:
Er schlief darüber ein. Bald träumt' Ihm, wie Dione
Mit ihrem kleinen Sohne
Zu Ihm gegangen kähm', und sagte diese Worte:
Nicht so ihr ädler Hürt! Was wolt ihr fort und forte
Das Hertz mit Grämen fressen?
Und nicht des Leides wiederüm vergessen?
Klarinde war zwar hochbegabt und schön in ihrem Leben,
Denkt aber, daß der Höchste kan dergleichen wieder geben.
Was hin ist, bleibt wohl hin,
Und kömmet nimmer wieder.
Schlagt ihr derwegen denn den freyen Fürstensinn,
Und das Gemüth im Kummer also nieder?
Auf, hochgebohrner Frürst, auf tapferer Chrysander!
Was durch des Himmels Schikkung ist geschehn,
Das lasset mit Geduld nur also gehn.
Schaut in den Ilmenfeldern
Und dort in Hornsteins Wäldern,
Da weidet schon ein' Ander':
Es hat das Thrigeterland
Ohn dieß gewünschte Bild nicht eine schön're Schäferinn,
Wo mich nich treugt mein Sinn,
Sie wird darüm nach Griechenahrt von Tugend hergenannt.
Dieß soll das bittre Leid mit süßer Lust ersetzen,
Und euer mattes Hertz mit stolzer Freud' ergetzen.
Drüm gebet nicht so bald verlohren
Der grünbelaubeten Pandoren,
In dieser Trauerzeit,
Zur neuen Frölichkeit.
Auf, auf, Chrysander, auf, und stellt das Trauren ein,
Zu eures Hertzens Trost soll bald ein' Andre sein.
Nach dem Sie dieß geredt, hat Liebreitz seinen Bogen
Bepfeilt, und solchen losgezogen,
Chrysanders Hertz' entzündt,
Und drauf geschwind
Mit seiner Mutter weg geflogen.
Der neuverwundte Hürt, Chrysander, liegt gestrekket,
Und wird, ich weiß nicht wie, von etwas aufgewekket;
Er fühlt in seinem Hertzen
Die heisse Liebeskertzen.
Wie, spricht ER, ist mir denn geschehen,
Was hab' ich denn im Schlaf' ersehen?
Ich fühl' ein neues Feur, und kan doch nicht erkennen,
Wornach die Flammen brennen.
Er denkt dem Taume nach,
Vergisset allgemach
Sein vorig Sinnbetrüben,
Er fänget an zu lieben:
Er nimmt die Reise vor nach unsern Ilmenauen,
Und wil auf selchen nur die Schäferinnen schauen.
Es trug sich aber zu, daß Fürst Chrysander kam auf eben selben Rein,
Da bei erfreutem Sonnenschein
Die Tochter Filarets, die Hürtinn Aretine,
Bey ihrer Heerde selbst erschiene:
Chrysander sieht Sie an, und wundert sich ob ihrer Tugend
Womit so reichlich war geschmükket ihre zarte Jugend.
Der Schäfrin schöne Zier, und heller Tugendschein
Bestraalet Ihn mit Macht, und dringt zum Hertzen ein.
Es schlagen seine Liebesflammen
Bey Ihm in voller Gluth zusammen.
Ihn deucht, Er könne nun nicht eine Stunde leben,
Wo nicht diß liebe Kind,
Das ihm sein Hertz mit ihrer Anmuth bindt,
Ihm eigenthümlich werd', als Ehgemahl gegeben.
Er gehet zu ihr zu, und redt Sie freundlich an,
Bringt zukkersüsse Schertz' und Liebesreden auf die Bahn,
Bemühet sich aufs best, ein solches Wort zu finden,
So ihr das zarte Hertz mit Gegenliebe mögte binden.
Sie aber schämet sich,
Wie wohl sie innerlich
Auch allbereits die Liebesflammen fühlet,
Und, daß sie möchten ihr bald werden abgekühlet,
Im Hertzen heimlich wünscht. Sie weiset Ihn zum Vater hin,
Spricht, daß Sie einig hang an dessen Will' und reiffem Sinn'.
Ein fromm gehorsam Kind geht in der Freyerey
Der Eltern guten Rath und Willen nicht vorbey.
Sie läst es Filaret, den lieben Vater, wissen,
Der gleich nicht ferne war, der ist auch bald beflissen,
Zu kommen hin zu ihr mit seiner Hertzogin, der Leukoteen,
Um diese Wichtigkeit verständig anzusehen.
Denn, sagt ER, Lieber Schatz, wir müssens überlegen,
Und solches hohe Werk im Hertzen wohl erwegen,
Die Welt ist wunderbar
Und stekket voll Gefahr.
Gar selten wird ein Ding zu seinem Zwekke kommen,
Das nicht mit reiffem Rath und mit Verstand ist vorgenommen.
Chrysanders keusche Gluth wird aber bald durch seinen treuen Mund
Nach kurtzgepflogner Red' Ihm offenbar und kund.
Ein recht verliebtes Hertz kan man nicht hinderdrükken,
Es bricht doch bald heraus, und läst die Treue blikken.
Man stürtze was man woll' auf ein starkflammend Licht,
Und schau, ob nicht sein Schein aus seinem Dekkel bricht.
Denn, sagt' ER, wehrter Herr, hier steht mit einem Worte
Mein treuverliebter Sinn, und meines Hertzens Pforte
Eröffnet angelweit, ich sag' ohn' Heucheley,
Daß ich in Euer Kind getreu verliebt sey.
Erbiete mich, dasselb' im Hertzen einzuschliessen,
Mich soll üm Sie allein zu ehren, nichts verdriessen.
Ihr wisset, wer ich bin, ich bin genug bekannt,
Ihr seht mich hier vor Euch, Ihr wisset meinen Stand,
Wir sind von einem Stamm der Sachsen hergeflossen,
Ich bin, wie Aretin', aus einem Haus' entsprossen.

Drüm gebt mir, Filaret, hochtheure Leukote,
Das Jawort, oder Nein, weil ich noch vor Euch steh'.
Drauf sprach der alte Fürst, der ädle Schäfer Filaret:
Wohlan, mein theurer Freund, Chrysander, hertzgeliebter Sohn,
Da nehmt, geliebter Prinz, mein einge Tochter hin,
Als Eurer treuen Lieb' erwünschten Lohn,
Die Ich aus rechtem Vatersinn
Euch zum Gemahle geb', und nun da vor Euch steht.
Hat GOtt das keusche Feur in Beyden angezündet,
GOtt, der alleine nur der Menschen Herzen bindet,
Wohlan! so red' ich nichts, wie auch mein Ehgemahl,
Zu wider diesem Werk. Was von dem HErren kömmt,
Was von dem Himmel her den Sterblichen bestimmt,
Gefält uns billich auch. Des Höchsten Gnadenstraal,
Bestraal' euch, daß ihr Beyd' in tausend möget wachsen,
Durch Euch woll' unser Haus, das alte Haus von Sachsen,
In gutem Wachsthum stehn. Ich bilde mir ja ein,
Daß euer hertzgeliebter Vater,
Mein werthester Herr Vetter,
Der große Landesrather,
In manchem Unglükswetter,
Der tapfre Poliarch, zufrieden werde sein.
Chrysander sprach: Ja gern. Damit trat Er mit Freuden
Zur Aretinen zu, vergaß sein vorig Leiden,
Boht' Ihr das erste Liebespfand,
Die treue Hand,
Und sprach: Mein liebster Schatz, mein' auserwehlte Sonne,
Mein Leitstern, Ander-Ich, mein hertzgeliebte Wonne,
Mein Seelchen, nehmet hin, das, was Ihr haben wollt,
Das noch weit besser ist, als ädle Stein' und Gold,
Ich meine dieß mein Hertz, das sonsten nichtes achtet,
Als reine Lieb und Treu, das eintzig dahin trachtet,
Und alle Kräfte strekt, gantz ohne falsche List,
Zu thun, was Euch gefällt, und Ehren-dienlich ist.
Nach diesem schenk' ich Euch beliebtes Gut und Geld,
Mein Wollen-volles Vieh', und Auenreiches Feld,
Die Wälder voller Wild, manch schöne Schäfereien,
Und was des Höchsten Gnad' hat wollen mehr verleihen.
Dies nahm Sie freundlich an, und gab den Hertzensschluß
Mit diesem an den Tag: Hertzallerliebster Schatz;
Ihr trautster Aufenthalt, ihr meiner Freuden Platz,
Ihr Seele meines Trosts, stimmt GOttes Gnadenwillen
Mit meinen Eltern ein,
So wil mein' Obdach sein,
Derselben guten Raht gehorsamst zu erfüllen.
Erkläre mich darauf, daß nimmer mehr ein Ander
Mein Hertz beherschen soll, als ihr, mein Kind Chrysander,
Seht mein getreues Hertz, das wie ein Demantstein,
In euer Liebesbrunst gantz sonder wanken steht,
Das Euch auf jedem Wink zu guter Folge geht,
Biß Lethe mich gestürtzt ins dunkle Grab hinein.
Ein Handschlag muste nun, manch zukkersüsser Kuß
Und ein hertzfreundlich Lachen,
Den Abschied feste machen.
So ist das Fürstenpaar, mit Liebesflammen übernommen,
Wie itzo kurtz erzählt, mein Freund Amynt, zusammen kommen.

Amyntas.

GOtt spreche nur sein Amen drein,
So wird es wohl gepaaret sei.
So ist nun dieß der Tag, da Sie das rechte Priesterband
Zu dem von GOtt gesetzten Ehestand,
Wird unauflöslich binden?
Da sich die Hertzenslieb' im Werke fest wird gründen?
Ist heut Gametien, weß Anfangs Ihr gedacht?
Soll heute dieses Fest denn werden durchgebracht?
Recht wohl gethan! Es wil uns aber auch gebühren,
Die hohe Fürstentrau mit einem Glükkswunsch anzuziehren.

Thyrsis.

Es ist gebräuchlich zwar, ihr meine liebe Brüder,
Daß einer jungen Braut,
Und ihrem Bräutigam, dem Sie wird anvertraut,
Man neugesetzte Lieder
Zu Ehren abesingt,
Und neben diesem auch ein Brautgeschenke bringt.
Weil aber wir zu schlecht, und nichtes geben können,
Was angenehme sey dergleichen hohen Sinnen.
Weil Amalthe ihr Horn nicht über uns gegossen,
Und Tagus göldner Strohm gar seicht bey uns geflossen,
So hab' ich mich bedacht,
In dem Ihr, meine Lieben,
Mit Reden eure Zeit vertrieben,
Und hab ein neues Werk der Versch' hervorgebracht,
Das ziemlich schwehr und mühsam fället,
Wenns nach der reinen Kunst gesetzet werden soll,
Das nicht wie hinkend geht mit Fehlern voll,
Das selten seinen Schritt und Gang
Erhalten wird ohn' allen Zwang,
Deß Zeilen ihren Nahmen hätten,
Wenns Euch beliebte, von den Ketten,
Weil sich ein ieder Versch zur andern Zeil gesellet,
Geschlossen in sich selbst, wie rundgekrümmte Schlangen,
Das Ende reimet sich mit dem, was angefangen,
Der Mittelreim muß aber also stehn,
Daß allzeit zwei und zei geschränket anzusehn.
Wenn aber iemand wil recht eigendlich dieß wissen,
So wird es in ein Kupferblat gebildet werden müssen.
Sonst lässet sichs nicht recht, wie solches soll, verstehn,
Hier könnt ihr dessen Prob' in seiner Ordnung sehn,
Und darauf alsobald,
Wie es in Kettenahrt gestalt:

Großer GOTT,

Streue - deinen göld - nen Regen, auf dieß Paar und Sie er freue,
Schaue - Sie in vol - lem Segen und mit Nectar Sie be thaue:
Blikke - deiner - Gütig - keit - - wollen Sie in gu - tem Glükke
Sehen - lange Jahr und Zeit - - als den. grauen Nestor stehen:
Fernen - soll sich al - les - Trübe von den ädlen Fürsten sternen,
Leiden - Haß, und Zwist der Liebe soll sich weit von Ihnen scheiden:
Kertzen - der ge - treuen - Gunst blinket stets in ih - ren Hertzen,
Leget - - täg - lich zu der Brunst was da keusche Flammen heget.
Sachsen wolle durch die Weide als ein grüner Palmbaum wachsen,
Dessen - Zweige vol - ler Freude an der Mehrung uner messen,
Sprossen grü - nen al - le Jahr - von dem Himmel wohl be gossen,
Amen - - spricht all Hürten schaar in des Aller - höch - sten Nahmen.

Mit dieser neuen Ahrt
Auf Kettenahrt gepaart
Wil ich, und ihr mit mir, die wehrten Beide binden,
Daß Sie dadurch verknüpft erleben große Jahr'.
Wir zweifeln nicht, es werde GOTT des Wunsches Wirkung finden.
Du aber, Melibe, wirst schon ein Liedchen setzen,
Die Fürstenschäfer-Zunft mit solchem zu ergetzen.
Ich weiß, daß du der Sing- und Seitenkunst sehr gründlich bist erfahren.
Das Stimmwerk ordne du, ich wil die Zeilen paaren,

Melibeus.

Es ist, mein Thyrsis, gut, es ist sehr wohl bedacht,
Die neue Kettenahrt ist angenehm gemacht.
Ich wil mein bestes thun, die Stimmen aus-zu-ziehren,
Du wirst das Lied in seiner Tichterei,
Daß es fein geistlich fliessend sei,
Schon setzen, und den Fleiß darinnen lassen spühren.

Amyntas.

Was könnten wir doch angenehmers schenken?
Was solten wir wohl würdiger bedenken?
Geschmeide, Geld, und Gut wird ja nur beigeleget,
Es wied nur eine Zeit von Manchem groß gemacht,
Und endlich doch hernach geschlagen aus der Acht,
Viel weniger man dessen denket,
Der solche Sachen hat geschenket,
Es wird verlohren,
Was wohl verschlossen war zuvoren;
Die kunstgesetzte Schrift, die eines Menschen Lobschall heget,
Bleibt aber ewig stehn,
Und läßt desselben Ruhm, dem Sie gesetzt zu Ehren,
Nach tausend Jahren hören,
Und manches schöne Lob in grüner Blühte sehn.

Wir hoffen auch, es wird Chrysander sich bequemen,
Wie auch sein' Aretine,
Die andre Menschengöttin' Egine,
Was unsre Demuht giebt, in Gnaden anzunehmen.
Ein sternverwandter Geist nimt gerne dieses an,
Was ein getreues Hertz in Einfalt geben kan,
Und siehet mehr auf das Gemühte,
Als auf der Gaben Güte.

Thyrsis.

Seht da, da ist das Lied, nach seiner Tichterei.

Melibeus.

Und hier, mein Thyrsis, auch sein' eigne Melodei.

Filidor.

Ich wil, wenns Euch beliebt, des Liedes Sätze singen.

Amyntas.

So wollen wir darein die Instrument' erklingen.

Lied.

1.

Auf! du ädles Stammhaus Sachsen, brich in Freuden aus,
Laß sich deine Lust erthürmen biß ans Wolkenhaus,
Jauchtze, dz auch selbst der Silber-Chor der Sterne
Deiner Freuden Hall in seinen Lüften lerne.

2.

Merkst du nicht, daß auch das stumme Gebicht sey entzükt,
Und daß dessen gantze Gegend sey in Lust verrükt,
Deiner Ilmen Nachbarschaft, die Auen,
Lassen sich viel schöner, als im Lentzen, schauen.

3.

Schau, die blöden Najadinnen haben es gewagt,
Und, nach dem man deine Freuden ihnen angesagt,
Sind ans Ufer ausgetreten, und zu Ehren
Lassen Sie manch Liedchen diesem Feste hören.

4.

Dieses ist ein Tag der Freuden, ein gewünschter Tag
Da ein Jeder, dem beliebet, seh- und schauen mag,
Dich in deinem Freudenwerke herrlich stehen,
Als in vielverwichnen Jahren nicht geschehen.

5.

Zwey der ädlen Sachsenreiser, die der Himmel ehrt,
Und in gleiche keusche Flammen weislich hat verkehrt,
Fassen heut' in Treu' einander, wie die Reben,
Ihre Lust, den Ulmenbaum, verliebt ümgeben.

6.

Aretine wird Chrysandern heute beigetraut,
Aretine, die man prächtig, als die Sonne, schaut,
Heute scheinen die gewünschte Freudenstunden,
Da die beide Hertzen werden fest gebunden.

7.

Sie befestigen das Bündniß, daß Sie aufgericht,
Wechseln Flammen keuscher Liebe; was der Mund verspricht,
Hat das Hertze demantfest' in sich gepreget,
Welches gleich den Klippen stehet unbeweget.

8.

Auf derwegen, liebes Hornstein, brich in Freuden aus,
Laß sich deine Lust erthürmen, biß ans Sternenhaus,
Wir, die wir in unsern Wäldern dieß vernommen,
Sind, mit diesem Wunsch das Fest zu ehren, kommen.

9.

Wachset, ihr berühmte Zweige, nehmet reichlich zu,
Grünet, blühet, bringet Früchte, schwebt in Fried' und Ruh.
Hochgebohrner Hertzog, Heldin hoher Sachsen,
GOTT der laß euch Beide zu viel tausend wachsen.

Amyntas.

So weren dieses nun die Hochzeitgaben
Womit wir beiden Hertzen,
Als Held- und hellen Tugendkertzen,
In Unterthänigkeit heut wollen aufgewartet haben.

Thyrsis.

Amynt, es ist genug an diesen unsern Gaben,
Man weiß wohl, daß wir nicht viel Goldestonnen haben.
Die großen Wasseström' ertheilen große Fische;
Wer großen Vorrath hat, der träget viel zu Tische;
Ein kleiner schwacher Baum kan nicht viel Früchte geben;
Man nimt nicht Fäßer voll von wenig schlanken Reben;
Das Hertz wird angesehn, und nicht der Gaben Schwehre.
Sinctens Wassertrunk erlanget gleich die Ehre,
Als Krösus Goldesklump. Doch, wenn es Euch beliebet,
So sey, daß Jeder noch drey fette Lämmer giebet,
Mit Bändern fein geputzt,
So sind ihr gleich ein Dutzt.

Filidor.

Wohlan! es bleibt dabei, wir lassen uns behagen,
Mein Thyrsis, was du itzt uns freundlich vorgeschlagen.

Amyntas.

Ist aber etwas sonderliches auch dabei zu sehen,
Wie in gemein es pflegt bei solchen Festen zu geschehen?

Thyrsis.

Ja freylich! Sehet nur das Gebicht Höltzlein an:
Betrachtet dessen Lust und hundertfache Freuden
Von Filareten angestellt, zu Ehren diesen Beiden;
Seht nur das Schau- und Urthels Haus; die grüne Ritterbahn,
Das lange Kugelspiel;
Der Rohr- und Bogenschützen hohes Vogetziel;
Hört nur Pans Satpfeiff' an; der Satyren Schalmeien;
Der Driaden ihr Paukenklang;
Und der Napeen Lustgesang;
Merkt auf den Bauerreihen,
Den Mopsus Springebein, Menalkas und sein Sohn,
Alzippus Schlafelang, der läpsche Koridon,
Lyziskus Krausekopf,
Dametas Sauertopf,
Und Meris Schlinkeschlank mit ihren Geethen führen,
Und noch manch' andre Lust, so werdet ihr drauß spühren,
Wie kostbar, groß und mancherle
Des Festes Freude sei.
Was sonst für Fürstenpracht in Hornsteins Lustgemächern,
Auf dessen schönem Saal' und Gartengleichen Dächern,
Wird vorgehn, sag' ich nicht: Es wird sich selber zeigen.
Drüm wil von solchen ich anitzo stille schweigen.

Amyntas.

Was säumen wir denn hier,
Nach Hornsteins schöner Lust zugehn,
Weil schon der Mittag vor der Thür,
Und selbst mit Augen anzusehn,
Was Thyrsis itzt erwehnet?
Wer ist denn unter uns, der sich nach dieser Lust nicht sehnet?

Thyrsis.

So lasset uns denn gehn. Und ihr, ihr muntern Hürtenknaben,
Komm' einer von Euch her, und les' ein Dutzet Lämmer aus
Aus allen Herden hier, und jage sie bald heim nach Hauß
Und wasche Sie fein weiß, laß Schäfrin Fillis sie fein zieren
Mit buntem Seidenband', und treibe Sie denn zu uns Vieren.
Ihr Andern aber solt das Vieh' in guter Obdach haben,
Pflegt, tränkt, und füttert es, so weit und viel es ihm von nöthen,
Wenn denn Apollo weicht, und fängt den Himmel an zu röhten,
Wenn Hesperus sein Heer, die ungezählten Silbersterne,
Zur Nachteswache führt; Hört, wenn ihr solches seht von ferne,
Und unser Wollenvieh mit weiden müd' und satt ist worden,
So treibt Sie immer fort, zur Ruh, nach ihren sichern Horden,
Und wartet fleissig auf, biß wir zurükke wieder kommen.
Ihr habet dieses ja, ihr lose Schelmen, wohl vernommen!

Erdmann Neumeister,

ein durch seine Streitigkeiten ebenso sehr als durch seine Lieder bekannter Dichter, ward am 12. Mai 1671 zu Uechteritz bei Weißenfels geboren, studirte zu Pforta und Leipzig alte Sprachen und Theologie und wurde 1697 Pfarrsubstitut zu Bibra in Thüringen, wo er 1698 als Pfarrer und Superintendenturadjunct angestellt wurde. 1704 kam er als Hofdiakonus nach Weißenfels, erhielt hier bald die Hofprediger- und Erzieherstelle bei der jungen Prinzes-

sin, folgte aber 1706 dem Rufe als gräflich Promnitzischer Oberhofprediger, Consistorialrath und Superintendent nach Sorau und ging 1715 als Hauptpastor zu St. Jacobi nach Hamburg. Hier starb er als Senior des geistlichen Ministeriums und kaiserlich russischer und schleswig-holsteinischer Oberconsistorial- und Kirchenrath am 18. August 1756.

Er verfaßte:

Der Zugang zum Gnadenstuhle Jesu. Weißenfels 1705; 8. Aufl. Ebendas. 1717, 12.; letzte Ausg. Jena 1770.

Geistliche Cantaten. Halle 1705.

Die allerneuste Art zur reinen und galanten Poesie zu gelangen, ans Licht gestellt von Menantes. (Hamburg 1707. N. A. 1728.) (Ohne sein Wissen gedrucktes Collegium.)

Fünffache Kirchenandachten. Leipzig 1716, 8. Als: Fortgesetzte fünffache etc. Hamburg 1728, 8.

Evangelischer Nachklang. Hamburg 1718, 8.

Geistliche Bibliothek. Ebendas. 1720, 4.

Poetische Gedenksprüche. Ebendas. 1754.

Psalmen, Lobgesänge und geistliche Lieder. Ebendas. 1755.

Lateinisch, aber für die Geschichte der deutschen Litteratur jener Zeit von Interesse:

Specimen dissertationis historico-criticae de poetis germanicis huius seculi praecipuis. s. l. 1694, 4. 3. Aufl. Vitembergae 1708, 4.

Früher im Geschmacke Hoffmannswaldau's dichtend, wandte sich N. in späteren Jahren mit Vorliebe dem geistlichen Liede zu und leistete hier für seine Zeit Vortreffliches, von dem sich Manches in unseren Kirchengesangbüchern bis auf uns erhalten hat. Als Theolog war er gleichfalls sehr geschätzt.

Meister Heinrich von Neustadt, s. Meistersänger.

Maximilian Alexander Philipp, Prinz zu Neuwied.

Dieser treffliche und geistreiche Reisebeschreiber ist der Bruder des Fürsten August von Wied-Neuwied und wurde am 23. September 1782 zu Wied geboren. Früh zu naturhistorischen Studien hingezogen und durch A. von Humboldt's Beispiel angeregt, unternahm er 1815 eine Reise nach Brasilien, von welcher er 1817 zurückkehrte und vom König von Preußen zum Capitän und Ritter des rothen Adlerordens 2. Cl. ernannt wurde.

Litterarisch bekannt ist er durch:

Reise nach Brasilien in den Jahren 1815—17. Frankfurt am Main 1820, 2 Bde. 4.

Abbildungen zur Naturgeschichte. Weimar 1822 etc. Fol.

Beiträge zur Naturgeschichte von Brasilien. Ebendas. 1825—30, 3 Thle. gr. 8.

Des Prinzen von Neuwied Reisebeschreibung steht als eines der trefflichsten deutschen Werke dieser Gattung in hohem Ansehn, da es eben so reich an wissenschaftlicher Belehrung, wie an anziehenden Naturschilderungen und interessanten Beobachtungen ist.

Alexander Gustav Wilhelm Nicolai,

als Schriftsteller meist nur Gustav Nicolai genannt, ward am 28. Mai 1795 in Berlin geboren, wo sein Vater als preußischer Geheimerath und Director der Seehandlung lebte. Er erhielt seine erste wissenschaftliche Bildung auf dem Gymnasium zu Königsberg in der Neumark und dem des grauen Klosters zu Berlin, und trat dann nach kaum zurückgelegtem siebenzehnten Jahre als freiwilliger Jäger in das preußische Heer, mit welchem er den Schlachten bei Groß-Görschen und Bautzen beiwohnte. Nach dem Waffenstillstande wegen seiner zarten Constitution als halber Invalide entlassen, studirte er nun zu Breslau und Halle die Rechte, arbeitete darauf als Auscultator und Referendar in Magdeburg und Naumburg und erhielt dann das Amt eines Divisionsauditeurs der zweiten Gardedivision zu Berlin, welches er gegenwärtig noch bekleidet. In neuester Zeit nahm er an den Arbeiten der preußischen Militär-Gesetz-Revision zu Folge höheren Auftrages Theil.

Von ihm erschien:

Die Geweihten oder der Cantor aus Fichtenhagen. Humoreske. 2 Bde. Berlin 1829; N. A. 1835.

Jeremias der Volks-Componist. Berlin 1830.

Italien, wie es wirklich ist. 2 Thle. Leipzig 1834; N. A. 1835.

Arabesken für Musikfreunde. 2 Bde. Leipzig 1835; N. A. 1836.

Viele Flugschriften (auch die Brochure „Spontini in Deutschland" Leipzig 1830, wird ihm zugeschrieben), Aufsätze in Zeitschriften u. s. w.

Gründliche Kenntnisse, außer seinen Berufsstudien, namentlich in der Musik und den mit ihr verwandten Wissenschaften, Scharfsinn und Beobachtungsgabe, gute Darstellung und Gewandtheit in Behandlung der Sprache und Form, verbunden mit strenger Wahrheitsliebe und zu Zeiten sehr anmuthigem Humor, weisen G. N. als Schriftsteller einen sehr geachteten Rang an. Heftig wegen seiner Beschreibung Italiens angefeindet, mußte man ihm doch die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß sein Streben ein durchaus lobenswerthes gewesen, und daß nur sein Eifer gegen Täuschungen aller Art ihn mitunter die Dinge habe schlimmer sehn lassen, als sie wirklich sind. — Er hat sich auch als Componist ausgezeichnet, und seine Leistungen auf dem Gebiete der Tonkunst werden von Sachverständigen sehr gelobt.

Christoph Friedrich Nicolai

ward am 18. März 1733 zu Berlin geboren und von seinem Vater, einem dasigen Buchhändler, für den Buchhandel bestimmt. In seiner Ausbildung auf sich selbst verwiesen und durch das gelehrte Treiben der Schulen zu Halle und Berlin den Studien entfremdet, bildete er sich durch sich selbst und gewann erst auf dem neuerrichteten Real-

gymnasium zu Berlin Geschmack an den Wissenschaften. Um so eifriger strebte er aber auch nun nach gelehrten Kenntnissen, trieb zu Frankfurt an der Oder, wohin ihn sein Vater 1749 zu Erlernung des Buchhandels gesandt hatte, unter genauer Erfüllung seiner Obliegenheiten als Lehrling, für sich die lateinische, griechische und englische Sprache und suchte sich auch in der Mathematik, Philosophie und Litteratur fort zu helfen. Gleich eifrig setzte er, als er 1752 nach Berlin zurückgekehrt war, seine Lieblingsbeschäftigung fort und erwarb sich bald durch die erste Frucht dieser Studien, seine „Briefe über den jetzigen Zustand der schönen Wissenschaften", die Freundschaft Lessing's und Mendelssohn's, welchem Bunde sich bald viele ausgezeichnete Köpfe Deutschlands anschlossen. Um ganz seiner Neigung leben zu können, gab er 1757 nach geschehener Erbtheilung mit seinen Geschwistern, die Handlung auf, aber der frühe Tod seines ältern Bruders nöthigte ihn, 1759 deren Direction zu übernehmen. Er that es mit ausdauernder Sorgfalt und ohne dadurch den Wissenschaften entfremdet zu werden. Vielmehr förderte er dieselben sowohl durch Begründung und Mitherausgabe von Zeitschriften, als auch durch Bearbeitung eigener Werke, und erwarb sich dadurch, obwohl häufig angefeindet und nicht immer grundlos bekämpft, allgemeine Achtung und einen weitbekannten Namen. Die Akademien zu München und Berlin nahmen ihn zum Mitgliede auf und die vaterländische Universität ertheilte ihm die philosophische Doctorwürde. Als glücklicher Gatte und Vater, aber zuletzt auf dem rechten Auge erblindet und durch das Schicksal seines Vaterlandes niedergebeugt, starb er daselbst am 8. Januar 1811.

Seine Schriften sind, theils anonym, theils pseudonym:

Untersuchung, ob Milton sein verlornes Paradies aus lateinischen Schriftstellern ausgeschrieben habe. Frankfurt und Leipzig 1753, 8.
Briefe über den jetzigen Zustand der schönen Wissenschaften in Deutschland. Berlin 1755, 8.
Bibliothek der schönen Wissenschaften und freien Künste. Leipzig 1757—60, 4 Bde. gr. 8. (mit Mendelssohn); 2. Ausg. Ebendas. 1760—62, gr. 8. mit Portraits. Fortgesetzt von Weiße.
Sammlung vermischter Schriften. Berlin 1759—63, 6 Bde. gr. 3. mit Portraits.
Ehrengedächtniß Herrn Ewald von Kleist. Berlin 1760, 4. mit Portrait. (Ins Französische und Dänische übersetzt.)
Briefe die neueste Litteratur betreffend. Berlin 1761—65, 24 Theile, kl. 8. (Mit Lessing, Mendelssohn, Abt, Resewitz, Grillo u. Sulzer.)
Thomas Abt's vermischte Werke. Berlin und Stettin 1761—81, 6 Thle. in 8. (Die 3 letzten Theile von Biester herausgegeben.)
Allgemeine deutsche Bibliothek. Ebendas. 1765—92, 107 Bde. gr. 8. mit 107 Portr. (Wurde von Andern als: Neue allgemeine deutsche Bibliothek fortgesetzt, deren Redaction N. vom 5. Bande, 1800—1805, wieder übernahm.)
Ehrengedächtniß Herrn Thomas Abt. Berlin und Stettin 1767, 4. mit Portrait.
Beschreibung der königlichen Residenzstädte Berlin und Potsdam. Ebendas. 1769, 8.; 2. Ausg. 1779, 2 Bde. 8.; 3. umgearb. Ausg. 1786, 3 Bde. gr. 8. mit Grundriß und Charten.
Des Licentiat Simon Ratzeberger's liebreiche Anrede. Berlin 1770, 8.
Eyn feyner kleyner Almanach vol schönerr echterr liblicherr Volkslider 2c. Von Danyel Seuberlich, Schusternn zu Ritzmück. Berlynn unndt Stettynn 1771—78, 2 Jahrgg. 12. mit 1 Titelk.
Das Leben und Meinungen des Herrn Magister Sebaldus Nothanker. Berlin und Stettin 1773—76, 3 Bde. 8. mit Kupf.; 3. verb. Aufl. des 1. Bds. Ebendas. 1776, 8; 4. verb. Aufl. Ebendas. 1799, 3 Bde. 8. mit Kupfern. Neue Ausg. 1814, 8. mit 20 Kupf.
Freuden des jungen Werther. Berlin 1775, 8. mit 1 Vign.
Widerlegung der falschen Nachricht, als ob Herr Gülcher zu Amsterdam ein Bräutigam sei. Berlin 1776, 12.
Einige Zweifel über die Vergiftung des Nachtmahlweins zu Zürich. Berlin 1778, 8.
Leben, Bemerkungen und Meinungen Johann Bunkels. Aus dem Englischen. Berlin und Stettin 1778, 4 Thle. 8. mit Kupf. (mit von Spieren und Pistorius).
Johann Bunkle der jüngere, ein Mann ehrbaren Standes. Aus dem Englischen. Leipzig 1779, 2 Thle. 8.
Bescheidene Zweifel und freimüthige Erklärung wegen des Verbots der Allgemeinen deutschen Bibliothek 2c. in den K. K. Erblanden. Berlin 1780, 8.
Versuch über die Beschuldigungen, welche dem Tempelherrnorden gemacht worden sind. Berlin und Stettin 1782, 2 Thle. 8.; 2. Aufl. des 1. Thls. Ebendas. 1783, 8. mit Kupf. Französisch 1782, 12.
Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz im Jahre 1781. Berlin und Stettin 1783—96, 12 Bde. gr. 8. mit Kupf.; 3. vermehrte und verb. Aufl. der ersten 2 Bde. Ebendas. 1788, 8.
Untersuchung der Beschuldigungen des Professors Garve wider meine Reisebeschreibung. Berlin 1786, 8.
Anzeige (gegen Lavater). Ebendas. 1786, 8.
Anmerkungen über das 2. Blatt von Lavater's Rechenschaft. Ebendas. 1787, gr. 8.
Verzeichniß einer Handbibliothek der nützlichsten deutschen Schriften. Ebendas. 1787; 4. ganz umgearb. und verm. A. 1795, 8.
Oeffentliche Erklärung über seine Verbindung mit dem Illuminatenorden. Ebendas. 1788, gr. 8.
Anekdoten von König Friedrich II. von Preußen. Berlin und Stettin 1788—92, 6 Hefte 8.; 2. verb. Aufl. des 1. Hfts. Ebendas. 1790, 8. Ins Holländische übersetzt.
Nöthige kurze Erklärung über eine Aufforderung des Oberhofpredigers Starke. Berlin 1789, 8.
Letzte Erklärung über einige neue Unbilligkeiten und Zunöthigungen. Ebendas. 1790, gr. 8.
Freimüthige Anmerkung über des Herrn Ritter von Zimmermann Fragmente 2c. Ebendas. 1791—92, 2 Bde. gr. 8.
Anhang zu Schiller's Musenalmanach für das Jahr 1791. Berlin und Stettin (1791), kl. 8.
Geschichte eines dicken Mannes, worin 3 Heirathen und 3 Körbe mit viel Liebe. Ebendas. 1794, 2 Bde. 8. mit und ohne Kupf. N. A. 1814, 2 Bde. 8. mit Kupf.
Leben Justus Möser's. Ebendas. 1797, gr. 8. (Auch im 1. Thl. der vermischten Schriften M's.)
Leben und Meinungen des Sempronius Gundibert. Berlin und Stettin 1798, 8.; neue Ausg. 1814, 8. mit Kupf.
Vertraute Briefe von Adelheid B. an ihre Freundin Julie S. Ebendas. 1779, 8.
Ueber meine gelehrte Bildung, meine Kenntnisse der kritischen Philosophie 2c. Berlin 1799.
Ueber den Gebrauch der falschen Haare und Perrücken in alten und neuern Zeiten. Berlin 1801, gr. 8. mit 66 Kupf.
Gedächtnißschrift auf J. J. Engel. Berlin und Stettin 1806, gr. 8. mit Portrait.
Einige Bemerkungen über den Ursprung und die Geschichte der Rosenkreuzer und Freimaurer. Berlin 1806, gr. 8. mit Kupf.
Gedächtnißschrift auf Dr. W. A. Teller. Berlin und Stettin 1807, gr. 8. mit Portrait.
Philosophische Abhandlungen. Ebendas. 1808, 1. Bd. gr. 8.
Leben und litterarischer Nachlaß, herausgegeben von Göckingk. Berlin 1820.

Außerdem lieferte er Aufsätze und Gedichte in: „das deutsche Museum, die Berlinische Monatsschrift, die Berlinischen Blätter, die Neue Berlinische Monatsschrift, das Archiv der Zeit und des Geschmacks, die Deutsche Monatsschrift, Iffland's Almanach für Theater 2c., Magazin der Erfahrungsseelenkunde" und andere Zeitschriften, Almanachs u. s. w., so wie Vorreden zu mehrern von ihm herausgegebenen Sammlungen von Werken deutscher Schriftsteller.

Nicolai ist zu seiner Zeit eben so sehr zur Ungebühr gelobt, wie verunglimpft worden; während namentlich Schiller und Göthe seine prosaische und nüchterne Richtung in den Xenien auf das Heftigste geißelten und ihn selbst auf empfindliche Weise vor ganz Deutschland lächerlich machten, erfuhr er von andern Seiten Beweise der größten Achtung und Anerkennung. Seine wissenschaftliche Thätigkeit wirkte ohne Zweifel höchst fördernd für die deutsche Litteratur, da sie durch seine Stellung als Haupt einer bedeutenden Buchhandlung und seine Freundschaft mit so vielen ausgezeichneten Männern trefflich unterstützt wuede, auch war er ein durchaus redlicher Mann, der mit warmem Eifer alles Unrecht, alle Verblendung und Uebertreibung im Vaterlande bekämpfte, aber zu beschräukt und einseitig in seinen Ansichten, zu kleinbürgerlich in der Auffassung des Lebens, oft taktlos und zu großes Selbstvertrauen in die Richtigkeit und Schärfe seines Urtheils setzend, ging er zu weit in seinen Bestrebungen und lähmte daduech selbst den heilsamen Einfluß, den er hätte haben können, indem er sich zu oft in Dinge mischte, die ganz außer seiner Sphäre lagen. — Seine Schriften offenbaren nicht viel mehr als einen gesunden, hausbackenen, in engen Kreisen sich bewegenden Veestand und fast keine derselben hat ihn überlebt.

Karl Nicolai

ward am 24. Junius 1779 zu Alsleben geboren, studirte im Pädagogium zu Magdeburg alte Sprachen und zu Halle die Rechte, worauf er zu Magdeburg im dortigen Criminalgerichte angestellt wurde und bis zum Criminalrath stieg. Unglücksfälle, welche ihn trafen, nöthigten ihn, sich nach Blankenbueg zurückzuziehen, von wo er 1813 nach Halberstadt ging und dort mit Scheiftstellerei sein Leben fristete. Er starb daselbst am 30. November 1819.

Von ihm haben wir:

Moradine, Maximilian Hulder und Prascha. Halberstadt 1801, 3 Thle.
Franz von Werden. Penig 1802, 4 Thle.
Mary und Jerome. Quedlinburg 1806, 2 Thle.
Festtagslaunen. Ebendas. 1815, 2 Thle.
Sonntagsnovellen. Ebendas. 1815, 2 Thle.
Joachims Abentheuer. Ebendas. 1816, 2 Thle.
Die Riesensteinburg. Ebendas. 1816, 2 Thle.
Erzählungen. Ebendas. 1819, 2 Thle.
Verliebte Abentheuer eines schalkhaften Freiers. Magdeburg 1817, 2 Thle.
Die Miethkutsche, die Brautnacht ohne Braut, die Familie Sternfels. Sämmtlich Quedlinburg 1817—19, 3 Thle.
Robert von der Osten. Magdeburg 1817, 2 Thle.
Die Reise nach Aachen ꝛc. Halberstadt 1819.
Ueber Seelenkunde, Selbstkenntniß und den Umgang mit Menschen. N. A. Quedlinburg 1818, 2 Thle.
Umgangsbuch für Gebildete des weiblichen Geschlechts. Ebendas. 1815, 2 Thle.
Lebenserfahrungen und Lebensbeobachtungen. Magdeburg 1818, 2 Thle.
Theorie des Romans. Quedlinburg 1818, 2 Thle. 8.
Wilhelm der Eroberer. Trauerspiel. Neue wohlf. Ausg. Ebendas. 1818, gr. 8. mit 1 Kupf.

Talent der Darstellung, gute Beobachtung und eine gewandte Erfindungsgabe besaß N. allerdings, aber er arbeitete zu flüchtig, um etwas Bleibendes zu liefern. Seine besten Leistungen sind die Lebenserfahrungen und die Theorie des Romans.

Phanor und Theano*).

Zu jenen glücklichen Zeiten, wo das einzige Athen eine ganze verschönerte Welt war, wo ein Plato, ein Aristoteles lehrten, die Bewunderung der Werke eines Praxiteles zu veredeltem Schönheitsgefühl erhoben, wo öffentliches Fest an Fest sich drängte, durch Mannigfaltigkeit, Pracht und Geschmack ergötzend, damals strömte von nah und fern eine zahllose Menge von Fremden nach Attika. Wer dort nicht seine Studien gemacht hatte, galt durch ganz Griechenland nicht, das strenge Sparta ausgenommen, für einen feinen, gebildeten Mann. Phanor, der einzige Sohn reicher Eltern in Böotien, ward, mit allem versehen, was das Leben in einem so üppigen Ort angenehm machen kann, auch nach Athen geschickt, um sechs Monate sich dort zu vergnügen.

Phanor, der in seiner Heimath wegen des Ranges und des Reichthums seines Vaters schon etwas gegolten hatte, ging, wenn er auch nicht den kecken Uebermuth, der oft seinem Alter eigen ist, besaß, doch mit nicht geringen Ideen von sich nach Athen. Er träumte süß von dem Aufsehn, welches er durch Verschwendung seiner Reichthümer, durch seine nicht unebene Gestalt und Gesicht erregen würde, und schon sah er eine Menge gefälliger Freunde um sich versammelt, die sich beiferten, jede Lebensstunde ihm durch neue Vergnügungen zu würzen. Wie sanken aber diese Ideen herab, als er, noch viele Stadien von Athen entfernt*), die Pracht und den Geschmack der immer wechselnden Landhäuser, die Größe und den einladenden Zauber der Gärten, die schönen Alleen u. s. w. nicht genug bewundern konnte, und wie klein kam er sich vor, als er nun in der ersten Stadt der Welt selbst eingezogen war. Er wußte nicht, was er mehr anstaunen sollte, ob den stolz sich erhebenden Bau der Tempel und öffenllichen Gebäude, die weiten Räume der Volksplätze, die vielen, schön verzierten Hallen, oder die Geöße der Stadt und das immer fluthende Gewühl des Menschenwechsels auf den Straßen.

Nachdem ihm die Proxenes*) eine angenehme Wohnung verschafft hatten, brachte er die ersten Tage damit zu, die Stadt zu durchwandern und oberflächlich in der Nähe alle die Gebäude und Plätze sich zu besehen, die er schon aus der Beschreibung kannte, denn er war nicht ohne Vorkenntnisse gereiset. Als nun auch seine Kleidung im Geschmack der Athenienser geordnet war, besuchte er Aristipp, den liebenswürdigsten Philosophen seiner Zeit, an welchen er eine Empfehlung von seinem Vater hatte. Phanor hatte sich unter Philosophen finstere Menschen gedacht, welche jeden Lebensgenuß als eine Sünde gegen die Götter betrachten; doch zu seiner nicht geringen Verwunderung trat er in ein Haus, in welchem ihn gleich die stille Pracht, der reine Geschmack, und die gefällige Ordnung freundlich ansprach. Und nun der Philosoph selbst, als er bald darauf, aus dem Bade kommend, erschien!

Aristipp war damals über die Jahre der Jugend schon hinaus, doch die Heiterkeit, welche sein Gesicht belebte, die unverkennbare Ruhe des Gemüths in dem freien Auge machten, daß das Alter an ihm vorüber zu gehen schien, und die gesunde Farbe war das Zeugniß der Mäßigkeit in den Genüssen des Lebens.

Man hatte von der Böotier feinen Bildung eben keine große Idee in Athen; doch der junge Phanor hatte so viel Manier, sprach so gut, daß Aristipp keinen Anstand nahm, ihn zum Mittagsmahl einzuladen, ohne fürchten zu müssen, daß der junge Mann Verstöße gegen den Anstand mache, und dadurch sich und den Wirth in Verlegenheit setze. Aristipp war aus den Zeiten, wo er keine Glücksgüter mehr hatte, und seine Philosophie allein ihn aufrecht erhielt, Phanors Vater verbindlich geworden, und da Dankbarkeit einer von den vielen edlen Zügen der Athenienser war, so beschloß er sogleich, den jungen Fremdling in seinen besondern Schutz zu nehmen. In welche bessere Hände konnte Phanor gegeben sein!

Zu dem Mahl sammelten sich mehrere Gäste, auch Lasthenie, Aristipp's Freundin erschien, und nachdem die Anwesenden sich gelagert hatten, trugen blumenbekränzte Sklaven die Speisen in drei Gängen auf. Gespräche über Philosophie und Erhaltung des Wohles der Republik würzten das Mahl, und Aristipp kredenzte zuerst den Weinbecher. Dann ergriff Lasthenie

*) Aus K. Nicolai's „Festtagslaunen“.

*) Eine Stadie enthielt 500 Schritt.

**) Die Proxenes waren ohngefähr das, was unsere Lohndebienten sind. Denn bei der Gastfreiheit der Griechen fehlte es dem fremden Ankömmling an einem Gasthof. Die Proxenes verschafften Wohnungen.

die Zither, und Skolien *) wurden gesungen, bei welchen Phanor einstimmen konnte.

Nach dem Mahl zerstreute sich die Gesellschaft in den Lorbeer- und Ulmengängen, in dem kleinen Cypressenhain des schönen Gartens, und hier nahm Aristipp die Gelegenheit wahr, Phanor mit Parmenides, dem Sohn eines sehr angesehenen Heliasten**), bekannt zu machen.

„Ich führe Ihnen hier einen jungen Fremden zu, mein lieber Parmenides," sagte Aristipp mit seinem gefälligen Ton, „der mir werth ist, und empfehle ihn Ihrem nähern Umgang."

Mehr bedurfte es für den jungen Parmenides nicht. Selbst geschäftslos, war er der gefälligste Führer Phanor's; die Jünglinge tauschten Ideen und Empfindungen gegen einander aus, beide hatten ein volles Herz, und rein und schuldlos, wie sie waren, führte jene süße, unbezeichnete Schwärmerei des Jünglingsalters sie näher zusammen; der Bund der Freundschaft war bald unter ihnen geschlossen, und Aristipp, der aufmerksame, väterliche Freund, freute sich dieses Bundes.

Bei den gymnastischen Uebungen im Ringen, Laufen, im Werfen des Discus, welche öffentlich waren, bekam Phanor bald einen Namen, die Volksversammlungen, und die schönen Reden, welche oft von den Tribunen herabdonnerten, Vaterlandsliebe und Republikanerstolz den Athenern zu nähren und zu erhalten, machten auch ihn hochherziger, Aristipp's einschmeichelnde Lehren der Weisheit und Tugend erweiterten seinen Gesichtskreis und gaben ihm ein edles Selbstgefühl; Parmenides zarte Freundschaft und sanfte Melancholie waren ein Labsal für sein Herz; — aber immer fühlte er eine gewisse Oede, eine Leerheit, die er sich selbst nicht näher bezeichnen konnte.

Die Feier des Festes der Flora trat im Monat Mai (Thargetion) ein. Die Frauen schmückten das ganze Gynäceum***) mit Blumen, die Straßen wurden mit Blumen bestreut, und die jungen Mädchen versammelten sich auf einer großen, blumenreichen Wiese, welche der sanft fließende Kephissos begrenzte. Hier schmückten sie sich mit Blumen aller Art, und erwählten unter sich die schönste der Jungfrauen zu der Königin des Festes. Die Erwählte, Floren, die heitere Göttin der Freuden des Frühlings darstellend, wurde nun reicher geschmückt, denn die andern, nahm die ihr dargereichte Zither, und sang ein Loblied auf den Frühling; dann eröffnete sie beim Schall der Zimbeln, Flöten und Tambourinen den Tanz, der bis spät in die Nacht hindauerte.

Phanor und Parmenides sahen diesen festlichen Spielen zu. Die Königin des Festes, wie sie dahin schwebte im Tanz, geschmückt von den Grazien selbst, machte einen wunderbaren, tiefen Eindruck auf Phanor. Es war ihm, als sei die Göttin selbst vom Himmel herniedergestiegen, und verkünde sich in dieser mehr als irdischen Gestalt, welche alle Zuschauer zu bezaubern schien. Als die Herrliche sein ganzes Wesen ergriffen hatte, wagte der Jüngling erst kaum, die Augen verstohlen nach ihr aufzuschlagen, dann aber hatte er nur Augen für sie, und sog in vollen Zügen den süßesten aller Zauber ein. Er überhörte die Fragen des Parmenides, er übersah das Gewühl der Menge, die übrigen Tänzerinnen schienen ihm nicht werth zu sein, mit dieser Himmelstochter den Reigen zu schlingen, und er erwachte, wie aus einem langen, süßen Traum, als ihn Parmenides fortzog, ihn daran erinnernd, daß Aristipp sie für den Abend erwarte.

Stumm ging Phanor neben seinem Freunde her, und mit ganz verändertem Gesicht trat er bei Aristipp ein. Dem großen Menschenkenner entging die Umwandlung nicht, und nach einigen unbedeutend scheinenden Fragen, war er schon am Ziele seiner Untersuchung. Zum Abendessen trugen die Sclaven Milch und Früchte auf. Das Gespräch unter den Anwesenden kam bald auf das heutige Fest, und hiervon war der Uebergang auf die Liebe sehr einfach und natürlich.

Andere waren bei diesem reichhaltigen Gegenstande anderer Meinung. Man bat endlich den Aristipp, zu sagen, was er von der Liebe halte.

„Fragt mich eher," sagte er, „was ich von den Bewohnern der Sterne, — denn daß sie bewohnt sind, wird ein aufgeklärter Mensch nicht bezweifeln, — halte, als daß Ihr verlangt, ich soll meine Meinung über eine Meinung sagen. Ich nämlich halte die Liebe für eine Meinungssache, denn fragt den Verliebten, er sieht eine Venus, eine Juno, eine Flora in dem geliebten Gegenstande, fragt den erfahrnen Mann, er schlägt die Hände über dem Kopf zusammen. Leider überfällt oft der Wahnsinn der Liebe den Menschen, wie ein Fieber, und wenn nicht gute Freunde frühzeitig dem Kranken eine Dosis Nieswurz beibringen, so ist er in Gefahr, von dem Genuß eines ganzen, freudenreichen Lebens weggewiesen zu werden.

Eine solche hirnverrückende, das ganze Gemüth ergreifende, alle Kräfte lähmende Liebe ist thorhaft, vernichtend. Wenn man aber durch die Philosophie Mäßigung in allen Leidenschaften errungen hat, und dem boshaften Schalk Amor also die Flügel etwas zu beschneiden, und den Pfeil abzustumpfen weiß, dann ist die Liebe eines der genußreichsten Geschenke, welches die Götter den Menschen gaben, und sie füllt jeden leeren Augenblick mit ihren Freuden aus. Die Liebe muß uns Mittel zum Zweck sein, und nicht der Zweck selbst. Ihr Jünglinge werdet freilich jetzt denken, das ist nicht Liebe mehr, wovon Aristipp philosophirt, und sie gehört nicht zu der Beleuchtung der Philosophen, weil sie Sache des Gefühls ist. Aber ist denn der Zweck einer wahren Lebensphilosophie nicht darauf gerichtet, auch die Gefühle, uns selbst unbewußt, unter die Leitung der Vernunft zu bringen?"

Ein schnell heraufziehendes Gewitter störte die weitere Unterredung über einen so anziehenden Gegenstand. Alles eilte nach Hause, und da der Regen schon herniederschlug, als Phanor und Parmenides bei des erstern Wohnung anlangten, so trat Parmenides bei jenem mit ein. Stumm saßen die Freunde neben einander; endlich fing Parmenides an:

„Gestehe es nur, Phanor, das heutige Fest der Flora hat deinen Frohsinn, deine Heiterkeit gestört.

Phanor. Du bist mein Freund — dir darf ich es sagen — Aber, nein! Laß mich schweigen.

Parmenides. Ich habe dich beobachtet; das schöne Mädchen, Floren darstellend, hat dich entzückt.

Phanor. Ach! Parmenides! Nur sie steht vor meinen Augen — mein ganzes Wesen ist umgewandelt — alles Uebrige ist mir gleichgültig geworden — nur sie, nur sie! Lache mich nicht aus, — einen Blick nur warf ich hin auf das Göttergebilde, und alle Ahnungen waren erfüllt, die so lange unruhig mein Herz bewegten.

Parmenides. Armer Schwärmer.

Phanor. Arm nennst du mich? O Ich fühle mich reicher, als Eure ganze Republik sich fühlen kann. Ich bin so glücklich, so ruhig. —

Parmenides. Die Ruhe, welche einem Gewitter vorangeht. — Du liebst; — doch nein! Liebe kann ich es nicht nennen. Du bist in einer Art von Raserei, welche des schönen, beglückenden Namens unwerth ist. Begreifst du nicht, daß des Aristipp, dieses scharfen Sehers, Urtheil über die Liebe, eine Warnung für dich sein sollte?

Phanor. Ich begreife es wohl, und mag er nach seiner Art, zu denken, wonach er auch das Edelste auf Verfeinerung und Verlängerung des Lebensgenusses zurückführt, wohl Recht haben: aber ich bin Jüngling und will als Jüngling handeln.

Parmenides. Du hast, mein guter Phanor, öfter bemerkt, daß eine gewisse Melancholie mir anhänge. Mich rettete Aristipp's Weisheit von dem Abgrunde, in welchen du jetzt zu stürzen Gefahr läufst. Vor einem Jahre liebte ich auch ein Mädchen, schön wie diese Flora, mit dem ersten wilden Feuer der Jugendliebe. Thargitas hörte endlich auf meine Klagen, und die Abende, welche ich bei ihr zubringen durfte, waren mir Götterabende. Die isthmischen Spiele wurden in Korinth gefeiert, und Aristipp, der alle seine Beredtsamkeit vergebens angewandt hatte, mich von Thargitas loszureißen, verlangte, von meinem Vater unterstützt, daß ich diese selten wiederkehrenden Spiele sehn solle. Ich mußte gehorchen, riß mich von Thargitas los, sie weinte heiße Thränen beim Abschiede, und als ich zurückkehrte, legte mir Aristipp, dieser mehr als väterliche Lehrer, die bündigsten Beweise vor, daß meine Angebetete eine ganz gewöhnliche Hetäre sei. Noch habe ich meine Verirrung, wie ich es jetzt nenne, nicht ganz vergessen, aber ich kann dem Aristipp die harte, jedoch sichere Kur nicht genug Dank wissen. Sieh! diese Gefahr läuft, zumal in Athen, sehr oft die erste, feurige Liebe des Jünglings.

Phanor. Willst du das ganze Geschlecht um einer Einzelnen willen verdammen? — Sage mir, wer ist diese Flora? O! ich bitte dich —

Parmenides. Wohl! Vielleicht macht dich das aufmerksamer. Sie heißt Theano, und ist ein Kind der Liebe. Ihre Mutter, von welcher Theano erzogen wird, trieb bis in die spätern Jahre mit ihren unleugbaren Reizen einen so schändlichen Wucher, daß sie mehrmals öffentlich bestraft wurde. Jetzt lebt sie eingezogen, und verwendet alle mütterliche Sorgfalt auf die Ausbildung der Reize ihrer schönen Tochter. — Mein theurer Phanor! Laß uns eine Reise auf das Land machen; wenn wir heimkehren, belachst du vielleicht deine thorhafte Schwärmerei von heute, oder sollte das nicht sein, so wirf dich ganz unserm Aristipp in die väterlichen Arme.

Phanor versprach nicht ganz, nicht halb, und Parmenides verließ ihn mit Unruhe. Nach einer schlaflosen Nacht raffte sich

*) Skolien sind Rundgesänge, die bei dem Mahl gesungen wurden, und besonders die Athenienser hielten den für ungebildet, der nicht einstimmen konnte.

**) Heliasten waren die ersten Magistratspersonen.

***) Gemach der Frauen, im Hintertheil des Hauses gelegen.

Phanor auf, und durchwanderte die Straßen. Er fragte diesen, er fragte jenen, und endlich glückte es ihm, Theano's Wohnung zu erforschen. Sie war in einem ziemlich abgelegenen Theile der Stadt; und die Straße still, wie zu Liebesabentheuern angelegt.

Von dem ersten, unverhüllt sich darthuenden Taumel aufgewacht, kehrte Phanor jetzt soweit zu der Vernunft zurück, daß er die Flamme tief im Herzen barg, und gegen Aristipp und Parmenides that, als wenn er seiner gestrigen Hirnverrückung sich schäme. Theano's wurde weiter nicht erwähnt, der Philosoph aber sah weiter.

Spät am Abend nahm der verliebte Jüngling seine Zither und Blumenkränze, welche er sich verschafft hatte, und ging mit klopfendem Herzen in die Straße, wo Theano wohnte. Alles war still, nur in Theano's Fenstern war noch Licht, und er erkannte ihre Götterstimme, welche zu der Zither eine Ode der Sappho sang. Nur zu bald für den entzückten Hörer war die Ode zu Ende, und nach einem in das Herz dringenden Nachspiel schwieg auch die Zither. Da umwand Phanor die Säulen des Eingangs mit seinen Kränzen, setzte sich dem Hause gegenüber und sang zu seinem Saitenspiel eine liebeathmende Ode des Catull. Das Licht war unterdeß erloschen, doch die halbe Nacht hindurch spielte, sang und schwärmte er.

Am Tage ging Phanor in purpurnem Gewand, sein Haar mit wohlriechenden Oelen bestrichen, mehrere Male die Straße auf und ab, und Sclaven folgten ihm. Als er zurückkehrte, schloß er sich ein, und dichtete eine Ode auf Theano's Schönheit; daß darin seine heiße Liebesgluth nicht vergessen wurde, versteht sich von selbst. Der Refrain der Ode war bei jeder Stanze das Wort: Theano, und als er gegen Abend mit seinem Werke fertig war, schienen ihm Catull, Tibull, Moschus, Bion nur kleine Lichter zu sein, so schön fand er seine Dichtung. Berauscht ergriff er die Zither, und eine Melodie, welche besonders das nachhallende, immer wiederkehrende Wort: Theano, in den schmelzendsten Accorden und Modulationen heraus hob, war auch bald gefunden.

Die ersehnte Nacht, die Schützerin der Liebe, sank hernieder, Phanor ging den Weg zu der Angebeteten, bekränzte die Säulen wieder mit Blumen, und sang dann seine Ode. Er wiederholte sie in langen Zwischenräumen, die er mit andern Gesängen der Liebe ausfüllte, und am folgenden Morgen machte er wieder seine Wanderung, die Straße auf und ab. Er suchte auf alle mögliche Art der geliebten Theano sich bemerkbar zu machen, indeß in vierzehn Tagen war er nicht weiter gekommen, als daß er die Huldgöttin einigemal unter den Säulen des Hauses und auf Spaziergängen gesehn, aber auch nur gesehn hatte, denn sie war stets von ihrer Mutter, oder von ihrer Amme Euriklеia*) begleitet.

Immer ungeduldiger wurde der Verliebte; er mußte die Sache anders anfangen. Außer seiner Wohnung nahm er unter anderm Namen noch eine einfache Wohnung in der Straße, wo Theano's Haus war, ein, und hier trat er auf in einer ganz gewöhnlichen Kleidung. Es glückte ihm bald, zu bemerken, daß die Amme Eurikleia allein ausging. Er folgte ihr auf den Fersen; an einem einsamen Ort hielt er sie an, und eröffnete das Gespräch damit, daß er ihr einen Beutel, mit Goldstücken gefüllt, in die Hand drückte. Zögernd nahm sie ihn an, und lauschte seinen Worten.

Er beschwor sie bei allen Göttern, ihm eine Unterredung mit ihrem Pflegekinde zu bewirken, indem er sich ihr zu Füßen werfen und seine unbesiegbare Liebe bekennen müsse.

Eurikleia, den Beutel in der Hand wiegend, erwiederte: „ja! das wird schwer halten, werthester Phanor."

Wie? Sie kennen mich? —

„Was haben wir müßigen Frauenzimmer denn weiter zu thun, als die Männer kennen zu lernen? Auch mein liebes Kind kennt Sie. Es ist recht gut bemerkt worden, wie aufmerksam Sie bei dem Fest der Flora auf die Göttin waren, Ihre Gänge durch die Straße hat man nicht unbeachtet gelassen, Ihre Nachtmusiken gefallen, aber die Mutter bewacht mit Argusaugen den Schatz, und mein liebes Kind ist auch viel zu schüchtern."

O! beste Eurikleia! Meine Dankbarkeit soll ohne Gränzen sein, nur handeln Sie für mich, für meine Liebe. —

„Wissen Sie was? Diese Verkleidung paßt für einen Thebaner. Kommen Sie gegen Abend in unser Haus, geben Sie sich für meinen Vetter aus Theben aus; für das Uebrige will ich sorgen."

Damit trippelte die Alte fort, und taumelnd vor Wonne und Entzücken kehrte Phanor in seine neue Wohnung zurück. In süßen Hoffnungen schwelgte er, bis die Sonne sich neigte. Da raffte er mit hochpochendem Herzen sich auf, und trat, ohne Zeit zu verlieren, damit die Beklommenheit nicht Meister über seinen Muth werde, in das Haus der Geliebten.

Eurikleia kam ihm in der Halle entgegen, erkannte sogleich den lieben Vetter aus Theben und führte ihn in ein nach Frauensitte sehr reinlich und zierlich geordnetes Gemach. Phanor fragte heimlich leise, ob er das Glück haben werde, seine angebetete Theano zu sehn, und jene schwieg, mit einem versteckten Lächeln, welches der harrende Jüngling zu seinen Gunsten auslegte.

Endlich öffnete sich auch die Thür und Theano trat herein in dem ganzen Himmelsglanz ihrer Schönheit. Sie wollte wieder umkehren, als sie eine Mannsperson erblickte, aber die Amme rief ihr zu: — nur immer herein, liebes Kind; der Fremde ist mein Vetter aus Theben. Nachdem nur noch einige Worte gewechselt waren, entfernte sich Eurikleia unter dem Vorgeben, daß sie für den ermüdeten Vetter einige Erfrischungen besorgen wolle, und der lange ersehnte Augenblick war gekommen, wo Phanor sich mit Theano allein befand.

Er stürzte zu ihren Füßen mit den Worten: „dieser Moment entscheide über das Glück meines Lebens! Theano! Hier schwöre ich Ihnen bei allen Göttern ewige Liebe, ewige Huldigung! Nur eines Blickes der Erbarmung würdigen Sie mich — mehr verlange ich, mehr flehe ich nicht!"

„Unglücklicher! Was thun Sie? Sie reizen den Zorn der Götter! Kein Wort weiter von ihrer Liebe!" rief Theano heftig, stieß ihn beinahe von sich und eilte fort.

Fast seines Bewußtseins beraubt, taumelte Phanor auf, und verließ das Haus, die Rückkehr der Amme nicht abwartend. Er hüllte sich wieder in sein Purpurgewand, und kehrte zu seiner ersten Wohnung zurück. — Ja! — sagte er für sich, — der weise Aristipp hat Recht. Diese Liebe entwaffnet alle Kräfte, welche in dem Menschen sind, und entmannt ist der Berauschte, den wahren Männern die Zielscheibe ihres Spottes, wo nicht der Gegenstand ihrer Verachtung. Ich will mich dieser Leidenschaft entschlagen, und muß ich nicht auch? Denn hat mich nicht diese Theano unwürdig behandelt, und wär' es nicht unmännlich, wie ein girrender Tauber um ihre Gunst länger buhlen zu wollen? —

Diese letzten Worte waren ganz in dem Geist damaliger Zeit gesprochen, und beschwichtigen den Zweifel, welcher dem Unkundigen vielleicht aufgestoßen ist. Bei uns ist die erste Liebe, auch des Mannes, scheu; er wagt kaum, seine Göttin anzureden, und nach vielen Monaten des Umganges erst bebt das lange erwartete Geständniß der Liebe über seine Lippen. So war es nicht bei den Griechen. Sie fanden ein Mädchen schön, ihrer Liebe würdig, suchten Gelegenheit zu einer Unterredung, und oft waren die ersten Worte der Zusammenkunft: ich liebe dich! Möge nun dieser Unterschied darin liegen, daß die Griechen dem weiblichen Geschlecht weniger Rechte eingeräumt hatten, oder in dem Stolz der Republikaner, oder in dem heißen Blut der Südländer, genug, es war so!

Phanor ging noch spät gegen Abend zu Aristipp, den er nun seit mehrern Tagen nicht besucht hatte, und er zitterte fast, vor ihm zu erscheinen. Doch der feine Aristipp war nach wie vor der gefällige, gastfreie Wirth, und Phanor war heute so über alle Maßen heiter, scherzend, sogar satirisch, daß auch Parmenides, der ihn anfänglich kalt empfing, sich wieder mit ihm aussöhnte. — Ich bin ganz geheilt, — sagte ihm Phanor leise, und Parmenides war beruhigt.

Bei Tische kam das Gespräch auf einen jungen Athenienser von einer geachteten Familie, welcher durch seine Ausschweifungen im sinnlichen Genuß jetzt so entkräftet war, daß die klagenden Eltern das Ende des einzigen Sohnes jetzt erwarten mußten. Bei dieser Gelegenheit sagte Aristipp, auf dessen Worte Phanor immer horchte: „ich habe mich schon neulich darüber geäußert, daß die Liebe, wenn sie in Schwärmerei oder vielmehr Raserei ausartet, thöricht ist, und uns den Mann, den sie ergriffen hat, bedaurungswürdig macht. Viele Jünglinge fallen aber auch in ein anderes Extrem. Das Gefühl, welches bei einer gemäßigten Leidenschaft den Menschen veredelt und wahren Reiz in alle kleine Lebensfreuden bringt, ging bei ihnen mit der ersten Liebe zu Grabe, indem sie, zur Erkenntniß gekommen, eine Phryne von sich stießen, wo sie am Busen einer Vestalin zu ruhen geglaubt hatten. Verachtung des Geschlechts tritt an die Stelle jenes beseligenden Gefühls, und nur der Sinnenreiz, der Sinnentaumel bleibt waltend. Er reißt sie hin von einem frechen Geschöpf zum andern, der Wechsel giebt den erschlaffenden Nerven neuen Reiz, und der unheilbare Wollüstling ist fertig. Viele edle, kräftige Jünglinge sah ich so fallen, und väterliche Lehrer predigten tauben Ohren, denn wer nicht früh der Philosophie huldigt, welche Mäßigung der Leidenschaften lehrt, ist nur ein Halbmensch, und wird mit dem Götterfunken, der in ihm liegt, dem rohen, herrschenden Stoff der Leidenschaften unterthan. Zwei Laster bilden die Extreme, die Tugend steht in der Mitte, z. B. zwischen Verschwendung und Geiz ist die

---

*) Die Ammen waren gewöhnlich zeitlebens in den Häusern ihrer Pflegekinder. Eurikleia hieß die Amme der Penelope, Gemahlin Ulyß.

Sparsamkeit, zwischen raubgieriger Eroberungssucht und Feigheit ist der wahre Heldensinn, zwischen Ehrfurcht und fauler Stumpfheit tritt hervor der menschenfreundliche Bürgersinn, und eben so liegt zwischen der verliebten Raserei und der Wollust jene, aus ätherischem Stoff gewobene Liebe. Es liegt ein tiefer Sinn darin, daß sie die erstgeborne Tochter des Himmels war und die edle Freundschaft die zweite. Dem Freunde das Herz geöffnet, und jenes erste Götterkind läuft nicht mehr, der gefahrvollen Wege unkundig, in der Irre umher."

Arm in Arm gingen Phanor und Parmenides spät am Abend zu ihren Wohnungen zurück, und unterwegs sagte Phanor seinem Freunde alles, was er unterdeß gethan und wie er heute durch die erlittene Beschimpfung geheilt sei. — Jetzt spricht nur der beleidigte Stolz aus dir, lieber Phanor, — sagte ihm dann Parmenides; — versprich mir, bei dem geringsten Rückfall deinem Freunde nichts zu verhehlen. — Mit festem Willen rief Phanor: ich verspreche es dir; bei unserer Freundschaft sei es geschworen!" und sie schieden.

Die Nacht war nun freilich nicht die ruhigste für den Jüngling. Das Bild der Geliebten trat ihm wieder lebhafter vor Augen, und er fing an Entschuldigungen zu suchen. Wie schnell sind diese gefunden, wenn wir wollen! Der beleidigte Stolz kam ihm vor, wie eine lächerliche Grille, immer aber stärkten ihn wieder Aristipp's warnende Worte.

Es war noch weit vom Mittage entfernt, als Eurikleia, die alte Kupplerin, zu Phanor eintrat. „Was wollen Sie? wir haben nichts mehr mit einander zu schaffen!" trat ihr Phanor heftig entgegen.

Nun! nun! Nur nicht so heftig, junger Herr! — erwiederte sie. — Man hat gestern Abend vergebens auf ihre süßen Lieder gewartet und die Wohnung in unserer Straße haben Sie auch verlassen. Theano ist Ihnen also gleichgültig geworden? Aber so seid ihr Männer. —

„Genug des Geschwätzes; Adieu!" sagte er, ihr den Rücken zukehrend.

Aber wer denkt denn auch, — fuhr sie, ohne sich schrecken zu lassen, fort — daß der junge Herr gleich das erste Mal so hitzig wird. Wie konnten Sie an einem Donnerstag eine Liebeserklärung thun? —

„Was soll das heißen?" fragte er aufmerksam.

Wissen Sie denn nicht, — fuhr sie fort, — daß nach unserm Glauben eine Liebeserklärung, an einem Donnerstage gemacht, den Göttern gehässig ist, ihren Zorn weckt, und den Erkläeenden in's Unglück stürzt, anstatt daß er sein Glück zu empfangen glaubt *)?

Phanor war, wie aus den Wolken gefallen; eine neue Sonne ging wieder vor ihm auf. Er fragte hin und her, und die dienstfertige Eurikleia versprach ihm für heute Abend eine zweite Zusammenkunft mit Theano, welche ihn ganz zufrieden stellen werde, denn, sagte sie ihm heimlich, im Vertrauen, Theano hat fast die ganze Nacht kein Auge zugethan, und wüßte sie, daß ich mich ihres Zustandes erbarmt hätte, und hieher geschlichen wär, sie würde zwar sehr auf mich zürnen, aber im Herzen mir doch sogleich vergeben.

Sie entfernte sich; Phanor befahl seinen Sclaven, jedem, der nach ihm frage, zu sagen, ihr Herr sei für einige Tage auf das Land gereiset, und nun schlich er, als der Vetter aus Theben verkleidet, in seine neue Wohnung zurück. Der Abend kam, der Vetter trat bei seiner Muhme in das Gemach. Die Muhme entfernte sich, und Theano öffnete die Thür; ein sanftes Lächeln, welches sie vergebens zu verbergen suchte, schwebte um den schönen Mund, und die Wangen färbten sich mit dem zarten Roth der jungfräulichen Schaam.

„Können Sie mir verzeihen, angebetete Theano," rief der Jüngling, zu ihren Füßen stürzend, „daß ich gestern so unbesonnen war? Das unselige Mißverständniß — O! haben Sie Erbarmen mit mir."

Wenn die Götter verzeihen, dürfen dann Menschen zürnen? — erwiederte Theano sanft, und bat ihn, aufzustehen.

„Nicht eher verlasse ich diesen Boden," fuhr er fort, „als bis Sie mich durch ein Wort zu den Sitzen der ewigen Götter erheben, oder in die Nacht der finstern Mächte stürzen!"

Was wollen Sie mehr, Ungestümer, flüsterte sie, — als daß ich Sie bitte, aufzustehen?

„Also Erhörung, Erhörung?" rief er.

Phanor, stehn Sie auf, Theano bittet darum — sprach sie.

Er sprang auf. „Meine Theano!" sagte er bebend, ergriff ihre Hand, und drückte sie an sein Herz. „O! Wüßten Sie, wie dieses Herz nur für Sie, für Sie allein klopft!"

Theano zog die Hand nicht zurück und Phanor führte die Zögernde auf die Polstersitze. In dem Halbdunkel des Abends küßte er das Bekenntniß der Liebe von den schönsten Rosenlippen, und von jetzt an schwelgten die Glücklichen in einem Meer von Wonne. Sie beneideten die Götter nicht um ihre ewigen Freuden, und alles, was die Erde dem Menschen zu geben vermag, hatten sie in den Worten, mein Phanor, meine Theano, und in dem süßen Kuß der Liebe.

So schwärmte Phanor mehrere Wochen, und fühlte von Tage zu Tage sich glücklicher in Theano's Besitz. Nur ihr gehörte er an, alle andern menschlichen Verhältnisse beachtete er nicht mehr, denn Theano allein war seine Welt und er fühlte es tief im innersten Herzen, daß ohne Theano das Leben nicht mehr Leben für ihn sein würde. Sie war die Sonne, welche sein Dasein erleuchtete, Wärme und Freude in den kalten Stoff brachte, und er fühlte sich edler und stolzer, da er nur für sie lebte. Theano entwickelte auch von Tage zu Tage mehr Liebreiz, mehr zarten Sinn für alles Schöne und Gute, und sie wurde mit dem Schwärmer zur Schwärmerin.

Eurikleia wurde von Phanor oft reichlich, mehr als reichlich beschenkt, denn welchen Werth konnte dem Liebetrunkenen das Geld haben? Als ihr Vetter ging er nun unbesorgt in dem Hause aus und ein, und in dieser Verkleidung konnte er auch getrost durch Athen streifen, ohne fürchten zu müssen, daß ihn jemand erkenne.

Eines Tages wandelte er im Lyceum unter den schattengebenden Bäumen auf und nieder *), nur an Theano denkend, und das Glück des Lebens, welches durch ihren Besitz ihm ward, ganz fühlend, als ein junger Bapte **) ihn anredete.

„Mein Freund," fragte der Bapte, „du bist ja wohl der glückliche Vetter der alten Eurikleia?"

Ihr Vetter bin ich, — antwortete Phanor betroffen, aber glücklich! Wie so?

„Du hast dadurch das Glück, so oft du willst, mit der schönsten Jungfrau Griechenlands unter einem Dache zu sein."

Meine Muhme hat keine Kinder —

„Aber ein Pflegekind. Hast du die reizende Theano noch nie bei ihr gesehn? Du bist doch täglich in dem Hause."

Meine Muhme ist immer allein. —

„Du und deine Muhme, ihr sollt mir behülflich sein. Kannst du aber auch schweigen?"

Wie der Orkus!

„Nun so mußt du wissen, Theano hat mich entzückt. Ich muß einen Liebeshandel mit ihr anknüpfen. Deine Muhme soll mir eine Unterredung mit ihr verschaffen, und sage ihr, der Bapte Kreontes bezahle Trotz dem reichsten Fremdling, der die Erfahrung, in Athen gewesen zu seyn, mit seinen Goldbeuteln büßt. Eile, kehre bald zurück, ich erwarte dich hier unter der Halle."

Phanor stürmte fort; in der Straße begegnete ihm Eurikleia, um, wie sie sagte, Früchte einzukaufen. Phanor konnte erst keine Worte finden, so tobte es in seinem Innern.

„Also, als Kupplerin sind Sie durch ganz Athen bekannt, so daß fremde Leute mir Aufträge an Sie geben?" brach er endlich los, und nun erzählte er, was er so eben hatte anhören müssen. Eurikleia lachte laut auf. — Schon wieder sieht der liebe Vetter Irrlichter! — rief sie. — Eilen Sie zurück und sagen dem unbescheidenen Gast, dem Kreontes, den die ganze Stadt als den dummdreistesten Burschen kenne, für ihn sei keine Theano von mir gepflegt und erzogen, und Eurikleia lasse sich nicht dingen. Geschwind! geschwind! Sagen Sie ihm das wörtlich.

Hald mißtrauisch kehrte Phanor zurück. Kreontes erwartete ihn, und der gekränkte Geliebte Theano's setzte zu der Antwort, welche er bringen sollte, noch Einiges hinzu; er würzte sie mit attischem Salz. Kreontes lachte, und sagte im Abgehn, die Muhme scheue sich wohl, dem Vetter aus Theben zu bekennen, daß sie eine Kupplerin sei, darum müsse er seine Sendung durch einen Andern an den Mann bringen.

Phanor wollte es sich selbst nicht gestehen, daß diese Worte eines eitlen Thoren einen widrigen Eindruck auf ihn gemacht hatten, aber Theano gewahrte die Wolke wohl, welche auf seiner Stirn lag, als er zu ihr kam.

„Du bist heute verstimmt, Phanor; so sah ich dich noch nie; habe ich dich beleidigt?" fragte sie bald mit ihrer einschmeichelnden Stimme, und sie bat und tändelte, schmollte und flehte so lange, bis er ihr den Vorfall von heute erzählte.

„O! dieser Kreontes," rief sie, gehört zu den überlästigen, sich selbst gefallenden Halbmenschen, welche glauben, Anrechte auf jedes weibliche Geschöpf zu haben, welche an keinen Frauen-

---

*) Die Griechen hatten solche bestimmte Tage, wo dieses oder jenes nicht geschehn durfte, wenn der Zorn der Götter nicht geweckt werden sollte, so wie der Römer seinen dies niger hatte, und auch bei uns schleicht dieser Aberglaube noch unter dem Volke herum.

*) Lyceum war der große, innen mit Alleen verzierte, von geräumigen Säulengängen eingeschlossne Platz, der besonders dadurch bekannt ist, daß Aristoteles hier lehrte.

**) Bapten waren gckenhaft geputzte Priester, die nur bei der Juno schwuren, weibisch in ihren Sitten, und was man Weiberknechte zu nennen pflegt.

adel, an keine weibliche Tugend glauben, weil sie selbst nie Gefühl für Tugend hatten. Wie oft hat der Ueberlästige auf Spaziergängen, bei öffentlichen Festen, selbst in den Tempeln der Götter mich verfolgt, und alle Verachtung, welche ich ihm habe empfinden lassen, durch den zürnendsten Blick, der in meiner Gewalt steht, vermochte nicht, den Zudringlichen zu entfernen. Und ein solcher Mensch kann meinem Phanor auch nur einen Augenblick Mißtrauen erwecken? Das habe ich nicht verdient mit meinem Herzen voll Liebe, mit diesem Herzen, das nur für Phanor schlägt. Dieses Mißtrauen — ich bitte dich, Phanor, laß uns scheiden; noch ist es vielleicht Zeit, und besser für uns beide!"

Sie weinte still, und jetzt war an Phanor die Reihe, Verzeihung von der Geliebten zu erflehn. Die Versöhnung wurde geschlossen, und Phanor versprach, nie wieder dem Mißtrauen so leichtgläubig Raum zu geben.

Aristipp's erinnerte sich der liebetaumelnde Jüngling kaum noch, Parmenides mit seiner warmen Freundschaft war vergessen, er hatte nur einen Gedanken, und der hieß: Theano. Selbst an seinen Vater würde er sich nicht lebhaft erinnert haben, wenn nicht die reichen Geschenke, die er der Euriklela machte, die kostbaren Gewande, mit denen er seine Geliebte schmückte, die feinsten Geschirre, mit welchen er bei guter Gelegenheit das Haus zu füllen wußte, seine Casse nach und nach erschöpft hätten. Er schrieb an seinen Vater einen lügenhaften Brief, ohne zu erröthen, und sah mit Sehnsucht der Rückkehr des Boten entgegen.

Unterdeß hatte ihn an einem Tage das Geräusch der Rednerbühne bei einem sehr wichtigen Fall lange beschäftigt erhalten, und er flog, als es schon merklich dunkel wurde, zu der Geliebten. Er ging an Euriklela's Zimmer vorüber, und öffnete leise das daran stoßende Gemach der Geliebten. Das Zimmer war matt durch eine Kerze erleuchtet, die Amme saß am Bette Theano's, dessen Vorhänge zugezogen waren, und winkte ihm, still zu sein, indem sie dem Näherschleichenden zuflüsterte, ein Fieber habe ihr armes Kind überfallen, und vor einem Weilchen sei die Kranke eingeschlummert. Er öffnete leise den Vorhang, die Kranke hatte das Gesicht nach der Wand gekehrt, und er mußte sich für heute begnügen, den Teppich, welcher die Schlafende umhüllte, zu küssen. Dann schlich er leise fort, und als er an Euriklela's Zimmer vorüber ging, fiel ihm ein, daß er seinen Stock gestern hier habe stehen lassen.

Er öffnete es, und wollte es schon wieder leise zumachen, indem es drinnen ganz dunkel war, da hörte er ganz leise eine Stimme, die er hätte kennen sollen, fragen: „bist du da, mein Geliebter?"

Wie Schuppen fiel es ihm von den Augen. Schnell entschlossen, machte er, ohne ein Wort zu sagen, die Thür wieder zu, und eilte in Theano's Gemach zurück. Euriklela winkte, still zu sein, er aber nahm die Kerze und ging damit auf das Bette zu. Die Amme bat, sie flehete, drohete; eitle Mühe! Er stieß sie zurück, öffnete den Vorhang, und rüttelte erst behutsam, dann immer stärker die Schlafende. Sie erwachte nicht; nun drehete er mit Gewalt das Gesicht um, und — ein Puppenkopf sah ihn mit einer grinsend lachenden Miene an.

Die Amme mit einigen Faustschlägen zu Boden schmettern, so daß sie für das Erste das Aufstehen vergessen mußte, die Kerze nehmen, und in das andere Gemach stürzen, das war das Werk eines Augenblicks. Da stand Theano in dem leichten Gewand der Phrynen, und der so eben vor ihm eingetretene Kreontes, schien in der Dunkelheit, welche vor Phanor's Erscheinen im Zimmer war, die Buhldirne, welche ihn vielleicht necken wollte, gesucht zu haben.

Phanor schäumte vor Wuth. Er ergriff den Stock, welcher ihm gerade zu Händen war, und mit dem Grimm eines erzürnten Löwen fiel er über den Weichling Kreontes her, ihn so lange züchtigend, bis der Stock sprang. Dann warf er den schwer Gemißhandelten vor die Thür, und stellte sich mit gefalteten Händen vor Theano hin, die zitternd vernichtet da stand. Er betrachtete sie lange, schüttelte dann wehmüthig den Kopf, und sagte in einem kalten, bitterschmerzlichen Ton:

„Fürchte nichts; für meine Rache bist du zu klein. Gehe hin, ersäufe dich in den Lüsten, taumle von Rausch zu Rausch, von Wollust zu Wollust; aber es wird eine Zeit der Nüchternheit für dich kommen, wo eine wüthende Reue dich umhalsen, und das letzte Mark deines Lebens aussaugen wird. Mögen die Götter es dir vergeben, daß du mein junges, blühendes Leben mordetest!"

Langsam schwankte er fort; an der Thür sah er sich noch einmal um: Sie streckte die Arme nach ihm aus, und wollte reden.

„O rede nicht," fuhr er abwendend fort; „deine Worte sind Lug und Trug, du unheilbringende Tochter der Lügenmutter. — Wohl hattest du Recht, mein väterlicher Freund, Aristipp!"

Damit schritt er fort, und kam halb bewußtlos in seiner ersten Wohnung wieder an. Seine Sclaven hatten schon viele Sorge um ihren Herrn gehabt, der so lange nichts von sich hatte hören und sehen lassen, in der letzten Woche aber hatten sie durch Aristipp die Beruhigung erhalten, daß ihr Herr sich wohl befinde, und bald wiederkehren werde. Durch Aristipp! sagte Phanor halb für sich, und dieses waren die einzigen Worte, welche er sprach.

Welch' eine Nacht hatte er! Bald zürnte er mit sich selbst, daß er nicht der Buhlerin einen Dolch durch das Herz gestoßen hatte, und beschwor die Götter, ihm Kraft und Stärke zu einer Rache zu geben, welche ganz Athen in Schrecken setzte, und dann versank er wieder in sich selbst, und begrub sich seinem Schmerz. Die Nacht wurde ihm so lang; endlich erschien der Morgen wieder. Das Gewühl der Menschen auf der Straße wogte auf und ab, nur er stand allein mit seinem zerrißenen Herzen in einer freudeathmenden, geschäftigen Welt.

Aristipp's Bild trat jetzt lebendiger bei ihm hervor; er hielt den Entschluß fest, der mit der Betrachtung dieses Bildes verknüpft war, und ging, als nur eben der Anstand es erlaubte, zu Aristipp. Der Philosoph ließ nicht lange auf sich warten, und schien zu erschrecken, als er das zerstörte, vom Kampf der Leidenschaften zerrissene Gesicht des Jünglings sah. Mit einem tröstenden Blick faßte er ihn bei der Hand, und führte ihn in den Garten.

„Ich weiß alles, was Sie mir sagen, was Sie mir bekennen wollen, mein lieber Phanor," fing er hier sanft an; „ich will Ihnen den Schmerz ersparen, die Geschichte Ihrer Verirrung, des Betrugs und der Täuschung mir wieder zu geben, denn alle diese Geschichten sind zuletzt, und in der Anwendung, in der Erfahrung dieselben. Ich will auch Ihnen keine Vorwürfe darüber machen, daß Sie meinen Warnungen nicht folgten, denn wenn ein Haus brennt, muß man nicht fragen, wie ist das Feuer entstanden; man muß löschen. Jetzt, mein junger Freund, entlasse ich Sie nicht wieder. Zerstreuung, und bei der Zerstreuung Beschäftigung! Wenn wir in müßiger Ruhe unsern Schmerz wiederkäuen, frißt er bald feindlich um sich, und der Schmerz selbst scheint uns ein Labsal zu werden. Durch Kampf erringt man das Leben; betrachten Sie jetzt das, was Sie foltert, als Ihren Feind, und gehn Sie ihm mit männlicher Entschlossenheit entgegen. Der Mensch kann alles, was er will, und der Wille ist es, der den Mann adelt."

Daß diese Worte sogleich keine Wirkung auf Phanor machen konnten, das war natürlich, und das erwartete Aristipp auch nicht. Indeß der Niedergebeugte hatte die Worte aufgefaßt, und das Vertraun, mit welchem er zu ihm gekommen war, gab dem Philosophen die Hoffnung, daß er nun auch bald die Wahrheit der Worte erkennen, und die Fittige des Geistes wieder frei empor schwingen werde. — Kein Wort wurde weiter von der traurigen Geschichte erwähnt, und auch Parmenides mußte von Aristipp unterrichtet sein, denn er war nach wie vor der warme Freund, ohne nur einmal zu fragen: wo bist du so lange gewesen, Phanor? —

Dieser wollte mehrere Male sein Herz in dem Busen des Freundes ausschütten, aber Parmenides wich immer der Gelegenheit aus, denn Aristipp war der Meinung, daß bei einer Beschäftigung von Außen Kummer und Schmerz schneller in sich selbst ersticke, wenn er durch Mittheilung an einen Dritten keine neue Nahrung bekomme; Briefwechsel, und selbst das Lesen der Schriften untersagte bei einem solchen Gemüthszustande der Philosoph.

Bald äußerte sich auch bei dem jungen Phanor eine wohlthätige Wirkung von Aristipp's unmerkbar, weiser Leitung. Phanor nahm wieder Theil an den Freuden des Mahls, an den gesellschaftlichen Gesprächen, die körperlichen Uebungsspiele beschäftigten ihn wieder, und neuen Reiz für ihn hatten jetzt die Volksversammlungen, denn ein neuer Krieg war im Werke, entflammte die Gemüther der Republikaner, und auf den Rednerbühnen wurde über das „für und wieder," über Bestreitung der Mittel und über die Wahl eines Feldherrn eifrig gestritten. Zu einer solchen Zeit beschäftigte man das Volk beständig mit Schauspielen aller Art, um es bei Laune zu erhalten, und in dem großen Theater wurden den Atheniensern erst einige Lustspiele des Aristophanes gegeben, und dann drei Trauerspiele, welche von den Richtern das Accessit erhalten hatten, und der Wettstreit dreier Dichter waren, den das Volk zu entscheiden hatte.

Bei allen diesen Gelegenheiten war Parmenides Phanor's Begleiter, ohne sich aufzudringen zu scheinen, und Aristipp, der Menschenkenner, fand seinen Schüler schon so weit genesen, daß er ihm eines Tages sagte: „Ihre Kasse, Phanor, muß wohl jetzt bald erschöpft sein; ich habe mit Vergnügen bemerkt, daß Sie in der letzten Zeit gut Haus gehalten haben. Hier, diese Summe hat mir Ihr Vater vorlängst geschickt, sie Ihnen einzuhändigen, sobald Sie guten Gebrauch davon machen würden. Nehmen Sie hin, und erkennen Sie dadurch das Vertraun, welches ich jetzt zu Ihnen glaube haben zu dürfen."

Während der Jüngling die Tage in einem Wechsel von Vergnügungen, Zerstreuungen aller Art zubrachte, hatte er die trübsten, traurigsten Nächte. Er fühlte eine drückende Leere, wenn er Abends in sein Zimmer kam, Theano's Bild trat ihm immer lebhafter wieder vor die Augen; er wollte ihr zürnen, aber sie sah ihn bittend durch Thränen an, sie sprach nur wenige Worte, und gerechtfertigt stand sie vor ihm da. Konnte er nicht auch dieses Mal sich getäuscht haben? Bei all' den Festen, zu welchen ganz Athen strömte, hatte sein furchtsam scheuer, suchender Blick Theano nicht gefunden; sie war wohl krank, gewiß, sie war krank, und er war die Ursach dieser Krankheit.

Immer mehr ging die Möglichkeit eines Irrthums zu der Wahrscheinlichkeit über, und durfte, wenn dieses war, Theano aus ihrer Weiblichkeit heraustreten und zuerst sich ihm wieder nähern? Konnte sie das auch, von der nicht zu entschuldigenden Kupplerin Eurikleia Tag und Nacht beobachtet? Lag sie nicht krank auf dem Lager hingestreckt, vergebens den Geliebten, der durch List oder Irrthum von ihr getrennt war, mit den verweinten Augen suchend?

„Ja! Es ist Pflicht, mich selbst zu überzeugen!" rief er nach einer wieder durchwachten Nacht. „O! daß diese süßen Träume, welche mich immer noch umgaukeln und meine Lebenskraft erhalten, welche immer lebhafter werden, zur süßeren Wahrheit würden!"

Er sprang auf, warf sich in ein einfaches Gewand, und eilte fort. Als er nun aber hinaustrat in das wirkliche Leben, wurde er wieder wankend in seinem Entschluß. Er ging lange mit sich selbst in Streit umher. Aristipp's warnende Stimme, und der strafende Blick seines Parmenides hielten auf der einen Seite ihn zurück, während auf der andern eine peinigende Ungewißheit, wie er selbst es beschönigte, ihn hinzog. Die Schwäche siegte, und er trat in die Straße. Sie war mit einer neugierigen Menschenmenge gefüllt, und alles sammelte sich vor Theano's Wohnung. Er bebte, eilte hinzu, drängte sich hindurch, und stand nahe an einer Säule der Vorhalle.

Das Haus war weit geöffnet, Blumen waren gestreut, die Säulen mit festlichen Kränzen reich umwunden, es brannten viele Fackeln, Sänger sangen unter Begleitung einer vollen Musik Freudenlieder, Sclavinnen kamen mit Lichtern heraus, und der hochzeitlichen Fackel folgte Theano, reich geschmückt, mit freudestrahlendem Gesicht und reizender als je. Auf der einen Seite führte sie ihre Mutter, auf der andern — o! ihr Götter! — der Bapte Kreontes, welcher die Braut zum Tempel leitete. Ihnen folgte der Verwandten, Freunde und Gespielinnen zahllose Menge.

„Theano!" rief Phanor überlaut; da sah die Braut sich nach ihm um, nickte ihm freundlich zu, und verschwand. Der Jüngling folgte, von der Menge mehr getragen, als daß er ging. Er wälzte schreckliche Gedanken in der kochenden Brust, und würde in seinem Wahnsinn das Fest gestört, und den Zorn der Götter geweckt haben, wenn nicht am Eingang des Tempels jemand mit Gewalt ihn festgehalten hätte.

Es war Parmenides. Dieser nahm ihn unter den Arm; Phanor sah ihn mit stierem, ganz verändertem Blick an. Er folgte willig, und ließ sich in seine Wohnung führen. Diese wollte er nicht verlassen, und winkte den Sclaven, daß die Fenster verhangen würden. Auf keine Frage gab er Antwort, den Parmenides hörte er nicht, und als gegen Abend Aristipp selbst ihn besuchte, kannte er auch diesen nicht. Sie sorgten für die Aufsicht über den Unglücklichen, und Aristipp sagte, als er mit dem theilnehmenden Parmenides das Haus verließ: „Ihr Freund ist jetzt wirklich in dem Zustande der Hirnverrückung. Nur eines weiß ich noch, was ihn vielleicht, aber auch nur vielleicht den Menschen wiedergiebt. Es ist dies die Wiederkehr zu den Freuden der Heimath. Ich erwarte viel von den lebhafteren Eindrücken, welche die Erinnerung an die Spiele der Kindheit ihm geben wird. Durch diese Erinnerung kann der Kindische wieder zum Manne reifen. Sehn Sie, Parmenides, dahin kann die Leidenschaft, wenn sie nicht durch die Philosophie in Fesseln gehalten wird, den Menschen führen."

Aristipp schickte mit der traurigen Nachricht von dem Zustande seines Sohnes einen Eilboten an Phanor's Vater. Dieser kam selbst, ihn abzuholen. Der Gemüthszustand des Unglücklichen hatte sich noch verschlimmert. Er hatte zuweilen Perioden der Raserei. Alle Mühe, welche an ihn gewandt war, frommte zu nichts, und Aristipp selbst sagte, daß sie nutzlos sei. Immer noch sprach er kein Wort, und erkannte auch den gebeugten Vater nicht, der mit dem Philosophen eintrat. Plötzlich aber schien eine Erinnerung wieder in ihm aufzudämmern, er reichte dem Vater die Hand, sah ihn lange starr an, schüttelte sanft den Kopf, und weinte still. Eine herzzerreißende Scene für die Umstehenden.

Nach zwei Tagen hatte er seinen Vater wieder ganz erkannt, und dieser war der Einzige, dem er unbedingt in Allem folgte. Aristipp rieth, nun so schnell als möglich den Irren nach der Heimath zu bringen, ihm dort alles das wieder zuzuführen, was in seinem Knabenalter ihn beschäftigt hatte, und ihm werth gewesen war, und so allmählig, behutsam, ihn gewissermaßen wieder größer werden zu lassen, dann aber auch eine geraume Zeit hindurch für ununterbrochene Beschäftigung, die mit körperlicher Anstrengung verbunden sei, zu sorgen.

Es geschah, und nach einem halben Jahre schrieb der Vater an Aristipp, dankte ihm herzlich für seine weisen Lehren, und versicherte, daß sein Phanor, eine stille Melancholie abgerechnet, die nun freilich sobald wohl nicht würde verbannt werden können, ganz wieder hergestellt sei. Doch eben diese stille Melancholie wollte dem Aristipp gar nicht gefallen, und er schrieb zurück: ihr Böotier seid ja vielerfahrene Schiffer; lassen Sie, mein Freund, den Jüngling eine Seereise machen, je weiter, je besser!"

Phanor's Vater hatte in Handelsgeschäften ein Schiff an verschiedene Plätze im jonischen Meer zu senden, und bat seinen Sohn, die Reise mitzumachen, damit eine genauere Aufsicht über das Schiffsvolk sei. Phanor willigte sehr schnell ein, schien heiterer zu werden, und konnte die Zeit kaum erwarten, wo das Schiff absegeln würde. Er nahm einen rührenden Abschied von den Seinigen, und reiste ab. Das Schiff landete an kephalonischer Küste. Er ließ sich nach der akarnanischen Küste übersetzen, und dann nach der Insel Leukate.

Hier suchte er den Pfad auf zu dem Tempel des Apoll, welcher auf einem, weit in das Meer hinragenden Vorgebirge erbaut ist. Er gelangte dorthin, und ließ sich von den Priestern in das Buch einschreiben, um morgen den Sprung vom Felsen zu thun, betete dann zu Apoll mit heißer Inbrunst, ihn zu erhören, und das Opfer geschah.

In der Nacht schrieb er an Parmenides: — ich sitze hier auf dem leukatischen Fels, und die aufgehende Sonne wird Zeuge sein, ob dein Freund, — o! stoße mich nicht von dir! — hienieden wieder aus dem Kelch der Freude trinken darf, oder ob der Tod die müden, thränenschweren Augenlieder schließen soll. Glaube mir, Parmenides, ich habe gerungen, wie ein Mensch ringen kann, mich dieser unseligen Liebe zu entschlagen; alle Götter habe ich angefleht, aber niemand erhört mich, und mein stärkster Wille erlahmt bei der Erinnerung an den Göttertraum, in dem ich einst schwelgte. — Der Sprung von diesem Felsen hat, wenn ich gerettet werde, wie du weißt, den Erfolg, daß alle Erinnerung an die unglückliche Liebe für immer mich verläßt, und ich erlebe wieder heiter und froh, wie einst; verschlingt mich aber das Meer, ist keine Rettung möglich, nun, so bin ich eines qualvollen Lebens überhoben. Nenne es nicht strafbar, nenne es nicht Selbstmord, was ich beginne. Zwar, ich bin auf der Spitze des Felsen gewesen, von wo herab ich mich stürzen soll, und ich schauderte zurück; in einer fast unabsehbaren Tiefe unter der Klippe peitscht der weiße Gischt der Brandung die unterhöhlten Felsen, und wenn die Woge, furchtbar groß, mit lautem Gebrüll zurückweicht, so gähnt aus der Tiefe des Meers ein Abgrund herauf, der mit Seeungeheuern aller Art gefüllt ist, wie der scharfblickende Seher wahrnimmt. — Die süße Gewohnheit des Lebens wollte in diesem Augenblick noch einmal zu mir warnend reden, aber nein! ich habe dem Gott der Sonne mein Schicksal anheim gegeben, er schütze mich, er rette mich! Auch die Königin Artemisia, auch die Sängerin Sappho und viele Andere stürzten sich herab, und fanden in den Wellen ihr Grab; doch Viele wurden gerettet, und waren geheilt, und z. B. ein Maces sprang viermal herab, und gewann viermal das Land wieder, befreit von seiner folternden Qual. Die Götter schützen die Tugend, jetzt kann, jetzt darf ich es sagen, ich bin nie vom Pfade der Tugend gewichen, — wir sehn uns wieder, mein Parmenides! —

Die Sonne trat aus dem Meer, da nahten Apoll's Priester dem Jüngling, der mit einer heitern Ruhe sich von ihnen, wie ein Opferthier, bekränzen ließ. Bei dem Gesang der Hymnen führten sie ihn bis an die äußerste Spitze des Felsen, und ordneten sich, die Gesänge fortsetzend. Unten, auf der Fläche des Meers, waren im Halbkreise viele Fischerkähne geordnet, um schnell den Herabgestürzten aufzufangen, sobald die rückkehrende Woge ihn trug.

Jetzt stand Phanor auf der höchsten Spitze. Schaudernd bebte er zurück, als er tief unter sich schaute, und wandte sich abwärts, dann aber streckte er die Hände nach dem Meer hinaus, dem heitern Gott der Sonne entgegen, rief laut: Theano! Theano! sein Gewand flatterte, der Meeresgrund nahm ihn auf.

Wohl kehrte die Woge vom Felsen zurück, aber sie trug Phanor nicht auf ihrem Rücken, wohl suchten die Fischer mit emsiger Mühe, aber sie fanden ihn nicht, und kein Aschenkrug sollte die irdischen Reste des Jünglings, den das Meer nicht wiedergab, bergen.

Ludwig Heinrich Freiherr von Nicolay

ward am 29. December 1737 zu Straßburg geboren, studirte dort Philosophie und die Rechte und war dann eine Zeitlang französischer Gesandtschaftssecretär, ging aber in Folge eines Rufs als Professor der Logik in seine Vaterstadt zurück. 1769 als Erzieher des Großfürsten Paul nach Petersburg berufen, wurde er 1770 daselbst Cabinetssecretär und Bibliothekar seines Zöglings, 1796 Staatsrath, 1798 Director der Akademie der Wissenschaften und 1801 wirklicher Geheimer Rath. Schon früher (1782) war er in den Adelstand erhoben und mit mehrern Ritterorden geschmückt worden und hatte auch mehrere Gesandtschaftsposten bekleidet. Nach Kaiser Paul's Tode zog er sich auf sein Gut Monrepos bei Wiborg zurück und lebte dort bis zu seinem am 18. November 1820 erfolgten Tode seinen litterarischen Beschäftigungen.

Er ließ erscheinen:

Vermischte Gedichte und prosaische Schriften. Neue Ausgabe. Berlin und Stettin 1792—1810, 8 Bde., kl. 4.
Theatralische Werke. Königsberg 1811, 2 Bde., 8.

Einzeln:

Elegien und Briefe. Straßburg 1760, 8.
Verse und Prose. Basel 1773, 8. (2. Ausg. von Nr. 1).
Galwine. Petersburg 1773, 12.
Vermischte Gedichte. Berlin 1778—86, 9 Thle., 8. (3. Ausg. von Nr. 1).
Das Schöne. Erzählung. Berlin 1780, 8. Französisch Ebendas. 1781, 8.
Reinhold und Angelika. Ebendas. 1781—84, 3 Thle., 8., mit Titelkupf.
Idda. Novelle. Wien 1792, 8.
Das Landgut Monrepos in Finnland. Berlin 1810, 4., mit Kupf.
Balladen. Ebendas. 1810, 4.
Der Arme und der Reiche. Gedicht. Leipzig 1820, 8.
Die Reliquie. Gedicht. Ebendas. 1820, 8.
Die Todtenwache. Gedicht. Ebendas. 1820, 8.

Laune, Witz, Gefühl, Leichtigkeit, Correctheit, geistreiche Auffassung und gewandte und anmuthige Behandlung des Stoffes, geben v. N's poetischen Leistungen, obwohl sie nicht ersten Ranges sind, doch einen bleibenden Werth. Am glücklichsten ist er in der poetischen Epistel, der Fabel und der poetischen Erzählung.

Aus Nicolay's vermischten Gedichten.

Der persische Bauer.

In Erivan
War einst ein armer, schlechter Mann.
Sein ganz Vermögen war ein kleiner Garten,
Sein ganz Geschäft, ihn abzuwarten.
Ein Obstbaum, der im Gärtchen stand,
Trug Früchte, weit und breit bekannt;
Sie glühten schön und groß und reich an Balsamsafte,
Der selbst dem Kranken Eindrung schaffte.
Bringt, sprach ein Nachbar, guter Mann!
Ein Körbchen dieser Frucht nach Ispahan.
Der Schach ist lecker, hör' ich sagen,
Freigebig überdas. Ihr kriegt, gebt nur acht,
So manches Goldstück heimzutragen,
Als ihr der Früchte hingebracht. —

Je nun! ich sollt' es selber meinen.
Er kauft ein feines Körbchen ein,
Packt seine schöne Frucht hinein,
Nimmt freudig Abschied von den Seinen
Und tritt den Weg nach Ispahan,
Schon mit Entwürfen schwanger, an,
Wie mit dem Beutel Gold vom Schache
Er Haus und Garten größer mache,
Kömmt, eh' er's denkt, zur Burg von Ispahan,
Und meldet sich beim Obermarschall an.
Man kennt den Hof. Wer bringt, dem steh'n die Thüren offen;
Wer holen will, kann lange hoffen.
Der Marschall nimmt die Frucht, und kurze Zeit hernach
Wird unser guter Mann belehret,
Daß Seine Majestät, der Schach,
In eigener Person sein ganzes Obst verzehret,
Es sehr gelobt, und mehr begehret.

Ei, guter Perser, welch ein Glück!
Er lauert auf den Augenblick,
Dem Kaiser glimpflich zu berichten,
Er sei der Bauer mit den Früchten.
Er stellt sich in den Saal, durch den der Kaiser geht,
Beschaut das prächtige Geräth,
Begafft die Großen, die so klein hier stehen,
Und sieht zuletzt im Schwarm ein Zwerglein gehen,
So mißgebaut, daß sich der arme Mann
Des Lachens nicht enthalten kann.
Zum Unglück war dieß Zwerglein der Minister.
Mit scharfem Blicke, kraus und düster,
Schielt er den Fremdling an. Ein Wort,
Und wüthend schleppt die Wach' ihn fort.
Im Kerker sitzt er nun, und mag sein Gold erwarten.
Er flucht dem Baume, flucht dem Garten,
Und flucht dem Nachbar, dessen Rath
Ihn in dieß Loch gestürzet hat.
Doch alles Fluchen kann die Sachen
Nicht ungescheh'n, nicht besser machen.
Ein Jahr fließt nach und nach dahin,
(Ach, eine lange Zeit für ein so kurzes Lachen!)
Und keine Seele denkt an ihn.

Nun kömmt die Zeit der Früchte wieder.
Man bringt dem Schach die schönsten dar.
Er rümpft die Nase, legt sie nieder:
Nein! das ist keine Frucht wie das verfloßne Jahr.
Was für ein herrlich Obst das war!
Wird wohl der Mann zurücke kommen?
Hat man noch nichts von ihm vernommen?
Wo kam er her? Wo kam er hin?
Wer ist er? Geht, erfragt mir ihn. —

Man forscht und hört die traurige Geschichte.
Der Kaiser lacht ob dem Berichte:
Gut! bringt ihn her. Ich will ihn seh'n,
Den armen Schelm. Es soll ihm besser gehn.
Er kömmt: „He, guter Freund! Ich weiß, wie dir's gegangen.
So spricht der Schach. Es thut mir leid.
Allein für Kerker, Obst und Zeit
Darfst du nun auch, was dir gefällt, verlangen." —
Herr, gieb mir, sagt der arme Mann,
Ein Beil, ein Säckchen Salz, und einen Alkoran.
Der Kaiser fängt zu lachen an:
Was für ein dummer Schnack? Beil, Salz und Alkoran?
„Das Beil, daß ich den Obstbaum fälle;
„Das Salz, es auszusä'n, damit auf seiner Stelle
„Nichts wieder wachse; dann den Alkoran,
„Um einen Eid darauf zu schwören,
„Daß ich und die mir zugehören
„Zeitlebens nie nach Hofe wiederkehren."

Das Testament des Esels.

Ein Esel diente lange Jahre
Dem Pfarrer eines Dorfs. Ein höchst geduldig Thier:
Arbeitsam, fromm, auch wohlgepflegt dafür.
Es fanden Herr und Knecht ein Muster an dem Paare.
Doch nichts besteht in dieser Welt.
Nachdem er manchen Sack getragen,
Und seinem Herrn manch Stückchen Geld
Verdienet, starb der Gaul vor Alter. Was für Klagen
Der Pfarr darob geführt, ist kaum zu sagen:
Freund meines Lebens, trautes Thier!
Da liegst du nun! Was fang' ich an mit dir!
Dich schinden? Nimmermehr! Bei meinen andern Schafen

Sollst du auf Gottes Acker schlafen. —
Und wirklich gräbt ihn da der Priester heimlich ein.

Ein Pfarrer mag ein Engel sein,
So ist er doch ein Rüger unsrer Sünden,
Und jeder freuet sich auch ihn in Schuld zu finden.
Kurz, man erfährt, was er gethan,
Und zeiget es dem Bischof an.
Der Bischof war ein lockrer Mann,
Der täglich seinen Rausch bei Spiel und Ball verrauchte,
Und immer Geld verthat, und immer neues brauchte.
Gut! lacht er auf: das seh' ich gern,
Wenn meine Pfaffen solches Zeug beginnen.
Da sind doch Bußen zu gewinnen. —
Bringt mir ihn her, den Feind des Herrn.

Er kömmt. Mit zürnender Geberde
Fährt ihn der Bischof an: Du Heide! Renegat!
Bist du's, der in geweihter Erde
Ein unrein Aas begraben hat?
Gleich ausgescharrt, den Acker exorcirt,
Zehn Thaler Straf', und suspendiret.

Ehrwürdiger! versetzt der Bauernhirt,
Der Esel, über den geklaget wird,
Hat zwanzig Jahr mein Brot genossen.
Ein guter, treuer Knecht, fromm, fleißig, unverdrossen,
Und sonderlich ein guter Wirth.
Er sparte jährlich für das Alter
Sein Thälerchen von dem, was er erwarb,
Und setzte mich darüber zum Verwalter.
Das sind nun zwanzig Thaler. Eh' er starb
Sprach er: Was mir der Herr verliehen,
Das gebt dem Bischof ab. Der fromme Herr!
Durch ein Gebetchen nur kann er
Mich aus dem Fegefeuer ziehen.

Die Kutte schürzend, holt der Pfarrer hier
Ein Beutelchen hervor. Die hohle Rechte
Streckt ihm der Bischof dar, und lächelt: Nun, ich dächte,
Dein Esel, wie du sagst, war doch ein frommes Thier.
So lass' ihn denn in Gottes Namen
Bei den beschämten Christen ruhn,
Die oft der Kirche minder Gutes thun.
Der Herr verleih' ihm seinen Frieden! Amen.

Der größte Schmeichler.

Ein Kaiser ... Wo? — In Monomotapa.
(Denn lägen seine Staaten nah,
So schwieg' ich von dem Mährchen stille)
Der Kaiser nun gerieth auf eine Grille
Von sonderbarer Art: Wer mag doch, fiel ihm ein,
An meinem Hofe wohl von allen
Den Großen, Edlen und Vasallen
Mein unverschämt'ster Schmeichler sein?
Und wie erfahr' ich es? Nicht wahr, hierauf zu fallen,
Beweiset doch wohl sonnenklar,
Daß er kein Europäer war.

Die Sache klüglich auszuspüren
Und allem Zwange vorzubau'n,
Sprach er mit jedem im Vertrau'n,
Bot alles auf, was das Gewissen rühren,
Was reizen kann, versprach zu gleicher Zeit
Die heiligste Verschwiegenheit;
Doch über den Artikel müsse
Man ihm gestehen, was man wisse.

Gefällig gegen ihn zu sein,
Und doch der Wahrheit treu zu scheinen,
Versetzten viele: Wie? mein Kaiser spottet mein!
Er, Schmeichler? Ach, er hat nicht einen.
Doch andre gaben, je nach ihrem Wahn,
Nach Neigung, oder Interesse,
Der diesen, jener jenen an;
Den Favoriten, die Maitresse,
Den Arzt, den Narren, den Kaplan.

Ein Philosoph kam endlich an;
Ein wahrer (denn in jener Zone
Giebt's welche), dieser sprach aus einem andern Tone:
Dein größter Schmeichler, glaubest du,
O Kaiser, sei so schwer zu nennen?
Ich traue mir gehorsamst zu,
Dir augenblicklich ihn zu nennen.

„So sage denn, wer ist es?" — Du.

Der Heuwagen.

Hans führte seinen Wagen Heu
Zur Stadt. Drei magre Thiere zogen
Die Last. Der Pferde waren zwei,
Vor beiden ragte, wie der Pfeil auf einem Bogen,
Ein Esel noch hervor. Er geht gemach einher,
Und denket bei sich selbst (denn ohne denken gehen
Macht Weg und Mühe lang und schwer):
Ich ganz allein, so denket er,
Regiere diesen Zug. Die Wahrheit zu gestehen,
Der gute Langohr hatte Recht:
Die Rosse waren blind, und oben schlief der Knecht.
Das Fuhrwerk mochte trefflich gehen.

Ich kenne manches Haus, das kein gescheidters hat;
Und sag' ich manches Haus, so merkt der Kluge
Sehr bald, daß ich mit gleichem Fuge
Auch sagen konnte: manchen Staat.

Der Käse.

Ein Ziegenkäs', in Leinwand eingebunden,
Ward irgendwo von einem Paar
Naschhafter Katzen aufgefunden.
So angenehm die Beute war,
So heftig war der Streit, die Theile gleich zu messen.
„Willst du allein den Käse fressen?
„Zwei Drittel nimmst du weg." — Wie schändlich lügest du!
Mir kömmt die Hälfte noch von deinem Theile zu. —

Man ruft zuletzt des Nachbars Affen.
„Sein Herr ist in dem Magistrat;
„Er weiß von ihm das Recht: Er soll uns Recht verschaffen."
Der Affe kömmt, ein ernster Rath,
Im Mantel und im Ueberschlage
(Der Weisheit seines Herrn), setzt sich zum Tische hin,
Und spricht: Ich will den Streit nicht in die Länge ziehn;
Hier ist mein Messer, hier die Wage.
Seht selbst, wohin das Zünglein überschlage.
Nicht wahr, zur Rechten? —, Ja. — Schon gut. Den Augenblick
Soll ihm geholfen sein. Flugs schneidet er ein Stück
Vom rechten Theile weg und schiebt es in den Rachen
„Wie stehn die Schalen nun? Die linke hat zu viel?
„Gleich wollen wir sie leichter machen."
Der Richter wiederholt das Spiel
So schnell und oft, zur Rechten und zur Linken
Macht er so klug die Schalen sinken,
Daß er bereits den Käse halb verzehrt.

Die Katzen: Nun, wir sind zufrieden.
Der Unterschied ist nicht mehr werth,
Daß Sie sich ferner noch ermüden.
Der Affe: Nein, das geht nicht an;
Gerechtigkeit ist eine Sache,
Die man nie zu genau bestimmen kann.
Ich bin ein so exacter Mann,
Daß ich mir ein Gewissen mache,
Wenn ich nur um ein halbes Gran
Dem oder jenem Tort gethan. —
Er hilft den Schalen noch mit manchem neuen Schnitte.
„Seht her! nun steht das Zünglein in der Mitte;
„Nun loos't:" — Was loosen? wähl'! — O wähle du!
Und beide Katzen greifen zu.

Noch nicht, ihr Damen! spricht der Affe.
Erlauben Sie, daß ich auch mir mein Recht verschaffe.
Wer zahlt mir erst den Spruch? Was mag das Restchen sein?
Ein Drittel von dem Kapitale?
Das zieh ich für die Sporteln ein.

So gehts in manchem Tribunale.

Die Stiefeln.

Braucht niemand neue Stiefel hier?
Ein schönes Paar! Kein Geld will ich dafür.
So rief in Wien ein Krämer auf dem Graben
Um ihn schließt sich ein dichter Kreis.
(Wer kauft nicht gern um solchen Preis?)
„Ihr Herren! Einer nur kann meine Stiefel haben,
„Der soll es sein, der mir beweisen kann,
„Ihm sei sein Weib vollkommen unterthan."

Er sprichts, und alle stehn und schweigen.
Prahlt irgend auch ein Ehemann,
So überschrei'n ihn zwanzig Zeugen.
Der Kreis zerfließt gemach. Ein Schneider tritt heran:
„Die Stiefel her! ich bin der Mann,
„Der seine Rippe zähmen kann.
„Muckst Liese nur, so läßt die Elle
„Kein Fleckchen heil auf ihrem Felle.
„Ihr Nachbarn, sagt! sind dieses Prahlerei'n?
Die Nachb. Nein, das ist wahr; der meistert Liesen.
Der Krämer. Wohl! deine Herrschaft scheint bewiesen.
Dein sollen auch die Stiefel sein,
Und dieses schwarze Wachs geb' ich dir oben drein.

D. Schn. Wo berg' ich es? mein Wammsist ohne Taschen.

D. Kr. So schieb' es in den Busen.

D. Schn. Nein,
Es schmutzt. Mein Hemd ist rein gewaschen.
Wie würde da Frau Liese schrein?

D. Kr. So? Trotz der Elle? Hört ihr's Brüder?
Geschwind gieb mir die Stiefel wieder!

Die Säcke des Schicksals.

Dem wird nie wohl, der immer Beßres sucht.
Mit seinem Schicksal unzufrieden,
Sah Timon stets voll Eifersucht
Auf das, was Andern Zeus beschieden.
Mit stetem Murren plagt' er ihn.
Zeus, endlich müde seiner Klagen,
Schickt Majens Sohn zur Erde hin,
Läßt ihn empor zum Himmel tragen,
Faßt seine Hand, und führet ihn
In das Olymp'sche Magazin.
Zu Millionen aufgehügelt,
Und von den Parzen zugesiegelt,
Sieht er hier Säcke hingestellt,
Wovon, nach Jupiters Berichte,
Ein jeder, ungleich an Gewichte,
Ein Schicksal, einen Stand enthält.
Da! wähle selbst von allen Säcken!
Nur merke dir, spricht Jupiter,
Daß in den meisten Sorgen stecken;
Doch in den leichten weniger. —
„Schon gut, Herr Zeus! Laß mich ein wenig
„Versuchen, welcher minder wiegt."
Der nächste, welcher vor ihm liegt,
Ist Nummer Eins: Für einen König.
Er faßt ihn an, zu schwer für mich!
Den trag ein Herkules, nicht ich. —

Ob ich den andern heben werde?
Für einen Günstling weis't die Schrift.
Er hebt. Der Sack zieht ihn zur Erde.
O, wehe dem, den dieser trifft!

Auch Aemter bringt er kaum vom Platze.
Hier stehet Ruhm, beschwert mit Neid;
Hier liegt ein Sack Gelehrsamkeit,
Und dort ein Sack mit einem Schatze:
Von Argwohn und von Geize der,
Von Hypochonder jener schwer.

Nun folget der gemeine Haufen,
Die, deren Loos kein Zettel nennt,
Die Zeus nur an der Nummer kennt.
„Mit diesen läßt sichs leichter laufen."
Er hebt, vergleicht sie lange Zeit.
Als endlich ihm die Auswahl glücket,
Spricht Jupiter: Was diesen drücket,
Ist nichts, als Unzufriedenheit.

Von mir sei diese Thorheit fern!
Erwiedert Timon. Dieser Eine
Behagt mir. Laß mir ihn! — „Recht gern.
„Auch war er ohnedieß der deine."

Hort und Rika.

Der Junker Hort von Tiefenteich,
War aller Junker Perle,
Großmüthig, tapfer, klug und reich,
An Wuchse gleich der Erle.
Im Flügelkleide hatte schon
Der weise Vater für den Sohn
Die künft'ge Braut gewählet.

Ein bied'rer Nachbar, Hohenstein,
Bekam, drei Jahre später,
Als Hort erschien, ein Töchterlein,
Und der Verspruch der Väter
Geschah, daß jeder Theil sein Blut
Zu treuem Sinn und Edelmuth
Dem andern bilden wolle.

Denn ach! das kluge Väterpaar
Sah' im Verfall der Zeiten
Die täglich steigende Gefahr
Der Ehen sich bereiten.
So hofften sie von Jugend an
Durch gleichen Fleiß in gleichem Plan
Der Kinder Glück zu gründen.

Auch konnten Wunsch und Neigung nicht
Einträchtiger sich fügen,
Noch sich in des Gehorsams Pflicht
Zwei Kinder froher schmiegen.
Sie wuchsen zu dem schönsten Flor,
Zur reinsten Zärtlichkeit empor,
Stolz eines auf das and're.

Nicht nur im Roß, nicht nur im Speer
Sucht' unser Jüngling Ehre;
Gleich ernster Mühe werth hielt er
Des heil'gen Rechtes Lehre.
So bald der Vater ihm erblich,
Hing er mit ganzer Seele sich
An Sigmund, Schwabens Kanzler.

Ein edler Mann; als Jüngling Held,
Bei reifer'm Bart ein Weiser,
Gleich bieder im Gericht und Feld,
Der Liebling zweier Kaiser,
Des Volkes Glück und Zuversicht,
War Sigmund, streng' auf seiner Pflicht,
Doch auch dem Mitleid offen.

Mit Vaterliebe neigte sich
Des Alten Herz zu Horten.
Er unterwies ihn meisterlich
Mit Beispiel und mit Worten.
Schon theilt' er seines Amtes Müh'
Mit ihm, und ihm versüßte sie
Des Jünglings Fleiß und Liebe.

Zur Tochter sprach er dann und wann:
„Ja, dieser Hort, mein Särchen,
„Das ist ein goldner junger Mann.
„O, würdet ihr ein Pärchen!
„Das wäre mir ein Glück! Allein
„Ich weiß ja wohl, es kann nicht sein;
„Versagt seid ihr schon beide."

Aus altem Blut, aus reichem Stamm,
Ein wenig Geck daneben,
War Oswald, Sarens Bräutigam.
Den Sohn empor zu heben,
Hielt frühe schon Herr Kilian
Beim Kanzler um die Tochter an,
Und ihm ward sie versprochen.

Sie fühlte weder Gluth noch Haß
Für ihn, sie war's zufrieden,
Und schickte sich in alles, was
Der Vater ihr beschieden.

Fiel ihr in der Gespräche Lauf
Ein plattes Wort des Freiers auf,
„Je nun! sie faseln alle."

So hatte sie getrost bisher
Im Leben fortgeschlendert.
Allein ihr Frohsinn ward nunmehr
In stillen Gram verändert.
Tief fühlte sie den Unterscheid
Von eines Hortes Trefflichkeit
Auf den so leichten Oswald.

„Welch' heller Geist! Welch' edler Sinn!
„Wie sittsam sein Verfahren!
„Wie zärtlich schätzt der Vater ihn,
„Bei so ungleichen Jahren.
„Ein Pärchen, ja das wär' ein Glück!
„Doch schnell nahm er den Wunsch zurück,
„Riß mir ihn aus dem Herzen.

„Versagt ist er. O Rika! du
„Wie selig! Stete Liebe
„Sagt dir der Edle täglich zu,
„Du schwörst ihm gleiche Triebe.
„Harr' aus, mein Herz! und überlaß
„Dein Loos dem Himmel; sorge daß
„Kein Zeichen dich verrathe." —

Nach einem fernen Gute muß
Gleich itzt sich Hort erheben.
Er stellt sich ein, den Abschiedskuß
Zu nehmen und zu geben.
Drei Monde hält ihn Frankenland.
Er kommt zurück. Ach Unbestand
Des Glückes und der Menschen!

Aus Rikens Munde höret er
Die Post von Sigmunds Falle.
Der Kaiser, aus Lamparten her,
Schrieb einen Brief voll Galle.
Als einer der das Recht verletzt,
Ist Sigmund seines Amts entsetzt,
Beraubt der ganzen Habe.

„So wahr ein Gott im Himmel sitzt!
„Der Kaiser ist betrogen,"
Rief Hort, von edlem Zorn erhitzt.
„Wo ist er hingezogen?
„Wo find' ich ihn, den Biedermann?
„Vermuthlich wohl bei Kilian,
„Dem künft'gen Gegenschwäher?" —

(Rika.) O nicht doch! Meinst du, guter Hort,
So redlich handeln alle?
Der Feige wiederrief sein Wort
Gleich bei des Kanzlers Falle.
Ach! und sein unverschämter Sohn
Rühmt sich sogar, er habe schon
In Särchens Arm gelegen. —

(Hort.) Der Bube! Büßen soll er mir!
Kaum kann ich es erwarten —
Rika.) Vergebens suchst du beide hier,
Sie zogen nach Lamparten.
Der Sage nach sieht Kilian
Sich schon als Schwabens Kanzler an,
Hoch in der Gunst des Kaisers.

(Hort.) Wohlan! der Weg nach Monza steht
Auch mir, gleich ihnen, offen,
Und Recht von seiner Majestät
Ist auch für uns zu hoffen.
Vergib mir, Rika, den Verzug.
Zur Liebe bleibt uns Zeit genug,
Wenn ich den Freund gerettet. —

Ein Blick voll Beifalls lohnet ihn,
Ein Blick voll stolzer Freude.
Zu Sigmunds Hütte sprengt er hin.
Sie liegt auf öder Heide.
An seines Thores Schwelle sitzt
Der Greis, den Arm auf's Knie gestützt,
Und tief in sich versenket.

„Ist's möglich, Vater?" ruft ihn Hort
So weit er kann, entgegen.

„Verworfen du? Doch auf mein Wort,
„Das Toben soll sich legen.
„Wer ist der Lügner? so will ich
„Den Kaiser fragen, welcher dich
„Zum Ungerechten machte?"

(Sigm.) Der Lügner wäre der, mein Sohn,
Der so zum Kaiser spräche.
Gerecht ist er. Gerechten Lohn
Trag' ich für meine Schwäche.
Du stutzest? Alles will ich dir
Genau berichten. Lern' an mir,
Wie leicht ein Richter strauchelt.

Ein Jüngling ward dem Tribunal
Als Mörder übergeben.
Ich sann, verglich Gesetz und Fall,
Verwirkt fand ich sein Leben.
Da kam ein Greis, ein altes Weib,
Ein junges, mit schon dickem Leib,
Und fielen vor mir nieder.

Sei Mensch, eh' Richter! sprach der Mann.
Ein Vater, nah' dem Grabe,
Sein Weib, das kaum mehr kriechen kann,
Ein ungeborner Knabe,
Die Schnur, des größten Glückes werth,
Uns alle soll des Henkers Schwerdt
Mit einem Streiche treffen!

Mein Sohn ist schuldig, streng' und klar
Das Recht. Daß Konrads Wandel
Sonst immer unbescholten war,
Daß er im tollen Handel
Den ersten Schlag empfing, daß ihm
Allein des Zornes Ungestüm
Die Rechte mißgeleitet;

Dieß alles führ' ich dir nicht an,
Könnt' es gleich etwas gelten.
Um Mitleid bitt' ich. Niemand kann
Was Gott gebietet schelten.
Vertrittst du nicht den Kaiser hier?
Und wahrlich! Mitleid würde mir
Von Friedrichen verliehen.

Arm sind wir. Unser Sein beruht
Auf Konrads Sold im Heere.
Doch was ist Leben, Geld und Gut
Bei dem Verlust der Ehre?
Er, unser Stolz, wird uns're Schmach,
Sie folgt uns in die Grube nach,
Liegt ewig auf den Kindern.

Zwar, freilich, bald wird die Natur
Die Qual der Aeltern enden.
Doch hier, die unentbundne Schnur.
Der Sprößling meiner Lenden!
Herr, bist du Vater? Frag dein Herz,
Ertrüg es einen solchen Schmerz?
In Ohnmacht sank der Alte.

Die Weiber stürzten sich auf ihn,
Den Tod schon im Gesichte.
Da riß mich das Erbarmen hin,
Ich legte dem Gerichte
Mit Stärke jeden Umstand dar,
Der dem Beklagten günstig war,
Und sprach den Mörder ledig.

So hab' ich, Hort, aus weichem Rath
Die Grenzen überschritten;
Der Richter soll nach Recht und That
Entscheiden, nicht nach Bitten.
Des Klägers Wuth, der Feinde Neid
Versäumten weder List noch Zeit
Mich schwärzer noch zu schildern.

Als hätte mich zu schnödem Geiz
Des Thäters Gold verführet,
Als hätte mich der Tochter Reiz
Bei grauem Haar gerühret.
Daß diese Lügen richterlich
Bestätigt sind, das kränket mich
Sonst ist mir Recht geschehen.

Ein Trost blieb mir. Auch der verschwand;
Daß durch den Schluß der Ehe
Bei meines Glückes Unbestand
Doch Särchens Glück bestehe.
Ach Hort! der schlechte Kilian
Sah mich nunmehr verächtlich an.
Und Oswald . . . O des Gräuels!

Ist keine Tugend denn so rein,
Die Frechheit nicht entehre?
Kann kein Verspruch so heilig sein
Den Falschheit nicht zerstöre?
Gern duld' ich. Doch nach meinem Tod'
Wird Särchen unter Schmerz und Noth
Stets leiden, ewig klagen. —

„Beim Himmel, nein! das soll sie nicht.
„Ein Anwalt fehlt euch beiden,
„Ich will er sein. Das Hofgericht
„Mag neuerdings entscheiden,"
Spricht Hort. „Und zu den Schranken hin,
„Will ich den Unverschämten zieh'n,
„Und Särchens Ehre rächen."

Hier stürzet sie herbei, verweint
Ihr Aug' im langen Leide,
Voll Hoffnung itzt auf solchen Freund,
Voll hoher Lieb und Freude.
„Dank, Einziger! O Dank und Glück!
„Lauf, eile, fliege, komm zurück,
„Bring mir den Vater wieder;

„Nur kämpfe nicht! Nie würd' ich dir
„Gefahr für mich vergeben.
„Nie, nie soll Rika wegen mir
„Für den Geliebten beben. —
Sei, spricht er, beff'rer Ahnung voll,
Vertrau dich mir. Noch heute soll
Dich meine Rika küssen.

Er eilt zu ihr. Die Flamme schlägt
Aus Lippen ihm und Blicken,
Und seiner Rede Brand erregt
Gleich heiße Gluth in Riken.
Nie hatte sie so tief gefühlt,
Wie Freundes Noth im Herzen wühlt,
Ihn nie so schön gesehen.

Laut billigt Rika den Entschluß.
Dringt selber auf sein Scheiden,
Bringt täglich Hülfe, Trost und Kuß
Den tiefgebeugten Beiden.
Ihr Dank, ihr Muth, so hart erprobt,
Ihr Zuruf, wenn sie Horten lobt,
Macht ihr sie täglich lieber.

Hort kommt zurück. So düster fliegt
Am Himmel kein Gewitter,
Als das auf seiner Stirne liegt.
Schwerdt, Handschuh wirft der Ritter
Unwillig hin. Nein! ruft er wild,
„Nein! weder Recht noch Ehre gilt
„Mehr an des Kaisers Hofe.

„Vor Mailands Mauern liegt sein Heer
„Doch enger eingeschlossen
„Als die umschanzte Stadt, ist er
„Von Kilians Genossen.
„Dem ward die Klage zugesandt.
„Er wies sie höhnisch von der Hand,
„Als schon entschied'ne Sache.

„Zu ihm trat ich, gesetzt und frei,
„Und wies ihm klar und dürre
„Was wahr und was erlogen sei,
„Worin das Urtheil irre.
„Doch, deine Worte, junger Mann,
„Beweisen nichts, sprach Kilian,
„Wir haben Brief und Siegel."

„Hat Brief und Siegel auch dein Sohn,
„Die wider Särchen zeugen?
„Dir sag' ich es, ich sprech' ihm Hohn,
„Und schelt' ihn einen Feigen,
„Wenn er in off'nen Schranken nicht
„Sich stellt, und für die Lüge ficht,
„Die er im Land verbreitet.

„Hier werf' ich ihm den Handschuh hin,
„Und kehr' ihm stolz den Rücken.
„Drei Tage lang erwart' ich ihn,
„Kein Oswald läßt sich blicken.
„Zuletzt kommt ein Trabant zu mir:
„Befehl vom Kaiser bring' ich dir,
„Lamparten gleich zu räumen,

„Und niemals mehr mit Trotz und Hohn
„Von Kilian zu sprechen,
„Noch weniger an seinem Sohn
„Mit Waffen dich zu rächen. —
„So komm' ich, alles Trostes leer
„Zurück, ich selbst unglücklicher
„Als Sigmund und als Särchen.

„Denn ach! unheilbar ist ihr Gram
„Durch meine Schuld geworden;
„Und wo ich Rettung unternahm,
„Da half ich vollends morden.
„Was bleibet mir? Was kann ich nun
„Den Schaden zu ersetzen thun?
„Hülft ihnen mein Verzweifeln?" —

Vom Zorne, von den Thränen ging
Nach der Erzählung Rike
Zum Tiefsinn über. Düster hing
Ihr ein Entwurf im Blicke.
Es kämpft in ihr, sie athmet hoch;
„Ja Hort, ein Mittel bleibet noch.
„Gleich sollst du es vernehmen."

Den Vater spricht sie nun allein,
Sagt ihm, was sie erfunden.
Kaum geht er's, auf ihr Bitten, ein,
So ist sie schon verschwunden.
Zu Horten spricht der Vater nun:
„Auf! Etwas Edles sollst du thun.
„Sei schwächer nicht als Rika.

„Des Schadens bist du dir bewußt,
„Den du Sigmunden brachtest.
„Unheilbar ist nun der Verlust,
„Den du zu hindern dachtest.
„Wer wird nunmehr den Mangelstand,
„Des Vaters lindern? Wer die Hand
„Der armen Tochter reichen?

„Du mußt es thun. Man kennet dich
„Für edel, klug und bieder.
„Sei Särchens Mann, so hebet sich
„Ihr kranker Leumund wieder.
„Versorgung nimmt der alte Mann
„Alsdann auch gern vom Eidam an,
„Und dein Gewissen ruhet.

„Sieh, Lieber! dieses hat für dich
„Dein Rikchen ausersonnen,
„Hat hart gekämpft, doch über sich
„Zuletzt den Sieg gewonnen.
„Vollziehe nun, was sie ersann,
„Wir nehmen Dein Entsagen an,
„Und lösen dein Versprechen."

Der Ritter steht, ein starrer Stein,
Vom Schrecken ganz befangen;
„Ich Sarens, ich nicht Rikens sein?
„Sie selbst kann es verlangen?" —
(Vater.) Sie kann's; denn edel ist die That.
Gewiß, für den so klugen Rath
Wirst du ihr künftig danken.

Itzt folge mir, man wartet dein. —
Er wankt mit trunk'nem Schritte.
Sie treten bei dem Alten ein.
Aus der Gesellschaft Mitte
Erhebt sich Rika: „Lieber Hort!
„Nach langem Weigern hat mein Wort
„Bei beiden statt gefunden." —

Er winket ihr, und führet sie
Nach einer Nebenzelle:

„Du mich verlassen, Rika? wie?
„Und das so auf der Stelle?
„Ließ denn kein and'res Mittel sich
„Ersinnen? Soll ein Andrer dich
„Statt deines Horts besitzen?" —

(Rika.) So müssen denn an Großmuth wir
Euch Männer stets besiegen?
Sieh, Hort! Ich selbst gebiete dir,
In Särchens Arm zu fliegen.
Schnell, eh' mich's reut. Mein Wort dabei,
Dir bleib' ich, auch geschieden treu.
Kein And'rer soll mich herzen.

Doch merk' es: dieß Versprechen muß
Bei dir verborgen bleiben.
Mein Vater würde den Entschluß
Sonst niemals unterschreiben. —
Sie stößt ihn wieder in den Saal.
Der Priester wartet schon. Gemahl
Und Frau sind Hort und Sara.

Wie einer, der aus großem Brand,
Weib, Kind und Habe flüchtet,
Die Kraft der Muskeln überspannt,
Und Riesenwerk verrichtet;
Erst, wenn er alles sicher sieht,
Dann fühlt er, lahm an jedem Glied',
Das Leere der Erschöpfung;

So weiß sich, nach so saurem Zwang,
Auch Rika kaum zu fassen,
Und nimmt sich vor, drei Tage lang
Sich Keinem seh'n zu lassen.
Ach! ruft sie oft: „Zu viel! Zu viel!
„Zu theuer zahl' ich das Gefühl
„Für Unglück und für Ehre!

Doch bald ermannt die Starke sich
Zu festem, heiterm Muthe:
„Es ist gescheh'n! Es freuet mich!
„Reut Guten je das Gute?"
Sie fliegt zum neuvermählten Paar.
O wie so zärtlich, wie so wahr
Ist Särchens Dank und Liebe!

Mit offner Art, als altem Freund'
Begegnet Horten Rike.
Verlegenheit und Gram erscheint
In seinem düstern Blicke.
Viel litt er. Denn im Taumel hat
Er nicht den Adel seiner That,
Das Opfer nur gefühlet.

Doch schon beginnt der trübe Saft
Sich nach und nach zu läutern,
Zeit und Besinnung gibt ihm Kraft
Den Mißmuth aufzuheitern.
Schon fühlt er innern Selbstgenuß,
Und Sigmunds Dank, und Sarens Kuß,
Und sein gestillt' Gewissen. —

Ganz Unschuld, Liebe, Dankbarkeit,
Ganz Eifer im Ersinnen,
Im Handeln ganz Geflissenheit
Den Gatten zu gewinnen,
That Särchen in dem Raume von
Drei Tagen große Schritte schon
In seinem Geist und Herzen.

In der Ergießung trauter Lust
Wagt sie es ihm zu sagen,
Wie lange schon in stummer Brust
Sie diesen Wunsch getragen,
Wie hart sie sich ihn vorgerückt,
In sich verschlossen, unterdrückt,
Und doch nicht ausgerottet.

„Die edle Rika! kann ich dir
„O Hort! sie je ersetzen?
„Wie kannst du dich, getrennt von ihr,
„Mit Särchen glücklich schätzen?
„Sieh! all mein Streben, mein Bemüh'n
„Soll sein, ihr Herz an mich zu zieh'n,
„Nur dir und ihr zu leben." —

Genauer konnte kein Entschluß
Dem Wunsche Horts begegnen.
Er lohnt ihr ihn mit warmem Kuß,
Bricht aus in lautes Segnen,
Denn nur der Zweifel plaget ihn:
Wird Rika mich nicht immer flieh'n,
Wie schon drei ganzer Tage?

Jetzt aber, da sie Sarens Glück
So froh, so herzlich theilet,
Jetzt, da ihr unbefang'ner Blick
Auf ihm so freundlich weilet,
Jetzt, da sie selbst so schwesterlich
Zu stätem, trautem Umgang sich
Erbietet, ihn begehret,

Jetzt schließet sich in frohem Band
Der enge Kreis der Biedern;
Mit Ehrfurcht sieht ganz Schwabenland
In des Vereines Gliedern
Beweis der Unschuld, festen Muth,
Der Freundschaft Macht, des Dankes Gluth,
Des Weibes höchsten Adel.

Mit neuem Eifer bildet sich
Hort wieder in der Schule
Des Schwähers. Seiner Güter Strich
Sieht auf dem Richterstuhle
Die Weisheit selbst. Von weitem her
Strömt man herbei, und will, daß er
Uralte Händel schlichte.

Da langt mit eins die Zeitung an:
Der Kaiser kommt nach Schwaben.
„Ist mit ihm Kanzler Kilian?"
Den wird er bald begraben. —
„Und Oswald?" — Deß hat's keine Noth;
Schon lange liegt er, wo nicht todt,
Verkrochen in der Fremde. —

Und wirklich, Kaiser Friederich
Wirft forschend schon die Blicke
Umher, wer in dem Lande sich
Zum Amt' am besten schicke.
Und Alles, Alles ruft ihm zu:
Den Würdigsten verlangest du?
Wohlan, so gib uns Horten!

Der Kaiser ruft und lehret ihn,
Wozu er ihn beschieden;
Und er, der deutschen Biedersinn
In schlichte Worte kleidet,
Erwiedert ihm: „Das geht nicht an,
„Herr Kaiser! Wählt ein kluger Mann
„Den Schüler vor dem Meister?

„Der war mir Sigmund, dessen sich
„Ganz Schwaben einst gefreuet,
„Und dessen Unschuld wider dich
„Noch itzt um Rache schreiet.
„Sprich selber: welcher freie Mann
„Nach dem, was ihm begegnet, kann
„Sich deinem Dienste widmen?"

„Und du? versetzt mit schiefem Blick
„Der Kaiser, doch gelassen,
„Wie kannst du dich zum Probestück
„Mit dessen Schutz befassen,
„Der um den Preis gehandelt hat,
„Für den er, nach bewies'ner That,
„Den Mörder retten wollte?"

(Hort.) Ja, Herr! gerettet hat er ihn,
Und hat darin gefehlet.
Dieß hat er nie mit Eigensinn
Entschuldigt, noch verhehlet.
Allein aus Geiz und Kitzel nicht,
Und ungetreu ist der Bericht,
Den man dir abgestattet.

Und macht denn jener Umstand nicht
Des Mörders That verzeihlich?
Ist denn dem Richter nur die Pflicht,
Das Schwert zu brauchen, heilig?

Ist fühlen ihm ganz untersagt?
Gesetze hat der Mensch gemacht,
Das Mitleid schuf Gott selber.

Und endlich den, der jederzeit
Unsträflich sich betragen,
Des Geizes und der Lüsternheit
Abwesend anzuklagen,
Ihn ungehört zu strafen, Herr,
Was scheint dir unverzeihlicher,
Sein Mitleid, dieses Morden? —

Den Kaiser wurmt die Rede sehr.
Er schickt nach dem Archive:
„Bringt mir doch Sigmunds Acten her!
„Hier, Hort, hier sind zwei Briefe.
„Was sagst du nun? Hier bietet man
„Dem Kanzler tausend Thaler an;
„Hier fordert er zwei Tausend. —"

Hort. Unmöglich. Meinen Kopf zum Pfand!
Geschmiedet in der Hölle
Sind sie. Laß seh'n! des Kanzlers Hand
Erkenn' ich auf der Stelle.
Kein Zug von ihm! Sieh selber her!
Gleicht diese Schrift dem Brief, den er
Gleich itzt an mich gefertigt?

Die Lettern Konrad's kenn' ich nicht,
Auch ist er längst verschwunden,
Wo aber hätt' ein armer Wicht
So schweres Geld gefunden?
Und Sigmund, ein so alter Mann . . .
Hier meldet man den Hofkaplan
Mit wichtigem Berichte.

„In dieser Stunde, hebt er an,
„Ist Kilian verschieden.
„Vergebe Gott dem bösen Mann!
„Und laß' ihn ruh'n n Frieden.
„Nein, wahrlich, Euer Majestät,
„Solch' eine schwarze Seele hätt'
„Ich nicht in ihm vermuthet.

„Der Last, die auf dem Herzen schwer
„Ihm lag, sich zu entladen,
„Gestand er sterbend mir, daß er
„Zu Kanzler Sigmund's Schaden,
„Und blind aus Geiz und Ehrbegier
„Ein zu gelindes Urtheil dir
„Als feiles Recht geschildert;

„Daß wider einen solchen Mann
„Er als bewährte Proben,
„Zwei Briefe, die des Handels Plan
„Enthielten, unterschoben,
„Und daß, als Hort vor Mailand kam,
„Er die Parthei des Klägers nahm,
„Und ihn zurück getrieben. —"

Der gute Kaiser steht beschämt
Und streicht am rothen Barte:
„So hat er mir das Zeug verbrämt!
„So bin ich der Genarrte!
„Ein Glück für ihn, er lebt nicht mehr.
„Ruft mir den alten Sigmund her!
„Du, Hort, bring' mir ihn morgen."

Der Kaiser faßt des Greises Hand:
„Vergib mir mein Getreuer,
„Daß Lüge bei mir Glauben fand.
„Dir kostete sie theuer,
„Mir theurer itzt. Amt, Ehre, Glück,
„Und mein Vertrauen nimm zurück.
„Noch bleib' ich viel dir schuldig."

Sigmund. Herr! nur Vergebung nehm' ich an,
Und den Ersatz der Habe;
Das Amt nicht mehr. Ich alter Mann
Hab' einen Fuß im Grabe;
Und ungern würd' ich in dem Land'
Vor dem ich meine Schuld gestand,
Nun wieder Urtheil sprechen.

Doch hier ist Hort, von Rufe rein,
Mein Eidam, klug und tüchtig.
Den laß' dir, Herr! empfohlen sein! —
„Dein Fürwort ist mir wichtig,"
Spricht Friedrich. „Auch das ganze Land
„Empfahl mir ihn schon vor der Hand,
„Und Hort sei denn mein Kanzler! —"

Sie fallen dankbar auf das Knie.
Nach gnadenvollen Reden
Umarmt und schmückt der Kaiser sie
Mit goldner Kette jeden,
O Särchen! Welche Freude blitzt
Aus deinen Augen, da dich itzt
Die beiden Ritter küssen!

Das liebe Särchen! Reif zur Welt
Trägt sie die Frucht der Ehe.
Und nun, auf einen Schlag, befällt
Sie beides, Glück und Wehe.
Nach langer Arbeit, langer Qual,
Gibt sie dem Vater, dem Gemahl
Ein frisches Kind zu herzen.

Ach, aber Sie! Erschöpft und schwach
Liegt sie, ein Raub der Schmerzen.
Die Schnellkraft fehlet nach und nach
Dem immer mattern Herzen.
Sie fühlt sich sterben, sieht sich um:
Hort, Sigmund, Rika, stehen stumm
Und weinend bei dem Bette.

Mit neuer Kraft erhebt sie sich
Und küßt des Vaters Hände:
„In Glück und Ehren laß' ich dich,
„Gott! welch' ein frohes Ende!
„Er ließ mich dir, indem du littst.
„Fühl' einst, wenn du mein Grab betrittst,
„Den Dank, der aus ihm duftet.

„O du mein Alles! du mein Hort!
„Wie kann ich dir bezeugen — — —"
Ein Schluchzen unterbricht das Wort,
Zwingt lange sie zu schweigen.
„Hort! deiner Gaben größte war,
„Daß du mich fast ein ganzes Jahr
„Durch Liebe glücklich machtest.

„Nimm sie zurück, und schenke sie,
„Der, die dich mir gelassen.
„Nein, Särchens Seele konnte nie
„Die Großmuth Rika's fassen.
„Nimm, Edle! nimm zu deinem Lohn
„Den Edeln wieder! Nimm den Sohn
„Zum Zeichen meines Dankes!"

Sie sinkt zurück. Ihr überzieh'n
Die Wangen Frost und Bleiche.
Die losen Locken fließen hin
Am weißen Hals der Leiche.
Laut klagt der Greis; der Gatte schließt
Sie wild an's Herz, und stille fließt
Auf sie der Freundin Zähre

Die edle Rika nimmt das Kind,
Pflegt es mit Mutterfreude.
Ein Jahr verstreicht, und traurig sind,
Und schüchtern sie noch beide.
Bis endlich Sigmund sich beschwört:
„Vollzieht doch Sarens Willen! Stört
Nicht länger ihre Ruhe!"

Bescheiden folgen sie dem Rath
Das alte Band zu schließen,
Und das Bewußtsein ihrer That
Dient noch, es zu versüßen.
Mit ihnen lebt der Alte fort.
Auf Sara's Grabe weinen Hort
Und Rika jährlich wieder.

Der Edelmann und der Bauer.

Beim Junker meldet man Hans Klasen. — Laßt ihn ein. —
„Ihr Gnaden wollen mir verzeihn,

Ich komme so, gehorsamst anzusagen,
Mein Eber und der gnäd'ge Hund,
Die rauften sich gewaltig, und
Da hat er ihn halt todt geschlagen."

Was? meinen Perl? das schöne Thier?
Zwölf Thaler zahle gleich dafür,
Und deinen Eber liefre mir
Auf meinen Hof, ihn abzustechen,
Zum wohlverdienten Lohn, zur Warnung andern Frechen. —
Der Bauer lacht: Ihr Gnaden, nein!
Sie haben mich nicht recht gehöret:
Den Eber schlug der Hund, und nicht den Hund das Schwein.
Ich bin es, der Ersatz begehret.

„Ja so! — Ei nu! Vermuthlich hat das Schwein
Den guten Hund geneckt. Oft hab' ich zugesehen,
Wie toll der Eber war. Es ist ihm recht geschehen.
Du ließest ihn ja immer ledig gehen.
Auch dieß ist Frevel. Sei nur froh,
Daß ich die Strafe dir erlassen will." — Ja so!

Der einäugige Hirsch.

Ein alter Hirsch, behutsam von Natur,
Auf einem Auge blind, das ihm ein Pfeil durchfuhr,
Ging immer nur am Meeresstrande,
Und drehte das gesunde Licht
Beständig nach dem festen Lande:
„Hier ist Gefahr, vom Wasser nicht."

In einem Nachen schwebt ein Schütze,
Legt an und trifft. Das arme Thier
Fällt nieder, schreiend: Wehe mir!
Wozu ist denn die Klugheit nütze?

Thor! wenn ein Auge dir gebricht,
So ist's der Klugheit Fehler nicht.

Die Mücke.

In eines leeren Fasses Schlunde
Wuchs aus den Hefen auf dem Grunde
Ein kleines Völklein auf. In diesen Raum gebannt,
Durchkroch, durchwühlt' es nur der Hefen feuchte Masse
So viel ihm nöthig war, damit es Nahrung fand.
Kurz, ein Geschlecht starb hin, und ein Geschlecht entstand,
Und Niemand fiel es ein, daß außer diesem Fasse
Ein andrer Raum sich denken lasse.
Ein einzig Mücklein zeigte früh
Ein philosophisches Genie,
Erforschte die Natur der Tonne, die Distanzen,
Die Höhen, die Gestalt des Ganzen,
Errieth, bewies, sein Faß, die Erde sei
Ein vorn und hinten plattes Ei.
Einst, als es, stets erpicht auf Lehre,
Des Fasses Vordergrund durchkroch,
Gerieth es an ein kleines Loch,
Den Eingang einer engen Röhre.
Es drängt sich durch den offnen Hahn,
Und kömmt an seiner Mündung an.
O welch ein Schauspiel für die Mücke!
Der Welten mehr als hundert Stücke,
In welcher schönen Symmetrie!
Wie reine Luft umfließet sie!
Was für ein Glanz strömt von dem prächt'gen Sterne
(Des Kellers schmutziger Laterne)
Das ganze Weltall seh' ich hier.
Gesegnet seist du, Wißbegier!
Du führtest mich, du zeigst mir alles heller. —

Im Fasse steckt das Volk, der Philosoph im Keller.

Der Bauer und der Esel.

Mit einem schwer beladnen Esel kam
Ein Bauer aus der Stadt, und nahm
Den Weg zurück nach seiner Hütte.
Bei langer Weile, sachtem Schritte,
Sann er der kleinen Wirthschaft nach,
Was er nunmehr gekauft und was ihm noch gebrach.
„Mein alter Schornstein stehet schräge,
„Ich brauche Ziegel ihn zu bau'n;
„Auch Holz muß ich mir morgen hau'n." —
Von ungefähr erblickt er hart am Wege,
Wo sonst ein kleines Höfchen stand,
Nun einen leeren Raum. Das Haus war abgebrannt.
Im Schutte sieht er noch berauchte Ziegel liegen.
„Ha! Niemand will sie mehr? Noch taugen sie für mich.
„Ein Dutzend Ziegel lassen sich
„Noch wohl zur Last des Esels fügen."
Nach beiden Seiten gleich vertheilt er sie.
Der Zuwachs biegt des Esels Knie;
Doch seine Kräfte rafft das gute Vieh
Zusammen, stellt sich fest, versucht's, und trippelt weiter.
Verschiedne hingestreute Scheiter
Erblickt nun Hans im Gehn, die kurz zuvor
Von seinem Wagen Holz ein andrer Hans verlor.
„Ha! noch ein guter Fund! So weniger zu hauen!" —
Auch diese wirft er auf den Grauen,
Der jedesmal, wenn er ein neues Scheit empfängt,
Erzittert, knickt, den Kopf noch tiefer senkt.
Kaum kriecht er, kaum genügen Bein' und Rücken
Der Ueberlast. Gleich stand die Sonne hoch.
Hans zieht den Kittel aus: „Auch diesen trage noch!
„Der wird dich nicht danieder drücken." —
Gefehlt! Der Esel kann nicht mehr,
Er fällt. Der Bauer faßt den Knittel, ihn zu schlagen:
„Wie, Fauler! Holz und Steine kannst du tragen,
„Und findest nun den Rock zu schwer?" —
Wie ungerecht! versetzt das Thier. Bedenke, Lieber!
Ein volles Faß läuft auch durch einen Tropfen über.

Philipp Nikolai

ward am 10. August 1556 zu Menrichhausen im Waldeckschen geboren und nach vollendeten philosophischen und theologischen Studien 1576 in seinem Geburtsorte als Prediger angestellt. Von hier kam er 1583 in gleicher Eigenschaft nach Hardeck, 1586 nach Köln und 1587 als gräflicher Hofprediger nach Wildungen. Nachdem er seit 1596 noch das Pastorat zu Unna verwaltet hatte, folgte er 1601 einem Rufe als Pastor zu St. Katherinen nach Hamburg, wo er zum Dr. der Theologie ernannt wurde und am 20. October 1608 starb.

Er schrieb:

Geistliche Lieder in seinem Freudenspiegel des ewigen Lebens. Frankfurt 1594 und 1607, 4.

Lateinische und deutsche Werke. Hamburg 1617, 3 Bde., Fol.

N's geistliche Lieder zeichnen sich durch Innigkeit, warmes Gefühl und leichte Versification aus, mehrere derselben, wie z. B. „Wie schön leuchtet der Morgenstern," haben sich theils vermöge dieser Eigenschaft, theils aber auch durch die zu denselben verfaßten glücklichen und schönen Melodieen David Scheidemann's, bis auf die neueste Zeit in unseren Kirchengesangbüchern erhalten.

Barthold Georg Niebuhr,

der Sohn des berühmten Reisenden, ward 1777 zu Meldorf in Holstein geboren und bekleidete nach vollendeten philosophischen und staatsrechtlichen Studien eine Zeitlang zu Kopenhagen das Amt eines Bankdirectors, wodurch er sich die umfassendsten Finanzkenntnisse erwarb. Er trat später in preußische Dienste, wurde 1816 preußischer Gesandter am römischen Hofe und lebte dort zugleich seinen litterarischen und antiquarischen Forschungen. Diese beschäftigten ihn auch auf der Rückreise durch die Schweiz und während seines Aufenthaltes zu Berlin, worauf er als ordentlicher Professor der Alterthumskunde an die Universität zu Bonn abging. Hier lebte er als Dr. der Philosophie und der Rechte, preußischer geheimer Staatsrath und Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Berlin, mit dem Ritterkreuz des rothen Adlerordens 2. Classe und dem Großkreuz des kaiserlich östreichischen Leopoldordens geschmückt, bis der Tod am 2. Januar 1831 sein thätiges Leben endete.

Er gab heraus:

Römische Geschichte. Berlin 1811 — 32, 3 Bde.; 2. Aufl. 1827 — 30, 2 Bde.; 4. Aufl. (1. Bds.) 1834.
Ueber geheime Verbindungen. Ebendas. 1815.
Preußens Recht gegen den sächsischen Hof. Ebendas. 1815.
K. Niebuhr's Leben. Kiel 1817.
Kleine historische und philologische Schriften. Bonn 1828.

Auch gab er den preußischen Correspondenten (Berlin 1813—1814), das Museum der Alterthumswissenschaften (Bonn 1828, mit Ch. A. Brandis), die deutschen Blätter und mehrere von ihm aufgefundene Bruchstücke alter Schriftsteller heraus.

Niebuhr's große und unvergeßliche Verdienste um die philologischen und archäologischen Wissenschaften zu würdigen, ist hier nicht der geeignete Ort, da dies außerhalb der uns gezogenen Grenzen liegt. Seine römische Geschichte aber ist ein Meisterwerk, durch seltenes Wissen, gründliche und kühne Forschung, großartige Uebersicht, Kraft und Gediegenheit der Darstellung. Auch seine kleineren politischen und historischen Schriften sind — eine hin und wieder zu sehr getrübte Lebensansicht abgerechnet — vortrefflich.

Einleitung zu den Vorlesungen über die Römische Geschichte.

Ich habe es unternommen, die Geschichte Roms zu erzählen; ich werde in der Nacht des tiefen Alterthums beginnen, wo angestrengte Forschung, bei dem schwachen Licht später und zweifelhafter Sagen, kaum einige der Hauptmassen des uralten Italiens zu unterscheiden vermag, und wünsche bis zu den Zeiten hinabzugehen, in denen eine zweite Nacht alles, was wir in der langen Reihe von Jahrhunderten entstehen und altern sahen, in Gräber und Trümmer versunken, mit beinahe gleich tiefer Finsterniß verdeckt.

Allgemein ist diese Geschichte in ihren großen Umrissen, und sehr Vielen, wenigstens zum Theil, unmittelbar aus den classischen Werken Römischer Schriftsteller bekannt, so weit uns in ihnen die Schilderung vieler der glänzendsten oder merkwürdigsten Epochen des republikanischen und kaiserlichen Roms erhalten ist. Wären diese Werke in ihrem ganzen Umfange vorhanden; besäßen wir in Livius und Tacitus Geschichten eine — Augusts letzte Jahre ausgenommen — zusammenhängende Geschichte vom Anfang der Stadt bis auf Nerva: so würde es thöricht und zweckwidrig sein, die Erzählung derselben Begebenheiten, welche diese Historiker vorgetragen haben, zu unternehmen. Thöricht, weil ihre Schönheit uns unerreichbar bleiben muß; zweckwidrig, weil neben der historischen Belehrung nichts vollkommneres, in der Jugend zur Bildung des Sinns, im späteren Alter zu seiner Erhaltung unter den mannichfaltigen barbarischen Einwirkungen unsrer Umgebungen und Verhältnisse, uns durch das Leben begleiten könnte, als eine solche für die Nation selbst in Fülle geschriebene Geschichte von neuntehalb Jahrhunderten. Es bedürfte nur für die Zeit der früheren einer Kritik des Verfälschten, einer Absonderung der eingemischten Dichtungen von dem historisch Sichern und Begründeten: ohne die Kühnheit, mit alten Meistern scheinbar zu wetteifern, könnten wir die Verfassung und die Entwicklung einzelner Zeiten in reinen Umrissen zeichnen, wo Livius uns ohne Kunde verläßt oder irre führt. Weil aber jene Werke nur in Bruchstücken erhalten sind; weil sie uns über Epochen verstummen, die durch die Wichtigkeit ihrer Begebenheiten vielleicht noch über diejenigen hervorragen, welche wir durch sie lebendig sehen; weil die Geschichtserzählung dieser Zeiträume, von Neueren unternommen, unbefriedigend und oft voll Irrthümer ist: so schien es angemessen, die Kenntniß der Römischen Geschichte durch ihr gewidmete Vorlesungen zu erleichtern. Es konnte zweifelhaft sein, ob einer zusammenhängenden Erzählung der Vorzug gebühre, oder ob es besser sei nur diejenigen Zeiträume vorzutragen, in denen wir jene beiden Historiker entbehren. Ich habe mich, in dem Vertrauen, daß keiner meiner Hörer sich verführen lassen werde, ein Studium der classischen Geschichtsschreiber Roms für entbehrlich zu halten, wenn er einen Begriff von den Begebenheiten erhalten hat, welche sie schildern, und in der Hoffnung dieses Studium zu erleichtern und zu vervollkommnen, für jene Methode entschieden.

Vieles von dem, was der Römer in den Jahrbüchern seines Volks niederschrieb, muß der Neuere aus der Fülle der Begebenheiten ausschließen, woran diese Geschichte die aller übrigen Völker weit übertrifft. Genöthigt vieles zu übergehen, und für die Beschränkungen ein Gesetz festzustellen, werde ich Männer und Vorfälle, die ohne innere Größe und äußere Folgenwichtigkeit in einem todten Andenken erhalten sind, nicht erwähnen: obgleich dem Gelehrten vollständige Kenntniß unentbehrlich ist, und manche dürre Oede Quellen verschließt, die es ihm früher oder später hervorzurufen gelingt. Ich werde hingegen suchen die Kritik der Geschichte besonders während der fünf ersten Jahrhunderte, nicht nach dunkeln Gefühlen, sondern forschend, auszuführen; nicht ihre Resultate, welche nur blinde Meinungen stiften, sondern die Untersuchungen selbst in ihrem ganzen Umfange vortragen; ich werde streben die überbauten und versteckten, von den uns erhaltenen alten Schriftstellern oft ganz verkannten, Grundfesten des alten Römischen Volks und seines Staats zu entdecken, Gerechtigkeit zu Lob und Tadel, zu Liebe und Haß, wo Partheigeist falsche Darstellung, diese nach Jahrtausenden falsches Urtheil geboren hat, in Kraft zu setzen, die Ausbreitung des Reichs, die Entwicklung der Verfassung, den Zustand der Verwaltung, der Sitten und Bildung, wie er sich von Zeit zu Zeit übersehen läßt, darstellen. Ich werde die Männer näher bekannt machen, welche zum Guten oder Bösen in ihrem Zeitalter mächtig waren, oder sich doch vor andern auszeichneten, ich werde die Geschichte der Kriege, so weit sie nicht eine wiederkehrende Einförmigkeit darbietet, genau erzählen, und, soweit es unsre Nachrichten gestatten, ein treues und bestimmtes Bild der Völker entwerfen, welche die sich ausdehnende Sphäre der Römischen Gewalt allmählich erreichte, auch die Litteratur, sowohl der erhaltenen als verlornen Schriftsteller, bei ihren Hauptepochen betrachten.

Als Sallust, mit beruhigtem Gemüth, nach vielem und bitterm, in den Geschäften des Staats erlittenem Kummer, sich ihnen zu entziehen beschlossen hatte, und, zu seinen Lieblingsforschungen zurückgekehrt, einzelne Ereignisse der vaterländischen Geschichte auswählend zu erzählen unternahm *), fand er es nöthig, seinen Mitbürgern — denn nur einzelne Griechen und wenige von den Westeuropäern lasen lateinisch — darzuthun, daß die Thaten der Römer von denen der Griechen nicht verdunkelt würden. Ein Jahrhundert früher hatte Polybius, wohl vergeblich, den Griechen anschaulich zu machen gestrebt, wie weit die Römische Größe, nicht allein noch vorzüglich durch den Umfang ihres Reichs, alles übertreffe, was die frühere Geschichte gekannt habe. Daß die Griechen, wenn auch nicht Erbitterung und Haß gegen die fremden Beherrscher sie verblendet hätten, eine Geschichte gering schätzten, der damals jene Anmuth und das Leben beredter Erzählung fehlte, welche die ihnen verwandten Thaten ihrer Vorfahren verschönerte, und ohne die auch die größte im Andenken erhaltene Geschichte so wenig ganz empfunden werden kann, als ein lyrisches Gedicht ohne eine entsprechende Musik; — dies war die Folge ihres leichtsinnig lebhaften, der Schönheit hingegebenen, Sinnes. Auffallend aber ist es, daß bei dem litterarischen Publicum Roms, dessen Beifall Sallust suchte, wie

*) Sallust Catil. 4.

hochmüthig auch der Römische Nationalstolz war, ähnliche Stimmung und Verkennen der vorväterlichen Gröſse herrschte. Doch, wie sonderbar es auch erscheint, so ist dies nicht schwer zu erklären, und er selbst hat die Erklärung wohl mit dem stillen Bewuſstsein niedergeschrieben, daſs von seinen Geschichten eine andere Ansicht bei den Römern selbst anheben würde. Diese fanden damals in ihrer eigenen Sprache, Cato's Urgeschichten ausgenommen, welche den Reiz der Kräftigkeit unsrer bessern alten Chroniken gehabt haben müssen, keinen ihrer Geschichtschreiber lesbar *). Allerdings mögen auch die meisten sehr armselig und geistlos gewesen sein; doch waren selbst die treuherzigen und ehrwürdigen Alten eben für jene Zeit ungenieſsbar, da die Lesenden zu Rom ganz durch griechische Litteratur erzogen, und in dieser nicht durch die Erhabenheit der classischen Werke gebildet waren, sondern durch den Glanz und Firniſs einer ausgearteten witzigen Litteratur, welche damals unter den Griechen, mit denen sie als Lehrern und lebendigen Mustern umgingen, modisch war, den Sinn für Einfalt ganz verloren hatten. Wie die Dichter die Heroen, so hat der groſse einheimische Geschichtschreiber, dem Sallust voranging, Roms Thaten und seine Helden der Nacht entrissen. Es ist wohl keine gewagte Behauptung, daſs die Römer erst durch Livius inne wurden, welche Geschichte sie hatten. Verschönert durch den Wunsch, in den Zeiten der Vorfahren ein noch nicht lange ganz erstorbenes ehernes Alter zu schauen, umgab jetzt, im Reiz der lieblichsten Rede, die Gröſse ihrer Thaten und Siege der herrlichste Schmuck republikanischer und bürgerlicher Tugenden, ein Ernst und eine Erhabenheit, welche die groſsen Männer Athens mit ihren unverhüllten menschlichen Fehlern und Schwächen eben so demüthigend übertraf, als die Besiegung ganzer Welttheile und furchtbarer Völker die leidenschaftlichen Kämpfe kleiner Republiken; denn der Perserkrieg galt den Römern bald für ein dreistes Mährchen **). Das Mittelalter und das verjüngte Italien, denen die Anmuth griechischer Historiker verborgen war, bewunderten Roms Geschichte ausschlieſsend: als ob das Schicksal jenen alten Helden Ersatz für die Gleichgültigkeit ihrer Nachkommen des Zeitalters geben wollte, welches sich zu fremder Cultur gewandt hatte. Es ist eine ungelehrte, aber eine desto einfältigere und ungeschminktere Verehrung, mit der die alten Italiener des erwachenden Mittelalters die groſsen Namen Roms nennen; vielleicht waren sie ihnen um so näher, weil sie sich ohne Klügeln, ohne Rücksicht auf die Verschiedenheit der Sitten und der Zeiten, ihre groſsen Seelen in den Verhältnissen und fast in der Gestalt von Zeitgenossen und Landsleuten dachten, so wie sie in dem Kaiserthum ihrer Zeit eine unveränderte Fortsetzung des alten Reichs der Cäsare sahen. Virgil war Danten ein Lombarde, wie noch spätere Maler den Römern ihrer Kunstwerke das Gewand ihrer Tage anlegten; das Volk ehrte Virgil's Grab und Andenken als eines mächtigen und wohlthätigen Zauberers. Selbst Petrarka hegt noch, er wohl mit Absicht, die Täuschung einer nur durch die Zeit getrennten Einheit der Nationalität; er sieht in Stephan Colonna einen alten Patricier, wie in Rienzi einen Tribun des Volks. Erst im folgenden Jahrhundert schied das Alterthum aus der Vermischung mit der Gegenwart; und bei der ungeheuern Macht, womit damals sich alles entwickelte, erreichten Einzelne schnell die schärfste und lebendigste Anschauung der Eigenthümlichkeit altrömischer Zeiten, welche wir im Ganzen zu gewinnen hoffen dürfen, wie vieles auch seitdem an das Licht gebracht ist, woran wir genauere Einsicht erwerben können. Aber nach Sigonius verdankt die Geschichte des alten Roms den Philologen nur noch wenig; sie entwich ihren Händen, und ward das Eigenthum, in wenigen glücklichen Fällen groſser Staatsmänner, meistens aber gewöhnlicher Historiker.

Man darf es nicht verhehlen, daſs sie in diesen beiden Jahrhunderten, anstatt an Bestimmtheit und Ausbildung zu gewinnen, vielmehr verloren hat. Jene Italienischen Philologen, in ihrem ganzen Wesen vom Geist des alten Roms belebt, schon durch den classischen Boden selbst begeistert und ahnungsvoller gestimmt, hatten das zertrümmerte Gebäude aus seinen Ruinen begriffen, und, den Schutt aufräumend, in ihrem Geiste hergestellt. Der Mangel an diesem Begriff schadete den Werken derer welche über Roms Geschichte als Politiker schrieben, und so verdarb die Geschichte selbst. Machiavelli's Discorsi, so voll von Klugheit und scharfen Urtheilen, sind hiervon ein sprechendes Beispiel; indem er zwar immer höchst geistreich, aber sehr oft von Dingen redet, die gar nicht da gewesen sind. Ich nenne ihn hier, weil er, obgleich in der Mitte einer philologisch gelehrten Zeit lebend, ihrem Geist fremd geblieben war. Montesquieu, mit Ansprüchen auf historisch genaue Kenntnisse, und daher gefährlicher, um irrige Meinungen zu begründen, ist voll von falschen Ansichten, und sehr häufig in seinen Erzählungen durchaus täuschend, ein Urtheil, welches ich nicht um seinen Ruhm zu schmälern gebe, denn es ist wohl der gröſste, daſs der gerechte Leser ihn dennoch bewundern wird, wenn er auch hierüber die entschiedenste Ueberzeugung aus eigener Prüfung bekommen hat. Daſs man die Alten nicht versteht, wenn man Gegenstände ihres täglichen Lebens, die uns mit ihnen gemein sind, nicht in der Gestalt sich anschaulich denkt, unter welcher diese ihren Augen gewöhnlich waren; daſs wir durchaus irre gehen würden, wenn wir uns, wie es das Mittelalter that, und, weil in ihm noch so viel unverändert erhalten war, mit geringer Täuschung thun konnte, ein Römisches Haus, ein Römisches Schiff, Römische Landwirthschaft und Gewerbe, Römische Kleidung, oder das Innere des gewöhnlichen Lebens im alten Rom, unter der Anschauung denken wollten, welche bei uns den Gegenständen dieser Worte entspricht, — muſs Jeder fühlen; aber der Paralogismus der Homonymie erstreckt sich viel weiter als auf körperliche Gestalten. Die Römischen Begriffe, welche der Einrichtung des Staats und seiner Verwaltung zum Grunde liegen, Begriffe, die in den meisten Fällen den historischen Nachrichten vorausgesetzt, nur einzeln und äuſserst selten für sich entwickelt werden, sind von den unsrigen nicht weniger verschieden, als der Römer Wohnung, Kleidung und Speise. Und wie die Morgenländer nichts schwerer fassen als die Idee einer republikanischen Verfassung, wie die Indier sich die Compagnie nicht als eine Association von Eigenthümern, sondern durchaus nur als eine Fürstin denken können, so geht es auch selbst den scharfsinnigsten Neuern in der Geschichte des Alterthums nicht besser, wenn sie nicht durch kritisches und philologisches Studium sich von den angewöhnten Bestimmungen der Begriffe losgemacht haben. So sind die Verhältnisse der Römischen Provinzen und ihrer Befehlshaber uns so ungewohnt, daſs der Staatsmann, wenn auch vielleicht nur er fähig ist, die Geschichte über dergleichen Gegenstände zu befragen, und Bruchstücke zu errathen, die dem Sammler ein Geheimniſs bleiben, doch, wenn er nicht selbst forscht und zu forschen fähig ist, entweder falsche oder unbestimmte und folgenlose Begriffe darüber hegen wird. So sind das Landeigenthumsrecht des alten Roms und das Recht der Domainen, in ihren Eigenthümlichkeiten, in dem Maſse von den uns gewöhnlichen Rechten und Einrichtungen verschieden, daſs die Verwechselung der gewöhnlichen und der alteigenthümlichen Begriffe, deren sich Montesquieu so wenig als früher Machiavelli erwehrte, über die wichtigsten Gegenstände der Römischen Gesetzgebung schreiend falsche Meinungen hervorbringt, Meinungen, bei denen die Stimme des Rechts Verdammniſs über wahrhaft makellose Thaten und Unternehmungen aussprechen, oder ein ahndendes leidenschaftliches Gefühl für Gröſse und Hoheit den gefährlichsten Folgerungen und Unternehmungen das Wort reden muſs.

Als die Griechen unter Roms Oberherrschaft gefallen waren, beschäftigte die Frage, ob Roms Gröſse eine Gabe des Glücks, oder frei, wie sie es nannten, durch Tugend erworben sei, ihre Schriftsteller, von denen die Meinung der Lesenden und der Gesellschaft des wehrlosen und müssigen Ostens bestimmt ward. Es war eine müſsige Frage; nicht in dem Sinn aufgestellt, wie Mithridates ihr wohl später nachgesonnen haben mag: ob jeder Widerstand fruchtlos sein würde? ob ein unwandelbares Schicksal Rom die Weltherrschaft bestimmt habe? ob, fast eben so furchtbar wie dieses, eine unerreichbare Vortrefflichkeit des Nationalsinnes und der Einrichtungen Römischen Heeren den Sieg auf ewig zusichere? Es war nur die Beschäftigung derjenigen, welche sich der Scham entledigen wollten über die schmähliche Art, mit der sie in ihr Elend herabgesunken waren, indem sie Mangel an Kraft, Tugend und Verstand da als Nebensache ausgaben, wo ein unwiderstehliches Schicksal geboten habe; wobei sie nach Sclavenart, wie Xanthias bei dem Komiker, den höchsten Genuſs darin fanden, ihre Herren zu behorchen, zu beklatschen und zu belügen *). Polybius, dem es Ernst gewesen war, der sich treu blieb, aber der allmächtigen Gewalt gehorchte, an der die thörichte Verwegenheit seiner von Leichtsinnigen und Heillosen aufgeregten Nation zertrümmerte, fühlte sich durch das Geschwätz solcher Schriftsteller erbittert; und einer der Zwecke seiner Geschichte war, den Griechen klar zu machen, wie Roms Gröſse nicht durch Fatalität, sondern durch festen Willen, zweckmäſsige Institutionen, unermüdete Aufmerksamkeit auf ihre Erhaltung, Ausbildung und Anwendung begründet sei. Damit aber legte er den Römern seiner Zeit dennoch nicht das Lob eigentlicher Tugend bei; und wenn er sich hin und wieder mit einem uns an einem Manne seiner Verhältnisse befremdenden Enthusiasmus ausdrückt, so müssen wir erwägen, daſs er überhaupt ein ganz praktischer Mensch war, dem durchgehend Wärme und der Sinn für das Idealische fehlte, mit dem die Athenienser auch das, was vor ihren Augen vorging, vor allem aber, was diesen durch eine auch kurze Vergangenheit entrückt war, be-

*) S. Cicero de legibus, I. 2. 3. wo auch Cato der allgemeinen Verdammniſs nicht entgeht.

**) Wer erinnert sich nicht Juvenal's Hohn?

*) Aristophanes Ran. v. 750 ff.

trachteten. In diesem Mangel liegen eben die Unvollkommenheiten seines Werks, welche ihn, nach dem Urtheil seiner Landsleute, zu einem Geschichtschreiber vom zweiten Rang machten. Er fand in allen Staaten, die später in das Römische Reich versanken, alles zum Untergang reif, und weil er sich bewußt war, daß er selbst mit nur sehr wenigen Gleichgesinnten diesem Strom vergebens widerstanden hatte; weil er die, durch deren verschiedenartige Sünde das Elend bestand, Kallikrates, Diäus, Kritolaus, bitter verachtete, Scipio aber, Cato und Paulus bewunderte, so trägt sein unbestechliches Urtheil vielleicht in einzelnen Fällen mehr als den Schein der Gefühllosigkeit. Die Neueren, namentlich Machiavelli und Montesquieu, scheinen jene Frage, und in einem etwas veränderten Sinn, wieder hervorgerufen zu haben, und gehen in ihrer Bewunderung der Römer und ihrer Einrichtungen bis zur entschiedensten Partheilichkeit. Die herbe Frugolität der alten Republikaner, ihre Unempfindlichkeit für den Besitz und die Genüsse des Reichthums, die strenge Gesetzlichkeit des Volks, die feste allgemeine Treue während der schönen Jahrhunderte, in denen die Verfassung, seitdem die Ansprüche der Aristokratie beschränkt waren, in ihrer ganzen Vollkommenheit lebte; der reine Sinn, welcher nie erlaubte, bei innerm Zwist fremde Einmischung zu suchen; die Allmacht der Gesetze und Gewohnheiten, und der Ernst, womit an ihnen dennoch geändert ward, was nicht mehr angemessen war; die Weisheit der Verfassung und Gesetze; das Ideal der Männlichkeit in den Bürgern und im Staat, — alle diese Eigenschaften erregen gewiß in uns eine Ehrfurcht, welche wir bei der Betrachtung keines andern Volks so empfinden können. Es ist kein Zustand von Unnatur und Zwang, wie die Gesetzgebung Spartas, unter der, nach dem Urtheil anderer Griechen, die Todesverachtung natürlich war, weil der Tod ein unleidliches Joch brach: es war ein Leben, welches vielmehr wahres und hohes individuelles Glück pflegte, einen von Sinnlichkeit freien starken Lebensgenuß. Andre vielleicht eben so vollkommne Verfassungen imponiren uns schon dorum weniger, weil sie den Reichthum ehren; vielseitige und lebensvolle Völker können Fehlern nicht entgehen, gegen die nur Einseitigkeit schützt, und in den Begebenheiten der Vergangenheit empfinden wir stärker, worin gefehlt wird, als was gebricht. So ist es ganz natürlich, daß wir, auch abgesehen von dem Glanz, womit Macht und Siege immer umgeben sind, zu den Römern jener guten Zeit der Republik mit Bewundrung hinaufsehen. Sie haben in ihren Tugenden eine große Aehnlichkeit mit den Arabern der ersten Khalifen; diesen aber fehlte die Verfassung, worin sie sich erhalten konnten. Die Römer waren Jahrhunderte lang in sich in einem Mittelpunkt zusammengedrängt, jene hatten nie diese Kerneinheit gehabt, sie zerstreuten sich über eine halbe Welt, und arteten schnell aus. Aber wenn wir uns lebhaft in jene Zeiten hineindenken, so wird sich doch ein Grauen in diese Bewundrung mischen; denn, verträglich und abgefunden mit diesen Tugenden, herrschten von den ältesten Zeiten her die furchtbarsten Laster: unersättliche Herrschsucht, gewissenlose Verochtung des fremden Rechts, gefühllose Gleichgültigkeit gegen fremdes Leiden, Geiz, als Raubsucht noch fremd war, und eine ständische Absonderung, aus der nicht allein gegen den Sclaven, oder den Fremden, sondern gegen den Mitbürger oft unmenschliche Verstockung entstand. Allen diesen Lastern bereiteten eben jene Tugenden den Weg zur Herrschaft, und gingen so selbst unter.

Wenn wir nun, bei einem gerechten Urtheil über die Römer, auch diese dunkeln Schatten nicht vergessen müssen, und also ihrer Verherrlichung nur mit Einschränkung beistimmen können, so müssen wir auch, obgleich in einem andern Sinn als jene Griechen, dem Schicksal einen großen Antheil an der Römischen Größe beimessen. Durch den ganzen Gang der Geschichte werden wir sehen, wie oft alle Tugenden des Staats und des Volks fruchtlos gewesen wären, wenn nicht das Schicksal Rom in Gefahren gerettet, und seine Triumphe vorbereitet hätte. Die Völker und die Männer, denen Rom hätte unterliegen können, erschienen zu spät; in den Perioden der Schwäche hatte es nur ihm nicht überlegne Gegner zu bekämpfen, und während Rom Alles an Alles setzte, und im Krieg lebte, schonten andre Völker ihre Anstrengungen, weil sie am Sieg verzweifelten oder im Grunde ihres Herzens nur weichliche Muße liebten, was auch ihre mißrathenen Unternehmungen anzudeuten scheinen mochten. Keins unter allen ging ihm mit ähnlichem Sinn und einem ähnlichen Ziel entgegen; und schon darum mußte Rom über alle siegen. Philippus Ruhe am Anfang des Hannibalischen Kriegs, Mithridates Unthätigkeit, so lange der Marsische Roms Dasein bedrohte und ein kleines Uebergewicht entschieden haben würde: darin verkenne Keiner Gottes Finger. Denn daß Rom nicht angeboren unüberwindlich war, ist erwiesen durch den Widerstand weniger ächtkriegerischer Völker, die nur durch die Zahl und Macht überwältigt wurden; so aber dienten auch diese Kriege, in den Zwischenräumen zwischen den größeren und entscheidenderen der Ausartung der Disciplin und Kriegskunst vorzubeugen, welche langer Friede auch bei den Römischen Heeren leicht einführte.

Im Fortgang der Begebenheiten, da Roms Eroberungen in einen Körper verwuchsen, verliert die Geschichte gänzlich das moralische und poetische Interesse der früheren Jahrhunderte, welches schon längst durch Zerrüttungen und Gräuel, und das Absterben aller einheimischen Tugenden getrübt war. Es scheint der Gong der Weltgeschichte zu sein, daß Eroberungen und vielfache Vermischung die ursprünglich zahllosen Stämme in einander schmelzen, und die, welche dieser Verschmelzung unfähig sind, austilgen; und dies hat die Römische Herrschaft in einem größern Maß und Umkreise, als irgend eine andre große Weltrevolution, selbst als die arabische, bewirkt. Selten wird bei dieser Vermischung für einzelne Völker Gewinn sein; einige verlieren unersetzbaren Besitz einer edeln einheimischen Bildung, Wissenschaft und Litteratur; schwerlich vergütet auch ungebildeteren Völkern eine feinere, doch auch sonst, wenn sie ihrer Natur angemessen war, nicht unerreichbare Cultur die Einduße ihrer ursprünglichen Sprache, und mit ihr eigenthümlicher Sinnesart, einer Landesgeschichte und ererbter Gesetze. Diesen Verlust empfanden zuerst die Provinzialen; aber indem Roms und Italiens Bevölkerung sich aus ihnen und aus Freigelassenen erneuerte, büßte Rom in gleichem Maße: seine Vorzeit mit ihrer Geschichte ward ihm so fremd, daß schon im dritten Jahrhundert unsrer Zeitrechnung ein demüthiger Lobredner, ohne Furcht zu beleidigen, zweifeln konnte, ob sein von ihm dem großen Scipio verglichener Herr vom Hannibalischen Kriege wisse *), daß Valens dem Eutropius auftrug, ihm eine dürftige Uebersicht der Geschichte zu schreiben, weil sie ihm ganz unbekannt war. Doch aber, wie vieles auch die Römische Heirschaft zertreten hat, müssen wir dankbar erkennen, was sie stiftete und erhielt. Sie hot fast alle Städte gegründet oder belebt, welche innerhalb ihres alten Umfangs noch jetzt bestehen; die Sprachen des westlichen Europa, aus der lateinischen erzeugt, erhielten ihre Litteratur zugänglich, und machten ihre Wiederbelebung möglich. Ja die Römische Herrschaft hat ohne Zweifel Griechenland und die griechischen Schriften erhalten; denn wäre der Osten nicht durch die Kräfte eines großen Reichs geschützt worden, so hätten die Barbaren diese entvölkerten und geschwächten Gegenden wahrscheinlich schon sehr früh, unfehlbor aber in den Zeiten der großen Völkerbewegungen, überwältigt, und mit den entorteten Griechen auch die Schätze vertilgt, welche sie für auflebende Johrhunderte bewahrten. Roms Gesetzgebung war wenigstens für die römisch gewordenen Völker ein großer Vortheil, so wie sie auch uns unentbehrlich bleiben wird, da wir die unsrer Vorfahren nicht ausgebildet, und ihren Geist verloren haben; und wie die Vereinigung der römischen Welt der Ausbreitung der Religion nothwendig war, wie Rom als ihr Mittelpunkt das gesammte Abendland bildete und milderte, wird von Unpartheiischen jetzt wohl nicht leicht verkannt und geläugnet. So können wir auf diese große Periode der Geschichte mit der Beruhigung zurücksehen, daß den folgenden Geschlechtern, noch der Noth und dem Untergang ihrer Vorfahren, durch das, was sich festsetzte, wohl geworden ist. Von möglichen Ereignissen zu reden, die im Keim erstickt sind, ist eitel; und so wollen wir nicht trauern, daß allen manches unersetzte und unersetzliche Gut verloren ging; nicht fragen, ob der reichste Gewinn, den die Nachkommen erlangt hoben mögen, die Leiden zertretener Geschlechter vergüten kann? Wir wenden wenigstens von jenen Zeiten unser Auge nicht so trübe und zweifelnd, als von den Schicksalen des verheerten und verödeten Asiens, dessen schönsten Ländern, selbst dem Leben der Notur entzogen und jährlich mehr absterbend, sogar die Möglichkeit blühenderer Zeiten versagt, — wo das Grab Schluß der Geschichte ist.

Von unsrer deutschen Nation aber, so viele ihrer Stämme die Heimath nicht verließen, wenigstens nicht unter besiegten Romanischen wohnend verfrembet wurden, dürfen wir behaupten, daß sie für den Kampf, den sie Jahrhunderte lang gegen Rom bestand, späterhin durch die Vortheile mehr als belohnt worden ist, welche aus der Welteinheit unter Rom entstanden; und daß ohne diese, und die Früchte, welche in ihr reiften, wir schwerlich aufgehört haben würden, Barbaren zu sein. Nicht die Formen welche unsre Vorfahren bei der Ausbreitung der Litteratur von dort und vom clossischen Boden sich aneigneten, haben ihre ehrwürdige und unersegliche Eigenthümlichkeit verdrängt; sie waren mit ihr verträglich; aber erborgte, erkünstelte, geistlose, wälsche Formen, Geschmack und Ideen, wie sich deren schon früher bei uns zum Verderben der einheimischen eingeschlichen hatten, diese haben uns während einer langen Zeit lau und unwahr gemacht. Und so haben auch wir, wenn andre Nationen in den Römern eins ihrer Stammvölker sehen, doch kein geringes eigenthümliches Interesse an ihrer Geschichte.

*) Panegyr. Maximiani, 8.

Karsten Niebuhr

ward am 17. März 1733 zu Lüdingworth im Lande Hadeln geboren, trat nach der gewöhnlichen Vorbildung 1760 als Ingenieurlieutenant in dänische Militärdienste und ging als Geograph bei der königlichen wissenschaftlichen Expedition 1761 über Konstantinopel mit nach Arabien. Hier verlor er seine Gefährten Cramer, Forskål, Baurenfeind und von Hagen, setzte aber muthig und entschlossen seine Reise nach Indien allein fort, indem er zugleich die Obliegenheiten seiner verstorbenen Freunde übernahm. Nach seiner 1767 erfolgten Rückkehr gab er die Forschungen dieser Gesellschaft heraus, wurde 1768 zum Capitän, 1778 zum Justizrath und Landschreiber zu Meldorf und 1808 zum Etatsrath ernannt, sowie 1809 mit dem Ritterkreuz des Danebrogordens beehrt, nachdem ihn bereits 1802 das französische Nationalinstitut zum Mitglied erwählt hatte. Er starb am 26. April 1815.

Von ihm haben wir:

Beschreibung von Arabien. Kopenhagen 1772, 4.
Reisebeschreibung nach Arabien und andern umliegenden Ländern. Ebendas. 1774—78, 2 Bde., 4.

Strenge Gewissenhaftigkeit und Genauigkeit, Wahrheitsliebe, Klarheit und anschauliche Darstellung verleihen seinen Werken einen wahrhaften, bleibenden Werth.

August Hermann Niemeyer.

Dieser berühmte Theolog ward am 1. Septbr. 1754 zu Halle geboren und erhielt den ersten vorbereitenden Unterricht theils von seinem Vater, dem Archidiaconus an der dasigen Liebfrauenkirche und von Hauslehrern, theils auf dem königlichen Pädagogium. Er studirte dann daselbst, wurde 1777 Magister der Philosophie und Privatdocent, 1780 außerordentlicher Professor der Theologie und Inspector des theologischen Seminars, 1784 ordentlicher Professor und Aufseher des Pädagogiums und 1785 Mitdirector dieses Instituts und des dasigen Waisenhauses. Nachdem er hier die Disciplin wieder hergestellt hatte, erhielt er 1787 das Directorium des pädagogischen Seminariums, 1792 den Charakter eines Consistorialrathes, 1794 die theologische Doctorwürde und wurde dann 1800 zum Director des Almosencollegiums und 1804 zum wirklichen Oberconsistorialrath und Mitglied des Oberschulcollegiums zu Berlin ernannt. Bei der Bildung des Königreichs Westphalen als Geißel nach Frankreich deportirt, erhielt er nach seiner Rückkehr 1808 die Stelle eines Reichsstandes, Kanzlers und Rector perpetui der Universität Halle, lebte nach Aufhebung der Universität eine Zeitlang ohne öffentliches Amt und legte die Kanzlerwürde, welche er 1814 wieder erlangt hatte, bald darauf nieder. 1816 wurde er zum Consistorialrath und auswärtigen Mitgliede des Consistoriums zu Magdeburg ernannt, sowie bei Gelegenheit der Feier seines 50jährigen Magisterjubiläums 1827 mit dem rothen Adlerorden 2. Cl. geschmückt. Er starb daselbst am 7. Juli 1828.

Seine Schriften, welche zum Theil anonym herauskamen, sind:

Charites und Demophil. Leipzig 1775, 8.
Charakteristik der Bibel. Halle 1775—82, 5 Bde., 8; 5. Aufl. Ebendas. 1794—95 mit Vign.; neueste Aufl. Ebendas. 1830. (Mehrere Nachdrücke.)
Abraham auf Moria. Drama Leipzig 1777, 8. In Musik gesetzt von Rolle. Ebendas. 1777, Fol. Fortgesetzt von Pfranger (Gedichte. Meiningen 1794, 8.).
Lazarus, oder die Feier der Auferstehung. Drama. Ebendas. 1778, in 8. In Musik gesetzt von Rolle. Ebendas. 1779, Fol.
Thirza und ihre Söhne. Drama. Ebendas. 1778, 8. In Musik gesetzt von Rolle. Ebendas. 1788, Fol.
Gedichte und Oden. Ebendas. 1778, kl. 4. mit Vign. Auch nachgedruckt.
Philotas. Halle 1779—91, 3 Bde. 8; 3. verb. Aufl. Leipzig 1808, 8, mit Titelvign. (Mehrere Nachdrücke.)
Leben und Charakter Davids. Halle 1779, 8.
Lieder für das Volk von Claudius. Ebd. 1780, 8.
Ueber die Methode, die Moral in Sittensprüchen vorzutragen ꝛc. Ebendas. 1782, 8.
Auswahl einiger vorzüglichern neuern geistlichen Lieder. Ebendas. 1782—86, 2 Samml. 8.
Ueber den Aberglauben bei Ertrunkenen. Leipzig 1783, 8.
Nachricht von der gegenwärtigen Einrichtung des Pädagogiums. Halle 1784, gr. 8.
Timotheus. Ebendas. 1784, 2 Bde. 8; Neue Ausg. 1790, 3 Bde. 8.
Gesangbuch für höhere Schulen. Ebendas. 1785, 8; 5. verb. und vermehrte Aufl. Ebendas. 1803, 8.
Entwurf der wesentlichen Pflichten christlicher Lehrer. Ebendas. 1786, 8.
Ueber Mitwirkung der Eltern zur Bildung und Erziehung ihrer Kinder. Ebendas. 1786, 8.
Gedächtnißpredigt bei dem Tode Friedrichs II. Ebendas. 1786, Fol.
Leben und Charakter Freylinghausens. Halle 1786, gr. 8.
Ueber Beurtheilung und Anwendung außerordentlicher Unglücksfälle. Ebendas. 1787, gr. 8.
Nachricht, die Vorlesungen zur Bildung künftiger Lehrer betreffend. Ebendas 1787, 4.
Ueber den Geist des Zeitalters in pädagogischer Rücksicht. Ebendas. 1787, 2 Stcke. in gr. 8.
Reden an Jünglinge. Ebendas. 1787, 8; neue verm. Aufl. 1794, 8.
D. G. Niemeyers letzte Predigt vor seiner Gemeinde — nebst Leben und Charakter. Ebendas. 1788, 8.
Frankens Leben und Verdienste. Ebendas. 1788, gr. 8.
Ueber Katechetik und katechetische Uebungen. Ebendas. 1789, 8.
Einfluß der Nähe der Akademie auf öffentliche Schulen. Ebendas. 1790, gr. 8.
Pädagogisches Handbuch für Schulmänner und Privaterzieher. Ebendas. 1790, 1r Thl. gr. 8.
Populäre und praktische Theologie. Ebendas. 1790—92, 2 Thle. in 8; 4. verm. und verb. Aufl. 1800, 2 Bde.; 5. verb. Aufl. 1806—7, 2 Bde. 8.
Ueber Lesung griechischer Dichter. Halle 1791, 8.
Semlers letzte Aeußerungen über religiöse Gegenstände. Ebendas. 1791, gr. 8.
Trauercantate bei Beerdigung Nettelbladts. Ebendas. 1791, 8.
Neue Festpredigten von Spalding, Teller und Sack. Ebendas. 1792, 8.
Leben J. Wesleys, Stifters der Methodisten. Halle 1793, 2 Thle. 8.
Pädagogische Aufgaben. Ebendas. 1794, 8.
Ausführliche Nachricht von der Einrichtung des Pädagogiums. Ebendas. 1796, gr. 8. Neue Aufl. 1803, gr. 8.
Beschreibung der hundertjährigen Stiftungsfeier des Pädagogiums. Ebendas. 1796, gr. 8.
D. G. Niemeyers Bibliothek für Prediger ꝛc. Neu bearbeitet und fortgesetzt. Ebendas. 1796—97, 2 Thle., gr. 8. (Mit H. B. Wagnitz).
Grundsätze der Erziehung und des Unterrichts. Ebendas. 1796, 3 Thle. 8; 7. Aufl. 1818, 3 Bde. 8; 8. Aufl. 1824; 9. Aufl. von s. Sohne. Ebendas. 1834—35, 8.

Briefe an christliche Religionslehrer. Ebendas. 1796—99, 3 Bde. gr. 8; 2. verm. und verb. Aufl. 1803.
Plan eines Lehrbuchs für die obern Religionsklassen gelehrter Schulen. Ebendas. 1798, gr. 8.
Vorrede zu Klausens Auswahl von Predigten. Leipzig 1798, gr. 8.
Rede beim Tode Friedrich Wilhelms II. Halle 1798, 8.
Ueber Schulferien und ihre Anwendung. Ebendas. 1799, gr. 8.
Ansichten der deutschen Pädagogik und ihrer Geschichte im 18. Jahrhundert. Ebendas. 1801, gr. 8.
Lehrbuch für die obern Classen in gelehrten Schulen. Ebendas. 1801, gr. 8; 2. Aufl. 1802, gr. 8; 4. verb. Aufl. 1806, gr. 8.
Anmerkungen und Zusätze zu dem Lehrbuche. Ebd. 1801, gr. 8; 2. Aufl. 1803, gr. 8.
Zuschrift über die sicherste Vorbereitung zum Examen und zweckmäßigste Benutzung der Candidatenjahre. Halle 1801, 8.
Leitfaden der Pädagogik und Didaktik. Ebendas. 1802, gr. 8.
Uebungen der Andacht und des Nachdenkens. Ebendas. 1803, 8.
Grundriß der unmittelbaren Vorbereitungswissenschaften zur Führung des christlichen Predigtamts. Ebendas. 1803, 8.
Ueber die Organisation öffentlicher Schulen und Erziehungsanstalten. 2. verb. Ausg. Halle 1805, gr. 8.
Neueste Verfassung des Pädagogiums. Ebendas. 1808, gr. 8.
Feierstunden während des Krieges. Ebendas. 1808, 8; 2. Aufl. 1809, 8.
Leben, Charakter und Verdienste Rösselts. Ebd. 1809, 2 Thle.
Originalstellen griechischer und römischer Classiker über die Theorie der Erziehung. Halle und Berlin 1813.
Religiöse Gedichte. Ebendas. 1814. Neue wohlf. Aufl. 1820, 8.
Geistliche Lieder, Oratorien und vermischte Gedichte. Halle 1814; 2. Aufl. 1818, 8.
Akademische Predigten und Reden. Ebendas. 1819, 8.
Betrachtungen auf Reisen. Ebendas. 1820 — 26, 5 Bde. 8.
Auch gab er mit Mehrern die Zeitschrift: „Frankens Stiftungen" und mit Wagnitz das „Hallische patriotische Wochenblatt" nebst mehrern lateinischen Schriften und Ausgaben alter Classiker heraus.

N. erwarb sich als Theolog, Pädagog und Kanzelredner außerordentliche Verdienste durch seine Schriften und Vorträge, in welchen bei großer Klarheit und Gründlichkeit, eine treffliche Darstellung und ein eben so würdevoller als geschmackvoller Stil vorherrscht; noch Größeres und Bedeutenderes leistete er aber auf dem Gebiete der religiösen Poesie, die durch ihn einen neuen Aufschwung nach den verschiedensten Richtungen hin erhielt. Mit strenger Correctheit verband er hier glühende Andacht, herzgewinnende Empfindung, Reichthum der Bilder und Gedanken, Wohlklang und Harmonie der Form, Leichtigkeit und Kraft; namentlich sind seine geistlichen Lieder, welche in die Gesangbücher vieler evangelischer Gemeinden übergingen, unbedingt das Beste, was seit Gellert in dieser Gattung geleistet wurde.

Gedächtnißrede*)

bei dem Tode Sr. Königl. Majestät

Friedrich Wilhelms des Zweiten.

(Am 22. December 1797.)

Schon zum zweitenmal, ehrwürdige Versammlung, vereinigt uns ein gemeinsames Gefühl und eine heilige Pflicht an dieser Stätte, um dem abgeschiedenen Geiste eines Monarchen, dem wir angehörten, die letzten Opfer der Ehrfurcht und der Dankbarkeit darzubringen. Er, dessen glorreicher Regierungsbeginn allein im Stande war, den Schmerz über den Verlust eines der seltensten Könige, welche den Thron je verherrlicht haben, zu mildern; Er, auf welchen die tröstende Hoffnung vor kaum elf Jahren alle Blicke eines traurenden Volk hinlenkte; Er, dessen kraftvoller Körper Seinem Geiste eine beinahe noch längere Wirksamkeit, als Seinem erhabenen Vorgänger zu verbürgen schien — Er ruht bei Seinen großen Ahnherren, und hat an ihrer Gruft den Purpur zurückgelassen, welcher selbst den mächtigsten Herrschern der Nationen nur bis zu der entscheidenden Stunde geliehen ist, welche sie dem geringsten ihrer Unterthanen gleich macht.

Also war es in deinem Rathe beschlossen, Herr und Vater der Welt! Demuthsvoll beugt sich vor deiner Macht, vor deiner Weisheit, vor deiner Güte unsre Seele, im Gefühl ihrer Endlichkeit. Auch das Fest unsrer Trauer weihe die Anbetung deiner Schickungen. Irrend ist oft der Gedanke des schwachen Erdbewohners und Dunkel umgibt seinen Pfad. Aber dein Pfad ist Licht, und dein Gang ist Vollendung. Ehrerbietig forscht dein Verehrer in stiller Betrachtung ihm nach; der Weisere selbst verfehlt ihn nur weniger; aber weit entfernt zu tadeln, was du thust, mag er am liebsten anbeten und schweigen. —

Aber ich soll reden! Ich soll das Andenken eines Königs, welchen die Ehre der Erde nicht mehr erreicht, durch die Darstellung dessen, was Er für uns war, unter uns zu erhalten versuchen. Ich soll Ihnen, Vertheidiger, Vorsteher, Väter dieser Stadt, seine Verdienste um sein Volk, Ihnen insonderheit, Lehrer der Weisheit und Kunst, Ihnen, theure Söhne des Vaterlandes und des Auslandes, seine Verdienste um diesen Sitz der Wissenschaften noch einmal ins Gedächtniß rufen. Möge mir Gott Kraft und Weisheit verleihen, einen würdigen Auftrag würdig zu erfüllen! Wenn er mich furchtsam macht, so ist es nicht die Verlegenheit um den Stoff meiner Rede. Es ist die Ungewißheit, was ich vor allen zu wählen habe; es ist die Erinnerung, was ich einer Versammlung schuldig bin, welche mir ihre Aufmerksamkeit und ihre Erwartung durch diese feierliche Stille ankündigt; es ist das Gefühl, wie schwer es sei, an dem Grabe eines Regenten zu reden, welchen die hohe Stufe, auf welcher Er stand, nicht über die Gefahr erhob, als ein Mensch zu fehlen, zu irren, ohne sich dem Verdacht auszusetzen, die eigne Ueberzeugung der leeren Sitte gewohnter Lobpreisungen aufgeopfert zu haben. Doch, was mich schüchtern macht, gibt mir auch wieder Muth. Wo sich die Betrachtungen drängen, da wird es heute verzeihlich sein, nur bei denen zu verweilen, welche dem Gemüth am nächsten liegen. Wo jeder Einzelne fühlt, daß der Gegenstand seine eigenthümlichen Schwierigkeiten habe, da darf man auf Billigkeit des Urtheils sicher rechnen. Und vor der Eitelkeit einer Rednerkunst, welche die Wahrheit nicht achtet, würde mich, machte sie mir nicht eignes inneres Gefühl zur heiligen Pflicht, der bessere Geist des Zeitalters bewahren, welcher auch vor den Thronen der Könige Wahrheit fordert. Selbst dieser Tempel, in welchem wir versammelt sind, und seine hohe Bestimmung, würde mich laut und ernst erinnern, daß die Fürsten der Erde nicht Götter, sondern Menschen, daß die herrlichsten ihrer Thaten doch zuletzt das Werk einer höhern Macht sind, daß es Gott ist, welchem allein gebühret Ehre und Preis und Anbetung.

Gerade diese Vorstellung zeichnet auch meiner Betrachtung den sichersten Weg vor. So nah am Altar der Religion, auf der Stelle, von welcher man gewohnt ist, alle menschlichen Angelegenheiten, die größten wie die kleinsten, belebt von dem heiligsten aller Gedanken, an eine Alles regierende, überall wirksame Gottheit, aus dem höchsten Standpunkte zu betrachten, da muß das fromme Nachdenken, beschäftigt mit der wichtigsten Begebenheit, welche einem Staate begegnen kann, — dem Wechsel seiner Regenten, — unablässig auf den zurück kommen, durch welchen die Könige herrschen, die Throne bestehen oder wanken, indeß er regiert von Ewigkeit zu Ewigkeit. Ueberdies ist, bei aller Verschiedenheit menschlicher Urtheile nur eine Stimme, daß die Regierung, deren Zeugen wir alle gewesen sind, zu den beglücktesten gehörte, welche die Geschichte uns aufstellen kann. Was ist aber das Glück? Entweder ein Unding oder — die allwaltende Vorsehung.

Auf dieß Walten der Vorsehung möchte ich Ihre Aufmerksamkeit lenken, wenn ich versuche, die großen Wohlthaten darzustellen, durch welche Gott unsern entschlafenen Monarchen ausgezeichnet hat, oder wenn ich Ihnen zeige, wie jede dieser Wohlthaten zugleich eine Quelle des Segens für Sein Land und für uns selbst geworden ist. Welche Empfindungen werden sich natürlicher an diese Betrachtungen anschließen, als die einer sanften Rührung und einer frommen Dankbarkeit! Entweihe denn meine Lippe kein Laut, vor welchem der Geist einer reineren Andacht entflieht.

Man ist gewohnt, unter den Vorzügen, durch welche einzelne Besitzer der Thronen vor andern ausgezeichnet erscheinen,

*) Aus A. H. Niemeyer's akademischen Predigten und Reden (Halle 1819).

den Umfang ihres Reichs, die Unermeßlichkeit ihrer Schätze, die lange Reihe ihrer Siege', die Unzählbarkeit aufgeriebener oder unterjochter Feinde, die oft so zweideutige Huldigung entfernter Nationen, endlich auch die lange Dauer ihrer Regierung zuerst zu nennen. Aber es gibt noch höhere Segen, welche Gott denen verleihen kann, welche er zu der furchtbaren Höhe eines Thrones zu erheben, und vor Andern groß und herrlich zu machen, beschlossen hat. Kann ihnen zuvörderst etwas Wohlthätigeres begegnen, als wenn sie in ihren Vorfahren nicht sowohl mächtige und gefürchtete Herrscher, oder von Blut triefende Eroberer, als Väter ihres Volks, Muster jeder öffentlichen und häuslichen Tugend erblicken; wenn sie als Jünglinge in der Schule der Erfahrung zu Männern reifen; wenn sie endlich unter den scendigsten Erwartungen, das große Amt übernehmen, für das sie berufen sind? Schonung, selbst Weisheit und Pflicht kann es sein, manchem Fürstensohne die Geschichte seiner Vorgänger zu verbergen, damit er nicht vor ihnen erröthe, oder zu früh vor Verbrechen zu erröthen verlerne. Für Friedrich Wilhelm war die Geschichte seiner Ahnherrn nur eine Schule der Weisheit, der Güte, der Tapferkeit. So oft er in den großen Hallen seiner väterlichen Paläste wandelte, blickte auf den königlichen Jüngling das Bild eines weisen Regenten, eines Vertheidigers der Gewissensfreiheit, eines kühnen und doch menschlichen Helden, oder eines guten Hausvaters, und mahnte ihn, nicht zu vergessen, aus welch' edlem Stamm er entsprossen sei. Wohin er das Auge in seinen weiten Gebieten wandte, entdeckte er die Spuren iheer Einsicht und ihrer Thätigkeit; hier die Werke des großen Fürsten, dessen Namen er trug, groß als Krieger, — aber unsterblicher durch seine Gerechtigkeit, seine Weisheit, seine Menschlichkeit gegen gedrückte Fremdlinge, von deren dankbarem Kunstfleiß sein Land die Früchte erndete; sah dort, wie die reiche Aussaat dieses Musters der Fürsten in vier und zwanzig ruhigen Jahren der Regierung des ersten unsrer Könige aufging; sah wie das Gebäude des Staats durch Friedrich Wilhelm des Ersten unerschütterlichen Willen, durch seinen richtigen Verstand, durch seinen bürgerlichen Sinn, von Jahr zu Jahr an Festigkeit und Dauer gewann. Und wuchs er nicht selbst an der Seite seines großen Oheims auf? War er nicht der nächste Zeuge seines Muthes in der Gefahr, seiner Thätigkeit im Frieden, seiner unermüdbaren Wirksamkeit für jeden Theil seines erweiterten Reichs? Unter seinen Augen gebildet, lernte er gehorchen, um regieren zu können, sich verleugnen, um des Zufalls nicht zu vergessen, der ihm die Krone gab; Plane des Krieges entwerfen, um noch durch den Beifall des ersten Helden seiner Zeit belohnt zu werden.

Dieser einzige König vollendete nach sechs und vierzig Jahren, wovon jedes an Thatenfülle lange Regierungen gewöhnlicher Regenten aufwog, seine Bahn, und Friedrich Wilhelm bestieg den Thron. Aber unter welchem neuen Zusammenfluß der glücklichsten Umstände! Er ward der Erbe eines Reichs, das noch weit mehr durch seine innere Kraft, die Weisheit seiner Verfassung, die Festigkeit und den Zusammenhang seiner einzelnen Theile, die Geschicklichkeit und den Muth seiner Vertheidiger, als durch seine Ausdehnung, die Achtung, selbst die Bewunderung aller Völker genoß, zu welchen nur immer sein Name gedrungen war. Kein Feind bedrohte seine Grenzen; und ob er drohte, so lag die Hand der mächtigsten Fürsten, zum großen Bunde vereint, an ihrem Schwerdt, sie zu vertheidigen. Kein Mangel drückte seine Unterthanen; und wenn er drückte, so waren seine Vorrathshäuser gefüllt. Keine häuslichen Sorgen trübten seine Seele, denn die Hoffnung des Landes wuchs in kraftvollen Söhnen auf. Wie wenig vermag der mildeste, freigebigste, menschlichste Fürst, wenn er ein zerrüttetes und erschöpftes Land findet, und sich jeden Wunsch, welchen das Wohlwollen des Herzens ihm eingibt, versagen muß. Aber den menschenfreundlichen Entwürfen, welche in den Augenblicken des ersten neuen Gefühls, König zu sein, in Ihm aufsteigen, setzen sich keine Schwierigkeiten entgegen und er darf als König keine der Versprechungen zurücknehmen, welche er als Thronerbe gegeben hat.

Doch vergessen wir unter den glücklichsten Umständen, welche den Regierungsanfang des Entschlafenen verherrlichten, dessen am wenigsten, was nur selbstsüchtigen Regenten gleichgültig, nur den Unterdrückern des Volks gefährlich erscheinen kann. Diese mögen es ein Glück nennen, über ein Volk zu herrschen, dessen edelste Kräfte durch Ungewißheit und Aberglauben gelähmt sind; sie mögen das Dunkel segnen, welches dem Unterthan seine heiligsten Rechte verbirgt, und sich der Geistesknechtschaft freuen, welche den Bürger willig macht, jene hinzugeben, um nicht einer härteren Verfolgung zu erliegen. Ein König, dessen erster unvertilgbarster Charakterzug Menschlichkeit und Güte war, der in seinen ersten Worten an sein Volk, der gerechteste, der menschlichste, der duldsamste Bürger seines Staats zu sein gelobte, er konnte nur die Vorsehung preisen, daß sich ein Strom des Lichts über Preußens Land ergossen, und das Gefühl einer wohlgeordneten Freiheit, den Geist seiner Bewohner veredelt hatte. Unter ihrem Einfluß sieht er Künste und Wissenschaften aufblühn; Mißbräuche, welche selbst eine lange Verjährung geheiligt hatte, verschwinden; die Lehrer göttlicher und menschlicher Gesetze von ganz Deutschland mit Achtung genannt, hohe und niedere Schulen für denachbarte Staaten Muster werden. In diesem hellen Licht einer echten Aufklärung muß er selbst sichrer und gerechter regieeen. Auch die weisesten und besten Könige können irren und ungerecht werden; übelwollende Diener können durch Truggestalten einer eedichteten Gefahr, ihren Wunsch, Eintracht und Ruhe erhalten zu sehen, überraschen; der bescheidene Forscher und Lehrer der Wahrheit und des Rechts, kann ihnen als ein Feind der Religion und des Staats erscheinen. Aber bald wird die Täuschung da verschwinden, wo die angeklagte Unschuld ihre Stimme eeheben darf, wo eine feste und unbestechliche Rechtspflege zwischen dem Monarchen und seinem Volke in der Mitte steht, und ihn vor dem schrecklichsten aller Uebel bewahrt, — ein Verfolger zu werden.

Je länger ich mich diesen Betrachtungen überlasse, desto mehr Beweise drängen sich mir entgegen, durch welche glänzende Auszeichnungen die göttliche Vorsihung unsern vollendeten Monarchen erhöht hat. Schien sie nicht Ihn, bei mehr als einer der größeren Weltbegebenheiten erkohren zu haben, Richter, Entscheider und Beispiel in dem großen Rathe der Regenten Europens zu sein? Das Feuer der Zwietracht verlöscht in Belgien wenigstens auf einige Jahre wieder, sobald er den verehrtesten der Fürsten aus dem Stamm der Guelfen sendet, Ordnung und Ruhe wieder herzustellen, und mehr durch Großmuth als durch Gewalt zu siegen. Die alten Wunden, welche ein mörderischer Krieg den Staaten Oesterreichs, und dem Reich seines immer wieder erwachenden Feindes schlug, — sie heilten bald, als Er mit dem Oelzweig des Friedens zwischen die Kämpfenden trat. Sein Einfluß mäßigte den Zorn, welcher im Noeden ein durch Frieden und Unpartheilichkeit glückliches Land, gegen seinen verbrüderten Nachbar empörte. Ee glaubte es seinrn Bundesgenossen, er glaubte es dem Wunsch eines beispiellos unglücklichen Monarchen, er glaubte es der innern Ruhe und Sicherheit seiner eignen Staaten schuldig zu sein, an einem Kriege Theil zu nehmen, über dessen Nothwendigkeit und dessen Folgen, als er begann, die Stimmen, selbst der Weisesten und Ruhigsten, wenigstens getheilt waren. Die Gedanken und Wege der Vorsehung waren andere als die Gedanken der Menschen. Es schien ihr Wille, durch Begebenheiten, für welche man vergebens in der Geschichte etwas Aehnliches sucht, den Völkern wie den Fürsten große Lehren zu verkündigen; es schien ihr Wille — wer ist ein Freund der Menschen und ein Bürger der Welt, der es nicht sorgend wünscht, oder schon freudig hofft? — eine mächtige Nation nach schweren Kämpfen und schrecklichen Erfahrungen, zur Glückseligkeit unter dem Schutz der Gesetze und der Sittlichkeit zurückzuführen. Alle Versuche der verbündeten Mächte sie zu besiegen, waeen vergebens. Aber über unserm Monarchen hielt Gott unter allen Gefahren jenes Kampfs seine schützende Hand. Denn Ihn hatte er bestimmt, der erste zu sein, der sein Volk durch einen ehrenvollen Frieden beglückte.

Die Summe aller dieser Wohlthaten müßte uns schon sehr groß erscheinen, wenn wir sie durch eine lange Reihe von Jahren vertheilt sähen. Sie müssen uns noch mehr mit Rührung und Dank erfüllen, wenn wir sie in eine so kurze Regierungszeit zusammengedrängt erblicken. Früher als wir damals, als wir in diesem Tempel unsre ersten Gebete für ihn als unsern König zu Gott schickten, ahnen konnten, war die Kraft seines Körpers erschöpft. Vergebens strömte die heilsame Quelle Gesundheit; selbst in dem reineren Aether loderte die Flamme seines Lebens nur noch einige Male heller auf, um bald auf immer zu verlöschen. Der Vorsehung selbst schien nur noch ein Segen übrig zu sein — der Segen einer sanften Vollendung. Oder kann man zweifelhaft sein, auch sie einen Segen zu nennen? Ist es für einen Regenten, welcher sein Volk liebt, und die Größe seines Berufs fühlt, wünschenswerth, vielleicht Jahrelang da zu sein, ohne leben, ohne wirken zu können? im täglichen Kampf zwischen Ohnmacht und Kraft, Gefahr zu laufen, mit weniger Vorsicht und kraftloser das große Steuerruder des Staats zu regieren, oder es untreuen Händen zu überlassen? den letzten Kelch, von welchem auch die Könige gestehen müssen, daß er bitter sei, Tropfen für Tropfen auszuleeren? Oder muß er nicht dankend dem Boten des Todes entgegensehen, wenn er in dem Augenblick, wo das Volk eines andern Fürsten bedarf, erscheint, und dem Leidenden gebeut, schneller die irdische Hülle abzuweefen, um einer andern Welt zuzueilen, wo die Seelen von dem Staube der Erde sich reinigen, um ihrer höheren Bestimmung entgegen zu reifen? Die Wehmuth selbst, welche dem Abgeschiedenen nachweint, trocknet früher ihre Thränen bei der Erinnerung, daß der standhafte Dulder ausgelitten hat.

Irre ich mich, meine Zuhörer, oder Ihr Auge blickt gerühet auf diese lange Reihe von Segnungen zurück, welche den

Vollendeten erwarteten, als er den Schauplatz des Lebens betrat; welche sich um ihn drängten, als er den Zepter nahm; welche ihn begleiteten, als er die Bedingung erfüllte, unter welcher wir Alle geboren sind. Erhebt schon dieß unsre Seele zum Dank, welche Empfindungen werden uns dann erst ergreifen, wenn wir uns erinnern, wie viel des Guten, was *Ihm* zu Theil ward, sich auch für uns in Segen verwandelte!

Es bleibe das Geschäft der *Staatskunde*, die Summe der Kräfte zu berechnen, welche in jeder Regierungsepoche ein Staat gewinnt oder verliert; seine alten Grenzen mit den Erweiterungen zu vergleichen, welche ihm günstige Zeitpunkte, Klugheit oder Eroberungsgeist seiner Regenten verschafft haben, und den Reichthum seiner Hilfsquellen nach dem Maß seiner Bedürfnisse zu würdigen. Es bleibe der Beruf des *Geschichtschreibers*, dann, wenn die richtende Zeit jeden schonend verbergenden Schleier von dem Leben der Fürsten hinweggezogen hat, genau zu bestimmen, wie viel von ihren Verdiensten, oder von ihren Fehlern auf ihre, oder auf die Rechnung derer zu setzen ist, welche sie umgaben; und in welchem Verhältniß ihre Schwächen gegen ihre Tugenden stehen. Die *fromme Betrachtung* und die *stille Dankbarkeit*, welche sich sinnend an den Aschenkrug eines zur höheren Rechenschaft übergegangenen Königs lehnt, zählt sich lieber den reinen Gewinn auf, welcher seinem Lande durch das, was er wollte oder ausführte, zu Theil ward, und gedenkt bei dem Hinblick auf Uebel, welche benachbarte Nationen drückten, und von denen sie unberührt blieb, genügsam des Guten, was sie genossen hat.

Soll ich Sie hier zuerst an die Wohlthat erinnern, welche wir Alle getheilt haben, von einem *sanften* Zepter regiert zu werden? Wenn der Unterthan so mancher Länder Ursach hatte, vor gewaltsamen Erschütterungen zu zittern, weil der Thron oder der Fürstenstuhl im Besitz harter, stolzer, von dem Mark ihres Landes schwelgender Regenten war: so durfte *uns* auch nicht die leiseste Befürchtung schrecken, weil *Friedrich Wilhelm's* Thron auf Menschlichkeit und auf der Treue eines Volks ruhte, welches zu gerecht und zu edel ist, um der Segnungen zu vergessen, welche es der Kraft oder der Güte seiner Fürsten seit Jahrhunderten dankt?

Oder soll ich mich über die Wohlthaten eines *Friedens* verbreiten, welcher zwar nicht ohne Opfer erkauft, aber uns doch früher geschenkt ward, eh ein Feind unsre Länder verheert, eh drückende Auflagen unser Eigenthum vermindert hatten? Wer von uns war Vater, Gatte, betriebsamer Bürger, wer fühlte auch nur, wie ein *Mensch* fühlen muß, und ward nicht, wie von einem neuen Leben durchströmt, als uns die Botschaft erscholl: *Es ist Friede!* Wer drückte nicht seine Kinder, seine Gatten, seine Brüder fester an sein Herz, und glaubte sie sich zum andern Male wieder geschenkt? *Es ist Friede!* — rief der Landmann, und säete getroster seinen Saamen, denn er wußte, wer ihn erndten würde. *Es ist Friede!* — rief der Bürger, und arbeitete emsiger, denn sein oder seiner Kinder blieb der Gewinn. *Es ist Friede!* — rief der Denker, und verfolgte thätiger seine Forschungen, denn er war sicher, daß nun kein rauher Krieger seine harmlosen Beschäftigungen störte. Und wenn selbst bei dieser hohen Begeisterung, wenn bei dieser heißen Dankbarkeit gegen den *Geber des Friedens*, noch eine Empfindung der Wehmuth übrig blieb, so war es nur menschliches Mitgefühl, so war es nur der Gedanke, an die Tausende entfernter Brüder, welche sich noch auf Schlachtfeldern würgten, oder in einer hoffnungslosen Verbannung umhergetrieben, ihrer theuersten Besitzungen beraubt, mit jedem Morgen, wenn ja die Betäubung ihr Auge schloß, zu neuen Schreckensscenen erwachten, indeß wir, im vollen Gefühle der Freiheit und Sicherheit, freudig zu dem Geschäft des Tages zurückkehrten.

Zwar führte *Friedrich Wilhelm* ein unbesiegtes Heer zurück, welches auch dann, wenn es der Macht oder einer entgegenkämpfenden Natur wich, die Achtung des Feindes mit sich nahm. Zwar wäret ihr ihm willig in neue Gefahren gefolgt, tapfre Krieger des Vaterlandes! Denn theilte er sie nicht alle mit euch? Hielt er nicht treu bei euch aus, gleich bereit mit euch zu genießen, zu entbehren, zu sterben? Hatte nicht Er einen Geist der Sanftmuth und der Milde in eure Führer gehaucht, welcher das oft harte und kummervolle Loos des Kriegers so freundlich milderte? Gebot das Beispiel seiner Herablassung nicht selbst rauheren Befehlshabern, welche der Zufall der Geburt über euch hob, nie zu vergessen, daß ihr wie sie Menschen seid? Hatte er nicht für eure Weiber gesorgt? Nicht eure Kinder, eingedenk seines hohen Berufs, *Vater* des Landes zu sein, mit königlicher Freigebigkeit unterstützt? Hättet ihr nicht williger für einen König geblutet, der auch der narbenvollen Krieger nicht vergaß, und in die Wunden seiner Getreuen Oel und Wein goß? — Aber er wollte eure Treue nicht auf längere Proben stellen. Als noch in dem halben Europa eine unversöhnliche Erbitterung die Völkerführer vergessen machte, durch welche Ströme von Blut, und ach! wie viel ungesehene Ströme von Thränen, die Rache gekühlt werden müsse, da ergriff *Ihn* ein reineres Gefühl, mit dem Frieden die Ruhe und den Wohlstand in sein Land zurückzuführen, welches dann noch vor den Augen Gottes seinen Werth behält, wenn alle Lorbeeren in dem Tempel der Ehre verwelkt sein werden, und kein Ruhm des Eroberers vor dem Urtheil dessen schützt, der einst den Werth der Könige wägen, und auf die furchtbare Waagschale die Werke ihrer Menschlichkeit, nicht ihre Trophäen legen wird.

Doch ich schweige schon zu lange von dem, wovon ich heute am beredtesten sein sollte, — was er Dir war, *Fridriciana, Tochter seines Ahnherrn*, ehrwürdige Schule der Religion und der Wissenschaft! Du hattest dich Ihm werth gemacht durch deinen stillen Wetteifer mit deinen älteren und jüngeren Schwestern. Aermer an Hilfsmitteln als sie, hattest du edel stolz keiner weichen wollen an Verdienst und an Ruhm. Mit Achtung nannte *Friedrich Wilhelm* die Namen der unsterblichen Männer, welche nicht mit deinem entflohnen Jahrhundert zugleich verloschen, im Tempel des Verdienstes unauslöschlich glänzen. Aufmerksam hörte er auf die Stimme deiner Freunde, wenn sie ihm deine Bedürfnisse nannten, oder Entwürfe vor ihm ausbreiteten, dich durch neue Zierden zu schmücken.

Gerecht waren immer Preußens Regenten gegen dich. *Er* gesellte zur Gerechtigkeit die Güte und die Freigebigkeit. Ein königliches Geschenk, welches dein Eigenthum verdoppelte, bezeichnete die ersten Schritte seiner Regierungsbahn. Auch auf den dürftigen Jüngling verbreitete sich diese Milde. Sie öffnete ihm, wenn er sich vordem auf den engeren Kreis dessen, was ihn einst nähren sollte, beschränkt glaubte, und in Gefahr war, Bildung des Geistes zum Gewerbe herabzuwürdigen, die Hörsäle jeder veredelnden Wissenschaft und jeder bildenden Kunst. Vertrauungsvoller blickte auch unter uns die *deutsche* Wissenschaft, die *deutsche* Kunst zu ihm empor, denn er hatte sich ihrer nie geschämt, hatte sie selbst zu ehren gelobt. Er vollendete, was *Friedrich* wo nicht *vergessen*, doch nur begonnen hatte. Ein deutsches Volk empfing ein deutsches Gesetz, und die Lehrer des Rechts ergriffen freudig das Denkmal prüfender Weisheit, sichrer nun, ihre Schüler vor den Irrgängen einer verschlagenen List unter dem Scheine des Rechts zu bewahren. Die leidende Menschheit freute sich eines doppelten Segens aus seiner Hand. Indem seine Milde ihr Hilfe und Heilmittel verschaffte, wuchs zugleich der Lehrling der Heilkunde an Erfahrung, drang tiefer in die kunstvollen Gewebe des Menschen ein, und ward geschickter sie vor Zerstörung zu sichern, oder schied feiner die Stoffe der Körper, und ward geübter, sie zum Heil des Kranken aufzulösen oder zu verbinden. Es war, als ob der Einfluß einer sanften Regierung, auch *den* Stand zur Eintracht gestimmt hätte, welcher nur zu oft die Weisheit der Schule von der Weisheit des Lebens getrennt hat. Entfernt von streitsüchtigem Sectengeist, welcher sich auf andern Sitzen der Wissenschaften anfeindete und verfolgte, ging jeder Forscher ruhig seine Bahn, führte ungekränkt seine Schüler, wie im Voraus gewiß, daß alle sich endlich am Ziele der Wahrheit vereinigen werden. Sein Gesetz gebot Achtung gegen den Glauben der Väter, Schonung selbst des Schwächeren, strenge Tugend ihren Dienern. Wir, denen es obliegt, ihre Lehrer zu bilden, faßten den *Geist* seines Gesetzes und die Güte seiner *Absicht* willig auf, und lehrten, von diesem belebenden Geiste durchdrungen, unbekümmert um den tödtenden Buchstaben, unsre Schüler, Alles zu prüfen, und das Gute zu behalten.

Schon manche Akademie, — die unsrige selbst ist davon ein Beweis! — sah bei einer äußerlich sehr beschränkten Lage, sich dennoch große Talente und seltne Kräfte entwickeln. Selbst die Schwierigkeit kann die Nerven des Geistes spannen. Das Genie wirkt durch eine innere Energie und bemerkt sogar oft die Aufmunterung und den Lohn erst spät. Aber die Kraft des Geistes erschlafft, wenn ihm freie Mittheilung seiner Entdeckungen versagt wird; das Auge des Verstandes wird blöde, wenn man das Ziel, über das er nicht hinaus sehen soll, ihm zu nah rückt. Das Interesse für die Wahrheit selbst verschwindet, wenn man nicht mehr lehren darf, was man als Wahrheit erkannt hat. Daher ist die Erhaltung der *Denk-* und *Lehrfreiheit* das höchste Kleinod, welches einer hohen Schule der Wissenschaften am wenigsten entrissen werden darf.

Es hat — wer möchte an der Stätte, wo reine Wahrheit wohnen soll, es verläugnen wollen? — es hat nicht an Versuchen gefehlt, uns dieses hohe Vorrecht zu verkümmern. Der stets milde Wille des Regenten wurde gemißbraucht, dem Glauben Fesseln anzulegen und die freie Forschung auf dem Gebiete religiöser Erkenntnisse zu hemmen. Auch kann es zuweilen dem blinden Eifer, der vielleicht selbst nicht wußte, was er that, gelungen sein, redliche Forscher selbst dem Regenten verdächtig zu machen. Aber stets hat die Güte seines Herzen gesiegt über den Argwohn, und sein hoher Gerichtshof hat den Geist seines Willens zu gut gekannt, um nicht die loszusprechen, welche nur ih-

rer Ueberzeugung treu blieben, und nie die Schonung von der Freimüthigkeit trennen wollten. So ist denn auch keinen Augenblick unter uns die Stimme der Ueberzeugung verstummt. Niemand hat sich gehindert gesehen, das, was er für Wahrheit hielt, freimüthig zu lehren. Zu einer Zeit, wo das Land, das sich die Freiheit ausschließlich zueignete, von einer Schreckensregierung ertragen mußte, sich, was es glauben und was es verläugnen sollte, gebieten zu lassen, wo das heiligste Recht des Menschen, die freie Uebung der Religion, von einem Volkstyrannen mit Füßen getreten ward, zu dieser Zeit haben wir geglaubt, gezweifelt, gelehrt, geforscht, unsern Gott verehrt, wie es jedem sein Herz gebot, und unter dem väterlichen Schutz eines Monarchen, haben wir frei die Vorzüge und die Gebrechen jeder Staatsverfassung untersuchen dürfen.

Welche Menge von Wohlthaten habe ich nicht schon genannt — und noch sehe ich mich nicht an ihrem Ziel. Auch die Zierden unsrer hohen Schule sind das Werk seiner Milde. Wenn in jenem Tempel der Gelehrsamkeit, wo die Weisen der Vorzeit mit den Weisen der Nachwelt vereint, dem Ohr schon lange verstummt, durch unvergängliche Schriften zu dem wißbegierigen Lehrling sprechen, wenn sie sich da jetzt dichter drängen und der Raum der wachsenden Menge zu eng wird, so erinnere sich der belehrte Jüngling, daß er es der Freigebigkeit Friedrich Wilhelms dankt, mit den Geisteswerken aller Jahrhunderte in einer heitern Umgebung bekannter zu werden. Wenn der forschende Tiefsinn, welcher sich in sternenhellen Nächten in den unermeßlichen Räumen des Weltalls verliert, wieder aus dem erweiterten Gesichtskreise zur Erde herabsteigt, so gedenke er des Königs, welcher durch die Werkzeuge der Kunst sein Auge stärkte, und seine Entdeckungen sicherer machte. Er geselle sich dann zu deinem stillen Forscher, Natur, welchen unbegränzter und freundlicher itzt Fridricianens Gärten in ihren feierlichen Schattengängen zum reinsten Genuß einladen, wo ihn zahlloser in labyrinthischen Krümmungen die Stauden, dem Boden fremder Länder entwachsen, umdusten, und die Kinder jeder Zone voll Leben und Kraft vor ihm aufblühen. Dort breche er Lorbeeren und Cypressen, und lege sie an Friedrich Wilhelms Grabe nieder, der auch diese Gärten gepflanzt hat.

Was bleibt der Dankbarkeit gegen die, welche der Erde entflohen sind, wenn sie sich zum Vergelten zu schwach fühlt, übrig, als die Erhebung des Herzens zu Gott, den Belohner, und die Verehrung und die Bewahrung des Guten, was fortdauert, wenn sie selbst aufhören wirksam zu sein? Vergebens ist jeder Versuch, ihrem Geiste in das Land zu folgen, welches ein undurchdringlicher Vorhang vor unserm Auge verhüllet. Doch verbürgt nicht die Religion der Christen denen, welche den Hungrigen speisten, den Durstigen tränkten, die Gefangenen frei machten, und dem Kranken Erquickung sandten, die Belohnungen einer bessern Welt? Und hat unser entschlafner Monarch nicht diese Religion durch Thaten der Menschlichkeit am würdigsten geehrt? Darum fleht die Thräne der Armen — auch unsrer Armen, welchen er half, für ihn um Lohn, und der Kinder Gebet, denen er Nahrung des Geistes wie des Körpers verschafft, bringt empor zu dem Allbarmherzigen. Wenn aber sein Geist noch am Staube der Erde verweilte, so würde selbst hier für ihn Genuß von Seligkeit sein. Denn er sähe dann auf dem verlassenen Throne seinen königlichen Sohn, mit seltner Weisheit, Gerechtigkeit und Güte beginnen; sähe an seiner Seite eine Fürstin, hold wie der Schutzgeist des Vaterlandes, in deren Blick voll Liebe Er den ersten Lohn jeder schönen Handlung finden wird; sähe das Herz seines Volk aufs neue durchdrungen von freudiger stärkender Hoffnung!

Ehrwürdige Versammlung! Wäre die große Wahl frei gewesen, aus der langen Reihe der Fürstensöhne uns einen König zu wählen, nach wem würde unser Auge geforscht haben? Nach einem bedachtsamen Weisen, — nach dem tugendhaftesten Mann, nach dem besten Hausvater!

Ihn — Anbetung werde unser Dank — Ihn hat uns die allsegnende Vorsicht gegeben! O, daß die Sprache so arm wird, wo die Empfindung so mächtig im Herzen spricht! Aber was bedarf es der Worte vor dir, Allwissender! Heil und Segen für Friedrich Wilhelm den Dritten fleht jeder Schlag unsers Herzens! Segen für Sein Haus — Segen für Sein Land — Segen durch Ihn, für uns Alle!

Erhörer des Gebets — nimm unser Opfer an!

Gottlieb Anton Christian Niemeyer

ward am 28. December 1783 zu Halle geboren, studirte daselbst schöne Wissenschaften und wurde darauf Dr. der Philosophie und Professor am königlich westphälischen Pageninstitute und an der Artillerieschule zu Kassel. Nach Aufhebung des Königreichs Westphalen blieb er in gleicher Eigenschaft am Cadetteninstitute in Kassel und erhielt später den Charakter eines kurhessischen Hofrathes und beständigen Secretärs der Akademie der bildenden Künste zu Kassel.

Er gab heraus:

Gedichte. Halle 1803, 8. (mit K. A. Döring).
Luise. Roman. Leipzig 1804.
Der Mann aus dem Grabe. Ebendas. 1804.
Reliquien von Wilhelm und Lina. Ebendas. 1805.
Die Betrogenen. Lustspiel nach dem Französischen. Köthen 1808, 8.
Der Cid. Trauerspiel nach Corneille. Ebendas. 1810, 8.
Lenardo. Kassel und Marburg 1812.
Trost und Erhebung. Kassel 1814.
Kasselische Chronik. Ebendas. 1814.
Der Bote aus Kassel. Zeitung. Ebendas. 1814.
Der Jahrestag des Einzugs in Paris. Schauspiel. Ebendas. 1815, 8.
Der Sieg. Vorspiel. Ebendas. 1815.

Feinheit der Behandlung, gute Erfindung und eine sehr anmuthige Darstellungsgabe erwarben N's Schriften zur Zeit ihres Erscheinens viele Freunde. — Seine Nachbildungen ausländischer Originale sind vortrefflich.

Johann Christian Ludwig Niemeyer

ward am 25. November 1775 zu Weferlingen im Magdeburgischen geboren, kam nach vollendeten philosophischen und theologischen Studien 1798 als Lehrer an das Pädagogium zu Halle und ging 1803 als Prediger von hier nach Klein-Dedeleben bei Halberstadt.

Er machte sich litterarisch bekannt durch:

Deutscher Plutarch. Halle 1811 ff., 4 Bde.
Luther. Ebendas. 1812.
Denkwürdige Neuigkeiten. Halberstadt 1813.
Neue Winterabende. Ebendas. 1815.
Heldenbuch. Leipzig 1816; 5. Aufl. 1821.
Die Schlachten des heiligen Krieges in 14. Liedern. Ebendas. 1817.
Liedersammlung. Halberstadt 1817.
Der Lindenhain. Ebendas. 1818.
Die wiedergefundene Tochter. Neustadt 1819.
Das Buch der Tugenden. Leipzig 1825, 2 Thle.
John Knox. Halle 1826.
Philipp Melanchthon. Ebendas. 1830.

N. zeichnete sich als Schriftsteller für die Jugend durch einen sehr faßlichen Styl und eine lebendige, angemessene Behandlung gut gewählter Stoffe vortheilhaft aus.

Friedrich Immanuel von Niethammer

ward am 24. März 1766 zu Beilstein im Württembergischen von bürgerlichen Eltern geboren, studirte zu Jena Philosophie und Theologie und trat 1793 zuerst als Professor der Philosophie, dann auch der Theologie mit Vorlesungen und Schriften hier auf, welche gegen die verderbliche Richtung des Zeitgeistes kräftig anstrebten. Seine Wirksamkeit wurde durch den Ruf als Professor der Theologie und Consistorialrath nach Würzburg auch in Baiern ehrend anerkannt; er ging 1803 dahin ab und wurde 1805 als protestantischer Kreis-, Consistorial- und Schulrath nach Bamberg versetzt, 1807 aber als Central-, Schul- und Studienrath nach München berufen. Hier wirkte er seitdem mit Schelling und Thiersch segensreich auf die gelehrten Anstalten Baierns, ward zum Kirchenrath, Mitglied der Akademie der Wissenschaften und Ritter des Civilverdienstordens ernannt und in den Adelstand erhoben.

Von ihm haben wir:

Ueber den Werth einer Kritik aller Offenbarungen. Jena 1792.
Versuch einer Ableitung des moralischen Gesetzes aus der Form der reinen Vernunft. Ebendas. 1793.
Ueber Religion als Wissenschaft. Neustrelitz 1795.
Philosophisches Journal. Jena 1795 — 1800, 10 Bde. (5.—10. Bd. mit Fichte).
Versuch einer Begründung des vernunftmäßigen Offenbarungsglaubens. Leipzig 1798.
Der Streit des Philanthropinismus und Humanismus. Jena 1808.

Ein überaus scharfsinniger Denker, dessen ganzes Leben der Bekämpfung falscher Richtungen der Zeit rühmlichst gewidmet wurde und welcher sich vorzügliche Verdienste um das Schulwesen Baierns erwarb. Als Philosoph schließt er sich, obwohl höchst selbstständig der Richtung Fichte's an.

Von den Ansprüchen des gemeinen Verstandes an die Philosophie *).

Man pflegt den Verstand, inwieferne er seine Begriffe unmittelbar nach einem bloßen Gefühl aufstellt und gebraucht, ohne weder ihre bestimmte Grenze noch ihren bestimmten Zusammenhang mit einzelnen andern Begriffen oder mit dem ganzen System derselben einzusehen, den gemeinen Verstand zu nennen. In dieser Bedeutung des Wortes genommen hat der gemeine Verstand von der Philosophie nichts geringeres zu erwarten, als daß sie zu den Begriffen, die er nur einzeln kennt, das Allgemeine aufsuche, um aus diesem als dem höhern Standorte, von welchem sie das Einzelne und das Besondere im Zusammenhang übersehen kann, jene Begriffe im Besonderen und im Einzelnen genau zu bestimmen und zu berichtigen; und es ist nicht zu läugnen, daß der gemeine Verstand in dieser Rücksicht die Leitung der Philosophie durchaus nicht entbehren kann, um endlich statt des ungewissen blinden Herumtappens zu einem sichern Gebrauch seiner Begriffe zu gelangen, und den Weg nach seinem Ziele mit stetem Schritte zu gehen. Allein in dieser Bedeutung des Wortes wird die Benennung des gemeinen Verstandes hier nicht genommen, und mithin auch das Verhältniß desselben zur Philosophie nicht aus diesem Gesichtspunkt betrachtet. Es giebt eine andere weit ehrenvollere Bedeutung jener Benennung des gemeinen Verstandes, auf welche hier allein Rücksicht genommen werden soll.

Man nennt nämlich den Verstand auch den gemeinen Verstand, inwieferne er, sowohl im Theoretischen — in Beziehung auf das Wissen, als im Praktischen — in Beziehung auf das Handeln, Urtheile aufstellt, welche Anspruch machen, für alle Menschen ohne Unterschied zu gelten, mithin allen ohne Ausnahme gemein zu sein; weswegen er auch vorzugsweise der Menschenverstand heißt. Der gemeine Verstand, in dieser Bedeutung des Worts, betrachtet also sich selbst, als die allgemeine Stimme, mit welcher jeder Einzelne ohne Ausnahme übereinstimmen müsse, und glaubt sich eben darum berechtigt, seine Aussprüche jedem Andern, ohne ihn erst darüber zu hören, zum Voraus anzusinnen. Der Grund, worauf er diesen Anspruch baut, ist aber keineswegs eine wissenschaftliche Ueberzeugung; vielmehr ist diese Gewißheit, welche der gemeine Verstand von der Allgemeingültigkeit seiner Urtheile hat, vor aller und ohne alle wissenschaftliche Belehrung vorhanden und mithin von derselben völlig unabhängig. Sondern diese Gewißheit von der Allgemeingültigkeit solcher Urtheile gründet sich unmittelbar auf ein Gefühl (wenn man anders dieses sonst gebrauchten Ausdrucks sich hier bedienen will), das ist, auf ein unmittelbares Bewußtsein derselben. Diese unmittelbare Gewißheit von den Aussprüchen des gemeinen Verstandes, welche aller wissenschaftlichen Untersuchung vorhergeht, scheint auch allerdings für sich allein völlig hinreichend zu sein, und einer anderweitigen Bestätigung durchaus nicht zu bedürfen. Wir sind von der Allgemeingültigkeit solcher Aussprüche des gemeinen Verstandes so vollkommen überzeugt, daß wir auch keinen Augenblick zweifeln, daß jeder Andere, wenn nicht ein zufälliger Irrthum ihn täusche, eben so denken und handeln müsse, und daß wir Uebereinstimmung mit solchen unsrer Urtheile unbedingt von ihm verlangen. Mithin hat es allerdings den Anschein, daß der gemeine Verstand die Hülfe der Philosophie, welche diese Allgemeingültigkeit unsers Wissens und Handelns erst zu begründen Anspruch macht, gänzlich entbehren könne, und — wie man auch in der Popularphilosophie stillschweigend vorausgesetzt hat — alle Philosophie überflüssig mache. Das Verhältniß des gemeinen Verstandes zur Philosophie in dieser Rücksicht betrachtet, scheint der gemeine Verstand auf den ersten Anblick die oberste Stimme unbedingt behaupten zu können; zumal da seine Aussprüche einen so großen Grad der Glaubwürdigkeit dadurch für sich haben, daß sie durch die allgemeine Stimme aller Zeiten bestätigt sind.

Allein es leuchtet von selbst ein, daß dieses Allmeingelten kein gültiger Bürge für die Allgemeingültigkeit sei; daß man dadurch, daß etwas bis jetzt allgemein gegolten hat, nicht berechtigt sei anzunehmen, daß es immer gelten müsse, und daß die Zuversicht, mit der wir von solchen Aussprüchen des gemeinen Verstandes fordern, daß sie Jeder als gültig anerkennen müsse, nur dann einen hinreichenden Grund hätte, wenn wir die Nothwendigkeit eines solchen Ausspruchs erweisen könnten. Mithin ist durch diese Erfahrung keineswegs die absolute Nothwendigkeit erklärt, mit der wir die Uebereinstimmung Anderer zu solchen Uetheilen fordern, und die Allgemeingültigkeit unseres Wissens und Handelns, wenn sie auf keinem andern Grunde ruht, wäre dadurch so wenig bestätigt, daß sie vielmehr durchaus verdächtig wäre. Allein unsere Ueberzeugung von der Gültigkeit der Aussprüche des gemeinen Verstandes gründet sich auch nicht auf jene Bestätigung einer wirklichen Beistimmung Anderer, sondern auf ein unmittelbares Bewußtsein derselben. Solche Aussprüche des gemeinen Verstandes kündigen sich im Bewußtsein unmittelbar als allgemein und nothwendig an; wir können uns das Gegentheil davon durchaus nicht vorstellen, und schließen daraus, daß es überhaupt unmöglich sei es sich vorzustellen, daß sie also nothwendig seien und als solche auch allgemein sein und Allgemeingültigkeit haben müssen. Aber eben gegen dieses Fundament, welches das einzige ist, worauf wir die Gewißheit von jener Allgemeingültigkeit unsers Wissens und Handelns bauen, ist der erste und vorzüglichste Angriff des Skepticismus gerichtet, um unser ganzes Wissen für ungewiß zu erklären. Wie sollen die Aussprüche des gemeinen Verstandes Allgemeingültigkeit unsers Wissens begründen, da sie selbst kein anderes Fundament haben, als ein Gefühl (unmittelbares Bewußtsein) ihrer Allgemeinheit und Nothwendigkeit? Es ist ein großer Unterschied, zwischen dem Gefühl des Allgemeinen und Nothwendigen in einem Urtheile, und der Allgemeinheit und Nothwendigkeit dieses Gefühls selbst. Daß man etwas als allgemein und nothwendig in einem Urtheil fühle, dies wird unmittelbar durch jenes Gefühl wahrgenommen; ob aber dieses Gefühl selbst Allgemeinheit und Nothwendigkeit habe, dies kann weder durch jenes Gefühl selbst unmittelbar, noch durch irgend ein andres Gefühl ausgemacht werden. Woran soll ich erkennen, daß das, was mir als allgemein und nothwendig vorkommt, auch wirklich allgemein und nothwendig sei? Kann dieses Gefühl nicht auch blos eine psychologische Täuschung, oder aus alter Gewohnheit erzeugt nur ein verjährter Irrthum sein? Auf alle diese Fragen hat der gemeine Verstand, der sich bei allen seinen Urtheilen lediglich auf das unmittelbare Bewußtsein ihrer Allgemeinheit und Nothwendigkeit bezieht, keine Antwort, und der Skepticismus hat also Recht, die Allgemeingültigkeit unsers Wissens überhaupt für gänzlich

*) Aus F. J. v. Niethammer's „Philosophisches Journal." Erster Band. Neu-Strelitz 17[illegible].

problematisch zu erklären, wenn sich nicht die Allgemeingültigkeit jener Aussprüche des gemeinen Verstandes auf einem andern Wege befriedigend erweisen läßt.

Diesen Beweis nun zu führen, hat die Philosophie übernommen, und die eigentliche und einzige Aufgabe, welche sie zu lösen hat, ist also: die Aussprüche des gemeinen Verstandes, welche die Grundlage aller Gewißheit unseres Wissens sind, gegen den Skepticismus zu vertheidigen und als allgemeingültig zu erweisen. Wir werden nachher sehen, was die Philosophie zu leisten habe, um diese Aufgabe zu lösen, und wiefern die Versuche, die sie dazu gemacht hat, befriedigend seien. Ehe wir aber davon sprechen, müssen wir auf einen Umstand aufmerksam machen, auf welchen eigentlich diese gegenwärtige Untersuchung gerichtet.

Indem die Philosophie es übernimmt, die Aussprüche des gemeinen Verstandes gegen die Angriffe des Skepticismus zu vertheidigen und ihre Allgemeingültigkeit zu erweisen, maßt sie sich selbst das Recht an, als oberster Richter über die Allgemeingültigkeit unsers Wissens, ihre Resultate als unbedingt gültig aufzustellen, und von dem gemeinen Verstande zu fordern, daß er sich gewöhnen müsse, ihr nachzusprechen, was sie ihm in den Mund lege. Dieses Recht hat der gemeine Verstand zu keiner Zeit anerkennen wollen, sondern vielmehr unaufhörlich seine Stimme eben so stark gegen die Demonstrationen des Dogmatismus als gegen die Zweifel des Skepticismus erhoben und gegen beide zugleich seine Aussprüche unerschütterlich behauptet. Die Philosophie hat sich auch oft genug genöthigt gesehen, ihren Weg zurückzugehen, um auf einem andern Wege Resultate zu suchen, die der gemeine Verstand auch für sich einleuchtend finden könne; eine Philosophie, welche die Aussprüche des gemeinen Verstandes gegen die Zweifel des Skepticismus nicht zu retten wußte, ohne zugleich auf Resultate zu führen, die eben diesen Aussprüchen auf einer andern Seite entgegen waren, hat sich auch niemals behaupten können, und der gemeine Verstand hat sich zu allen Zeiten eher dazu entschlossen, sich dem Skepticismus in die Arme zu werfen (der ihn wenigstens nicht geradezu vernichten will), als von einer solchen Philosophie Resultate anzunehmen, die mit seinen Aussprüchen schlechterdings unverträglich sind. Der gemeine Verstand fordert also eben so unbedingt, daß die Philosophie seine Aussprüche respectiren müsse, und behauptet schlechthin, daß ihre Resultate, sobald sie mit diesen Aussprüchen im Widerstreit wären, durchaus nicht gültig sein können.

Welche der beiden Parteien soll nun das Recht haben über die andere zu entscheiden? Hier finden wir uns in einem Cirkel, aus welchem kein Ausgang möglich scheint. Wir sind genöthigt, von den Aussprüchen des gemeinen Verstandes an die Philosophie zu appelliren, und müssen gegen diese wieder die Aussprüche des gemeinen Verstandes gelten lassen. Es ist zugestanden, daß die unmittelbaren Urtheile des gemeinen Verstandes, als subjective Urtheile — von welchen es unentschieden ist, ob sie blos subjectiv, das heißt in individuellen oder zufälligen Beschaffenheiten des Subjects gegründet, oder ob sie in den allgemeinen und nothwendigen Bedingungen des Subjects gegründet, das heißt allgemein subjectiv (oder objectiv) seien — auf Allgemeingültigkeit keinen Anspruch machen können, sondern erst eine anderweitige Bestätigung erhalten müssen, welche ihnen die Philosophie zu geben habe. Damit scheint also der Philosophie die Entscheidung übertragen. Auch kömmt noch hinzu, daß (nach einem anerkannten Gesetze des Verstandes) alles, was aus einem Satze, der für sich Gültigkeit hat, bündig gefolgert wird, eben dieselbe Gültigkeit wie der Satz selbst habe. Wenn nun also die Philosophie, von einem Satze ausgehend, den der Verstand selbst für gültig angenommen hat, in den Folgerungen aus demselben richtig verfährt, so sollte jede derselben unbedingt auch selbst für gültig angenommen werden. Gleichwohl so bald die Philosophie auf ein Resultat kömmt, welches der gemeine Verstand seinen Aussprüchen zuwider findet, so soll es nicht für gültig angenommen werden. Hier scheint offenbar der Verstand mit sich selbst im Widerspruch, und man ist ungewiß, welchen Theil man gegen den andern geltend machen könne. Dies ist eigentlich der schwierige Punkt, den wir in dieser Abhandlung — wenn auch nicht zur Entscheidung, doch — wenigstens zur Untersuchung bringen wollen.

Wenn man die lange, schon durch mehrere Jahrtausende bestätigte Erfahrung bedenkt, da die Philosophie immer ihre Versuche von neuem wiederholte und zu wiederholen genöthigt war, während die Stimme des gemeinen Verstandes zu allen Zeiten dieselbe blieb und alle Zumuthungen der Philosophie eben so standhaft abwies, als sie allen Angriffen des Skepticismus unerschütterlich trotzte: so möchte man allerdings schon darum geneigt sein, sich zu Gunsten des gemeinen Verstandes zu entscheiden und ihn als das oberste Kriterium anzuerkennen. Allein fürs erste, daß diese allgemeine Stimme des gemeinen Menschenverstandes bisher sich durchaus gleich geblieben ist und man folglich Wahrscheinlichkeit hat, daß sie sich auch immer unverändert erhalten werde, beweist noch nicht, daß sie schlechthin unveränderlich sei (und dies müßte sie doch sein, um als Grund aller Allgemeingültigkeit gelten zu können). Auf der andern Seite verhält es sich mit der Philosophie im Gegentheil eben so. Daß sie bisher noch kein festes Resultat gefunden hat und öfters durch die Ansprüche des gemeinen Verstandes genöthigt war, ihre eigenen Aussprüche zurückzunehmen, beweist doch nicht, daß sie sich überhaupt nicht zu der Vollendung erheben könne, wo ihr das Recht, über Allgemeingültigkeit unsers Wissens zu entscheiden, zuerkannt werden müsse. Mithin darf man, wenigstens aus dem bekannten Schicksal der Philosophie und ihrem bisherigen Verhältniß zu dem gemeinen Verstande, noch nicht den Schluß ziehen, daß die absolut letzte Stimme über Allgemeingültigkeit unsers Wissens dem gemeinen Verstande zukomme. Indeß giebt doch eine so lange Erfahrung eine starke Vermuthung zum Vortheil des letztern, und man hat allerdings Grund, bei der Untersuchung des vorliegenden Streites die Ansprüche dieser Partei nicht zu vernachlässigen.

Daß aber dieser Anspruch des gemeinen Verstandes, seine Aussprüche gegen die Resultate der Philosophie, wenn die letztern ihm entgegen sind, geltend zu machen, wirklich gegründet sei, wird sich nachher aus der Philosophie selbst ergeben, welche die Allgemeingültigkeit jener Aussprüche erwiesen hat. Damit es aber nicht das Ansehen habe, als wäre dies ein Cirkel im Beweisen, von dem gemeinen Verstande an die Philosophie zu appelliren, und diese wieder nach dem gemeinen Verstande zu beurtheilen, so muß man den Umstand in Erwägung ziehen, daß in dem gegenwärtigen Streite die Philosophie dem gemeinen Verstande nicht durchaus, sondern nur in einer gewissen Rücksicht entgegengesetzt sei, in einer andern Rücksicht aber mit ihm ganz einerlei Zweck habe, seine Aussprüche gegen die Einwürfe des Skepticismus zu vertheidigen. Nämlich der Skepticismus nimmt das unmittelbare Bewußtsein in Anspruch, worauf der gemeine Verstand die Allgemeingültigkeit seiner Aussprüche gründet, und erschüttert dadurch unser ganzes Wissen in seinem Fundamente. Sein Hauptangriff ist auf diesen Punkt gerichtet, zu zeigen, daß dieses unmittelbare Bewußtsein täuschen könne, daß ein Urtheil, welches mir als allgemein und nothwendig vorkömmt, vielleicht nur durch eine zufällige individuelle Beschaffenheit meines Subjects bewirkt sei; so wie es dem Gelbsüchtigen nothwendig sei, Alles gelb zu sehen. Hier nun fängt die Philosophie *) an, und übernimmt gegen diesen Einwurf den Beweis, daß die Aussprüche des gemeinen Verstandes allerdings allgemeine und nothwendige Urtheile seien, und daß man sich von ihrer Allgemeinheit und Nothwendigkeit vollkommen überzeugen könne. Dies ist mithin die eigentliche Aufgabe der Philosophie, und folglich sind ihre Behauptungen den Aussprüchen des gemeinen Verstandes nicht nur nicht entgegengesetzt, sondern vielmehr mit diesen auf das gleiche Ziel gerichtet. Ein Widerstreit zwischen beiden, der das Ganze beträfe, ist also unmöglich, weil die Philosophie, welche die Allgemeingültigkeit der unmittelbaren Urtheile des gemeinen Verstandes gegen den Skepticismus zu erweisen sich vorgesetzt hat, in diesem Falle zum Skepticismus, den sie widerlegen wollte, ganz übertreten müßte. Mithin kann ein Widerstreit zwischen beiden nur dadurch statt finden, daß die Philosophie nur einen Theil der Aussprüche des gemeinen Verstandes in Schutz nähme, diesem dagegen den andern aufopfern wollte; und dies ist eigentlich der Fall, den wir vor Augen haben, indem wir die Forderung machen, daß die Resultate der Philosophie mit den Aussprüchen des gemeinen Verstandes übereinstimmen müssen. Da die Aussprüche des gemeinen Verstandes alle mit gleicher Nothwendigkeit und Allgemeinheit sich im Bewußtsein ankündigen, und kein anderer Grund eines Unterschiedes derselben angegeben werden kann, so müssen sie (wenn sich überhaupt dieses hohe Ansehen, das sie behaupten, gründlich erweisen läßt) auch alle gleichen Anspruch auf Gültigkeit haben, und in einer Philosophie auch alle beisammen bestehen. Eine Philosophie, welche diese Aussprüche nur dadurch zu rechtfertigen weiß, daß sie den einen Theil derselben dem andern unterordnet und den Verstand zwingen will, diese eine Hälfte, der andern zu gefallen, sich als ungültig als verkehrt und dergleichen vorzustellen, hat den Knoten nicht gelöst, sondern zerhauen, unserm Wissen nicht wissenschaftliche Einheit gegeben, sondern die verschiedenen Theile bloß gewaltsam in eine Rubrik zusammengedrängt, und folglich auf keine Weise geleistet, was sie geleistet zu haben vorgiebt oder sich einbildet.

Indem also die Philosophie es übernimmt, als ein für sich bestehendes Ganze die Allgemeingültigkeit unsers Wissens zu erweisen, muß sie in einer doppelten Rücksicht beurtheilt werden; erstens inwiefern sie ihren Beweis gegen die Zweifel des Skep-

*) Es versteht sich wohl von selbst, daß ich Philosophie nicht überhaupt dem Skepticismus entgegensetze, als sollte der letztere in der Reihe der Philosophieen (wo er gewiß nicht die letzte Stelle einnimmt) nicht gelten; sondern ich fasse unter jener allgemeinen Benennung den Dogmatismus und den Kriticismus zusammen.

ticismus befriedigend führt, und zweitens ob sie mit den Aussprüchen des gemeinen Verstandes übereinstimme, oder welches eben so viel heißt, ob nicht in irgend einer Art des Bewußtseins nothwendige und allgemeine Begriffe angetroffen werden, die sich mit den Resultaten derselben nicht vereinigen lassen. Wenn die Philosophie jene erstere Forderung nicht befriedigt, so hat sie schon an sich keinen Werth; wenn sie aber auch ein System aufstellen könnte, gegen welches der Skepticismus selbst nichts weiter einzuwenden wüßte, so würde gleichwohl der gemeine Verstand dieses System, wenn die Resultate desselben mit seinen unmittelbaren Urtheilen nicht durchaus übereinstimmten, nicht für gültig anerkennen, und seine Stimme dagegen mit Recht behaupten. Der Grund, worauf dieses Recht beruht, ist kein andrer als die unmittelbare Gültigkeit seiner Aussprüche, welche sich aus den Resultaten der kritischen Philosophie, wie nachher gezeigt werden soll, völlig befriedigend ergiebt.

Der Cirkel im Beweisen, von dem wir oben gesprochen haben, läßt sich nur dadurch heben, wenn sich die Allgemeingültigkeit jener Aussprüche des gemeinen Verstandes unmittelbar beweisen läßt; denn, alsdenn erst wenn die Allgemeingültigkeit derselben für sich ausgemacht ist, kann die Frage entstehen: ob diese Aussprüche, welche an sich unmittelbare Gewißheit haben, oder die Aussprüche der Philosophie, welche hier als ein für sich bestehendes Ganze betrachtet wird, das auch für sich unmittelbare Gewißheit hat, für gültig anerkannt werden sollen, im Fall beide im Widerstreit ständen? Dieser Beweis für die Allgemeingültigkeit der Aussprüche des gemeinen Verstandes läßt sich nämlich auf zweierlei Art führen: entweder unmittelbar, wenn sich zeigen läßt, daß die Urtheile, welche sich als nothwendig und allgemein in unserm Bewußtsein unmittelbar ankündigen, auch nothwendig und allgemein dafür angenommen werden müssen; oder mittelbar, wenn ein System aufgestellt würde, welches absolute Gewißheit für sich hätte, und jene Aussprüche mie demselben übereinstimmten.

Sowohl jenen unmittelbaren als diesen mittelbaren Beweis hat die Philosophie übernommen. Es fragt sich also: was hat sie auf die eine oder die andere Art bisher geleistet? wie weit kann sie mit dem unmittelbaren Beweise kommen? und was ist zu erwarten, wenn sie den mittelbaren Beweis wirklich apodiktisch führen könnte?

Wenn von der Allgemeingültigkeit der Aussprüche des gem. Verstandes in der Philosophie die Rede ist, so dringt sich allerdings die Popularphilosophie zu allererst auf, welche bei allen Gelegenheiten diese Aussprüche im Munde führte und sich auf dieselben als auf die letzte Instanz berief, gegen welche keine Einwendung weiter statt finde. Allein, von dieser Philosophie, die jene Aussprüche schlechthin für die letzten Gründe alles allgemeingültigen Wissens hält, die alle Versuche der Speculation, sich zu höhern Gründen zu erheben, leere müßige Grübelei nennt, und die Anstrengung des Geistes, das Ziel eines allgemeingültigen Wissens, das ihm in der Idee vorschwebt, zu erreichen, für ein bloßes Ueberschreiten seiner Grenzen erklärt, — von dieser Philosophie, die eigentlich gar keine Philosophie ist, kann hier, wo nach den Versuchen gefragt wird, welche die Philosophie gemacht habe, die Allgemeingültigkeit der Aussprüche des gemeinen Verstandes zu erweisen, durchaus nicht die Rede sein. Anstatt diese Gültigkeit zu erweisen, setzt sie dieselbe vielmehr schon als erwiesen oder vielmehr als eines Beweises gar nicht bedürftig und selbst als den Grund aller Beweise voraus, indem sie sich blos auf das unmittelbare Bewußtsein der Allgemeinheit und Nothwendigkeit derselben beruft, und als ihren Grundsatz, wo nicht ausdrücklich aufstellt, doch stillschweigend voraussetzt: was sich im Bewußtsein unmittelbar als allgemein und nothwendig ankündige, das müsse schlechthin für allgemeingültig gehalten werden. Allein eben diese Behauptung ist es, welche der Skepticismus in Anspruch nimmt, indem er beweist, daß dieses unmittelbare Bewußtsein nie gegen die Möglichkeit, eine bloße Täuschung zu sein, gesichert werden könne. Gegen diesen Einwurf jene Aussprüche des gemeinen Verstandes zu schützen, ist das eigentliche Problem, welches die Philosophie aufzulösen hat. Dieses Problem hat die Popularphilosophie entweder verkannt, und also gar nicht einmal geahnt, was die Philosophie eigentlich will; oder hat sie es wirklich gekannt, und um sich die Mühe des Auflösens zu ersparen, es ohne weiters für unauflösbar erklärt: so hat sie sich auf alle Weise ihres Ranges unter den Philosophiren verlustig gemacht, den sie nur dadurch sich hätte erhalten können, wenn sie wenigstens diese Unauflösbarkeit, welche sie blos bittweise annimmt, bündig erwiesen, und gezeigt hätte, daß die Aussprüche des gemeinen Verstandes, oder vielmehr das Gefühl des Allgemeinen und Nothwendigen, das ihnen zum Grunde liegt, schlechterdings die letzte Grenze des Wissens sei, über welche hinaus noch tiefere Blicke zu thun der menschliche Geist vergebens strebe.

Die Versuche, welche die Philosophie machen kann, die Allgemeingültigkeit der Urtheile und Begriffe, die sich in unserm Bewußtsein unmittelbar als allgemein und nothwendig ankündigen, unmittelbar zu erweisen, theilen sich in zwei Hauptarten. Der Beweis muß entweder objectiv, aus der Erfahrung a posteriori, oder subjectiv, aus dem, was aller Erfahrung vorhergeht, das ist a priori geführt werden. Diese erste dieser beiden möglichen Beweisarten war von dem ersten Anfang aller Philosophie an bis auf unser Zeitalter, seit so vielen Jahrtausenden, die einzige, die versucht worden ist, die unter den verschiedensten Modificationen der Hauptsache nach immer dieselbe blieb, und immer von neuem wiederholte. Es sollte nämlich gezeigt werden, daß der Grund der Allgemeinheit und Nothwendigkeit, welche sich in unsern Urtheilen offenbart, in den Gegenständen (sowohl der äußern als innern Erfahrung) liege, welche, als selbst unveränderlich und ihrer wesentlichen Beschaffenheit nach nothwendig, uns zu allen Zeiten eben so vorgestellt würden und eben so auch jedem Andern nothwendig vorkommen müßten. Man suchte also zu beweisen, daß diejenigen unsrer Begriffe und Urtheile, deren wir uns als nothwendig und allgemein bewußt sind, lediglich aus der Erfahrung durch Induction und Abstraction erzeugt werden. Auf diesem Wege hoffte man am allersichersten der Einwendung des Skepticismus zu begegnen, welcher die Allgemeinheit und Nothwendigkeit jener Begriffe und Urtheile blos aus dem Grunde in Zweifel zieht, weil es von ihnen als subjectiven Urtheilen nicht ausgemacht werden könne, ob sie nicht in einer blos subjectiven zufälligen Beschaffenheit eines Subjects gegründet seien. Wenn sich nun dagegen zeigen ließe, daß jene Begriffe und Urtheile durch die Gegenstände selbst objectiv bestimmt würden, von dem Eindruck abhingen, den diese Gegenstände auf uns machen, und von unsrer Willkür und subjectiven Ansicht ganz unabhängig wären: so wäre ausgemacht, daß das subjective Urtheil, durch objective Nothwendigkeit erzeugt, selbst objective Gültigkeit haben müsse. — Das Unbefriedigende und Unzulängliche dieser Art des Beweises hätte man schon daraus ersehen können, wenn man auf den Unterschied aufmerksamer gewesen wäre, der sich zwischen einem durch Abstraction gefundenen allgemeinen und einem absolut allgemeinen Begriff deutlich genug wahrnehmen läßt. Eine noch so lange fortgesetzte Abstraction führt doch niemals zu einem Begriff, von dem man durchaus und unbedingt behaupten könnte, daß er schlechthin nichts anders sein könne, wie wir es von den absolut allgemeinen Begriffen durchgehends behaupten. Allein, wenn man auch dieses, zwar charakterische aber doch nur empirische Merkmal eines Unterschiedes übersah, so konnten doch die evidenten Einwürfe des Skepticismus nicht übersehen werden. Der Skepticismus nämlich hat gegen diese Art des Beweises Einwendungen zu machen, welche sie als völlig untauglich und verwerflich darstellen. Fürs Erste müßte erst gezeigt werden, daß jene absolut allgemeinen Begriffe gar keinen andern Ursprung als durch Abstraction aus der Erfahrung haben können; wobei man vorzüglich auch den Umstand bedenken muß, daß es schwer zu begreifen wäre, wie ein allgemeiner Begriff aus einzelnen Begriffen (in deren keinem er selbst vorhanden ist) abstrahirt werden könne, wenn man nicht denselben (als Grundbegriff, der die Erfahrung leitet) in die Erfahrung selbst hineingelegt hätte. Fürs Zweite, wenn auch die Gegenstände der (äußern sowohl als innern) Erfahrung durch ihren Eindruck, den sie auf das vorstellende Subject machen, die Vorstellung bestimmten, so bleibt doch die Verschiedenheit der subjectiven Ansicht, welche das Urtheil anders modificiren kann, und der Einwurf des Skeptikers, daß die Verschiedenheit der Subjecte eine Verschiedenheit ihrer Begriffe und Urtheile von den gleichen Gegenständen nach sich ziehe, und daß es folglich immer ungewiß sei, ob das, was wir von dem Gegenstand urtheilen, überhaupt von ihm geurtheilt werden müsse, das heißt, daß unser Urtheil nicht nothwendig sei, — gilt also auch in diesem Falle. Fürs Dritte läßt sich aus einer noch so lange fortgesetzten Erfahrung dennoch keine absolute Allgemeinheit und Nothwendigkeit ableiten. Selbst nicht einmal eine logische Abstraction kann zu einer wahren Allgemeinheit eines Begriffes führen. Wenn ich in einer noch so großen Anzahl von Begriffen das gemeinschaftliche Merkmal x gefunden habe, so kann ich doch nicht wissen, ob nicht in einer andern Anzahl von Begriffen, die auch unter denselben Hauptbegriff gehören, die ich aber bei meiner Vergleichung nicht vor Augen gehabt habe, eine andere Modification liege, welche das gemeinschaftliche Merkmal $= z$ macht. Noch viel weniger also läßt sich erwarten, durch Vergleichung synthetischer Erfahrungssätze eine wahre Allgemeinheit und Nothwendigkeit eines allgemeineren Satzes zu finden; eben so wenig als man die Allgemeingültigkeit eines Urtheils daraus ableiten kann, daß man es, so weit man Erfahrung gemacht hat, allgemeingeltend befunden hat, indem Allgemeingültigkeit nicht nach Stimmenmehrheit, sondern nur nach absoluter Stimmeneinheit entschieden werden kann, und es auch immer unausgemacht bliebe, ob nicht Alle, deren Stimme wir darüber gehört haben, sich mit uns in gleichem Irrthum befänden und Andere also doch anders urtheilen müßten. Daraus erhellt einleuchtend genug, daß alle Bemühung, seine Begriffe durch Induction aus

der Erfahrung zur strengen Allgemeinheit und Nothwendigkeit zu erheben, schlechterdings fruchtlos sei, und daß mithin die Philosophie, welche das absolut Allgemeine und Nothwendige in unsern Urtheilen und Begriffen auf diesem Wege zu erklären sucht und wirklich zu erweisen glaubt, ihr Ziel nicht nur ganz und gar verfehle, sondern vielmehr dem Skepticismus selbst die Waffen in die Hände gebe, durch welche er ihr unüberwindlich wird. Ist es einmal als ausgemacht angenommen, — was die Philosophie durchgehends bei allen ihren Versuchen dieser Art, unter was immer für einer Gestalt sie auch auftreten mögen, als ausgemacht angenommen hat, — daß die absolut allgemeinen und nothwendigen Begriffe und Urtheile, durch wiederholte Erfahrung erzeugt, nur durch einen Inductionsbeweis als allgemein und nothwendig erwiesen werden können: so kann der Skeptiker eben daraus im Gegentheil völlig bündig beweisen, daß die Allgemeingültigkeit unsers gesammten Wissens unerweislich sei. Wenn die absolute Nothwendigkeit und Allgemeinheit, mit der sich ein Theil unsrer Begriffe und Urtheile im Bewußtsein ankündigt und Anspruch macht, a priori und ohne alle Ausnahme zu gelten, wirklich nur durch Induction aus der Erfahrung erzeugt würde, so muß der Dogmatiker (welcher selbst nicht in Abrede sein kann, daß eine noch so viel befassende Induction doch nie zu einer absoluten Allgemeinheit und Nothwendigkeit der Begriffe und Urtheile führen könne) auch zugestehen, daß sie eine bloße Täuschung sei, welche das, was in vielen Fällen gegolten hat, durch eine willkürliche Steigerung für das nimmt, was in allen Fällen gelten muß. Da nun die Philosophie (wie der Dogmatiker selbst zugiebt) für die absolute Allgemeinheit und Nothwendigkeit unsrer Begriffe und Urtheile durchaus keinen andern Beweis aufstellen kann, und der einzige, den sie aufstellt, das nicht erweist, was er zu erweisen hat, so ist der Skepticismus unwiderleglich und die Allgemeingültigkeit unsers Wissens den Einwürfen desselben ohne Rettung Preis gegeben. Es ist leicht einzusehen, daß der Skepticismus aus eben diesem Grunde alle Versuche dieser Art unbefriedigend finden mußte, und dem Dogmatismus auf allen Stufen, zu denen er sich erhoben hatte, evident nachweisen konnte, daß das Problem noch nicht gelöst sei. Dieses stetige Mißlingen aller versuchten Beweise diente dem Skepticismus selbst zum neuen Beweis für seine Behauptung, indem er, wenigstens mit eben so viel Recht als der Dogmatiker durch Induction absolute Allgemeinheit beweisen wollte, durch eine gleiche Induction aus allen jenen fruchtlosen Versuchen die Unmöglichkeit einer befriedigenden Auflösung des Problems beweisen konnte. Daß man demungeachtet so lange dabei beharrte, die Auflösung noch immer auf demselben Wege zu suchen, läßt sich blos daraus erklären, daß der Skepticismus selbst die Unmöglichkeit eines solchen Beweises nicht evident dargethan, sondern mehr nur aus dem bisherigen Mißlingen gefolgert hatte, mithin noch immer die ungegründete Hoffnung übrig blieb, durch einen neuen Versuch derselben Art glücklicher zu sein. Ist es aber, wie der Skepticismus in neuern Zeiten einleuchtend genug bewiesen hat, in der That unmöglich, den gesuchten Beweis auf diesem Wege zu finden, so muß entweder der Beweis noch auf einem andern Wege möglich sein, oder man muß die Behauptung des Skepticismus anerkennen und gestehn, daß die Allgemeingültigkeit unsers gesammten Wissens problematisch sei.

Die zweite oben genannte Hauptart, die Allgemeinheit und Nothwendigkeit unsrer Begriffe und Urtheile unmittelbar zu erweisen, verspricht einen solchen Beweis, indem sie unternimmt zu zeigen, daß die absolute Allgemeinheit und Nothwendigkeit in unsern Begriffen und Urtheilen in den nothwendigen Bedingungen des Subjects selbst gegründet sei. Wenn nämlich von einem Urtheil gezeigt werden könnte, daß das Subject als Subject seiner Natur nach nicht anders urtheilen könne, so würde allerdings die absolute Allgemeinheit und Nothwendigkeit desselben unmittelbar bewiesen sein. Der Grund, warum ich ein Urtheil, das sich als absolut allgemein und nothwendig in meinem Bewußtsein ankündigt, nicht mit apodiktischer Gewißheit unmittelbar für allgemein und nothwendig annehmen kann, liegt blos darin, weil ich nicht gewiß sein kann, ob nicht mein Urtheil bloß durch eine subjective Ansicht des Gegenstandes bestimmt und in einer blos zufälligen Beschaffenheit meines Subjects gegründet sei; weswegen ich ein solches Urtheil, des unmittelbaren Bewußtseins seiner Allgemeinheit und Nothwendigkeit unerachtet, doch nicht zum Voraus unbedingt jedem andern Subjecte ansinnen kann. Dagegen könnte ich von der absoluten Nothwendigkeit und Allgemeinheit eines solchen Urtheils vollkommen gewiß sein, wenn sich zeigen ließe, daß es in den nothwendigen Bedingungen des Subjects, ohne welche ein Subject nicht Subject sein könnte, gegründet sei; in welchem Fall ich auch ein solches Urtheil, dessen ich mir als nothwendig und allgemein unmittelbar bewußt bin, bei jedem andern Subjecte mit apodiktischer Gewißheit als nothwendig und allgemein voraussetzen könnte. Wenn es also möglich wäre, von den sämmtlichen Begriffen und Urtheilen, welche sich als absolut allgemein und nothwendig in unserm Bewußtsein unmittelbar ankündigen, zu zeigen, daß sie in den nothwendigen Bedingungen des Subjects überhaupt gegründet die ursprünglichen Gesetze des menschlichen Geistes selbst seien: so würden wir den Beweis ihrer absoluten Allgemeinheit und Nothwendigkeit befriedigend geführt und eben dadurch die Allgemeingültigkeit unsers Wissens gegen die Einwürfe des Skepticismus auf immer gerettet haben.

Auf diese Art wäre es also allerdings möglich, die absolute Allgemeinheit und Nothwendigkeit unsrer Urtheile und Begriffe befriedigend zu erweisen. Aber es fragt sich, ist ein solcher Beweis selbst möglich? Da die Philosophie diese Allgemeinheit und Nothwendigkeit aus den nothwendigen Bedingungen oder aus der ursprünglichen Beschaffenheit des Subjects selbst ableiten soll, so setzt dies voraus, daß sie von dieser ursprünglichen Beschaffenheit desselben eine bestimmte Einsicht habe. Da sie aber zu dieser Einsicht nicht unmittelbar, sondern nur durch einen Schluß aus dem, was uns von dem Subject mittelbar bekannt ist, gelangen kann; so muß vor allen Dingen dieser Schluß vollständig gerechtfertiget sein, durch den sie sich zu jener Einsicht in die ursprüngliche Beschaffenheit des Subjects überhaupt erhebt, welche sie als das Fundament aller ihrer Beweise gebraucht.

Das Bekannte in der Erfahrung, von welchem die Philosophie ausgeht, um auf das Unbekannte, was sie in dem Subjecte als vor aller Erfahrung vorhanden voraussetzt, zu schließen, ist nicht eine einzelne Wahrnehmung, sondern das allgemeinste Datum, das uns von dem Subjecte bekannt ist: daß überhaupt Erfahrung ist. Dieses allgemeine Hauptfactum setzt die Philosophie voraus, und stellt also die oberste Frage, die sie aufzulösen hat, so auf: Wie ist Erfahrung möglich? oder, was muß in dem Subjecte nothwendig vorausgesetzt werden, wenn demselben Erfahrung (eine Succession von Vorstellungen, die sich zu Einem Bewußtsein vereinigen) möglich sein soll? Die Philosophie kann also nicht a priori anfangen, und von einem a priori unmittelbar gewissen Satze, als etwas an sich Unbedingtem, in der Reihe der Bedingungen sogleich synthetisch abwärts gehen, um allem, was sie an diese Reihe anknüpfen kann, die gleiche unbedingte Gewißheit zu geben; sondern sie muß selbst erst von etwas Bedingtem in der Reihe der Bedingungen synthetisch aufwärts gehen, um die nothwendigen Bedingungen zu finden, von welchem aus sie alsdann erst zu einem Systeme abwärts fortschreiten kann, das Allgemeingültigkeit hat. Es kömmt also darauf an, ob die Philosophie auf dieser Seite des Weges, den sie zu gehen hat, um zur Einsicht dessen, was a priori ist (das heißt der nothwendigen Bedingungen des Subjects, oder der ursprünglichen Gesetze des menschlichen Geistes), zu gelangen, völlig allgemeingültig verfährt. Die Kritik der Vernunft hat dieses oberste Problem der Philosophie, die ursprünglichen Gesetze des menschlichen Geistes aufzustellen, durch einen Schluß von dem allgemeinen Hauptfactum, daß Erfahrung ist, als dem Bedingten, zu dem, was als nothwendige Bedingung desselben in dem Subject vorausgesetzt werden muß (das heißt, was a priori ist), gelöst. Die Gültigkeit dieses Schlusses hängt davon ab, daß sowohl das Bedingte, welches dem Schlusse zu Grunde liegt, als auch die Folgerung selbst allgemeingültig seien. In Rücksicht des Bedingten nun, von welchem die Kritik ausgegangen ist, um das, was a priori ist, aufzusuchen, ist die Gewißheit keinem Zweifel unterworfen. Die Thatsache „Erfahrung ist", welche die Grundlage der ganzen Kritik ausmacht, ist uns in jedem Moment des Bewußtseins gegenwärtig und kann also nicht wohl von jemand geläugnet werden. Als Thatsache ist sie eines weitern Beweises nicht fähig, aber, als eine alles Bewußtsein begleitende Thatsache, dessen auch nicht bedürftig. Der Skepticismus, der jeden Satz, von dem die Philosophie ausgehen mag, in Anspruch nimmt und Beweis dafür fordert, hat hier, wo eigentlich kein Satz, sondern ein unmittelbares Factum zu Grunde gelegt wird, — sobald er sich nur selbst versteht, — keine Einsprache zu thun. Von einer Thatsache kann man weiter keinen Beweis fordern, als den des unmittelbaren Bewußtseins; es ist sogar widersprechend, für etwas Historisches einen philosophischen Beweis zu verlangen; ein Factum kann man zwar im Bewußtsein nachweisen, aber ein philosophischer Beweis kann weder die Wirklichkeit noch die Nothwendigkeit desselben verbürgen. Hier bleibt dem Skepticismus keine Einwendung übrig; was sich nicht philosophisch beweisen läßt, das läßt sich auch nicht philosophisch bezweifeln, und der Skeptiker, der jenes Factum in Anspruch nehmen wollte, kann weiter nichts thun, als es geradezu abläugnen, und ist folglich, wenigstens in Rücksicht auf dieses Fundament der Philosophie, kein gefährlicher Gegner mehr. So ist die jedem Moment des Bewußtseins unmittelbar gegenwärtige Thatsache „daß Erfahrung ist", allerdings eine feste Grundlage, von welcher aus die Philosophie sichern Schrittes in der Reihe der Bedingungen aufwärts gehen kann. Mehrere von den neuern Vertheidigern der Kritik glaubten, um die Philosophie zur vollendeten Gewiß-

heit zu erheben, müsse man von einem höhern Standort aus beweisen, was die Kritik ohne Beweis vorausgesetzt habe: „daß Erfahrung ist". Sie ahnten also nicht, daß gerade diese Thatsache der einzige Standort ist, den die Philosophie finden kann; und indem sie sich zu einem sogenannten höhern Standort erheben wollten, fielen sie in die alten Untiefen zurück, wo ewige Zweifel des Skepticismus von allen Seiten den Boden unsicher machen. Von dieser Seite kann die Kritik ihrer Hülfe ganz entbehren, und wenn sie wirklich von jenem Factum aus, als dem Bedingten das ihr unmittelbar gegeben ist, zu den nothwendigen Bedingungen desselben bündig fortgeschlossen hat: so kann sie das, was sie gefunden hat, als Bedingungen, die a priori ausgemacht sind, gleichsam als den obersten Ring betrachten, der für sich hinreichend befestiget ist und an welchen sie die ganze Reihe ihrer Folgerungen mit Zuverläßigkeit anknüpfen kann.

Aber die eigentliche Schwierigkeit, welche hier zu lösen ist, betrifft eben diese zweite Frage: ist von dem Factum richtig geschlossen? sind die Bedingungen, welche die Kritik, um das Factum zu erklären, als nothwendig in dem Subjecte voraussetzt, wirklich die nothwendigen und einzigen Bedingungen jenes Factums? ist Erfahrung nur auf diese Art einzig möglich? Das, was die Philosophie als in dem Subjecte a priori vorhanden aufstellt, kann nur dann als allgemeingültig angesehen werden, wenn die Erklärung jenes Factums, als des Bedingten, von welchem aus sie schließt, nur auf die einzige Art möglich ist. Es ist bekannt, auf welche Art die Kritik das Problem aufgelöst hat. Daß diese Auflösung wenigstens nicht allgemeingeltend angenommen worden ist, beweisen vorzüglich die Einwürfe der neuern Skeptiker. Aber diese Einwürfe treffen nicht sowohl die Gültigkeit des Factums, das die Kritik zu Grunde legt, als vielmehr die Gültigkeit der Folgerung, welche sie daraus zieht. Von einem gegebenen Bedingten, sagen sie: nicht blos eine Bedingung überhaupt, sondern eine bestimmte Bedingung zu setzen, ist eine Synthesis, welche nicht darauf Anspruch machen kann, für sich als ausgemacht zu gelten, sondern Beweis verlangt; und dieser Haupteinwurf, welcher die Grundlage aller übrigen Zweifel der Skeptiker ist, kann allerdings nicht so schlechthin abgewiesen werden. Von dieser Seite also fordert die Kritik den Schutz ihrer Vertheidiger, und so lange die Gültigkeit ihres Verfahrens nicht gegen diesen Einwurf gerechtfertiget werden kann, so lange haben auch ihre Resultate bloß hypothetische Gültigkeit, und die ursprünglichen Gesetze des menschlichen Geistes, welche sie als die einzige und nothwendige Bedingung der Möglichkeit einer Erfahrung überhaupt aufstellt, und welche das, was a priori ist, ausmachen sollen, von welchem allein alle Allgemeinheit und Nothwendigkeit in unsern Begriffen und Urtheilen bündig abgeleitet werden könne, sind selbst noch problematisch. Es kömmt also alles darauf an, das Setzen der bestimmten Bedingung a priori zu einem a posteriori gegebenen Bedingten, als allgemeingültig zu erweisen. Was in dieser Rücksicht, theils die Vertheidiger der kritischen Philosophie bis jetzt geleistet haben theils überhaupt sich leisten lasse, dies ausführlicher zu zeigen, überschreitet die Grenzen der gegenwärtigen Untersuchung, welche nur die Möglichkeit der Hauptbeweisarten vorzulegen hat; es mag also hier hinreichend sein, die Hauptschwierigkeit, worauf es bei dieser Beweisart ankömmt, bestimmt angegeben zu haben.

Vorausgesetzt also, daß diese Beweisart für die Allgemeinheit und Nothwendigkeit unsrer Urtheile und Begriffe, welche die Kritik zuerst versucht hat, selbst allgemeingültig geführt werden könne: so würde durch sie die Allgemeingültigkeit der Aussprüche des gemeinen Verstandes erwiesen, inwiefern von ihnen gezeigt würde, daß sie in den nothwendigen Bedingungen des Subjects überhaupt unmittelbar gegründet, also, als in allen Subjecten nothwendig vorhanden, Aussprüche des gemeinen Verstandes im eigentlichsten Sinne des Wortes seien. Allerdings würden in diesem Falle von den Urtheilen, die sich als nothwendig und allgemein im Bewußtsein ankündigen, nur diejenigen für Aussprüche des gemeinen Verstandes gelten, die entweder unmittelbar oder durch eine bündige Ableitung mittelbar, als in den nothwendigen Bedingungen desselben überhaupt gegründet, erkannt würden. Diese würden alsdann, als eine eigne höhere Klasse, den Aussprüchen des gemeinen Verstandes in der gewöhnlichen Bedeutung des Wortes, — inwiefern man darunter überhaupt Urtheile versteht, deren Gültigkeit blos auf das Gefühl ihrer Allgemeinheit und Nothwendigkeit angenommen wird, — entgegengesetzt, und die Stimme eines solchen Ausspruchs aus der letztern allgemeine Klasse würde so lange kein Ansehen haben, bis dessen Rang in der höhern Klasse durch jene Deduction beglaubigt wäre.

Allein, von Aussprüchen des gemeinen Verstandes in dieser höhern Bedeutung des Wortes kann hier nicht die Rede sein; weil diese allerdings schon Philosophie voraussetzen, und, durch Philosophie selbst aufgestellt, Ansprüche gegen die Philosophie gar nicht haben könnten. Sondern, unter Aussprüchen des gemeinen Verstandes, von deren Ansprüchen an die Philosophie wir reden, verstehen wir allerdings jene allgemeine Klasse von Urtheilen, die sich unmittelbar als nothwendig und allgemein durch ein bloßes Gefühl im Bewußtsein ankündigen. Von diesen also behaupten wir, daß auf sie die Philosophie Rücksicht nehmen, und ihr Ansehen respectiren müsse. Wir stellen also die Aussprüche des gemeinen Verstandes überhaupt, inwieferne wir sie blos als Urtheile kennen, die sich mit einem Gefühl ihrer Allgemeinheit und Nothwendigkeit im Bewußtsein ankündigen, als ein gültiges Kriterium für die Allgemeingültigkeit unsers Wissens auf, und räumen ihnen den Anspruch ein, daß die Philosophie mit ihren Resultaten ihnen nicht widersprechen dürfe. Da schon zugestanden ist, daß das unmittelbare Gefühl der Allgemeinheit und Nothwendigkeit solcher Urtheile kein zuverlässiger Bürge für die Gültigkeit derselben sei, so fragt sich also: worauf soll sich der Anspruch gründen, den wir ihnen einräumen?

Es kömmt hier, wie wir schon oben gesagt haben, darauf an, diese Gültigkeit derselben unmittelbar zu erweisen. So lange man die Gültigkeit unsrer Urtheile überhaupt nur dadurch erweisen zu können glaubte, daß man sie, die von den Objecten durch wiederholte Wahrnehmung abgeleitet sein sollten, als mit den Objecten wirklich übereinstimmend zeigte: so lange konnte das blos subjective Gefühl ihrer Allgemeinheit und Nothwendigkeit allerdings kein Bürge ihrer Gültigkeit sein. Da dieses Gefühl der Allgemeinheit und Nothwendigkeit nichts anders sein konnte als ein dunkles Bewußtsein dessen, was der menschliche Geist aus seinen Wahrnehmungen durch Abstraction — ohne sich dieser Handlung durch eine eigne Reflexion bewußt zu sein (welches Letztere daraus erhellet, daß jene allgemeinen und nothwendigen Begriffe und Urtheile sich nie als gemacht und willkürlich, sondern immer als gegeben und unwillkürlich ankündigen) — nach und nach erzeugt hatte: so konnte auf dieses Gefühl nicht nur für sich, inwiefern es als undeutliches Bewußtsein leicht täuschen kann, sondern auch in Rücksicht auf jenes Resultat selbst, mit keiner Sicherheit gerechnet werden. Da diese Allgemeinheit und Nothwendigkeit unserer Begriffe und Urtheile durch Abstraction, also durch einen freien Gebrauch eines Vermögens im menschlichen Geiste, und zwar noch überdies ohne deutliches Bewußtsein dieses Akts der Selbstthätigkeit, erzeugt sein sollte: so war immer die Frage, da jeder freie Gebrauch eines Vermögens im Menschen einem möglichen Irrthum unterworfen bleibt, ob nicht auch bei dieser Abstraction ein Irrthum vorgegangen sei; und, da diese Abstraction als eine Handlung der Selbstthätigkeit angenommen wurde, die das Subject sich selbst unbewußt vorgenommen habe, so war man um so mehr berechtigt, diese Frage aufzuwerfen, woferne man nicht behaupten wollte, daß der Mensch durch eine Handlung der Selbstthätigkeit, die er, ohne sich derselben deutlich bewußt zu sein, vornimmt, zu einem richtigern Resultat gelange, als wo er sich der Handlung selbst durch Reflexion deutlich bewußt ist. So lange also, als dem Gefühl der Allgemeinheit und Nothwendigkeit unsrer Urtheile keine andre als diese Bedeutung zugeschrieben wurde, so lange konnte man auch den Urtheilen, die sich auf ein solches Gefühl gründeten, nicht mehr Gültigkeit einräumen, als denjenigen, welche die Philosophie durch eine mit deutlichem Bewußtsein ihrer Handlung vorgenommene Abstraction gefunden hatte. Allein, ganz anders verhält es sich, wenn der Grund aller strengen Allgemeinheit und Nothwendigkeit unsrer Urtheile in den ursprünglichen Gesetzen des menschlichen Geistes selbst zu suchen ist. Diese Gesetze sind nicht erst durch eine Handlung des Geistes, bei der ein Irrthum möglich wäre, erzeugt, sondern a priori im Subjecte vorhanden, folglich für sich selbst absolut gültig und der Grund aller Gültigkeit unsrer Urtheile; denn was die Philosophie a priori deducirt (das heißt als in den nothwendigen Bedingungen des Subjects oder den ursprünglichen Gesetzen des menschlichen Geistes unmittelbar gegründet zeigt), ist nicht darum einem möglichen Zweifel unterworfen, weil das, was a priori ist (die ursprünglichen Gesetze des menschlichen Geistes), an sich ungewiß wäre, sondern — wie oben gezeigt worden ist — nur darum, weil es ungewiß ist, ob das, was die Philosophie als die nothwendigen Bedingungen des Subjects aufstellt, wirklich die ursprünglichen Gesetze des menschlichen Geistes seien. Das Gefühl der Allgemeinheit und Nothwendigkeit eines Urtheils ist also hier wenigstens nur von einer Seite einem möglichen Irrthum ausgesetzt, inwiefern nämlich auch etwas, das nicht in den nothwendigen Bedingungen des Subjects gegründet ist, sich als nothwendig und allgemein in dem Bewußtsein ankündigen kann. Inwieferne aber jenes Gefühl der Allgemeinheit und Nothwendigkeit unsrer Urtheile nichts Anderes ist, als das unmittelbare Bewußtsein jener ursprünglichen Gesetze des Subjects, insoferne kömmt ihm eine völlig unzweifelhafte Gültigkeit zu. Die unmittelbare Ankündigung im Bewußtsein selbst giebt in diesem Falle, wo das, was angekündigt wird, für sich gültig ist, allerdings den Urtheilen eine größere Sicherheit, und einen Anspruch, im Fall eines Widerstreites mit den Resultaten, welche die Philosophie durch freie Reflexion aufstellt, die oberste Stimme zu behaupten;

indem das unmittelbare Bewußtsein jener ursprünglichen Gesetze nicht von einer Reflexion abhängt, sondern unwillkürlich ist, und folglich — weil Irrthum nur bei einem freien Gebrauche der Selbstthätigkeit stattfindet — keinem Irrthum unterworfen ist. Bei einem solchen unmittelbaren Bewußtsein der ursprünglichen Gesetze des menschlichen Geistes ist es das ganze Bewußtsein, welches handelt, während bei dem freien willkürlichen Auffassen derselben, welches durch die Philosophie geschieht, nur ein Theil des Bewußtseins beschäftigt ist; in dem letztern Falle ist es also weit leichter möglich, daß sie einseitig oder unvollständig aufgefaßt werden, als im erstern. Darauf gründet sich nun der Anspruch, der dem gemeinen Verstande eingeräumt werden soll, seine Stimme im Fall einer Collision mit der Philosophie als die höhere anzuerkennen. Diesen Anspruch deutlich einzusehen, ist nur dadurch möglich geworden, daß die Philosophie endlich diese zweite Beweisart der Allgemeinheit und Nothwendigkeit unsrer Urtheile, von der wir bisher gesprochen haben, versucht hat; und die Philosophie hat also, indem sie jenen Beweis auf einem andern Wege unternommen hat, zugleich die Data geliefert, aus welcher sich die Abhängigkeit ihrer eignen Aussprüche von den Aussprüchen des gemeinen Verstandes einleuchtend folgern läßt, und welche demnach zu der Behauptung berechtigen, daß die Aussprüche des gemeinen Verstandes als das oberste Kriterium aller Wahrheit und Gewißheit unsers Wissens anzusehen seien.

Aber dieses Gefühl der Allgemeinheit und Nothwendigkeit, worauf sich die Aussprüche des gemeinen Verstandes gründen, ist doch oft selbst trüglich; es giebt solche Urtheile und Begriffe, die sich eben so als allgemein und nothwendig im Bewußtsein ankündigen und von welchen sich gleichwohl zeigen läßt, daß sie blos einen zufälligen Grund haben. Zum Beweis können uns hier so manche aus den ersten Keimen unsrer Erziehung entsprungene Vorurtheile dienen. Wer, frühzeitig in gewisse positive Verhältnisse des bürgerlichen Lebens eingeengt, sich an gewisse Begriffe von Schicklichem und Unschicklichem nach dem Conventionellen gewöhnt hat; oder wer frühzeitig in den Lehren einer positiven Religion unterrichtet, mit gewissen Geheimnissen oder auch nur mit gewissen unverständlichen mysteriösen Worten Gefühle verbinden gelernt hat, die er, durch ihren künstlichen Zusammenhang mit ursprünglichen Gefühlen der reinen Religion getäuscht, mit diesen vermischt hat: bei dem kündigen sich solche unrichtige Urtheile mit eben dem Gefühl der Allgemeinheit und Nothwendigkeit an, als diejenigen, die in den nothwendigen Bedingungen des Subjects überhaupt gegründet sind. Da nun dieses Gefühl bald richtig bald unrichtig ist, und nach demselben ein bloßes Vorurtheil bei uns dieselbe Gewißheit haben kann, die ein richtiges Urtheil des gemeinen Verstandes hat; so laufen in den Aussprüchen des gemeinen Verstandes (wenn jenes Gefühl als das allgemeine Kennzeichen derselben angegeben wird) Urtheile und Vorurtheile unter einander, und wir müssen auch die letztern für richtige Urtheile gelten lassen, wenn wir jenen Aussprüchen überhaupt Allgemeingültigkeit zuerkennen. Wenn also nicht die Allgemeingültigkeit unsers gesammten Wissens zweifelhaft sein soll, so muß es doch noch ein anderes Kriterium geben, wornach sich jenes Gefühl als richtig vom unrichtigen, das wahre Urtheil vom Vorurtheil unterscheiden lasse. Wie dieses Kriterium zu finden sei, zeigt sich aus den Urtheilen selbst, denen ein solches unrichtiges Gefühl zu Grunde liegt. Die unmittelbare Gewißheit, die wir dergleichen Vorurtheilen zuerkennen, beruht blos auf der Täuschung, daß wir ein erkünsteltes Gefühl mit einem ursprünglichen verwechseln. Daß Entstehen jener unrichtigen Begriffe fällt entweder in die Zeiten, da wir noch nicht zur Reflexion über uns selbst erwacht sind, oder sie entstehen wenigstens, ohne daß wir uns der Erzeugung derselben bewußt werden. Mit einem Wort, wir finden sie in uns, nachdem wir anfangen über uns zu reflectiren, und da wir uns ihres Entstehens schlechterdings nicht bewußt sind, so betrachten wir sie als wirklich nicht entstanden, sondern als in unserm Gemüthe ursprünglich vorhanden; und da alles in unserm Gemüthe Vorhandne nicht blos mit unserer individuellen, sondern mit der menschlichen Natur überhaupt aufs innigste verwebt gedacht wird, so werden diese durch frühe Gewohnheit in uns erzeugten Gefühle für ursprünglich gehalten und den darauf gegründeten Urtheilen (welches die einzigen Vorurtheile im eigentlichsten Sinn des Wortes sind) eben so wie den auf ursprüngliche Gesetze unsers Geistes selbst gegründeten Urtheilen strenge Allgemeinheit und Nothwendigkeit zuerkannt. Der Schein der Gewißheit, den ein solches Vorurtheil hat, verschwindet in dem Augenblick, da der wirkliche Ursprung desselben in der Erfahrung nachgewiesen werden kann. Aber auch nicht eher kann man einen Menschen von einem solchen Vorurtheil zurückbringen, als bis man über das Gefühl, das den Begriff oder das Urtheil als allgemein und nothwendig vorstellt, hinausgeht, ihm die eigentliche Quelle desselben entweder in willkürlichen positiven Einrichtungen, oder in Resultaten einer unrichtigen Philosophie, die in den Volksglauben übergegangen sind, oder in andern zufälligen Umständen aufdeckt, und ihn dadurch überzeugt, daß es keineswegs auf eine ursprüngliche Anlage in ihm gegründet, sondern durch Gewöhnung, ihm selbst unbewußt, entstanden sei. Ehe man ihn nicht auf diesen Standpunkt bringen kann, wo es ihm alsdann möglich ist, gegen jene alte Gewohnheit selbst sein richtiges Gefühl geltend zu machen, einzusehen, daß die Meinung, der Gebrauch, die Sitte, oder was sonst es ist, das er durch frühe Gewöhnung in sich aufgenommen habe, selbst auf einem unrichtigen Räsonnement beruhe, und den Fehler des räsonnirenden Verstandes in jener ersten Quelle zu vertilgen: so lange ist es unmöglich, sein Vorurtheil vom Grunde aus zu heben; denn, wenn er auch zugeben muß, daß die Gründe, die er zur Vertheidigung desselben vorgebracht hat, völlig unhaltbar seien, daß er also nicht bewiesen habe, was er beweisen sollte, so bleibt er nichts desto weniger dabei, daß das Urtheil dennoch wahr sei, daß es ihm nur nicht gelungen sei, die eigentlich wahren Gründe dafür aufzufinden, und seine Ueberzeugung, die er auf jenes Gefühl der Nothwendigkeit und Allgemeinheit des Urtheils gebaut hat, ist unwandelbar. Der Grund, worauf die Ueberzeugung von einem solchen Vorurtheil beruht, liegt also eben darin, daß die empirischen Merkmale desselben mit denen eines wahren Urtheils a priori völlig übereinstimmen, daß wir uns dessen als eines gegebenen in dem Gemüthe unwillkürlich vorhandenen Urtheils oder Begriffes bewußt werden. Diese Uebereinstimmung selbst aber hat ihren Grund lediglich in der Aehnlichkeit, daß die Vorurtheile, eben darum weil wir uns ihres Entstehens nicht bewußt werden, nicht entstanden, sondern als ursprünglich in dem Gemüthe vorhanden zu sein den Anschein haben. Die wahren Urtheile und Begriffe a priori von den bloßen Vorurtheilen zu unterscheiden, ist mithin nur dadurch möglich, wenn man den Schein jener Aehnlichkeit auflösen, und dadurch die Täuschung vermeiden kann. Das einzige Kriterium, die Wahrheit eines Urtheils zu prüfen, besteht demnach darin, daß man angeben könne, ob es in der ursprünglichen Beschaffenheit des Subjects seinen Grund habe, oder nicht.

Da dies nun aber nicht anders geschehen kann, als durch Philosophie, so zeigt sich zuletzt doch, daß wir ohne Philosophie nicht zur völligen Gewißheit von der Allgemeingültigkeit unsers Wissens gelangen, mithin die Aussprüche des gemeinen Verstandes nicht als das einzige Kriterium aller Wahrheit gelten lassen können. Der Anspruch, den der gemeine Verstand an die Philosophie zu machen hat, als oberstes Kriterium aller Wahrheit und Gewißheit unsers Wissens zu gelten, muß also noch näher bestimmt werden. Die unmittelbare Gewißheit, welche die Aussprüche des gemeinen Verstandes für sich haben, besteht zwar auch ohne alle Beweise der Philosophie; ein Urtheil, dessen wir uns als allgemein und nothwendig unmittelbar bewußt sind, wird deshalb nicht für grundlos angesehen, wenn die Philosophie noch keinen Beweis dafür aufgestellt hat, oder auch alle Versuche, dasselbe zu beweisen, mißlungen wären. Inwiefern also die Einwürfe des Skepticismus nur die Beweise der Philosophie betreffen und die Unzulänglichkeit derselben aufdecken, insofern ist die Allgemeingültigkeit unsers Wissens durch sie gar nicht gefährdet; der gemeine Verstand behauptet seine Aussprüche unveränderlich und erwartet, eben darum weil er von der Gültigkeit derselben unmittelbar gewiß ist, daß auch die Philosophie den wahren Grund dieser Gewißheit mit der Zeit noch entdecken werde. Ueberhaupt ist das eigentliche Fundament unsrer Ueberzeugung von der Gültigkeit eines Urtheils jenes Gefühl (unmittelbare Bewußtsein) der Nothwendigkeit und Allgemeinheit desselben; so daß wir selbst dann, wenn die Philosophie auch die Gültigkeit eines Urtheils beweist, unsre Ueberzeugung von dieser Gültigkeit doch nicht auf jenen Beweis gründen, sondern diesen Beweis nur als eine Beglaubigung ansehen, jenem Gefühl um so zuversichtlicher trauen zu können. Allein, demunerachtet ist uns die Philosophie zur vollständigen Gewißheit von der Allgemeingültigkeit unsers Wissens deshalb unentbehrlich, weil wir bei keinem einzigen Urtheile sicher sind, daß das Gefühl der Allgemeinheit und Nothwendigkeit desselben, worauf wir die Ueberzeugung von dessen Gültigkeit bauen, nicht eine bloße Täuschung sei. Diese Beglaubigung des Gefühls muß also nothwendig geschehen; es muß durch die Philosophie gezeigt werden, daß die Urtheile wirklich a priori in den Gesetzen des menschlichen Geistes gegründet seien; und so lange die Philosophie dies nicht leisten kann, so lange bleibt auch die Allgemeingültigkeit unsers Wissens problematisch. Mithin wird man allerdings von den Aussprüchen des gemeinen Verstandes wieder an die Philosophie verwiesen, und muß gestehen, daß nur dann, wenn die Philosophie ihre Beweise allgemeingültig und vollständig führen kann, die völlige Ueberzeugung von der Allgemeingültigkeit unsers Wissens stattfinde. Der gemeine Verstand kann demnach nicht Anspruch machen, als einziges Kriterium der Wahrheit positiv zu gelten; vielmehr bedürfen seine Aussprüche die Bestätigung der Philosophie, welche also selbst das positive Kriterium ist, von dem die Entscheidung über Allgemeingültigkeit unsers Wissens abhängt. Dagegen aber hat der gemeine Verstand als negatives Kriterium gleichwohl die

oberste Stimme, und muß als solches von der Philosophie respectirt werden. Seine Aussprüche, durch welche sich die in dem Bewußtsein ursprünglich vorhandnen Gesetze unmittelbar ankündigen, haben Anspruch auf die höchste Gültigkeit. Das Gefühl der absoluten Allgemeinheit und Nothwendigkeit derselben, durch welches sich die in den ursprünglichen Anlagen des menschlichen Geistes vorhandnen Grundsätze und Grundbegriffe rein und unentstellt ankündigen, kann durch keine Philosophie aufgehoben werden; ihm darf auch keine widersprechen. Die schwere Aufgabe, welche die Philosophie zu lösen hat, besteht darin, die verschiednen entgegengesetzten Arten des Bewußtseins in Einem System des Wissens zu vereinigen, und sie zu erklären, ohne die eine der andern aufzuopfern oder, was eben soviel wäre, die Einheit des Subjects aufzuheben. Eine Philosophie, die das Gefühl unsrer Abhängigkeit z. B. nur dadurch consequent zu erklären weiß, daß sie alles der allgemeinen Nothwendigkeit der Naturgesetze unterwirft und unsre Freiheit, welche sich durch ein nicht weniger lebendiges Gefühl im Bewußtsein ankündigt, als jenem allgemeinen Gesetze widersprechend für eine bloße Chimäre erklärt und dem gemeinen Verstande vorschreibt, sich dieser falschen Vorstellung gänzlich zu entschlagen; oder auch umgekehrt, eine Philosophie, die das Bewußtsein unsrer Unabhängigkeit nur dadurch begreiflich zu machen und ohne Widerspruch zu denken vermag, daß sie das in jedem Moment des Bewußtseins uns so unwiderstehlich aufgedrungene Gefühl unsrer Abhängigkeit für bloße Täuschung erklärt, indem sie eine absolute Selbstthätigkeit, in welcher und durch welche alles, was ist, besteht, uns zuschreibt, und verlangt, daß wir uns gewöhnen sollen, alles, was uns als gegeben von uns unabhängig und unwillkürlich in allen Sphären des Bewußtseins vorkommt, uns als durch unsre Selbstthätigkeit hervorgebracht von uns abhängig und willkürlich vorzustellen: eine dieser Philosophien so wenig als die andre hat die eigentliche Aufgabe der Philosophie gelöst; durch keine von beiden ist das Interesse der Speculation befriedigt, und es ist selbst nur eine Täuschung, wenn der philosophirende Verstand sich bei einer solchen bloß scheinbaren Einheit des Wissens beruhigt. — Sollten wir auch wirklich nur dadurch in der Wahrheit bestehen können, daß wir durch eine anhaltende Anstrengung der Reflexion uns beständig das Gegentheil von dem vorstellten, was in unsrer Vorstellung unmittelbar liegt? — Eine Philosophie, welche das Interesse der speculativen Vernunft befriedigen und das aufgegebene Problem wirklich lösen soll, muß also die entgegengesetzten Arten des Bewußtseins vereinigen, ohne der einen um der andern willen Gewalt anzuthun. Es steht folglich als Resultat der bisherigen Untersuchung fest: Was sich in allen Sphären des Bewußtseins als absolut allgemein und nothwendig ankündigt, dem darf die Philosophie nicht widersprechen, wenn sie selbst als gültig anerkannt werden soll.

Auf diese Art lassen sich die Ansprüche des gemeinen Verstandes an die Philosophie negativ bestimmen. Was die Philosophie zu leisten hat, um seinen Aussprüchen Allgemeingültigkeit zu sichern, das kann man zu den positiven Forderungen zählen, die er an die Philosophie zu machen hat. Wieferne die Philosophie diesen Forderungen entspreche, und wie viel sie zu leisten habe, um ihnen zu entsprechen, haben wir schon zum Theil oben erklärt. Wir haben nur noch Weniges über den mittelbaren Beweis für die Allgemeingültigkeit der Aussprüche des gemeinen Verstandes, den wir auch oben angeführt haben, hinzuzusetzen.

Die Aussprüche des gemeinen Verstandes, welche ihre Allgemeingültigkeit für sich nicht behaupten können, würden als allgemeingültig bestätigt werden, wenn es ein System gäbe, welches, auf einen Satz gegründet, der absolute Gewißheit hätte, unser sämmtlichts Wissen umfaßte und demselben auf diese Art Allgemeingültigkeit sicherte. Der Inhalt eines solchen Systems würde absolute Gewißheit für sich haben, und was mit demselben übereinstimmte, müßte ebenfalls für gewiß erkannt werden. Wenn also die Philosophie leisten kann, was sie zu leisten verspricht, wenn sie wirklich eine solche Wissenschaft ist, die, von einem Satze ausgehend, der selbst absolute Gewißheit hat, das ganze menschliche Wissen umfaßt und ihm durch einen bündigen durchgängigen Zusammenhang mit jenem absolut gewissen Satze, durchaus gleiche absolute Gewißheit ertheilt, so hat sie auf ihrem Wege, indem sie für ihre eigne Vollendung arbeitet, zugleich mittelbar das gesuchte Kriterium aufgestellt, durch welches wir uns von der Allgemeingültigkeit der Aussprüche des gemeinen Verstandes überzeugen können, indem wir sie mit jenen absolut gewissen Aussprüchen der Philosophie vergleichen, und, je nachdem sie damit übereinstimmen oder nicht, ihre eigne Gültigkeit bestimmen können. Es kömmt also hier alles darauf an, wieferne die Philosophie ihre eigne Gewißheit feststellen kann; welches lediglich von dem Satze abhängt, auf den sie Alles baut. — Ein Urtheil ist bewiesen, wenn ich die Allgemeingültigkeit desselben, die man unmittelbar in Anspruch genommen hat, mittelbar aus der Allgemeingültigkeit eines andern Urtheils ableite. Nach dieser Methode verfährt man auch im gemeinen Leben beim Beweisen seiner Sätze. Man beweist eine Behauptung, die jemand in Anspruch genommen hat, wenn man sie durch eine bündige Reihe von Schlüssen mit einem Satze, den der Gegner gelten läßt und der also wenigstens zwischen ihnen beiden als allgemeingültig anerkannt wird, in einer nothwendigen Verbindung zeigt; indem man entweder den zugestandenen Satz vorausschickt und die in Anspruch genommene Behauptung als in ihm enthalten nachweist, oder von dem Gegentheil des in Anspruch genommenen Satzes durch eine Schlußreihe abwärts auf einen Satz führt, dessen Gegentheil der Gegner selbst einräumt; in welchem Falle er gestehen muß, daß er ad absurdum geführt sei. Ein solcher Beweis kann seiner Natur nach nicht weiter reichen, als die Gültigkeit des Satzes, der ihm zu Grunde liegt, und wenn ein solcher zum Beweise angenommener Satz als allgemeingültig nur vorausgesetzt wird, so ist die Gewißheit aller davon abgeleiteten Sätze doch nur bittweise und also nur so lange geltend, als nicht er selbst in Anspruch genommen wird. Wenn also die Philosophie als Wissenschaft Allgemeingültigkeit unsers Wissens dadurch begründen will, daß sie den gesammten Umfang desselben mit einem einzigen Satze verknüpft, der allen Theilen des ganzen Systems die gleiche Gewißheit mittheilen soll, so darf dieser Satz den sie als Grundsatz aufstellt, nicht selbst blos postulirt werden, welches dem System nur eine bedingte Gewißheit gäbe, sondern er muß absolute Gewißheit haben, schlechthin und unbedingt gewiß sein.

Es ist allerdings nicht zu läugnen, wenn die Philosophie, von einem solchen Satze ausgehend, alles menschliche Wissen umfaßt und ein System bildet, worin alle Theile durch den Grundsatz zusammenhängend gleiche Gewißheit und Nothwendigkeit haben, so kann 1) kein Satz in dem menschlichen Wissen wahr sein, der einem Satze dieses Systems widerspricht, und 2) sind alle Sätze des menschlichen Wissens nur darum und nur insoferne wahr, als sie Theile jenes Systems oder Folgen jenes Grundsatzes sind. Wenn also auch ein Satz des Systems sich zugleich einem Ausspruch des gemeinen Verstandes gemäß noch so sehr als richtig ankündigte, so kann er doch nicht darum für richtig angenommen werden, weil er sich mit einem solchen entschiednen Gefühl seiner Gültigkeit ankündigt (denn jenes Gefühl könnte auch eine bloße Täuschung sein), sondern lediglich deshalb, weil er in dem System enthalten ist, von dem alle Gewißheit allein ausgehen kann, und außer welchem nichts gewiß ist, wo alles, mit dem Grundsatz (der in sich gewiß ist) zusammenhängend, mit ihm gleiche Gewißheit hat, wo keine Täuschung möglich ist. Und umgekehrt, wenn ein Satz, der in dem System als Folgerung aus dem Grundsatze aufgestellt ist, auch noch so sehr dem gemeinen Verstand widerspräche allen natürlichen Gefühlen zuwider wäre, so benimmt dies seiner Gültigkeit nicht das Geringste, und es wird dem Verstande aufgegeben, dem Gefühl durch Reflexion die bisherige unrichtige Vorstellung zu benehmen und ihm nach und nach die entgegengesetzte richtige aufzubringen. In diesem Falle würde also den Aussprüchen des gemeinen Verstandes auch nicht einmal eine negative Stimme zugestanden.

Allein es fragt sich erst, ob es auch einen solchen schlechthin unbedingt gewissen Satz gebe, der als Grundsatz unsers gesammten Wissens aufgestellt werden könnte. Ein analytischer Satz (er mag nun entweder nur ein im Subject enthaltenes Merkmal, oder auch das ganze Subject als Prädicat setzen — ein identischer Satz sein —) kann dazu nicht gebraucht werden. Er würde zwar allerdings die erforderliche Eigenschaft der apodiktischen Gewißheit haben, aber es läßt sich aus einem solchen Satze nichts weiter ableiten und am allerwenigsten irgend eine gemachte Synthesis rechtfertigen, welches doch den Hauptpunkt ausmacht, um den es in der philosophischen Erkenntniß gerade allein zu thun ist. Ein synthetischer Satz aber kann auch nicht dazu gebraucht werden. Ist es ein synthetischer Satz a posteriori, so hat er keine Allgemeinheit und Nothwendigkeit. Ein synthetischer Satz a priori würde zwar diese Eigenschaften haben; allein da die Philosophie selbst, wie wir oben gesehen haben, erst das, was a priori ist, bestimmen muß, und dieses Bestimmen nur durch eine Synthesis geschehen kann, die auch einen Beweis forderte, der selbst wieder eine Synthesis sein müßte und folglich abermals einen neuen Beweis voraussetzte: so kann auch hier kein Satz aufgestellt werden, der schlechthin gewiß ist. Es ist also in dem ganzen Umfange unsers gesammten Wissens kein Satz zu finden, der die erforderliche apodiktische unbedingte Gewißheit hätte, um ein solches System unsers Wissens darauf zu gründen, das in allen seinen Theilen vollendet, dem Grundsatz selbst gleich, völlig unzweifelhaft und unwidersprechlich gewiß wäre.

Ob sich dieser Mangel der apodiktischen Gewißheit dadurch ersetzen lasse, daß man aus einem solchen Satze das System des gesammten Wissens ableitet, den man einstweilen als Satz postulirt und durch den Erfolg selbst — indem man zeigt, daß das

aus ihm abgeleitete System ein Ganzes ausmache, in welchem als dem Mittelpunkt alle Radien des Cirkels zusammenlaufen — als Grundsatz erweist, d. h. ob die bloße Form der Philosophie als Wissenschaft die gesuchte apodiktische Gewißheit unsers Wissens begründen könne: darüber werden wir uns bei einer andern Gelegenheit umständlicher erklären.

Gottfried von Nifen, s. Minnesinger.

Herr Nithard, s. Minnesinger.

Herr Niuniu, s. Minnesinger.

Der Kohl von Niuffen, s. Minnesinger.

Georg Friedrich Nöldeke

ward im März 1764 zu Hermannshausen im Lüneburgischen geboren, studirte zu Lüneburg und Göttingen Philosophie und Theologie und kam, nachdem er eine Zeitlang als Hauslehrer an verschiedenen Orten gelebt hatte, als Führer und Lehrer an die Ritterakademie nach Lüneburg. Von hier wurde er 1793 als Prediger nach Essenrode, dann als Superintendent nach Clötze und endlich in gleicher Eigenschaft nach Kirchweihe in der Grafschaft Hoya versetzt.

Die litterarische Welt kennt ihn durch:

Gedichte. Braunschweig 1802, 8.
Neuere Gedichte. Salzwedel 1815, 8.
Christlich-religiöse Gedichte, zur kirchlichen oder häuslichen Erbauung. Frankfurt 1822, 8.

Tiefes Gefühl, Phantasie und treffliche Behandlung der Sprache und Form zeichnen seine sämmtlichen Gedichte vor Allem aber seine religiösen Lieder sehr vortheilhaft aus.

Jonathan Ludwig Lebrecht Nöller

ward am 7. März 1773 zu Weißenfels geboren, studirte zu Leipzig die Rechte und ließ sich hierauf als Advocat in Dresden nieder, von wo er als Justizcommissar nach Spremberg in die Niederlausitz kam.

Unter dem erdichteten Namen „Thomann" gab er heraus:

Sieben Uebereilungen. Pirna 1800; neue Ausgabe Dresden 1808, 8., mit 1 Titelk.
Milesische Märchen. Leipzig 1803, 2 Bde., 8.
Historietten. Ebendas. 1803, 11 Thle., 8.
Archambaud. Dresden 1805, 8.
Gedichte. Ebendas. 1805, 8.
Der schwarze Kater. Ebendas. 1805, 8.
Dunois. Aus dem Französischen. Ebendas. 1805, 2 Thle., 8.; neue Ausg. 1812.
Ausstellungen. Merseburg 1812.

N. ahmte mit Talent und Gewandtheit französische Vorbilder nach in seinen zu ihrer Zeit gern gelesenen Schriften.

Johann Heinrich Christian Nonne

ward am 26. August 1785 zu Lippstadt im Lippe-Detmoldischen geboren, studirte Philosophie und Theologie und wurde 1808 zu Hünke im Klevschen als Prediger angestellt, von wo er in gleicher Eigenschaft nach Schweim in der Grafschaft Mark berufen wurde.

Er schrieb:

Poetische Spaziergänge. Duisburg 1808, 8.
Vermischte Gedichte und Parabeln. Essen 1815, 8.
Der Jahresschluß. Schweim 1818.

Zartheit, tiefe Empfindung und Anmuth in Sprache und Form geben seinen Poesieen wirklichen Werth. Am glücklichsten ist er in der Parabel.

Heinrich von Nördlingen, s. Meistersänger.

Gerhard Philipp Heinrich Norrmann

ward am 24. Februar 1753 zu Hamburg geboren, widmete sich nach absolvirten Schulstudien den praktischen Wissenschaften, besonders der Geschichte und wurde dann Lehrer und Aufseher bei der vaterstädtischen Handelsschule, 1782 aber Subconrector am Johanneum zu Hamburg. 1789 kam er als ordentlicher Professor der Geographie und Geschichte nach Rostock, wurde dort zum mecklenburgschwerinschen Hofrath und Doctor der Philosophie ernannt und starb daselbst am 13. Januar 1837.

Er gab heraus:

Kurze Geschichte der ältern deutschen Nationalverfassung. Hamburg 1782.

Geographisches und historisches Handbuch der Länder-, Völker- und Staatenkunde. Ebendas. 1785—98, 10 Thle., in 2 Bdn.

Geographisch-historische Uebersicht sämmtlicher holländischer Besitzungen in Ost- und Westindien. Ebendas. 1796.

Vollständiges Wörterbuch der Producten- und Waarenkunde. Ebendas. 1805 ff., 2 Thle.

Ein sehr fleißiger und gründlicher Statistiker, der die ursprüngliche Trockenheit der von ihm behandelten Gegenstände durch gute Darstellung und Hinweisung auf historische Interessen trefflich zu beleben verstand.

Johann August Nösselt

ward am 2. Mai 1734 zu Halle geboren, erhielt seine erste Bildung auf dem dortigen Waisenhause und studirte dann daselbst Theologie von 1751 bis 1755. Er machte darauf eine Reise durch Deutschland, die Schweiz und Frankreich und habilitirte sich nach seiner Rückkehr 1757 als Privatdocent zu Halle, wo er 1764 ordentlicher Professor der Theologie und 1779 Director des theologischen Seminars ward. Er starb daselbst als Senior der Universität und k. preußischer Geheimerath am 11. März 1807.

Außer vielen Programmen und andern kleinen Schriften erschien von ihm:

Anweisung zur Bildung angehender Theologen. Halle 1786—89, 3 Thle.; 3. Aufl. besorgt von Niemeyer. Halle 1818—19.

Anweisung zur Kenntniß der besten theologischen Bücher. Leipzig 1779; 4. A. 1799.

Ueber die Erziehung zur Religion. Halle 1775.

Kurze Anweisung für unstudirte Christen. u. s. w. Halle 1773.

Vertheidigung der Wahrheit und Göttlichkeit der christlichen Religion. Halle 1766; 5. Ausg. 1784.

Ueber den Werth der Moral, der Tugend und der späten Besserung. Halle 1777; n. A. 1783.

Zuschrift an die Studirenden, über die allgemeine Nothwendigkeit, die Religion zu untersuchen. Halle 1768.

Gründliche Gelehrsamkeit, treffliche Methode, Klarheit und Deutlichkeit verleihen seinen Schriften einen hohen Werth; noch segensreicher wirkte er aber als akademischer Docent durch Lehre und Beispiel auf seine Zuhörer, namentlich zu einer Zeit, wo es galt, sich gegen höhere Eingriffe in Glaubens- und Gewissensfreiheit sicher zu stellen.

Vgl. Niemeyer, Leben, Charakter und Verdienste Nösselt's. Halle 1809, 2 Thle.

Gottlob Adolf Ernst von Nostitz und Jänkendorf

ward am 21. April 1765 auf dem väterlichen Gute See in der Oberlausitz geboren und erhielt nach dem frühen Tode seines Vaters von seiner Mutter eine treffliche, ganz auf die Entwicklung seiner Talente berechnete Erziehung. Noch nicht 16 Jahre alt studirte er zu Leipzig die Rechte und die Staatswissenschaften und erprobte nebenbei im freundschaftlichen Kreise sein Talent für die Poesie und die schönen Künste, worauf er als Finanzrath in den Staatsdienst trat. Kränklichkeit, die Verwaltung seiner Güter und Vorliebe für sein eigentliches Vaterland, die Lausitz, zogen ihn aber bald aus der Hauptstadt Sachsens dorthin zurück, wo er zuerst als Landesältester des budissiner Kreises, dann als Oberamtshauptmann der ganzen Provinz und seit 1795 als Präsident der oberlausitzer Gesellschaft der Wissenschaften zu Görlitz durch Wort und That mancherlei Gutes und Dankenswerthes zur Ausführung brachte. Sein öffentliches Wirken versüßte indessen noch die fortwährende Beschäftigung mit den Musen, besonders mit der Dichtkunst und der Musik. 1806 wurde er zum Oberconsistorialpräsident und Mitglied der Revisionscommission der Verfassung der Universität Leipzig ernannt und bald darauf als wirklicher Conferenzminister zu dem geheimen Staatsrath des Königs gezogen. Als solcher wirkte er bei den Ausgleichungen der Kriegsentschädigungen und 1821 bei Einführung des neuen Strafgesetzbuchs für das Heer mit, besorgte die oberste Leitung der für alle Zucht-, Armen- und Waisenhausanstalten des Landes niedergesetzten Armencommission und half die Irrenheilanstalt auf dem Sonnenstein, 1824 in Braunsdorf eine Landeswaisenanstalt und die Freischule in Dresden mit begründen oder zweckmäßig einrichten. Nachdem er 1822 eine Reise durch Süddeutschland, die Schweiz, Oberitalien, Kärnthen und Ungarn gemacht und an der Begründung der neuen constitutionellen Verfassung für Sachsen thätigen Antheil genommen hatte, wurde ihm mit Beibehaltung seines vorigen Titels und Ranges als geheimer Conferenzminister und Ordenskanzler in dem neubegründeten Staatsrath die erste Stelle übertragen. Als er am 21. April 1835 sein Jubiläum feierte, zeichnete die philosophische Facultät zu Leipzig ihn durch Ueberreichung des Ehrendiploms eines Doctors der Philosophie anerkennend aus. Er starb am 15. October 1836 auf seinem Gute Oppach.

Seine litterarischen Erzeugnisse, welche er unter dem Namen: „Arthur von Nordstern" veröffentlichte, sind:

Preis der Dichtkunst. Leipzig 1793.

Versuch über das Armenwesen in Dörfern. Görlitz 1801.

Gesänge der Weisheit, Tugend und Freude. Dresden 1802, 8.

Griechische und römische Mythen. Ebendas. 1802—1804, 6 Bde.

Valeria. Nach Florian. Ebendas. 1803.

Romanzen mit Musik. Leipzig 180*, 4.

Liederkreis für Freimaurer. Dresden 1815 — 28, 2 Bde.

Gemmen. Leipzig 1817; 2. Ausg. 1818, gr. 8., mit Vig.

Sinnbilder der Christen. Dresden 1818, gr. 4., mit 21 Holzschnitten.

Irene. 5 Gesänge. Ebendas. 1819, 8.

Kreis sächsischer Ahnfrauen. Dresden 1819.

Der Gjaour von Byron. Ebendas. 1820.

Erinnerungsblätter eines Reisenden im Spätsommer 1822. Leipzig 1824, 8.

Anregungen für Herz und Leben. Leipzig 1825—1826, 2 Thle., 8.

Neunmaldrei Ansiedelungserfordernisse. Dresden 1826, gr. 4., mit Steindrucktafel.

Beschreibung der Heil- und Verpflegungsanstalt Sonnenstein. Dresden 1829, 3 Bde.

Blicke der Vernunft in das Jenseits. Ebendas. 1833, gr. 8.

Georg. Roman, nach zwölf gegebenen Worten. Leipzig, Joachim, o. J. (Ohne Vorwissen des Verfassers.)

Phantasie, Gedankenreichthum, Adel der Gesinnung und seltene Gewandtheit in Behandlung der Sprache und Form, welche er vorzüglich in seinen Nachbildungen ausländischer Dichter beurkundete, haben diesem trefflichen

Staatsmanne einen sehr ehrenvollen Rang unter den deutschen Dichtern erworben.

Aus „Irene" von Arthur vom Nordstern.

Dritter Gesang.

1.

Der Tag begann, doch schwerer Nebel drückte,
den Luftkreis, nicht von Wettern abgekühlt.
Im Aetna, den das Auge fern erblickte,
schien innre Glut verdoppelt aufgewühlt;
der Blitz, der oft im Hintergrunde zückte,
die Flut der See, die diese Bucht umspült,
und leises Tosen, wie von Wirbelwinden,
schien nah ein großes Schauspiel anzukünden.

2.

Nicht achtend diese ahnungsvolle Scene
wallt dort am Ufer, mit umwölktem Sinn,
der alte Fischer, und ihm folgt Irene
zum Felsen, wo sie gestern weilten, hin.
Von Angelo erzählt er, der die Lehne,
— der Castrioten Erbtheil und Gewinn
für schweren Dienst, dem Ahnherrn einst geleistet —
zu reißen von Neapel sich erdreistet.

3.

„Beschlossen war nach reifer Ueberlegung,"
so hub der Greis jetzt zu Irenen an,
„die Unternehmung; jede stärkre Regung
des Heldenmuths wird nach erwog'nem Plan
geheim gelenkt, bemerkbar die Bewegung
nur denen, die das Ganze übersahn.
So scheint das Meer zu ruhn in glatten Flächen,
wenn tiefer sich im Grund die Wogen brechen!

4.

Verzagtheit ziemt nur Knechten oder Feigen!
Muth adelt Männer! Doch der Muth allein
gnügt nicht, wo Laurer ihrer Höll' entsteigen,
List und Verrath mit Gift und Dolchen dräun.
Geheimniß, Vorsicht, Klugheit, strenges Schweigen
sie gründeten den rühmlichen Verein
für Recht der Unterdrückten, fest versiegelt
durch Schwur, durch weise Leitung streng gezügelt.

5.

Ob auch der Argwohn jeden unsrer Tritte
umspäht, der Trug verkappt dem Bunde naht,
doch eilen wir dem Ziel mit regem Schritte
entgegen, im Bewußtsein edler That.
Drei Männer wählt aus seiner Treusten Mitte,
San Angelo, und ihrem bessern Rath,
dem Eifer, Alles für den Zweck zu wagen,
wird dieses Plans Vollziehung übertragen.

6.

Giustiniano Rocca, meinen theuern
geprüften Freund, schickt er nach Croja ab,
die Albaneser für sich anzufeuern.
Mir und dem Corsen Dimas übergab
er das Geschäft, ein Bündniß zu erneuern
in seinen Lehnen; er, den Feldherrnstab
ergreifend, wirbt und unterhält im Stillen
ein Ritterheer, ergeben seinem Willen.

7.

Was uns an Reichthum übrig noch geblieben,
bringt Jeder treulich seinem Freunde dar.
Behutsam wird manch Bündniß selbst betrieben
mit fremden Mächten; eine wackre Schaar,
gewohnt im Ritterspiel den Krieg zu üben,
um Lorbeern kämpfend, standhaft in Gefahr,
hält insgeheim gerüstet sich und fertig
des ersten Winks zum Aufbruch nur gewärtig.

8.

Was Freundschaft, Treue, Freiheitssinn zu leisten
vermögen, wissen, ob Gefahren drohn,
vereinte kühne Männer sich erdreisten,
das zeigt sich hier! Der Castrioten Thron
neu herzustellen — dieß vereint die Meisten;
nur Wenige reizt ein erdungner Lohn.
Auf unsre gute Sache fest gegründet
schien mit dem Recht die Weisheit hier verbündet.

9.

Hehr, wie ein Geist, aus unentweihtem Sitze
des Paradieses auf das Erdenland
gesendet, für Gewaltthat Rächerblitze,
für Freiheit Siegspaniere in der Hand,
so steht San Angelo an unsrer Spitze!
Mir gab mein Dienst bei seinem Ahn, als Pfand
der Treu, mein Alter, meine nie geschwächte
Ergebenheit auf seine Freundschaft Rechte.

10.

Der Corse Dimas war mit ihm erzogen;
einst rettet er ihn im Gewühl der Schlacht,
einst Dimas ihn aus der Gefahr in Wogen;
so ward durch Dank die Freundschaft angefacht.
Doch Aaren gleich, die lang vereint geflogen,
eint Angelo und Rocca höh're Macht.
In Abkunft, Thaten, Sinn und Muth bewährte
ihm Rocca sich als Freund und Kampfgefährte.

11.

Er, einem von den edelsten Geschlechtern
Albaniens entsprossen, war verwandt
mit Angelo; leicht ward zu reinern, ächtern
Empfindungen ihr gleicher Sinn entbrannt.
Bei dieser edlen Stämme Söhn' und Töchtern,
durch Muth berühmt, durch Schönheit allbekannt,
schien jedes Bündniß schon in alten Zeiten
auf Glück und Segen näher hinzudeuten.

12.

Im Kloster, an des Aetna Fuß gelegen,
San Nicolo d'Arena, schwuren wir
den theuern Eid des Bundes! Seinen Segen
gab dort der Prior unserm Heerpanier,
umgürtete uns die geweihten Degen!
Held Castrioto hatte vormals hier
das Kloster, mit den Ländern, selbst besessen,
bereichert und gestiftet Seelenmessen.

13.

Dieß edle Haus ward drum, mit immer gleichen
Gesinnungen, vom Prior hoch geschätzt.
Dort hing San Angelo dies Bundeszeichen
uns auf die Brust — versteckt trag ich's noch jetzt!
Ein grüner Aar hochfliegend über Eichen!
Dort ward sein Namenszug uns eingeätzt,
mit Pulver, auf des rechten Armes Mitte,
nach alter, theurer Albaneser Sitte.

14.

Und hoch entglüht von der Begeistrung Flamme
rief Rocca: „Hört! wir schwören am Altar:
„Wer treulos unsern Bund verräth — verdamme
ihn Gott! Wir sind die Eichen — dies der Aar!
Es trage jeder Sohn aus unserm Stamme
dies Zeichen — diesen Namenszug — so wahr
der Gott uns helfe, der die Welten droben
regiert, bei dem wir Treue hier geloben!"

15.

Und Amen! riefen wir und unsre Schwerter
erklirrten an einander bei dem Schwur!
San Angelo stand da, wie ein Verklärter,
gelobend: auszutilgen jede Spur
des Unrechts und die Herrschermacht verkehrter
Regierungen, wie von der Väter Flur
der Moslem alten Irrwahn, seine Treuen
vom Joch der Zwingherrn sieghaft zu befreien.

16.

Das Schicksal, hofft er, soll in nahen Siegen
den Muth der Tapfern lohnen, und es schien
begünstigend sich unserm Plan zu fügen.
Der Franken König, Franz, durchstreifte kühn
Italien mit starken Heereszügen.
Neapel bot zum Kriege gegen ihn
Vasallen auf und rüstete die Heere,
daß es der Franken kühnen Fortschritt wehre.

17.

Nicht ungenützt blieb der Veranlassungen
  erwünschteste, sie fördert unsern Plan;
denn, von Neapels König selbst gedungen,
  wirbt Angelo vermehrte Kriegsmacht an.
Wo das Panier ein Condottier geschwungen
  von solchem Ruf erprobt auf Heldenbahn,
da sammeln schnell die Söldner sich, es eilen
Freiwillige, Gefahr und Ruhm zu theilen.

18.

So wächst, wie plötzlich in den weiten Meeren,
  nach langer Ebbe, hoch geschwellte Flut,
das Tapferste von den Vasallenheeren,
  beseelt durch seines Feldherrn Heldenmuth.
Zuerst will dieser Frankreichs Herrschaft wehren,
  dann seiner Ahnen ihm entrißnes Gut
mit Macht befrein aus der Bedrücker Händen —
was Kraft begonnen, soll das Glück vollenden!

19.

Epirus und Albanien, verbündet
  in seinen Großen, bietet ihm die Hand
der Treue! Rocca, sein Gesandter, findet
  bereite Herzen, nirgends Widerstand.
Er kehrt zurück und seine Botschaft gründet
  die Hoffnung fest, als deren sichres Pfand
ein Heerzug nahe, im schon entglühten Kriege
als Pfand der Treu, verbürgend nahe Siege.

20.

Pavia war's, wo plötzlich auf einander
  die Heere treffen; eine Riesenschlacht!
Mir schien als sei der mächtige Iskander
  im König Franz aus seinem Grab erwacht.
Fast glich er ihm an Kraft; der Salamander
  auf seinem Helm als Sinnbild angebracht,
strahlt überall in den getheilten Reihen,
die Krieger wie durch Blitze zu zerstreuen.

21.

Schön wie Apoll, wie Ares kampferfahren,
  als hab' ein dreifach Erz die Brust umschirmt,
so bringt er auf die dichtgeschloßnen Schaaren
  der Ritter und das Fußvolk ein, so stürmt
er immer vorwärts, trotzend den Gefahren!
  Ob sich vor ihm ein Wall von Leichen thürmt,
ob hinter ihm sein Heer den Rückgang schütze,
er achtet's nicht, — er folgt nur seiner Hitze!

22.

Ihm setzt San Angelo sich kühn entgegen;
  auf ihn, den Führer, sprengt im Blutgefild
der König; hochgeschwungen ist sein Degen,
  und jeder Blick ist flammensprühend, wild.
„Laß uns im Zweikampf Muth und Kräfte wägen
  San Angelo! ich kenn dein altes Schild!
Dem grünen Adler, den dein Ahn getragen,
darf selbst ein König nicht den Kampf versagen!"

23.

Er ruft es laut, fällt mit Titanenstreichen
  ihn hitzig an mit Lanzenstoß und Schwert.
Dem Wüthenden sucht dieser auszuweichen,
  indeß er fechtend nur dem Angriff wehrt.
Nicht das gesalbte Haupt will er erreichen,
  das, wie ihm dünkt, ein Strahlenkranz verklärt.
Entwaffnen will er ihn, den Löwen zähmen,
wo nicht verwundet ihn gefangen nehmen.

24.

Und als der König, glühend, mit erneuter
  Gewalt ihn anfällt, weicht er; dieser dringt
jach auf ihn los — im Hieb und Stich der Streiter
  flammt Schild und Schwert — und ach ein Helm zerspringt!
und eh' ich noch mit einer Handvoll Reiter
  zum Beistand eile, eh' es mir gelingt
die Kämpfenden zu trennen, stürzt, vom Schwarme
gedrängt, halb todt mein Freund mir in die Arme!

25.

Ich führ' ihn fort auf meinem Roß, ich trage
  ihn blutend aus der uns erkämpften Schlacht.
Der Franke wich, er wich an diesem Tage
  nicht unserm Glück, nein unsrer Heldenmacht!
Gefangen ward der König und die Sage
  ist dir bekannt; daß er, vom Rausch erwacht
des Uebermuths, nach Frankreich selbst geschrieben:
„Die Ehr allein ist übrig mir geblieben."

26.

Doch damals wußt' ich nimmer davon Kunde
  ob unser Heer geflohn, ob es gesiegt.
Nur ihn bedenk ich, der, an schwerer Wunde
  verblutend, auf dem Bug des Rosses liegt,
dem todtenbleich, mit halb erstarrtem Munde,
  der edle Geist beinah im Hauch verfliegt;
wohl fühlt er es: das Grab steht vor ihm offen;
nur in die Zukunft richtet sich sein Hoffen.

27.

Er bringt darauf an einem Bach zu weilen,
  aus dem er sich die trocknen Lippen netzt.
„Ich fühle," spricht er, „meine Kraft enteilen —
  Freund, bei dem Eide, nie von dir verletzt,
gelob' es, zu befolgen diese Zeilen
  im Voraus längst schon von mir aufgesetzt.
Ich weiß, es wird der Bund des Freundes Willen,
du wirst den Wunsch des Sterbenden erfüllen.

28.

Ja! treu warst du! — viel darf ich auch verlangen
  von dir, denn viel hast du zu leisten Muth,
Das Theuerste sollst du von mir empfangen!
  bewahre dies dir anvertraute Gut!
Nicht ganz ist Castrioto's Stamm vergangen,
  wenn dies Geschenk in deinen Händen ruht!
Nimm diesen Ring; dies Schwert, dies Wehrgehenke
gieb Rocca, daß des Freunds dabei er denke.

29.

Jetzt eile fort zum Prior, der beständig
  mir Treue hielt und unsern Schwur empfing.
Zeig ihm, was ich dir gab; er weiß, lebendig
  trenn' ich mich nie von diesem theuern Ring.
Ihm gilts als Zeichen, was ich eigenhändig
  ihm anvertraut, als ich zum Heerzug ging,
dir auszuliefern und dir anzuzeigen —
werth sei dies Kleinod dir, — werth wie dein eigen!

30.

Dort findest du noch viel geheime Schriften —
  verwahr sie wohl zu künftigem Gebrauch —
Gold und Geschmeide in den Ahnengrüften
  des Klosters neben dem Cypressenstrauch —
vor allen aber — Zu den reinen Lüften
  des Himmels flog hier des Erstarrten Hauch,
und kraftlos sank er, eh er ausgesprochen,
im Arm des Todes, der sein Herz gebrochen.

31.

Nie, nie vergeß ich dieses schmerzenvollen
  Hinscheidens Tag! bewußtlos, wankend stand
ich gleich dem Wandrer, der mit lockern Schollen
  hinuntergleitet von des Abgrunds Rand;
doch als die Thränen lindernder entquollen,
  verwahrt' ich sorgsam jedes Freundschaftspfand,
gelobend mir in feierlichen Schwüren,
  was mir der Edle auftrug zu vollführen.

32.

Noch weilt ich an des Baches Rasensitze,
  versenkt in Wehmuth und in bitterm Harm,
da sprengt in des verfolgten Sieges Hitze,
  begleitet von der Freunde Ritterschwarm,
mein Rocca her — ach! wie gerührt vom Blitze,
  erblickt er hingeschieden mir im Arm
den Freund, von dem im Kampf ihm eigne Wunden
getrennt, ihn, lang gesucht und — todt gefunden.

33.

Er springt vom Roß, er faßt den theuren Todten —
  ha! welch ein Anblick! Schwert und Wehrgehenk
reich' ich dem Freunde wie mein Freund geboten —
  — ein heiß beweintes trauriges Geschenk!
Doch ahnend, daß Gefahren uns bedrohten
  und meines Auftrags lebhaft eingedenk,
rath ich dem Freunde: auf des Bundes Pflichten
und eigne Sicherheit den Blick zu richten.

34.

Vergebens! denn er will zum nächsten Morgen
selbst das Begräbniß, wie es dem gebührt,
der von uns schied, nach Kriegesbrauch besorgen.
Ihm, der bei tieferm Schmerz den Schmerz kaum spürt
der eignen Wunden, laß ich unverborgen,
daß mich die Pflicht zu jenem Kloster führt,
wo ich sein harre, Rath mit ihm zu pflegen
und fernern Plan vereint zu überlegen.

35.

Nach des erblaßten Freundes letztem Schreiben
mir anvertraut, dem Bund der Dreien blos
bestimmt, befahl er Jedem treu zu bleiben
den jetz'gen Herrschern, sprach uns förmlich los
von Eid und Pflicht; gebot mir: zu betreiben
den Auftrag mir ertheilt und dann im Schoos
der Einsamkeit und Ruh zurück zu kehren,
nur durch Gehorsam ihn im Tod zu ehren.

36.

Von Rocca scheid' ich tief in Schmerz verloren;
er will mir folgen, rastlos eil' ich fort.
Denn stärker treiben als mein Roß die Sporen
mich Ungeduld und Unruh zu dem Ort,
wo wir vor kurzem jenen Bund beschworen.
Dem Prior zeig ich Ring und Auftrag; dort
wird mir von ihm erhellt und ausgedeutet,
worauf San Angelo mich vorbereitet.

37.

Erstaunt vernehm' ich, was aus manchen Zügen
ich schon geahnt und fürchte dem Gewicht
des Zutrauns, mir erneuert, zu erliegen;
doch viel vermag geprüfter Freundschaft Pflicht!
sie stärkt, die Hindernisse zu besiegen,
trotzt den Gefahren, aber zählt sie nicht!
Fest blieb mein Vorsatz: dem geliebten Schatten
für Liebe treue Liebe zu erstatten.

38.

Noch weilt' ich bei dem Prior; denn wir warten
auf Rocca's Ankunft und begreifen kaum
was ihn, den sehnlich von uns längst Erharrten,
behindern kann. Wir wandeln spät im Raum
des Klosterhofs; da schleicht sich durch den Garten
versteckt in Ahorn und Kastanienbaum
ein Mann, und lauscht in Sträuchern und in Hecken,
als fürcht' er, Späher möchten ihn entdecken.

39.

Wir treten näher, und, ob schwach und trüglich
des Mondes Licht durch die Gebüsche schien,
erkenn' ich leicht Giacomo, den vorzüglich
stets Rocca liebt, den treuen Knappen, ihn
der jeden Auftrag unverzagt und klüglich
verrichtet, den Gefährten unsrer Mühn,
vertraut mit den nun aufgegebnen Planen —
jetzt ließ sein Anblick böse Meldung ahnen.

40.

Schnell wie die Windsbraut steigt, so stiegen, nahten
Gewitter uns in grauser Schreckennacht.
Giacom berichtet: Alles sei verrathen
und unsern Feinden Kunde zugebracht
vom Corsen Dimas; diesen, Rocca's Thaten
und Ruhm beneidend, hatt' ich in Verdacht
schon längst; nur konnt' ich, trotz genauem Spüren,
ihn einer Falschheit klar nicht überführen.

41.

Von jeder Pflicht, die ihn zurück gehalten,
dünkt er sich jetzt zum eignen Vortheil frei.
Er, welchem Stolz und Rachsucht Alles galten,
tritt auf als Zeuge, hat des nimmer Scheu
in jedem Theil den Anschlag zu entfalten.
Für schnödes Gold verräth er Bund und Treu
und liefert, für ersehnten Hofrangs Ehre,
die Brüder aus dem Schwert und der Galeere.

42.

Vor allen trifft der Schlag zur Todeswunde,
die der Verräther hinterlistig schlug,
den edeln Rocca; minder klare Kunde
ertheilt der Corse, im Verrath noch klug,
von dem was mir und ihm in näherm Bunde
San Angelo zu wirken übertrug;
besorgend eigne Freunde und Verwandte
im Netz zu fahn, wenn er es weiter spannte.

43.

Sonst wird der Plan zum frevelnden Empören,
— so nennt er es — so weit es Rocca gilt
und Angelo, wird was die Strafe mehren
und fördern kann, beweisend klar enthüllt.
Man fesselt Rocca; standhaft in Verhören
entdeckt er nichts und den Verräther schilt
er frechen Lügner; Bund, Verschworne, Thaten,
nichts will der Edle nennen noch verrathen.

44.

Man führt ihn ab; verwirkt ist schon sein Leben.
Doch der Verschwornen Namen, Anzahl, Macht
auch wo ich sei und was er anzugeben
sich weigert, soll die Folter künft'ge Nacht
von ihm erpressen; sondern Furcht und Beben
vernimmt er es! er wird zurück gebracht
zum tiefsten Kerker, wo, bewacht von Sbirren,
die Fesseln dumpf an feuchten Boden klirren.

45.

Giacomo, der in fremder Kleidung immer
dem Herrn gefolgt, vernimmt was das Gericht
beschlossen, was bevorsteht; alle Trümmer
des Reichthums sammelt er, und das Gewicht
der Bitten, — doch gewißlich mehr der Schimmer
helldlendender Zecchinen, — dies besticht
zuletzt die Sbirren, ihm, den sie nicht kennen,
mit dem Gefangnen ein Gespräch zu gönnen.

46.

Erstaunen, Rührung, Dank und Freude glühen
zum letztenmal in Rocca's edler Brust.
Mich läßt er warnen eilends zu entfliehen;
den einz'gen Sohn, des Alters Trost und Lust,
den er dem Prior vormals zum Erziehen
vertraute, übergiebt er, wohl bewußt
des nahen Todes, in Giacomo's Hände,
daß er mit ihm in fernes Land sich wende;

47.

Beschwörend seinen Treuen, bei der Stunde
der feierlichen Trennung, die jetzt schlug:
ihm von des Vaters Schicksal näh're Kunde,
streng zu entziehn, bis ich dazu ihm Fug
ertheilt; das Ordenszeichen von dem Bunde,
das Rocca überm treuen Herzen trug,
läßt er als einz'ges Erbe diesem Sohne;
denn Schloß und Länderei'n verschlang die Krone.

48.

Und als Giacomo dem Befehl, der Bitte
Gehorsam zusagt, schmerzlich und bewegt,
reißt Rocca ihm den Dolch, den nach der Sitte
des Landes Jeder in dem Busen trägt,
jach von der Brust; fast in des Herzens Mitte,
das der Befreiung kühn entgegen schlägt,
drückt er den Stahl, daß Ströme Blut, im Fallen
des Sterbenden, der Wunde heiß entwallen.

49.

„Ich danke dir," so ruft er, „aus den Banden
löst mich der Tod! Nicht Drohn, nicht Tyrannei
zwingt Männer zum Verrath! die Fesseln schwanden!
Mein Freund empfängt mich! sieh, ich werde frei!
Mein Segen folge dir zu fernen Landen!
Erhalte meinem Sohne deine Treu!'
Er stirbt — sein Geist begrüßt in beßrer Zone
die Heimath der Sokraten, der Catone!"

Vierter Gesang.

1.

Erinnerung! wo deine Zauber walten,
da treten aus der Vorzeit Dunkelhell
lebendiger die wandelnden Gestalten!
Du reichst den Trank, wodurch wir Lethe's Quell

verweigernd, fest an deinem Zauber halten!
Hehr glänzt dein Bild, an dessen Fußgestell
wir knieend, wenn uns Zeit und Zukunft drücken,
mit Dank zu den vergangnen Freuden blicken!

2.

Auch zu den Jahren, wo der Schmerz mit wilder
Zerstörung unsre Freuden abgemäht,
wo Todesodem die geliebten Bilder
der Frühverblichnen schaudernd überweht,
blickt unser Auge thränend zwar, doch milder!
Dem Engel gleich, den gläubiges Gebet
herabzog, nahst du, nahst mit leiserm Ahnen,
den Uebergang zu höheren Trost zu bahnen.

3.

O Holde, die beim Schein von Leichenkerzen
und mit dem Flor, in dem die Wehmuth weint,
im Hintergrund, den Nebelwolken schwärzen,
mit dem kein Steig den Abgrund diesseits eint, —
die, kräftig heilend die gebrochnen Herzen,
mit Schwestertreu, mit Muttergunst erscheint —
o, schließ beim Kummer uns in Schwesterarme!
o, tröst uns mütterlich bei düsterm Harme!

4.

Auch jenem Greise, ihm, so lang an schroffen
Abgründen wandelnd, mit dem Schmerz vertraut,
zeigst du das Grab der Waffenbrüder offen,
in das er mit bethränten Blicken schaut.
Von diesem Anblick inniger getroffen,
versagt die Sprach' ihm im erstorbnen Laut.
Ergriffen wie von unsichtbaren Händen,
vermag er nicht was er begann zu enden.

5.

Und mit Irenen kehrt er, als beim glühen
senkrechten Strahl die Mittagsstunden nahn,
zurück; versenkt in tiefe Fantasieen,
spricht, was der Greis von seiner Freunde Plan
erzählt, als müßt' es sich auf sie beziehen,
das holde Mädchen wunderbarlich an.
Es schienen dunkel sie, gleich Traumgeweben,
befreundete Gestalten zu umschweben.

6.

Doch keine mag von allen Auskunft bringen
— ob lang Irene grübelt drob und sinnt, —
warum ihr Lieblingsplan nicht darf gelingen,
die schönste Hoffnung ihr im Wahn zerrinnt;
jetzt, da nach Nächten, mit Harpyenschwingen,
der bessern Tage Morgenroth beginnt!
Und doch verschließen ihres Vaters Worte
für sie allein die helle Hoffnungspforte!

7.

Und doch vermeint er, Ungewitter thürmen,
aufs neue sich, und Bitt' und Warnung setzt
entgegen er der Neigung! — Bei den Stürmen
im Innern, selbst bei'm Schmerz, der sie verletzt,
gelobt sie sich: Diego's Bild zu schirmen,
dieß liebe Bild, dem Herzen eingeätzt!
des schönen Jünglings seelenvolle Züge,
sein stiller Sinn — sie sichern seine Siege!

8.

Denn wie von selbst verschmolzen und vereinten
sich diese Züge; sonnenrein und wahr
erblickt sie wach, selbst träumend, im verweinten
und müden Aug' sein helles Augenpaar,
die Wangen, welche Hitz' und Sonne bräunten
und schöner drum ihr dünken, schwarzes Haar,
die Stirn umflatternd in den Wellenlocken,
Wuchs, Anstand, Gang, frei, männlich, unerschrocken.

9.

Mit Sehnsucht blickt sie nach den fernen Wogen,
von Aetnadämpfen stärker überdeckt,
wo dichte Schlacken furchtbar aufgeflogen,
wo Vorbedeutung die Bewohner schreckt.
Ihr scheint es licht, als sei ein Regenbogen
von dorther bis zum Hüttchen ausgestreckt,
als steig' auf ihm ein Engel sichtbar nieder
und bring' ihr die verlornen Freuden wieder.

10.

Bewegt bis zu des Innern regsten Kräften
schwebt ihre Seele tief in das Gebiet
der Fantasie'n, selbst bei den Tagsgeschäften,
wo, was sie sonst vorzüglich an sich zieht,
woran sie lebhaft Müh und Sinn zu heften
gewohnt war, sie nun achtlos übersieht.
Vergessen, pfleglos ranken in einander
der wilde Hopfen und der Oleander.

11.

Nicht angebunden sinkt die Purpurtraube,
in reicher Fülle hin auf Blumengras;
verwachsen ist der Eingang ihrer Laube,
wo sie Petrarca's Schmerz im Lied ermaß;
kaum daß sie noch der Lieblingsturteltaube
ihr Futter täglich reichte; nur vergaß
sie nicht die Pflege mancher armer Kranken;
so stützt die Rose welke Geisblattranken!

12.

Leicht wird vom Greise, der, bei ihrer Leitung,
Bedachtsamkeit stets mit Gefühlen paart,
ihr innrer Bangmuth und, nach sichrer Deutung,
der nahe Grund, aus dem er stammt, gewahrt.
Schwer ward ihm, was als ernste Vorbereitung
nur galt, noch schwerer, was, zuletzt verspart,
die Hoffnung ihrer Liebe ganz vernichten
und stürzen soll, Irenen zu berichten.

13.

Die dritte Nacht sank nieder und erquickte
das Meer, das stärker an dem Strande schwoll.
Stumm stand das Mädchen — und der Greis erblickte
im schönen Auge, trüb und kummervoll,
die Thräne — ach, die lang zurückgedrückte,
die unwillkürlich ihm so heiß entquoll!
Und gütig winkt er ihr und Beide steigen
ins kleine Boot, versteckt in Weidenzweigen.

14.

Es wogt auf Wellen, die gleich Silber schäumen
am Strande, den bald Hain, bald Felsenkluft,
bald Rebenhügel oder Feld umsäumen.
Rein ist der Himmel, kühl des Abends Luft.
Die Pinie wankt! von den Orangenbäumen
durchwürzt den Aether süßer Stärkung Duft.
Hier rauscht ein Zephyr in den reifen Halmen,
dort durch die breiten Blätter hoher Palmen.

15.

Sanft schlüpft das Boot, als ob von selbst es treibe,
obwohl des Alten Hand es kräftig lenkt,
in eine Bucht, wo sich die hohe Eibe
mit der Cypresse liebevoll verschränkt;
es ruht: und vorwärts tritt mit voller Scheibe
der Mond, vorher in Wogen noch versenkt,
empor und malt, hier zitternd, dort in blässern
Lichtschwingungen, sich ab in den Gewässern.

16.

Der nächtlichen Natur Gestalten fachen
Empfindungen, groß, wunderbar und kühn
im Innern an! — Der Greis verläßt den Nachen,
Irene folgt, ein Fels am Ufer schien
zwei Felsenbrüder traulich zu bedachen;
die Grotte, ladend sie auf frischem Grün
zum Sitz, kann, ob die Schatten sich verlängern,
die Aussicht nicht entrücken, nur verengern.

17.

Den Hintergrund hellt Luna's Flammenfeuer,
in Spiegelwellen bricht sich seine Spur.
Hold blickt durch der gestirnten Straße Schleier
aus tausend Sternenaugen die Natur.
Hoch wogt der Schwan, es rauscht die goldne Leier,
der Wagen rollt, es wandelt der Arktur;
und aus der weiten wolkenlosen Ferne,
ertönt die heil'ge Harmonie der Sterne.

18.

Dem frommen Sinn, dem ahnungsvollen Deuten
vernehmlich, hallt der Schöpfung volles Chor;
gemeßne Bahn in vorbestimmten Zeiten
durchwallend, kaum erspäht von Herschel's Rohr.

Bei hoher Fülle, den Uneingeweihten
  ein Schauspiel, ist es Augen, sonder Flor,
den Seelen, die mit Sehnen es betrachten,
ein theures Ziel, dem sie entgegen schmachten!

19.

Auf welchem Stern, in welchem Lichtplaneten
  verweilen sie, die Lieben, uns entrückt?
Strahlt uns ihr Bild in Purpurmorgenröthen?
  Sind's Träume nur, wenn uns ihr Gruß entzückt?
Faßt Luna sie? sie Hesper, im erhöhten
  geweihten Licht? Hat sie der Geist erblickt
im Nordstern, diesem Sinnbild ächter Weihe,
  im festen Standpunkt wandelloser Treue?

20.

So schweift der Geist in stillen Weihestunden
  der Fantasie und forscht, was tief versteckt
die Sphynx, den Schleier um das Haupt gewunden
  andeutend zeigt und tief mit Schweigen deckt.
Denn Psyche's Neugier mag es nicht erkunden,
  sie liegt am Boden; wenn sie Eros weckt,
der Göttersohn, und liebend sie befeuert,
ist Sonnenklarheit und die Sphynx entschleiert.

21.

So schweift, wie mit entfesseltem Gefieder,
  des Greises Geist hinauf im Adlerschwung;
vergangner Zeiten Abglanz kehrt ihm wieder;
  die Fantasie bleibt, wie die Treue, jung.
Ihm blitzt das Paar der treuen Zwillingsbrüder,
  der Dioskuren, in Vergötterung;
ihn, der des Bruders Leben zu ergänzen,
sein eignes darbot, sieht er hehr erglänzen.

22.

An seiner Seite strahlt der Vielgetreue,
  gefallen ihm zur Seite im Gefecht.
Bewundert, trotz der Jahre dunkeln Reihe,
  bewährt die Freundschaft ihr geheiligt Recht,
sie glänzt, daß sich ihr Opferdienst erneue,
  im Heldenpaar für kommendes Geschlecht,
baut den Heroen ewige Altäre,
weiht sich die Herzen unter jeder Sphäre!

23.

Wie fest gebannt von unerforschten Mächten,
  als säh' er noch das schreckliche Gefild
von Trennungen, von blutigen Gefechten,
  als winkt' ihm Angelo's und Rocca's Bild
aus den geheimnißvollen Mitternächten,
  so glänzt des Greises Auge strahlend wild;
er blickt umher, als müßten ihm die Seinen
im Dunkelhell der Mitternacht erscheinen.

24.

Sanft schmiegt Irene sich, den Schmerz zu wenden,
  ein Engel liebevollen Trosts, ihm an.
„Sieh," ruft er, „sieh die Dioskuren! ständen
  zur Seite sie mir noch auf öder Bahn!
Vergebner Wunsch! bald wird dieß Leben enden,
  bald mir der Jüngling mit der Fackel nahn!
Verlösche sie am Hügel! drüben, drüben
find ich euch wieder, ihr verlornen Lieben!"

25.

Er schweigt; dann sammelt er zu neuer Stärke
  den irren Geist, und fährt gelaßner fort,
als ob er nicht Irenens Sehnsucht merke,
  die lauschend harrte jedem Ton und Wort:
„Von Angelo, der seinem Heldenwerke
  erlag, von Rocca, der den freien Port
trotz Fesseln fand, erzählt ich dir! erfahren
sollst du nun Alles; nichts darf ich dir sparen."

26.

Es eilt Giacomo noch zu hinzuzusetzen:
  Neapels Fürsten sei zugleich Bericht
von den Verschwornen und den Waffenplätzen
  durch Dimas worden; des Verraths Gewicht
zu mehren, trachtend nach verborgnen Schätzen
  der Castrioten, sei die Eidespflicht
verrathen, die, für Angelo geleistet,
zu heiligen der Prior sich erdreistet.

27.

Schnell, blutig sei, besonders für Vasallen
  die Strafe, lastend schwebe der Verdacht
um alle Große, treffe mich vor Allen!
  zum Beil verdammte mich die Uebermacht!
die Güter sind der Krone heimgefallen!
  den Flüchtigen verfolge Bann und Acht!
So hart bestürmt bei widriger Verkettung
des Schicksals, blieb nur in der Flucht noch Rettung!

28.

Wo die Gefahr auf dem Verzögern ruhte,
  Besinnung selbst im Wählen scheitern muß,
da liegt Entscheidung nur im raschen Muthe,
  das letzte Heil im kräftigen Entschluß!
Mehr sorgend ob dem anvertrauten Gute
  als eigner Rettung, schien's als sei mein Fuß
beflügelt, jeder Nerv gespannt, entglommen
mein Geist! so wird entschieden — unternommen!

29.

Der treue Prior, schnell entschlossen, flüchtet
  mit mir zugleich. Giacomo wird allein
von unsrer Reise Zielpunkt unterrichtet.
  Im Kloster blieb ein Freund mit dem Verein
vertraut, der jede Spur davon vernichtet.
  Gepackt wird, was von Schriften, Edelstein
und Gold sich retten läßt, auf rasche Pferde;
so theilen wir Gefahren, Flucht, Beschwerde.

30.

In tiefer Nacht verborgnem Schatten jagen
  wir rastlos fort, oft wechselnd Tracht und Bahn,
zu meiner Burg, sobald die Morgen tagen,
  birgt uns der Wald; am dritten Abend nahn
der Heimath wir; nicht sorglos uns zu wagen
  erspähn wir Alles, kommen glücklich an.
Wohl hatte meine Gattin längst vom Bunde,
doch vom Verrath und Unglück nimmer, Kunde.

31.

Was uns betroffen, welchen Schluß zu fassen
  das Schicksal zwingt, wird jetzt ihr offenbar.
Fest war ihr Sinn, im Unglück so gelassen
  als still im Glück! O Mädchen! immerdar
sei dir sie werth! Sie mußte eh'r erblassen
  als ich, sie, die dir mehr als Mutter war!
die grenzenlose Treue mir erprobte,
in Muttersorgfalt, die sie dir gelobte!

32.

Der Plan zur Rettung, so nicht Aufschub leidet,
  wird festgesetzt; bestimmt sind Zeit und Ort.
Mein treues Weib zieht einzeln und verkleidet
  Als Gärtnerfrau zur fernen Hauptstadt fort;
sie holt dich ab, trotzt der Gefahr, und scheidet
  mit dir vom Vaterland; ein naher Port
empfängt uns All'; auf flüchtigen Pinaffen,
wird schnell der Heimath alter Sitz verlassen.

33.

O Glück der Lieb' und Freundschaft! Wiedersehen
  in Sicherheit nach überstandner Müh!
Wie bist du süß! wie kannst du es erhöhen
  der Treue Glück, das Glück der Sympathie!
Hinfliehend zu den fernen Pyrenäen,
  bliebst du uns hold, entwichest von uns nie!
Ach den Besitz von Wohlstand, Ehren, Schätzen
vermochtest du mir reichlich zu ersetzen!

34.

Tief im Gebirg, wo zwischen Felsenwänden
  der Jäger kaum den scheuen Hirsch entdeckt,
baut' ich ein Haus mir und mit eignen Händen
  mein kleines Feld, den Garten tief versteckt.
Treu der Natur, genießend ihrer Spenden,
  vom frühen Strahl zur Arbeit aufgeweckt,
der Welt entfremdet seit ich mich gefunden,
so flohn mir Jahre flüchtig wie Sekunden.

35.

Wie leicht konnt' ich hier eitlen Prunk entrathen,
  wo Freundschaft mich und Liebe ganz verstand!
Wie gern vertauscht' ich Schwerter um den Spaten,
  das Schloß, den Helm um Pflug und Ackerland!

Dort sproßten Lorbeern, — doch hier grünten Saaten,
dort winkte Ruhm, — hier meiner Gattin Hand.
dort trogen Menschen; meine Brüder fielen —
hier sah ich dich mit Ros' und Taube spielen.

36.

Der Sehnsucht Wahn, der Hoheit Marmorgruppen
wie stehn so fern sie gegen Ruh zurück!
dem Weisen gelten sie als Spiel und Puppen,
in seinem Herzen findet er sein Glück!
Zu spät erkannt ich's und wie Bind' und Schuppen,
so sank die Täuschung vor dem hellen Blick.
Entkleidet von der bunten Thorheit Hülle,
fand ich das Glück in rein empfundner Fülle.

37.

Auch deine Bildung achtsam zu bedenken,
rief uns die Pflicht mit reich gelohnten Mühn.
Den reinen Sinn stets näher hin zu lenken
zum Edeln, dieß allein hieß uns „Erziehn."
Gewiß wirst du noch sein, des Biedern, denken,
der dich belehrt, des Prior Serafin.
Er zeitigte mit Kenntniß, Liebe, Güte,
den regen Keim zur bald entsproßten Blüthe.

38.

Was keine Zeit vernichtet, was nicht rauben
das Unglück kann, in Still' und im Gewühl
uns treu bleibt, lehrt er dich: den hohen Glauben
an Gott und Zukunft, schärfte dein Gefühl
für Recht und Wahrheit; führte zu den Lauben
der Dichtkunst dich, griff selbst ins Saitenspiel
der hohen Sänger, deren ächte Töne
das Herz erfassen, bildsam für das Schöne.

39.

O, daß wir ihn so bald im Kreis vermißten,
der oft Belehrung ihm, oft Trost verdankt!
Er starb als Weiser, starb den Tod des Christen!
Ein schlichtes Kreuz, von Epheu überrankt,
dem Abhang nah, wo scheue Tauben nisten
im Cedernstamm, der hoch im Aether schwankt
— ihm galt der Platz als stille Betkapelle —
bemerkt sein Grab, gesegnet sei die Stelle!

40.

Zwar konnt' er mir die Freunde, aufgerieben
vom Schicksal, nicht ersetzen; dennoch hieß
Gefühl und Dank mich ihn, den Biedern lieben,
der uns gefolgt und treu dich unterwieß.
Im Einverständniß war er stets geblieben
mit seinem Freund im Kloster; dieser ließ
vom Vaterland und was uns dort entrissen
und theuer war, mit Vorsicht Kunde wissen.

41.

Unwiderrufen blieb troß dreizehn Jahren
das Urtheil, die Verbannung und die Acht.
Verborgenheit nur konnt' es für dich sparen,
dieß arme Sein! — Einst trat in fremder Tracht
Giacomo ein; durch ihn konnt' ich erfahren,
daß Rocca's Sohn, nach Spanien gebracht,
in einem Kloster, dort, verpflegt mit Treue
des Vaters Bild verschönt in sich erneue.

42.

Nur klagt Giacomo: dieses Klosters Stille
behage nicht dem Jüngling; reif und alt
an Kräften, obwohl in der Jugend Fülle,
begehrt er frei nach freiem Aufenthalt;
daß er der Abkunft Räthsel ihm enthülle,
verlang er oft; nicht List und nicht Gewalt
vermögen in den düstern Klostergängen
den jungen Löwen fürder einzuzwängen.

43.

Beschlossen ward dem Zwang ihn zu entrücken!
ihn, den als Kind ich einst auf Wochen schon
bei mir verwahrt; — mit welchem Hochentzücken
erwartete ich meines Roccas Sohn!
Doch — wer vermag mein Schrecken auszudrücken? —
bald schreibt Giacomo: Pietro ist entflohn!
Er täuschte seine Hüter, er enteilte
dem Zwang, indeß Giacomo bei mir weilte.

44.

Den Jüngling aufzusuchen, aufzufinden,
an den ihn Treue, wie der theure Schwur
an Rocca: stets ihn zu begleiten, binden,
forscht lang' Giacomo auf des Flüchtlings Spur.
Umsonst! denn Tage, Monden, Jahre, schwinden!
Lang harrt ich angstvoll! niemals doch erfuhr
ich sichre Botschaft; einst hab' ich vernommen,
Giacomo sei im Treffen umgekommen.

45.

O dieser Unfall riß die, kaum mit Narben
geschloßnen Wunden auf zu neuer Qual!
Nun konnt' ich ihnen, die als Helden starben,
ich konnt' ihm, der sein Alles mir empfahl,
das Wort nicht lösen! ach, und sie erwarben
so vollen Anspruch in geprüfter Wahl
auf Treue sich! — Vergebens! Wünsche steigen
nur kraftlos auf, wenn nicht die Thaten zeugen.

46.

Dir auch, Irene! gelten meine Klagen! —
Vernimm dein Schicksal in der Wehmuth Laut!
Du bist — laß Alles dir in Einem sagen —
Pietro's oder eines Klosters Braut!
Du staunst? erblassest? Lern dein Unglück tragen!
Das Letzte werde standhaft dir vertraut!
Lang sucht' ich mir den Uebergang zu bahnen!
Vielleicht errieth mich dein geheimes Ahnen.

47.

Sieh dieses Blatt, das einst ich in den Grüften
des Klosters Nicolo d'Arena fand,
versiegelt bei der Castrioten Schriften!
San Angelo schrieb es mit eigner Hand.
Mit Rocca's Haus will er ein Bündniß stiften,
mit dem sich früh sein edles Haus verband;
und seine Erbin, will sie sich vermählen,
soll Rocca's Sohn, wo nicht, den Schleier wählen.

48.

Es soll der letzte Zweig der Castrioten
in diesem Bündniß grünen rein und ächt.
Kein Höfling, kein Geselle der Despoten
sich drängen in das fürstliche Geschlecht.
So spricht der Wille des geliebten Todten:
Verweigert sich die Erbin, fällt ihr Recht
der Erbschaft an das Kloster San Helene,
— und du bist diese Erbin, — du, Irene!

49.

Du bist die Tochter! einzig lebt von allen
in dir noch Castrioto's Name fort! —
Was Angelo, mein edler Freund, gefallen
einst bei Pavia, unsers Bundes Hort,
— dein Vater — angab, fand ich in den Hallen
von Nicolo d'Arena, Wort vor Wort
bestätigt; jeder Zweifel ward gehoben,
und treuverwahrt sind der Behauptung Proben.

50.

Als ich den Ring, nur einfach, doch gediegen
von Golde schwer, — den damals ich erhielt,
als Angelo, beinah in letzten Zügen,
des Todes Näh' in meinem Arm gefühlt —
dem Prior gab, ward was mein Freund verschwiegen,
wohin jedoch so mancher Wink gezielt,
mir klar; der Prior eilte nach dem Willen
des Sterbenden mir Alles zu enthüllen.

51.

San Angelo vermählte mit Jolande
Batori sich; schön war sie, sanft und weich
ihr Herz! sie weilt, Epirus Fürstenstande
entstammt, am Hof der Königin; zugleich
galt sie dem Herrscher zum gewissen Pfande
der Treu des Ohm's; denn dieser, mächtig, reich,
doch ungewohnt dem Herrscherdruck zu fröhnen,
schien mit Neapel schwer sich auszusöhnen.

52.

Von ihm entfernt, abhängig doch vom Greise,
der jeden Schritt selbst in der Fern erspäht,
sieht sich Jolande von dem bunten Kreise
der Höflinge umschwärmt; bescheidner fleht

San Angelo um Liebe; sanft und leise,
wie Frühlingsathem durch die Lüfte weht,
eint Lied' und Gegengunst die bessern Seelen!
doch Vorsicht lehrt, dies Bündniß zu verhehlen.

53.

Durch der Geschlechter Zwist in frühern Zeiten
ist Angelo Jolandens Ohm verhaßt.
Unbiegsam ist er, nimmer abzuleiten
von dem Entschluß, selbst sonder Grund, gefaßt.
Das Vorurtheil des Alten zu bestreiten
bleibt stets vergebens; leicht sind Zweig und Ast
zu biegen an dem Bäumchen, Staud' und Ranken
sie geben nach, — die Eiche kann nicht wanken!

54.

Doch hofft die Liebe, wenn nicht Ueberwindung
der Hindernisse, bei geschworner Treu
den Wechsel beßrer Zeiten; die Empfindung
wächst stillverborgen, trotzt der Jahre Reih.
Klar wissen sie, daß nimmer die Verbindung
dem Hof Neapels wohlgefällig sei.
Despoten wittern Stürme und Gefahren,
wenn Kraft und Ansehn sich mit Reichthum paaren!

55.

San Angelo's Geburt, bekannte Rechte
auf Castrioto's Lehne, wie sein Muth
sind schon ein Dorn im Auge für die Knechte
der Unterjochung; wenn als Heirathsgut
er einst des Ohms Besitzung an sich brächte,
wie leicht darf dann der Schütze, der jetzt ruht,
mit Doppelkraft den starken Bogen spannen?
So sorgt der Hof, — so rechnen die Tyrannen.

56.

Doch ob dort Haß und Launen widerstanden,
hier ängstlich lauern Argwohn und Verdacht,
schlingt heiße Liebe sie in Rosenbanden! —
— Die Tugend fällt, wenn nicht die Vorsicht wacht! —
und insgeheim verbündet mit Jolanden
sich Angelo, und unterm Schutz der Nacht
knüpft in San Nicolo's d'Arena Mauern
der Prior Bande, die für's Leben dauern.

57.

Rocca und Dimas sind der Trauung Zeugen,
ich war entfernt; mein Freund verhehlte mir
was er gewagt; warum mußt' er mir schweigen?
ich weiß es nicht! Vermuthlich strebt auch hier
ausschließend auf ein Vorrecht, für sich eigen
der schlaue Dimas; edler Rocca, dir
gilt nicht ein gleicher Vorwurf! immer glaubte
mein Herz: daß dir ein Schwur es nicht erlaubte.

58.

Und diesem Bunde, diesem Heldenstamme
dankst du die Abkunft! Früh schon übergab
Jolande dich an eine treue Amme,
denn ihre Blüthe welkte früh zum Grab.
Entflohn dem Hofe, weichend vor der Flamme
des Kriegs, kürzt Gram Jolandens Leben ab.
Nur wenig kann ich, damals selbst zum Flüchten
gezwungen, von der Mutter dir berichten.

59.

Nebst ihres Gatten Vielgetreuen allen
verschlang unrettbar sie des Unglücks Strom.
Auch sie verrieth der Bube. Angefallen
war ihr indeß das Erbe von dem Ohm.
Als Eigenthum empörter Reichs-Vasallen
raubt es der Hof; sie floh und fand in Rom,
wo sie des heil'gen Vaters Schutz erflehte,
geneigt Gehör — und ihre Ruhestätte.

60.

Ob Rache sie in Rom mit gift'gen Pfeilen
verfolgt, um sichrer ihrer Güter Raub,
nach Tigerrechten, unter sich zu theilen —
wer mag es wissen? Für die Schwächern taub
bleibt Uebermacht! und dennoch ist's zuweilen
gerathner, wenn der Kläger Asch' und Staub
geworden! — ganz vorzüglich wenn Beschwerden
vom heil'gen Stuhl gerecht erfunden werden.

61.

Schon damals warst du elternlose Waise
als meine Gattin in verstellter Tracht,
bei meiner Flucht, nach mühevoller Reise,
dich zu den Pyrenäen mir gebracht.
Erzogen in des Hausstands engem Kreise
mit treuer Sorgfalt, mußte mit Bedacht
ich Stand, Geburt und Abkunft dir verschweigen
und keine Spur vergangner Größe zeigen.

62.

Gern nannten wir dich eigne Tochter; schenkte
nicht Elternrechte uns die Elternpflicht?
Du liebtest uns; zu stiller Tugend lenkte
das Beispiel wie des Prior's Unterricht;
doch als ich dort der Gattin Sarg versenkte
in fernen Boden, fühlt' ich das Gewicht
vermehrt; von Erdenbanden losgekettet,
blieb nur durch dich mein ödes Sein gerettet.

63.

Bin ich allein, ich in mich selbst versinke;
ich seh' dorthin — denn ist nicht dort ihr Grab? —
Es schien, als ob das Vaterland mir winke; —
ihm eil' ich näher, doch es weist mich ab!
Verstellung schützt mich, und die Fischerpinke,
sie, die im Glück mir sonst Erholung gab,
dient als Gewerbe; unverlöschte Rache
entdeckt mich nimmer unterm Binsendache.

64.

Trotz ihrer ward erfüllt, was ich gelobte!
Tief leidend aus des Vaterlandes Schoos
verbannt, der Sturm, der um mich, in mir tobte,
besänftigt! sieh! der Menschen Kraft ist groß,
ist nur ihr Wille gut! — auch ich erprobte:
Entsagung, Dulden bleibt der Erde Loos!
Viel hat des Schicksals Walten mir entrissen!
Viel lernt' ich tragen, lernte viel vermissen!

65.

Auch du, Geliebte! lerne nun verzichten
auf Hoffnungen! dich knüpft des Vaters Hand
an Rocca's Sohn; wer darf sein Werk vernichten?
wer seine Wahl? wer meines Eides Band?
Es dränge nicht sich zwischen deine Pflichten
und dein Gefühl ein fremder Gegenstand!
Sei muthig, Tochter! wähl' und sollst du leiden,
so wisse: Schmerz wie Hoffnung gilt uns Beiden!"

Fünfter Gesang.

1.

Geheimnißvoll, erspäht in düstern Fernen,
im Ziel geahnt, still, wie der Mond entlang
die Bahn verfolgt dort zwischen Nebelsternen,
so waltet hier des Schicksals ernster Gang.
Ertragen! hoffen! schweigen! dulden lernen!
dieß sei der Gruß, es sei der Wiegensang
der Mutter! dieß der Wahlspruch, Erdensöhne!
der Weisheit Ruf, der bis zum Grab ertöne!

2.

Drum achtet bei dem Lauf der Warnungszeichen!
drum überspringt nicht tollkühn Maß und Grad!
Des Kraters Grund — ihn kann kein Fuß erreichen!
zum höchsten Gletscher führt kein Menschenpfad.
Greift nicht verwegen in die Flammenspeichen
sich flüchtig drehend in des Schicksals Rad!
Wie das Getriebe Spreu und dürre Halmen
so würd' es den Verwegenen zermalmen!

3.

Wohin verlor, von Eitelkeit getrieben,
hienieden oft sich stolzer Ruhmsucht Flug!
Gesetze hat sie Enkeln vorgeschrieben,
gehemmt der Sympathien Wellenzug! —
Geschlechter, vom Verhängniß aufgerieben,
und Formen, welche Kronos Hand zerschlug,
bewahrten sie doch Menschen vor dem Wähnen
ihr Wollen auf Geschlechter auszudehnen!

4.

Wie jener Cherub mit dem Flammenschwerte
steht Angelo's verwegener Beschluß,
der freie Wahl Irenen streng verwehrte,
jetzt zwischen dieser und dem Genius
des Glücks, der ihr zuerst den Wunsch erklärte,
dem schweigend, duldend, sie entsagen muß!
Wohin sie blickt sind zwischen gähnenschroffen
Abgründen, ach! nur Gräber für sie offen!

5.

Pietro Rocca! — hohl und dumpf erklingen
die fremden Namen, die ihr Herz nicht kennt!
Es eilt, gehoben von der Liebe Schwingen,
hin zu Diego, den es leiser nennt!
Wie darf es Ruh, wie Hoffnung sich erringen,
wenn Klosterschwur ihn ewig von ihr trennt?
Wie darf sie Schwüre, wie Gelübde wagen?
Kann sie Diego und dem Glück entsagen?

6.

Und müßte sie den kühnen Schritt vollenden,
fiel in der Weih' ihr braunes Ringelhaar,
wird dann nicht, schweifend von der Heil'gen Blenden,
durch Eisengitter von dem Hochaltar
ihr thränenmüdes Auge hin sich wenden
zu ihm, erkannt in frommer Beter Schaar,
dem in dem Eid, dem Kloster ausgesprochen,
sie frühern Schwur der Lieb' und Treu gebrochen?

7.

Indeß in der Gefühle bangen Träumen,
im stillen Leid Irene sich verlor,
tritt aus der Kindheit frühern Nebelräumen,
manch Schattenbild ihr in Erinnrung vor;
wie fremde Männer, kenntlich an geheimen
Verbündungszeichen, in der Nächte Flor
verkleidet, zu des Greises Wohnung schlichen;
wie beim Gespräch oft halbe Nächte wichen;

8.

Wie mit der Männer einen einst ein Knabe
so wunderschön bei ihnen eingekehrt;
wie lieb er sie, sie ihn gewonnen habe,
wie gleiches Spiel ihr kindisch Glück vermehrt,
und jener Mann ihr manche kleine Gabe
zum Unterpfand des Wiedersehns verehrt;
wie bei der Trennung beider Spielgenossen
vereinte Thränen heißer sich ergossen:

9.

Dieß Alles stellt sich aus dem Hintergrunde
der heitern Jugend ihr lebendig dar.
Ihr sagt das Herz, der Greis giebt deß ihr Kunde,
daß jener Knabe Pietro Rocca war,
Giacom sein Führer. Von dem Heldenbunde,
zerstreut durch Mangel, Aechtung und Gefahr,
begrüßte keiner jener Waffenbrüder,
seit Jahren Iunag's Fischerhütte wieder.

10.

Entschlossen, nicht zu wanken, auszurichten
des Freundes Willen und Befehl, bedenkt
der biedre Greis bei seiner Treue Pflichten
Irene's Herz, in Trauer tief versenkt.
Auf Lebensglück im Schleier zu verzichten —
Ha! welch ein Loos, wenn Liebe Herzen lenkt
zu süßer Hoffnung! sie, der Wonne Fülle
sie stirbt, erstickt von dieses Schleiers Hülle!

11.

Wie vom Gewürm zernichtet, sinkt die zarte
entsproßne Blüthe hin am Rosenbaum
der frühen Hoffnung! Schonend, treu bewahrte
der Greis Irenens süßen Jugendtraum;
selbst die Entdeckung der Bestimmung sparte
er für den Augenblick, wo, wähnend kaum
wie früh die Liebe tiefe Wunden schlage,
es Pflicht ihm ward, daß er das Letzte wage.

12.

Im Stundenglase seines Lebens rinnen
nur wenig Körner noch für ihn herab.
Was darf Irene einzeln dann beginnen?
Mit Iunag's Leben bricht ihr letzter Stab!
Starb Rocca's Sohn, was bleibt ihr zu gewinnen
im Lebensspiel? dann winkt ein lebend Grab
im Kloster ihr und bei den Lebendtodten
verwelkt der letzte Zweig der Castrioten!

13.

Nicht säumen darf er; mehr als Jahre drücken
ihn die Gefühle mahnend an die Pflicht
einst angelobt. Der Blitze nahes Zücken
gewahrt Irene; der Verklärung Licht
umstrahlt die Hohe und mit Siegerblicken
schaut sie herab auf Nebel, welche dicht
den engen Umkreis ihres Seins umflogen —
ihr strahlt von fern des Sieges Regenbogen!

14.

Gerungen hat sie lang, in stillen Nächten
gebetet um Agathens Schutz; da steigt
die Heil'ge nieder, haltend in der Rechten
die Palme! hin auf ihren Altar zeigt
sie freundlich! Gottgeweihte Kinder flechten
dort Kränze! — Einen beut sie dar und schweigt.
Irene ahnt in diesen Traumgesichten
ihr nah Geschick in strengen Klosterpflichten.

15.

Der Genius, umkränzt mit Mohn und Flieder,
löst ihren Schlaf mit sanfter Schwanenhand.
Des Traums Erinnrung kehrt ihr lebhaft wieder
und gilt ihr als erspähter Deutung Pfand.
Die Fantasie leiht Wort ihr, lehrt ihr Lieder,
und sinnend nimmt sie von der Hüttenwand,
die Mandoline, allzulang vergessen,
umschattet von Geranien und Cypressen.

16.

Ihr Antlitz glänzt in glühen Morgenröthen;
im leichten Duft, der sich zum Hüttchen neigt
scheint sie, die zu den nahen Gartenbeeten,
zu Rosenschwestern sich hinab gebeugt,
ein Götterwesen, das in glanzerhöhten
Erscheinungen zur Erde niedersteigt;
und zum Akkord der Saiten leisberührend,
tönt sanft die Stimm' ätherisch sich verlierend.

17.

„O tritt noch einmal, du des Himmels hehre
Erscheinung, aus dem Silberwolkenflor!
Noch einmal säusle aus der fernen Sphäre
der Engel Lied in mein entzücktes Ohr!
Dort seh' ich sie, die bräutlichen Altäre,
von denen sich mein irrer Schritt verlor
die Palm' in deiner Rechten führe, weise
mich in der Eingeweihten stille Kreise!

18.

„Dort lenke strenge Regel die Verirrte,
und Andacht reiche mir die Schwesterhand.
Der Einsamkeit für immer treu, umgürte
die Demuth mir das härne Bußgewand.
Entblättert welke mir der Liebe Myrthe!
der Schleier hülle vor der Erde Tand
den reinen Blick, und nimmer, nimmer lenke
er sich nach ihm — ach deß ich weinend denke!

19.

„Nach ihm, der früh sich dieses Herz gewonnen,
eh' es noch jemals andern Wunsch gehegt;
dem es noch spät, wenn jener Traum verronnen,
wenn andrer Schwur ihm Fesseln angelegt,
in dem Gefühl entbehrter Lebenswonnen
entgegenklopft — bis es nicht ferner schlägt! —
Verwegne! wie? dein Vorsatz dieß? Agathen
erblicktest du — und hast sie schon verrathen?

20.

„Verschwinde denn, du Rausch vergangner Zeiten!
gehab dich wohl, du der Morgana Bild!
nicht fürder sollst du mir vorübergleiten! —
Agathens Name bleibe Schirm und Schild!
Ihr gleich will ich dieß schwache Herz bestreiten
ihr folgen in ihr schauerlich Gefild,
die Glocke tönt zum Schwur! der Weihe Horen
beginnen — und ich hab' ihr schon geschworen!

21.

„Noch nicht — noch nicht! o schonet mein, Gestalten
der Nacht, ihr, die mir bleich vorüber schwebt!
Des Vaters Wink, die schaurigen Gewalten
der Vorzeit drohen — und mein Innres bebt!
Die Saiten schwirrten — Todestöne hallten
entgegen mir — vergebens widerstrebt
dieß arme Herz — o daß im Schwanenliede
ein süßer Tod den schweren Kampf entschiede!"

22.

Sie schweigt. Mit der Begeistrung schnellem Feuer,
das schwärmerisch im jungen Busen sprüht,
begehrt sie dringend den Novizenschleier;
doch der Entschluß, so fest er schien, verrieth
dem Greise leicht, daß inniger und treuer
dem fremden Jüngling ihr Gefühl entglüht;
daß Fantasie ein edles Herz besteche,
das stark sich wähnt in niegekannter Schwäche.

23.

Mit Weisheit und Erfahrung ausgerüstet
hat ihn das Alter und mit scharfem Blick.
Für sie, die selbst sich täuschend überlistet,
erkauft er gern der Zukunft sichres Glück
mit seinem Leben, nur zu lang gefristet.
Vergebner Wunsch! drum dünkt ihm ihr Geschick
weit minder hart, wenn, der Gefühle Hitze
benutzend, er sie gegen Rückfall schütze.

24.

Auch naht der Tag Sankt George's, einst vor allen
als Castrioto's Namensfest erwählt
zum Festtag der verbündeten Vasallen
und Freunde, die, zur Treue neugestählt,
in Nicolo d'Arena Klosterhallen
ihn feiern. Längst vom Bunde losgezählt
war dieser Tag, in der Erinnrung trüben
Gewölken, Vielen theuer noch geblieben.

25.

Ihn dort zu feiern, ist der Greis entschlossen,
und der Erinnrung an den Bundverein,
an seine Freunde, seine Kampfgenossen,
ein stilles Fest nach Jahren noch zu weihn.
Sonst zog im Prunk mit Rittern, Knappen, Rossen,
er laut begrüßt mit Angelo dort ein,
jetzt pilgert er, Irene ihm zur Seite,
und Gram und Schmerz giebt Beiden das Geleite.

26.

Geworfen ist ihr Loos! an heil'ger Stelle
winkt ihr, die ach! so lange kämpft und litt,
die Ruhe wieder; zu des Innern Schwelle
ist durch's Noviziat ein kurzer Schritt;
so hofft sie, sehnt sich nach der öden Zelle,
aus der kein Fuß zurück ins Leben tritt.
Es naht das Schicksal, sie ins Grab zu drängen,
deß Riegel Gram und Reue nimmer sprengen.

27.

Sie folgt dem Greise schweigend, doch beklommen,
aus ihrer Heimath stillem Fischerthal.
So folgt einst Isaak ihm, heiß entglommen
von Glauben, dem ein strenges Wort befahl
zu opfern seinen Sohn, den einz'gen, frommen!
So trug er nach das Holz und bot dem Stahl
sich folgsam dar, bis Jehova's Gesandte,
die Opfrung wehrend, Angst und Trauer bannte.

28.

Auf schmalem Nachen ist es überflogen
das wilde, ungezähmte Element,
das in Messina's Faro blauen Wogen,
Calabrien vom nahen Strande trennt.
Fortpilgernd wird der kleine Strich durchzogen
bis wo des Aetna Nebelsäule brennt,
wo dicht aus der Cyklopen Orkushallen
im leichten Aether Wolken niederwallen.

29.

Seit Wochen schon durchrollt ein dumpf Getöse
der Berge Innres; freien Ausbruch sucht
verhaltne Glut; als ob der Grund sich löse
zerbersten Mauern; gegen Fels und Bucht
kämpft hart das Meer; doch säumt der Calabrese,
gewohnt gelinden Ausbruchs, mit der Flucht.
Der Heimath will er ungern nur entweichen
und achtet kaum der nahen Warnungszeichen.

30.

Auch dürfen sie der beiden Pilger Reise
nicht hemmen. Für den Zweck der Wandrung gnügt
Ein Tag; beim Wunsch, das Fest nach vor'ger Weise,
am Orte, der so nah vor Augen liegt,
zu feiern, scheint das Hinderniß dem Greise
vorübergehend und sein Vorsatz siegt.
Irene ahnt im nahen Todverkünden,
im allgemeinen Aufruhr Trost zu finden.

31.

In weiter Ebne liegt, gestreckt auf grüner
Erhöhung, die das offne Meer beschaut,
San Nicolo d'Arena, wo mit kühner
Begeistrung, welche höherm Schutz vertraut,
im reichen Flecken, die Benediktiner
ein stattlich Kloster sich vorlängst erbaut.
Vor Aetna's Toben in dem nahen Stürmen
kann nicht Gebet sie, nicht Gelübde schirmen.

32.

Mit des Gefühls unaufgehaltnen Zähren
naht sich der Greis dem Kloster und Altar!
Es tönt der Chorgesang, noch abzuwehren
durch höh're Macht die drohende Gefahr! —
Ihr stilles Leid der Jungfrau zu erklären
wirft sich Irene dort, wo nicht die Schaar
der Beter, nicht Geräusche sie zerstreuten,
hin vor ein Bildniß der Gebenedeiten.

33.

Doch von dem Sturmwind fortgeschleudert, wogen
indeß die Wolken tief, ins Dunkelblau
gehüllt, von leichten Streifen hier durchflogen,
dort aufgethürmt in schwärzlich-dickes Grau,
hier bis ins flache Thal hinabgezogen,
dort aufgethürmt im himmelhohen Bau,
der zu den Sternen leitet, auszugleichen
der Erde Fläche mit den Sternenreichen.

34.

Urplötzlich fällt ein dichter Aschenregen,
verfinstert ist der Aether, schwül die Luft.
Dem Tauber fliegt das Täubchen scheu entgegen,
vom letzten Laut des Sterbenden geruft;
sie fallen beide auf vereinten Wegen! —
so birgt zwei Gatten Eine stille Gruft! —
Entglühter Bimsstein, ähnlich Donnerkeilen,
sprüht ringsumher und steigt in Feuersäulen.

35.

Durch Wipfel ras't der Sturmwind, beugt die Kiefer;
die Pinie sinkt, zerspaltet, wurzellos.
Der Donner rollt! das Meer aus dem Geüfer
sich wälzend, stürzt den Fels mit Riesenstoß.
Blaßgräulicht wogt die Fluth wie blanker Schiefer,
das Schuppenvolk hebt aus dem Wellenschoos
das scheue Haupt; die Meeresschwalben schweifen —
es scheint ihr Flug am Boden anzustreifen.

36.

Gehoben ist der Aetna in den Fugen,
aus seinem Innern fließt ein Schwefelmeer.
Giganten, die Jahrtausende ihn trugen,
sie heben ihre Häupter, fesselschwer.
Der Krater gähnt; aus Rauchgewölken schlugen
blaurothe Flammen; Lava rollt daher
in dicken Wellen, meilenweit entfliegen
Sand, Asch' und Schlacken eisendicht gediegen.

37.

Gewaltig brüllt der nahen Donner Rollen,
wie das Beginnen, einer nahen Schlacht,
wo tausend Schlünde von den Schanzen grollen,
wie Felsenfall im Katakombenschacht.
Der Mittag birgt sich tief in schreckenvollen
Verhüllungen, in siebenfacher Nacht,
als Schlag auf Schlag und Blitz an Blitz sich drängen,
vermögend selbst der Erde Grund zu sprengen.

38.

Die Zackenblitze kreuzen sich und zünden;
in Trauer ist der Schöpfung Schmuck verkehrt.
Der Himmel flammt; in innern Feuerschlünden
verschlingt jetzt Tellus was sie sonst genährt;
und wo sich Lavaströme drohend winden,
sie, denen nimmer Damm und Mauer wehrt,
da starren Feld und Au in kahlen Gluten
und Alles weicht verwüstungsschwangern Fluten.

39.

Sie überschwemmen Häuser, Villen, Städte;
die Mauer weicht, es sinkt der Thürme Höh.
Sie hält nichts auf; Thal, Wiesen, Ackerbeete
und Gärten ebnet sie zum weiten See!
So waltet, daß er jede Spur zertrete
der Schöpfung, lachend zu der Menschheit Weh,
ein böser Dämon, mit Verwüstungsmächten,
entronnen aus des Hades alten Nächten.

40.

Gesprengt aus Demantangeln, aus den Schranken
gerissen scheint die Erde, scheint ihr Gleis.
Wie blasse Geister, die der Gruft entschwanken,
herauf gefodert in des Magus Kreis,
so schleichen bange Menschen hin und wanken!
Vermissend Freunde, Gatten, Eltern, weiß
kaum einer ganz was er verlor; ihr Schweigen
ist schrecklich, ist nur der Verzweiflung eigen.

41.

Zum unentfernten Meeresufer flüchtet
das Volk in Thränen; Jammer und Gebet
ertönen; jede Hoffnung ist vernichtet;
nur der Verödung Todesathem weht!
Denn wo ein Gott mit Feuerflammen richtet,
bleibt Trost vergebens, Reue allzuspät.
Geburt, Stand, Alter, was sonst Menschen scheidet,
sind hier vereint, wo Jeder klagt und leidet.

42.

San Nicolo versinkt in Asch' und Feuer,
von Dampf erstickt, von Gluthen überschwemmt.
Der Lavastrom füllt Gräben, sprengt Gemäuer,
hoch überwogend, was entgegendämmt!
Er, dessen Fortgang nicht Agathens Schleier,
der sonst dem Ausbruch widerstanden, hemmt,
rollt fort und stürzt im breiten Feuermeere
die Tempel und der Heiligen Altäre.

43.

Die Kirche schwankt, gesprengt in Eisengittern
aufschließt die Gruft sich bei der Stürme Wuth.
Des Domes Wölbung reißt im Grunderschüttern;
Irene hört es kaum in frommer Gluth!
Die Wand erbebt; es scheint das Bild zu zittern —
— als Gnadenzeichen stärkt es ihren Muth!
So übertäubt des Herzens Machtempörung
der Elemente Kampf, der Welt Zerstörung!

44.

Doch schrecklich wird der Irrwahn der Gedanken,
der Fantasieen Gluth ihr fortgescheucht!
Der Tempel dröhnt — ein Erdstoß — seht! die schlanken
Tragpfeiler beben und ihr Grundstein weicht!
Ein Bogen stürzt — die Priester fliehn — es wanken
die Betenden empor, erschreckt, erreicht
von Steinen, die mit Schutt die Kirche decken —
rund überall Entsetzen, Jammer, Schrecken!

45.

Wie Krieger, von der Rosse scharfen Hufen
zermalmt im Kampf, liegt zwischen Schutt und Staub
die Menge. Greise schwanken zu den Stufen
der Ausgangshalle, sichernd wie im Raub
das Leben. Herzzerreißend tönt das Rufen
nach den Vermißten; aber stumm und taub
sind Viele schon — getödtet im Zerschmettern,
und fruchtlos jammern Andre nach Errettern.

46.

In halber Ohnmacht sinkt betäubt Irene; —
ihr Blick, nach dem geliebten Greis gewandt,
späht nur nach ihm in dieser Schreckensscene,
und schließt sich dann wie nah am Grabesrand.
Doch kräftig faßt mit männlich starker Sehne,
ein fremder Arm sie; eine sanfte Hand
hebt sie aus Steinen, die dicht um sie flogen,
und trägt sie zu des Ausgangs Wölbungsbogen.

47.

„Wohin? wohin? nicht sollst du mich erfassen,"
ruft sie erwachend, „rette, ist's noch Zeit,
den Vater dort! ihn darf ich nicht verlassen —
weiß ist sein Haar, ein Pilger ist's!" — Und weit
hinein ins sinkende Gebäu, durch Massen
geborstner Steine, dringt, vom Tod bedräut,
der Retter, will, ob die Gefahr gestiegen,
das Wagstück enden oder unterliegen!

48.

Der Greis sinkt kraftlos unter Schutt; es ragen
Haar und Gewand aus lockern Trümmern vor.
Den Aufgeregten will der Starke tragen —
da stürzt ein Stein herab vom Seitenchor
und trifft des Jünglings Arm; doch sonder Klagen
geleitet er den Greis ans Ausgangsthor
hin zu Irenen, drängt und rettet Beide
aus dem in Trümmer sinkenden Gebäude.

49.

Dem Arm, durch breite Wunde wie zerschnitten,
entrieselt Blut — doch achtet er dieß nicht.
Fort eilen sie mit angstbeschwingten Schritten,
durch Schutt, durch Nebel, die der Sonne Licht
verdüstern, vor das Thor zu niedern Hütten,
wo bessern Schutz der Rettende verspricht.
Wenn Städte sinken, wenn Palläste wanken,
ruht still das Hüttchen unter Weinlandranken.

50.

Doch kraftlos muß der matte Greis jetzt rasten
in einer Flur von Myrten rings umzäunt.
Erhöhte Rührung, heißer Dank erfaßten
sein Herz; denn wie ein Himmlischer erscheint
der Retter ihm, der in dem abgeblaßten,
doch schönen Antlitz Muth und Hoheit eint.
Der Wunde Schmerzen scheinen ihm zu schwinden,
da sich Irene müht sie zu verbinden.

51.

„Wer bist du," ruft der Greis, „den Gott uns sandte
zur Hülf in der Zerstörung Angst und Graus?
Heil, Segen dir! nie spricht des Danks entbrannte
Empfindung sich in schwachen Worten aus! —"
„Diego heiß ich," spricht er; — ach! ihn nannte
Irenens Herz schon längst! — „dort ist das Haus
des kranken Vaters; erst seit Monden kehrten
wir zu der Stadt als Romuald's Gefährten.

52.

„O wohl mir, wenn mein Beistand, abzuwenden
die drohenden Gefahren, euch genützt!
Ein Werkzeug war ich in der Vorsicht Händen;
sie ist's allein, die gute Menschen schützt;
sie hilft, ich hoff' es, siegreich mir vollenden,
denn ihre Macht ist's, die mich unterstützt!
Wenn unter Todten sie mein Leben sparte,
so ist's Irene, der sie mich bewahrte!

53.

„Irene! ja in dieser heil'gen Stunde,
bekenn' ich unsre Liebe, edler Greis!
Gewiß, euch gab die holde Tochter Kunde —
sie kennt mein Herz — es liebt sie glühend heiß.
O Vater, euern Segen unserm Bunde!
Irene sei mein heut errungner Preis!
Seit an Agathens Fest wir uns getroffen,
ist sie mein Glück, mein Streben und mein Hoffen!

54.

„Wie flog mein Herz im sehnenden Verlangen
zu eurer Heimath über jenes Meer!
Doch krank lag hier mein Vater, kaum entgangen
dem Tod, verwundet von der Feinde Speer.
Mir galt der Stoß, er hat ihn aufgefangen;
doch siegreich blieb bei Badajoz das Heer,
in dem wir kämpften: bei des Sohnes Pflichten,
mußt' ich auf Wiedersehn und Glück verzichten.

55.

„Und — o der Wonnen! als ich plötzlich heute
dich sah, Irene! folgend deiner Spur,
dich unerkannt umschwebend, dir zur Seite,
für dich besorgt im Tosen der Natur,
im Elementenkampf, — gelobte, weihte
ich mich im Stillen und mit theuerm Schwur
als Schutzgeist dir, und selbst im Weltzerstäuben
im Tod und Leben treu dir zu verbleiben.“

56.

Er schweigt und forscht mit vielberedtem Prüfen,
in des in Schmerz versunknen Greises Blick.
„Uns unerforschlich sind des Schicksals Tiefen,“
spricht dieser langsam; „hart ist dein Geschick!
Des längst verstorbnen Vaters Winke riefen
Irenen früh zum Kloster. Eheglück
bleibt ihr versagt. Vom Vater übertragen
ward ihre Leitung mir in frühern Tagen.

57.

„Was er gebot, geziemt mir zu erfüllen,
ob sich dabei das eigne Herz empört.
Mehr darf es selbst dir, Edler, nicht enthüllen,
den es als Retter ewig dankend ehrt.
Irene kennt ihr Schicksal; ihren Willen
hemmt strenge Pflicht; in wenig Tagen schwört
sie das Gelübde; höh're Mächte scheiden
zwei Herzen würdig aller Lebensfreuden.“ —

58.

„So bleibt mir nichts für diese Welt zu hoffen!
Wohl denn! so schwinde dieses Lebens Spiel!
Ha! was ich ahnte — schwer ist's eingetroffen!
Vernichtet ist der Wünsche letztes Ziel!
Lebt wohl! Lebt wohl! das Grab liegt vor mir offen!
und fallen werd' ich wie ein Held einst fiel!
Heil mir, wenn einst ich dort Irenen finde! —“
so ruft er: jach reißt er vom Arm die Binde.

59.

Entströmend wallt das Blut vom Arm bis oben
entblößt, bis zu der Brust herab gestreift:
und in des Herzen schwärmerischem Toben,
wo der Entschluß schnell zur Vollziehung reift,
faßt er den Dolch; zum Stoß emporgehoben
ist schon der Arm; doch mächtiger ergreift
der Greis den Arm, und kann, nah am Vollenden
der That, den Stoß noch ab vom Herzen wenden.

60.

„Halt ein,“ ruft er, „Diego! sprich, welch Zeichen
trägst du hier an der Brust? und wessen Zug
am Arm gebrannt? — wär's möglich? — diese Eichen —
der grüne Aar im himmelhohen Flug —“ —
„— Ein biedrer Mann — o möcht' ich ihn erreichen
ließ es zurück, wie er es sterbend trug;
drum will ich, ob mein Vater andre Fragen
mir nicht gelöst, es bis ich sterbe, tragen.“

61.

Diego spricht's; es bleichen seine Wangen,
denn stärker aus der offnen Wunde quillt
das Blut; ihn hält Irene heiß umfangen,
sie, der sein Leben mehr als Alles gilt;
ihr reges Sorgen, ihr verschwiegnes Bangen,
und ein Verband aus ihren Händen stillt
den Schmerz; die fast gebrochnen Augenlieder
entschließen sich — Irene kennt er wieder.

62.

Es schweigt der Greis; dann bringt mit heißer Bitte
er in Diego: daß er unverweilt
ihn leite hin zu seines Vaters Hütte.
Bald sind sie dort; denn wie ein Jüngling eilt
der Greis, Erwartung flügelt seine Schritte
und Hoffnung, ob ein Strahl des Lichts, ertheilt
durch jenes Zeichen, dieses Dunkels Nächte
zerstreue, seinem Ahnen Deutung brächte?

63.

Sie treten ein; gestützt von einer Krücke,
schleicht matt ein Greis entgegen, ihren Gruß
erwiedernd; kaum begegnen sich die Blicke
der Alten — welch ein seliger Erguß!
„Du mein Giacom? bist du es wirklich? drücke
ich an dieß Herz dich? — Segen dem Entschluß
hieher zu wallen! Segen diesem Tage!
Gott! du verleihst mehr als ich Greis ertrage! —“

64.

„O, guter Herr; euch darf ich wiedersehen?
euch meines Rocca Freund, euch heute — hier!
Vergebens eilt' ich in die Pyrenäen,
ich fand euch nicht und nimmer glückt' es mir
trotz Forschen euern Wohnort auszuspähen.
Verwundet lag ich, Romualds Panier
begleitend, um Diego in Gefahren
zu schützen, weilt ich fern von hier seit Jahren.

65.

„Wohl mir daß ich den Flüchtling aufgefunden,
dem Klosterzwang zur Unzeit einst entflohn,
den Namen tauscht er als er dort verschwunden —
umarmt in ihm hier eures Rocca Sohn!
Vom schweren Eide bin ich jetzt entbunden,
ich hielt ihn treu, weil noch Gefahren drohn.
Des Vaters werth ist Pietro; es verrathen
die edle Abkunft, Muth und hohe Thaten.“

66.

Und Junag führt den Jüngling ihr entgegen,
der Holden noch von Staunen still betäubt.
„Euch eint San Angelo durch Vatersegen!
der Castrioten letzte Sprosse bleibt
vermählt den Stamm des Freundes! auf den Wegen
der Lieb', ob Sturm und Fluth den Nachen treibt,
dürft nun ihr glücklich landen in den Hafen
als Freie, nicht als eurer Räuber Sclaven.

67.

„Des Vaters Schrift hat Schätze dir, Irene,
gerettet, meine Sorgfalt sie bewahrt.
Laßt bald von hier uns scheiden, jede Scene
des Leids vergessend, in vereinter Fahrt
nach Frankreich eilen, in entfernte, schöne
Gefilde, wo der Reichthum, treugespart
zum Ankauf nützt in Thälern der Cevennen —
dort soll kein Schicksal, kein Tyrann uns trennen.

68.

„Kommt, meine Kinder, schwört den Eid der Weihe!
von oben glänzt euch hehr ein mildes Licht!
O folgt ihm fürder in erprobter Treue
zum Ziel der Weisheit auf dem Pfad der Pflicht.
Trifft dann euch Schmerz, doch trifft euch nimmer Reue!
ich ging ihn standhaft, weiche von ihm nicht.
Auf ihm ist mir für Leid Ersatz geblieben:
des Rechts Bewußtsein und das Glück der Lieben!“

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.


MAR 21 1919




Widener Library
3 2044 098 665 805